4° Per. 5 i - 25,2

WS, liv

<36618044100015

<36618044100015

Bayer. Staatsbibliothek

Altbestand 32630

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 157. 1 Juliu§ 1852.

Zur Nachricht.

Das neue preußische Zeitungsstempel-Steuergesetz nöthigt uns, im Interesse der Abonnenten dieser Blätter und um dieselben nicht zu vertheuern, vom 3ten Quartale ab keine Anzeigen gegen Bezahlung mehr zu bringen, sondern nur unsre eigenen Verlagsanzeigen zu geben, indem wir uns vorbehalten nach Maßgabe der Umstände weiter vorzukehren, oder in zu bestimmenden Fristen ein besonderes Anzeigblatt, mit bezahlten Inseraten, beizugeben.

Stuttgart, im Junius 1852.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

England am Parlamentsschluß.

Kaum hat je in England eine solche Verwirrung der Ansichten geherrscht, als gegenwärtig am Schlusse des Parlaments und unmittelbar vor den Wahlen. Das Torysministerium wurde als ein protectionistisches von der ganzen Freihandelspartei mit einem Aufschrei des Unwillens empfangen, und man that alles mögliche die Minister zu bestimmten Erklärungen zu verlocken, um entweder, wenn sie in protectionistischem Sinne sich ausdrücken, desto herber über sie herzufallen, oder wenn sie gegen die Wiedereinführung eines Kornzolls sich erklärten, ihren Widerspruch mit ihren vormaligen Ansichten ihnen desto stärker vorzuhalten. Dabei wurde anfangs alles aufgeboten, um sie zur alsbaldigen Auflösung des Parlaments zu drängen, da sie doch mit einem ihnen abgeneigten Unterhause nicht regieren könnten; zugleich wurde die alte Antikornge setzlust sponsteichs von den Todten auferweckt, und eine mächtige Subscription zur Erreichung ihrer Zwecke ins Werk gesetzt. Die Tories zeigten, daß sie sich auf politische Manöverd just so gut als ihre Gegner verständen. Die Bemühungen Lord John Russells, alle Theile der Opposition, die er als Minister nicht hatte zusammenhalten können, vereint gegen das Ministerium zu führen, gewannen ein so factioses Ansehen, daß sein politischer Ruf nicht wenig darunter litt, und er dem Gebot der Nothwendigkeit, die Session zur Abmachung der nothwendigsten Geschäfte durch die Minister zu Ende führen zu lassen, sich beugen mußte. Indeß erließen sowohl Sir James Graham als er selbst ein Wahlmanifest, und nachdem sie ihr Pulver gehörig verschossen, trat der kleine Benjamin ganz geruhig auf, und erklärte in seinem Wahlmanifest, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen von einer Wiedereinführung des Kornzolls nicht die Rede seyn könne. Damit war der Opposition ihr Feldruf: theures Brod! aus den Händen genommen, und die Times, allerdings eine Vorsprecherin des Ministeriums, aber durch Dick und Dünn eine Vertheidigerin des Freihandels, mußte gestehen, daß die Wahlmanifeste sehr „lehrreich" geworden seyen. Das Ministerium führt gemächlich, nicht ohne einige kleine Schlappen, doch auch keineswegs ohne Triumphe, wozu Disraeli's Finanzrede nicht wenig beitrug, die Session zu Ende, und zwar dauert sie weit länger, als man es irgend erwartet hatte, so daß das Ministerium gehörig Zeit erhält, selbst die Wahlen vorzubereiten. Die Opposition ist, was die politischen Manövers betrifft, vollkommen überflügelt worden.

Das Ministerium hat im Parlament und in den Journalen viel hören müssen über seine anfangs zweifelhaften, dann entschieden einer Wiedereinführung der Kornzölle entgegenstehenden Ansichten; wir haben aber schon früher bemerkt, daß Disraeli bereits seit zwei Jahren die Wiedereinführung der Korngesetze aufgegeben hat, und nur von der nothwendigen Erleichterung der dadurch betroffenen Classen sprach, und daß anderseits (s. die Goldfrage in England Nr. 119—122) die Goldeinfuhr das sogenannte Freihandelssystems vorerst vom Schiffbruch gerettet hat. Das ist keine willkürliche Annahme. Der Herzog von Newcastle (Lord Lincoln) hat in der Sitzung am 24 Mai frohlockt die Frage gestellt, „ob durch den Freihandel die Bank von Gold entblößt worden sey, wie man vorausgesagt habe." Das ist allerdings nicht der Fall gewesen, aber der edle Herzog hat die Frage selbst beantwortet durch die Hinweisung auf Californien, an dessen Goldminen zur Zeit, wo Peels Bankacte (im Jahre 1844) und der Freihandel (1846) eingeführt wurden, noch niemand gedacht hat. Hr. E. S. Cayley, vieljähriges Unterhausmitglied für die nördliche Abtheilung von Yorkshire, der stets der Ansicht gewesen war, daß Sir R. Peels Geldgesetze die Abschaffung der Kornzesetze mit Nothwendigkeit herbeiführen müßten, hat in seiner am 8 Junius erlassenen Adresse an seine Constituenten geradezu gesagt: „Californien und Australien sind die unerwarteten Rettungsanker des gegenwärtigen Systems. Ein Fall im Werth des Goldes bedeutet mit andern Worten höhere Preise und niedrigere Taxen, während eine Herabsetzung der Preise der Erzeugnisse so viel ist, als wenn man das Gewicht des Souvereigns und die Last der Steuern verdoppelte. Wenn die Zufuhr von Gold fortdauernd steigen sollte, so wird dieß die erfreulichste Lösung unserer gegenwärtigen Schwierigkeiten seyn." Solche Aeußerungen beweisen, wie sehr man in England die wahren Gründe des außerordentlichen Flors des Handels und der Gewerbe erkennt: sie liegen in dem Ueberfluß an Capital und Umlaufsmitteln, welche das Goldertrügnis von Californien und jetzt auch von Australien in den Handel geworfen hat. Der abgedroschene Satz, daß der Freihandel diesen Flor erzeugt, ist im Werth bedeutend gesunken,

Gd/65/1543

4 Per. 59-2512

und täuscht niemand mehr, als die welche sich selbst absichtlich täuschen wollen. Wenn Russell in seiner Wahladresse am 22sten und der Herzog von Newcastle in seiner Rede vom 24 Mai mit Stolz auf die zahlreichen in neuester Zeit abgeschafften Taxen hinweisen, so genügt ein Rückblick auf die frühere Zeit: vom Jahr 1822 bis 1836 wurden für 25 Mill. Pf. St. Taxen abgeschafft und nur 1,9 Mill. aufgelegt, von 1837—1851 wurden 14,8 Mill. abgeschafft, dagegen aber 8,5 Mill. neu aufgelegt. Das spricht eben nicht zu Gunsten der Freihandelsperiode, wenn wir gleich auch keinen Schluß gegen sie daraus ziehen wollen. Aber auch die augeblich ungeheuer gesteigerte Ausfuhr ist nicht sowohl dem Freihandel als überhaupt der raschen Zunahme englischer Industrie zuzuschreiben. In den Jahren 1832 bis 1841 stieg der erklärte Werth der Ausfuhr um 41 Proc., also um $^1/_5$, vom J. 1842 bis 1850 (wovon also fünf Jahre noch nicht einmal dem Freihandel angehören) um 56 Proc., also nicht um ganz drei. Fünftel; der Unterschied der beiden Perioden ist also so gar groß nicht.

Wir ziehen aus diesen Angaben durchaus keinen andern Schluß, als daß die Freihändler Unrecht haben, den gegenwärtigen Flor Englands durchaus dem Freihandel zuzuschreiben; wäre dieß richtig, so hätte nach dieser Theorie Nordamerika, wo nicht zurückgehen, doch stehen bleiben müssen. Es ist aber eine bekannte Thatsache, daß Nordamerika in den letzten drei Jahren fabelhaft zugenommen hat trotz seines ziemlich strengen Schutzzollsystemé, und daß es, wie kürzlich eine Nachricht versauten wollte, nicht bloß einer Geldkrise nahe sondern mitten darin stände, [1] wenn Californiens Goldminen nicht entgegengewirkt hätten. Diese Goldausbeute hat bis jetzt ihre Wirkungen hauptsächlich nur in Belebung der Industrie und des Handels bei denjenigen Völkern gezeigt, welche nicht, wie der Continent, durch stete Befürchtung vor innern Erschütterungen oder äußerm Krieg darnieder gehalten sind. Wie sehr die Goldfülle auch hier den Zustand erträglicher machen hilft, und Anleihen möglich macht, die sonst schwerlich möglich geworden wären, das hat man bis jetzt noch nicht hinreichend erwogen. Doch wir kehren zu den speciellen Verhältnissen Englands zurück.

Auch die Times, dieß mächtige, namentlich in der Handelswelt so entscheidende Blatt, hat endlich nicht mehr sich enthalten können über die Goldfrage ihre Ansicht auszusprechen, und ihr Blatt vom 25 Jun. enthält einen mehrere Spalten langen Artikel. Wir heben aus demselben nur Einen aber einen entscheidenden Punkt heraus: die Times erklärt sich gegen eine Veränderung der Münzwährung; wir haben früher bemerkt, daß die Beibehaltung oder Veränderung der Münzwährung einen großen Streitpunkt zwischen den Staatsökonomen Englands bildet; die Protectionisten sehen in der Zunahme des Goldes eine Erleichterung der Steuern, und wenn die Spaltung zwischen dem in Silber zahlenden Continent und dem in Gold zahlenden England zum Ausbruch kommt, und sich in einem England nachtheiligen Wechselcurse zeigt, einen Ersatz für den verlornen Kornzoll. Die Handelswelt und noch mehr die Industriellen müssen einer stärkern Entwerthung des Goldes mit Besorgniß entgegensehen. Wenn die Times nach langem Warten endlich sich gegen eine Veränderung der Goldwährung erklärt, so geschieht dieß in der vielleicht durch neuere und gehrime Nachrichten bestätigten Erwartung, daß die Amerikaner das Gold nicht zur Handelswaare erklären werden, und Frankreich also auch nicht Ursache hat einem solchen Beispiel zu folgen. Die Times schlägt die innerhalb weniger Jahre zu erwartende Verminderung des Goldwerths auf $7^1/_2$ Procent an, würde aber das Gold in Amerika und Frankreich zur Handelswaare erklärt, so daß die Goldmasse auf England allein fiele, so müßte die Verminderung des Werthes viel bedeutender werden. Ob nicht in Amerika, wenn nicht dieß Jahr, doch in einem der nächsten Jahre, wenn die fabelhafte Goldgewinnung mehr und mehr ihre Folgen emfaltet, auch die Silberwährung wieder eingeführt wird, ob nicht dieß eine demokratische Maaßregel gegen die Herrschaft der Whigs zu werden verspricht, das sind Fragen, die wir vorerst bei Seite lassen wollen. Für jetzt steht die Erklärung eines so bedeutenden Organs, wie die Times, da gegen die Münzveränderung, die von den übrigen Freihandelsmännern bevorwortet wird, während die Tories ganz entschieden dagegen sind. Wir werden später noch davon hören, da die Frage immer drängender wird. Inzwischen kann man selbst aus der Argumentation der Times entnehmen, daß sie einen großen Theil der gegenwärtigen Prosperität dem Goldzufluß zuschreibt, wenn sie gleich in ihrer Eigenschaft als Fürsprecherin des Freihandels dieß in die Hauptreihe läßt.

Man kann auf dem Obengesagten von selbst abnehmen, daß das Freihandelsgerede seine Bedeutung großen Theils verloren hat, und nun auch das Ministerium der Opposition den Schlachtruf: Lord Derby und theures Brod! mit den Händen gewunden, so sieht es den Wahlen, zu deren Vorbereitung es sich füglich die Zeit genommen, mit weit größerer Beruhigung entgegen. Es ist ausfallend, daß die Journale, obwohl die Wahlbewerbungen seit Monaten in vollem Gang sind, doch noch keineswegs sonderlich in die Wahltrompete gestoßen haben, und doch stehen diese sehr nahe bevor, und müssen wohl im Laufe dieses Monats (Julius) noch vorgenommen werden. Das Ergebniß derselben, wenn man jetzt schon eine Vermuthung wagen darf, wird wohl eine nicht sehr große, aber ziemlich bündige Mehrheit des Ministeriums und eine noch stärker als bisher gespaltene Opposition seyn. Man muß nicht vergessen, daß Graf Derby eigentlich zu den Whigs gehört, daher bis auf die Appropriationsclausel mit Lord Melbourne, und später bis zum J. 1846 mit Sir R. Peel ging, daß also die Verschmelzung der eigentlichen Whigs mit den Conservativen eine längst vollbrachte Thatsache und die jetzigen Whigs nur noch eine ziemlich schwache Coterie sind, kaum viel stärker als die Peelites. Offenst Graf Derby, wie dieß bereits geschehen, den Kornzoll auf, so haben sie fast keine anderen als persönliche Gründe mehr, sich von ihm getrennt zu erhalten; eine eigentliche Partei, die mit ihnen geht, haben sie nicht mehr, falls sie sich nicht mit den Radikalen verbinden wollen, was nicht wahrscheinlich ist. Die radikalen und die von allen Parteien gleich unabhängigen Mitglieder dürften sich im nächsten Parlament ziemlich verstärkt zeigen, aber der Regierung mehr nützen als schaden, da sie mit wenigen Ausnahmen keine systematische Opposition machen werden, und Cobden mit seinen amerikanischen Ansichten vom Staat in der öffentlichen Meinung nicht besonders hoch steht. Ihm und seiner Partei hat Lord Palmerston in der Mitglidl durch die Versportung ihrer Friedenscongresse und ihrer bornirten Ansichten von den verwickelten Verhältnissen des brittischen Reichs — er sprach sehr vernehmlich von krämerhaften Gesinnungen — Schläge beigebracht, von denen sie sich so leicht nicht wieder erholen werden. Gefährlicher, namenlich Palmerston gegenüber, ist ihre

[1] Dieser augenscheinlich falschen Nachricht war namentlich auf den Umstand gebaut, daß viele Unternehmungen die allerdings nicht sehr reeller Natur sind — fancy stock nennt man die Actien derselben — und sich nur dadurch erhalten, daß das Geld ungewöhnlich wohlfeil geworden ist; zahlte man noch 10 bis 12 Proc. Zinsen im Jahr, statt wie jetzt 4 bis 5 Proc., so wären sie zusammengebrochen.

Schwäche in mehreren Zweigen des öffentlichen Dienstes, besonders in dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, ob aber Palmerston ins Ministerium kommt oder nicht, hängt von den auswärtigen Verhältnissen ab, und kann uns hier nicht berühren.

Ehe wir auf den nächst wichtigen Gegenstand in Englands innern Verhältnissen, die katholische Frage, eingehen, müssen wir noch einer Folge des Streits über den Freihandel erwähnen, nämlich der Besteuerungsfrage. Aus der finanziellen Rede Disraeli's, die mit humoristischem Salze gewürzt war, und worin er nachwies, wie das Parlament jetzt Zölle und Accisen aufhebe, dann aber sich doch auch, als nothwendigen Ersatz für die ausfallenden Einnahmen, keine directen Steuern gefallen lassen wolle, ersieht man einen Theil des Streits über directe und indirecte Besteuerung, aber auch nur einen Theil, denn die Ansichten stehen sich in Journalen und Broschüren mit einer Schroffheit gegenüber, die vorerst nur eine Ausgleichung durch die Regierungsgewalt und den Drang der Bedürfnisse übrig läßt. Vor einigen Jahren, bald nach der erstmaligen Auferlegung der Einkommensteuer, als die Finanzen in einem sehr blühenden Zustand waren, erhob sich ein Streit, ob man auf die Abschaffung der Accisabgaben oder der Zölle hinwirken solle. Letzterer Ansicht waren hauptsächlich die Freihändler, welche allmählich den Handel von allen Fesseln, auch von denen der Finanzzölle, befreien wollen; die Protectionisten zeigten sich mehr zur Abschaffung der Accisabgaben hin, um die Verluste, welche namentlich dem Landbauer drohten, auf diese Weise mehr auszugleichen. Der Kaiserkrieg von 1846 bis 47 und die darauf folgende Handelskrise wandelten die hohe Fluth der Finanzen in eine Ebbe um, und der Streit ob Zölle oder Accise allmählich aufgehoben werden sollten, fiel um so mehr, als man an den Ertrag der wichtigsten Accise- und Zollabgaben, wie Branntwein, Malz, Zucker, Tabak u. s. w. doch nicht rühren konnte, da solche Einnahmequellen nicht zu entbehren waren. Während jedoch das Bedürfniß der Finanzen weder das eine noch das andere gutieß, schritt die ökonomische „Schule", welche sich seit Ricardo vom Leben losgerissen hatte, und nach einem unerreichbaren Ideal strebte[1], auf ihrer Bahn fort, und Abschaffung aller indirecten Abgaben und Ersetzung derselben durch eine allgemeine Einkommensteuer wurde die Losung der sogenannten „Nationalconföderation" zu Liverpool.

Das ist nun ein Unsinn, denn die Vortrefflichkeit des Vorschlags auch angenommen, so ist doch die Ausführung allzu schwierig, und man kann, ohne den Staatshaushalt zu erschüttern, keine solche Sprünge machen. Indeß zeigt eine kürzlich unter der Aegide der „Nationalconföderation" herausgegebene Preisschrift, deren Verfasser sich bescheiden genug mit den Zeichen der unbekannten Größe X + Y und nicht mit seinem Namen unterzeichnet, die Richtung, welche eingeschlagen werden soll. Eine zweite ähnliche Schrift ist von einem Hrn. Alison, aber nicht dem bekannten Historiker, erschienen, und dieser ist von der Ausführbarkeit und Gerechtigkeit seines Plans so überzeugt, daß er keck behauptet, er müsse „jedermann befriedigen." Wie man in England, wo jetzt die Einkommensteuer 5½ Millionen beträgt, und freilich alle Einkommen unter 150 Pfd. freiläßt, etwa 44 Mill. durch directe Steuern aufbringen will, bei der bekannten Abneigung der Engländer gegen diese Art von Steuerzahlung, ist ein Räthsel, dessen Lösung wir der „Nationalconföderation" überlassen, und die Herren Lord Radnor, Jackson, Hinbley, L. Heyworth, letztere drei Parlamentsglieder, welche dem Verfasser der mit X + Y unterzeichneten Schrift 70 Pfd. St. Belohnung zuerkannten, möchten im Parlament auf manche erwartete und nicht erwartete Hindernisse stoßen.

Indeß so federleicht auch die Schrift trotz der zuerkannten 70 Pf. St. Belohnung wiegen mag, eine aufgeworfene Feder zeigt, woher der Wind kommt, und dieser Wind deutet offenbar darauf hin, daß man die indirecten Abgaben beschränken und die directen zu erweitern sucht. Auch die Aeußerung des Herzogs von Newcastle in der Parlamentssitzung vom 24 Mai, wo er an die Worte Sir R. Peels erinnert, daß das Maaß der indirecten Abgaben erschöpft sey, zeigt die Richtung der Freihändlerpartei. Daß sie nicht ganz ohne den Segen Einrichtung der Einkommensteuer, welche alle Einkommen unter 150 Pfund frei läßt, so spricht sich in diesen beiden von verschiedenen Personen und zu verschiedenen Zeiten ergriffenen Maaßregeln die Ansicht aus, daß die Leute mit geringem Einkommen durch die indirecten Abgaben hinreichend belastet seyen, und nicht mehr durch die directen belastet werden sollten. Indeß findet sich in Disraeli's finanzieller Rede eine Andeutung, daß Häusersteuer und Einkommensteuer, deren künftige Fortdauer Graf Derby im Oberhause vorläufig bereits angekündigt hat, in Zukunft auch die geringern Häuser und Einkommen treffen müßten. Ohne also auf die ausschweifenden Pläne der Nationalconföderation ein Gewicht zu legen[1], zeigt sich doch mehr und mehr, daß die directen Steuern in England mehr an die Reihe kommen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus einer Reise auf den südrussischen Steppen.

(Aus dem Dr. Warszawski. S. Bild vom 16 Junius.)

Einer der talentvollen kleinrussischen Schriftsteller hatte die Gewohnheit sich nie anders als mit einem Reisealbum von Hause zu entfernen. Auf der Reise, in den Schenken, auf den Jahrmärkten, im Umkreise mit mannichfachen Personen brachte er stets auf die Gespräche und Lieder und jedem charakteristischen Zug merkte er sogleich an. Wie viele merkwürdige Scenen, Vorfälle, Legenden, komische Verschiedenheiten wären worniger in Vergessenheit geriethen, wären früher gesammelt worden. Seit einiger Zeit macht ich mich drthalb auch nicht anders auf den Weg und will jetzt aus meinen Notaten ein kleines Bild meines Ausflugs nach dem chersonesischen Gouvernement und auf den jelisabetischen Jahrmarkt mittheilen.

Bisher hat man im obern Lande geglaubt, daß Verdytschew unter den Jahrmärkten in der Ukraine die Hauptrolle spiele; seit einigen Jahren sind wir inteß ein gutes Stück weiter hinab nach Süden gegangen, und wer jetzt gute Pferde kaufen, wer eine tüchtige Auswahl aus einer Menge Heerden haben will, der muß in die unermeßlichen Steppen die Jelisabetgrad nach Pedolien bis Balta gehen, oder noch besser über den Dnlepr setzen und bis Romny und an den Don vorgehen. In Ver-

[1] Wir machen in dieser Beziehung auf einen interessanten Artikel von Gouraud in der Revue des deux Mondes (15 Avril) aufmerksam, welcher den Titel führt, „über die Richtungen der politischen Oekonomie in England und Frankreich"

[1] Alison schlägt das in Großbritannien und Irland zu besteuernde Einkommen von unbeweglichem Eigenthum auf 231 Mill., das Einkommen von Erwerb auf 175 und die Taglöhne auf 227 Mill. an; von diesen 633 Mill. will er 8 Proc. oder etwas über 50 Millionen erheben und durch die Dienstherren den Arbeitern die Steuern am Lohne abziehen lassen.

deutschen sind die Liefreanten geblieben, doch schachern die Juden mit Krüppeln von Pferden, die aus irgend einem ausgeschätzten Viergespann genommen sind, und ganze Scharen von Roßtäuschern treiben sich herum. Indeß fängt dieß Jahrmarktsgezwölgel doch an, eine reichlichere Nahrung anderswo zu suchen und mir scheint, daß Zellsabetgrad sich binnen wenigen Jahren in Berdrischew umgestalten wird. Für jetzt haben die dortigen Jahrmärkte noch ihre eigene originelle Physiognomie, die man persönlich sehen muß, um sie zu verstehen. Was ist das chersonesische Gouvernement? Aus der Geschichte wissen wir, daß es reine, flache Steppen sind, auf denen im vorigen Jahrhundert Serben, Moldauer, Walachen angesiedelt, später aber ungeheure militärische Colonien angelegt wurden, und man meint, das seyen Einöden und nichts weiter. Allerdings ist dieß noch eine Einöde, aber von besonderer Art. Seit geraumer Zeit haben Leute, wie die ewigen Juden die einem Groschen nachlaufen, angefangen sich allmählich in die Steppen zu ziehen, getrieben durch die allerverschiedensten Ursachen. Wie ein neues Holland, hat dieser Landstrich zuerst die Spreu der Gesellschaft aufgenommen; alle möglichen Landstreicher [1] fanden hier sichere Schlupfwinkel in den Steppen und Schluchten gegen die Verfolgung der Regierungszewalt. Hier fragte sie niemand nach einem Paße, und selbst die anfässigen Bewohner nahmen sie willig in ihren Sloboden auf, wo sie wegen Mangels an Händen auf der ungeheuren Steppe noch Vortheil brachten. In diesen Steppennomaden und dieser Lebensweise zeigt sich noch der Pulsschlag des vor nicht allzu langer Zeit vernichteten Zaporogerthums.

Später als dieß Treiben sich befestigte, zogen heimlich ganze Bauernfamilien aus den der Steppe nahgelegenen Provinzen fort, gelockt durch die weite Ausdehnung der Einöde, auf der sie, wo es ihnen gefiel, pflügen und säen, und zahlreiche Heerden weiden konnten. Das ist der Anfang fast aller Niederlassungen in diesem Lande. Als diese Menschen die weiten Einöden einigermaßen bevölkert hatten, begannen auch wohlhabendere Leute ihrerseits sich nach den Steppen zu begeben. Aus was für einer wundersamen Mischung bildete sich diese Classe! Hier sind Russen, Polen, Franzosen, Serben, Walachen, Armenier, Griechen, Deutsche u. s. w. Es war dieß ein grünlicher Bodensatz, wie man ihn sich nur denken konnte, allein mit den Jahren läuterte ihn die Civilisation allmählich, und schon sich zeigt das Colorit nicht mehr so widerlich, wenn gleich noch originell genug. Hier gibt es schöne Häuser, wo man französisch spricht, sich in die neuesten Moden kleidet, Pariser Zeitungen und Romane liest, auf Fortepianos von Erard spielt, und in Wiener Wägen fährt, und daneben so struppige Individuen, wie man sie nicht leicht anderswo erblicken kann.

Odessa ist für diese Heroen die Sonne der Civilisation; da sie von demselben leben, so sind sie genöthigt, einigermaßen in fortdauerndem Verkehr mit ihm zu bleiben, und da sie die Welt durch dieß Fenster ansehen, so lernen sie dadurch Geselligkeit und schärfen ihre Ansichten. Von dem jungen Geschlecht ist weiter nichts zu sagen, dieß bildet sich nach den gewöhnlichen Gesellschaftsformen, aber höchst komisch ist die Umgestaltung der Erwachsenen. Hier ist keine Einfalt, wie man sie bei einem Dorfbewohner oder in dem Hause eines armen Schlachtizen findet, es ist vielmehr ein Gemengsel von Bildung, Stolz und gewissen gemeinschaftlichen Ansichten mit Dummheit und einer durchaus verkehrten Ansicht von der Welt. Das Gefühl eines edlen Stammes spielt darin die Hauptrolle; in dieser Hinsicht sind sie von den Begreifen unserer Zeit so weit entfernt, wie der Kranz von der Sonne. Betrachtet man diese Gesellschaft genau, so kann man sie folgendermaßen analysiren: es waren dieß einfache Leute von dunkler Herkunft, aber mit der Ansiedlung in den Steppen und durch die Nähe von Odessa haben sie von den weitläufigen Kenntnissen einiges aufgeschnappt, und sich daraus das wundervollste Gebilde von der Welt aufgebaut. Daneben sind einige wenige Ausnahmen, welche die Keime einer wirklichen Bildung mit in die Steppen gebracht haben, hier in Wohlstand und Eleganz leben, und oft die hundert Seelen besitzen. In Rußland spricht man, wenn von dem Vermögen eines Mannes Bericht gegeben werden soll, nur von der Zahl seiner Seelen, hier, wo die Bevölkerung schwach ist, setzt man zur nähren Bestimmung auch noch die Ausdehnung des Landes hinzu; man sagt z. B. er hat 100 Seelen und 1200 Dessiatinen Landes. er hat eine Stelle und 500 Dessiatinen. Der Bezirk von Kobrynsk zählt solcher Bewohner gegen 800!

Zellsabetgrad ist eine ganz hübsche Stadt. Am Flusse Ingul hingebreitet, mit einigen Thürmen von griechischen und katholischen Kirchen geschmückt, und auf einer fruchtbaren Ebene gelegen, bietet es einen freundlichen Anblick im Sommer, wo es, von ferne gesehen, durch das Grün seiner Horizonts an die Landschaften unter einem südlichen Himmel erinnert. Als ich mich der Stadt näherte, begegnete ich unaufhörlich Frachtwagen, Chaisen und Tarantassen der Bewohner von Chersen, langen Zügen von Tschumacke, die auf ihren großen Leiterwägen alle möglichen landwirthschaftlichen Erzeugnisse zu Markt führten, ganzen Heerden von Rindvieh, Schafen und Pferden. Die Umgegend ist Steppenartig, flach, von Bächen durchschnitten, in den Schluchten steht man kleine Dörfchen an den Enden des Horizonts die bekannten Mogilen (Erdaufwürfe, Gräber). Der Boden ist fruchtbar, die Aecker unabsehbar und die Steppe noch größer. Diese Steppen stehen in den Liedern unserer ukrainischen Dichter, denn bei diesen kommt der Ausdruck ganz besonders vor. Wer die Ukraine nicht kennt, glaubt sie bestehe ganz aus Steppe, gegenwärtig ist dieß aber gar nicht mehr der Fall. Die ganze Ukraine in den heutigen Gränzen der Gouvernements Kiew ist reich an Wäldern und, an den Ufern der Taemina, Irdyn und Resna nach dem Dniepr hin, an sogenannten Boren (Fichtenwäldern), wie man sie jetzt in Polessen (Waldland) nicht findet. Schwarz sind wiederum die ukrainischen Wälder, daß man nichts schöneres sehen kann. Sie erfüllen die tiefen Schluchten, schließen prächtige Eichenwälder ein, greifen stellenweise in die Felder ein, und in ihrem Schoose liegen eine Menge Fruchtgärten. Merkwürdig ist es, daß diese Fruchtgärten, ein Ueberrest älterer Zeit, von einem sorgfältigeren Anbau Zeugniß ablegen, als gegenwärtig stattfindet. Jetzt ist die Bevölkerung größer und hat mehr Mittelpunkte als früher, und doch werden die alten Fruchtgärten, und neue werden wenig angelegt. Dabei muß man sich noch erinnern, daß man in der Ukraine vor Jahren seine Ansiedlungen auszulegen sich bemühte, aus Furcht vor tatarischen Einfällen und den häufigen Kriegen, und der Ukrainer sein Leben hindrachte in geheim gelegenen Verstecken, tiefen Schluchten, abgelegenen von der übrigen Welt. Die hiesigen Jahrmärkte in den Städtchen befätigen diese Beobachtung. Die Bauern kommen auf denselben zusammen am Abend vor dem Jahrmarktstage, der Markt beginnt mit dem Grauen des Tages, um 10 Uhr ist er zu Ende und sie kehren nach Hause zurück. Diese heutzutage unbequeme Sitte stammt noch aus den Zeiten, als die tatarischen Einfälle diese Gegenden verheerten, und die Horden die Jahrmarktsleute anfielen, in der Hoffnung größeren Raubes und zahlreicherer Gefangenen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Collins und Cunard-Linie. Die nordamerikanische Regierung, welche kürzlich der Dampfschiffahrtsgesellschaft Collins, um der Dampfschiffahrt nicht ganz in die Hände der Engländer fallen zu lassen, eine monatliche Unterstützung von 20,000 D. zuwandte, hat ein Document bekannt gemacht, wonach die Leistungen der beiden Dampfschiffahrtslinien sich folgendermaßen gestalten. Im J. 1851 transportirte die Linie Collins 4156 Reisende, die Fahrt dauerte durchschnittlich 10 Tage 21 St. 10 Minuten, und sie zahlte 2,123,537 D. an das Zollamt. Die Cunard-Linie transportirte 4118 Reisende, ihre Reise dauerte durchschnittlich 11 T. 4 St. 10 M., und an das Zollamt zahlt sie 2,829,001 D. Beide halten sich also ziemlich die Wage, nur fahren die Amerikaner etwas schneller.

[1] Die patuische Sprache ist an Bezeichnungen derselben sehr reich; der Verfasser führe die unterschieden Benennungen Wintschengen, Hultajer und Rabuiter, und aus dem kleinrussischen Dictionair genau, auch nach den Namen Buckaten auf, der tatarischen Mutunk schreibt, und sich, wie mit früher gesehen, auch an der Wolga findet, wo er für die sich allenthalben hin vermehrenden Arbeiter und Matrosen auf den Wolgaschiffen im Gebrauch ist. A. d. U.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 158. 2 Julius 1852.

Zur Nachricht.

Das neue preußische Zeitungsstempel-Steuergesetz nöthigt uns, im Interesse der Abonnenten dieser Blätter und um dieselben nicht zu vertheuern, vom 1ten Quartale ab keine Anzeigen gegen Bezahlung, sondern nur unsere eigenen Verlagsanzeigen zu bringen, indem wir uns vorbehalten, nach Maßgabe der Umstände weiteres vorzukehren.

Stuttgart, im Junius 1852.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der arktische Ocean.

Wir haben unter diesem Titel in Nr. 21 u. 22 v. d. J. eine Mittheilung des Hrn. Aug. Petermann an das Athenäum gegeben; der Zweck dieser Darstellung war zu zeigen, daß man bis jetzt einen unrechten Weg eingeschlagen habe um den verlorenen Franklin aufzufinden, und daß aller Wahrscheinlichkeit nach der arktische Ocean um den Pol herum und bis auf eine ziemliche Strecke herab größtentheils vom Eise frei sey, d. h. eine offene Fläche darbiete, welche die Russen Polynja nennen. Hr Petermann hat jetzt seine bestfallsigen Vorschläge in einer umfassendern Form herausgegeben. Es scheint die ziemlich allgemeine Ansicht zu seyn, daß Franklins Schiffe an einer Inselgruppe nordwärts vom Wellington Canal aufgehalten wurden. Um dahin zu gelangen, gibt es vier Straßen, den Wellington Canal selbst, die Behringsstraße, das Meer zwischen Grönland und Spitzbergen, und das zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja. Die zwei ersten Straßen sind mit schlechtem Erfolge versucht worden, die dritte gilt für unthunlich, und die vierte ist diejenige, welche nach Hrn. Petermanns Ansicht am ehesten zu einem günstigen Ergebniß führen kann; nicht nur ist dieser Weg weit kürzer, in der That nicht weiter als von Woolwich nach Neuyork, sondern auch das Meer im Anfang des Jahres freier vom Eise, als irgend ein anderer Eingang in die große Polynja. In der That ist dieß nicht bloß eine auf Isothermallinien und physische Hypothesen gestützte Annahme, sondern eine auf das Zeugniß von Parry, Wrangel, Pages und namentlich Barentz gestützte Annahme. Hr. Petermann hat seitdem noch mehreres gesammelt, und sagt nun: „Schiffe die im Polarmeer im Februar oder März ankommen, gerade ehe die Sonne erscheint, können, wenn sie einmal ins Polarbassin gelangt sind, dieß bis an die andere Seite durchschiffen, ehe die Gewalt der Sonne die eisführende Strömung in Bewegung gesetzt hat, und sie hätten dann den ganzen Sommer im vollsten Sonnenschein vor sich, um den Zweck ihrer Reise auszuführen. Was wir bis jetzt von dem Meere nördlich der Behringsstraße und fast bis zu den neusibirischen Inseln wissen, beweist das Daseyn eines ausgedehnten Landes, das sich dem asiatischen Continent hinreichend nähert, um das Meer in einen jener schmalen Canäle zusammenzudrücken, welche bekanntlich der arktischen Schifffahrt die größten Hindernisse entgegensetzen. Dagegen weist alles was wir über das Meer von Neusibirien bis Spitzbergen wissen, darauf hin, daß in dieser Gegend ein großer arktischer Ocean und kein Land sich befindet."

Wir können indeß trotz der anscheinend sehr triftigen Gründe nicht unbemerkt lassen, daß gegenwärtig drei Expeditionen unter Belcher, Kellet und Pullen nach dem Wellington Canal, unter Collinson, Maclure und Mac Guire nach der Behringsstraße und unter Commander Inglefield nach der Baffins Bai und Labrador unterwegs oder im Begriff sind abzugehen, nur der von Petermann vorgeschlagene Weg ist nicht im Plane; es müssen also doch gewichtige Gründe gegen denselben und die Annahme eines so weit offenen Meeres vorwalten.

England am Parlamentsschluß.

(Fortsetzung.)

Es zeigt dieß die veränderte Richtung der Zeit und der Gesellschaft. Das bisherige System war, die Abgaben durch Erhebung indirecter Steuern von Verbrauchsgegenständen auf den Erwerb zu legen, denn nur dadurch ist die große, hauptsächlich von der Hand in den Mund lebende Classe der Lohnarbeiter zu erreichen; in dem Maaße, als man von diesem bis auf Sir R. Peel festgehaltenen Grundsatz abweicht, und die Last mehr auf den Besitz legt, werden die untern arbeitenden Classen mehr erleichtert. Diese Bewegung constatirt das Emporbringen derselben in England, sie macht den Bestand der alten Parteien und sogar den der alten Einrichtungen immer schwieriger, und es haben sich aus diesem Stand der Dinge verschiedene, einander zum Theil diametral entgegengesetzte Richtungen entwickelt.

Mit der Reformbill ist allmählich eine Classe von Männern ins Parlament gekommen, die, meist aus den Städten hervorgegangen, dem liberalern System zuneigten, und häufig mit den Radikalen zusammengestellt wurden, ohne im mindesten diesen Namen, wenigstens nicht im continentalen Sinne, zu verdienen. Sie gehören keiner der alten Parteien, Whigs und Tories, an, und sind allmählich zahlreich genug geworden, um sich nicht von einer derselben ins Schlepptau nehmen lassen zu müssen. Mit dem steigenden Reichthum und der Wichtigkeit der Städte muß diese Classe zunehmen, und sie bildet eine flottirende Masse, weil sie mit keiner der beiden bisher leitenden Parteien gehen kann.

Daraus entspringt zum Theil die Zerfahrenheit der Parteien: ein Ministerium kann sich nicht mehr wie sonst auf eine mehr oder minder geschlossene Masse von Anhängern, die mit ihr durch Dick und Dünn gehen, verlassen. Diese flottirende Masse, meist ganz aus unabhängigen Leuten bestehend, die nach keinem Amte angeln, repräsentirt England mit seinen Vorzügen und seinen Fehlern: die im Volke liegenden Sympathien und Antipathien treten unter denselben hervor, und wenn sie dadurch weit unklemmer werden und der Tiftelsin der Parteihäupter widerstreben, so drücken sie auf der andern Seite den öffentlichen Geist des Landes um so richtiger aus.

Dieß paßt namentlich auch auf die religiöse Frage, die in England mit jedem Tage ein bedeutenderes Ansehen erhält. Wenn ein Premierminister, wie Lord John Russell, sich so vergessen kann, in einem für die Oeffentlichkeit bestimmten Actenstücke von „Mummereien" des Katholicismus zu sprechen, wenn, wie kürzlich geschah, die Regierung eine Proclamation gegen das öffentliche Auftreten in Priesterttracht erläßt, so müssen beide auf einen Fond von Abneigung gegen den Katholicismus im Volke fußen, von dem wir uns auf dem Continent nur einen schwachen Begriff machen; auch die neuern Verhandlungen des Processes Achilli c. Newman beweisen, in welch hohe Regionen sich diese Abneigung versteigt. Das Quarterly Review (Sept. 1851) sagt geradezu: „Die Frage, wie die Verhältnisse eines protestantischen Staats und einer katholischen Minorität zu ordnen seyen, so daß der eine Theil die volle Ausübung seiner Religion, der andere der ihm gebührenden Unterthanenteene und Folgsamkeit sicher ist? wurde seit den Tagen der Königin Elisabeth bis auf die heutige Stunde nur halb gelöst." Die freie Ausübung der katholischen Religion ist erst seit dem J. 1791 in England gesetzlich, und das Quarterly Review wirft als eine natürliche Folge dieser gesetzlichen Gestattung des katholischen Gottesdienstes nachstehende Fragen auf: „Welches sind die nothwendigen Schranken der Duldung einer Religion, welche selbst Unduldsamkeit vorschreibt? Wie ist die gebührende Unterordnung unter den Staat zu erzwingen bei einer Körperschaft, welche in gewissen Fällen Folgsamkeit gegen ein fremdes Oberhaupt als Grundtag annimmt? Was sind die Gränzen dieser Fälle? Kann eine protestantische Regierung die Vorsichtsmaaßregeln und Beschränkungen, die, wie eine lange Erfahrung beweist, selbst eine katholische Regierung nicht entbehren kann, mit Sicherheit bei Seite lassen? Ist die Pflicht einer protestantischen Regierung gegen ihre katholischen Unterthanen erfüllt durch den bloßen Erlaß von Gesetzen, welche den Ungehorsam bestrafen? Kann es die Laien dieses Glaubens vom Umsichgreifen der Geistlichkeit und beide den ultramontanen Anforüchen des römischen Conclave's oder überlassen?" Das sind kitzliche Fragen, die wohl kaum mit juridischer Schärfe werden beantwortet werden, die aber vom Standpunkt des englisch-protestantischen Staats sehr erklärlich sind. Was auffallen muß, und mit der sonstigen englischen Ansicht nicht zusammenstimmt, ist die Forderung, daß diese Fragen mit dem heiligen Stuhl erörtert und durch ein Concordat festgesetzt werden. Beides, die Aufstellung der Fragen und die Art ihrer Lösung, weist darauf hin, daß die staatskirchliche Partei dem Grundsatz des Laissez faire in kirchlichen Dingen, mit einem Wort, dem amerikanischen System, nicht sehr hold ist. Sie will augenscheinlich einen bestimmten, juridischen Anhaltspunkt, um die römische Geistlichkeit falls sie über die Gränzen des Concordats hinausgeht, ohne weiteres auf dieses verweisen zu können. Graf Derby scheint seinen vorjährigen Reden über die Titelbill zufolge Maaßregeln gegen die Uebergriffe der ultramontangesinnten Geistlichkeit im Auge zu haben, ohne ein Concordat zu versuchen. Ob er damit zu Stande kommt, ist sehr zweifelhaft; inzwischen fügt er sich in seinem Vorgehen auf den protestantischen und ziemlich ereinste gestimmten Theil des Volkes, und dieser in dieser Beziehung nicht nur bei seiner eigenen speciellen Partei, sondern selbst bei vielen Whigs und den oben erwähnten flottirenden Mitgliedern eine kräftige Unterstützung finden. Die Titelbill ist inzwischen „ein Messer ohne Klinge, an dem der Stiel fehlt", geblieben, wie es voraussgelagt wurde, und wie man es von andern gesetzlichen Maaßregeln gleichfalls wird voraussagen können.

Das Schlimme ist, daß inzwischen der Geist des Unfriedens mehr und mehr Boden gewinnt; kann man die Engländer von Erclusivismus und Unduldsamkeit nicht freisprechen, so ist es mit den irischen Katholiken, namentlich mit einem Theil der Geistlichkeit nicht minder der Fall, und die Unduldsamkeit, welche der Erzbischof Cullen zeigt, indem er gegen das Nationalunterrichtssystem und gegen die königlichen Collegien predigt, kann nur eine von beiden Folgen haben, entweder den Haß immer stärker zu entflammen und den Religionshader den jungen Gemüthern einzupflanzen, oder aber — ihn selbst zu diebereblitren, und von den Laien zu trennen; wenn man den Londoner Blättern glauben darf, ist letzteres schon in ziemlich ausgedehntem Maaße geschehen, und weder die Nationalschulen noch die königlichen Collegien sind verlassen, sondern im Gegentheil besuchter als je. Andererseits, sagt man, soll die katholische Anregung in Folge der neuen Proclamation der Königin bedeutend im Steigen seyn. Die Nachricht wäre von Bedeutung, nähme nicht die katholische Bevölkerung durch den unaufhaltsamen „Celtic Exodus" fortwährend ab, und das Einströmen englischer und schottischer Landleute zu, so daß vielleicht in wenig Jahren Katholiken und Protestanten an Zahl sich gleich stehen, und das Land immer entschiedener angelsächsisch wird. Das ist keine Fabel, sondern eine, wir möchten sagen, schreckliche Wahrheit, denn Tausende werden fortwährend von dem bisher angebauten Boden fortgetrieben. Die Güter fallen an die Gläubiger der verschuldeten Herrn, denen die armen, erbitterten kleinen Pächter keinen Zins mehr zahlen wollten; die Schuldner haben sich in große Geldcompagnien verbunden, um ihr bedrohtes Capital zu retten, sie haben Freisriese auf eine Reihe von Jahren erhalten, und geben nun das Land, das sie zu Tausenden von Acres angekauft haben, an einzelne Bauern in Stücken von nicht weniger als 30 Acres.[1] So wird die alte Bevölkerung von dem Boden der Erde weggefegt, und ein neues Geschlecht tritt in dessen Fußstapfen, ein Geschlecht, das Unabhängigkeit, Thätigkeit und Ausdauer, ein Geschlecht, das nicht mehr ausschließlich katholisch ist, sondern so mit Schotten und Engländern durchmischt, daß der alte Einfluß der Priester nothwendig sinken muß. Die Macht der katholischen Kirche aber liegt in Irland, und sinkt sie hier, so sinkt sie in England im Allgemeinen.

Die lang hin- und hergezerrte Frage über Maynooth mag, wie man dem Ministerium vorgeworfen hat, im Wesentlichen nichts als ein Wahlmanöver gewesen seyn, wodurch es auf die stockprotestantische Masse in England wirken wollte; war es aber ein Wahlmanöver, so zeugt dieß gerade von dem in England herrschenden antikatholischen Geist. Das Parlament wird und kann keine die Ausübung der Religion beschränkende Maaßregel sanctio-

[1] Es haben sich kürzlich zwei Compagnien, jede mit einer halben Million Pf., zu diesem Zweck gebildet.

ren, aber man wird gegen den Einfluß der katholischen Kirche, gegen Cullens Bestrebungen, die Bevölkerung wieder möglichst schroff zu scheiden, mit aller Entschiedenheit auftreten. Der sogenannte „päpstliche Uebergriff," den die englischen Blätter und das Parlament bis zum Ueberdruß durchgesprochen haben, erzeugte eine Bewegung in der englischen Kirche, welche erst im Beginnen ist, und sich vor allem auf dem Boden der Unterrichtsfrage entfalten wird. Ein Plan nach dem andern tritt auf, die Lancaster National School Association, eine andere zu Manchester und Salford, beide zwar in ihren Ansichten, namentlich über den Gebrauch der heiligen Schrift, mehrfach geschieden, doch in der allgemeinen Ansicht, daß der Staat dem Unterrichtswesen eine kräftigere Unterstützung als bisher angedeihen lassen müsse, durchaus übereinstimmend, haben Pläne entworfen, die Vortheile des Unterrichtswesens mehr und mehr der großen Masse zukommen zu lassen, und wäre das jetzt zu Ende gehende Parlament nicht bloß noch zur „Abwicklung der Geschäfte" beisammen gewesen, so würde ohne allen Zweifel ein von vielen Seiten her unterstützter Antrag bereits gemacht worden seyn. „Die Nothwendigkeit, in einem Lande wie dieses, wo das Volk von Tag zu Tag einen stärkern Einfluß auf Staatsangelegenheiten gewinnt, den Unterricht allen Classen zugänglich zu machen, wird wohl niemand in Zweifel stellen wollen", so äußert sich das Edinburgh Review (April 1852) in einem Aufsatz über das nationale Erziehungssystem. Das Blatt, beachtenswerth als das Organ der Whigs, ist der Ansicht, daß der moralische und intellectuelle Unterricht gemeinsam, der Religionsunterricht durch die Mitglieder der verschiedenen Kirchen ertheilt werden soll; ein solcher Vorschlag werde eine allgemeinere Unterstützung finden als man denke, und selbst eine Majorität des Mels und eine sehr starke Minorität der Staatskirche würde sich alsbald damit befreunden. Wir geben diese Ansicht des Whigorgans nur als einen Beweis, daß so ziemlich alle Parteien, namentlich aber die handels- und gewerbetreibenden Classen von der Nothwendigkeit eines solchen allgemeinen Unterrichtssystems durchdrungen sind, und daß sie es als die nothwendige Brigade und Folge der steigenden Wichtigkeit der untern Classen im Staate betrachten.

Die Chartisten waren, wie alle extremen Parteien, nur die Vorläufer einer solidern, langsamen, aber auch unwiderstehlichern Bewegung, die sich in der englischen Gesellschaftsverfassung kundgibt. Selbst die zur Mode gewordene Vorsorge für die untern Classen ist nur ein weiteres Symptom der Erkenntniß von ihrer Wichtigkeit. Früher war die parlamentarische Macht in den Händen des Landadels und nur schwach vertritt mit einigen hervorragenden Talenten des Handels und der Industrie, so wie der Advocatur; was nicht dieser auf Geburt oder Vermögen ruhenden Aristokratie angehörte, wurde in England mit einer oft empörenden Nichtachtung behandelt, wovon der gesellschaftliche Exclusivismus noch die reichlichen Spuren trägt. Das hat sich seit 30 Jahren in unglaublicher Weise verändert, und in dem Maaße als durch den gesteigerten Nationalreichthum die Zahl der unabhängigen Männer zunahm, sind auch die Bedürfnisse und Strebungen der größern Masse allmählich in das Parlament eingedrungen, anfangs in der halb gesürchteten, halb verlachten Form einer Riesenpetition von 3 Millionen Unterschriften, dann aber in greifbarerer Form mit Forderungen materieller Erleichterung, und jetzt steht England, dessen aristokratische Gesellschaftsverfassung lange auf die große Masse hoch herabgesehen, auf dem Punkt, diese Masse zu civilisiren, und ihr richtigere Vorstellungen von dem politischen Zustande des Landes beizubringen, damit sie nicht in einem Anfall von Zorn zerstörend auftrete. Die financielle Geschichte des Landes seit dreißig Jahren und die Reihenfolge politischer Bestrebungen, von der Peterloover Hatze an, wo man noch die städtischen Massen durch Yeomanry-Cavallerie auseinandersprengte, bis heraus zu den bald unterdrückten Chartistenunruhen zeigen die gleiche Richtung des Emporsteigens der untern Classen.

(Schluß folgt.)

Guayaquil.

(Nach Andersons Briefen aus seiner Reise um die Welt. S. Allgemeine. 12 Juniusl.)

Guayaquil, der vornehmste Handelsplatz der Republik Ecuador, ist allerdings durchaus keine schöne Stadt, aber sie hat doch, was man von wenigen Städten in Amerika sagen kann, einen eigenthümlichen Charakter. Alles hat ein maurisches Ansehen und macht einen Eindruck, den man nicht beschreiben kann, der sich aber beim ersten Anblick aufdrängt. Die Stadt ist lang hingestreckt, wie der Fluß, ihre längsten Straßen laufen folglich in derselben Richtung und faßt alle ohne Ausnahme sind in ihrer ganzen Breite mit Gras und Unkraut bewachsen. wo Pferde, Esel, Maulesel, Ziegen und Lamas miteinander in paßvoraler Einfachheit fressen und zugleich aus den in der Mitte laufenden Gossen ihren Durst löschen. Die Straße zunächst dem Fluß oder der Schiffsbrücke ist doch gepflastert und ziemlich breit. Die Häuser darin sind oft zwei Stockwerke hoch, anderswo blos eins, und gegen das innere hauh zu findet man nur ein Erdgeschoß. Die obere Wohnung erstreckt sich immer balconartig über die untere vor, und ruht auf Balkenbogen, was den letztern das Ausehen von bedeckten Gängen mit Arcaden gibt, denn man geht hier geschützt gegen die brennende Sonne und die Sturzregen. welche um diese Jahrezeit (Frühjahr) herabkommen. In den obern Wohnungen sind oft weiße Linnenvorhänge niedergelassen, die den Wohnungen das lustige Sommer-Veranda-Ausehen geben, das im allgemeinen so behaglich ist. Die Stadt hat noch keinen Gasthof, denn der Mangel an fremden Besuchern hat solche noch nicht nöthig gemacht. Guayaquil liegt auf einer Ebene unterhalb einer Reihe von Bergkegeln im Norden. Nichts läßt sich mit der Vegetation auf diesen Bergen an Dichtigkeit und herrlichem Grün vergleichen, und griffen nicht die Mosquites in unzähligen Massen jeden an, der in diese herrlichen Haine eindringen will, so wäre es ein unentlicher Genuß gewesen hier die Tagesstunden zuzubringen. Bei dem starken Regen war die Ebene getränkt mit Wasser, so daß man mitten in der schönen Natur auf allerlei Unbequemlichkeiten stieß. Innerhalb der Stadt waren mehrere schöne Plantagen, und Cocospalmen ließen ihre hohen Kronen, in dem Theil der Stadt, welcher zunächst der Ebene liegt, in großer Zahl im Winde schwanken. Auch hier hatten die von Lima und Callao her bekannten Geier die Reinhaltung der Straßen übernommen, obwohl sie hier minder zahlreich sind, und minder sorgfältig ihren Dienst verrichten, denn die abgelegenen Theile der Stadt sind ziemlich unrein.

Aus einer Reise auf den südrussischen Steppen.

(Fortsetzung.)

Doch wir betreten jetzt die Stadt. Links auf einer Anhöhe dehnen sich weithin die Wagen, die Baumschiege, Dieten, ungeheure Haufen heterner Wirthschaftsgeräthe, Tonnen mit Pech u. s. w. aus, höher hinauf ist der Pferdemarkt, wo die Heerden durch Zäune abgeschlossen sind, weiterhin das Rindvieh. Hart an den Häusern der Stadt stehen lange Schuppen, aus Brettern aufgeschlagen und mit Schilf bedeckt; sie enthalten die Buden und Magazine mit silbernen Schmuckſachen, Parser Flitter, Galanteriewaaren, Seide, Atlas u. s. w.; von da bis zu den Ufern der Jnqul hin breitet sich dann die Stadt aus. Kutschen, Chaisen, Droschken, Tarantassen, Fußgänger und Reiter, Jahrmarktsleute und Elegants, Militär- und Civilpersonen, grobe Röcke, Mantillen und Burnusse kommen von allen Seiten her, mischen sich und durchkreuzen den Platz in tausend Linien. Jedesmal beträgt ist der Rapport der umliegenden Militärregionen und die Residenz des Corpscommandanten, hat einen kaiserlichen Palast, eine schöne Reitschule und Casernen, auch hält

hier meiß der Kaiser die Cavalleriereruen ab, woraus man leicht schließen kann, daß die Stadt einen militärischen Charakter trägt. Auf den Straßen und in den Traktorien entfaltet sich eine Menge Uniformen, auch Leute in Civil, meistens aber sind die Kleidungsstücke Militärs mit dem kleinen Kreuz auf dem Rocke. Die Tarantasse sind hier in sehr allgemeinem Gebrauch, indeß bietet der Platz, wo die Wagen stehen, eine ganz absonderliche Mischung der verschiedenartigsten Formen. Man möchte es eher eine chronologische Ausstellung nennen. So viel Uebertreffe alter Zeit und Schaustücke aus verschiedenen Epochen finden sich hier. Neben hübschen Wiener-Wagen steht man hier Kutschen, welche alle Fuhrwerke aus der Stadt schrucken, und Tarantasse, die recht gut die Stelle einer Scheune vertreten könnten.

Doch wir gehen auf den Pferdemarkt. Hier stehen ganze Reihen glatt gestriegelter, sauber gepnzter Pferde, die unter dem Pfeifen der Peitsche tanzen, wodurch sie der Liefernnt in ewiger Bewegung erhält; hier präsentiren sich Drei- und Viergespanne vollständig geschirrt, dort führt man Reitpferde, hier fliegen Tataren auf ihren hohen, elenden Schindmähren umher, dort feilschen Zigeuner; hier wird gefluckt, gezankt, gepfotzt, gelacht, dort wird ein Kauf abgeschlossen, allenthalben ist Getümmel, Gedrän und Gedränge. Geht man weiter, so vernimmt man allmählich das Wiehern der Pferdeherden, und nun um das weit Bottern verschiedenen Gehöge drängen sich Käufer und Gaffer. Der sonnenverbrannte Tatar in seinem kurzen Rock von Zeug mit nackter Brust und den Stiefel in der Hand, windet sich durch die Heerde, wirft dem bezeichneten Opfer die Schlinge über den Kopf und wirft es zu Boden, die bestürzten Kinder der Steppe schnauben, kräuben die Mähnen, bedecken den Schweif in die Höhe und drängen bald nach dieser bald nach jener Seite. Auf einem Platze daneben liegen ganze Haufen hölzerner Ackerwerkzeuge, die man alle hier kaufen muß, denn in einem weiten Umkreis gibt es keinen Span Holz. Die ganze Menge wird aber auch an wenigen Tagen aufgekauft, und dann wird der weite Markt wieder zu einem öden Platz.

In den Balaganen sind andere Waaren und eine andere Gesellschaft. Hieher kommen die eleganten Wagen, die hübschen Beiber, man hört französisches Geflüster, man sieht zierliche Gestalten und bemerkt kleine Händchen in Pariser Handschuhen. Die Traktorien sind voll von Speisenden, wobei es laut und lustig zugeht. Das ist ein schwacher Bild eines jelisabetgradischen Jahrmarkts, und freilich im allgemeinen jedes Jahrmarkts. Verlie ist wenig darin; das Geld hat die Masse in Bewegung gebracht, sie hier concentrirt, und beschäftigt sie vollkommen. Die Gespräche sind, das will ich nicht läugnen, sehr inhaltreich, aber höchst prosaisch, sie handeln von Pferderacen, von hohen Fesseln, von Roß, von Spath u. s. w. Jeder ist hier Kenner und verkündet seine Aussprüche, wie vom Dreifuß aus. Wer sie anhört, wird sicherlich ausgefahrt; was der eine tadelt, das lobt der andere, was dem einen als Vorzug erscheint, das findet der andere fehlerhaft. Die Theorie des Kennerthums entwickelt sich ganz ins Einzelne, und hält sich vielfach auf Beispiele.

Ich weilte Jelisabetgrad durch das Thor von Krementschug und befand mich alsbald in der Steppe. Wenn der Reisende in die Nothwendigkeit versetzt wäre, im Eingelnen von seiner Reise zu berichten, so weiß ich in der That nicht, was er von diesen Räumen berichten sollte, die für den Ansenthalt ebenso langweilig und öde als für die Beschreibung schal sind. Dank unseren Dichtern, sie haben alles was sich von der Steppe nur irgend auf der poetischen Seite sagen läßt, berichtet, aber es wäre ein unverzeihlicher Fehler von einem Reisenden, der aus Langeweile sortwährend im Sitzen schlummert, sich mit diesen Herren einverstanden zu erklären. Ich wette, daß von allen den Ukrainemanen, welche die weiten Steppenweiden bis in den Himmel erheben, viele die Steppen niemals gesehen haben, und keiner je darin wohnte. Die Steppen sind wirklich schön im Frühjahr, wenn auf ihren weiten Räumen die Getreide- und Blumenfelder erglänzen, und tausend verschiedenartige Vögel auf den Binsen und in den Steppenkräutern zwitschern oder in die Lüfte sich erheben; sie haben eine sast poetische Färbung in einer Sommernacht, wenn alles schweigt und eine feierliche Stille sich niedersenkt, aber im Winter und Herbst, zur Zeit des Eishagels und der Regen, flößen sie eine solche Gelemmung ein, daß man ihrem Einfluß nicht widerstehen kann. Für uns, die wir an Landschaften gewöhnt sind, welche durch Berge und Wälder Abwechslung bieten, und an Dörfchen mit Fruchtgärten, wie wiederlich muß uns eine Landschaft seyn, die sach und einförmig sich ausdehnt bis an den äußersten Horizont, wo dem man als einzige Abwechslung einige elende Lehmmauern mit dem ebenso elenden Häuschen ihres Eigenthümers entdeckt, ohne Ortschaftsgebäude, ohne Zäune, ohne irgend einen Baum; selten trifft man hier ein gut gebautes Dorf, die militärischen ausgenommen, welche häufig bis 5000 Seelen zählen; trotz allem dem sind hier die Straßen gut, und man zahlt 15 N. S. für die Deffätine Landes. Der fruchtbare hummuserde Boden gibt hier reichliche Ernten und erfordert noch keinen Dünger.

45 Werst von Jelisabetgrad liegt die Militärcolonie, welche früher Petrikowka, jetzt Nowa Praga heißt. Das Städchen zählt gegen 5000 Seelen mit steifen Straßen, gleichförmigen Häuschen und großen Regierungsgebäuden für die Truppen. Ein Künstlerregiment war hier für das Lager versammelt, alle Häuschen durch das Militär besetzt, auf den Straßen drängten sich Offiziere und Soldaten, und die Pferde der herbeigezogenen Schwadronen standen auf den ihnen angewiesenen Plätzen unter freiem Himmel. Durch die Fenster sah man bärtige Gesichter, Pfeifen, Tschakotmütz, Helme und Säbelscheid. Alle steifgen Häuschen haben zwei oder auch nur Eine Stube, Vorplatz, Backaus und Kammer. Zäune und Ställe sind entweder aus mit Thon verschmiertem Stroh oder aus Reißig geflechtigt. Die Stube zieren, wie in der Ukraine, Heiligenbilder und Kupferstiche unter Glas. Als Brennmaterial hat man Steppengras oder Mist, den man im Sommer in ziegelförmige Stücke knetet und trocknet. Wegen des Wassermangels hat hier jedes Dorf eine Menge Windmühlen. Die Häuser der Beschlshaber stehen hinschtlich der Ausschmückung im Innern den besten in den Städten nicht nach, und bei vielen sind hübsche Gärten angelegt. Der ganze Ort ist äußerst reinlich gehalten. Die Vorrathshäuser enthalten lange Reihen von ungedrunen Getreideschobern.

Das Reisen hier zu Lande ist undequem wegen Mangel an bequemen Gasthöfen. Den Namen von Traktorien, womit man einige bezeichte, gibt man elenden Häuschen mit einem Pferdeschuppen, wo man meist außer Heu und Haser nichts bekommen kann, nicht einmal ein besonderes Zimmer fürs Nachtlager. Nähret man sich auf dem Wege, den gewöhnlich die Tschumacks einschlagen, dem Gouvernement Kiew, so beginnen aus dem weiten Steppenraum Wälder aufzutauchen, erst in einzelnen kleinen Bruchstücken, dann in ganzen Strichen. Die zwischen denselben liegenden Felder sind ungemein fruchtbar, und unterliegen nicht der starken Dürre, welche in den niedriger gelegenen südlichen Strichen oft Getreide und Gras ausbrennt. Ich kam in Michailowka, einer ungeheuren Militärcolonie die nicht weniger als 4800 Seelen männlichen Geschlechts zählt, noch vor der Dämmerung an. Hier ist das Standlager eines sthlanenregiments. Soldaten und Pferde drängten sich in Menge auf den Straßen. So groß der Ort ist, so hat er doch keinen Gasthof. Ich mußte ein Nachtlager bei einem Bauer suchen, und nach langem Bitten, bald bei dem, bald bei jenem, fand ich endlich in einem hübschen Bauernhäuschen, wo der alte, von einer zahlreichen Generation umgebene Hausherr gastfrei mich aufnahm. Es war dieß ein Veteran vom J. 1812, und wenn er von seinen Märschen, seinem Aufenthalt in Paris sprach, so verweilständigte dazwischen hinein die geschwätzige Hausfrau die Biographie der Familie durch Angaben über die Trauung, über die Geburt und die Taufen eines jeden ihrer Sprößlinge.

(Schluß folgt.)

Eisenbahnvertrag in England. Im ersten Halbjahr 1851 haben die Eisenbahnen 8,293,720 Pfd. brutto eingetragen, was nach Abrechnung der Kosten von 3,568,089 Pfd. einen Ueberrest von 4,725,000 Pfd. übrig läßt, so daß das Gesammtcapital von 23½ Mill. einen Zinsengenuß von 2,04 Procent in diesem Halbjahr genießt. (Shipp. Gaz. 25 Junius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Eb. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 159. 3 Julius 1852.

Zur Nachricht.

Das neue preußische Zeitungsstempel-Steuergesetz nöthigt uns, im Interesse der Abonnenten dieser Blätter und um dieselben nicht zu vertheuern, vom 3ten Quartale ab keine Anzeigen gegen Bezahlung, sondern nur unsere eigenen Verlagsanzeigen zu bringen, indem wir uns vorbehalten, nach Maßgabe der Umstände weiteres vorzukehren.

Stuttgart, im Junius 1852.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

An der Küste von Nizza bis Genua.

(Von Franz Löher.)

Wer Italien besucht hat ohne die Riviera di Ponente, der hat die holde unglückselige Königin der Länder nicht gesehen auf ihrem einsamen Felsenschlosse, wo sie umgeben ist von hoher wilder Schönheit und anmuthigen Geheimnissen. Neapels stolz aufsteigende Pracht, trotzige calabresische Felsgestade, des Meeres ewiger Schönheitsglanz, das Majestätische der Alpen, unvergängliches Blüthengrün, Orangenhaine und Palmenwäldchen, und dazwischen zahllose Burgruinen, deren Zinnen und Thürme nur der dunkle Epheu noch zusammenhält, seltsame Felsennester, finstere uralte Städte und wieder lichtheelle Reihen von Landhäusern und Häsen voll Schiffe, das bietet diese Küste vereinigt in unaufhörlich wechselnden Landschaftsbildern mit immer frischem Zauber. Durch die Gebirge vor den Nordwinden geschützt, des Tages unter der Sonnenfluth, welche von den steilen Felswänden zurückprallt, des Nachts angehaucht von der feuchten Seeluft, erwuchsen hier tropische Bäume und Pflanzen gemischt mit den lieblichen Früchten Italiens. Von der Meeresbrandung steigt man auf durch duftende Gärten von Oleandern, Mandel- und Citronenbäumen zu stillen Hainen von Oliven und Carruben, von Palmen und Pinien, bis zu den nackten Felshöhen, an denen nur noch Myrthen- und Lorbeergebüsch, Aloe und Cactus emporklettert, und über sich sieht man gewaltige Gebirgsmassen mit hochaufragenden Gipfeln und düstern Schluchten, und zu Füßen das weite leuchtende Meer, an dessen Horizont ein weißes Segel glänzt.

Und ein merkwürdiges Volk ist es, welches diese Küste belebt. Arbeitsam, waghalsig, immer aufgeregt, hat es noch heute wie vor Alters seine eigenen Sitten, seine eigene Geschichte. Wo das Mittelmeer, Korsika gegenüber, die langgezogene Bucht ins Land hinein macht, in deren Mitte Genua sich erhebt, da war das Volk von jeher durch das steile Hochgebirge abgeschnitten von dem Lande dahinter, es hatte nur seinen schmalen Küstensaum und das blinkende Meer, welches zu Abenteuern und Beutemachen lockte. Erst nach hartnäckigen Kämpfen konnten die Römer dieß ligurische Volk bezwingen und unter ihm feste Städte gründen. Im Mittelalter entstanden hier freie Stadtgemeinden und eine Menge von ritterlichen Geschlechtern, herrschend auf ihren Schlössern im wilden Gebirge und am schäumenden Meer. Darauf zog Genua diese Familien mit ihrem dienenden Volke an sich und blieb lange Zeit Herr und Meister dieses Küstenlandes, dessen Kräfte und Charakter in dieser Stadt sich sammelten und wiederspiegelten.

Genua schreidet auch die beiden Theile des Küstenlandes. Der südliche Theil, die Riviera di Levante, hat einen mehr offenen und heiteren Charakter und freundlichere Bewohner, der nördliche Theil, die Riviera di Ponente, ist dagegen wild und majestätisch. Der südliche wird häufig von Reisenden besucht und gepriesen, nur sehr wenigen wird der nördliche bekannt. Früher konnte man den ausgezeichnetsten Punkten der Riviera di Ponente sich nur zur See nähern, denn die Fahrt zu Lande über die Felsen war theils halsbrechend, theils auch gar nicht möglich, und unter dem halbwilden Volke nicht ohne Gefahr. In der neuern Zeit ist endlich eine fahrbare Straße längs der ganzen Küste angelegt, sie setzt manchmal über Schluchten und schmale Einschnitte des Meeres, oder läuft durch dunkle Hundgänge, welche durch das Gestein gebrochen sind; meist zieht sie oben am Gebirge hin wie ein schwebender Faden, man nennt sie deßhalb auch die Corona di Ponente. Napoleon, der für Oberitalien so große Pläne hatte, ließ auch diese Straße beginnen. Seit ihrer Vollendung, es mögen etwa 20 Jahre her seyn, ist dieß Wunderland aufgedeckt und seine Bevölkerung geschmeidiger und industrieller geworden. Daß aber auch jetzt die Riviera di Ponente noch selten besucht wird, hat darin seinen Grund, daß sie seitab von den großen Reisestraßen liegt. Nach Genua kommt man gewöhnlich von Nizza oder Marseille zur See auf dem schnellen und bequemen Dampfschiff, oder von Mailand oder Turin zu Lande über die Bocchetta, dann strebt man weiter nach dem Süden nun mag nicht erst noch rückwärts an der Küste bis Nizza gehen. Ich will hier eine Skizze meiner Wanderung von Nizza bis Genua versuchen; die Eindrücke, welche ich auf ihr empfing, waren so stark, daß noch jetzt die ganze Landschaft mir in lebhafter Klarheit vor Augen steht.

Nizza liegt am Eingang zu diesem wilden Paradiese, aber so anmuthig es sich auch zwischen Berg und Meer hinbettet, es

gibt doch nur einen schwachen Vorgeschmack von der Herrlichkeit der Küste.

Diese Stadt macht den Uebergang von der Provence zu Italien. Wenn man von Frankreich her an den Var kommt, so wird erst der Hintergrund der Landschaft erhaben. Der Gränzfluß strömt breit und starkwellig ins Meer; als ich ihn sah, war er vom Regen angeschwollen und schmutzigbraun, die hellen Meereswogen schäumten gegen ihn, als wollten sie ihm die Aufnahme wehren. Wenn man dicht bei seiner Mündung auf der langen Holzbrücke steht, welche Frankreich und Italien verbindet, sieht man weit den Fluß hinauf. Seine Ufer sind hoch und schön grün bis nahe an die Brücke, zahlreiche Städtchen liegen schuppenförmig auf und vor den Uferhöhen, als suchten sie am Flusse Sicherheit; es gewährt einen hübschen Anblick. In der Ferne erheben sich Hochgebirge in kühnem Schwunge über einander, aus denen der schnelle Strom hernieder kommt. Geht man an seine Mündung hinab, so hat man ein eigenthümliches Schauspiel unter den Felsen, zwischen welchen Meer und Fluß schäumend und wogend sich vermischen.

Auf Bildern ist Nizza gewöhnlich imposanter dargestellt, als es in Natur sich ausnimmt; aber es liegt hell am Meere und gewährt, wie keine der französischen Seestädte, die freieste Aussicht. Da wo der lange Zug der Seealpen sich westlich wendet und gleichsam zum Winkelpunkte einen einzelnen Felsberg eine Strecke weit ins Meer hinein von sich abgestoßen hat, breitete die Stadt sich aus. Das liebliche Thal, welches sich zwischen diesem Berge und den nackten Alpen wie ein grünes Beet einsenkt, lud zum Wohnen ein, erst allmählich streckte die Stadt zwei Arme um den Berg herum. Es führt auch an der Seeseite ein guter Weg um den Berg, gegen welchen das Meer mit wuchtigen Fluthen anbrannt und schäumend, hochaufbrüllend sich zwischen die Felsblöcke am Ufer wirft. Hier saß ich Morgens und Abends stundenlang, einsam und ungestört zwischen den Felsen. Oft überspritzte mich der Schaum und röthete sich über mir wie ein weißes rauschendes Dach, die Wellen schleuderten auch kleine Krebse heran, und ich mußte lachen, wie sich die Thierchen erst besannen und dann eilig wieder ins Wasser fallen ließen. Es sieht zu hübsch aus, wie der weiße Schaum so gierig schnell das Ufer herauf kriecht. Man hört das endlose dumpfe Rauschen des Meeres durch ganz Nizza und gewährt sich bald daran. Einen eigenen Eindruck machte es aber, als ich den ersten Abend aus der Musik in der Oper in dieß donnernde Concert an den Strand kam.

Auf dem Felsberge oben weht immer leichtfrische, köstliche Luft, jedoch ist sie nicht mit dem Blüthengeruch durchwürzt, wie ich sie hernach an der Küste fand, wo sie einem gewöhnlich über die bebüschten Vorgebirge her zuweht. Der Berg bietet oben eine weite Platte, gekrönt mit den ausgebreiteten Ruinen einer Veste; jetzt glänzten dort Kanonen und die Waffen eines Wachpostens. Die Aussicht war herrlich, man übersieht Meer, Stadt, Thal und Gebirge; die letztern sind hoch und öde, aber in angenehmen Formen. Vom Thale aus streben die Oelwälder hinan bis zur Mitte, unten schimmern die Landhäuser zwischen dem schillernden Grün. In Deutschland weiß man nicht, welche Wohlthat im Süden ein Landhaus ist, hier sucht man an den Bergen kühle gesunde Luft, Laubgrün und Einsamkeit. Die Neustadt, der Hauptheil von Nizza, macht ein Dreieck zwischen dem Berge, dem Meere und dem Paglione, der sich, wie der Var, zwischen Felsblöcken brausend ins Meer stürzt. Dicht am Meere hin laufen die Arkaden, auf deren langen platten Marmorkächern es sich herrlich spazieren läßt. An dem weitrunden Becken, in welchem die Wellen über die blanken Kiesel schäumen, stehen Fischkähne in Reihen, sind Netze und Leinwandbleichen ausgebreitet. Dieser Haupttheil von Nizza ist die große Krankenstadt von Europa; man rechnet, daß ein Drittel der Bevölkerung der Stadt Fremde sind, welche von der milden Luft, den Seebädern und den frischen Früchten Heilung suchen. Sie haben hier Unterhaltung von Meer und Land, ohne die Unruhe einer Seebadelosstadt und ohne die Langeweile des Landes, es ist in Nizza alles ruhig und freundlich und die Umgebung der Stadt köstlich. Man hört aber auch zum Ueberdruß davon rühmen; ein Piemontese versicherte mir, seine ganze Familie vom Säugling bis zur Großmutter sey sterb und elend gewesen, hier aber seyen sie alle zusammen in einem Monat kerngesund geworden.

(Fortsetzung folgt.)

England am Parlamentsschluß.

(Schluß.)

Mit diesem Empordrängen der untern Classen, das sich jetzt auch in den zahlreichen, zum Theil einen etwas abenteuerlichen Charakter an sich tragenden Auswanderungen kundgibt, müssen auch die Volksleidenschaften und Volksvorurtheile mehr an die Oeffentlichkeit treten. Dieß zeigt sich besonders in der ungeheuren Popularität Lord Palmerstons, der sein „civis romanus sum“ nicht leichtsinnig in die Welt hineinschleuderte, sondern wohl wußte, wie stark er dadurch die von den Franzosen so richtig bezeichnete „fibre populaire“ ansichtig. Jetzt im Frieden tritt diese Gewalt und die anspruchsvolle Geltung des Volksgeistes minder hervor, aber in einem früh oder spät ausbrechenden Kriege wird sie sich auf eine sehr schroffe Weise kundthun, und nicht mehr so leicht durch die Gewalt der herrschenden Classen gezähmen lassen. Man hat auf dem Continent den Engländer vielfach nur von seiner krämerhaften und industriellen Seite aufgefaßt, und nicht von der grossartig politischen Seite. Industrie und Handel spielen allerdings eine Hauptrolle; man wird alles mögliche thun sie zu fördern, aber ihre Träger sollen nicht allzuviel in die politischen Angelegenheiten darein reden, weil sehr wenige im Stande sind, den ganzen Umfang der diplomatischen Verhältnisse Englands auch nur einigermaßen zu überschauen. Cobden hat sich als Politiker gründlich ruinirt durch seine beschränkte Auffassung der auswärtigen Verhältnisse, durch sein kleingeistiges Knausern in Bezug auf Heer und Flotte. Ihm hat der Handel und die Industrie den Horizont nicht erweitert, sondern verengert, und er ist das Symbol der Krämerhaftigkeit des englischen Geistes geworden. Nicht umsonst klagt man über die Unbekanntschaft des Engländers mit den äußern politischen Verhältnissen; dieser Unbekanntschaft liegt ein Trotz auf die eigene Stärke zum Grund, und sie erstreckt sich auch auf Kreise, in denen man sie nicht suchen sollte; wenn dann ein Mann wie Palmerston auftritt, um seinen lieben Wählern in Tiverton die auswärtigen Verhältnisse auseinanderzusetzen, so ist dieß ein wahres Fest, und der berühmte Redner ermangelt nie, die Größe und Macht seines Landes mit fast französischer Eitelkeit herauszustreichen. Wir sind weit entfernt, hierin eine Kleinlichkeit Lord Palmerstons zu sehen, sondern erkennen bloß seine richtige Berechnung des Volksgeistes, die ihn, wenn der Krieg ausbricht, zum wichtigsten und furchtbarsten Minister Englands machen wird.

Diese Richtung des öffentlichen Geistes bleibt nicht ohne Einfluß, selbst auf die jetzigen speciellen Verhältnisse. Das Spießbürger- und Puritanerthum, wie es in Cobden und Bright steckt, wird nicht in England das Uebergewicht erhalten, eine freiere,

großartigere Anschauung der Verhältnisse wird den Sieg davon tragen, und dieß sichert den höhern Classen, die jetzt am Ruder stehen, die Herrschaft; wenn Lord John Russell fällt, so folgt ihm kein Radikaler, sondern nothgedrungen sein hochgestellter Nebenbuhler, und es ist keine Uebertreibung, sondern völlig wahr, daß Graf Derby dazwischen treten mußte, um das Land nicht ohne Regierung zu lassen. So wie er im vorigen Jahr erklärte, er könne noch kein Ministerium zusammensetzen, so war der Wiedereintritt Lord John Russells entschieden, denn Cobden und seine Anhänger sind, ohne eine durch nichts angedeutete radikale Umwälzung in England, gar nicht möglich.

Dieser Stand der Dinge verspricht, wenn nicht gerade dem Ministerium Derby in seinem jetzigen Bestande, doch einem aus ähnlichen Elementen zusammengesetzten eine längere Lebensdauer, als man bisher anzunehmen schien. Es hatte den Anschein, als sollte ein Whigministerium allmählich nur einem aus bürgerlichen Elementen zusammengesetzten Platz machen, allein diese Aussicht schwindet vorerst, die Reform des Wahlsystems, auch wenn sie, wie gar nicht unwahrscheinlich, noch weiter geht, wirft auf den alten Körper der englischen Gesellschaft wie eine bittere, aber wohlthätige Arznei, die Schlacken sondern sich mehr ab, und der Körper, der noch gesunde Theile in genügender Menge enthält, wird gekräftigt. Dazu hat indirect der Freihandel und die Auffindung des Goldes in Californien und Australien, so seltsam man dieß auch finden mag, sehr wesentlich beigetragen. Seit dem J. 1819, wo die Peelsbill durch die Unterstützung des Landadels durchging, der sich dabei besonders dem Interesse der großen Volksmasse nachtheilige Vorrechte ausbedungen, war ein Widerstreit zwischen der alten herrschenden Classe und der Volksmasse eingetreten, der im Laufe von 30 Jahren sich fortdauernd steigerte, und dessen Ausgang der bekannte Cornlaw-Rhymer dahin deutete, daß das aufgeregte Volk endlich den aristokratischen Besitz mit Gewalt vernichten werde. Die Furcht vor einem solchen Ausgang war es, die Peel bewog, in der Frage über den freien Kornhandel nachzugeben, und nun schien der Verlauf dahin zu gehen, daß, was die Gewalt der untern Volksmassen nicht gestöre, durch die Wirkungen des Freihandels, welcher den Grundbesitz des hohen Adels unhaltbar machen mußte, fallen werde. Eine Entwerthung der Landproducte um zwei Fünftel mußte den Werth der Güter um mehr als die Hälfte herunterdrücken, und dann ließen sich die auf den adeligen Gütern haftenden Schulden nicht mehr bezahlen. Irland mit seiner Ennembered Estates Bill zeigt, wohin es hätte kommen müssen; da trat der Goldüberfluß dazwischen, und wenn das Capital jetzt mit Muhe und Unsicherheit des Bestandes 2 bis 3 Procent abwirft, so kann der Güterbesitz, der mit vollkommener Sicherheit, abgesehen von der gesellschaftlichen Bedeutung die er gewährt, 2 bis 3 Procent abwirft, in seinem Werthe nicht besonders sinken. Das Zuströmen des Goldes wird noch Jahre lang andauern, das Geld also möglichst wohlfeil werden, und nur eine Münzveränderung, ein Abgehen von der Goldwährung, könnte diesem niedrigen Zinsfuß entgegenwirken. Die englischen Grundbesitzer sind deßhalb bei einer Nichtveränderung der Münzwährung durch ihr eigenes Interesse betheiligt, und werden sicherlich nicht davon abgehen. Dieß ist das Interesse der steuerzahlenden Masse überhaupt, deren Lasten mit der Verwohlfeilung des Metalls, in welchem sie zahlen, abnehmen, und selbst das der Taglöhner, deren Lohn mit der gesteigerten Gewerbsthätigkeit, mit der Abnahme der Concurrenz auf dem Arbeitermarkt durch die neue in die Auswanderung gekommene Bewegung, und mit dem sinkenden Geldwerth überhaupt steigen muß. Für die Industriellen, welche für den Weltmarkt arbeiten, liegt durch die gesteigerten Productionskosten eine Gefahr, und es ist ein bezeichnendes Symptom, daß Hr. Allson, der Verfasser der oben genannten Schrift über directe Besteuerung, der Ansicht ist, man müsse „gegen eine Veränderung im Werthe des Goldes Vorsorge treffen.“ [1]

Wäre der Goldzufluß nicht gekommen, so wären die periodischen Geldkrisen, an denen England so furchtbar gelitten hat, in Folge des Freihandels in verstärktem Maaße wiedergekehrt; der hohe Preis des Goldes hätte den Güterwerth gedrückt, und die landbesitzende Aristokratie hätte den Kornzoll wieder erringen müssen, wenn sie sich nicht einem sichern Ruin aussetzen wollte. Der Kampf mit den Volksmassen, welchen diese unser dem Ruf: wohlfeiles Brod! begonnen hätten, wäre der Aristokratie gefährlich, vielleicht verderblich geworden; jetzt hat sie, um sich ökonomisch zu behaupten, den Kornzoll nicht nöthig, und eine allmähliche Veränderung in der Besteuerung kann die Nachtheile, die sie durch den Freihandel, namentlich in der Pächterclasse, erlitten hat, wieder so ziemlich ausgleichen. Darum wird der Hauptstreit in der nächsten Zukunft auf dem financiellen Feld beginnen, und Hr. Disraeli hat dazu durch seine drollige Darstellung der Abneigung welche das Parlament gegen alle Steuern, directe und indirecte, gezeigt hat, sehr gut präludirt. Die Grobsinnlichkeiten des englischen Volkes, selbst seine Vorurtheile für große geschlossene Güter, der Flor der Industrie, die gesteigerte Leichtigkeit der Ausdrucksweise für die unbemittelten Classen, alles dieß wird dazu beitragen, die aristokratische Form des Grundbesitzes und damit auch den aristokratischen Charakter der Gesellschaft aufrecht zu erhalten. Der Eifer, den die reich gewordenen Kaufleute und Industriellen zeigen, ihre Ersparnisse in Grundbesitz anzulegen, zeigt deutlich, wohin die Richtung der Gesellschaft sich neigt, und ist das Ueberwiegen dieser aristokratischen Gesellschaftsverfassung gesichert, dann wird sie auch nicht kleingeistig dem Empordrängen der untern Classen fort und fort Hindernisse in den Weg legen wollen, sondern deren Erhebung eher begünstigen, sicher daß sie sich eher mit dem Adel, als mit den Industriellen, mit denen sie unmittelbar in Berührung stehen, verbinden.

So zeigen sich jetzt in England ganz andere Aussichten, als vor zwei Jahren, wo auf den höhern Classen eine sichtliche Entmuthigung sich lagerte; manche Gutsbesitzer mögen noch in bedrängten Umständen seyn, von der Mehrzahl ist der Ruin abgewendet, und selbst in Irland fangen die ökonomischen Verhältnisse an sich günstiger zu gestalten; wenigstens erzielen die durch die Encumbered Estates Commission zum Verkauf gestellten Güter Preise, wie man sie vor zwei Jahren, und selbst noch vor einem Jahre nicht erwartet hätte. Vor zwei Jahren wäre ein Ministerium Derby eine Unmöglichkeit gewesen, die öffentliche Meinung hätte es kaum geduldet, und jetzt nimmt man es hin, ohne davor zu erschrecken, und selbst, mit Ausnahme einiger Coterien, ohne besonders feindselige Demonstrationen. Cobden und seine Partei lärmten, als müsse der Himmel einfallen, wenn ein Ministerium Derby auftrete, jetzt ist es seit drei Monaten im Amt, der Himmel ist nicht eingefallen, und wird nicht einfallen, selbst wenn das jetzige Ministerium durch die Wahlen eine Mehrheit erhält.

[1] Das Mittel, das er vorschlägt, ist vollkommen lächerlich, denn er sagt, man solle das Gewicht der Goldmünzen mit jeder Veränderung im Preise des Goldes wechseln; wenn das Gold um 10 Proc. im Werth falle, so müsse man die Souvereigns um 10 Proc. schwerer machen. Der gute Mann hat nicht überlegt, daß man die Goldmünzen nicht ausgibt auf eine bestimmte Gesellzahl, wie einen Wechsel, sondern daß sie Jahre lang umlaufen; man könnte also in 10 Jahren zehnerlei verschiedene Münzen haben.

Für die herrschende Adelsclasse war es eine Hauptsache ins Ministerium zu gelangen, ehe Lord John Russell, durch seine radikalen Bundesgenossen gedrängt, das bisherige Wahlgesetz reformire. Die radikale Partei geht damit um, die Wahlbezirke mehr nach der Volkszahl zu vertheilen; gelingt dieß, dann ist die Landaristokratie definitiv aus dem Felde geschlagen, und der Geist der Städtebevölkerung, die bekanntlich in England zwei Drittheile der Gesammtbevölkerung ausmacht, wird überwiegend. Das kann die Aristokratie also niemals gutwillig zugeben, es fragt sich aber sehr, ob man es verlangen wird, nachdem sie bei den Kornge[illegible]setzen nachgegeben. Die Besorgnisse vieler ehrlichen Freihändler gingen dahin, die Aristokratie müsse die Kornge[illegible]setze wieder einführen, und ehe sie dazu komme, müsse man ihr durch Veränderung des Wahlgesetzes einen Riegel vorschieben. Das war die Triebfeder, welche die Mehrzahl der Freihändler leitete, aber auch der schwarze Stein, an dem Lord John Russell den Hals brechen mußte, und zuverlässig auch in der That gebrochen hat, denn niemand wird im Ernste glauben, daß er über der Millzbill gefallen sey. Lord John Russell konnte Concessionen in der Wahleintrichtung gewähren, aber nicht sie nach amerikanischem oder feanzösischem Muster nach der Volkszahl umgestalten; darum hat auch seine Reformbill niemand befriedigt, die Radikalen nicht, denn sie ließ vorerst so ziemlich alles beim Alten und eröffnete nur die Aussicht auf eine allmähliche Umgestaltung; die conservative Partei nicht, weil keinesweges zu berechnen, wie weit Lord John Russell durch seine Verbündeten fortgerissen werden würde, und weil das Durchgehen dieser Bill sein Verbleiben im Amt während der Wahlperiode geschert hätte. Das fand man nicht geraithen, er fiel und die conservative Partei ergriff das Ruder, um die Wahlen zu leiten.

Beschiffung des Amazonenstroms.

Der durch seine Forschungen über Seeströmungen, Golfstrom u. s. w. wohl bekannte Lt. Maury hat dem Congreß der Vereinigten Staaten eine Denkschrift übergeben zu Gunsten einer fürstlichen Dampfbootlinie, die von Norfolk oder Charleston ausgehen soll, um den Handel mit dem Amazonenstrom zu eröffnen. Das Wasser des letzteren, das mit dem Orinoco durch einen natürlichen Canal verbunden ist, mag wohl das größte und fruchtbarste in der Welt seyn. Das Mississippi-Thal wird auf 982,000 (engl.) Quadratmeilen geschätzt, das des Amazonenstroms mit seinen Zuflüssen auf mehr als 2 Millionen Quadratmeilen. Der Amazonenstrom ist für Schiffe von größten Tonnengehalt weit hinauf schiffbar, und Lt. Maury sagt, ein 74-Kanonen-Schiff könnte am Fuße der Anden Anker werfen. Außer der gewöhnlichen Steamschiffahrt hat man auch noch die auf 1500 Meilen Fluss oder natürlichen Canälen. Der Mississippi entspringt unter 50° N. B. und läuft südwärts durch die verschiedensten Klimate, der Amazonenstrom bleibt innerhalb der Tropen. Im Golf von Mexico begegnen sich die Produkte beider Ströme. Die Wichtigkeit, welche eine Verbindung des beiderseitigen Handels mit sich führen könnte, läßt sich noch gar nicht ermessen, und die Amerikaner betrachten dieß neue Land hinsichtlich des Reichthums und der Handelsunternehmungen als ihr „Indien."

Aus einer Reise auf den südrussischen Steppen.

(Schluß.)

Zwei frische Mädchen mit vollem Busen und amaranthenen Füßen sollten in kurzem die ohnehin schon zahlreiche Versammlung der wackren Familie Bralow vermehren, indem sie ihrer Hochzeit entgegensahen. Als wir zu dem in einem hübschen Häuschen über der Steaße wohnenden Geistlichen schickten, um ihn um den Theeselest (samowar, Sedöllocher) zur Bereitung des Thees zu bitten, lud uns der höfliche Caplan zu sich zum Thee ein. Die Mutter, welche sich bemühte die Gastfreundschaft des Geistlichen auf die vortheilhafteste Art zu schildern, eröffnete uns, daß er sehr gerne die Besuche von Herren annehme, und da die Distanz oft dahin gehen, und daß er vielleicht jetzt auch Gäste habe. Wir traten daselbst auch in Wahrheit einen freundlichen Wirth, die Frau des Propstes und zwei hochgewachsene Frauenzimmer. Inzwischen das schöne Geschlecht den Vorstellungen von Schönheit einsprach, darauf mag nur die Frau meines Hauswirths antworten, ich selbst machte über sie nur Eine hygienische Bemerkung, die, daß ich sie von allen Anzeichen von Ausgehrung und Schwindsucht frei sprach. Der gebräuchige Geistliche leerte vor uns das Füllhorn seiner Landesplastik aus, indem er von den außerordentlich feuchtbaren Ernten früherer Jahre sprach, während welches Gespräche unsere Damen, zuverlässig um Consumtion und Einfünfte im Gleichgewicht zu halten, energisch an dem mit Speisen besetzten Tisch aufräumten, als wollten sie dadurch zu erkennen geben, daß die alles vorsehende Vorsehung, wo sie eine ungetenere Fruchtbarkeit der Natur hinsetzte, auch in besonderer Weise dafür sorgte eine Verzehrauftalt zu organisiren. Die dem Schaz gehörigen Boerwerke bedauten, hier ungeheure ausgedehnte Fluren. Um einen Begriff von der Masse von Feldfrüchten zu geben, erwähne ich nur, daß im vorigen Jahre in diesem einen Distrikt, der einige Dörfer und darin 800 Steten enthält für Rechnung des Schazes an Roggen, Gerste und Hafer 80,000 Fuder eingebracht wurden, wobei Weizen und anderer Getreidegattungen, die hier in minderem Verhältniß gebaut werden, und das jährlich in ungeheuren Massen eingebracht Heu noch nicht gerechnet sind. Was den Reichthum der Ernten betrifft, so gab mir mein Wirth das Beispiel an, daß er auf seinen Antheil 43 Fuder Roggen von der Dessjätine (etwa zwei Morgen) erhielt.

Zurückgekehrt in mein Bauernhaus stürzte ich ein Eich an, und betrachtete mich als zurückgekehrt in die glücklichen Patriarchenzeiten. Mein Lager war ein Bund Heu, in der Mitte des Zimmers auf dem Boden ausgebreitet, und mit einem Teppich bedeckt. Auf der Bank zur linken Seite lag als Schildwache der Held des Jahres 1812; auf dem Hintertheile des Ofens krümmir sich seine Hälfte, und neben mit und zu meinem Haupte lagen in aller Freiheit ausgebreitet zwei Exemplare der frischesten gesunbesten Mädchen, deren Attribute mich gleich anfangs stuzzig hatten. Im Schooße glücklicher Väter kennen die jungen Mädchen, die keinen feanzösischen Roman lesen, nicht die brennende Unruhe, darum können ihren Schlummer weder unverschämte Mücken, noch der Schein des Lichts, noch der Lärm auswärts unterbrechen. Ich legte mich entlich mit meiner abgebrannten Cigarre nieder, und indem ich schweigend diesen neuen Abschnitt aus dem Leben des ukrainischen Volks betrachtete, bedauerte ich nur keinen Naturmaler, wie Paul de Kock zur Seite zu haben. Unter diesen Gedanken schlief ich ein, und als ich am nächsten Morgen die Augen öffnete, sah ich noch die zwei selben Paar amaranthener Füße, die mich schon gestern verfolgt hatten; sie standen unbeweglich, und nur ein farbiger Parasol der sie einge umgab, bewegte sich zuweilen im Kreise herum. Ich konnte anfange nicht begreifen was das heißen solle, und erst als ich meine Augen besser öffnete, sah ich, daß beide Mädchen gerade vor meiner Nase standen, vor den in der Ecke des Zimmers hängenden Heiligenbildern beteten und sich unter Kopfnicken bekreuzten, wobei dann die Bewegung des Körpers die obenerwähnte Circlebewegung des Kleides verursachte. Nach so frischen Ueberzügen aus der Thauwäsche in die Wirklichkeit fielen meine poetische Vorstellungen von den Steppenmädchen bedeutend. Die „Rusalas" unsrer Dichteree Bogdan schienen mir eine Parodie. Ich steckte eine Cigarre an, setzte mich in den Wagen, und in kurzem sog ich die reine scharfe Luft der Steppe ein. Nun fing ich erst an die Romanbilder der ukrainischen romantischen Schriftsteller mit der Wirklichkeit zusammenzuhalten. Merkwürdig, daß trotz der bedeutenden Zahl dieser Schriftsteller kein Bild meinem Begriff recht zusagen wollte. Kleinrussische Schriftsteller, namentlich Ostwojanenko und Gogol schauten lieber in das Leben und den Charakter dieses Volkes, und ihre Werke haben es getreuer aufgefaßt. Damit schließe ich vorerst die Auszüge aus meinen Tiraten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ch. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 160. 5 Julius 1832.

Die Wälder an der Südküste Patagoniens.

(Aus Andersons Reise um die Welt. Altonaisches 15 Mal.)

Die Küste Patagoniens zeigte sich im Anfang der Meerenge ganz belegt mit unbedeutenden kahlen Höhen, unter denen nur hie und da eine felsige Spitze emporstieg. Zuweilen sah man auf den Ebenen einige Guanacos, den wilden Urstamm des im übrigen Südamerika so vielfach als Lastthier benützten Lamas. Ungefähr bei Sandy Point, westlich von dem zweiten Engpaß, wurden die Ufer bergig, und waren mit schönen grünenden Wäldern bekleidet. Diese Wälder, welche aus Buchen bestehen, haben gewiß nirgends ihresgleichen. Die tropischen Urwälder mit ihren baum- und blüthenumschlingenden Lianen, wo man sich den Weg mit der Art in der Hand bahnen muß, sind kaum schwieriger zu durchwandern. Hier stehen die Stämme so dicht, daß man sich beinahe durch dieselben durchdrängen muß, und der kleine leere Raum wird theils von jungen Bäumen, die mit zahlreichen Aestchen belegt sind, theils von einer Masse anderer Büsche ausgefüllt, worunter drei steife stechende Berberisarten besonders häufig sind. Dazwischen hinein stößt man auf umgefallene, und in Folge des ständig regnigen und darum äußerst feuchten Klimas faulende Stämme, welche derart übereinandergehäuft liegen, daß die stärksten Holzäxten in den höhern Wäldern Norrlands wie ebene Wege dagegen aussehen. Hat man mit äußerster Anstrengung einen Theil des Körpers durch solches Strauchwerk durchgezwängt, so kostet es eine eigene Geschicklichkeit, um den andern Theil des Körpers von allen übrigen Hindernissen frei zu machen, denn diese in Nichts zusammenfallenden verfaulten Baumstämme sind meistentheils so feucht und glatt, daß man oft ausglitscht und mit der Nase voran in die Berberißlauben hineinfällt. Die Buchenstämme selbst sind ansehnlich, bis 20 Ellen hoch, und obwohl durch seine kleinen Blätter und den Stamm voll Risse von unsern herrlichen Buchen verschieden, doch in der Entfernung ziemlich ähnlich durch die Anordnung seines Laubwerks und durch scheibenförmige Blattflächen. Zwischen den Wäldern dehnen sich außerdem Sümpfe aus, die mit einer stechenden Binsenart und ellentiefen Torfmoosen überwachsen sind, worein man bis ans Knie einsinkt. Diese vereinigten Hindernisse machten es mir unmöglich in den zwei Tagen, die uns zu einem Ausflug gestattet waren, bis zur Gebirgsregion vorzudringen. Wir streiften indeß doch ziemlich in der Nähe umher, blieben im Walde über Nacht, und beachten eine ganz hübsche Sammlung Pflanzen an Bord zurück; denn die Vegetation, die sich durch ihre Eigenthümlichkeit auszeichnet, ist sehr reich und vergleichungsweise üppig, indem sie theils aus Repräsentanten der nördlichen europäischen Flora, theils aus verschiedenen amerikanischen Gattungen besteht.

An der Küste von Nizza bis Genua.

(Fortsetzung.)

An der andern Seite des Berges liegt die Altstadt mit dem Hafen, dessen Becken, in der Form einer liegenden Axt, in den Felsen eingehauen ist. Hier ist das italienische Leben vorwiegend; Fischer, Jungen, Bettler und Dirnen treiben sich am Hafen und in den engen Gassen umher. Die Handwerker arbeiten auf den Straßen, und häufig findet man einen Kranz von jungen Mädchen, welche vor dem Hause an Einem Stücke nähen und schäkern; doch ist dieß auch in der Provence nichts ungewöhnliches. In der Neustadt aber glaubt man noch in Frankreich zu seyn, Tracht und Sprache der meisten Leute und die prunkenden Aufschriften der Häuser sind französisch, am unaufhörlichen Glockengeläute merkt man aber Italien gewiß. Die piemontesischen Soldaten sind noch so schmuck und parademäßig ausmarirt wie früher.

Bis nach Villafranca kann man noch die prangende und doch eigenthümlich milde Umgebung Nizza's rechnen. Ich war durch nichts behindert, hatte Zeit, und konnte mir den Weg die Küste entlang nach Belieben suchen. Gleich hinter dem Hafen von Nizza stieg ich einen hohen Berg hinan unter der Bergfeste Montalban her, und sah oben angelangt das Meer von der andern Seite. Bis dahin hatte den Rückblick das feene Antibes auf der vorspringenden französischen Küste begränzt, jetzt verlor ich diesen Rückblick, um die herrlichste Weitsicht auf das Meer vor mir und zur Seite zu gewinnen. Am Fuße des Berges, der weit ins Meer hinein geht, liegt das schöne Villafranca mit einem netten künstlichen Hafen und einem Fort, welches in der Mitte des Städtchens auftragt. Die Halbinsel la Franche streckt sich ins Meer, wie eine zischende Gans den dünnen Hals; auf der äußersten Spitze steht ein Leuchtthurm und ein zerfallenes Hofpiz. Die freundlichen Oelbäume nehmen ihre Abschied, weit und grau dehnt sich das nackte Gebirge aus; anfangs leuchten noch hier und da weiße Häuschen gleich Schneeflocken auf den ungehenern Abhängen, dann findet man nur noch selten eine einzelne Hütte, so roh von Steinen aufgehäuft, wie es die ärmsten Sennhütten in den Alpen nicht sind; endlich hört alles auf, was nach Menschenwohnung aussieht, nur der grelle Schrei der Geier läßt sich hören oder das Meckern einer Ziege, welche unter den Felszacken sich verirrt hat. Die Gegend hat etwas Finsteres aber Großartiges, man denkt sich italienische Räuberromantik hinein. Die Leute, die einem begegnen, eilen alle flüchtig vorbei; besonders gespenstisch zeichnen sie sich jedes Abends ab an den weißgrauen Felswänden. In Deutschland würde man sie für Gesindel halten, es waren gelbe Italienerinnen mit offnem Busen und glän-

zenden langen Ohrgehängen, zerlumpte halbnackte Packträger, Weiber mit breiten Hüten, welche auf Eseln ritten, Geistliche in langer schwarzer Kleidung, die weder reinlich noch ohne Risse war. Ich ging eine Strecke lang mit einem Capuziner, einem rechten Bettler, er hatte ein Weinfäschen umgürtet und den Trichter in der Hand, ein höchst beschränkter Mensch und gar nicht friedlich. Der Fußweg wendet sich, die Chaussee manchmal abkürzend, rauh und steinig über die Felsenjoche; auch die Chaussee, welche sehr kunstreich den Windungen des Gestades folgt, geht meist durch nackted Felsgebirge, manchmal läuft sie hinter Höhen her, welche das Meer verbergen, dann eröffnen sich in der Regel auf der andern Seite Alpenaussichten so großartig, wie man sie sich nur ohne Wälder und ewigen Schnee denken kann. Bald darauf sieht man, sowie man um einen Bergvorsprung kommt, zur Seite die Zacken und Trümmer einer Bergveste, alt und grau wie der Felsenkegel, auf dem sie steht; durch sie hindurch schimmert dann das glänzend blaue Meer, welches nach einigen Schritten näher, wieder in seiner Unermeßlichkeit heraustritt, man steht es den Tag über in den hellsten und vielfältigsten Farben spielen. Unten brandet es und umkränzt die Küste mit weißem Schaume, gleich hinter der Brandung glitzern alle Farben des Regenbogens, darüber hinaus leuchtet es still grünblau, noch weiter grau oder dunkelroth, und am äußersten Horizont schimmern weiße Streifen wie Eisflächen, auf denen sich die Sonne spiegelt. Wenn man oben auf der Straße ist, meint man, es sey gar nicht möglich, ans Meer hinab zu kommen; indessen mit einigen Kletterkünsten geht es doch, und ich fand mich nicht allein durch den erfrischenden Anblick der anstürmenden weißen Rosse Neptuns, sondern auch wohl durch zuckersüße wilde Feigen und Trauben belohnt, welche vom Winde halbgedörrt an entblätterten Aesten hingen. Turbia ist der erste Ort, zu dem man endlich kommt. Die Chaussee dreht vom Meere ab wieder um einen Felsen und man steht überrascht vor einem solchen Flecken, wie sie nun, einander ganz ähnlich, in ziemlicher Anzahl dem Wanderer sich zeigen. Nette Häuser und Zigeuner-Baracken, alte Burgruinen und eine neue buntbemalte Kirche stehen in einem Häufchen zusammen auf der Einsattelung eines Berges, der noch weiter ins Meer ausläuft. Eine solche Ortschaft steht aus verfallen, zackig und doch auch freundlich anlockend, wie ein liederlicher noch immer hübscher Bursche. Turbia soll seinen Namen von einem Augustusstempel, Tropäa Augusti genannt haben, von dem man oberhalb am Berge noch Ueberbleibsel erblickt. Sowie man aus dem Neste wieder herausstritt, sieht man unten am Fuße des Berges eine Halbinsel, die wie ein großes Kriegsschiff im Meere zu schwimmen scheint; die freundliche Häuserreihe, welche sie bedeckt, ist Monaco. In der Ferne glänzt hellweiß Bordighera auf einer Landzunge in der blauen See.

Es war erst Nachmittag, aber die Gegend war zu fabelhaft, zu herrlichwild, ich blieb in einer Herberge an der Straße bald hinter Turbia. Es ging da zu wie in den Herbergen im Gilblas, man bestellt Suppe, Omelette, Macaroni, Früchte, Käse und Wein, der Wirth sagt einem den Preis von jedem zum voraus. Auf dem Felsen etwas unterhalb der Straße, die hier sehr hoch läuft, lag ich bis in die dunkle Nacht, versunken in den Anblick des Meeres und dieser gewaltigen Felsenlandschaft, sie blieb mir ernst und bleich und still, aber himmelhoch ragend im Gedächtniß stehen. So schauen uns die erhabenen Stellen in der Weltgeschichte an, die hohen Thaten und Männer haben darin ein Hochgebirge aufgerichtet, aber es ist bleiche leblose Vergangenheit. Ich war am Tage eine Stunde weit mit einem Italiener gewandert, es war ein gebildeter Mann, man sah, daß er den höheren Ständen angehört hatte, feurige nationale Gedanken vereinigten sich in ihm mit schwächlicher Selbstsucht. Wir hatten in einer Osterie unterwegs ein kleines Mahl eingenommen, er war fein und artig gewesen, und als er die Zeche auslegte, betrog er mich doch weniger Groschen willen. Das ist Italien, so edel und so gesunken, es fehlen ihm die stählernen Nerven sich wieder aufzurichten, selbst sein herrliches Mittelmeer wird von Flotten beherrscht, die aus dem nordischen England herkommen. Ich überdachte Italiens Geschichte, ach in sein Weh ist das Land jenseits der Alpen, das Land mit den strömenden Flüssen und kühlem Waldesrauschen, so enge verschlungen. Zerrissen und zerschlagen wie Italien ringt Deutschland leidvoll, sich wieder zu sammeln, während Frankreich bei all den blutigen Tollheiten, die es erlebt, doch national und kraftvoll geeinigt bleibt.

In der Morgenfrische des folgenden Tages machte ich mich wieder auf den Weg. Da sah ich über dem Meere erst die Morgenröthe, dann die Sonne aufgehen. Die Sonne steht hier viel jungfräulicher auf und reizender, wie erglühend von den letzten Küssen des Gatten, als bei uns, wo sie hinter den Bergen hervorkommt. Das Meer war eine leuchtende Farbenfläche, von der dunkelgrünen Grundfarbe durch Gelb und Blau hindurch bis zur hellsten Röthe. Blockabrou zeigte sich hoch über dem Wege zwischen die Felsen gebaut, ein wildes Gemisch von dunkeln, schroffen Felsen, übergrünten Schloßruinen, alten und neuen Häusern, das Auge kann das alles kaum von einander sondern. Man umgeht darauf einen Berg, und steht auf einmal unter sich einen im Silberglanz wogenden Oelwald, an dessen Ende sich das weiße Mentone von der See liebkosen läßt. Die zackigen, rauhen Felsgebirge treten hier zurück, und lassen wieder eines der lieblichsten Plätzchen auf der Erde offen. Oliven, Carruben, Trauben, Feigen, Kürbisse hängen üppig umher, die Orange steht neuglerig über die Gartenmauer. Näher der Stadt stehen Wäldchen von Citronen und Orangen, die goldenen Früchte liegen darunter im Grase; Rosengebüsche umschlingen das rauschende Röhricht, blühende Oleander stehen die Straße entlang. Das Schloß des Fürsten von Monaco paßt recht bunt in die Farbenfülle hinein; es ist im holländischen Geschmack, ein schlankes, weißes Marmorhaus wäre noch viel schöner gewesen. Die Fischer arbeiteten schaarenweise am Strande und auf dem Wasser; Kinder und Frauen, von japanischen breiten Hüten beschattet, die Spindeln in der Hand, zogen aus, die über Nacht gefallenen Oliven zu sammeln. Der Oelbaum vorzüglich nährt diese ganze Küste. Je näher man Mentone kommt, desto prächtiger nimmt es sich aus, es ist eine Bergstadt, auf deren ölbaumbewachsener Höhe die Ruinen eines Schlosses ihre Zinnen in die reine Luft strecken; hohe starke Johannisbrodbäume überdecken ganze Stellen im Städtchen. Der Weg nach Monaco ist wundervoll. Das Vorgebirge umschließt ein Hafenrund, dessen Spiegel so still ist, daß die Schiffe ohne Anker darauf liegen können. Auf zahllosen Treppen steigt man in die Festung hinein, die Häuser sind klein und arm und stehen an einer einzigen Straße, welche über den Felswänden fortgeht; an ihrem Ende aber, vor dem Palaste des Fürsten, hat man den unendlich herrlichen Rückblick auf den weiten Golf und das alpenmäßig ansteigende Küstenland.

Bald hinter Mentone hört das üppige Grün wieder auf, das Auge sucht vergebens einen Ruhepunkt unter dem steilauf sich thürmenden Felsgebirge. Das Gestein hat jetzt mehr ein röthliches Aussehen, und es ist vielgestaltiger als auf der Strecke zwischen Villafranca und Turbia. Der Weg führt an einer tie-

sen Schlucht vorbei, in die Felsen oben gehen Höhlen hinein, tief unten tost ein Bergwasser, eine alte verfallene Wasserleitung daneben gibt dem Orte noch mehr ein wüstes, menschenfeindliches Ansehen. Oft sind in den Felsenbergen von unten bis oben breite Furchen ausgehöhlt von dem Wasser, welches nach jedem Gewitter herunterstürzt; nur eine Aloeart glimmt in dem Gesteine hinauf. Hin und wieder hangen Oerthen an den Höhen, von einem Olivenwäldchen umgrünt; die hellen Häuschen sehen allerliebst aus, als hätten sie Kinder aus dem Kasten genommen und in das Grüne gesetzt. Alles steigt hier auf Treppen auf und ab. Der Esel und das Maulthier sind für diese Leute die rechten Hausthiere; Holz, Wein, jeder Hausbedarf wird auf ihrem Rücken weiter gebracht.

Nach etwa zwei Stunden gewinnen die Gestade wieder mehr Grün und Milde, ein Thiefthal senkt sich in das Gebirge und berbergt Orangen. Auf den breiten Höhen kündet ein Fort, das auf und zwischen alten Schlössern erbaut ist, die Nähe Ventimiglia's an; dieß ist eine alte Stadt, die Thore rühren vielleicht noch aus der Römerzeit her, wie der Unterbau der großen Kirche, welche einst ein Junotempel gewesen seyn soll. Die Städte an dieser Küste liegen entweder auf einer Landzunge oder am Eingange von Thälern, in denen über Kiesel und Gerölt Bergströme niederkommen; wenn es ein paar Tage nicht regnet, so ist das Bett völlig ausgetrocknet. Auch hinter Ventimiglia ist ein solches Thiefthal mit dem breiten Kieselbette des Stromes. Dieser zieht sich um die Stadt und trägt dazu bei, ihr ein unheimliches Ansehen zu geben. Das Fort steht man noch lange, wie es sich drohend über die Häuser erhebt und seine Verschanzungen bis zum Meere fortpflanzt. Aulus Persius war hier geboren. Namentlich die Römer in der Kaiserzeit scheinen die Landstriche an dieser Küste geliebt zu haben, es paßte das Land zu ihrer Zeit voll wilder Lust und wilder Gewalt.

Es folgt nun Bordighera, links abseits gelegen auf einem Vorberge, ein rundes Häufchen von Häusern. Ueberragt steht man vor der Menge hoher Palmenzgipfel, die sich leicht im Winde wiegen. All die orientalischen heiligen und unheiligen Geschichten, die unter Palmen spielen, stiegen einem zu. Es sollen hier ein paar Tausend Palmen zusammen stehen. Es ist merkwürdig still in den kleinen Hainen, Schatten geben die Palmen nicht viel, aber man hört sie leise rauschen wie Märchen aus dem Orient. Ich glaube, jeder der zum erstenmal dahin kommt, macht es wie ich, und ruht unter den Bäumen im träumerischen Sinnen, aus der Ferne schallt das ruhige, tactmäßige Rollen des Meeres. Der Mensch im Oriente hat eine stille großartige Ruhe in seinem Denken und Thun, was nur feuerköpfigen Westländern manchmal grousß vorkommt, man begreift es aber besser unter solchen hohen stillen Palmen am ruhig rauschenden Meer. Auch Spadoleto und San Remo sind Palmenörter; der felsisme Baum hebt sich noch höher als das Gebirge, auf dem die Städtchen sich angebaut haben. Es ist ein Gewoge von dem verschiedenartigsten Baumgrün, aus welchem die Häuser hervorgucken.

San Remo ist am schönsten, aber Bordighera hat allein das Recht, jährlich zu Ostern ein Schiff voll Palmenzweige nach Rom zu schicken. Zwischen diesen und der Menge der noch kleineren Ortschaften sind immer Strecken von dürren felsigen Landschaften, ich nahm mir manchmal einen kleinen offnen Wagen, eine Sedia, und fuhr eine Strecke. In jeder Stadt stürzen Buben auf den Reisenden zu und bieten für ein paar Sous ihre Kalesche auf eine Stunde an; das Fahrzeug ist sehr gebrechlich, der Junge zerlumpt, das Pferd zum Umfallen, dennoch geht es im scharfen Trott oder Galopp die Steinwege entlang. All diese Ortschaften an der Küste sind überfüllt von Menschen, bei uns macht man sich gar keine Vorstellung von einem solchen Treiben und Handeln in den dunkeln engen Gassen und von den malerischen Anblicken, wohin man nur sieht. Ich habe gewiß kein Haus an dieser Küste gefunden, das nicht malerisch gelegen; wo aber ein paar Häuser stehen, sind auch kleine Schiffe ans Land gezogen, bei Spadoleto fand ich ihrer mehrere, die Matrosen wälzten sich daneben halbnackt im Sande, und besorgten einander auf den struppigen Köpfen einen Liebesdienst. Es ist kein reinliches Volk, aber es bleibt malerisch im Schmutze, meist karge gedrungene Menschen, jedoch stärker als die Savoyarden. Man muß sie des Abends Mora spielen oder Kugeln werfen sehen, um ihr Feuer und ihre Geschicklichkeit zu bewundern.

Bei San Remo geht der letzte der gewaltigen Höhenzüge ins Meer, das Gestade wird niedriger, es kommen jetzt die weiten Buchten mit den kleinen Vorgebirgen an beiden Enden. Mehrere breite Thäler lofgen auseinander, welche die prächtigsten Aussichten auf die Apenuinenkette eröffnen. Ich konnte mich von dieser seltsamen Felsenlandschaft noch nicht trennen und blieb ein paar Stunden gleich hinter Remo in einem Wirthshause, welches fast senkrecht über den Fluthen lag. Die See machte mir auch die Freude, kurz vor der Abenddämmerung ein bischen zu stürmen. Die Gestade wurden halb verhangen von einem grauen Schleier, die Wellen stürzten mit heulender Gewalt zwischen die Felsen und Klüfte, und weithin wogte und brüllte es auf der dunkelschwarzen Tiefe. Am Lande aber zog ein frischer Blüthenduft, wie bei uns nur im Frühlinge. Es war October, vor dem Hause wurde in roben Trögen rother Wein gekeltert, was keineswegs appetitlich aussah. Abends spät langte ich in San Stefano an und fand ein Gasthaus am Strande, keine zehn Schritte von den donnernden Wogen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Fluß-Reise auf Sumatra.

(Von Dr. H.)

Im Jahr 1846 befand ich mich als Marinearzt auf einem Schooner, der zu Riouw, einer kleinen, den Holländern gehörigen Insel im ostindischen Archipel, stationirt war. Von diesem Orte aus hatten wir bereits manche interessante Seefahrten gemacht, als wir im December von Batavia aus den Befehl erhielten, nach dem Reich-Fluße auf der Ostküste von Sumatra zu segeln und einige an dessen Ufern entdeckte Steinfoblenlager zu untersuchen. Alsbald wurde der Anker gelichtet, und da Reich dem Sultan von Linga gehört, so segelten wir zuerst nach dieser Insel, wo wir von seiner malayischen Hoheit mit gewohnter Höflichkeit empfangen wurden und die nöthigen Geleitsbriefe an des Sultans Statthalter zu Reich erhielten. Von Linga gelangten wir in zwei Tagen an die flache, monotone Ostküste von Sumatra und warfen den Anker etwa eine Meile weit von der Mündung des Reich-Flusses in den seichten Meeresgrund.

Ein Officier des Schooners K. und ich waren speciell mit Untersuchung der Kohlenlager beauftragt, und fuhren am folgenden Morgen den 30 December auf einem kleinen Kanonenboote, das uns von Riouw aus zu diesem Zwecke begleitet hatte, in den Fluß hinein; der Fluß mündet in drei Armen, wovon jeder etwa eine halbe Stunde breit ist. Die Ufer sind niedrig und grösstentheils überströmt, dabei aber dicht bewachsen mit schlanken, geraden Bäumen (Rhizophoren), deren viel verschlungene Wurzeln oft über dem Wasser sichtbar werden; sie und da gewahrt man Gruppen von Nipa-Palmen,[1] ihre kurzen Stämme ganz, tief vom Wasser bedeckt, so daß die langen Blätter auf dem Flusse zu

[1] Nipa fructifera.

schwimmen schienen. Nach und nach wurde das Ufer trockener, und etwa zwei Stunden von der Mündung trafen wir auf ein malayisches Dorf, dessen zerstreute Hütten sich wohl eine Stunde lang an beiden Flußufern hinzogen. Bei jedem Häuschen war ein Reisfeld, und in dieser Weise das Ufer von Wald geschützt und angebaut, so weit sich das Dorf erstreckt. Die Hütten waren bloß aus den Zweigen und Blättern der Nipa construirt.

Nachmittags war Ebbe eingetreten, so daß wir nur noch mühselig mit Rudern weiter kamen, und endlich um 6 Uhr bei den letzten Hütten des Dorfes vor Anker gingen. Einige Einwohner kamen in ihren kleinen Kähnen zu uns, um das fremde Fahrzeug zu sehen; wir plauderten mit den Leuten und beobachteten einige Affen, die gravitätisch in den Bäumen saßen. Unvermerkt war die Sonne untergegangen, und plötzlich kamen ganze Schwärme von Mosquitos angestiegen, die uns bald zum Glückzug in unsere kleine Cajüte nöthigten. Allein auch dahin verfolgten uns die Quälgeister; sie waren von ungewöhnlicher Größe und stachen durch die leichte Bekleidung. An Schlafen war nicht zu denken, und erst der Morgen befreite uns von unsren Qualen. Die Mosquitos verschwanden gleich Nachtgespenstern, sobald die ersten Sonnenstrahlen in unsere Cajüte fielen. Ich eilte auf das Verdeck, um eine Entschädigung in dem prächtigen Morgen zu suchen. Hell und glänzend wie immer in diesen tropischen Gegenden erhob sich die Sonne, und die grünen Felder, die stattlichen, von Schlingpflanzen umhangenen Waldbäume schimmerten in ihren goldenen Strahlen, ein frischer Blüthenduft erfüllte die Küste, die Singvögel erwachten; langhälsige Reiher und wilde Tauben flogen über uns hin, und ein frisches Sturzbad regte unsere Lebensgeister wieder an.

Der Anker wurde nun gelichtet, und nach einigen Stunden kamen wir vor der Residenz des Statthalters von Reteh an; dieß ist ein nach indischer Manier von Holz erbautes, ziemlich geräumiges Haus, von einem Pfahlzaun und einem morastigen Graben umgeben. Außerhalb dieses Zaunes stand eine viereckige offene Kuppel, in der uns der Statthalter empfing, umgeben von seinen angesehensten Unterthanen.

Wir übergaben den Brief des Sultans und unser Statthalter versprach uns, noch denselben Tag alle Vorbereitungen zu unserer Reise zu treffen. Wir unterhielten uns mit ihm einige Stunden in malayischer Sprache; sein Name war Soling, und früher hatte er mit seinem Volke auf Borneo gewohnt und daselbst das beliebte Seeräuberhandwerk ausgeübt. Im J. 1828 durch holländische Kriegsschiffe angegriffen, mußte er sich ergeben, wurde aber vom damaligen General-Gouverneur begnadigt unter der Bedingung, daß er seine Räuberfahrzeuge ablieferte und sich mit seinem Volke am Reteh niederlasse. Dieser Vertrag wurde erfüllt, die Leute leben jetzt friedfertig und arbeiten nun nicht mehr im Seeraub, sondern im Reisbau, wie sich Soling noch ausdrückte.

Nach dieser Visite wollten wir einen Spaziergang durch das Residenzdorf machen, allein daran war nicht zu denken, die Häuser liegen mitten in Morästen, jedoch alle am Flusse, man fährt also von einem zum andern in kleinen Booten. Bei diesem Dorf theilt sich der Fluß in zwei Arme, wovon wir den kleineren zu befahren hatten. Unser Kanonenboot mußte liegen bleiben und wir begaben uns in ein kleines Boot, das uns der Statthalter verschaffte; dieß Boot, in dem wir mit sechs Ruderern und zwei Bedienten eine Woche zuzubringen hatten, war höchstens 15 Fuß lang; der hintere Theil war durch starke Bambusmatten gegen Sonne und Regen geschützt, wir ließen unter diesem Dach einige Kissen und Decken ausbreiten, und hatten gerade Platz genug zum Liegen und Sitzen. Die Ruderer lagen des Nachts quer über den Kahn mit angezogenen Beinen; dem Befehl des Sultans gemäß hätte uns der Statthalter selbst begleiten müssen, dieser begnügte sich jedoch, zwei seiner Großen mitzuschicken, die uns in eigenen Kähnen begleiteten.

Den 1 Januar Morgens fuhren wir ab den einen Arm des Flusses hinauf, der hier bereits um die Hälfte schmäler geworden war. Das Ufer war allenthalben mit hohem Schilf bewachsen, und nur hier und da zeigten sich Hütten und kleine Dörfchen, versteckt unter Gruppen von Cocospalmen und Fruchtbäumen. Bald verschwanden diese Spuren von menschlichen Wesen und wir kamen in eine Waldwildniß, in der eine tiefe Stille herrschte; die Ufer waren überströmt, die Bäume standen im Wasser und hatten eine Menge Luftwurzeln, natürliche Stützen, die sich von den über den Fluß hangenden Aesten ins Wasser hinabsenken. Das Holz dieser Bäume ist leicht und spröde, sie wachsen und verdorren sehr schnell, allenthalben steht man dürre Aeste und niedergestürzte Bäume. Allein eine anhaltend thätige Vegetation treibt zugleich wieder frische Zweige hervor oder Schlingpflanzen, welche die Stämme und Aeste eng umschnüren, ihre Blüthen und Blätter auf den grünen Stämmen entfalten und in Guirlanden von den Endzweigen herabhangen. Unter diesen Bäumen bemerkte ich eine schöne Palme von 30 bis 40 Fuß Höhe mit bläulichem, geglättetem Stamm und einer fächerartigen Krone; diese Palmen standen in Haufen dicht am Flußufer, und mit Vergnügen sah ich bei jeder Krümmung des Flusses neue Gruppen dieser schönen Pflanze auftauchen. Manchmal standen die Bäume so weit in das Flußbett hinein, daß unsre Kähne nur mit Mühe hindurch konnten, andere Bäume hingen quer über den Fluß und mußten gefällt oder wenigstens von den niederhangenten Aesten gelichtet werden.

Mit Anbruch der Nacht waren wir noch in dieser Wildniß; die Kähne wurden also an Bäume festgebunden und Feuer gemacht zur Bereitung des Nachtessens. Mosquitos gab es glücklicherweise nicht und wir konnten ungestört bis zum Aufgang der Sonne schlafen, wo wir uns wieder auf die Reise machten.

Nach einige Stunden fuhren wir durch die Ueberschwemmungsregion, dann veränderte sich allmählich die Scene; die Ufer wurden trocken, der Fluß schmal und reißend, so daß unsere Ruderer mit aller Anstrengung zu arbeiten hatten. Auch die Vegetation nahm einen verschiedenen Charakter an, die Bäume waren stattlicher, höher und tief im festen Grunde verwurzelt, die bläulichen Palmen verschwanden und es zeigten sich die schlanken Rottange mit ihren feinen, gegliederten Blättchen, das dünne Stämmchen an stärkere Bäume angelehnt und bis über 100 Fuß den zugespitzten Gipfel erhebend. Vom Ufer herab hingen breitblättrige Wasserpflanzen mit schönen rothen und weißen Blüthen. Die Breite des Flusses betrug höchstens noch 25 Fuß, und wir fuhren zwischen den hochstämmigen Bäumen wie in einer schmalen, dunklen Allee dahin. Manchmal war die Fahrt versperrt durch quer über den Fluß liegende Baumstämme, durch diese war wieder eine Menge Treibholz angehalten, und einmal auch ein todter, halberfaulter Kaiman, der einen abscheulichen Geruch von sich gab.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Benützung des Holzes des Cactus opuntia. Man kann freilich hier eigentlich nicht von Holzarten, sondern nur von einem harten Stengel reden, aber dieser Stengel hat ein sehr offenes Zellengewebe, hartes

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 161. 6 Julius 1852.

Die Abnahme der einheimischen Bevölkerung in Australien.

(Nach Westgarth. Journal of the Indian Archipelago. Dec. 1851.)

Die Angaben über die Bevölkerung von Australien sind begreiflicherweise höchst mangelhaft. Indeß ergeben sich aus den Angaben über einzelne Distriete sehr interessante Punkte über die Bevölkerungsverhältnisse. So ist z. B. in den bekannten Distrieten das Verhältniß der Männer zu den Weibern mehr als 3 zu 2, und bei den Kindern ist das Mißverhältniß noch größer. Das Verhältniß der Erwachsenen zu den Kindern ist wie 11 zu 5. Der Theil des Gebiets von Neusüdwales, den man als von den Europäern besetzt annehmen kann, beträgt etwa 320,000 (engl.) Quadratmeilen, und die Zahl der Einwohner wird auf ungefähr 15,000 geschätzt. Dr. Leichardt und seine Gefährten fanden auf ihrem Weg nach Port Essington, namentlich in Nordaustralien, eine bedeutende Anzahl von Ureinwohnern. Die Ufer der Flüsse schienen vergleichsweise gut bevölkert, und die Reisenden stießen auf einheimische Fischereien, zahlreiche Brunnen von frischem Wasser u. s. w. Capitän Sturt gibt einen interessanten Bericht von zahlreichen Stämmen, die er gegen die Centralregionen Australiens hin fand. Nach der vergleichungsweise zahlreichen eingebarenen Bevölkerung in der ersten Zeit der Colonie zu schließen, sollte man glauben, daß das Verhältniß der Einwohnerzahl zu der Gebietsausdehnung des ganzen Continents viel größer sey als die obige niedrige Schätzung für das Gebiet von Neusüdwales. Indeß haben die Forschungen von Sturt, Eyre und andern Reisenden das Daseyn so ausgedehnter Striche unfruchtbaren Landes im mittlern und nordwestlichen Theile Australiens herausgestellt, daß man wohl zweifeln darf, ob die obige Schätzung viel zu gering angegeben ist.

Die Verminderung dieser Zahl und das allmähliche Erlöschen der Eingebornen, um den civilisirten Einbringlingen Platz zu machen, ist eine Erscheinung, wovon Australien weder das erste noch einzige Beispiel darbietet. Die Eingebornen nehmen allenthalben, wo die Weißen hindringen, ab, wenn auch in verschiedenem Verhältniß. Die Ursachen dieses allmählichen Erlöschens sind unzweifelhaft ihre Kriege unter einander, ihr feindliches Zusammentreffen mit den Weißen, die Krankheiten und Laster der europäischen Gesellschaft, welche durch die unregelmäßige Lebensweise der Eingebornen und den Mangel an ärztlicher Behandlung ungewöhnlich zerstörend wirken, die herrschende Sitte des Kindermords und vielleicht auch das allmähliche Verschwinden der verschiedenen Thiere, die ihnen zur Nahrung dienten. In der Nähe der europäischen Niederlassungen ist es constatirte Thatsache, daß Stämme von mehrern hundert Personen im Laufe von 20 bis 30 Jahren bis auf wenige Individuen verschwanden. Bei einigen Stämmen hat man eine jährliche Abnahme von 3 bis 5 Praeent nachgewiesen. Letztere Abnahme schreibt sich freilich zum Theil von der grausamen Verfolgung durch Colonisten her.

Unter den Krankheiten, welche unter den Eingebornen sich durch ihren Verkehr mit den Weißen verbreiteten, steht die Syphilis oben an; es wird zwar von verschiedenen Seiten behauptet, daß diese Krankheit vorher schon im Lande gewesen sey; allein jedenfalls hat der Verkehr mit den Colonisten dieselbe auf eine furchtbare Weise ausgebreitet, und in allen Berichten wird diese Krankheit als eine Hauptursache der Abnahme der einheimischen Bevölkerung angeführt. Unter den andern Krankheiten tritt auch der weiße Fluß in sehr großem Umfang und mit großer Heftigkeit auf. Es ist ein merkwürdiger, durch verschiedene Erfahrungen bestätigter Umstand, daß das Auftreten dieser Krankheit unter den uncivilisirten Racen mit der Ankunft europäischer Frauen im Lande zusammentrifft. Eine große Anzahl Eingeborner stirbt auch in Folge von Lungenleiden, welche daraus entstehen, daß sie sich nach geschehener Berauschung allem Unwetter aussetzen. Von diesem Leiden, das meist von sehr starken rheumatischen Affectionen begleitet ist, werden sie gewöhnlich binnen Jahresfrist weggerafft.

Die große Sterblichkeit unter den Kindern ist gleichfalls eine merkwürdige Erscheinung unter den Eingebornen. Bei dieser Sterblichkeit ist noch der durch unverwerfliche Zeugnisse bestätigte Kindermord nicht mit inbegriffen. Sehr wenige Frauen haben mehr als zwei Kinder, und die große Mehrzahl derselben überlebt den ersten Monat nicht. Von den unter den Jarrastämmen während der sechs letzten Jahre geborenen Kinder ist nur noch Eines am Leben, und unter den Eingebornen zwischen dem Fluß Campaspe und den Pyrenäen, welche 421 Köpfe zählen, sind von den seit 2½ Jahren gebornen Kindern nur noch 10 am Leben, eine viel größere Anzahl wurde geboren, starb aber meist im ersten Monat. Graf Strzelecki hat in Bezug auf die rasche Abnahme der eingebornen Racen ein merkwürdiges physisches Gesetz erwähnt, das so das endliche Schicksal dieser Stämme nur allzu amindest ist. Er hat mit Bezug auf mehrere eingeborne Stämme, darunter die von Neuseeland, Neusüdwales und Vandiemensland nachgewiesen, daß eingeborne Frauen, wenn sie durch die Verbindung mit Europäern geboren haben, von Männern ihrer eigenen Race nicht mehr schwanger werden. Die Zahl der Halbblutten würde ohne Vergleich viel größer seyn, wenn nicht bei vielen Stämmen der Haß der eingebornen Männer den Kin-

dern verderblich würde. Doch sind sie in einigen Distrikten verhältnißmäßig zahlreich. Nichtsdestoweniger scheint keine solche Mischlingsbevölkerung wie in Neuseeland aufzukommen.

An der Küste von Nizza bis Genua.

(Fortsetzung.)

Von San Remo bis Oneglia ist die rechte Olivengegend. Wie Bordighera die besten Palmen, so hat Porto Morizio die besten Oliven, Alassio die besten Feigen, Finale die besten Aepfel, Mentone die besten Karruben; Orangen, Citronen, Mandeln sind überall an dieser Küste vortrefflich. Ich wanderte am frühen Morgen durch manchen stillen Olivenhain; dem Nordländer, der an Waldesrauschen gewohnt ist, ist dieß vollständige Schweigen des Haines etwas Ungewohntes. Die bleichen Blätter zittern und glitzern in der Sonne, Singvögel hüpfen zwitschernd durch die weichen Zweige; und immer wölbt sich dieser wohlthätige Baum in milden freundlichen Formen. Der Weg läuft noch immer dicht am Meere hin. Die Anhöhen zur linken sind meist unfruchtbar, hin und wieder zeigen sich wieder groteske Felsparthien. Carabiniers wachen auf Schleichhändler. Männer und Capuciner, Frauen und Kinder, alles reitet auf Eseln. Es folgen hinter einander mehrere kleine Dörfer, hart an der großen Meeresbucht, welche bis Porto Morizio geht. Die Kirchen in diesen kleinen Ortschaften sind, wenn auch nicht im edlen Style, doch geschmackvoll und mit dem Aufwande aller Pracht gebaut, welche die Bewohner aufbringen konnten. Bei uns fällt der alte hohe Kirchthurm zuerst in die Augen, hier gleich die ganze Kirche, weil sie immer auf dem freiesten und höchsten Platze steht und immer neu angemalt und ausgeputzt wird. Oft steht die Kirche auch von den Häusern abgesondert auf einem Felsen am Meere und leuchtet weithin auf die trügerische Fläche herdrängten Schiffern. Bei Porto Morizio streckt sich wieder eine breite Bergmatte ins Meer, welche die Aussicht nach der Küste dahinter abschneidet. Die zahlreichen Felsblöcke im Meere, um welche die Wellen branden, nehmen sich von ferne oft wie eine Heerde schwarzer Kühe aus. Das Eigenthümliche dieser Küste wird besonders dadurch erhöht, daß man so vielfach Reste und Spuren eines früheren, soviel vergangenen Lebens erblickt, verfallene Schlösser und Ruinen von Häusern auf den Höhen und alte Thürme mitten in der Brandung. Porto Morizio ist eine hübsche Bergstadt. Ich durchwanderte sie mit einem Franciskaner aus Rom, der zugleich Lector der Theologie war, ein kundiger und angenehmer Mann, der auch dieser Gegend war und zwei junge Leute mit sich nahm, welche Priester werden sollten. Oneglia, die Heimath des Andrea Doria, ist eine kleine Stadt, welche mit ihren Thürmen und Wällen lieblich aus den Blüthen- und Oelbäumen hervorragt.

Die Sonne wurde mir doch am Ende zu lästig, und ich nahm mir in Oneglia eine Kalesche bis Genua. Das war nun eine Lust in dem windschnellen leichten Fuhrwerk bald in der Tiefe, dann wieder hoch an durchbrochenen Felsen hinzufahren, zu Füßen das glänzende Meer mit seinen Felseninseln. Noch merkwürdiger war es, wenn wir durch die engen Straßen der volkreichen Ortschaften fuhren. Auch dann ging es im Galopp, das Pferd wurde mitten in die Volksmenge hinein getrieben, so daß ich immer dachte es gäbe ein Unglück, aber das Volk floh auseinander und floß gleich hinter dem Wagen wieder zusammen. In Deutschland hätte es sicher mehr als einmal Schläge gesetzt.

Hinter Oneglia werden die Orangenhaine seltener, aber anmuthige Thäler ziehen sich nun in das Gebirge hinein, an den grünen Bergwänden hängen Häuser und Ortschaften, noch bis drei Stunden in das Gebirge hinein steht man Häuser auf nackten Spitzen. Porto Indiano liegt in einer Thalmündung am Meere, dahinter auf einem abgesonderten Hügel Castello Diano. San Cervo ergießt sich malerisch einen Hügel hinunter. Mehrere andere Ortschaften folgen schnell hinter einander bis Alassio. Das Meer macht hier eine große Bucht, an deren Rande die meisten Ortschaften gebaut sind. Porto Morizio ist durch einen Berg gedeckt und bezeichnet die eine Seite der Bucht, an der andern liegt die Felseninsel von Albenga, deren weißer Thurm, einsam auf der Spitze, weithin zu sehen. Der Strand ist in der ganzen Krümmung so flach, daß selbst leichtere Schiffe einige Schuß weit vom Ufer vor Anker liegen. Ich aß zu Mittag in Alassio, der Hafen war voll kleiner Schiffe, welche Feigen und andere Früchte von hier verführen. Unser Tisch war wirklich bedeckt mit einer Last von dutzenden köstlichen Früchten. Mein Tischgenosse war ein Notar, im Gespräche rückte er oft schüchtern mit einer lateinischen Frage heraus, und da ich ihm in derselben Sprache antwortete, frohlockte er nun vor Freude, seine classische Bildung zeigen zu können, in lauter lateinischen Phrasen, und bot mir alle seine Dienste an. Ich machte mit ihm eine Wanderung durch die Stadt und erfreute mich der köstlichen Landschaftbilder. Allwärts ist eine Fülle von grosartigen Contrasten der Gestalten und Farben, und doch paßt alles wieder so harmonisch zusammen.

Hinter Alassio geht es eine kurze Strecke in die Höhe an rüsten Felsen hin, an denen sich die Chaussee, welche über mehrere Bogen gezogen ist, vortrefflich abzeichnet; sie erscheint, wenn man zurückblickt, wie ein leichtes schwebendes Band. Dann senkt sich die Straße, es ändert sich der Charakter der Landschaft, die Gestalte bekleiden sich mit einer milden, stillerhabenen Schönheit. Einsam hohe Berge, in wachtvollen Rundungen über einander sich erhebend, grün bis zum Gipfel, schauen ernst ins Meer, einladend zu Muße und Betrachtung. Ihren Fuß umzieht der Oele-, der Feigen- und der Karruben-Baum, höher hinauf rauschen die Pignons, Erlen, Eichen, Ahorn und andere Waldbäume, der Berge Stirn ist kahl und harmonirt mit dem reinen Himmel darüber. Freundlich helle Albergen schimmern an ihrem Gürtel, finnige Halbinseln schwimmen, gleichsam vor der Hoheit bange, niedrig ins Meer. Ganz in der Ferne steigen noch mehr breitgewaltige Gebirgsmassen auf. Man kommt nach Albenga, einer uralten Stadt, von verstörtem Ansehen, am finstern Bergstrom, mit unzähligen alten Thürmen und Mauerrümmern, bemalten Häusern und den Ruinen einer römischen Wasserleitung; gegenüber im Meere die felsige, unbewohnte Insel Gallinara, auf deren Höhe Klostermauren zwischen dem Gebüsche schicksar sind. Der h. Martin von Tours soll ehemals da gewohnt haben. Auf dem Stubenbenen Pflaster der Stadt, welche noch bis zu Anfang dieses Jahrhunderts eine Art Freistaat unter Genua's Schutzbobeit war, wälzt sich eine brausende Volksmenge. Kommt man in einen solchen Knäuel von Menschen hinein und sieht die braunen flämmigen Burschen, bloß im aufgekrempten Hemde und halben Beinkleidern, die rothe Mütze über dem üppigen, schwarzen Haarwuchs, mit lustigen rollenden Augen, die blitzenden Zähne weisend, dann hat man endlich Italiener von der wildesten Sorte vor sich. Alles, meint man, könne man diesen Leuten zutrauen, von denen die meisten gar nichts haben. Diese, besonders die von Alassio, gelten für die kühnsten und verwegensten Leute der Genuesen, im Sturm und in der Seeschlacht. Sie sind aber bei allem dem

gutmüthig, immer lustig und neugierig wie die Kinder. Wo ich mich blicken ließ, war gleich ein Haufen Volks um mich versammelt, unter den lebhaftesten Flüchen und Gebärden sich über mich unterhaltend. Besonders des Abends muß man sie in und vor den Wirthshäusern sehen, wenn sie mit allem Ausdruck der Leidenschaft ihre einfachen Spiele treiben. Schön sind sie gerade nicht, aber kraftvoll, die Männer lassen die häßlich behaarte Brust bei Wind und Wetter offen. Widerwärtig ist es, wenn sie auf belasteten Eseln reiten; die Frauen nehmen sich anständiger zu Esel aus, weil sie quer sitzen und ihre Körbe vor sich haben. Dann und wann sah ich eine Frau auch im hochrothen Sonntagsputze, in der Regel aber bestanden die Kleider der Frauen und Mädchen aus hundert Flicken. Ausdrucksvolle Gesichter haben besonders die jüngern Mädchen, wie denn überhaupt uns Deutschen ein fest um die Knochen gezogenes, längliches Gesicht mit großen Augen gleich hübsch und vielfagend vorkommt.

Hinter Albenga eröffnet sich auf einmal ein liebliches Wiesenthal, und nun rollt sich eine Bühne auf, welche alle Sinne gefangen nimmt durch ihre unendliche Schönheit und Erhabenheit. Das grüne Wiesenthal, nur von Weiden, Rohr und Pappeln durchzogen, weitet sich bis an den Fuß der Apenninen, die in langen Zügen, Berge über Berge, Hügel über Hügel, daher wallen, wie ungeheure, im Sturme erhärtete Wellen. Die Wolken lagern zwischen den Gipfeln und wogen in die Thäler herab, ein röthlich blauer Duft verklärt die ganze Landschaft, nur die reinen Gipfel scheinen sich in dem klaren Aether darüber zu baden. Man blickt in diese Berge hinein wie in ein geschichtlich strahlendes Epos. Die Straße durchmißt das Thal in seiner Breite und schwingt sich dann hin und her an den Höhenzügen, welche in lieblich sanften Formen das Meer begrüßen. Servigle, Borghetta, Leano, werden nun bald nacheinander durchwandert. Die zweite Stadt hat noch alle Forts aus dem Mittelalter, die dritte eine vorzügliche Werfte. Bei allen Ortschaften steht man Schiffe am Strande im Bau oder in Ausbesserung. Der Weg mußte hier durch die Uferfelsen gebrochen werden, weil man ihn weder oben in der Höhe, wo der alte Maulthierstieg ist, noch tiefer unten um die Vorgebirge herumleiten konnte. Zur Seite hat man immer Alpenthäler, wie man sie in der Schweiz gewohnt ist, aber ihre tiefenfasten Umrisse nehmen in dieser klaren leichten Luft, bei diesem leuchtenden Meere einen ganz eigenthümlichen Schmelz an. Hinter Pietra fangen die Felsengalerien an, in der Nacht mag es in diesen langen Tunnels unheimlich genug seyn. Ich fand die Straße noch bis spät Abends voll von Leuten, und blieb zur Nacht in Finale. Die Stadt liegt in Blüthenbainen, ihre Aepfel sind in ganz Italien berühmt, mir aber gewährte sie ein recht schlechtes Nachtquartier.

Ich war meinem Schlafführer dankbar, daß er mich schon um 4 Uhr weckte und in den grauenden Morgen hinausführte. Die Felsengestade im Halbdunkel, von einzelnen Lichtstreifen überflogen, saßen düster und wild genug aus. Nichts stählt Brust und Nerven mehr, als des Morgens den Seewind zu athmen, wenn er noch mit den frischen Kräuter- und Blumendüften vom Lande gemischt ist. Am Tage vorher lag in der Morgenfrühe erst ein Nebel über dem Meere, breit und geisgrau, der nur die Küste offen ließ, und aus welchem die Sonne hervorkam. Heute Morgen war alles gleich weißlich hell und klar, die Sonne bestrahlte Wolken, Meer und Segelschiffe; eine Menge der letztern zogen nahe unter und und in der Ferne. Auch ein Dampfschiff kam und verschwand mit seiner langen, weißen Dampffahne.

Bis Savona hat nun die Küstenlandschaft wieder einen besondern Charakter. Wenn vorher das Wilde und Großartige, oder das Liebliche, oder das Finstere immer nur in längern Strecken sich ablöste, so ist dieß alles jetzt in schneller Abwechslung durcheinander geschoben. Die Gebirge sind nicht mehr so hoch, dennoch kann nur der, wer die Alpen im Grindelwald oder Lauterbrunnenthal gesehen hat, sich eine Vorstellung machen von diesem raschen Aufeinanderfolgen der verschiedensten Felsengebilde. Hier ist das Gestein senkrecht abgerissen und steigt gleich furchtbaren Thürmen und Vertheidigungszinnen, dort klimmt es in Zacken und Nadeln übereinander; dann folgen wieder glatt ausgehöhlte ungeheure Klüfte; gleich darauf scheint das Gebirge zusammengestürzt, die eine Seite zeigt weißgerölle Flächen, an denen das buschige Grün wie eine wollige Heerde hängt, die andere hat rothe, braune und glänzend schwarze Farben und läßt nur den Wurzeln der Aloe Raum. Großen Reiz bietet dabei die Straße. Stundenlang folgt ein Tunnel durch die Felsen dem andern, die Kalesche rasselt in den dunkeln Schlund hinein, die gegenüberstehende Oeffnung spannt in einen Rahmen das reizende Gemälde von blauer Meeresfluth, grünem Vorgebirge, Felsparzien, Ortschaften und Ruinen, und auf einmal reißt die Kalesche den Betrachtenden wieder hinaus in die freie, unendlich schöne Aussicht. Manchmal geht es auf langen Brücken über eine Schlucht, in welche das Meer hineingeht, und man hört unter sich die Wellen klatschen. Der frühere Felsensteg, die berüchtigte Cornische, läuft jetzt oberhalb, die neue Straße hält sich, obgleich sie manchmal in die Felsgründe hineinbiegen muß, doch im Ganzen möglichst nahe am Meeressaume. Aber da das Land hier so rar ist, so mußte die Straße sich mit einem schmalen Streifen zwischen den Felsen oder Gartenmauern begnügen. Begegnen sich dann Wagen, so können sie nicht neben einander her, und unter gräßlichen Wuthgebärden und Mißhandlungen seiner Pferde schiebt denn endlich ein Fuhrmann seinen Wagen rückwärts bis zu einem freiern Platze.

(Schluß folgt.)

Merkwürdiger See im Gouvernement Kaluga.

In dem Gouvernement Kaluga, südwestlich vom Gouvernement von Moskau erstreckt ein See von sehr eigenthümlicher Natur. Er hat die Form eines Ellbogens, ist 1½ Werste lang und erstreckt sich von Süd nach Nord. Das Gras und die Pflanzen, welche seine Ufer bedecken, bringen, ohne daß man die Ursache davon recht erklären könnte, immer weiter in den See vor und nehmen ihn unter steter Zunahme ein. Diese Wasservegetation wurzelt in der geringen Menge Humus, der in den Fasern der ineinander geflochtenen Wurzeln zurückgehalten ist, und wird auf diese Art an die Oberfläche des Wassers herausgehoben. Der Gürtel der vordringenden Pflanzenmasse ist schon sehr breit, und da sie jährlich sehr merkbar zunimmt, so kann man wohl annehmen, daß bald die ganze Oberfläche des Sees bedeckt seyn, und derselbe ein unsichtbares Wasserbehälter darstellen wird. Man kann auf dem Moosgürtel, der den See umgibt, ohne Gefahr des Einsinkens gehen; doch fühlt man bei jedem Schritt, daß es dem Boden an der rechten Festigkeit fehlt. Tritt man fest auf, so quillt sogleich Wasser hervor und macht das Moos naß. Unter der Decke ist die Tiefe beträchtlich. Im See finden sich eine ziemliche Zahl vortrefflicher Fische, mit denen sich die in der Nähe wohnenden Bauern im Winter reichlich versehen. Sie warten zu dem Ende bis eine feste Eisdecke auch die Mitte des Sees bedeckt. Alsdann läßt man durch mehrere Oeffnungen, die man ins Eis haut, die Netze hinab. Man fängt große Karauschen und andere Fische mit weißem Fleisch. (Ann. des Voy. Mars.)

Eine Fluß-Reise auf Sumatra.

(Fortsetzung.)

Gegen Mittag kamen wir an einige Hütten und Reisfelder, die erste Spur von menschlichen Wesen seit Retek, und von da an passirten wir abwechselnd Waldstrecken, angebaute Felder und kleine Dörfer. In der Nähe der letztern sah man oft Heerden von Affen in den Bäumen sitzen. Sie sahen uns ganz ruhig ankommen und sprangen erst weg, wenn wir ein arges Geschrei machten oder ein Gewehr abfeuerten; dann ging es bunt durcheinander, die jungen Affen glitten schreiend an den Bäumen herab, die ältesten machten verwegene Sätze nach entfernten Aesten, die Weibchen hielten ihre Jungen fest an sich geklammert und sprangen in die Gebüsche hinab.

An diesem Tage hatte ich einen unsrer ceteh'schen Begleiter ziemlich schnell von einem leichten Fieber geheilt. Diese Wunderkur machte viel Aufsehen, und wohin ich kam, bestürmten mich die Leute um Arzneien für ihre Kranken; selbst mein Reisegefährte mußte manchmal seinen ärztlichen Rath geben. Da jedoch bei dem ersten Falle die Arznei schon in einer Stunde die gewünschte Wirkung hervorgebracht hatte, so wollten die guten Leute auch bei den übrigen Kranken eine ebenso rasche Besserung sehen, was natürlich nicht geschah. Bei längerem Aufenthalt hätte ich also höchst wahrscheinlich mein Renommée wieder verloren.

Nachts lagen wir vor einem Dorfe Tambangun und konnten hier endlich einen Spaziergang machen; der Boden, eine fettige, gelbe Thonerde, war angeschwemmt mit Reis und Zuckerrohr. Die Bewohner des Dorfes, obwohl niemals ein Europäer in diese entlegenen Gegenden gekommen war, zeigten bei unserem Anblick noch ächt indischer Sitte nicht die geringste Verwunderung.

Mit Tagesanbruch fuhren wir weiter durch prächtige Urwälder, in welchen wir oft Bäume von riesenhafter Höhe bemerkten; die Mattange wurden hier häufiger und dabei zeigten sich Gruppen von Bambus mit ihren dunkelgrünen, säuselnden Blättchen halb über den Fluß geneigt; die Mirompalme ragte mit ihren zierlichen Kronen oft über die höchsten Bäume empor. Auch die lebenden Wesen waren sehr mannichfaltig. Verschiedene Arten von Affen sprangen in den Bäumen umher, Papageien, wilde Tauben und andere Vögel mit dem prächtigsten Gefieder flogen anhaltend aus den Gebüschen auf, zuweilen sah man auch eine Schlange am Ufer kriechen oder sich an einem Ast hinaufwinden. Von Elephanten sahen wir einigemal die Fußspuren, doch niemals Tiger, obwohl sie in diesen Wäldern sehr häufig sind. Nachmittags verweilten wir in Tupei, einem etwas größern Dorfe. Wir wollten hier einige Hühner und Früchte einkaufen, allein die Einwohner wollten sich nicht dazu verstehen. Einer unserer Begleiter Raub, dem alle diese Dörfer gehörten, machte die Sache kürzer, indem er seinen Unterthanen befahl, alles herbeizuschaffen, was wir nöthig hatten, und auf diese Weise wurde unsere Tafel stets gehörig versorgt. Solche Requisitionen sind sehr häufig bei den Reisen dieser Großen. Als sehr Steuer bezahlt jeder Familienvater seinem Lehnsherrn 1—5 Realen (2—10 Gulden) jährlich, außerdem hat er noch Frohndienste zu verrichten und für Reisen und sonstige Bedürfnisse seines Herrn außerordentliche Abgaben in Naturalien zu liefern. Der Lehnsherr selbst hat wieder dem Sultan eine gewisse Abgabe zu entrichten, unser Begleiter Raub z. B. lieferte jährlich dem Sultan einen Koyang Reis (etwa 3700 Pfunde), im Werthe von 80—100 fl. Man sieht leicht, wie viel Aehnlichkeit dieses System hat mit unserem alten europäischen Feudalwesen.

Oberhalb Tupei wurde das Flußbett sandig und der Strom so stark, daß wir die Ruder beseitigen und mittelst Bambusstangen den Kahn weiter schieben mußten; dies war sehr beschwerlich und außerdem wurde der Kahn oft bei plötzlichen Windungen des Flusses in das überhängende Gesträuch getrieben durch die Gewalt des Stromes. Eine andere Schwierigkeit verursachten die niedergestürzten Bäume, die manchmal quer über den Fluß lagen; an einen dieser Stämme, der im Fallen 10—12 kleinere Bäume niedergeschmettert und eine Menge Treibholz angehalten hatte, mußte man mehr als drei Stunden arbeiten, um unseren Kähnen eine Passage zu verschaffen. Das Ufer des Flusses war hier 20—30 Fuß hoch, und trotz seiner Steilheit ganz von Bäumen und Gesträuchen bedeckt. Wir waren an diesem Tage nur wenig vorwärts gekommen und setzten darum unsere Reise noch bei Mondschein fort; diese Beleuchtung verlieh der Gegend wieder eigenthümliche Reize. Manchmal wölbten sich die Aeste und Zweige über unseren Köpfen zusammen, daß man kaum die Richtung des Flusses erkennen konnte, dann zitterte das Mondlicht wieder zwischen den Bäumen hindurch, kein Laut war zu vernehmen als das leise Murmeln des Baches, die Luft warm und rein, die Bäume undurchsichtig, wie hingegossen.

Am folgenden Morgen erreichten wir endlich das erste Kohlenlager. Die Eingebornen hatten an diesem Orte Reisfelder anlegen wollen und zu dem Ende den Wald in Brand gesteckt. Zu ihrem Erstaunen brannten nicht nur die Bäume, sondern auch der Boden und bei näherer Untersuchung fanden sie die Kohlenlager. Wir fingen nicht ohne Beschwerde das etwa 50 Fuß hohe Flußufer hinan und gelangten nach einem kurzen Marsch durch das Dickicht zu einer Anhöhe, an deren Seite eine etwa 4 Fuß dicke, horizontale Kohlenlage zu Tage ging; durch Nachgraben konnten wir diese Lage etwa 30 Schritte weit verfolgen. Die Kohlen lagen auf einem weichen grauen Sandstein, und waren bedeckt mit Sand und Thonerde, doch waren es Braunkohlen, wie man sie gewöhnlich in solchem Alluvialgrunde findet.

Nachdem wir Proben von diesen Kohlen mitgenommen hatten, fuhren wir weiter, fanden noch einige andere Kohlenlager von geringerem Umfang an dem Ufer des Flusses und kamen Nachmittags in dem Dorf Berlingin an, wo unser Begleiter Raub ein Haus besaß. Die letzten Kohlenlager waren etwas höher den Fluß hinauf, wir entschlossen uns jedoch erst den folgenden Morgen dahin zu fahren und für diesen Tag uns in dem geräumigen Hause von unserer unbequemen Fahrt auszuruhen. Das Ufer des Flusses war hier sehr steil und etwa 60 Fuß hoch, mit Bäumen und Gesträuchen bewachsen. Auf dieser Höhe liegt das Dorf und weiter vom Flusse ab breitet sich das Land in wellenförmigen, waldbewachsenen Anhöhen aus. Der Boden ist sandig und könnte alle tropischen Producte erzeugen, wenn sich die Einwohner mit Anpflanzung derselben bemühen wollten. Sie begnügen sich, kleine Gärten und Pflanzungen um ihre Wohnungen anzulegen, und in diesen fand man einzelne Kaffeesträucher mit den schneeweißen Blüthen, Zuckerrohr und verschiedene Arten von Südfrüchten, wie Ananas, Mangostan,[1] Manga[2] u. s. w., die alle von sehr guter Qualität waren. Die stattliche Cocospalme wächst hier, wie überall in Indien, ebenso die schlanke, dünne Areca mit ihrer koketten, hellgrünen Laubkrone, das schöne Gewächs der Tropen. Der unentbehrliche sogenannte spanische Pfeffer,[3] der großblätterige Betelpfeffer[4] durften nicht fehlen, letzteren sah ich auch wild wachsen; der schwarze Pfeffer hat auf Sumatra sein eigentliches Vaterland und fand sich hier ebenfalls.

(Schluß folgt.)

Antediluvianische Sculptur. Die französische Regierung, welche gegenwärtig Wissenschaften und Künste, freilich in ihrer eigenen Weise, beschützt, wollte in dem Jardin des Plantes einige Thiergruppen in Stein ausstellen, und man verfiel auf den eigenthümlichen Einfall antediluvianische Thiere durch die Sculptur darzustellen. Ein Hr. Fromiet ist beauftragt den Plesiosaurus dolichoderius, eine Eidechse, der eine Art Schwanenhals hatte und von ungeheurer Größe war, darzustellen; ein Hr. Jacquemart soll das gleiche thun in Bezug auf den Pterodactylus crassirostris, eine Fledermaus von bedeutender Größe und mit einem Krokodilkopf. Die Idee ist nicht übel, vorausgesetzt, daß man sich in der Ausführung wirklich an die Ergebnisse der Wissenschaft und nicht zuviel an ihr Phantasie hält.

[1] Garcinia Mangostana.
[2] Mangifera indica.
[3] Capsicum annuum.
[4] Musa paradisiaca.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 162. 7 Julius 1852.

Eine Durchfahrt durch die Magellansstraße.

(Aus der Weltumseglung der schwedischen Fregatte Eugenie. Afterbl. 13 Mai.)

Am 27 Januar kamen wir vor dem Eingang der merkwürdigen Magellansstraße an, aber die starken Westwinde, welche in diesem Fahrwasser fast passatartig wehen, hinderten uns nicht wenig an der Umseglung des Cap Virgins, welches die südöstliche Spitze Patagoniens ausmacht. Die Küste hat hier ganz und gar das Aussehen der englischen, mit schroff abgeschnittenen ins Meer sich senkenden weißen Ufern, Festungswällen ähnlich; diese hier bestehen aber nicht aus Kreide, sondern aus Lehmconglomeraten. Die magellanische Meerenge selbst bildet ungefähr einen rechten Winkel, der vom Cap Virgins am atlantischen Meere südöstlich bis zum Cap Froward, und dann in nordwestlicher Richtung bis zum Cap Pillares am stillen Ocean geht.

Die Schwierigkeit der Durchschiffung dieser Meerenge ist allgemein bekannt, und die Fahrt namentlich von Osten nach Westen in hohem Grad gefürchtet. Die Ursache hiervon liegt theils in den herrschenden Westwinden, welche jedes schnelle Hindurchfahren hindern, theils in der Schmalheit des Fahrwassers, das nicht breit genug ist zum Laviren, theils in der Seitenheit guter Ankerplätze. Fügt man hiezu noch die Strenge des Klimas selbst in den sogenannten Sommermonaten, so findet man, daß die Durchschiffung keineswegs zu den angenehmen gehört. Seit längerer Zeit, namentlich seit der Reise des Schiffs Beagles, hat man indeß sehr genaue und zuverlässige Karten über die Meerenge, so daß die Fahrt jetzt öfter versucht werden wird. Denn man gewinnt durch diesen Weg nicht nur bedeutend an Zeit im Vergleich gegen die Umseglung des Cap Horn, sondern man entgeht auch den gefährlichen Stürmen desselben, der hohen See und der gefährlichen Kälte und den Regenschauern. Die Meerenge wird jetzt von Dampfbooten und kleinen Fahrzeugen befahren, wenn ich aber recht unterrichtet bin, so hat bis jetzt vor der Eugenie nur eine einzige Fregatte, eine englische, die Fahrt durch die Meerenge gewagt.

Die erste Hälfte der Straße besteht aus mehrern Erweiterungen und dazwischenliegenden Verengerungen (first and second narrow auf den englischen Karten), die Strömung ist äußerst stark und heftig, das Fahrwasser durch seine Schmalheit keineswegs zum Laviren tauglich. Man kann es demnach als ein eben so glückliches, wie kühnes und besonnenes ausgeführtes Unternehmen ansehen, daß unser Capitän nachdem er Abends am Eingang der ersten Verengerung Anker geworfen, noch in der Nacht, obgleich sie kohlschwarz war, durch die erste und zweite Enge segelte und bis zum Port Famine, noch etwas östlich von Cap Froward gelangte, wo wir am Abend des folgenden Tages sicher vor Anker legten. Auf diesem Wege sahen wir ein englisches Dampfboot, das von der chilenischen Regierung angegangen worden war, einer Empörung der in dieser Straße angesiedelten Verbrecher ein Ende zu machen, die auch zwei englische Schiffe genommen und die Mannschaft zum Theil ermordet hatten. Port Famine ist ein besonders schöner und guter Hafen, er wird durch eine vorspringende Landzunge gebildet, hinter der hohe Berge sich erheben, von denen die westlichsten, namentlich Mount Aarn, über die Baumgränze emporragen und noch jetzt von Schnee, der auf den kahlen Gipfeln liegen geblieben war, erglänzten. Nach dreitägigem Aufenthalt gingen wir weiter, aber der Westwind stellte sich abermals mit voller Gewalt ein, und machte die Durchfahrt äußerst langwierig; und erst am 7 Februar umfuhren wir Cap Froward [1] das südlichste Vorgebirge des südamerikanischen Festlandes. Bis zum 10ten ging die Fahrt sehr langsam, da aber erhob sich ein Ostwind, der uns bis zum Abend nach dem Cap Pillares brachte.

Die magellanische Straße, trotz aller ihrer Gefahren und Schwierigkeiten, bietet doch viel schönes dar; die Temperatur ist allerdings noch niedrig — sie fiel auf + 3°, obgleich man im Hochsommer war. Vom Cap Froward an bis zur Ausfahrt ins stille Meer besteht das Fahrwasser aus einer schmalen Rinne, in der hie und da schöne Buchten und Meerengen eingeschnitten sind, die sich zwischen den mächtigen Inseln öffnen, und von höchst malerischen Felsgruppen umgeben sind, welche unten in grünem Waldschmuck, oben in Schneeflächen erglänzen, von denen Wasserfälle herabrauschen und Gletscher ihre lichtblauen, in der Sonne leuchtenden Massen bis zum Meere herunterstenden; auf der einen Seite ist alles üppig und reich, auf der andern alles mächtig und groß. Das ist nun, namentlich was die Schneemassen und Gletscher betrifft, in noch höherem Grade der Fall mit der Meerenge und den Canälen, die sich durch den großen Archipel nach dem Cap Horn hinziehen, aber schon was wir sahen, war in hohem Grade geeignet, uns die Bewunderung und das Vergnügen einzuflößen, welches eine große und ungewöhnliche Natur stets erweckt. Erwägt man noch, daß in den Wäldern die Blätter nie fallen, und daß Papageien und Colibris darin umher flattern, während außerhalb der Meerenge Wallfische sich tummeln, daß die Schneegränze hier dieselbe ist wie in unsern höchsten Gebirgsstrichen, und die Bewohner

[1] Südwestlich von Port Famine; von da geht dann die Meerenge in gerader nordwestlicher Richtung bis zum Cap Pillares.

dennoch faſt nackt gehen und keine feſten Wohnungen haben, ſo muß man zugeben, daß dieſe Stricke für die Naturforſcher ein Intereſſe haben, wie wenige andere Länder.

An der Küſte von Nizza bis Genua.

(Schluß.)

Noli liegt mitten in einer weit ausgezogenen Bucht, deren eines Ende wieder durch eine Inſel, das andere durch Cap Noli bezeichnet iſt. In der Mitte der Bucht tritt ein grüner Gebirgshang bis zum Meere vor, und vor dieſem liegt die Stadt, auf ihrer Höhe ragt wieder eine zerfallene Veſte, deren Mauerwerk durch die grünen Gärten und Oliven herunterläuft. Links vor der Stadt erhebt ſich, ebenfalls von trauernden Burgruinen gekrönt, eine andere Anhöhe, und zwiſchen beiden dehnt ſich das reizendſte, in allen Farben prangende Gemälde. Wir fanden in Noli ſchon früh Morgens den Strand dicht mit Fiſchern bedeckt, auch Kinder und Greiſe waren geſchäftig, und eine Menge Weiber ſtand in langen Reihen plaudernd und die Handſpindeln drehend, indem ſie auf die Böte der Männer warteten. Noli, früher ein Freiſtaat, iſt wie Albenga Sitz eines Biſchofes, der einen herrlichen Palaſt oben in der Stadt hat. Auch hier ſtand ein hübſch bemaltes Capuzinerkloſter wie ein freundliches Privathaus nahe an der Küſte. Malereien lieben die Leute ſehr, ganze Häuſerreihen in Noli waren bemalt. Auf der andern Seite des Berges von Noli liegt Sbenturno. Wir kamen nun auch der Felſeninſel de' Berzeſi nahe, welche nicht fern von der Küſte wie ein chineſiſcher Palaſt in die Fluthen gewoſſen ſcheint; die alten Schloß-Zinnen auf ihr ſind nur die Fortſetzung des zinkenartig aufſteigenden Felsberges. Als ich ſie betrachtete, machte der Weg eine Krümmung und auf einmal ſtrahlte hinter der Inſel die Sonne, welche noch morgenlichten eben über den Fluthen ſtand; da war der Anblick feenhaft. Unterhalb der Straße, der Inſel gegenüber, kann man an der Küſte auf einem Kahne in eine Grotte tief hineinfahren. Etwas weiter an der Küſte erhebt ſich Fort Vado, auf deſſen Platze ſchon die Römer eine Feſtung gehabt haben ſollen. Kaiſer Vertinax ſoll da geboren ſeyn. Noch einige Schritte weiter, und man überblickt nun die ganze freie Küſte bis Savona. Es iſt eine fortlaufende Reihe von Häuſern im hellen freundlichen Grün, an deren Ende Savona, eine prächtige Stadt, ſich ausbreitet, welche ihren Fuß ins Meer ſetzt und ihr ſtrahlendes Haupt auf das grüne Gebirge lehnt. Eine Menge wunderlicher alter und neuer Forts erinnern noch an das wilde kriegeriſche Küſtenland, aber Säulengänge, Paläſte, große Brücken und Waſſerleitungen künftigen Genua's Nähe an. Im Hafen war viel Leben und eine Unzahl von jenen kleinen Schiffen, die man in allen Arten und Formen auf dem Mittelmeere findet. Savona iſt die Stadt der berühmten Ankerſchmiede. Im Hafenthurm iſt eine koloſſale Statue der Madonna, mit der hübſchen Inſchrift von Chiaborna, welche zugleich lateiniſch und italieniſch iſt:

In mare irato, in subita procella
Invoco te, nostra benigna stella.

In der Hauptkirche zeigte man mir mehrere Gemälde, welche die Franzoſen einſt mit fortgeſchleppt und umrahmt hatten, bei der Rückgabe gewann die Kirche auch den goldenen Rahmen. Ein Altarblatt und zwei Porträts von P. Perugino waren mir beſonders merkwürdig.

Mein Kaleſchenführer übergab mich in Savona einem ordentlichen Vetturin, und ſo fuhr ich an dieſer Küſte in allen drei Graden des Fuhrmannshandwerkes. Vom zwölften Jahre an treiben ſich zerlumpte Jungen mit allen Wagenkaſten in und zwiſchen den Ortſchaften umher. Aus dieſem Lehrlingsſtande befördern ſie ſich mit dem achtzehnten oder zwanzigſten Jahre zum Geſellen, wenn ſie ſich ein beſſeres Pferd und eine Kaleſche anſchaffen können — erſt wenn ſie geſetzt und verſtändig geworden ſind und Wirthe und Wege auf der Strecke kennen, legen ſie ſich den großen Vetturinwagen mit zwei Pferden zu und werden Meiſter ihres Handwerks. Bei dem Vetturin fand ich meinen Franciskaner von Porto Morizio wieder neben ſeiner Begleitung; ein Advocat und ein junges lebhaftes Mädchen ſetzten ſich ebenfalls in den Wagen. Der Advocat und die jungen Burſchen, obwohl ſie ſchon halbe Prieſterkleidung trugen, brachten fortwährend Witze auf, welche bei uns jeden jungen Mann ſchamroth gemacht hätten, hier aber wollte alles ſich vor Lachen ausſchütten, der Franciskaner und das Mädchen am meiſten. Es war ein Stück Italien, wo der Mönch und Geiſtliche ungenirt mit Frauen und Männern von allen Claſſen verkehrt, er iſt der überall Nöthige. In einem der Städtchen, mit welchen die Küſte dicht beſäet iſt, aßen wir in einer Laube Veſperbrod. Der Wein, das feine Brod, die Fiſche waren vortrefflich, ſchmackhaft vor allem aber die Feigen. Die acht Stunden bis Genua bietet die Küſtenlandſchaft ſich fortwährend gleich. Die Höhenzüge ſind niedriger, aber immer angenehm und laſſen breite Thäler zwiſchen ſich offen, aus denen verwüſtende Bergwaſſer herabkommen, und deren Hintergrund durch ſanfte grüne Gebirge geſchloſſen wird. Bei jedem Städtchen iſt eine Werfte, auf welchem man die Fahrzeuge vom erſten Kiel an zimmern ſieht. Ueberall iſt eine üppige Fülle von Blüthenbäumen, Prachtgärten und hellen Landhäuſern, vor ſich hat man die Ausſicht auf den herrlichen Golf von Genua. Nackte Felsvarthien ſind ſeltener, nur im Meere ſteht man ſie hin und wieder noch in den ſeltſamſten Formen. Es war ſchon dunkel, als wir in Genua anlamen und ich mußte meinen Gaſthof mit der Laterne ſuchen. Die neue Zeit ſcheint die Gaſthöfe faſt kümmerlich eingeſchoben zu haben, ſo verſteckt liegen ſie, und ohne daß die Wagen bis zu ihnen können.

Ein Tag in Genua iſt mehr werth als wochenlange Reiſen in gewöhnlichen Städten. Man geht umher zwiſchen den ſtrahlenden Marmorpaläſten, wie befangen von dem Schatten der großen Republik, der noch vernehmlich unter ihren Denkmalen umherſchreitet. Und nähert man ſich dem tönenden Gewühl am Hafen, da merkt man, daß Genua noch jetzt friſches unvergängliches Leben hat. In dem Werfe, welcher Deutſchland ſo ſehr zur Ehre gereicht: „Augsburger Pracht, Venedigs Macht, Straßburger Geſchütz und Nürnberger Witz lachen den Teufel aus“ ſind zwar die genueſiſchen Galeeren nicht mit aufgenommen, aber wohl war ihre fliegende unvergleichliche Kraft auf dem ganzen Mittelmeere bekannt. Bezeichnend aber für die Genueſen iſt es, daß ſie ihre Kriegs- und Handelsſchiffe nicht erſt ſelbſt bauten, ſondern gleich fertig kauften und dann erſt ausrüſteten. Es war durch und durch ein Handelsvolk, ſchlau, gewandt, hartnäckig, prachtliebend, mit der ganzen Kühnheit, dem Trotze und Ungeſtüm, welche noch jetzt die Bewohner der Riviera di Ponente bezeichnen. Wie bei dieſen, blieben die Blicke der Genueſer vor dem Amphitheater ihrer Stadt ſteil aufs weithin rollende Meer gebannt, dort galt es zu wagen und zu erbeuten, von dem Lande waren ſie ja durch hohe dürre Berge abgeſchloſſen. Als Zwiſchenhändler ſammelten ſie nun ungeheure Reichthümer und bauten davon ihre Stadt, und wetteiferten in Paläſten, Prunkgeſchirr und Gaſtmählern. Die hohe reine Kunſt fand hier keine hei-

mische Stätte, auf der sie erblühen konnte, nur wilige Käufer mit vollen Geldbeuteln. Genua's einheimische Künstler glänzen nicht in der Kunstgeschichte, der einzige Bernardo Strozzi, genannt Prete Genovese, ist nur in seinen scharfen Umrissen und seinem Farbenschmucke originell. Genua's Geschichte aber ist eine Kette von Verschwörungen und Revolutionen, von blutigen Feindschaften und frechen Intriguen; in Genua waren oft die starken Männer möglich und nothwendig, welche das brauseude Volk bändigten, bis auch sie von einem noch Listigeren und Kühnern matt gelegt wurden. Noch jetzt soll das Sprüchwort „Genua hat ein Meer ohne Fische, Land ohne Bäume, Männer ohne Glauben, Frauen ohne Scham“ auch in Bezug auf die besten letzten Sätze einige Wahrheit haben; sicher aber hat Genua unter den italienischen Städten beunzunage die kraftvollste und revolutionärste Bevölkerung. Wenn aber Genua, obgleich Livorno gern sein Triest werden möchte, nicht wie Venedig gesunken ist, wenn es seine alten reichen Familien, seine fortwährend wachsende Einwohnerzahl und wenigstens zum großen Theil seinen Handel bewahrt hat, so liegt der Grund eben darin, daß ihm die Riviera unaufhörlich noch dasselbe kräftige Volk zuführt, durch welches die Stadt groß geworden. Venedigs Macht war künstlicher aufgebaut, sie war nicht aus einem unverwüstlichen Volkscharakter hervorgegangen, wie die genuesische aus dem ligurischen, der noch heute derselbe ist wie im Alterthum. Als daher der venetianische Adel einen Stoß erhielt, wuchsen Venedig keine neuen Kräfte zu, und Matrosen und Handelsleute suchten eine andere Stätte.

Mein erster Gang war zum Hafen. Hier sah ich einmal einen ächt italienischen Großhafen. Das Leben an dem von Marseille ist ein Schatten gegen dies Gewühl; auf den Straßen zum Hafen muß man sich durchdrängen, allerlei Volk spricht und treibt sich durcheinander, Mäkler und Schiffskapitäns stehen haufenweise und unterhandeln, Matrosen schlendern umher, eine zahllose Menge von Knaben, Frauen und Mädchen rufen ihre kleinen Waaren aus, die sie auf einem Brette vor sich her tragen. Haben sie ein zwar Sous verdient, gleich kaufen sie sich Kuchen und Fische, die an allen Ecken frisch gebacken werden. Der Hafen selbst ist durch Mauern abgeschlossen, man kann zu ihm nur durch mehrere Thore und immer nur zu Theilen desselben kommen. Da drängen, lärmen und stoßen sich die herkulischen Gestalten der Matrosen und bergamaskischen Packträger, halbnackt, viele ohne Hemde; zerlumpte Frauen machen sich überall an sie heran. Braune Kapuziner, weiße Dominikaner, schwarze Franciskaner fehlen auch nicht. Aus den langen, dumpfen Hallen, welche den Hafen umgeben, hört man das Geräusch der Schlosser, Schmiede, Kupferarbeiter, Schuhmacher und anderer Handwerker. Das ganze Treiben dieser Leute sieht sorglos und lustig aus, sie leben von der Hand in den Mund.

Ich besuchte dann die Kirchen, die Paläste und Palaststraßen, die Universität; alles ist in glänzender, farbenreicher Pracht, vieles schön und zierlich gebaut. Die Paläste haben einen Hof mit Säulengängen, wo die Söldner auf den Herrn warteten, bis er mit seinen Gästen die breiten Marmortreppen herunterstieg. Die vornehmen Straßen scheinen zwar leer und ausgestorben im Vergleich mit dem Gewühl unten in den langen engen Gassen bei dem Hafen, aber man merkt noch nicht den Verfall in den großen Häusern, und hat die reichste Augenweide an der üppig entfalteten Pracht. Die Universität steht aus, als wäre sie für einen orientalischen Fürsten errichtet. Der alte Dogenpalast, das jetzige Stadthaus, ist noch immer der Mittelpunkt der Regierung der Stadt. Man tritt mit eigenen Gefühlen in die Säle der Signoria, des großen und kleinen Raths, sie waren der Republik und ihrer Häupter würdig. Jetzt gingen ein Dutzend gaffende Fremde darin umher und machten höchst überflüssige Bemerkungen. Ich stand gerade auf der Altane, als es Mittag schlug, Die Glocken Genua's summen alle auf einmal die Stunde herab; früher mochte wohl der Doge bei ihrem Zusammenschlagen aufstehend sagen: „Meine Herren, es ist Zeit einen Beschluß zu fassen!“ Weniger in diesem, desto reicher in den andern Palästen und in den Kirchen sieht man herrliche Gemälde und auch sonst ausgezeichnete Kunstwerke. In andern italienischen Städten scheinen die stummen öden Paläste nur noch der Kunstwerke wegen da zu sein, die sie enthalten, und die Besitzer der Wohnungen nur die Hüter der von den Vorfahren überlieferten Gemälde und Statuen zum Dienste der Fremden; in Genua ist das noch nicht der Fall, die Kunst dient noch zur eigenen Freude und zum Glanze der alten Familien. Hin und wieder wird auch noch neues angeschafft. Zwei Kunstwerke mögen dem Beschauer wohl nie wieder aus dem Gedächtniß verschwinden, das eine ist ein Basrelief, eine Pietà, von Michel Angelo in der Kirche des prächtigen Armenhauses. Der irdische Schmerz der Mutter ist darin mit göttlicher Hoheit wunderbar vereinigt. Das andere ist ein Gemälde in der Kirche San Stefano, welches die Steinigung dieses Heiligen darstellt. Es soll von Guido Reni, der Kopf des Heiligen jedoch von Rafael sein; der Märtyrer kniet im Halbkreise der würdenten Peiniger, die ganze Seele tritt schreibend auf das Antlitz. Noch immer leuchtet uns dieß schmerzverklärte Jünglingsgesicht entgegen, so unsäglich schön, wie der Maler es dachte, kindlich mild und voll der Gotteserkenntniß. Es ist die christliche Idee, darin den kurzen Schmerz dieses Lebens an ein ewiges zu setzen. Der Heilige steht die Dreifaltigkeit in den Wolken, die Peiniger schauen sie nicht, nur Saulus zur Seite blickt zweifelnd und befangen zum Himmel.

Kein merkwürdigerer Spaziergang aber, als an und auf den Wällen, welche Genua umgeben. Man übersieht die prangende Stadt, die Campagna, den Hafen mit den Molos und ihren Leuchtthürmen und das weithin glänzende Meer, auf welchem die Segel still zu stehen scheinen. Mit jedem Schritte wechselt das Bild, von welcher Seite man auch die Stadt mit den Wällen und Thürmen und die vielen grünen luftigen Berge dahinter überschaut, immer hat Genua etwas Stolzes und Imponirendes. Eines Abends stieg ich auch zu den Franciskanern am äußersten und höchsten Ende des Hafens hinauf, über dem Palast Doria. Da lag die Stadt im vollen Strahlenkranze, darüber hin die grüne Bergkrone, und unten das unermeßliche Meer; überall hin wogte der reine glänzende Aether des abendlichen Himmels. Ich unterbleibt mich erst mit den freundlichen Mönchen, die mich auch in ihren Speisesaal führten. Als die Glocke sie zum Gebete rief, trat ich wieder auf die Altane hinaus, jetzt war es ganz Nacht. Die Luft flammte wetterleuchtend auf, hinter den Bergen war der Himmel in steter Gluth, auf den Schiffen und in der Stadt flimmerte ein Lichtchen nach dem andern, und zuletzt hing Genua wie ein ungeheures, diamantengeflechtes Diadem zwischen Himmel und Meer. Und welches wilde zerrissene Geschichtsepos spielte auf dieser Stelle!

Eine Fluß-Reise auf Sumatra.

(Schluß.)

Alle diese Pflanzungen waren hübsch angelegt, die Wege durch das Dorf trocken und gut gehalten, die Häuschen ziemlich reinlich; doch wenige Schritte außerhalb des Dorfes kam man wieder in den dunklen

Urwald, der das ganze Land bedeckt, und nur von Affen und wilden Thieren bewohnt ist. Die Häuser des Dorfes, so wie alle obrehalb Reteh gelegenen, stehen auf Pfählen von 12 Fuß Höhe; diese Bauart ist nothwendig wegen der Tiger. Mittelst einer Leiter gelangt man in die Hütten, die gewöhnlich in 3 bis 4 Gemächer abgetheilt sind. Die Wände sind aus Baumrinde verfertigt, welche an starke Bambusstangen befestigt ist. Das Dach hat ebenfalls solche Stangen zum Gerüste und ist aus Palmzweigen gemacht; der Fußboden und die Bettstätten sind ganz von Bambus. Zur Befestigung dieser einzelnen Theile dient hauptsächlich der Rotang, elastische Rottang, bei uns unter dem Namen spanisches Rohr bekannt, den man im Ueberfluß aus den Wäldern holen kann. Trotz dieser anscheinend gebrechlichen Baumaterialien sind die Häuser sehr solid und trotzen den Stürmen und dem Regen.

Die letzten Kohlenlager, die wir zu untersuchen hatten, fanden wir nach einer mühsamen Fahrt von zwei Stunden. Auf dem Wege dahin mußten wir mehrmals die Boote über das Kieselbette des Flusses wegschieben. Die Bäume bildeten an einigen Stellen mit ihren über den Fluß hängenden Resten herrliche, dunkle Laubgewölbe, in die kein Sonnenstrahl durchdrang. Die Kohlen lagen am linken Ufer, wenig über die Oberfläche des Wassers erhoben; die Dicke der Lage betrug 4 Fuß und sie erstreckte sich theils horizontal, theils schräg siebenb etwa 100 Schritte weit längs dem Flusse. Auch hier bestand der Boden aus Sandstein und Thon, bedeckt von einer starken Lage feuchtbarer Dammerde; der Wald war dicht, daß man sich mit dem Hackmesser Bahn machen mußte. Schlingpflanzen hingen an allen Bäumen, oft in solcher Menge, daß die Stämme nicht sichtbar waren und wie von einem grünen Laubkleid umwunden aussahen. Steine sah man niegends in diesem Alluvialboden, nur im Bett des Flusses lagen Kiesel, Quarzsand und Thonschiefersttücken, die vermuthlich von den Bergen herabgeschwemmt waren.

Wir hatten nun unsere Untersuchung beendigt und machten uns gegen Mittag auf die Rückreise; diese ging in eben dem Maaße schnell als die Auffahrt beschwerlich gewesen war. Doch fuhren wir bei den Krümmungen des Flusses häufig in die Gebüsche oder auf Untiefen, während die tiefhängenden Aeste unser Schilfdach aufs Gefährlichste zerrissen. Die Aussicht auf die Ufer war schöner als beim Hinauffahren, da man mit einem Blicke einen größeren Raum umfassen konnte. Als die Sonne untergieng, waren wir gerade an einer Krümmung des Flusses, wo das terrassenartig sich erhebende Ufer so dicht mit Bäumen bewachsen war, daß man den Boden nicht sehen konnte und die auf der Spitze stehenden Bäume von ungeheurer Höhe schienen. Die letzten Sonnenstrahlen fielen auf dies große Amphitheater, während das andere Ufer im Schatten lag. Die glänzenden, wechselnden Farben, wie sie in den Wipfeln und Aesten spielten, sieht man nur in den Tropenländern, es läßt sich weder beschreiben, noch malen. Unwillkürlich wünscht man einen solchen Gottblick der Natur festzuhalten, allein rasch sinkt die Sonne hinab und die ganze Landschaft liegt im Dunkel.

Noch an demselben Tage kamen wir nach dem Dorfe Tuyei und den folgenden in die Ueberschwemmungsregion, nahe der Stelle, wo wir die erste Nacht der Auffahrt zugebracht hatten. Der Fluß war durch Regengüsse angeschwollen und dadurch der Strom noch verstärkt; wir fuhren einmal gegen das schilfbewachsene Ufer an und sahen plötzlich eine große, graue Masse sich erheben und ins Wasser plumpen, es war ein Kaiman von beträchtlicher Größe, den wir in seinem Mittagsschlummer gestört hatten. Unser Boot hatte bei der Abfahrt viel zu leiden, und als wir am dritten Tage Morgens in Reteh ankamen, hatte es mehrere Leke bekommen, durch die das Wasser reichlich einströmte, das Mohrdach hing in Stücken herab und der ausgeschwitzte Terpentin von den Wänden.

In Reteh angekommen, verließen wir sogleich das unbequeme Boot und bestiegen wieder unser Kanonenboot, das mir im Anfang ungemein geräumig vorkam, so sehr war ich durch einen siebentägigen Aufenthalt an den engen Kahn gewöhnt geworden.

Wir machten den Statthalter einen Abschieds-Besuch, wobei er uns die seltene Ehre erwies, uns in seinem Dalam (Harem) zu empfangen. Dieß war ein von Holz erbautes Haus, das nur ein hohes, geräumiges Gemach enthielt, in den vier Ecken desselben waren abgesonderte Bettervorschläge, vermuthlich die Schlafzimmer der Frauen. Ein Theil des Gemachs war um einige Stufen höher und auf dieser Estrade stand ein von buntfarbigen Gardinen umhangenes Bett. An den Wänden hingen verschiedene Sorten von Gewehren, meistens von altmodischer Form, ferner Klewangs (malayische Schwerter). Keisse (Dolche mit geschlängelter Klinge) und Lanzen. Sonstige Mobilien waren nicht vorhanden; der Fußboden war mit feingeflochtenen Bambusmatten belegt, auf denen sich eine Anzahl Eingeborne in ihrer eigenthümlichen Position auf den Fersen niedergesetzt hatten. Für den Statthalter und uns waren einige alte, schlechte Lehnsessel bereit, auf denen wir uns niederließen.

Anfangs beschränkte ich, daß wir nie eigentliche Zier des Hauses, die Frauen, nicht zu sehen bekämen; doch erschienen sie bald und präsentirten uns Thee, Kaffee und Backwerk. Für die übrigen Gäste wurde ein anderer süßer Trank herbeigebracht, der ihnen sehr zu schmecken schien. Die Frauen, etwa 12 an der Zahl, waren fast alle hübsch und jung, und hätten dem Alter nach für Enkelinnen des hejahrten Statthalters gelten können. Der gute Mann klagte übrigens, daß er trotz seiner vielen Frauen keine Kinder habe und fragte mich, ob wir gelehrten Europäer noch kein Mittel dafür erfunden hätten.

Während einige der Mädchen Kaffee und Backwerk herumreichten, fingen die übrigen an zu tanzen und zu musiciren. Ihre Instrumente waren Gongs (große, tönende Trommeln), und der beliebte Gamelang, eine Anzahl von metallenen Becken von verschiedener Größe, deren jedes beim Anschlagen einen besonderen Ton gibt. Die Klänge sind hell und rein, doch betäubend, wenn man sie in zu großer Nähe vernimmt, wie hier der Fall war. Der Übersetzmann war also für uns nicht sehr angenehm, und wir richteten lieber unsere Aufmerksamkeit auf die graciösen Bewegungen der Tänzerinnen.

So saßen wir einige Stunden unter den Einwohnern dieses Moraslandes, plauderten, tranken Kaffee und gossen nach den tanzenden Schönen. Dann nahmen wir unter vielen Freundschaftsversicherungen Abschied von unserem freundlichen Gastherrn, wurden beim Herausttreten aus dem Hause mit einigen Kanonenschüssen begrüßt und bestiegen unser Kanonenboot. Der Anker wurde gelichtet, wir treiben rasch den Fluß hinab und kamen den folgenden Morgen an die Seite des Schooners zu Freude unserer Cameraden, die wegen unserer langen Abwesenheit jetzt unruhig geworden waren. Unsere Reise hatte 11 Tage gedauert, und wir waren in gerader Richtung etwa 25 Stunden den Fluß hinaufgefahren.

Gleich nach unserer Ankunft ging der Schooner unter Segel und kam in einigen Tagen über Linga nach Riouw zurück, wo ich mit meinen Reisegefährten einen Bericht über unsere Expedition ausarbeitete und nebst Proben der gefundenen Kohlen dem General-Gouvernur in Batavia einsandte.

Miscellen.

Museum der Alterthumskunde in der Picardie. Die Gesellschaft der Alterthumsforscher in der Picardie, deren Arbeiten wir im vorigen Jahre (s. Nr. 240) erwähnt haben, hat jetzt von der Regierung die Erlaubniß ausgewirkt, vermittelst einer Lotterie von 1 Mill. Loosen zu 1 Fr. ein Capital zusammenzubringen, um damit ein Museum der Alterthumskunde zu Amiens zu erbauen. In diesem Gebäude sollen sämmtliche in der Picardie bisher getroffenen Sammlungen der Malerei, Sculptur, die Ueberreste des bürgerlichen und religiösen Lebens u. s. w. zusammengestellt werden. (Revue archéol. Junius.)

Artesische Brunnen in Brüssel. Die Zahl derselben wächst fast täglich, und man zählt deren bereits etwa 20 in Brüssel selbst und in den Vorstädten. (Journ. du Comm. d'Anvers. 1 Junius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 163. 8 Julius 1852.

Die Negeremancipation.

Die Negerfrage ist eine der bedeutendsten in der Cultur- und Menschengeschichte geworden, und die sich daraus ergebenden Incidenzpunkte sind so mannichfaci Art, werfen auf die geistigen Verhältnisse der Racen ein so sonderbares Licht, stoßen unsere hergebrachten Ansichten von allgemeinen Menschenrechten, denen doch auch allgemeine Pflichten gegenüberstehen, so mannichfach um, und üben auf die materiellen Verhältnisse nicht nur der Länder in denen sie leben, sondern auch der ferner gelegenen, von denen die Cultur ausgegangen, einen so mannichfachen Einfluß aus, daß es eben jetzt, wo die Jagd nach Arbeitskräften sich über die halbe Welt ausdehnt, wohl an der Zeit ist, abermals einen Blick darauf zu werfen. Seit Wilberforce im Jahre 1787 seinen ersten Antrag auf Verbot des Sklavenhandels im Parlament machte, hat die Frage die verschiedenartigsten Wendungen durchgemacht, und wenn sie im wesentlichen darin sich gleich geblieben, daß sie noch immer die Befreiung der Schwarzen vom Sklavenjoche zum Gegenstand hat, so rief sie doch im Verlauf der Zeit so viele und so mächtig eingreifende Incidenzpunkte hervor, daß die Hauptfrage bedeutend in den Hintergrund geschoben wurde, und das Ganze ein sehr verwickeltes, vorerst gar nicht zu lösendes Problem wurde.

Als der berühmte, menschenfreundliche Bischof Las Casas, der Wilberforce seiner Zeit und seines Landes, den Rath gab, statt der schwächern zu Tausenden und aber Tausenden hinsterbenden Indianer, den stärkern Neger zu verwenden, um die schwere Feld- und Bergwerksarbeit zu verrichten, stellte er praktisch die bis auf den heutigen Tag ungelöst gebliebene Frage auf, wie der Anbau des Bodens in dem tropischen Klima Amerika's zu beschaffen sey. Die zahllosen Versuche der Engländer, die mangelnde Sklavenarbeit durch Freie zu ersetzen, die Versuche sich mit Canariern, mit Hindus, mit Chinesen zu helfen, sind alles Zeugnisse, daß man noch immer nicht weiß wie die Aufgabe genügend gelöst werden soll. Die europäische Race hat im Süden und Norden Amerika's sich festgesetzt, aber im tropischen Theile kann sie die Arbeit nicht leisten, ohne entweder geradezu unterzugehen, oder ziemlich auf dieselbe Stufe herabzusinken, wie die ehemaligen eingebornen Stämme standen, denn das ist nicht abzuläugnen, daß die Südspanier und Portugiesen zwar in manchen Theilen des mittlern Amerika's nach einigen Generationen sich allmählich dem Klima so weit angewöhnt haben, daß sie die Feldarbeit leisten können, aber ihre Zahl verstärkt sich in keiner Weise so, daß dem Mangel an Arbeitern in fühlbarer Weise abgeholfen würde, und ihre geistige Entwicklung steht auf einer nichts weniger als hohen Stufe. Zudem haben sie sich, namentlich in Mexico und Mittelamerika, bedeutend mit Eingebornen gemischt, und was auch immer der Grund seyn mag, ihre Regsamkeit entfaltet sich bei weitem nicht in der Art, wie wir sie z. B. bei den Valencianern Spaniens finden. Die Gründe mögen zum Theil in der Beimischung trägern Indianerblute, zum Theil in dem reichen Boden liegen, der ihnen ihre geringen Bedürfnisse bei geringer Arbeit gewähren.

Die Negeremancipation ist jetzt ein allgemein angenommener Grundsatz geworden, der, wenn auch noch nicht allgemein ins Leben eingeführt, doch durch die theilweise bewirkte Einführung selbstständig sich fortentwickelt: denn das Beispiel Westindiens hat auf das spanische Amerika, vorerst auf das Festland, bedeutend eingewirkt, und auch in den Vereinigten Staaten ist seine Einwirkung sehr bedeutend gewesen, wenn gleich noch keine Emancipation erfolgt ist, und auch noch keine erfolgen konnte, wie wir alsbald sehen werden. Cuba hat seine Production in den letzten 30 Jahren verdreifacht und vervierfacht; das konnte aber nicht ohne fortdauernde Sklaveneinfuhr geschehen, und eben diese Einfuhr neuer Sklaven, der sogenannten Bozales, scheint auch die geistige Entwicklung der andern zu hemmen, abgesehen davon, daß bei weitem mehr Männer als Frauen eingeführt werden, und daß eben darum die Sklavenbevölkerung nicht leicht durch sich selbst wachsen kann. In allen Ländern, wo man den Sklavenhandel abschaffte, hat sich alsbald eine bedeutende Verminderung der Arbeitskraft eingestellt, nicht nur dadurch, daß der Neger seine Frau und Kinder nicht mehr die harte Arbeit wie vorher verrichten ließ, und selbst weniger angestrengt arbeitete, sondern namentlich auch dadurch daß bei dem Mißverhältniß zwischen Männern und Weibern die arbeitende Bevölkerung durch das Ausflerben bald abnehmen mußte. Daß hier nicht bloß die vielgetadelte und nicht zu läugnende harte Behandlung wirksam war, das zeigt das Beispiel Nordamerika's, wo jetzt, nachdem seit 40 Jahren keine Sklaven mehr eingeführt wurden, und sich allmählich ein natürliches Verhältniß zwischen Männern und Weibern herstellte, die Sklavenbevölkerung aus sich selbst heraus anwächst: sie ist in den Jahren 1840 bis 1850 dem letzten Census gemäß um beinahe 600,000 Menschen gewachsen oder um 23½ Procent, was eine Vermehrung von beinahe 2½ Procent jährlich ergibt, eine Zunahme, wie sie kein europäisches Volk aufweist. Die Zunahme der schwarzen Bevölkerung war, wenn man die Einwanderung abrechnet, kaum geringer als die der Weißen selbst, obwohl das Gebiet der Sklaverei in den Vereinigten Staaten zwar durch Texas in neuerer Zeit gewachsen ist, sonst aber sich fortwährend verengert, denn bald Virginien — der westliche bergige Theil — ist factisch der Sklaverei entledigt,

weil man dort europäische Culturen einführen könne, und freie weiße Arbeiter die Arbeit wohlfeiler und besser verrichten als die Sklaven; auch im Staate Delaware soll sie demnächst ganz abgeschafft werden, d. h. der Grundsatz ist aufgestellt, und man läßt sie allmählich erlöschen. Der Anbau von Baumwolle und Zucker, die im Süden der Vereinigten Staaten einen so ungeheuren Aufschwung genommen haben, zum Theil auch der des Tabaks in den Niederungen von Virginien und Maryland, braucht Neger, weil die nordischen Constitutionen die Arbeit in den feuchten Niederungen nicht ertragen.

Man hat Ursache den Berichten über die grausame Behandlung der Sklaven in den Vereinigten Staaten sehr zu mißtrauen, sie rühren vielfach von Engländern und Abolitionisten im Norden her, die aus dem Abolitionswesen eine Art politischen Gewerbs machen. Ohne uns im mindesten zu Lobrednern der Sklavenbesitzer in den südlichen Staaten aufzuwerfen, kann man doch mit Fug behaupten, daß diese Leute der intellectuellen Bewegung der neuern Zeit und ihres Landes nicht fremd geblieben sind, und daß sie die materiellen Vortheile einer menschlichen Behandlung ihrer Sklaven zu würdigen wissen. An eine Emancipation im englischen Sinne ist, mindestens noch auf eine Reihe von Jahren hinaus, nicht zu denken: denn die drei Millionen Sklaven repräsentiren ein Capital von 800 bis 1000 Mill. D., und so abolitionseifrig der Norden ist, so hat er sich doch noch nie erboten, von dieser Summe auch nur die Hälfte zu tragen; und gerade heraus gesagt, es ist den meisten auch gar nicht ernst mit der Emancipation, die ihnen in so mannichfacher Beziehung nachtheilig werden würde. Der Süden der Vereinigten Staaten ist ein Hauptabnehmer ihrer Fabricate, und sie schnitten nur in ihr eigenes Fleisch, wenn sie ihn ruiniren; er erzeugt jährlich drittehalb Millionen Ballen Baumwolle in einem Werth von etwa 80 Mill. Dollars, und sie selbst verarbeiten ungefähr den vierten Theil. Wir wollen den ehrlichen Abolitionisten ihren Werth nicht absprechen, bei vielen der politischen Leiter geht aber der Zweck des abolitionistischen Treibens nur dahin, das Uebergewicht, das die südlichen Staaten so lange in der Union behauptet haben, zu brechen, und es den nördlichen Staaten zu verschaffen, um ihre Handels- und Industrieinteressen, die zum Theil wenigstens mit denen des Südens collidiren, desto besser und ungehinderter fördern zu können. Eine Emancipation würde die großen Landbesitzer im Süden ruiniren, da sie ihren Boden großentheils nicht mehr bauen könnten und den Abolitionisten des Nordens selbst den größten Nachtheil bereiten. Selbst die Engländer wünschen eine solche Emancipation wegen der daraus für sie entspringenden Nachtheile keineswegs, denn ihre ungeheure Baumwollenindustrie, die aus den südlichen Staaten fünf Sechstheile ihres Rohmaterials bezieht, käme augenblicklich ins Stocken.

Man kann das Freiheitsbestreben unter den Sklaven Nordamerika's nicht übergroß nennen: auf drei Millionen Sklaven kamen im vorigen Jahr 1011 Entweichungen vor, und selbst unter dieser Zahl sollen viele nur aus Furcht vor verdienter Strafe wegen Diebstahl und anderer schwerer Vergehen entwichen seyn. Erwägt man, wie groß die Zahl der Abolitionistenemotäs ist, von denen manche die Flucht von Sklaven aufs entschiedenste begünstigen, daß Kentucky von Ohio, Missouri von Illinois nur durch einen Fluß, Missouri von Iowa sogar nur durch eine eingebildete Gränze getrennt sind, so muß man die Zahl flüchtiger Sklaven als sehr gering ansehen. Jedenfalls übersteigt die Anzahl der Freigelassenen die der Flüchtlinge bedeutend. Zudem kann man im allgemeinen gewiß nicht sagen, daß die Sklaven Noth leiden, im Gegentheil soll für ihre materielle Existenz — einzelne Fälle freilich immer abgerechnet — sehr gute Vorsorge getroffen seyn. Man darf sich deßhalb nicht wundern, daß manche Sklaven, welche das Geld zu ihrer Freikaufung besitzen, es dazu nicht anwenden, wahrscheinlich aus demselben Grund, weßhalb viele russische Leibeigene sich durchaus nicht loskaufen wollen, weil sie fühlen, daß sie den Schutz eines angesehenen Herrn bedürfen. Auch ist es eine constatirte Thatsache, daß manche Plantagenbesitzer die auf legitimen Ehen hervorgegangenen Kinder als frei betrachten und behandeln, daß aber die meisten derselben dennoch auf der Plantage bleiben, und das sorgloſe Leben eines bei nicht übermäßiger Arbeit wohlgenährten Menschen, der für seine alten, krankenden Tage keinem Mangel entgegensieht, fortsetzen. Damit wollen wir keineswegs sagen, daß sie in ihre Sklaverei verliebt sind, aber ihnen ist zuverlässig die moralische Knechtschaft, der sie in den freien Staaten ausgesetzt sind, nicht unbekannt, und die Fügsamkeit der Neger unter die stärkere Race der Weißen thut das Uebrige.

Die Scheidewand zwischen dem Neger und Weißen ist in den nördlichen freien Staaten, wo der Neger dem Recht nach alle Befugnisse eines freien Bürgers ausüben sollte, aber durch den Abscheu und Haß der Weißen gehindert nicht ausüben darf, weit größer als in den südlichen.[1] Daß man jeden Negerabkömmling bis ins siebente Glied — wo erst, wenn auch in den Zwischengenerationen sämmtliche Väter weiß waren, und auch die Mütter nicht tiefer ins Negerblut zurückfallen, die Abzeichen des Negerbluts an den Nägeln der Finger und Zehen verschwinden — unerbittlich aus der weißen Gesellschaft ausschließt; daß selbst schwarze und weiße Dienstboten in einem und demselben Hause nie mit einander essen, und ein Herr, der solches brechen wollte, augenblicklich verlassen werden würde, sind bekannte Erscheinungen; und selbst das philosophische Boston, einer der Hauptsitze des Abolitionismus, wo man denjenigen, welche ihren flüchtigen Sklaven nachsetzten, so arge Streiche spielte, macht hievon, wie zahlreiche Beispiele beweisen, nicht die mindeste Ausnahme. Der Norden hat also, was die Humanitätsrücksichten betrifft, dem Süden durchaus nichts vorzuwerfen, und darf nur an den Balken im eigenen Auge denken; die aufgeklärten und wirklich vorurtheilsfreien Männer können und wollen dem Racenhochmuth der großen Masse sich nicht entgegenstemmen, und man wird daraus mindestens ohne Mühe den Schluß ziehen, daß in der öffentlichen Meinung Amerika's die südlichen Sklavenhalter gar nicht so ausschließlich im Unrecht sind. Ingwischen wird die Sklaverei dadurch zu einem großen politischen Uebel, weil die Zahl der nicht sklavenhaltenden Staaten in viel stärkerem Verhältniß wächst. Wenn Maryland und Delaware die Sklaverei vollends abgeschafft haben, Neumexico und Utah in die Union eingetreten sind, dann stehen 20 freie gegen 13 Sklavenstaaten; damit ist

[1] Welche Schwierigkeiten der Ausbreitung einer freien ackerbauenden Negercolonie nicht bloß in den Sklavenstaaten, sondern auch in den freien entgegenstehen, davon nur ein Beispiel. Ein reicher Sklavenbesitzer in Kentucky hatte in seinem Testament allen seinen Sklaven nicht nur die Freiheit geschenkt, sondern wollte auch ihre Zukunft sichern, und trug seinem Testamentsexecutor auf, in dem freien Staate Ohio eine hinreichende Strecke Landes zu kaufen, diese an die ehemaligen Sklaven zu vertheilen, Häuser und Wirthschaftsgebäude ihnen zu errichten, und sie mit Vieh, Saatkorn und Ackerwerkzeugen zu versehen. Man vollzog den Willen des Erblassers, kaufte Land in Ohio, führte die Gebäude auf, als aber der Testamentsexecutor an der Spitze seines schwarzen Zugs anlangte, um sie in ihr Besitzthum einzuweisen, fand er am Ufer die ganze weiße Bevölkerung des Distrikts bis an die Zähne bewaffnet, und diese erklärte ihm, sie würde nicht dulden daß man in ihre Mitte eine Colonie „gemeiner Neger“ gründe. Das Project mußte aufgegeben werden.

das bisher nur noch mühsam aufrecht erhaltene Gleichgewicht zwischen beiden Theilen gebrochen, und es fragt sich ob der Norden dann nicht sein Uebergewicht mißbrauchen wird.

Erwägt man nun, daß die Lage der Neger und der freien Farbigen im Norden der Union nichts weniger als erfreulich ist, und daß im Süden das Gebiet der Sklaverei sich mehr und mehr verengt, insoweit, daß ein Staat nach dem andern, sobald die Verhältnisse des Landbaus dieß gestatten, die Sklaverei abschafft, ja daß in den großen Sklavenstaaten, wie Virginien, ganze Districte völlig frei von der Sklaverei geworden sind, daß ferner die Zahl der Haussklaven in den Städten des Südens nirgends groß ist, so ergibt sich, daß die Negersklaverei im Gebiet der Vereinigten Staaten sich nach und nach durch die natürliche Entwicklung der Dinge und die Bestrebungen aufgeklärter und wohlwollender Männer auf diejenigen Striche beschränkt, wo Klima und Art des Bodenbaues den nordischen Constitutionen das schwere Arbeiten verbieten. Dadurch bildet sich in dem Besitz und Anbau der Plantagen allmählich zwischen der weißen herrschenden und der schwarzen dienenden Classe eine Art Leibeigenen-Verhältnisses heraus, das, namentlich wenn man der Freilassung und Freikaufung der Sklaven und ihrem Abzug nach den Städten, wo sie eine freie dienende Classe bilden können, keine besondern Hindernisse entgegengesetzt werden, Jahrhunderte andauern kann, ohne zu Explosionen zu führen oder der dienenden Classe zu besonderer Beschwerde zu gereichen.

In Nordamerika hat die Sklavenfrage eine ganz eigenthümliche Gestalt angenommen: nicht die Sklaverei, als ein gesellschaftliches und politisches Uebel, sondern das Nebeneinanderbestehen zweier gänzlich verschiedenen Racen, von denen zwar die dienende die herrschende, nicht aber die herrschende die dienende entbehren kann, und von denen die eine die andere unterdrücken muß, wenn sie sich selbst erhalten will, daß ist es, was die Hauptschwierigkeit bildet. Alle Vergleiche mit den Staaten des Alterthums und der in denselben herrschenden Sklaverei sind durchaus unnütz, der Racenhaß und die Racenabneigung wiegen vor; in den alten Staaten konnte der Sklave, der mit den Bürgern des Staats gleichen Stammes und gleicher Farbe war, in den Stand der freien Bürger übertreten, und eine allmähliche Umgestaltung war möglich; hier tritt die Farbe als Hinderniß entgegen, und der freie Farbige ist kaum minder unter dem Bann als der Sklave. Nicht einmal eine Verschmelzung, wie einst zwischen schwarzen und weißen Indiern ist möglich, denn unmittelbar hinter der herrschenden weißen Race der Sklavenstaaten steht eine ganz weiße Bevölkerung, welche alle Herrschaftsansprüche und allen Racenhochmuth schützt und theilt. Es ist ein Verhältniß, das gar keinen absehbaren Ausgang bietet, und nur allmählich durch den Fortschritt der Cultur sich mildern läßt. Die Stellung der Pflanzer in den südlichen Staaten der Union ist eine ganz andere als die der Pflanzer in Westindien; letztere sind und bleiben Fremdlinge auf dem Boden, den sie besitzen, und ein Ausgang durch einen Aufstand, der die Weißen vernichtet, ist denkbar; in der Union ist dieß nicht der Fall, und der natürlichste Ausweg, durch eine Verschmelzung der Racen, ist bei der Abneigung der Weißen und dem Racenhochmuth, der gegen alle Mischlinge sich zeigt, in keiner Weise vorauszusehen. Das schlimmste aber ist, daß selbst wenn diese Verschmelzung in einem höhern Maaßstab stattfände, als wirklich der Fall ist, dann auch der Haß der Schwarzen gegen die Mischlinge sich entfalten, und in Hayti zu so furchtbaren Ausbrüchen Veranlassung gab. Alle Declamationen gegen die Sklaverei prallen förmlich ab, denn sie treffen nicht den wunden Punkt, welcher in dem Racenhochmuth liegt, der durch die Abschaffung der Sklaverei gar nicht abgeschafft, vielmehr verschärft würde.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Matrosenleben.[1]

(Von Dr. Gerstäcker.)

1. Die Ausfahrt.

Der Boreas hatte die „Boats“ des schönen Sydney-Hafens kaum hinter sich, als er von einer scharfen Südbrise gefaßt pfeilschnell durch die Wogen schoß. Die Raaen konnte eben genug zu Backord angebraßt, daß der Wind auf die Kürzer füllen, und voll in alle Segel hineinstehen konnte, und noch war die Nachmittagswache nicht gesetzt als die leichteren Segel schon wieder herunter mußten.

Gegen Abend wurde der Wind immer stärker, und da der Boreas eben nicht sehr stark bemannt war, um mit viel Segeln in schlechtem Wetter rasch hantthieren zu können, ließ der Capitän noch vor Dunkelwerden ein Reef in die Marssegel nehmen; das Schiff legate neun Knoten.

Von den letzt eingefangenen Leuten waren zwei ebenfalls auf der Krankenliste; der eine englische Matrose, Jack, war schon mit einem leichten Fieber an Bord gekommen, und der deutsche Matrose, Hans — derselbe der damals, bei der Flucht der andern in Sydney an Bord geblieben, war an demselben Morgen wo sie auslichen, von einem der Pferde, beim Füttern verletzen, an den Schenkel geschlagen worden; dieser, obgleich ziemlich gut vom zweiten Mate verbunden, schmerzte ihn doch noch sehr und war tüchtig angeschwollen, so daß er ebenfalls die Koje hüten mußte.

Die ganze Mannschaft bestand außer diesen beiden und dem Capitän mit seinen beiden Mates nur noch aus zehn Personen, und zwar dem Steward und Zimmermann, dem Koch (einem Neger), aus drei Engländern, unserem alten bekannten Bill, Bob und Tim, zwei Deutschen, zwei Franzosen, Jean und François, und einem Jungen.

Der Junge war ein Malaye und gehörte eigentlich, wenn das Schiff Passagiere führte, mit in die Cajüte, dem Steward und Koch als Hülfe, wurde aber jetzt, da er vorne nöthiger war, mit in das Vorastel gethan und ging seine Wachen wie die anderen.

Auf der Starboard- oder Steuerbordswache (die erste) waren der Capitän mit dem zweiten Mate, der Steward, Bill, Jean, Hans und der junge François; auf der Backbord- oder zweiten Wache der erste Mate mit dem Zimmermann, der auch zugleich mit Bootsmannsdienste verrichtete, mit Bob, Jack, Karl, Tim und dem Malayen.

Zu seiner vollen Besatung hatte der Boreas eigentlich fast die bepackte Mannschaft gebraucht, der Capitän war aber, wie die Sachen jetzt in Sydney standen, nur froh mit diesen fortgekommen zu seyn und glaubte sich die Indien in einem ziemlich günstigen Monsun auch wohl behelfen zu können. Bei günstigem Winde, und wenn das Schiff nicht zwischen vielen Inseln hindurch und aus engen Straßen herauszukreuzen hat, wo die Mannschaft durch das ewige Wenden erschöpft und aufgerieben wird, kann man auch ein Schiff mit verhältnißmäßig sehr wenig Leuten vorwärts bringen.

Die Mannschaft saß unten im Logis oder Vorastel (wie der vorderste Raum im Schiff genannt wird, wo die Matrosen gewöhnlich ihren Aufenthalt haben), beim „Schaffen.“ Zwei große hölzerne Schüsseln oder besser Wannen, die eine mit einem gar verdächtig aussehenden Stück gesalzenen Speck und Rindfleisch, die andere mit hartem mulbigem Schiffszwieback gefüllt, standen zwischen ihnen, und nebenbei dampfte eine riesige Blechkanne, aus der sich jeder, wie es ihm gut dünkte, seinen vor ihm stehenden Blechbecher mit dem allerdings etwas sehr dünn und unschuldig aussehenden aber kochend heißen Getränk füllte.

„Da habt Ihr Schuld daran, Gott verdamm mich,“ brummte der Zimmermann, als er sich eben selber zu einer „Tasse Thee“ half, wie das Wasser schmeichelhafterweise genannt wurde — „ich glaube wahrhaftig sie wollen uns knapp halten, und nun muß ich das verfluchte

[1] S. Nr. 80—92 v. d. J.

Zeug mitsausen — Koch, du schwarze Bestie, was hast du hier für eine Brühe zurecht gebraut? — ist das Aufwaschwasser der Thee — ha!“

„Kann nicht helfen, Massa,“ sagte der Schwarze, der eben die Stiege heruntergekommen war und seine Miene in der kleinen, in der Mitte schwingenden Lampe angezündet hatte, mit einem Zug um den Mund der beträchtl ferzu sollte, der aber dabei den dicken Lippen so viel Laune und Spott gab, daß man ihm wohl ansehen konnte wie es ihm gerade nicht das schmerzlichste war, den Zimmermann über seinen Thee in Aerger zu finden — „Massa Steward gibt nur ganz kleine Fingerchypen voll Thee — meinte, wenn die Leute jetzt in den Minen wären, hätten sie auch keinen Stäckeren Thee gehabt — wäre gerade recht.“

„Go'nde-heit“ — knurrte der Zimmermann — „dann werd' ich mir meine Theekanne inebesondere künftig halten, wenn die Sache so gemeint ist — Spaß ist Spaß — aber nach warm Wasser wird mir immer schlecht.“

Er stieß seinen Becher auf die Kiste nieder, auf der er gesessen, und kletterte ärgerlich an Deck.

„Halle, Doctor (denn der Koch wird gewöhnlich auf den englischen und amerikanischen Schiffen mit diesem ihm auch wohlklingenden Titel beehrt), sagte jetzt, als der Zimmermann aus der Logisthüre verschwunden war, Bill, indem er mit seinem Messer ein Stück Speck aus der Schüssel stach, an die Nase hob und wieder hineinwarf — „shiver my timbers,“ wenn ich nicht glaube, die haben da hinten das alte Faß Speck wieder aufgeschlagen, was schon vor vier Wochen einmal rendrmmirt wurde. Wenn der Capitän oder Steward im Sinn haben und hier nachdem wir wieder in der Folle sitzen, auch noch auszukunyern, so weiß ich einen Fehler — dann kenn' ich einen gewissen Bill Stumper, der sterbenskrank wird und sich in seine Koje legt, und so lange jeden Morgen mit dem größten Vergnügen eine Dosis Salz nimmt, als der Vorrath an Bord dieses braven Schiffes ausbäkt — was doch hoffentlich nicht so entsetzlich lang dauern soll — oder seine Segel kann er dann allein herüber und hinüber brassen.“

Der Koch sah sich nach oben um, ob der Zimmermann auch nicht mehr in der Lücke stand, und sagte dann leise — „Massa Bill, Timer“ (wie der malayische Junge nach der Insel von der er stammte), genannt wurde — „Timer hat gehört wie Capitän zu Steward sagte — alte Faß wieder aufzumachen und den Leuten zu geben — wollte Schuste schen zwiebeln, hat er gemeint.“

„Sek — das nennt er also zwiebeln? lachte Jean, Alter, Alter, ein zu straff angespannter Tau reißt leicht und — wir sind noch nicht in Calcutta.“

„Nur sehr gut ist, daß Zimmermann mittrinken und essen muß,“ lachte der Doctor — „wird auch mit gezwiebelt, hi, hi, hi, für seinen guten Willen.“

„Ja, Hans kriegt ja auch nichts besseres,“ sagte der andere Deutsche, „und der hat doch ebenfalls kein Fuß in Sydney von Bord gesetzt.“

„Der hat aber nicht sagen wollen, wo wir hin sind,“ murrte Bill, „und beßhalb wird er natürlich mit uns anderen über einen Kamm geschoren. Wenn wir nur den verdammten Zimmermann hier nicht mit unten in unserer Bach hätten, ließe sich das alles doch schon machen. Im Zwischendeck liegt nur Heu und zwischen den Ballen durch kann man leicht nach der Vorrathskammer kommen — aber der Lump verriethe, glaub' ich, seinen eigenen Bruder, wenn er sich selber einen weißen Fuß dabei machen könnte.

„Steward ist der schlimmste,“ sagte der Doctor, aber noch leiser als vorher — „hat Massa Jean so auf dem Strich, weil ihn der mal durchgepeitscht hat — will's wieder gut machen.“

„Daß ich ihm nicht zum zweitenmal auf den Pelz komme,“ brummte Jean zwischen den zusammengebissenen Zähnen durch — „dießmal möcht's besser fördern — der Wille ist wenigstens da.“

„Brassen!“ lautete des ersten Maat Stimmen vom Quarterdeck herunter, und „Brassen“ rief der Zimmermann auch in demselben Augenblick in die Bach nieder — „Brassen, Boys — Donnerwetter, macht nicht so lange da unten, der Mate hat schon dreimal gepfeifen.“

Schade, daß Massa Span (Scherzname für die Zimmerleute) nicht am Lügen erstickt, lachte der Koch und sprang vorwärts die Leiter hinauf. Bis acht Uhr Abends und zwar von Morgens fünf Uhr an, hatte er die Wache auf Deck, nach acht Uhr Abends aber war seine Wacht bis zum andern Morgen zu Koje. Zeit da die beiden Leute krank, oder doch wenigstens zur Arbeit für einige Zeit unfähig waren, mußte er übrigens so lange auch der Capitäns Wache mithalten, und durfte dafür, um doch seinen gehörigen Schlaf zu bekommen, Nachmittags bis vier Uhr zu Koje gehen.

Die Maaen mußten vierfant gebraßt werden, der Wind ging mehr nach Westen herum und lag gerade von hinten in den Segeln. Um 12 Uhr gingen sie über Backbord Bug mit halben Wind, und es wehte ein stiegender Sturm. Der Barras zischte vor dicht gereeften Vormars-, Sturm- und Versahgenstagsegel wie ein Pfeil durch die sechende schäumende Fluth.

Drei Tage lang dauerte der Sturm, vom Lande aber herüberwehend konnte keine so gewaltige See stehen, wie das der Fall gewesen, wäre er von der anderen Seite gekommen, und das Schiff brauchte nicht beigelegen, sondern lief vor sich seinem Ziele weit auf, mit nur weniger Unterbrechung seine 10 Meilen die Stunde.

Am schlechtesten befanden sich die im Raum stehenden Pferde dabei, die, noch nicht an unruhige See gewöhnt, gleich vom ersten Anfang an in solch ein Unwetter hineinkamen. Zwei Barken auch schon den dritten Morgen und einen hatte ein Hinterbein Nachts zwischen die Stangen bekommen und gebrochen, und mußte, da hier keine Möglichkeit war es zu heilen, mit den anderen beiden über Bord gewerfen werden.

Das Füttern und Besorgen der Thiere mußte in den verschiedenen Wachen immer von denen gethan werden die gerade die Wacht hatten, und man kann sich denken, daß die Leute, auf unfreundliche Weise außerdem vom Capitän behandelt, eben nicht viel Lust zu einer Arbeit zeigten, welche Matrosen unter den günstigsten Verhältnissen ungewohnt und zuwider ist. Hierzu kam noch daß die Pferde, durch die starke Bewegung des Schiffs und das dadurch unvermeidliche Fest-Hin- und Herzerworfenwerden, dann durch das Knarren der Balken, den Dunst, die Dunkelheit, wie alle die fremden Gestalten wild und scheu gemacht, oft gar nicht zu bändigen waren und die Leute mehrmals nur mit genauer Noth der Gefahr entgingen, von den wüthenden austauenden Thieren Arm und Bein zerschlagen zu bekommen. In der That hatten auch schon fast alle Quetschungen und Wunden vorgekommen, und selbst beim Wassergeben bissen ein Paar der beshastesten nach denen, die ihnen den Eimer hinhielten, und Bill machte schon Vorschläge, wie man die sämmtlichen „Bestien,“ wie er sie nannte, mit einemmale vergiften und loswerden könnte.

Der zweite Mate, ein ruhiger, ordentlicher Mann, that sein bestes die Leute zufrieden zu stellen, und da er auch den Proviant auszutheilen hatte, so verbrach er ihnen schon gleich am zweiten Tag, daß sie bessere Provisionen haben sollten, „wenn ihm der Capitän und Steward nur erst nicht mehr so auf die Finger sähen,“ damit mußten sie sich aber für jetzt begnügen, denn die jetzt ließ sich darin noch nicht viel ändern; dieser half auch, wo es irgend ging, im Raum mit bei den Pferden, weder Steward noch Zimmermann ließen sich dort aber nur ein einzigesmal blicken — Sie hatten immer ungemein viel andere nothwendige Sachen in der Zeit gerade zu thun.

(Fortsetzung folgt.)

Erforschung Kleinarmeniens. Der französische Minister des öffentlichen Unterrichts hat Hrn. V. Langlois mit einer Sendung nach Kleinarmenien beauftragt, um dieß Land in archäologischer Beziehung zu erforschen. Es ist jetzt in mehrere türkische Paschalike getheilt, bildete aber im Mittelalter ein unabhängiges Königreich, das von armenischen Fürsten aus dem Hause Rupen und von den Lusignans aus der Familie Amaury beherrscht war. (Revue archéol. Junius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 164. 9 Julius 1852.

Ueber die poetische Neigung der Finnen.

Die russischen Vaterländischen Memoiren führen aus dem Werke des finnischen Gelehrten Oemann „über den Nationalcharakter der Finnen" nachstehende beachtenswerthe Stelle über ihren poetischen Charakter an. „Bei all dem finstern, schweigsamen Wesen der Finnen, namentlich bei der Arbeit und an fremden Orten, sind sie doch mit einer ungewöhnlichen Fähigkeit für Poesie begabt. So viel wir wissen, findet sich in keinem Lande eine solche Anzahl Dichter, wie in Finnland, und obwohl die Lieder der hiesigen Bauern größtentheils den Augenblick ihrer Geburt nicht überleben, so sind sie darum nicht minder beachtenswerth. Die poetische Neigung der Finnen spiegelt sich auch in der zahllosen Menge höchst treffender, oft unübersetzbarer Sprüchwörter ab, welche, wie kleine Münze, im Austausch von Wort und Gedanken, unter dem Volk umlaufen, zugleich mit ungekünstelten Ausdrücken, die von tiefem Sinne zeugen. Kaum läßt irgend eine andere Sprache eine solche Freiheit in Bildung neuer Worte zu, welche stets verständlich sind, so schwer es auch ist, ihre feineren Schattirungen zu erklären. Die Liebe des finnischen Bauern ist so wohlgebaut, deutlich und verständlich, daß man sie fast immer ohne die geringste Veränderung drucken lassen könnte; das Chaos unzusammenhängender Worte und Ausdrücke scheint mehr den Halbgebildeten anzugehören.

„Die in der finnischen Poesie ausgedrückte Schwermuth ist keine Gedrücktheit oder Faulheit des Geistes, sondern eine gesunde innere Thätigkeit, die häufig eine satyrische Richtung nimmt. Darin spiegelt sich die Neigung der Finnen zu allem Ernsten, Großartigen und Wunderbaren, und seine Gleichgültigkeit gegen das Gewöhnliche, Alltägliche. Die Großartigkeit des nordischen Winters und der Jagd drückte der finnischen Poesie ohne allen Vergleich stärker ihren Stempel auf, als der Reiz des Sommers und des Tages. Im Allgemeinen ist der Charakter der Finnen, wenn ich mich so ausdrücken darf, mehr beschaulicher Art: er hat sich nicht nur bei den Dorfbewohnern, die äußerem Einfluß minder unterworfen sind, sondern selbst in dem Mittelstand und zum Theil auch in einigen Familien des höhern Kreises, obwohl diese längst den ursprünglichen Zustand verlassen haben, erhalten. Bemerkenswerth ist, daß alle finnländischen Dichter, welche schwedisch schrieben, und häufig mit der finnischen Poesie gar nicht bekannt waren, sich im höchsten Grade durch Einfachheit, Mangel an Ehrgeiz, tiefes Gefühl und idyllische Richtung auszeichneten." Zum Schlusse wirft Oemann die Frage auf, warum bei einer solchen Neigung zur Nachforschung und Beobachtung, bei einer so großen innern Thätigkeit, die Finnen nicht mehr Bedeutung in der Wissenschaft erhielten? Die Ursache findet er in der Herrschaft der schwedischen Sprache, welche die finnische aus der gebildeten Classe verdrängt, und nur einem Siebentel der Bevölkerung zugänglich ist.

Die Negeremancipation.

(Fortsetzung.)

Westindien ist durch die Emancipation wesentlich umgewandelt worden. Man kann wohl sagen, daß der englische Emancipationsplan, und noch mehr die französische Copie, den Erwartungen derer, welche den Plan dazu entworfen haben, durchaus nicht entsprochen hat. Der Plan wurde mit einer unbegreiflichen Uebereilung gefaßt, und es macht sich darin die etwas krankhafte Philanthropie geltend, welche bei den Engländern eine so lange Reihe von Jahren hindurch gespukt hat, und von der die Nation jetzt erst allmählich zurückkommt. Die Engländer haben sich auf eine fast unbegreifliche Weise verrechnet, ein sehr großer Theil der Pflanzer ist ruinirt, und es fragt sich sehr, ob mit einer methodischern, langsamern Emancipation nicht auch für die Neger selbst weit besser gesorgt gewesen wäre. Wir haben die Lage der Pflanzer schon in frühern Jahren auseinandergesetzt und brauchen hier nicht darauf zurückzukommen. Barbados bildet eine Ausnahme, denn hier ist die ganze Insel von den Weißen in Besitz genommen, das Land hierzu keine Wälder und Gebirge, in denen sich die Schwarzen verbergen könnten; sie müssen arbeiten, stehlen oder auswandern; arbeiten ist das Sicherste, und somit arbeitet der Schwarze, und zwar zu einem Taglohn, der für Westindien als fabelhaft niedrig gelten kann, nämlich zu 7 Pence (21 kr.), während auf andern Inseln, namentlich auf Jamaica, der Taglohn bis zu einem Dollar (2 fl. 30 kr.) gesteigert wurde. Nimmt man hinzu, daß wenige Jahre, nachdem man den Pflanzer in diese Lage versetzt, ihm auch das Monopol des englischen Marktes entrissen wurde, ja daß man ihm nur noch einen schwachen, in wenigen Jahren vollends verschwindenden Vortheil auf demselben sicherte, und daß selbst die so schwer besteuerte Arbeit nicht immer, und namentlich nicht zu der Zeit des dringendsten Bedürfnisses, zu haben war, so ist es kein Wunder, daß der Pflanzer auf den größern Inseln, wo der Schwarze nur in den Wald zu gehen brauchte, um ein Stückchen Land anzubauen, das ihm seine rohen Bedürfnisse lieferte, allmählich zur Zahlungsunfähigkeit herabsank, und seinen Anbau nicht fortsetzen konnte, so daß viele Güter auf den zehnten Theil ihres Werthes und selbst darunter sanken, ohne Käufer zu finden. Ein Berichterstatter in der Revue des deux Mondes (Cas. Leconte)

sagt darüber sehr bündig: „die Emancipation, das muß man gestehen, war für die meisten englischen Colonien verderblich: die englischen Antillen, Barbados ausgenommen, sind dadurch in einen mehr oder minder großen Nothstand versetzt worden. Trinidad, dieß Wunder von Fruchtbarkeit, kämpft zwischen Leben und Tod, und macht unerhörte Anstrengungen, um die Arbeit unter erträglichen Bedingungen zu organisiren, indem es Legionen von Culis aus Indien bezieht [1], die es allein, oder, um die Nacheiferung der Schwarzen zu erwecken, neben diesen zur Arbeit verwendet. Man kann sich indeß nicht verhehlen, daß die Lage der Pflanzer höchst prekär und die Colonien gefährdet sind, sobald der Centner Zucker unter drei Piaster fällt. Im J. 1847, als der Zuckerpreis auf $2^1/_4$ Piaster fiel, wurde die Hälfte der Pflanzer zahlungsunfähig, da aber Cuba ohne Verlust zu $2^1/_2$ P. und selbst an manchen Orten zu $2^1/_4$ produciren kann, so hat es gewissermaaßen das Schicksal der Antillen in seiner Hand. Am schlimmsten ist Jamaica daran, auf allen Seiten sieht man prächtige Pflanzungen von ihren Eigenthümern verlassen und von parasitischer Vegetation überwuchert; ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß im April 1851 die Hälfte der Häuser zu Kingston zu vermiethen war, und ein ehemals reicher Pflanzer sagte mir, er wäre froh für seine Pflanzung 600 Pfd. zu bekommen, wofür er vor der Emancipation 10,000 Pfd. ausgeschlagen hatte."

Hören wir, wie derselbe Schriftsteller sich über die französischen Colonien ausdrückt, deren Zuckerertrag in den ersten Jahren nach der sehr übereilten Emancipation auf die Hälfte herabgesunken ist. „Auf Martinique haben die Neger Mäßigung und selbst in einzelnen Strichen Dankbarkeit für ihre Herren gezeigt. Der Taglohn war anfangs nicht zu hoch (1 Fr. bis 1 Fr. 15 C.), allmählich aber haben demagogische Umtriebe ihre Wirkung geäußert; die Neger fingen ein Vagabundenleben an, und die welche noch arbeiteten, forderten höhern Lohn. Auf Guadaloupe war die Krise heftiger: die Schölcherschen Predigten, wie die Schwarzen selbst sie nannten, haben bald Früchte getragen; die emancipirten Schwarzen überließen sich den gräulichsten Saturnalien; sie verbrannten eine große Anzahl Pflanzerhäuser, die selbst von den ruinirten Pflanzern nicht mehr aufgebaut werden können, so daß man nothwendig das Land unangebaut liegen lassen muß, und als endlich die Leidenschaften sich etwas legten, zogen die Schwarzen in die Wälder und lebten dort wie die Wilden. Die Hülfsmittel dieser verirrten Massen waren indeß bald erschöpft, und das Elend und die Krankheiten weckten das Gefühl der Reue. Man behauptet in Folge dieser zwei Unglücksjahre, wo die Colonie den heftigsten Beängstigungen ausgesetzt war, sey ein Zehntel der schwarzen Bevölkerung erlegen, jedenfalls war die Sterblichkeit groß. Endlich im J. 1850 zeigten sich wieder Symptome regelmäßiger Thätigkeit. Aber große Anstrengungen, moralische, religiöse und finanzielle sind nöthig, sonst werden die reichen Pflanzer genöthigt ihre Pflanzungen aufzugeben, und ihre Ländereien in kleinen Stücken zu verpachten, wie einige schon auf Guadaloupe und an andern Orten gethan haben. Die Schwarzen werden sich dann in zwei Classen theilen: die Arbeitsamen und Klügern werden auf einem Stück Feld, dessen Fruchtbarkeit die Arbeit so sehr begünstigt, sich niederlassen, sie werden hier Häuschen für sich und ihre Familien bauen, einen kleinen Küchengarten anlegen, Geflügel halten, und in kurzer Zeit von niemand etwas bedürfen. Die Trägen werden in ihrem Vagabundiren verharren, bis Elend und Krankheiten ihre Arbeit gethan haben, wie dieß auf Guadaloupe, Jamaica und Hayti geschehen ist. Dann sind aber der Handel und die Schiffahrt Frankreichs mit seinen Colonien verloren."

Wer die naive Ansicht hegte, die Schwarzen würden erfreut über ihre Befreiung nur um so emsiger arbeiten, um der Vortheile europäischer Civilisation, oder was man so nennt, theilhaftig zu werden; sie würden in den Stand kleiner Bauern treten, und sich neben der Arbeit auf ihrem eigenen Feld durch Taglohn baares Geld zum Ankauf von allerhand Luxusgegenständen erwerben, der hat sich im Negercharakter und in den Folgen des Klimas bitter getäuscht. Der Neger ist träge und sinnlich, eine anhaltende strenge Arbeit ist, wenn er nicht gezwungen wird, seine Sache nicht. Das Klima überhebt ihn der Nothwendigkeit einer sorgfältigen Kleidung und eines sehr festen Hauses; der Gewinn und Prunksucht können ihn — wenn die allgemeine Arbeitsamkeit der ihn umgebenden Gesellschaft ihn gewissermaaßen nöthigt, wie dieß in Nordamerika der Fall ist — zum Arbeiten bringen, aber in dem tropischen Klima wird der Neger in Trägheit, Rohheit und Aberglauben zurücksinken. Alle, selbst die wohlwollendsten Berichte, sprechen von seiner Lust am herumgehenden faulen Leben, wobei er seinen Unterhalt durch möglichst wenig Arbeit zu gewinnen sucht: wie in Hayti, Trinidad und Jamaica, so dienen auch auf Martinique und Guadeloupe die Wälder Tausenden zum Aufenthalt; rohe Früchte sind ihre Speise und gelegentlich stehlen sie bei Nacht auf den noch erhaltenen Pflanzungen. Bei diesem faulen Leben verfallen sie allen Formen der Negerrohheit. Hr. Cas. Lecoute hofft viel von dem religiösen Eifer der Missionäre, und weist auf das Beispiel Nordamerika's hin, wo Baptisten und andere Prediger Wunder unter den Negern gewirkt hätten, allein er ist dabei in einem gewaltigen Irrthum befangen. Die Baptisten-Missionäre hatten auch in Guiana und Jamaica vor der Emancipation große Fortschritte gemacht, sie standen im Ansehen bei den Negern, waren deren Vorsprecher und Vertheidiger gegen die Pflanzer bis zu einem Grade, daß sie sich den Vorwurf revolutionärer Tendenzen zuzogen; seit aber die Neger keiner Fürsprecher mehr bedürfen, seit ihnen die Freiheit geworden, werden die Baptisten-Missionäre mehr und mehr verlassen, und die Neger verfallen in afrikanischen Aberglauben. Das Beispiel Nordamerika's kann hier nicht gelten, denn dort hält sie das Gewicht der überwiegenden weißen Bevölkerung im Zaum, und diesen wohlthätigen Zügel verstärkt dann noch der Baptisten-Missionär; in Westindien aber sind sie der Zahl nach die Herren. Der Weiße kann gar nicht auf dem Feld arbeiten und den Neger ersetzen; der stärkste Trieb, das Bedürfniß und die Noth, treiben den nordamerikanischen Neger in den freien Staaten auf

[1] Mit diesen Culis hat Guatemala abgeschlossen, durch welche sie auf eine gewisse Zeit, gewöhnlich fünf Jahre, an die Colonie gebunden werden, aber nicht an den einzelnen Plantagenbesitzer, weßhalb viele einen nicht geringen Theil ihrer Zeit durch Herumwandern verlieren. Vor der bestimmten Zeit dürfen sie die Colonie nicht verlassen, wenn sie nicht das Recht auf wenigstens theilweise Rückfindung in ihr Vaterland verwirken wollen. Von der ersten Einwanderung bestanden sich jetzt noch etwa 6000 in der Colonie, aber nach einer im Jahre 1850 von der Regierung angestellten Untersuchung wird nach Ablauf ihrer Aufenthaltszeit auch nicht Einer zurückbleiben. Sie sind namentlich wegen der kostspieligen Ueberfahrt (17 Pfd.) sehr theure zu stehen gekommen, dennoch gestehen die Colonisten, daß die Culis die Zuckerkultur der Insel, d. h. die Pflanzer, gerettet haben. Es sollen jetzt andere Verträge geschlossen werden, und man will, wo möglich, 12,000 neue Culis einführen, was man für nöthig erachtet, theils um die Feldarbeiten besser ausführen zu lassen, theils um den Taglohn zu ermäßigen und eine wirkliche Konkurrenz zwischen den Culis und den emancipirten Negern herzustellen. Bis jetzt haben sie ungefähr die Hälfte der Arbeiter ausgemacht, da die Mehrzahl der Schwarzen theils der Feldarbeit ganz sich entzog, theils „saunterte", d. h. auf den nicht in Privatbesitz übergegangenen Ländereien der Insel sich niederließ, und hier ein sehr negermäßiges Leben führte.

ganz andere Weise als in dem tropischen Westindien; er wird also dort aus Noth und durch indirecten Zwang ordentlich, während in Westindien beides hinwegfällt.

Der Schiffscapitän Willaumez entwirft in einer sehr kurzen Darstellung der französischen Colonien (s. Revue des deux mondes 1 Jun.) ein ziemlich hoffnungsreiches Bild über die Fortdauer der Arbeit in den französischen Colonien Westindiens, schließt aber nur aus dem Ergebniß einer im J. 1851 wieder gestiegenen Zuckerausfuhr. Dieß hat indeß seinen Grund in einer ganz zufälligen Ursache, nämlich in der Errichtung von Centralzuckersiedereien, welche namentlich den kleinen Pflanzern zu statten kommen, indem sie bloß das geschnittene Rohr in diese Anstalten zu bringen nöthig haben, ohne selbst Zuckersiedereien unterhalten zu müssen, wozu großes Capital und viele geschickte Arbeitskräfte gehören; die größern Plantagenbesitzer, denen es vielmehr, weit mehr als den Engländern, an Gold fehlt, sind in Verlegenheit, und der Umstand, daß sie schon angefangen haben ihre Plantagen in kleinen Antheilen zu verpachten, beweist zur Genüge daß sie wissen welches Loos ihrer warte: die große Cultur wird nicht fortzusetzen seyn. Indeß theilen die französischen Westzungen mit den kleinern englischen einen unter solchen Verhältnissen bedeutenden Vortheil, daß sie nämlich leichter zu überwachen sind wegen ihres geringen Umfangs: Martinique hat einen Umfang von etwa 45 Lieues, Guadeloupe von 70; was auf diesen von 20,000 Weißen, etlich und fünfzigtausend Farbigen und 170,000 Schwarzen bewohnten Inseln vorgeht, hat also in der allgemeinen Bewegung nicht viel mehr zu sagen, als die bessere Stellung von Barbados u. a. Inseln; die Entscheidung der Frage, in wie weit die Farbigen und Schwarzen auf den Antillen werden Herr werden, liegt in der Zukunft der großen Inseln, wie Cuba, Jamaica, Hayti u. s. w. Auf Jamaica hat sich schon eine nicht unbedeutende Zahl von Mulatten den Weg in die Assemblé, d. h. in die gesetzgebende Versammlung gebahnt, und man erwartet, daß sie der Regierung durch ihr feindseliges Verhalten gegen die Weißen Verlegenheiten genug bereiten werden. Indeß ist dieß eine Nebensache: die Hauptfrage bleibt, ob die große, nur durch den Verstand und die Capitalien der Weißen gegründete und erhaltene große Cultur fortgeführt werden kann, und in dieser Beziehung sind die Aussichten so ungünstig wie je. Kann diese Cultur nicht erhalten werden, dann sinkt auch der Antheil, den die Weißen an der Insel nehmen, und die farbigen Classen werden mehr und mehr Herr, zugleich aber auch ärmer und roher.

Es ist kürzlich in England von einem Hr. W. Day ein Werk erschienen, „fünfjähriger Aufenthalt in Westindien", das ein sehr allgemeines Verdammungsurtheil über die Gesellschaft in Westindien, im französischen wie im englischen, ausspricht. Der Verfasser mag etwas mit Spleen behaftet, und von englischer Exclusiveneß angesteckt seyn, allein wenn er sagt, daß die frühern durch Bildung und Reichthum hochgestellten Pflanzer meist fortgegangen, und durch einen ziemlich ungeschlissenen und ungebildeten Adhub der englischen Gesellschaft ersetzt, und daß die untern Classen, Farbige und Schwarze, reine (unmitigated) Barbaren mit lasterhaften Gewohnheiten und wilden Sitten seyen, so mag man die Schroffheit des Urtheils tadeln, wird es aber in den meisten Beziehungen richtig finden. Den fast hoffnungslosen Zustand Jamaica's läugnen selbst die Freihändler nicht mehr, und der Eifer, den die Unternehmung, 8000 chinesische Arbeiter nach Cuba zu schaffen, unter einem Theil der Westindier in London erweckt hat, beweist zur Genüge, daß man nach jedem Strohhalm greift, um die alte Cultur — dieß Wort in physischem und moralischem Sinne genommen — zu retten, denn in dem Maße, als der Zwang, den früher die Weißen nicht durch ihre Macht überhaupt, sondern durch ihre individuelle Herrschaft auf die Neger ausübten, durch die Emancipation hinweg fiel, brachen auch die alten früher versteckten Elemente afrikanischer Rohheit und Unwissenheit wieder hervor, namentlich in Jamaica hat der Fetischismus des Obeah, welcher dem haytischen Vaudoux entspricht, bereits in sehr unzweideutigen Formen sich gezeigt, und bei der aufgehobenen persönlichen Herrschaft der einzelnen Weißen wird es kein Mittel geben, dem Fortschreiten des Uebels, das selbst zur Zeit der Sklaverei immer im Geheimen wucherte und zu zahlreichen Vergiftungen und andern Verbrechen führte, wieder Einhalt zu thun. Manche wollen zwar in Hayti Anfänge einer neuen, ächten Negercultur entdeckt haben [1], allein sie sind sehr schwach, und, man muß gestehen, mit einer vorangegangenen Periode von Rohheit und Wildheit bezahlt, welche etwas theuer zu stehen kam, den Schwarzen und Farbigen selbst, nicht weniger als den Weißen. Das Englische werden die westindischen Neger nicht sprechen und schreiben, so wenig als die Haytier das Französische, und bis sie dahin gelangen, daß ihr Negersargon eine gewisse literarische Form annimmt, kann eine geraume Zeit verlaufen.

(Schluß folgt.)

Aus dem Matrosenleben.

1. Die Ausfahrt.

(Fortsetzung.)

Am vierten Tage ging der Wind wieder mehr nach Süden herum und wurde schwächer, die See legte sich allerdings etwas dabei, dadurch kam der Vorrath aber nun auch wieder glatt vor den Wind, und da er in Ballast ging, so eher noch ein wenig kopfschwer war, indem das ganze Heu was zum Bedarf der Pferde bis Indien dienen sollte, im Zwischendeck aufgestapelt, und etwa auch ein Dupend Wasserfässer sogar oben auf Deck lag, so läßt sich denken wie das Schiff, von seinem Wind mehr auf eine bestimmte Seite gelegt, schlingern mußte. Die großen Raaencken berührten fast die Wogen bald auf dieser, bald auf jener Seite, und manchmal sah es aus, als ob es seine Masten rettungslos über Bord werfen müßten.

Den Pferden bekam dieß noch schlechter als das Stampfen des Schiffs — noch an dem nämlichen Tage erepirte ein drittes und zwei hatten sich die Brust, mit der sie fortwährend gegen die Querbalken geworfen wurden, vollkommen aufgescheuert.

Capitän Oliyli war wüthend darüber; er ging selber in den unteren Raum hinunter, und als er den Zustand sah, in dem sich einige der Thiere befanden, fluchte und lärmte er auf eine entsetzlicher Weise und schwur, er wolle den letzten Mann von der „Räuberbande", die er jetzt an Bord habe, zu Tode — oder aus seiner Haut herauspeitschen lassen, wenn auch noch einem seiner Thiere nur „das Fell gerizt würde."

Capitän Oliyli hatte eine andere Tugend an sich — er trank. Nach dem Mittagstisch nahm er seinen „Verdauungstropfen", wie er es nannte — ein Bierglas halb mit Brandy, halb mit heißem Wasser gefüllt und mit etwas Zitronensaft versetzt — er verschmähte Zucker; dabei blieb es aber nicht — dem Verdauungstropfen folgte ein anderer und noch einer, bis sein Gesicht glühte und manchmal ordentlich Funken zu sprühen schien, und in solchem Zustand sah er sich gewöhnlich noch ein wenig Sport oder Vergnügen, wie er meinte, um, und stieg auf Deck oder zu den Leuten hinunter. Gnade dann Gott, wer ihm dort verkehrt in den Weg kam, oder Ursache zu Mißfallen gab, er verschmähte es oft nicht, selber Hand anzulegen, und da er ein dreischultriger, schwerer

[1] Siehe Gustav d'Alaux's Abhandlung über die Sitten und Literatur der Neger. (Revue des deux Mondes 15 Mai.)

Gefell und überdem Capitän des Schiffes war, alſo vor Gericht ſtets das Recht auf ſeiner Seite hatte, hüteten ſich die Leute auch wohl, wo ſie das nur irgend vermeiden konnten, mit ihm anzubinden, und gingen ihm lieber aus dem Wege.

Es war am achten Tag ihrer Ausfahrt von Sydney; der Wind wehte ziemlich ſtetig aus SSO und der Boreas lief, jetzt einen Nord zu Weſt Gours haltend, an der Küſte Auſtraliens vor einer heerlichen Beiſe hinauf; der Capitän hoffte am nächſten Tag in Sicht der Riffe zu kommen, zwiſchen denen hinein er durch die Torresſtraße ſeine Bahn ſuchen wollte.

Die Torresſtraße iſt jene, an Flächenraum ziemlich breite Seeaße, die im Süden von der nördlichen Küſte Auſtraliens, im Norden durch die geoße noch faſt unbekannte Inſel Neu-Guinea gebildet wird, aber durchaſen mit Inſeln und Sandklippen überſtreut und von Korallenriffen durchwachſen iſt, daß die Paſſage, ſelbſt bei günſtigem Wetter, immer gefährlich bleibt und die größte Umſicht erfordert, bei ſtürmiſchem Wetter aber ſelten oder nie gewagt wird. Hierzu kommt, daß gerade in dieſer Gegend, vielleicht durch die vielen Inſeln und die nahe ſo heiße auſtraliſche Küſte hervorgerufen, das Wetter höchſt unbeſtändig iſt, und Nebel und plötzliche Böen etwas ſehr gewöhnliches ſind, vor denen ſich die Schiffer dann natürlich nicht genug hüten können.

Die Riffe ſelbſt haben einen ebenſo eigenthümlichen als gefährlichen Charakter; ſie beſtehen einzig und allein aus Korallenfelſen, ſteigen aber nicht ſelten, und beſonders an dieſem Theil der auſtraliſchen Küſte, über tauſend Fuß ſteil und ſchroff, manchmal bis an die Oberfläche, manchmal dieſe nicht ganz erreichend, empor, nie aber ſo weit über dieſelben emporragend, daß mehr als das Schäumen der auf ihnen überſtürzenden Brandung ſichtbar wäre, und dem Schiffe die Nähe ſeines gefährlichen Feindes verriethe. Hie und da nur lauſcht manchmal eine ſchwarze Felsſpitze aus dem weißen Giſcht des erregten Waſſers empor, und fündet die Gränze irgend eines in einem ſchmalen Streifen vielleicht weit ausgezweigenden Riffs, während dicht davor, ja vielleicht ſelbſt in dem Bogen den das eigentliche Riff umſchließt, das ganz dunkelblaue Waſſer die faſt unergründliche Tiefe fündet. An vielen Stellen ragen die Korallen bis zur Oberfläche empor, während dicht daneben und ſeine 20 Schritt davon entfernt, über 250 Faden, alſo 1500 Fuß, Tiefe iſt.

Mit der auſtraliſchen Küſte von Süden nach Norden gleichlaufend, zieht ſich nun eine förmliche Mauer dieſer theils mehr, theils minder ſteil aufſchießenden Riffe bis nach Neu-Guinea hinauf, und nur hie und da laufen ſchmale gewundene und natürlich höchſt gefährliche Gine gänge in dieſe Riffe hinein, an denen ſich das Meer in ſeiner öſtlichen Strömung mit aller Kraft und Stärke bricht. In einigen Meilen Entfernung gehen dieſen ſo dem Auge auch nichts als eine einzige, ununterbrochene Kette weißen Schaumes, die ſich von Süden nach Norden in ſchneeige, beweglicher Linie hinaufzieht und erſt dicht hinanfahrend entdeckt der Schiffer von ſeiner Vorderwarte aus die und da einen ſchmalen buntlen Eingang, der zwiſchen den mächtigen Maſſen hin auf die innere ſpiegelglatte und ſtille Fluth führt.

Macht aber das Schiff wirklich glücklich dieſen Eingang, ſo iſt immer noch nicht geſagt, daß es darin auch weiter kann, daß dieſer nämlich eine förmliche Durchfahrt in die tiefere innere Bay geſtattet, und eine ſtarke, gewöhnlich nach Nordweſten ſetzende Strömung hat ihn dabei feſtzuhalten in dem engen Fahrwaſſer, mit den nördlich von ihm liegenden Klippen, während er, dicht von Riffen eingeſchloſſen, ſich vielleicht auf einer Tiefe befindet, in der ſeine beiden aneinander geketten Ketten nicht einmal Ankergrund erreichen würden.

Der Capitän war an dem Tage beſonders mürriſch geweſen, er hatte ſich mit dem zweiten Steuermann, irgend einer Kleinigkeit in den Proviſionen wegen, gezankt, oder dieſen vielmehr einer Sache beſchuldigt die ſich nachher als unwahr herausſtellte, und aus Aerger darüber ſchien er mehr als ſeine gewöhnliche Zahl Verdauungstropfen zu ſich nehmen zu wollen. Da fiel ihm aber möglicherweiſe ein, daß es an dem zweiten Mate doch vielleicht noch einen andern Haken finden könne, da dieſer ſo auch die Aufſicht über das Füttern und Halten der Pferde hatte, und er beſchloß deßhalb, einmal ſelber in den unteren Raum hinabzuſteigen und zu ſehen wie ſich ſeine Pferde befänden. Er rief den Steward ihm mit einer Laterne zu folgen.

Jean ſtand am Ruder und Bill ſaß nicht weit davon auf dem Quarterdeck und ſchnitzte das Boot ausgebeſſerte große Marsſegel aus, das in der letzten Bö beſchädigt worden war; der zweite Mate, der bis jetzt daran mitgeholfen hatte, ſtand auf und ging nach vorn.

Hans und François, die beiden übrigen auf Wache, waren gerade im unteren Raum mit dem Füttern und Tränken der Thiere beſchäftigt. Hans hatte ſich wieder ſo weit erholt, daß er wenigſtens heumhinken und die nothwendigſten Arbeiten mit verrichten konnte. Auch Jack war beſſer geworden, lag aber immer noch, zu ſchwach irgend etwas anzugreifen, zu Koje.

„Na, heut' Nachmittag wird's wieder was Schönes ſetzen," meinte Jean mit halblauter Stimme zu Bill, der nicht weit von ihm ſaß, und nachdem er erſt einen verſtohlenen Blick über Deck geworfen — der Mann am Ruder darf mit niemanden ſprechen und von niemanden angeredet werden, damit er ſeine Aufmerkſamkeit ungetheilt Compaß und Segeln zuwenden kann; „der Alte iſt in verteufelter Laune, und wenn er erſt noch ein paar „Tropfen" weggebaut hat, gibt's aller Wahrſcheinlichkeit nach einen Wolkenbruch. Sollte mich gar nicht wundern wenn er unten ſchon anfing — dort hat er aber niemanden, François verſteht nicht was er ſagt, wenn er ſchimpft, und Hans muß nicht, und wenn er dem das Leder vollſchlage."

„Das laß gut ſeyn," meinte Bill kopfſchüttelnd, Hans läßt viel mit ſich machen; wenn es aber zum Aeußerſten kommt, traut ich ihm gerade weniger als jedem anderen, er hat was im Auge was mir nicht gefällt, und muß ſeine ganz beſonderen Gründe gehabt haben, in Sydney nicht mit fortzulaufen, denn aus Feigheit iſt es wahrhaftig nicht geſchehen.

„Er hat Frau und Kind zu Haus," entgegnete ihm Jean, „das wird der Grund geweſen ſeyn."

„Fällt ihm nicht ein," meinte Bill kopfſchüttelnd, „der hat ſo wenig eine Frau zu Haus wie ich und du, nein, ich will dir ſagen was er mit geantwortet hat, als ich ihn deßhalb fragte — er meinte er hätte dem Capitän ſein Ehrenwort gegeben an Bord zu bleiben, und das könne er nicht brechen."

„Den Teufel auch?" rief Jean raſch und erbaunt — „das hätt ich Hans gar nicht zugetraut — es iſt überhaupt ein ſonderbarer Kauz, und ſo wenig er damit ausläßt, ſprecht er doch jetenfalls auch franzöſiſch — er verſteht wenigſtens alles, obgleich ich ihn nie zum Antworten bringen kann. Er weicht dann immer aus und meint die Zunge ſey ihm zu ſchwer dazu, ich glaub's aber nicht.

„Manchmal kommt's mir vor als ob er gar kein Deutſcher wäre," lachte Bill, „obgleich er ſonſt nur ganz gebrochen engliſch ſpricht, ſind ihm doch ſchon ein paarmal Worte herausgefahren, die mich ganz ſtutzig machten, und im Schlaf neulich will ich verdammt ſeyn, wenn er nicht den einen Satz ſo rein engliſch herausbrachte wie nur je einer, an den alten Kreidefelſen Gebornen. Nachher kam freilich eine Menge Kauderwälſch dazwiſchen, das ich nicht verſtand, wahrſcheinlich „dutch" — Hallo, da unten gehts los — hörſt du's Jean?"

„Ich hab's wir vorneherein gedacht," ſagte dieſer gleichgültig — „daß es dem Mate nichts anhalten konnte, wenn der alten Höllenhund ſchon ein Loch im Fleiſch, und zeigt hat er dann ſo lange herumgeſucht bis er ſich ein anderes Vergnügen herausgefahren hat. „Hm!" ſagte Bill, „da unten iſt's tant — hallo, da kommt der Alte zu Luft — Donnerwetter, was er ſie einen rothen Kopf hat — jetzt werden wir was neues hören," und mit unendlichem Fleiß, als ob er die dahin gar nicht von ſeiner Arbeit aufgeſehen, machte er ſich wieder über das alte, von Wetter und Zeit ſchon arg mitgenommene Marsſegel her.

(Schluß folgt.)

Penſion für Jasmin. Die Liter. Gaz. vom 3 Julius meldet, daß die franzöſiſche Akademie vor kurzem dem bekannten lieblichen provenzaliſchen Dichter, der halb Langnedoc mit ſeinen Liedern und Improviſationen entzückte, eine Penſion von 4000 Fr. ausgeſetzt habe.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 165. 10 Julius 1832.

Notizen über Holländisch-Guiana.

(Von E. Friedmann.)

Die Guiana-Küste. — Einfahrt in den Surinam. — Die waldigen Ufer. — Einbruch der Nacht.

Wenn man nach einer sechswochentlichen Fahrt von den nördlichen Küsten aus zuerst durch den Frühling der südlichern Zone, dann den Sommer der Tropen sich Guiana's Küsten zu nähern beginnt, so ist es nicht das Fernrohr, welches uns die erste Kunde der vor uns sich ausbreitenden Ufer der neuen Welt gibt. Denn obgleich man vom Maskorbe aus, wo auf Kriegsschiffen beim Herannahen des Landes beständig ein Matrose als Wache (uitkyk im Holländischen) sich befindet, über sechs Meilen weit sehen kann, so ist es doch zuerst die Farbenveränderung des Seewassers, so wie das Senkblei, welche uns die ersten sichern Zeichen der nicht mehr fernen Küste geben. Dieser Umstand zeigt uns schon an, daß das Land, dem wir uns nähern, ein flaches, und da es die Mündung eines Stromes ist der wir zusegeln, wahrscheinlich auch ein sumpfiges ist, wenn und dieses auch nicht im voraus bekannt wäre. Denn so wie die Landformation über dem Spiegel des Meeres sich gestaltet, so setzt sie sich auch unter seiner Oberfläche fort, und erst in einer Entfernung von 10 bis 12 Meilen gewinnt bei ausgebreiteten flachen Küsten das Meer eine vom gewöhnlichen Senkblei nicht mehr zu erreichende Tiefe. Anders bei steilen, gebirgigen Küsten. Wer sich der herrlichen Bay von Rio Janeiro nähert, gewahrt zuerst die blauen Gebirge des Landes so wie der beiden spitzen Granitfelsen (Zuckerhüte), welche als riesige Säulen den Eingang der Bay begränzen, während das Meer noch immer seine dunkle, indigoblaue Farbe behält, womit der Reisende in müßigen Stunden durch Hinabsehen am Steuerruder, wo man zwischen dem Kiel und der Oberfläche die Farbenpracht besonders gut beobachten kann, sich ergötzt, so wie auch kein Senkblei noch den Grund erreichen könnte. Dasselbe ist der Fall an den meisten Küsten von Venezuela, wo das mächtige Küstengebirge, ein Zweig der Cordilleras, schon in einer Entfernung von 12 Meilen gesehen, die auf der Rhede liegenden Schiffe beschattet, und von seiner Wolkenhöhe stolz auf die winzigen Masten herabsieht, welche, ein Werk von Menschenhänden, vor des großen Meisters Schöpfungen verschwinden. Ja bei den isolirten vulcanischen Erhebungen aus dem Meeresgrunde, wie St. Helena eine solche bildet, steigt das Gestein so steil aus unergründlicher Tiefe, daß wir bei einer Landung bei dieser Insel im Jahre 1845 mit dem Bugspriet den Uferfelsen berührten, während am Steuerruder das Senkblei keinen Grund fand. Wenn aber, indem man der Guiana-Küste immer näher rückt, der Grund sich allmählich erhebt, so daß man auf 20 und 15 Faden Tiefe gelangt, so zeigt sich auch die waldumsäumte Küste, die wie die niedrigen Tropenküsten überhaupt einen bläulichgrünen Streifen am Horizont bildet und die größte Aehnlichkeit mit einer bläulichen Lagewolke (stratus) hat, die man auch bei uns häufig den Horizont umsäumen sieht. Deßhalb glaubt man auch öfters mitten in der See, wenn ein ähnliches Gewölk die Gränze zwischen Meer und Luft bildet, eine waldige Küste vor sich zu haben, wozu freilich die durch den langen, monotonen Anblick von Himmel und Meer zur plastischen Thätigkeit angeregte Phantasie, so wie das Verlangen nach dem Lande, das ihrige beitragen. Nach einiger Zeit kann man mit dem Perspective die einzelnen Stämme der Palmen und andere Laubbäume unterscheiden, sowie man zur Zeit der Ebbe einen schmalen gelben Streifen zwischen dem Gehölz und der Meeresbrandung bemerkt. Die Farbe des Wassers ist jetzt trübgelb, da das Flußwasser sich ihm bereits beigemengt hat. Mit verdoppelter Aufmerksamkeit und nur nach genauer Berechnung der Länge und Breite des Weges muß man sich jetzt dem Lande nähern, um die Mündung des Stromes nicht zu verfehlen; denn nicht nur, daß Sandbänke das vom vorgeschriebenen Curs abweichende Schiff bedrohen, hat auch eine zu westliche Lage des Schiffes die Folge, daß man unmöglich wieder direct östlich segeln kann, indem der mit einer Gewalt von 18 Meilen in einem Tage nach Westen dringende Golfstrom, so wie der Nordostpassat, den Curs nach Osten, wenigstens für Segelschiffe, unmöglich macht. Es wäre bei einer solchen verfehlten Richtung nichts anders zu thun, als wieder nördlich in die hohe See zu fahren, um dann bei einer zweiten Annäherung zur Küste eine östlichere Lage zu gewinnen.

Der Surinam ist bei seiner Mündung etwa so breit als unser Rheinstrom bei Düsseldorf. Während aber hier kaum eine kleine Strecke Land entdeckt wird, das nicht beim ersten Anblick die Spuren tausendjähriger Cultur an sich trägt, hat man dort die Natur in ihrer ungemein kräftigen Thätigkeit noch wenig gestört; denn nur hie und da unterbrechen eine freundliche Plantage mit steinernen Häusern und mit Cocospalmen bedeckte Negerhütten die undurchdringlichen Forste. Auch sah ich auf einer Ausbuchtung des Waldes eines Gesellschaft braunrother nackter Indianer hurtig wie die Hirsche die Richtung ins Innere des Waldes nehmen, ohne unser Schiff, das auf dieser einsamen Naturscene doch eine beachtenswerthe Erscheinung seyn mochte, eines Blickes zu würdigen. Außerdem aber gibt nun das Geschrei der Papageien und anderer Vögel während des Tages Zeugniß, daß diese Wälder auch von lebenden Wesen bewohnt sind. Wegen nicht genugsamer Tiefe des Wassers an manchen Stellen

kann für größere Schiffe nur die eintretende Fluth zum Segeln benützt werden, während man zur Zeit der Ebbe mit dem Kiel auf dem lehmartigen Grunde festsitzt. Während einer solchen Rastzeit überfiel uns die Nacht. Den westlichen Himmel bedeckten die hohen Baumstämme, und nur einzelne Wolkengestalten, aus Strauß und Cumulus und ihren Uebergängen bestehend, ragten mit ihrer entzückenden Farbenpracht über den dunklen Saum der Gebüsche. Noch waren wir in Betrachtung dieser stillen, feierlichen Naturscene versunken, als ein noch nie gehörter chaotischer Lärm uns erweckte. Die Thiere des Waldes, sowohl die tausenderlei Insecten und Amphibien, als auch manche Affenarten und die Jaguare stimmten beinahe im Momente des Sonnenuntergangs ihr wildes Concert an, ein jedes nach seiner Weise die Stimme erhebend. Es war als ob sie das Signal des Sonnenunterganges nur abgewartet hätten, um mit Einemmale in ihrem Territorium, dem Wald, singend und lärmend herumzuschwärmen. Bis tief in die Nacht dauerte das unheimliche Zirpen, Pfeifen und Brüllen als ein Mahnruf für den Menschen, sich nicht mehr in den Wald zu wagen.

(Schluß folgt.)

Die Negeremancipation.

(Schluß.)

Den dauernsten Vortheil von der Emancipation und der Unterdrückung des Sklavenhandels mag vorerst die afrikanische Westküste ziehen. Der seit dreihundert Jahren andauernde Sklavenhandel hat hier alle gesellschaftlichen Verhältnisse zerrüttet. Macgregor Laird hat nachgewiesen, daß in der Bai von Benin, namentlich im Stromgebiet des Niger, die Menschenjagd ein ganz gewöhnliches Geschäft war, und zum Theil noch ist, und daß keinerlei Sicherheit für die persönliche Freiheit bestand; so weiter im Norden sind Staaten entstanden, deren wesentliches Element die Menschenjagd war, so Dahomey und zum Theil selbst Aschanti. Die während langer Zeit unmächtigen Versuche der Engländer den Sklavenhandel zu unterdrücken, haben nur in den Negerhäuptlingen den Haß und das Mißtrauen gegen jeden Weißen, der nicht Sklavenhändler ist, gesteigert, und es hat die Engländer unsägliche Mühe gekostet, an der Goldküste einen Produktenhandel in ausgedehnterem Maaßstab zu begründen. Der Gedanke an der afrikanischen Küste eine Stadt für Menschen afrikanischen Stammes zu gründen, die im Schooße der Civilisation erzogen, alle Hülfsmittel derselben besäßen, ging von dem Amerikaner Caldwell aus, und im J. 1824 ward nach manchen vorangegangenen Mühseligkeiten die Colonie Liberia von Nordamerika aus auf dem Cap Mesurado gegründet, aber auch bald von den umwohnenden Völkern angegriffen. Sie behauptete sich nichtsdestoweniger, begann aber erst nach zehn Jahren sich auszubreiten und ihre Wirksamkeit allmählich zu entfalten. Mehrere Kämpfe, durch Negerhändler oder ihre Genossen veranlaßt, störten zuweilen den Fortgang der Colonie und ihrer Zweige; auf der andern Seite erklärten sich wiederholt einzelne kleine Völkerschaften, welche durch die Räuberfürsten vorzugsweise bedroht waren, für Liberia und begehrten in die Gemeinschaft aufgenommen zu werden; so bildete sich hier ein Punkt, von dem aus der Sklavenhandel weit sicherer, als durch die bloße Jagd auf Sklavenschiffe, beschränkt werden konnte. Jetzt ist, wie das Beispiel der Stadt Abbeokouta zeigt, eine Art Conföderation der dem Sklavenhandel feindlichen Städte entstanden, und in diesen Städten wird zugleich das Christenthum gepflegt und befördert, wenn man gleich gegen die noch heidnischen Bewohner sehr schonend zu Werke zu gehen scheint. Von diesen großentheils christlichen Städten muß im Verlaufe einer nicht sehr langen Zeit die Vernichtung des Sklavenhandels in der Bay von Benin und an der Goldküste ausgehen, wenn gleich dieß Resultat nicht ohne harte Kämpfe erreicht werden wird; namentlich muß das Reich Dahomey geradezu vernichtet werden, denn es ist seiner ganzen innern Einrichtung nach bloß auf den Krieg und den Sklavenfang berechnet. Das Mißlingen der Anschläge des Königs von Dahomey auf die fast christliche Stadt Abbeokouta und die Eroberung der Sklavenhändlerstadt Lagos sind Anfänge einer für Westafrika neuen Zeit.

Während in Amerika die Emancipation den Racenhaß nicht vermindert, vielmehr gesteigert und ein Element des Streits erweckt hat, der noch lange Generationen hindurch die mittelamerikanische Welt bewegen und vielfach entscheidend eingreifen wird[1], kann er, und wird auch wohl, in Westafrika allmählich einen Frieden herbeiführen, wie ihn dieser unglückliche Landstrich seit 300 Jahren nicht mehr gekannt hat, und zum Danke dafür wird allmählich ein reicher Handel aufblühen, da die nicht mehr sklavenfangende und zu Sklaven gemachte Bevölkerung die reichen Producte ihres Bodens sammeln wird. In Amerika dagegen wird die Production theilweise sinken: in Brasilien, das in neuester Zeit dem Sklavenhandel so sehr zu Leib ging, muß die Bevölkerung nothwendig abnehmen, da die unmäßige Zahl von Männern, welche der Sklavenhandel ins Land gebracht hat, erst wegsterben muß, bis ein richtigeres Verhältniß zwischen beiden Geschlechtern eintritt. Anders gibt es in Brasilien, wo die Mischung von Weißen, Indianern und Schwarzen vielleicht stärker ist als in irgend einem Lande Amerika's, bereits sehr viel freie Arbeiter, und diese werden wohl unter den jetzigen Umständen, wo sie besser bezahlt werden, zunehmen; auch ist die financielle Lage des brasilischen Kaiserstaats jetzt so günstig, daß größere Summen auf Straßen verwendet werden können, ein nothwendiges Erforderniß, wenn die Production sich heben soll. Diese günstigen Umstände können vielleicht die momentane Arbeiterverminderung ausgleichen. Der Plan, irische oder deutsche Arbeiter auf den Plantagen zu verwenden, kann nur zum Verderben dieser Unglücklichen ausschlagen, und nicht einmal denen, welche solche Arbeiter kommen lassen, irgend einen dauernden Vortheil gewähren.

Dieses Suchen nach Arbeitern in aller Welt ist eine der bedeutendsten Folgen der Negeremancipation und der Abschaffung des Sklavenhandels; würde dieser jetzt noch in der alten Kreisel betrieben, wie vor fünfzig Jahren, so würden jährlich über 100,000 Neger nach den verschiedenen Theilen Amerika's gehen, dessen jungfräulicher Boden noch auf Jahrhunderte hinaus ungeheure Arbeitskräfte in Anspruch nehmen muß. Man hat den Engländern früher die Absicht zuzuschreiben, durch die Emancipation der Schwarzen, die sie durch Dick und Dünn verfolgten, die Production von Colonialwaaren in Amerika, selbst mit Aufopferung ihrer Colonien, herunter zu bringen, und diese Production nach Asien in ihre eigenen Hände zu bringen. Wenn dieß der Plan war, so ist er völlig mißglückt; denn einestheils ist, durch den stärkeren Verbrauch sowohl als durch die verminderte Erzeugung auf den englisch westindischen Inseln der Anbau in Cuba,

[1] In Nordamerika wird die Stellung der südlichen Staaten durch die Abolitionsbestrebungen so feindlich, daß man zu fühlen anfängt, man müsse diesem abolitionistischen Treiben, wenn der innere Frieden erhalten werden soll, um jeden Preis ein Ende machen. Die Nachrichten, welche die Times vom 3 Jul. über den wahrscheinlichen Verlauf der Präsidentenwahl gibt, geben dahin, daß Gen. Scott, der den Abolitionisten Vorschub thun würde, jedenfalls nicht gewählt wird, weil man des Zerfalls der Union nicht ferner durch solches Treiben in Gefahr bringen lassen will.

Brasilien und den südlichern Staaten Nordamerika's gestiegen, andererseits hat Holland durch seine „Kulturen“ in Java ihnen das Monopol streitig gemacht; was aber dem Plan noch mehr entgegenwirkte, ist der Umstand, daß die von Europäern abstammende Bevölkerung Amerika's stets mehr europäische Waaren bedürfen wird, als die in ganz andern Sitten und Gewohnheiten erwachsene Bevölkerung Asiens. Amerika ist stets geneigt, eher mehr wie weniger von europäischen Waaren einzuführen, als es durch seine eigenen Producte bezahlen kann. Europa soll jetzt die Arbeit liefern, um die fremden Welttheile mit den gewohnten Waaren zu versorgen, die Arbeit um die gemäßigten Striche Amerika's anzubauen, den Geist und die Energie, um die heißern Striche des letztern Welttheils in Cultur zu setzen, und das Geld zu allem; dazu müssen die Schätze Californiens und Australiens jetzt dienen. Den Ausfall an Arbeitern, die sonst Afrika lieferte, sollen jetzt die alten, aber vielfach hruntergekommenen und verarmten Culturvölker Asiens, Hindus und Chinesen, liefern. Ein Unternehmungsgeist entfaltet sich, wie ihn die Welt in solchem Maaßstabe nie gesehen, und welche Ergebnisse diese Zusammenwürfelung der Menschen, diese vielfach ins Schauderhafte gehende exploitation de l'homme par l'homme, — in ganz anderem Sinne als die socialistischen Narren in Frankreich meinten — mit der Zeit liefern wird, das ist eine Frage, die niemand noch beantworten kann.

Fischsterben im Peipus-See.

(Moskvische Wiene vom 12 Junius.)

Der Peipus-See, den die alten Pskowitschen und Nowgoroder das tschudische Meer nannten, hat bezüglich des Fischfanges seine Eigenthümlichkeiten. Vor 24 Jahren z. B. als ich — so erzählt Th. Bulgarin — im pleskauer Lande mich niederließ, hatte der See gar keine Sandarte. Vor 15 Jahren erschienen sie, man weiß nicht woher, und jetzt ist ihrer eine Unzahl da. Um den See her ist der Boden nicht zum Ruhen gelegnet, und auf der livländischen Seite wohnen Russen, die sich im Winter vorzugsweise mit dem Fischfang beschäftigen, im Sommer aber auf den benachbarten Gütern Beschäftigung suchen. Wann diese Russen hieher zogen, ist unbekannt, wahrscheinlich schon vor der Erscheinung der Deutschordensritter. Der wichtigste Fang im See bilden die sogenannten Löffelstinte (salmo eperlanus), die zu Tausenden von Centnern nach Rußland und Polen versendet werdrn. Am Ufer des Sees an der Station Klein-Pungern, erfuhr ich, daß im letzten Frühjahr die Löffelstinte eine Seuche betroffen habe. Die Aeße der Fischer zerrissen von der ungehenren Menge die auf der Oberfläche des Wassers schwammen, oder in seichtes Wasser geriethen, so daß sich am Ufer durch die Menge der Todten, welche von den Wellen ausgeworfen wurden, ein durchdringender Gestank entwickelte. Warum traf diese Sterblichkeit nur diese einzige Fischart? Es ist dieß gewiß eine ausnehmend merkwürdige Erscheinung.

Aus dem Matrosenleben.

1. Die Ausfahrt.

(Schluß.)

Im Raum war es indessen allerdings bunt hergegangen. Als der Capitän hinunter kam, fanden Hans und François eben und tränkten die Pferde, von denen einige immer noch ungern aus dem Eimer soffen und erst schnapperten und scharrten und schnaubten, mit der Nase nach dem Eimer fliegen, auch wohl mit einem Vorhuf hineinzufühlen versuchten, wie sie einen schwanken Steg oder zu welchen Boden erst versuchen würden, ob er auch starf und sicher genug wäre, sie zu halten.

Es war natürlich sehr dunkel im unteren Raum, denn das wenige Licht was durch die schmalen Lucken fiel, wurde noch fast total durch die beiden Windfänge gebrochen und aufgehalten, die von oben herunter niedergelassen waren, den Dunst der Pferde, der sonst nirgends Abzug hatte, hinauszutreiben und reine Luft hinunterzuführen. Die Hitze war dadurch auch in der That sehr gemäßigt worden, und wenn man sich erst einmal eine kurze Zeit unten befand, gewöhnte sich das Auge eher an die Dunkelheit und konnte die Gegenstände, gegen die der eben Niedergetretene förmlich erblindet war, leichter unterscheiden.

Als der Capitän hinunterkam, stolperte er gleich bei den ersten Schritten über eine dort lehnende Mistgabel, mit der die Leute die Streu etwas aufgelockert und die trockene von der feuchten geschieden hatten; der Steward, der mit der Laterne hinter ihm herkam, half ihm natürlich wenig oder gar nichts mit seinem Licht, und das erste was die beiden Leute unten von der Gegenwart ihres Capitäns erfuhren, war ein entsetzliches Schwören und Fluchen über die ärgliche, die in ihrer „verdammten Nachlässigkeit“ das Werkzeug dort hatten stehen lassen, und dann über die ganze „nichtsnutzige, blödsichte, strickweibe“ u. s. w. Schiffsmannschaft.

„Barbleu,“ sagte François leise auf französisch zu Hans — denn die beiden sprachen einem Verständnis gemäß, das sie unter sich getroffen, der eine sein Französisch und der andere sein Deutsch, womit sie vollkommen gut auskamen — der Alte ist heut' in einer besondere rosenfarbenen Laune — ich gäb' was darum wenn er dem Fuchs da drüben ein bischen nahe käme, er und der würden's dann bald zusammen kriegen.

Der Fuchs, von dem François sprach, war das bösartigste Thier im ganzen Schiff, nuh Hans der einzige der ihm selbst Wasser oder Futter geben durfte; sobald sich nur ein anderer der Leute ihm näherte und er sie nur eben mit seinen Zähnen erreichen zu können glaubte, fuhr er wie ein Tiger aus seiner Höhle zwischen den beiden Querbalken mit dem Kopfe durch, und Gnade Gott dann allem was er erwischte; die anderen Pferde hatten sich schon etwas mehr in die Umstände gefügt, obgleich sie immer noch gern nachreinander bissen und schlugen.

„Was gutes hat er nicht im Sinn, wenn er Nachmittags hier herunterkommt,“ erwiederte Hans, mehr jedoch mit sich selber redend als auf die Bemerkung der anderen antwortend — „komm hier, Schwarzer,“ rief er dann laut gegen das Pferd gewandt, an dem er gerade stand, und das nach dem jetzt näher kommenden Licht der Laterne kländerschnupperte und ängstlich dabei so weit zurücktrat, als es ihm das kurze Seil, an dem sein selted Halfter saß, erlaubte — komm hier, Bursche — es thut dir niemand was — hier — sauf beim Wasser, daß die anderen auch was kriegen — Steward! haltet ihm die Laterne nicht so vor die Nase,“ wandte er sich aber jetzt rasch gegen letzteren, der indessen mit dem Capitän ganz nahe getreten war und das Licht so hoch als möglich hielt, um selber darunter wegsehen zu können — „es scheut vor dem ungewohnten Strahl und wird das Halfter am Ende zerreißen.“

Der Steward senkte das Licht und wollte zurücktreten, der Capitän hatte aber in demselben Augenblick auch eine Schramme am Hals des Pferdes bemerkt — eine Stelle, wo es das Seil ein wenig wund gescheuert hatte und die jetzt, da es mit dem ganzen Gewicht seines Körpers nach hinten zog, frei kam und sichtbar wurde.

„Halt, Steward — gib mir einmal die Laterne,“ sagte er rasch — Gott verdamme mich, wenn sie mir hier unten die Thiere nicht zu Tode schinden, falls ich nicht selber noch einmal dann und wann darnach sehe — weh Boney — weh mein Thier — „come up here, you damned son of a bitch — come up here — woh — daß dich die Pest!“

Das Pferd durch das ihm nicht vorgehaltene Licht und die fremden Leute scheu und furchtsam gemacht — drängte nur immer mehr zurück, schnürte sich fast dir Kehle zu, daß ihm die Augen weit aus dem Kopf traten, sprengte endlich, als der Capitän mit dem letzten, „daß dich die Pest“ den Arm mit der Laterne rasch und heftig gegen es in die Höhe stieß, das Halfterseil, und stürzte auf seinen Hinterheil zurück gegen die Schiffswand. Allerdings war es noch mit einem anderen Rothtau um den Hals befestigt und festgehangen, dieses aber länger als das andere, so daß es ihm mehr Raum gab, und als es wieder in die Höhe sprang, drückte es mit aller Kraft hinter die ihm zunächst stehenden Thiere hinein, die, durch den ganzen Lärm und die ungewohnten heftigen Stimmen ebenfalls scheu gemacht, aufschlugen und wiehernten und stampften, und einen Lärm machten als ob sie das ganze Unterdeck aus einander reißen wollten.

Die Verwirrung hatte ihren Höhepunkt aber noch lange nicht erreicht; das einzige Pferd nämlich, was sich bis jetzt bei der ganzen Sache vollkommen ruhig verhalten, ja nicht ein Glied gerührt, und nur vorsichtig gebückt mit zurückgezogenem Kopf, aber lebhaft und tückisch blitzenden Augen dagestanden hatte, war eben der Fuchs gewesen, von dem Francois vorher gesprochen, und der geduldig ein Opfer für seinen nächsten Angriff zu erwarten schien. Der Steward war ihm der nächste; dieser stand, von der ihm im Rücken drohenden Gefahr nicht das mindeste ahnend, mit der Laterne, die ihm der Capitän wieder zugereicht, mitten in dem Gang, der zwischen den beiden Reihen Pferden gelassen war, und nicht drei Schritt von der Stelle ab, wo der Fuchs, mit fest zusammengebissenen Zähnen, gierig auf die nächste Bewegung seiner ausersehenen Beute lauerte.

Die sollte auch nicht lange auf sich warten lassen, der Capitän bedeutete den Steward mit dem Kopf nach hinten zu gehen, daß die Thiere sich wieder beruhigen möchten, und dieser wollte eben dem Befehl Folge leisten, hatte aber kaum seinen zweiten Schritt gethan, als er einen lauten Angst- und Schmerzensschrei ausstieß, wozu er auch jede gegründete Ursache hatte, und die Laterne fallen ließ. Der Fuchs war durch seine beiden Querbalken mit dem Kopf hindurchgefahren und den Mann gerade über der Hüfte packend, hielt er ihm hier Hose und Fleisch ingrimmig zwischen seinen scharfen ebernen Zähnen eingeklemmt, wie von einer eisernen Zange gehalten, fest.

„Pfui, Fuchs, schäm dich!“ rief Hans, der wegen seines kranken Beines nicht gleich so schnell hinüber konnte, den Gefangenen zu befreien; Fuchs aber, obgleich er sonst gewöhnlich auf seines Fütterers Wort hörte, schämte sich diesmal nicht, und ließ den jetzt Zeter- und Mordbrüllenden auch nicht eher los, bis der Capitän zufprang, ihn zu befreien; dann geschah es aber auch nur, um nach dem neuen Opfer zu schnappen. An diesem hafteten aber seine Zähne diesmal nicht, denn er stieß ihn so heftig mit der Schnauze gegen den Leib, daß er zurücktaumelte und mit dem Kopf an den gegenüberstehenden Pfosten schlug. Als er sich wieder in die Höhe richtete, wollte der Fuchs seinen Angriff erneuen, setzt sprang aber Hans dazwischen und trieb das feurige uns fast höhnisch wiehernde Thier in seine Bedingen zurück. Der Steward aber kroch indessen wie eine Schlange in dem schmalen Gang hin und hielt nicht eher an, bis er die Leiter halb hinauf war, wo er stehen blieb und nun zurückschrie, „das sey eine schändliche Gemeinheit, denn er habe selber gesehen wie Hans das Thier auf ihn gehetzt hätte.“

„Tropf,“ war das einzige was Hans, halb lachend, halb verächtlich auf die Anschuldigung erwiderte, und er wandte sich dabei wieder nach dem Rappen um, diesen aufs neue festzumachen, und die anderen Thiere zu beruhigen und zu tränken. So leichten Kaufs sollte er aber bei dem Capitän nicht davonkommen, denn Capitän Olbyll, durch Gram, Aerger und den letzten Fall zu wahrer Wuth gebracht, schäumte fast vor immer lich kochendem Grimm und suchte nur noch ein Opfer, an dem er ihn auslassen konnte. Francois merkte das, und deutete sich aus dem Weg, und auch Hans fühlte, wir der Capitän nur eine Ursache suche mit ihm anzubinden, that aber als ob er entweder nichts merkte oder sich nur wenig um die Sache bekümmere. Den ersten allgemeinen Ausbruch des Grimmes aber eigentlich sich selber zu Aufzeigenden: „Ihr verdammten Hallunken hier unten macht was Ihr wollt mit den Thieren, und ich muß Euch nur erst einmal die Katze zu fühlen geben,“ ließ er deßhalb auch unbeantwortet, und machte sich mit dem Rappen zu schaffen, den er durch Zureden wieder so weit vorn an die Stange zu bringen versuchte, daß er ihm das Halfterseil wieder anknoten könne.

„You, Sir, there,“ rief aber der Capitän, „ich spreche mit Euch — Gott verdamme es, wollt Ihr wohl so gut seyn und mir Antwort geben wenn ich mit Euch rede? — was ist das hier für eine Wirthschaft unten — überall liegt das Geschirr herum, das man Hals und Beine darüber bricht — die Pferde sind wund geschenert und lieberlich angebunden, daß sie sich einander zu Schanden schlagen müssen — damn it to hell and damnation, ich will darin Ordnung sehen oder ich lasse Euch alle mit einander krumm schließen und abpeitschen.“

Hans zuckte zusammen, als ob er schon einen Schlag empfangen hätte, und er hielt einen Moment, wie unschlüssig was er thun soll, in seinen Bewegungen ein — was ihm aber auch für Gedanken im Kopfe herumgegangen waren, seine Vernunft siegte — „Geduld — Geduld,“ murmelte er leise, wie einer Art Beschwörungsformel vor sich hin, und griff eine andere, neben ihm liegende Mistgabel auf, um das den Pferden kurz vorher gegebene und jetzt umhergestreute Heu wieder zusammenzuschieben. Der Capitän mochte aber wohl die leise gelüsterten Worte gehört haben, denn er sprang rasch auf den Mann zu, faßte ihn am Kragen und rief wüthend:

„Was murmelt der Hund — willst du auch noch gegen mich knurren? einen Mutz noch, Canaille, und ich schlage dir den tückischen Schädel die in den Kragen hinunter. Und er riß bei den Worten dem, nicht den mindesten Widerstand leistenden die Mistgabel aus der Hand und hob sie drohend, wie zum Schlag in die Höhe.“

Hans sagte kein Wort, er drehte sich nur halb nach ihm um und sah ihm starr ins Gesicht — er war todtenbleich geworden, und das kranke Bein auf dem er zu lange gestanden, fing ihm plötzlich so an zu schmerzen, daß er sich an dem nächsten Pfeiler halten mußte.

„Faule, schuftige Bande,“ schrie jetzt der Capitän in fast teuflener Wuth, ohne jedoch zuzuschlagen, denn der Mann stand ihm, ohne eine Hand aufzuheben, gegenüber — „die das Brod nicht verdienen, was sie ihrem Herrgott abstehlen. Nun, zum Donnerwetter, was steht Ihr Lump da und hat Maulaffen fril — wird's bald, und trieben die Pferde heute noch etwas zu fuchen?“

Hans wandte sich um, als er aber auf seine Beine trat, knackte er zusammen und konnte sich nur mit Mühe wieder aufrichten, suchte aber doch mit äußerster Anstrengung seinen Schmerz zu verbeißen. Er hatte dabei die Laterne umgestoßen, die neben ihm stand, nahm sie aber gleich wieder in die Höh und hing sie in einen dazu bestimmten Haken.

„Ungeschicktes Vieh,“ sagte aber der Capitän und stieß ihm, noch während er damit beschäftigt den Stiel der Gabel gegen den Nacken.

„Capitän!“ knirschte aber auch in diesem Augenblick der Gemißhandelte zwischen den fest zusammengebissenen Zähnen hindurch — „ich habe meine Schuldigkeit, so viel in meinen Kräften stand, gethan, und keine Mißhandlung verdient!“

„Bestie!“ schrie jetzt ordentlich jauchzend, daß er eine gegründete Ursache gegen einen Widersetzlichen hatte, der Capitän, und drehte die Gabel in der Hand um, daß er das schwere Eisen nach oben schwang — „willst du mutsen?“ und im nächsten Moment fuhr das Instrument sausend nach dem Kopfe des Matrosen — aber es traf nur den Pferden, und während die Pferde wieder in wilder Scheu zurückschreckten und stampften, schlugen und an den Tauen rissen, griff eine eiserne Faust des Capitäns Kehle, und ein schwerer Schlag schmetterte ihn zu Boden.

Miscellen.

Die Todtenstadt in der Nähe von London. Unter den zahlreichen Bills, welche in den letzten Tagen des nun aufgelösten Parlaments die königliche Bestätigung erhielten, ist auch der Freibrief der „London Necropolis and National Mausoleum Company,“ deren Absicht ist eine große Todtenstadt bei Woking in Surrey zu gründen. Dieser Begräbnißplatz soll einen Raum von mehr als 2000 Acres umfassen, und eine Uebereinkunft ist mit der südwestlichen Eisenbahn getroffen, um eine Verbindung mit London und andern Punkten herzustellen. Diese Lage ist unter den vielen dafür vorgeschlagenen bei weitem die beste. (Liter. Gaz. 3 Julius.)

*

Temperatur in Grönland. Hr. Lund, der verschiedene Metallminen in Grönland entdeckt hat, und auf diese ein Privilegium erhielt, meldet in seinen neuesten bis zum Anfang April reichenden Berichten, daß er in den Wintermonaten seine strengere Kälte, als in Dänemark auch, gefühlt habe. Nach seinen Beobachtungen betrug die mittlere Temperatur im Januar d. J. + 10° 9 F. (— 9½° R.), im Februar + 21° 1 F. (— 4° 8 R.), im März + 20° 9 F. (— 2½° R.). (Athen. 3 Julius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 166. 12 Juliu 1852.

Die französischen Finanzen.

Von dem ganzen Verlauf der Session des legislativen Körpers in Frankreich ist nichts bemerkenswerth als das Ende. Innerlich erbittert über die nichtssagende Rolle, die man ihn spielen ließ, ermannte er sich zu einem Widerstand, der im Anfang seiner Laufbahn zuverlässig seine alsbaldige Auflösung oder Heimsendung hervorgerufen hätte. Er empfahl dringend eine Ermäßigung der Ausgaben, die der Stand der Finanzen gebieterisch fordert, und verstieg sich selbst zu einem Tadel derjenigen Bestimmungen der Constitution, welche seine Amendements in die Willkür einer gänzlich abhängigen, von der Regierung ernannten und bezahlten Körperschaft stellen, zu er gestattete den Druck einiger Bieben, welche, wie die des Grafen Montalembert und des Hrn. v. Kerdrel, ganz gegen die Regierung gerichtet waren, während den Journalen die Mittheilung eben dieser Reden nicht gestattet wurde, denn im Moniteur erschien nur ein ganz farbloser Bericht. Bald sah indeß der gesetzgebende Körper die Nutzlosigkeit seines Widerstands ein, und bewilligte am Ende fast alles, selbst die bisher noch verschobenen Eisenbahnen, deren Bau die Finanzen und den Geldmarkt bei dem ersten ungünstigen Wind in Verlegenheit setzen muß. Der Prinz Präsident rächte sich für den temporären Widerstand, indem er seine Abschiedsbotschaft dem Präsidenten der Kammer durch einen Husarenoberst in voller Uniform zuschickte, und sie durch Phrasen über die „Freiheit der Debatten“ und die „entscheidenden Abstimmungen“ recht eigentlich verhöhnte. Man kann einen entschiedenen Absolutismus, der sein sic volo, sic jubeo ausspricht, hassen, aber diese Aufrechthaltung eines Scheinbildes, wo alle Wesenheit mangelt, erweckt ganz andere Gefühle, und wird selbst dem Urheber gefährlich. Der Prinz Präsident scheint dieß zu fühlen, und in seiner Botschaft ist ein Ausdruck, der wegen seiner Vieldeutigkeit gar manche Commentarien gerecht hat. Es heißt darin unter anderm mit Bezugnahme auf die oben erwähnten Bestimmungen der Constitution, welche das Recht des legislativen Körpers auf ein Minimum beschränken: „was die Unvollkommenheiten der Constitution betrifft, welche die Erfahrung kundgeben wird, so mag unsere gemeinschaftliche Liebe zur öffentlichen Wohlfahrt bestrebt seyn, diese Uebel zu mildern, bis der Senat sich ausgesprochen hat.“ Dieser soll also der Schiedsrichter seyn, und Senatsconsulte erlegen, was der legislative Körper nicht thun will. Man hat aus diesen vieldeutigen Worten geschlossen, daß die Regierung fürchtet, der legislative Körper, der aus unbezahlten Leuten besteht, möchte, unzufrieden über die Nichtigkeit seiner Rolle, gar nicht mehr zusammenkommen, und somit das Scheinbild einer Repräsentation verschwinden, oder sie beabsichtige selbst ihn nicht mehr zusammenzuberufen.

Welche von diesen Auslegungen auch die richtige seyn mag, immerhin ersieht man daraus, daß die Regierung zu einem völlig absoluten System hingedrängt wird. Die ersten Schritte auf dieser Bahn sind leicht, wenn man die bewaffnete Macht und den Beutel des Staats in den Händen hat, aber sie werden schwerer und schwerer, wenn eines oder das andere den Händen des Staatsoberhaupts entgeht. Noch hat sich, wenigstens für den Fernstehenden, bezüglich der Armee kein Symptom gezeigt, daß sie der Obersleitung des Prinzen Präsidenten sich entziehen will; desto gefährdeter ist der Zustand der Finanzen, und nicht mit Unrecht hat der legislative Körper so sehr auf Ersparungen gedrungen. Sie wurden durch den Staatsrath verworfen, und für die nächsten sechs oder acht Monate hat der Prinz-Präsident also keinen officiellen Widerstand zu fürchten; er genießt einer unbeschränkten Gewalt, dafür lastet aber auch eine unbeschränkte Verantwortlichkeit auf ihm, und er hat nicht bloß seine eigenen Sünden zu tragen, sondern auch die seiner Vorgänger, wofür er wahrscheinlich die Verantwortlichkeit gern ablehnen möchte, wenn er nur könnte. Das Gebäude der französischen Finanzen wurde in den letzten Jahren mühsam zusammengehalten, und unter der republikanischen oder constitutionellen Regierungsform hatte der Regent die Folgen nicht zu tragen; unter dem factischen Absolutismus aber fallen die Folgen, auch der alten Sünden, auf den Regenten. Hören wir aber, wie ein erfahrener finanzieller Schriftsteller, Aubr. Cochut, über den Stand der französischen Finanzen [1] sich äußert: „Ein mehr oder minder verstecktes Deficit scheint der normale Zustand unseres Landes zu seyn. Die Jahre 1800 bis 1830 haben zur Erschaffung von Renten geführt, welche zuverlässig ein absorbirtes Capital von mehr als zwei Milliarden repräsentiren würden. Unter der Julusregierung überschritten die Ausgaben aller Art die ordentlichen Einnahmen um 2488 Mill. Das Deficit von 1848 erforderte, mit Einschluß von 103 Mill., welche die Einstellung der Schuldentilgung lieferte, 560 Mill. außerordentlicher Hülfsquellen. Seit dieser Zeit haben die Ueberschüsse der Ausgaben über die Einnahmen nach einem parlamentarischen Document folgendes Resultat ergeben: 1849 ein Deficit von 247 Mill., 1850 eins von 128 Mill.; von 1851 sind die Rechnungen noch nicht veröffentlicht, man sieht aber schon, daß ein Deficit von 88 Mill. vorhanden ist, und im J. 1852 wird sich dasselbe auf mindestens 68 belau-

[1] S. Revue des deux mondes 1 April, „Budget de la France pour 1852.“

sen. In vier Jahren sind die normalen Einnahmen um 943 M. unter den Ausgaben geblieben; zieht man nun von dieser Summe die 368 M. ab, die dem Amortissement entzogen wurden, und 71, welche von den Eisenbahn-Compagnien bezahlt werden, so bleibt ein Deficit von 500 M. oder jährlich 125 M., was so ziemlich das Durchschnitts-Deficit der letzten 20 Jahre war. Erzeugt ein solches Finanzsistem keine Gefahren? verlangt es keine Reformen?“ Man wird vielleicht sagen: an diesen Zuständen trage Prinz Ludwig Napoleon keine Schuld; wohl, aber wenn die Krise herankommt, muß er die Folgen tragen. Er hat zum mindesten nichts gethan, den gähnenden Schlund zu füllen, vielmehr hat er durch sehr leichtsinnige Geldanweisungen, durch eine kostspielige Verwaltung — sein neues Staatsministerium kostet 7¼, das Polizeiministerium beinahe 4 Mill. — nicht wenig dazu beigetragen, ihn zu erweitern.[4]

Wenn Hr. Cochut damit den frühern Regierungen ein schlechtes Compliment macht, so vergißt er, daß namentlich die Julisregierung, während sie allerdings im laufenden Deficit war, doch auch sormwährend das Institut der Schuldentilgung aufrecht erhalten hat, und daß sie zwar in ihrem Verlaufe 77¼ Mill. Renten ins große Buch eingeschrieben, aber nicht nur die von der Amortisationscasse vor der Julisrevolution zurückgekauften Renten belassen, sondern auch selbst 27½ Mill. Renten zurückgekauft hat, so daß in Wirklichkeit als die Revolution des Jahres 1848 ausbrach, die an Privaten zu bezahlenden Renten nicht ganz 176 Mill. betrugen, während 68,6 Mill. Renten in der Amortisationscasse lagen. Die Julisregierung hatte also doch nicht so gar übel gewirthschaftet, wenn gleich die fortdauernde Ablösung von Schulden neben fortdauerndem Schuldenmachen sich nicht sonderlich mit einem guten Haushalt verträgt. Was die Julisregierung in finanzielle Verlegenheiten brachte, waren die öffentlichen Arbeiten, namentlich die Eisenbahnen, die allenthalben die Finanzen der Staaten oder der Privaten stark in Anspruch nahmen, und bei der hochgeflogenen schwebenden Schuld durfte kein ungewöhnlicher Stoß kommen, sonst gerieth die Regierung in augenblickliche Verlegenheit. Mit der Revolution des Jahres 1848 kam nun der Stoß, freilich in einem Grade, wie ihn niemand erwartet hatte, und Chasseloup Laubat führt in seinem Berichte an, daß im Budgetentwurf für das Jahr 1852 die Staatsrenten mit 232¼ Mill. aufgeführt waren, die vorhergegangenen vier Jahre somit eine Rentenmasse von 58½ Mill. gekostet hätten. In dem Budget für das Jahr 1853 sind aber nur 211⅓ Mill. für Renten aufgeführt, weil man kurzweg die 18, durch die Rentenumwandlung angeblich gewonnenen Millionen in Abzug bringt. Wie viel aber davon wirklich in Abzug zu bringen sey, wie vielen kleinen Rentiers die Regierung ihre fünf Procent auf Lebenslang fortbezahlt, und welche Zuschüsse sie den Spitälern und andern Wohlthätigkeitsanstalten wegen der durch die Rentenconversion ihnen zugegangenen Verluste gewähren muß, davon ist in den Berichten nichts gesagt. Ueberhaupt fällt in dem von Chasseloup Laubat wie in dem von Gouin erstatteten Bericht die stets wiederholte Klage über mangelnde Aufklärung auf, denn es ist eine notorische Sache, daß die Staatsräthe, welche mit der Budgetcommission verhandelten, nichts oder sehr wenig von der Sache verstanden, und daß der Minister „der Constitution gemäß“ sich nicht selbst in Aufklärungen einließ.

Der Unwille hierüber macht sich in dem Berichte Chasseloup Laubats deutlich Luft; es werden darin die unmäßig erhöhten Gehalte, die Dotationen der Senatoren und die ohne alle Oeffentlichkeit und ohne Zuziehung des legislativen Körpers abgeschlossenen Verträge mit den Banquiers, so scharf als es unter den vorliegenden Umständen möglich ist, getadelt. Die Vermuthung ist gerechtfertigt, daß man solche Tadler, deren Bericht noch überdieß der Moniteur selbst liefern mußte, nicht wieder zu sehen wünscht, wenn man es vermeiden kann, aber die Verhältnisse werden dringend, und der unerbittliche Gouin hat der schwebenden Schuld in seinem Bericht ein Horoskop gestellt, das die Regierung zum Handeln zwingt. Er hat nachgewiesen, daß am Ende dieses Jahres das Deficit des Schatzes, d. h. die schwebende, jeden Augenblick mancherlei Rückforderungen ausgesetzte Schuld 760 bis 780 Mill. Fr. betragen wird; daß die Mittel, welche die Regierung zu dem Endzweck möglicherweise aufbringen kann, nur 693 Mill. betragen, und daß selbst von diesen über 200 Mill. möglicherweise gar nicht oder nur auf sehr kurze Fristen zu beschaffen sind; daß also die schwebende Schuld nothwendig um 200, oder eigentlich um 300 Mill. vermindert werden sollte, d. h. mit andern Worten, er trägt ohne Umschweife auf ein Anlehen an, um die schwebende Schuld wenigstens inoweit zu fixiren, als die Mittel sie zu decken möglicherfalls nicht zureichen würden. Wir haben hier die Erklärung der Gerüchte, welche von einer baldigen Anleihe der französischen Regierung im Umlauf sind, und es ist wohl daraus auch das jetzige ungewöhnliche Steigen der französischen Fonds zu erklären, da man die allenfallsigen Theilhaber aufmuntern will, einem Staate Geld zu leihen, dessen Fonds nach einer solchen Krise, wie die Februarrevolution war, und unmittelbar nach einer enzwungenen Rentenconversion so günstig stehen. Schwerlich war es unabsichtlich, daß Chasseloup Laubat und Gouin so großes Gewicht auf das fortdauernde Amortissement legen. Dieß Amortissement, das gegenwärtig unter der Hand betrieben wird, um die Fonds in die Höhe zu halten, wirft unaufhörlich Massen von Geld auf die Pariser Börse, und erhält diese in einem Zustand von schwindbarer Rührigkeit, aber das hatte Gesetz der Noth hat die Republik seit dem Jahr 1848 genöthigt, das Amortissement aufzugeben und die Fonds dadurch zu den laufenden Ausgaben zu verwenden. Die jetzigen geheimen Aufkäufe der Fonds sind aber noch viel nachtheiliger als die frühern öffentlichen Aufkäufe waren, denn sie können den Augen der großen Capitalisten nicht entgehen, und müssen, wie alles das was bei der Rentenconversion vorging, ihr Mißtrauen steigern.

Dieß ist ein unter den gegenwärtigen Umständen gar nicht unbedeutender Punkt. Die englischen Blätter, namentlich die Times, mahnen ihre Landsleute, auf deren Beutel es hauptsächlich abgesehen sey, geradezu ab, sich auf französische Anlehen einzulassen, und die Times gebraucht bei dieser Gelegenheit gegen die jetzigen Machthaber in Frankreich Ausdrücke, die zu dem stärksten gehören, was dieß Blatt in Bezug auf Frankreich zu Tage gefördert hat. Nach dieser Expectoration schließt es mit den Worten: „dieß sind die Umstände, unter denen, wie glaubwürdig versichert wird, eine Unterhandlung über ein französisches Anlehen von 8 Mill. Pf. St. (200 Mill. Fr.) in diesem Lande eröffnet oder versucht werden soll. Wir wissen sehr wohl, daß der Erfolg eines solchen Anlehens nicht so sehr von dem dauernden Werthe eines solchen Papiers als von den Bedingungen abhängt, welche der gegenwärtige Zustand des Geldmarkts den Speculanten gewähren mag. Denjenigen aber, welche den Werth solcher Papiere genau übrlegen wollen, empfehlen wir eine sorgfältige

[4] Sein Budget der Verwaltungsausgaben beläuft sich auf 678.8 Mill., das Project der von der ehemaligen Assemblée ernannten Commission nur auf 636,1 Millionen.

Durchsicht von Gouins Bericht und eine Untersuchung der Thatsachen, die er mit unverbrüchlicher Zuverlässigkeit darlegt." Kurz die Times setzt auseinander, wie Frankreich nicht auf die Länge im Stande sey, die Armee, „welche Europa beunruhige, ohne zu schrecken," auf den Beinen zu erhalten, und daß Frankreich seine Finanzen nur herzustellen vermöge durch eine wesentliche Verminderung dieser Armee, wodurch das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben ohne Mühe hergestellt werden könnte. Das ist es aber gerade, was die französische Regierung am wenigsten thun wird, und die dessfallsigen Anträge des legislativen Körpers sind bekanntlich höchst ungnädig aufgenommen worden. Daß aber dieser letztere trotz seiner gedrückten Lage sich zu einer solchen offiziellen Sprache ermannt, wie wir sie in Chasseloup Laubats und Gouins Berichten finden, ist ein Zeichen, daß die Uebererregung möglicher finanzieller Zerrüttungen stark in Frankreich gewachsen seyn muß. Nur Unerfahrene können in dem gegenwärtigen günstigen Stand der französischen Fonds den Beweis eines wahren Flors und des Vertrauens auf die Zukunft sehen. Die Bankhäuser, welche den Prinzen Ludwig Napoleon vor, während und nach dem Staatsstreich unterstützt haben, spielen ein großes Spiel. Sie sind ohne Zweifel tiefer hineingezogen worden, als sie anfänglich beabsichtigten und können nicht mehr zurück; die Bank von Frankreich selbst ist, wie wir früher schon erwähnt, in Mitleidenschaft gezogen, und eine ungeheure Menge Werthpapiere ist bei der Bank und den Banquiers aufgehäuft, die sich nicht immer halten lassen wird, da sie zu einem großen Theile mehr mit Credit, als mit Geld gekauft wurde.

Notizen über Holländisch-Guiana.

Das Fort Amsterdam. — Stimmung beim Anblick der Tropengewächse. — Vergleichung der Tropenländer mit den gemäßigten Zonen in Bezug auf geistige Entwicklung des Menschen. — Ansicht der Stadt Paramaribo. — Etymologie des Namens. — Der Früchte- und Gemüsemarkt. — Der Falke Cathartes Foetens.

Bevor man sich der Hauptstadt nähert, passirt man das für die Vertheidigung derselben angelegte Fort Amsterdam. Eine Besatzung von 200 Mann und etwa 20 Kanonen ist hinreichend einer ziemlich bedeutenden den Fluß herauf segelnden Flotte ten Vorbeizug zu verwehren, besonders wenn bei eintretender Ebbe die Schiffe noch in Schußweite sind, wo sie bewegungslos mit ihren verhältnißmäßig schwachen Wänden den Kanonen des Forts als sichere Zielscheibe dienen, während sie selbst den Mauern der Festung nur wenig Schaden zufügen können.

Im Innern des Fortes wird man überrascht durch die Casernen, regelmäßig gebauten Casernen, so wie die Palmenalleen auf kanthestreuten Wegen, die Aloe- und Cactusgewächse auf jeden von uns einen besonders seltsamen Eindruck machten. Wenn man aber diese eigenthümliche Lustennpfindung, angeregt durch einen mit Bäumen besetzten Hofraum oder Garten in einem Tropenland näher analysirt, so findet man, daß sie großentheils in der Erinnerung an die Heimath ihren Grund hat, wo man große Aloegewächse, Cactus, Palmen und ausländische Blumen nur in großen königlichen Gärten zu sehen Gelegenheit hat, und wohin man gewöhnlich an schönen Sommertagen in froher Stimmung zu lustwandeln pflegt. Eine dauernde Quelle heitern Gemüthes gibt daher die Pflanzenwelt, so großartig und prachtvoll sie auch ist, für den Europäer in den Tropenländern nicht, und letzterer muß und wird sich die frohe Stimmung und sein lebhaftes der europäischen Race eigenthümliches Temperament nur erhalten, wenn er seine Lebensweise nach dem Landesklima einrichtet, damit das Blut in jenem beständigen Verjüngungsprozeß erhalten wird, der in kältern Ländern weit leichter durch die weniger expandirte und daher relativ sauerstoffreichere Luft sich entwickelt. Der enge den Tropenbewohner umgebende Sommer läßt ihn die für den Menschen zur beständigen geistigen und körperlichen Belebung nothwendige Abwechslung in Temperatur und Jahreszeit entbehren, und nur der vom Norden kommende Reisende fühlt in lebhaftem Eindrucke die Naturschönheiten jenes Erdgürtels, während sie den Eingebornen so wie selbst die meisten Europäer nach vieljährigem Aufenthalte daselbst gleichgültig lassen. Der Charakter der Individuen und das Phlegma, den Völkern der Tropenzone vorzüglich eigen, bildet auch das größte Hinderniß eines hohen Culturaufschwungs in jenen Ländern, und allmählich erfährt auch der Europäer nach langem Aufenthalte in der Tropenzone, nach mehr aber seine Nachkommen in der zweiten und dritten Generation, eine solche Umstimmung des Temperamentes.

Sobald man auf dem Stroome so weit vorgerückt ist, daß man die auf der Rhede liegenden Schiffe bemerkt, so lichtet sich auch allmählich der Waldsaum, besonders am linken Ufer des Suriuam. Das Gebiet der Stadt beginnt, die Waldshora weicht zu Gunsten der Culturbäume und hinter Tamarinden, Pisang und Kokosgebüschen sind die hierdurch weißen Häuschen der Creolen versteckt. Endlich läßt man mitten auf dem Strome unter zahlreichen Schiffen von verschiedenen Nationen den Anker fallen, und vor uns liegt der schönste und malerischste Platz der Stadt. Im Hintergrunde einer ziemlich großen, von Straßen und kleinen Wegen durchschnittenen Wiese von dem lebhaftesten Grün steht der aus Pallisandre- und Mahagoniholz in sehr gefälligem Style erbaute Palast des Gouverneurs, zu dessen linker Seite eine dunkle Allee von riesigen Tamarinden kühlen Schatten einschließt, so wie auf der andern Seite noch ein großes Gebäude aus den gefiederten Blättern der Palmen hervorragt. Diese erste Ansicht eines Theiles der Stadt macht auf den Ankömmling einen überraschend freudigen Eindruck, so daß man sich Flügel wünscht, um so schnell als möglich das schwimmende Gefängniß zu verlassen.

Aus dem Umstande, daß in Paramaribo die Canäle fehlen, welche alle Städte der Holländer sowohl im Mutterlande als auch großentheils in den Colonien vielfach und zum Nachtheil der Gesundheit durchschneiden, kann man schon mit Wahrscheinlichkeit entnehmen, daß die Holländer nicht die Gründer der Stadt waren, welche bekanntlich, wie die ganze Colonie, früher den Engländern gehörte, im Frieden zu Amiens den Holländern übergeben wurde, die sie zur Zeit der französischen Kriege wieder durch die Engländer verloren, um sie endlich im J. 1815 wieder zu gewinnen. Ueber den Ursprung des Namens der Stadt erzählt man sich folgendes: es soll einst ein Portugiese, Namens Pareira, eine Plantage in dieser Gegend gehabt haben und mit den Indianern so verkehrt gewesen seyn, daß bald mehrere derselben ihre Hütten in der Nähe der Plantage aufschlugen und auf diese Weise ein großes indianisches Dorf entstand, das sie Para-Mar-i-bo, d. i. am Wege (i der Weg) stehende Besitzung des Para (Pareira) nannten.

Längs den schnurgeraden, parallel mit dem Flusse laufenden Hauptstraßen der Stadt werfen außer riesengroßen candelaberartigen Kaktus auch Allern von Erythrina Corallodendron, einzelne Stämme von Mangifera Indica und Mimosen ihren Schatten auf die meistens aus Holz erbauten Häuser, deren Baustyl sehr von jenem der Häuser der niederländisch-ostindischen Meiro-

vole abreicht. In letzterer Stadt gleicht jedes in neuerer Zeit erbaute Haus einer italienischen Villa; offen von allen Seiten, luftig und dem Klima entsprechend, stehen die weißen auf Säulen ruhenden Häuser mitten in einem Palmengebüsche, und könnten wahrlich nicht reizender gelegen seyn. In Paramaribo aber herrscht noch der europäische bürgerliche Baustyl, der nicht im Einklang mit dem Landesklima steht; die Häuser haben sich so wenig als die Menschen, die noch immer halbverdorbene europäische Gerichte an ihrer Tafel den frischen inländischen vorziehen, bis jetzt von der europäischen Herrschaft emancipirt.

Wenn man in der Kühle des Morgens einen Spaziergang durch die Stadt macht, so bietet der zu solcher Zeit am meisten belebte Früchte- und Gemüsemarkt das höchste Interesse. Zuerst fällt das Gewühl der verschieden gefärbten Menschen beiderlei Geschlechts auf. Von dem pechschwarzen Neger und der Negerin, der dunkelbraunen Mulattin bis zu dem Europäer trifft man hier alle Nüancen der Zwischenfarben. Die Verkäufer sind meistens Neger und Negerinnen der nahegelegenen Plantagen, und nur wenige freie Mulatten und Neger, die ein kleineres Stück Land selbst bebauen, bringen die Produkte ihrer Bestzung ebenfalls zum Verkauf auf den Markt. Unter den Käufern aber, meistens Dienstboten der Stadtbewohner, findet man sowohl Neger und Mulattinnen als auch Creolinnen von verschiedener Färbung, und mitunter von sehr üppigen Formen und reizender Schönheit. Denn gewiß ist es, daß die von Europäern oder weißen Creolen mit Mulatten erzeugten Sprößlinge den schönsten und zugleich gesündesten Menschenschlag in jenen Ländern bilden. Auch die Menge und Mannichfaltigkeit der uns fremden Früchte und Gemüse erweckt unsere Aufmerksamkeit. Von den ersteren sieht man außer den Orangen von der Größe eines Kindskopfes den Ananas, die verschiedenen Arten Pisang und Bananen, die herrlich schmeckende grüne Manga (Mangifera indica), welche, von der Form und Größe eines Gänseeies, innen ein gelbes faseriges Fleisch und einen großen Kern einschließt; den Papayber (Carica papaya), welcher, aufgeschnitten wie eine Wassermelone, sich besonders schön auf der Tafel ausnimmt; ferner die birnförmige Avogadobirsuche, die ich auf dem ostindischen Archipel nicht gesehen, also nur in der neuen Welt einheimisch zu seyn scheint, so wie die Persea gratissima, die Aroue muricata, passiflora edulis und noch mehrere andere Früchte. Die Cocosnuß findet sich hier nicht in so edler Form als auf dem ostindischen Archipel; die Frucht ist hier viel kleiner, hat eine mehr dreieckige Form, und die Milch schmeckt bei weitem nicht so angenehm als die der ostindischen Nüsse. Auch spielt sie wohl hier keine so große Rolle in der Küche sowohl als in ökonomischer und industrieller Hinsicht, als dieß in Ostindien der Fall ist. Es dürfte dieser Verschiedenheit in Form und Qualität der Frucht wegen die Guianische Corokpalme als eine eigne Species betrachtet werden, die man etwa Cocos triangularis oder C. Guianensis nennen könnte.

Unter den Gemüsen fallen zuerst die ungekrönten Kürbisse auf, ferner das von der Kohlpalme (Areca oleracea und Euterpe oleracea) gewonnene kohlartige Gemüse, welches aber nur in kleinen Quantitäten sich auf dem Markte befindet, da man zur Gewinnung einer mittelmäßigen Portion dieses Gemüses eine schlanke schöne Palme zerstören muß. Auch eine Art Spinat sieht man auf dem Markte, es sind die Blätter von Cleome pentephylla, so wie die Früchte von Cayasus (?) indicus sehr schmackhafte Zuckererbsen liefern. Unser Erdäpfel, die sich auf Java so wie auch in Venezuela und Rio Janeiro, überhaupt in allen gebirgigen Tropenländern vorfindet, und auf erstgenannter Insel von so ausgezeichneter Güte ist, daß sie, was viel sagen will, mit dem holländischen Knollengewächs wetteifert, sucht man in Guiana vergebens; und da die Holländer an diese Schüssel so gewöhnt sind, daß sie nie an ihrer Tafel fehlt, so lassen sich die reichern Bewohner Paramaribo's größere Quantitäten davon aus Holland kommen. Es vertreten indessen andere einheimische Knollengewächse, besonders die Yams (Dioscorea alata und sativa) sowie die Batate (convolvulus Batatas), die Rolle der Erdäpfel. Es haben diese Knollen, welche etwa so groß als eine Runkelrübe sind, wenn sie einfach gesotten werden, einen unangenehm süßlichen Geschmack, ähnlich den gefrornen Erdäpfeln. Hingegen sind sie, in Stücke geschnitten und in Butter gebacken, so wie als Gemüse bereitet, sehr schmackhaft und welchen unsern Erdäpfeln nicht an Güte. — Außer den schönen rothen und gelben Schoten des spanischen Pfeffers (Capsicum annuum) und anderen Arten) sowie der Ingwerwurzel (Zingiber officinalis), die auf dem Markte zu Paramaribo zum Verkaufe ausgeboten werden, will ich nur noch zweier von den Indianern vorzüglich benutzten Pflanzen erwähnen, nämlich die süße und bittere Cassavawurzel. Erstere (Janipha Loeflingii) wird entweder in Stücke geschnitten und gesotten, oder als Pulver wie Mehl gebraucht, während letztere Art (Janipha Manihot) viel Blausäure enthält, und von den Indianern zur Bereitung eines der Gesundheit äußerst nachtheiligen berauschenden Getränkes verwendet wird.

Das hier zum Verkaufe ausgebotene Fleisch ist von Thieren welche in der jüngsten Nacht geschlachtet wurden, da sich das Fleisch dort nie länger als einen Tag bewahren läßt. Die Thiere werden in Paramaribo, bevor sie geschlachtet werden, mit Laub umkränzt, durch die Straßen der Stadt geführt, damit die Leute sich beeilen das Fleisch, bevor es in Fäulniß übergeht, zu kaufen.

Einen großen Theil der sonst zu Paramaribo nicht sehr gut bestellten Sanitätspolizei üben die sogenannten Stinkvögel (Cathartes foetens, C. percnopterus, C. atra) aus, eine Falkenart von schwarzer Farbe welche auf alles Aas, überhaupt in Fäulniß übergehende thierische und Pflanzenstoffe lauern und sie verzehren. Diese Thiere sind wahre Wohlthäter der Bewohner Paramaribo's, welche gewiß schon von mancher epidemischen Krankheit durch diese nütze und kostenlose Hinwegschaffung der faulenden organischen Substanzen befreit wurden. Deßhalb stehen diese Vögel auch unter dem besondern Schutze der Obrigkeit, und es ist eine Strafe darauf gesetzt, wenn jemand einen solchen tödtet.

Die Verschwörungen in Algier scheinen einen sehr gefährlichen Charakter anzunehmen. Nach Privatberichten (s. Journ. du Comm. d'Anvers. 9 Julius) hatte die letzte, bereits vereitelte Verschwörung sehr große Verzweigungen, und wurde nur durch einen Zufall entdeckt, indem man auf offener Straße einen Wagen anhielt, der Pulver, Waffen und ein Kästchen mit Briefen enthielt. Letzteres sollte an Eingeborene in der Stadt Bona selbst abgegeben werden. Nach diesen Briefen sollte die Nacht vom 17ten auf den 18 Junius einen Pendant zu den sicilianischen Vespern liefern. Das Signal sollte durch Feuer auf den Thürmen gegeben werden. Bona hat nur eine Garnison von 200 Mann. Die Araber von außen sollten die großen Heuschober in Brand stecken, und dadurch die Soldaten zum Hinausreiten veranlassen; dadurch hätten die Eingebornen im Innern freie Hände bekommen. So allgemeine, nicht auf einzelne Stämme beschränkte Verschwörungen sind bis jetzt kaum vorgekommen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 167. 13 Juliu 1852

Amerikanische Farmer.

(Von Franz Löher.)

Der Landwirth ist der Stolz und die Stärke der Vereinigten Staaten, und unter den amerikanischen Landwirthen finden sich die meisten glücklichen Menschen. Diese beiden Sätze wird jeder unterschreiben, der das Innere der Vereinigten Staaten gesehen hat.

Die Städte haben den Handel, die großen Gewerbe, die bessern Schulen, die Zeitungen, dort tobt das amerikanische Leben, doch ist all die Kraft, welche sich in den amerikanischen Städten entfaltet, ohnmächtig ohne Grundlage und Hinterhalt durch die Landwirthschaft. Die Farmer geben den Städten dasjenige, was diese roh oder verarbeitet in den Handel bringen, die Landeserzeugnisse, welche den Hauptgewinn ausmachen; die Farmer verzehren auch den bei weitem ansehnlichsten Theil dessen was aus überseeischen oder einheimischen Fabriken durch das Unionsgebiet geht. Die Farmer geben aber ferner den Anschlag in dem was die Städte als politische Fragen aufstellen. Die Bevölkerung der Staaten ist noch zu jung, der Grundbesitz und seine Hülfsquellen noch zu sehr vertheilt und zu leicht zu erlangen, als daß sich der Reichthum des Landes und damit auch die Bildung schon in den Städten anhäufen könnte. So bedeutend die Städte immerhin in den östlichen Staaten bereits auftreten, so unbedeutend der ganzen Bevölkerung gegenüber sind sie noch in den westlichen Staaten, die letztern aber erhalten allmählich in der Union das Uebergewicht. So schwankend und leichtbeweglich die städtische Bevölkerung in Vermögen und Ansichten, so ruhig und gediegen ist die Bevölkerung des Landes. Aus dieser wachsen den Städten immer neue Kräfte zu, zu ihr aber kehrt immer ein Theil der städtischen Bevölkerung zurück. Die Landwirthschaft erscheint als das eigentliche ständige Gewerbe des ganzen Volkes, Handel und Industrie im Vergleich damit als vorübergehende Beschäftigung der einzelnen.

In keinem andern Lande haben Ackerbau und Viehzucht ein solches Gewicht, kein anderes Land aber ertreut sich auch einer solchen zahllosen Menge von freien selbständigen Landwirthen. Daß dieß sich so verhält, ist vielleicht das größte Glück, dessen die Vereinigten Staaten sich rühmen können, und wenn uns manchmal von dorther die Zeitungen berichten, daß das industrielle und politische Treiben auf eine Spitze getrieben wird, wo es zum Ruin des Landes umschlagen muß, so muß man immer noch hinzudenken, daß das alles nur von den Städten gilt, hinter den Städten aber der unverwüstliche wohlthätige Hauptbestandtheil des Volkes steht.

Dieser seiner Geltung ist der amerikanische Farmer sich auch wohl bewußt, und er würde es nicht einmal merken, wenn ein reicher und feiner Städter gegen ihn den Vornehmen spielen wollte. In seinen Geschäften behandelt ihn jeder mit Achtung, in städtische Gesellschaft geht er nicht, und käme er hinein, so würde er keineswegs verlegen sein, wie er zu sprechen und sich zu benehmen hätte: denn er hat so viel Bildung, daß man ihn nirgendwo mit dem Bauer irgend eines Landes vergleichen kann. Das Lesen der Zeitungen, das Bedenken und Besprechen von Staats-, Schul- und Kirchenangelegenheiten, die häufigen öffentlichen Versammlungen, der Betrieb des amerikanischen Ackerbaues, der ihn in die Handels- und Gewerbsgeschäfte verknüpft, das alles macht den amerikanischen Bauer — und nur von solchem, nicht von dem vornehmen reichen Grundbesitzer ist hier die Rede — zu einem Manne, der über dergleichen Dinge, welche nicht gerade zu den gelehrten gehören, wohl Bescheid weiß. Er hängt zwar in vielen Sachen an hergebrachten und oft recht beschränkten Ansichten und Gemeinplätzen, seine Gedanken bewegen sich in einem bestimmten und einförmigen Kreise und Gleise, aber darin hat er auch ein so gesundes und klares Urtheil, daß man aus seinem Gespräche vieles lernen kann.

Man darf daher den amerikanischen Bauer durchweg den bessern und vorzugsweise sogenannten deutschen Landwirthen oder Oekonomen gleichstellen. Ungefähr steht er ihnen auch an Sicherheit seines Auskommens gleich. Es gilt in Amerika keine Dörfer, in welchen sich nur wohlhabende Bauern und arme Heuerlinge, Knechte und Taglöhner fänden. Städte nennt man die Stellen, wo eine größere Menge von Handels- und Gewerbsleuten dicht beisammen sich angebaut hat, das sämmtliche andere angebaute Land vertheilt sich der Art unter die Landwirthe, daß jeder in der Mitte seines Grundbesitzes wohnt, etwa wie es bei den westphälischen Hofwirthschaften der Fall ist.

Man sieht in einer angebauten Gegend, wenn sie offen ist, vielleicht 30 bis 40 Häuser, aber nicht mehr und auch diese nur in einem Umkreise von einer Stunde. Der Grundbesitz und die Viehzucht ist aber bei jedem dieser Farmer so reichlich, daß er niemals um seine Lebensbedürfnisse zu sorgen hat, zumal er wirklich genügsam ist. In Noth kommt er nur, wenn er nachlässig und träge ist, und das ist der Regel nach nur bei eingewanderten Irländern der Fall, oder wenn er so weit von einer Stadt wohnt, oder die Umgegend noch so wenig besiedelt ist, daß er seine Erzeugnisse nicht absetzen kann, dann mangelt ihm das baare Geld, und der Steuer wegen kann ihm dann sein Besitzthum verkauft werden. Die Wohnung des Farmers ist bei der großen Mehrzahl noch das Blockhaus, und das ist eine ärmliche,

enge und ungesunde Wohnung, in der es eben nur der amerikanische Farmer aushält und sich behaglich zu machen versteht. Er übt eine angeborne Kunst, in seiner Wohnung sehr wenig zu brauchen, dieß wenige aber gut und bequem zu haben. In den angebauteren älteren Gegenden aber haben sehr viele schon hübsche Häuser, so wie man sie in den Städten findet, oder es sind doch die Blockhäuser wenigstens behauen, dicht und inwendig nett ausgeputzt. Der Putz der Wohnung, die Wartung der Kinder und der Küche sind aber auch die einzige Arbeit der Frau, nur auf den neuen Ansiedlungen im Westen gibt sie sich auch wohl etwas mit der Pflege eines höchst dustigen Gemüsegartens und der Heerden ab. Schwere Arbeiten aber thut keine einzige Frau, jede ist geflechtet wie bei uns die Bürgersfrauen in den Städten, und auch in den rohesten Blockhäusern der Hinterwäldler sind zarte Frauen und Mädchen nicht selten, welche mit Hut und Schleier geschmückt sich hübsch zu Pferde ausnehmen.

Zweierlei aber hat der Farmer in den Vereinigten Staaten vor allen seinen Mitbürgern voraus, er ist der wahrhaft unabhängige Mann, und was noch werthvoller ist, er ist wenigstens halbwegs redlich. Zwar macht auch er gern seinen guten Schnitt wo es nur angeht, und rechnet und handelt unaufhörlich auf seinen Vortheil los, wie ein Rosstäuscher; wer sich daher bei ihm nicht in Acht nimmt, wird sich häufig angeführt sehen. Aber immerhin hält er doch wirklich für die erste Tugend eines Mannes, daß er ehrlich sey, und er ist stolz auf den Namen eines ehrlichen Menschen. Mit seinen Nachbarn steht er in einem bestimmten, abgemessenen Verhältniß, und es bildet sich sehr bald in jeder Gegend eine Art von ungeschriebenen Gesetzen, welche keiner übertreten darf, ohne sich Unannehmlichkeiten auszusetzen. Auf diese stillen Gesetze wie auf die Sicherheit der Straßen und Wälder halten sie alle mit wachsamen Augen; weil es anfänglich nothwendig war, daß jeder in der nächsten Umgebung seiner kleinen Ansiedlung für sich selbst sorgte, wachte und schützte, so ist jeder gleichsam Mitglied der öffentlichen Sicherheitspflege geworden. Im Uebrigen aber kann der amerikanische Farmer thun und lassen was er will; seine tägliche Arbeit ist nicht hart, er geht nur mit solchen um die ihm zusagen, er ist Herr auf Grund und Boden und fühlt sich darauf völlig befriedigt. Wer in aller Welt will ihm etwas anhaben.

Zweierlei aber fällt dem Deutschen besonders auf, wenn er zuerst unter amerikanische Farmer kommt: es ist ihr trockenes, stilles Wesen und ihr eigenthümlicher, kaufmännischer Trieb.

Es ist merkwürdig still in der Umgebung amerikanischer Farmer; da hört man kein Rufen, Singen, Peitschenknallen, die Menschen schreinen mehr zu schleichen als zu gehen. Die Farmer helfen einander wo es noth thut, aber sie sprechen nicht viel dabei; sie haben ein kräftiges Herz und einen kalten Verstand, aber sie sind weder lustig noch gemüthlich. Ihre Gespräche erstrecken sich über Ackerbau, Viehzucht und Fruchtverkauf, über Politik und auch wohl über Religion, aber auch da ergehen sie sich langsam in einmal angenommenen Urtheilen und Redensarten. Sie sind daher in der Regel recht langweilig. Vergnügen, wie der Deutsche es meint, machen sie sich nicht viel; sie besuchen sich und plaudern ein wenig, das ist alles. Selbst eine Hochzeit geht vorüber wie gar nichts; die jungen Leute gehen Abends zum Friedensrichter, erklären sich vor ihm als Mann und Frau, trinken eine Tasse Thee und fahren mit einander ab. Nur bei Wahlen und bei religiösen Zusammenkünften kommt in dieß schweigsame, kaltverständige Leben einige Aufregung hinein; sonst gibt es nur noch bei Pennsylvanier Deutschen, wo sonst die eingebornen amerikanischen Farmer in der großen Minderheit sind, Festlichkeiten und Schmäuse.

Sodann aber ist das tägliche Geschäft des Farmers eine eigenthümliche Mischung von Handel und Landwirthschaft. Er treibt die Farmerei nicht bloß aus Neigung, sondern hauptsächlich deßhalb, um Geld dabei zu machen. Er sagt daher auch: er mache die Farm, er mache aus den Ferkeln Schweinefleisch, er mache Geld aus den Pferden ꝛc. Er berechnet unaufhörlich: so viel stecke ich in den Acker hinein von meiner Arbeit an Arbeitslohn, und so viel Werth von Saat, und so viel Werth an Vieharbeit, wie viel ist mir nun die Frucht werth zu der und der Zeit, wenn dort der Whiskey gut abgeht, oder der Süden Mais, Europa Weizenmehl nöthig hat? — oder wie viel sind mir Rinder, Fohlen und Ferkel werth, die ich jetzt anzüchte, wenn es gelingt in diese Nachbarschaft Ansiedler zu ziehen, welche sich einen Viehstand ankaufen müssen.

Es läßt sich daher denken, daß dieser Farmer auch wenig oder nichts für das Angenehme, für den heitern Anblick thut. Um dazu Bedürfniß oder Neigung zu fühlen, muß man entweder Geschmack besitzen oder Anhänglichkeit an die Stätte, welche man zu verschönern strebt. Beides ist dem amerikanischen Farmer fremd. Er hat hinreichende Geschäftsbildung und weiß auch in den öffentlichen Dingen wohl Bescheid; damit hört aber auch seine Bildung auf, am wenigsten ist der Schönheitssinn bei ihm ausgebildet. Wer Tag für Tag die gräßlichen Zickzackzäune, die verkrochneten Bäume, die schmutzigen Ferkel vor Augen hat, in dem entwickelt sich kein Schönheitsgefühl. In den Neuengelandstaaten ist indessen eine gewisse Zierlichkeit der Wohnungen auch bei den Farmern in Mode. Bekannt ist aber, daß der amerikanische Farmer an das Land, auf dem er gesäet hat, an das Haus, in dem er noch so lange gewohnt hat, gar keine Anhänglichkeit besitzt, sondern jeden Augenblick bereit ist seine Farm zu verkaufen, wenn ihm ein guter Preis geboten wird, und entweder weiter nach Westen zu gehen, um eine neue Ansiedlung, oder in die Städte zu ziehen, um irgend ein Geschäft anzufangen. Es gibt eine Unzahl von solchen Leuten, welche eigentlich bloß auf den Verkauf ihrer Farmen arbeiten, und in der Zwischenzeit nur eben davon leben wollen.

In allen solchen Dingen ist der Deutsche vom eingebornen Amerikaner verschieden. Er klebt nicht bloß seinen Fleiß, sondern auch seine Liebe in den Boden, den er bebaut, er pflanzt gern Gemüse, Obstbäume und Blumen, und pflegt sein Vieh, nicht bloß damit er es gut verkaufen könne, sondern weil es ihm Freude macht, wenn es hübsch aussieht und sich wohlbefindet. Dazu ist er im Kleinen fleißiger und sorgsamer, ausdauernder bei dem was er anfängt, und auch viel haushälterischer als sein englisch-amerikanischer Nachbar. Deßhalb kommt er auch der Regel nach weiter und baut sich allmählich eine bessere Wohnung aus, als dieser. Es ist nicht selten daß Deutsche, welche sich mit armen, aber starken und fleißigen Händen unter englisch-amerikanischen Farmern niederlassen, nach zehn bis fünfzehn Jahren dieselben auskaufen.

In Deutschland glauben nun viele, es sey so leicht, sich diesem ehrenwerthen Stande der amerikanischen Farmer anzureihen und darin glücklich zu werden. Leicht ist es allerdings Farmer zu werden, denn das armselige Blockhaus und eine Anzahl Morgen Landes kosten nicht viel, aber sehr schwer ist es für den gebildeten Mann, es unter den amerikanischen Farmern auszuhalten. Nur diese kalten und trocknen Naturen, diese harten schweigsamen Männer können die ganze Einöde der amerikanischen Wäl-

der und Praterien, den Druck des Klimas, die wenn auch nicht übermäßige, doch schaef angreifende Arbeit erregen. Nur sie fühlen nicht den Mangel all der tausend kleinen Annehmlichkeiten des gebildeten Lebens und der geistigen Anregung durch gleichgestimmte Freunde. Man muß für das amerikanische Farmerleben eben erzogen seyn, um sich behaglich darin zu finden. Selbst der deutsche Bauer und Handwerker, der hier schwer zu arbeiten gewohnt war und als Farmer in Amerika doch wenigstens der Nahrungssorgen enthoben ist, leidet in den ersten Jahren seiner Niederlassung schwer unter allerlei Entbehrungen, für die er keinen Namen hat. Der gebildete Deutsche aber, welcher fern von den Städten als eigentlicher Farmer von dem Ertrage des Ackerbaues und der Viehzucht leben soll, wird sich vielleicht ein paar Jahre lang dazu zwingen, aber sich endlich doch gestehen müssen, daß dieß Leben für ihn nichts als eine Kette von Mühseligkeit und Entsagungen ist. Er ist glücklich zu schätzen, wenn er noch Mittel und Energie genug hat, zu einer andern Beschäftigung zu greifen, und so achtungswerth ihm dann noch immer der Stand der amerikanischen Farmer erscheinen wird, so wenig wird er sich doch zu ihrer schweigsamen Nachbarschaft und zu ihrem ewigen gebratenen Speck mit Kaffee und Maisbrod zurückwünschen.

Aus dem Matrosenleben.

(Von Dr. Gerstäcker.)

2. Die unterbrochene Execution.

Eine Stunde etwa nach den, im letzten Capitel beschriebenen Vorgängen lag der Capitän, mit Pflaumenklägen über den Kopf, in seinem Bett in der Cajüte, und der deutsche Matrose Hans, schwer in Eisen geschlossen in einer kleinen Art von Behälter des untersten Raumes dicht neben dem Steuer und zwischen zwei dort angebrachten eisernen Wasserreservoirs. Der Capitän hatte sich seine Bestrafung auf den andern Tag vorbehalten, und wollte, wie er meinte — ein exemplarisches Beispiel statuiren — er hatte mit dem ersten Male eine lange Besprechung darüber gehabt.

Der Steward lag übrigens auch in seiner Koje, der Leib war ihm, wo ihn das Pferd gepackt hatte, sehr aufgeschwollen, und er wimmerte und lamentirte von Schmerzen. Mit Jack ging es ebenfalls nicht besser — er hatte den Abend wieder starkes Fieber und konnte nicht an Aufstehen denken; des Capitäns Wache war dadurch so eingeschmolzen, daß der Koch mit dazu genommen werden mußte, obgleich er sich keinesfalls, wie er erklärte, „Vergnügen daraus machte."

Es herrschte übrigens ein dumpfes Schweigen unter der Mannschaft. Hans war seines stillen anspruchslosen Wesens wegen von allen gern gesehen, dabei gab es keinen tüchtigeren Matrosen an Bord als ihn, und Franzosit Erzählung, der ja das Ganze unten mit angehört hatte und die den andern von Jean in gutes Englisch übersetzt wurde, bleute gerade nicht dazu sie gegen den Capitän günstiger zu stimmen. Nichtsdestoweniger hatte er Hand an seinen Vorgesetzten gelegt, und die angeborne Scheu saß möchte ich sagen, die in dieser Hinsicht in den Leuten steckt, ließ sie auch von seiner meegenden Bestrafung — wie er immer gereizt gewesen sein mochte — als von einer Sache sprechen, die sich von selbst verstände, und durch nichts geändert werden könnte.

„Der Teufel muß heute in Hans gefahren seyn," meinte Jack, als die Leute, nach eben eingenommenem Abendessen, noch auf ihren Kisten und um die hölzernen Schüsseln herum, im Logis saßen — „das hätt' ich ihm gar nicht zugetraut, daß er so hitzig werden könnte."

„Ich hab' dir's gestern wohl gesagt," lachte Bill — „s'ist mir schon ein paarmal so vorgekommen, als ob der kleine Dutchman von richtigem Stoff wäre, und nur einen mittelmäßigen Stahl brauche vortrefflichen Feuer zu geben. Schade, daß er den alten betrunkenen Schuft nicht gleich todtgeschlagen hat, dann wären wir ihn auf einmal los" — er sah sich dabei um, ob ihn auch der Zimmermann nicht gehört habe, doch der war schon an Deck.

„Schade für uns, aber nicht für ihn," meinte Jean nachdenkend — „denn wenn Teufel mein's so schickt genug gehen — ich möchte morgen früh nicht in seiner Haut stecken."

„Er darf ihn doch nicht schlagen lassen!" rief Karl entrüstet.

„Darf nicht?" lächelte Bill verächtlich — „ich möchte sehen wer ihn daran verhindern wollte — wenn wie's thäten, wär's weiter nichts als „Verschwörer" von unserer Seite — „Rebellion und Aufruhr," und wie die schönen Worte sonst noch alle heißen, nach denen man eines ehrlichen Menschen Hals so lang zieht, daß er bis an die nächste Raaenecke reicht. Und wollte ihn Hans nachher verklagen, wenn wir an Land kommen, so möchte ich drei Monat Lohn gegen eine Prieme Taback wetten, daß der Capitän Recht bekommt und sie den Kläger — wenn sie ihn nicht gar noch einmal einsperren, während der Capitän höchstens einen Verweis kriegt, sich in Zukunft besser zu betragen; das nennen sie nachher Gerechtigkeit."

„Ich hebe seine Hand gegen ihn auf," bekräftigte Karl, „und wenn sie mich krumm und lahm schließen."

„Mißt auch gar nicht zusammen," meinte Bill — „das ist das Bootsmanns Sache, und da Span jetzt überhaupt hier an Bord den Bootsmann spielt, so wird der also auch wohl die kleinen Nebengeschäfte zu besorgen kriegen. Doch hoffentlich haben wir bessre Wetter, und dann kommt's vielleicht gar nicht dazu."

„Ich glaube auch nicht, daß ihn der Capitän wird wirklich schlagen lassen," tröstete sich Jean — „er mag wohl den Teufel im Kopf haben wenn er die „Tropfen" im Magen hat — aber Morgens ist er ja sonst immer still und ruhig, und flucht nicht einmal besonders viel."

„Trau du dem Morgens," brummte Bob hier aus seiner Ecke vor, „ich hab' ihn einmal Morgens bei solchem Geschäft gesehen, und verlang es nicht wieder."

Bob war außer Hans der einzige von der ganzen Mannschaft, der schon früher einmal eine Reise mit dem Capitän in ein und demselben Schiff gemacht, und man hatte ihn bis jetzt nie dazu bringen können, auch nur das mindeste darüber zu erzählen; desto gespannter drehten sich jetzt alle zu ihm um, weil sie glaubten er würde ihnen nun das, woe auf er anspielte, zum Besten geben. Bob aber, der vielleicht fürchten mochte, daß er dazu gedrängt würde, stand auf, zündete seine Pfeife an, und stieg auf Deck, und da der Zimmermann gleich nach ihm herauskam, hörte jede weitere Unterredung von selber auf.

Der Gefangene bekam von dem zweiten Male Wasse und einen Schiffszwieback, auf der Capitäns Order, hinuntergebracht — auf seine eigene fügte er aber ein Stück Fleisch und ein Fläschchen mit Rum bei, und sprach dem armen Teufel Muth ein — er solle nicht das Schlimmste glauben, es würde noch alles gut gehen.

„Gut gehen?" lachte Hans leise und bitter vor sich hin, nachdem er dem Male, der mit der Laterne neben ihm stand, freundlich zugenickt — „gut gehen?" — was der Capitän thun kann, daß mie's schlecht geht, thut er gewiß, darauf könnt Ihr Euch verlassen, und er hat jetzt die Macht in Händen — das Blatt hat sich gewandt.

„Das Blatt hat sich gewandt?" wiederholte der Male verwundert — „wie meint Ihr das?"

„Oder es wendet sich vielleicht," wollte ich sagen, „erwiderte der Matrose, und that einen kräftigen Zug aus der ihm dargereichten Flasche — ich spreche verdammt schlechtes Englisch, Male, und Ihr dürft bei mir die Worte nicht so auf die Waagschale legen."

„Donnerwetter, Mann, Ihr sprecht heute Abend ein verdammt gutes Englisch, besser wie ich's noch je von Euch gehört habe — Ihr müßt verdammt schnell lernen."

„Wenn man den ganzen Tag weiter nichts hört," lächelte der Gefangene, bleibt immer ein bischen hängen, und andere Menschen lernen's ja, warum soll gerade mein Kopf von Holz seyn?"

„Nun, laßt's Euch schmecken," sagte der Male, und wenn Ihr das Fläschchen leer habt, steckt's hier in die Ecke, zwischen die beiden Balken hinein, der Lump, der Steward könnte wieder aufstehen und herunter-

kommen, und wenn der's ausschnuppert, wüßt's der Capitän auch schon in den nächsten fünf Minuten.

„Ist denn der Steward krank?“ frug Hans erstaunt — „was fehlt ihm?“

„Alle Wetter, Ihr ward doch selbst mit unten und sollt ja das Pferd gerade auf ihn gehetzt haben, was ihn gebissen hat.“ lachte der Mate heiser.

„Oh, hat ihn der Fuchs so derb gepackt gehabt,“ meinte Hans, kopfschüttelnd, „hm, hm — ja Pferde beißen scharf, wenn sie einmal richtig zufassen — liegt er denn zu Bett?“

„Ja — aber ich kann jetzt auch nicht länger unten bleiben, ich habe die Wache an Deck — also gute Nacht Hans“ — und damit nahm er seine Laterne wieder in die Hand, und stieg die Leiter in die Höhe, Hans blieb im Dunkeln allein.

Am nächsten Morgen war der Wind ziemlich schärfig geworden; das Schiff machte nur wenig Fortgang. Am vorigen Tag hatten sie dabei gar keine Observation bekommen, und auch heute verdunkelte sich gegen Mittag die Sonne. Der Logrechnung nach mußten sie allerdings dem südlichen Eingang ziemlich nah, d. h. fast auf einer Breite mit ihm seyn; wie aber der Wind jetzt stand, wär es geschehen gewesen zu nah an die Riffe anzulaufen, denn die Strömung setzte in dieser Jahreszeit stark dagegen, und deßhalb ließ man sie gegen die Riffe getrieben werden mußten, und augen-lenzten sie unter keiner Bedingung zu Anker gehen — mit ihrer längsten Bootsleine hätten sie, dicht vor den Riffen, keinen Grund gefunden.

Der Morgen war vorübergegangen ohne daß der Capitän auch nur ein Wort über den Gefangenen erwähnt hätte, mit sechs Glasen (drei Uhr) gab er erst dem zweiten Mate den Befehl, Hans an Deck zu bringen. Im Südwesten stieg eine dichte Wolkenschichte auf, und es war jetzt Mode scheinlichkeit vorhanden, daß sie eine häßliche Nacht bekommen würden.

Hans war todtenbleich als er an Deck kam, aber vollkommen ruhig — er stieg die hintere Luke vor dem Mate die Zwischendeckstreppe hinauf, und blieb, auf ein Zeichen desselben, an der Nagelbank des großen Mastes stehen — sein Blick schmerzte ihn aber, durch die Auseinandersetzung des Treppenstiegens vielleicht, wieder so, daß er sich mit der rechten Hand auf das dicht daneben festgemachte Kleiderlissig stützte und so bald an diesem stehend, bald darauf sitzend, den Capitän erwartete, der gleich darauf über das Quarterdeck herüber auf ihn zukam.

Capitän Dimit sah gerade das Gegentheil von Hans aus — er war schmächtig gliedrigen Baues, und über die Stirn sah ihm ein breites und langes schwarzes Pflaster, auf der Stelle, wo ihn der jetzt in Eisen gelegte Schwein getroffen. Seine Augen hafteten aber nur für kurze Zeit auf dem Gefangenen, der seinem Blick fest begegnete — er schaute unruhig über sein Schiff hinweg, nach den Segeln hinauf, nach den Wolken hinüber und befahl dann dem zweiten Mate mit heiserer fast nur halblauter Stimme, all hands on deck zu rufen und auf Quarterdeck zu bringen.

Die Leute kamen still und schweigend an und sammelten sich um Hans, seiner aber, außer dem Zimmermann, ohne ihn nicht, wenn auch oft halb verstohlen, aber doch forschend zu nehmen.

Um den Gefangenen Züge spielte ein leises schmerzliches Lächeln — aber sein Blick suchte wieder die im Südwesten aufsteigenden Wolken, die er in den letzten Minuten schon aufmerksam betrachtet hatte, und wie unruhig schaute er dann nach dem Oberdrauffegel hinauf. Still, der neben ihm stand, hatte den Blick gesehen und sagte leise —

„Du hast recht Hans, wir kriegen heut Abend saul Wetter, und wenn der Alte nicht bald Segel“ —

Des Capitäns Stimme unterbrach ihn hier — dieser war bis dicht an die dünne eiserne Railing getreten, die das Quarterdeck, das halb aus dem unteren Raume hervorragte, von dem Mittelteck trennte, und redete jetzt die Mannschaft mit lauter aber doch nicht fest klingender Stimme an.

„Leute — wie Ihr wohl wissen werdet, so hat gestern der deutsche Matrose da — könnt Ihr nicht aufrecht stehen, Sir, wenn man an Euch spricht? — heh?“ — Hans versuchte sich aufzurichten, mußte sich aber immer noch fest halten und suchte sich jetzt mit dem gesunden Arm gegen das Faß zu stützen.

„Sein Bein ist noch krank,“ sagte der zweite Mate leise zum Capitän, hinter ihm er stand —

„Sein Bein soll verdammt seyn,“ erwiderte dieser barsch und laut, „übrigens hab' ich Euch nicht gefragt, Sir, daß Ihr Euch hier das Wort erlaubt.“

„Ich meinte nur.“

„Ihr habt mir nichts zu meinen, Kuke, Sir — Gott verdamme mich ich will Ordnung hier im Schiff haben oder mit Schiff und Mannschaft zu Grunde gehen — und Snake Gott allen denen über die ich vorher noch weg muß — Also wie ich Euch sagte, Leute, so hat gestern der deutsche Matrose sich erst im Raum unten, als ich ihn wegen Unordnung und Liederlichkeit zurechtwies, mit Worten gegen mich widersetzt, und zuletzt sogar einen mörderischen Angriff auf mich gemacht, der dem er mich, von der Dunkelheit des unteren Raumes und der Localität begünstigt, mit irgend einem schweren Instrument oder Gegenstand von den Kopf traf und zu Boden warf.

„Ich habe meinen Hals vermettet,“ flüsterte Bill dem neben ihm stehenden Jean zu, „daß es's accurat so herausbringen würde — ein Advocat hätt's nicht besser machen können.“

„Dem Gesetz nach könnte ich ihn nun bis Jutiau“ — fuhr der Capitän fort, schon geschäftig im unteren Raume lasen, da wir aber überdies schwach bemannt und einige von uns noch kaum krank sind, so könnte ich das nur im äußersten Nothfall mit der Sicherheit des Schiffes verantworten, ganz ohne Strafe soll er aber natürlich, bis ich ihn in Calcutta den Gerichten übergeben kann, nicht wegkommen, und der Bootsmann wird ihm deßhalb hier, vor Euren Augen, fünfzig Hiebe aufzählen — als Warnung für jeden einzelnen unter Euch für die Zukunft. Ihr habt mir in Sydney Kreger und Kosten genug gemacht, und ich will mit hier an Bord wenigstens nicht länger von Euch aus der Nase herumspielen lassen, oder mich gar Einem mörderischen Angriffen aussetzen — Bootsmann — thun Eure Schuldigkeit.

(Schluß folgt.)

Alchtareth-Karnaim. Im Buch der Genesis findet sich diese an der Euphrate Babylonia's liegende feste Stadt aufgeführt, und es leidet wohl keinen Zweifel, daß die in den Apokryphen angeführte Stadt Karnaim oder Carnion mit einem Tempel der Astarte (Astaroteion) dieselbe Stadt war, und von Judas Maccabäus erobert wurde. Ein Engländer, Namens Maj. Stuart Poole, machte uns nun in einem Artikel der Liter. Gaz. (3 Julius) sehr wahrscheinlich, daß die in den Hieroglyphen aufgeführte Stadt Retesch das semitische Aleet Kadesch (die heilige) sey, — ein Name, der bekanntlich mehrere Städte (auch Jerusalem) führen. Diese heilige Stadt, sagt Poole, war höchst wahrscheinlich der Göttin Aschtaroth oder Astargatis, auch Derketo genannt, geweihet. Poole sagt, die Beschreibung von Aschtaroth-Karnaim im zweiten Buch der Maccabäer und der gegenwärtige Charakter der Umgegend an El Mezerib, der neue Name des Orts, stimme vortrefflich mit den Darstellungen von Keteich auf den ägyptischen Denkmalen. Es findet sich das selbst ein Bach, ein kleiner See, eine Insel und ein Bergabrige, und man sieht in der Geschichte der Maccabäer (1. 26), daß der Platz in der damaligen Zeit sehr „stark und groß“ war, so wie „schwer zu belagern“ (XII. 21) wegen der engen Zugänge. Ein weiterer Grund für die Identität der Stadt Keteich und Aschtaroth-Karnaim ist die Angabe in den Hieroglyphen, daß Retesch im Lande der Amor oder Amor lag; dies stimmt vollkommen zu dem Aschtaroth-Karnaim im Lande der Amoriten. Die Wichtigkeit der Identität beider Städte ist eine historische, indem wahrscheinlich der Besitz dieser Stadt den Aegyptern ihre Kriegszüge (unter Ramesses II. Thothmes IV, Sethi I) gegen Mesopotamien wesentlich erleichterte, während für sie die mesopotamischen Staaten ein Vorpostien war. Die Wichtigkeit des Platzes für die Kriege der Aegypter und Assyrier ist also einleuchtend.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 168. 14 Juni 1852

Reisen in der europäischen Türkei.

(Aus Edm. Spencer's: Travels in the European Turkey.)

Wanderung durch Oberalbanien nach Macedonien.

Wir waren noch immer von dem türkischen Commissär Veli Bey begleitet, beim Auszug aus Novi Bazar fanden wir es aber für nöthig, die Dienste einer bewaffneten Escorte anzunehmen, sonst war keine Aussicht, mit Sicherheit die wilden Bergdistricte zu durchreisen, welche von feindlichen, in Stamm, Sprache und Religion verschiedenen Stämmen bewohnt sind. Hier sind slawisch-radicische Stämme untermischt mit moslemitischen Arnauten, Serben, die Stämme des unzugänglichen Montenegro, die sich zum griechischen Ritus bekennen, nebst den albanesischen Stämmen der Miriditen, Malasoren und Clementi, die der lateinischen Kirche anhängen. Unsere Escorte schien aus Männern von einiger Bedeutung in ihrer Bergheimath zu bestehen, prächtige Specimens der albanesischen Race in ihren malerischen Gewändern, welche ihre Gewandtheit und ihre athletischen Formen sehr vortheilhaft zeigten; so wenig sie sich auch einem Zügel unterwerfen mögen, so groß ihre Feindschaft gegen Convenienzen und europäische Sitten ist, so hatten wir doch keinen Grund, Ausbrüche einer feindseligen Gesinnung gegen uns zu fürchten, denn glücklicherweise wird unter diesem Volke das einmal gegebene Versprechen eines sichern Geleits niemals gebrochen.

Die Berge, welche Albanien und Montenegro von Bosnien trennen, und über welche wir jetzt ziehen mußten, heißen bei den Einwohnern die Stara Planina, die man für den Scordus der alten Römer hält; sie gleichen einigermaaßen den Pyrenäen, sind aber unzugänglicher, tragen wie diese verkrüppelte Fichten und Buchen, und hie und da starrt ein dürrer Kalkgipfel hervor, von denen jeder seinen besondern ihn bezeichnenden Namen trägt, so z. B. der Dicheli, der zu einer Höhe von 7000′ ansteigt und in seiner Mitte eine unbemerkliche Schlucht zeigt, die man zu Pferde durchziehen kann, und die ihm den Namen gegeben hat. Ein anderer staunenswerther, noch um einige hundert Fuß höherer Gipfel heißt der Prokletia, der Verfluchte, woher er aber diesen ominösen Namen erhalten hat, konnte ich nicht erfahren. Dieser Berg stößt an den Kom, oder wie ihn die Arnauten nennen Skolich, den König dieser Berge in der europäischen Türkei, der zu einer Höhe von 9 bis 10.000′ ansteigt; er ist der hervorstechendste Zug in der Landschaft, und da er in zwei besondere Zacken ausläuft, leicht zu unterscheiden; man kann ihn bis auf eine Höhe von 6000′ ersteigen, und genießt von hier aus eine der prächtigsten und interessantesten Aussichten in der europäischen Türkei: man sieht das Fürstenthum Montenegro vor sich liegen, durch das man jede einzelne Schlucht unterscheiden kann bis Cattaro hin am adriatischen Meer, welches am Horizont wie ein breiter Silberstreif erscheint. Auch übersieht man sehr vortheilhaft die schöne Bergkette in Oberalbanien von Prisren bis zum See von Scutari. Die Aussicht nach Bosnien hin ist durch eine fortlaufende Kalkkette gehemmt, über welche hin man nur einzelne nackte Felskegel zu einer Höhe von 7000′ ansteigen sieht.

In diesem Bergdistrict findet man mehrere kleine Seen, welche augenscheinlich den Boden erloschener Krater einnehmen; der größte ist der Plava. Die meisten Flüsse, welche die umliegenden Provinzen befruchten, haben hier ihren Ursprung, eben so eine Menge Bergwasser, die an den Abhängen der Kalkfelsen hinabstürzen und wieder dem Blick entschwinden, da sie durch unterirdische Gänge ziehen. Obwohl das Land im Allgemeinen unfruchtbar scheint, wenn man die kahlen, nackten Felsen sieht, so fällt doch auch das Auge häufig auf ein üppiges Thal, auf grüne Hochebenen und Wälder von stattlichen Eichen, man erblickt viele schöne schattige Flecke, welche für die Arbeit des Landmanns zeugen, doch besteht der Hauptreichthum der Bergbewohner in ihren Schaf- und Ziegenheerden, so wie in den Erzeugnissen der Bienenzucht. In den höhern Bergstrichen sieht man die Gemse und wilde Ziege von Fels zu Fels springen, mit einer Zahmheit, die man in den bergigen Strichen Westeuropa's niemals bemerkt, denn hier jagt sie das Volk niemals weder um der Luft, noch um des Vortheils willen. Wölfe und Bären sind zahlreich in den Wäldern, und letztere fängt man häufig vermittelst einer Mischung von Honig und Kali, wodurch sie herauscht werden. Diese Art den armen Braun zu fangen, bildet eine Lieblingsbelustigung der Einwohner.

In diesen Wäldern und Schluchten, die sich gegen Süden öffnen, vermimmt man ein unaufhörliches Tosen von Myriaden Insecten, das den Reisenden aus Westeuropa in Erstaunen setzt; hier findet man auch häufig in den Felsenspalten eine erstaunliche Zahl gefährlicher Reptilien, Schlangen und Skorpionen, welche ihren Weg selbst bis in die Häuser der Bergbewohner finden, von denen sie indeß nicht sehr gefürchtet werden, denn sie besitzen in zahlreichen Kräutern manche Gegenmittel, deren Kenntniß sehr vortheilhaft wäre, welche sich jedoch nur durch einen langen Aufenthalt im Lande erwerben ließe.

Als wir von Novibazar nach Oberalbanien aufbrachen, zogen wir an dem rechten Ufer der Raöca fort, setzten mehreremal über reißende Alpenflüsse herüber, und bei dem Dorfe Drojewitsch über diesen Fluß selbst, der jetzt ein reißender Wildstrom geworden war, so daß das Wasser bis an den Sattelgurt reichte. Hier ver-

ließen wir die Makra und zogen in dem schönen Thal des Beiotischen hinauf, wo wir umfangreiche Ruinen einer Stadt und eines Klosters fanden. Unsere Straße bot ein fortdauerndes Aufsteigen in dem jetzt trockenen Bette eines Winterbachs, bis wir nach einer schönen grünen Hochfläche gelangten, wo wir eine weite Aussicht über das umliegende Land genossen, über dem sich die noch hie und da mit Streifen von Winterschnee bedeckte Mokragora erhob. Von da führte ein Zickzackpfad hinab in eine tiefe Schlucht, wo wir ein von Arnauten bewohntes Dorf trafen. Die Häuser waren alle aus Stein gebaut, und am Fuße eines vorspringenden Felsen zusammengedrängt; sie bestanden aus zwei Stockwerken, von denen das untere als Stall für das Vieh diente. Jedes Haus für sich selbst bildete ein kleines Fort mit Schießscharten, um den Annäherungen zu gestatten, auf Angreifer zu feuern, ein charakteristischer Zug in einem von zwei feindseligen Stämmen, wie Slawen und Arnauten, bewohnten Lande.

Wir blieben einige Stunden hier, um uns und unsere Pferde zu erfrischen, fanden in dem Han vortreffliches Kaffee, Früchte, ein gebratenes Lamm, Wein und Raki, und was noch angenehmer war, der Hanschi und die Einwohner benahmen sich gegen uns mit einer Artigkeit und Höflichkeit, wie wir es in dem civilisirtesten Dorfe Westeuropa's nicht besser hätten erwarten können. Der Vuluk Baschi mit den vornehmsten Personen des Orts rauchten einen Tschibuk mit uns, bestiegen dann ihre Pferde, und begleiteten uns auf dem geradesten Wege bis zu dem nächsten Dorfe. Dieß höfliche Geleit wurde von den Bewohnern jedes Orts, Arnauten und Slawen, wiederholt, bis wir nach der kleinen Stadt Rudschaia kamen.

Nachdem wir den Uwor übersetzt, und dessen pöbhliches Verschwinden in einer Felsenspalte in Augenschein genommen hatten, stiegen wir das steile, mit einem prächtigen Wald majestätischer Eichen besetzte Defilé der Jaraut Planina hinan, wo wir abermals eine der grünen, in diesen Bergen so häufigen Hochflächen fanden, und den mächtigen Dicheleb mit seinen Felsengipfeln, die einem Zuckerhut gleichen und zu einer Höhe von wenigstens 7000′ ansteigen, vor uns sahen. Unser Weg von hier nach Rudschaia hatte einen ganz eigenen Charakter. Auf jeder Hochfläche fanden wir große Wälder von Föhren und Fichten; die hauptsächlichsten Fichtenarten waren P. Picea, Pinaster und P. Mughus. Die P. picea und P. brucia erreichten die größte Höhe. An besonders günstigen Stellen waren diese Bäume gemischt mit Larix europæa, Fagus sylvatica, Juniperus nana, Arbutus uva ursi, Vaccinium myrtillus. In den untern Strichen, unter den Eichbäumen, blühten wilde Birnen-, Aepfel-, Kirschen- und Pflaumenbäume in Menge, vor allen aber die schöne Silberlinde, die dem Blätterwerk des Waldes stets einen lebendigen malerischen Ausdruck gibt. Die weiße und schwarze Pappel gelangen hier zu einer großen Vollkommenheit und blühen prächtige Bäume, welche die Sonnenstrahlen wirksam ausschließen. Die wilde Rebe schlingt sich selbst in einer Höhe von 3000′ durch die Zweige der Bäume, und Maisfelder finden sich noch mehrere hundert Fuß höher, während Roggen, Hafer und und Gerste in einer Höhe von fast 4000′ wunderbar gut gedeihen.

Die Bewohner der wenigen Dörfer, durch welche wir kamen, schienen an den Nothwendigkeiten des Lebens durchaus keinen Mangel zu leiden; stets bauten sie an den fruchtbaren Ufern irgend einer Gebirgsbache, reichliche Ernten, namentlich an Mais, belohnten ihren Fleiß, und die Vortheile der Verästerung schienen sie vollkommen zu erkennen. In begünstigten Lagen erreicht der Weinstock eine große Vollkommenheit, und mehrere der ausgezeichnetsten Früchte Westeuropa's fehlten in ihren Fruchtgärten keineswegs. Wie natürlich wechselt in einem so bergigen Lande das Klima je nach der Lage bedeutend: an einigen Stellen hatten wir eine afrikanische Hitze, an andern die Kälte eines nordischen Winters auszustehen, und, seltsam genug, wenn der Wind selbst im höchsten Sommer aus den Steppen Bessarabiens und der Krim herweht, und kein hoher zwischenliegender Berg den Luftzug aufhält, so wird alle Vegetation gehemmt, was die Bergbewohner eben so sehr fürchten, als der Reisende in der Wüste den Simum. Glücklicherweise dauert dieser Wind nie länger als 24 Stunden, und tritt nicht häufig ein.

Die geographische Lage dieser Berge scheint der physischen Entwicklung des Menschen außerordentlich förderlich, denn die Bewohner sind dergleichen weise die schönste Race in der europäischen Türkei, vielleicht in Europa; indeß tritt, obgleich beide, Arnauten und Slawen, gleich gut gebaut sind, doch ein charakteristischer Unterschied zwischen beiden Racen hervor: wenn die gigantischen Verhältnisse der Slawen mehr physische Stärke andeuten, so stellen den Arnauten seine schlanke hagere Gestalt, die ganz und Knochen und Sehnen besteht, seinem herkulischen Nachbar gleich. Auch die Frauen, die wir häufig, begleitet von ihren wilden Hunden von der alten griechischen Race, in den Bergen trafen, waren hübsche Proben des weiblichen Geschlechts, oder vielleicht richtiger gesprochen, des Amazonengeschlechts, denn jedes Mädchen führte einen Dolch und nicht selten ein Paar Pistolen im Gürtel; sie waren gut gebaut, gewandt in ihren Bewegungen, und wenn sie barfuß durch irgend einen Bergbach trippelten, zeigten sie einen Fuß und einen Knöchel, welche in einem Ballsaal Bewunderung erregt hätten. Nach dem raschen Witz in ihren Antworten zu schließen, scheinen sie viel Lebhaftigkeit und einen scharfen Verstand zu besitzen.

Als wir uns Rudschaia näherten und den Berg Kruschitza erstiegen, kamen wir an einer Reihe von furchtbaren Stellabstürzen vorüber, sahen mehrere reißende Wildbäche zu unsern Füßen in Höhlen verschwinden, und in bedeutender Tiefe unter uns in Cascaden wieder hervorbrechen. Als wir die Höhe des Kruschitza erreichten, hatten wir eine prächtige Aussicht über die rings einschließende Bergkette, den Dicheleb, Haila, Prokletia, Kusich und Plava, über dem der riesenhafte Kom sich erhob. Hier entsprangt der Ibar und eben so die Makra, welche durch Rudschaia fließt. Den Ibar sieht man durch ein prächtiges Defilé, das von einer hohen Kalkbergkette gebildet wird, hinabstürzen. Zu Rudschaia blieben wir über Nacht im Hause des Vuluk Baschi oder Distriktscapitäns, eines ächten Arnauten, und hatten vollen Grund für seine mit aller orientalischen Höflichkeit gemischte Gastfreundschaft dankbar zu seyn. Rudschaia besteht bloß aus 80 — 100 Häusern, die zur gegenseitigen Vertheidigung nahe bei einander aufgeführt sind; die größere Wohnung des Vuluk Baschi bildet den Hauptpunkt in der Lantschaft.

Mit dem ersten Grauen des Tages waren wir abermals im Sattel und auf dem Wege nach Guéni; wir folgten unter dem Schatten eines schönen Föhrenwaldes dem Laufe der Makra, bald aber mußten wir einen höchst ermüdenden Pfad einschlagen, der an dem Abhang des Dobro Planina durch einen Wald von gekrümmten Fichten und Buchen hinaufführte; indeß hatten wir eine noch viel schwierigere Aufgabe vor uns, das Besteigen einer der Höhen des riesenhaften Blavaberges, den man auf dem Wege nach Guéni übersteigen muß. Endlich vor Müdigkeit völlig erschöpft — denn wir mußten den größten Theil des Weges zu

Fuß gehen — erreichten wir den Gipfel, von dem aus wir eine der schönſten und weiteſten Ausſichten hatten, die wir noch geſehen; vor uns lag das ganze Gebiet von Montenegro, ein vollſtändiges Chaos von Felſen und theilen Abſtürzen, mit der oben ſchon beſchriebenen kreisförmig einſchließenden Kette, die aber jetzt da lag vollſtändiger entwickelt und in ihrem Effect durch den Plava-See, der unten in der Tiefe wie geſchmolzenes Silber glänzte, noch erhöht; Schneeſtreifen lagen noch in den Spalten der zackigen Felſen über uns, und blickten mit den kleinen Seen in den Schluchten zuſammengenommen ein Miniaturbild des St. Gotthard.

Wir ſtiegen in das ſchöne Thal des Lim hinab, überſchritten dieſen Fluß und zogen dann längs ſeiner Ufer hinab bis Plava, einem bedeutenden, höchſt romantiſch an den Ufern des gleichnamigen Sees gelegenen Flecken. Beim Eintritt in die kaſtellartige Wohnung des Gouverneurs bemerkten wir einige Mementos von unangenehmer Art, mehrere Menſchenköpfe auf Pfählen, Trophäen eines Krieges der wilden Arnauten mit ihren nicht minder wilden Nachbarn, den räuberiſchen Schaaren von Montenegro. Von Plava aus hatten wir einen ſehr angenehmen Ritt längs den Ufern des Sees, von wo wir das tiefe Thal des Lim nach Gußni hinanſtiegen. Dieſer maleriſche Fluß entſpringt in den nahen Bergen des Kuſich, nimmt mehrere kryſtallklare Wildbäche auf, und mündet dann in den Plava-See aus; wir ſahen einige große Forellen ſich in dem klaren Waſſer tummeln nebſt einer Menge Krebſe. Alle dieſe Bergwaſſer ſind voll von vortrefflichen Forellen, aber die Bewohner eſſen ſie nur an Faſttagen. Der Krebs iſt von einer großen Art, gilt aber für unrein, und wird nie gegeſſen. Der See iſt rund und mag etwa 6 Meilen im Umfang haben. Ueber ihm erhebt ſich in maje-ſtätiſcher Größe die Baba Viſitoria und der Berg Vor, der zum Theil mit Fichten und Föhren bedeckt, zum Theil von Weide-plätzen durchſchnitten iſt, auf denen man Heerden von Ziegen und Schafen graſen ſah. Hier erblickten wir zum erſtenmal eine ganz eigenthümliche Ziegenart, welche kleiner iſt, keine Hörner, aber ein langes ſeidenartiges Haar hat. Nach der Sage des Volks ſoll ſie urſprünglich aus Oberägypten gekommen ſeyn. Außer-dem bemerkten wir auch einige Heerden Hornvieh, und der ganze Diſtrict ſchien ziemlich gut gebaut und ſehr fruchtbar, da üppige Kornfelder, untermiſcht mit Tabakspflanzungen, ſich nach allen Richtungen hin verbreiteten.

Wir kamen nach Gußni in einem Augenblick großer Aufre-gung. Wenige Tage vorher hatten die Einwohner eine der Tſchetas zurückgeſchlagen, die unaufhörlich zwiſchen den moslemi-tiſchen Arnauten des Gußni-Diſtricts und den ſlaviſchen Chri-ſten, den Kuſichi, einem der conföderirten Stämme von Monte-negro, ſtattfinden. Die kleine Stadt war angefüllt mit bewaffneten Arnauten, die ein Lager ihrer Feinde beobachteten, welche über ihnen an den Abhängen des Berges Kuſich um flackernde Feuer, faſt auf Kanonenſchußweite von der Stadt, ſich niedergelaſſen hatten. Die Scene war völlig neu für einen Reiſenden aus dem Weſten: die tapfern Arnauten in ihrem maleriſchen Coſtüm, der geſtickten Jacke und der weißen Fuſtanella, bieten ſich jeder Phis oder Clan abgeſondert unter ſeinem erblichen Häuptling und ſeiner beſondern Fahne; ſie waren wie gewöhnlich mit ihrem eigen-thümlichen langen Gewehr, Piſtolen und Handjhar bewaffnet, ſaßen jetzt um flackernde Feuer im Umkreis der Stadt, und machten die Wälder und Berge wiederhallen von ihren monoto-nen Liedern, als wollten ſie ihre Erbfeinde herausfordern zum Kampf. Gußni, eine kleine Stadt von etwa 300 Häuſern und der Sitz eines türkiſchen Kiaks, iſt der wichtigſte Platz in dieſem Theile des Landes; ſämmtliche Einwohner ſind moslemitiſche Ar-nauten, die als militäriſche Colonie hieher verſetzt wurden, um die Gränze gegen die Einbrüche der Montenegriner zu ſchützen.

Wir können nicht umhin den Heldenmuth, die Ausdauer und die Aufopferung der chriſtlichen Stämme Albaniens und Serbiens zu bewundern, die nach der Vernichtung alles deſſen, was einem hochgeſinnten Volke theuer iſt, ihrer Altäre und ihres Vaterlandes, eine ſichere Zuflucht in ihren heimiſchen Bergen fanden, und Jahrhunderte ihre wilde Unabhängigkeit behaupteten, trotz aller Bemühungen der Pforte, ſelbſt in ihrer beſſern Zeit, ſie zu unterjochen; jetzt wo die türkiſche Regierung die ſchwierige Aufgabe unternommen hat, die Jahrhunderte alten Mißbräuche zu reformiren, kommt eben dieſer Umſtand den Fortſchritt und verbindert die Beruhigung dieſes wichtigen Theils der Türkei. Zugleich gibt er Rußland und Oeſterreich unaufhörlich Gelegen-heit, unter religiöſen Vorwänden ſich in die innere Verwaltung des Reichs zu miſchen. Die freien Stämme Oberalbaniens, die Mirditen, Malaſoren und Clementi, welche die benachbarten Berge dieſes felſigen Landes bewohnen, bekennen ſich zum lateiniſchen Ritus, und rechnen auf den Schutz Oeſterreichs als einer katho-liſchen Macht; ihre Nachbarn, die Montenegriner, dagegen, welche zur griechiſchen Kirche gehören, blicken auf den Zaar von Rußland als ihr natürliches Oberhaupt. Das Daſeyn ſo vieler unab-hängigen Stämme und kleinen Staaten in dieſem Theil der Türkei wirkte demoraliſirend auf die Bewohner der anſtoßenden Provinzen, die im Beſitze eben ſo unzugänglicher Berge allmählich auch unabhängig geworden ſind; faſt der ganze Bergdiſtrict, durch den wir zogen, gehört zwar dem Namen nach der türkiſchen Re-gierung, und bildet einen Theil der Paſchalik von Novi Bazar, Ipek und Prisren, aber die Bewohner ſind ihren einheimiſchen Häupt-lingen unterworfen und zahlen an die Pforte nur gezwungen Tribut. Zu Rudſchaja, Plava und Gußni fanden wir türkiſche Kiaks, die das Volk, um den Schein einer Unterwerfung aufrecht zu halten, erwählt, aber ſie ſind machtlos, wenn ſie einen Befehl des Sultans in Ausführung bringen wollen, der mit den Sitten und Gewohnheiten des Volks in Widerſpruch ſteht. In dem Aufſtand von 1847, den die Bemühungen der Paſchas von Novi-Bazar, Ipek und Prisren, die Conſcription durchzuführen, hervorriefen, waren dieſe letztern genöthigt ſich dem Willen des Volks zu fügen oder das Land zu räumen. Mehrere Gemeinden in der Nähe von Montenegro, wo die Verſöhnung ſich zum griechiſchen Ritus bekennt, erkennen die geiſtliche Oberherrſchaft des Wladika an, und nur die Nähe der Feſtungen Spuich, Podgoritza und einiger andern hält ſie ab, mit ihren freien Brüdern in den Bergen ge-meinſame Sache zu machen.

(Schluß folgt.)

Aus dem Matroſenleben.

2. Die unterbrochene Execution.

(Fortſetzung.)

Er wankte ſich um als ob er nach hinten gehen wollte, des Gefan-genen Stimme hielt ihn zurück, er blieb mitten im Gange ſtehen, drehte ſich aber nur halb nach dieſem wieder um.

„Capitän," ſagte Hans, dem die Worte kaum aus dem Mund wollten, ſo erſtickte die innere fürchterliche Aufregung ſeine Stimme und er ſprach ſehr langſam, wie er immer that wenn er ſich des Engliſchen bediente — Capitän — in Sydney haben faſt alle Euer Schiff verlaſſen, nur ich nicht, weil ich Euch mein Wort gegeben hatte zu bleiben."

„Du biſt geblieben, Schuft, weil ich den Lohn von vorigerReiſe für dich in Händen hatte," lachte der Capitän und drehte ſich wieder ab — „nicht wegen deines Ehrenworts."

„Capitän,“ rief aber Hans noch einmal, dem das Blut jetzt wie mit vollen Strömen aus dem Herzen heraus ins Gesicht flieg — ich blieb, weil ich mein Wort gegeben — und ich gebe es Euch hier noch einmal — nehmt die Strafe zurück. Ihr wißt selber, wie Ihr mich gereizt habt — ich war meiner Sinne nicht mächtig als ich nach Euch schlug — aber nun mit meiner nackten unbewaffneten Faust, so seid mir Gott — nehmt die Strafe zurück und ich will arbeiten, daß mir das Blut unter den Nägeln vorkommt — oder in Eisen liegen wie Ihr wollt — ich will nicht murren — setzt mich die ganze Reise auf Wasser und Brod — behaltet zur Strafe für mich jeden Cent, den ich bis jetzt hier an Bord verdient habe — aber — aber — keine Schläge.“

Der Capitän war stehen geblieben, aber allem Anschein nach ohne den Worten auch nur die geringste Aufmerksamkeit zu widmen — er wandte sich jetzt rasch gegen den Zimmermann und sagte schnell —

„Hab' ich Euch nicht befohlen Eure Schuldigkeit zu thun? — wir haben keine Zeit mehr zu verlieren, dort hinten kommt ein Wetter auf — Bob — Jim — bindet den Gefangenen an die Leeseite — nur mit den Händen — er mag aufrecht dabei stehen bleiben oder — wenn ihm das brummen ist, auf die Knie niederfallen.“

„Capitän!“ schrie aber jetzt Hans plötzlich, als die beiden auf ihn zutraten, mit lauter fast drohender Stimme, und in so reinem flüssigem Englisch, daß selbst der Capitän sich erkannt nach ihm umschaute — Ihr wißt, daß ich mein Wort hatte, und beim heiligen Gott der Himmels, der, der Hand an mich legt, schlage mich lieber gleich todt, denn so wahr ich einst selig zu werden hoffte, so wahrhaftig werde ich ihn im nächsten Augenblick wo ich die Hände frei bekomme —

„Ah, wenn die Sachen so stehen, wollen wir wohl zusehen, daß du die Hände nicht frei bekommst, mein Bursche,“ lachte der Capitän höhnisch — „Gott verdamme es, wie der Kerl auf einmal so gut englisch spricht — das bringt die Angst heraus. Alte Wood — gut Sir, wir werden's nicht vergessen — und nun an die Arbeit, Bootsmann, und legt gut auf, oder ich laß auf Euren eigenen Rücken Euch zeigen wie man's machen muß. Allons, Bob — Jim — Pest, noch einmal Eure Sachen, soll ich's Euch zum drittenmal sagen?“

Die beiden hatten unschlüssig dagestanden, den directen Auftrag des Capitäns wagten sie aber nicht zu vernachlässigen, und sie führten den Gefangenen an die Leeseite, wo sie ihm das Hemd abzogen und den Rücken entblößten. Brust und Schultern waren ihm mit blauen wunderbaren Zeichen tätowirt, und auf der ersteren hatte er noch außerdem drei tiefe, aber schon fast Jahren verharrirte Narben. Sie banden ihm die Hände hoch in die Höhe, aber er sprach kein Wort mehr, und ließ alles ruhig mit sich geschehen. Der Zimmermann hatte indessen ein schon bereit liegendes noch neues Reebband vorgenommen, wickelte sich das eine Ende davon um die rechte Hand und trat auf den Gefangenen zu.

Indessen hatte es schon lange im Südwesten geblitzt, und es folgte gerade in diesem Augenblick ein so heftiger Donnerschlag, daß alle, die bis jetzt nur mit dem Gefangenen beschäftigt gewesen, erschrocken aufsahen.

„Werft die Bramfegefalle los,“ schrie aber jetzt auch rasch der Capitän, der auf einmal fand, daß ihm das Wetter ganz plötzlich über den Hals gekommen — „Bramfegel fest — rasch — Falle los — Donnerwetter, Zimmermann, laßt den Burschen jetzt stehen und werft die Taue los.“

Die Leute sprangen, wie frei dem peinlichen Schauspiel entboten zu seyn, blitzschnell auf ihre verschiedenen Posten, und im nächsten Augenblick schien alles nur Verwirrung in den gelösten Tauen und Hatz teraben Segeln — niemand kümmerte sich um den Gefangenen, der noch mit entblößtem Oberkörper an den Wanten hing.

Ueber die See sauste indessen in dumpfem, hohlem Brausen heran, gefürchtet — noch standen die Wolken tief am Horizont, aber die Luft wurde schon dick und düster, und das Wasser fing an sich zu kräuseln und gähren vor der andrängenden Gewalt. Die leichteren Segel waren indessen, so rasch es die schwache Mannschaft nur irgend erlaubte, festgemacht, die Marssaaren rasselten jetzt zum Reefen nieder, und in das monotone Heulen der Matrosen, die an den Reefsalen hingen und die schweren Segel zum Reefen aufhisteten, mischte sich schon das Brausen des Sturmes, und die Segel schlugen dabei an den von dem Brassen gelösten Raaen, als ob sie der kommenden Windsbraut ängstlich entfliehen und hinaus ins Weite wollten.

Hier zeigte sich jetzt besonders der Nachtheil einer zu schwachen Bemannung — sämmtliche Mannschaft wurde gebraucht ein einziges Segel zu reefen — und waren auf dem großen Schiff selbst kaum damit genug dazu. Ehe sie dann auch das Bermarssegel fest bringen konnten, brauste der Sturm heran, riß das große Marssegel mit einem Schlag wie aus einer Kanone geschossen, von einander, und in der nächsten Secunde zerfetzten schon die Streifen davon um die Raaen; der Capitän stampfte ingrimmig mit dem Fuß.

„Soll ich Hans lieber losbinden, daß er mit hilft?„ sagte der erste Mate zum Capitän, und mit ihm er allein auf dem Verdeck stand — der zweite Mate war mit oben auf der Marsraae.

„Verdammt — nein,“ rief aber dieser — „ich traue dem Burschen nicht, und er soll, bei Gott, nicht fagen, daß er oder das Wetter mir seine Strafe abgetrotzt hätten. Das Segel ist auch noch einmal beim Teufel, und mit dem anderen werden sie schon fertig werden. So wie der Zimmermann herunterkommt, soll er ihm seinen Theil auslegen und dann wieder marsch hinunter in sein Loch Wenn er so wortbrüchige Gedanken hat, wollen wir den Bock recht tüchtig aus der Falle herausfüttern.“

Der Wind, der indessen eher an Stärke zugenommen als nachgelassen hatte, war erst ganz nach Westen herumgegangen, und bis die Leute mit Reefen fertig waren, neigte er sich sogar so weit gegen WSW, daß der Capitän, der in den letzten beiden Tagen keine Observation bekommen — und die Nacht vor der Thür sah, der Nähe der Riffe nicht mehr traute, und hieder gleich zu wenden befahl.

Jetzt war aber der Augenblick wirklich im Weg, und da der Capitän auch wohl einsehen mochte, daß unter den jetzigen Umständen und während der Sturm über die aufgereckten Wogen heulte, die Vollziehung der Strafe unter den Leuten weit eher einen böfen Eindruck machen, als sie vor ähnlichen Vergehungen zurückschrecken würde, befahl er dem jetzt wieder an Deck gekommenen zweiten Mate ihn abzubinden und nach unten zu führen — „bis das Wetter besser geworden wäre.“

Der Mate, ein gutherziger Bursche, hatte wohl kaum je einen Befehl seines Oberen mit größerer Freudigkeit befolgt als eben diesen; er sprang rasch nach unten, warf ihm sein Hemd wieder über und Flieg mit ihm die Luke hinunter.

„Es kann sich alles machen, Hans,“ sagte er ihm hier freundlich, als er ihn in sein kleines Behältniß wieder eingebracht hatte — „Zeit gewonnen alles gewonnen, und wenn wir morgen glücklich in die Nähe einlaufen, denkt der Alte vielleicht gar nicht mehr an die ganze Geschichte.“

„Ich Dank Euch, für Euren freundlichen Wunsch, Mate,“ sagte der Gefangene düster und warf sich auf seine Matratze die ihm Jean heute, allerdings gegen des Capitäns Befehl, zu verschaffen gewußt hatte. Der Mate hatte auch nicht lange Zeit, denn von oben wiederholte schon das Schreien und Heulen der Matrosen, die an den Schoten und Brassen rissen, das Schiff auf den anderen Bug zu legen und er sprang rasch die Leiter wieder hinauf.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Die mystische Heilung. Neuerlich berichteten die Zeitungen von einem wunderlichen Arzte in Belgien, der durch eine Art Mesmerismus zu heilen scheine. Die Sache schrint um sich zu greifen, denn die Blätter (Journ. du Comm. d'Anvers. 10 Juliius) erwähnen eines ähnlichen höchst auffallenden Falls einer Heilung heftiger Gichtschmerzen nicht durch den sonst bekannten Wundermann, sondern durch einen gewöhnlichen sämischen Landmann.

Die Traubenkrankheit soll sich in der Umgegend von Gent in einem Glashaus mit solcher Heftigkeit gezeigt haben, daß die faul reifen Trauben in wenigen Stunden ganz verdorben waren. (Journ. du Comm. d'Anvers. 10 Juliius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 169. 15 Julius 1852.

Das Christenthum auf Madagascar.

Das neueste Heft (Julius) der Revue del' Orient enthält eine Mittheilung des apostolischen Präfecten von Madagascar, Nameus Louis Jouen, über die dortigen Aussichten des Christenthums und der Mission. Die Mittheilung ist noch vor dem Tode der Königin Ranavalona Manjaka abgefaßt, welche thatsächlich die Christenverfolgungen geleitet hatte, und dennoch spricht er lebhafte Hoffnungen für das Gelingen der Mission aus, und es hatte sich einer der Missionäre noch vor dem Tode der Königin in das Land der Hovas gewagt, was nicht ohne die bestimmte Aussicht auf Schutz von Seite der dortigen Christen, und namentlich des Thronerben, der dem Christenthum geneigt seyn soll, geschehen konnte. Ranavalona Manjaka, eine Messaline, mag allerdings auf Anstiften der heidnischen Priester im Haß gegen die Missionäre gehandelt haben, der Hauptgrund der Eifersucht gegen sie ist aber die Stellung der Hovas auf der Insel. Diese, ein vergleichsweise nicht sehr zahlreicher, ihrer Abkunft nach malayischer Stamm, haben die übrigen Stämme der Insel, die einen Negercharakter an sich tragen, unterjocht, und halten sie in Unterwürfigkeit, so weit nicht fremder Einfluß die unterworfenen Stämme gegen die Hovas unterstützt. Indeß haben die Missionäre doch schon auf einigen Punkten Eingang gefunden, namentlich wo französische Besatzungen stehen, wie zu St. Marie de Madagascar und auf Nossi Bé; sie haben an beiden Orten Schulen errichtet, wo die Knaben nicht bloß im Lesen und der Religion, sondern auch in Handwerken und in Ackerbau unterrichtet werden, und diese Schulen scheinen allmählich ihres moralischen Eindrucks auch auf die ältern Personen nicht zu verfehlen. Auffallend ist, daß Hr. Jouen das feindselige Verhältniß der Hovas zu den übrigen Stämmen der Insel gar nicht berührt, obgleich es ihm nicht unbekannt seyn kann und am meisten geeignet ist alle Bemühungen der Missionäre trotz einzelner Fortschritte zu vereiteln. Die Frage über das Christenthum wird dadurch nothwendig in die Stammesstreitigkeiten hineingezogen, und was noch schlimmer ist, so scheinen gar Streitigkeiten zwischen protestantischen und katholischen Missionären dazu zu kommen. Hr. Jouen gibt positiv, obgleich ohne weitere Angabe der Gründe, an, es seyen durch einen englischen Capitän Briefe an die Königin Ranavalona Manjaka geschickt worden, die man den anglikanischen Geistlichen zuschreibe, und welche Drohungen und Beleidigungen gegen die französischen Missionäre enthielten. So scheint denn auch hier, wie auf einigen Südsee-Inseln der Streit zwischen England und Frankreich unter der Maske der katholischen und protestantischen Missionäre geführt zu werden, nicht nur zur schlechten Erbauung der Völker, die man bekehren will, sondern auch zu deren dauerndem Nachtheil, indem man ein Element des Kampfes hineinwirft, das sie durchaus nicht bewältigen können. Wahrscheinlich wird aber die Folge seyn, daß keiner von beiden Theilen sich definitiv auf dieser großen, aber auch in ihren Niederungen höchst ungesunden Insel festsetzt.

Reisen in der europäischen Türkei.

Wanderungen durch Oberalbanien nach Macedonien.

(Schluß.)

Während unserer Ausflüge in diesen Bergen hörten wir allenthalben klägliche Berichte über die Raubzüge der Montenegriner; in den letzten Jahren hat namentlich der Theil Albaniens in der Nähe von Scutari gelitten. In der Herzegowina, wo die Bewohner Slaven sind, und meistens sich zur griechischen Kirche bekennen, ist das Gebiet des Wladika durch ganze Districte vergrößert worden. Hier, wo die Berge hinreichend hoch sind, um einigermaaßen eine Gränze zu bilden, führen die Bewohner, Arnauten und Montenegriner, einen unablässigen Raubkrieg gegen einander; manchmal wird zwar ein Waffenstillstand geschlossen, da aber die geringste Herausforderung hinreicht, eine Erneuerung der Feindseligkeiten herbeizuführen, so leben beide in fortdauernder Furcht vor einander.

Von der kleinen Alpenstadt Gusini aus verfolgen wir das trockene Bett eines Wildbaches, über dem der Berg Kutsch sich erhob, eine vollkommene Felsenmauer, welche hier die natürliche Gränze zwischen den unabhängigen Montenegrinern und den Arnauten Oberalbaniens bildet. Nach halbstündigem Ritt kamen wir auf der Felsenspalte heraus, und eine höchst interessante und romantische Scene lag vor uns. Hier entfalteten sich die zackigen Höhen des Kutsch neben denen seines riesenhafteren Nachbars Kom, des Königs der Berge in der europäischen Türkei, in aller ihrer Pracht, die Strahlen der Morgensonne vergoldeten die höchsten Gipfel und erhellten die Massen ewigen Eises, die in den Spalten erglänzten, während auf der einen Seite das Arnautenlager, auf der andern das ihrer Todfeinde, der Kutschi, die Scene belebte. Sie lagen um die flackernden Feuer, und kochten ihr Morgenmahl ohne auf Gefahr zu achten, obgleich sie fast nur auf Gewehrschußweite von einander entfernt standen, und aller Wahrscheinlichkeit die Feindseligkeiten noch an demselben Tage beginnen mußten.

Wir tranken eine Tasse Kaffee und rauchten eine Pfeife mit dem Bulluk Baschi der Arnauten, ritten dann an den Plava-See hinab, und längs den romantischen Ufern desselben hin bis zu

den düstern Engpaß der Strecka Gora, welche den Berg Halla von dem Berge Veslen trennt; hier mußten wir mühsam das Steinbett eines Bergwassers hinaufsteigen, neben welchem die Felsen sich bis zu einer Höhe von mehreren tausend Fuß erheben; das Land war öde, doch nicht ganz unfruchtbar, denn häufig fanden wir romantische Thälchen, sonnige Abhänge, hübsche, bis höchsten Anbaues fähige Flächen, Fichtenwälder und Weidegründe in einer Höhe von 5 — 6000 Fuß. Dieser wilde Bergdistrict besteht hauptsächlich aus Kalkfelsen und ist von einigen harmlosen Stämmen serbischer Rajahs bewohnt, die mit ihren Nachbarn, den Arnauten, gar keinen Verkehr unterhalten sollen, und wenn die türkischen Behörden den Haratsch einfordern wollen, mit ihren Heerden in weiten Höhlen verschwinden, so daß das Land als eine Oede liegen bleibe. Sey dem, wie ihm wolle, wir bemerkten kein menschliches Wesen, noch die Spur eines solchen, bis wir zu einem Han an den Ufern der Bistrika kamen, eines Bergwassers, das uns durch einen furchtbaren Paß nach der Stadt Ipek brachte, die in einer weiten muldenartigen Ebene, umgeben von steilen Felsketten, angenehm gelegen ist; mehrere Flüsse und Wildbäche, worunter der albanische Drin und der Deritschani die bedeutendsten, bewässern die Ebene.

Ipek, das alte Pecaria, der Sitz eines Pascha, ist noch eine bedeutende Stadt, mit etwa 500 Häusern und vier oder fünf Moscheen. Wir fanden in dem Pascha einen alten kranken Mann, den die Arnautenhäuptlinge kürzlich zum Zeichen ihrer Unterwerfung unter die Pforte gewählt hatten. Der eigenthümliche Charakter des umliegenden, so leicht zu vertheidigenden Landes und das nahe Beispiel der unabhängigen Stämme von Montenegro und Oberalbanien reizen die Bewohner dieses Paschaliks zu häufigen Aufständen, namentlich gegen die Conscription und die allgemeinen Steuern. Jeder Stamm und jede Gemeinde regiert sich selbst, hat selbst gewählte Häuptlinge und je nach ihrer Anzahl und der Stellung in den Gebirgen geborchen oder widersetzen sie sich den Behörden. Die Mehrzahl der Bewohner von Ipek und des Paschaliks überhaupt sind serbische Rajahs, ein tapferes, entschlossenes Volk, das sich längst mit seinen Stamm- oder Religionsgenossen, den Montenegrinern, vereinigt hätte, würden sie nicht durch ihre unter ihnen wohnenden mohammedanischen Herren, die kriegerischen Arnauten, in Unterwürfigkeit gehalten.

Während meine Freunde mit dem Pascha politische Angelegenheiten besprachen, besuchte ich eine in geringer Entfernung von Ipek gelegene höchst interessante Kirche und Kloster. Die Kirche ist ganz aus rothem und weißem Marmor gebaut, und der Sage nach soll sie ihre Erhaltung dem Schwur verdanken, den einer der ältern Sultane seiner Lieblingsfrau, einer serbischen Fürstin, leistete, deren Vorfahr, Uroch III, König von Serbien, hier begraben liegt. In diesem Falle wenigstens haben die Sultane die Verordnung ihres Vorfahren nicht verletzt, denn die Kirche ist ganz erträglich in Stand gehalten, und wird von den mohammedanischen, wie christlichen Einwohnern doch verehrt. Mein Cicerone, ein Kaloyer des Klosters, sagte mir, mehrere andere Kirchen lägen in den benachbarten Bergen unter dem Schutze der Uskoken, deren Daseyn nicht einmal den Osmanlis bekannt sey. Diese Behauptung könnte unglaublich erscheinen, wüßten wir nicht, daß in diesem sonderbaren Lande einzelne Bergdistricte sind, in welche die Türken nie einzudringen wagten.

Zwischen Ipek und Prisren zogen wir an einem Theile der Bergkette hin, die von den Mirditen und Malasoren bewohnt ist, zu deren Sitzen man nur durch eine furchtbare Schlucht, in welcher der Drin läuft, gelangen kann; für eine feindliche Armee wäre dieß ein höchst schwieriger und gefährlicher Weg. Und die Versuche, diese tapfern Bergstämme zu unterjochen, haben auch den Osmanlis schon Tausende ihrer tapferstenKrieger gekostet. Zu Dschakowa, etwa halbwegs zwischen Ipek und Prisren, wo wir die Nacht über blieben, hatten wir von den Höhen eine herrliche Aussicht über das schöne Thal, das dieser kleinen Stadt den Namen gibt. Von hier zogen wir, begleitet von einer Schaar Bergbewohner, durch ein düsteres Defile ins Innere der Berge, bis wir zu dem von Malasoren bewohnten Dorfe Beruschi kamen, wo Well Bey mit mehrern ihrer einflußreichsten Häuptlinge eine Berathung pflog. Als wir von diesem Dorfe nach Prisren aufbrachen, durchzogen wir einige der wildesten Districte Oberalbaniens, eine Reihe furchtbarer Abstürze und vorspringender Felsen, mit kaum genügendem Raum für eine Gemse, um mit Sicherheit aufzutreten. Bald mußten wir uns durch das Bett eines vertrockneten Wildbachs hinaufarbeiten, bald durch dichtes Dornengebüsch, das unsere Kleider in Fetzen zerriß, und auch auf unsern Körpern manche nicht verlöschende Mementos zurückließ, und als ob an diesen Qualen noch nicht genug wäre, wurden wir auch durch ein Heer von Hornissen verfolgt, die uns und unsere armen ermatteten Pferde entsetzlich peinigten. Endlich betraten wir einen wüsten Wald, wo ausgebrannte Stellen und verkohlte, bald von jungen Schößlingen überdeckte Baumstämme einen um so trübseligern Anblick boten, als man und sagte, daß er oft und auch neulich wieder der Schauplatz von Kampf und Blutvergießen gewesen sey. An Stellen, wo der Wind frei einstreichen kann, sahen wir oft Baumstämme abgesprengt und ganze Strecken wie ein Vinsengebück niedergebogen, denn die Gewalt des Sturms in diesen Alpendistricten Oberalbaniens ist so groß, daß nichts ihrer Wuth widerstehen kann. In unserer jetzigen Lage wäre uns selbst ein Tornado willkommen gewesen, wenn er uns nur von unsern Peinigern, den Insecten, befreit hätte, aber ach! die Luft war vollkommen still, während die senkrechte Sonne wie ein Feuerball ihre Strahlen auf die dürren Kalkfelsen, die sich über uns auftürmten, niederschoß, bis die Hitze fast unerträglich wurde. Erschöpft und unsere matten Rosse nachschleppend kamen wir nur langsam vorwärts, als glücklicherweise gegen Abend ein Blick auf die wie ein Silberfaden durch die Ebene sich schlängelnde Marijka uns baldige Erlösung von unsern Leiden versprach. Bald darauf erblickten wir Prisren mit seinem weißen Schloß, seinen hübschen Minarets, seinen schwellenden Domen, die zusammen ein für einen müden Reisenden unvergeßliches Gemälde boten. Dieser willkommene Anblick entlockte meinen Gefährten einen lauten, tumultuarischen Ausbruch der Freude, und selbst unsere Rosse schienen zu merken, daß Nahrung und Ruhe nahe seyen, denn sie eilten, eine Wüste ohne gegnügendes Gras für ihren Hunger und ohne einen Bach zur Stillung ihres Durstes hinter sich zu bekommen.

Prisren, der Sitz eines Pascha, hat etwa 10 bis 12.000 Einwohner und mehrere schöne Moscheen, die Bevölkerung ist ziemlich gleich getheilt zwischen Arnauten und serbischen Rajahs von griechischem Ritus; außerdem finden sich hier Juden, Armenier und griechische Kaufleute, etwa 300 an der Zahl, angesiedelt. Die Chefsten jeder Classe wohnen in verschiedenen Quartieren der Stadt, die Arnauten sind Moslems, und einige, die im Innern des Landes Lehen besitzen, sollen reich seyn; darf man nach den kostbaren Waaren im Bazar, den wohlversehenen Märkten, der Masse zum Verkauf ausgestellten Fleisches und der Zahl von Speise- und Kaffeehäusern schließen, die stets mit wohlgekleideten Männern angefüllt sind, so sind die Bewohner

reichlich mit Mitteln ausgerüstet, um sich nicht nur die Nothwendigkeiten, sondern auch die Luxusgegenstände des Lebens zu verschaffen. Die Arnauten wohnen, wie die Rajahs, in ihrem besondern Quartier; hier finden sich die besten Speise- und Kaffeehäuser, und als Waffenschmiede sind die Arnauten von Prisren, namentlich in der Fabrikation von Gewehren und Pistolen, in der ganzen europäischen Türkei berühmt.

Unter den öffentlichen Gebäuden der Stadt ist das auf einem Felsen thronende und die Stadt beherrschende Schloß sehr malerisch und imposant; es wurde ursprünglich von den Römern erbaut, später ausgebessert und in eine Residenz der Krals von Serbien umgewandelt, die Türken haben Casernen für den Nizam und kleine Moscheen hinzugefügt. Die alte Kathedrale Sveta Petka, von dem in der Geschichte Serbiens wegen seiner Freigebigkeit gegen die Kirche so berühmten Nomania, Kral von Serbien, gegründet, ist ein schönes Gebäude, eine der wenigen Kirchen, die dem Vandalismus der Türken entging, und zeugt für den Reichthum und die Civilisation der Serben, ehe sie das Unglück hatten, unter die Herrschaft der Osmanli zu fallen. Sie gründeten volkreiche Städte mit Citadellen, Schlössern und Bädern, errichteten zur Vertheidigung des Landes, Kirchen, Brücken, Bazare und Hans, aber alles ist zerstört oder gänzlich dem Verfall anheimgegeben. Die serbische Kathedrale hätte wahrscheinlich dasselbe Schicksal getheilt, hätte nicht der Eroberer Amurath II sie, wie mehrere andere, in eine Moschee verwandelt; ihre Form ist die des griechischen Kreuzes, und wie bei serbischen Bauten gewöhnlich, steht man abwechselnd Lagen von Stein und Backsteinen; aus dem Basrelief einer alten griechischen Sculptur, das noch den Haupteingang ziert, erkennt man, daß das Gebäude selbst auf den Ruinen eines heidnischen Tempels aufgeführt wurde.

Prisren, das alte Prizevorea, soll von Philipp dem Macedonier gegründet worden seyn; später wurde es eine der Hauptstationen der Römer. In dem Defilé des Dibrik, das in die Mirditen-Berge hinein führt, steht man noch die Spuren einer gepflasterten Straße und einer andern, die über Novi Bazar nach Bosnien führt, aber so mit Gras überwachsen ist und von den Bergflammen in ihren Kriegen mit den Türken so mannichfach zerstört wurde, daß sie nur noch an einzelnen Stellen sichtbar ist. Vielleicht der interessante Ueberrest des Unternehmungsgeistes der Römer in diesen Provinzen ist die gepflasterte Straße über den Berg Kutsch nach Montenegro in einer Höhe von 6000'; man findet Spuren davon in der Nähe von Gueni und erkennt daraus die Wichtigkeit, welche die Römer dem Besitz dieser Bergdistricte beilegten. Die Straße über den Berg Kutsch wurde von den unermüdlichen Montenegrinern gänzlich zerstört, um einen Besuch von ihren alten Feinden, den Osmanlis, zu hindern; sie führte mitten durch ihr Bergland nach der Stadt und dem Palaste Diocletians, deren weite Trümmer noch in der Nähe der kleinen Stadt und Feste Podgoritza zu sehen sind; ein großer Theil der Mauern ist selbst jetzt noch erträglich erhalten, und man kann deutlich den Palast des Kaisers und mehrere andere öffentliche Gebäude mit ihren zerbrochenen Marmorsäulen und lateinischen Inschriften unterscheiden.

Prisren mit seiner schlossartigen Citadelle muß vor der Erfindung der Kanonen ein Punkt von großer militärischer Wichtigkeit gewesen seyn; da letztere aber von benachbarten Höhen beherrscht ist, so könnte sie jetzt den Angriff einer Armee nicht aushalten; der drohende Anblick der Kanonen und das imposante Aeußere halten aber die benachbarten arnautischen Bergflämme, die entschlossensten Feinde der türkischen Reform, in Respect. Vor einigen Jahren belagerten sie die Stadt, aber alle Bemühungen die Citadelle in Besitz zu nehmen, schlugen fehl, da die arnautischen Gewehre nichts gegen steinerne Mauern ausrichteten; doch zwangen sie den Pascha, einen Theil ihrer Landsleute herauszugeben, die mit Gewalt aus ihren Dörfern fortgeschleppt worden waren, um in der Nizam-Armee zu dienen.

So schön und malerisch sich Prisren aus der Ferne ausnimmt, da es in amphitheatralischer Form aus dem Matrikathal nach der Citadelle hinauf sich erhebt, so verschwindet doch der Reiz, sobald man in die engen schlechtgepflasterten Straßen mit ihren aus Lehm oder Luftziegeln erbauten Häusern hineintritt. Sie ist indeß gut mit Wasser versehen, allenthalben trifft man Brunnen, deren Wasser nach dem Fluß hinabläuft, und die Straßen rein und die Luft kühl erhält; daher ist Prisren eine der gesündesten Städte in der europäischen Türkei. Es ist der Sitz eines griechischen, von der Pforte ernannten Erzbischofs, zu dessen Unterhalt den griechischen Christen der Diöcese eine Steuer auferlegt ist, der ehemalige bischöfliche Palast aber, das schönste Gebäude in der Stadt, wurde seit der türkischen Eroberung in den Konak des türkischen Pascha umgewandelt. Auch findet sich hier einer der größten und bequemsten Hans in der europäischen Türkei, den Bazar, der letzte Serbenkral, soll haben soll. Es ist ein viereckiges Gebäude, das einen Hofraum einschließt, und durch ein maassives Holzthor verwahrt ist; unten sind die Waarenlager und Ställe, oben die Schlafzimmer für Reisende, die sich nach einem Corridor öffnen, welcher, wie in einem Kloster, um das Gebäude herumläuft. Jedes Zimmer hat eine Binfenmatte, ein Strohpolster, einen Waserkrug und ist mit Schloß und Riegel versehen.

Während der wenigen Tage, die ich zu Prisren blieb, herrschte eine große Aufregung unter den Einwohnern; außer den politischen Nachrichten, welche Weli Bey überbrachte, waren die beunruhigendsten Berichte über einen Aufstand in Mittelalbanien verbreitet. Die Aufregung und Hast der sonst so ernsten und gesetzten Moslems war höchst amusant, die Kaffeehäuser waren angefüllt mit Politikern, welche die Tagesereignisse mit einer Leidenschaft und einem Nachdruck besprachen, als wären sie Franzosen gewesen. Alle Waffenschmiede in der Stadt hatten volle Arbeit, die rostigen Kanonen wurden in Ordnung gebracht, Maurer und Zimmerleute besserten emsig die alten Breschen in den Mauern aus, und stellten die spanischen Reiter her, welche den Varosch umgeben, einen der interessantesten Anblicke aber boten die zahlreichen Schaaren friedlicher, furchtsamer Arnauten mit ihren kleinen Häuptlingen und die Rajahs mit ihren Chodschi-Bajchis, welche aus den benachbarten Dörfern nach der Stadt eilten, um Schutz unter den Kanonen der Citadelle zu suchen; Esel und Mauthiere zogen ihrer beladen mit Kindern und werthvollem Hausrath herbei: es war für einen Reisenden aus Europa ein ganz neues Schauspiel und höchst charakteristisch für den gesetzlosen Zustand der Gesellschaft in diesen Ländern und die Unsicherheit von Eigenthum und Leben, wenn ein plötzlicher Ausbruch der trotzigen Bewohner der benachbarten Gebirge erwartet wurde, namentlich zu einer Zeit, wie diese, wo die Conscription mit Gewalt eingeführt werden sollte.

Ich trennte mich hier zu Prisren von meinem Freund Weli Bey, und fand meinen Kiradschi Georgy, der mit seinen Pferden in vortrefflichem Stand meiner Ankunft in Prisren gewartet hatte; dieß war ein Glück für mich, denn mein eigenes Pferd litt durch die Reibung des Sattels, abgesehen von andern Uebeln an einem wunden Rücken, der es ihm unmöglich machte, die

Reise fortzusetzen; ich war deßhalb froh, einen Käufer an einem Zeugener zu finden, welche in diesem Lande, neben andern Gewerben dieses ireuden Stammes, auch das von Roßtäuschern und Frachtführern anüben und manche werthvolle Kenntniße in der Veterinärkunst besitzen sollen.

Aus dem Matrosenleben.

2. Die unterbrochene Execution.

(Schluß.)

Als an Deck alles klar war, die nicht durchaus nöthigsten Segel gebergen, die Raaen scharf angebraßt standen, lief das Schiff wieder nach Süden zurück — Südsüd lag auf dem Compaß an, aber ein paar Striche trieb es doch noch immer nach Westen hinüber, so daß es vielleicht einen SSO.Steuer steuerte. Unter der Zeit war es aber auch vollkommen dunkel geworden, und der Capitän saß in der Cajüte und trank, theils aus Aerger über das schlechte Wetter, theils über die vereitelte Execution an dem Deutschen, von dessen schwerer Faust ihm das Zeichen noch immer auf der Stirn brannte, ein Glas Grog über das andere. Der erste Mate der die Wache auf Deck hatte, ging ab und zu — die Karte der Terreestraße lag auf dem Tisch mit Circeln und Parallel-Lineal, und es schien ihm nichts weniger als angenehm, daß sich der Capitän heute gerade um seinen Verband setz.

„Um zwölf wollen wir wieder über den andern Bug gehen," sagte endlich der Capitän Olbutt, der in der einen Sophaecke lehnte, und das rechte Bein zu sich heraufgezogen hatte — „damit it." wir düsen nicht so weit von der Straße abkanfen, wir haben sonst morgen Abend wieder der dieselbe Geschichte.

„Um zwölf möchte wohl ein wenig früh seyn, Capitän," meinte der Steuermann — „ich war noch vor Dunkelwerden oben, und wenn ich's auch nicht gerade bestimmt behaupten will, so war mir's doch als ob ich im Westen Land gesehen hätte — die Strömung setzt und hier sehr stark nach den Riffen hinein, und es wäre eine fatale Geschichte, wenn wir im Dunkeln drauf liefen."

„Unsinn," brummte der Capitän und füllte sich aufs neue sein Glas — „wenn's Tag wird, werden wir gerade in der rechten Entfernung seyn die Mitag die Einfahrt machen zu können, und dann soll auch der Bursche, der Hans, seine Labung haben — damn him."

„Capitän Olbutt," sagte der Mate ruhig — „ich würde die Sache seyn lassen, bis wir durch die Terreestraße sind — es ist nicht gut spaß dose Blut unter der Mannschaft machen, und nachher, wenn Ihr Euch nicht anders besonnen habt, könnt Ihr ja immer noch thun was Ihr wollt — er läuft uns in der Zeit wahrhaftig nicht weg, und da unten in Eisen liegen ist auch eben kein Spaß."

„Papperlapapp!" rief der Capitän ärgerlich aufsahrend — „glaubt Ihr ich soll vor meiner Mannschaft mit zerschlagenem Gesichte herumlaufen und den Schuft nicht gezüchtigt haben, der es gewagt hat Hand an mich zu legen? Pest und Gift, und hinter dem Burschen steckt auch noch mehr — ich habe ihn damals quer sehen von Sydney mit fortgenommen, und er sprach kaß kein Wort englisch, und gestern Abend, Gott verdamme mich, ging's ihm vom Maule als ob er in seinem ganzen Leben keine andere Sprache gesprochen. Hier an Bord kann er das in der kurzen Zeit nicht so gelernt haben, also hat er sich vorher verrathen und da sitzt ein Hafen dahinter. Es sollte mich nicht so viel wundern, wenn er irgend ein durchgebrannter Verbrecher von Neusüdwales oder Vandiemensland wäre — ich wollte, ich hätte früher eine Ahnung davon gehabt."

„Ja sein Englisch Sprechen ist mir auch gestern Abend aufgefallen," sagte der Mate, nachdenkend, „ich kann mir aber dabei nicht denken was er für eine Ursache haben sollte, seine Sprache zu verstellen."

„Und den ganzen Leib hat der Schuft voller Narben," fuhr der Capitän, wieder ein anderes Glas leerend und vor sich niederstierend, fort, „ich möchte nur wissen wo er die gekriegt hat — im ehrlichen Kriege wahrhaftig nicht, denn so alt ist er gar nicht irgend einen Krieg mitgemacht zu haben — verdammte Bestie — und dabei ist mir's immer als ob ich seine grauen Katzenaugen schon irgendwo einmal früher gesehen hätte."

„Er mußte dann mit in Indien gewesen seyn," meinte der Mate.

„Indien — geh" — sagte Olbutt — die Tätowirungen hat er auch nicht aus Indien, die sind aus der Südsee — wo sich der Schuft nur mag alles herumgetrieben haben."

Er schwatzte sich ein seliches Glas ein und ging dieses an während zusammengurühren, während der Mate, der das nicht länger mit ansehen mochte, die Cajüte verließ. Dem Capitän gingen aber indessen allerlei Dinge durch den Kopf — die Narben des Gefangenen gefielen ihm nicht — der Mann hatte schon mehr erlebt als er wieder erzählen mochte, und war allerdings im Stande seine Drohung auszuführen.

„Hol ihn der Teufel," brummte er endlich vor sich hin — „er soll nicht sagen können, daß er Bill Olbutt erst geschlagen und nachher ins Bockshorn gejagt hat — morgen früh, wenn wir gesund bleiben, soll er seine fünfzig — Narben oder keine Narben — richtig aufgezählt kriegen — wart Canaille, ich will die das Fell noch einmal übergerben und nachher kann es sehen wie er sein Wort hält, wenn er unten in Eisen feumm liegt — verdammte meuterische Hundeseele." Ohne daß etwas besonderes vorgefallen wäre kam 12 über heran.

Timor schützte seinen Heren und er that im Anfang wirklich was er thun konnte ihn nur munter zu kriegen, kann sprang beiseite aber auch mit beiden Füßen zugleich empor, zog sich die Nagen und sah nach dem über ihm hangenden Gewehr. Fünf Minuten blieb er noch etwa, wie in tiefe Gedanken versunken, auf dem Sopha sitzen — er besann sich wahrscheinlich, was in den letzten Stunden mit ihm vorgegangen, und erst jetzt, mit einem plötzlichen „Ja so" — stand er auf, sah nach der Kanne, die er jedoch leer fand, und stieg, darüber auch eben nicht ganz zufrieden, an Deck hinauf.

Der Wind wehte noch aus demselben Quartier, die See ging doch und hohl, und es war eine häßliche Nacht — der erste Mate kam eben an Deck und zog sich, schon eben, seinen dicken Rock an. den er seit unter dem Hasse zuknöpfte.

„Guten Morgen, Capitän," sagte er, als er an diesem vorübergina — „noch immer um nichts besser — da hinten sieht's noch häßlich aus."

„Guten Morgen, Mr. Black — nun ich denke mit Sonnenaufgang sollen wir wieder klar Wetter bekommen, die Luft sieht da drüben schon besser aus — sind die Leute an Deck — he Bill, wantzie er sich zu dem Mann der eben vom Ruder abgelöst war — geht noch nicht zu Koje, wir wollen wenden.

Das Manöver, das auf vollkommen bemannten Schiffen nicht viele Minuten dauern darf, erforderte, mit der schwachen Mannschaft, die alles wieder in der gehörigen Ordnung war, fast eine halbe Stunde, und der Vorad nahm, gegen die schwere See an, eine Masse Wasser über Bord.

„Capitän Olbutt," sagte der Mate als die letzten Brassen angeholt waren und das Schiff wieder, mit etwa drei Meilen Fahrt, langsam gegen die Wogen ankämpfte — „ich glaube wahrhaftig nicht, daß wir bis vier Uhr über diesen Bug liegen dürfen, unserer Berechnung nach sind wir allerdings noch über einen Grad von der Küste ab, wir haben aber in zwei vollen Tagen keine ordentliche Observation gehabt — und es ist eine verdammt gefährliche Küste."

„Kommen Sie mit herunter, wir wollen einmal auf der Karte ablegen," sagte Capitän Olbutt, und stieg voran die Treppe hinunter. Ihrer Berechnung nach waren sie allerdings noch weit genug von der Küste entfernt, und mit dem geringen Fortgang, den das Schiff machte, ließ sich eben nichts besonderes auf die wenigen Stunden fürchten; der Mate schüttelte aber doch mit dem Kopf und meinte, sicher sey jedenfalls sicher.

„Gut, kann wecken Sie mich um zwei Uhr," brummte der Capitän und legte sich wieder aufs Sopha, dort die anberthalb Stunden zu verbringen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 170. 16 Julius 1832.

Das Land zwischen Aegypten und Abyssinien.

So viele Europäer auch schon durch dieß Land gereist sind, so wenig wissen wir doch näheres über seine Völker; die meisten Reisenden verkehrten nur mit türkisch- und arabischredenden Personen; an erstere mußten sie sich wenden, weil sie allein die nöthige Unterstützung an Regierungshülfe gewähren konnten, das Arabische aber ist theils durch die in älterer Zeit eingedrungenen Araber, theils durch die unter Mehemed Ali hereingekommenen Aegyptier die vornehmere Umgangssprache geworden. Selten waren ethnologische Studien im engeren Sinne der Zweck der Reisenden, noch seltener standen diesen die nöthigen philologischen Kenntnisse zu Gebote, um die Nachrichten, die ihnen zukamen, gehörig zu würdigen. Wir haben gerade vor einem Jahre (s. Nr. 170 ff.) aus Werne's Schrift „der Feldzug von Sennaar nach Taka, Basa und Beni Amer" ziemlich mühsam die einzelnen Brocken herausgesucht, welche auf die Abstammung dieser mannichfach gemischten Völker einiges Licht werfen konnten, dabei aber durch die viel zu allgemeinen Angaben des keineswegs philologisch gebildeten Hrn. Werne verleitet, einen wie es schreint, falschen Schluß gezogen, den wir jetzt aus den kürzlich erschienenen „Briefen aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai" von Richard Lepsius verbessern können. Werne hatte überall nur zwischen „Arabisch" und „Aggem" unterschieden, welches letztere Wort im Arabischen bekanntlich nichtarabische Länder oder Leute bezeichnet; hiedurch verleitet glaubten wir, unter den allerdings verschieden lautenden „Aggems" sehen stets nur verschiedene Berber- oder Nubadialekte, untermischt mit Arabisch, zu verstehen. Dem ist nun keineswegs also, sondern in dem Gebiet zwischen den Gränzen Aegyptens und den abyssinischen Gebirgen hausen Stämme, die sich durch die Abkunft sehr wesentlich von einander unterscheiden; die Angaben eines Mannes wie Lepsius, so kurz sie seyn mögen, fallen schwer ins Gewicht und um so schwerer, als er von den wichtigsten Sprachen dieses Landes nicht nur die gewöhnlichen oft sehr verdächtigen Wörterbücher sammelte, sondern (s. p. 266 u. 414) auch Grammatiken derselben verfaßte. Abgesehen vom Arabischen, das sich wie ein bald mehr bald minder dichter Schleier über die andern redenden Völker hingebreitet, führt Lepsius drei Hauptsprachen auf, die sich völlig im Stamm unterscheiden: die eine ist die Nubasprache oder eigentlich die des Berbervolkes, denn das Wort Nuba, das sich auf den Landstrich unmittelbar südwärts von Aegypten übergetragen hat, bedeutet im Aegyptischen bekanntlich Gold, und bezeichnete also nicht ein besonderes Volk, sondern das südlich gelegene an Gold reiche Land; das Volk Berber (plur. barabra) genannt, soll, wie Lepsius (p. 251) meint, erst spät aus Südwesten in das Land eingewandert seyn; eine Grammatik und ein Wörterbuch dieser Sprache so wie eine Uebersetzung des Evangeliums Marci sind von Lepsius zum Druck vorbereitet, und wir werden also bald mit Zuverlässigkeit wissen, ob der Berberstamm im Süden Aegyptens mit den Berberstämmen im nördlichen Afrika zusammenhängt, was Lepsius (p. 172), wie wir weiter unten sehen werden, in Abrede stellt; ist die Ansicht, daß dieser Berberstamm erst spät aus Südwesten eingewandert sey, richtig, so möchte diese Einwanderung in die Zeit des arabischen Eroberungszugs fallen, welcher bald nach Mohammed über das rothe Meer nach Sanakin und längs dem Nordabhang der mittelafrikanischen Gebirge nach Westen ging; dadurch könnten am ehesten die Berberstämme aus ihren Wohnsitzen gegen Norden und Nordosten gedrängt worden seyn.

Die zweite Hauptsprache ist die Kungara der Neger von Darfur; das Daseyn derselben in der nordafrikanischen Ebene kann uns bei den ewigen Kämpfen der negerartigen Gebirgsvölker mit denen der Ebenen am wenigsten verwundern, desto mehr, was Lepsius über die Sprache der sogenannten Bischari-Araber (Bischariba) sagt (p. 266): „die wichtigste von diesen drei Sprachen ist die zuletzt genannte, weil sie sich als ein in grammatischer Beziehung reiches und durch seinen Standpunkt in der Entwicklung sehr merkwürdiges Glied des kaukasischen Sprachstammes ausweist. Sie wird von dem Volke gesprochen, von welchem ich nachweisen zu können glaube, daß es einst das Volk des blühenden Meroe war, und also vor allem den Anspruch hat, das äthiopische Volk im engern Sinne zu heißen." Hier stehen wir jedenfalls vor einem ethnographischen Räthsel, hinsichtlich dessen wir auch nicht eine Vermuthung wagen wollen, falls nicht Lepsius überhaupt auch die semitischen Völker dazu rechnet, wo aber dann der Ausdruck „kaukasisch" nicht sonderlich glücklich gewählt seyn dürfte. Ueber die Ausdehnung dieser Sprache läßt sich nur sagen, daß sie nordwärts und westwärts an die Berbersprache stoßen, und im Süden sich bis an, und vielleicht zum Theil in die Gebirge Abyssiniens hinein erstrecken muß, denn nicht nur die nordwärts in weiter Verzweigung wohnenden eigentlichen Bischari-Araber sprechen sie, sondern auch die Stämme des Landes Taka, worunter man hauptsächlich die Striche ostwärts vom Atbara (Atbaroa), versteht, scheinen sie zu reden; Lepsius (p. 211) „vermuthet, daß es dieselbe wie die der Bischari-Stämme ist," und Werne, ein philologisch unwissender, aber sehr wißbegieriger Mann, bemerkt (p. 230) in seiner obererwähnten Schrift: „diese Sprache hat die größte Aehnlichkeit mit der der Bischari und ist mithin sehr weit verbreitet, und alle Ursprache altägyptischer Feinde zu betrachten." Durchliest man, was Werne (p. 235 bis

238) von dem „gegen Osten auf den Bergen wohnenden wilden Völkern und Räubern bis Habesch hin“ sagt, die „ihr eigenes Aggem reden und Maguß (d. h. Heiden)“ sind, so kann man sich nicht der Vermuthung erwehren, daß sie mit den Völkern von Taka verwandt sind, und nur der Islam zwischen ihnen und den südlicher wohnenden eine Scheidewand gezogen hat. Wie weit diese Sprache noch im Westen reicht, wissen wir nicht, doch muß sie sich jedenfalls weit in das Land zwischen dem blauen und weißen Nil hinein erstreckt haben und vielleicht noch erstrecken.

Es wird noch geraume Zeit dauern, ehe man zu einer bestimmteren Ansicht über die Geschichte dieses langen Nilthals kommt. Wenn die Ansicht von Lepsius, daß die alten Blemmyer mit den jetzigen Bischarin ein und dasselbe Volk sind, richtig ist, wenn die Berber wirklich ein erst spät aus Südwesten eingewanderter Stamm sind, so müssen wir, da die Araber an sehr verschiedenen Punkten massenhaft dazwischen auftreten, [1] auf eine höchst verworrene Geschichte dieses Landes zurückschließen. Zwischen den Abadde-Arabern und den Bischarin, welche sich im Nordosten, [2] Osten und Süden an sie anschließen, herrscht sehr häufig eine Stammfehde, die auf alle Besitzverhältnisse der erobernden Völker einen um so stärkern Einfluß gehabt haben muß, als man die Hülfe dieser Stämme zum Fortkommen in der Wüste nicht entbehren kann, wie auch Lepsius erfahren hat, der trotz aller Fermans von Mehemed Ali lange sich keine Kamele verschaffen konnte, und fast im Begriff stand, seine ganze äthiopische Reise aufzugeben. Die Reise von Lepsius durch die Wüste von Korusko nach Abu Hammed, um den großen westlichen Nilbogen abzuschneiden, läßt sich auf den Karten — wenigstens auf der neuen Berghausschen — nicht verfolgen, die Namen der Ebenen und Gebirge, die er (p. 133 bis 136) aufführt, sind bis jetzt noch für die Geographie so gut wie nicht vorhanden, und das ganze Land von der Karawanenstraße ostwärts bis zum rothen Meere ist beinahe eine Terra incognita. Setzen wir das Gebiet der Abadde etwa bis zum Wed Olaki oder Elaki, welcher sich angeblich (s. p. 263) vom Nil bis zum rothen Meere erstreckt [3], und nach der bestimmten Aussage eines Bischari (s. p. 263) von Bischaris bewohnt ist, so fällt ohne allen Zweifel nicht die größere Hälfte, sondern fünf Sechstheile des Landes zwischen Aegypten, Nil und Habesch den Bischari — welche nach Lepsius die Bega oder Bedscha-Sprache (midab to Begawie) reden, und deren Land Ebkai heißen soll, anheim. In diesem Besitz sind sie wohl seit den alten Zeiten durch Arabersstämme etwas verkümmert aber gewiß wenig verdrängt worden, so daß wir also in ihnen jedenfalls ein altes eingebornes, wenigstens in uralten Zeiten schon eingewandertes Volk erkennen müssen, während die Abadeeh in geschlossenen Massen nur im südlichsten Theile Aegyptens und im nördlichsten des Nubalandes [4], versteckt sich immer auf der Ostseite gegen das Meer hin, hausen.

(Schluß folgt.)

[1] Kornsko z. B. mitten im Nuba- oder Berberlande ist (L. Lepsius p. 116), unter 22° 30′ gelegen, „ein ganz arabischer Ort. Die Barabra haben das ganze Nilthal von Assuan bis Dongola inne. Die Besitznahme von Kornsko durch die Abadde-Araber, welche die ganze östliche Wüste von Assuan bis Abu Hammed bewohnen, erklärt sich durch die lage dieses Orts als des Ausgangspunkts der großen Karawanenstraße, welche direct nach der Provinz Berber führt, und den großen westlichen Bogen des Nils abschneidet.“

[2] Es sagt wenigstens Lepsius, allein es erscheint sehr ungewiß.

[3] Auf der Berghausschen Karte ist in Bezug auf diese Angabe, die schon durch frühere geographische Werke klar, ein wohl angebrachtes Fragezeichen gesetzt.

[4] Indeß führt Lepsius (p. 150) noch ein Lager von Abadderu-Arabern südlich von Schendy auf; ob diese erst in neuerer Zeit dahin verpflanzt worden, sagt Lepsius nicht, doch ist es wahrscheinlich.

Ueber die Bedeutung der alten Kurgane in den südrussischen Steppen.

Trotz vielfacher Besprechungen und Untersuchungen ist man doch hinsichtlich dieser Kurgane, ihrer Geschichte und Bestimmung nach keinenwegs auf einen sonderlich grünen Zweig gekommen. Daß diese Kurgane, die sich in verschiedenen Formen durch das südliche Rußland und im Norden durch ganz Südsibirien hindurch bis ins Gebiet des Amurstroms erstrecken, nicht von Einem Volk herrühren, und nicht einerlei Bestimmung hatten, ist wohl an und für sich klar, die Meinungen sind aber noch immer sehr getrennt, und es bleibt nichts übrig als die Polemik historisch fortzuführen, um die Leser in den Stand zu setzen allmählich selbst ein Urtheil zu bilden. In der Nordischen Biene vom 18 Junius findet sich ein S. U. unterzeichneter Artikel als Antwort auf einen im Moskwitanin vom v. J. erschienenen, der unter dem Titel „Bemerkungen über die Kurgane im südlichen Theile des Gouv. Jenisseisk“ dieselbe in alle Gräber (mogila) und in Landzeichen (majak) getheilt hatte. Stepanow und andere hatten diese letztere Gattung, welche keine Begräbnißreste enthält, als eine Art Wegweiser bezeichnet, wodurch der Verband der kriegerischen Horden auf dem Zug gegen Westen den nachfolgenden oft weit entfernten Schaaren den Weg habe angezeigt werden wollen. Der Verfasser des Artikels in dem Moskwitanin verwirft diese Ansicht, und will den Kurganen eine religiöse Bedeutung zuschreiben, sie hätten als Piedestal für Götzenbilder, als Opferstätten u. dgl. gedient. Was das Volk betrifft, das sie errichtete, so schreibt der bezeichnete Verfasser die Errichtung dieser Kurgane den Tschuden zu, d. h. den Stammgenossen der jetzigen Ostjaken und Samojeden, oder mit andern Worten, den finnischen Stämmen. Hierüber macht nun der Verfasser des Artikels in der Nord. Biene folgende Bemerkungen.

Man muß allerdings zweierlei Kurgane unterscheiden: Grabkurgane oder Grabwürfe über Gräbern, und besondere Kurgane, die keine Gräber enthalten. Sie unterscheiden sich namentlich durch ihre Lage. Die Grabkurgane trifft man einzeln oder in Mehrzahl an Einem Orte, aber ohne Regelmäßigkeit in ihrer gegenseitigen Lage, nur sie zeigen keine durchgehende Verbindung mit benachbarten Kurganen, während die besondern Kurgane stets in einer gewissen Verbindung mit den ihnen zunächst liegenden stehen. Die in den südlichen Theilen des Gouv. Jenisseisk, namentlich im Kreise Minussinsk, in so großer Zahl sich findenden Kurgane gehören der ersten Classe an: es gibt hier sehr viele Thäler, welche mit Grabkurganen für einzelne oder Familien dicht übersäet sind; die Gräber sind stets umfeilt, gewissermaßen eingefriedet, mit Fließen von Thonschiefer, welcher das Gestein der benachbarten Berge ausmacht. Die Umwohner nennen sie Tschudengräber und graben aus denselben allerlei Metallgegenstände, als gerade Säbel, Messer, Dolche, Pfeilspitzen, Pferdegebisse, Steigbügel u. s. w. aus, fast alles aus rothem Kupfer. Einzelne solcher Gegenstände finden sich fast bei jedem der jetzigen (russischen) Landesbewohner. Während meines Aufenthalts im Dorfe Abakansk auf dem rechten Ufer des Jenisei im Kreise Minussinsk im J. 1843 wurde unter einer Menge solcher Gräber, welche im Thale hinter dem Dorfe lagen, in meiner Anwesenheit eines aufgegraben: in der Erde, in der Tiefe eines Klafters, fand man unter einer großen Steinfliese Stücke verfaulten Holzes, den Anzeigen nach Fichtenholz, ein kleines Messer und einen Nagel, beides von rothem Kupfer aber durch Grünspan beschädigt, und menschliche Knochen, augenscheinlich von einer Frau. Die Ge-

räthschaften, namentlich Waffen aus rothem Kupfer, beweisen, daß man damals das Eisen nicht kannte, und sie gehören deßhalb ins tiefe Alterthum. Die große Zahl der Gräber, die in den weiten Thälern gedrängt neben einander liegen, beweist, daß diese Orte lange Zeit hindurch großen, dauernd in diesem Lande wohnenden Stämmen als Begräbnißplatz dienten. Die Traditionen der Landesbewohner, daß diese Gräber dem Volke der Tschud gehörten, dienen als eine alte mündliche Ueberlieferung als bezeichnender Beweis der Ansicht, daß die Thäler um Minusinsk ursprünglich finnischen Stämmen, die in der Folgezeit gegen Norden gedrängt wurden, als Aufenthalt dienten. [1]

Besondere Kurgane kamen mir in dem Gouv. Jenisseisk nicht zu Gesicht, dagegen beobachtete ich sie wiederholt im neurussischen Lande im J. 1842, und halte sie wirklich für eine Art Wegweiser. Ich glaube, daß Siepanow Recht hat mit seiner Ansicht, daß die Steppenkurgane Landmarken bildeten, aufgeworfen zur Bezeichnung der Straßen, auf denen die kriegerischen Horden zogen; er hat aber den augenscheinlichen Beweis nicht angegeben, den die Kurgane selbst hinsichtlich ihrer Bestimmung als Landmarken oder Wegweiser durch ihre relative Lage an die Hand geben. Nachdem ich die Kurgane, wenn auch nur kurze Zeit auf einer Strecke von einigen hundert Werst beobachtet hatte, bemerkte ich in ihrer Stellung eine besondere Regelmäßigkeit, welche deutlich auf eine Verbindung derselben unter einander hinwies. Kurgane nennt man bekanntlich in den Steppen Erdhügel von drei bis fünf Klafter Höhe, die augenscheinlich von Menschen aufgeworfen wurden und in den Steppen sich in Menge finden.

Die ersten Kurgane auf meinem Wege von Moskau nach der Krim sah ich auf der ersten Station von Bjelgorod nach Charkow, und dann fand ich sie fortwährend in den Gouvernements Charkow, Poltawa, Jekaterinoslaw, dem Lande der donischen Kosaken, Tauris und Cherson. Da ich die Kurgane täglich sah, so bemerkte ich immer, daß sie je nach Einer Richtung hin stets in derselben Ordnung wie zu einem bestimmten Zweck, errichtet waren. Erstens kamen mir keine einzelnen Kurgane vor — wenigstens bemerkte ich keinen solchen — und stets liefen sie zu zwei, zu drei, zu vier, zu fünf bei einander fort, zu sechs sah ich keine; sie standen nicht in einem Haufen beisammen, sondern immer in Einer Reihe, wobei ein Kurgan größer als die andern war und die Mitte einnahm. Der größere Kurgan hatte fast allenthalben in der Mitte seines Gipfels eine Vertiefung, als wäre hier eine große Grube gewesen; in jeder solchen Reihe waren die sie bildenden Kurgane nach einer Richtung aufgeworfen, die einem Erdmeridian nahe kam, nämlich von Süden nach Norden. Zweitens läuft die Linie, der eine Kurganenreihe folgt, meistens von Osten nach Westen, und auf derselben Linie finden sich die Kurganenreihen fast in gleicher Entfernung von einander. Diese Entfernung beträgt etwa 100 Werst, so daß man einen freien Blick von einer Kurganenreihe zur andern hat; die Kurganenreihen stehen stets auf einer Höhe, nie in der Niederung. Drittens enthält jede Kurganenlinie nur gleichartige Reihen: wenn in Einer Linie nur zwei Kurgane sind, so finden sich auf der ganzen Linie in dieser Richtung immer nur zwei Kurgane, so weit ich wenigstens immer die Sache beobachtete; es gab allerdings auch Linien mit wechselnden Reihen, so daß eine Reihe von zwei Kurganen mit einer andern von drei u. s. w. wechselte, aber dieser Wechsel trat in einer bestimmten Ordnung, regelmäßig und nicht bunt durchmainder ein.

Auf diese von mir bemerkte Stellung und Einrichtung der Kurgane fußend glaube ich, daß sie im Alterthum allerdings errichtet wurden, um den Weg durch die Steppen zu zeigen, daß sie somit als Wegweiser dienten; die Verschiedenartigkeit der Kurganenreihen bezeichnete die Verschiedenheit der Wege, so daß man wissen konnte, welcher bestimmten Kurganenlinie man bei der Unternehmung eines Zugs zu folgen habe. Wenn man noch jetzt irgend einer Linie gleichartiger Kurganenreihen folgt, so geht der Weg gerade aus, und wendet sich nicht ordnungslos von einer Seite zur andern. Mir scheint, wenn man die Steppenkurgane auf einer Karte anmerkte, mit Bezeichnung der Linien gleichartiger Reihen und der Form der Kurgane in den Reihen, so würde die allgemeine Vergleichung ihrer Richtungen zu irgend einer Vermuthung oder einer Aufklärung der in der Geschichte der Völker erwähnten alten Ereignisse führen.

Bei einer solchen Anordnung konnten die Steppenkurgane keine religiöse Bedeutung haben, wie ihnen der Verfasser des oben bezeichneten Artikels zuschreibt. Die Bildsäulen, die man auf der Höhe einiger dieser Kurgane findet, und welche das gemeine Volk „steinerne Mütterchen“ (baba) nennt, lassen zwar einige Beziehung auf Religionsansichten vermuthen, man kann sie aber auch für gewöhnliche Darstellungen nehmen, da keine andern begleitenden Umstände eine solche ursprüngliche Bedeutung bestätigen. Wenn diese Bilder in ihrer Zeit auch wirklich eine religiöse Bedeutung hatten [1], so war diese wahrscheinlich eine besondere, nicht allgemeiner Art, denn die Bilder gleichen sich alle ziemlich und sind von sehr roher Arbeit, sie bestehen aus ungleich dicken Blöcken von dunkelgrauem Granit, sind zwei Arschinen lang und stellen eine weibliche Figur mit Brüsten ohne Füße dar. Um solcher unbedeutenden Bilder willen würden keine so ungeheuren Kurgane, und noch dazu mehrere für ein einzelnes Bild aufgeworfen. Jetzt findet man in den Steppendörfern viele solcher steinernen Mütterchen von den Einwohnern als Steinblöcke verwendet, auf den Kurganen aber trifft man sie selten mehr, denn sie sind fast alle fortgeschleppt.

[1] Dieser Beweis ist nicht sehr stringent, da die Russen Neulinge im Lande sind, und ihre dortigen Ansiedlungen nicht über das 17te Jahrhundert hinaufreichen, wo diese Binnenstämme längst gegen Norden gedrängt waren. Die Russen waren gewohnt, die nordöstlichen Stämme überhaupt als „Tschud,“ Fremde, zu bezeichnen, und diese Angewöhnung nahmen sie auch mit nach Sibirien. Daß ursprünglich finnische Stämme hier wohnten, leidet indeß nach den neuen Forschungen keinen Zweifel. A. d. U.

Aus dem Matrosenleben.

(Von Dr. Gerstäcker.)

3. Die Riffbank.

Der Mate kam um die bestimmte Zeit selber herunter, legte die Distanz ab, die sie nach Log und Compaß gemacht, und fand, daß sie der Küste, wenn die Strömung hier nicht sehr stark war, etwa um fünf Meilen näher gekommen. Sie gingen dann mitsammen auf Deck, und es wurde ein Mann nach oben gesandt, auszusehen, während vorn auf der Back ein anderer die Wacht halten mußte. Es ließ sich aber nicht das mindeste erkennen, und der Capitän blieb bis zu seiner Wacht mit oben; gewendet wurde aber nicht.

Um vier Uhr ging der erste Mate nach unten, und als er den zweiten weckte, prägte er ihm noch besonders ein, ja fortwährend jemand auf dem Ausguck zu haben, der nicht allein nach der Brandung aussehe, sondern auch aushorche, denn sie müßten sie in dieser stockfinstern Nacht

[1] Diese ist sehr möglich, ohne daß im Mindesten der Hauptzweck der Kurgane, nämlich den Wanderstämmen in der öden Steppe den Weg zu zeigen, darunter litte. Die Römer hatten auch einen Gott Terminus, und so können die Nomadenvölker der südrussischen Steppen wohl ihre jedenfalls mit vieler Mühe aufgeworfenen Wegweiser unter eine Art religiösen Schutzes gestellt haben. A. d. U.

eine Stunde eher hören als sehen können. Es ging dann zu Koje, konnte aber nicht schlafen und wälzte sich unruhig, alle Augenblicke aufhorchend, auf seinem Bett herum.

Es war um fünf Uhr Morgens, als er ganz deutlich durch sein offenes Fenster bei einem plötzlich hereinbrechenden Windstoß das feine dumpfe Rollen der Brandung zu hören glaubte — mit einem Satz war er aus dem Bett und an Deck — einen Augenblick war alles still, dann kam es dumpfgrollend und deutlich wieder über die empörte See daher, und mischte sich in das Heulen des Windes.

„Capitän Ditzti, wir sind dicht auf der Küste," rief der Mann erschrocken und sprang rasch die wenigen Stufen hinauf und auf den Capitän zu, der bis jetzt auf dem hinteren Theil des Quarterdecks mit schnellen Schritten auf- und abgegangen war.

„Unsinn, Sir — was macht Euch das glauben?" frug der Capitän, stehen bleibend.

„Hörten Sie nichts?" sagte der Mate, und hielt die gebogene Hand leichterförmig in das lauschend vorgebeugte Ohr. Eine halbe Minute wohl ließ sich nichts deutlich unterscheiden, dann aber plötzlich quollen die dumpfgrollenden Töne ferner Brandung so deutlich zu ihnen herüber, daß sich die Sache selber unter keiner Bedingung mehr bezweifeln oder gar wegläugnen ließ.

„Ich höre nach vorn zu auch die Brandung, Capitän," sagte Jean der am Steuer stand, und schon eine Weile nach der Richtung hinüber gehorcht hatte, „gerad' da drüben."

„Er hat wahrhaftig recht," rief der Mate — „wir sitzen mitten drinnen."

„All hands on deck," donnerte der Capitän jetzt, ohne etwas darauf zu erwidern, über Deck hin — „schnell Jungen, schnell, treibt mir die Schläfer aus den Kojen — nach oben ihr Leute, und schüttelt mir die Reefen aus den Marssegeln — rasch, munter, Jungens — zwei nach vorn und zwei für die Besahn — jetzt fehlt uns das große Marssegel — den großen Klüver los, einer von Euch, und nun Marsraaen in die Höhe, was das Zeug halten will."

Die Leute waren aus den Logis halb bekleidet herausgesprungen und flogen in die Taue. Die Vormarsraae ging rasch, diesmal ohne Singen und nur unter dem schnellen Taethelen eines einzelnen, nach oben, und das gewaltige Segel saßte bald voll und kräftig den Wind. „Vor Braamsegel los! — tönte der nächste Ruf, und ob sich gleich die Stange vor der ungeheuren Last die gegen sie preßte, erbenklich bog, als die Schoten nach dem Nocken flogen und der Wind plötzlich hineinfuhr, sie brachen wenigstens nicht. Das große Besahn war ebenfalls gesetzt und das Schiff bewegte sich etwas schneller durchs Wasser."

„Ist das neue Marssegel gar Hand, Mr. Black?" frug der Capitän jetzt diesen, der neben ihm stand und die Besahnschoot festhielgen half.

„Alles in Ordnung, Sir — liegt gerade hier unter der Luke, ich wollte sie überhaupt schon morgen früh anschlagen und das alte Segel ausbessern lassen."

„Ich wollte Sie hätten's gestern gethan," erwiderte der Capitän — „allons, herauf damit — wir müssen sehen, daß wir es fest kriegen — wenn wir nicht Segel setzen können, jagen wir unmittelbar auf die Riffe hinauf."

Es ist eine schlimme Arbeit an Bord eines Schiffes, in solchem Wetter und solcher See ein Segel anzuschlagen, das schon durch sein ungeheures Gewicht ein steter Hinderniß bietet; und in offener See wäre es sicher unterblieben, hier aber lag ihre einzige Rettung darin von der Küste aber den Riffen vielmehr, die sich hier, gefährlicher als an irgend einer Küste hinauf erstreckten, wieder abzukommen, und die Marssegel sind durch ihre Größe wie ihren Platz bei solchem Absegeln gerade die wichtigsten von allem. Ob die Stangen und Masten hielten, wußte sich jetzt zeigen, aber halten oder nicht; brachten sie nicht mehr Segel auf, so saßen sie in einer Stunde zwischen den Klippen.

Die Luke war geöffnet, und die Männer arbeiteten daran das schwere Segel auf Deck zu heben, während der Capitän unruhig vorgebeugt nach der Brandung horchte, und in der mehr und mehr lichtenden Dämmerung den weißen Schaumstreifen, der jetzt sichtbar sein mußte, zu erkennen suchte. Einer der Leute war nach oben geschickt, einen Taljе an einen der Vorbunen zu schlagen, um das Segel nachher gleich in die Marsen hinaufheben zu können; zuerst mußte es aber erst auf Deck vollkommen dicht gereeft, und so fest zusammengeschnürt werden, daß oben der Wind, ehe es fest gemacht war, nicht hineingreifen konnte.

Capitän Ditzti, sagte der Mate jetzt zu diesem tretend — wie sind zu schwach an Händen — soll ich Hans vielleicht aus dem untern Raum heraufholen lassen.

„Nein — sagte der Capitän rasch — es geht auch ohne den — ich will nicht — doch meinetwegen," setzte er, sich eines besseren besinnend hinzu — wir dürfen nichts versäumen, denn wenn wir Unglück haben, käme uns am Ende die Assecuranz-Compagnie auf den Kragen — bringt ihn herauf und nehmt ihm die Eisen ab, wenn wir von der Küste los sind, können wir immer noch thun, was wir wollen."

Der Zimmermann mußte den Gefangenen heraufbringen, und auch der Steward war indessen aus dem Bett geholt. Obgleich er ächzte und stöhnte als ob er am Spieße stäke, hatt ihm das bißmal nichts, er mußte mit angreifen, und that es auch, denn er war lange genug zur See gewesen, um bald einzusehen wie die Sachen hier standen.

Als Hans an Deck kam, warf er einen einzigen flüchtigen Blick über Segel und Luft, im nächsten Moment schlug aber schon das dumpfe, jetzt ganz deutliche Donnern der Brandung an sein Ohr, und ein leichtes, fast triumphirendes Lächeln überflog seine bleichen Züge.

„Nehmt ihm die Eisen ab, Zimmermann," sagte der erste Mate rasch, als ob er befürchte, daß wenn Capitän wieder Einsprache geschehen könnte — und dann rasch an die Arbeit, mein Bursche, wir arbeiten heute Morgen alle nur für uns selber, denn wer den Hals nicht voll Seewasser haben will, mag zusehen, daß er seinen Mund noch eine Weile über doch Wassermaß behält — rasch mit dem Segel, Ihr Jungen, das dauert so eine Ewigkeit."

„Mr. Black," sagte aber in diesem Augenblick Hans, der dem Zimmermann seine Hände wieder fortgezogen hatte, daß er ihn noch nicht frei machen konnte — „ehe ich einen Finger dazu aufsehe, dieß Schiff vom Untergang mit frei zu arbeiten, will ich erst wissen, ob der Capitän die — Prügelstrafe, die er mir zuletzt, zurückgenommen — ist das der Fall, so soll er wahrlich keinen willigeren Mann als mich an Bord haben, und er mag mich nachher gebuldig wieder in Eisen legen — ist das aber nicht der Fall, so ist mir's lieber wie treiben auf die Klippen — ich für meinen Theil ersaufe nun einmal lieber als daß ich mich peitschen laße."

„Das ist Unsinn, Mann," rief aber der Mate — „macht keine Flausen und seyd froh, daß man Euch Gelegenheit gibt Euer eigenes Leben mit retten zu helfen — erst einmal von der Küste ab — das andere findet sich alles nachher?"

„Was? — will sich der Hund noch widersetzen?" schrie aber der Capitän jetzt, auf das Mittelteck springend und eine Handspeiche, die beim Oeffnen der Luke gebraucht war, aufgreifend, und ehe ihn jemand daran verhindern konnte, schlug er sie dem Gefangenen, der wehrlos und mit gefesselten Händen vor ihm stand, über den Kopf, daß er besinnungslos zu Boden stürzte. Will und Karl wollten ihm zu Hülfe springen und ihn aufreichen, der Capitän schrie sie aber an bei ihrer Arbeit zu bleiben und sich nicht zu rühren, warf dann die Handspeiche auf Deck und befahl Timor den „Körper" aus dem Weg und auf die Seite zu ziehen. Mr. Black — sonst wohl ein rauher Gesell, aber keineswegs mit solcher unnöthigen Grausamkeit einverstanden, wartete bißmal auf keine weiteren Befehle von seinem Capitän, sondern rief dem ihm nächsten Matrosen — es war Will — den Bewußtlosen aufzuheben und hinunter in das Zwischendeck zu schaffen. Dort legten sie ihn auf ein paar dort aufgestapelten Heuballen und ließen ihn liegen — es war nicht möglich in diesem Augenblick weiter etwas mit ihm vorzunehmen.

Der Capitän sah dies wohl, da aber Mr. Black, und wie es schien ziemlich entschlossen, selber dabei betheiligt war, ließ er ihn gewähren und ging mürrisch nach hinten.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 171. 17 Julius 1852.

Der neue Krystallpalast.

Der alte Krystallpalast ist abgebrochen, und soll zu Sydenham neu errichtet werden von einer Gesellschaft; der Plan dazu ist bereits entworfen, wurde am 7 Jul. in einer Versammlung der Directoren festgestellt, und das Abräumen vom 10 d. veröffentlicht denselben. „In der alten Leichtigkeit und Luftigkeit soll sich nun eine Großartigkeit gesellen, welche die Welt in Erstaunen setzen werde. Unter Leitung der Rathgeber der Compagnie, von denen natürlich der Erbauer des ursprünglichen Krystallpalastes, Sir J. Paxton, die erste Stelle einnimmt, soll nun der alte mittlere Querbau (transept) durch einen größern und höhern ersetzt, zwei dem ursprünglichen Querbau gleiche an den Enden beigefügt werden, und über das ganze Schiff ein rundes, wagenartiges Dach von gleicher Höhe, wie die zwei kleinern Querbauten, an die es sich anschließen soll, errichtet werden; über alles dieß soll aber in dem mittleen Querbau ein Dom emporragen, der alles was man bis jetzt gesehen, überbieten wird. Die Materialien dieses Neubaus sind auf einen dauernden Bestand berechnet: die hölzernen Quereipen sollen durch neue eiserne von größerer Stärke und luftigerem Ansehen ersetzt, die Stärke des Glases durchaus fast um die Hälfte — von 16 Unzen auf einen Fuß auf 21 — erhöht werden. Da die Galeiren in dem bestehenden Gebäude das Wachsthum der Pflanzen hindern würeden, womit ein großer Theil des Innern angefüllt werden soll, so werden diese auf die äußern Wände beschränkt werden, außer an den Ecken der Querbauten und des Schiffes, von wo aus man die volle Aussicht auf das Ganze genießen kann. Nur eine schmale Galerie soll am dritten Stockwerk angebracht werden, hart unter dem Beginn des gewölbten Daches.

„In den verschiedenen Theilen des Gebäudes soll durch einfache Mittel die Temperatur der verschiedenen Klimate hergestellt werden, weil man die charakteristische Vegetation der verschiedenen Theile der Welt in vollem Umfange darstellen will, und zwar ohne die drückende Hitze, welche in dem Palmenhause zu Kew so beschwerlich fällt. Unter dem Blätterwerk sollen die berühmtesten Gruppen und Bildsäulen der Welt, sowohl die des Alterthums als der neuen Zeit, aufgestellt werden, in einer Art, die für die Mehrzahl der Besucher neu seyn und die langbestellte Frage über die richtige Begleitung der Sculptur definitiv lösen wird. In dieser Sammlung von Sculpturen werden viele Engländer zuerst die Bekanntschaft mit den schönsten Werken von Fraccaroli, Tenerani, Kiß, Schadow, Dannecker, Thorwaldsen, Jerichau, Bradier und andern großen Meistern der deutschen, französischen und italienischen Schulen machen. Mehrere Viereckestand der Darstellung der verschiedenen Perioden der Architectur- und Ornamentirkunst und der Volksstiten bestimmt. So soll das indische Leben dargestellt werden durch den Hof eines Palastes mit Empfangszimmern u. s. w. nebst dem anstoßenden Bazar und den Buden. Eben so mit den Chinesen. Die architektonische Reihe wird sich erstrecken von der byzantinischen Periode bis zur Renaissance; mehrere Höfe oder Vierecke sind bestimmt für die Cezeugnisse der verschiedenen Zeitaltee. Unter diesen wird sich ein Hof der Alhambra befinden und ein pompejanisches Haus, ersteres unter der unmittelbaren Leitung von Hrn. Owen Jones, letzteres von Hrn. Wyatt hergestellt. In einem der kleinern Querbauten wird man genaue Abbildungen der wunderbarsten Ueberreste der ägyptischen Kunst und Darstellungen ägyptischer Sitten zusammenreihen, darunter die sitzende Figur eines ägyptischen Königs aus Abu Simbel (Ibsambol) in Nubien, mehr als 45′ hoch und nach dem Original vollständig bemalt. In dem Erdgeschoß unter dem jetzigen Boden soll eines der großen ägyptischen Gräber wiedergegeben werden.

„Mit der Reihe architektonischer und ornamentaler Abgüsse wird man Darstellungen erfolschener oder wenigstens jetzt nicht angewandter Verfahrungsarten in der Kunst verbinden, so weit sie interessant sind als Erklärung der Vergangenheit oder als Hinweisung auf künftige Methoden. So wird man in Bezug auf die italienische Kunst Proben von Fresco, Tempera, Sgraffito, Mosaik u. s. w. vorlegen, in Bezug auf mittelalterliche Kunst Proben von Kalligraphie, Metallarbeiten, Mauerverzierungen, Stickerei, Emaille, Niello u. s. w. Alle diese stehen in Abgüssen, Facsimiles oder in den Originalgegenständen selbst den Directoren zu Gebot, und das Ganze wird vom Blätterwerk so umschlossen, mit Bildsäulen und andren Verzierungsgegenständen so untermischt seyn, daß es die Harmonie und Ganzheit eines großen Gesammteindrucks keineswegs stört.

„Große Räume wird man freilassen zu allgemeinen Gegenständen, darunter geologische Darstellungen, die nicht als bloße Sammlungen geordnet sind, sondern in der Art, daß man die Ordnung, den Bau und die Verbindung der verschiedenen Schichten und der darin enthaltenen Fossilien, das äußere Ansehen des darüber liegenden Landes u. s. w, nicht verkennen kann. Eben so folgen Darstellungen der großen Stapelwaaren der Welt von ihrem rohen Zustand an durch alle Stufen hindurch bis zur vollständigsten Ausarbeitung als Manufactur-Artikel, wodurch auch die Anwesenheit arbeitender Maschinen der verwickeltsten und interessantesten Art nöthig wird.

„Der Boden um das Gebäude her, welcher über 250 Acres umfaßt, wird als Park und Garten angelegt werden, mit Speing-

brunnen, von denen der höchste eine Höhe von 150′ erreichen soll, und in Masse und Totaleffect denen von Versailles gleichkommen wird. Den Freunden männlicher Vergnügungen, wie Cricket-Spiel, Bogenschießen u. s. w. soll jede Gelegenheit geboten werden, wie man auch für Bad- und Schwimmplätze sorgen, und weite Räume zum Schlittschuhlaufen auf einem so flachen Wasser anlegen wird, daß es bei dem Frost einer einzigen Nacht hinreichend gefrieren kann, um Schlittschuhläufer ohne Gefahr zu tragen."

Das Athenäum hat diese sehr marktschreierisch endende Anzeige augenscheinlich nicht mit sonderlichem Vergnügen aufgenommen, und hätte wahrscheinlich gewünscht, die Anstalt etwas solider ausgestatten, aber sie muß viel Geld tragen, um die Kosten zu decken, und so kommt die Marktschreierei dem Nützlichen und Schönen zu Hülfe.

Das Land zwischen Aegypten und Abyssinien.

(Schluß.)

Lepsius hat die Ethnographie dieser Länder mannichfach bereichert, für jetzt aber noch eher etwas verwirrt, als aufgeklärt; er hat so zu sagen einen Lichtstrahl hineinfallen lassen, daß man die Dunkelheit, in welcher wir uns befinden, besser erkennt. Wenn er die Nuba aus dem Südwesten kommen läßt, so müssen sie dort ursprünglich gesessen haben. „Die Sprachen der Nuba in und um Kordofan, sagt Lepsius (p. 220), sind zum Theil nachweislich mit der Berbersprache verwandt; daß diese letztern, welche jetzt nur noch von Assuan bis Dar Schaikieh (von 24° bis 18° N. B.) südlich von Dongola im Nilthale gesprochen wird, eine Zeitlang auch in der Provinz Berber und noch höher hinauf herrschte, dafür habe ich nun auch Andeutungen in den Localnamen gefunden." Wenn dieß wahr ist, so ist nicht abzusehen, warum diese Nuba nicht auch um Meroe, das doch ganz in diesen Raum fällt, gewohnt haben sollen. Nun hält aber, wie wir oben gesehen, Lepsius die Bischari, welche die Beja oder Bedscha-Sprache reden, für die ächten Aethiopier des Alterthums, namentlich des äthiopischen Reichs, dessen Blüthe bedeutend nach Chr. Geb. fällt, (s. Lepsius p. 147—151) und wo ein später Rester der ägyptischen Cultur auftritt, so sehr daß die ägyptischen Hieroglyphen nachgemacht werden, ohne daß sie noch gehörig verstanden wären (p. 218). Auf die ägyptische Religion im obern Nilthale folgte, wie wir aus vielen Umständen ersehen, eine christliche Periode, und die große Verwirrung tritt erst ein mit dem Eindringen der Araber. Wenn nun Lepsius die Bischari für die eigentlichen Aethiopier erklärt, in welchen Verhältnissen stehen diese zu den Nuba oder Berbern? Lepsius hilft sich selbst mit der Vermuthung, „dem heutigen weit verbreiteten Volke der sogenannten Barabra sey viel äthiopisches Blut beigemischt." Damit werden wir schwerlich ausreichen, sondern vielmehr annehmen müssen, daß ein Volk, welches von Assuan bis über Berber hinauf und vielleicht noch weiter nach Süden reichte, dessen drei Hauptdialekte von Assuan bis Korosko, von Korosko bis Dongola, von Dongola bis über Berber hinaus reichen, und dessen verwandte Sprachen westlich über Kordofan und bis in die Berge hinein am weißen Nil auswärts sich erstrecken, ein einheimisches Volk seyn muß. Dagegen sagt Lepsius (p. 220), „die alte Bevölkerung des ganzen Nilthals bis Chartum und vielleicht auch dem blauen Fluß entlang, so wie die Stämme der Wüste östlich vom Nil und die abyssinischen Völker unterschieden sich ehedem wahrscheinlich noch bestimmter als jetzt von den Negern und gehörten zur kaukasischen Race." Was heißt hier kaukasisch? Lepsius hat, wie wir oben gesehen, in der Sprache der Bischariba oder Bischari ein merkwürdiges Glied des kaukasischen Sprachstammes gefunden; kaukasische Sprachen sind ursprünglich nur die arischen, zum kaukasischen Völkerstamm, d. h. zur weißen Race, gehören aber auch die Araber, so gut wie die Berbern in Afrika. Finden wir vielleicht hier ein früh abgeweigtes Glied der semitischen Sprachen, wie es das altägyptische selbst zu seyn scheint, jedenfalls eine asiatische Sprache im Gegensatz gegen die afrikanischen Negersprachen? Lepsius stellt (p. 172) den Zusammenhang der Nuba-Sprache mit der der Berbern im westlichen Afrika durchaus in Abrede, und meint der Name Berbern komme hier von „Barbaros"; diesen Namen hätten ihnen aber nur die Griechen geben können, und er scheint das Eindringen der Nuba in das Nilthal oberhalb von Aegypten in eine frühere Zeit zu versetzen. Mit Einem Wort, über die ethnographischen Verhältnisse dieser Länder in alter und neuer Zeit herrscht noch bedeutende Unklarheit, und nur so viel stellt sich heraus, daß wir außer den fremden, in frühester Zeit erst eingewanderten Arabern nur drei Hauptelemente haben, die Bischari, die Nuba oder Berbern und die mit den ächtafrikanischen Negern verwandten Stämme. Die letztern haben in der alten Cultur zuverlässig keine Rolle gespielt, wohl aber die beiden ersteren; welche von beiden sind aber die ächten alten Aethiopen, die rothbraunen Leute Herodots? Die Bezeichnung kann nur für Bischari, dieß Wort im weitesten Sinne genommen, oder für Nuba gelten, wenn nicht allenfalls beide nahe verwandte Stämme sind.

Lepsius wird zur Lösung dieser Fragen, welche auch auf die alte Geschichte Aegyptens ein so bedeutendes Licht werfen muß, einen nicht geringen Schritt thun durch die wahrscheinliche Erklärung einiger äthiopischen Inschriften: „denn merkwürdiger Weise findet sich aus einer Zeit, wo schon die Hieroglyphen nicht mehr genügend verstanden waren, eine äthiopisch-demotische Schrift, der ägyptisch-demotischen in ihren Zügen ähnlich, nur bereits auf 25 bis 30 Zeichen beschränkt, und selbst eine äthiopisch-griechische, welche ganz mit der koptischen zu vergleichen ist." Lepsius hat (s. p. 195) sich aus Soba ein altes Weihrauchgefäß aus Bronze verschafft, „mit einer unter dem Rande herumlaufenden und wie die Arabesken à jour gearbeiteten Inschrift mit ziemlich großen Buchstaben. Diese ist von besonderer Wichtigkeit, weil die Schrift wieder griechisch oder vielmehr koptisch ist, die Sprache aber keines von beiden, sondern ohne Zweifel die alte Landessprache von Soba, der Hauptstadt des mächtigen Reichs Alwa." So viel ist gewiß, daß eine fremde, ägyptische und später auch griechische Cultur ins Land eingedrungen, daß aber die eingebornen Stämme immer die große Masse des Volks bildeten. Lepsius hat eine gute Anzahl Inschriften gesammelt, die nothwendig in den Landessprachen abgefaßt seyn müssen; ihre Entzifferung und Vergleichung mit der heutigen Nuba- und Bischari-Sprache muß zu interessanten Ergebnissen führen.

Lepsius läugnet (s. p. 267) und wahrscheinlich mit sehr gutem Grunde, eine ursprünglich äthiopische Cultur. „Was von den Nachrichten der Alten, sagt er, nicht auf gänzlichem Mißverstande beruht, bezieht sich nur auf die ägyptische Civilisation und Kunst, die sich in den Zeiten der Hyksoßherrschaft nach Aethiopien geflüchtet hatte. Das Hervorbrechen der ägyptischen Macht aus Aethiopien bei der Gründung des neuägyptischen Reiches, und ihr Vordringen selbst bis tief nach Asien hinein, wurde in den asiatischen und dann auch in den griechischen Traditionen über dieß Welterereigniß vom äthiopischen Lande auf das äthiopische Volk übergetragen, denn von einem noch ältern ägyptischen Reiche und seiner hohen aber friedlichen Blüthe war keine Kunde zu den

nördlichen Völkern gedrungen." Der heroische, kriegerische Charakter des ägyptischen Reiches beginnt allerdings erst nach der Vertreibung der sogenannten Hirtenkönige, und dann übt dasselbe einen lange andauernden Einfluß auf Vorderasien aus, wie sich dieß in den assyrischen Alterthümer jetzt zur Genüge zeigt.

Die Berührung, in welche Aethiopien mit Asien trat, reicht also bis 2000 v. Chr. hinauf, und fast aus allen Perioden bis zur Eroberung dieser Länder durch die Araber finden sich eingelne Monumente vorz ihre Erklärung hängt stets genau mit der alten und neuen Ethnographie des Landes zusammen, bis jetzt hat man sich aber viel zu ausschließlich mit Aegypten befaßt, und nur das was auf Aegypten Bezug hatte, gehörig oder möglichst erminelt. Nun kommt aber auch billiger Weise die Reihe an Aethiopien selbst, und diese Forschung ist um so bedeutender, als es sich dabei um die Frage der Bevölkerung von ganz Nordafrika handelt. Welcher Ansicht wir auch über die Einzelheiten seyn mögen, so kann doch der radikale Unterschied der weißen und schwarzen Race nicht außer Acht gelassen werden; die Bischari, wie die Nubas, die Tibbus, die Tuarifs, die Berbern, sie gehören alle zur weißen Race, und sind stolz darauf, zu ihr zu gehören, denn sie rechnen sich in der That selbst dazu. Man ist davon abgekommen, die ethnographischen Verhältnisse zu zerbröckeln, und auf die einzelnen Unterschiede ein besonderes Gewicht zu legen; wie die Verwandtschaft des arischen Stammes, des finnisch-uralischen allmählich trotz mancher Verschiedenheiten nachgewiesen worden ist, so wird sich wohl auch ausweisen, daß in einer über alle Geschichte hinausliegenden Zeit das nördliche Afrika, d. h. vom Nordabhang der mittelafrikanischen Gebirge an, durch einen Völkerzug aus Asien eingenommen wurde. Manche Umstände deuten darauf hin, daß derselbe in einer, wenn auch seenen Verwandtschaft mit dem semitischen Stamme steht, welcher letztere in seiner Isolirung zwischen den arischen Stämmen und den Bewohnern Afrika's sich höchst seltsam ausnimmt. Viele Mittelglieder sind, namentlich seit den arabischen Eroberungszügen, herausgerissen, aber die Trümmer stehen immer noch da, und die Philologie kann in Verbindung mit der Alterthumskunde, für die sich auch in dem Lande von Assuan bis zu den abyssinischen Bergen ein so weites Feld eröffnet, gar manches Mittelglied wieder herstellen und uns einen Fingerzeig geben über die alten Völkerverbindungen und Völkerverwandtschaften; Lepsius hat in seinem Buche und wohl noch mehr in den von ihm zu erwartenden philologischen Arbeiten den Schleier etwas zu lüften angefangen, aber es ist noch unendlich viel zu thun.

Ein- und Ausfuhr Algiers.

Erinnert man sich der früheren Klage, daß Algier mit seiner Besatzung nicht durch sich selbst bestehen könne, und daß es, von Frankreich abgeschnitten, bald sich an eine fremde Seemacht ergeben müsse, so ist es ein nicht unbedeutender Umstand, daß die Einfuhr von Cerealien stark abnimmt; allein im J. 1851 sind an Getreide 293,000 Hectolitres, und an Mehl 1,000,000 Kilos weniger eingeführt worden, ja es hat schon eine Ausfuhr, freilich wohl Wiederausfuhr, stattgefunden. Die Einfuhr von Olivenöl ist im Jahre 1851 von 848,000 Kilos auf 317,000 gesunken, und die Ausfuhr von nicht vollen 100,000 auf 6½ Mill. Kil. gestiegen. Ebenso steigt die Ausfuhr von Erzen: an Eisenerz wurde 180,000 Kil., an Kupfererz 1 Mill. Kil., an Antimonium, silberhaltigem Blei u. s. w. über 1½ Mill. Kil. ausgeführt. Obgleich diese Massen noch keineswegs bedeutend sind, so erkennt man daraus doch, daß die Franzosen und die Eingebornen anfangen die reichen Hülfsquellen des Landes in größerem Umfang zu benützen. (Revue de l'Orient. Juill.)

Aus dem Matrosenleben.

3. Die Riffbank.

(Fortsetzung.)

Die angeordneten Manövres werden inzwischen unter großen Anstrengungen ausgeführt. Es war ein Glück für das Fahrzeug, daß sich der Wind mit der Tagesdämmerung etwas gelegt hatte, sie wären sonst gar nicht im Stande gewesen diese Segel zu führen, und selbst jetzt noch standen die Taue zum äußersten gestrafft, und die starken Stangen bogen sich und schienen nur eines einzigen Druckes mehr zu bedürfen, um wie Glas von einander zu springen.

Mr. Black war indessen selber noch oben gegangen und sein gleich darauf nichts weniger als fröhlich klingender Ruf — Brandung einen Strich über den Leebug, brachte auch den Capitän bald an seine Seite.

„Da droben sind die Riffe, Sir" — sagte der Mate auf der Bramraae stehend und sich mit dem linken Arm um die Stange festhaltend, während er mit der rechten nach einem weißen Kamm deutete, der, aus hohen Brandwellen bestehend, weit vom Süden herausstam und den ganzen Westen förmlich zu umschließen schien.

„Können Sie gar kein hohes Land erkennen, Sir, frug der Capitän, der auf die Raae mit hinaufstieg und sein linkes Bein darüber weg schlug — wenn wir nur den Thurm auf Rained Island ausmachen könnten — in einer Stunde wären wir in Sicherheit."

„Es ist zu neblich," lautete die Antwort — „gerad' hinter der Brandung liegt es wie schwerer Duft auf dem Wasser, und es läßt sich nichts erkennen — ich glaube nicht, daß wir abkommen, Capitän."

„Laßt das große Bramsegel auch beisetzen, Mr. Black" — sagte dieser — unruhig den drohenden Küsten oder vielmehr Inselstreifen überstehend — „wir müssen."

„Die Stange hält es nicht, Capitän," sagte der Mate — „sie ist alt und schon einmal geflickt — wir wesen sie augenblicklich über Bord —"

„Wir müssen, Mr. Black — wir kommen wahrhaftig nicht einmal mehr mit diesen Segeln um die Sandspitze der Riffe dort weg, und wenn wir hier noch einmal zum Wenden gezwungen werden, sind wir rettungslos verloren — wir verlieren mehr dabei als wir in einer vollen Wacht wieder gut machen können."

„Großes Bramsegel los," schrie der Mate, statt weiterer Antwort, nach unten — einer von den Leuten, es war der Deutsche, Karl, stieg nach oben das Segel zu lösen — unten zogen sie indessen schon die Raae auf. Als das Segel ausflatterte, ächzte die Stange und Karl sah erschreckt nach oben, als ob er glaube, daß der Tag abbrechen werde.

„Hinunter mit Euch — hinunter," schrie ihm der Mate hinüber und winkte ihm mit der Hand, daß er sich rasch niederlassen sollte — das Brausen des Windes übertönte aber seine Worte, und Karl war eben damit beschäftigt einen der Geitaulstöcke, der unklar gekommen war, wieder frei zu machen — die Schoten fuhren aus und der Wind schlug in das Segel.

„Nieder mit Euch und dem Tag!" schrie der Mate, während er wie der Capitän selber blitzschnell nach unten glitten — aber Karl hörte die warnende Stimme nicht — um ihn krachte und brach es — seine volle Geistesgegenwart verlierend — griff nach dem ersten besten Tau was er erfassen konnte, und seine Sinne schwanden in der Gewalt des Sturzes.

„Mann über Bord!" schrie Jean, vom Ruder aus, durch den Lärm des krachenden Holzes und das Brüllen der See hinweg — wie instinctartig Fog auch Bild die Quartierdeckstreppe hinauf und ein dort liegendes Tau ergreifend, schleuderte es mit geschicktem Wurf dem eben vorbeitreibenden Körper fast über den Kopf — aber es war unsonst — die Fähigkeit es zu halten und zu greifen war aus den erschlafften Muskeln gewichen — im Fall mußte er irgendwo mit dem Kopf gegen einen der Blöcke oder Raagnecken geschlagen seyn; die Sinen zeigte, eben als Will noch in Todesangst hinüberfah, eine klaffende Wunde — die See schlug über dem Ungtücklichen zusammen und er sank in die Tiefe.

Das alles geschah während es über den Häuptern der beiden ebenfalls krachte und zusammenbrach — dicht neben Will schlug der Besahntag herunter und fuhr gerade durch das eine der Boote, die an beiden

Seiten, in eisernen Krahnen, aufgebißt und befestigt waren — aber der Maitase hörte es gar nicht, wie erbarmt hing sein Blick an der weggesunkenen Leiche des Cameraden.

Als er sich wieder umschaute, war das Schiff ein Wrack — alle drei Stangen waren niedergebrochen und der Klüverbaum nach Lee herumgeschlagen; das Schiff, welches im Anfang faſt schwer, durch die Segellaſt auf der Seite gelegen und eine Unmaſſe Waſſer übergenommen hatte, richtete ſich dadurch allerdings wieder etwas auf, wurde aber auch zu gleicher Zeit durch das jetzt nebenherſchleifende Takelwerk mit Maaren und Stangen ſo in ſeinem Lauf gehemmt, daß es faſt nicht den geringſten Fortgang machte, und nur mit der hier ſtark nach Nordweſt ſetzenden Strömung gerade auf die Klippen trieb.

„Kappt weg, Jungen, kappt alles!“ ſchrie der Male und ſuchte ſelber, mit gutem Beiſpiel vorangehend, das Schiff von dem Anhängſel, das es ſelbſt im Steuern hinderte, zu befreien, was ihm auch mit Hülfe der anderen Zuſprunguden bald gelang. Sie kappten alles frei was über Bord hing, das Schiff vermochten ſie aber nicht mehr zu retten, nur noch wa möglich eine Stelle zu treffen, wo ſie in ruhiges Waſſer kommen konnten, war das einzige was ihnen zu thun übrig blieb, und der Kapitän hatte ſich durch das hängende und ſchlagende Tauwerk bis wieder zur Barmarsraae hinaufgearbeitet, von der er jetzt wieder ſchrie das Schiff zwei Striche abfallen zu laſſen.

Der Befehl wurde augenblicklich befolgt, und ſie näherten ſich den brandenden ſchäumenden Klippen mit raſender Schnelle.

„Können Sie die Backbord-Baarn etwas andraſſen, Mr. Blad?“

„Ay, ay, Sir — draſſen meine Jungen — nur ein wenig — für Euer Leben — greift zu hier. Ahay — ahay — noch einmal — ſo — Ber-Baaren jetzt.“

Noch mehr abfallen — halt — Steady — tönte der lang gezogene Ruf.

Die Leute ſtanden an Deck und wagten kaum zu athmen; eine, wie es von hier aus ſchien, durchaus ununterbrochene Mauer von Klippen ſtreckte ſich vor ihnen aus, auf die das Schiff jetzt halb vor dem Wind mit einer wenigſtens Neun-Meilen Fahrt hinauftrieb. Sobald ſie aufſtießen, mußte ſie die erſte nachſtürzende Woge zerſchmettern, und in dieſem Chaos von ſcharfen Korallenfelſen und Sturzſeen wäre es nicht möglich geweſen auch nur ein einziges Leben zu retten.

Noch mehr abfallen! lautete der eintönige ruhige Ruf — noch mehr abfallen! wiederhallte faſt bewußtlos mehr als ein halbes Dutzend der Umſtehenden — Jean ſtand am Steuer und ſah todtenbleich aus, aber ein faſt trotziges Lächeln ſpielte um ſeine ſchönen Züge, als er die Ber ſehlte, zum Zeichen daß er ſie gehört und während ſie ſchon ausgeführt waren, wiederholte.

Die Beantwung ſtürmte jetzt ſo gewaltig und ſo in ihrer Nähe, daß es ſchon faſt war als ob ſie das Waſſer auf Deck ſpritzen könnten. Will ſah nach den Maſten hinauf, denn er erwartete mit jedem Augenblick den erſten Stoß, und wußte, daß ſie dann auch rettungslos nach vorn übergehen mußten. Keiner ſprach aber ein Wort, und wohl drei oder vier Minuten ſtanden die Männer ſtill und lautlos, den Augenblick der Entſcheidung erwartend.

An Hand dachte keiner mehr von ihnen, der Tod lauerte vor jedes einzelnen Thür, und mahnte mit ernſtem Klopfen an Zeit und Ewigkeit.

„Luf — ein klein wenig Luf nur!“ rief der Kapitän in dieſem Augenblick von oben herunter.

„Luf il is!“ die Antwort der Steuernden.

„Steady!“ die Stimme klang geiſterhaft wild durch das Heulen des Sturmes und das Brauſen der Brandung — Steady um Euer Leben.

Rechts und links am Schiff hinaus ſtürzten die Wogen, die ſich an den Korallfelſen neben ihnen brachen, aber das Schiff ſchoß mit Blitzesſchnelle hindurch.

Hard a port — überſchrie der Kapitän mit ſeiner Donnerſtimme das Toben der Elemente und während faſt jede bleiche Lippe den Befehl wiederholte, und ſich der Male ſelbſt mit in die Speichen des Rades warf ihn anzuführen, glitt Kapitän Odyll blitzeſchnell von einer der Barbunen an Deck hinunter. Er hatte dieſes aber kaum berührt und das Schiff war noch nicht mehr wie ſeine eigene Länge in der neuen Richtung fortgeſchoſſen, als ein furchtbarer Stoß es bis in den Kiel hinunter erſchütterte — was nicht feſt ſtand, ſtürzte auf Deck nieder, und wie mit einem Schlag brachen die drei Maſten über Backbord nieder und ſchmetterten in das wie kochend ſchäumende, milchige Waſſer.

Alle ſchienen einen zweiten Stoß und das Zerſchmettern der Schiffes ſelber zu erwarten — aber er kam nicht — die ungeheuren Wogen des ſtrömenden Meeres wälzten gegen ſie heran, aber ſie errtichten das Schiff nicht — dieſelbe Wand ſtarrer Korallen, die ihnen werder Verderben gedroht und auf denen ſie, wenn ſie dort aufgeſeſſen, auch rettungslos verloren geweſen wären, lag jetzt, ein unerſchütterlicher Schutz, zwiſchen ihnen und dem drohenden Verderben.

Die Leute wagten kaum zu athmen und viele Minuten lang rührte ſich keiner von ſeiner Stelle, als ob ſie an Rettung noch gar nicht glauben könnten. Will war der erſte, der auf das kleine, hinter dem Rad angebrachte Haus, das ſogenannte Zartenſpritze ſprang und mit einem Jubelruf die Rettung verkündete.

„Sicher feſt gefahren!“ ſchrie er den andern zu, „verdammt will ich ſeyn, wenn das nicht der niedlichſte Platz iſt, den ich mein ganzes Leben geſehen habe.“

Die Werte brachen den Zauber und alles ſprang jetzt auf die hohe Rahling, ſo viel als möglich der Stelle, wo ſie ſich befanden, zu überſehen und die Möglichkeit einer Rettung zu berechnen.

Das Schiff war glücklich zwiſchen zwei hohen Korallenriffen und durch einen Durchgang eingelaufen der vielleicht nicht viel breiter war als das Fahrzeug ſelber — der glatte Streifen Waſſer der den Weg wenigſtens bezeichnete, in dem ſie eingekommen, war kaum Mannslänge breit, und an beiden Seiten ſtürzte ſich die Brandung der Nachbarklippen hinein — weiter ließ ſich aber auch, ſo weit das Auge reichte, keine einzige Einfahrt erkennen, und nur ihre verzweifelte Lage hatte den Kapitän veranlaſſen können ſein Schiff auf den ſchmalen Streifen zuzutreiben, der ebenſo gut wie das übrige eine verborgene Klippe hätte haben können. Hier, inmitten der Riffe, lagen ſie nun in einem kleinen, kaum hundert Schritt langen See hellen, faſt gelblich grünen Waſſers in dem ſich die den Grund bildenden Baumkorallen klar und deutlich erkennen ließen.

Ringsum waren ſie total von Korallenbänken eingeſchloſſen, die an den meiſten Stellen bis dicht an die Oberfläche reichten, hie und da aber kleine, zwei, drei und vier Fuß tiefe Gaſſen bildeten, von denen einige offen lagen, andere mit langen treibenden Seegewächſen überzogen waren. Dieſe Korallenriffe konnten aber kaum 200 Schritte breit ſeyn, denn dicht dahinter lag weiter tiefes, nur jetzt von der ſchweren Brize aufgeregtes, aber blaues Waſſer, das dort nicht ſo wie die Stelle in der ſie lagen, durch die hohe Brandung vor dem darüber hinſtreifenden Wind geſchützt war.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Die Nachrichten aus Jamaica (ſ. Shipp. Gaz. vom 12 Juliue) hinſichtlich der Ackerbau-Intereſſen der Inſel lauten fortwährend höchſt kläglich. Viele, namentlich zu Grunde gerichtete Plantagenbeſitzer und Kaufleute, verlaſſen, wenn ſie nur irgend das Geld zuſammenbringen können, das Land, um ſich theils nach Californien, theils nach Auſtralien zu begeben. Das Land fängt mehr und mehr an zu verarmen, und die bisherigen Steuern können nicht mehr erhoben werden. Mit der großen Plantagenproduction fällt natürlich auch der große Handel.

Arbeitereinfuhr in Guadeloupe. Dieſe Inſel, welche wie die meiſten andern weſtindiſchen an Arbeitern Mangel leidet, will 4000 freie Arbeiter aus Weſtafrika einführen. Der Plan liegt zept der Regierung vor (ſ. Shipp. Gaz. 12 Julius), aber es iſt ſehr die Frage ob er genehmigt wird; ihr engliſche Regierung hat in früherer Zeit ähnliche Anſinnen abgeſchlagen, da eine ſolche Arbeitersanwerbung in Weſtafrika um kein Haar beſſer als ein Sklavenmarkauf iſt, wenn auch die Behandlung der Arbeiter in Weſtindien ganz anders als früher auffallen dürfte.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widermann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 172. 19 Julius 1852.

Beiträge zur Sittenkunde der Nordafrikaner.

(Von Karl Ritter.)

20. Der Todesengel in der Hütte des Armen. — Halima's Hinscheiden und Begräbniß. — Ueberall wie bei uns.

Halima, die sechsjährige Tochter meiner Nachbarin Fatma, konnte ein bildschönes Mädchen genannt werden. Ihre Gesichtsfarbe war weiß wie diejenige einer Europäerin, ihre Wangen waren mit einem zarten Roth angehaucht, ihre feinen, korallenfarbenen Lippen bedeckten zwei Reihen elfenbeinglänzender Zähne, ihre tiefblauen Augen waren von langen Wimpern beschattet, und ihr hellblondes Haar fiel in zwei dichten Zöpfen über ihren Rücken herab. Neben ihrer braunen, fast olivenfarbigen Schwester hätte man sie eher für ein Kind des Nordens als für eine Afrikanerin gehalten, da zugleich ihre sanften, einnehmenden Sitten mit dem beweglichen, capriciösen, feine Art von Zwang duldenden Wesen Sora's einen auffallenden Contrast bildeten. Dieses liebliche Kind war natürlich das Idol seiner Mutter und seines Stiefvaters Abd-Allah-Ben Serrûla — die beiden Schwestern waren aus der ersten Ehe Fatma's — es war ohne sein Wissen der Friedensengel, der die oft einer Kleinigkeit wegen entzweiten Gatten wieder versöhnte, denn Abd-Allah fürchtete bei einer Scheidung von seinem Weibe zugleich seinen Liebling zu verlieren, und Fatma fürchtete ihrerseits, durch eine Trennung von ihrem Mann ihr Schooskind dem Mangel auszusetzen. Man hätte glauben sollen, daß diese Vergötterung von Seiten der Eltern das Kind von Grund auf verderben müßte, und doch blieb Halima immer sanft und gut, immer gefällig und gehorsam, während ihre ältere Schwester die Nachsicht des Vaters und der Mutter oft über Gebühr mißbrauchte.

Und dieses Kleinod, diesen einzigen Lichtblick in ihrem freudelosen Leben sollte das arme Kabylenpaar verlieren, unwiederbringlich verlieren! Eines Morgens waren die Mädchen nach dem Sumpf gegangen, um wilden Sellerei und Knoblauch zu holen; auf ihrem Rückweg wurde es Halima plötzlich so übel, daß sie ihre Schwester nur mit der größten Anstrengung auf ihren Armen nach Hause tragen konnte. Die bestürzten Eltern wendeten alle beruhigenden Mittel an, die ihnen in der Eile beifielen; der Vater öffnete dem Kind die Stirnader, allein trotz aller ihrer Bemühungen nahm das Uebel immer zu, und bald hatte die arme Halima alle Besinnung verloren.

Jetzt kam Fatma trostlos nach meinem Gurbie gelaufen: „O Mustapha, Mustapha! hilf meinem Kind!“ war alles was sie hervorbringen konnte. „Was ist geschehen? Was hat es?“ fragte ich dringend. „Den Bu-Seg-Seg!“ schrie sie mit herzzerreißender Stimme, und verbarg laut weinend ihr in Thränen gebadetes Gesicht in beiden Händen.

Ich folgte ihr nach ihrer Hütte. Der Vater hatte sich auf die Matte niedergelegt, um das Kind mit seinem Burnuß, als der einzigen ihm zu Gebote stehenden Decke, zu bedecken. Halima lag in einem glühenden Fieber, ihr Puls schlug mit außerordentlicher Schnelligkeit und ihre Athemzüge waren kurz und zischend. Sie mußte heftige Schmerzen im Kopfe haben, denn ungeachtet ihres bewußtlosen Zustandes fuhr sie oft maschinenmäßig mit der Hand nach der Stirn. Ich suchte ihr eine Auflösung von schwefelsaurem Chinin beizubringen, allein sie war zu schlucken unfähig, und die Arznei lief ihr jedesmal zu dem halbgeöffneten Munde wieder heraus.

Die Eltern hatten ihre letzte Hoffnung auf die Arznei der Nsarah gebaut, und als sie die Unmöglichkeit sahen, dem Kind auch nur einen Tropfen davon einzuflößen, und dasselbe dabei immer schwächer wurde, so brachen sie in ein lautes Jammern aus. Vergebens suchte ich ihnen Trost einzusprechen, vergebens verwies ich sie auf die Allmacht und Barmherzigkeit Allahs, der auch da noch helfen kann, wo alle menschliche Hülfe zu Schanden wird: der Gedanke an den bevorstehenden Verlust des geliebten Wesens verschlang alle Trostgründe. Wohl entfuhr von Zeit zu Zeit ihrer gepreßten Brust ein dumpfes: „Allah kerim!“ (Gott ist barmherzig!) aber es waren dieß nur gedankenlose Worte, denn die Armen hofften nicht mehr.

Die lauten Klagen der betrübten Familie hatten mehrere Weiber aus der Sriba herbeigezogen, welche, nachdem sie ihre Neugierde befriedigt und mit augenscheinlicher Theilnahmlosigkeit einige Gemeinplätze an Trostes statt hervorgebracht hatten, sich bis auf zwei oder drei derselben bald wieder entfernten — handelte es sich doch nur um das Kind eines armen Ghamed! Nur Bel-Kassem-Ben-Amar und Ali-Ben-Messaud, für welche der Ghamed Abd-Allah arbeitete, des ersten Freund Ali-Bel-Haussn, der Einhändige, und des letztern Frau, Aischa, bewiesen die letzteren Theilnahme an dem linglück der Armen, und standen denselben mit Rath und That kräftig bei.

Das kranke Kind war ruhiger geworden, es athmete freier und die glühende Röthe welche sein Gesicht bedeckte, nahm nach und nach ab — trügerische Symptome, welche einen Strahl froher Hoffnung in das Herz der Eltern gleiten ließen. Fatma, die keinen Blick von ihrem Liebling verwandt hatte, streichte auf einmal laut auf; sie allein hatte zwei bis drei leise Seufzer aus dem Munde des Kindes — die einzigen Wahrzeichen einer kurzen Agonie — vernommen, die den Umstehenden entgangen waren.

Jetzt erhoben alle Anwesenden den Zeigefinger der auswärts gekehrten Hand über dem Haupt der Sterbenden und sprachen zu verschiedenenmalen ein feierliches: „La Allah il Allah, Mohammed rasul illah!“ aus. Noch einmal zuckte es ihr leicht um die erblassenden Lippen, und sie athmete nicht mehr: der Tod hatte die gute Halima sanft und schmerzlos aufgelöst!

Vater, Mutter und Schwester warfen sich auf die theure Leiche und bedeckten dieselbe mit Küssen. Die Nachbarin Aischa zog jetzt die Mutter sanft mahnend empor und führte sie vor die Thür, um herkömmlicher Weise die Todtenklage zu beginnen. „Komm Fatma, komm Sora!“ sagte sie, „die Nessa der Sriba werden kommen zum Todtenopfer der Verblichenen!“ Aber vor der Hütte war es einsam und still, und nicht eine der erwarteten Weiber ließ sich blicken, diejenigen sogar, welche schnöde Neugierde vor dem Sterbelager zurückgehalten hatte, waren verschwunden.

„O meine Halima! o meine Tochter!“ rief die durch diese Vernachlässigung tief gekränkte Mutter aus; „du warst so gut und fromm und jedermann mußte dich lieb haben! Warum fliehen und die Hartherzigen? Warum kommt niemand, einer armen Mutter deinen Verlust beklagen zu helfen? Wärest du das Kind eines Reichen, wie würden sie sich alle herzudrängen! Mögen sie bleiben wo sie sind! sie haben kein Herz, denn nicht Mitgefühl, sondern ein reiches Leichenmahl zieht sie in das Sterbehaus!“

Die sorgsame Aischa traf indessen Anstalten zu der Todtenklage der Mohammedaner, welche, so auffallend und bizarr sie auch einem Europäer erscheinen mag, doch nichts weniger als nur eine lächerliche Ceremonie, und der darin, wenn auch in sonderbaren, rhythmischen Bewegungen geäußerte Schmerz — wenigstens von Seiten der Leidtragenden — ein wahrer ist und sich oft bis zum Wahnsinn steigert. Statt eines großen Kreises sich im Tact auf- und niederbewegender Weiber, die dort wo sie es für der Mühe werth erachten, ihr Beileid durch schreiende, abgemessene Klagen unter wirklichen oder scheinbarer Zerreißung ihres Gesichts mit ihren Nägeln darzuthun suchen, wohnten hier bloß die zwei Nachbarinnen bei, die mit der Mutter und der jungen Schwester Halima's die Todtenfeier begannen, und bald rieselte das Blut der beiden letztern in Tropfen von ihren zerfleischten Wangen auf ihre Brust herab. Die dabei ausgesprochenen Klagerufe waren ungefähr folgende:

— Ja Halima Bentu-i! (O Halima, meine Tochter!)
— Ja Bents-ima! (O Tochter meiner Mutter!)
— Ja Zeina! (O du Schöne!)
— Ja Melehha! (O du Gute!)

Es wurden dieselben über eine Viertelstunde lang im Tact wiederholt, wobei unter ebenfalls tactmäßigen Bewegungen und Verbeugungen beständig die Nägel der Jammernden in gleichem Tempo über ihr Gesicht herabfuhren, bis endlich die Mutter erschöpft zusammensank und von den beiden Nachbarinnen in ihren Armen aufgefangen ward. Nachdem sie sich wieder erholt hatte, begann sie, allein unter den übrigen an der Erde sitzend, eine Art von Elegie, deren sanfte Klagen auffallend mit dem so eben beendigten wilden Trauertanz contrastirten. Wann und wo die Kabylinnen in ihren freudigen wie in ihren traurigen Erregungen sich so poetisch auszusprechen gelernt, ist schwer genau zu bestimmen; es ist dieß so zu sagen eine natürliche Anlage, und diese poetischen Ergüsse sind so innig mit den Sitten dieses Volkes verwebt und äußern sich so natürlich und einfach, daß sie auch nicht den geringsten Gedanken an Affectation aufkommen lassen.

Dieser Improvisation Fatma's, die ich hier so treu als möglich übertrage, gleichen alle Leidesklagen ähnlicher Art, und werden alle nach derselben melancholischen, unregelmäßigen, sich nach jedem Text fügenden Weise, halb Recitativ, halb Gesang, gesungen.

„Meine Augen sind trüb, trüb vom Weinen,
„Sie sehen mein heißes Kind nicht mehr.
„Meine Stimme ist gleich dem Klaffen der Diba (Schakalweibchen),
„Ihrem erschlagenen Jungen rufend.
„Das Blut meiner Wangen röthet die Matsa:
„Wie gern gäb' ich mein todtes Herzblut.
„Könnt' ich damit mein Kind erwecken!
„O Halima, meine Tochter!
„Ohe! Ohe! Ohe!
„Wie warst du so gut und lieb!
„Kam ich mir' auf dem Markt, aus dem Feld,
„Sprangst mir entgegen, umhalstest mich;
„Botest mir einen Strauß von rothen Nard (Rosen),
„Den dir der Vater aus dem Guerdee gebracht;
„Trugst mir den Gabâbh, zum Melken der Kuh;
„Laß mich gewähren, Mutter, bin stark und groß!
„O Halima, meine Tochter!
Ohe! Ohe! Ohe!
„Wie oft wird mir blauen das Herz (el kalbi ihrani)
„Beim Eintritt in die verödete Hütte!
„Wie oft werd' ich horchen dem Säuseln des Windes,
„Wähnend deine liebe Stimme zu vernehmen!
„Wie oft wird El-Hadscheta kommen und fragen:
„Wo ist Halima, die liebe Gespielin?
„Fort ist Tochter, Schwester und Freundin!
„O Halima, meine Tochter!
„Ohe! Ohe! Ohe!

Bei den Moslemin werden die Todten so bald als möglich zur Erde bestattet. Ali-Ben-Messaud und Ali-Bel-Haussn ergriffen daher jetzt Schaufel und Hacke, um auf dem über eine Meile entfernten Scheben (Begräbnißort) der Familie Fatma's ein Grab zu eröffnen, während die Weiber sich anschickten die Leiche zu waschen und zu ihrer letzten Reise zu schmücken. Es ist gebräuchlich die Todten in ihre besten Gewänder zu kleiden, und in ein neues Stück weißen Baumwollenzeuges zu hüllen; die gute Halima hatte aber leider nur Ein Gewand, das man ihr nach vollendeter Ablution in Ermangelung eines andern wieder anziehen mußte, und die arme Mutter vergoß von neuem einen Strom bitterer Thränen, da sich auch nicht das geringste Stückchen Zeug vorfand, um ihren Liebling gebührender Maßen einzuhüllen. Auf einen Wink von mir brachte Abomas einen weißen Fenstervorhang, der sich zufällig unter meinen Effecten befand, herbei, und Fatma hatte den Trost die geliebte Todte in ein feines, mit großen weißen Blumen durchwirktes Gewebe, das sie für eines der schönsten und kostbarsten hielt, einzukleiden.

Nachdem dieser letzte Liebesdienst vollbracht war, begann die herkömmliche wilde Trauerklage von neuem, und das Echo des Waldes wiederholte noch lange die rauhen, immer heiserer werdenden Stimmen der Klagenden.

Die beiden Männer kamen jetzt von dem Begräbnißort zurück und brachten eine große Korkrinde mit, die den Leichnam aufnehmen sollte, und welche sie zu diesem Zweck hüsch von einer Eiche geschält hatten. Die Leiche ward nun vermittelst eines langen wollenen Strickes, der im gewöhnlichen Leben zu mancherlei Zwecken dient, auf ein Brett befestigt und vor die Hütte gebracht. Es hatten sich wieder einige Weiber eingefunden, um den letzten Act des Schauspiels — größeres Interesse hatte die Sache für

ſie nicht — mit anzuſiehen. Fatma hatte ſich zurückgezogen, während ihr Mann Bei-Kaſſems Stute zu holen ging, und als dieſer jetzt zu Pferd vor der Thür des Gurbie erſchien und die übrigen Männer die kleine Leiche erhoben, um dieſelbe querüber vor dem Vater auf das Reitkiſſen zu legen, ſtürzte die Mutter wie geiſtesabweſend aus der Hütte hervor, ergriff ihre Tochter Sora bei der Hand und ſtellte ſich mit derſelben wie des Abzuges gewärtig, hinter das Pferd, das ihr geliebtes Kind zu Grabe tragen ſollte. Sie ſah wirklich dämoniſch aus, denn ſie hatte ſich Geſicht und Arme mit Ruß geſchwärzt, ihr Haupt war unbedeckt und ihre Zöpfe ſträhnen, halb aufgelöſt, über ihre Bruſt herab. Die vier oder fünf herbeigekommenen Weiber lachten einfältig, und die Blicke, die ſie einander verſtohlen zuwarfen, drückten nichts weniger als Mitgefühl aus.

Jetzt ſetzte ſich der Leichenzug in Bewegung: der Vater ritt mit dem Leichnam voran; Fatma ging mit ihrer Tochter Sora dicht hinter dem Pferd her, von Zeit zu Zeit eine Handvoll Staub auftraffend und ihr Haupt damit beſtreuend, und beide wiederholten den ganzen Weg entlang, bis zur Begräbnißſtätte, unaufhörlich den monotonen Ausruf: „Ja Halima Bents-i!“ „Ja Bents-ima!“ Die drei Nachbarn und ich nebſt meinem Thomas folgten ihnen; die Weiber Ali's und Bei-Kaſſems blieben zur Aufſicht der Gurbies zurück, die übrigen Neſſa aber tappten, vermuthlich ihre Bemerkungen über den ärmlichen Leichenzug machend, hinterdrein bis zur Sriba, wo ſie ſich in ihre reſpectiven Gurbies verloren.

Auf dem Scheben angelangt ſetzte man die Leiche neben das friſcheröffnete Grab, bis die Männer ein Bett von Myrthenzweigen und Waldblumen in demſelben zurecht gemacht hatten, und ſie wurde dann von dem ſie umgebenden Strick befreit, behutſam auf das grüne Lager hinabgelaſſen, worauf man die gewölbte Rinde wie einen Sargdeckel darüberſtürzte, und bald hatte ein über dem Grab ſich erhebender Erdhügel die irdiſchen Ueberreſte eines geliebten Kindes auf ewig den Blicken der Seinigen entzogen. Ein rohes, aus Steinen und dicken Aeſten über der Ruheſtätte aufgethürmtes Monument hatte zum Zweck dieſelbe gegen eine mögliche Profanation von Seiten der Raubthiere, von welchen die Hyäne in dieſer Hinſicht beſonders zu fürchten iſt, zu ſchützen.

Während des ganzen Begräbnißactes hatte eine tiefe Stille geherrſcht, jetzt aber legten die Männer Schaufel und Hacke nieder, und alle Anweſenden erhoben ihre auswärts gekehrten Hände bis zur Höhe des Geſichtes und ſprachen ein langes, feierliches Todtengebet. Noch einmal warf ſich Fatma auf den Todtenhügel, beſtreute ihr Haupt mit Erde, nahm dann ihre Sora bei der Hand und ſchlug mit derſelben den Weg ein, auf dem ſie hergekommen; die übrigen folgten langſam und in einer gewiſſen Entfernung. Die letzten Strahlen der ſcheidenden Sonne vergoldeten die Wipfel der Eichen, als wir nach der Sriba zurückkamen, und bald brachte die Nacht mit ihrem dunkeln Schleier das Trauerhaus und die Trauernden.

Noch viele, viele Tage lang hörte man den weinenden Klaggeſang Fatma's, und oft in ſpäter Mitternachtsſtunde ertönte noch der ihr liebgewordene Schmerzensruf: „O Halima, meine Tochter!“

Neue Bewegung in der Hinduſtani-Literatur.

In Hindoſtani werden, wie im Türkiſchen, eine Menge arabiſcher und perſiſcher Wörter eingemiſcht, ja es geht ſo weit, daß alles arabiſch und perſiſch iſt mit Ausnahme der Zeitwörter und einiger unentbehrlichen Partikel. Einige andere Schriftſteller haben den entgegengeſetzten Weg eingeſchlagen und alle perſiſchen und arabiſchen Wörter verbannt. Dadurch wird allerdings der Styl für die größere Maſſe gerade ſo unverſtändlich, wie wenn er mit perſiſchen und arabiſchen Worten überfüllt wäre. Indeß könnte dieß Beiſpiel auf die junge Hindoſtani-Literatur einen wohlthätigen Einfluß ausüben, und die Literatur nationaler machen. Zu dem Ende hat Hr. Glint, Vorſtand des Collegiums La Martiniére in Lakhnau unter Beihülfe des unermüdlichen Dr. Sprenger die Herausgabe des Teriés einer Erzählung von Jaſcha Allah Khan, eines berühmten Hindoſtani-Schriftſtellers, begonnen. Die Erzählung ſelbſt lieſert nichts beſonderes, und man findet nur die gewöhnlichen Gemeinplätze der orientaliſchen Liebestomane. Indeß iſt der Styl ein wahres Muſter der eigentlichen indiſchen oder Urdu- (Lager-) Sprache ohne alle Beimiſchung von perſiſchen oder arabiſchen Worten. (Journ. asiat. Mai - Junius.)

Aus dem Matroſenleben.

3. Die Riffbank.

(Schluß.)

Wenn ſie ihr großes Boot flott bekommen konnten, ſchien nicht die mindeſte Schwierigkeit vorhanden in die wirkliche Fahrtſtraße durch die Torresſtraße einzulaufen, und dann konnten ſie ſich leicht auf einer der kleinen Inſeln halten, bis ein anderes von Sydney nach Britiſch- oder Holländiſch-Indien beſtimmtes Schiff vorbeikommen und ſie aufnehmen würde. Es war jetzt noch die günſtigſte Jahreszeit für dieſe Fahrt, und Capitän Olivit wußte ſelbſt mehrere Schiffe, die beabſichtigt hatten, ihm in acht oder vierzehn Tagen zu folgen.

Aber ſelbſt von ihrer eigenen Lage wurden ſie in dieſem Augenblick durch einen furchtbaren Lärm, der aus dem unteren Deck herauftönte, abgezogen, und alles ſprang an die Luken, hinabzuſchauen. Das Schiff lag an ſich feſt genug, und wenn auch nicht, ſie wären nicht mehr im Stande geweſen irgend etwas daran zu thun als die Anker vielleicht niederzuwerfen, und ſelbſt das war jetzt nicht nöthig, da der Wind das Wrack ja immer feſter in die Korallenriffe hineinſetzte.

Der Lärm rührte von den armen Thieren, den Pferden her; das Schiff war natürlich leck geworden, das Waſſer in den unteren Raum gedrungen und die feſtgebundenen rangen nun mit ihren letzten Anſtrengungen gegen den ſie bewältigenden Tod an. Manchmal wenn eines der Unglücklichen ſeinen Kopf noch über Waſſer bekam, hörten ſie deutlich das Schnauben, und oft drang ein entſetzlicher Nothſchrei zu ihren Ohren und machte ſie ſchaudern — aber Hülfe zu bringen war nicht mehr möglich — wären ſie ſelbſt im Stande geweſen die Stricke zu zerſchneiden mit denen die Thiere feſtgebunden ſtanden, aus dem unteren Raum konnten ſie ſie doch nicht herausbekommen, und dort ſtieg das Waſſer mit raſender Schnelle.

Jean ſprang zwar die Leiter hinunter, mehr um ſich von der vollkommenen Nutzloſigkeit einer Hülfe zu überzeugen, als irgend etwas zu thun, gerade da aber wurde die Leiter, wahrſcheinlich durch eines der losgeriſſenen Thiere, das ſich dagegen geworfen, umgeſtoßen, und er konnte eben noch das zum Auf- und Niederſteigen befeſtigte Tau faſſen und ſich vor einem Sturz in die Tiefe retten, der ihn nur zu wahrſcheinlich unter die Hufe der verzweifelten Thiere geworfen hätte. Als er feſten Fuß auf dem Deck faßte, und traurig in den dunklen Raum hinabſtarrte, wo es jetzt ſtiller und ſtiller wurde, ſagte eine leiſe ſchwache Stimme an ſeiner Seite:

„Jean — was iſt mit dem Schiff vorgegangen?“

„Hans, um Gotteswillen,“ rief der junge Franzoſe, und ſprang raſch nach ihm hinüber — „armer Teufel, wie geht dir's? hol's der Henker, wir haben dir Hände, oder vielmehr Augen und Ohren die letzte Stunde ſo voll gehabt, daß beim Himmel keine Seele an etwas anderes als ſich ſelber denken konnte — Jeſus Maria, wie blutig du ausſiehſt — wie iſt dir?“

„Beſſer, viel beſſer, aber was iſt mit dem Schiff vorgegangen?“ ſagte der Verwundete.

„O das ſitzt feſt und wacker auf einer Korallenbank,“ lachte Jean, der einmal aus der nächſten Todesgefahr heraus ſchon all ſeinen friſchen

und fröhlichen Muth wieder bekommen hatte. Massen über Bord, alle drei und so sicher vor Anker wie nur je ein ganzes Fahrzeug nach langer Reise gelegen hat, der arme Karl ist aber auch über Bord" — setzte er ernster und fast traurig hinzu.

„Ich wollte ich wäre an seiner Stelle," sagte Hans, und fiel mit geschlossenen Augen auf das Heu zurück.

„Unsinn," lachte aber Jean wieder — „deine Leiden sind jetzt zu Ende — wer weiß ob's nicht am Ende ganz gut ist, daß wir den alten verdammten Kasten auf solidem Grund gelegt haben, der Schuft von Capitän kann jetzt sehen wo er ein neues Schiff bekommt, mich kriegt er aber wahrhaftig nicht wieder als Matrosen an Bord, so viel ist gewiß. Pest, Mann, du hast aber die Eisen noch an, das geht nicht, die müssen herunter, und das Wasser ist auch schon bis ins Zwischendeck gestiegen — der untere Raum ist ganz voll — wie still und ruhig es jetzt da unten ist," setzte er schaudernd hinzu — „der Mensch ist doch ein entsetzliches Geschöpf mit seiner Gewalt über das Thier."

„Jean," rief in diesem Augenblick der Mate herunter — „wo zum Teufel steckt Ihr?"

„Komme," antwortete der Matrose, wandte sich dann aber noch rasch zu Hans und sagte tröstend, „ich bin bald wieder bei dir, hab' keine Furcht, wir wollen die Sache schon machen."

Er schob die Leiter, die nur auf die Seite geschlagen war, wieder zurück und kletterte rasch an Deck, wo indessen schon die nöthigen Vorbereitungen getroffen wurden ein paar Nothspieren aufzurichten, um das große Boot über Bord zu heben und flott zu bekommen, was der doppelten Mannschaft ohne die Hülfe von diesen und Flaschenzügen nicht möglich gewesen wäre mit bloßen Händen ans Werk zu setzen.

Jean hatte sich indessen an Mr. Black gewandt, Hansens Freilassung zu bewirken — der Mann lag verwundet im unteren Raum und durfte nicht ohne Hülfe dort liegen bleiben, wenn man sein Leben nicht in Gefahr bringen wollte. Mr. Black sprach auch augenblicklich mit dem Capitän darüber, dieser aber wollte von nichts hören. So lange er an Bord Herr sey, schwur er, bleibe der Schuft in Eisen — er habe sich widersetzt und dem den Tod gedroht, der ihn befreien würde, also offene unverhehlte Meuterei, und er wolle sich nicht der Gefahr aussetzen, ge meuchelmordet zu werden; damit wandte er sich ab und den Arbeitenden wieder zu.

„Aber Sir," sagte der Mate, „Sie können ihn doch nicht gut gefangen halten mit ins Boot nehmen, er wird da mehr im Wege sein und — ich weiß auch nicht, ob Sie das früher werden verantworten können."

„Verantworten," lachte der Capitän höhnisch — „übrigens wer sagt Ihnen denn, Mr. Black, daß ich ihn überhaupt mit ins Boot haben will, es fällt mir gar nicht ein mich mit dem rebellischen Schurken länger zu behelligen."

„Sie werden ihn doch nicht hülflos zurücklassen wollen?" rief der Mate rasch.

„Hülflos?" meinte Ditzyt, „ist das hülflos? ich lasse ihm im Besitz meines ganzen Schiffs und da ist auch die Jolle, die er nehmen kann wenn es ihm beliebt, sollte ihm der Aufenthalt hier nicht länger behagen — was verlangt er mehr?"

„Das geht wahrhaftig nicht an, Capitän Ditzyt," sagte der Mate kopfschüttelnd."

„Sie sollen einmal sehen wie schön es geht," lachte dieser zurück — „es geht alles auf der Welt, was man nur will, und der Bursche kann noch seinem Gott danken, daß ich ihn nicht mit nach dem nächsten Hafen nähme und ihn dort als einen meuterischen Hund, der er ist, aufhängen lasse. Sehe ich die Möglichkeit ein wieder nach Sydney zurückzukommen, so geschähe das auch jedenfalls; all die Schiffe, die aber in nächster Zeit auslaufen, und auf die wir hier hoffen können, sind nach Batavia bestimmt und mit der holländischen Regierung mag ich nichts zu thun haben — ich und sie sind schon einmal zusammen gewesen, und eben nicht als die besten Freunde geschieden."

„So will ich ihm wenigstens zeigen wie die Eisen abnehmen, daß wir nach seiner Wunde sehen können" — sagte Mr. Black, und wollte sich abdrehen, in das Zwischendeck hinunterzusteigen.

„Halt, Mr. Black," hielt ihn aber sein Vorgesetzter zurück, „nicht bis ich Ihnen das sage — wenn's Ihnen gefällig ist — nach der Wunde kann auch ohne das gesehen werden. Hier haben Sie den Schlüssel zur Medicinkiste und sehn Sie so gut und besorgen Sie das — der diebischen Schuft wäre auch ohne dieß nicht sogleich abzufahren — aber die Eisen behält er, bis wir von Bord gehen."

Der Mate konnte nichts dagegen einwenden, allein aber augenblicklich in die Cajüte hinunter, das nöthige Wundpflaster heraufsuchen, von dem er auch eine Quantität in die Tasche steckte, Hans zum ferneren Gebrauch zu lassen, und sah dann nach seinen Kranken, den er aber weit besser fand als er wirklich erwartet hatte.

Unterdessen gingen die Arbeiten an Deck rasch vor sich, Provisionen wurden heraufgeschafft, der Capitän hatte seine Instrumente, Karten, Compaß für den Nothfall und seine Papiere gebergen, vertheilte dann die an Bord befindlichen Musketen mit der gehörigen Munition unter die Leute, da man an der Straße sehr häufig auf Indianer stößt, von denen man nicht immer weiß, ob sie freundlich oder feindlich sind, und ließ dann die Leute an die Arbeit gehen, das große Boot vom Verdeck herunter in See zu heben.

Unter all diesen Arbeiten rückte der Abend mehr und mehr heran, und es war schon kein Gedanke mehr, noch an diesem Tag sich einzuschiffen. Um 12 Uhr hatte der Capitän, da die Sonne heute hell und klar am Himmel stand, seine Observation genommen, die Breite zu bekommen auf der sie sich befanden, denn die Länge wußten sie nur zu genau, und gefunden, daß sie etwa 30 Meilen überhalb Kaines Insel auf den Riffen saßen. Von hier aus konnten sie leicht in die südliche, am häufigsten befahrene Straße kommen, und an Gefahr für ihr Leben, wenn sie sich nur ein wenig mit ihren Provisionen einschränkten, aber sich zugleich auf den Fischfang legten, war nicht zu denken. Die einzige Versicht die sie gebrauchen mußten war, einen gehörigen Vorrath von Wasser einzulegen, und damit konnten sie dann getrost nach einer der Zwischen-Inseln oder auch Booby-Island hinfahren, an welchem letzteren Ort sogar Vorräthe für Schiffbrüchige von mehrern englischen Schiffen niedergelegt waren. Die gehörigen Segel für die Barkasse, die sehr voll kommen gut in Stand und mit allem Nöthigen versehen fertig lagen, wurde ebenfalls hergerichtet, und mit Tagesanbruch am nächsten Morgen wollten sie ihre Pilgerfahrt beginnen.

Die Matrosen packten indessen ebenfalls das Nöthigste was sie an Wäsche gebrauchten mit ihren wollenen Decken zusammen, denn sonstiges Gepäck oder gar ihre Kisten konnten sie natürlich nicht mitnehmen — flauten das alles in eine Kiste hinein und waren somit ebenfalls gerüstet, Nur Jean, Francois und Bill hatten ihre paar Habseligkeiten — die Kiste war auch gerade von den anderen Sachen voll geworden — und meinten sie wollten das ihrige nur lieber so ins Boot werfen. Alle drei schienen übrigens andere Absichten zu haben.

An dem Abend hätten die Leute gern viel mit einander unterhandelt, der Zimmermann, der sonst nie lange am Tags blieb, wich und wankte aber gerade heute nicht von seiner Kiste, und Jean, Francois und Bill gaben sich deßhalb einen Wink und gingen nach oben.

Mit kurzen Worten verteinigten sie sich; sie waren seit entschlossen Hans nicht allein an Bord der Wracks und mit einem Boot zurückzulassen, mit dem er allein wenig oder gar nichts anfangen konnte — sie wollten bei ihm bleiben. Hierzu kam auch noch, daß alle drei viel lieber nach Sydney zurückzukehren, als mit dem Capitän auf irgend einem anderen Fahrzeug nach Indien zu gehen wünschten, und sie machten sich deßhalb schon die schönsten Pläne einer Landreise an der Küste hinunter. Sie kannten das Land und die Schwierigkeiten einer solchen Reise nicht, und der leichte Sinn eines Matrosen, der Gefahren überhaupt gar nicht kennt, weil er eben zwischen ihnen aufwächst, ließ sie das alles mit seehrem Muthe betrachten. Heute Abend beschlossen sie aber noch nichts darüber zu äußern, sondern das alles bis auf morgen früh zu verschieben.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 173. 20 Julius 1852.

Dr. Rae,

dessen wir schon mehrmals gedachten, hat kürzlich die goldene Medaille der Londoner geographischen Gesellschaft erhalten. In der Rede des Präsidenten der Gesellschaft, Sir R. Murchison, heißt es in Bezug auf ihn: „Dr. Rae's Aufnahme des Boothia-Golfs im J. 1848 ist einzig in ihrer Art. Mit einer unbegreiflichen Kühnheit beschloß er an den wegen ihrer Oede sprüchwörtlich gewordenen Ufern der Repulse Bay zu überwintern, wo die Mannschaften zweier Schiffe ganz, und die zweier andern fast sämmtlich umgekommen waren. Er erhielt sich durch Erlegung von Hirschen, die er meist selbst schoß, und brachte 10 Monate eines arktischen Winters in einer Steinhütte zu, an einem Ort, wo es nicht einmal Treibholz gibt. Sein einziges Brennmaterial war eine Art Heu von der Andromeda Tetragona; er erhielt dennoch seine Leute gesund, nahm 1000 Meilen Seeküste an dem südlichen Theil des Boothia-Golfs auf, und brachte seine Leute im nächsten Jahr nach den Posten der Hudsonsbay in besserer Gesundheit zurück als beim Antritt der Reise; zudem hatte er von den mitgenommenen Lebensmitteln nur einen kleinen Theil aufgebraucht.

„Auf seinen letzten Reisen, wo er mehr als 3000 Meilen in Schneeschuhen zurücklegte, zeigte er eben so große Klugheit und Ausdauer. Da seine frühere Erfahrung ihn bestärkten ließ, daß das Meer zugefroren seyn möchte, so entschloß er sich zu einer Frühjahrsreise über das Eis, und sie war auch in der That außerordentlich genug. Er brach von Fort Confidence am großen Bärensee auf, welches auf der Straße, die er einschlagen mußte, über 150 Meilen vom Meere entfernt war, konnte nicht, wie dieß auf dem Meereis möglich ist. Vorräthe in geräumigen Schlitten mit sich nehmen, und war daher genöthigt seine Vorräthe und Gepäck auf das möglichst geringe Gewicht zu beschränken. Mit einem Pfund Fett täglich zum Brennen und ohne ein Zelt, brach er, bloß von zwei Mann begleitet, auf, verließ sich zum Schutz gegen das Unwetter auf die Schneehäuser, die er seine Leute bauen lehrte, und legte eine Strecke von 1060 Meilen in 39 Tagen, oder wenn man die Tage, wo er liegen blieb, abrechnet, in 27 zurück, eine Leistung, die bis jetzt in arktischen Reisen noch nicht erreicht wurde; alles dieß geschah ohne die Hülfe vorausgeschickter Depots, und er selbst zog einen großen Theil des Weges über seinen Schlitten selbst. Die Frühlingsreise und die in Booten während des Sommers, während welcher er 1700 M. in 80 Tagen zurücklegte, haben den Zusammenhang von Wollaston- und Victoria-Land auf einer Strecke von 1100 Meilen dargethan, und gezeigt daß diese Länder von Nordosomerset und Boothia durch eine Meerenge getrennt sind, in welche die Fluth von Norden her eindringt. Auf diese Weise hat Dr. Rae auch in Bezug auf die Nachforschungen nach Franklin wesentliche Dienste geleistet, indem er ermittelte, daß die Zahl der Canäle, welche zwischen dem Continent Amerika's und den arktischen Inseln hindurchführen, minder groß ist als man bisher glaubte."

Beiträge zur Sittenkunde der Nordafrikaner.

21. Eine Pantherjagd und ihre Folgen. — Vorbereitungen. — Das Klopfjagen.

An einem stürmischen Abend des Monats Februar 1851 kam die Rinderheerde des Demd-Saffaf, welche diesen Tag auf dem südöstlichen Abhang des Dschebel-Guerbed geweidet hatte, in einzelnen Gruppen und in verschiedenen Intervallen, schon zwei Stunden vor Sonnenuntergang nach der Sriba zurück; der Kabyle, an dem heute die Reihe gewesen war das Vieh zu hüten, erzählte daß die Rinder, von einem panischen Schrecken ergriffen, sich plötzlich nach allen Richtungen hin zerstreut hätten, und wahrscheinlich irgend ein großes Raubthier gewittert haben müßten. Er ersuchte die dabei Betheiligten nachzusehen, ob jeder seine vollständige Zahl habe, und es fand sich daß einige Kühe fehlten, weßwegen sich mehrere Männer aufmachten, um die Verlorenen zu suchen.

Die Suchenden schlugen verschiedene Richtungen ein und durchkreisten jeder ein eigenes Revier des Waldes, wobei sie von Zeit zu Zeit anhielten um ihre vermißten Kühe bei ihrem Namen zu rufen; man vernahm deßwegen bald rechts bald links zwischen dem gewöhnlichen: „Ho! ho!" ein lockendes: „Driffa! Driffa! Driffa!" oder: „Blika! Blika! Blika!" — einen Ruf, den die mit diesem oder jenem Namen belegten Thiere sehr wohl kennen.

Nur einer derselben, Othsmen-Ben-Braham, gewöhnlich Othsmen-Abd-el-Melk genannt, verweilte nicht lange in dem Korkeichenwald der Ebene; das Schloß seiner Flinte mit einem Schoß seines Burnuß, zum Schutz gegen den, aus dichten, am Berggehäng hinziehenden Nebelwolken sein herabrieselnden Regen bedeckend, schlug er einen steilen Bergpfad ein und gelangte bald über verschiedene, mit dichtem Strauchwerk bewachsene Schluchten nach dem Ort, wo dem Hirten seine Heerde davongelaufen war.

Mit leisem Tritt, den der über die Bergkuppe daherbrausende Sturmwind noch unvernehmbarer machte, schritt Othsmen zwischen den hohen Lentiskenbüschen hindurch, und sein spähender Blick tauchte in jeden Felsspalt, in jedes Dickicht. Plötzlich blieb

er unbeweglich stehen: dicht vor ihm und nur durch eine Myrthenhecke von ihm getrennt, lag ein großer Panther; ohne Zweifel von einer fruchtlosen Jagd ermüdet, hatte sich dieser auf die Erde hingestreckt und lekte mit seiner stachelligen Katzenzunge seine vom regenrinnfeuchten Berggras durchnäßten breiten Tatzen. Othmen erhob langsam seine lange Flinte, steckte dieselbe behutsam durch das hiegjame Gezweig hindurch, bis die Mündung des Laufes fast das Ohr des Raubthieres berührte, und drückte dann entschlossen ab. Das Gewehr versagte. Dreimal knatzte er die Schärfe des Steines mit dem Nagel seines Daumens, allein dreimal klirrt der Stein funkenlos auf den feuchten Zündpfannendekel. Der Panther hatte sich bei dem leichten zur Hälfte vom Winde verschlungenen Knickern des Flintenschlosses kaum in seiner Toilette unterbrochen.

Othmen-Abd-el-Melk, als wahrer Muselmann überzeugt daß die Stunde noch nicht gekommen sey, zieht sich vorsichtig zurück, wischt sorgfältig das Schloß seiner Flinte ab, und überschreitet auf einem Umweg die Schlucht, an deren Rand das Raubthier lag.

Es war stockfinstere Nacht als er nach der Sriba zurückkam, die andern Männer waren schon vor ihm mit ihren verlaufenen Kühen zurückgekehrt; sein Ghames, der mit den andern das Gehölz durchstreift, hatte den ihm fehlenden T'saur (jungen Ochsen) nicht gefunden.

„Es ist gut, sagte Othmen, ich weiß was an der Sache ist. Rufe meine beiden Neffen, morgen werden wir den Nemer (Panther) jagen, den ich diesen Abend gesehen habe.

Achmed und Seid kamen mit freudestrahlendem Gesicht.

Die beiden Brüder hatten kaum ihr zwanzigstes Jahr zurückgelegt; wer sie neben einander sah, konnte nicht leicht errathen welcher von ihnen der Aeltere oder der Jüngere sey. Die beiden jungen Jäger hatten keinesweges den schwächtigen Körperbau der Araber der Ebenen: ihre gerundeten bronzefarbigen Glieder zeugten von ihrer physischen Energie, ihre funkelnden Augen sagten deutlich, daß die morgende heroische Jagd eine ihrer männlichen Lieblingsvergnügungen war.

„Der Panther wird schwerlich diese Nacht die Schlucht verlassen, sagte Othmen, und wenn er sie je verlassen sollte, so wird er sicher vor Anbruch des Tages dahin zurückkehren, und wir können in diesem Fall seine Fährte auf dem durchweichten Lehmboden der Viehpfade befragen. Ihr werdet euch beide vor Tag aufmachen, um euch desto zu versichern, bevor die Heerde ausgeht."

Dann sich an Seid, den jüngern Bruder wendend, fügte er hinzu: „Ich kann dir morgen meine Flinte nicht geben, auch diejenige deines Vaters kannst du nicht haben, weil wir beide die Jagd anzuführen haben. Mustapha, der Rumi, wird dir wohl eine seiner Doppelflinten leihen, gehe hin ihn darum zu bitten und lade ihn ein die Hetze mitzumachen, wenn er Lust dazu hat."

Achmed und Seid waren beide leidenschaftliche Jäger, der erste zeichnete sich durch seine unerschrockene Kaltblütigkeit aus, der andere durch seine unermüdliche Ausdauer in Verfolgung des Wildes; ich hatte die guten Dispositionen dieses letztern zu meinen Zwecken benutzt, indem ich ihn als Jäger anstellte, und ich hatte allen Anlaß mit ihm zufrieden zu seyn, da meine Sammlungen seinem Eifer manches schöne und seltene Stück verdankten, dessen ich ohne seine Mitwirkung schwerlich habhaft geworden seyn würde.

Es war schon spät in der Nacht, als Seid bei mir eintrat und mich von den Begebenheiten des heutigen Abends in Kenntniß setzte. Erwünschter konnte mir keine Nachricht seyn. Die Jagd war zwar schon seit langer Zeit meine tägliche Beschäftigung, allein ich war schon lange stumpf für gewöhnliche Jagdvergnügen, ich schoß das gewöhnliche Wild nur handwerksmäßig für meinen Küchenbedarf, und die stundenlange Verfolgung irgend eines seltenen kleinen Vogels hatte unendlich mehr Reiz für mich, als alle Hasen- und Rebhühnerjagden. Die Jagd auf Schwarzwild ist hier der großen Menge derselben wegen auch nichts außerordentliches, und nur der Anstand auf nächtliche Raubthiere vermochte mir, trotz seiner Langweiligkeit — da man oft mehrere Nächte hindurch vergebens harrt und das erwartete Thier entweder nicht erblickt, oder nicht zum Schuß kommen kann — schauerlich angenehme Emotionen zu geben, wie sie keine andere Jagd darbietet. Ich hatte auf diese Art schon eine gemisse Anzahl Hyänen und Schakals umgebracht, den Löwen zuweilen bei seinen nächtlichen Umgängen belauscht, und selbst vor vier Jahren einen Panther gemeuchelmordet — anders kann ich diese sogenannte Jagd nicht qualifiziren, da man bis jetzt die großen gefürchteten Raubthiere nur meuchlings auf zwanzig Schritte aus einem Hinterhalt zu schießen weiß — allein einen dieser Herren des Waldes mit offener Gewalt anzugreifen, war mir noch nicht vorgekommen, und ich ergriff daher mit Begierde die Gelegenheit einem solchen beiondern Waidgang, der wenigstens ein männlicher genannt werden konnte, beizuwohnen.

Said erhielt also die gewünschte Doppelflinte nebst etwas Pulver und Blei, und begab sich, äußerst zufrieden mit dem glücklichen Erfolg seiner Anfrage, zur Ruhe; ich machte meinerseits meinen Jagdapparat zurecht und suchte dann ebenfalls mein Lager auf, wo ich die ganze Nacht hindurch von Löwen und Panthern und von langen Flinten, die nicht losgehen wollten, träumte.

Der Morgenstern glänzte hell über den waldigen Gipfeln des Dschebel-Guerbes. Der allnächtlich wehende Landwind hatte die gestrigen Nebelwolken dem Meer zugetrieben, und nichts trübte mehr die ruhige Klarheit des Himmels. Die letzten Strahlen des Mondes erglänzten noch auf dem mit weißem Reif bedeckten Wiesengrund, als die beiden jungen Jäger aus dem väterlichen Gurbie heraustraten.

Achmed hielt eine lange Gutenflinte französischer Fabrik, sein gewöhnliches Jagdgewehr, in der Hand; Seid, der meine Doppelflinte auf dem Rücken trug, rief die Hunde seines Oheims von dem halbverzehrten Luder eines vorgestern getödteten Wildschweins ab, um dieselben anzuleinen, damit sie sich nicht unterwegs auf den Fährten des Schwarzwildes verirrten, und nachdem er sie an den Thürpfosten des Gurbie angebunden hatte, verließen die beiden Brüder die Sriba, um sich des ihnen gewordenen Auftrages zu entledigen.

Einige Augenblicke darauf ward die ganze Sriba wach; die Weiber riefen ihre Kühe zum Melken und die Hunde mischten ihr heiseres Gebell in das letzte Klaffen der sich nach dem Walde zurückziehenden Schakals.

Die Männer versammelten sich auf dem freien Platz vor der Sriba, wo ihnen Othmens-Abd-el-Melk die nöthigen Instructionen gab. Die Treiber sollten mit den Hunden das Kloppjagen am untern Ende der Schlucht, worin man den Panther vermuthete, beginnen, und so allmählich bergaufwärts treiben, die Schützen aber, mit den Treibern gleichen Schritt haltend, rechts und links, dem so ziemlich von Strauchwerk entblößten, nur hie und da mit einzelnen Korkeichen bestandenen Rand des Dickichts folgen.

Diese einfache Anordnung einmal getroffen, machte man sich unverzüglich auf den Weg.

Die Hunde der Araber und Kabylen stehen eben nicht im Rufe eines ausgezeichneten Muthes, und mancher meiner Leser dürfte sich daher wundern, bisweilen zum Angriff eines Panthers führen zu sehen; wer indessen nur einigermaßen mit dem edeln Waldwerk vertraut ist, weiß, daß der Hund, dem es nicht an natürlichen Anlagen fehlt, in den meisten Fällen das ist, was der Jäger aus ihm macht. Nun war Ochömen-Abdel-Melk ein verwegener Wildschütz, und seine Meute gab ihm an kühnem Muthe nichts nach. Kampfgewohnt und mit zahlreichen Wunden bedeckt, übrigens aber den gewöhnlichen Wächtern der Duars in allen Stücken gleichend, unterschieden sich diese Hunde von den letztern nicht einmal durch eine bedeutendere Größe und Stärke; ihre aufrecht stehenden Ohren schienen auf ihre Verwandtschaft mit dem Schakal hinzuweisen, wie dieser hatten sie in ihren langen, aber starken Kinnladen eine Reihe spitziger Zähne, und ihr rauhes Haar sträubte sich im Zorn überall, wo das Gebiß ihrer Gegner und die Dornen des Ginsters es nicht abgeschunden hatten.

Die Jagdgesellschaft, welche sich auf dem ganzen Weg dem Vergnügen einer lauten, fröhlichen Unterhaltung ergeben hatte, begegnete jetzt dem jungen Seid, welcher ihr eine Viertelstunde Weges entgegengekommen war, um seinem Oheim, als dem Anführer der Jagd, seinen Rapport abzustatten. Der Panther war die Nacht über ausgewesen, diesen Morgen aber früh in das Dickicht zurückgekehrt, wie es seine Fährte auf dem erst bei Tagesanbruch sich bildenden Reif deutlich nachwies. Ochömen gebot deßhalb Stille, und wir gelangten bald zu der verhängnißvollen Schlucht, oberhalb welcher Achmed schon Posto gefaßt hatte.

Schützen und Treiber begaben sich nun behutsam nach dem untern Ende des Dickichts, wo der seichte Boden eine minder üppige Vegetation zugelassen; erstere, sechs an der Zahl, stellten sich in einer Entfernung von ungefähr 50 Schritten von einander und von etwa 20 Schritten vom Rand der Schlucht zu beiden Seiten derselben an, und rückten langsam mit den letztern vor, welche, nachdem sie die Hunde losgelassen und die zusammengeknüpften Schöße ihrer Burnusse über den Hals geworfen hatten, rüstig in das dichte Gehölz eindrangen. Seid hatte den Auftrag, an der Spitze der Treiber das regelmäßige Vorrücken derselben zu leiten; auf der linken Seite der Schlucht führte der alte Abdel-Melk, und auf der rechten sein Bruder Ochömen die Schützen an; mein Platz war unmittelbar hinter unserm kabylischen Oberjägermeister.

Es lag etwas Kühnes in diesem Angriff mit offener Gewalt, um so mehr, da derselbe dem furchtbaren Bewohner der afrikanischen Wälder galt. Der Löwe ist geduldiger, weniger lustig, weniger grausam als der Panther. Ersterer geht seinem Raub bei Tag und bei Nacht nach, und weit entfernt seine Gegenwart verhehlen zu wollen, thut er dieselbe vielmehr durch seine dröhnende Stimme dem ganzen Lande kund; seine majestätische Ruhe verläßt ihn nur in dem Fall einer legitimen Vertheidigung, als wenn er seine ungeheure Stärke zu mißbrauchen fürchtete. Der Panther hat dagegen alle Charaktere des Katzengeschlechtes im höchsten Grad; er stürzt aus einem Hinterhalt auf seine Beute, überrascht greift er auch Unbewaffnete, und zwar aus Furcht an, und selten verräth ein Laut seine Anwesenheit.

Die Treiber rückten, trotz der mannichfaltigen Hindernisse, die ihnen die Natur des Terrains und das immer dichter werdende Gestrüpp entgegensetzten, zwar langsam, aber unaufhaltbar vor, indem sie mit den Säbeln, Aexten und Stöcken, womit sich jeder so gut er konnte bewaffnet hatte, an die Büsche schlugen. Um sich wechselseitig in ihrem gefährlichen Geschäft zu ermuthigen, stimmten sie ein lärmendes Concert von, ihrem gefleckten Feind geltenden, Verwünschungen, Aufforderungen und Drohungen an.

— Ho, el-nemerl din-al-buk (Ho, Panther! verflucht sey dein Vater!) rief der eine.

— Idschi menna, kasser-ben-kasser (hierher, du Sohn eines Ungläubigen!) schimpfte der andere.

— Arroah, baseh n'athek el arsas (komm, daß ich dir Bei gebe!) schrie ein dritter.

Und dazwischen ertönte das in rauhen Gurgellauten ausgestoßene „ha, ha!“ und „ho, ho!“ und das den Eifer der Hunde anfeuernde: „Eghkem-ul eghkem-ul“ (faß ihn! faß ihn!), so daß das Ganze eine wilde Cacophonie bildete, die aber in den Ohren der Jäger wie eine liebliche Musik klang.

Bald ließen die Hunde einige abgebrochene Laute vernehmen, und es entstand eine augenblickliche, feierliche Stille .... die frühen Thiere waren auf der Spur des Feindes.

Aber immer weiter rückte das Klopfjagen vor, und in immer kürzeren Zwischenräumen gaben die Hunde Laut und brachen endlich in ein wüthendes Gebell aus. Othömens Hunde umkreisten wie rasend ein undurchdringliches von Brombeerranken durchflochtenes Dickicht, während die andern weniger kampfgewohnt zwischen den Füßen der Treiber Schutz suchten. Die Schützen waren in gespannter Erwartung stehen geblieben; Seid kam jetzt den rechten Abhang der Schlucht heraufgerochen, und nachdem er ein Zeichen gegeben, daß Jedermann auf seiner Hut seyn solle, warf er seinen Burnuß ab, lehnte seine Flinte an eine Eiche, und erkletterte dieselbe, um von oben herab in das Dickicht spähen zu können. Auf einmal aber bewegten sich die jungen Stangen des den Rand der Schlucht bedeckenden Lentisken- und Arbutengehölzes; man vernahm zu gleicher Zeit das Krachen der verbrannten Schöße, die sich in den Waldungen Nordafrika's überall unter dem grünen Holz befinden, und die Hunde schwiegen.

Der Panther hatte sein Lager verlassen. Am Saum des Gebüsches angelangt, erblickte er die Schützen und drückte sich kampfbereit an die Erde nieder. Othömen-Abdel-Melk war der ihm zunächststehende Feind, er befand sich ungefähr fünfzehn Schritte von ihm, und schon hatte er katzblutig seine lange Katzbalenklinge angelegt, als der Panther einen wüthenden Satz nach ihm that. Allein mit dieser ersten Anstrengung hatte er den Jäger noch nicht erreicht, er schickte sich zu einem neuen Sprung an, und Othömen benutzte diesen Augenblick, um Feuer zu geben. In demselben Augenblick purzelte Seid von der Eiche herunter.

Der Rauch des Schusses hatte sich noch nicht zerstreut, als Jäger und Panther nur noch eine entsetzliche Gruppe bildeten. Othömen, in der Gewalt des wüthenden Thieres und zu jeder Vertheidigung unfähig, hatte sich mit unglaublicher Schnelligkeit und Geistesgegenwart auf den Rauch geworfen. . . — Zum Glück war seine Kugel nicht verloren, und der Panther mit zerschmettertem Schulterblatt und die andere Tatze in den Falten des Burnuß verwickelt, konnte nicht alle seine Mittel gebrauchen.

Es war dieß ein schrecklicher Moment.

Der junge Seid in Folge seines Sturzes betäubt, stand mit fixirtem Blick und offenem Munde wie eine Bildsäule, ich selbst die Büchse an der Schulter suchte vergebens eine Stelle an dem Raubthier, wo ich demselben ohne das Leben des Jägers zu ge-

fährden, eine Kugel beibringen könnte. . . — Diese angstvolle Scene hatte kaum einige Secunden gedauert, als Achmed, der von seinem Posten alles mitangesehen hatte, in beflügeltem Lauf herbeieilte. Der Panther hatte seinen Verwandten an einem seiner Gefäßmuskeln gefaßt, und hielt ihn mit dumpfem Knurren unter sich. Achmed näherte sich bis auf wenige Schritte, kniete sich auf ein Knie nieder, beugte seinen Vorderleib fast bis zur Erde, und drückte so in schräger Richtung von unten nach oben zielend, seine Flinte ab. Der tödlich getroffene Panther fuhr empor und wälzte sich dann in den letzten Zuckungen des Todes in seinem Blut. Die Kugel des jungen Jägers hatte ihm den Schädel geöffnet.

[Fortsetzung folgt.]

Charakter, Lebensweise, Sitten und Gebräuche der Timoresen.

(Nach dem Holländischen [1] von Dr. E. J.)

Die Timoresen sind im allgemeinen wohlgestaltet, zeichnen sich aber nicht durch besondere Größe und Stärke aus. Ihre Hautfarbe ist kupferig und spielt bei manchen ins Schwärzliche über. Sie haben schwarzes Haar, welches bei einigen kraus und kräftig ist, und welches entweder frei auf die Schultern herabfällt oder mit einem Kopftuch, oder einem Stück Leinen auf dem Scheitel zusammengebunden wird. Die Nase ist platt, der Mund ist nicht ganz horizontal geschnitten, sondern senkt sich in beiden Winkeln etwas nach unten, die Augen sind bei den meisten schwarz, bei einigen aber auch klein; ihr ganzes Aeußere hat wenig Schönes und Anziehendes.

Ihre Trägheit ist allgemein bekannt. Außerdem sind sie gesüblüs, gedankenlos und schwer zu unterrichten; darin unterscheiden sie sich auf eine höchst ungünstige Weise von den Bewohnern aller benachbarten Inseln, obgleich die Bevölkerung auf Rotti zum Theil gewiß mit den Timoresen gleiche Abstammung hat. Dieser Unterschied ist vielleicht der verschiedenen Regierungsart zuzuschreiben.

Eine andere schlechte Eigenschaft der Timoresen ist Feigheit. Niemals wagen sie dem Feinde frei gegenüberzutreten, sondern suchen ihm stets durch Ueberraschung und List beizukommen und Abbruch zu thun; sind einige von ihnen getödtet, so entfliehen sie und nehmen dann alles mit sich, was ihnen unter die Hände kommt. Männer wagen sie es wohl einen abziehenden Feind zu verfolgen, besonders wenn der Rückzug in schlechter Ordnung flatthindet, indessen entfernen sie sich niemals weit von ihren Forts und Festungen. Im Kriege sind sie roh und unmenschlich; ihren Gefangenen, seyen es nun Frauen, Kinder oder schwache Greise, schlagen sie den Kopf ab. Auf gleiche Weise verfahren sie auch mit den Gefallenen; sie führen dieselben im Triumph nach ihren Dörfern, reinigen und räuchern sie, und tanzen dann mehrere Nächte hindurch mit festlichem Jubel um die abgeschlagenen Köpfe, worauf sie diese als Siegeszeichen und Beweise ihres Muthes auf die Pfähle stecken.

Die Timoresen sind äußerst abergläubisch; Götzen und besondere religiöse Gebräuche haben sie nicht. Sie glauben an das Daseyn eines höchsten Wesens, welches sie Usnenu nennen; sie sagen aber, dieß sey viel zu erhaben, als daß es sich um die Thaten und Schicksale der Sterblichen bekümmern könne, und viel zu gut, als daß es diesen irgend ein Unglück zuzufenden vermöge; deßhalb widmen sie demselben auch keine Verehrung. Werden sie von irgend einem Unfall oder von Krankheit betroffen, so schreiben sie solches den Zaubereien und Machinationen des Teufels zu und suchen diesen durch Thieropfer zu versöhnen. Häufig tragen sie gewisse Kräuter oder Wurzeln bei sich, die nach ihrem Glauben die Kraft besitzen, allen verderblichen Einfluß des Teufels abzuhalten. Ihren heimgegangenen Vorfahren beweisen sie große Ehrerbietung, da sie auch diesen die Macht zuschreiben, die Lebenden verübter Missethaten wegen mit Krankheiten zu strafen.

Unireue und Verrath ist ein Hauptzug ihres Charakters. Ein Stück Goldstück oder eine Korallenschnur genügt, sie zum Bruch ihrer heiligsten Versprechungen und Verbindungen zu verleiten, und sie zu Feinden derjenigen zu machen, die zuvor ihre besten Freunde und Bundesgenossen waren. Leidenschaften sind den Timoresen ziemlich fremd. Was sie sich vorgenommen haben, führen sie mit kaltem Blute und meistentheils auf eine heimliche und verrätherische Weise aus. Im Umgange sind sie freundlich und leutselig, obwohl sie manchmal unter dem bemüthigsten Benehmen und dem herzlichsten Ton die schändlichsten Pläne verbergen, welches sich aus dem Argwohn erklärt, den sie gegen alle und besonders gegen Europäer hegen. Auf diese Weise kann man niemals die wahre Meinung eines Timoresen in Betreff irgend eines Gegenstandes entdecken, es sey denn, daß man darüber bereits von anderer Seite Andeutungen erhalten hat.

Von Kenntnissen oder irgend einer Wissenschaft ist bei ihnen keine Rede; die Kinder wachsen auf wie das Vieh, sind von frühster Jugend an fast ganz sich selbst überlassen, und müssen auf Händen und Füßen kriechen, bis sie das Gehen lernen.

Die Kleidung der Männer besteht aus einem Ueberwurf von weißer Leinwand, welcher 6—7 Fuß lang und 2—3 Fuß breit, und mit rothen Kanten und Blumen geschmückt ist, welche die Frauen von Kattun verfertigen. Um die Lenden schlagen sie kleine Zeugstücke, welche gewöhnlich bis ans Knie reichen; außerdem tragen sie noch einen Mantel, Salimot genannt, den sie sowohl bei allzu großer Sonnenhitze als bei regnerischem und kühlem Wetter über die Schultern hängen. Die Arme schmücken sie mit Ringen von Elfenbein oder von weißlichen Muscheln, welche die Chinesen und andere handeltreibende Nationen ihnen zuführen. Wenn sie in den Krieg ziehen, putzen sie sich mit Gold- und Silberblechen und Korallen, welche sie Mutterschlab nennen und die von großem Werthe sind. Bei solchen Gelegenheiten haben ihre Hauptkämpfer auch verschiedene Fähnchen von Seide oder seinem rothem Tuch, welche mit den Federn von allerhand Vögeln geschmückt sind.

Die Frauen der Vornehmen tragen Armringe von Gold und Silber und lange Korallenschnüre um den Hals; die Beine sind mit kupfernen Ringen geziert. Auf den Händen, Armen, Beinen, auf der Brust und andern Theilen des Körpers tätowiren sie sich, indem sie mit einer Nadel oder einem scharfen Dorn allerlei Blumen und Figuren in die Haut punktiren, und mit dem Saft der Indigopflanze einlegen. Die Frauen der untern Classen tragen nur einen Sarong (eine Art Kittel) von roth und weißgestreifter Leinwand, die 5 Fuß lang ist und unter den Armen befestigt wird.

Ihre Hochzeitsgebräuche sind mit sehr vielen Ceremonien verknüpft. Wenn jemand viele Töchter besitzt, so wird er reich genannt, da er bei der Verheurathung derselben Geld und Vieh dagegen empfängt, dessen Quantität er dem Freier selbst vorschreibt; dieß wird Belied genannt, und so lange dieser Kaufpreis nicht bezahlt wird, hat der Vater oder Vormund stets Gewalt über die Verheurathete und deren Kinder. Auch darf die Leiche einer solchen Frau, für welche der Belied noch nicht entrichtet worden, nicht bestattet werden. So kann es geschehen, daß Leichen 10—12 Jahre in seil verschlossenen Särgen über der Erde stehen bleiben.

(Schluß folgt.)

Riesendampfschiffe nach Ostindien. Die Gouverneure des Lloyd treibt die Eastern Steam Navigation Company zu neuen unerhörten Anstrengungen; da sie nicht hoffen kann, auf dem Wege über Alexandrien mit dem Lloyd zu concurriren, so sind jetzt die Directoren (s. Shipp. Gaz. 14 Julius) mit einem Antrag an die Gesellschaft gekommen, Dampfschiffe zu erbauen, welche 15 bis 17 Knoten in der Stunde fahren, und den Weg aus Indien um das Cap herum in 28 bis 32 Tagen zurücklegen. Sie müssen natürlich groß genug seyn, um die nöthigen Kohlen für die ganze Reise mitzunehmen, und diese Größe soll dann auch die Compagnie in den Stand setzen, die Preise für die Passagiere und den Waarentransport herunterzusetzen. Ob das Unternehmen gelingt, ist freilich noch sehr zweifelhaft.

[1] Tijdschrift voor Nederelandsch Indie, Maart 1852.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 174. 21 Julius 1852.

Notizen über Holländisch-Guiana.

(Von S. Friedmann.)

Das Indianerhaus und die Indianer.

Eines der Häuser in der längs dem Strome sich hinziehenden Hauptstraße Paramaribo's bildet in seinem Hofraume und seinem Hintergebäude das Absteigquartier der vom Innern des Landes in Kähnen den Strom hinab nach der Hauptstadt kommenden Indianer. Weshalb haben die Waldbewohner gerade dieses Haus zu ihrem Stapelplatz und ihrem Gasthaus gewählt? Sind es besondere Uebereinkünfte mit dem Hausbesitzer, die sie dazu bestimmten, oder ist es ein altes Recht, das ihnen diesen Platz in der Stadt als eigenen Besitz sichert? Als ich hierüber Erkundigung einzog, sagte man mir, daß der Besitzer des erwähnten Hauses schon seit mehrern Jahren die Ehre eines fast täglichen Besuches von Indianern, die sich freilich mit dem Hofraume und der Scheune begnügen, genießt, ohne daß er selbst hiezu Veranlassung gab, oder die Indianer jemals fragten, ob ihre Besuche dem Hausbesitzer auch angenehm seyen. Diese harmlosen Menschen nämlich, welche durch Ueberlieferung sehr wohl wissen, daß sie die Ureinwohner des Landes sind, während die Europäer, obwohl seit vielen Generationen anwesend, aus fernem Lande eingewandert sind, betrachten sich noch immer als Herren ihres Landes und des Bodens, wovon sie nur einen Theil als Lehn den Fremdlingen abgetreten, den sie aber zu jeder Zeit wieder zurücknehmen können. Diese Lehnsherrlichkeit, welche selbst das Jahr 48 unangetastet ließ, üben nun die Indianer in der Art aus, daß einzelne Familien bei ihren Excursionen durch die Wälder, so wie beim Besuche der Hauptstadt und der Forts, in beliebigen Plantagen oder Häusern sich installiren, ihre Hängematten aufhängen, ihre Küche bestellen, so wie auch bisweilen die Ankunft eines neuen Sprößlings erwarten, wenn eine ihrer Frauen gerade in Geburtsnöthen sich befindet, und kein Plantagen- oder Gutsbesitzer ist so unfreundlich, diese Naturkinder in ihrem unschädlichen Treiben hindern zu wollen. Denn es fällt denselben nie ein in die Zimmer zu dringen, Commode und Secretäre zu öffnen, oder überhaupt sich solcher Dinge zu bemächtigen, die wir Europäer „werthvoll“ nennen, die aber den Indianern ganz nutzlos scheinen. Sie fühlen sich schon sehr beglückt, wenn der Gastwirth sie mit einem Glas Branntwein regalirt, ihnen ein Messer, Korallen oder gar ein altes Gewehr schenkt, dessen Gebrauch die in der Nähe der Europäer wohnenden Stämme bereits sehr wohl kennen, und dessen Vorzüge vor dem Bogen und Pfeil sie gar nicht in Abrede stellen. Der Platz am Surinam, welchen die nach Paramaribo kommenden Indianer schon seit langer Zeit benützen, ist besonders wegen einer kleinen Bucht, in welcher die Kähne sicher ruhen können, zur Landung brauem, so wie auch die weite im Hofraume stehende offene Scheune viel Aehnlichkeit mit einer großen indianischen Hütte hat, so daß wegen der hiedurch veranlaßten täglichen Ankunft der Indianer das hiezu gehörige Haus den Namen „Indianerhaus“ erhalten hat. Dort war es auch, wo ich die erste Bekanntschaft mit diesem Stamme machte. Eine dem Europäer ganz ungewohnte Indolenz, gemäß welcher ein fremder Besuch nicht die mindeste Aufmerksamkeit erregt, ist das erste was mir bei den Indianern auffiel. Ihre schwarzen, kurz abgeschnittenen, gewöhnlich bis tief in die Stirne hineingewachsenen Haare, die ihnen ein stupides Ansehen geben, bilden in Bezug auf Gestaltung das gerade Gegentheil der Negerhaare. Während nämlich letztere bekanntlich wie ein Filz in einander gekräuselt und verflochten sind, gleichen die Haare der Indianer den steif vom Haupte herabstehenden Borsten. Die Statur der Indianer ist im Ganzen klein, aber sie sind wohlgeformt, das Gesicht ist oval, die Wangenbeine nicht wie bei den Malayen hervorstehend, obwohl die Schädelbildung sich der mongolischen Race nähert, die Nase ist spitz, gleich der der Europäer, die Lippe nicht aufgeworfen. Kinder sowohl wie Erwachsene beiderlei Geschlechts sind unbekleidet, nur tragen letztere ein aus den Fäden einer Baumwollart (gossipium vitifolium) gestochtenes Läppchen an den Genitalien. Mehrere aus glattem Bindfaden zierlich geflochtene Hängematten hingen in der Scheune an zwei Hacken, und von ihnen wird sowohl bei Tag als bei Nacht Gebrauch gemacht. Denn das nur zum nöthigen Bedarf unternommene Jagen oder Fischen bildet fast die ausschließliche Beschäftigung des Indianers außer seinen Wanderungen, und alle diesen Geschäften erübrigte Zeit wird der Hängematte gewidmet. Die Frauen hingegen habe ich jedesmal entweder mit Rösten der süßen Cassavawurzel in einem aus dem Schlamme der Flüsse verfertigten Lehmtiegel oder mit Zubereitung des erlegten Wildes oder mit Stricken von Netzen oder Hängematten beschäftigt gesehen. Trotz dieser Trägheit von Seite der Männer und der Arbeitsamkeit der Frauen hat sich der primitive, dem ersten Weibe gegebene und die Männerherrschaft begründende Ausspruch auch auf diese Stämme vererbt, und nicht selten erdulden die armen Frauen die Mißhandlungen des eifersüchtigen Mannes, besonders wenn bier, was nicht selten geschieht, durch den Cassavatrank in Berauschung sich versetzt hatte. Auf eine ganz eigenthümliche Weise suchen sich die Indianerinnen gegen zärtliche Angriffe zu vertheidigen. Im Munde nämlich tragen sie zwei Stecknadeln mit großen Knöpfen, welche sie mit großer Behendigkeit durch eine

an der Unterlippe angebrachte künstliche Oeffnung heraus- und wieder zurückschieben können. Auf diese Weise wird jede Indianerin, wenigstens so weit sich dem äußern Ansehen nach schließen läßt, zum noli me tangere. Doch behaupten Erfahrene, daß dieser Widerstand gegen fremde Angriffe auch Ausnahmen erdulde.

Beiträge zur Sittenkunde der Nordafrikaner.

21. Eine Pantherjad und ihre Folgen. — Vorbereitungen. — Das Klopfjagen.

(Fortsetzung.)

Othsömen hatte sich aufgerafft, allein er kam nicht unbeschädigt aus den Zähnen seines furchtbaren Gegners. Wie wir gesehen, konnte der Panther sich seinen scharfen Klauen, die wie stählerne Klingen schneiden, nicht bedienen, aber sein Biß ließ vier tiefe Eindrücke in dem Schßteile des Jägers zurück. Mit dem unbegränzten Zutrauen, welches die Einheimischen, trotz ihres Prädestinationsglaubens, in die wirklichen oder vorausgesetzten medicinalischen Kenntnisse der Europäer haben, fragte mich der Verwundete, was zu thun sey, um die Verletzung schnell zu heilen. Ich untersuchte die Wunden. Die Haken des Panthers waren tief in das Fleisch eingedrungen, so daß die vier Wunden je zwei und zwei zusammentrafen und meine zwei eingebrachten kleinen Finger einander inwendig berühren konnten; allein, wie es auch bei Schußwunden zu geschehen pflegt, hatte kein Bluterguß statt. Eine Compresse von zerquetschten Malvenblättern, wie sie sich gerade vorfanden, war alles, was ich meinem Patienten für den Augenblick zu verordnen wußte. Die andern Jäger machten indeß dem jungen Achmed ihr Compliment über seine kühne Entschlossenheit, während dieser seinen Bruder über seinen Mangel an Geistesgegenwart tüchtig auszhalt. Diese Strafpredigt ging aber dem guten Seit weniger zu Herzen als der Umstand, daß er bei seinem Sturz von dem Baum den Ladstock meiner Flinte zerbrochen und den obern Ladstockträger davon abgestoßen hatte, und ich hatte einige Mühe, ihn deßhalb zu beruhigen.

Der Verwundete saß gleichgültig am Rande der Schlucht, und während die Hunde den prächtigen, auf dem grünen Gras ausgestreckten Leichnam des übermuthenen Feindes anbellten, lagerten sich Jäger und Treiber, und zogen aus den Gayzen ihrer Burnusse das frugale Frühstück der Kabylen, bestehend in Kebra, Zwiebeln und wildem Knoblauch hervor. Othsömen nahm Theil an dieser spartanischen Mahlzeit, und man sah ihm nicht an, daß er so eben kaum einem gräßlichen Tode entgangen war.

Der letzte Act der Jagd gab lange reichen Stoff zur Unterhaltung, dann sagte Othsömen, sich an seinen Bruder Abdel-Melk wendend:

„Der Panther kommt von rechtswegen deinem Sohn Achmed zu, er mag darüber verfügen wie es ihm beliebt.“

„Wenn ihn deine Kugel nicht das erstemal verwundet hätte, so würde ihn mein Sohn schwerlich getödtet haben, antwortete der Angeredete mit heuchlerischer Bescheidenheit; das Thier hat dich verwundet, behalte es.“

„Ich bin der Besiegte, Achmed ist der Sieger, ihm gehört die Beute, entgegnete Othsömen.“

Achmed dankte seinem Oheim.

„Ich bin meinem Vater noch meine Flinte schuldig“, sprach er, „er mag abschläglich den Panther dafür nehmen.“

Nach Verlauf von etwa zwei Stunden brachte ein schon früher nach der Sriba gesandter Kabyle zwei Maultiere, von welchen eines den Verwundeten nach Hause tragen, das andere aber das Siegeszeichen dieses Morgens nach dem Borbsch des Kaid Sl-Hadsch-Bel-Kassem bringen sollte.

Die Araber und Kabylen des Sahels haben wahrscheinlich von den Nomaden der Wüste gelernt, ihre Maultiere so wie die letztern ihre Kamele an das Niederknieen zu gewöhnen, um sie auf diese Weise leichter beladen zu können, und wer in Algerien gewesen, weiß daß hier die Hausthiere von exemplarischer Folgsamkeit sind. Eines der Maultiere ward also, nachdem man ihm zuvor den Kopf mit einem Burnuß bedeckt hatte, herbeigeführt und durch sanftes Streicheln der Kniegelenke unter wiederholtem: Gh! Gh! zum Niederlegen vermocht, worauf man das ungeheure Raubthier, dessen blutiger Kopf auf der einen Seite, und dessen breite Tatzen auf der andern die Erde berührten, nicht ohne Anstrengung auflud und festband.

Gewöhnlich werden die getödteten Raubthiere nach dem arabischen Bureau des Bezirkes gebracht, wo in Gemäßheit eines Beschlusses eine Prämie dafür ausgezahlt wird; allein Abdel-Melks Streben ging höher hinauf. Er hatte früher die Stelle eines Ukaf[1] des Scheich der Sankadscha bekleidet, war aber von diesem zu Gunsten eines Verwandten seiner Frau seines Amtes entsetzt worden, und er benutzte daher die sich ihm darbietende Gelegenheit, um durch eine ihm bewiesene Aufmerksamkeit den Kaid für sein Interesse zu gewinnen. Er verlor zwar die Prämie und den Werth des Felles, d. h. 20 oder 25 Duros, allein wenn es ihm gelang wieder in sein Amt eingesetzt zu werden, so war die Gunst des Gewalthabers nicht zu theuer bezahlt. Er konnte ja später bei der Einnahme des Aschur leicht wieder zu dem seinigen gelangen. Der Kaid empfing das Geschenk Abdel-Melks mit der wegwerfenden Gleichgültigkeit der einheimischen Häuptlinge. Er ließ dem Ueberbringer 8 Duros auszahlen, allein einige Zeit darauf glaubte er zu bemerken, daß der neue Ukaf seiner Stelle nicht gewachsen sey, und er vermochte deßhalb den Scheich, denselben zu verabschieden und den fähigern Abdel-Melk wieder anzunehmen. Ein zu rechter Zeit dargebrachtes Geschenk ist bei den Moslemin wie bei den Rumis nicht immer verloren.

Es ist jedoch Zeit zu Othsömen zurückzukehren, und das aus dieser einfachen Geschichte sich entspinnende Drama weiter zu verfolgen.

Als Othsömen in der Sriba ankam, war der Ausgang der Jagd schon jedermann bekannt, nur hatte man die Wunde für viel gefährlicher ausgegeben als sie es wirklich war, und es war daher auffallend, daß Aischa, seine Frau, nicht die mindeste Gemüthsbewegung äußerte, a's man ihn vorsichtig von seinem Maulthier hrabhob. „Man hatte mir gesagt, daß Othsömen verwundet worden“ sagte sie nachlässig. Aischa zählen ungefähr 30 Jahre zu haben. Eben so frühzeitig gealtert, als sie frühzeitig mannbar war, hatte sie jedoch den gewöhnlichen Typus der Kabylinnen: geschmeidige und anmuthige Formen, sanfte und reine Gesichtszüge, große Augen, einen kleinen Mund, regelmäßige und weiße Zähne, feine und zarte Gliedmaßen; allein mehr oder weniger unterwürfige Sklavinnen, und nicht geachtete Gefährtinnen, haben die Weiber der Einheimischen die Laster der Knechtschaft, Verstellung und schlechte Sitten; mit den härtesten Arbeiten überhäuft und wie Lastthiere behandelt, erleiden sie in physischer wie in moralischer Hinsicht die verderbliche Einwirkung ihrer bedauernswerthen Lage. Manchmal hat ein Strahl der Liebe ihre erste Jugend erhellt. Gesucht, angebetet, besungen,

[1] Beisasset oder Gehülfe des Schrich, welcher diesem die Abgaben eintreiben hilft.

kannten sie dann einige Tage der Wonne; allein bald an einen ihnen noch gestern unbekannten Mann verkauft, sind sie nur noch ein nothwendiges Hausgeräth, eine Magd unter dem Stock ihres Despoten, und ihr Herz wird jeder Art von Rachegefühlen zugänglich.

Othömen antwortete nicht; er trat in seinen Gurbie, wo ich ihm einen frischen Aufschlag auf seine Wunden machte und seinen Verwandten anrieth, niemand mehr hereinzulassen, damit er ausruhen könne. Dieser Rath war aber vergeblich denn die Nachbarn ließen sich nicht abhalten und traten alle einer nach dem andern herein, um den Kranken auf die Schulter zu küssen und ihm zu seiner Rettung Glück zu wünschen; eigentlich aber war es nur um ihre Neugierde zu befriedigen und den armen Mann, so sehr er auch der Ruhe bedurfte, mit ihren Fragen zu quälen. Das Gerücht von den Begebenheiten des Tages hatte sich schnell in alle umliegenden Sribas verbreitet, und Othömens Haus ward den ganzen Tag nicht leer von zudringlichen Besuchern, die man höflichkeitshalber gewähren lassen mußte; vor der Thür befand sich beständig eine Schaar neugieriger Weiber und Kinder, welche, so oft sie auch von den Männern zurückgewiesen wurden, sich immer wieder herbeidrängten.

„Warum ist meine Frau nicht hier?“ fragte der Kranke; „ich sehe hier alle Nessâ der Sriba, nur die meinige nicht. Ja Beuts-kahaba! (H.... tochter!) rief er entrüstet aus; bin ich denn nicht mehr der Mula-Dar, daß sie mich wie einen Hund liegen läßt, ohne mich nur einmal zu fragen, ob ich irgend etwas bedürfte? man gebe mir eine Schale Lilen!“ Diese vor allen Anwesenden ausgesprochenen Zornworte zeigten hinlänglich, daß auch hier der Hausfriede schon längst gewichen und die eheliche Liebe etwas Unbekanntes sey. Die herbeigerufene Aischa entgegnete mürrisch, daß Othömen sich ja sonst nicht faul finden lasse, um in einem Athem zehn Befehle zu geben; er sey der Herr und könne ja sprechen. Darauf öffnete sie schmollend den Milchschlauch und reichte ihrem Mann das mit Wasser gemischte Getränk dar. Othömen schien nicht übel Lust zu haben, seiner liebenswürdigen Hälfte das Dargebotene an den Kopf zu werfen; er nahm sich aber zusammen und trank in langsamen Zügen, in der augenscheinlichen Absicht, den Funken des Unmuths, der zur Flamme aufzulodern drohte, zu löschen.

Ich verweile absichtlich etwas länger bei diesen Einzelnheiten, welche insofern nichtig sind, daß sie den Leser mit dem traurigen, zwischen Mann und Frau bestehenden Verhältniß bekannt machen, und ihn dadurch zu besserem Verständniß des Nachfolgenden vorbereiten können.

Nach den Erkundigungen, die ich über diesen Gegenstand einzuziehen vermochte, ist die Geschichte dieses Ehepaars ungefähr folgende: Aischa war an einen reichen alten Mann verheurathet, der sie während einer mehrjährigen Ehe auf alle Weise quälte und mißhandelte; sie erwarb sich daher einen Freund, in dessen vertrautem Umgang sie für ihre häuslichen Leiden Entschädigung suchte. Dieser Freund war Othömen Ben-Braham. Aischa's Gatte erkrankte plötzlich und starb noch an demselben Tag; bald darauf führte Othömen die nicht schwer zu tröstende Wittwe als seine rechtmäßige Frau heim. Die bösen Zungen wollten damals behaupten, daß Aischa's erster Mann, dessen Tod einem hitzigen Fieberanfall zugeschrieben wurde, an einer ganz andern Krankheit gestorben sey. Dem sey nun wie ihm wolle, die beiden Eheleute lebten einige Jahre ziemlich zufrieden, und Aischa gebar ihrem Mann mehrere Kinder; allein nach und nach erkaltete die eheliche Liebe, welcher jetzt der Reiz des Verbotenen und Verstohlenen abging; so trug sich jetzt durch ihr ungezemendes Benehmen und ihren störrigen Sinn manche wohlverdiente Züchtigung zu, und sie verabscheute bald ihren zweiten Mann eben so sehr, als sie den ersten verabscheut hatte. So standen die Sachen, als der heutige Vorfall, der doch ganz dazu gemacht war, die entzweiten Gatten einander wieder zu nähern, kein anderes Resultat hatte, als dieselben in Folge des so eben erzählten unangenehmen Auftrittes aufs neue gegen einander zu erbittern.

Ich ging vor dem Schlafengehen noch einmal zu Othömen hinüber, und fand ihn trotz der zwar nicht gefährlichen, aber doch tiefen Wißwunden und der Ermüdung des heutigen Tages in einem sehr befriedigenden Zustande. Nachdem ich mich noch eine Viertelstunde mit ihm und seinen Verwandten unterhalten hatte, wünschte ich eine gute Nacht, mit dem Versprechen ihn am andern Morgen früh wieder zu besuchen.

Der Tag war kaum angebrochen, als ich von Achmed geweckt wurde.

„Schnell, Mustapha, schnell! mein Oheim verlangt dich, rief der junge Mann mit von innerer Bewegung zitternder Stimme. Othömen ist todkrank, komm geschwind, ich bitte dich!“ Von dieser Nachricht auf das äußerste betroffen, bestürmte ich Achmed vergebens mit Fragen; er antwortete mir auf jede derselben mit dumpfer Stimme: „Komm, du wirst es sehen.“ Als ich in die Hütte eintrat, erblickte ich Othömen mit leichenblassem Gesichte auf einer Seite liegend und mit beiden Händen seine Brust pressend, die sich unter schmerzhaften Convulsionen heftig auf und nieder bewegte. Seine Frau, den starren Blick auf ihn geheftet, störte mit kalter Unempfindlichkeit in der Asche des Feuerherdes herum.

Bei dem ersten Anblick des Kranken dachte ich unwillkürlich an die Rache der Sklaven aller Zeiten und aller Völker, an die Rache die im Dunkeln schleicht und um so sicherer, früher oder später, ihr Opfer erreicht, hütete mich aber wohl diesen ersten Eindruck merken zu lassen. Der Unglückliche mußte die fürchterlichsten Schmerzen ausstehen, denn sein angstvolles Stöhnen ward nur durch öfteres heftiges Erbrechen unterbrochen, und der kalte Schweiß floß von seiner Stirn. Ich fragte ihn, ob er seit gestern Abend etwas getrunken habe. „Dieses Weib, sagte der Kranke, gab mir diesen Morgen einen Gedärb mit Buttermilch . . . von abscheulichem Geschmack . . . ich bin ohne Zweifel . . . vergiftet . . .“ Aischa antwortete nicht. Diese schreckliche Offenbarung schien sie nicht im mindesten zu betreffen.

(Schluß folgt.)

Der Zug der Franzosen nach Sonora.

Wir haben in Nr. 108 einer Nachricht erwähnt, daß ein Zug Franzosen sich von San Francisco aus nach Sonora in Marsch setzte, und die Amerikaner darüber sehr ungehalten seyen. Die Nachricht klang sehr unwahrscheinlich, jetzt aber klärt sie sich auf durch eine Mittheilung des bekannten Correspondenten des Jour. des Debats in San Francisco, Hrn. Derbec, der sich in einem Schreiben vom 5 Mai dahin ausspricht, daß der Gouverneur von Sonora ihnen Land und die Möglichkeit bot die Minen zu bauen, angeboten habe. Der Zweck der spanischen Cession scheint zu seyn, bei den Franzosen Schutz gegen die räuberischen Einfälle der Apatschen zu finden. Die beiden ersten Expeditionen waren aber hiezu viel zu schwach, bei Abgang des Briefes aber hatte sich unter Anführung eines jungen und unternehmenden französischen Officiers, Namens Raoulset, der sich in den afrikanischen Kriegen unter dem Herzog von Orleans seine Sporen verdient, eine dritte Expedition von 3—400 Mann, mit welcher man besser zum Ziele zu kommen hoffte.

Die beiden letzten Expeditionen waren trotz ihrer Schwäche sehr gut aufgenommen worden, und hatten Land, Korn zur Aussaat und für sechs Monate Lebensmittel erhalten. Das gegründete Mißtrauen der Mexicaner gegen die Nordamerikaner scheint erstere veranlaßt zu haben, ihre Augen auf die Franzosen in Californien zu werfen.

Charakter, Lebensweise, Sitten und Gebräuche der Timoresen.

(Schluß.)

Die Vielweiberei ist bei den Timoresen sehr gebräuchlich, besonders bei den Fürsten; es steht jedem frei so viele Frauen zu nehmen als er ernähren und bezahlen kann. Die Frauen sind indessen mehr die Sklavinnen als die Gefährtinnen der Männer, und müssen demgemäß bedeutend mehr arbeiten als der letztere es thut. Sie spinnen Baumwolle, weben die Kleider und Salimos, und färben die gefertigten Stoffe. Außerdem sind sie den Männern beim Ackerbau, beim Pflanzen, Säen, Mähen und Verkaufen der Landfrüchte behülflich. Die Obzgatten leben friedsam miteinander; Streitungen sind selten, zumal in den untern Klassen.

Bei Todesfällen haben sie seltsame Gebräuche. In einigen Negentschaften scheren sich die Unterthanen beim Tode des Fürsten das Haupthaar ab; die Frauen pflegen dann schrecklich zu klagen und zu heulen, man feuert Flintenschüsse ab und schlachtet viel Vieh, namentlich Büffel, Schweine u. dgl. Die Leiche wird gewaschen, auf einen Tisch gelegt und mit Gold- und Silberblechen und Korallen geschmückt. So bleibt dieselbe einen oder zwei Tage liegen, während die nächsten weiblichen Blutsverwandten daneben sitzen und weinen; der Sarg wird aus einem ausgehöhlten Kapokbaum gemacht, die Leiche hineingelegt und der Deckel wohl darauf befestigt. So bleibt der Todte über der Erde stehen, bis die zur Bestattung erforderlichen Anordnungen getroffen sind.

Ungeachtet die Leichen so lange über der Erde stehen, so erheben die Frauen bei der Bestattung dennoch wieder dasselbe Geheul; der Beerdigung folgen festdare Feste. Im Innern Timor's herrscht die barbarische Sitte, vor der Bestattung des verstorbenen Fürsten einigen Bewohnern einer benachbarten Negentschaft, womit man im Streite liegt, die Köpfe abzuschlagen. Wird die Leiche zu Grabe getragen, so pflegen die Frauen die Träger anfangs am Weitergehen zu verhindern, später aber fügen sie sich und die Leiche wird darauf in der Gruft der königlichen Familie beigesetzt.

Außer dem zum Begräbnißmahl erforderlichen Thieren schlachtet man noch eine bedeutende Anzahl Büffel und Schweine, welche in Stücke gehauen und nebst Reis, Dschagang (Mais), Cocosnüssen und andren Früchten den zur Bestattung Geladenen geschenkt werden.

In den Negentschaften Kupang und Sonnabai herrschte vor Zeiten die unmenschliche Sitte, ein oder zwei lebende Sklaven nebst einigen Speisen und einem Gong mit in das Grab des Königs zu schließen, wobei man denselben versprach, ihnen neue Speisen in das geöffnete Grab zu senden, sobald sie die mitgegebenen aufgezehrt haben und dieß durch das Schlagen des Gong anzeigen würden. Die Unglücklichen wurden aber darin zuerstdar gräulich und mußten einer jämmerlichen Todes sterben. In neuern Zeiten ist diese Sitte überall da, wo europäischer Einfluß die Oberhand gewonnen, abgeschafft worden.

Der neu gewählte König ist verpflichtet, alle Frauen seines Vorgängers zu ernähren; lebhaft pflegt der neue Heerscher diese gewöhnlich als seine Gattinnen anzunehmen.

Wettespiele, gleichwie sie bei vielen indischen Nationen im Gebrauch sind, findet man bei den Timoresen nicht. Sie haben einen Tanz, den sie Tona tona nennen, wobei mehrere Männer und Weiber einen Kreis bilden, gewaltig auf den Boden stampfen und soelwährend das Tonatona wiederholen; dieser Tanz ist sehr regelmäßig, zugleich aber auch sehr eintönig, und es ist zu verwundern, daß sie mehrere Nächte hintereinander bei diesem Vergnügen aushalten. Bei diesem Spiel kommen oft unerlaubte Belustigungen vor. Die Fürsten, welche in der Nachbarschaft der Europäer wohnen, besitzen auch den Gong, lassen auf demselben aber nur bei feierlichen Gelegenheiten spielen. Die Kriegsmusik wird auf dem Horn eines Büffels ausgeführt, worauf man zur Nachtzeit im Walde bläst, was einen grausigen Lärm verursacht.

Im allgemeinen sind die Timoresen große Liebhaber vom Rückeln. Der Betubatu oder Würfel ist nur zu bekannt unter ihnen. Einige Fürsten halten auch das Schachspiel sehr hoch. Beim Spielen selbst sind sie außerordentlich waghalsig; manche verlieren ihre ganze Habe und ergeben sich zuletzt dem Stehlen und Morden.

Schiffe oder Canoes haben sie nicht; diejenigen welche man an den Küsten sieht, gehören Ausländern, oder sind von diesen eingeführt. Vor dem Befahren des Meeres haben sie eine große Scheu.

Die Timoresen wohnen sehr selten in zegelmäßigen Campongs oder Dörfern. Ein Raja oder Fürst lebt nur unter einer kleinen Anzahl seiner Unterthanen oder Leibeigenen. Im allgemeinen wohnen sie zerstreut in den Wäldern und ärmen fast allzäbelich ihren Aufenthaltsort, weil sie nur zwei Jahre hintereinander denselben Boden zur Cultur des Mais benutzen. Wo sie diese Dschagang-Felder oder sogenannte Gärten anlegen, da schlagen sie auch ihren Wohnplatz auf, der so natürlicherweise nur aus niedrigen Hütten besteht.

Diese Hütten laufen oben spitz zu und sind mit Blättern oder einer Art langen Grases gedeckt, welches sie Fiel nennen; das Dach ruht auf Stützen, die im Gebäuden befestigt sind. Fenster haben die Wohnungen nicht, sondern nur einen niedrigen thürähnlichen Eingang, durch den man gebückt oder kriechend in die Hütte gelangt.

Der Ort oder das Dorf, wo ein König wohnt, ist von einem hohen breiten Pagger (Mauer) aus rohen Felssstücken umgeben. Im Innern liegt derselbe meistentheils auf hohen steilen Bergen und Klippen, welche nur von einer oder zwei Seiten zu erstimmen sind, damit der Feind in Kriegszeiten ihn nicht zu erobern vermag. Seltsam ist es, daß fast auf allen solchen Felsen Quellen gefunden worden, die das felsfeste Wasser liefern.

Da die Anlagen der Timoresen so gering und ihre Bedürfnisse so leicht zu befriedigen sind, so ist es nicht zu verwundern, daß man in ihren Hütten gar keine Zierrathen findet. Die Wenehmsten besitzen höchstens einige Schalen von grobem Porzellan, welche von den Chinesen eingeführt worden sind. Irdene Töpfe, Pariof genannt, verfertigen sie sich selbst aus rother Erde. Die geringsten teute machen ihre Teller und Schüsseln aus einer großen Art von Kürbissen, welche sie ausbohlen und trocknen. Ein Stück Bambusrohr, unten am Knoten abgeschnitten und 3—4 Zoll lang, welches sie Tibat nennen, dient ihnen als Glas und Tasse.

Gleich allen Bewohnern des indischen Archipels lieben die Timoresen das Betelkauen, wozu sie sich der Blätter des Tabaks bedienen, den sie selbst bauen, der aber sehr schlecht ist. Reraf und andere starke Getränke werden in ziemlicher Menge eingeführt und verkauft; Kaffee und Thee kennen die Timoresen nur dem Namen nach. Sie trinken gewöhnlich klares Wasser und ein Getränk, welches Karu heißt, aus Palmensaft und verschiedenen Wurzeln bereitet wird und nach der Währung eine berauschende Kraft hat.

Jeder Timorese besitzt ein Gewehr, welche Waffe vormals in großer Menge eingeführt wurde, und benutzt dasselbe zur Büffel- und Schweinejagd. Außerdem haben sie eine Art von Säbel (Klewang) und Piken, welche sie selbst verfertigen und als Waffen im Kriege brauchen. An der Südküste der Insel sind Pfeil und Bogen das gewöhnliche Vertheidigungsmittel. Auf Fischerei legen sie sich aus Trägheit nicht. Frauen und Kinder pflegen nur bei niedrigem Wasserstande an den Küsten die Fische und Muscheln aufzulesen, welche zwischen den Klippen hängen geblieben sind.

Hundertjährige Feier der Gründung der Capcolonie. Das Amsterdamsche Handelsblad vom 16 Julius enthält aus dem Zuid Afrikaan die Nachricht, daß die holländische Bevölkerung in der Capstadt und selbst in Pietermaritzburg (Provinz Natal) die hundertjährige Feier der Stiftung der Colonie und der Einführung des Christenthums am 6 April d. J. feierte. Am 6 April 1652 landeten die Holländer zuerst unter Anführung von Riebeeck an der südafrikanischen Küste.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung — Verantwortlicher Redakteur Dr. Th. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 175. 22 Julius 1852.

Jekaterinoslawl und Cherson.

(Nach Tereschtschenko. Nordische Biene 19 Jun. ff.)

Ich verließ Moskau in den reizenden Mittagen und ging nach Tschernigow durch Fichtenalleen, die mich an die Datschen der Bewohner Petersburgs mahnten. Jenseits Tschernigow traf ich die Gärten in vollem Blüthenschmuck, der das Auge ergötzte und die Sinne durch den heilenden Frühlingsduft belebte. Dagegen erfreute mich das Südende des Gouv. Poltawa keineswegs: halb verfallene, nicht eingefriedete Hütten, umgeben von Haufen jedweden Unraths; gefallen sind die kleinrussischen dorfähnlichen Städte und der Schmutz herrscht darin mitten unter dem Ueberfluß. Leichter und wohler ward mir, als ich Krementschug betrat. Die Straßen darin sind reinlich, die Häuser, die von Holz wie von Stein, sind hübsch, das Pflaster von Stein, die Kirchen in halb griechischem Geschmack und ziemlich hübsch. Krementschug, an beiden Ufern des Dnieprs gelegen, wächst mit jedem Jahr, wozu seine Handelsthätigkeit nicht wenig beiträgt. Als ich über die Gränzen des Kreises Krementschug hinaus war, fühlte ich bald den Unterschied im Wechsel der Landschaft, Sand, Hügel und Steppen zeigten mir den Eintritt in das neurussische Land. Bis zur Stadt Werchnedneiprowsk bemerkte ich mit Vergnügen die reichen grünenden Saatfelder, die unter Potemkin noch kahle Steppen waren. Eben diese Steppen sind überall mit Erdhügeln, den Zeugen der alten sythischen Bewohner. Hier fand ich die Kurgane, in denen man die Grabmäler ihrer Könige vermuthet. In unserer Zeit hat man bekanntlich viele solcher Gräber geöffnet, [1] in denen man goldene und silberne Zierrathen fand; die Knochen aber waren in Staub zerfallen, ein Beweis des hohen Alters der Grabmäler. Alle Steppenstriche des Gouv. Jekaterinoslawl und Cherson sind mit Grabaufwürfen bedeckt, die mit Gras übermachsen sind; einige haben eine Einfassung von rohen Steinen in cyklopischer Arbeit. Nicht minder wichtig ist es, daß in vielen Strichen des neurussischen Landes steinerne Bildsäulen vorkommen, die das gemeine Volk Mütterchen nennt. Die größte Zahl derselben findet sich im Kreise Pawlograd des Gouv. Jekaterinoslawl. Viele Gelehrte glauben, daß sie auf den Grabhügeln standen und die Verstorbenen darstellten, über denen diese errichtet waren. Diese Ansicht ist sehr ungewiß: auf Hunderten von Erdhügeln traf ich keine solche „Mütterchen," wohl aber fand ich sie an Straßen oder in den Steppen. Daß sie heidnische Gottheiten sind, unterliegt wohl keinem Zweifel, aber welchem Volke, dem sythischen oder einem andern, sie angehörten, das ist schwer zu bestimmen. Herodot sagt, daß die Skythen griechische Götter verehrten, den Jupiter unter dem Namen Poxäus, Neptun unter dem Namen Thamimasades, Apollo unter dem Namen Oetosyrus, Venus unter dem Namen Artimpasa u. s. w. [2] Bei eigener Betrachtung der Bildsäulen fand ich, daß sie zwar häßlich sind, aber doch einige Aehnlichkeit mit den griechischen haben. Eine Kunst darf man freilich in der Darstellung nicht suchen. Bei der einen Statue sind schöne volle Brüste ausgehauen, den Hals ziert ein Halsband, die Hände sind ins Kreuz gelegt und halten einen Pokal; von der Brust an fällt das wallende Kleid hinab und reicht bis zu den entblößten Knieen, der Kopf ist mit der runden zugespitzten Mütze bedeckt, die man die phrygische [2] nennt. Man darf indeß nicht glauben, als ob die Statuen bloß Frauen darstellten, sehr viele stellen Männer mit derselben Lage der Hände dar. Wenn man diese von der Zeit nicht minder, als von den Menschen mißhandelten Ueberreste des Alterthums sieht, stößt man unwillkürlich einen Seufzer aus.

Wir kamen nach Jekaterinoslawl. Beim Eintritt in diese Stadt sehen wir weder Kuppeln, die im Lasur des Himmels erglänzen, noch Gebäude, die sich durch irgend etwas besonderes auszeichnen. Jekaterinoslawl ist eine große über zwei Hügel verbreitete Stadt, welche in verschiedenen Richtungen von breiten, geraden Straßen und geräumigen Plätzen durchschnitten ist, die mit Häutlern, namentlich mit Juden, angefüllt sind. Man kann die Stadt in zwei Theile, in eine untere, oder Podol, und in eine obere eintheilen. Die erstere ist mit ziemlich hübschen Häusern ausgestattet, namentlich ist die Hauptstraße mit Bäumen besetzt und bildet einen 2 Werst langen Spaziergang. Diese Verschönerung dankt man hauptsächlich dem thätigen Gouvernaur A. J. Faber. Dieser Spaziergang stößt mit dem einen Ende an den städtischen Garten, wo eine Gärtnerschule eingerichtet ist, und mit dem andern an den obern Theil der Stadt, wo Potemkin die letztere hauptsächlich anlegen wollte, und wo auch von dem Adel des Gouvernements im J. 1846 der Kaiserin Katharina ein Denkmal errichtet wurde. Die Kaiserin steht mit triumphirendem Gesicht

[1] Tereschtschenko selbst, der sich namentlich in Sorai befand, und dort die Alterthümer aufsuchte, nimmt an diesen antiquarischen Forschungen großen Antheil. A. d. U.

[1] Thami bedeutet im Zend das Meer, und Masadas ist augenscheinlich das zendische Mazdae, Gott. Oetosyros soll den Sonnengott bedeuten von syr oder seir, was noch Sulbas in Mittelasien Sonne hieß. Artimpasa ist wohl das sanskritische, arthja, reine, glänzende, und patis, Herr, also die „glänzende Herrin."

[2] Eine solche gut gearbeitete Statue und eine andere, mißgestaltete, fanden sich in der Steinekleidung zweier Bauten in der Station Tschinek (40 Werste von Chersson. Einige bemerkenswerthe Statuen sind in dem Museum der Odessaer Gesellschaft für Geschichte und Alterthum aufbewahrt.

auf einem Porphyrfundament, und weist mit der linken Hand auf das neu eroberte Land und die Krimz in der andern Hand hält sie eine Papierrolle. Rund um das Denkmal her ist ein eisernes Gitter mit zweiköpfigen Adlern, Kriegsattributen und den Wappen der Kreisstädte des Gouvernements. Dem Denkmal gegenüber erhebt sich die Kathedrale, deren Stelle Potemkin selbst ausgewählt hat. Hinter derselben erhebt sich der letztere Palast, der jetzt für die Versammlungen des Adels eingerichtet ist. Der Garten desselben erstreckt sich längs dem Dnepr, und von hier aus hat man eine prachtvolle Aussicht: uralte Felsblöcke, die der Strom von den Schwellen losgerissen hat, stehen längs seinem Laufe an den steilen Abfällen wie unbeweglicher Schildwachen; längs den Bergabhängen und Wasserrissen sind Wäldchen mit dickbelaubten Bäumen und Feldblumen, niemand kümmert sich jetzt darum, aber augenscheinlich hat einst die Hand des Herrn sie gepflegt. Dem Garten gegenüber liegt, wie vom Strom angespült, eine Insel; sie ist wie spielend von dem plätschernden Dnepr eingeschlossen, der sie mit einem Kranz roher Steine umgeben hat. Auf dieser Insel, die jetzt noch den Namen Potemkins trägt, sollte eine Universität errichtet, und die Insel durch eine Hängebrücke mit dem festen Lande verbunden werden, aber sein Plan wurde nicht in Vollziehung gebracht.

(Schluß folgt.)

Beiträge zur Sittenkunde der Nordafrikaner.

21. Eine Pantherjagd und ihre Folgen. — Vorbereitungen. — Das Klopfjagen.

(Schluß.)

Obgleich moralisch überzeugt, daß hier ein Verbrechen begangen worden, saß ich doch die Nothwendigkeit ein, die in mich dringenden Verwandten Othömens mit einer ausreichenden Antwort hinzuhalten, da von meinem Ausspruch, den ich doch nicht mit Bestimmtheit thun konnte, ein Menschenleben abhing, und ich sagte daher, mich einer ihrer eigenen Redensarten bedienend: „Ich kann nichts sagen. Was geschrieben steht, wird in Erfüllung gehen. Gott ist groß!“ Achmed aber begnügte sich nicht mit dieser ausweichenden Formel. Er näherte sich der noch immer unbeweglich dastehenden Frau und sprach zu ihr mit kaum verhaltener Wuth: „Du hast meinem Oheim Broschi (Arsenik) in den Liben gethan, kannst du es läugnen?“

„Und wo sollte ich denn das Gift hernehmen, erwiederte Alischa, findet man es etwa auf dem Wege, oder geben es die Juden [1] umsonst? Hat mir Othömen je auch nur einen Sfmen zu meiner Verfügung gelassen? Konnte ich auch nur einen armseligen Topf Butter ohne sein Wissen verkaufen? Hat denn der Rumi gesagt, daß Othömen vergiftet sey? Und wenn er es auch sagte, kann man eine Moslema auf das Wort eines Ungläubigen verdammen?“ Diesem Schwall von Argumenten setzte Achmed nur ein Verderben brütendes Schweigen entgegen. „Ich weiß wohl,“ fuhr sie in demselben Ton fort, „warum euer Vater und ihr, seine Söhne, mich anklagt; ihr wollt mich aus dem Wege schaffen, Othömens Heerden an euch ziehen, und seine Kinder mit einem Stück Kebra abfertigen, übrigens ist mein Mann noch am Leben! . . . wer spricht denn von seinem Tod? Wäre es euch denn leid wenn er genäse?“

Ich zog mich zurück und versprach in einer Weile wieder zu kommen. In der Sriba waren die unerwarteten Folgen von Othömens Verwundung der Gegenstand aller Gespräche. Einige sagten, daß die Zähne des Panthers giftig gewesen wären, die meisten aber meinten, daß Aischa den besten Ausschluß über diese Sache geben könnte. „Sie hat ihren ersten Mann umgebracht, sagte man, warum sollte es ihrem zweiten besser ergehen?“ Als ich nach Verlauf einer Stunde zu den Abd-el-Welf zurücklam, lag Othömen im Todeskampf. Seine Augen waren tief eingesunken und von schwarzen Ringen umgeben; seine Extremitäten waren eiskalt und von violetblauer Farbe. Das Erbrechen hatte aufgehört und er schien viel ruhiger zu seyn, allein seine Athemzüge wurden immer kürzer und schwerer. Achmed und Seid vermochten ihren Schmerz nicht länger zu bändigen und sie brachen in ein lautes Schluchzen aus. Othömen war ihr liebster Freund, er war es der die beiden Brüder auf seinen abenteuerlichen Jagdzügen mitführte, er war es, der ihnen zuerst eine Flinte in die Hand gegeben hatte, sie den ersten Schuß thun ließ.

Seid, so oft er den Blicken Aischa's begegnete, fuhr, wie von einer Schlange gestochen, auf, und sagte dann mehrmal, mit aufbrechendem Ingrimm zu seinem Vater: „Willst du, daß ich dieses Weib umbringe?“ Othömen machte eine letzte Anstrengung, er versuchte seine steife Rechte zu erheben, allein seine Finger waren schon abgestorben. Sein Bruder ergriff die mit Blut niederfallende Hand und streckte den Zeigefinger derselben auswärts. Das mohammedanische Glaubensbekenntniß erlosch auf den Lippen des Sterbenden, ward aber von den Umstehenden aufgenommen, und zu wiederholtenmalen mit lauter Stimme ausgesprochen. Und der gestern noch so lebenskräftige Mann war jetzt nur noch eine Leiche.

Abd-el-Welf führte Seid zur Hütte hinaus, allein Achmed warf sich auf den Verblichenen und rief ihn bei den süßesten Namen: „O mein Oheim! mein Freund! mein Vater! Mußte ich dich aus dem Rachen des Panthers befreien, um dich auf eine so elende Art umkommen zu sehen! Ist denn die fluchwürdige Aischa ärger als die Raubthiere des Waldes? O mein Oheim! mein Freund! . . . Wenn bei einer gefährlichen Jagd das Pulver sprach, ginast du voran, sprach es bei der Fantasia, so fliegst du mir den Vorritt! Deine Flinte war die meinige, wie dein Blut das meinige war. O mein Freund! o mein Oheim! . . .“

Die Männer, welche dem Todten die Augen zugedrückt, und an seinem Sterbelager noch einige Zeit gebetet hatten, verließen jetzt die Hütte, damit ihn seine nächsten Verwandten gebräuchlicher Weise waschen und schmücken konnten; vor dem Gurbie aber bildete sich ein Kreis, der diesmal aus mehr als zwanzig Weibern bestand, die sich uneingeladen zur Todtenfeier des kühnen, und was in ihren Augen noch mehr war, des reichen Othömen-Ben-Braham einstellten. Bald erfüllte das immer heftiger werdende Klaggeschrei die Lüfte und man vernahm die im gemessensten Tact aufgestoßenen Ausrufungen:

— Ja, Sidi! (Ach, Herr!)
— Ja, Ghuial (Ach, Bruder!)
— Ja, Bouï (Ach Vater!)
— Ja, Amïl (Ach, Vetter!)
— Ja, Habibi! (Ach, Geliebter!)

und noch viele andere Epitheten, welche hier alle aufzuzählen uns zu weit führen würde. Dabei zerfleischten sich die Schreienden, selbst die am wenigsten bei der Trauer Betheiligten, das Gesicht mit einer Art von ansteckender Wuth, und alle weiberseren, wer dadurch das größte Beileid bezeigen könne; nur die Wittwe war

[1] Es gibt jüdische Hausirer, welche einen heimlichen Handel mit dieser verderblichen Waare treiben.

mit ihren Nägeln in gehöriger Entfernung von ihren Wangen geblieben.

Während der Pausen, welche durch die von den wilden Bewegungen und Zuckungen bewirkte Erschöpfung von Zeit zu Zeit nothwendig wurden sprach oder sang vielmehr eine oder die andere der Leidtragenden das Lob des Verstorbenen:

„Er war tubig und unerschrocken! Ein Diener Gottes!“

„Seine Thür stand stets offen dem Armen! Sein Zorn war schrecklich dem Gottlosen!“

„Sein Feld war immer fruchtbar, wie seine Heerde! u. s. w.“

Nichts ist rührender als diese poetische Leichenrede, welche mit dem heftigen, officiellen Klagegeschrei, das dem daselbe zum erstenmal vernehmenden Fremden ein gewisses Grauen einflößen muß, einen angenehmen Contrast bildet. Oft in der Tiefe eines Waldes, oder in der Abgeschiedenheit einer Sandwüste, brachte mir der Abendwind Bruchstücke einer solchen Lobrede eines Verstorbenen zu, und immer fesselte mich ein besonderer Zauber an den Ort, bis die fernen Klagetöne verklungen waren.

Daß übrigens die Weiber mitten in ihren Beileidsdemonstrationen die Theilnahmslosigkeit Aischa's bemerkt und gar nicht zu Gunsten derselben ausgelegt hatten, geht daraus hervor, daß sich eine der Anwesenden mit der plötzlichen und directen Frage an sie wandte: „Aber warum hast du ihn denn vergiftet?“ worauf die Angeredete ruhig antwortete: „Warum hätte ich ihn denn vergiftet?“ Diese brutale Aufrage zeugt, wo nicht von der Delicatesse der Babylonier, doch ganz gewiß von ihrer Freimüthigkeit.

Von allen Seiten kamen Fremde herbeigeströmt, die theils Neugierde, theils die Erwartung eines reichen Leichenmahles herbeigelockt hatte; selbst die Sandabschaaraber, die sich für viel besser und vornehmer als die Babylon halten, hatten sich in Menge eingefunden. Die Männer der Sriba hatten Abdel-Melk eine Kuh schlachten, während die Weiber aus dem von den Leidtragenden gelieferten Weizen Mehl zu Kuskuhn und verschiedenen andern Festgerichten bereiteten, und jeder machte sich nützlich so viel in seinen Kräften stand. Bald sah man überall zahlreiche Gruppen sich lagern, welchen der Schmerz über Othmens Hinscheiden den Appetit nicht genommen hatte. Das Gespräch drehete sich wohl anfangs um den bedenklichen Trauerfall, allein wie es in solchen Fällen auch bei gesitteten Völkern, wo der Mißbrauch des Leichenschmauses fortbestebt, noch oft vorkommt, nahm die Unterhaltung bald eine weniger traurige und zuletzt eine fast fröhliche Wendung.

Die Scheichs der Sanhadscha und der Guerbes saßen von den übrigen Gästen abgesondert, im Familienkreise der Abdel-Melk, welche nicht nur allein ihren Verdacht, hinsichtlich Othmens Frau, nicht bebl hielten, sondern diese sogar öffentlich der Giftmischerei bezichtigten. Die beiden Neffen des Verstorbenen sprachen ohne Scheu die Absicht aus, ohne weiters blutige Rache an Aischa zu nehmen, allein dieß Vorhaben ward von den beiden Stammhäuptern der Guerbes und der Sanhadscha mißbilligt. Es wären heute andere Zeiten als früher, bemerkten sie, und eine solche Uebereilung könnte nur großes Unglück über die Familie bringen. Sie sollten vielmehr Mustapha, den Rumi, als Zeugen in dieser Sache anrufen, und dieselbe vor dem arabischen Bureau anhängig machen. Man rief mich deßhalb herbei und ersuchte mich eine Schrift zu verfassen, worin ich dem Vorsteher des arabischen Bureau's zu Bona den ganzen Verlauf der unglücklichen Geschichte auseinandersetzte und zu gleicher Zeit demselben erklärte, daß ich bereit sey zu beschwören, daß Othmens von seiner Frau vergiftet worden. Ich weigerte mich aber bestimmt, indem ich ihnen bemerkte, daß ich gar keine Qualität habe, eine solche Schrift abzufassen, daß ich aber bereit sey, im Fall ich von dem Capitän dazu aufgefordert würde, demselben treu zu erzählen was ich gesehen und gehört. Damit war die Sache einstweilen abgethan, und man schickte sich jetzt an, die Leiche nach dem im Gebiet der Guerbes gelegenen Begräbniß der Abdel-Melk zu bringen. Der Leichenzug war nicht so groß, als man es bei der Menge der Controlirenden hätte erwarten können, denn es fielen den ganzen Nachmittag über kalte Regenschauer, und die Leichengäste, die jetzt gehörig abgespeist waren, zogen vor sich nach ihren Zelten oder nach ihren Gurbies ins Trockene zu begeben. Es folgten also nur die Abdel-Melk mit ihren Beteundeten nebst den Männern aus der Sriba dem Trauerzug, an dessen Spitze bei noch etwas verwandte Scheich der Guerbes den Leichnam Othmens quer vor sich auf dem Sattel trug.

Das Begräbniß hatte mit denselben einfachen Ceremonien die ich in dem vorhergehenden Capitel beschrieben, statt, und auf dem Rückweg nach dem Dewd-Saffaf waren natürlich die tragischen Begebenheiten der beiden verflossenen Tage und das Lob Othmens der Gegenstand des Gespräches.

„Othmen, sprach einer der Männer, hat drei Panther getödtet, der vierte war sein Tod . . .“

„Nicht der Panther hat ihn getödtet, unterbrach ihn Seid zornig, eine H . . ., eine Giftmischerin hat ihn gemordet! Sein Tod würde bald gerächt seyn, wenn Mustapha sprechen wollte!“

„Bedürfen wir eines Rumi, um die Wahrheit zu erfahren?“ sprach einer der Verwandten, der ungestüme Bu-Aueghra; „der Marabut Ben-Merad im Dschennen-Dib kann uns am besten aufklären, und ich werde deßhalb noch diesen Abend zu ihm hinübergehen.“

Und wirklich ging noch an demselben Abend eine Deputation der Abdel-Melk nach dem Dschennen-Dib ab.

Der alte Marabut gab den Abgeordneten folgende Antwort: „Ihr werdet euch morgen nach dem Scheben begeben, Othmens Grab eröffnen, den Todten bei seinem Bart ziehen und seine Zähne mit den Fingern ergreifen; wenn dann der Bart euern Anstrengungen widersteht, und die Zähne weder wackeln noch ausfallen, so ist euer Verwandter nach Gottes Willen eines natürlichen Todes gestorben.“

Am folgenden Morgen befolgten die Abdel-Melk buchstäblich die sonderbare Vorschrift des Marabut; allein zu ihrem großen Erstaunen saßen Bart und Zähne des Todten fest, und nichts offenbarte, daß Othmens Tod das Resultat eines Verbrechens war. Aischa war schon von allem unterrichtet, sie erwartete die Verwandten ihres Mannes mit höhnischem Lächeln. „Werdet ihr noch sagen, rief sie ihnen schon von ferne zu, daß ich euern Bruder vergiftet habe?“

„Fort mit dir, Kahaba!“ antwortete ihr Seid mit drohender Gebärde, wenn ich dich in Zeit von einer Viertelstunde noch in der Sriba erblicke, so bist du des Todes!“

„Gut,“ sagte Aischa, „ich gehe zu meinem Bruder, und dieser wird mich rächen. Nehmt euch in Acht! seine Kugel ist so hart als die eurige, und er ist reich genug um eine fünffache Dia zu bezahlen!“

Mit diesen Worten schlug sie den Weg nach dem Walde ein, und ward seitdem nicht wieder in der Sriba gesehen.

Das arabische Bureau von Bona wurde später von dem Vorfall in Kenntniß gesetzt, ich wurde aber nie aufgefordert in dieser Sache Zeugniß abzulegen, konnte auch bis heute nicht erfahren, welchen Ausgang dieselbe genommen. Unterdessen blieben

die Abd-el-Melk, in Folge des Rechtes des Stärkern, einstweilen im Besitz des Erbes, doch haben sie die Kinder des unglücklichen Othömen-Ben-Braham aufgenommen.

Aus dem Matrosenleben.

(Von Dr. Oberländer.)

4. Die Mannschaft trennt sich.

Am nächsten Morgen mit Tagesanbruch weckte der Mate — denn der Zimmermann, der mit dem Steward die letzte Wache gehalten, schnarchte auf Deck mit diesem um die Wette, und in einer Stunde später war das letzte Fröhlein an Bord eingenommen und die Mannschaft zur Absahrt gerüstet.

Jean, der mit seinen Verbündeten an diesem Morgen nur wenige Worte wechseln konnte, Hans aber, dem er in der Nacht Matratze und Decke hinuntergetragen, ihren ganzen Plan schon mitgetheilt und natürlich nicht im mindesten auf festen Einwendungen gehört hatte, stand oben auf der Barkaae, jetzt dem höchsten Theil des Schiffs, und suchte einen lieben blick über die Binnenwasser zu bekommen, durch welche sie nun bald ihre einsame Bahn in einem kleinen schmalen Boote steuern sollten, als Timor, der kleine Matave, zu ihm hinanglitt und leise in seinem halb Englisch, halb Malayisch sagte:

„Tuwan Jean — gestern hab' ich gehört — Ihr mit Tuwan Hans gehen wollt — ich auch — wollt Ihr mich mitnehmen? ich kann gut rudern und will recht folgsam seyn."

„Donnerwetter, Junge, herzlich gern, wenn's von mir abhinge, da mußt du aber den Kapitän fragen, denn ich kann wohl über mich selber, aber über niemanden andern von seiner Schiffsmannschaft bestimmen."

„Ja, der Kapitän wird nicht wollen," meinte der Bursche traurig und schüttelte mit dem Kopf — „habe schon müssen meine Sachen in sein Boot legen."

„Ja, dann kann ich's nicht ändern, Timor," sagte Jean — „es thut mir aber leid — ich möchte dich gern mit haben."

„Gewiß?" rief der Junge, und seine Augen leuchteten vor Freude.

„Gewiß," erwiderte ihm der junge Matrose — „sieh' zu, daß du's einrichtest."

„Timor," rief gerade der Kapitän — „was hast du da vorn zu suchen, Schlingel — marsch, hier die Sachen hinunter ins Boot, und dann bleibst du selber unten dabei — was gibt's noch, he?"

„Wer bleibt denn bei Tuwan Hans, Kapitän?" frug der Junge schüchtern und sah seinen Herrn von der Seite an.

„Ist der Junge verrückt geworden?" rief aber der Kapitän wüthend, „was zum Donnerwetter geht das dich an, du lederbraune Canaille — laß mich noch einmal eine derartige Frage von dir hören, und ich hälswimire dir das branne Fell mit blauen und rothen Streifen, daß du deine Freude daran haben sollst — marsch, die Sachen ins Boot, und dann das andere, was hier noch liegt, auch hinunter, und dann setzst du dich hinten hinein und umfaßt mich mehr — sind meine Flaschen alle unten, die ich dir gestern Abend gegeben habe? — he?"

„Saya Tuwan" — murmelte der kleine Bursche erschreckt, und sprang hin den Befehl des strengen Gebieters zu erfüllen — es wäre nicht die erste Mißhandlung gewesen, die er von seinen Händen zu erdulden gehabt, und er wollte sich dem nicht selber muthwillig aussetzen.

Indessen wurden die Matrosen zusammengerufen sich einzuschiffen — der Kapitän stand an der Fallreepstreppe — fertig niederzufieren — alle seine Sachen mit Provisionen und Wasser waren im Boot, und Timor hatte eben das letzte Kistchen — den Pelt-Compaß, den sie vielleicht zwischen den Inseln gebrauchen konnten, heruntergebracht; der erste Mate war ins Zwischendeck gestiegen, Hans losszuschließen und ihm anzukündigen, was der Kapitän über ihn beschlossen hätte. Da traten Jean, Bill und François vor, und erklärten dem Kapitän, daß sie mit Hans an Bord bleiben und versuchen würden sich in dem kleinen Boote zu retten — Hans sey zu schwach sich allein zu helfen und sie wollten ihn nicht umkommen lassen.

Der Kapitän wüthete und befahl ihnen augenblicklich in die Barkasse hinunterzusteigen, Bill aber, der in dieser Sache das Wort genommen hatte, blieb ganz ruhig und erklärte, das Schiff sey ein Wrack und die Mannschaft könne sich retten, wie sie es am zweckmäßigsten halte. Kapitän Olivit, da ihn seine Steuerleute nicht im mindesten dabei unterstützten, sondern ehe noch das Betragen der Matrosen zu billigen schienen, sah bald, daß er gegen sie in dieser Sache nichts ausrichten könne, und rief endlich trotzig, sie sollten seinetwegen zum Teufel gehen, aber vorher die Gewehre und Munition die sie bekommen hätten und die dem Schiff gehörten, wieder abliefern.

„Die Gewehre abliefern, Sircab?" rief Bill erstaunt — „wollen Sie uns hier von den Wilden, wenn sie in ihren Canoes ankommen, morden lassen? Gott verdamme mich, wenn das nicht zu arg wäre — dem Schiff gehören die Gewehre, Kapitän, der kohn den wir beim Schiff zu gut haben gehört auch uns und wir kriegen nicht die Probe davon — wenn's bloß das wäre, könnten Sie die paar Schießeisen auf Anschlag rechnen."

„Schufte," schrie aber der Kapitän wüthend — „ihr zu gut haben? Ihr seyd dem Schiff noch schuldig, für das was ich in Sydney zu Eurem Wiedereinfangen Belohnung zahlen mußte — glaubt Ihr Euer Schlafs-Baas hätte Euch umsonst verrathen?"

„Alle Mr. Mac Carther hat uns den freundlichen Streich gespielt," sagte Bill lachend — „nun das bleibt sich gleich, aber die Gewehre behalten wir, und ich will mich lieber später einmal, wenn es dazu noch kommen sollte, auf sechs Wochen von irgend einem Gerichtshof einsperren, als hier von den Wilden fangen und auffressen lassen — so — das ist das Lange und Kurze davon."

Mr. Black stützte sein Kinn auf die Worte mit dem Kapitän, dieser blieb einen Augenblick noch wie unschlüssig stehen, da aber die drei Matrosen, mit ihren Gewehren in der Hand, ruhig seinen wild und boshaft auf sie gerichteten Blick aushielten und die anderen, die noch an Deck waren, zu ihnen traten und ihnen herzlich die Hand schüttelten, drehte er sich mit einem Fluch um und wollte eben die Fallreepstreppe hinunter ins Boot steigen, als unten im Raum ein Fall in das, jetzt bis ins Zwischendeck hinaufstehende Wasser gehört wurde, und gleich darauf ein gellender Hülfeschrei zu ihnen aufstieg. Alles was in der Nähe war drängte sich um die Lucke, um hinunter zu sehen. Unten auf dem erregten Wasser schwamm ein Strohhut

„Dad war Hans! schrie Jean erschreckt — er ist ins Wasser gefürzt!"

„Nein, Hans habe ich selber eben ins Logis gebracht," sagte der erste Mate, „und ihm dort die Eisen abgenommen; wie ich fortging, war er dabei seine Kiste aufzuschließen."

„Wo ist Timor?" rief aber jetzt der Kapitän, der einen Blick in sein Boot hinuntergeworfen und den Jungen dort vermißt hatte, schnell und erschrickt aus — „wo ist Timor?"

„Vor ein paar Secunden stand er hier an der Lucke" — bestätigte der Steward, der ein Packet mit seinen eigenen Kleidungsstücken und noch einige andere Sachen unter dem Arm trug, mit denen er dem Kapitän ins Boot hinunter folgen wollte.

„Timor!" rief der Kapitän noch einmal, als ob er gar nicht glauben könnte, der arme kleine Bursche sey hier hinuntergestürzt — „wo steckt der Schlingel?" und er sah sich ängstlich dabei nach allen Seiten um, Jean aber, rasch entschlossen wie er immer war, hatte schon alles was er trug dem neben ihm stehenden Bill in die Hände gereicht, und stürzte jetzt mehr als er stieg, an der steilen Leiter in den Raum hinunter. Einen Augenblick faßte er auf dem Rande des Zwischendecks seinen Fuß, dann verschwand, er in der Fluth die kaum über dem ihm vorangegangenen Körper zu kreisen aufgehört hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Rennthierzucht in Rußland. Man sucht im südlichen Finnland die Rennthierzucht einzuführen, und eine Gräfin Kutschelew soll (s. Journ. du Comm. d'Anvers, 15 Juillet) eine Heerde von 70 Stücken unter Aufsicht einiger Samojeden in der Nähe von Petersburg unterhalten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 176. 23 Juliu 1852.

Ethnographische Streifzüge ins Alterthum.

9. Die Heimath der Skythen und Alanen.

Wir haben früher (s. Nr. 108) den muthmaßlichen Uebergang von den Ereignissen in Europa nach der asiatischen Heimath, und dann den Zwischenfall, die Einbrüche der Hunnen und anderer finnisch-uralischen Völker (s. Nr. 124 f.) in das Gebiet nach dem schwarzen und kaspischen Meere hin besprochen, wodurch der ehemalige Zusammenhang der in nordwestlicher Richtung gehenden Wanderungen aus Asien nach Europa herüber unterbrochen wurde, und kommen nun neuerdings auf die Heimath der Skythen und Alanen, worin natürlich die Frage ihrer Herkunft und Verwandtschaft mit inbegriffen ist. Schaffarik behauptet, wie bekannt, durchaus, die Skythen seyen mongolische Völker gewesen, und stützt sich dabei besonders auf die Schilderungen, welche Hippokrates von ihrer leiblichen Beschaffenheit entwerfen; allein dieser Beweis ist um so weniger stringent, als zuverlässig unter der Herrschaft der Skythen auch ganz fremdartige, wahrscheinlich selbst finnisch-uralische, Stämme standen, und unter der allgemeinen Benennung mit begriffen wurden. Zudem ist wahrscheinlich die Zahl der ursprünglichen Skythen, d. h. derjenigen welche sich auf die Kimmerier warfen, nicht besonders groß gewesen, sonst wären sie nicht nach einigen Jahrhunderten so spurlos verschwunden; was also Hippokrates und Herodot von ihnen aus eigener Anschauung berichten, betrifft sie schon in ihrer Entartung und Vermischung mit andern Stämmen, zu den eigentlichen sogenannten königlichen Skythen kam ohnehin Herodot nicht selbst. Ermägt man das Gewicht dieses Umstandes, so kann ein bloß aus des Leibesbeschaffenheit eines Theiles der Skythen und aus einigen rohesen Sitten entnommener Grund nicht gegen andere sehr gewichtige Zeugnisse und Beweise in Betracht kommen. Ein Beweis für die indogermanische oder arische Abstammung liegt aber in den Personen- und Götternamen, deren sich eine freilich beschränkte Zahl erhalten hat, die sich jedoch fast alle aus Persisch oder Sanskrit erklären lassen, wie Schaffarik selbst zugestehen nicht umhin kann; das deutlichste Zeugniß der alten Schriftsteller ist aber das Herodots, der ganz bestimmt die Verdrängung derselben durch die Massageten über den Araxes [1] berichtet; wo aber die Massageten [2] gesessen, darüber besteht nach der Erzählung Herodots von dem Kriege des Cyrus gegen sie nicht der geringste Zweifel. Herodot sagt, wie wir schon erwähnt, ausdrücklich, daß die Skythen bei den Persern Saken geheißen; dieser Name diente aber nicht bloß bei den Persern, sondern auch bei den alten Indern als Bezeichnung turanischer, jedoch nicht türkischer, sondern bloß der jenseits des Oxus und Jaxartes wohnenden arischen, aber nomatischen Stämme. Die Tuchara oder Tocharen wohnten vor alten Zeiten jenseits des Jaxartes in Sogdiana mit den Saken zusammen; diese letztern werden im Mahabharata als ein sehr tapferes Volk beschrieben, das seine Züge selbst nach Indien ausdehnte, und Spuren seines Daseyns selbst in dem Pendschab in dem Namen einer Stadt, Sakala, zurückgelassen hat, wie die nachher in Indien so berühmten Pandus ihren Namen im Lande der Saken; auch das Land Sakastana (später Sakistan, Sedschestan) scheint von ihnen den Namen erhalten zu haben. Ptolemäus und Strabo setzen die Urheimath der Saken in Sogdiana jenseits des Jaxartes; sie erfüllten also die Niederungen weit nach Norden hinaus, und periodisch scheint das Anwachsen der Bevölkerung sie zu Kriegszügen nach dem Süden und Westen veranlaßt zu haben. Man ist über die Zeit ihrer Wanderung nach Europa nicht übereinstimmender Ansicht, wenn aber auch ihr Zusammentreffen mit den Kimmerern wirklich erst am Ende des siebenten Jahrhunderts v. Chr. fällt, so kann die Wanderung doch schon Jahrhunderte früher begonnen haben, wie dieß auch später mit den Alanen der Fall war. Aus dieser Ausdehnung des Gebiets der Saken im Norden des Jaxartes und dem wahrscheinlich langsamen Fortrücken derselben gegen Westen läßt sich erklären, wie sie allenfalls im südlichen Uralgebiet Spuren ihres Daseyns in Gräbern zurückgelassen haben könnten, wenn man diese Gräber durchaus diesen Skythen zuschreiben will.

Faßt man das, was Lassen (in seiner indischen Alterthumskunde) und Ritter (in seiner Erdkunde Asiens) zusammengestellt haben, namentlich die Angaben über die noch jetzt bis nach Kaschgar hinein herrschende Parsisprache, die Verwandtschaft der Khaja [1] mit den Saka, die Angaben über ihre Wohnsitze und die Ergebnisse der sthythischen Sprachreste zusammen, so läßt sich, namentlich bei einem Blick auf die Karte, nicht mehr zweifeln daß das Land von den Paropamisaden nord- und nordostwärts, namentlich das Quellland des Oxus und Jaxartes bis über Kaschgar hinaus von arischen Stämmen bewohnt war, welche sich von hier aus nach Persien und Indien, wie später nach dem Westen ver-

[1] Das Wort bedeutet im allgemeinen einen großen Fluß, hier wahrscheinlich den Jaxartes oder die Wolga.

[2] Sind die Massageten nicht Maha Saka, große Saken? Ptolemäus zählt sie zu den sakischen Stämmen, was jedenfalls eine enge Verwandte schaft voraussetzt.

[1] Der Name Kaschgar scheint ursprünglich (s. Lassen) Khasagair (Khasaberg) gewesen zu seyn; sie werden sehr häufig in Verbindung mit den Saken genannt, und Theile dieses Volkes sind, wie einige Ortsnamen beweisen, auch nach Indien gedrungen.

breiteten, kurz daß hier, wie Lassen sagt, das Urland der Arier war, worauf namentlich die Sagen des Zendvolks hinweisen. Auf welchem Wege ist die ungeheure Veränderung, welche der jetzige Stand der Dinge zeigt, vorgegangen, und welche Spuren bietet jetzt noch dieser Landstrich, daß es ehemals so gewesen, wie wir oben geschildert, daß hier wirklich die Heimath der Arier war? In Bezug auf die Arier Indiens und Persiens hat Lassen genugsam den Beweis (s. indische Alterthumskunde I. p. 511 ff.) geliefert, aber auch hinsichtlich des Nordlands die Mittel an die Hand gegeben, den Wahrscheinlichkeitsbeweis in vollem Maaße zu führen.

Wir wissen aus den neuern Forschungen Burnouf's und Lassens mit Bestimmtheit, daß Sogd, das Land zwischen Oxus und Jaxartes, nicht bloß iranische Sprache, sondern selbst iranische Schrift hatte. Strabo nennt die Parther wiederholt Skythen, und selbst den Gründer ihres Reichs, Arschak oder Arsaces, einen „skythischen Mann.“ Moses von Chorene (s. Rüters Erdkunde VIII. 55) sagt bestimmt: „Hyrcharia, von Burnouf mit Arakhata, nördliche Stadt, erklärt (von Arak im Zend: der Norden), sey die Benennung von Skythien und den Ländern im Norden von Aria oder Iran gewesen“; kurz die Alten kennen ein Skythien nicht bloß im Norden des schwarzen Meeres, sondern auch im Norden des Oxus. Die von Alexander in Sogd zurückgelassenen Statthalter haben wiederholte Kämpfe mit diesen nomadischen Reitervölkern zu bestehen (s. Lassens Alterthumskunde II. 294), später entreißt Mithridates, der fünfte Arsacide, um 170 v. Chr. den griechischen Königen Baktriens die Provinz Sogd, wahrscheinlich durch seine Verbindungen mit den nomadischen Stämmen des Nordlands unterstützt, und Lassen (II. 320) macht es wahrscheinlich, daß diese „skythischen Völker“ in Verbindung mit Mithridat um 140 v. Chr. das griechisch-baktrische Reich vollends vernichteten; da wir nun, wie schon erwähnt, aus manchen andern Quellen gewiß wissen, daß auch der Oberlauf des Jaxartes durchaus von arischen Völkern bewohnt war, so ist ein Zusammenhang arischer Völker von Osten nach Westen, wie von Süden nach Norden hergestellt. Wie weit diese arischen Reitervölker nordwärts vom Jaxartes wohnten, oder vielmehr umherzogen, wissen wir freilich nicht genau anzugeben, aber die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß sie ziemlich hoch hinaufreichten, und ihren weiter westwärts nach Europa gezogenen Brüdern die Hand boten. Wenn, wie bisher gewöhnlich angenommen wurde, die Se der chinesischen Annalen die Saken der Perser und Inder sind, dann haben die Wohnsitze der Saken bis in die Nähe des Balkaschsee hinaufgereicht. „Die Juetschi, von den Hiong-nu gedrängt, stießen zuerst in der Nähe dieses Sees auf die Se, trieben diese gegen Süden und gehen endlich, selbst von den Usun weiter getrieben bis über den Jaxartes, wo sie die Tahia, d. h. die Takä der Alten, unterwarfen; die Se gegen über den Hindukoh und eroberten den nördlichen Theil Arachosiens und wie es scheint auch das Land der Traugen, das von jener Zeit an den Namen Sakastana (Sakenland.) erhielt.“ Dieß ist die gewöhnliche Erzählung, die sich, wie wir weiter unten sehen werden, stark modificiren muß, aber das Ereignis, welches in die Jahre 130 bis 120 v. Chr. fällt ist nichts destoweniger wahr, nur haben nicht die Juetschi, sondern die Saken selbst das baktrische Reich gestürzt, wie die Daten beweisen. Auch sind nicht alle Saken auf ihrem ursprünglichen Lande auf einmal verschwunden, vielmehr wird ausdrücklich angegeben, daß sich unter den Juetschi vorwährend eine große Anzahl zerstreuter Stämme der Se gefunden hätten. Jedenfalls ist immer noch im Norden, wie im Süden der Paropamisaden von Skythen- oder Sakenstämmen die Rede, welche tief in die Geschichte des parthischen Reiche eingreifen; ward aber das parthische Reich nicht von den aus Hochasien gekommenen Juetschi, welche Lassen für Türkenstämme hält, gestürzt, so hatten auch die arischen Stämme im Norden der Paropamisaden und selbst des Oxus noch keineswegs ihren Halt verloren. Indem hat die neue Eroberungsperiode der arischen Hirtenvölker schon vor dem Erscheinen der Juetschi begonnen, und die Festsetzung in Sakastana scheint um mehrere Jahre vor dem Angriff der Juetschi geschehen zu seyn (Lassen II. p. 807), so daß sie nur, als sie von Norden her gedrängt wurden, sich in immer stärkerer Zahl nach Süden wandten, und von hier aus später selbst in Indien eindrangen und daselbst dauernde Eroberungen machten.

Lassen hat früher die Ansicht, daß die Se der Chinesen die Saken seyen, gleichfalls getheilt, ist aber später, eben so wie Vivien de St. Martin, von dieser Ansicht abgekommen (s. II. p. 802). Einer seiner Gründe für den Wechsel seiner Ansicht hält nicht Stich, [1] und kann gegen die allgemeine Richtigkeit des Satzes, daß die arischen Stämme als Nomadenvölker bis weit hinauf gegen Norden jenseits des Jaxartes gewandert seyen, nichts entscheiden. Die Massageten sollen z. B. erst einige Zeit nach Alexanders Kriegszügen aus den Ländern jenseits des Jaxartes gegen Süden gezogen seyn; sie müssen also vorher im Norden gewohnt haben, und es läßt sich demnach wohl annehmen, daß ein allmähliches Vordringen der Saken nach Süden stattfand, und daß dadurch die nomadischen Stämme des finnisch-uralischen Stammes mehr Raum zur Ausdehnung gewannen, oder aber, daß das Vordringen der letztern den Zug der Saken nach Süden veranlaßte. Von dem Zustand der Dinge in dem Lande nordwärts und südwärts von den Paropamisaden während dieser Zeitraume ist es schwer sich einen richtigen Begriff zu machen, denn die Verwirrung scheint einen sehr hohen Grad erreicht zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Jekaterinoslawl und Cherson.

(Schluß.)

Ich stieg eine Anhöhe hinauf und sah von hier aus das weit sich hinwindende blaue Band des stillen Dnieprs, sein von Felsen eingeschlossenes und mit Inselchen überstreutes Bett, worin bequeme Fahrzeuge hin- und herschossen, aus denen manchmal die melancholischen Lieder eines kleinrussischen Fischers herüber tönten, der vorsichtig zwischen den Untiefen hinfuhr. Auf der linken Seite breitete sich der untere, von kleinen Gärtchen umgürtete Theil der Stadt aus; die Luft war balsamisch und wunderbar berauschend.

In dem Palast Potemkins ist ein Museum von Alterthümern, das aus naturhistorischen Sammlungen, worunter sich die Knochen fossiler Thiere finden, die man aus dem die englischen Kohlen übertreffenden Kohlenflötze im Kreise Bachmut gefunden hat, so wie aus den Ueberbleibseln der Zeit des bosporischen Reiches, aus ägyptischen Alterthümern und Münzen besteht. Das Museum, das man jetzt erst zu ordnen beginnt, dankt seine Gutstehung Hrn. A. J. Faber und einem Hrn. Miklaschewski, einem

[1] Er sagt an der angeführten Stelle: „die Nordgränze des Landes der Massageten ist das Strohen innerhalb des Imaon oder des Belurtag; die Oktarane oder dieses Gebirge; es bleibt demnach eine sehr weite Lücke derselbe zwischen den Strohen Sogen der Se am obern Hyrgis und dem Lande der Saken.“ Es ist aber in den Berichten der Chinesen nur gesagt, daß die Nomadenstämme auf ihrem Zug gegen Westen in der Nähe des Baltaschsees auf die Se gestoßen seyen.

leidenschaftlichen Freund des Aufgrabens von Gräbern, deren sich sehr viele auf seiner Besitzung finden. Dieß beginnende Museum fiel mir auf durch seine Auswahl von Gegenständen, die ihrer Seltenheit wegen sehr beachtenswerth sind. Ich gestehe, daß ich in unsern südlichen Museen, mit Ausnahme des ostasiatischen, nirgends eine für den Freund der Wissenschaften gleich bedeutende Gabe fand. Mit Vergnügen wanderte ich auf der mit Bäumen besetzten Straße umher, und mit wahrem Genuß betrat ich den städtischen Garten; er ist groß, mit dicht belaubten Bäumen besetzt, die Alleen sind breit, die Pavillons hübsch und allenthalben drängten sich die Spaziergänger unter dem Schatten der Bäume. An bestimmten Tagen spielt hier die Musik und es wird getanzt. Hier befindet sich, wie ich schon bemerkt habe, eine Gärtnerschule, in der man sich mit der Zucht von Pflanzen und Bäumen, wie sie für dieß südliche Land tangen, beschäftigt. Hier ist auch eine Anstalt für Seidenzucht eingerichtet, die sich bereits in einigen Kreisen des Gouvernements Jekaterinoslawl mit Erfolg verbreitet hat. In dem Garten befindet sich auch ein aus Backsteinen aufgeführtes Denkmal des Kosaken Iwan Globa, des bekannten Schreibers (Grichätsführers) der Saporoger Kosaken, von dem diese ganze Localität nebst dem Garten erworben wurde. Hier steht ferner eine starkästige, bereits in grünen Blätterschmuck prangende Eiche, die von Peter dem Großen zu einer Zeit gepflanzt worden sein soll, als dieß Land noch nicht Rußland angehörte; überhaupt schreibt man in diesem Lande manches Peter dem Großen zu, in der Absicht, diese oder jene Stelle durch seinen Namen zu verherrlichen. — In diesem städtischen Garten trinkt man künstliche Mineralwasser und Kräutersäfte; viele Leidende haben hier schon Genesung gefunden.

In der Stadt finden sich keine, weder durch Größe, noch durch Kunst hervorragende Gebäude, aber sie ist freundlich und einfach. Den Hauptreiz der etwa 8500 S. betragenden Bevölkerung bilden Kleinrussen; der innere Stadt, die Kanzleute und der Adel sprechen sämmtlich kleinrussisch. Außer den Wohlthätigkeits- und Lehranstalten für alle Stände findet sich in der Stadt auch eine jüdische Unterrichtsanstalt und eine Synagoge. Männer und Frauen dieses Volks tragen, wie in Polen, die alte orientalische Tracht, während die Juden in Cherson deutsche Kleidung tragen. Das Leben ist hier außerordentlich wohlfeil, nur in den Gasthöfen merkt man nichts davon; die Unterkunft ist ziemlich schlecht, und die Preise hoch.

Nach der Abfahrt aus dem hügeligen Jekaterinoslawl breitete sich alsbald vor meinen Augen die unabsehbare Fläche aus, welche mit dem lichten Grachsgrün des Frühjahrs überdeckt war. Welche Gefühle, angenehme und traurige, wogten in meiner Brust bei dem Anblick der grünen Steppen des neurussischen Landes! Wenn man sich nur in die Zukunft versetzen könnte, wo die öden Thäler sich mit Volk bedecken werden, in denen jetzt nur einzelne Stationen und hie und da ein Viehhof steht. Doch finden sich bereits zahlreiche Heerden von Schafen, Rindvieh und Pferden auf den dicht bewachsenen Weiden, und manche Fluren waren schon bedeckt mit reichen Ernten, deren Halme jetzt unter den vollen Aehren sich bogen. In unsern nördlichern Gegenden beginnen um diese Zeit die Felder erst zu grünen, und geben kaum Hoffnung auf eine Ernte. Auf diesen Fluren gibt es keinen Bach und keinen Brunnen; auf meinem ganzen Wege kam ich nur an zwei Flüßchen, den Bajanschik und Jngul, die mit Ausnahme des schlangenartig sich durch das neurussische Land hinwindenden Dnepr die einzige Zuflucht des Landvolks sind. Zerstreut auf diesen Feldern in einer Länge von mehr als 300 Werst sind Erdaufwürfe und Grabhügel, die einzigen traurigen Denkmäler einer hier einst zahlreichen Bevölkerung.

So kam ich endlich nach Ekerson, an der Mündung des Dnepr, eine große über 24.000 S. zählende, aber nicht sehr reinliche Stadt, denn der größte Theil ihrer Bevölkerung besteht aus Juden. Einige derselben kleiden sich deutsch, andere russisch; fast der ganze Handel ist in ihren Händen. Unter die bemerkenswerthen Gebäude der Stadt gehört die Synagoge, die in gothischem Styl erbaut ist. Die Stadt wird von geraden, zum Theil mit prächtig duftenden Akazien durchschnittenen. Die Potemkinstraße führt nach dem kürzlich angelegten städtischen Garten, wo erst 1836 dem Fürsten Potemkin ein Denkmal errichtet wurde. Auch kann ich das Denkmal nicht unerwähnt lassen, das dem städtischen Gefängnisse gegenüber dem menschenfreundlichen Howard errichtet wurde, der sein ganzes Leben dazu anwandte, uns das Loos der unglücklichen Opfer der Verirrung zu erleichtern. [1]

Ekerson hat einen guten Hafen, aus dem wöchentlich ein Dampfboot nach Odessa und zurück geht. Ich glaube, ich weiß nicht recht warum, hier Kirchen in altem byzantinischem Styl zu finden, aber selbst die Kathedrale ist von ganz gewöhnlicher Bauart; doch ist das Jnnere mit einigen alten Bildern geschmückt. Die Einwohner bestehen, außer den Juden, meist aus Kleinrussen, welche die Sitten und Gewohnheiten ihrer Vorfahren beibehalten haben.

Aus dem Matrosenleben.

4. Die Mannschaft trennt sich.

(Fortsetzung.)

Alles stand in sprachloser Erwartung um die Lucke her und schaute auf die unheimliche Fluth in den Raum nieder; jeder andere Hader, jeder andere Gedanke war vergessen und jedes Auge hing nur in peinlicher Spannung an den da unten jetzt langsam aufsteigenden Lufthlasen, welche die Thätigkeit des Untergetauchten verkündeten.

„Bei Gott, der kommt auch nicht wieder," rief Francois endlich mit vor Angst fast erstickter Stimme — Jean — um Gotteswillen, Jean" —

„Da ist er!" tönte es plötzlich in den erleichterten Herzen der Schaar, aus deren Brust sich ein tiefer Seufzer aufrang — sie hatten in der Zeit nicht einmal zu athmen gewagt — das kohlschwarze, sonst so lockige, jetzt fast niederhängende Haar des jungen Franzosen wurde sichtbar, gleich darauf sein todtenbleiches Gesicht, mit einer einzigen Armbewegung war er an der Leiter und hob sich, auf eine der Sprossen tretend, in die Höhe und mit den Schultern aus dem Wasser — er war allein.

„Kannst du gar nichts sühlen, Jean," rief ihm der erste Mate ermunternd hinunter, „es wird ja doch so entsetzlich schnell nicht weggewachsen sein — lieber Gott, der Junge kann schwimmen wie ein Fisch, er muß sich beim Hinunterstelgen an den Kopf gestchlagen haben."

Jean erwiderte nichts, verschwand aber zum zweitenmal unter Wasser, und blieb diesmal länger aus als das erstemal. Als er endlich wieder zu Tag kam, stieg er schweigend, ohne ein Wort zu sagen, an Deck und schnürte sein Bündel auf, sich trockene Kleider anzuziehen.

„Armer Junge," murmelte der Mate, als er dem Capitän, der sich rasch und mürrisch abwandte, ins Boot folgte, der Steward aber, der sich unten dem Zimmermann niederstetzte, brummte leise vor sich hin:

[1] Howard befand sich im J. 1789 in Ehersen, um von da nach Konstantinopel zu gehen und die Pest zu studiren. Vor seiner Abreise beschäftigte er sich mit der Aufsuchung von Heilmitteln für die Kranken, die damals von einem Faulfieber ergriffen wurden, ward aber selbst ein Opfer desselben, und starb am 20 Jan. 1790. Seine Freunde, Admiral Mordwinoff u. a. errichteten ihm hier Marmor von der Stadt ein kleines Denkmal, das aber von der Witterung zerstört wurde. Später unter Kaiser Alexander wurde ihm dann in der Stadt selbst ein Denkmal errichtet.

„Das iſt mir auch nicht vorgekommen, daß Einer in einem Schiff drin erſoufen kann.“

In wenigen Minuten war das Boot zur Abfahrt bereit. „Goodbye, Cameraden,“ riefen Bob und Tim hinüber, und die an Bord Zurückgebliebenen winkten mit der Hand.

„Stoßt ab — Gott verdammte Buch!“ ſtürmte aber der Capitän, den feuchtlichen Gruß unterbrechend — und macht Euch da vorne Platz, daß Ihr, wenn wir einmal rudern müſſen, nicht gehemmt ſeyd.“

Der Kranke, Jack, lag vorne auf ſeiner Matratze im Boot — er war noch ſehr ſchwach und ſah unwohl aus, obgleich ihn das Fieber verlaſſen zu haben ſchien; dadurch entſtand eine kleine Verzögerung, während die beiden Mates beſchäftigt waren die Segel in Ordnung zu bringen. Der Sturm von geſtern hatte gänzlich nachgelaſſen, die Luft war hell und klar, und eine leichte Oſtbriſe verſprach ihnen eine raſche und glückliche Fahrt nach Booby Island. Nur durch die Strömung aber, und durch das Segel das den leichten Wind doch ſchon etwas gefaßt hatte, waren ſie ungefähr 20 Schritt vom Schiff abgetrieben, als plötzlich ein Ruf vom Schiff herüberſchallte, und aller Augen dorthin zog. Der Capitän, der ebenfalls aufſah, bekam eine Aſchfarbe, denn dort ſtand Hans und in ſeinen Händen hielt er ein kurzes in der Sonne blitzendes Doppelgewehr.

„Wörter!“ ſtotterte faſt unverſtändlich den bleichen Lippen des Capitäns der Angſtlaut, der bis zu den Ohren ſeines früheren Opfers drang. Hans aber ſchüttelte verächtlich lächelnd mit dem Kopf und rief, indem er das Gewehr neben ſich auf Deck ſtieß:

„Habt keine Furcht, Capitän Dirkt, ich will Euern letzten feigen Angriff auf mich nicht ſolcher Art erwiedern — hättet Ihr mich preiſchen laſſen, wärel Ihr jetzt ein todter Mann, aber den Schlag, den Ihr einem Gefeſſelten gabet, vergelt ich Euch auf ein andermal — wir ſehen uns wieder,“ und er drehte ſich, mit dieſen Worten von dem Boote, das jetzt zum erſtenmal den Wind ordentlich in ſeine Segeln faßte und raſch durch die grüne Fluth dahinſchoß, ab. Als er ſich aber wendete, ſah er, wie Jean und Bill plötzlich erſchreckt auseinanderſtehen und in demſelben Augenblick pfiff auch eine Kugel, aber ſchlecht genug zielte, über ſie hin. Mit Bülverſchwalm flog er herum und riß die eigene Büchſe in die Höhe doch ein Blick auf das Boot ſagte ihm, wie ſehr er dabei das Leben anderer Menſchen gefährden müßte — er ſetzte das Gewehr raſch wieder nieder, hob aber, zum Zeichen ſeiner Wohlbefindens, die Mütze, und ſchwenkte ſie um den Kopf und rief mit trotzigem Hohn:

„Dank Euch, Capitän — werd's Euch zu gut ſchreiben — auf Wiederſehen!“

Er ſah wie der Capitän im Boot einen Verſuch machte, eine andere neben ihm liegende Muskete nach ihm hinzureichen, aber der erſte Mate verhinderte ihn daran, und fünf Minuten ſpäter war das Boot außer Schußweite — eine halbe Stunde ſpäter kaum noch in Sicht.

Die Matroſen blieben noch eine Weile auf Deck ſtehen, ehe ſie an ihre Verbreitungen gingen; ſie ſchauten, jeder in ſeine Gedanken verſenkt, dem wegſchießenden Boote nach, ſo lange ſie noch eine Geſtalt darin unterſcheiden konnten, und dann erſt, als es nur noch wie ein ſchwarzer Punkt auf dem Waſſer lag, reichte Hans Jean, Bill und François die Hand, und dankte ihnen für ihre aushartende Freundſchaft.

„O Unſinn, Mann,“ lachte Jean — „reiner Eigennutz von uns, wir wollen nicht mit dem Alten nach Indien, ich möchte gern wieder nach Sydney zurück, und darum ſind wir alle drei hier geblieben.“ Hans ſchüttelte aber zweifelnd mit dem Kopf und ſagte bedächtig:

„Jean, Jean, Ihr irrt Euch da alle drei in der Natur des Landes das Ihr durchwandern wollt, ich habe die das ſchon dieſe Nacht geſagt — ich fürchte, ich fürchte, wir dürfen nicht einmal den Verſuch machen, wenn wir uns nicht der größten Gefahr vor den Indianern ausſetzen wollen — die Blacks an dieſen Küſtenſtrichen ſind nichtswürdiges, diebiſches Geſindel.“

„Bah, wagen,“ lachte Jean mit ſeiner ganzen ſorgloſen Keckheit, die einer Gefahr im Leben nicht aus dem Wege ging, ja ſie eher noch aufſuchte als ſie vermied, wenn er einmal die Wahl zwiſchen den beiden hatte — „wir ſind hier vier entſchloſſene Kerle, gut bewaffnet — Wetter noch einmal, wer mein Fleiſch zähnen will, der braten wollte, würde es verdammt zäh finden. Gott ſey Dank nur, daß wir den Alten mit ſeinem Schwarm los ſind, für das andere iſt mir wahrhaftig nicht bange. Jetzt an die Unterſuchung, und in einer Stunde können wir ſegelfertig ſeyn. Wenn uns nur der arme Teufel von Junge nicht heute Morgen ertrunken wäre.“

Jean hatte das Wort kaum ausgeſprochen, als er wie von einer Natter geſtochen in die Höhe ſprang, denn dicht unter ſeinen Füßen — er ſtand keine zwei Schritt von der offenen Lucke, hörte eine leiſe Stimme, die ihm das Blut aus dem Geſichte ins Herz zurücktrieb:

„Tuwan Jean — Tuwan Jean — iſt Capitän fort?“ — und im nächſten Moment kletterte der kleine Malaye, flink wie eine Katze, an dem Mittelſtefften des Decks auf, griff den oberen Buckenrand und ſchwang ſich an Deck — über das er zuerſt einen flüchtigen noch ängſtlichen Blick warf — in der höchſten Freude hatte ſein großes ſchwarzes Auge auf dem ſchimmernden Segel des fernen Bootes, und in ein lautes jubelndes Lachen ausbrechend, ſprang er wie beſeſſen auf Deck herum.

Hans wußte von dem ganzen Vorgang nichts, und begriff nicht weßhalb die anderen ſo erſchreckt waren und der Junge zurückgeblieben ſeyn konnte. Jean ſammelte ſich aber zuerſt wieder und rief mit komiſcher Wuth, denn es ſchien ihm nicht halb Genug bei der Sache zu ſeyn:

„Nun ſeh' ein Menſch in der Welt ſo eine kleine ſchwarze Beſtie an — trocken wie eine Pulverkammer, und läßt mich da zweimal hintereinander zwiſchen die todten Pferde tauchen, um ihn wieder herauszufiſchen, weil wir glaubten, daß er wie ein Loth zu Boden gegangen wäre; ob ich jetzt nicht wahrhaftig Luſt habe ihn kopfüber da hinunter zu ſchicken wo ich geweſen bin, nur um zu probiren wie ſich's da, im ſtockfinſtern Raum, bei den todten Thieren herumſchwimmt — der kleine Heide da.“

Timor aber, der wohl wußte, daß ihm von alle denen, die er noch an Bord ſah, kein Leid geſchähe, lachte, daß ihm die Thränen aus den Augen liefen, wobei Jean und Françeis natürlich mit einſtimmten, und erzählte ſeinen neuen Freunden nun, daß er unter keiner Bedingung mit dem alten garſtigen Capitän hätte weiter ſegeln wollen, aber auch gar nicht gewußt habe wie er von ihm anders abkommen konnte, als auf ſolche Art. „Als Ihr alle damit beſchäftigt ward Euch zu zanken, war da bleiben wollte und mitgehen ſollte.“ erzählte der kleine Burſche in ſeinem gebrochenen Engliſch, „und als ich ſah, daß niemand auf mich achtete, glitt ich auf das Heu ins Zwiſchendeck hinunter, ward ein kleines Fäßchen mit Nägeln, das ich mir ſchon heute Morgen früh zu dem Zweck dorthin geſchafft, ins Waſſer hinunter, daß es recht aufpläſchterte, einen Strohhut dahinter her, und kroch dann, während ich einen lauten Schrei ausſtieß, raſch zwiſchen ein paar Heuballen hinein und zwiſchen dieſen fort, bis ich ſicher war, daß ſie mich nicht finden können, und wenn ſie eine Stunde nach mir ſuchten, und dort bin ich liegen geblieben, bis ich hörte, daß Jean hier ſagte, das Boot ſey abgefahren. Nun bin ich da und will mit Euch gehen.“ Er ſetzte ſich hierauf ruhig auf einen der Waſſerfäſſer nieder und ſchien gelnitig eine Antwort auf ſeinen Verſchlag abwarten zu wollen.

Hans lachte und meinte der kleine Strick habe jetzt gut auf eine Antwort warten, er wiſſe recht wohl, daß ſie ihn nicht zurückſenden könnten, er ſolle aber nur, was er mitzunehmen wünſche, zuſammenpacken und dann helfen, daß ſie ihren Proviant und Waſſervorrath in Ordnung brächten, die heutige herrliche Briſe wenigſtens inſoweit zu benutzen, Land zu erreichen.

(Schluß folgt.)

Die Kunſt zu ſpeiſen. Ein Gaſtronom vom reinſten Waſſer hat in England eine Schrift unter dieſem Titel herausgegeben, und eilitet darin unter anderm den Brief eines ausgezeichneten Kenners aus Paris vom 1 Mai d. J., worin derſelbe ſagt, „daß die wahre franzöſiſche Gaſtronomie nach England gewandert ſey, und keinen Wunſch habe, nach Frankreich zurückzukehren.“

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 177. 24 Julius 1852.

Der Alligator-See.

Ein ehemaliger indischer Beamter hat unter dem Titel „dürre Blätter aus Jung Aegypten“ seine Erlebnisse und Beobachtungen in Sind geschildert, denn dieß Land ist mit dem Ausdruck „Jung Aegypten“ gemeint. Eine der interessantesten Schilderungen ist die des Alligator-Sees in der Nähe von Karatschi; die wir deßhalb unsern Lesern mittheilen.

„Einer meiner ersten Ausflüge nach meiner Ankunft zu Karatschi war ein Besuch des Magar Talao oder Alligator-Sees. Dieser merkwürdige Platz liegt etwa 8 (engl.) Meilen von Karatschi, und ist für alle diejenigen welche am Grauenhaften und Grotesken Gefallen finden, eines Besuches wohl werth. Ein kurzer Ritt durch eine sandige, unfruchtbare Strecke, in der nur hie und da einige Dschungelstriche sich zeigen, bringt den Wanderer zu einem Wäldchen von Tamarindenbäumen, in dessen Schooße die graufe Brut der Ungeheuer verborgen liegt. Wer die Oertlichkeit nicht kennt, würde nicht leicht ahnen, daß unter diesem grünen Gehölz, in diesem schmalen Teich, den ein tüchtiger Springer bald überspringen könnte, so abscheuliche Bewohner verborgen seyen. „Da ist der Teich“, sagte ich zu meinem Führer in ziemlich verächtlichem Tone, „wo sind aber die Alligatorś?“ Zugleich schritt ich ziemlich keck mit aufgeworfenem Kopfe vor, eher geneigt, die ganze Sache als einen Betrug zu behandeln. Ein plötzliches beißeres Brüllen oder Bellen, gerade unter meinen Füßen, machte aber daß ich mit außerordentlicher Gewandtheit, und vielleicht mit mehr Schnelle als Zierlichkeit, eine Pirouette in der Luft beschrieb. Ich hatte beinahe auf ein junges, etwa drei Fuß langes Krokodil getreten, dessen Biß, so klein es war, doch nichts weniger als angenehm gewesen wäre. Alsbald erschien auch der Genius dieses Orts in Gestalt eines terrenmeisterartig aussehenden alten Fakirs, der, als ich ihm ein Paar Rupien geschenkt hatte, alsbald seinen Zauberstab, mit andern Worten eine lange Stange, hervorzog und dann ans Werk schritt „alle seine Geister zu rufen.“ Als er zwei- oder dreimal: Ao! Ao! (komm! komm!) geschrieen hatte, wimmelte plötzlich das Wasser von Ungeheuern. Wenigstens ein halbes Hundert mächtiger Alligators, darunter einige 15 Fuß lang, erschienen und kamen, einander drängend und stoßend, ans Ufer. Die ganze Scene mahnte mich an Feenmärchen. Das einsame Wäldchen, der Teich mit seinen seltsamen Bewohnern, des Fakirs einsame Hütte am Abhang des Berges, der Fakir selbst, hochgebaut, schwärzlich und sehr rüstig, endlich der räubermäßige Beluttschi an meiner Seite bildeten ein höchst phantastisches Schauspiel. Seltsam war auch die Gewalt, welche der Fakir über seine Pfleglinge zeigte. Als er ihnen mit der Stange winkte, hielten sie an — sie waren in der That bereits bis zu einer nichts weniger als angenehmen Nähe gekommen, und auf seinen Ruf: „baitho“ (sitzt nieder) legten sie sich flach auf den Bauch, und grinsten abscheulich mit ihren offenen, wartenden Kinnladen. Einige große Stücke Fleisch wurden ihnen hingeworfen, um das sie sich stritten und zerrten, wobei das Fleisch in Fetzen zerrissen wurde. Die Achtung, welche die kleinern für ihre ganz erwachsenen Brüder zeigten, beslustigte mich nicht wenig. Einer derselben, 10′ lang, schritt aus dem Wasser heraus nach dem Fütterungsplatze, als er auf einmal einen viel größern Alligator hinter sich sah. Lächerlich war der erschreckte Blick, mit dem er aus dem Weg huschte, augenscheinlich in der Furcht ein Stück von seinem Schweif zu verlieren, noch ehe er seinen Rückzug bewerkstelligen könnte.

„Etwa tausend Schritte von dem ersten Teich zeigte man mir einen zweiten, in dem das Wasser so warm war, daß man kaum ein Untertauchen hätte ertragen können; doch fanden sich auch hier einige kleine Alligators. Der Fakir sagte mir die Thiere seyen in dem Strom etwa 15 oder 20 Meilen gegen Westen ausnehmend zahlreich. Der König des Orts, ein ungeheurer Alligator, dem der Fakir einen besondern Namen gegeben hatte, gehorchte dem Rufe, herauszukommen, niemals. Als ich um den Teich herumging, zeigte man mir die Stelle, wo er unbeweglich, wie ein Klotz da lag, mit dem Kopf über dem Wasser; man hätte ihn wirklich für einen Klotz nehmen können, wären nicht seine kleinen wilden Augen gewesen, welche glänzten als ob sie Funken sprühten. Der Fakir sagte mir, er sey sehr wild und gefährlich, und mindestens 20 Schuh lang.“

Ethnographische Streifzüge ins Alterthum.

8. Die Heimath der Skythen und Alanen.

(Fortsetzung.)

Man darf nur Lassens Geschichte der indoskythischen Könige (i. Indische Alterthumskunde II. p. 352 ff.) durchlesen, um sich allenfalls ein Bild davon zu machen. Zuerst sind es die Unabhängigkeitsbestrebungen der griechisch-baktrischen Könige, Bestrebungen die sich ohne Hülfe der umwohnenden barbarischen Völker nicht durchführen lassen. Diese werden also in die Streitigkeiten, anfangs als Hülfsvölker, dann als übermächtige Verbündete mit hineingezogen; hierauf entsteht das parthische Reich, das die andern Skythen durch die Stammverwandtschaft gegen die griechisch-baktrischen Herrscher in die Waffen bringt, da aber die Parther zeitig ihre Herrschaft gegen Südwesten ausdehnen, und zuerst mit den

griechischen Fürsten Syriens, dann endlich mit den Römern in Conflict kommen, so sinkt ihre Macht im Osten, einzelne Satrapen machen sich mit Hülfe der noch anwesenden Griechen unabhängig, dann brechen wieder die Saken ein, bald als Hülfsvölker, bald als selbständige, kriegerische Horden, und gründen Reiche im Norden und im Süden der Paropamisaden. Hierauf kommen gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts v. Chr. die Yuetschi daherziehen, dringen gegen die Saken vor, und die Herrschaft der letztern wird endlich von Indien aus durch Vikramaditia im Jahre 57 v. Chr. zerstört, eine so wichtige Begebenheit daß der eben genannte Herrscher mit diesem Jahr eine neue Zeitrechnung beginnt. Unter diesen wirren Verhältnissen treten aber stets noch die Saken als sehr wichtiges Element auf, und die Yuetschi spielen gerawme Zeit noch keine sehr überwältigende Rolle.

Lassen weist nach, daß der Name Saken nicht allen den Völkern im Norden des Orus zugekommen, sondern allmählich von einem einzelnen Volke auf die übrigen verwandten übertragen worden sey. Daß neben den Saken auch die Daher auftraten, die Vorväter der heutigen Tadschik dieser Länder, die Ta-hia der chinesischen Annalen, leidet wohl keinen Zweifel, auch andere Einzelnamen treten auf, und Hirdurch festellt erwähnt auch in diesen Ländern der Alanen, [1] gegen welche Kai Chosru oder Cyrus den Lohrasp abschickte, um sie zu verjagen oder zu unterwerfen. Ammianus Marcellinus leitet die Alanen geradezu von den Massageten ab; die chinesischen Annalen kennen sie im zweiten Jahrhundert v. Chr. als Bewohner des Landes Sogd, dessen Kleidung sie auch trugen, und dem sie unterworfen gewesen seyen, was wohl so viel bedeutet, als daß sie anfangs unter den griechischen Statthaltern, dann unter den Arsaciden standen, soweit bei nomadischen Völkern von einer Beherrschung die Rede seyn konnte. In der Verwirrung, welche in den letzten Jahrhunderten vor, und den ersten Jahrhunderten nach Chr. in dem Lande zwischen dem kaspischen Meer und dem Beluriag herrschte, mochten sie allmählich gegen Westen wandern. Fügen wir diesen Angaben noch hinzu, daß sie „gleichsprachig“ mit den früher nach Europa gewanderten Skythen genannt werden, daß die noch erhaltenen Götter- und Personennamen der letztern sich nur aus dem arischen Sprachstamm erklären lassen, und daß ein gleiches mit den Münzen der Saken in Ostyersien und Nordindien der Fall ist, so kann kein vernünftiger Zweifel über die arische Abstammung und über das Heimathland der Alanen bestehen: sie gehörten zu den arischen Nomadenstämmen im Norden des Orus und folgten der Bahn der Skythen oder Saken, welche westlich nach Europa und in das Land nördlich vom Tanais und schwarzen Meere eingedrungen. Wahrscheinlich wichen sie aus ihrem Lande zuerst, um der Partherherrschaft auszuweichen, denn wir finden, daß sie, wie einst die Skythen 700 Jahre früher getkan hatten, schon im ersten Jahrhundert nach Chr. über den Kaukasus gegen das Partherreich vordringen, zu welchem sie also in einem feindlichen, von den Römern benützen Verhältniß standen. In dem nächsten Jahrhunderte wächst dann ihre Zahl im Norden des Kaukasus, sie ziehen weiter gegen Nordwesten und treten endlich mit den östlichsten deutschen Völkern in Verbindung.

Die Alan werden von den Chinesen seit dem Jahre 120 v. Chr. im Nordwest von Sogd bis zu den Sumpfgegenden des Nordaral und kaspischen Meeres genannt. Alan finden sich um Ferghana im siebenten Jahrhundert, kurz der Name findet sich in diesem Gebiete an verschiedenen Orten, wie es von einem

[1] S. Le livre des Rois Tom. III. p. 421 509. Ausgabe von Mohl.

größtentheils wandernden Volke nicht anders zu erwarten ist; indeß ist gerade diese Gebirgsgegend im Osten bezeichnend, denn es scheint, daß sich die Alanen im tiefen Asien, wie die im Kaukasus, gedrängt durch die anstürmenden finnisch-uralischen Stämme nach dem Gebirg gezogen haben. Man darf indeß nicht glauben, als wären Skythen und Alanen die einzigen Namen, die im Osten und Westen auftreten: wir finden Issedonen im Osten, und Herodot schon führt solche im östlichen Europa auf; auch der Name Spalen findet sich in Europa genannt, und tritt in mehrern Eigennamen [1] im Osten auf, aber solche Angaben können nur das allgemeine, sonst so ziemlich erwiesene Verwandtschaftsverhältniß dieser Stämme bestätigen, nicht für sich selbst einen Beweis liefern, denn den einzelnen untergeordneten oder allgemeinen Namen nachzuforschen, führt alzu leicht auf Abwege. So namentlich der Name Asen, der in so mannichfachen Formen im Osten und Westen erscheint, aber eben dadurch auch zum Irrlicht wird, namentlich wenn man sich vollends zu den Asen Skandinaviens versteigt, ob es gleich nicht unwahrscheinlich ist, daß die alanischen Züge mit dem Eintreffen der Asen im Norden, das man in neuerer Zeit bekanntlich sehr herabgewürdigt, und nicht mehr wie sonst in eine uralte Zeit hinauf gesetzt hat, in Zusammenhang stehen. Ob man je noch über diesen Punkt zu einer relativen Gewißheit gelangt, ist zu bezweifeln, wenn gleich die bisherigen und noch stets fortschreitenden Forschungen die Sache einer endlichen Entscheidung um ein gutes Theil näher gerückt haben. Würde freilich dieser Zusammenhang ermittelt, dann wäre an der fortschreitenden Bewegung arischer Stämme auf dem Stammlande um Orus und Jaxartes in den zweihundert Jahren zwischen 800 vor und 400 nach Chr. nicht mehr zu zweifeln.

Der Zusammenhang ward gesprengt durch Völker Ostasiens, das ist in seiner Weise zu bezweifeln, aber es hat augenscheinlich ein doppelter Angriff statt gefunden, einer von Norden aus, der andere von Osten her; auf den ersten legt Lassen, auf den zweiten Ritter das meiste Gewicht, und beide haben, wenn auch in sehr verschiedenem Sinne Recht. Ritter führt (Asien I. p. 432) den ersten, und (Bd. V. 420 und an manchen Stellen) auch den zweiten auf, Lassen übergeht den letztern [2], und legt nur Gewicht auf den ersten. Matuanlin, der große historische Sammler China's, sagt in seinem von Stan. Julien übersetzten Bericht über den Zug der großen Yue-tschi: „die Ta-hya-tschi kennt man seit den Zeiten der Han [3]; ihre Hauptstadt ist die Stadt Lanschi, 2 bis 3000 Li von Ta-wan (großes Reich, Ferghana), nördlich von dem Flusse Wei (Orus, im Zend Veh). Im Süden sind die Ta-hia (Daher). Gegen Westen sind die Yue-tschi getrennt von den Asi (d. h. den Parthern) durch einen Raum von 49 Tagemärschen, im Norden liegt Khangkin. [4]“ Ermägt man nun, daß (der

[1] Z. B. Spalygis, Spaladara und Spalirises sind als Sakenkönige aufgeführt.

[2] Er sagt bloß, „die Yuetschi nachzogen (von Norden kommend) das Land Ta-Wan (Ferghana)“, wenn sie aber von Norden kamen, mußten sie Ferghana links liegen lassen. Der Doppelangriff ist wohl das wahrscheinlichere.

[3] Jahr 207 vor bis 220 nach Chr.

[4] Dieß wird gewöhnlich durch Samarkond erklärt, oder durch Sogd überhaupt. Vivien de St. Martin will aber aus den chinesischen Quellen (s. Nouv. Annales des Voyages, Juillet und August 1849) nachweisen, daß unter dem Namen Khangkin die Steppen im Norden des Jaxartes bis zum Aule des Nikul gemeint seyen. Auch Ritter sagt (V. p. 657) Khangkin habe einen allgemeinern Sinn, der sich nicht nur auf das Sogdiana der Alten beziehe, sondern auch noch weiter gegen Nordwest, auf die Steppe im Norden der Bucharei angewendet werde, und Tie-ma-tsien sage sogar, Khangkin sey ein Nomadenvolk im Norden von Ta-wan (Bergland).

chinesische Gesandte bei den Yue-tschi) Tschangkian in seinem noch erhaltenen Bericht bestimmt sagt, „Khangkiu sey von der unmittelbaren Berührung mit den Yue tschi im Süden durch mehrere kleine Staaten getrennt“, so wird man von selbst auf den Schluß geführt, daß der Angriff von Norden her, am Balkaschsee mit dem Angriff der Yue-tschi im Süden über Ferghana, vielleicht im fernen Osten, gewiß aber nicht im westlichen Assen im Lande des Jaxartes einen Zusammenhang hatte. Vivien de St. Martin sagt deßhalb: „erst viel später wird der Name Khangkiu auf das Land zwischen Jaxartes und Orus angewendet, in Folge der Ausdehnung der Herrschaft des Königs der Khang-kiu. Das ist ein Unterschied, welchen Klaproth und Remusat hätten machen sollen, und der wesentlich ist.“ Allerdings wesentlich, denn er beweist, daß das Vordringen der finnisch-uralischen Stämme vom Ili und Balkasch her gegen Süden mit dem Einbruch der Yue-tschi von Osten her nichts zu thun hatte, und daß, wenn der nördliche Einbruch zweifelsohne aus türkischen Völkern bestand, der östliche nicht nothwendig aus solchen bestehen mußte. Wer diese Yue-tschi waren, wissen wir nicht; ihre Sprache hat sich nur in einigen Worten und auf den sogenannten indoskythischen Münzen der Könige Kadphises, Kadaphes u. s. w. erhalten, und Lassen mag über dieselbe auch nicht eine Vermuthung; daß das Volk ein tibetanisches sey, schließt man mehr aus der Richtung seines Zugs, als aus irgend einem andern Beweisgrund. Doch sagen mehrere chinesische Schriftsteller, die Yue-tschi hätten die Sprache der Khiang, d. h. nach chinesischem Sprachgebrauch „tibetanisch“ gesprochen, und die Wermuthung, daß die Yue-tschi Tibetaner gewesen, wird auch durch die Nachricht der Chinesen unterstützt, daß die entschieden tibetanische Sitte der Vielmännerei unter ihnen geherrscht habe.

Die Folgen dieser Unterscheidung sind nicht unbedeutend für den Gang der Geschichte: das Vorrücken der nördlichen Völker scheint nur sehr allmählich, aber kennoch unaufhaltsam gegangen zu seyn, und diese hauptsächlich die Alanen durch ihr Vorrücken gegen Südosten im ersten Jahrhundert vor und in den zwei ersten Jahrhunderten nach Chr. gedrängt und zugleich zersprengt zu haben, weßhalb wir die Alanen später in dem sehr östlich gelegenen Berghana wieder finden; zugleich traten diese nordischen Völker, welche das Abendland später als Hunnen kennen lernte, bald auch als Feinde der Yue-tschi auf, und diese gerathen in Abhängigkeit von ihnen, weßhalb sie von den byzantinischen Schriftstellern gleichfalls Hunnen, aber zum Unterschied von den häßlichen gelben Stämmen im Norden die „weißen Hunnen“ genannt werden. Wir werden aber auch noch zu einer weiteren Schlußfolgerung geführt: wenn die Yue-tschi, wie Vivien de St. Martin als fast erwiesen annimmt, wirklich Tibetaner waren, so ist an ein altes Turkvolk im jetzigen Ostturkestan und noch mehr an einen Zusammenhang der Turk und Tocharen nicht zu denken. Ritter, der mit besonderer Gewissenhaftigkeit diese Punkte berührt, kann sich augenscheinlich nur schwer entschließen, einen Zusammenhang der Turk und Tocharen anzunehmen, und ein Aufenthalt von Turkvölkern im jetzigen Ostturkestan zur Zeit vor und nach Chr. Geburt scheint ihm kaum annehmbar. Läßt sich aus den indoskythischen Münzen von Kadphises, Kadaphes ꝛc. mit der Zeit noch einiges über die Sprache der Yue-tschi ermitteln, und bestätigt es die Richtigkeit der tibetanischen Nationalität der Yue-tschi, dann muß man das Festsetzen der Turkstämme im heutigen Ostturkestan zuverlässig in eine viel spätere Zeit versetzen, und die Geschichte Ostasiens stellt sich bedeutend auf.

(Schluß folgt.)

Fischzucht in Frankreich.

Die französische Regierung scheint die Wichtigkeit der Entdeckung, Süßwasserfische nach dem Plan zweier Fischer, Gehin und Remy, künstlich zu erzeugen, vollkommen zu erkennen. Außer den bereits ergriffenen Maaßregeln, Seen und Flüsse in verschiedenen Theilen Frankreichs mit Fischeiern zu versehen, ist jetzt auch der Befehl ergangen Proben über die Anwendbarkeit des Plans auf Salzwasserfische, namentlich Hummer, zu machen. Zu dem Ende haben die bekannten Ichthyologen und Institutsmitglieder, die Herren Valenciennes, Milne Edwards und Geste, den Auftrag erhalten die Flußmündungen und Küsten von Havre nach Le Teste und von Cherbourg nach Granville, so wie in der Nähe von Tromville zu untersuchen, und die Stellen zu bezeichnen, wo Versuche mit dem besten Vortheil gemacht werden könnten, so wie sich zu vergewissern, ob bestimmte Arten von Seepflanzen den Fischen nachtheilig sind u. s. w. Man wartet mit großer Spannung auf das Ergebniß dieser Versuche, da, wenn sie gelingen, nicht nur der jährliche Ertrag an Fischen, sondern auch der Fischhandel, der seit einiger Zeit in Frankreich im Sinken ist, bedeutend gehoben würde. (Liter. Gaz. 17 Julius.

Aus dem Matrosenleben.
4. Die Mannschaft trennt sich.
(Schluß.)

Hierbei war ihnen jetzt Timor, der ja früher auch mit in der Caüte aufgewartet und viel mit dem Proviant zu thun gehabt hatte, von unendlichem Nutzen. Der Steward hatte nämlich, um den Zurückbleibenden wo möglich nichts als die Provisionen zu lassen, die nicht unter seiner Aufsicht standen, alles was von Eingemachtem, saurem Gurken, feinen Zwiebacken, Weinen und Liqueuren nur irgend noch vorräthig war, entweder selber mitgenommen, oder, wo das nicht angieng, zerstört — die ganze Caüte schwamm in Brandy und Wein, denn er schien, als er zuletzt unten war, alle Flaschen die er nur möglicherweise erreichen konnte, zerstoßen zu haben.

Die Küche war aber vergebens gewesen, denn Timor wußte zu genau überall Bescheid und brachte in kurzer Zeit eine solche Unmaße von Delicatessen und Liqueuren angeschleppt, daß sie drei solche kleine Boote hätten damit verproviantiren können. Das Beste wurde natürlich von alle diesem ausgesucht, ein ziemlich bedeutender Wasservorrath in kleinen Brandyfässern als Ballast unten angelegt, eine der Kisten mit ihren nothwendigsten Sachen gepackt an Bord geschafft, und um 11 Uhr Morgens konnten sie schon die leichten Jölle von den eisernen Krahnen, an denen sie noch unversehrt hing, in See lassen. Dieß war des Capitäns Jölle in Sydney, aber noch nur sehr wenig im Gebrauch gewesen, da das Schiff so dort dicht am Lande lag, kennoch nahm sie nicht viel Wasser ein, und als sie etwa eine Stunde in See gelegen, stand sie vollkommen dicht. Etwa eine Stunde später war das Boot zum Abfegen fertig, und sie wollten eben einsteigen, als Hans Bills Arm ergriff, der eben das Segel lösen wollte, und ihn sprach, was aus den Känguruhhunden geworden sey, die sie im Zwischendeck gehabt.

„Lieber Gott, die werden verhungern,“ sagte Jean rasch — die hab ich in den Tod hinein vergessen.“

„Ich gab ihnen heute Morgen zu fressen und zu saufen,“ sagte Timor, und sie sind auch oben auf die Heuballen gebunden, wo das Wasser nicht hinauf kann — aber wer wird die armen Thiere nun füttern?

Hans, trotzdem, daß ihn sein Bein noch immer schmerzte, flog ohne weiter ein Wort zu sagen, die Leiter wieder hinauf und verschwand an Deck. Zehn Minuten später kam er mit einem der Hunde, einem alten prächtigen Thier mit langen, fast borstigen Haaren und buschigen Brauen, aber großen klugen Augen zurück — seine rechte Hand war blutig, und er wusch sie als sie den Hund ins Boot gelassen und er selber nachgestiegen, über Bord ab.

„Und die andern drei?“ frug Jean.

„Ich habe die armen Thiere todtgeschen,“ sagte Hans ernst — „wir dürfen sie nicht verhungern lassen, und können sie nicht mitnehmen.“

„Das war recht!“ rief Bill — da ist mir ein Stein vom Herzen, nicht zehn Pfund sind mir so lieb als daß wir noch bei Zeiten daran

gebacht haben — hier, Spring, alter Bursche, letzter des Mohikaner, komm her mein Junge und leg dich zu mir, so lange wir noch einen Bissen zusammen haben, theilen wir den mit einander, und nachher — ja mein Bursche dann theilen wir dich, dahin soll's aber hoffentlich nicht kommen, also nur guten Muth und jetzt — in See! Alle fertig? rief er, indem er sein Ruder gegen die Seite des Wracks setzte, das noch immer fest und unbeweglich auf den Riffen saß.

„Alles klar!“ lautete die Antwort, und im nächsten Augenblick glitten sie von dem kahlen Rumpf ab und in denselben schmalen Canal hinein, durch den ihnen schon an diesem Morgen die Barkasse vorangegangen war. Will saß am Steuer, Jean mit François standen an den Segeln, Timor lauerte vorne im Bug und schaute auf die unten vorübergleitenden Korallenbäumen nieder, und Jean und Hans saßen in der Mitte, der erstere von den Strapazen des Morgens, von seiner Schwimmpartie, ihr ihm Timors List verschuldet, und den Provisionsentdeckten verschnaufend, und der andere sein Bein ausruhend. Fünf Minuten früher saßen sie aber plötzlich fest — einzelne Korallenstämme stiegen hier überall auf der Tiefe auf, und der hinten am Steuer stehende konnte von dort aus solche Stellen auf dem dienenden Spiegel des Wassers nicht deutlich genug erkennen, sie zu vermeiden. François mit den englischen Ausrücken nicht so vertraut, war auch nicht dazu geeignet und Hans nahm deßhalb den Platz vorne, dicht am Bug ein, die nöthige Warnung zu geben, wenn irgend ein Hinderniß in ihrem Fahrwasser liegen sollte. Sie mußten übrigens länger als eine halbe Stunde arbeiten von dem einzelnen Korallenbaum wieder abzukommen, der sie gerade in der Mitte unter dem Boot gefaßt hatte und festhielt, und so fest ringsum niederlief, daß sie mit ihren Rudern weder den Grund, noch ihr gerade unten befindliches Hinderniß erreichen konnten. Endlich gelang es ihnen den Bootshaken zwischen den Kiel und die Koralle zu bringen, und mit einem kurzen Ende Tau an der äußern Spitze der starken Stange hoben sie das Boot etwas, und konnten es feinwärts wieder in tiefer Wasser schieben. Hans paßte von da an sorgfältig auf, und sie näherten sich mehr und mehr dem tiefen Wasser des inneren Beckens.

Gerade an der letzten Wand oder Mauer die hier wieder zu einer beträchtlichen Tiefe niederschoß, hatten sie aber wohl den weitesten Canal verfehlt, denn hier starrten überall Korallenbäume empor; sie mußten Segel bergen, daß sie nur langsam mit der Strömung hindurch liefen.

„Luff, Will, Luff!“ rief Hans, als sie auf diese „Barriere“ (denn barrier reefs werden diese Felsen ja auch genannt) zuliefen, und sich hier von einem breiten Streifen gelbgrünen Wassers eingeschlossen sahen, aus dem überall oft wie dichtes Gebüsch, das zum Theil wunderlich geformten und verzweigten Bäumen glich, eine braune Korallenart emporschoß. „Luff mehr noch, so halt, Steady jetzt — tiefer — tiefer — noch tiefer — Steady — Luff wieder — und nun Cours — tief er, sich lächelnd nach Will umdrehend, der sich die größte Mühe gab den so rasch wechselnden Befehlen zu folgen. Allons, François, Segel wieder in die Höhe, wir sind jetzt sicher.“

„Donnerwetter, Hans, du jagst mich ja förmlich im Zickzack herum,“ rief Will, während er das Ruder von Steuer nach Backbord und wieder zurück brachte, „sind wir hinaus?“

„Frei und sicher in der Torresstraße eingelaufen“ gab ihm Hans, viel fröhlicher, als er sich bis jetzt nur je gezeigt, zur Antwort — „Meteer, Mann, als ich das Patentaal hier war, dachte ich nicht, daß ich in einer Nußschale wie diese Ding hier, zurückkommen würde.“

„Will du schon früher hier einmal durchgekommen?“ frug Will schnell und erstaunt.

„Dieß ist das fünftemal, Camerad, und Ihr konntet keinen besseren Lootsen hier hindurch haben als mich — wäre der Capitän ein ordentlicher tiger Mann gewesen, er hätte das Schiff da draußen nicht zu verlieren gebraucht — toch so ist's besser und einmal fest, bekommen wir auch wieder festen Boden, aber was mir lieber wäre, ein anderes gutes Fahrzeug unter die Füße, mit dem wir weiter gehen können; sit's aber nicht anders, so mögen wir auch getrost mit diesem kleinen Ding dem Monsun folgen; wir die Jahreszeit jetzt hier ist, wollte ich in einem Canoe von hier nach Batavia oder Singapore laufen.“

„Hör' einmal Hans,“ sagte aber jetzt Will, der ihm die ganze Zeit schweigend zugehört hatte — „ich wollte sich schon lange — aber Wetter noch einmal, wo bravest Matrose wir dann jetzt zu, der verdammte Schuft von Capitän hat uns nicht einmal einen Compaß gelassen, und ich halte da immer ins Blaue hinein.“

„Hier ist einer,“ sagte Hans und löste ein Band von seinem Nacken los, an dem eine kleine wunderspielend von Kupfer gearbeitete und mit Gold eingelegte Kapsel hing — „gebraucht den so lange, er thut's wenigstens zur Noth und steurte nur einen Westsüdwest-Cours, die wir Land in Sicht bekommen.“

„Verdammt wunderliches Ding,“ brummte Will, als er, das eine Steuerende so lange zwischen den Zähnen, die kleine Kapsel öffnete und mißtrauisch von allen Seiten betrachtete, „wo ist denn darauf Norden oder Süden — Donnerwetter, das Ding steht ja nach allen Seiten hin und — hol's der Henker, die Nadel ist verkehrt angesetzt, die Westspitze sitzt auf der falschen Seite oder setzt wahrhaftig nach Süden hin.“

„Ja ist ein chinesischer Taschencompaß,“ lachte Hans, „drck komm, laß mich hin, ich will steuern und dabei kann ich ihr erklären, wie er eingetheilt ist, du wirst dich bald hineinfinden.“

Will ließ ihn auf seinem Platz, blieb aber neben ihm sitzen, und als er sich die Sache hatte auseinandersetzen lassen, die er aber bald begriff, sagte er, Hans auf einmal wieder ansehend:

„Ja, Cameral, was ich dich fragen wollte, vorher, wie mir da der Compaß durch den Kopf fuhr — und was mir die letzten Tage im Schädel hin- und hergegangen ist — wo zum Teufel hast du denn auf einmal das viele Englisch hergelernt, und warum hast du's vorher nicht gesprochen — ich will verdammt fein wenn ich jetzt glaube, daß du irgend was anderes bist als ein Engländer, hol mich dieser und jener, wenn's nicht wahr ist.“

„Und ich glaube, er spricht auch ebenso gut französisch, wie ich selber,“ lachte Jean, „und hat uns hier die ganze Reise zum besten gehabt — ich möchte nur wissen warum.“

„Wenn ich keinen Grund dazu gehabt hätte, Kinder,“ sagte Hans zutmüthig, jetzt aber auf einmal ganz ernst geworden, „so hätt' ich's nicht gethan, da ich also einen Grund dafür haben muß, laßt mir den auch, wenn ich kann, später soll Ihr ihn erfahren, bis dahin müßt Ihr aber Geduld haben.“

„Kurz und süß wir wir bei uns sagen,“ lachte Will, „jetzt glaub' ich aber auch beinahe, François, der verstellt sich ebenfalls und kommt nächster Tage einmal, nur hoffentlich bei einer andern Gelegenheit, mit einem so reinen Englisch zu Tage, wie's unser Schiffmeister nur zu Hause aus uns Jungen herausquetschen wollte; doch meinetwegen, jeder nach seinem Spaß und wie er's verantworten kann, und nun erst einmal einen Schluck auf gute Cameradschaft und glückliche Reise!“ Und damit langte er sich eine flache Pottwein, die er, wie er versicherte, ganz besonders zu diesem Zweck beigepackt habe, aus dem kleinen Spintge, was unter dem Sternsitz angebracht war, heraus, that erst selber einen kräftigen Zug und ließ dann die Flasche im Kreis herumgehen. Selbst Timor wurde nicht vergessen.

Ueber die Ureinwohner Indiens. Am 8 Mai und 19 Juni las General Briggs in den Sitzungen der Londoner asiatischen Gesellschaft eine lang erwartete Abhandlung vor über die Ureinwohner Indiens. Sie enthält, nach den Auszügen die uns vorliegen (s. Liter. Gaz. 17 Juliu), im allgemeinen nichts als ten durch Lassen und andere Forscher schon hinreichend erwiesenen Satz, daß zwei Stämme, die Arier und ein Urvolk, sich in die Halbinsel theilen, und daß der erstere der herrschende Stamm ist. Indeß mag die Gesammtabhandlung bei der großen persönlichen Erfahrung die General Briggs hat, vieles bis jetzt unbekannte enthalten, namentlich über die Ureinwohner, die von Lassen, nach Herodot, so genannten schwarzen Indier.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 178. 26 Julius 1852.

Die Laplata-Länder.

Es ist in neuester Zeit durch den Fall des Dictators Rosas in diesem Weltheil ein Umschwung der Dinge eingetreten, der von den weitgreifendsten Folgen zu werden verspricht. Eine in Hamburg (bei Hoffmann und Campe) erschienene Schrift: „Gegenwart und Zukunft der Laplata-Länder für deutschen Handel und Colonisation“ macht auf diese Veränderung aufmerksam, und bezeichnet die Vortheile, welche für Deutschland und die deutsche Auswanderung daraus entspringen können. Sie ist ein ziemlich sonderbar zusammengewürfeltes Sammelsurium von Nachrichten der verschiedensten Art, augenscheinlich in großer Eilfertigkeit zusammengetragen, gibt aber nichtsdestoweniger eine Menge interessanter Notizen, weßhalb wir auf dasselbe die Aufmerksamkeit lenken zu müssen glauben, um so mehr, als wir die Ansichten von Wappäus, mit dessen Aufsatz über die Vortheile einer Auswanderung dahin die Schrift eröffnet wird, für sehr gegründet halten. Um dieß zu motiviren, wollen wir einen Blick auf die dortigen Länder, namentlich aber auf die neuesten dort vorgegangenen Veränderungen werfen, aus denen eben hervorgehen wird, weßhalb der gegenwärtige Zeitpunkt von so besonderer Wichtigkeit ist.

Das System von Rosas, der sich fast 20 Jahre lang in der Herrschaft behauptete, läßt sich in wenigen Worten zeichnen. Er hatte erkannt, und das Beispiel des ganzen übrigen Amerika mußte ihm diese Erkenntniß beibringen, daß nur die Ausfuhr der Landesproducte und die Einfuhr fremder, leicht mit Zöllen zu belegender Waaren die Regierung eines so schwach bevölkerten Landes mit den nöthigen finanziellen Hülfsmitteln versehen können, nicht aber Steuern, die er dem innern Lande auflegte. Alle westwärts von Buenos Ayres und dem Parana gelegenen Provinzen mußten ihre Erzeugnisse nach Buenos Ayres bringen, und ihre fremden Waaren über Buenos Ayres beziehen; es stand also in seiner Gewalt, auf diesem Wege ihnen indirecte Steuern aufzulegen; deßhalb verfuhr er gegen diese westlichen Provinzen sehr nachsichtig, selbst bis zur Vernachlässigung: denn er that wenig oder nichts, um die Provinz San Luis von den ewigen Indianereinfällen zu befreien, seine ganze Aufmerksamkeit war vielmehr darauf gerichtet, erstens die Herrschaft in Buenos Ayres, dem Aus- und Durchgangspunkte des Handels, zu behaupten, was er auch durch alle Mittel, selbst die härtesten, durchsetzte, zweitens aber die nördlichen Provinzen, Entrerios und Corrientes, welche nicht nothwendig ihren Handel über Buenos Ayres treiben mußten, sondern ebensowohl über Montevideo treiben konnten, im Zaum zu halten, und dieß konnte nur geschehen, indem er die Banda Oriental, deren Hauptstadt Montevideo ist, direct oder indirect seiner Herrschaft unterwarf. Dadurch aber wurden auch Ländereien, welche keinenfalls zu den Laplatastaaten zählten, wie Paraguay und die Südprovinzen von Brasilien, benachtheiligt, und der europäische Handel hatte, wie Brasilien und Paraguay, ein vorwiegendes Interesse im Laplatagebiet nicht Einen Herr werden zu lassen. Dieß führete von Seite Englands, das um seines Handels in Buenos Ayres willen es nicht mit Rosas verderben wollte, zu sehr zweideutigen Unterhandlungen, von Seite Frankreichs zu der gewaltsamen Unterstützung Montevideo's, und endlich zu einem offenen Bündniß zwischen Brasilien und Urquiza, dem Gouverneur von Corrientes, um Rosas zu hindern, völlig Herr über die Banda Oriental, und dadurch auch über Corrientes und den Süden von Brasilien, zu werden. Aus dieser allgemeinen Stellung der verschiedenen Theile werden sich die einzelnen Verhältnisse ohne Mühe erklären lassen, vor allem aber die widersprechenden Urtheile, welche über den Dictator Rosas selbst gefallen sind. Er hat sein Ziel, die Unterwerfung von Montevideo, mit außerordentlicher Ausdauer, aber auch mit Härte erreicht, er hat, wohl wissend, wie vortheilhaft ihm der Handel und Verkehr seyn müsse, denselben in Buenos Ayres mit Consequenz beschützt: er war somit kein roher Barbar, wenn er gleich als ächter Gaucho, wo es die Erreichung seiner Zwecke galt, in der Wahl der Mittel eben nicht wählig war.

Zwischen Rosas und der Banda Oriental konnte kein Friede bestehen, und diese feindselige Stellung gab leicht Gelegenheit zu fremden Einmischungen. Seit die Auswanderung aus Frankreich nach dem La Plata ging und im Basklenlande etwa seit 1842 eigentlich zur Manie wurde, scheint man in Frankreich politische Pläne darauf gebaut zu haben, was um so erklärlicher ist, als das System der französischen Regierung schon lange dahin ging, im katholisch-romanischen Südamerika sich einen Einfluß zu sichern, den man mit einer Aussicht auf Erfolg dem englischen und amerikanischen entgegensetzen könne. Darum „sprachen vor einigen Jahren Bledner in der Pariser Deputirtenkammer über die sichtliche Zunahme der französischen Bevölkerung in den Ländern des La Plata. Man nannte Montevideo eine französisirte Stadt; man sprach von den Maaßregeln die getroffen werden müßten, um die bestehende französische Colonie zu verstärken; man betrachtete die Theilnahme französischer Unterthanen an den Parteikämpfen der Republik bei Uruguay als den Anfang einer Theilnahme zur Leitung der politischen Angelegenheiten jenes Landes, und unterstützte die französischen und italienischen Legionärs in Montevideo mit Escadren, Geld und Landungstruppen.“ So lange die Wahrscheinlichkeit vorhanden war, daß Frankreich mit

seinen Planen durchdringen werde, so lang es nöthig erschien, daß England — wie es mit der durch seine Einsprache hinterriebenen Abtretung Montevideo's an Brasilien der Fall war — auf dem Punkte stand, nöthigenfalls mit Gewalt einzuschreiten, um eine definitive Festsetzung der französischen Macht im Laplagebiet zu hindern, so lange hielt sich England fest an Rosas, und erst als durch die neununterhandelten Verträge des Admirals Leprédour diese Besorgniß schwand, als Frankreich erkannte, daß sich hier mit Gewalt gegen den Widerspruch Englands nichts ausrichten lasse, da wechselte allmählich der Ton Englands gegen Rosas, denn sobald die Besorgnisse vor Frankreich stellen, hatte es gleiches Interesse mit diesem, den Dictator nicht auf beiden Ufern des Laplata Herr werden zu lassen. Diesen Wechsel bemerkt man weit stärker in den Journalen, als in den ohnehin nur sehr mangelhaft zur öffentlichen Kenntniß gelangten diplomatischen Actenstücken. Bis zum Anfang des vorigen Jahres war die Sprache der englischen Journale dem Dictator Rosas bald mehr bald minder günstig, und auf der andern Seite die der französischen Blätter, namentlich solcher, die, wie der National, freier herausgingen, der Dictator Rosas höchst feindlich; seit die gewaltsamen Plane Frankreichs definitiv aufgegeben waren, sprachen sich die Blätter, wie Journal des Debats und Revue des deux Mondes, sehr anerkennend, zum Theil selbst lobend über den Dictator aus, weil man jetzt, auf die 30,000 Franzosen in Montevideo und Buenos-Ayres fußend, friedlich und mit Unterstützung der argentinischen Regierung zu einem bedeutenden Einfluß zu gelangen hoffte. In demselben Maaße wurden jetzt die englischen Blätter Rosas feindlich, und man suchte den Handel auf dem Parana und Uruguay, welche Rosas gegen den fremden Handel möglichst schloß, um denselben den Eingebornen vorzubehalten, auf alle Weise zu eröffnen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die englische Regierung die Einmischung Brasiliens und den Aufstand Urquiza's gefördert hat, und gewiß, daß man in Frankreich den Fall des Dictators mit Unmuth sah, weil man allmählich selbst unter Connivenz von Rosas „eine eigenthümliche expectative Stellung,[1] wie der Courrier de Havre vom 17 März sich ausdrückt, errungen hatte und mit Hülfe der auf beiden Ufern angesiedelten 30,000 Franzosen bei gelegener Zeit geltend zu machen hoffte. Durch den Sturz des Dictators sind diese Aussichten auch andern genommen, und die gehofften politischen Vortheile Frankreichs dürften sich sehr bedeutend, und wohl auch die commerciellen einigermaßen ermäßigen.

(Schluß folgt.)

Notizen über Holländisch-Guiana.

(Von S. Friedmann.)

Armuth der Einwohner Paramaribo's. — Mangel industrieller Fortschritte in Guiana und Ursachen desselben.

Die meisten Häuser der wenigen begüterten Familien Paramaribo's tragen das Gepräge der Armuth in ihrem Aeußern, und schon der allenthalben verbreitete widerliche Geruch der gesalzenen, von Nordamerika eingebrachten Fische, welche mit den zu einem Brei zerriebenen und gekochten unreifen Bananen die Hauptnahrung eines großen Theils der Einwohner ausmacht, gibt uns von ihrer Armuth Zeugniß. Da hat man nun das gepriesene Tropenland, das Land der Fülle und des Ueberflusses, jene Zone, wo man beständig wartet und die Natur von selbst darreicht, was man in kältern Zonen nur im Schweiße des Angesichts erringen kann. Wer von den dürftigen Verhältnissen der europäischen und Creolenbevölkerung mancher Tropenstädte liest, wird sie kaum vereinbaren können mit der lockenden Beschreibung der überschwänglichen Fruchtbarkeit, womit nach den Versicherungen derselben Reisenden der Schößer die Aequatorialzonen ausgestattet hat. Es läßt sich indessen dieser scheinbare Widerspruch bei einiger Erwägung der hier obwaltenden Verhältnisse leicht lösen. Die Tropenländer, besonders die wasserreichen, zu welchen Guiana gehört, besitzen allerdings eine Fruchtbarkeit, von welcher sich der Bewohner der kältern Zonen nicht leicht einen Begriff machen kann, und so wie bei uns der Wohlstand einer Gegend mit der Ergiebigkeit des Bodens ziemlich in Verhältniß steht, so könnte auch dort eine große Menschenzahl von dem Ertrage einer verhältnißmäßig geringen Fläche Landes bequem und selbst im Ueberflusse leben, wenn man einestheils bereits alle jene Oekonomiepflanzen cultivirte, welche hie und da gerstreut und der physikalischen Beschaffenheit des Landes gemäß gedeihen können, andererseits nur ein geringer Theil der Millionen industrieller Hände vorhanden wäre, welche in den civilisirten Ländern die Producte auf das vortheilhafteste und zu unzähligen Zwecken verwenden, so daß die verschiedenen Beschäftigungen wie die Räder einer Maschine hülfreich ineinander greifen. Zu einer solchen industriellen Civilisation, die den Wohlstand der Bevölkerung bei hinlänglicher Fruchtbarkeit des Bodens und einen gewissen Comfort hervorbringt, welchen nur derjenige zu schätzen weiß, der in Länder, die der Segnungen der Civilisation entbehren, kommt, sind in den kältern Zonen wenigstens Jahrhunderte nöthig, wenn die ersten Einwanderer, von einem südlichern Himmelsstriche kommend, das Land ihres neuen Aufenthaltes und seine Producte erst kennen lernen, um nach langen Erfahrungen den gehörigen Nutzen daraus zu ziehen und sich frequem einzurichten. In einem Tropenlande wären bei gehörig angewendeten Mitteln der ungleich größern Ergiebigkeit des Bodens wegen wenige Generationen hinreichend, um dem Bewohner alle selbst durch die Civilisation erst hervorgerufenen Bedürfnisse bequem und im Ueberflusse aus den Landesproducten zu verschaffen. Man rechne, um nur von der Nahrung zu sprechen, die gegenwärtig selbst die ärmere Bevölkerung zum Theil aus andern Welttheilen zieht, zu der großen früher zum kleinen Theil aufgezählten, das ganze Jahr hindurch wachsenden Menge von Früchten, noch jene welche durch Anpflanzen zum Nutzen der Bewohner aus andern Tropenländern noch hinzugefügt werden können, wie die Brodfrucht (**Artocarpus incisa**), der Cacao (**theobroma Cacao**), welcher sich zwar in Guiana findet, aber lange nicht so verbreitet ist, wie die Nützlichkeit seiner Frucht es verdient, die große Zahl von Pflanzen, welche als Gemüse benützt werden können, man denke sich den Reis, den Mais, den Milchbaum, der eine der thierischen Milch ähnliche Substanz in großer Quantität liefert, in gehöriger Zahl gepflanzt und von fleißigen Händen gepflegt, so wäre durch gehörige Benützung aller dieser Erzeugnisse, wenn man noch die Viehzucht, die Jagd und Fischerei zu Hülfe nimmt, für überflüssige Nahrung gewiß gesorgt. Aber es fehlt in Guiana durchaus an industriellen Kräften zum Nutzen der Colonie, und das Augenmerk der Regierung war von jeher nur auf die Erzeugung der größtmöglichen Quantität der sogenannten Colonialwaaren gerichtet. Außerdem aber sind noch zwei größere Ursachen der industriellen und ökonomischen Unbeholfenheit vorhanden, welche machen, daß die civilisirten Bewohner Guiana's mitten im Ueberflusse darben. Die erste derselben ist, daß die Europäer sich keineswegs zum

[1] Das wird einem andern französischen Journal dahin erklärt, daß Frankreich die Sache Montevideo's noch nicht ganz aufgegeben gehabt habe.

Vorsatz nehmen, alle Bedürfnisse, sowohl die unumgänglich nöthigen als zum Luxus gehörigen, wo möglich aus den Landesproducten zu gewinnen. Es gehört vielmehr zum guten Ton, auf europäische, mit dem Landesklima im Widerspruch stehende Weise zu leben, europäische Nahrung zu sich zu nehmen, ja selbst nur europäische Möbel in die Zimmer zu stellen, obwohl die herrlichen Holzarten Westindiens viel edleres Material hiezu liefern würden, und auch die Arbeiter sich finden würden. Oft sah ich an großen Tafeln die Gäste im verkehrten Geschmacke begierig nach den halbverdorbenen holländischen Erbsbrei greifen, so wie die in blechernen Büchsen bewahrten Fleischspeisen und Gemüse mit Lust verzehren, während die frischen und köstlich bereiteten inländischen Früchte und Gemüse unberührt blieben. Diese Manie, gemäß welcher man durchaus nach Europa und zwar nach Holland sich versetzt wissen will, erstreckt sich in alle mögliche Verhältnisse des Lebens, muß nothwendig jede eigenmächtige, indogene Culturentwicklung und industriellen Aufschwung untergraben, und kann nur zum Verderben der Colonie dienen.

Wenn daher die Gouverneure Guiana's ihren Provinzen eine nicht zu berechnende, bis jetzt kaum in Angriff genommene Wohlthat erzeigen wollen, welche höher zu stellen ist als der ewaige Mehrertrag der Colonie von einigen Procenten an Zucker und Kaffee, so sollten sie die Producte der Colonie jenen des Auslandes vorziehen, und selbst hiebei für ihren Bedarf mit gutem Beispiele voran gehen. Durch ein ernstliches methodisches Verfahren könnte man es in wenigen Jahrzehnten dahin bringen, daß Guiana seine Bedürfnisse aus einheimischen Producten erzeugen könnte, und daß keinenfalls der ärmere Bewohner seine Nahrung aus fremden Welttheilen beziehen müßte.

Nach dem jetzigen Stande der Dinge sind es nur zweierlei Menschenclassen, welche dort sorgenfrei leben können, diejenigen einerseits welche keine andern Bedürfnisse kennen als solche, zu deren Befriedigung die Wälder Guiana's in ihrem Naturzustande hinreichen, und jene Personen andererseits, denen solche Mittel zu Gebote stehen, daß sie sich die Producte anderer Welttheile anschaffen können. Im ersten Falle befinden sich die Caraiben und freien Neger, im letzten die Plantagenbesitzer, die höhern Beamten und reichern Kaufleute, während die zwischen beiden befindlichen Mittelstufen zur Zeit in Guiana keine erfreuliche Existenz genießen.

Ethnographische Streifzüge ins Alterthum.

9. Die Heimath der Skythen und Alanen.

(Schluß.)

Die Yue-tschi waren vorzugsweise ein Hirtenvolk, das mit seinen Heerden weiter zog; hierin liegt die Erklärung, weßhalb sie anfangs in dem Gebiet zwischen Jaxartes und den Paropamisaden verhältnißmäßig so schwach auftreten. Sie theilten das Ta-hia abgenommene Land in fünf Fürstenthümer; der Kaiser Wu-ti schickte den oben erwähnten Tschanglian an sie, um sie zu vermögen, gegen die Hiong-nu, d. h. gegen die von Norden eingebrochenen Stämme zu ziehen, da sie aber, sagt Matuan-lin „Herren von Tahia geworden waren, das Land reich und fruchtbar war, da sie von feindlichen Einflüssen nichts zu fürchten hatten, sondern ruhig und glücklich lebten, auch von den Han (d. h. von China) sehr weit entfernt waren, so hatten sie keinen Wunsch sich an den Hiong-nu zu rächen. Tschanglian konnte den Befehl über ihre Truppen nicht erhalten, und kehrte nach China zurück.“ Die Yue-tschi vermieden es also mit den Hiong-nu, deren Stärke sie schon erprobt hatten, in Conflict zu kommen. Indeß sollten sie diesem Schicksal doch nicht entgehen, denn Ma-tuan-lin fährt fort: „hundert Jahre später[1] griff der Fürst Kwei-Schuang, einer der fünf Fürsten der großen Yue-tschi, Namens Kieu-tsieu-thsi[2], die vier andern Fürsten an, überwältigte sie, machte sich zum König und nahm den Titel Kwei-schuang an.“ Das heißt mit andern Worten: der Stamm der Kwei-schuang erhielt das völlige Uebergewicht über die vier andern, welche von den Chinesen Hieu-mi, Schoang-mo, Hy-tun und Tu-mi genannt werden. Der Name und die Herrschaft von Kwei-Schuang dehnte sich auch über den größten Theil des alten Partherreiches aus, weßhalb Moses von Chorene im fünften Jahrhundert die Parther gleichfalls Kwei-schuang oder wie er schreibt Kuschank nennt. „Er vernichtete die Fürsten von Po-ta (Puchtan, Puschtan, Afghanen) und Kipin[3] und bemächtigte sich ihrer Reiche. Auch bemächtigte er sich Thieu-tschi's (Indiens oder richtiger des Landes am Indus); seit dieser Zeit wurden die Yue-tschi eine reiche und mächtige Nation. In diesem Zustande blieben sie bis zur Zeit der zweiten Dynastie der Han (221—263 nach Chr.), wo sie allmählich im Norden mit den Tichuan-Tichuan[4] zusammentrafen, und sich mehrmals ihren Angriffen ausgesetzt sahen. Sie gogen deßhalb gegen Westen und ließen sich in der Stadt Po-lo (Balkh) nieder.“ Sie nichten also vor diesen nördlichen Stämmen zurück. Doch soll einigen Nachrichten zufolge das Kriegsglück sehr wechselnd gewesen seyn, und auch das Land Khangkiu, d. h. die Völker der Steppen nordwärts vom Jaxartes eine Zeitlang den Fürsten der Yue-tschi gehorcht haben; indeß haben wohl die nördlichen Stämme in der Hauptsache überwogen, und daher mag sich der Name der „weißen Hunnen“ schreiben, den man den Yue-tschi oder Ye-tha gibt, welche chinesische Corruption des ursprünglichen Namens sich bei den orientalischen Schriftstellern in der Form Haithal oder Haiathalet, bei den Byzantinern in dem sonderbaren Namen Ephthaliten wieder findet.

Die Yue-tschi oder Ye-tha — denn beide Namen sind wahrscheinlich nur verschiedene Lesart ähnlicher Zeichen in verschiedenen Zeiten der chinesischen Schrift — hatten lange Kriege nicht bloß mit den nördlichen Stämmen der Tschuan-Tschuan, sondern auch mit dem Perserreich, und erlitten endlich durch den bekannten Kosru Nuschirwan im Jahre 563 eine furchtbare Niederlage; acht Jahre später aber wurden sie gänzlich überwältigt durch den Chakan der Türken oder Tu-kiue, wie die Chinesen schreiben. Von da an datirt das Verschwinden der Yue-tschi aus der Geschichte und das Ueberwiegen der türkischen Stämme im alten Transoxana. Dabei darf man indeß, wie Vivien de St. Martin ganz richtig bemerkt, „nicht außer Acht verlieren, daß die verschiedenen Stämme, welche seit dem vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung in die Länder um Jaxartes und Oxus eingebrochen sind, Griechen, Tibetaner, Hunnen, Türken und Mongolen, was auch ihre Anzahl und die Dauer ihrer Herrschaft gewesen seyn mag, nie etwas anderes als eine mehr oder minder vorübergehende, die Ureinwohner überlagernde Bevölkerung gebildet hat,

[1] D. h. nach dem Kusteren des Gesandten Tschang-Kian unter ihnen, was Ma-tuan-lin etwa in 116 vor Chr. setzt.

[2] Lassen will den Beweis führen, daß dieser von den Chinesen Kieutsieu-tsie genannte Fürst der auf den indoskythischen Münzen Kadphises genannte König sey. Die occidentalische Münzenkunde und die chinesische Geschichtsschreibung begegnen sich also.

[3] Ein anderer südlicher Theil des Afghanenlandes, von den Chinesen nach dem Flusse Kophen (Cabulfluß) so genannt.

[4] Unter diesem Namen verstand man die nördlichen türkischen oder mongolischen Stämme, die einen Theil des Hunnenreiches bildeten.

weßhalb auch der Geschichtschreiber Menander sehr richtig die eigentlichen Sogdianen von den Ephthaliten und Türken unterscheidet. Mit Ausnahme der Griechen waren es nur Nomaden, die ihre nomadischen Gewohnheiten nie ganz aufgaben, während die eingeborne, der indogermanischen Familie angehörende Bevölkerung, welche seit den ältesten Zeiten der iranischen Monarchie einen ziemlich hohen Grad von Civilisation erreicht hatte, sich stets auf dem Boden erhielt, den sie bebaute und dessen ansässige Bevölkerung sie bildet.* Das ist allerdings wahr, aber die arische Nomadenbevölkerung wurde verdrängt, theils nach Europa, theils in die Gebirge des Süden und Osten.

Ritter hat mit unendlicher Mühe und sichtbarer Vorliebe seine Nachrichten über diese Länder zusammengestellt, und je mehr man in diese Zusammenstellung eindringt, desto reicher wird man sie finden, auch wenn man einzelne seiner Lieblingstheorien nicht theilt. Ritter hat unter anderm darauf aufmerksam gemacht (s. V. 605) daß der Zug der Yue-tschi im Süden des Thianschan auf der sogenannten Nanlu- oder Südstraße gegangen seyn müsse; er hat nicht unbeachtet gelassen, daß Khangkiu (s. V. p. 658) nicht immer Samarkand, sondern die Völker und das Land im Norden des Jaxartes bedeutet haben müsse. Das ist die Grundlage des Satzes, daß der auf der Nordstraße (Peilu) ziehende Strom der finnisch-uralischen Völker wesentlich von dem auf der Südstraße verschieden ist, wenn sie auch einmal (um 125 v. Chr.) in der Zeit ziemlich zusammenfallen.† Von den Yue-tschi, die den Südweg zogen, soll nach der Zerstörung ihrer Herrschaft ein Theil in das Land südlich vom Thian-schan zurückgegangen seyn, wenigstens berichtet Ma-tuan-lin, daß östlich vom Lopler an der Nordgränze Tibets die Nachkommen derselben sich im zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung vorgefunden hätten. Eine Entscheidung über die Nationalität der Yue-tschi kann sich erst finden wenn die Zahl der indoskythischen Münzen vermehrt, und es gelungen ist die Inschriften zu erklären. Jedenfalls haben indeß die Yue-tschi den alten indogermanischen Einwohnern des Landes wenig Abbruch gethan, und der Verfall scheint erst mit dem Einbrechen der Turkstämme und später der Araber und Mongolen gekommen zu seyn. Jetzt sind sie mit Ausnahme der in den Gebirgen hausenden, zum Theil noch nicht einmal mohammedanischer Stämme ein dienendes Geschlecht, und bewohnen hauptsächlich die Städte. Als Alexander in Bakirien und Sogdiana einfiel, fand er dort schon eine Menge sehr reicher und bevölkerter Städte, und auch die chinesischen Schriftsteller melden dasselbe in ihren Berichten aus der Zeit vor und nach Chr.; die Erhaltung der arischen Bevölkerung in den Städten und in einzelnen Gebirgsstrichen ist deßhalb sehr charakteristisch und zeugt für den ehemaligen Charakter des gesammten Landes.

Seit jener Zeit ist der arische Stamm in Asien fortdauernd durch den finnisch-uralischen beschränkt und zum Theil aufs heftigste befehdet worden. Wann die Bewegung in Ostasien angefangen, wissen wir nicht genau, wahrscheinlich fällt sie um das Jahr tausend vor Chr. In Westasien, so weit dieß von arischen Stämmen bewohnt war, machte sie sich erst im zweiten Jahrhundert v. Chr. fühlbar, im östlichen Europa noch früher, denn es leidet wohl kaum einen Zweifel, daß ein Theil der Stämme, die im östlichen Europa als skythische bezeichnet werden, finnisch-uralische waren. Erinnert man sich, daß der Zug der innerasiatischen Völker auf der Nordstraße, d. h. auf dem Raum zwischen Thien-schan und Altai in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. bedeutender wird, aber erst im vierten der große Hunnensturm einbricht, so muß man gestehen, daß derselbe ziemlich langsam ging. Nach der Eroberung von Transoxana durch türkische Stämme, im J. 571, erhielt ihre Herrschaft zuerst einen Stoß durch die Araber, und zwar im Caucasus-Land, wie in dem des Oxus, aber die Mongolenstürme im 13ten und die Züge Timurs im 15ten Jahrhundert vollendeten, was die früheren zu thun übrig gelassen. Bezeichnend ist namentlich die wilde Grausamkeit Timurs gegen die arischen, zum Feuercultus sich bekennenden Stämme im nordwestlichen Himalaya, wo vielleicht Millionen arischen Volks zu Grunde gingen. Noch jetzt ist halb Persien durch die Turkomanenstämme besetzt und beherrscht, und erst in neuerer Zeit zeigen sich Spuren von Reaction, die aber noch schwach genug sind, so schwach wie die Lebenszeichen der orientalischen Völker überhaupt. Wenn indeß einmal wieder eine Zeit für Persien aufgeht, wird es sich an seiner alten Literatur, der trotz alles arabischen Einflusses ein unverkennbares arisches Gepräge aufgedrückt ist, wieder erheben, und dann wird seine weitgreifende Verwandtschaft auch im Orusslande und bis Zerghana hinein sich geltend machen. Die Macht der türkischen Stämme ist entschieden im Sinken: sie sind wesentlich nur Krieger geblieben, und die damit verbundene Rohheit muß in einer Zeit wo das Kriegshandwerk nicht mehr in der rohen Kraft liegt, sie nothwendig immer tiefer herunterdrängen. Der Umschwung der Verhältnisse, der in Asien sich vorbereitet, wird auf diese nationalen Zustände nicht ohne bedeutenden Einfluß bleiben, denn wenn je eine Erneuerung des Orients eintritt, so wird sie unter europäischer Zucht eintreten; welches europäische Volk aber auch diese Zucht übernehmen wird, stets muß das Bestreben dahin gerichtet seyn, den Handel und den Anbau des Bodens zu heben, und die geistlose Gewaltherrschaft der herrschenden Kriegerstämme zu vernichten. Geschieht dieß in Transoxana, wie es wohl gewiß mit der Zeit in Persien geschehen muß, so muß das turkomanische Element nothwendig von seiner jetzigen Stellung herabsteigen. Dann, wenn diese rohe Herrschaft eine Ende nimmt, wird auch das Land dem Zutritt der Europäer geöffnet werden, und es wird die Möglichkeit gegeben seyn, in Gegenden einzudringen die uns jetzt gänzlich verschlossen sind. Dann werden die mühsam zusammengesuchten Baumaterialien zur alten Geschichte dieser Länder allmählich zu einem Ganzen sich fügen, dessen großartigen Umfang man jetzt wohl ahnt, aber nicht mit Sicherheit nachweisen kann.

---

* Indem Vivien de St. Martin diese Unterscheidung macht, bleibt es fast unbegreiflich, wie er dennoch ohne weiteres (p. 72) die Yue-tschi aus Tangut im Südwesten der großen Mauer nach der Dsungarei, und von da erst nach Transoxana schicken kann. Der Eindruck der Yueetschi von Osten her durch das Thal von Zerghana scheint eine ziemlich vereinzelt dastehende Thatsache, während der Zug der finnisch-uralischen Stämme von der Zeit an wo sie dem Culturstaat China allmählich unterliegen, ein viele Jahrhunderte lang ununterbrochenes Factum ist.

Der Hanf la Mamé. Das Journ. du Comm. d'Anvers vom 23 Julius eitiet aus dem Echo universel de la Haye, daß auf einer dortigen Separatausstellung die von einem Hrn. Meerburg zu Leyden gewonnenen Producte aus der Pflanze la Mamé, die in den niederländischen Besitzungen in Ostindien in Menge wächst, großes Aufsehen erregen. Dieser Hanf könne für den europäischen Markt ein wichtigerer Gegenstand werden als der Manilla-Hanf, weil der letztere rauher sey und sich zum Weben weniger eigne.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 179. 27 Julius 1852.

Der Bazar von Bombay.

(Colon. and Asiat. Review. Julius.)

Die Läden von Bombay zeigen meist Waaren von englischer Manufactur, und die bessere Art derselben gleichen Waarenläden, die Miethskammern dehnen sich weit rückwärts aus, so daß sie lange Gänge bilden. Hier hört man indeß nichts als gebrochenes Englisch, und wir beschlossen demnach nach dem Bazar der Eingebornen zu gehen. Unter Bazar versteht man bei uns eine reinliche mit Brettern gedielte Arcade, die in Buden zum Verkauf überflüssiger Prunkstücke getheilt, und mit zierlichen jungen Damen als Ladenmädchen ausstaffirt ist. In der asiatischen Bedeutung des Worts ist es eine staubige Straße, gedrängt voll mit Menschen und von offenen Läden flankirt. Vom Strome fortgewälzt befanden wir uns bald in dem Strudel des Handels, und unsere Blicke fielen zuerst auf Elephantenzähne, Rhinocoroshäute und Oelfässer. Chinesische Seiden- und Paisley-Baumwollenzeuge in mehr als regenbogigem Farbenschimmer nahmen zunächst unsere mannichfach getheilte Aufmerksamkeit in Anspruch. Eine anstoßende, mit Festons geschmückte Bude war zum Verkauf von Confituren bestimmt, Korn- und Gemüsehändler, so wie andere Lebensmittelverkäufer waren gleichfalls zahlreich. Weiterhin fand sich der ernste Schrof (corrumpirt für Sarraf, Wechsler) an einem mit Münzen bedeckten Tisch, die lustigste von allen Buden war aber zweifelsohne die des Barbiers, dessen Geschwätzigkeit in der ganzen Welt sprüchwörtlich ist. Man kann den Bazar den Markt aller Nationen nennen: Perser in seidenen Gewändern, Padres in schwarzer Kleidung, beturbante Araber, gelockte Parsis und wandernde Juden bildeten zum Theil die Elemente dieses bunten Gewimmels. Das Feilschen ging eifrigst fort, und Allah's Name ward unaufhörlich angerufen entweder als Zeuge der Redlichkeit des Verkäufers oder des Ausrufs des Erstaunens über die Höhe des Preises. Der Lärm der Handwerker, die in ihren Buden arbeiteten, und das lärmende Gespräch der Menge machten den Bazar zum wahren Babel. Der Lärm war bedeutend erhöht, wenn ein Palankin mit seinen keuchenden Trägern durch die Menge brach, und die Verwirrung war auf ihrem Gipfel, wenn ein Buggie (kleines Fuhrwerk) wüthend die Straße herauf fuhr, denn das Heulen der Pariahunde und das Fluchen der Umstehenden begleiteten unwandelbar dessen Fortgang. Eine der merkwürdigsten Einrichtungen von Bombay ist das Pindschara-Pul oder Asyl für alte oder kranke Thiere, die hier bis zu ihrem Tod oder Wiedergenesung gut gefüttert und unterhalten werden. Diese wohlwollende Einrichtung wird durch freiwillige Beiträge unterhalten.

Die Laplata-Länder.

(Schluß.)

Brasilien hat zuverlässig ganz seinem Interesse gemäß gehandelt, indem es Montevideo und den Gouverneur von Corrientes, Urquiza, unterstützte; es galt die Handelsinteressen seiner Südprovinzen, so wie vielleicht die Sicherheit derselben. Brasilien hatte dabei nicht geringe diplomatische Schwierigkeiten zu überwinden, weil es einst das ganze Gebiet der Republik Uruguay an sich gerissen hatte, und durch den Frieden des Jahres 1828, den England vermittelte, und in welchem die Unabhängigkeit dieser Republik festgestellt wurde, wieder verlor; das Anzeichen war also da, daß es die Umstände wieder benützen werde, um, wenn nicht das Ganze, doch einen Theil wieder an sich zu ziehen; aber die brasilianische Regierung scheint mit großer Vorsicht zu Werke zu gehen, und hat selbst einen Theil der ihr im Vertrag vom October vorigen Jahrs bereits zugestandenen Gränzen wieder abgetreten, und der Banda Oriental auch noch andere willkommene Zugeständnisse gemacht[1], ein sicherer Beweis, daß es der Einmischung europäischer Mächte möglichst wenig Spielraum gewähren will. Man sieht deßhalb nicht ein was die Art von gemischter Commission, welche Frankreich und England nach dem Laplata geschickt haben, dort eigentlich thun soll, und da man sich keine Rechenschaft darüber geben kann, so ist das Mißtrauen erwacht. Die französische Presse hat die Einmischung Brasiliens mit sichtlichem Verdruß bemerkt, selbst von dessen ehrgeizigen Plänen gesprochen, und der Courrier du Havre (vom 26 März d. J.) behauptet geradezu, „die Handelsinteressen Frankreichs und Englands gerlethen dadurch in Gefahr einer Beeinträchtigung.“ Allein die englischen Blätter wollen von einer solchen Gemeinschaftlichkeit der Interessen durchaus nichts wissen, und namentlich die sonst wohl unterrichtete Shipping Gazette (10 April) sprach ihr Bedauern darüber aus, daß Lord Malmesbury für nothwendig hielt, sich über diese Angelegenheit mit der französischen Regierung in Verbindung zu setzen. Wirklich nothwendig in Bezug auf die Sache selbst war es auch wohl schwerlich, je

[1] Namentlich die freie Schifffahrt auf dem Binnenfee Merim an der Gränze von Rio Grande do Sul; wahrscheinlich wird auch ein Handelsvertrag zu Stande kommen, welcher alle Producte der Banda Oriental, wenigstens zu Lande, frei einführen läßt. Dieß ist ein Punkt, auf den die südamerikanischen Staaten hinaufkommen müssen; sie können bei der weiten Ausdehnung der Gränzen keine Landzölle erheben, und diese Unmöglichkeit muß sie auch nöthigen, mäßige Zölle an den Seehafenplätzen aufzulegen, weil sonst das eigene Gebiet auf dem Landwege durch fremde Staaten hindurch mit fremden Waaren versorgt würde. Handelsfreiheit und mäßige Einzugszölle müssen für Südamerika noch auf lange Jahre hinaus die Regel seyn, schon darum, weil kein Geschäft lohnender seyn wird als der Landbau.

sicherer aber durch die Einmischung Brasiliens eine künstige Einmischung Frankreichs beseitigt worden, desto mehr mochte man aus diplomatischer Klugheit es für nöthig halten, der französischen Eitelkeit zu schmeicheln, nachdem die französische Regierung eine so lärmende Rolle jahrelang und mit sehr schlechtem Erfolg gespielt hatte.

Wie dem nun seyn mag, die Uebermacht von Buenos Ayres über Montevideo ist durch den Fall von Rosas und hauptsächlich durch die Intervention von Brasilien gebrochen, der Handel wird, wenn der innere Friede erhalten bleibt, an beiden Ufern des Laplata wieder aufblühen, es fragt sich aber sehr, in welcher Weise er betrieben wird. Die Macht von Rosas beruhte nicht bloß in seiner Person, in seiner eigenen Energie, er hatte ein Volksgefühl hinter sich, das ihn mächtig unterstützte. Dieß war einerseits der spezielle Vortheil von Buenos Ayres, dessen alte Prätensionen gegen Montevideo er auf alle Weise vertheidigte, andrerseits aber die dem Spanier und seinen Nachkommen, so wie den mit ihnen verbundenen Indianern, besonders anklebende Abneigung gegen Fremde. Rosas schützte den Handel, aber nur in den Küstenstädten, nach dem Innern sollten die Fremden aber nicht kommen. Die Engländer, meistens große, langen Credit gebende Kaufleute, hielten sich in Buenos Ayres, und überließen den einheimischen Schiffern, Frachtfahrern und Händlern die Verbreitung der von ihnen eingeführten Waaren; der französische Handel ist anderer Art: er wird mehr im Kleinen getrieben, und mit den wenigen großen Handelsleuten kommen eine Masse Krämer und Pacotilleurs, die selbst den Kleinhandel treiben wollen und dadurch mit den Einheimischen in Conflict gerathen. So ging es in Mexico, so auch in Buenos Ayres; an beiden Orten weckte der französische Kleinhandel den Neid und Haß, gerechtsame Beeinträchtigungen fielen vor, denen die Regierungen nicht gut steuern konnten und wollten, und Absendung von Kriegsflotten waren die Folge. Darum ist auch der Artikel 4 des von Hrn. Southern am 24 November 1849 abgeschlossenen Vertrags[1] äußerst bezeichnend für die Stellung der Engländer, und noch die letzten Nachrichten, die bis zum 5 Junius gehen, sprechen die Ansicht aus, daß man sich nicht zu viel mit dem innern Handel befassen solle. In England selbst aber scheint die Ansicht das Uebergewicht zu gewinnen, daß man die jetzige Sachlage benützen müsse, um den Handel auf den Binnenflüssen selbst mit Gewalt an sich zu reißen. Das würde wahrscheinlich nur zur Erneurung den Zerwürfnisse führen. Zum Glück sind die Handelsinteressen zu mächtig, und die Aussichten auf politischen Einfluß zu unsicher, als daß nicht große Anstrengungen gemacht werden sollten, um neue Friedensstörungen zu vermeiden. Allerdings werden allmählich sich im Innern einige der größern Städte zu Waarenniederlagen erheben, und massenhaftere Sendungen ins Innere auf großen Dampfschiffen sich verlohnen, dieß kann aber nur das Ergebniß der Zeit und der größern Entwicklung im Innern seyn, und die Zahl dieser Entrepots wird auf lange Zeit noch eine sehr beschränkte bleiben.

Wie sehr der Handel sich noch in Buenos Ayres concentrirt, und wie sehr derselbe fremdes Capital und fremde Arbeit in Anspruch nimmt, kann man aus dem Umstande ersehen, daß die Stadt Buenos Ayres unter 120,000 Einwohnern nicht weniger als 80,000 Fremde zählt, darunter 20,000 Franzosen und 10 bis 15,000 Italiener, meist Genueser. Diese sind größtentheils in den letzten zehn bis zwölf Jahren eingewandert; die Einwanderung der Deutschen, etwa 3000 an der Zahl, schreibt sich aus noch viel kürzerer Zeit her, und kann bald, wenn die günstigen Verhältnisse des Landes bekannt werden, der der Franzosen gleich kommen. Die Regierungen von Buenos Ayres und selbst von Montevideo sind der deutschen Einwanderung nichts weniger als abgeneigt, da sie wohl wissen, daß sie von Seite deutscher Regierungen nicht, wie von Seite Englands und Frankreichs, Einmischungen in die innern Angelegenheiten zu gewärtigen haben. Mit der deutschen Einwanderung müßte auch die deutsche Schifffahrt, wie der Absatz deutscher Fabrikate, steigen. eben so wie die französische Schifffahrt und der französische Ausfuhrhandel sich seit zwölf Jahren verfünffacht haben. Die oben genannte Schrift: „Gegenwart und Zukunft der Laplataländer", aus welcher die eben aufgeführten Zahlen entnommen sind, macht aufmerksam darauf, wie durch die deutsche Concurrenz schon mehrfach französische und selbst englische Waaren verdrängt wurden, und daß die deutsche Einfuhr bereits nahezu den vierten Theil der französischen erreicht habe, weßhalb man auch von französischer Seite bemüht sey, einer deutschen Einwanderung entgegenzuarbeiten. Hiezu kommt der Umstand, daß die deutschen Ackerbaucolonien südlich von Brasilien eine viel festere Begründung haben, als die meistentlich städtische französische Bevölkerung im Laplatagebiet. Suchen auch die Deutschen dadurch sich zu entnationalisiren, so wird dieß doch wohl minder schnell gehen als die Entnationalisirung der Franzosen, von denen die größere Hälfte bauflich spricht, sich also eben so schnell die spanische Landessprache, als die französische aneignen wird.

Professor Wappäus äußert sich über die Auswanderung nach Südamerika folgendermaaßen: „es scheint endlich an der Zeit, daß die Deutschen nicht länger müßig zusehen, wie von Frankreich aus die herrlichen Länder am Laplata bevölkert werden. Allerdings wohnen bereits über 3000 Deutsche in Buenos Ayres, allein es wäre zu wünschen daß die Auswanderer, welche gegenwärtig Deutschland zu Tausenden verlassen, um in Nordamerika Ackerländereien zu suchen, einen andern Weg einschlagen und dahin ziehen, wo ihrer um so größere Vortheile warten, je geringer die Concurrenz der Auswanderer ist. Es ist bekannt, daß in Nordamerika mit der Zunahme der Bevölkerung und der Menge der von allen Seiten zuströmenden Einwanderer die Gewinnung des Lebensunterhaltes schwerer zu werden anfängt; in Südamerika dagegen ist die einheimische Bevölkerung sehr gering, die Lebensmittel sind im Ueberfluß und im billigsten Preise vorhanden, die Arbeit der Europäer wird hoch bezahlt, und die Länderein, von einer Ausdehnung ohne Gränzen, erwarten gleichsam nur die Hand des Menschen, um sich mit Saatfeldern und einer vom Ueberfluß umgebenen Bevölkerung zu bedecken." Die Fortschritte, welche die Ackerbau-Colonie San Leopoldo im südlichen Brasilien macht, sind allerdings höchst lockend, und das Klima ist durchaus gesund, selbst gesünder als in manchen Theilen Nordamerika's. Die Deutschen sollen übrigens wegen ihrer Arbeitsamkeit und ihres friedlichen Charakters gern gesehen seyn, und die Auszeichnung, mit der die Deutschen von San Leopoldo in dem frühern brasilianischen Kriege, so wie die schleswig-holsteinischen Truppen in der letzten entscheidenden Schlacht bei Santos Lugares fochten, hat gewiß dazu beigetragen, die Achtung vor dem deutschen Namen zu erhöhen. Das sind nicht unbedeutende Lockungen zu einer Auswanderung nach jenen Gegenden, die

[1] Derselbe lautete: „die Regierung ihrer brittischen Majestät erkennt an, daß die innere Schifffahrt des Parana eine innere Schifffahrt der argentinischen Republik und nur ihren Gesetzen und Verordnungen unterworfen ist, ebenso wie die Schifffahrt auf dem Uruguay, in Gemeinschaft mit der Banda Oriental."

manchen bewegen dürften, seinen Weg nach den Laplataländeren zu nehmen, was jedenfalls besser ist als nach Chili zu gehen, wo man die beschwerliche Fahrt ums Cap Horn herum zu überstehen hat. Indeß lauten auch die Nachrichten aus der chilenischen Niederlassung nicht ungünstig, und es ist jedenfalls ein bedeutender Anfang gemacht, deutsche Ansiedlungen auf beiden Küsten des südamerikanischen Continents zu begründen. Die Comptoire, welche von den Hansestädten in nicht geringer Anzahl angelegt wurden, werden dabei nicht geringe Dienste leisten. Wenn man dagegen einwerfen will, daß eben die Hansestädte aus Eigennutz diese Auswanderung nach den Laplastaaten zu fördern suchen, so ist das allerdings ganz richtig: sie finden ihren Vortheil dabei, aber man hat lange genug in England gepredigt, daß man die englische Auswanderung nach den Colonien begünstigen möge, um eine immer größere Anzahl von wohlhabenden Abnehmern englischer Fabricate zu gewinnen, daß man wohl endlich dieser Lehre folgen kann. Hätte England, wie Ch. Buller und andere seit 20 und 30 Jahren vorschlugen, die Auswanderung nach Canada und dem Cap methodisch gefördert, die Sachen würden an beiden Orten bedeutend anders und besser stehen, und der englische Absatz würde nur gewonnen haben. Deutschland hat in den Ländern, wohin man jetzt die Auswanderung anrätt, keine politischen Interessen zu fördern, wohl aber Handelsinteressen aller Art, und voraussichtlich werden diese im Laplaragebiet und in Chili durch die drückende Concurrenz seemächtiger Völker, wie Englänber und Amerikaner, minder leiden als in Nordamerika; mit der französischen Handelsmarine kann es die überlegene deutsche noch leicht aufnehmen, und eigener Unternehmungsgeist kann den oft sehr zweifelhaften Schutz einer fernen Regierung allenfalls ersetzen. Für Amerika überhaupt, und für Südamerika insbesondere, handelt es sich vorzugsweise um Einwicklung der ungehuren innern Hülfsquellen des Landes, und was immer diese fördern kann, wird bei jeder einsichtsvollen Regierung Schutz und Förderung finden. Alsdas hat den deutschen Handelsschiffen, welche während des dänischen Kriegs die Flagge ihres Landes nicht führen konnten, bereitwillig die argentinische Flagge verliehen, und selbst Leute unbedenklich in Buenos-Ayres aufgenommen, welche notorisch in Montevideo gegen ihn gefochten und gewirkt hatten. Die Sache ist ganz natürlich: mit der Beförderung des Ackerbaues und Handels steigt nicht bloß die Macht der Regierung, sondern das Vermögen aller Besitzenden. Tausende von Nordamerikanern sind reiche Leute geworden, bloß dadurch daß sie zu rechter Zeit und um Spottpreise Ländereien ankauften, wohin sich voraussichtlich bald eine Bevölkerung ziehen mußte; ohne daß sie weiter einen Finger rührten, ist ihr Vermögen auf das Zehn- und Zwanzigfache gestiegen; in demselben Stadium der Entwicklung befinden sich jetzt die gemäßigten Landstriche Südamerika's, und diejenige Bevölkerung, welche am meisten zum Anbau des Bodens und zur Entwicklung der natürlichen Hülfsquellen des Landes beiträgt, ist die willkommenste weil sie am schnellsten den Reichthum der Einzelnen, wie des ganzen Landes hebt.

Es ist ganz überflüssig auf die natürlichen Hülfsquellen dieses Landes einzugehen, wir müßten denn Woodbine Parish, der im J. 1825 ein noch jetzt sehr brauchbares Buch über die argentinische Republik herausgab, und die Schrift von Wappäus abschreiben. Das Land ist im Uebergang vom Hirten- zum Ackerbauleben begriffen, da aber sehr bedeutende Strecken wahrscheinlich nie zum Ackerbau sich eignen werden, so wird der Ackerbau die Viehzucht nur sehr mäßig beschränken. Man könnte der Schrift des Hrn. Wappäus den Vorwurf machen, sie sey geschrieben, um Auswanderer anzulocken, wir beschänken uns deßhalb auf eine Stelle aus dem Werke des Hrn. Woodbine Parish (p. 170) wo es heißt: „die Provinzen von Rio de la Plata eröffnen denen welche die Welt genießen wollen, keine sehr schmeichelhaften Aussichten, bedürfen aber auch solcher Leute gar nicht; was man hier braucht, sind Capitalien und diejenige Classe von Leuten, welche in andern Welttheilen als die ärmste und bedürftigste gilt. Der Handwerker, der Landbauer, der Lohnarbeiter sind die werthvollsten Erwerbungen, welche dieß Land machen kann, wo sie gewiß sind, durch ein bequemes Auskommen und eine anständige Stellung in der Gesellschaft für ihre Arbeit belohnt zu werden. Für solche Leute, mögen die nachstehenden kurzen Notizen von Interesse seyn. Diese, so wie alles was man sonst vom Lande weiß, begründen den Satz, daß solche Leute, wenn sie nur ein geregeltes Leben führen und arbeiten wollen, im Augenblick wo sie ankommen, Beschäftigung, und in kurzer Zeit die Mittel zu einer unabhängigen Existenz finden. Ein ungeheures, jungfräuliches und fruchtbares Gebiet, mit einem ungemein milden Klima, das ist es, was Fremden sich bietet, welche inmitten einer freien und gastfreundlichen Bevölkerung der Armuth entgehen wollen." Das ist vor beinahe 30 Jahren von einem Engländer geschrieben, und entspricht vollkommen den Schilderungen, welche Wappäus nach neuern Nachrichten mittheilt. Arbeit wird freilich allenthalben erfordert, und die Anstrengung darf man sich nie und nirgends verdrießen lassen, aber das wird jeder, der die Nachrichten über dieß Land zusammenstellt, zugeben müssen, daß wenn man nur dem Kriegsstrum ausweicht — und dieß ist meist möglich, auch wenn er in einzelnen Landestheilen tobt — auch die politischen Verhältnisse der Art sind, daß sie keinen thätigen Mann von einer Ueberstellung abzuschrecken geeignet sind, und daß es leichter und vortheilhafter seyn wird, nach den Laplataslaaten zu gehen, als „nach der Krim, den Donauländern und den südrussischen Steppen", wohin ein französischer Correspondent der Indépendance Belge so gern die Deutschen senden möchte, um die Franzosen im Laplatagebiet vor deutscher Concurrenz zu bewahren.

Aus dem Matrosenleben.

(Von Dr. Gerstäcker.)

5. Der Morgenbesuch.

Sie waren nun vollkommen in diesen wunderbaren Ort eingedrungen, der, nicht Ger, nicht festes Land, nicht Inselgruppe — ein Mittelding zwischen allen dreien zu halten schein Wenn sie über Bord schauten, lag es tief unter ihnen manchmal wie die unergründliche Tiefe des Meeres selber da, und manchmal war es als ob sie in einem Luftballon über weiten schneigen Fetdern mit Blitzeschnelle hingeführt wurden — Waltungen, Ströme — selbst Städte schwanden mit einer nur etwas regen Einbildungskraft blitzeschnell vorüber, und das plötzlich wieder in tiefer Wasser Kommen ließ sie glauben, eine dunkle Wolke sey unter sie getreten und verdecke nur die eben noch gesehenen Bilder.

„Es wird einem ganz schwindlich wenn man so hinunterschaut, brach Jean endlich ein ziemlich langes Schweigen, indem sich jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt hatte, steht es nicht gerade als ob man weitenloch über einer wundervollen, von Mondlicht beschienenen Landschaft hinwegstge? Seh Bill, da kommt es wieder — dort der Wald — dort das tiefe Thal."

Bill warf einen Blick über Bord, wechselte sein Priemchen aus einer Backe in die andere und lachte.

„Aber Mann, das sind ja die Korallen unten über die wir weggehen! — kaum drei Faden Tiefe und all solch verdammt drolliches, aber zähes Zeug wie die dort, die da über Wasser vorragen — bloss

you, ein Wald und Thäler — der Mann phantasirt — nimm noch einen Schluck von dem Portwein, es wird dir augenehmend gut thun." Bill war nichts weniger als ein Romantiker, und wenn er Bäume oder Thäler sah, so mußten sie auch wirklich mit allem nöthigen Zubehör da seyn.

Jean lächelte und blinzte nach Hans hinüber, Bill der das aber sah, meinte gutmüthig —

„Ja, lach nur, da hab' ich nichts dagegen, aber hier haben wir in Wirklichkeit Salzwasser unter und Korallen um uns, und wir mögen wieder frei von der ganzen Geschichte kommen, das ist wahr, der Teufel kann aber auch sein Spiel haben und und sonst einen Possen spielen, und nachher ist die Geschichte faul. Soviel ist gewiß, wenn das Bäume da unten sind, so will ich nur wünschen, daß keiner von uns in ihren Schalten zu liegen kommt, das ist alles" — und damit hob er die Flasche gegen das Licht, um zu sehen ob der Inhalt noch eines Zuges werth war, und leerte sie dann ohne abzusetzen. Fertig damit, machte er eine fast unwillkürliche Bewegung sie über Bord zu werfen, hielt aber auch ebenso rasch wieder ein und legte sie auf ihren alten Fleck zurück — halt, sagte er dabei — „um Wegwerfen ist's noch immer Zeit, und wer weiß wozu wir dir noch einmal gebrauchen können, ehe wir unsere kriegen."

Der einer ziemlich steten und frischen Brise in dem jetzt lie und da leise gekräuselten Wasser dahingleitend, schwand das Wrack mehr und mehr am Horizont, und im Westen tauchten dafür schon einige dunkle Punkte kleiner Inseln in diesen Korallengruppen empor, und boten dem Steuernden, der nun seinen Compaß weiter schloß, ein festes Ziel, auf das er halten konnte.

„Dort links hinüber liegt auch Land, wenn ich nicht irre" — sagte Bill, als sie mehrere Stunden ruhig fortgesegelt waren und wenig mehr sprachen als eben zu ihrer Fahrt gehörte — „am Ende ist das das feste Land und wir hielten am besten dort gleich hinüber."

„Bah! Ihr Luft gefreffen oder wenigstens Curos biechen Felix beraubt zu werden, so mögen wir sehen, daß wir die Nacht auf australie schem Boden zu schlafen kommen, ich meinestheils hätte geglaubt, wir wollten erst einmal eine von den Inseln erreichen und dann Kriegsrath halten, was übrigens auch nicht viel weiter vom festen Land ist als dort gerade hinein, denn was du siehst, Bill, kann schwerlich die Küste, sondern wird Hendanks Insel seyn — eine kleine aufragende Spitze, wie?"

„Ja," sagte Bill, der auf einen der Thwarten oder Bänke getreten war und seine Augen mit der Hand gegen das helle Licht schützte, „ich kann auch weiter nichts sehen als den Punkt — doch halt, da rechts hinein liegt noch mehr Land glaub' ich — lauf ein wenig mehr auf, Hans, wir halten besser Strich."

„Ich seh übrigens gar nicht ein," meinte Jean, „weßhalb wir uns hier im Boot nicht ebenso gut berathen können wie auf irgend einem der kleinen Sandsteele in der Straße hier; wir haben weiter nichts zu thun, und je eher wir uns einen festen Plan bilden, desto besser."

„Gut," sagte Hans — „und seyd Ihr wirklich entschlossen den Landweg nach Sydney zu wagen?"

„Entschlossen?" rief Bill erstaunt, „ei Mann, ich glaube das bedarf gar keiner Frage mehr, sondern wir wollten nur berathen wir wir am schnellsten zum Lande kämen."

„Aber, Leute, Ihr bedenkt gar nicht was für ein Land Ihr durchwandern wollt — ich bin von Herzen gern dabei den Versuch mitzumachen, Euch zu überzeugen, aber wir kommen keine 100 Meilen ins Innere, so viel ist gewiß — wir finden kein Wasser und verwünscht wenig zu essen, und werden zuletzt froh seyn, wenn uns die Schwarzen nur wieder zur Küste zurücklassen."

„Ja, aber was zum Donnerwetter sollten wir denn da eigentlich thun?" frug Bill verblüfft — „ich habe bis jetzt noch an gar nichts anderes gedacht, dann bleibt uns nichts übrig, als hinter dem Alten herzufahren und uns vielleicht von demselben Schiff auflesen zu lassen, was den mit fortnimmt; deßhalb haben wir ja doch keinen Scandal mit dem Capitän angefangen."

„Nein, daran denk ich wahrhaftig nicht," sagte Hans schnell — „das Schiff hat ich hetzte, möchte ich mir vorher wählen, und deßhalb können wir meinetwegen erst irgendwo an der Küste landen und einen Versuch machen, ich möchte das feste Land selber gern einmal sehen, geht es aber dort nicht, dann schiffen wir uns wieder ein und segeln mit diesem Monsun und von dieser Strömung begünstigt frisch und fröhlich in den indischen Archipel ein — vielleicht gar nach Timor, wo wir ja hier einen herrlichen Proviantplatz und Fährer haben."

„Gut, dabei bleibt's," rief Jean schnell — „es wäre doch wunderbar wenn wir starke junge Kerle — und Timor können wir immer für einen halben rechnen — sich nicht durch die Welt schlagen könnten, fey's was fey. Also frisch einen Südwest hinüber, Hans, hier verlieren wir zuviel Grund und Boden, und wir wollen gleich von vornherein wissen, welche Aussichte wir an der Küste zu erwarten haben."

„Aber wirst François damit einverstanden seyn?" frug Hans auf diesen blickend.

François verstand nicht viel englisch, doch genug den Sinn der Verhandlung begriffen zu haben, und er nickte lachend mit dem Kopf —

„Cest la même chose pour moi, Monsieur," rief er fröhlich, „wohin es auch geht, ich bin dabei, und was die Intianer betrifft, so denk ich brauchen wir uns keine Sorge zu machen, wir sind gut bewaffnet und Schießgewehre kennen sie vielleicht hier eben noch gar nicht."

Timor, der, seit er gehört hatte daß er möglicherweise sein Geburtsland wieder sehen könnte, von dem er schon fast drei Jahr entfernt gewesen, ein vor Freude strahlendes Gesicht zeigte, holte jetzt seine Angelgeräthschaften, die er auch an Bord des Boreas unter Aufsicht gehabt, hervor, seitigte ein Stück rothes Zeug an den einen, ziemlich starken Haken, und ließ ihn nachschleifen.

Das kleine ziemlich schwer beladene Boot legte sich interessen, mit dem Wind recht breit von der Seite in die Segel, faßt bis an den Steuerbordrand auf das Wasser, und die Besatzung mußte nach Backbord hinüberrücken, das Gleichgewicht wieder herzustellen. Nach Südwesten zu wurden jetzt schon die drei Spitzen von Hannibals Inseln sichtbar. Nachmittag hoft der Wind aber plötzlich weg, und um nicht von der Strömung zu weit westlich getrieben zu werden, ruderten sie nach einer kleinen Sandbank, deren weißen Rücken sie über dem dunklen Wasser vielleicht zwei Meilen vor sich kommen herausschimmern sehen, und warfen dort Anker. Timor hatte allerdings einen Fisch gefangen, niemand hatte aber daran gedacht, Feuerholz vom Schiff mitzunehmen, und da auf dieser Sandbank auch nicht der kleinste Strauch, ja kein Grashalm wuchs, mußten sie ihr Abendbrod von ihren Vorräthen halten und den Fisch auf morgen sparen.

Die Nacht schliefen sie im Boot mit regelmäßig aufgestellter Wache, es ließ sich aber auch nicht das mindeste hören oder sehen, was sie hätte brunruhigen können. Die Nacht war warm und ruhig, und erst gegen Morgen erhob sich eine schwache Ostbrise wieder, bei der Hand, dessen Wacht es war, den leichten Anker hob, die Segel setzte und langsam über das spiegelglatte Wasser dinglitt. Als die anderen erwachten, fanden sie sich zu ihrem Erstaunen schon wieder unterwegs und die Sandbank, ist jetzt bei Flutheit auch saft bedeckt war, weit hinter sich.

Der Wind blieb übrigens den ganzen Tag sehr schwach, sie mußten zweimal wieder ankern und erreichten den zweiten Abend mit genauer Noth die nördlichsten der Hannibal Inseln, wie sie auf der Karte genannt sind — ein niederer, nur mit wenigem Gesträuch bedeckter Felsen unter dessen Lee sie ankerten, und es vorzogen wieder ihre im Boot zu schlafen. Abends gingen sie aber vorher an Land und brieten mit zusammengesuchtem trockenem Holz eine tüchtige Portion delicater Fische, die Timor über Tag gefangen.

(Fortsetzung folgt.)

Meerestiefe. Die Vereinigte Staaten-Brick Dolphin war seit Junius vor. Jahres in der See, um Beobachtungen über Strömungen, Meerestiefe und Meerestemperatur anzustellen. Die größte Tiefe, die gemessen wurde, war 3960 Faden oder $4^1/_8$ (engl. Meile. (Shipp. Gaz. 19 Julius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 180. 28 Julius 1852.

Zeitbetrachtungen.

Ein hervorstechender Zug nicht bloß unserer Zeit überhaupt, sondern ganz speciell der gegenwärtigen Periode ist das Bestreben, den materiellen Bedürfnissen der Völker entgegenzukommen. Unter den augenblicklichen Verhältnissen ist es recht eigentlich Regierungsmaxime, den politischen Anforderungen durch die Befriedigung der materiellen Interessen vorzubeugen. Hierin aber liegt gerade eine gewaltige Täuschung: den sogenannten liberalen oder revolutionären, wenn man will republikanischen Bestrebungen entgegenzuwirken, das wird, kann wenigstens gelingen, aber in der Natur dieser Bestrebungen liegt auf der andern Seite wieder etwas, das eben die wunden oder wenigstens die heilen Fragen der Zeit anregt. Ohne hier auf Deutschland und die handelspolitischen Streitigkeiten einzugehen, die nicht in unsern Kreis gehören, welche aber gerade die vexata quæstio der deutschen Einheit zum Zweck oder zum Ausgang haben, zeigen sich eben in den Handelsfragen die Elemente, wodurch die strittigen Fragen der äußern Politik desto schneller der Entscheidung entgegenreifen. Wenn Dänemark in selbstmörderischer Weise sich abmüht, seinen Handel von Deutschland ab England zuzulenken, wie die Leitung der Eisenbahn im südlichen Schleswig durch englische Ingenieure von Osten nach Westen genügend anzeigt, so bemerken wir in Holland und Belgien gerade die entgegengesetzte Richtung: sie wissen, daß ihr künftiger Flor in Deutschland liegt, und trotz dem daß in Deutschland selbst die Handelspolitik in argen Geburtswehen liegt, knüpft sich ein Ring um den andern, und verstärkt die Kette, die mit der Zeit die freien Glieder eines großen mitteleuropäischen Bundes umschlingen wird. Längs der Ostsee laufen bereits die Eisenbahnen gegen Rußland hin, am Fuße der Karpathen wird von deutscher Seite fortgebaut, Ungarn wird immer mehr in den Kreis der handelspolitischen Verhältnisse Deutschlands durch strahlenförmig von Wien ausgehende Bahnen gezogen, selbst die Querlinie zwischen Ungarn und Polen ist im Plan, das Handelsbündniß mit Piemont wird enger, die Poschiffahrt entwickelt sich, die Verträge darüber mit Parma, Modena und Toscana sind abgeschlossen, die über die Eisenbahn, welche Mittelitalien mit Oberitalien, und dieses mit Süddeutschland verbinden sollen, stehen dem Abschluß nahe, wenn sie nicht bereits abgeschlossen sind. Die machtvolle Entfaltung der Lloydgesellschaft, welche die Schifffahrt auf der Donau, auf dem Po, auf dem adriatischen und dem östlichen Theile des Mittelmeers zu immer höherem Gedeihen bringt, und selbst den Neid der Engländer erregt, läßt sich von dem Handel in der Levante nicht mehr ausschließen, und die Zeiten lehren wieder, wo ein großer Theil des orientalischen Handels über Italien und Süddeutschland seinen Weg nehmen muß. Darum wird jetzt so gewaltig Hand ans Werk gelegt, um die lange vernachlässigten Verkehrslinien Süddeutschlands der Vollendung entgegenzuführen, und nicht ohne Grund hat man in Straßburg die Eröffnung der Paris-Straßburger Eisenbahn so enthusiastisch gefeiert, ein Enthusiasmus, der auch dem sonst so zweifelhaften Bestand der Regierung Ludwig Napoleons unter die Arme greift.

Ludwig Napoleon fördert die früher nur langsam fortschreitenden Eisenbahnbauten in Frankreich mit einer fast bis ins Unkluge gehenden Eilfertigkeit. Er will die unruhige Thätigkeit der Nation in einer Fluth von materiellen Beschäftigungen überwältigen. „Bereits melden die südlichen Journale den Beginn der Arbeiten auf der Strecke von Lyon nach Avignon, so wie die Eröffnung mehrerer Arbeitsmittelpunkte. In einem Monat wird die Zahl derselben verdreifacht seyn und die Arbeiten auf allen Punkten mit einer Thätigkeit beginnen, daß die Section von Avignon nach Valence im Frühjahr 1854, die von Valence nach Lyon ein Jahr später wird eröffnet werden können. Diese Linie von Lyon ans Mittelmeer nimmt jetzt, wo die Bahn von Paris nach Lyon so gut wie fertig ist, die Aufmerksamkeit aller aufgeklärten Männer besonders in Anspruch; man wollte sie verständigerweise zuerst ausführen, wohl erkennend daß hier die größte politische und commercielle Strömung unseres Landes ist." So äußert sich das der jetzigen Regierung nichts weniger als sehr freundlich gesinnte Journal des Debats (vom 13 Jul.), und wenn es damit einen Tadel ausspricht, daß man die mehr militärisch gedeutete Bahn nach Straßburg vor der nach Lyon förderte, so lobt es dennoch die Thätigkeit der Regierung im Eisenbahnbau überhaupt. Die letztere nimmt nicht ganz mit Unrecht den Ruhm der Förderung der Eisenbahnen vorzugsweise für sich in Anspruch; wenn man gleich der Julusregierung, und selbst der Republik, das Verdienst, diese Arbeiten wesentlich gefördert zu haben, nicht absprechen kann, so hat die jetzige Regierung doch in der kurzen Zeit ihres Bestandes, wenn auch mit Opfern, gegen welche sich sehr viele Bedenken erheben, die Sache wesentlich weiter gefördert. Das Gesetz vom Jahre 1842, dieß Bastardsystem zwischen Privatunternehmung und Staatsbau, hat der Entwicklung des französischen Eisenbahnbaues wesentlich geschadet; es gab den Capitalisten unmäßige Vortheile, die stets von der öffentlichen Meinung und der Repräsentation des Landes bestritten und selbst von vielen Ministern, auch von dem jetzigen Finanzminister, nicht gut geheißen wurden. Die gegenwärtige Regierung hat den Knoten durchhauen, den Capitalisten ungeheure Vortheile theils gelassen, theils neu gewährt — Vortheile, welche noch in den letzten Zeiten der Nationalversammlung von den Commissären derselben

stark bestritten wurden — aber wenn das Land auch diese Zugeständnisse ziemlich theuer wird bezahlen müssen, so werden doch die Bahnen jetzt schnell ausgebaut, und manches Stück Hahrel, das den Weg von Marseille durch Frankreich gemieden hatte, wird bald wieder dahin zurückstehen. Die französische Regierung hat vielleicht klug gethan, für den Augenblick alle ihre Kraft der Paris-Straßburger Bahn zuzuwenden, denn der Vorsprung hinsichtlich des Zugs vom Mittelmeer nach dem atlantischen war ihr vorerst abgewonnen, und konnte sich erst später wieder finden, aber die Verbindung zwischen Paris und Wien mußte verhindern, daß nicht ein immer größerer Theil des Handels von Italien und Süddeutschland den Weg nach den belgischen, holländischen und deutschen Nordseehäfen nehme. Das hat man in Straßburg sehr wohl gefühlt, und der enthusiastische Empfang „Sr. Hoheit des Prinzen Ludwig Napoleon", wie er seit einiger Zeit titulirt wird, ist großentheils von Herzen gegangen, wenn sich auch manche bittere politische Erinnerung einmischen mochte. Das System, mit dem materiellen Wohlsein der großen Masse gegen die Freiheitsbestrebungen der gebildeteren Classen zu herrschen, bildet sich mehr und mehr aus und soll demnächst durch einen Handelsvertrag mit England eine neue Bestätigung erhalten: man spricht nämlich von einem Plan, die Eisen- und Kohlenzölle herabzusetzen, und dagegen von England eine Herabsetzung der Weinzölle zu erlangen. Der Streit darüber hat in den Journalen und Handelskammern bereits begonnen, und wird von Bedeutung werden; ein solcher Handelsvertrag träfe einen Theil der großentheils orleanistischen Industriellen ziemlich hart [1], würde aber dem Präsidenten die höchst unzufriedenen Weinbauern von Bordeaux gewinnen, somit seinen Anhang unter dem Landvolk, das ohnehin seine beste Stütze ist, vermehren, zugleich auch wahrscheinlich seine Stellung zu England verbessern. Die materiellen Interessen berühren also hier die innere und äußere Politik in gleichem Maaße.

Wir haben oben der Bemühungen Oesterreichs gedacht, Mittelitalien enger mit Oberitalien und Süddeutschland zu verbinden; gegenwärtig haben sich Gesandte von Parma, Modena und Toscana in Wien eingefunden, um die nähern Bedingungen festzusetzen; mit der päpstlichen Regierung scheint zwar hinsichtlich der Eisenbahn, die durch die Legationen geführt werden soll, eine Abkunft getroffen, aber nicht über die weitern Handelsbeziehungen; hier flößt Oesterreich auf französischen Einfluß und englischen Widerspruch, und fast scheint es als bereite sich demnächst allerhand in Italien vor: die Gerüchte erneuern sich, daß Frankreich am Ende dieses Jahres seine Truppen aus Rom zurückziehen werde, und dann werden die Forderungen, daß Oesterreich die seinen gleichfalls aus dem Kirchenstaat und Toscana zurückziehe, nicht ausbleiben. [2] Zugleich gibt sich eine erhöhte Thätigkeit der revolutionären Partei kund, und seit wenigen Wochen sind in der Lombardei und Venedig nicht weniger als 130 politische Verhaftungen vorgekommen; die Verhafteten sollen nicht am Ort ihrer Verhaftung, sondern, weil man wohl mit Recht einem Zusammenhang vermuthet, an einem Centralpunkt, in Mantua, durch ein Kriegsgericht gerichtet werden. Dieß bewerkt hinreichend, daß man auf nicht unbedeutende Entdeckungen gestoßen sein muß. Solange nicht Oesterreich seinen vollen Einfluß in Piemont wieder gewinnt, und solange die Franzosen Rom besetzt halten, werden die Hoffnungen der Italiener nicht schwinden, [3] und die Bemühungen, durch Beförderung der materiellen Interessen den bösen Geist zu bannen, nur von ungenügendem Erfolg sein. Die Ruhe Italiens ist bei der tiefen Spaltung zwischen Regenten und Regierten in Mittelitalien und der Lombardei gerade nur so lange zu erhalten, als der Friede erhalten bleibt, und dieser Friede hängt wesentlich von dem Stande der Dinge in Frankreich ab.

Daß Prinz Ludwig Napoleon vorerst den Frieden will, ist als ziemlich gewiß anzunehmen, und, wie man behauptet, soll den Freunden des Friedens demnächst eine neue Garantie durch die Ernennung von Drouyn de Lhuys zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten gegeben werden; allein mit jeder solchen Friedensversicherung entfernedet sich Prinz Ludwig Bonaparte mehr und mehr den jüngern Theil der Armee, und schafft sich Feinde; daß diese Ansicht auch in Frankreich herrscht, zeigen die wiederholt auftauchenden Gerüchte von Militärverschwörungen, deren Nichtigkeit freilich der Moniteur sogleich angezeigt hat, deren Verbreitung aber nichts destoweniger die herrschende Meinung charakterisirt. Mit der Abneigung der Armee gegen das republikanische oder vielmehr gegen das Abvocatenregiment, das sich anfangs in der provisorischen Regierung, dann in den Nationalversammlungen breit machte, hatte Ludwig Bonaparte seinen Streich am 2 December vollführt, mit dem alten Andenken des napoleonischen Namens unter einem Theil des Landvolks hält er seine Herrschaft aufrecht, und die Spaltung der eigentlichen Parteien, Legitimisten, Orleanisten und Republikaner stützt ihn; auf die Gerüchte von Verschwörungen ist wenig zu geben, aber die zahlreichen und unzweideutigen Beweise der Abneigung in den gebildeten Classen, die vielfachen Absetzungen und Rücktritte wegen Eidesverweigerung lassen vermuthen, daß man seiner Herrschaft keine sonderliche Dauer verspricht, da man sonst mit der Aufopferung von Aemtern und Einkünften schwerlich so eilig gewesen wäre. Die Urtheile über die Franzosen und die Art wie sie sich unter das Ihnen auferlegte Joch beugen, fallen bekanntlich in neuester Zeit nicht sehr günstig aus, allein von zweien Eins: entweder zeugen die zahlreichen Eidesweigerungen von einem weit verbreiteten Sinn für politische Ehrenhaftigkeit, oder sie sind ein sicheres Zeichen für den baldigen Sturz des Dictators, [2] so

[1] Die Champagnie des Herzogs rt Houilleres d'Aubin, deren Präsident Graf Mosenty ist, hat ihre Opposition schon begonnen.

[2] Es heißt zwar, daß eine Uebereinkunft mit Oesterreich geschlossen sey, der zufolge beide Theile zu gleicher Zeit ihre Truppen zurückziehen sollen, allein dieß ändert die Sache nicht, denn die Frage bleibt immer, wie sich die päpstliche Regierung ohne fremde Hülfe in ihrem eigenen Lande halten kann. Zwar sollen französischer Truppen in Civita Vecchia und österreichische in Ancona bleiben, so daß an einen gewaffneten Aufstand nicht zu denken ist, aber die Gebietlosigkeit ist im Zunehmen, und die Steuren gehen zum Theil nicht ein, so daß bereits der Entschluß gefaßt sein soll, die Klöster zur Ausfüllte beizuziehen, ein sicherer Beweis, daß man mit anderen Steuren nicht mehr ausreicht.

[3] Die Times hand neuerlich mit wichtigsichen Neuneten an, denen sie vorwast, Piemont als Stützpunkt der „Italianissimi" gebrauchen zu wollen; zugleich beleht sie aber die jetzige Stellung Piemonts, was dieselben Folgen hat, und nur minder schroff ist. Man erfiehl daraus, daß die englische Politik unter Whigs und Peeliet sich gleich bleibt, und nur in der Wahl der Mittel hie und da von einander abweicht.

[4] Diese Alternative ist im gegenwärtigen Augenblick nicht ohne Interesse, wenn wir das Urtheil ernehmen, das vor wenigen Tagen (20 Jan.) die Times über den Stand der Dinge fällt, indem sie sagt: „das Volk läßt sich jetzt noch durch die Annehmlichkeiten seiner besonderen Regierung allzusehr umstimmen, um tagegen zu conspiriren. Vielleicht ist es für den Letzteren der Welt und den relativen Fortschritt anderer Völker in Vergleich mit Frankreich nicht nur wünschenswerth, daß dieser Stand der Dinge fortdauere. Ludwig Napoleon ist mehr ein Mann des Vergnügens und der Wirthlichkeit (self indulgence) als des brennenden Ehrgeizes und der unerschütterlichen Arbeitslust. Er hat ein sehr wechselvolles, mühseliges Leben gesührt, und sein gegenwärtiges Verhalten ist mehr das eines Wollüstlings als eines Helden. Die müssen und die strengen Eigenschaften einer wilden türkischen Regierung können der öffentlichen Freiheit gleich verderblich werden, aber seiner Politik geht, wenn wir uns nicht irren, mehr darauf hin,

muß man nämlich den Prinzen Ludwig Napoleon nennen, wenn er gleich auf diesen Namen keine Ansprüche macht, denn seine Eigenschaften und Neigungen stempeln ihn eher zu einem friedlichen Herrscher als zu einem gewaltigen Kriegsgott; aber der moralische Zustand der Nation ist der Art, daß er mit der Masse des Landvolks und der Armee despotisch regieren muß oder gar nicht regieren kann. An diesem Stande der Dinge haben die ersten sieben Monate seiner Herrschaft nichts das Mindeste geändert; er war schlau genug, sich an die Spitze der Regierung zu schwingen, offene Gewalt wird ihn nicht im Augenblick stürzen, aber seine Regierung wird sich selbst moralisch und physisch aufreiben, wie sich die Restauration und die Julusregierung aufgerieben haben, und die Schnelligkeit des Verlaufs wird mit der Gewaltsamkeit seiner Mittel in directem Verhältniß stehen. Das wäre zwar an und für sich sehr gleichgültig, allein das Gefühl der Unsicherheit der Dinge in Europa erhält sich in den Gemüthern, und man weiß nur zu gut, daß ein neuer Umschwung in Frankreich nicht ohne gewaltige Folgen für das übrige Europa bleiben kann. Damit wollen wir indeß keineswegs gesagt haben, daß wir einen solchen Umschwung für sehr nahe halten, oder die Symptome eines solchen schon jetzt unterscheiden zu können glauben. Solche Vorgänge, wie die in Straßburg, müssen seine Stellung verstärken, und dürften wohl den kaiserlichen Prätensionen, die seit zwei Monaten in so auffallender Weise geruht haben, einen neuen Anstoß geben.

Ist dieß Wiedererwecken der kaiserlichen Bestrebungen bloß eine Befriedigung der alten Gelüste oder hat sie noch weitere Gründe in den innern und äußern Verhältnissen des Landes? Wirkt das Wort noch nach, welches Prinz Ludwig Napoleon vor mehrern Monaten aussprach, daß ihn nur das Benehmen der Parteien zwingen werde Aenderungen vorzunehmen, die er jetzt nicht für nöthig erachte? Die Legitimisten haben in der letzten Zeit auffallend agitirt, als wären sie eines nahen Triumphes sicher, und während die Fusionsgerüchte abermals, wie zu erwarten, verhallt sind, tritt die Legitimistenpartei mit einer erstaunlichen Sicherheit auf. Aber wie urtheilt die orleanistische Presse, denn zu dieser rechnen wir die Revue des deux Mondes, weil sie der constitutionellen Monarchie ergeben ist und diese Ergebenheit auch gar nicht verbirgt. In ihrer letzten Chronik (vom 14 Jul.) spricht sie sich darüber in vernichtender Weise also aus: „Für eine politische Meinung, welche im Kampfe der Parteien eine Rolle gespielt hat, gibt es in einer Periode gewungener Ruhe, die sie nicht selbst geschaffen hat, und wobei nothwendig nicht alle Partheile für sie sind, nichts gefährlicheres, als in die Lächerlichkeit einer ausgepfiffen (tactice) und, was noch schlimmer ist, ungefährlichen Agitation zu verfallen, sich im Nichts abzuarbeiten, und der Wirklichkeit den Contrast ihrer innern Zerrissenheit entgegenzusetzen. Das ist kein Lebenszeichen, wie man glauben könnte, das ist häufig ein unter dem Anschein einer künstlichen Bewegung verborgenes Symptom der Auflösung. Man scheint in einer gewissen Sphäre der Legitimistenpartei, wo fortwährend innere Stürme herrschen, an diese Wahrheit gar nicht zu denken. Persönliche Streitigkeiten, gebieterische Manifeste und Vorschriften, die aufeinander folgen und sich kreuzen, eine Diplomatie, die in den Journalen und auf den Straßen Europa's eirculirt, Kämpfe zwischen Dingen und Personen, das ist das Schauspiel, welches die legitimistische Partei seit einigen Monaten vor dem Lande aufzuführen für gut findet, wahrscheinlich um es desto mehr zu erbauen und sich als den Inbegriff aller Bedingungen der Ordnung und des Friedens demselben darzustellen. Die legitimistische Partei hat ihre ministeriellen Krisen, ehe sie Portefeuilles zu vergeben hat. Die gewandten Herren haben es in ihrem letzten und triumphirenden Bulletin geschrieben: die Politik der alten Herzoge ist in dem Blatt der Erben der alten Bourbone geschlagen — wahrscheinlich um der Politik der jungen Herzoge Platz zu machen. Was ist aber die Politik der jungen Herzoge? Das ist nicht leicht aufzuklären. Vielleicht die Politik, welche der Erfolg vom 2 Dec. heraufbeschwor und über die Gefahr der Concessionen aufgeklärt hat. Darum rüstet sie sich auch selbst keine Concessionen zu machen. Uebrigens ist es das Eigenthümliche dieser jungen Politik, daß sie nicht jung ist, weder in den Menschen noch in den Dingen, sie beginnt im Gegentheil eine alte Geschichte, die der vorgefaßten Ansichten und Täuschungen einer andern Zeit, aufs neue. Die Parteien sind wie die Regierungen: nicht ihre Gegner, sie selbst, ihre eigenen Fehler schlagen ihnen die tiefsten Wunden, und der schlimmste ihrer Fehler ist, nicht zu verstehen wie man handeln muß, wenn man im Besitz der Gewalt ist, noch zu schweigen, wenn Schweigen durch alle Regeln der Klugheit geboten wäre."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Straßen nach Darfur.

Hr. Vauten, sardinischer Consul im Sennaar, gibt (s. Bull. de la Soc. de géogr. Avril) über die Wege nach dem so wenig bekannten Darfur folgenden Aufschluß: „Aus Furcht vor der Eroberungssucht Mehemed Ali's hat der Sultan von Darfur seit 1820 den Eintritt in seine Staaten jedem Weißen untersagt; kommt dennoch einer, so wird er zwar gut aufgenommen, darf aber nicht mehr zurück. Sobann hat er den Eintritt in seine Staaten auf dem Weg über Dongolah bei Todesstrafe verboten. Von da nach Kobbeh, wo jetzt noch die Karawanen anhalten, ist es nur 12 Tagereisen; man findet dreimal Wasser, und die Wüstenvegetation würde den zu einer Kelegreposten nöthigen Kameelen hinreichend Nahrung liefern. Seit der Eroberung des Sudans durch Aegypten darf man nach Darfur nur noch durch die Wüste von Selimeh ziehen, in die man von Siut aus eintritt. Die Karawanen brauchen zu diesem Wege zwei Monate, und ein Drittheil der Kameie kommt um. Dieß verminderet natürlich den Handel sehr: es werden nur Sklaven, Elfenbein und Gold ausgeführt, und die Masse der eingeführten europäischen Waaren ist wegen des hohen Preises sehr gering. Die Provinz Dengolah ist durch das Abbrechen des Handels mit Darfur sehr heruntergekommen, und ganze Dörfer sind verschwunden, weil die Karawanen nicht mehr ihre Dattein und Zeuge kauften."

Aus dem Matrosenleben.

5. Der Morgenbesuch.

(Fortsetzung.)

Hans war allerdings nicht recht damit einverstanden, daß sie ein Feuer anmachten, denn wenn sie das auch auf der Nordseite der Insel vorsichtigerweise thaten, so daß es von der jetzt deutlich sichtbaren Küste des festen Landes aus nicht gesehen werden konnte, so mochte der aufsteigende Rauch dort etwa herumstreifenden Wilden leicht verrathen, daß sich hier Fremde aufhielten. Bill wollte davon aber nichts hören, und meinte die schwarzen Schufte würden dann ebenso wenig wissen, ob es nicht Fischer von ihrem eigenen Stamm wären als Weiße, und wenn sie jetzt schon so ängstlich in der Hinsicht seyn wollten, wie das dann nachher werden sollte? Die Fische wurden gebraten und schmeckten ausgezeichnet.

---

durch Vermehrung der Künste des Luxus und der Staatsverschwendung den Geist der Unabhängigkeit und der männlichen Tugenden erschlaffen zu lassen." Indeß wirft auch die Times die Frage auf, ob nicht sein jetziges Thun und Treiben vielleicht nur der Deckmantel sey, um andere Plane darunter zu verbergen.

Am nächsten Morgen wehte ihnen ein schwacher Landwind gerade entgegen, und erst um 10 Uhr konnten sie Segel setzen und den Anker lichten. Die australische Küste trat ihnen jetzt immer klarer und deutlicher entgegen, und sie konnten schon das niedere buschige Gehölz, was ihre Ufer bedeckte, unterscheiden. An der weißen sandigen Bank ließen sich aber keine menschlichen Wesen erkennen, und sie sahen auch niegends Rauch aufsteigen. Der ganze Strich hier schien vollkommen unbewohnt, und Hans, der wieder am Steuer saß, bat Bill, ihm doch das kleine Fernrohr, das gleich oben links in der Kiste lag, herüberzureichen.

„Wenn wir hier nicht mit Wilden zu thun bekommen, finden wir auch kein Wasser," sagte er, nachdem er das Land eine Weile mit dem Fernglase überflogen hatte — „willst du das Glas haben, Bill?"

„Merci," meinte dieser trocken, ohne den Arm nach dem dargereichten auszustrecken, „wenn Brandy drin wäre, ja — mit den Dingern hab' ich mich aber nie recht befreunden können. Siehst du nichts, Hans?"

„Nicht das mindeste," sagte dieser, „das Glas Jean hinüberreichend, und so viel besser, denn da können wir die Gegend ungefähr untersuchen und nachher immer noch thun was uns gefällt."

Gegen Abend stieb der Wind wieder weg, und sie mußten diesmal zu den Rudern greifen, denn es war hier so tief, daß sie nicht einmal hätten ankern können. Mit Sonnenuntergang waren sie etwa noch einen Büchsenschuß vom Lande ab, in vier Faden Wasser, und beschlossen dort auch die Nacht zu bleiben, um sich nicht gerade mit Dunkelwerden einem vollkommen fremden Küstenstrich anzuvertrauen, an dem sie weder die Bewohner, noch die Thiere kannten.

„Was es nur hier für Bestien geben mag," sagte Jean, als sie ihren Anker fallen gelassen, die Segel gebergen und niedergelegt, und ihr Abendbrod auf zwei besonders dazu aufgestellten Weinkisten ausgebreitet hatten, „weiß man denn gar nichts davon?"

Der erste der hier ins Innere eingedrungen ist, und durch den wir einigermaßen Nachrichten von diesem die jetzt noch meist geheimnißvollen Küstenstrich erhalten haben, sagte Hans, war ein Deutscher, ein Dr. Leichhardt, der mit einer kleinen Gesellschaft und mit ausgezeichneter Kühnheit diese Küste die weit gegen Westen besucht hat; diesem nach haben wir hier aber eine ganz andere Thierwelt als im südlichen Australien, und es soll an der nördlichen Küste Krokodile und Büffel geben. Ob wir die auch hier so weit im Osten finden würden, weiß ich nicht, Känguruhs gibt's aber jedenfalls, und deren Erlegung wäre das einzige von dem wir hoffen könnten im Innern zu existiren — sucht aber das Land erst, und wenn Ihr euren Plan durch das Innere zu gehen dann nicht aufgebt, dann seid Ihr die ersten Matrosen oder Fischer, die das Land nicht satt hatten und wieder nach Salzwasser schnappten."

„Unsinn," lachte Jean, „ich will Gott danken wenn ich nur erst einmal wieder vom Salzwasser herunter bin — nein, ich habe mir Australien zu meiner künftigen Heimath erwählt, und je schneller ich Sydney wieder erreiche, desto besser — und nachher nie mehr zur See."

Hans erwiederte nichts, sondern sah nur den Hund an, der am Steuerbord stand, fortwährend nach dem Lande hinüberwinselte und leise knurrte.

„Spring, mein Bursche," flüsterte er und klopfte das schöne Thier auf den Kopf, „was hast du, was gefällt dem Hund nicht, he? — Das Thier wedelte mit dem Schwanz, sah den Fragenden mit seinen Augen gutmüthig an, knurrte noch einmal, aber diesmal wohl aus Wohlbehagen, und legte sich dann wieder im Ring auf seinen alten Platz nieder."

„Er wittert das Land," sagte Jean, „und will hinüber, nun wart, alter Bursche, morgen früh kannst du ihr ein Vergnügen machen."

Hans hatte das Glas wieder aufgenommen und schaute so lange nach der Küste hinüber als es ihm die jetzt rasch eindrechende Dämmerung erlaubte; es ließ sich aber nicht das mindeste verdächtige erkennen, und auf dem blendend weißen Korallensand der das Ufer bildete, hätte ihm der kleinste dunkle Gegenstand, falls er sich nur im mindesten bewegte, augenblicklich ins Auge fallen müssen.

Darüber beruhigt ging er wieder an sein Abendessen und die Wacht wurde, als sich die andern zum Schlafen niederlegten, aufgestellt. Hans hatte die erste Wacht, Jean die zweite, François die dritte, und Bill die Morgenwacht. Timor durfte die ganze Nacht über schlafen.

Als sich die Männer, so gut das der enge Raum erlaubte, ausgestreckt, und für eine gute Rast eingerichtet hatten, sah Hans noch einmal nach seinem Gewehr, setzte frische Zündhütchen auf und legte es zum augenblicklichen Gebrauch an seiner Seite nieder, dann sah er sich seine zusammengerollte wollene Decke unter den Rücken, und schaute, auf diese gestützt, träumend zu den leichten über ihn hinziehenden Wolken und blinkenden Sternen empor, manchmal nur aufhorchend, wenn er irgend ein feines Geräusch zu hören glaubte oder ein aufschnellender Fisch, zweimal auch ein eigenthümlicher Schrei vom Lande herüber, der Ruf irgend eines fernbarstigen Nachtvogels, die Stille unterbrach. Hätte er die sechs dunklen Gestalten gesehen, die still und geräuschlos, aber schnell wie das Wild ihren Wätter durch die hüttern Uferbüsche glitten und nach Osten zum Strand hinaufliefen, dessen hellen Sand zu detecten sie sich aber wohl hüteten, er würde die Stunden seiner Wacht nicht so ruhig verträumt und sich nachher mit so leichtem Herzen zum Schlafen niedergelegt haben. So aber wandte sich sein Kopf bald von der Gegenwart ab — den Kopf in die Hand gestützt und mit den Blicken an den funkelnden Sternen über ihm haftend, dachte er bald seiner Gefahr mehr die ihnen hier drohen konnte — die Bilder der Vergangenheit gingen vor seiner inneren Seele vorüber und die Stunden der Wacht schwanken ihm wie Minuten dahin.

Jean hatte eine Uhr, die der Wachthabende jedesmal in Verwahrung bekam; die ersten drei Wachen verliefen übrigens vollkommen ruhig, und als Bill sich, von François geweckt, aufsichtete, schliefen Hans, Jean und Timor so fest, als ob sie in irgend einer wohl verwahrten und civilisirten Stadt in ihren Betten lägen und dort auch, die Morgens der Kaffee käme, jedenfalls liegen bleiben wollten.

„Hallo," sagte Bill und rieb sich die Augen — was zum Henker, ist's schon zwei Uhr? — ich glaube, ich hätte mich eben erst niedergelegt — es wird entsetzlich kalt Morgens."

„Schon drei Uhr fast, Monsieur," versicherte François, „alles ruhig gewesen!" Damit übergab er dem Wachthabenden die Uhr und rollte sich ebenfalls in seine Decke, die Beine über die nächste Bank streckend, daß der Hund, der dort sein Lager hatte, gerade unter ihm zu liegen kam. Spring mochte das nicht so recht gefallen, daß er auf diese Art eingeschlossen werden sollte; er war die Nacht über mehreremale munter gewesen, und hatte immer höchst aufmerksam nach dem Lande hinübergewindet, und sich nun auch hinfüre die Bahn dazu frei zu halten, suchte er seinen langen spitzen Kopf zwischen des jungen Franzosen Knieen durchzuschieben.

„Couche toi, mon chien," sagte aber François, der nicht im Sinn hatte sich viel von dem Hund stören zu lassen — „nieder mit dir, Alter — nieder — nacrerrer" — und er zog den Kopf herauf und stieß Spring mit dem Hafen gegen den Kopf, daß dieser winselnd zurückfuhr, und sich wieder auf seinen alten Platz niederduckte.

Bill war übrigens zu lange in Australien gewesen, um sich nicht indessen an ein Pferchen gewöhnt zu haben, aus dem sich Matrosen sonst, wenn sie ihren Kautabak haben, gewöhnlich nicht so viel machen. Der allen Dingen Inspite er sich aber erst einmal warm in seine dicke Pilotjacke ein, denn die Morgenluft zog schon scharf von Osten her über das Wasser, schnitt sich dann in der Hand etwa eine Pfeife voll Kautabak klein, klopfte seinen langen ledenen Stummel, schlug Feuer — und wohl eine Viertelstunde lang, denn der Schwamm war feucht geworden und wollte nicht fangen (Bill wußte zuletzt gar keinen Fluch mehr und sagte nur immer bei jedem Schlag, damn it — damn it — damn it, und setzte sich dann mit übergeschlagenen Beinen und die Schulter bequem gegen den kleinen Mast gestützt, in Wachtpositur und quatmte aus Leibeskräften.

(Fortsetzung folgt.)

Gold an der Münze der Vereinigten Staaten. Seit Entdeckung der Goldminen in Californien bis zum Ende Juniud J. wurden 125,850,000 D. an Gold in die Münze gebracht. (Shipp. Gaz. 22 Juliud.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 181. 29 Julius 1852.

V. Langlois beabsichtigte Reise nach Kleinarmenien.

Hr. V. Langlois hat von dem französischen Minister des öffentlichen Unterrichts den Auftrag erhalten eine Reise nach Klein-Armenien zu machen; er soll zuerst nach Konstantinopel, dann nach Cypern gehen, dort sich nach Kleinasien einschiffen nach dem ehemals Ost-Cilicien, früher Klein-Armenien genannten Lande, das im Alterthum und im Mittelalter eine bedeutende Rolle gespielt hat. Die Akademie der Inschriften und schönen Literatur hat auf besondern Antrag des Ministers durch die HH. Lenormant, Hase, V. Paris und Renaud Instructionen für denselben entwerfen lassen, die manches für jene Gegend Interessante enthalten, und wir heben deßhalb nachstehendes Bruchstück aus: „die Schriftsteller des Alterthums versetzen hieher mehrere assyrische Denkmäler, namentlich einen Kenotaph Sardanapals in die Nähe der Stadt Anchiale. Es wäre von Wichtigkeit die eigentliche Stelle dieses Denkmals zu bestimmen. Wenn man von Tarsus gegen NNW über Janifa Bischla und den Cydnus (Tersus-tschai, Mekarlik-tschai) links läßt, so kommt man 6 oder 7 Lieues von Tarsus an einen Ort, Namens Bostanlik Kiöi. Wenn in dem That und an den Ufern des Cydnus sich Ruinen finden, so müssen sie der alten Stadt Mopsukrene angehören, wo Kaiser Constantius starb, als er gegen Julianus Apostata marschierte. Bis jetzt hat noch niemand die genaue Lage von Butentron oder Botenron nachgewiesen, welchen Ort die Geschichtschreiber der Kreuzzüge häufig erwähnen. Wenn Hr. Langlois jenseits Bostanlik Kiöi gegen Norden weiter reitet, so wird er bald in einer tiefen Schlucht sich befinden, wo er den hohen Bulghar-dagh links und Anaficha Kalessi rechts hat; zwischen diesen beiden waren die von den Alten sogenannten cilicischen Thore. Steigt man dann ins That des Sarus hinab, und geht an diesem Fluß aufwärts, so werden sich auf den Felsen links bei der Brücke von Ulköpri die wahrscheinlich noch bedeutenden Reste einer byzantinischen Feste finden, welche den Namen Podandus führte, und vermuthlich das Botentron der Kreuzfahrer ist. Die Entfernung von Mopsukrene nach Podandus ist in gerader Linie 7 bis 8 Lieues, aber die Windungen der Straße in den Schluchten des Taurus werden sie wahrscheinlich viel größer machen.

„Der vielfache Verkehr der armenischen Christen mit den Kreuzfahrern läßt einen Einfluß der Kunst des Occidents auf diese Länder vermuthen. Man besitzt über die religiösen Denkmale, welche unter der armenischen Dynastie der Rupenen erbaut wurden, noch nichts, und es ist zu hoffen daß die Ruinen der Stadt Sis, der Hauptstadt der Rupenen, einige wichtige Proben liefern werden. Die numismatische Erfahrung des Hrn. Langlois wird es ihm erleichtern an Ort und Stelle neue oder wenig bekannte Münzen zu sammeln, griechische, römische, arabische aus der Selbschukidenzeit, so wie von den kleinen türkischen Dynastien Caramaniens, vor allem aber die zweisprachigen, armenisch-arabischen Münzen, die einen unvergleichlichen Beweis arabischer Herrschaft über diese armenischen Fürsten bilden; vielleicht finden sich auch Münzen von Fürsten der Kreuzfahrer oder von lateinischen Mönchsorden, welche in Ermangelung anderer Documente Aufschluß geben können über die Fortschritte der westeuropäischen Krieger in diesem Theile Asiens. Hinsichtlich des Marsches der Kreuzfahrer sind in diesem Lande noch interessante Studien zu machen. Es wäre zu wünschen, daß Hr. Langlois von Cilicien aus östlich an die Ufer des Euphrat nach den Ruinen der Stadt Rum Kaleh ginge, welche geraume Zeit die Residenz eines armenischen Patriarchen war. Dieser Ausflug würde ihm Gelegenheit geben bis Edessa vorzudringen, welche Stadt für Alt- und Neuarmenien, für das heidnische und christliche, so reich an Erinnerungen ist. Bei dieser Gelegenheit könnte er auch einen Blick auf den jetzigen Zustand der sabäischen Bevölkerung von Harran werfen.

„Die Geographie der griechischen Städte östlich vom Tarsus ist noch sehr unvollständig, und es sind in dieser Beziehung noch bedeutende Entdeckungen zu machen. Nach den Berichten neuerer Reisenden ist die griechische Bevölkerung zu Selefkeh (Seleucia ad Taurum), zu Tarsus, Adana, Messis (Mopsuestia) und Marasch noch nicht erloschen; es scheint sogar, daß sie an einigen Orten ihre kirchlichen Einrichtungen behalten hat. Man müßte sich an die griechischen und armenischen Geistlichen wenden, um Einsicht in die wenigen Manuscripte zu erhalten, die sich vielleicht in ihren Kirchen finden. Vielleicht gibt es Reste von Chroniken. Die Geschichte der christlichen Bevölkerungen Kleinarmeniens vom 11ten Jahrhundert an ist so wenig bekannt, daß mit der Entdeckung irgend neuer Documente dieser Art der Wissenschaft ein wahrer Dienst geleistet würde."

Zeitbetrachtungen.

(Fortsetzung.)

Wir haben hier die Erklärung, warum das Journal des Debats so harmäßig schweigt, und weßhalb die Fusion durchaus keine Fortschritte machen wollte. Sehr verständige und gemäßigte Leute, zu denen wir die Redacteren des Journal des Debats und der Revue des deux Mondes doch wohl rechnen müssen, finden das Verfahren der Legitimisten in seiner Weise klug und zweckgemäß. Die Regierung scheint gleichfalls dieser Ansicht zu seyn

und zu glauben, daß sich die Legitimistenpartei selbst ruinire und unmöglich mache, darum hört man seit einiger Zeit wenig mehr von Verfolgung legitimistischer Journale, wogegen dem Journal des Debats ein einziges Wort über die Ministerkrise eine officiöse Warnung zuzegogen hat. Seine Partei, welche dem jetzigen System von Gewaltherrschaft principiell feindlich ist, weil sie es für unmöglich hält, die erstarkte Nation auf die Dauer von der Theilnahme an der Leitung ihrer Angelegenheiten auszuschließen, welche eben darum dem Legitimismus widerstrebt, weil dieser unklug genug ist, seine Vorliebe für eben dieß System an den Tag zu legen, — diese Partei, welche ihrer innersten Ueberzeugung nach in dem jetzigen Regime nur eine vorübergehende Erscheinung sehen kann, die eben darum neue Katastrophen über Frankreich bringen muß, diese ist es, welche von dem jetzigen Regime principiell verfolgt wird, und keine Gnade von ihm zu erwarten hat. Dieser Partei gehört auch die Mehrzahl derer an, welche von der Regierung entlassen wurden oder freiwillig zurücktraten, ohne dazu eine Weisung aus Frohsdorf oder Claremont zu erwarten.

Inzwischen zieht Prinz Ludwig Napoleon aus den Fehlern der Legitimisten, aus dem erzwungenen Schweigen der Orleanisten und der Abneigung der Mehrzahl der Franzosen gegen die Republik seinen Vortheil. Die Aufnahme die er in Straßburg gefunden; die Begrüßung, welche dort dem Herrscher des mächtigen Frankreich von Seite der benachbarten Staaten zu Theil geworden; die Möglichkeit, von jetzt an Truppen in kürzester Frist an und über den Rhein zu werfen, wie nach Belgien; die Spaltung in Deutschland, aus der Frankreich von jeher seinen Vortheil gezogen; das Verfahren, das die französische Regierung in letzter Zeit hinsichtlich Belgiens eingeschlagen, und das mit den vor etwas mehr als einem Monat ausgesprochenen Drohungen der „Kriegsfeder“ Graniers de Cassagnac so gut harmonirt — alles das ist geeignet Aufmerksamkeit zu wecken, wenn man auch gerade nichts darin sehen will, als das Bestreben sich Möglichkeiten für die Zukunft offen zu halten. So wird es denn auch in Belgien aufgenommen, wo die Regierung nicht abläßt, die ganze Umgebung von Antwerpen in ein stark befestigtes Lager umzuwandeln. Eine solche Vorsorge kann nicht schaden, und ist auch leicht in Ausführung zu bringen; aber andere Dinge nehmen die Aufmerksamkeit in höherem Grade in Anspruch, und scheinen der belgischen Regierung mehr Sorge zu bereiten. Schon Granier hat die Drohung ausgestoßen, daß man Belgien bei Gelegenheit des bald, nämlich schon am 10 August, zu Ende gehenden Handelsvertrags zu fassen suchen werde. Das scheint jetzt im besten Gange zu seyn. Nachdem allem aufgeboten worden, um auf die Wahlen einzuwirken, was, geiegentlich bemerkt, nur in geringem Maaße gelungen ist, und ohne die schroffe Stellung welche das Ministerium seinen Gegnern gegenüber eingenommen, wahrscheinlich kaum so weit gelungen wäre, erhob man bei den Unterhandlungen über die Erneuerung des Handelsvertrags Schwierigkeiten über Schwierigkeiten: deutlich liegt die Absicht vor, dem jetzigen belgischen Ministerium Hindernisse zu bereiten, aber gegen ein anderes, den Wünschen Frankreichs genehmeres sich nachgiebiger zu erweisen. Vor dem Ausgang der Wahlen, die dem Ministerium allerdings einige Stimmen genommen haben, aber ihm noch immer eine anständige Majorität ließen, ist das Ministerium nicht zurückgetreten, denn sonst hätte es seinen Rücktritt einen Monat früher ankündigen müssen; sein Rücktritt ist veranlaßt durch die von Frankreich bezüglich des Handelsvertrags erhobenen Schwierigkeiten. Der Rücktritt muß den König in nicht geringe Verlegenheit setzen, denn der eigentlich katholischen Partei kann er das Ministerium nicht übergeben, da sie die Mehrheit in der Kammer nicht hat, und da auch sie der öffentlichen Stimme nachgeben und weitere Concessionen an Frankreich verweigern müßte. Deßwegen sucht man ein Mittelding zu Stande zu bringen: man will den alten Diplomaten Graf Lehon zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten machen, aber Graf Lehon hat keine Lust, eben so wenig Hr. Liedts, der die Unterhandlungen in Paris geleitet, und den wahren Stein des Anstoßes am besten kennen muß, Hr. Leclercq vom Cassationshofe oder Hr. Lebeau, der alte Verbündete Hen. Rogiers, der aber sich doch in der neuern Zeit nicht so vorangestellt hat. Alles ohne Ausnahme tritt vor dem eigentlichen Streitpunkt zurück, der nicht in den innern seit Jahren sehr gebesserten Verhältnissen Belgiens, sondern in den äußern liegt. Die alten französischen Ideen eines Zollvereins mit Belgien haben ihre Kraft noch nicht verloren, im Gegentheil, sie haben, wenigstens in Frankreich selbst, Aussicht auf Erfolg gewonnen, denn schwerlich würden jetzt die Industriellen Frankreichs über die Regierung so viel vermögen, Anträge, wie sie Belgien vor zehn oder zwölf Jahren wahrscheinlich angenommen hätte, jetzt noch zurückzuweisen, um nicht einige Fabrikunternehmen Frankreichs zu gefährden; die französische Regierung würde allenfallsige temporäre Inconvenienzen der Industriellen weit weniger in Anschlag bringen, als die Erreichung eines politischen Zweckes. Die belgische Regierung, welche die Unterhandlungen über die Erneuerung des Handelsvertrags aus begreiflichen Gründen vorerst zuförderst hat, trug auf eine Verlängerung desselben um etliche Monate an; es scheint aber nicht, daß die französische Regierung auf dieß Verlangen eingehen wird, das allerdings nur den jetzigen belgischen Ministern zu gute käme, die sie eben gern entfernen möchte. Vielleicht hat die Ernennung des Hrn. Drouyn de Lhuys, eines geschickten Diplomaten an die Stelle des Grafen Turgot, der gar sehr geneigt gewesen seyn soll, seinen alten Cavallerieſäbel zur Schlichtung diplomatischer Fragen zu gebrauchen, mit ihren Grund in diesen Unterhandlungen, in welchen das französische Cabinet sehr vorsichtig auftreten muß, wenn es nicht auf der einen Seite die Engländer vor den Kopf stoßen, auf der andern Belgien zu sehr dem Zollverein entgegentreiben will. Wäre letzterer, was er seyn sollte, eine Anstalt der Gesammtnation, so wäre die Krisis in Belgien schnell vorüberzuführen, oder vielmehr sie wäre gar nicht gekommen; so aber wirft die Zerrüttung der deutschen Verhältnisse auch auf die politischen Zustände seiner Nachbarländer höchst nachtheilig zurück. Der baldige Ausgang der ministeriellen Krise und die Beilegung des Streits über den Handelsvertrag kann einem Maaßstab von dem Einfluß abgeben, den Frankreich, dem offenen Widerstreben der Nation gegenüber, auf Belgien auszuüben vermag. Zum Glück scheint in Belgien die Ansicht so allgemein gegen Frankreich zu seyn, daß die Beschuldigung, zu ihm hinzuneigen, selbst den entschiedensten Freunden des Ministeriums nur selten über die Lippen kommt und von den Gegnern als eine Beleidigung mit Empfindlichkeit zurückgewiesen wird. Uebrigens ist auch die Zeit vorbei, wo man Belgien wegen der Feage Flanderns so leicht zu jeder Nachgiebigkeit treiben konnte. Der Absatz der Leinwand auf Flandern nach Frankreich hat seit 14 Jahren fortdauernd abgenommen; [1] man hat zudem Berechnungen über die Verluste Frank-

[1] Im J. 1836 betrug die Ausfuhr von Linnen 4,112,957 Kil., wovon Frankreich allein 4,062,802 nahm; im J. 1851 betrug die Ausfuhr noch 1,305,569 Kil., aus Frankreich nahm davon nur 518,543 K. Die Abnahme erfolgte ganz allmählich.

reichs und Belgiens bei einem Aufhören des jetzigen Handelsvertrags einander gegenüber gestellt, und gefunden, daß Frankreich wahrscheinlich noch mehr leiden würde, da seine Ausfuhr namentlich Fabricate und Wein sind, während die Hauptmasse der belgischen Ausfuhr in Rohstoffen besteht, die Frankreich selbst nicht entbehren kann.

Belgien ist ein Geschöpf der Zeit, wo man alle großen Schwierigkeiten auf die lange Bank schob und flickte, ein Compromiß zwischen den großen Mächten, die sich nach Erschaffung dieses Staats um den Einfluß auf denselben stritten. Man kann den belgischen Staatsmännern und namentlich dem König selbst die Anerkennung nicht versagen, daß sie sich in den vielfach verwickelten Verhältnissen mit großer Klugheit benahmen. Wäre die äußere Lage des Staats so sicher festgestellt, daß man in dieser Beziehung nur Einen Weg zu wandeln hätte, so würden die innern Kämpfe beseitigen, worunter das Verhältniß der Geistlichkeit zum Staate den ersten Rang einnimmt, in dem Lärm der allgemeinen europäischen Verhältnisse wenig Aufmerksamkeit erwecken, so sehr sie auch in manchen Beziehungen solche verdienen, aber der diplomatische Grundpfeiler des Staats, die ewige Neutralität, ist gerade der, an dessen Festigkeit niemand glaubt. Frankreich hat seit Beilegung des Streits zwischen Holland und Belgien dahin getrachtet, die Festungen, welche einst die heilige Allianz durch die Hand Hollands gegen Frankreich errichtete, schleifen zu lassen; doch wohl aus keinem andern Grunde, als damit das Land einmal dem Anmarsch eines französischen Heeres offen stehe. England hat, wie mehrere belgische Journale vor Jahren mit Bitterkeit bemerkten, stets zu verhindern gesucht, daß die in der That ziemlich große Armee zur Erleichterung des Budgets vermindert werde; dieß geschah jedenfalls nur in der Absicht, im vorkommenden Falle eine schlagfertige Armee an der Scheldе gegen Frankreich zur Verfügung zu haben. Nach dem 2 December haben die sehr unzweideutigen Schritte der französischen Regierung gezeigt, welches Schicksal Belgien bevorstehe, wenn es sich nicht in militärische Verfassung setze. Belgien war also genöthigt, der ihm zugesicherten ewigen Neutralität kein Vertrauen zu schenken, und da ihm ein Verlust seiner Unabhängigkeit wohl von Westen, aber nicht von Osten drohen konnte, so mußte es sich als die Avantgarde einer östlichen Defensivallianz betrachten; dieses Wort soll selbst in diplomatischen Noten ausgesprochen worden seyn, was man französischerseits der belgischen Regierung sehr übel nahm. Diese Lage der Dinge macht, daß kein mögliches belgisches Ministerium den Wünschen Frankreichs entsprechen kann, denn weder die öffentliche Meinung in Belgien, noch die Verhältnisse Englands und Preußens würden ein solches Ministerium gestatten. Indem man also von französischer Seite nach Granier de Cassagnacs Andeutungen Belgien in den commerciellen Angelegenheiten Hindernisse und Schwierigkeiten in den Weg legt, kann nur die Absicht zum Grunde liegen, Volk und Regierung durch die dem ersteren in Aussicht gestellten Handelsvortheile zu entzweien. Da man nun den Knoten nicht schnell durch den Cavalierstäbel des Herrn von Turgot durchhauen kann, so soll ein geschulter Diplomat, wie Hr. Drouyn de Lhuys, die Arbeit verrichten.

Die Entwicklung dieser Verhältnisse zu beobachten, wird um so mehr Interesse gewähren, als man daraus entnehmen kann, wie weit die französische Regierung für jetzt gesonnen ist, an dem vor 20 Jahren abgeschlossenen europäischen Compromiß zu rütteln. So sehr dieß den alten Traditionen Frankreichs gemäß seyn und dem unmittelbar vor Augen liegenden Interesse desselben entsprechen mag, so wenig ist dieß Rütteln im allgemeinen europäischen Interesse, weil man aus dem mühsam erhaltenen und geflickten Bau der jetzigen „europäischen Territorialeintheilung“ keinen einzelnen Stein herausreißen kann, ohne daß möglicherweise, und selbst wahrscheinlicherweise der ganze übrige Bau nachstürzt. Diejenige französische Regierung, welche dieß nicht erwägt, zeigt, daß sie wohl „das nächste mit dem nächsten klug verknüpfen“ kann, nicht aber die allgemeine Lage Europa's, die einen mächtigen Rückschlag gegen Frankreich herbeiführen könnte, ins Auge faßt.

Wir brauchen keinen Elihu Burrit als Friedensprediger, denn mehr als aller Apostelritter wirkt das eigene Interesse vieler Hunderte, die in den einflußreichsten Stellen stehen, aber der alte Bau des europäischen Gleichgewichts ist so schadhaft, daß man alle möglichen Stützen anlegen muß. Fällt es nun einer Regierung, und noch dazu einer so mächtigen, wie der Frankreichs, ein, daran zu rütteln, so ist die Gefahr, welche dem alten Bau droht, nicht gering. Man hat seit langen Jahren immer nur die revolutionäre Partei in Frankreich beschuldigt, sie wolle die europäische Ordnung stören, jetzt kommt der Bändiger der revolutionären Partei, der Retter Frankreichs, wie er sich officiell titulirt läßt, und rüttelt schlicht an dem alten Bau. Der große Unterschied zwischen ihm und dem Napoleon des Friedens, Ludwig Philipp, liegt darin, daß letzterer gewiß bei einer sich bietenden Gelegenheit nicht blöde zugegriffen hätte, um die „natürlichen Gränzen Frankreichs“ wieder herzustellen, daß er aber schlau wartete, bis die Elemente des Zerwürfnisses im übrigen Europa sich entwickelten, um dann zur rechten Zeit dazwischen zu treten, und seine Allianz möglichst theuer zu verkaufen; Prinz Ludwig Napoleon fühlt das Bedürfniß seine Nation zu beschäftigen, ihren Neigungen zu schmeicheln und steht auf dem Punkte ein sehr gewagtes Spiel zu spielen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Matrosenleben.

5. Der Morgenbesuch.

(Fortsetzung.)

Durch das Feuerschlagen war Timor geworden und richtete sich ebenfalls auf, es schien ihm aber zu frisch aufzustehen, und bald im Schlaf sah er nur einmal über den Bootsrand weg, neben dem er lag, nach dem Lande zu, und wickelte sich dann wieder, so warm es ihm möglich war, ein.

Bill wußte nun allerdings recht gut, daß er die Wacht hatte und nicht allein munter bleiben, sondern auch aufpassen mußte, aber es war ihm nur eine höchst unbestimmte Idee, auf was eigentlich. Canoes hatten sie am Abend vorher nicht gesehen, und so dunkel wie es jetzt geworden war, sollte es den Wilden, wenn überhaupt welche an der Küste hausten, sehr schwer werden das fremde Boot zu finden; keinenfalls hätten sie aber so geräuschlos hinrudern können, daß sie von ihm nicht bemerkt wären, und in dieser Hinsicht fühlte er sich auch vollkommen beruhigt. Das Wetter sah ebenfalls günstig aus, denn obgleich sich am Himmel hie und da dichte Wolken sammelten, versprachen die mehr einen möglichen Regenschauer als viel Wind. Uebedieß lagen sie hier durch das Land buchtune geschützt, und brauchten nicht das mindeste für ihre kleine Boot zu befürchten. Die Wacht versprach also, ebenso wie die übrigen drei, ohne das mindeste außergewöhnliche abzuklaren; nichtsdestoweniger setzte er sich so, daß er den schmalen Wasserstreifen, der zwischen dem festen Land und ihrer Zelle lag, vollkommen übersehen konnte, und qualmte, den rechten Ellbogen auf das rechte übergeschlagene Knie gestützt, seinen Tabakskampf in regelmäßigen Puffen dem Morgenwind entgegen.

So mochte es vier Uhr geworden seyn, Bill hatte sich seine dritte Pfeife gestopft, und im Osten zeigte sich eben der erste graue Dämmer-

schein des nahenden Tages. Der Schimmer war aber dießmal nicht gefährlicher gewesen als das erstemal, und Timor, der überdieß die ganze Nacht vorteilhaft geschlafen und auch am Schiff daran gewöhnt war, weiß um diese Zeit aufzustehen und Kaffee zu kochen, richtete sich auf den Ellbogen in die Höhe und frug leise, die anderen nicht zu stören.

„Wie viel Uhr, Tuwan Bill — wird's schon Tag? es muß noch früh seyn?“

Bill, überhaupt kein großer Freund von vielen Worten, zeigte mit der Pfeifenspitze nur gerade nach Osten hin und sagte, indem er den Kopf ebenfalls dorthin drehte — „kennst eben.“

Timor folgte seiner Bewegung und schaute mehrere Minuten lang schweigend nach dem östlichen Horizont hinüber, das Wachsen des lichten Streifens zu beobachten. Plötzlich richtete er sich aber ein wenig höher auf, machte sich seinen rechten Kem frei, rieb sich die Augen und schaute wieder unverwandt nach der Gegend hin, er faßte zugleich Bills Knie und drückte es leise —

„Tuwan Bill,“ flüsterte er dabei, doch so geräuschlos, daß die Laute kaum zu des Mannes Ohr drangen — „was ist das dort — Fische?“

Will drehte den Kopf hoerhin, wohin der junge Malaye zeigte und sah allerdings gerade in diesem Augenblick einen dunklen Gegenstand über dem Wasser vorkommen — aber er bob sich nur höchstens einen Fuß über die Oberfläche, glitt etwa zwei oder drei Fuß darüber hin und verschwand dann wieder.

„Timmier,“ sagte Bill laut, als gleich darauf vier oder fünf breite Felsen Kem ersten folgten, „es sind Fische, Timor, mit denen können wir uns jetzt aber nicht einlassen, wenn wir am so einen soll fämen, schlepote uns der mit Anker und allem, Gott weiß wohin.“ Er nahm seine alte Stellung wieder ein und rauchte ruhig weiter, während Timor eine Weile die Fische beobachtete. Sie kamen nach kurzer Zeit noch einmal zum Vorschein — etwas näher dem Boote zu, wo auch eine ziemliche Menge Seetang, an einen der vorragenden Korallenfelsen wahrscheinlich, an- und festgeschwemmt war. Der Tang bildete dort eine welle, dunkle Masse, die Tag war aber noch nicht weit genug vorgerückt, mehr als einen schwarzen schattigen Streifen davon erkennen zu lassen; der Tang lag nach NO zu.

Es ist vielleicht nöthig den Leser hier darauf aufmerksam zu machen wie das Boot zu der Küste gestanden hatte. Die australische Küste, an deren nördlichem Ufer sie sich hier befanden, streckte sich von Osten nach Westen hin und bildete dadurch die südliche Bank der Torresstraße. Der vorherrschende Wind war in dieser Jahreszeit der Ostwind, und die Strömung setzte deßhalb auch, durch Ebbe und Fluth nur wenig beherrscht oder geändert, in ziemlicher Stärke nach Westen. Das kleine Boot „eilt“ vor seinem Anker der es festhielt, während es zugleich der Strömung, so weit es der Anker ließ, nachgab, und deßhalb mit seinem Bug gerade nach Osten, vielleicht einen Strich nach südlich zeigte, da eine gerade hier oberhalb liegende kleine Bucht die Strömung gewissermaßen aufgefangen hatte, und da wo sie lagen, in die Straße zurückführte. Die Steuerbord oder Starboordseite des Bootes zeigte deßhalb nach dem Lande, die Backbordseite nach der offenen Straße hin.

Timor, der vorn im Bug kauerte, fing an zu feieren; die Morgenluft war, trotz der niederen Breite in der sie sich befanden, ziemlich frisch, und er wickelte sich wieder in seine Decke, die Fische wollten ihm aber doch nicht aus dem Kopf, und ehe er sich aufs neue hinlegte, warf er noch einen Blick nach dem Tang hinüber, wo sie verschwunden waren. Der genue Steuerlen im Osten war indessen auch etwas breiter und lichter geworden, ohne jedoch noch mehr zu vermögen als einen matten fahlen Schein auf das sonst faß spiegelglatte Wasser zu werfen, was eher das Auge blendete als ihm die Gegenstände unterschieden half. Trotzdem glaubte er sich wieder etwas nach jenes Richtung hin bewegen zu sehen, und zwang noch einmal auf, stieg auf die vordere Bank und schaute scharf hinüber.

„Das sind im Leben keine Tümmler,“ murmelte er dann sür sich, auf malayisch — das sind entweder Schildkröten oder andere Fische, und vielleicht kommen sie dicht aus Boot heran, daß wie einen mit dem Eiser (eine kleine fünf- oder dreizackige Harpune) erreichen können — ich will wenigstens alles fertig machen; der Eiser lag aber mitten im Boot und die Spitzen Kaken unter dem hinteren Sitz, damit sich nie mand die Nacht hineinreißen konnte. Um ihn zu bekommen mußte der junge Bursche über Francois wegsteigen, und die Stange jetzt bedend und vorsichtig, konnte er nicht verbinden, daß er Hans anstieß und weckte; dieser, als er sich berührt fühlte, sahr rasch in die Höhe und frug was es gäbe?“

„O nichts,“ sagte der Malaye leise, „legt Euch ruhig wieder hin, ich wollte nur die Harpune vorholen und bin ungeschickt dabei gewesen — es sind Fische da, die vielleicht zum Boot heankommen.“

„Was für Fische, Timor?“ sagte Hans, sich die Haare aus dem Gesicht streichend und seine Mütze, die ihm im Schlaf heruntergefallen war, wieder aufsetzend —

„O ich weiß selber noch nicht, ich kann nur sehen wo sie sich bewegen,“ entwederte Timor — sie schienen hier ums Boot herein zu spielen und kommen vielleicht näher. Timor sprach mit Hans gewöhnlich in seiner eigenen Sprache, und deßhalb lauter mit ihm als den anderen.

Hans richtete sich auf und warf einen Blick um sich, er schaute nach den sich lichtenden Wollen und dem noch dünnen vor ihnen liegenden Rüstenstreifen hinüber; Timor aber, der glaubte daß er den Platz suche wo die Fische wären, zeigte mit dem Kem nach dem Tang hinüber, der aber jetzt vollkommen ergungelos blieb; der Tang konnte etwa 60 Schritt von ihnen entfernt seyn.

„Da war aber etwas, mehr nach dem Lande zu,“ sagte Hans, dessen Blick unwillkürlich der Richtung gefolgt war, die ihm Timors Arm bezeichnete — das muß ein großer Fisch gewesen seyn, und ich hätte gar nicht geglaubt, daß sich die so weit nach dem Lande zu verlieren; wirf ja nicht die Harpune nach solch einem Burschen, wenn er hier herankommen sollte, Timor, denn entweder riß er dich selber mit über Bord, oder wir sehen nie etwas von dem Eiser wieder, und es ist der einzige den wir mit haben — halt da wieder — er will zwischen dem Lande und uns durch.“

Der Fisch ging aber tief und kam nicht wieder auf, wenigstens nicht daß es Hans und Timor bemerkt hätten. Durch das Sprechen war aber auch der Hund munter geworden, und wollte sich nicht länger eingesperrt halten lassen und François mußte ihn herauflassen; dadurch munter gemacht, richtete sich dieser ebenfalls auf, und tief drei zu anderen beiden seinen guten Morgen zu.

„Qu'est — ce que c'est ça“ — tief er aber plötzlich, den Kem nach dem Lande ausstreckend — „des poissons.“

„Nein, bei Gott nicht!“ rief Hans, der bei dem jetzt deutlich zu ihnen herüberschallenden Plätschern den Kopf rasch herthin drehte — „das sind keine Fische — das ist ein Schwarzer, und ich habe doch niemand ins Wasser steigen sehen.“

„Wo?“ rief Will, und richtete sich rasch in die Höhe, auch Jean wurde munter, und der Hund, der das Plätschern ebenfalls gehört, streckte die Nase gegen den Wind auf und bellte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stadt Kola ist nur etwas über eine Werst (1500 Schritte) und wenn man einen schmalen, nur zwei Klafter langen mit Holz gepflasterten Weg eine Straße nennen kann, so kann sich Kola einer solchen rühmen. Die ganze Breite der Stadt beträgt nur 70 Klafter, und die Zahl der Häuser, wovon man mehr als die Hälfte nur Hütten nennen sollte, 132; steinerne Häuser gibt es gar nicht. Kola ist sehr öde, namentlich im Sommer wo der größte Theil der Bewohner (273 Männer und 493 Weiber) nach Archangel und Cholmogor ziehen; nicht ganz die Hälfte bleibt zurück. Vor 1809 war die Einwohnerzahl viel größer, die Verheerungen durch die Engländer aber in den genannten Jahr und eine ansteckende Krankheit im J. 1811 haben sie sehr herunter gebracht. (Nordische Biene. 8 Julius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 182. 30 Julius 1852.

Der Wind „el Volcan", in den Cibaobergen Hayti's.

Das Athenäum vom 24 Julius enthält eine Mittheilung über einen Besuch Sir R. Schomburgk's in dem sogenannten Constanza-Thal in den Cibao-Bergen Hayti's. Das Thal führt seinen Namen von einer indianischen Königin Constanza, deren Namen sich in der Sage mit erhalten hat, von der man aber sonst nichts weiß. Die Reste von „La casa de la Reyna Constanza" bestehen in zwei Erdmauern, die 6' hoch, 286' lang und 161' auseinander stehen, sonst aber nichts Besonderes bieten. Daß hier in der Nähe Indianer in großer Anzahl gehaust haben müssen, ergibt sich aus dem Umstand, daß Schomburgk einen indianischen Begräbnißplatz sah, der wohl vorher noch von keinem Europäer betreten worden war, und einige tausend Gräber enthalten mochte. Das merkwürdigste was Schomburgk, abgesehen von seinen botanischen Bemerkungen, berichtet, ist was er über einen eigenthümlichen verderblichen Wind sagt, der den Anbau des Thals vielfach hindert. Sir R. Schomburgk hatte schon in Le Vega von einem merkwürdigen Wind gehört, welcher zuweilen eintrete und durch seine eisige Strömung die Blätter der Bäume und alle Pflanzen von zarterem Wuchs zerstöre. Der Todeshauch erscheint in der Nacht, ohne vorhergehende Warnung, wenn der Himmel klar und die Luft still ist. Sein Lauf läßt sich deutlich verfolgen, ob er gleich in seiner Richtung wandelbar ist. Er kommt indeß gewöhnlich im December und Januar von den östlichen hohen Bergen herab, streicht über das Thal, und scheint sich an den gegenüberliegenden Höhen zu erschöpfen. Am Morgen sind die Blätter aller Bäume, mit Ausnahme der Fichtennadeln, gelb und fallen, und in einem bis zwei Tagen bieten die Zweige ein Bild unsers nordischen Winters. Die schönen Stengel der Bananen und Pilangs sinken zuerst und fallen dann, da ihre Gefäße mit einer wässerigen Flüssigkeit überfüllt sind. Ein gleiches Schicksal trifft alle andern Küchenpflanzen. Dieser Wind führt den Namen „Vulcan," weil die Vegetation eine gelbliche Färbung annimmt, wie von Feuer, so wenigstens versichert einer der Thalbewohner. Dieß Phänomen sei Hrn. Schomburgk besonders auf, da die absolute Höhe nicht annehmen läßt, daß der Wind so kalt sey, um solche Verheerung anzurichten. Man kann ihn wahrscheinlich nur localen Ursachen zuschreiben, zu deren Untersuchung Hr. Schomburgk keine Zeit übrig hatte. Als er bei seiner Rückkehr nach Jarabacoa und La Vega nähere Nachforschungen anstellte, sagte man ihm, daß man aus der kalten trockenen Luft, welche selbst am Fuße der Berge vorherrsche, immer wisse wann der Vulcanwind über das Thal von Constanza hingeweht habe. Manchmal gehen Jahre vorüber, ohne daß diese Erscheinung eintritt, zu andern Zeiten tritt sie mehrmals in einem Jahre ein.

Zeitbetrachtungen.

(Fortsetzung.)

Während in Belgien das Auftreten Frankreichs ein ernstes Zusammenhalten aller Theile hervorruft, und diejenigen welche man beschuldigt, zu Frankreich hinzuneigen oder ihm auch nur besondere Concessionen machen zu wollen, eben dadurch von der Leitung der Angelegenheiten ausgeschlossen werden, entbrennt in Dänemark, das sich doch als Sieger brüstet, ein innerer Kampf, dessen Ausgang sehr zweifelhaft ist, und welcher mehr als alles andere zeigt, daß ein fester Zusammenhang der einzelnen Theile nicht vorhanden ist, und daß es auf dem Punkte steht, ein Spielball fremder Mächte zu werden. Man hat oft die Eiderdänenpartei, welche man geradezu am Ruder ließ, solange es galt die Ansprüche Deutschlands zu bekämpfen, eine im wesentlichen revolutionäre Partei genannt. Wir wollen dieß, obwohl mit der Eiderdänenpartei und ihren Bestrebungen keineswegs einverstanden, nicht eigentlich behaupten; sie gebärdet sich aber gegenwärtig gerade so, und man kann in diesem Gebahren sehr leicht die falsche Stellung erkennen, in die sie sich hineingearbeitet hat, und worin ihr, die sich gegen Schleswig zum Werkzeug fremder Plane hergegeben, so ziemlich das gleiche Schicksal droht. Ihr Zweck war Dänemark bis zur Eider in Einen Staat zu vereinen, Holstein möglichst seinem Schicksal zu überlassen, das übrige aber durch eine sehr demokratische Verfassung mit überwiegender parlamentarischer Gewalt zusammenzuhalten. Um dieß zu erreichen, hätte aber Schleswig völlig der dänischen Verwaltung übergeben werden, und seine Repräsentanten nach Kopenhagen schicken müssen. Das ging nicht, weil es im Interesse fremder Mächte lag, Holstein nicht so eng dem deutschen Bunde und einem möglichen deutschen Zollverein einzuverleiben. Sollte nun beides mit Dänemark vereint bleiben, so hätte man, um die constitutionellen Bestrebungen der liberalen Partei in Dänemark durchzuführen, auch die Repräsentanten von Holstein nach Kopenhagen berufen müssen. Das ging wiederum, abgesehen von andern Hindernissen, schon darum nicht, weil dann möglicherweise ein Uebergewicht deutscher Abgeordneten in Kopenhagen stattgefunden hätte. Soll also Schleswig und Holstein bei Dänemark verbleiben, so mußte man die besondern Rechte und Verhältnisse der beiden wenigstens einigermaßen berücksichtigen, also eine besondere Verfassung für sie einführen. Dann aber kann das dänische Parlament nicht mehr über das ganze Land verfügen, und sinkt der Natur der Sache nach zu einer Provincialrepräsentation herunter, während das Ministerium über den Gesammtstaat gebietet. Dieser Sachlage muß sich entweder der dänische Reichstag fügen oder aber Schleswig und Holstein ganz als eroberte Provinzen behan-

deln, deren Verwaltung durch dänische Beamte geführt, und völlig von dem dänischen Reichstag centralisirt wird. Das wäre nun zwar der eiderdänischen Partei nicht unwillkommen, aber das Gewicht der beiden Herzogthümer den übrigen dänischen Staaten gegenüber ist zu groß, und der Adel in denselben hat zu viel Einfluß in fremden Ländern und in Dänemark selbst, als daß ein solches Unterthänigkeitsverhältniß sich so ohne weiteres durchführen ließe, und so steckt die Eiderdänenpartei recht eigentlich zwischen Thür und Angel.

Man kann sich daraus die Gehässigkeit der Eiderdänenpartei gegen den schleswig holsteinischen Adel leicht erklären, ebenso die Bevaupfung, daß es darauf abgesehen sey, „die demokratische Constitution umzustürzen und eine neue aristokratische mit einer erblichen deutsch-dänischen Pairskammer zu bilden", und die geringe Freude, welche sie über den Abschluß des Londoner Tractats empfindet. Man hatte eine Zeitlang nicht übel Lust, die Gebrüder, wenn sie der Constitution gemäß dem Reichstag vorgelegt wird, in einem dem Londoner Protokoll entgegengesetzten Sinne zu entscheiden, weßhalb der präsumtive Thronfolger erinnert wurde, daß er „rechtlich" noch gar nicht Thronfolger sey; indeß ist man doch bei der gänzlichen Hoffnungslosigkeit dieses Schrittes davon abgekommen, wie aber die Gesinnung ist, davon mag nachstehender Auszug des Briefes eines Eiderdänen im Altonaer vom 3 Julius zeugen. Daselbst heißt es: „was den Tractat selbst angeht, so verkennen wir keineswegs dessen Bedeutung unter den gegenwärtigen Umständen, besonders da durch die Abmachung der Erbfrage der beste Ausgangspunkt für einen künftigen Aufruhr abgeschnitten ist. Es wird künftig keine ehrgeizigen Beälenden mit zweifelhaften Rechten mehr geben, welche die Gemüther in den Herzogthümern entzünden können. Da aber die Anhänger des jetzigen Ministeriums Freudenschüsse abfeuern und Halleluja singen über den diplomatischen Sieg, den unsere Regierung durch die Beendigung dieser Sache gewonnen hat, so begreifen wir in der That diese Freude nicht. Haben die Erfahrungen der letzten Jahre und sanft nichts gelehrt, so haben sie uns mindestens gezeigt, daß die Rolle, welche die „verbrieften Rechte"[1] früher gespielt haben, jetzt ausgespielt ist, so daß der Londoner Tractat, wenn die revolutionäre Flamme wiederum hoch aufschlägt in Europa, wenig mehr Bedeutung haben wird, als im J. 1848 die Garantien van 1720 und die Wiener Tractate hatten; mit andern Worten, die Garantien gelten nicht länger als sie sich mit dem Interesse der siegenden Partei vereinigen lassen; das diplomatische Trugregiment (halfskinns-regementet) ist zu Ende, denn das Volk hat seinen Glauben an Pergamente verlaren, diese mögen nun saul und wurmstichig oder blank und neu sein. Dieß mögen unsere aristokratischen Gesammtstaatstrompeter sich in der That hinter die Ohren schreiben!"

Diese Sprache hat zum Mindesten das Verdienst der Offenherzigkeit, und man wird dieß- und jenseits der Eider, wohl auch dieß- und jenseits des Surdk, wohl thun sich dieselben hinter die Ohren zu schreiben; man ist, wenn auch oft- und westwärts vom Sund, doch nördlich und südlich der Eider gar nicht mit dem Resultate zufrieden, und die Eiderdänenpartei, welche mit den „verbrieften Rechten" der Herzogthümer so cavalierement umgegangen, ist sehr geneigt, es mit dem Londoner Vertrage eben so zu machen — wenn sie kann. Patere legem, quam fecisti. Man wird sich variehen, daß es nicht dahin komme, und mit welchem Recht oder auch nur Schein von Recht will die Eiderdänenpartei die Constitution, die doch auf einem noch nicht alt und wurmstichig gewordenen Pergamente steht, als unantastbar hinstellen, sie welche das Recht vom Interesse des siegenden Partei abhängig macht!

Aus der erbitterten Sprache der Eiderdänen oder, wie sie sich jetzt gewöhnlich nennt, der constitutionellen Partei, aus der Beschuldigung, daß der Adel die Constitution stürzen und den König dahin treiben wolle, ins Privatleben zurückzutreten und dem durch das Londoner Protokoll bezeichneten Thronfolger Platz zu machen, andererseits aus den herben Schilderungen, welche aus vornehmer Feder über die Reise des Königs und seiner Gemahlin, Gräfin Danner, in Umlauf gesetzt werden, kann man die gegenseitige Gereiztheit und den augenblicklichen Stand der Sachen ziemlich genau entnehmen. Die sehr zahlreichen Schriften, welche das Privatleben des Königs angreifen, und der widerwillige Empfang, den die Gräfin Danner bei einigen Behörden fand, welche sie nicht in die Begrüßung mit aufnehmen wollten, obgleich sie, was auch ihre Vergangenheit seyn mag, doch jetzt die rechtmäßige Gemahlin des Königs ist, haben auf der andern Seite eine Art Cultus für die Gräfin Danner hervorgerufen; auf dem Constitutionsfest zu Eckebäckvang am 5 Junius, wo mehrere Häupter der liberalen Partei zugleich mit mehreren tausend andern Gästen sich einfanden, wurde von Hrn. Kammerrath Rasmussen, einem Verwandten der Gräfin Danner, ein wohl aufgenammener Toast auf „Dänemarks Frauen!" ausgebracht, und viele Constitutionelle haben es gar keinen Hehl, daß sie gar nichts dagegen einzuwenden hätten, wenn der König, wie die Sage geht, die Gräfin Danner zur Königin erhöhe. Die allerdings sehr giftigen Angriffe, welche diese Dame von Seiten des Adels und einiger höhern Beamten erfährt, drängen sie ganz natürlich dazu, die liberale Partei durch ihren ganzen Einfluß zu unterstützen, und namentlich den König von einer Thronentsagung abzuhalten, die nach der Ansicht der liberalen Partei „das größte Unglück wäre, das Dänemark unter den gegenwärtigen Umständen treffen könnte."

Unter diesen Umständen sieht man natürlich den am 4 Aug. bevorstehenden Wahlen zum Volksthing mit großer Spannung entgegen, um so mehr als von den 100 Mitgliedern des vorigen etwa 40 sich veranlaßt gesehen haben, eine Wiedererwählung zum voraus abzulehnen. Die liberale Partei, welche hauptsächlich die Bourgeaisie und den mittlern Beamtenstand umfaßt, hat es mit den Bauern so gründlich verdarben, daß diese sich mit der sonst nicht eben gut angesehenen Partei der großen Grundbesitzer verbunden haben, und großentheils gemeinsame Sache mit dieser im Sinne der Gesammtstaatspartei machen werden. Die Aussichten der liberalen Partei scheinen ziemlich gering, wenn man nach ihren Klagen über Mangel an Thätigkeit in Vorbereitung der Wahlen urtheilen soll, und in Kopenhagen selbst hat die zu einer wahren Masse angewachsene Brochürenliteratur über die Reise des Königs in Jütland und die Gräfin Danner eben nicht sonderlich günstig für letztere gewirkt. Die angesehenern liberalen Blätter haben sich wohl gehütet, in den Tan der Verehrung für die Gräfin Danner einzustimmen, die Broschüren sind fast sämmtlich namenlos erschienen, und die welche gegen die Gräfin Danner und das Privatleben des Königs gerichtet waren, haben sichtlich einen bedeutenden Eindruck gemacht, als der liberalen Partei unter den jetzigen Umständen lieb seyn kann. Die Sache geht bereits so weit, daß man von einer öffentlichen, gegen die Gräfin Danner gerichteten und selbst von den fremden Gesandten unterstützten Demonstration spricht, welche die Einleitung zu weitern

[1] Das Wort ist deutsch im schwedischen Text.

Schritten gegen ſie ſeyn und den König indirect, falls er die Gräfin Danner nicht entlaſſen will, nöthigen könnte, abzudanken. Dann wäre es jedenfalls mit der „nationalen Politik“ der Eiderdänenpartei vorbei, und dieſe iſt in eine Oppoſition zurückgeworfen, in der ſie dann Muße haben wird, über ihre Vergangenheit und Zukunft zweckmäßige Betrachtungen anzuſtellen.

Dieſe Betrachtungen dürften ſie namentlich zu der Erkenntniß führen, daß man ſich ihrer als Lagerpoſte bedient hat, und als ſie den erwarteten Dienſt geleiſtet, nicht bloß fallen ließ, ſondern ſelbſt verdrängte; ſie werden erkennen, daß ſie bei der neuen Geſtaltung der Dinge in Europa eben ſo unbeliebt und hinderlich ſind, als manche andere, die, wenigſtens in Sachen der innern Politik, mit ihnen gleiche Grundſätze verfochten, und vermuthlich werden ſie ſich mit Leib und Seele England verſchreiben, das allein noch den Willen, vielleicht aber nicht die Macht hat, ſie zu halten; ſie werden finden, daß ihnen wohl ein Miniſterwechſel in ruſſiſchem Sinne bevorſteht, eben wie er jetzt aus der Türkei gemeldet wird, denn ſie theilen mit der Türkei den gefährlichen Beſitz einer der wichtigſten Meerengen; den Sund zu beherrſchen iſt für Rußland faſt ſo wichtig als die Dardanellen zu beherrſchen, und Rußland wird ſeine Aufmerkſamkeit auf das eine wie auf das andere richten. Sie ſind, eben ſo wie die Nationalpartei in Schwerin, für Rußland ein nicht unwichtiger Feind, um ſo mehr, da man ihre Seetüchtigkeit wohl zu ſchätzen weiß, ſie werden aber vergebens ſich an dieſe Nationalpartei anſchließen wollen, da dieſe ſich leicht ſelbſt ohne auswärtige Hülfe machtlos erweiſen dürfte, denn die ſchwediſchen Studentenfahrten und deren enthuſiaſtiſche Aufnahme in Dänemark gehören zur ſentimentalen Politik, die wir in Deutſchland aus dreißigjähriger Erfahrung ſehr wohl kennen, und wenn auch nicht unterſchätzen, doch gelernt haben ſie in keiner Weiſe zu überſchätzen. Wie die Zeiten ſich ändern: es war einſt eine Zeit, wo Dänemark und der ſkandinaviſche Norden für Rußland und England zugleich furchtbar waren, jetzt ſteht Dänemark auf dem Punkt, je nachdem der Würfel fällt, eine ruſſiſche oder engliſche Provinz zu werden, ſo ſchön man auch vielleicht die Pille vergolden mag. Es iſt, wie wir aus den offenherzigen engliſchen Journalen wiſſen, nur eine der Figuren in dem Schachſpiel, das Rußland und England mit einander ſpielen, und die Rolle, welche die Eiderdänenpartei in den letzten Jahren geſpielt hat, dankt ſie nicht ſich ſelbſt und der Bedeutung Dänemarks, ſondern den Hauptmächten, welche hinter den Couliſſen ſtanden.

(Schluß folgt.)

Die Soma-Pflanze

ſpielt bekanntlich in den religiöſen Ceremonien der Hindus eine große Rolle. In der Verſammlung der Londoner aſiatiſchen Geſellſchaft vom 3 Julius wurde ein Brief von dem durch ſeine Studien der indiſchen Botanik bekannten Dr. Royle vorgeleſen, in welchem derſelbe nachwies, daß von allen in den Vedas aufgeführten Pflanzen keine einzige nicht indiſchen Urſprungs ſey. Die neuerdings dafür ſie die Soma-Pflanze (Asclepias acida. Roxburgh.) mit glatten, blattloſen Kletterſtängeln, aus deren Knotenpunkten Blütenbüſchel hervorkommen. Der milchige Saft, mit dem die Stengel gefüllt ſind, hat einen angenehm ſäuerlichen Geſchmack und bietet ein unſchädliches Getränk. Da die Pflanze nicht in ganz Indien vorkommt, ſondern nur in einzelnen, wenn auch weiten Strecken, ſo gibt ſie einen Anhaltspunkt über die Gegend, in der die Vedas entſtanden. Im Ganges-thale iſt ſie unbekannt, in der Bombay-Präſidentenſchaft, in Centralindien und an der Coromandelküſte kinab kommt ſie in vielen Lagen vor. Auch ſteht man ſie im Pendſchab, und Hr. Elphinſtone beobachtete ſie in der indiſchen Wüſte. Dr. Royle ſchließt daraus, daß die alten Hindus ſie nur im weſtlichen Indien in der für ihre täglichen Opfer nöthigen Menge finden konnten. Er iſt auch der Meinung, daß ſie nur hier die See kennen gelernt haben konnten, und nur hier zu einer ſolchen Civiliſation gelangten, daß Araber und Phönicier ihre Manufacte aufnehmen und ihre Gewürze und andere Erzeugniſſe durch das rothe Meer und den perſiſchen Golf zu allen Nationen des Alterthums brachten.

Aus dem Matroſenleben.

5. Der Morgenbeſuch.

(Fortſetzung.)

Will hatte ſeine Muskete aufgegriffen und ſchaute ſcharf nach dem Gegenſtand hin, der ſich jetzt gar nicht mehr verkennen ließ. Es war jedenfalls ein Indianer, der hier ganz unbeſorgt, etwa 60 Schritt von ihrem Boot entfernt, herumſchwamm und tauchte. Als er übrigens bemerken mochte, daß aller Blicke nach ihm gerichtet waren, hob er ſich, ſo weit er das ſchwimmend konnte, aus dem Waſſer und rief etwas nach ihnen hinüber.

Der Hund der die Stimme ebenfalls hörte, drehte ſchnell den Kopf dorthin und bellte.

„Ruhig, mein Thier,“ beſchwichtigte ihn Hans — und wandte ſich dann zu dem Wilden, den er in einem ſüdauſtraliſchen Dialekte anredete, obgleich er kaum hoffen durfte von ihm verſtanden zu werden, denn jeder auſtraliſche Stamm hat faſt eine andere Sprache.

„Parni tirripindo — komm näher heran.“ Der Wilde ſchien ihn aber zu verſtehen, denn er kam jetzt, als ob er ſich bis dahin gar ſcheu hätte, den weißen Männern zu nahe zu kommen, einige Striche herangeſchwommen, und hielt dann wieder wie unſchlüſſig.

In demſelben Augenblicke wurden nach Norden zu, alſo an der dem Land entgegengeſetzten Seite, mehrere Köpfe über Waſſer ſichtbar, tauchten aber auch ſchon nach wenigen Secunden wieder unter — ſie waren nur zum Athemholen in die Höhe geſtiegen, und befanden ſich keine 30 Schritte mehr vom Boot. Die Aufmerkſamkeit der Matroſen wurde jetzt durch den neuen Anruf des Wilden zu ſehr in Anſpruch genommen, um ſich der anderen Seite zuzuwenden — ſie ſahen nicht was hinter ihnen vorging.

„Es wäre gut, wenn wir uns einen der Burſchen zum Freund machen könnten,“ ſagte Hans zu Jean gewandt — „der würde uns auf dem feſten Land von unberechtbaren Nutzen ſeyn, und wir wollen es jedenfalls verſuchen.“

„Nunja nguu renga pallerti!“ rief der Wilde jetzt deutlich zu ihnen herüber.

„Hol' der Teufel die Sprache,“ brummte Hans, „da verſteh ich kein Wort davon.“

Dicht unter Backbord des Bootes tauchte ein ſchwarzer Kopf auf und ein paar dunkle Augen blickten ſcheu empor — jetzt noch einer, jetzt ein dritter. Die Männer im Boot hörten ſie äußſen Athem holen hören.

„Wir wollen ein Tuch nehmen und damit winken,“ rief Jean — „einen grünen Buſch haben wir ja doch nicht hier und er wird verſtehen, daß das freundlich gemeint iſt.“

„Parni tirripindo!“ munterte ihn Hans noch einmal dabei auf, weil er das vorher verſtanden zu haben ſchien und Jean ſchwenkte das Tuch —

„Diable!“ ſchrie in dieſem Augenblick François — und riß ſein Meſſer, das er wie jeder Matroſe an der Seite trug, aus der Scheide — Hans wollte ſich umdrehen, aber verlor auch ſchon das Gleichgewicht und fiel mit beiden Händen auf den Bortrand zu Steuerbord. Am Backbordrand hingen in dem Moment fünf dunkle Geſtalten und fuchten, ſich ſo hoch das ging, aus dem Waſſer ſchnellend, mit ihrem Gewicht den Rand niederzudrücken und das Boot jedenfalls dadurch zu füllen und zu verſenken. Die Zölle ſchwankte natürlich mit einem plötzlichen Ruck nach ihnen hinüber und zwar ſo ſtark, daß Jean auf Steuerbord überſtürzte; glücklicherweiſe erhielt er aber noch mit der linken Hand den Rand ihres leichten Fahrzeugs und hielt ſich dadurch nicht allein über Waſſer, ſondern bewahrte ſo auch wahrſcheinlich durch das Gegen-

gewicht was er hinwirft an der andern Seite warf, das Boot vor dem gänzlichen Füllen und Sinken, auf das der Angriff berechnet gewesen, abgieng er nicht verstehen konnte, daß trotzdem eine Masse Wasser über Bord schlug. Ein zweiter solcher Stoß wäre ihnen auch jedenfalls verderblich geworden, und er mußte erfolgen, sobald die Schwarzen nur einfach mit ihrem Gewicht hängen blieben, Bill aber rettete sie diesmal, und zwar ganz gegen seinen Willen, denn mit dem ersten Ruck schon hinten überfallend, stürzte er gerade in den Vordertheil des Bootes hinein, und wahrscheinlich mit dem Finger den Drücker der Muskete berührend, oder auch durch das Aufstoßen des Kolben auf den Sitz entlud sich diese und die Kugel fuhr zischend ins Blaue.

Die Wirkung zeigte sich zauberschnell — im Nu waren die sechs schwarzen Köpfe, die eben noch ein gellendes Siegesgeschrei ausgestoßen, in der über ihnen zusammenschlagenden Fluth verschwunden. Durch das schnelle Loslassen des Bootes und Jeans Gewicht nach der andern Seite hätten sie aber beinahe das erreicht, was sie durch ihren Angriff verfehlt, denn die Jölle schlug nun ebenso weit nach Steuerbord über als vorher nach Backbord, und nahm wieder eine Masse Wasser ein; das kleine Boot war jedoch glücklicherweise ziemlich breit gebaut, und das nächste Zurückschwanken nach Steuerbord zeigte ihnen, daß die Gefahr für den Augenblick vorbei sey. Während aber Jean, so rasch ihm das irgend möglich war, zurück ins Boot kletterte — und Timor faßte ihn dabei noch halb ihm hinein — hatte Hans sein Gewehr ausgegriffen und gespannt, und François, mit dem Messer nach innen in der Faust, bewachte scharf die beiden Vorderränder, ob sich wieder eine schwarze Hand auf ihnen sollte blicken lassen. Aber nirgends zeigte sich auch nur eine Spur von den Flüchtigen und Hans meinte erstaunt, es wären doch keine Fischmenschen, daß sie ganz unter Wasser leben könnten, und sie müßten wieder vorkommen, als Timor nach dem Seetang zeigte, der an den Korallen ding, und an dem sie schon vorher das Aufsaugen der geglaubten Fische beobachtet hatten.

Alle folgten mit ihren Augen der Richtung nach der er zeigte, nur François nicht, der seh die Feinde noch einmal auf ihren alten Angriffsplatz — er wußte nur nicht recht auf welcher Seite — zu erwarten schien.

„Dort sind sie!“ rief aber jetzt auch Hans, und Jean, der indessen ebenfalls seine Muskete aufgefaßt, wollte schon auf das Dunkle dort, was sich ziemlich deutlich als die dunklen Köpfe der Feinde erkennen ließ, zielen. Hans verhinderte ihn aber daran und meinte ruhig, es wäre besser Pulververgeuden zu vermeiden, bis es nicht anders mehr möglich wäre.

Die Köpfe verschwanden auch in demselben Moment fast wieder, und erst weit außer Schußweite kamen sie zum zweitenmal hervor. Als sie sich zum drittenmal zeigten, war es dicht am Ufer, und sechs schwarze Gestalten, mit kurzen Speeren in der Hand, wie es Hans deutlich durch das jetzt aufgegriffene Fernrohr erkennen konnte, sprangen auf Trockene und tauchten in der nächsten Minute in die dichten Büsche ein, die sie den Blicken der Nachschauenden gänzlich entzogen.

Deren nächste Sorge war jedoch jetzt ihr Boot, und zwei gingen daran es so schnell als möglich, wieder auszuschöpfen, während die andern noch immer auf Wacht blieben, denn sie glaubten kaum, daß so wenige von den Wilden es gewagt haben sollten sie anzugreifen. Der Plan war auch gar nicht so übel gewesen, und nur daran gescheitert, daß die Schwarzen nicht die Natur einer solchen Jölle kannten, die weit fester mit ihrem breiten Boden auf dem Wasser liegt als einer der gewöhnlichen Canoes. Keines dieser letzteren hätte einem solchen Gewicht, plötzlich an die Seite geworfen, widerstehen können, und einmal die Mannschaft über Bord hätte sie den Wilden, die im Wasser fast gewandter sind als auf festem Lande, sicherlich nicht widerstehen können. Mit ihren kurzen Speeren würden sie die Weißen entweder ermordet, oder untergezogen und ertränkt haben, und das Boot mit der Ladung, die sie leicht wieder vom Grund mit Tauchen aufbringen konnten, wäre ihre gute Beute gewesen.

Ihr ganzes Manöver ließ sich jetzt auch sehr leicht erklären; zuerst hatten sie versuchen wollen im Dunkel der Morgendämmerung (soll ale wilden Stämme machen ihre Angriffe zu dieser Tageszeit) heimlich anzuschwimmen, Timors Munterwerden machte ihnen das aber unmöglich, und einmal die richtige Zeit verfäumt, war auch die andere Mannschaft wach geworden. Einer schwamm also deßhalb wieder von den übrigen ab, die Aufmerksamkeit der Fremden auf sich und von den Cameraden abzulenken, während diese unbeachtet heranstauchen und den vorher verabredeten Plan ausführen konnten. Vor Feuergewehren haben aber diese Stämme, wie mit Weißen sich nah noch nie in Berührung gekommen, eine heillsame Furcht, und das zufällige Losgehen von Bills Muskete erschreckte sie bei ihnen an Land gekommen sind, sondern uns gar schon vor der Thüre besuchten.“

„Hol der Teufel die Kanibalbrut,“ brummte Bill, der damit das schlimmste Wort seines Kopfwörterbuchs ausgekramt — „wenn die Sachen hier so stehen, hab' ich wenigstens allen Appetit verloren mich viel bei ihnen zu Gaste zu bitten — das sind so verteufelte Kerle — und wie die Bestien schwimmen und tauchen können.“

„Die Häfte von unserem Brod ist naß geworden,“ sagte Timor, der sich indessen eifrig damit beschäftigte den beschädigten Proviant nachzusehen — „ein Glück nur daß das meiste doch lag.“

„Wir essen das naßgewordene zuerst weg,“ meinte Jean — „wenn das Brod auch ein wenig salzig schmeckt, das schadet nichts und ein=gewöhnt ik's doch nicht — da müssen unsere Schiffszwieback länger im Wasser liegen, wenn sie wirklich weich werden sollen, für solche Fälle haben unsere Rheder glücklicherweise gesorgt — aber so heimtückische Canaillen, auf einer solche Freundschaftsversicherungen und auf der andern Meuchelmord. Doch seige sind die Kerle, hei, wie sie ausbrannten als Bill sein Gewehr unter sie abschoß. Mich wundert nur, daß sich Bill so rasch faßte und schießen konnte; der Angriff kam so schnell, daß ich an mein Gewehr gar nicht dachte.“

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Die Kulis in Mauritius. Die Zahl der auf den Plantagen beschäftigten Kulis ist zwar seit fünf Jahren um etwa 5000 Personen gesunken, aber sie scheint immer noch hinreichend für den Zuckerbau, da sie noch über 42,000 beträgt, welche wöchentlich im Durchschnitt etwas über 12 Schilling verdienen, also ein Taglohn von mehr als 2 Schilling, während derselbe in Indien oft kaum den 5ten oder 6ten Theil beträgt. Der Zuckerbau in Mauritius ist seit 25 Jahren von 30 Mill. Pfd. auf 135 Mill. gestiegen. Diese Nachrichten sind aus dem Economist vom 24 Juliu'. Wichtiger als dieß ist die Auswanderung selbst. Etwa 10,000 männliche Einwanderer, die seit 1843 gekommen sind, arbeiten nicht mehr auf den Plantagen, sondern haben sich selbstständig niedergelassen; viele bauen ein Stück Land, aber nicht Zucker, da es 16 bis 20 Monate dauert, bis sie einen Ertrag gewinnen. Im allgemeinen verlassen wenige das Land, in das sie einmal eingewandert sind, und so wird allmählich das Land eine Art indischer Colonie.

Mumien-Weizen. Algierische Journale melden, daß von einer Anzahl Weizenkörner, die in einer Mumie gefunden wurden, 24 im vorigen Jahr in Algier gesäyaqt wurden, und daß sieben davon je 6 bis 7 Aehren mit 70 bis 90 Körnern in jeder Aehre ergenaten. Die Stengel sind höher und stärker als beim gewöhnlichen Weizen, und jedes Korn zeigt eine Art Bart. Das dieses Jahr gewonnene Korn soll gesäet werden, und wird, wie man erwartet, eine reichliche Ernte tragen. (Liter. Gaz. 24 Juliu.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 183. 31 Julius 1852.

Zeitbetrachtungen.

(Schluß.)

Die Wahlen in England sind der Hauptgegenstand, der während dieses Monats das öffentliche Interesse in Anspruch genommen hat, und wohl verdienen sie es, denn es birgt sich dahinter mehr als ein bloß vorübergehendes politisches Interesse über die Gewalt dieser oder jener Partei, und am allerwenigsten bloß ein Streit zwischen Kornzoll und Freihandel, obwohl wir diesem letztern von seiner Wichtigkeit nichts abstreiten wollen. Wir haben eben wegen der großen Bedeutung dieser Wahlen und ihrer Folgen den Monat mit einigen Bemerkungen über England begonnen, und schließen ihn jetzt auch damit, da die Wahlen in der Hauptsache entschieden sind. Wir haben damals bemerkt, „daß für die höhern Classen in England sich jetzt weit bessere Aussichten eröffnen, als man noch vor zwei Jahren für möglich gehalten hätte", und diese Ansicht hat sich durch den Erfolg der Wahlen bestätigt. Wir streiten hier nicht um einige Zahlen hin oder her, sondern machen einfach auf den Umstand aufmerksam, daß im allgemeinen als ein Kennzeichen der dießmaligen Wahlen in England ein sehr conservativer Geist — dieß Wort freilich in sehr weitem Sinn genommen — sich kund gegeben habe. Das ist wichtiger, als eine Stimme mehr oder weniger, welche diesem oder jenem Ministercandidaten zufiel: Lord Derby und sein Cabinet können fallen, aber der Charakter dieser Wahlen und ihr Einfluß auf die nächste Zukunft Englands wird bleiben. Die Einrichtungen Alt-Englands haben sich noch einmal als solid bewährt, England hat sein goldenes Buch nie geschlossen, wird es auch nie schließen, und so steht ihm eine friedliche Erneuerung ohne gewaltsame Uebergänge immer noch offen.

Daß das Ministerium gewonnen, und zwar nicht unbedeutend gewonnen hat, leidet keinen Zweifel. Daß es aber nicht in der Art gewonnen hat, um die Freihandelspolitik umzustürzen und ein Kornschutzzollsystem dagegen einzuführen, ist nicht minder gewiß. Disraeli hat in seiner Adresse an die Wähler und in seiner Rede an dieselben auch die Wiedereinführung des Kornschutzzolls durchaus in Abrede gestellt, und nur den Pächtern manche finanzielle Erleichterung versprochen; welcher Art diese seyn werden, ist äußerst ungewiß, und die Times drückt über die Möglichkeit Zweifel aus. Erlieget aber auch Disraeli, und mit ihm dann wohl das Ministerium, dessen fähigstes Mitglied er nach Graf Derby ohne Zweifel ist, so ändert dieß an dem Stande der Sachen sehr wenig, da man fast mit Gewißheit sagen kann, daß Lord John Russell nicht sein Nachfolger seyn wird. Die bedeutendste Stelle in Disraelis Rede ist die, wo er dem Lande Glück wünscht, daß der Classenstreit endlich zu Ende sey; damit meint er den Kampf, der sich gegen den grundbesitzenden Adel seit Peels Bill im J. 1819 erhoben hat. Damals wurde der Werth des Geldes erhöht, der grundbesitzende Adel sollte aber dennoch an seinen Einkünften nicht geschmälert werden, und Sir R. Peel hat bekanntlich noch im Jahre 1827 im Parlament offen gesagt, daß die alten Kornzölle zur Aufrechthaltung des Glanzes des Adels nothwendig seyen. In diesem künstlichen Hinaufschrauben der Kornpreise lag eine große Ungerechtigkeit gegen die Nation. Dieß Unrecht wurde durch die Abschaffung der Kornzölle beseitigt, wäre aber auch eben sowohl durch einen einfachen gleichmäßigen Zoll beseitigt worden; hier theilen sich also die neuen Ansichten von der Sache: die Protectionisten glauben, daß man bei der schweren Besteuerung der Nation den Landbauer nicht der unbeschränkten Concurrenz aussetzen dürfe, die frühern Bestrebungen durch die Scala den Kornpreis in die Höhe zu halten, haben aber das Mißtrauen der untern und mittlern Classen dermaaßen gesteigert, daß sie durchaus gegen jeden Kornzoll sind. Man wird unter diesen Umständen die Erklärungen des Ministeriums Derby nicht nur begreiflich, sondern wohl begründet finden, wenn sie sagen, sie würde einen mäßigen fixen Kornzoll nur dann einführen, wenn die Stimme der Nation sich entschieden dafür entscheide. Darum bemerkt auch das Journal of Commerce vom 24 Julius ganz richtig: „man muß das Vorurtheil, wenn es eines ist, allmählich sich abnützen lassen, bis die Erfahrung die Unrichtigkeit des Systems, wenn es wirklich unrichtig ist, gezeigt hat."

Diese Stellung ist für die nächste Zeit entscheidend: die Mitglieder des Unterhauses, welche die Opposition nicht dem Ministerium zuführt, sind Stimmen des Ministeriums, sobald die Kornfrage bei Seite gelassen wird. Erinnert man sich, daß Disraeli als Führer der Opposition schon im vorigen Parlament Minoritäten vereinigte, die beinahe das Ministerium stürzten, und daß in der letzten Wahlschlacht 175 Mitglieder auf dem Wahlplatz liegen geblieben sind, von denen 120 der ehemaligen liberalen Seiten in ihren verschiedenen Schattirungen angehörten; so ist kaum zu zweifeln, daß das Ministerium eine sehr constante Mehrheit haben wird, die zwar nicht überwältigend, aber immerhin stark genug gegen eine so bunte Opposition ist, als sich dem Ministerium gegenüberstellen kann. Die Haltlosigkeit des Ministeriums Russell lag besonders darin, daß er auf eine sichere Majorität nur dann rechnen konnte, wenn er die Wünsche der radikalern Partei erfüllte; das wollte er selbst nicht, und da ihm durch seinen unglücklichen Durham-Brief auch die irische Brigade entging, so wurde seine Stellung vollends unhaltbar. Man erinnert sich, daß Lord John Russell nach seinem Fall einen verzwei-

selten Versuch machte, sämmtliche zerstreute Mitglieder der Opposition, Whigs, Peeliten, Radikale, kurz alle Schattirungen unter seine Fahne zu sammeln — es ist dieß die in den englischen Blättern unter dem Namen der Meeting vom Cheetham Place bekannte Versammlung — aber dieser Versuch hat ihm bei der Whigpartei selbst wesentlich geschadet, und wenn er jetzt dasselbe versuchen will; wenn es ihm, was sehr zweifelhaft ist,[1] gelingt die ganze Opposition gegen das Ministerium zu führen, und ein Mißtrauensvotum gegen dasselbe zu erhalten, so ist er jetzt nach den Wahlen offenbar in einer viel schlimmern Lage wie vorher; denn eine solche Opposition hat wohl eine negative, aber keine positive Kraft: denn so wie positive Maaßregeln vorgeschlagen werden, so wird sie auseinanderlaufen.

Das Schicksal der Peeliten ist in dieser Beziehung sehr ominös, und wird das Schicksal der ganzen Whigpartei seyn. Der alte Whig, Graf Derby, der recht gut mit dem alten Whigbaum Grey gehen konnte, hat die Tories hinter sich gelassen; die Torypartei ist, wie man schon vor Jahren sagte, damned, crammed and rammed, todt, eingesargt und eingeschraubt, aber aus der Torypartei und den alten Whigs ist, zuerst unter der Führung Sir R. Peels, die conservative Partei entstanden, welche gegen die Amerikanisirung und Republikanisirung Englands Stand halten will. Für eine Mittelpartei, wie die Peeliten, und wie Lord John Russell es versuchte, ist hier kein Platz, daher die furchtbare Niederlage der ersteren und die Schwächung der sprenellen, unter Lord John Ruffells Fahne versammelten Whigs. Letztere werden wenn das Ministerium, was man ihm doch zugestehen wird, mit nur einiger Klugheit verfährt, mehr und mehr ins Lager der Conservativen übergehen; das Band das sie an die Radikalen fesselte, die Kornschutzzollfrage, ist durch das Aufgeben derselben zerrissen, und ihr natürlicher Platz ist jetzt auf der Seite Graf Derby's, der in seinen Maaßregeln zur Aufrechthaltung der alten Institutionen Englands auf eine furchtbare Macht, auf die der Gewohnheit, zählen kann, welche auch von den zahlreichen neuen, noch unversuchten Mitgliedern des Parlaments viele zu ihm hinüberziehen dürfte.

Darin wird das Ministerium mächtig unterstützt durch den Gang und das Ergebniß mehrerer Wahlen in Irland. Das Auftreten der katholischen Priesterschaft bei den Wahlen, das zwar seit 20 Jahren jedesmal, aber nie so schroff wie diesmal eingetreten, ist dem protestantischen Engländer ein Gräuel, und wenn die öffentliche Stimme in England schon dem mächtigen Redner O'Connell niemals sonderlich geneigt war, so wird sie gegen die schroffteren, und wie der Ton der Journale zeigt, in der That viel gewaltthätigeren Eigenen sich noch viel abgeneigter zeigen. Es ist eine hineichende Dosis Philosophie und Toleranz in England und im Parlament, um insoferaute Maaßregeln unmöglich zu machen; aber der Ton und das Verhalten von Leuten wie Duffy, Maguire und Lucas, welche an der Spitze der katholischen Journalistik stehen, wird dem Ministerium mehr Anhänger in England zuführen, als ein Wahlsieg in New Ross, Dungarvon und Meath nur immer hätte thun können. Die theologischen Fragen werden in dem nächsten Parlament weniger Zeit einnehmen als im vorigen, aber auf die Stimmung viel mehr einwirken: denn eine geschlossene katholische Partei, welche ihre Abstimmungen auch in politischen Dingen nach dem wohl oder übel verstandenen Interesse ihrer Kirche richtet, erfüllt den Engländer mit Widerwillen, und man wird zu spät entdecken, daß man sich durch solchen unbesonnenen Eifer unendlich mehr geschadet als genützt hat. Man wird auf das erste Zusammentreten des Parlaments, was vermuthlich Ende Octobers oder Anfang Novembers stattfinden wird, sehr gespannt seyn; wenn aber die genannten katholischen Mitglieder bei der Eröffnung des Parlaments sich nur etwas vorlaut äußern sollten, so wird das einzige Ziel das sie erreichen, eine ziemlich starke Majorität für das Ministerium seyn, eine Majorität ähnlich der bei der Titelbill, die nur als ein Verdict der öffentlichen Meinung gegen die ultramontanen Bestrebungen von Wichtigkeit ist. Die Auftritte in Stockport sind nur ein Symptom des in England herrschenden Geistes; und wenn diese von allen Aufgeklärten verdammt werden, so theilen doch die Engländer in der Mehrzahl die Abneigung gegen die römische Kirche. Ein Schreiben in den Debats (20 Jul.) macht die sehr richtige Bemerkung: „in Irland ist nicht mehr von Celten oder Sachsen die Rede, sondern selbst katholische Irländer werden, wenn sie sich nicht von dem katholischen Wahlcomité leiten lassen, ausgeschlossen und in manchen Fällen selbst durch Engländer ersetzt. Im vorigen Parlament gab es eine sogenannte irische Brigade, im neuen wird es eine römische geben, und wenn sie minder zahlreich ist als die erstere, so wird sie viel disciplinirter seyn, und wie ein Mann stimmen. Man kann sicher seyn, daß sie jede Regierung stehen in Verlegenheit seyen wird. Bei der Spaltung der Parteien im Unterhause können 40 bis 50 Stimmen, die sich rechts oder links werfen, von großem Gewicht seyn. Dieß steigert den religiösen Haß." Die irische Brigade einer O'Connell, der alle Irländer, Protestanten und Katholiken, unter Eine Fahne sammeln wollte, konnte noch mit dem Ministerium einen Vertrag schließen, den man in England unter dem Namen des Vertrags von Lichfieldhouse kennt, aber keine Partei in England kann und wird mit dieser römischen Brigade einen Vertrag schließen, und ihr Bestand wird nur die Macht des Ministeriums vermehren.

Diese Lage der Dinge hat ein allgemeineres als bloß englisches Interesse. Das Journal des Debats bemerkt mit Recht, „eine der wunderbarsten Erscheinungen unserer Zeit sey die plötzliche Bewegung der Expansion und Wiederherstehung der römischen Kirche in einem Augenblick, wo sie unter den Revolutionen erliegen zu müssen schien." Wie sind nicht geneigt auf diese Bewegung, ihren Umfang, ihre Aussichten, auf die günstigen und hemmenden Elemente in unserer Zeit hier einzugehen, der Gegenstand ist zu umfassend, und ließe sich auch nicht besprechen, ohne vielfach auf die innern deutschen Verhältnisse einzugehen, die nicht ins Gebiet unseres Blattes gehören; wer aber einen Blick auf die Bewegungen in Belgien richtet, wo das nächste Ziel der geistlichen Bestrebungen eine Ausdehnung des Wahlrechts unter dem Landvolk zu seyn scheint; auf Frankreich, wo die Regierung und die Legitimisten der Geistlichkeit um die Wette Concessionen machen und die Kirche für sich zu gewinnen suchen; auf Piemont, wo der Kampf zwischen der Geistlichkeit und dem Staate durch das Gesetz über die Civilehe aufs neue entbrannt ist; und auf Toscana, wo nach langem, unsichrem Schwanken endlich die Leopoldinische Gesetzgebung unterlegen ist[1], wird erkennen, welche allgemeine Bewegung hier begonnen hat. Man verfolgt in England diesen Gang des römischen Cabinets mit gespannter Aufmerksamkeit, wie auch der scandalöse Proceß Achilli contra Newman zeigt. Die protestantischen Diatriben haben nachgelassen, weil man fühlt daß diese wirkungslos verhallen, allein die Stimmung gegen die katholische Kirche ist keineswegs besser, eher schlechter geworden; das lange Geschwätz im vorigen Parlament über Maynooth hat nur einen Sinn, wenn man diese Stimmung erwägt, und die

[1] Baldasseroni tritt ab, und wird durch Boccella ersetzt werden, ein Ereigniß, dem man schon seit einigen Monaten entgegen sah.

Proclamation über die Aufzüge der katholischen Geistlichkeit ist eine Art Kriegserklärung.

Man erkennt in England völlig die Umwandlung, welche in neuerer Zeit in der irischen Kirche vorgegangen ist, eine Umwandlung, die wir nicht besser als mit den nachstehenden Worten des Journal des Debats (vom 20 Jul.) zeichnen können: „es gab eine Zeit, wo die katholische Kirche Irlands eine gewisse Unabhängigkeit vom heiligen Stuhl in Anspruch nahm. Es ist merkwürdig mit welcher Ausdauer, Folgerichtigkeit und Entschlossenheit der römische Hof daran gearbeitet hat, diese Art von nationaler Institution zu zerstören, und seine directe unumschränkte Herrschaft zu begründen. Im irischen Episcopat gab es eine gemäßigte und eine exaltirte Partei; eine die es für möglich hielt, mit der protestantischen Regierung zu transigiren, wenn diese Regierung sich liberal und wohlwollend zeigte, und eine andere, welche jeden Compromiß verweigerte, und stets in Irland das directe Werkzeug des römischen Hofs blieb. Man kann Schritt für Schritt und sehr deutlich den Verfall der ersten und die wachsende Uebermacht der zweiten Partei verfolgen. In diesen letzten Jahren fand das Gesecht auf dem Boden des Unterrichtssistems statt, denn hier begegnen sich Staat und Kirche unaufhörlich. Sir Robert Peel, der Mann der praktischen Politik und der Compromisse, hatte in Irland gemischte Universitäten gestiftet, d. h. Collegien, in denen der weltliche Unterricht von dem religiösen getrennt war. Das irische Episcopat war über diese Frage gespalten. An der Spitze der gemäßigten Partei standen Dr. Crolly, Erzbischof von Armagh und Primas von Irland, und Dr. Murray, Erzbischof von Dublin. Der Erzbischof von Armagh starb, und nun trat die Einwirkung des römischen Hofs, die ultramontane Leitung, sehr direct hervor. Gewöhnlich und seit undenklicher Zeit wurden die katholischen Bischöfe Irlands gewählt. Die Geistlichkeit der Diöcese legte dem Papst drei Namen vor, aus denen der römische Stuhl meistens den ersten wählte. Dießmal, wo es galt den Erzbischof Primas zu ersetzen, machte der römische Hof eine Ausnahme von der alten Regel. Er nahm keinen der drei vorgeschlagenen Prälaten, sondern einen Priester, der seit 30 Jahren zu Rom wohnte, Vorstand des irischen Seminars, und somit mehr als irgend ein anderer geeignet war, die Absichten des heiligen Stuhls direct und treu in Ausführung zu bringen. Es war dieß Dr. Cullen, den der Papst zum Erzbischof von Armagh ernannte. Eine der ersten Handlungen dieses neuen Primas war, in Irland eine Nationalsynode zu berufen, [1] auf welcher die gemischten Collegien verurtheilt wurden. Die englische Regierung hatte sechs katholische Bischöfe in den obern Rath berufen; ein Rescript des Papstes befahl ihnen aus demselben zu treten, und sie gehorchten natürlich. Fast die Hälfte der Prälaten, welche Theil an der Synode genommen hatten, wandten sich an den Papst zu Gunsten der Collegien, Dr. Murray, Erzbischof von Dublin an der Spitze: die Collegien wurden nichts destoweniger verdammt und verboten. Ganz neulich starb der Erzbischof von Dublin, dessen Sitz, wenn auch nicht dem Rang, doch dem politischen Einfluß und der Bedeutung nach der erste ist. Der römische Hof befahl dem Dr. Cullen das Erzbisthum von Armagh und das Primat aufzugeben, und den erzbischöflichen Stuhl von Dublin einzunehmen. So ist mit dem Tode des alten Murray die letzte Aussicht auf eine friedliche Ausgleichung verschwunden."

[1] Die von Thurles, der Synod beiseiben soll aber bekanntlich nur mit Mehrheit Einer Stimme gefaßt worden seyn.

Die Regierung und der englische Staat mit seinen kirchlichen Einrichtungen steht also hier der katholischen Kirche Irlands, wie sie jetzt geleitet wird, in ödlicher Feindschaft entgegen; von Toleranz ist nicht mehr die Rede, auf keiner von beiden Seiten, sondern nur von der Klugheit, wie weit diese zu gehen gestattet. So gewiß der Schritt des Papstes, England in katholische Diöcesen einzutheilen, mit meisterhafter Klugheit durchgeführt worden ist, so gewiß war die schroffe Theilnahme der Geistlichkeit an den Wahlen und der dabei getriebene Mißbrauch mit den geistlichen Waffen ein Fehler. Im ersten Falle mußte man dem strengen, buchstäblich genommenen Sinn der englischen Gesetze ausweichen, das gelang; im zweiten mußte man die protestantische Empfindlichkeit und die öffentliche Meinung in England schonen; das gelang nicht, und scheint auch gar nicht versucht worden zu seyn. Um diese Frage dreht sich jetzt der eigentliche Streit in England, nicht um Freihandel. In England ist die Reformation nicht durchgedrungen, sondern in einer Staatskirche stecken geblieben; aber diese Staatskirche ist fast mit allen nationalen Einrichtungen, namentlich mit dem Erstgeburtsrecht und der bestehenden Art des Güterbesitzes eng verbunden. Die katholische Kirche in Irland betritt einen für Englands Verhältnisse völlig revolutionären Boden, indem sie das sogenannte Pächterrecht (tenant right) vertritt, denn dieß Pächterrecht ist nichts als eine Beschränkung der freien Verfügung des Grundbesitzers durch den Staat. Die katholische Kirche in ihrer neuen Entfaltung stößt in England gegen alles Herkommen an, und einen principiellen Genossen könnte sie nur an Cobden und den amerikanischfreundlichen Engländern finden, wie in Belgien die Liberalen mit der katholischen Geistlichkeit gegen die holländische und protestantische Regierung gemeinsame Sache gemacht haben. Ein solches Bündniß wird aber Hr. Cobden nicht schließen, dazu ist er zu sehr Engländer und — Protestant, denn seine Pläne in Bezug auf das Schulwesen laufen denen der katholischen Geistlichkeit schnurstracks entgegen. Man hat Ursache diesem Kampf in England mit Aufmerksamkeit zu folgen, nicht nur um Englands selbst willen, sondern weil hier bloß ein Bruchstück eines viel weiter reichenden Kampfes durchgeführt wird.

Die Sprache der Karens.

In der Sitzung der Londoner asiatischen Gesellschaft am 3 Julius legte ein Hr. Laidly ein vergleichendes Vocabular der Sgha- und Pgho-Dialekte der Karens-Sprache vor, die er bei einem Besuch zu Moulmein von den Stämmen der Umgegend gesammelt hat. Die Stämme, welche diese Dialekte sprechen, sind durch ganz Siam und Birmah, vielleicht auch im Innern zerstreut, und haben ihre Nationalität und ihre eigenthümlichen religiösen Lehrsätze, mitten unter den mächtigen sie umgebenden Völkern, unversehrt erhalten. Hr. Laidly bemerkt, sie seyen unzweifelhaft ein eingewanderter Volk, und nach einigen aus Pünnan in China gekommen; Hr. Laidly theilt aber diese Ansicht nicht, sondern hält ihre eigenen Ueberlieferungen, denen zufolge sie aus der großen Wüste Central-Asiens gekommen, für richtiger; dieß werde bestätigt durch die specielle mongolische Physiognomie des Volkes und der zahlreichen christlichen und jüdischen Züge ihrer Religion, die sie nur durch einen Verkehr mit nestorianischen Christen erhalten konnten, welche vier Jahrhunderte lang der Spur der streifenden Tataren in der großen asiatischen Wüste folgten. Die Sprache der Karens ist einsylbig und inteniet wie das Chinesische, obgleich die Worte selten die gleichen sind. Die Wurzeln sind oft ähnlich mit dem Tibetanischen und andern an der Nordgränze Indiens gesprochenen Sprachen; viele sind auch, wie natürlich, aus dem Birmanischen und Siamesischen herübergenommen, einige auch aus dem Chinesischen.

Aus dem Matrosenleben.

5. Der Morgenbesuch.

(Schluß.)

Will sah ihn mit einem trocken komischen Ausdruck in den Zügen an, und die anderen lachten.

„Ja," sagte Will endlich, wenn ich jedesmal mein Gewehr auf die Art abfeuerte, dann thät' ich meinem eigenen Leichnam mehr Schaden dabei als jemand anderem, denn nicht allein daß ich mir meine ganze hintere Fronte auf den scharfen Kisten decken und Gott weiß was abgeschwert habe, nein, die verdammte Muskete stieß mich auch, wie sie los ging, so gegen den Leib, daß ich fast fürchtete, ich hätte einen förmlichen Dreimalbruch gekriegt — das sind verwettete Dinger so Schießgewehre — da ist's ja wahrhaftig so gefährlich dahinter wie davor zu stehen und ich hatte nur eine einzige Handvoll Pulver drin. Aber Donnerwetter, Ihr braucht nicht so furchtbar zu lachen, wir sitzen hier keineswegs in einer so angenehmen Lage vielen Spaß machen zu können. Geht lieber einen guten Rath, wie wir aus dieser Klemme wieder herauskommen und was wir thun sollen."

„Soll he!" rief in diesem Augenblick Timor, der trotz seiner Beschäftigung im Boot doch nicht aufgehört hatte, den Horizont wie seine nächste Umgebung zu beobachten.

Dieser Ruf gab natürlich den Gedanken der kleinen Mannschaft eine total andere Richtung, und alle Augen richteten sich blitzschnell nach der einzigen Himmelsgegend hin, wo ein Segel sichtbar werden konnte — der Einfahrt der Torresstraße zu. Und richtig genug, über dem Horizont waren deutlich die oberen Segel eines wahrscheinlich großen Schiffes zu sehen, das schon gestern Abend in die Straße eingelaufen und vor Anker gegangen sein mußte, und jetzt mit einer guten, wenn auch leichten Brise und von der starken, westwärts setzenden Strömung begünstigt, seine Durchfahrt antrat.

„Da wär' eine Gelegenheit von hier fortzukommen," sagte Hans lächelnd, nachdem sie die Segel, deren Fortgang sie leicht bemerken konnten, eine kleine Weile schweigend beobachtet hatten, „was meinst du, Will? sollen wir unser Glück damit versuchen?"

Will schüttelte aber finster mit dem Kopf und sagte endlich, nachdem er sich ein tüchtiges Stück von seinem Kautabak abgebissen und den Rest wieder in die Mütze — dem gewöhnlichen Aufbewahrungsort, gelegt hatte:

„Nr — so gern ich hier weg wäre, aber die Gesellschaft Capitän Olbutts ist doch zu gut für mich — ich bin sie nicht werth und — ich will mich nicht gern wieder hineinträngen — wenn wieder ein's käme, ja, da will ich nichts dagegen sagen, aber ich denke dieß erste gewinnen wir unserem Alten zu seiner alleinigen Verfügung."

„O wenn's nur deßhalb wäre," rief Jean, „das sollte mich wahrhaftig nicht abhalten — auf einem fremden Schiff hat er nichts zu sagen, und er ging höchstens als Cajütenpassagier und wir sämen als Wachtverstärkung mit ins Vorcastel, was könnte er uns da anhaben?"

„Was er uns anhaben könnte?" wiederholte Will, „weiter nichts, Mann, als daß er uns wieder hier einfach in Eisen legen ließe, wegen Widersetzlichkeit — wenn er da irgend Gefallen dr'an fände; und thäte er das wirklich nicht, so kannst du dich dr'auf verlassen, er würde uns bei dem andern Capitän einen solchen Namen machen, daß ich lieber mit sieben Jahr Urlaub nach Norfolk Island oder Vandiemensland geschickt werden möchte, als dort Matrose seyn. Frag einmal Hans, was der dazu meint — und Timor erst für sein bischen Versteckens spielen, aus dem seiner Haut machten sie, Gott straf mich, Kabelgarn."

„Unsinn, Mann," lachte Jean, „es fällt mir ja gar nicht ein Capitän Olbutts Gesellschaft je wieder aufzusuchen, im Gegentheil, ich danke Gott, daß ich sie mit so guter Manier los geworden bin, das Schiff hat aber den Vortheil jedenfalls für uns, daß es den Capitän mit seiner ganzen Gesellschaft aus der Straße herausnimmt, und kommt früher einmal ein anderes, und es gefällt uns dann nicht auf dem festen Lande, dann können wir immer noch thun was wir wollen."

„Halloa, Hans, was macht du da?" wandte er sich plötzlich zu diesem, der nach vorn gegangen war, und ohne weiter etwas zu sagen, den kleinen Anker aufholte.

„Was ich mache? — ich mache uns fort," lautete die Antwort — oder wollen wir heute hier liegen bleiben?"

„Gut dann, an Land!" rief Jean fröhlich, „und gefällt uns das Innere, so sollen uns alle Wilden Australiens nicht abhalten unser Ziel zu erreichen."

„Damit bin ich auch einverstanden," meinte Will, „meine Flinte kann aber Timor nehmen, denn verdammt will ich seyn, wenn ich das Ding noch einmal losschieße oder vielmehr sich selber losschießen lasse; denn was ich bis jetzt davon gesehen habe, so schrint es mir verwünscht unabhängig zu seyn, und sich wenig daran zu kehren, ob an dem kleinen Stück Eisen da gedrückt wird oder nicht."

Als der Anker gelichtet war, wollten Will und François nach den Rudern greifen, die kurze Strecke hinüber zu rudern; Hans richtete aber das Segel auf und schlug ihnen vor, noch eine kleine Strecke an der Küste hinabzufahren, bis wo sie wieder Hügel zum Steuern niedertreten sehen konnten. Die Gegend war hier vollkommen flach, die kleinen Hügel standen aber mit anderen höheren, deren blaue Spitzen sie jetzt schon erkennen konnten, wahrscheinlich in Verbindung, und es war dort eher wahrscheinlich, daß sie Wasser finden würden als hier; und Wasser sie wohl dann und wann ein Stück Wild erlegen konnten, ihren Hunger zu stillen, aber nie im Stande gewesen wären sich ohne Wasser zu verhelfen.

„Und dann kommen wir auch ein Stück von diesen verdammten schwarzen Heiden fort," sagte Will, als er die Scheute des kleinen Segels anholte und festmachte — „hol sie der Henker!"

„Das wäre wohl nicht," meinte Hans, „denn ich bin fest überzeugt, daß wir die ganze Zeit von mehr als den wenigen beobachtet wurden, und selbst diese können uns leicht zu Lande folgen; laufen wir aber scharf gegen die Küste an, so werden sie sich jedenfalls zurückziehen, und ich bin ziemlich gewiß, daß sie uns beim Landen nicht die geringste Schwierigkeit machen werden."

Nach zwei Stunden etwa erreichten sie das höher gelegene Land, und fanden hier sogar, ganz gegen Erwarten, ein wohl 30 Schritt breites kleines Strombett in dem jetzt eine ziemlich starke Quelle niederrieselte. Es war gerade Regenzeit, und sie durften jetzt allerdings eher erwarten dann und wann Wasser zu finden als im Sommer, wo auch diese Quelle sicher vertrocknete.

Bei der Landung gebrauchten sie nichtsdestoweniger jede Vorsicht, die ihnen unter ihren Umständen nur möglich war; während Will vorn mit dem Speingtau in der Hand auf das Anlaufen des Bootes wartete und dann hinausſprang und es ans Ufer zog, fanden Jean und Francois mit ihren geladenen Gewehren neben ihm. Hans hielt das Ruder. Es ließ sich aber kein Indianer blicken, ja nicht einmal die Spur ihrer Füße konnten sie in dem Ufersand entdecken, und nachdem sie erst zu diesem Zweck eine kleine Runde durch die Büsche gemacht und auch nicht das mindeste Verdächtige gefunden hatten, zogen sie ihr Boot in die kleine Süß-Wasser-Bay, die hier das frische Wasser in den sonst überall nahe zum Ufer kommenden Korallen gebildet zu haben schien, hinein und sandten sich, zum erstenmal wieder, auf festem, trockenem Lande.

Ein prächtiges altes Bad in Rom. Das Athenäum vom 24 Julius meldet nach Briefen aus Rom, daß Arbeiter, welche die Wasserleitungen der Stadt ausbesserten, ein prächtiges Bad aus orientalischem Alabaster auffanden. Es liegt auf der Piazza der heiligen Apostel in der Nähe des trajanischen Forum und gehörte wahrscheinlich zu den Verzierungen dieser prächtigen Anlage. Unglücklicherweise ist es früher schon durch Arbeiter einigermaßen beschädigt worden, da sie, um eine Wasserleitungsröhre durchzubringen, ein Loch durch die Alabasterwand gebrochen hatten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Julius.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 184. 2 August 1832.

Zur Charakteristik der Neger in den Vereinigten Staaten.

(Von Dr. Busch.)

Bei einer Sklavenbevölkerung von circa 3,200,000 Seelen, wozu noch etwa anderthalb Millionen freier Farbigen kommen, bildet das afrikanische Element in dem Mischvolke, welches, beherrscht von anglofächsischem Geiste, die nordamerikanische Union bewohnt, beinahe ein Fünftheil, und ist somit mehr als groß genug, den Beobachter dieser Menschenkreise zu einer Frage nach seinem Charakter und seinen Zuständen zu veranlassen. Allein weit schwerer noch wiegt die Bedeutung des Negerthums, sobald man einzelne Staaten des Südens ins Auge faßt, wo beim letzten Census Virginien mit 473,972, die beiden Carolinas mit 673,132, Louisiana mit 249,947 und Alabama mit 344,323 Sklaven aufgeführt werden, was beim erstgenannten Staate über ein Drittel, bei den Carolinas und Louisiana nahezu die Hälfte und bei dem Baumwollenlande Alabama sogar mehr als die Hälfte der freien Bewohner ausmacht. Nun verbieten zwar die Verfassungen mehrerer freien Staaten und die öffentliche Meinung in den meisten, dieses Element zum Volke zu rechnen, aber auch die hitzigsten Gegner der Abolitionisten möchten sich kaum gegen eine Ansicht erklären, welche die Farbigen, und zwar selbst die mit allen Unschönheiten ihres Urstammes noch behaftete Classe derselben, die „Full Blacks“, Menschen nennt und sie und ihr Treiben und Gebahren einer Schilderung werth achtet. Sey dem jedoch wie ihm wolle, für den Europäer hat das Stück Afrika, das die Vorsehung, oder wenn man will die Speculation nach Amerika verpflanzt hat, ein entschiedenes Interesse, da es ihm, wenn auch vielleicht weiter nichts, Winke an die Hand gibt, wie der dumpfe Nachtmensch des dritten Welttheils sich entwickelt, wenn er in den Kreis des ohne Zweifel bevorzugten Tagesmenschen tritt. Daß diese Entwicklung in manchen Punkten einen andern Weg genommen haben würde, falls jener Eintritt nicht in der Form der Sklaverei erfolgt wäre, ist nicht zu bestreiten und soll hier überhaupt keiner Untersuchung unterworfen werden. Ich gedenke vielmehr nur oder doch in der Hauptsache von Thatsachen zu reden, und der einfache Zweck dieses Aufsatzes ist, einige Züge von dem eigenthümlichen Wesen zu liefern, zu dem sich das obenbezeichnete Element, im Süden durch Gesetz und Herkommen, im Norden durch ein ungünstiges Vorurtheil auf sich beschränkt, gleichwohl aber von den Einflüssen der Civilisation fortwährend berührt, in Amerika ausgebildet hat. Will man aus den überwiegenden Zeichen von Wildheit und Stumpfsinn, die sich an diesem Theile der Negerrace in einem Maaße kundgeben, welches sich selbst durch die Ungunst der Verhältnisse nicht hinweg erklären zu lassen scheint, den Schluß ableiten, auch hundert und mehr Jahre Freiheit würden den eigentlichen Neger zu keinem wesentlich andern Charakter machen, als wozu ihn eben so viele Jahre absoluter, mit Verachtung gepaarter Knechtschaft gemacht haben, so läßt sich dagegen mit einigen Ausnahmen von der Regel, die sich aus dem Bilde herausliebt, ebenso wenig aufkommen, als mit den Declamationen abolitionistischer Empfindsamkeit. Mit einem Toussaint Louverture disputirt sich weder die Geschichtslosigkeit der Negerheimath, noch Faustin Soulouque's Hayti hinweg, und einige Dutzend erträglich abgerichteter schwarzer Advokaten, Journalisten, Prediger und Handwerker beweisen nichts gegen die Hunderttausende freier, so meist freigeborener Farbigen, die mit ihrer Rohheit, Trägheit und wüsten Sinnlichkeit in den Städten der nicht sklavenhaltenden Theile Amerika's das Auge beleidigen. Hat ab vor der Gleichheit des Gesetzes und Rechtes, und Heil darum, dreimal Heil dem Tage, wo die Umstände gestatten werden, mit einer Aufhebung der Sklaverei auch im Süden zu beginnen. Heil ihm ebenso sehr um der schwarzen und gelben Knechte, die dann aufhören Sache zu seyn, als um ihrer weißen Herren willen, auf denen der Fluch des Uebels wahrlich nicht leichter lastet als auf jenen. Aber eine unbedingte Gleichheit der Racen in ihrer geistigen Begabung behaupten, heißt gleich sehr gegen die Erfahrung sündigen, als wenn man die Augen vor dem offenbaren Geschichtbau, dem unverhältnißmäßig nach hinten ausgebildeten, mit Schafwolle bewachsenen Schädel, den an Thierklauen erinnernden Ferſen und den langen Pavianarmen der Kinder Hams verschließen wollte. Macht man dagegen geltend, wie diese unanmuthige Aeußerlichkeit sich bei leiblicher Vermischung mit den Söhnen Japhets verliere, werde sich auch durch die Einwirkung der geistigen Kräfte unsrer Race auf die der Schwarzen allmählich ein Geschlecht von höherem intellectuellem und moralischem Werthe erzeugen, so ist das ein Schluß per analogiam, den ich nur in Betreff der Mulatten und Quadronen, und auch da nicht als Schluß, gelten lasse, der aber hinsichtlich der eigentlichen Neger erst noch zu beweisen wäre, ehe er mehr Beachtung beanspruchen könnte, als ein frommer Wunsch.

Dieß nach allen Seiten darzulegen, ist hier weder beabsichtigt noch überhaupt für meinen Zweck nothwendig, und ich muß die vorstehenden Bemerkungen, wie sie sich mir durch eigene Beobachtung und durch Gespräche mit Sachkundigen aufdrängten, dem Urtheile des Lesers überlassen, den seine Erfahrung vielleicht zu entgegengesetzten Ergebnissen führt. Nicht ohne Absicht wurde in dem Vorhergehenden die Bezeichnung „eigentliche Neger“ ge-

braucht, wo die Ueberzeugung ausgesprochen wurde, der afrikanische Stamm sey von dem der Japhetiten wesentlich verschieden. Der Grund davon war, daß ich allerdings zugebe, wie die unter der Ueberschrift meiner Abhandlung inbegriffenen Mischracen der Mulatten und andern Schattirungen sich weniger von der geistigen Natur der Weißen, und vielleicht in dem Grade weniger unterscheiden mögen, in dem sie sich ihnen auch in körperlicher Beziehung nähern. Mit dieser Beschränkung allein ist ein Theil der folgenden Ausschnitte aus dem Leben der amerikanischen Neger richtig zu verstehen; ohne sie würde manches im weiterem Verlaufe Mitzutheilendes als ziemlich lauter Protest gegen das eben Geäußerte erscheinen. Ich trage aber auch kein Bedenken noch weiter zu gehen, und obschon nur als Hypothese die Behauptung aufzustellen, daß dem afrikanischen Blute in seiner Vereinigung mit dem europäischen und dem von Westen her einströmenden ostasiatischen ein bedeutsames Moment in der zukünftigen Geschichte Amerika's vorbehalten sey. Wie, wenn dieser Weltheil so recht eigentlich zur Stätte der Mischung und Umbildung des Menschengeschlechts bestimmt wäre? Wie, wenn die mythischen drei Söhne Noahs sich dort in ihren Nachkommen zu begegnen und als Brüder nicht bloß zu erkennen, sondern zu Einer Familie zusammenzuschließen getrieben würden? Wie, wenn dieser leiblichen Mischung und Umbildung auch andere geistige Typen folgten? Celten, Germanen und Romanen erzeugten hier durch ihre Verschmelzung in einander bereits den Anfang zu einem eigenthümlichen sittlichen Charakterbild, dem der Europäer, mag er es lieben können oder nicht, auf alle Fälle ein reichliches Maaß Schlag- und Schöpferkraft zugestehen muß. Die rothen Eingebornen ferner sind jenseits des Mississippi und von dort durch den ganzen Süden noch stark genug, um ihren Beitrag zu der großen Racenvereinigung zu liefern. Massenweise ergießt sich bereits das Mongolenvolk China's nach den Goldbergen Californiens, und selbst die Inseln des stillen Oceans sandten schon von ihren Bewohnern zur Theilnahme an dem sich dort vorbereitenden Gegenspiele des Babelthurmes. Wie, wenn dort auch Afrika, das in den Sprößlingen seiner Kreuzung mit dem Europäer, den Quadronen, Menschenbilder von untadeliger Form und reinstem Ebenmaaße vor uns hinstellte, mitzuwirken hätte? Wie wenn es berufen wäre, aufgehoben aber nicht aufgegangen in der bevorzugten Race, mit dieser eine Rolle zu spielen, die ohne seinem Beitritt unmöglich wäre? Und wie, wenn dann der Gedanke des Las Casas nicht ein Einfall unbesonnener Gutherzigkeit, sondern eine im Weltplane vorausgesehene Nothwendigkeit wäre, ohne welche das Hauptmoment im Wesen des Negers, seine Trägheit, ihn verhindert haben würde, die weite Meerfahrt zu unternehmen, welche von der Theilnahme an jener Umgestaltung des Menschenthums vorausgesetzt wurde?

Alle diese Fragen liegen nahe, allein ich habe es hier nicht mit Vermuthungen und Ahnungen und überhaupt weder mit der Vergangenheit noch mit der Zukunft, sondern mit Thatsachen und mit der Gegenwart zu thun. Ich will keine Abhandlung über die Neger überhaupt, sondern, wie schon bemerkt, einige Materialien zur Charakteristrung der Afrikaner liefern, wie sie, beeinträchtigt durch die Sklaverei, zugleich aber berührt von der Civilisation, in Amerika geworden sind. Hierhin mir zu folgen, lade ich jetzt den Leser ein.

Unter den Anhaltspunkten für die Beurtheilung eines Volks sind, wo eine Geschichte desselben nicht vorliegt, seine Literatur, und wo eine solche nicht vorhanden seyn kann, seine Lieder, außerdem aber die Art und Weise wie es sich zur Religion verhält, die bedeutsamsten und für die Bestimmung seines innern Gehaltes ergiebigsten. Dieß auf meinen Gegenstand anwendend, knüpfe ich die folgende Skizze an Betrachtungen über die Poesie der Farbigen, aus denen sich dann in der Form von Bemerkungen zu den mitgetheilten Beispielen das Weitere ergeben wird.

Die Angloamerikaner haben keine Volkslieder, man müßte denn nachsichtig genug seyn, die verschiedenen Versionen des Yankeedoodle als solche gelten zu lassen. Was von England mit herübergebracht wurde, ist fremdes Gewächs. Einige alte Schlachtgesänge, die in den Indianerkriegen entstanden, sind verklungen und waren überdieß nur auf einen kleinen Strich beschränkt. Die Frommen achten es für Sünde, etwas anderes auf die Lippen zu nehmen als Psalmen und Hymnen. Die Weltkinder aber halten sich an die Lieder der Neger, welche Gott weiß wo und von wem gemacht, durch die wandernden Troubadours in der ganzen Union verbreitet werden, ja von denen man einige nicht bloß von den Blockhütten Missouri's bis in die Schenken New-Yorks, sondern selbst unter den Matrosen der englischen Schiffe singen hört.

Die Neger sind ungemein große Freunde der Musik, und in ihren Hütten fehlt selten die vierfaitige, mit einem straff gespannten Felle überzogene Cither, welche sie Banjo nennen. Häufig tangen sie, begleitet von diesem Instrumente, dem schrellenklirrenden Tamburin und dem rasselnden Jawbone bis spät in die Nacht hinein. Fast alle Abende vernahm ich in Kentucky ihre bald wildfröhlichen, bald trübsinnig eintönigen Gesänge, wenn sie von der Feldarbeit heimkehrten, und wofern Seume's bekannter Vers Recht hat, sind sie wenigstens keine böse Menschen. Frühzeitig muß nun der Gebrauch aufgekommen seyn, daß sich unter ihnen Virtuosen hervorthaten, welche sich, ähnlich den russischen Leibeigenen, gegen eine entsprechende Steuer von ihren Herren die Erlaubniß erwirkten, das Land zu durchziehen und Kunststreifen, zunächst zu den schwarzen Brüdern auf den verschiedenen Plantagen, sodann aber auch an die Ecken und auf die freien Plätze der Städte zu machen, wo die Weißen ihren Leistungen Beifall und Belohnung spendeten. Beispiele, wo Farbige sich gegen Erlegung einer gewissen Abgabe per Tag auf Monate und Jahre loskauften, sind im Süden nichts Ungewöhnliches, und man findet im Norden Neger, welche, nachdem sie ihrem Herrn eine Zeitlang täglich einen Dollar Steuer entrichtet, nebenher durch Kleinhandel, Barbieren oder Musikmachen auch die Summe erübrigten, sich ihre Freiheit zu verschaffen. Troubadoure dieser Gattung wurden immer beliebter, ihre Vorstellungen immer einträglicher. Bald reisen sie, in Trupps unter Directoren organisirt, durch die gesammte Union, und schließlich fanden sich auch Weiße, die das Gewinnreiche dieses Geschäftes vermochte, sich die Gesichter zu schwärzen, die Negermimikreels in ihren Manieren nachzuahmen, Lieder im Styl und Dialekt derselben zu schmieden und mit Banjo und Jawbone ihr Glück zu versuchen. Diese Lieder wurden sodann gesammelt und, Ursprüngliches mit Nachgemachtem vermischt, herausgegeben, so daß sie im amerikanischen Buchhandel ungefähr die Stelle der „schönen neuen Lieder, gedruckt in diesem Jahr" einnehmen, welche man auf unsern Jahrmärkten ausliegen sieht.

Es versteht sich, daß es sich hier nur um die ächten Negerlieder handeln kann, und diese sind unter der Masse der übrigen ziemlich leicht herauszufinden. Wie alle Volkspoesie haben sie ihren bestimmten Gesichtskreis; was darüber hinausgreift und in höhere Sphäre sich versteigt, erklärt sich selbst für unächt. Die Pseudoneger, welche sich als Aethiopian Serenaders in Cincinnati

und New-York hören ließen, trugen neben verschiedenem Ursprünglichen auch eine Menge Machwerke vor, die bloß darauf berechnet waren, durch Carricaturen auf Cuffee und Sambo die Lachnerven der weißen Zuhörer zu kitzeln. Von dem Aechten in jenen Sammlungen aber ist vieles ohne Werth und Bedeutung, nur des Reimes wegen zusammengestellt, nur Worte und Säze für eine bekannte Melodie, kurz, so vollkommen sinnlos, daß von einer Poesie nicht einmal annähernd die Rede seyn kann, und man sich vergeblich fragt: was ist der Humor davon? Oder wäre wirklich etwas besonderes herauszuliesen, wenn es in einem dieser Verse heißt:

Die Wasserschlange zum Gefechte geht
Mit einer neunäugigen Lampenerr.
Sie rissen, sie bissen sich, 's war ein Graus,
Dann putzten mit der Kinnlad' sir die Zähne sich aus.

Von dieser Sorte sind viele der Lieder in meiner Sammlung, und man sagte mir, daß gerade die widersinnigsten und abgeschmacktesten den größten Beifall und die weiteste Verbreitung unter den Sklaven des Südens hätten. Allein es gibt auch bessere Proben, die, abgesehen von der zuweilen sich eindrängenden Lust an Verdrehung des Sinns, sich ganz wohl neben unsern Schnaderhüpferln und selbst neben gehaltvolleren Volksliedern hören lassen möchten, zumal da sie zum großen Theile recht gefällige Melodien haben. Gegenstand derselben ist natürlich nur das Allernumittelbarste, als Essen und Trinken, Arbeiten auf dem Mais-, Tabak- oder Baumwollenfelde, Jagd auf das Racoon oder Opossum, die Lieblingsbeschäftigung der Sklaven in ihren Freistunden, ferner Lust an Tanz und Musik, Sehnsucht nach der Heimath, Furcht vor der Peitsche des Treibers, endlich Liebesgeschichten mit einer Chloe, Susy oder Polly der Nachbarschaft. Die Sprache ist das Kauderwälsch der Neger, welche den Mangel, daß sie gewisse Buchstaben nicht aussprechen und die erste Person nicht von der dritten, Singular nicht vom Plural unterscheiden, durch einen Ueberfluß von falsch gebrauchten gelehrten Ausdrücken ersetzen, mit denen sie die gewöhnlichste Rede in derselben Weise zieren, wie sie sich äußerlich mit Ringen, Ohrgehängen und Ketten zu putzen lieben. Aeußerdem gilt von diesen Liedern, daß in ihnen hinter der Gewöhnlichkeit immer der wilde Trieb lauert, jedes Ereignis und jeden Gegenstand, Leid sowohl wie Lust, sich selbst sogar in eine Frage umzugestalten. Die nichts respectirende, vor keinem Widerspruche zurückscheuende phantastische Willkür weiß von nichts ein für allemal geltendem, als von sich selbst, und so entsteht aus vielen Liedern ein felsfam läppisches Potpourri, bei dem man oft nicht gewiß ist, ob man lachen oder die Achseln zucken soll. Da sich die baroc-ungrammatikalische Sprache dieser Poesien nicht nachahmen läßt, ohne in Unverständlichkeit auszuarten, wird einer Uebertragung die wunderliche Wirkung des Originals immer zur Hälfte abgehen. Ich habe demungeachtet versucht einige der Negerlieder, die am wenigsten an jener Tollheit leiden, zu übersezen, und indem ich dieselbe solgen lasse, bemerke ich nur noch, daß ich mit Maaß und Reim so frei umgegangen bin, wie der Janforist, von dem sie stammen. Es war mir bei dem Zwecke dieses Aufsazes weniger um eine schöne, als um eine treue Verdeutschung zu thun, d. h. um eine solche, die nicht bloß Wort und Sinn, sondern auch das oft zum Knüttelvers ausartende Metrum möglichst genau wiedergab. Glaube man nicht, daß solche Verse, die über die Gränze der zuerst angeschlagenen Weise hinausstolpern, sich nicht zur Raison bringen und in die Melodie zwingen ließen. Jamben, Trochäen, Dactylen, Anapästen und wie die Füße alle heißen mögen, die der Pegasus des gelehrten Dichters am Leibe hat, der Muse des „Niggers“ sind sie so gleichgültig, wie dem ehrenfesten alten Dessauer, dem das noch größere Kunststück gelang, die Chorale nach seinem Leibmarsche zu singen.

(Fortsezung folgt.)

Ausflüge aufs Land in Galizien.

(Cons. 16 Julius fl.)

Unser menschenarmes Krakau beginnt unter der glühenden Sommersonne noch mehr sich zu entvölkern; nach wem man fragt, der ist verreist, wen man antrifft, der ist im Begriff abzureisen, der eine nach Marienbad oder Karlsbad, welche dieß Jahr am meisten in der Mode sind, der andere nach dem Dorf — wie er mit einem Stuzer hinzusezt: zur lieben Landwirthschaft! und alles, was nicht ganz fort kann, geht wenigstens einmal in der Woche nach Kryesowice. Bei solchem Stand der Dinge befällt einen die Melancholie, wie sie gewöhnlich die Reisenden befällt, welche die Ruinen von Baalbek und Palmyra besuchen, nur mit dem Unterschied, daß wir unsere Ruinen langsam zu sticken anfangen, während die neugierigen Archäologen jene umsonsehr ruinirten. Es wäre vergebens gewesen, die Mittel zur Zerstreuung der Melancholie in dem verödeten Krakau aufzusuchen, die Spaziergänge sind öde, die Gärten sind nicht besucht, Possen werden keine gegeben, denn die Schauspieler sind auf der Wanderung, die Bürgerressource brüstet sich nur mit schönen Zimmern ohne Gäste, die Tagesblätter bringen nichts neues, drum es gibt nichts, kurz es bleibt nichts übrig als sich daheim in einem vertrauten Cirkel einzuschließen wie jene witzige Gesellschaft des Decameron zur Zeit als die Pest in Florenz wüthete, oder coûte que coûte gleichfalls zu stechen und fortzugehen, denn heutigen Tages ist es schwer so lustige und witzige Erzähler zu finden, wie Dioneo, Pampinea, Lauretta, Neifila u. s. w., denn alle wollen lieber plaudern als erzählen, es bleibt also keine andere Wahl als hinter den andern drein davonzulaufen, wie die Schafe.

Die Glocke schlägt zwölf Uhr, eine glühende Sonne brennt herab, unsere gemaltige Diligener fährt und dem Posthaufe heraus nach Strado. In der Mitte, wo ich einen Platz gefunden, fassen wir zu vier: vorn zwei und der Conducteur, und hinten gleichfalls zwei, also elf Personen und die Diligence ist ebenso groß als die französischen von Lafflite nnd Cie, während der hahgleiche Franzose in denselben Raum 17 Personen zu packen versteht, ungerechnet die oben auf der Diligence, wo wenigstens noch drei Passagier Platz finden. Sehr erfreute mich diese Reform der Postwagen, diese zarte Rücksicht auf die Bequemlichkeit der Reisenden, welche nunmehr ihren können, und sich nicht zu drücken brauchen wie Häringe, oder wie Neger auf einem Schiffe, das Sklaven einschmuggelt; als ich aber die vier Schimmähren betrachtete, die uns gemächlich fortschleppten, dachte ich in dem Kummer meines Herzens an die Eilreiterin der Welt, und unwillkürlich schoß sich mir das Bild von fünf weißen Hengsten vor die Augen, die in rasendem Lauf die Lafflite'schen Archen fortzogen, allein auch hier verloren die Franzosen, denn ging es auch anfangs langsam, so wurde doch bald die Fahrt rascher und von Vielleicht bis Oswo, von jenen steilen Bergen herab, ging es wie der Blitz, in der That die Haut schauderte mir, die Diligence mochte bei irgend einer Krümmung an einen Stein anprallen und wie eine Seifensaul zerspringen, allein Dank der Vorsehung, es lief ohne Unfall ab, der noch dazu, wenn er auch eingetreten wäre, schwerlich einen Platz in den öffentlichen Blättern gefunden hätte, da der Diligencenunfälle, seit die Eisenbahnen ihnen ihre große Bedeutung genommen haben, nicht mehr zu den Unfällen zählen. Es ging ziemlich schnell und wir machten mittelstens eine Meile in drei Viertelstunden. Für mich besonders wurde die Zeit kurz, denn mein gutes Schicksal setzte mich neben einen Bewohner Warschau's, der zu den munteren gesprächsamen Voyageurs gehörte und einige Stationen weit die Bochnia das Gespräch nie fallen ließ. Anfangs allerdings hatten wir gegen einander ein mißtrauisches Stillschweigen beobachtet, als ich aber im Entzücken über die im Galopp gehende Hinabfahrt ausrief: „welch prächtige Fahrt! welch unerhörte Verbesserung!“ wandte er sich mit dem

Ausdruck verachtungsvoller Hoheit lächelnd zu mir und sagte: „man sieht, daß der Herr unsere Posten nicht kennt!“

„Doch!“ erwiederte ich, „aber ich vergleiche die jetzige Bewegung der Diligence mit der früheren, unsäglich phlegmatischen, und darum kaume ich! Der Herr wird sehen, daß bei uns in allem ein Geist des Fortschritts herrscht. Eisenbahnen durchziehen Galizien in verschiedenen Richtungen, Fabriken entstehen, Gewerbe und Handel heben sich, die Aufklärung verbreitet sich durch dieselben Canäle unter die jetzt noch blinden Dorfbewohner, welche, obgleich frei gegeben, dies jetzt noch ihre Freiheit nicht zu gebrauchen, sondern vielmehr nur zu mißbrauchen verstehen. Uebrigens erwarten wir die Entschädigung, die Organisation, die Regulation; wenn diese kommen — und sie werden nach allen Vermuthungen und Voraussetzungen kommen — dann werden aufs neue die Capitalien aus ihrem Versteck hervorkriechen, der Geldtrieb wird sich heben, die verfallenen Häuser werden sich wieder erheben, es wird sehr gut werden, und die schlimmen Zeiten bald vorübergehen.“ Als ich dies mit einem gewissen Feuer ausgesprochen hatte, glaubte ich, meinem Mann aus Krempolen in die Pfanne gehauen zu haben, daß er nicht mehr pipen könne, er lächelte aber neuerdings mit dem Ausdruck verkleideter Bosheit und sagte: „Ihr seid wahrlich zu beneiden, meine Herren; Ihr lebt in süßen Hoffnungen. Ihr träumt vom Fortschritt. Wir sind es anders! selbst diese Ausdrücke sind aus unserem Wörterbuch ausgemerzt, und was sollten wir denn noch von Hoffnungen oder Fortschritt träumen. Stellen Sie sich vor, daß wir von diesen schönen Sachen gar nichts wissen! Alleedings haben auch wir Eisenbahnen und nicht schlechte Gasthöfe, und Geldtrieb, eine Creditwompagnie, gerestle Hypotheken und klingende Münze, wir haben Eisenwege, Maschinen, Tuche und Leinwandfabeslen, wir haben auch Zuckerraffineien, hie und da auch Branntweinerrneereien, Verschörungsgesellschaften für alles, selbst für das Vieh.“

„Auch eine Versicherung des Eigenthums?“ fragte ich, ihn unterbrechend.

„Wie verstehen Sie das?“

„Nun, ich verstehe es so, daß das was mein war, auch mein bleibt.“

„Sind wir eine wilde Horde, daß Sie mich so fragen? der Schlachtze hat ausgewirthschaftet, oder bilden Sie sich ein, es gebe bei uns Communisten oder Jakobiner?“

Das Gespräch nahm eine Wendung, die mir nicht anfiand, und ich wendete es auf das Stadtgeklatsch von Warschau und Krakau, welches Thema nicht endete, bis wir nach Bochnia kamen, wo mich mein muntere Gesellschafter verließ.

Mehrere Passagiere verließen uns in Bochnia, ich blieb aber in meiner Cajüte sitzen mit einem alten, wenig sprechenden Mann, der sich die Zeit in seligem Schlafe zu vertreiben suchte, dem er sich mit ganzem Leib hingab, und bei jeder Erschütterung und jedem Schwanken höchst komische Bewegungen machte; seine ziemlich bedeutende Nase coramo bollete unaufhörlich mit meiner Schulter. Er bat mich alleedings jedesmal auf deutsch um Verzeihung, was ich mit gleicher Aufrichtigkeit erwiederte, mit der Versicherung, daß mich das nicht im mindesten incommodire. Es war dies aber nicht der eigenthümlichste Zeitvertreib für mich, vielmehr suchte ich diesen in dem anstoßenden Raume, in den ich durch ein kleines mit angebrachtes Fensterchen sehen konnte. Hier saßen sich eine in der That englische Scene dar. Zwei junge Leute, ein Franzosohn und eine Franzosin, saßen in dem hintern Raum, den man sehr witzig die „kleine Hölle“ getauft hatte, denn alle Strahlen der gegen Westen sich senkenden Sonne trafen hier wie in einem Beennglas zusammen. Ich sah ihre Anstrengungen und ihren Kampf gegen die Sonnengluth, aber umsonst, denn Tücher und Tüchlechen vermochten nichts, ebenso wenig als die nicht sparsam angebrachten Flüche, gegen das Tagesgestirn. Aus allem bemerkte ich, daß dies ein Brautpaar sein mußte, oder ein neugetrautes Paar, denn es dauerte nie lange, so vereinte ein süßer Kuß ihren Mund, und die Hände blieben stets zärtlich verschlungen.

Als wir auf der nächsten Station angekommen waren, beschloß ich sie zu bitten in den mittleren Raum zu steigen, einmal, weil hier Schatten und Kühle war, und zweitens um sie mit Gewalt aufzuklären über die Temperatur unseres Landes, das sie nach dieser Probe zu schließen, bei der bekannten Flüchtigkeit der Franzosen in der Geographie, für eine Provinz von Mittelafrika hätten halten können; aber das Unglück wollte, daß das romantische Paar aus der kleinen Hölle herausstrauzg und im Galopp davonlief, um die Umgebungen zu betrachten, welche übrigens nichts sehenswerthes hatten; mein Plan ihre Seelen zu retten, war also vereitelt. Das alles interessirte mich indeß ein wenig. Wer können diese Franzosen sein? Ich wußte sehr wohl, daß Franzosen nicht gerne aus Neugierde, um fremde Länder kennen zu leenen, auf Reisen gehen, vielleicht schicke sie also ihre Regierung aus, oder ein Buchhändler teuq ihnen auf ein Buch zu schreiben. In diesem Fall aber wären sie gesprächiger gewesen, und hätten die erste beste auf den Postſtationen vorenommene Dummheit emsig niedergeschrieben. Wahrscheinlicher wird es ein verschriebener Hofmeister und eine Gouvernante sein, die sich auf dem Weg getroffen haben, die Bekanntschaft knüpfte sich an, ihe Ziel ist das gleiche, so haben sich auch die Herzen verbunden. Wenn sie Geld zusammengebracht haben, er auf seinem, sie auf ihrem Wege, so legen sie sicherlich eine Pension an, und der dann unser Dämchen zur großen Zierde des weiblichen Geschlechts hervorgehen werden. In solche Betrachten versiefe, die mir den Weg angenehm verkürzten, vernahm ich das Rumpeln auf dem Steinpflaster, und an den weißen Vorsodthäuschen erkannte ich, daß wir in Tarnow angelangt seyen. Da dies das erste Ziel meiner Ausflüges war, so stieg ich aus, nahm meinen Nachtsack mit mir, und als ich eben denselben nach dem Krakauer Hotel zu tragen befohlen hatte, sehe ich das französische Paar mit nähern und mich in seiner Sprache fragen, ob ich hier bleibe.

„Ja, ich bleibe hier,“ erwiederte ich, „wie gefällt Ihnen das Land? gewiß reisen Sie hier zum erstenmal?“

„O nicht zum erstenmal,“ entgegnete der Franzose, „schon einigemal hab ich den Weg gemacht, allein meine Frau macht ihn zum erstenmal. Stellen Sie sich vor, was das für eine Aufgabe für eine Dame ist, die gerade aus Paris kommt, sich in diesem Feuer rösten zu lassen. Der Gentleteue, c'est un barbare, der keine Höflichkeit kennt.“

„Sie hätten es ihm nue sagen dürfen, und er hätte ihnen gewiß einen besseren Platz gegeben; ich selbst hatte die Absicht Ihnen diesen Dienst zu erweisen, da ich aber sah, daß Sie sich von den andern Reisenden feitab hielten, glaubte ich, Sie wollten für sich sein . . .“

„O keineswegs, es wäre uns vielmehr sehr angenehm gewesen, eine Bekanntschaft anzuknüpfen, umsomehr, als ich in meinem Geschäft Bekanntschaften brauche.“

„Was ist dies Geschäft, wenn man fragen darf?“

„Ich bin Commis-Voyageur für Wein, und mache Geschäfte für das bedeutendste Haus in Gyernay,“ entgegnete er, sich würdevoll aufrichtend, „meine Frau ist Putzmacherin, und legt einen Coden von künstlichen Blumen in Cyeenowice an; könnte ich vielleicht mit einer Partie Champagner aufwarten? Hier ist meine Adresse, und hier die meiner Frau.“

Ich nahm die Adressen — zugleich gab das Postborn das Zeichen zum Einsteigen, ich verabschiedete mich von dem handelnden Paar, und dachte bei mir: „wie haben sich doch die Zeiten geändert; sonst kehrten sie uns abgewen, jetzt fangen sie an und leben und die Kämerei. Wer weiß, ob dieß nicht ein Zeichen von Fortschritt ist; schade nur, daß diese Wissenschaft mit ganz übereklässigen Artikeln anfängt; wir haben doch an der Gränze unseren Ungarwein, der unseren Vorelteen so gut schmeckte, und auf unseren Wiesen die seit Jahrtausenden wachsenden Blumen.“

(Fortsetzung folgt.)

Broschürenversendung in den Vereinigten Staaten. Nach einem neuen Postiarif, der am 1 Oetober d. J. in Kraft tritt, können Broschüren die unter 2 Unzen wiegen, auf alle Entfernungen unter 3000 Meilen um Ein Cent versendet werden. (Shipp. Gaz. 27 Juliue.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 185. 3 August 1852.

Der Krieg mit Birma.

In England ist man mit der raschen Eroberung von Rangun und von Bassein, welches letztere am westlichsten Arm des Irawaddy's liegt, sehr zufrieden, doch herrscht in den Militärjournalen augenscheinliche Unzufriedenheit darüber, daß die Expedition nicht weiter stromaufwärts nach Prome gegangen ist. Rangun liegt unter 16° 47′ N. B., Prome unter 18° 50′, also volle zwei Grade nördlicher. Ob man zu einer solchen Unternehmung sich vorerst zu schwach gefühlt, oder ob die Nachricht vom Tode des Königs von Birma, welche nicht nur aus Rangun, sondern auch aus Arracan gemeldet wird, Aussicht auf eine friedliche Beilegung eröffnet, läßt sich jetzt noch nicht sagen. Inzwischen wird die Frage, was mit Birma geschehen soll, sehr vielfach besprochen, und man kann nicht anders sagen, als daß die völlige Eroberung und Besitznahme des Landes sehr starke Anhänger hat. Bei einiger Erfahrung in der asiatischen Politik läßt sich ein solches Ereigniß mit ziemlicher Sicherheit vorhersagen, ohne daß man dabei die Engländer einer besondern Ländergier zu bezichtigen braucht. Halbbarbaren, wie die Birmanen sind, verstehen die Macht der Engländer nicht gehörig zu schätzen, und so treibt sie ihr Verhängniß jedesmal ihrem Verderben entgegen. Man darf in dieser Beziehung sich nur an den Pendschab erinnern. Randschit Singh hielt gute Freundschaft mit den Engländern, weil er sie kannte und seine Lust hatte, sich mit ihnen zu überwerfen; er hatte die Absicht Sind zu unterwerfen, was seinem Lande die Verbindung mit dem Meere erwerben mußte, stand aber davon ab, sobald ihm die Engländer erklärten, daß sie dieß nicht dulden würden. Und doch hatte Randschit Singh eine Armee, welche, wie später die Erfahrung zeigte, mehr als je eine andere in Indien geeignet war, den Engländern die Spitze zu bieten. Als Randschit Singh todt war, und bald darauf Schir Singh sich auf den Thron geschwungen hatte, war sein Hauptverbrechen in den Augen der stolzen Sikh-Sirdars, daß er die Niederlage der Engländer in Afghanistan nicht benützte, um über sie herzufallen und ihnen den Todesstreich zu versetzen. Schir Singh kannte die Engländer besser: er wußte, daß er ihnen einen schweren Schlag versetzen könne, daß aber die Rache zuverlässig nicht ausbleiben würde und ebenso schwer auf ihn fallen werde. Er hielt also Frieden und Freundschaft mit ihnen, und ward ermordet; nach ihm brach der Krieg bald aus, und endete bekanntlich nach mehrern Aufständen mit der gänzlichen Vernichtung des Reiches Randschit Singhs. Aehnlich scheint jetzt der Verlauf in Birma. Der König, mit welchem im Jahre 1826 der Frieden von Yandabu abgeschlossen wurde, soll die Absicht gehabt haben, den Frieden mit allen seinen Bedingungen, wozu auch der ständige Aufenthalt eines Gesandten in Amerapura gehörte, zu halten. Er ward ermordet, und zu den ersten Handlungen seines Nachfolgers gehörte, daß er offen dem Vertrag von Yandabu trotzte und den britischen Gesandten durch allerlei Quälereien aus seinem Gebiet trieb. Auch er ward nach einigen Jahren abgesetzt, aber sein Nachfolger, der jetzige König, benahm sich gerade eben so übermüthig gegen die Engländer. Die Langmuth welche diese zeigten, und ihre Ungeneigtheit, einen weitaussehenden Krieg anzufangen, wurde von den Birmanen wie gewöhnlich als Feigheit und Furcht vor ihrer Macht ausgelegt. Die Engländer ließen sich Dinge gefallen, die in Indien selbst längst einen Vernichtungskrieg gegen die Macht die sie ausgeübt, herbeigeführt haben würde. Jetzt haben sie den Krieg beginnen müssen, und es fragt sich was soll aus Birma werden? Manche sehen die Eroberung von Bassein, das den westlichsten Arm des Irawaddy beherrscht, als einen ziemlich sichern Gewinn an, daß England mindestens den südlichen Theil des Landes, das ehemalige Reich Pegu, dessen Bewohner, wo sie konnten, die regierenden Birmanen verjagt haben sollen, behalten, und den König von Ava nöthigen werde, einen englischen Residenten und eine von Engländern befehligte Besatzung anzunehmen. Das wäre, wie leicht zu erachten, nur der erste bedeutendere Schritt, dem der zweite, eine völlige Entfernung des Fürsten, bald von selbst folgen würde. Da England jetzt schon Arracan, das westliche Küstenland, besitzt, von dem aus einige brauchbare Straßen nach dem Irawaddy-Thal bereits bestehen, und andere leicht angelegt werden können, so ist eine völlige Beherrschung nicht bloß des Landes von Pegu, dessen Nordgränze unter 18° 10′ N. B. liegt, sondern bis in die Höhe der Hauptstadt von Arracan, nämlich bis zum 21° N. B. sehr leicht. Dann ist Amerapura (unter 21° 50′ N. B.) und das nächst gelegene Land nur noch eine Provinz; selbst die bloße Besetzung von Pegu bringt es in dieses Verhältniß, da das ganze birmanische Reich sich mit wenigen Ausnahmen auf das Irawaddy-Thal beschränkt. Eine Besetzung von Pegu bringt England in den Besitz des ganzen Handels auf diesem Strom, und es kann nicht fehlen, daß kein barbarisches Regiment am Ober- oder eigentlich Mittellauf desselben mehr sich halten kann, denn die Bewohner des Unterlaufs werden den Handel auch im mittlern Lande treiben und von England als seine Unterthanen geschützt werden; mit dem rohen Regimente, wie es jetzt die Birmanen führen, ist es dann jedenfalls zu Ende. Geht indeß, wie kaum zu bezweifeln, die Absicht der Engländer dahin, mindestens Pegu oder das Deltaland des Irawaddy zu behalten, dann gehört dazu ein zweiter und ernsterer Feldzug, der sie bis nach

Ava und Amerapura führt. Vorerſt aber kann es als ein nicht ſehr günſtiges Zeichen betrachtet werden, wenn die Engländer nicht bereits Prome beſetzt haben, um dort die Gegenzeit abwarten zu können. Vielleicht indeß bringt die nächſte indiſche Poſt dieſe Nachricht.

Zur Charakteriſtik der Neger in den Vereinigten Staaten.

(Fortſetzung.)

Ich beginne mit einem Liede, welches in der mir vorliegenden Sammlung einzig in ſeiner Art iſt, und von dem ich darum glauben möchte, es ſey von Afrika mit eingewandert. Wüſt und wild wie der Sinn des Bewohners der Löwenwüſte, mag es ſich unter den eingebrachten Negern als Andenken an die Heimath erhalten haben, und ſo ſtehe es, obwohl nicht unmittelbar dem Zwecke des Aufſatzes dienend, hier als Gegenſtück zu den folgenden:

Horch, was blaſen die Zeumſeums ſo?
's ſind Karembas vom Norden da.
Färbt blau die Barte mit Indigo,
Laßt ſchallen Trommel und Bandera.
Und all' ihr Weiber jauchzt Lu-lu!
Luſtig leben in Timbuktu!

Draht in die Naſe dem weißen Stier,
Malt ihm den Schweif mit Scharlachrot.
Er tanzt, bis die Hufe ihm plagen ſchier,
Wenn die Musjo-Dien' ihm zu tanzen gebot.
Und all' ihr Weiber ꝛc.

Hei Jndel, wenn ihr ſtark Waſſer bringt!
Geh' hol' 'nen dickleppigen Bruder herzu.
Jch bingle' nen Jilly-Mann, der ſingt:
Als Juſſuff, den Sänger von Borrnu.
Und all' ihr Weiber ꝛc.

Ein Mann von Tibbu einſt Korn mir mauſt',
Jch ſchlug ihn breit wie 'nen Meſſingknopf.
Jch prügelt' heut Morgen meine beſte Frau,
Sie dreht mir zu lang vor dem Spiegel den Kopf.
Und all' ihr Weiber ꝛc.

Beſtreichen mit Oel bin zum Kampf ich bereit,
Wahrſagerin fragt' ich um mein Geſchick,
Stark wie des Meerſtiers Zahn bin ich heut,
Und Schafsgeſicht Mufna hat ſicher kein Glück.
Und all' ihr Weiber ꝛc.

Wenn die Nacht die durchtanzt, euch der Glasſchmuck zerſpringt,
Dann ſpielen wir lieber mit Bohnen im Sand.
Der Weiße für Goldſtaub nur Salz uns bringt,
Drum nehmt fein Kamel, ehe er heim ſich gewandt.
Und all' ihr Weiber ꝛc.

Noch hab' ich Raum für 'ne ſchmucke dicke Braut,
Drum komm' ich, Mädel, zu dir auf die Freit',
Und wenn dein Vater dich mir nicht vertraut,
So werf' ich ſogleich meine Schuhe beiſeit'.
Und all ihr Weiber ꝛc.

Die Bandera ſchallt und die Trommel drum drum,
Der Sängerinnen Jubel, er freiſcht uns draus.
Kommt, werft das Wallenfleiſch herum
Und tollt und brüllt und balgt euch ſchmauſt!
Und all' ihr Weiber jauchzt Lu-lu!
Luſtig leben in Timbuktu!

Trägt dieſes in vielen Einzelnheiten dunkle Lied ein afrikaniſches Gepräge, ſo iſt das nun folgende ein Genregeſang, der von einer der Plantagen Miſſiſſippi's oder Louiſiana's ſtammt und das dortige Leben ziemlich anſchaulich zeichnet. Als Schauplatz hat man ſich ein Korn-, d. h. ein Maisfeld zu denken, auf welchem Negerſklaven mit dem ſogenannten Cornſchneling, d. h. mit dem Herausſchälen der reifen Kolben aus der ſie umgebenden Blätterhülle beſchäftigt ſind. Dieſe Operation wird gewöhnlich im Spätherbſte vorgenommen. Das Horn endlich, welches die Mädchen blaſen ſollen, iſt jetzt in den meiſten Gegenden eine mehrere Fuß lange Blechbuka, der manche Beauen recht wohlklingende Töne und oft vollkommene Melodien zu entlocken verſtehen; es kuft übrigens nicht bloß zum Eſſen, ſondern beſchäftigt auf den ſüdlichen Plantagen auch die Sklaven zuſammen, wenn einer von ihnen eine beſondere Züchtigung erleiden ſoll.

O Jungens, komme zum Gemerweck, die Zeit iſt um.
Die Kornhalm fiedl tönt und des Baſſe Gebrumm.
Friſch auf, ihr faulen Neger! 's iſt Morgen, fort ins Korn
Und ſchält, bis das Mädel bläst das Hörnſtückchen.
O Mädels, blast das Horn!
Die Neger kriegen Hunger hier über'm Korn.
O Mädels, blast das Horn!
Die Neger ſind ſo hungrig hier über'm Korn.

Du da, Cäſar, ſtatt gemunnelt uns den Kolben abgeſtrickt,
Der aus Blättern hier ſo grinſend wie Negerzähne blickt.
Nicht ſchlafen dort, und wär' es ein Augenzwinkern nur,
Sonſt ſticht euch wie 'ne Pferdebrems des Treibers Peitſchenſchnaur.
O Mädels, blast das Horn ꝛc.

Auf, ſchält, und keine Aehre in die Taſche mir verloren,
Sonſt heiße ſie Maſſa reißen euch an feuerrothen Ohren.
Und Joe nimm doch ein Kornblatt nun wiſche rein die Zeh,
Sonſt zupft ſie Alligator ab, und das thut weh.
O Mädels, blast das Horn ꝛc.

O, die Krähe beginnt zu ſchwagen, und der Mäuſefalke ſchreit,
Jch merk' an ſeinem Nicken, das Rebhühnd iſt bereit.
So ſchält denn los, ihr Neger; denn nun hat das Horn ertönt,
Und dann gibt's Gentelnegen, feiel ihr eſſen könnt.
O Mädels, blast das Horn ꝛc.

O, der Froſt fängt an zu beißen, und die Zehen plagen auf;
Denn zerſprungen ſind die alten Schuh den Rücken hinauf,
Und ich hab' nur einen Strumpf noch, und keinen außer ihm;
Drum muß ich heute rechts ihn und morgen links anziehn.
O Mädels, blast das Horn ꝛc.

O, an Joe's Sonntagsbofen iſt kaum ein Fetzen noch,
Und alle Morgen fähret er ſchon ins verfehrte Loch.
Zwar bindt er ſie zuſammen mit einem Hickorynweig,
Doch geht's ane Mittagseſſen, ſo plagen ſie ſogleich.
O Mädels, blast das Horn ꝛc.

O wie feiert mich an die Finger, und die Hände werden klamm,
Und mein Mauſt meint, daß die Gurgel geſchnürt mir zuſamm'.
Kommt, Mädels, blast das Horn; denn mein Magen ſchreit ſo ſehr,
Und wie iſt, als müßt' ich eſſen, und wenn's ein todter Neger wär'.
O Mädels, blast das Horn!
Die Neger kriegen Hunger hier über'm Korn.
O Mädels, blast das Horn!
Die Neger ſind ſo hungrig hier überm' Korn.

Jch gebe nun eines der vielen Lieder, mit denen die Schwarzen ihre Luſt an der Jagd des Opoſſums und Racoons an den Tag legen. Dieſe Thiere werden von den Weißen nur geſchoſſen, ſelten gefangen, dem Neger aber liefern ſie nicht nur in ihren Fellen einen kleinen Nebenverdienſt zu Kautakak u. a., ſondern

in ihrem Fleisch und Fett auch einen erwünschten Zuschuß zu seinen Spreizcationen, und so erklärt sich die große Rolle, die sie in den poetischen Ergüssen der schwarzen Minstrels spielen. Das Jagdlied, welches ich zu wiederholten Malen von den Darkies in Kentucky singen hörte, ist, wie die vorhergehenden und folgenden, im Originalversmaße übersetzt:

Solo: Mond, du siehst so rund ja wie ein Käse aus.
Krähe, sag, wo sind die Neger hinaus?
Chor: Nach dem Kornfeld, nach dem Kornfeld, nach dem Kornfeld hinein.
Und da drüben liegt Alt Possum im Mondenschein,
Mit dem Hickum, mit dem Hickum, mit dem Hickum hinein.
Da drüben liegt Alt Possum im Mondenschein.
Laßt uns stöbern in den Zäunen, und die Enten geschreckt,
Laßt uns scheuchen die Enten, und die Hühner geweckt.
Und dann mit den Schlingen für barscht mir die Füchsin,
Bevor noch Alt Possum zum Fliehen sich reckt.

Nach dem Kornfeld, nach dem Kornfeld, nach dem Kornfeld hinein,
Und da drüben liegt Alt Possum im Mondenschein.
Mit dem Hockum, mit dem Hickum, mit dem Hockum hinein,
Da drüben liegt Alt Possum im Mondenschein.
Laßt uns aufscheu'n die Neger, und die Hunde gestellt,
Und hervor aus dem Baumstamm das Possum gebellt,
Du greifst nach dem Banjo, ich spiele das Tambu,
Dann vorwärts, ihr Schwarzen, zum Jagen ins Feld.

Die drei nachstehenden Proben sind die bekanntesten und beliebtesten Negerlieder im ganzen Lande, wie ich z. B. dem ersten, das eine recht nette Melodie hat, schon auf der Ueberfahrt begegnete, es dann auf einem Matrosentanzsaale in New-York zugleich spielen, singen und tanzen sah und endlich noch einmal, ich weiß nicht mehr in welchem Stationsgasthofe auf den Prairien von Illinois, seine Bekanntschaft erneuerte.

Ich komm von Alabama, auf dem Knie das Banjo mein,
Ich geh nach Louisiana, mein Schätzchen dort zu frein.
Der Regen strömte, als ich schied, dürr sah das Wetter drein,
Die Sonne stach, mich fror zu Tod. Susanna, laß das Schrein.
O Susanna, laß das Weinen sein!
Ich komm' von Alabama,
Auf dem Knie das Banjo mein.

Ich hüpf' an Bord des Telegraph [1] und fuhr den Fluß hinunter.
Da schnob's elektrisch, stob und schlug der Neger todt fünfhundert.
Der Kessel sprang, das Pferd ging durch. Aus, dacht' ich, wärd' es sein;
Ich schloß mein Aug, da stockt der Hauch. Susanna, laß das Schrein.
O Susanna, laß ze.

Ich hatt' nen Traum die letzte Nacht, als alles still wie's Grab.
Mir däucht', Susanna kollerte von einem Berg herab.
Ein Kuchen war in ihrem Mund, 'ne Theär' im Augestein.
Ich sprach: von Süden bin ich, Schatz. Susanna, laß das Schrein.
O Susanna, laß ze.

Und kommen wir nach New-Orleans, mein' ich mich umschaun,
Und wenn ich Susanna seh, laß ich mich mit ihr traun.
Doch ist sie Frau schon, wird's gewiß der Tod des Negers seyn,
Und bin ich todt dann und verscharrt — Susanna, laß das Schrein.
O Susanna, laß ze.

*

War einst ein alter Schwarzer, mit Namen Onkel Ned.
O, er starb, 's ist lang — schon lange Zeit!
Kein Haar er auf seinem Schädel hätt',
An dem Ort, wo die Wolle gedeiht.

Laßt die Hau' und die Schaufel nun
Und die Axt und den Fiedelbogen ruhn.
Wo die guten Neger sind, ist der arme alte Ned
Keine Arbeit mehr zu thun!

Seine Finger waren lang wie das Rohr im Bruch,
Keine Zähne, zu essen den Entekuch,
Drum ließ er den Entekuchen stehn,
Laßt die Hau und die Schaufel ze.

War ein kalter, frostiger Morgen, da starb der alte Ned,
O Massa, wie weint' er so sehr!
Denn er wußte, wenn Ned in die Erde gelegt,
Säh' er nie seinesgleichen mehr.
Laßt die Hau und die Schaufel ze.

*

Am umfluthelen Strande von All Virginien
Hab' ich einst geschafft so viel,
Auf den Austerbänken geharkt und gefischt,
Mir war sa das alles nur Spiel.
Doch nun bin ich alt und wacklig,
Und die Knochen, sie schmerzen so sehr;
Drum rudert mich heim nach dem Strand von Virginien,
Dem Strand von Virginiens Meer.

Chor: drum rudert mich ze.

O ich wollt' ich wäre noch einmal jung,
Dann sing' ich es anders an:
Da spart' ich mein Geld, und kauft' ich ein Gut
Und würde Witbina's Mann.
Doch jetzt hält das Alter beim Schopfe mich fest,
Und das Lieben fiele mir schwer;
So rudert mich heim nach dem Strand von Virginien,
Dem Strand von Virginiens Meer.

Chor: So rudert mich ze.

Und bin ich einmal todt und zu Reste, so legt
Mir das alte Tambu an die Brust,
Und Opossum und Yoon laßt zu Grabe mit gehn;
Denn sie sind ja mein' einzige Lust.
Dann in sanftem Schlafe der Ruh ich pfleg
Und träume ewig nichts mehr,
Als ihr rudert mich heim nach dem Strand von Virginien,
Dem Strand von Virginiens Meer.

Chor: So rudert mich ze.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Diesen Namen führen viele Dampfschiffe auf dem Ohio und Mississippi.

Ausflüge ans Land in Galizien.

(Fortsetzung.)

Gewiß denkst du, lieber Leser, daß ich von meinem Aufenthalt in Tarnow der Nache nach meine Eindrücke und die im Hotel gemachten Erfahrungen befinge. Das muß ich aber mit deiner gütigen Erlaubniß unterlassen: einmal, weil ich mir dadurch den Zorn des Wirthes zuziehen könnte, da ich mich so schlecht mit seiner Gastfreundschaft abgefunden habe, und zweitens, weil die Erfahrungen und Eindrücke, die man in den Hotels gewinnt, jedem bekannt sind, der das Glück hat durch kleine Städtchen zu reisen. Was hilft es weiter zu klagen über harte Matratzen, schmutzigen Boden, schlecht schließende Fenster, faule Bedienung und eine ellenlange Rechnung? Wer wird es noch wagen solche Einzelnheiten drucken zu lassen, da es nur durch alle Zeit gehäufte Gewohnheiten sind. Wollte ich wagen zu kritisiren, so ertönte alsbald das Geschrei: „Neuerungen! er beschmutzt sein eigenes Nest!"

Ein Morgen, hell, frisch und duftig, wie eine junge Geliebte, sah in mein Fenster herein. Obwohl die Uhr erst fünf zeigte, erhob ich mich doch, von der Neugierde getrieben, die Stadt zu besehen, durch die ich so oft in meinem Leben gekommen war, und die ich doch nie hatte in Augenschein nehmen können. Es scheint, daß seit die öffentlichen

Bläller angefangen haben den Geschmack für vaterländische Alterthümer anzuregen, ihren Werth und ihre Bedeutung zu zeigen, seit man angefangen etwas von Archäologie zu murmeln, und im Lande umher zu reisen, um alte Denkmäler zu sammeln und zu beschreiben, seitdem ist man minder gleichgültig, gelegentlich unsere Kirchen, Rathshäuser, Kloster-bibliotheken und Localarchive im Augenschein zu nehmen, und manches alte Bild oder Grabmal hat schon die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Bald lernen die Leute eine Sache schätzen, die Entdeckungen werden häufiger, und manches tritt zu Tage, was bis zum jüngsten Gericht in Vergessenheit zu ruhen schien. Von solchen Gefühlen geleitet begann ich meine Pilgerfahrt von der Kathedrale aus, die, obwohl aufgefrischt und umgestaltet, doch noch den Stempel der Zeit trägt, aus der sie stammt; das Gewölbe ist noch erhalten, mit den netzförmigen bogenartigen Gesimsen, wie man es bei der Marienkirche oder der Kathedrale in Mawel findet, und zeugt vom 13ten oder 14ten Jahrhundert. In Wahrheit aber weist die Geschichte dieser Kirche mehr oder minder auf ein höheres Alter. Lauter indes sprechen noch für ihr hohes Alterthum die Thüreinfassung am Eingang, die höchst originelle und geschmackvolle Zeichnung der Steinbauerarbeit, obwohl die Hälfte der zierlichen und bedeutsamen Bilder unter der groben Kalktünche verloren ist. Ich muß hier offen bekennen, daß ich nirgends einen so rohen Vandalismus fand, als in der Kirche von Tarnow: ist dieser Vandalismus an diese Stadt und ihre Umgegend gekehrt? Das weiß ich nicht, aber es gibt Gegenden, die so unglücklich ausgestattet sind, wie gewisse Inseln der Südsee, wo die Menschen nach der einen hingehen, nach der andern aber nicht. Ich frage die Naturphilosophen, und noch mehr die Physiologen, ob sie dieß Phänomen deuten können. Ehe jedoch die in Rede stehende Frage gelöst ist, wird der Vandalismus der Weißtünche, ein wahres weißes Festgepränge, von der Tarnower Kathedrale verschwunden seyn. Wenn Montalembert, der zugleich Redner und Künstler ist, das Innere dieser Heiligthümer gesehen hätte, ehe er seine Abhandlung über die Werthschätzung und Erhaltung der mittelalterlichen Denkmale schrieb, so hätte er wahrscheinlich noch mehr Schläge auf jene Ordnungsfreunde geführt, welche die größten Kunstwerke, Fresken und Basreliefs mit Kalk zu verschmieren erlauben. Zwei prächtige Denkmale, das des Heimans Tarnowski und der Ostrogski, welche mit ihrem ungeheuren Umfang zwei ganze Wände neben dem großen Altar einnehmen, hätten kaum nicht nur in Mawel neben den Denkmalen unserer Könige, sondern auch in den schönsten Kathedralen Deutschlands und Frankreichs stehen können; hier stehen sie in einem so schmalen Schiff, daß man kaum die passende Entfernung nehmen kann, um sie zu beobachten. Dieser Unziemlichkeit ist allerdings schwer abzuhelfen, denn man müßte das Presbyterium erweitern, aber daß man Tarnowski's aus rosenrothem Marmor gefertigtes, mit prächtiger italienischer Sculptur bedecktes Denkmal mit einer Art Hausarbe anstrich, das kann nur die gröbste Blindheit eingegeben haben. Heutzutage, wo die Zeiten der Verbesserung vieler Unziemlichkeiten und längst begangenen Sünden gekommen sind, wäre es doch anständig das Grabmal des großen Hetmans wieder in seinen alten Stand zu versetzen; ein solches Unternehmen würde die günstigste Vorstellung von unserem Geschmack erwecken.

Es macht einen traurigen Eindruck, diesen modernen Kalkbewurf an dem Denkmal eines der größten Helden unserer ältern Geschichte zu sehen, ebenso traurig, wie die Rolle dieses Hetmans in der kalten, mumienreichen Tragödie Felinski's, in der man vergebens die Züge sucht, welche diesen letzten Typus der mittelalterlichen Ritterlichkeit auszeichnen, der für seine Ritterlichkeit auf dem Felde von Otczan scharfe Stichreden von dem Fürsten Ostrogski erntete, der Abenteuer und Ruhm am Grabe des Erlösers im Land der Pyramiden und Sphinxe suchte, mit dem Portugiesen Emmanuel gegen die Mauren focht, die Entdeckung von Vasco de Gama und Alvarez Cabral sah, und vielleicht in einem noch unentdeckten Romancero, wie ein zweiter Ruy Diaz oder Roland, im Liede lebt. Wir sind überzeugt, daß man beim Nachsuchen in Bibliotheken und Archiven fremder Länder manchmal auf Gegenstände stoßen wird, von denen unsere Literatur uns Geschichte schweigt; vielleicht ist zu hoffen, daß in Lissabon oder Coimbra in einer noch nicht herausgegebenen Chronik, welche das goldene Zeitalter Portugals unter dem glücklichen Emmanuel beschreibt, man mehr als einmal einen Don Johan von Tarnow erwähnt findet, von dem unsere Chroniken nur spärliche Einzelnheiten aufgezeichnet haben. Lassen wir jedoch diese Wünsche und betrachten wir das Denkmal des Heimans. Diese umfassende Arbeit zeichnet sich aus durch Einfachheit, Harmonie der Zeichnung, durch Geschmack in den Zierrathen und erinnert durch seinen Styl vollkommen an die Grabmale der beiden Sigmund in der jagellonischen Capelle im Schlosse. Es theilt sich, wie diese, in zwei Abtheilungen, von denen die obere für den großen Hetman, die untere für seinen Sohn, den Castellan Jan Krzysztof, bestimmt ist. Die Marmorbilder dieser Männer in liegender Stellung in voller Rüstung ruhen auf Sarkophagen. Auf beiden Seiten des Denkmals steht man die Darstellung der verschiedenen Schlachten des Heimans in Basrelief in Alabaster ausgeführt; obwohl ihr Charakter classisch, folgsagen conventionell ist, so gibt die Abbildung doch keinen Begriff weder von den Zierrathen, noch von den damals gebrauchten Waffen. Betrachtet man diesen Rest des Alterthume, so möchte es scheinen, als ob er ganz dem Andenken des großen Hetmans gewidmet seyn müsse, neben dem nichts stehen sollte, aber die prächtige Statue des in der Geschichte unbedeutenden Sohnes, die den untern Theil des Denkmals einnimmt, verdeckt alles. Man sieht, daß nicht die Ordnung und die Dankbarkeit der Nation, sondern Privatgelüste das Denkmal errichtet haben: Constantin Ostrogski, Wojewode von Kiew, errichtete es zur Ehre seines Schwagers Jan Krzysztof Tarnowski, und nicht zu Ehren des Hetmans; was noch schlimmer ist, die Inschrift selbst bezeugt, daß das Denkmal anfangs eine andere Bestimmung hatte, denn Jan Krzysztof ließ es für seinen Vater machen und füehl Ostrogski kam erst später mit seinem Plan hinzu. So ist man auch nicht ganz sicher, ob die auf den Sarkophagen ruhenden Ritter wirklich die Züge der beiden Tarnowski darstellen. Ich muß gestehen, daß dieser Umstand eines gelegentlichen Ankaufs des Denkmals, das zur Verehrung eines solchen Helden bestimmt war, auf mich den widerwärtigsten Eindruck machte, und daher kam es wohl, daß mich das zur Seite aufgestellte beschiedene Marmordenkmal mit dem Bilde von Sofia Ostrogska, der Frau des Fürsten Constantin und der Tochter des Hetman von Tarnow, weit mehr beschäftigte; wenigstens ist die Kleidung regelmäßig, die damalige Kleidung der Frauen, und die Geschichtige müssen der Natur entnommen seyn. Bolicki macht in seiner Beschreibung von Tarnow die Bemerkung, daß in den eröffneten Gräbern der Tarnowski sich eine goldene Kette mit einer Medaille Siegmund Augusts, welche 48 Ducaten weg, so wie zwei Silbersteche mit Inschriften, welche einen kurzen Lebensabriß des Hetmans und seines Sohnes enthielten, gefunden habe. Trotz meiner Fragen konnte ich nicht erfahren, ob diese Ueberreste sich noch in den erwähnten Gräbern befinden, oder ob sie in Regierungs- oder Privathände übergegangen sind. Der Verfasser der Beschreibung sagt mindestens nichts über ihr Schicksal; wahrscheinlich gingen sie dahin, wohin so viele unserer Alterthümer gegangen sind, in den Schmelztiegel.

(Fortsetzung folgt.)

Der Transport der französischen Armee nach Algier und nach Rom. Die Times vom 27 Julius macht in einem Artikel über die französische Flotte, die sie als in den letzten fünfzehn Jahren eher herabgekommen schilt ert, nachstehende Zusammenstellung. Die Armee, welche im J. 1830 nach Algier gesendet wurde, bestand aus 35,000 Mann, 3800 Pferden und dem Material. Die Fortschaffung dieser Truppenmacht erforderte 130 Kriegsschiffe, 140 Kanonenboote, 432 Transportschiffe und kostete etwa 500,000 Pfd. St. (12½ Mill. Fr.). Die Expedition nach Rom bestand aus 30,127 Mann, 3019 Pferden nebst dem nöthigen Material zur Belagerung von Rom. Sie wurden im sechsten Theil der Zeit, und mit einem Zehntheil der Kosten durch 11 Dampfschiffe hinübergebracht, welche in allem 35 Fahrten machten. Dieß zeigt mit welcher Leichtigkeit und Raschheit selbst eine kleine Dampfschiffsflotte, wenn sie nicht durch eine überlegene Macht gehindert ist, eine für den Feldeinsatz taugliche Armee von Toulon nach Rom bringen kann.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 186. 4 August 1852.

Adlun.

In den Nouv. Ann. des Voyages (Jun.) ist eine von Sauley in der Akademie der Inschriften zu Paris am 21 Mai d. J. vorgelesene Abhandlung über die alte Geographie der syrischen Küste von Beirut bis Akka abgedruckt, und daselbst auch eines zwischen Saida und Tyrus gelegenen Orts Adlun gedacht, der auf der berghausischen Karte wohl richtiger Adnu heißt, welchen Unterschied Sauley damit erklärt, daß die Araber häufig n und l verwechseln. Berghaus setzt die von den Alten erwähnte Stadt Ornithon in die Nähe, und Sauley sucht zu beweisen, daß dieses Adlun oder Adnu das in lateinischen Schriften erwähnt Ad nonum (milliarium) sey, und in Vergleichung mit einer Stelle des Strabo die Stadt Ornithon seyn müsse. Ornithon muß noch in der Zeit Strabo's eine bedeutendere Stadt als Sarfent (das alte Sarepta oder Sarapta) gewesen seyn, das Strabo nicht nennt, während er doch die Stadt Ornithon als wichtige Zwischenstation zwischen Tyrus und Sidon aufführt. Wir können uns auf die archäologische und geographische Beweisführung Sauley's hier nicht einlassen, und führen nur den Schluß derselben an, wo es heißt: „auf den Ruinen des phönicischen Ornithon hat man die Station ad Nonum gegründet, als der Name Ornithon schon verloren gegangen war, und wir finden somit die Spuren von Ornithon in der prächtigen Nekropole von Adlun und die Spuren von ad Nonum in dem modernen Namen Adlun.“ Die phönicische Nekropole soll hier die ganze Seite eines langen Berges einnehmen; während aber die in geringer Entfernung von Beirut liegende Nekropole von Khan el Khaldat Sarkophage von griechisch-römischer Structur zeigt, sind es bei Adlun in die Felsenmasse gehauene Grabkammern, gerade wie in der alten Nekropole von Jerusalem. Man hat somit hier die Reste einer ächten Phönicierstadt vor sich.

Zur Charakteristik der Neger in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Die Dampfbootsflotten der amerikanischen Flüsse, besonders die im Westen, beschäftigen eine große Anzahl von Negern als Köche, Aufwärter, Schiffsleute und vorzüglich als Heizer. Hier ist ein Lied von einem der letzteren:

Noch dießmal heiz' ich, dann rühr' ich keine Haun,
O! O! O!
Zahlt mir mein Geld aus, dann geh' ich ans Land,
Jenny drunten! Ho!
Miß Fanny Bell, o leb wohl zur Stell!
O! O! O!

Ich geh meiner Wege — vielleicht zur Höll'.
Jenny drunten! Ho!
Ein verwettert Boot und verwettert bemannt,
O! O! O!
Ein verwettert tumm'ges Capitän bei der Bank'.
Jenny drunten! Ho!
Es tanzt das Opossum, es brüllt das Pantherthier.
O! O! O!
Ich erwachte heut Morgen um halber vier.
Jenny drunten! Ho!
Da kroch ich gemächlich aus meinem Nest.
O! O! O!
Und nahm mir ein Schnäpschen, da war es halb sechs.
Jenny drunten! Ho!
Sag' ich: Ho, altes Boot, mach mir kein dummes Zeug,
O! O! O!
Da plagte der Kessel, halb sieben war's gleich,
Jenny drunten! Ho!
So fuhren wir mit Segeln den Fluß entlang.
O! O! O!
Weil Jonas der Mann, den der Hallfisch verschlang,
Jenny drunten! Ho!
Noch dießmal heiz' ich, dann rühr' ich keine Hand,
O! O! O!
Zahlt mir mein Geld aus, dann geh' ich ans Land,
Jenny drunten! Ho!

Sind die bisher mitgetheilten Proben Lieder im engeren Sinne des Worts, so nähern die beiden folgenden sich der Ballade. Das erste erklärt sich selbst, zu dem zweiten aber ist zu bemerken, daß es sich auf den Aufgang des vor einigen Jahren im südlichen Virginien beabsichtigten Sklavenaufstandes bezieht. Derselbe wurde im Entstehen unterdrückt und hatte die Hinrichtung des Haupträdelsführers, eines Schwarzen, Namens Gabriel, zur Folge. Beide circuliren in verschiedenen Lesarten.

In Karolina, wo ich geboren,
Da pflückt' ich Holz, und da füllt' ich Korn.
'ne Nehre zum Rösten nach Haus ich brachte,
Da faßte mich der Treiber und hat Lärm gemacht.
Scheelt Hallo, und blast das Horn!
Scheelt Hallo, und blast das Horn!
Hier hab' ich 'nen Neger, der stiehlt Korn.

Sie führeten mich fort, auf den Berg hinauf ich mußte,
Da ließen sie mich tanzen, halt' ich gleich keine Lust.
Da ließen sie mich tanzen auf dem Boden scharf gefeilet,
Daß jeder Neger lacht und weint'.
Scheelt Hallo, und blast ꝛc.

Sie führten mich hinaus an den Zaun im Thal,
Da ließen sie mich reiten auf einem spitzen Pfahl.
Der scharfe Zaunspfahl zerspellte mir den Bauch,
Ich aber war nicht faul um zerspellte ihn auch.
Schreit Hallo, und blast re.

Und wie ich so als Vogelscheuch' im Felde saß,
Da kam ein Mäusefalke, der wollte mich zum Fraß.
Doch ich dies meinen Athem ihm in Angesicht,
Da war es vorbei mit dem armen Wicht.
Schreit Hallo, und blast re.

Da kam ein Panther aus dem Wald,
Der hat mir alle Lumpen vom Leibe gerauft.
Sag ich: Massa Wildkatz, das laß du zu Haus,
Und hack mir meines Nageis Zeh die Augen ihm aus.
Schreit Hallo, und blast re.

Dann hatt' ein Wiesel Lust nach meinem Blut
Und nagt, bis es den Steiß zernagen thut.
Da schlürf' ich davon mit 'nem einzigen Huck
Und ließ ihm das Nachsehn ohn' einen Schluck.
Schreit Hallo, und blast re.

Und drunten an der Bank erfaß ich ein Schiff
Und entfliehe hinab auf meiner Unterhüft',
Ich sprang über'n Steg, und dahier ich nun bin,
Und verdammt will ich seyn, geh' ich wieder hin.
Schreit Hallo, und blast re.

In Karolina das Negerjung wächst,
Wenn, weißer Mann, deine Zehe nur steckt.
Begieße sie fein mit Tabakssaucht,
Bald guckt aus der Erde ein Negerhaupt.
Schreit Hallo, und blast re.

Hallo, Jungens, muß euch melden, o! oh!
Horcht mal in, will euch was melden, o! oh!
Eine Mähr und seine Fabel —
Melden ein Wort von Onkel Gabel.
Schlimme Zeit in Alt-Virginien!

Kennt ihr nicht den alten Gabel? o! oh!
War der Hauptmann in Northampton, o! oh!
War ein Negergeneral —
Jungens, ach, mit mir ist's all!
Schlimme Zeit in Alt-Virginien!

Ein kleiner Bub' hat ihn verrathen, o! oh!
Ein kleiner Bub, hieß Daniel, oh! o!
Verrathen am Roefolker Hafen,
Wo sie sich einander trafen.
Schlimme Zeit in Alt-Virginien!

Er sprach, wie geht's, mein Onkel Gabel? o! oh!
Ich bin nicht dein Onkel Gabel, o! oh!
Mein Name ist ja Jim Mac Gullin,
Heiß' auch manchmal Archey Mullin.
Schlimme Zeit in Alt-Virginien!

Und die Weißen ertappten und erschnappten, o! oh!
Und führten nach Richmond ins Rathhaus ihn, o oh!
Zwölf Mann saßen da zu Gericht,
Keine Seele half ihm nicht.
Schlimme Zeit in Alt-Virginien!

Sie führten ihn hinab zum Galgen, o oh!
Sie setzten ihn in einen Wagen, o! oh!
Mit vier Schimmeln ward' er gefahren,
Prinzer Ben, der fuhr den Wagen.
Schlimme Zeit in Alt-Virginien!

Und sie henkten ihn, und sie schwenkten ihn, o! oh!
Und sie schwenkten ihn, und sie henkten ihn, o! oh!
Das war das Ende vom Negergeneral —
Jungens, ach mit mir ist's all!
Schlimme Zeit in Alt-Virginien!

Die meisten der vorhergehenden Lieder können, genau betrachtet, wohl nur geringen Anspruch machen Poesie zu seyn. Ueberall mischt sich dem aufsteigenden Gefühle lüsterner Tändelei, dem Ernste plumper Spaß bei, überall wo das Herz eine Zeile gesprochen hat, macht, wo nicht in der zweiten, sicherlich in der dritten ein verwickter Kopf seine schlechten Witze darüber. Dasselbe gilt von der Mehrzahl der erotischen Gedichte, welche meine Sammlung enthält. Hier wird oft ganz empfindsam begonnen, und plötzlich führt den Sänger seine tolle Laune oder seine Geschmacklosigkeit zu Vergleichen, welche an Kühnheit selbst den mit zwo Rekzwillingen verglichenen Busen und die einer eben geschwemmten trächtigen Schaafherde ähnlichen Zähne der Gepriesenen des Hohenlieds noch hinter sich lassen und das Minnelied zu einem haarsträubenden Pasquill auf die Angebetete umgestalten. So, wenn der Troubadour singt:

'Ne Taubeltaube mein Mädchen ist,
Und ich weiß, daß sie mich liebt.
Sie ist die schmackste gelbe Maid,
Die es auf Erden gibt.
Und als beim Feierabend wie
Heimgingen, fuhr im Grase
Empor 'ne schwarze Schlang an ihr
Und big sie in die Nase.
Ihr Kopf ist wie 'ne Tabakstaut'
Ihr Mund gleicht der Banane,
Sie ist die schönste gelbe Maid
Im Staat von Indiane u. s. w.

Indessen gibt es auch einige Liebeslieder von tiefem Gefühle, die in rührender Einfachheit tiefes Weh und schmerzlichste Sehnsucht aussprechen. Aber freilich, sie verschwinden beinahe unter der Masse der übrigen, und unter circa zweihundert Beispielen, die ich vor mir habe, sind kaum ein halbes Dutzend, die ich hierher zählen könnte, ohne sie für unächt halten zu müssen. Eines davon möge den Schluß dieser Proben von Negerpoesie bilden:

Dort im alten Karolina —
O, wie lieb' ich Karolina!
Denn unter seinem Sonnenhimmel
Molly hold geboren war,
Und auf seinem Rasen tanzend
Mit der andern Mädchen Schaar,
Wie ein Lämmchen hold und niedlich
Sah ich sie zum ersten Mal.
Dort im alten Karolina!

Dort im alten Karolina —
O, wie lieb' ich Karolina!
Denn dort ist der grüne Wald,
Wo am Schluß von jedem Tag
Meine traute Molly mir
Kosend in den Armen lag
Und bis daß die Sterne lachten,
Süße Worte mit mir sprach.
Dort im alten Karolina!

Dort im alten Karolina —
O, wie lieb' ich Karolina!
Denn dort steht das alte Blockhaus,
Wo sie sang so hold und weich,

Dort das saitenlose Banjo,
Drauf sie spielt' so sanderglaich.
Sanft und klangvoll war ihr Singen,
Wie Blauvogel im Oszweig.
Dort im alten Karolina!

Dort im altrn Karolina —
O, wie lieb' ich Karolina!
Dort ist's, wo Alte Massa wohnt —
Segne Gott sein weißes Haar!
Denn er war so gut mit Molly,
Als sie siech ein langes Jahr,
Und er weint', als ich ihm sagte,
Daß sie mir gestorben war.
Dort im alten Karolina!

Dort im alten Karolina —
O, wie lieb' ich Karolina!
Denn dort ist das stille Oertchen,
Wo ich sie ins Grab gelegt.
Ach es war im frühen Lenze,
Wo so hold sich alles regt,
Und der Baum vor unsrer Hütte
Vöglein hunt und Blumen trägt.
Dort im alten Karolina!

Dort im alten Karolina —
O, wie lieb' ich Karolina!
Denn ihr Rasengrab zu sehen,
Geh ich alle Tage sehier.
Und dann sitz' ich dort, getenkend,
Wie so sanft die Gute hier.
Und ich weine, wenn ich fühle,
Daß sie nimmer kehrt zu mir.
Dort im alten Karolina!

Dort im altrn Karolina —
O, wie lieb' ich Karolina!
Und dort will ich immer wohnen.
Dort zu sterben hoff' ich nun,
Und an meiner Molly Seite
Druh ich einstens auszuruhn;
Denn blieb alte Herz, es brach ja,
Als man sie von hinnen trug.
Dort im alten Karolina!

Es bedarf zu diesen Proben keiner weitern Bemerkung, und wenn man einräumt, wie man wohl muß, daß das Lied die Rede der Seele ist, und daß die Stimmung und Richtung des Gemüthlichen innerhalb der einzelnen Menschenkreise sich am unmittelbarsten und klarsten in ihren Volksliedern spiegelt, so meine ich dem Ethnographen, der diesem Theile der Erdbewohner seine Aufmerksamkeit zuwendet, schon in der bloßen Mittheilung dieser Poesien ein nicht unbedeutsames Material für sein Urtheil geliefert zu haben.

(Schluß folgt.)

Ausflüge aufs Land in Galizien.

(Fortsetzung.)

Dem Denkmal der Tarnowskis gegenüber erhebt sich in gleicher Größe das Grabmal Janusz Ostrogski's, Castellans von Krakau, und seiner Gemahlin aus dem Hause Szreczyjanka, ganz aus rothem Marmor mit Zierrathen und Basteliefs aus Alabaster. Der Styl dieses im Anfang des 17ten Jahrhunderts von Matia aus Padua und Johann Pfister aus Breslau gefertigten und endlich im J. 1764 durch Jan Pancezek erneuerten Grabmals hat nichts von der großartigen Einfachheit und der Harmonie der Zeichnung, wodurch sich das Grabmal der Tarnowskis auszeichnet. Unendlich mit Zierrathen aus Alabaster überladen, verfällt es in jene Manier, welche die Schöpfungen des Verfalls der Kunst kennzeichnet. Dagegen tragen zwei Marmorbilder, die am Fuße des gefreuzigten Erlösers knieen und den Fürsten Janusz in voller Waffenrüstung, seine Gemahlin aber in fürstlicher Kleidung darstellen, den Stempel der Wahrheit und müssen sicherlich nach der Natur gearbeitet seyn, was um so wahrscheinlicher ist, als der Fürst Janusz, wie die Inschrift sagt: mortalitatis suæ memor, dum in vivis sit, dieß Monument für sich errichten ließ. Der Fürst starb im J. 1630, das Grabdenkmal aber begann man schon im J. 1612 aufzubauen, so daß er also nach 18 Jahre lang durch den Anblick seiner künftigen Unsterblichkeit sich trösten konnte. Dieß Denkmal ist auf eine wunderbarer Weise der Kalkfünche entgangen, wie ich vermuthe aus dem einfachen Grund, weil es Jan Pancezek vor einigen Jahrzehnten wiederherstellte. Die Tarnowski sind in den Händen der Maurer minder glücklich gewesen. Darüber darf man sich nicht wundern, denn bei uns ist die Abgränzung der Begriffe von Anstreicher und Malerkünstler, zwischen Maler und Architekten, zwischen dem einfachen Steinmetz und dem Bildhauer erst vor kurzem ins Leben übergegangen, und auch dieß nur noch im Geist der Gebildeten, obwohl auch hier der Unterschied noch nicht in jedem Kopfe sich festsetzen kann. Als man einem gewissen Herrn zuredete, er möchte seinen Sohn, der große Anlagen zur Bildhauerkunst zeigte, einem reisenden Bildhauer zum Unterrichten übergeben, erwiederte er: „noch ist von meiner Familie keiner Steinhauer geworden, und auch mein Sohn soll es nicht seyn.“

Als ich meine Forschungen im Presbyterium beginnen wollte, zog einer Sexultar am großen Altar, oder vielmehr nicht die Sexultar, sondern die Unterschrift: Michel Ange, meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich lachte innerlich über diese von großer Unwissenheit zeugende Fanfaronadr, welche ein weniger als mittelmäßiges Basrelief der Kreuzigung Christi mit der Unterschrift des unsterblichen Meisters zu decken suchte. Wer jene Unterschrift verfaßte, hätte nur in ein Monogrammenwörterbuch blicken sollen, und dann hätte er allenfalls die Einfalt des einen oder andern an der Angel fassen können.

Obgleich die in den beiden Seitenschiffen und Capellen vorhandenen Gräber meine Neugierde reizten, wurde ich doch in meiner antiquarischen Wanderung aufgehalten durch die Ankunft der Schuljugend zur Frühmesse. Der Anblick der paarweise geordneten Schüler verschiedenen Alters und verschiedener Farbe, die ihre Bücher hervorholten und emsig beteten, wenn auch unter dem forschenden Auge der Censoren und Lehrer erinnerte mich an meine Studentenjahre, und die Melodie des frommen, von jugendlichen Stimmen gesungenen Liedes weckte das Echo der wunderschönen Hymnen von Kraffzki, Karpinski, Niemcewicz und Zeltnski, welche einst in unserm Schulliederbuche Platz gefunden hatten; vaterländische Gedanken schöpfte man damals aus dem Gebet und aus den Liedern.

Als ich die Messe mit den Kindern gehört, und mich eine Weile in jene Zeit schuldloser Einfalt, kleiner Wünsche, leichter Vergnügungen und schnell vorübergegangener Leiden zurückversetzt hatte, begann ich von neuem zu lesen und die Grabmäler zu betrachten. Unter einigen Dugend da und dort an den Wänden zerstreuten beschäftigte mich am meisten das Denkmal Barbara's von Roznow, der Enkelin des schwarzen Zawisza und der Mutter des Helmen Jan Tarnowski. Ich weiß nicht weßhalb die Inschrift verfälscht und statt ihres Todesjahres 1517 das Jahr 1417 gesetzt wurde. Das falsche Datum läßt sich indeß leichter verbessern, als das ausgezeichnete aus Sandstein gefertigte Grabmal von dem vandalischen Kalkanwurf reinigen, denn auch dieser Ueberrest des Alterthums, dessen Compositen noch den Reichthum der Phantasie und die Einfachheit des Mittelalters zeigt, ist nicht verschont geblieben. Als ich es aufmerksam betrachtete, bemerkte ich eine gewisse Verschiedenheit zwischen der auf dem Sarkophage ruhenden Figur Barbara's von Roznow und der Zeichnung der Zierrathen und Embleme, welche die Figur umgeben; denn obwohl die erstere durch nichts sich besonderes auszeichnet und sogar die häßlichen Falten des Tuches auf eine spätere Arbeit weisen, so sind doch die anderen, nämlich die Zierrathen, namentlich die durch Leisten überragten, der Aufmerksamkeit und Erhaltung werth. Andere Grabmäler des Geschlechts der Tarnowski, z. B. von

X. Lyngel, dessen Familie in Diensten des szemanischen Hauses stand, Carlo, Orlowski, Kaszewicz, meistens Canoniker und Prälate, verdienen seine sonderliche Beachtung, obgleich sie sich da und dort durch schönen Marmor und nicht eben schlechte Sculptur auszeichnen, aber das Grabmal des Priesters Kaspar von Rufzyca mit dem Wappen der Branicki, dem Greif, der im J. 1602 starb, zieht an durch die schöne Gestalt und die Gesichtszüge, welche, mit ungewöhnlicher Geschicklichkeit gearbeitet, dieß Denkmal einer besondern Beachtung werth machen. Die Altarbilder, theils Copien, theils Originale, aber unter Mittelmäßigkeit, können den Besucher nicht fesseln; nur Ein Bild aus der alten italienischen Schule auf Goldgrund, das einen alten heiligen Cardinal vorstellt, und links an der Mauer hängt, hat Werth, um so mehr als es vielleicht die Arbeit irgend eines der alten einheimischen Maler, vielleicht auch eines der besseren aber unbekannten italienischen Meister ist. Apropos vom Goldgrund muß ich eine irrige und bei uns oft wiederholte Ansicht berichtigen, als ob alles was auf Goldgrund gemalt ist, byzantinisch, oder jede alte Leinwanderei auf einer Mauer eine Fresko sey. Die byzantinischen Bilder haben ihre eigenen besonderen Charaktersüge, an denen man sie leicht erkennen kann.

Da ich meine Pilgerfahrt, wie man vor Alters sagte, mit Soll angefangen hatte, suchte ich weiter keine Kirchen auf, denn es gibt keine in Tarnow, mit Ausnahme der Klosterkirche der Bernhardiner, die ganz neu ist und keinen Besuch verdient. Indeß, wie alle größern polnischen Städtchen, hatte auch Tarnow mehr Gotteshäuser, ehe der trübselige josephinische Liberalismus die Klöster aufhob und die Canoniker und Geistlichen zerstreute. Das gemeine Volk war dadurch seiner natürlichen Lehrer beraubt, wußte die weltlichen Schulen nicht zu benützen und die dem antireligiösen Geiste zum Raube hingeworfene Gesellschaft verlor den Glauben an die Wahrheit ihrer Wissenschaft, an die Wirksamkeit des göttlichen Worts, und so mußte mit der Schwächung der moralischen Macht der Zustand von Wildheit emporwachsen, die sich leicht verleiten ließ, göttliche und menschliche Rechte zu zerreißen.

Das Städtchen selbst ist von einem kleinen Umkreis eingeschlossen, ein Markt und einige Straßen mit ziemlich hübschen gemauerten Häusern, das ist alles. Vergebens sieht man sich hier um nach den mit Gruftsteine verzierten Thürpfosten, nach den steinernen Wahrzeichen, welche die alten Häuser Krakau's schmücken — alles ist neu. Nur das Rathhaus, das zwar nicht groß ist, aber durch seinen Styl an die Zeiten Kasimirs erinnert, und der einem Taubenschlag ähnliche Thurm, der eben darum ausgezeichnet ist, weil er den von der heutigen Architektur gebauten Thürmchen nicht gleicht, sind Reste aus der Vergangenheit Tarnows. Es ist mir in der That unbegreiflich, wie es zuging daß bei uns das alte Gepräge, namentlich in den Bauwerken, so schnell verlöschte. Durchreist man deutsche Städtchen, so findet man sicher eine Zeitung und einen liberalen Club, wo wenigstens einmal in der Woche gegen die mittelalterlichen Tyrannen gesprochen und zur Vernichtung der Merkmale der Finsternis und der Barbarei aufgefordert wird, aber daneben erhebt sich über dem Städtchen das gut erhaltene Feudalschloß; im Städtchen selbst steht man Häuschen, die an die Zeiten Götzens mit der eisernen Hand erinnern, mit auf die Straße vorstehenden Erkerwerken, mit spitzen Dächern und breiten Fenstern, mit schmalen Scheiben u. s. w. Bei uns dagegen steht man eine instinktartige Hinneigung zur Nachahmung, zur Tagesmode, man will nichts alles beibehalten, weder im Häuserbau, noch im Hausgeräth, noch in der Kleidung. In Deutschland zeigt sich der Kampf mit der Vergangenheit in Worten, bei uns in der Praxis.

Ich durchlief Tarnow noch in verschiedenen Richtungen und sagte dabei noch irgend einem Ueberrest der Vergangenheit, wenn auch nur in städtischen Typen, aber ich war nicht so glücklich irgend ein Erinnerungszeichen zu finden, und ebenso wenig ein Original; die ersteren beschränken sich auf die sehr geachteten Gräber, eigene städtische Typen gibt es nicht, denn jeder bemüht sich seinem Nachbar wenigstens im oberflächlichen Anstrich gleich zu seyn. Es blieb mir also nichts übrig als den Rest der mir noch übrigen Zeit auf die Besichtigung der Umgebungen zu verwenden. Der Berg St. Marcins, der die Stadt dominirt, lockte mich umsonder, als ich mir von dort aus eine reizende weite Aussicht versprach. Ich bin zwar kein Maler, aber die schönen Aussichten unseres Landes haben sie mich doch so viel Reiz und Werth, daß ich es mich gerne einen weiten Weg kosten lasse, nur um eine Aussicht zu genießen, bei der die Einbildungskraft einen freien Spielraum hat. Wie oft habe ich von der Spitze irgend eines Berges oder vom steilen Stromufer aus wohl Tarnow ausgeruhen: „o Gott! du hast uns den schönsten Teppich unter die Füße gebreitet, übersäet mit Bäumen, durchzogen von langen Streifen Ackerfelder und breiten Wiesen, grün wie Smaragd, durchflochten mit den Silberfäden der Bäche und spiegelhellen Seen; dieß ist es was du gemacht hast, wie aber, die wir auf diesem Teppich wohnen, wir haben das Werk deiner Hände mit Nichts vermehrt, wahre Schwalben, die ihre Nester aus Koth und Stroh zusammenkleben. Wie kam es, daß eine Nation, die so viele Jahrhunderte der Civilisation zählt, fast keine dauernden Spuren hinter sich gelassen hat? Warum sind die Burgen in dem weiten Lande in so kleiner Zahl? Warum sind sie fast alle zerfallen? Warum ist in den Städten nur hie und da ein altes Rathhaus? Nirgends ist eine Spur von alten Straßen, Canälen, Dämmen und Brücken? Der Mauer hat einige Jahrhunderte in Spanien gehaust wie ein Fremdling, aber er hat die Wunder der Alhambra, von Cordoba und Grenada zurückgelassen und die Umgegend von Valencia in einen Garten umgewandelt; Frankreich und Italien haben so viele Denkmäler der Erinnerung an die räuberischen Normannen und Longobarden. Unsere Vergangenheit ist „im vollen Strom dahingeflossen," wie der Dichter sagt, und hat zum ganzen Andenken nur einige Gräber aufgeworfen... Wollte man sich dieß erklären, so müßte man annehmen, daß dieß Reich mehr dem Geist als der Materie angehörte, oder daß wir aus Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit selbst die Reste der Arbeiten unserer Vorväter verkommen ließen. Wir haben Beßzungen, die seit einigen Jahrhunderten in derselben Familie blieben, man sollte glauben, das Capital der Arbeit müßte auf ihnen die zur höchsten Stufe wachsen, aber — sie sind wie die andern, als ob es sich vor ein paar Jahren der Wald ausgerottet und eine Niederlassung gegründet worden wäre. Aber die Kriege und Unglücksfälle, die das Land durchgemacht hat! wer weiß... Ich erkenne dieß an, aber ich weiß auch, daß die Früchte vielhundertjähriger Landwirthschaft und Arbeit selbst einem temerlanischen Einbruch widerstehen können. Warum hat der Spanier, der doch gegen den Mauren auf den Tod ergrimmt war, die Bewässerungsanstalten und Canäle nicht vernichtet, die der Maure anlegte? warum hat er die Maulbeer- und Olivenbäume, die der Ungläubige pflanzte, nicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet? warum finden sich die römischen Straßen noch jetzt in den Wäldern Deutschlands?

(Fortsetzung folgt.)

Vancouver-Insel.

Die Nachrichten über die Vancouver-Insel lauten sehr günstig, und die Ansiedler schienen sich sehr wohl zu befinden. Alls ist reichlich vorhanden, und die tief eingekerbten Baien vermitteln den Verkehr und geben eine reiche Ausbeute an Fischen. Der Boden besteht meistens aus einem 18 Zoll tiefen und sehr fruchtbaren Humus. Eichen sind reichlich vorhanden und wachsen in Wäldern mit parkartiger Regelmäßigkeit. Fichten hat man drei Arten von 160' Höhe und 12' bis 16' im Umfang, und meistens ist der Boden, wo sie wachsen, der feuchtbarste. Verschiedene Arten von Ahorn sind gleichfalls zahlreich und die urtica cannabina wächst wild und üppig in den Wäldern. Die Flora der Insel ist so ziemlich dieselbe wie auch in England, das Klima ist aber, selbst in den nördlichen Theilen, bedeutend milder. Auch an Mineralien fehlt es nicht, und namentlich ist Eisenstein in solcher Menge vorhanden, daß der Compaß bedeutend dadurch afficirt wird; die Steinungen desselben sollen an den Ufern der Insel bedeutend seyn. Die eingeborenen Indianer benehmen sich gut, und eine Gesellschaft Ansiedler ist kürzlich ins Innere gedrungen, wo sie einen See von 20—30 Meilen Länge und 2 - 3 Meilen Breite entdeckt hat.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Eh. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 187. 5 August 1852.

Zur Charakteristik der Neger in den Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Nun gedachte ich aber auch der Religion als eines der Maaße, an welchen sich der Bildungsstand nicht bloß, sondern auch die Uranlage eines Volkes bestimmen lasse, und in der That, sie muß schon deßhalb als solches angesehen werden, weil sie gleich dem Charakter im Gebiete des Aesthetischen wurzelt. Wie es mit dem religiösen Momente in Afrika steht, ist im allgemeinen bekannt. Der in Indien in tausend Farbenschattirungen gebrochene, in tausendmal tausend Götter gespaltene, dann in der Lehre des Zendavesta zwar vereinte, aber seinem Gegensatze, der Finsterniß, nur als gleichberechtigt entgegengestellte, von den Aegyptiern in Pyramidenkryptalle begrabene und hinter dem Schleier des Bilds von Sais verehrte, vom hellenischen Volke in seiner Schönheit geschaute und gefeierte, im Christenthum endlich zu vollem Durchbruche als Wahrheit, Schönheit und göttliche Freiheit gelangte Lichtstrahl der Uroffenbarung — er hat auf seiner Strömung um die Erde Afrika nur im Norden und Osten, d. h. nur da, wo unsere Race Fuß gefaßt hat, angestrahlt, den größern Theil des mächtigen Dreiecks aber, die Heimath der Neger, völlig unberührt gelassen. Zwar leuchtet die Nebensonne des Islam einigen Stämmen des Innern, und sie glänzt nenern Berichten gemäß bis über die Wüste hinaus in das Land am geheimnißvollen Tschadsee, aber welche Wirkung sie auf die sittliche und intellectuelle Seite dieser Völker äußert, darüber ist uns bis jetzt wenig oder nichts kund geworden. An der Süd-, und an der Westküste herrscht, so weit man vorgedrungen ist, Fetisch- und Thiercultus, ja einzelne Stämme zeigen, wenn den Reisenden zu glauben ist, nicht einmal Spuren dieser untersten Stufe der Religion.

Wie nun, fragen wir nach diesen Andeutungen, verhält sich der nach Amerika, also mitten in jene Lichtströmung hinein verpflanzte Afrikaner zu dem in der Menschheit zum Bewußtseyn gelangten Göttlichen? Die Antwort ist: ein Theil der Neger ist vollkommen gleichgültig dagegen, kennt weder Taufe noch Ehe, und weiß von Gott nur den Namen, und auch den nur aus den Flüchen und Schwüren seiner Käufer und Verkäufer. Die übrigen aber gebahren sich innerhalb der Secten, denen sie durch die Taufe angehören, etwa so, wie nach den jüngsten Mittheilungen über Hayti Kaiser Soulouque und sein Volk mit dem Katholicismus umspringen, d. h. sie haben ein Christenthum, das durch Hereinragen der ursprünglichen Wildheit Afrika's in eine Fratze verwandelt worden ist.

Dieses Urtheil mag hart klingen, und so lasse ich eine Illustration dazu folgen, die es rechtfertigen wird. Es ist ein Blatt aus meinem Tagebuche, welches eine Negergemeinde bei dem schildert, was sie Gottesdienst nennen. Der Schauplatz war kein obscurer Winkel im Süden, wo es als Verbrechen geahndet wird, einem Farbigen auch nur die Elementarkenntnisse beizubringen, sondern die im Adreßbuche Cincinnati's mit African Methodist bezeichnete Kirche, welche am Ostende der vierten Straße, einige hundert Schritt vom Broadway steht, und das Datum des Theaterzettels ist ganz neu, nämlich der 16 November vorigen Jahres.

*

„Gestern Nachmittag kam das Gespräch auch auf K.s gute Freunde und Clienten, die Darkies, und Charley Wr., der sonst wohl kein fleißiger Kirchgänger, ja ich fürchte stark, nicht einmal getauft ist, äußerte beiläufig, wie er seine Sonntage nicht besser zu beschließen wisse, als durch den Besuch einer Kirche der Schwarzen. Der Grund bleibe dahingestellt. Sehnsucht nach Erbauung war es schwerlich, denn die Unterhaltung nahm darauf hin sogleich eine Wendung nach den Vorzügen der von allen Anwesenden hochgepriesenen „Yeller Gals (yellow girls).“ Mir aber rief die Aeußerung einen Wunsch ins Gedächtniß, den ich bisher nicht befriedigt hatte, und da auch der Wirth meinte, eine Negerkirche gewähre ein Bild, das man gesehen haben müßte, beschloß ich sobald wie möglich das Versäumte nachzuholen. Das nächste Meetinghaus der Afrikaner war das an der vierten Straße. Allein als ich meine Absicht, noch diesen selben Abend hinzugehen, aussprach, erboben sich allerseits Bedenken gegen ein solches Wagestück. Es ist in diesem Viertel nämlich nicht geheuer, was, da es in Amerika nur im Gebirne der Geisterklopfer von Rochester Gespenster gibt, so viel sagen will, als es spuke dort sehr handgreiflich mit Spitzbuben und Gurgelabschneidern. Die „Königin des Westens“ ist eine sehr gefährliche Stadt für Leute, welche unbefangen genug sind zu meinen, die hiesige Polizei habe Augen und Fäuste für Schurken, welche sich zur Wehre setzen, wenn sie angefochten werden, sonst aber, wie das Gerücht ausfindig gemacht haben will, geneigt sind, mit dem Nachtwächter, der für ihr Treiben zu kurzsichtig und zu langsam ist, halb Part zu machen. Darum hüte dich, Fremdling, dich hier nächtlicherweile auf Straßen ohne Verkehr und Laternen sicher zu glauben. Cincinnati's Gummler und Raufbolde sollen sich an Zahl wie an Frechheit getrost mit der Gilde der Killers von Philadelphia und dem Bunde der Shortboys von Newyork messen können. Keine Nacht vergeht, wo nicht, wenn Fennebergs „Republikaner“ die Wahrheit spricht, irgend ein paar Unvorsichtige zum Schaden ihrer Geldbeutel die Erfahrung machen, daß die „Jungen vom

Fliegenmarkte“ ſich auf die Handhabung des Stungſtot ungemein gut eingeübt haben. Erſt vor drei Tagen war auf derſelben Stelle, die ich zu paſſiren hatte, ein arglofer Reiſender, der nach dem Bahnhofe ging, niedergeſchlagen und beraubt worden, und ſo riethen mehrere der Anweſenden dringend zum Aufſchub meines den ſchwarzen Methodiſten zugedachten Beſuchs auf einen ſpätern Tag. Ich ließ mich jedoch nicht irre machen, zumal da unſer Pſeudodoctor mit ſeinem pſeudotürkiſchen Yatagan ſeine tapfere Begleitung zuſagte. Als es Zeit zum Aufbruch wurde, fragten wir uns über den ziemlich einſamen, aber doch lichten Broadway nach der Gde, wo die vierte Straße, menſchenleer und laternenlos hier, in das Dunkel der Gaſſen am Kanale hinabführt; nach einigem Taſten und Stolpern über ein löcheriges Trottoir, auf welches gebrechliche Häuſer und Holzbaracken herabſchauten, fanden wir was wir ſuchten, und in der That, ich hatte mein Wagniß, wenn es überhaupt ein ſolches war, nicht zu bereuen.

„Als wir vor der Kirchthür anlangten, war alles ſtill, und da ſich auch an den Fenſtern kein Licht erblicken ließ, meinten wir ſchon ihre gegangen zu ſeyn, als drinnen ein Lied begonnen wurde. Die Richtung des Schalls wieß uns in das Erdgeſchoß, und da wir in dieſem Augenblick am wenigſten ſtörten, traten wir in die ſchmale Vorhalle. Ein ſchwarzer Thürhüter öffnete uns eine zweite Pforte, und entgegen quoll uns, gemiſcht mit vornehmen Moſchusdüften, jenes eigenthümliche, wenig erfreuliche Parfüm, mit welchem Mutter Natur die Haut der äthiopiſchen Race gefegnet hat. Der Raum war ein niedriger, ziemlich langer, weiß getünchter Saal, deſſen Kirchenſtühle durch drei Gänge der Länge nach in vier Abtheilungen geſchieden waren. Am Ende des mit Teppichen belegten Mittelganges erhob ſich auf einem Tritte eine Art Katheder, wie ſie in den meiſten amerikaniſchen Kirchen ſtatt der Kanzel gebräuchlich ſind, und hinter dem drei Schwarze Platz genommen hatten. Wir waren die einzigen Weißen in der Verſammlung, welche etwa zweihundert Perſonen ſtark ſeyn konnte. Links befanden ſich die Weiber, rechts, wo man und niederzuſitzen einlud, ſtanden, lehnten, lnieten und ſaßen die Männer, deren braune oder ſchwarze Pavianphyſiognomien ſich in der Zierde hoher, blendend weißer Halskragen doppelt pavianiſch ausnahmen. Unter den Darkies weiblichen Geſchlechts dagegen erkliche ich neben einer guten Menge plumper vierſchrötiger Figuren und einer reichlichen Auswahl von Antlitzen, die ſich durch wenig mehr als durch Altaſſnut und Spitzenſchleier von dem Porträt eines Orangutang unterſchieden, auch mehrere höchſt anmuthige Geſtalten und überraſchend regelmäßige Geſichter. Es waren jenen „gelben Mädels,“ die ich ſo eben im Gaſthofe ſo überſchwänglich preiſen gehört hatte. Und wirklich, es ſind außerordentlich ſchöne Geſchöpfe, dieſe Quadronen, welche das Thema ſo vieler Serenaden der afrikaniſchen Minneſänger ſind, und welche — würde Weſtfields Nachbar, der neulich ſeinen Enkel verkaufte, ſchmunzelnd hinzufügen — auf dem Markte von New-Orleans zuweilen mit zweitauſend Dollars das Stück bezahlt werden. Wir. hatte unzweifelhaft guten Geſchmack, wenn ihm ſeine „Meller Gals“ über Powers „gefeſſelte Sklavin“ gingen, und man hatte Mühe, nicht bloß Auge, ſondern der Schicklichkeit gemäß auch Ohr zu ſeyn, wenn man dieſe Frauenbilder vor ſich ſah, an denen eine dreimalige Kreuzung mit Japhets Geſchlecht nur die Schönheiten ihrer mütterlichen Ahnen, ächte Gluthaugen und Elfenbeinzähne gelaſſen, dagegen bis auf einen ſchwachen Anflug von Bronzefarbe auch jede Spur von dem Fluche Noahs verwiſcht hatte, der einſt den ſchmucken weißen Ham in einen gartigen ſchwarzen Nigger verwandelte — eine Metamorphoſe, von der zwar weder bei Moſes, noch bei Naſo etwas zu leſen iſt, die wir aber demungeachtet werden glauben müſſen, da ſie von den Farmern in Old Kentuck ſo zuverſichtlich erzählt wird, als ob ſie das unſelige Wunder ſelbſt mit angeſehen hätten.

„Eine faſt erſtickende dunſtige Hitze herrſchte in dem niedrigen Raume. Rauſchend ſchallte das Lied mit ſeinem Refrain, der beſſer zu einem Ausfuge in die Schlacht, als zu einem Geſange gepaßt hätte, welcher eine Wanderung nach Zions Friedensſtadt ſchilderte.

Die on the field of battle
Die on the field of battle —
Glory in my soul!

„Endlich verhallte der Hymnus, und der mittelſte der drei Prediger auf dem Katheder erhob ſich, um der Gemeinde einen Sermon vorzutragen. Es war ein dreiſchulteriger Kraukkopf, der ſich den Wollſchmuck des Hauptes in ſerapiſchem Geſchmacke von der Mitte nach beiden Seiten geſcheitelt hatte, und in ſeinem lichtblauen Tüffelrocke und ſeinem weißen Halstuche eine ziemlich komiſche Erſcheinung abgab. Seine Rede, zu der er den Zaun der Zähne ſo weit öffnete, als ob alles, was ihm auf dem Herzen lag, auf einmal heraus ſollte, und während welcher er ſich alle Augenblicke mit einem Taſchentuche — es bleibe unentſchieden, ob Thränen der Rührung oder bloß den Schweiß Adams, vom Geſichte wiſchte, machte Zwiſchenlohne einen tiefen Eindruck, wenigſtens auf die Gebörnerven der andächtigen Menagerie vor ihm. Aber wie unbegreiflich wirrſam verrenkte er auch die langen Arme! Wie entſetzlich rollte er die Augen! Wie übertreibungsgemäßig hämmerten ſeine Fäuſte das Pulpetum zu jedem wichtigen Satze auf das Pult! Zuerſt vermochte ich dem Erguſſe ſeiner ſalbungsvollen Inbrunſt nur einzelne, beſonders betonte Pointen, wie repentance! — Christs sake! — miserable sinners! — a-a-awl mankind! — abzugewinnen; denn abgeſehen von dem Gekreiſch und Geſtöhn, welches ſolchen Ausrufen des Redners von Seiten der Gemeinde wie Stichworten folgte und ganze Sätze der Predigt verſchlang, und nicht zu gedenken des verzweifelten Gnglich, das der heilige Mann ſprach, hatte ſein Eifer ſich auch ſchon nach einigen Sätzen beinahe heiſer gedonnert. Intereſſe allmählich gewöhnte ſich das Ohr an die Weiſe des Predigers, und zu rechter Zeit, ſonſt wäre ich um den beſten Theil deß im Folgenden gezeichneten Auftritts gekommen.

Der Redner erzählte, von einer gottesfürchtigen Brüllſtimme auf der Rechten und einigen frommen Wimmerſtimmen auf der Linken des Saales gelegentlich unterbrochen, einen Traum, den er vergangne Nacht gehabt haben wollte, und den ich verſuchen werde in ſeiner draſtiſchen Sprache aus dem Gedächtniſſe wiederzugeben:

Prediger: Und der Engel, der mich geweckt hatte, führte mich an der Hand einen weiten weiten Weg. Es war wie eine Wildniß mit großen dürren Bäumen, Eichen, Wallnuß, Hickory, Pappeln, Sycomoren und allerhand. Und als wir eine lange, lange Strecke gegangen waren, kamen wir an einen Platz, der wie ein weiter Moraſt ausſah, und in deſſen Kothe eine Legion häßlicher ſchwarzer Dinger herumrabbelten und hüpften, die mir wie Ochſenfröſche vorkamen. Sie krochen eines über das andere, und jedesmal, wenn eines die Oberfläche erreicht hatte, glitſchte es mit erbärmlichem Geſichrei wieder in den Schlamm zurück. O meine Brüder, was war's für ein garſtiger, gräulicher, abſcheulicher Sumpf! Welches ſchreckliche Geſtank ſtieg daraus empor (hier hält der Redner das Schnupftuch an die Naſe, vielleicht

vor der lebhaften Erinnerung an den üblen Geruch) — wie dumpfig war die Nacht, die darüber gebreitet war — welche Wüſte und Oede war ringsumher! O meine Brüder, und nun urtheilt, was ich empfand, als ich von dem Engel belehrt wurde, daß dieſe Fröſche elende, reueloſe, vom Kreuze des Lammes abgewendete, unbuſſfertig geſtorbene Sünder ſeyen.

Brüllſtimme (mit aller Kraft ihrer Lungen): Och! Uff! Eio!

Prediger: Ja, meine Brüder, ich war ganz Grauſen und Schauder. Es war die Hölle, der Pfuhl der Verdammten, in die ich ſchaute, und ich gedachte des Verſes, in welchem es heißt:

O da wird Trauren, Trauren, Trauren,
Ja Trauren ſeyn vor Chriſti Richterſtuhl.

Da plötzlich war's als ginge ein Vorhang am Himmel auf, hart über dem Moraſte. Eine ſchöne goldne Wolke ſchwebte über dem hölliſchen Qualme; mir war zu Muthe als ob alle Segnungen und Lieblichkeiten der Welt darin wären. O meine Brüder, und auf der Wolke ſaß, angethan mit einem Gewande von fleckenloſem Weiß und umſtrahlt von der Herrlichkeit des Vaters — unſer Erlöſer!

Wimmerſtimmen (wiebern vor Verzückung).

Brüllſtimme: Joy to the world!

Prediger: Holla, wie wurde es da im Moraſte lebendig! Ueberall ſteckten die Finger ihre Köpfe aus dem Sümpel. Wo man nur hinſchaute, arbeitete ſich eines aus dem Schlamme und Filze heraus. O meine Brüder, jetzt konnte man's erſt recht ſehen, wie ſcheußlich ſie gebildet waren, und mit welchen Brandmalen, Beulen und Striemen ſie die ewige Strafe bedeckt hatte! O meine lieben, lieben Brüder, nehmt euch ein Beiſpiel, fürchtet Gott und haltet ſeine Gebote; denn es war ein fürchterlicher Anblick! Und ſiehe, da geſchah es, daß einer von der Schaar den Kopf emporrichtete und mit einer Menſchenſtimme fragte: O gnadenvoller Heiland, wie lange ſollen wir hier heulen und mit den Zähnen klappern?

(Große Pauſe. Der Redner wiſcht ſich Stirn und Wangen ab. Die Verſammlung iſt mäuschenſtill. Die Brüllſtimme, die nicht weit von meinem Standorte, das Kinn auf die gefalteten Hände gelegt, kniet, ſcheint den Athem anzuhalten.)

Prediger (im tiefſten Baſſe): In al-le Ewig-keit! ſcholl es vom Throne des Erlöſers hernieder — mit grauſigem Kreiſchen plumpten die Verdammten in ihren Pfuhl zurück und von droben — — —

„Mehr war nicht zu verſtehen, denn die Scene hatte ſich plötzlich geändert. In der That, ein gräßlicher Traum! Aber das Jammern der armen unſeligen Sünderſröſche kann nicht entſetzlicher geklungen haben, als das Wehgeſchrei, welches die ganze Gemeinde nach dieſem Schluſſe ausſtieß. Pump! Puff! Pauz! ſielen die Weiber von den Bänken. Mit Uff und Eio wandten ſich die Männer, als ob das Gewiſſen ihnen Bauchgrimmen verurſache. An allen Ecken gellten und johlten, meckerten und grunzten, winſelten und quickten zerknirſchte Seelen. Dumpf donnerte die Brüllſtimme Gott um Erbarmen an, am Boden zuckten und wälzten ſich die Wimmerſtimmen, dann und wann ein halberſticktes Krächzen um Gnade aufſtoßend. Einige thaten Luftſprünge, als ob eine Kugel ſie getroffen, und ſtürzten dann heulend auf die Knie. Andere, weniger gelenkig, machten ihren Empfindungen durch Scharren und Trampeln Luft. Wenige nur waren ſo verſtändig, den in Ohnmacht gefallenen Weibern zu Hülfe zu kommen, worunter eine koloſſale, unmäßig corpulente Mulattin in einem prächtigen Atlaskleide, die mit einem Gepolter wie der Thurm von Sileam quer über den Mittelgang und mir gerade vor die Füße fiel, des Beiſtandes beſonders bedürftig war.

„Und immer toller gebärdete ſich die Inbrunſt. Alle denkbaren Thlerſtimmen vom Löwen bis zur Ratte wurden laut. Grimaſſen, wie ſie Höllenbreughel nicht widerlicher erfinden könnte, begegneten dem ſtaunenden Blicke. Mit Einem Worte, es war eine Scene, bei der einem zu Muthe wurde, wie — verzeih mir's der Himmel — unter leutwahnſinnen Waldteufeln.

„Faſt alles was ſich noch auf den Beinen halten konnte, hatte ſich ingwiſchen nach der Bußbank hingeſchleppt, die ſich vor dem Katheder befand, und während die drei Prediger die dort ſich krümmenden und zappelnden Frommen mit ihrem Zuſpruche tröſteten, ſtimmten die Uebrigen, ſofern ſie ſich allmählich erholt, ein Lied vom Lamme an, welches nach einer gar heitern Weiſe ging, aber bald in ein ſolches Jauchzen und Jobleu ausartete und mit einem ſo ausgelaſſenen Tactrampeln und Hüpfen begleitet wurde, daß ich dabei eher an Dahomey und die menſchenfreſſenden Schangallas, als an die ehrſame Porkopolis und ihre Methodiſten erinnert wurde und es fürs Beſte hielt, das Feld zu räumen.

„Nun?“ fragte ich meinen Begleiter vor der Thür.

„Heidenzeug, verracktes!“ ſagte der Pſeudodoctor, und ich glaube, wenn ich's drüben erzähle, ſagt mancher kopfſchüttelnd dasſelbe.“

*

Hier endet das Tagebuchblatt. Sagt jemand, Beiſpiele beweiſen nichts, ſo antworte ich: gut, aber ſie entſchuldigen. Und iſt das Geſchilderte nur ein einziges Beiſpiel, ſo entgegne ich: es iſt eins von vielen. Ich habe ſpäter anderwärts eben ſo Wunderbarem beigewohnt und nebenbei Gelegenheit gefunden, mit Negern über Religion zu ſprechen. Ueberall fand ich ein Gemiſch von Beſchränktheit und bewußtloſer Erhitzung, einen Brand ohne Licht, einen Trieb ohne beſtimmten Zweck, kurz, die Sinnlichkeit, welche Religion zu ſeyn wähnt. Andere machten vielleicht andere Erfahrungen und empfingen günſtigere Eindrücke. Viel mag zu ſolchem wüſten Gebahren die zuweilen auch bei Weißen in Tollheit umſchlagende Ueberſchwänglichkeit des Methodismus und ſeiner Abrahamé à Santa Clara beitragen, denn die Mehrzahl der Schwarzen gehört der Kirche Wesley's an. Ich gebe ferner zu, daß manche Beobachtungen anderer, die außer der eigenen Augenzeugenſchaft die Baſis meines Urtheils bilden, mit einer vom Vorurtheile getrübten Brille gemacht wurden. Ja, ich räume endlich ſogar ein, daß ſelbſt der Vorurtheilsloſe durch das unſchöne Aeußere der Mitglieder einer Negergemeinde, ja allein ſchon durch ihre ſchwarze Farbe veranlaßt werden kann, mehr Schatten zu ſehen als Licht. Demungeachtet aber, und alle dieſe Zugeſtändniſſe abgerechnet, bleibt noch ein beträchtlicher, durch dieſes Conſtieur nicht hinwegerklärter Reſt, der mir wenigſtens bis auf Weiteres hinreichend beweiſt, daß die afrikaniſche Race eine der aſiatiſch-europäiſchen völlig untergeordnete iſt, und womit ich mich gerechtfertigt finden würde, wenn mir bei jenem Negergottesdienſte der Vers durch den Kopf gegangen wäre, womit einer der ſchwarzen Sänger ſich und ſeine Stammgenoſſen ſelbſt charakteriſirt:

My mammy was a wolf, and my taddy was a tiger,
Half fire, half smoke, I'm the old Virginny nigger.

Die Wanderung nach Oregon.

Der Greenwich vom 24 Julius enthehnt aus dem New York Herald folgende Schilderung: „Man meldet aus Fort Kearnen auf der Oregenstraße, daß dort einige tausend Emigranten auf ihrem Weg nach Oregon und Californien paſſirt seyen. Das Spital des Forts war voll von Kranken, und viele waren auf dem Wege der Cholera erlegen. Die Zahl der Auswanderer, die im Monat Mai bei Fort Kearney vorüberkamen, betrugt 14,169 Männer, 2897 Frauen und 4600 Kinder, in allem 21,666 Personen. Dazu kamen Pferde, Maulthiere, Rindvieh, Schafe gegen 60,000 Stück, Wägen 5678. Einige zogen zu Fuße mit Vorräthen auf dem Rücken, ein Dutzend mit Handkarren. Einige mußten umkehren, da die Indianer ihnen alles geraubt hatten. Ein Correspondent aus Fort Kearney sagt, er seye 18 Tage auf den Ebenen gewesen. Der Zug der Emigranten aus allen Theilen der Union nebst einigen Fremden und zahlreem Vieh dehne sich über eine Strecke von 200 Meilen aus. Sie ziehen etwa 15 bis 20 Meilen des Tages. Alle Arten von Fuhrwerk, von der Kutsche herab bis zum Schubkarren sieht man in der Ebene, Damen zu Pferde in vollem Blumencostüm, und Männer auf Maulthieren mit Kofferhüten und Fetzen. Die Ebenen sind vortrefflich zu bereisen, die Straßen sind so gut als die Bretterstraßen in den östlichen Staaten bei trockenem Wetter, und säe man nicht allenthalben Kranke und Steebende, so wie die Unzahl Gräber auf dem Wege, so wäre die Reise angenehm."

Ausflüge aufs Land in Galizien.

(Fortsetzung.)

Unter diesen ziemlich trübseligen Gedanken flieg ich die bedeutende Höhe des St. Marxinberges hinan; die Luft duftete herrlich vom Getreide, der Himmel war rein, die Sonne prachtvoll. Ich verspracb mir eine königliche Aussicht für die Mühe den steilen Berg erklegen zu haben. In Wahrheit war auch der Weg, obwohl breit, doch so steil geführt, daß ich nicht annehmen konnte, er habe ein anderes Ziel als das Kirchlein des heil. Marcin, wohin ſich die Tarnower zum Spatziergang begeben, indeß flieg ich auf ungebaute, mit Holz und Getraide beladene Wagen, und auf leute welche Lasten trugen. Auf meine Frage, ob dieser Weg noch weiter führe als bis zu dem Kirchlein, erwiederte man mir, daß dieß die Hauptstraße nach Tuchow sey. — „Aber wie führt ihr denn im Frühjahr oder Herbst die schweren Lastwagen? Wie soll Euer Vieh es aushalten, daß es nicht umkommt!" fragte ich auf die vom Wasser ausgerissenen Schlünde deutend. „Das sind wir von Alters her gewohnt," sagten sie ganz ruhig. — „Das Vieh ist es gewohnt, und wir sind es gewohnt, wie das Vieh." Beruhigt durch diese viehische Philosophie, kümmerte ich mich nicht mehr um den hohen Schweiß, der mir von der Stirne floß, und stand auch nicht still, um auszuschnaufen, da ich mich der in diesem Spiele angenommenen Philosophie nicht unwürdig bezeigen wollte.

Allerdings traten auch mit jedem Schritt, den ich mühsam dem Gipfel entgegen machte, immer weitere und prächtigere Aussichten hervor, und bei jeder Wendung des Weges stellte ſich ein anderes Bild dar. Hier ist es nicht zu wild, dachte ich — sprach ich im Geiste, nach dem, was ich sehe, mag unser Volk eine poetisch-artistische Befähigung besitzen; es will lieber Füße und Wagen zerbrechen, und leuchte Pferde haben, als ſich dieses Panoramas berauben, sonst hätte es den Weg an den gewundenen Seiten hin und nicht auf den Gipfel geführt. Nicht weit von dem Kirchlein, das im Schatten alter Linden auf dem Gipfel selbst versteckt war, begrüßte mich eine aus Mauerwerk aufgeführte Schenke, und der unfreiheure Schenkwirth, ein Jude, der mich zu einem Glas Bier einlud. Ich dankte ihm höflich, indem ich weiter eilte, und auch nicht einmal im Geist wehlüste über unseren Conservatismus oder vielmehr unsere Schrücke für diesen Stamm, der, durch unsere Landesverordnungen so oft aus den Schenken hinausgeworfen, ſich wahrscheinlich noch länger bei diesem Mißbrauch erhält, als die eigentlichen Besitzer der von ihren Vätern ererbten Güter auf ihren Herrschaften. Die Schönheit der rings herum mit üppiger Hand verstreuten Ruinsichten nahm mir den Wunsch mich in düstere Gedanken einzulassen und Vergleichungen zu suchen, die mich in Zorn bringen konnten. Hiezu kam noch die aus den lange Schatten verdeckenden Bäumen wehende Kühle, welche dem Ermatteten wohl that. Wie schön ist es hier! — welche seierliche Stille, und dabei, welches Leben in dem, was mich umgibt! Menschen gab es hier keine, dafür aber das Rauschen der Aehren, das Saufen der Blätter in den Bäumen, das Spiel der Wohlgerüche aus den Haidekonfeldern vermischt mit der Lindenblüthe, den Erdbeeren und dem wilden Thymian, das Summen der Bienen, das Gezwitscher der Vögel in den Zweigen, die von den Feldern her lockenden Wachteln und Rebhühner, diese ganze Sprache hatte etwas ſie mich so verständliches, mit meinen Gefühlen zusammentreffendes, daß ich Gott dankte, daß kein Mensch um mich war. Ich erkannte daß das Zusammenseyn mit der Natur noch keine Einsamkeit ist, mitten unter Menschen kann man sich häufiger einsam fühlen.

Nachdem ich mich ausgeruht hatte, erhob ich mich vom Boden, um das Kirchlein zu besichtigen. Die Sage behauptet, es sey eines der ältesten, und reiche in die Zeiten der Einführung des Christenthums hinauf. Ich will darüber nicht streiten, doch ist gewiß, daß es aus Lärchenholz im möglichst einfachen Styl erbaut ist, und schon viele Jahrhunderte stehen muß, wenn man aus der Art der Thüreinfassung und der seltenen Dicke der Planken aus Lärchenholz schließen darf, denn lange ist es her, daß der Lärchenbaum einen solchen Umfang erreichte. Die sorgsame Hand des süßten Sanguszke, welcher dieß Alterthum vor der Vernichtung schützen wollte, ließ rings um die Wände des Kirchleins gleichsam einen Ueberzug errichten, so jedoch daß zwischen beiden Wänden eine Art Corridor blieb, in welchem man rings herum gehen kann. Ich rief einen Hirtenjungen herbei, und fragte ihn, wer mir die Kirche öffnen könne; dieser lief nach dem Sacristan, der mit den Schlüsseln herbeikam. Dieselbe Einfachheit zeigt ſich im Innern der Kirche, wie im Aeußern. Es sind Bilder da, vielleicht aus dem fünfzehnten Jahrhundert, aber von einem unglücklichen Pinsel; das merkwürdigste Stück ist eine lange Reihe von einem einzigen Stück Holz geschnitzte und an einen Holzbalken geschlossene Kette, die die jetzt niemand zu öffnen verstand. Die Sage bezeichnet einen blinden Greis als den Schöpfer dieses Kunstwerks, und weiß auch, daß hier einſt ein heidnisches Heiligthum stand. Allerdings möchte ich nicht für die Authentizität dieser Tradition bürgen, aber es wäre wohl möglich, denn bekannt ist es, wie ästhetisch die alten Slawen die Stellen für ihre Tempel zu wählen verstanden. Stets war dieß ein Berg, der eine weite Umgebung beherrschte, aus dem eine Quelle hervorsprudelte und der mit Wald bewachsen war. Das Volk gibt ihnen noch den Namen der hellen oder heiligen Berge, obgleich nicht überall eine christliche Kirche oder ein Kloster steht. Da stets das Christenthum unter der Form der Verstellungen des neubekehrten Volkes seine Ideen niederlegte, so möchte ich annehmen, daß hier einſt ein Götzenbild zu Pferde stand, eine Art kriegerischen Swantewiss, da der ritterliche St. Marcin seine Stelle einnahm. Diese Methode, die Vergangenheit zu errathen, beruht zwar ganz auf Voraussetzungen, hat aber mehr für ſich als alle etymologische Versuche, welche nicht mehr Werth haben mögen als jene, und noch dazu sehr langweilig sind.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kartoffelkrankheit und die Cholera. Ein Correspondent der Times vom 29 Julius leitet die Kartoffelkrankheit und die Cholera von einer Einbildung einer großen Masse atmosphärischer Elektricität, d. h. von der Bildung des Ozons ab, und schlägt vor, Boden in dieser Beziehung anzuſeilen. Prof. Schönbeins Entdeckungen und Faradayé Forschungen scheinen dem Verfasser nicht unbekannt, und er verweist auf Dr. Faere's Karte der Cholera, um zu zeigen, daß die Oete wo sie die größten Verheerungen anrichtete, an den Ufern der Flüße in der Nähe der See, oder an der See selbst lagen, während die innern Distriete verhältnißmäßig weit weniger litten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 188. 6 August 1852

Spanien.

Dieß Land befindet sich gegenwärtig in einer eigenthümlich moralischen Lage. Die alten Zustände sind durch den Sturm des äußern und des Bürgerkriegs verschwunden, der ungeheure Güterbesitz der Geistlichkeit, der wie ein Alp auf der materiellen Entwicklung der Nation lastete, ist dahin, es zeigt sich jetzt ein materieller Aufschwung und eine Betriebsamkeit, wie man sie in Spanien seit Jahrhunderten nicht gesehen, und dieser Aufschwung fängt bereits an auch auf die Macht der Regierung einzuwirken, wie man denn gegenwärtig mit Stolz auf die neuerstehende Marine hinweist, die sich seit dem Schlag von Trafalgar nicht mehr hatte erholen können. Das neue System der parlamentarischen Einrichtung dagegen ist noch keineswegs in Saft und Blut des sehr royalistisch gesinnten Volks übergegangen, und mochte als eine gute Parteiwaffe dienen, solange es galt, die Wiederkehr der alten Zustände zu verhindern. Seit diese definitiv verschwunden sind, nimmt das Interesse an allen Cortesverhandlungen bedeutend ab, und da in denselben sich, wie natürlich, auch manche Privatinteressen geltend machen, so ist die ehemalige Vorliebe dafür nicht wenig gesunken. Es ist unter diesen Umständen, wozu noch die häßlichen Verhältnisse des Landes zwischen England und Frankreich kommen, nicht sehr zu verwundern, daß Plane aufsteigen sich der Cortes wieder zu entledigen, und wenn diese Plane nicht zur Ausführung kommen, so wird dieß wohl mehr der Furcht vor einer Wiederkehr des Grafen von Montemolin, als vor einem Aufstand der liberalen Partei zuzuschreiben seyn; denn bekanntlich sind auch in England Aeußerungen gefallen, welche dahin deuten, die Quadruppelallianz habe ihre Bedeutung verloren, wenn nicht das parlamentarische System aufrecht erhalten werde; diese sehr deutsche Drohung mag ihr Ziel nicht verfehlt haben, und wenn in neuester Zeit die Gerüchte von Staatsstreichen, nachdem sie eine Zeitlang geruht, von neuem auftauchen, so hat dieß wohl im Ganzen wenig zu bedeuten.

Hier haben wir es indeß durchaus nicht mit diesen Verhältnissen zu thun, sondern mit der neu begonnenen materiellen Bewegung, welche das Land schnell in Reichthum und geistiger, wie physischer Thätigkeit zu heben verspricht. Veranlaßt werden wir hiezu durch ein kürzlich von Alex. Ziegler herausgegebenes Werk „Reise in Spanien, mit Berücksichtigung der nationalökonomischen Interessen"; derselbe hat auch, ein gegenwärtig ziemlich seltenes Verdienst, die statistischen Werke Spaniens und die officiellen Sammlungen, namentlich das Buletin official del Ministerio do Comercio, benützt, und damit eine Quelle eröffnet, die bisher nur in einer Reihe von Auszügen im französischen Moniteur näher bekannt wurde. Wir fügen noch ein von Hrn. Ziegler nicht erwähntes und in manchen Beziehungen interessantes Werk hinzu, die Reise eines englischen Officiers, Namens Widdrington: Spain and the Spaniards in 1843, der zu den zahlreichen Engländern gehörte, welche die Welt durchwandern, um die national-ökonomischen Zustände der Länder zu erforschen und ihre Landsleute hinsichtlich der allenthalben vorgehenden Veränderungen auf dem Laufenden zu erhalten. Ziegler bemerkt in seiner Vorrede ganz richtig, die Zeit der romantischen Reisen sey vorbei, und die Reise Cap. Widdringtons trägt auch keineswegs diesen Steavpel. Derselbe sagt in der Einleitung: „Nach dem Ende des Bürgerkriegs in Spanien und der Errichtung der anscheinend wohl begründeten Regentschaft unter dem Herzog von Victoria hatte ich große Lust dieß Land wieder zu sehen, um die praktischen Wirkungen der großen Veränderungen zu beobachten, welche nach dem Tode König Ferdinands eintraten. Diese wichtigen Resultate interessirten mich um so mehr, als ich, wie mir scheint, fast allein den sichern Fall der kirchlichen Herrschaft vorausgesagt hatte, unter der das Land seit Jahrhunderten seufzte, und dessen Wucht, mit Ausnahme des Nationalcharakters, fast alles untergraben und nahezu zerstört hatte; der Nationalcharakter mit allen seinen Ausschweifungen in guten wie in schlechten Eigenschaften ist übrig geblieben und wird bestehen bleiben, trotz der ungeheuern Veränderung, welche anscheinend, jedoch nicht in Wirklichkeit, die Monarchie in ihren Grundlagen zerstört hatte. Ich wollte eben in dieser Absicht meinen Weg antreten, als ich erfuhr, daß Hr. Daubeny der Agriculturgesellschaft Großbritanniens den Antrag gemacht habe, dahin zu gehen um die sehr merkwürdige, in ihrer Art einzige Formation von Phosphorit, welche, wie man seit langer Zeit weiß, in Estremadura besteht, zu untersuchen ob dieß Mineral nicht als ein Substitut für Knochen eingeführt werden könne, die wir bereits aus den fernsten Theilen der Erde beziehen, deren Zufuhr aber jährlich sich vermindert. Unter diesen Umständen bot ich ihm an, ihn zu begleiten, da die Begleitung eines mit Land und Volk bekannten Mannes ihm von besonderm Nutzen seyn konnte." Man ersieht hieraus, daß Hr. Widdrington keineswegs als bloßer Tourist reiste, sonst würde er eine solche Begleitung schwerlich gesucht haben. Dem Umgang mit Daubeny mögen auch hauptsächlich die interessanten Capitel zu danken seyn, welche dem ersten Bande angehängt sind. Wir senden hier zur Orientirung seine Eintheilung des Landes in drei große Zonen voran, welche einen ganz verschiedenen Anbau und verschiedene Producte darbieten. Die erste Abtheilung ist das Gebiet am Fuße der Sierra Nevada und der großen secun-

bären Bergketten, welche sich mit kaum einer Unterbrechung von dem westlichen Ende der Halbinsel bis zu den Pyrenäen erstrecken. In diesem ganzen vergleichsweise schmalen Distriet, den man die Tierra caliente nennen könnte, wird sehr wenig Weizen oder auch nur Gerste gebaut. Der Boden in den schönsten und höchst cultivirten Theilen, wie in den Huertas oder Gärten von Valencia und Murcia ist von Natur arm und dürr, und verdankt seine außerordentliche Fruchtbarkeit nur der Hand der Menschen, der Bewässerung, deren Anlagen zu den interessantesten Arbeiten der Welt gehören, von den Mauren herrühren und noch jetzt fast unverändert in den Händen ihrer Nachkommen sind. Diese berühmten Werke, welche aber denen der Hindus und Chinesen nachstehen, sind hauptsächlich Eindämmungen der Bäche und nicht Pantanos oder Reservoirs, die eines der größten Bedürfnisse Spaniens sind. Die Vega von Malaga hat einen schönen lehmigen Boden, in welchem namentlich Weizen angebaut wird; aber die Producte dieses Distriets sind außerordentlich mannichfaltig: außer Oel, Wein und Seide, Futterkräuter verschiedener Art, Luzerner Klee, den man an einigen Orten zweifsmal im Jahre schneidet, Reis, Zucker, rother Pfeffer, Bataten, Baumwolle, und selbst Kaffee ist an einigen Orten mit Glück versucht worden. Die Cochenille wird leicht gewonnen, und die Cherimoya, eine tropische Pflanze, trägt in den Gärten von Motril ihre volle Frucht. Die Zuckerplantagen vermehren sich, da die Grundeigenthümer durch die Abschaffung des Zehnten, der auf einem so werthvollen Artikel schwer lastete, gewonnen haben. Trotz der erstaunlichen Fruchtbarkeit eines Theils dieses Distriets ist doch der bedeutend größere Theil eine dürre Wüste, und mächtige Striche erzeugen nichts als die wohlriechendsten und schönsten wilden Pflanzen Europa's. Die Anlegung von Pantanos oder Reservoirs, um den Winterregen zu sammeln, wie dieß in Indien geschieht, würde diese höchst interessante Region auf eine außerordentliche Weise umgestalten. Um die Art der Linie, die ich in Bezug auf das Klima gezogen habe, desto deutlicher zu zeigen, muß ich bemerken, daß wir am 20 Mai in der Vega von Malaga die Weizenernte in vollem Gange trafen, während in der von Granada, die schon zur zweiten Abtheilung gehört, vierzehn Tage später das Korn noch vollkommen grün war, so daß zwischen dieser und der nur wenige Stunden entfernten Tierra caliente ein Unterschied von fast einem Monat besteht."

Die zweite Region ist der Ausdehnung, dem Werth und der Bedeutung nach bei weitem die größte in Spanien; sie umfaßt beide Castilien, Aragon, Estremadura, den größern Theil Cataloniens, Oberandalusien und einen Theil von Navarra und Leon. Nach den Erzeugnissen des größten Theils derselben kann man diese die Region der Cerealien nennen. Auf diesem ganzen Gebiet wird der Qualität und, bei gehöriger Bebauung, auch der Quantität nach ein Weizen erzeugt, wie kaum in irgend einem Lande der Welt. Die besten Theile dieser Region sind die breiten Tafelländer von Alta und Neucastillien mit der Mancha und der Umgegend von Cuenca und den Ländereien am Guadalaxara sowie das Tajoland. In diesem ungebeuren Gebiet herrscht eine große Verschiedenheit des Bodens, doch ist Thon, Lehm und Mergel, mehr oder minder mit Sand oder Kalk gemischt, vorherrschend. — Die dritte Region ist die des Nordens, und umfaßt Galizien, die baskischen Provinzen und den größten Theil von Navarra. Die Nähe des atlantischen Meeres, die Formation der Berge und andere Umstände erzeugen große Feuchtigkeit, und wie die erste Abtheilung durch Mangel daran leidet, so diese an Ueberfülle. Diese Region hat ihre charakteristischen sowohl künstlichen als natürlichen Erzeugnisse, und der Mais ersetzt hier in großem Maaße den Weizen der mittleren Abtheilung.

Diese mittlere Region bleibt wie natürlich die bedeutendste, aber gerade hier haben die Mißbräuche des alten Regimens und alter Einrichtungen am schlimmsten gehaust. Hier namentlich findet man die sogenannten Despoblados, entvölkerte Striche, und zahlreiche Städte und Dörfer sind seit den Zeiten Philipps II verschwunden, in der Provinz Toledo allein 40 Städte, die von sogenannten „Labradores" (Ackerbauern) bewohnt waren. Während in der nördlichen Abtheilung die Theilung des Bodens vielfach zu weit gediehen ist, sind in der mittlern Region die Besitzungen zu groß, und da es an Absatzmitteln und an Straßen fehlt, so ist für diese Gegend die Abschaffung des Zehntens vielfach eine große Last geworden, weil sie viel leichter den zehnten Theil ihres nicht leicht absetzbaren Getreides abgeben konnten, als das Geld, das sie jetzt an die Geistlichkeit zahlen müssen. In diesem mittleren Strich, der bei weitem den größten Theil der spanischen Halbinsel umfaßt, ist das eigentliche spanische System zu Hause, die großen Güter der Geistlichkeit, des Adels und der Städte. Die ersteren wären nicht so verderblich geworden, wenn nicht das Land im allgemeinen an einem Mangel geistiger Bewegung und Verkehr mit dem Ausland gelitten hätte. Die ungeheuren Güter einiger Granden, welche bessere und vernünftigere Methoden der Benützung in andern Ländern, namentlich in Frankreich und England, kennen lernten, sind schon in der Benützung wesentlich fortgeschritten, und können bald ganzen Districten als Vorbild dienen; namentlich hat z. B. der Herzog von Ossuna seine Güter an Einzelne in nicht zu kleinen Stücken verpachtet, und den Pächtern durch längern Pacht ein Interesse an den Verbesserungen gegeben, wodurch er seine Einkünfte nicht wenig erhöht und zugleich den Anbau der Ländereien gehoben hat. Einen höchst bedeutenden Theil des Bodens besitzen Städte und Dörfer als gemeinsamen Eigenthum; sie sind die Hauptquelle des Unterhalts für die arbeitenden Classen, und bilden die Hauptursache, weßhalb es auf weiten Strichen kaum fest angestellte Dienstboten gibt. Fast in allen Theilen dieses Mittelgebiets sind die Ackerbauarbeiter Nomaden und kommen theils aus Galizien und Asturien, theils aus Valencia und Andalusien: sie strömen zur Aussaat, zur Ernte, zum Umpflügen der Aecker im Anfang des Winters u. dgl. herbei. Ist die Arbeit gethan, so zieht der Arbeiter wieder nach Hause, und eine fest geordnete Wirthschaft, wie z. B. auf englischen Gütern, wo ein großer Theil der Arbeiter in festem Dienst für das ganze Jahr bindurch steht, ist gar nicht durchzuführen. Das wird freilich zum Theil anders werden, sobald der andauernde Friede die Bevölkerung hebt, dann muß aber auch noch eine andere Verbesserung kommen, nämlich die Umgestaltung der besonders Ländereien der Städte und Dörfer, wie Fincas und Propios, sowie der sogenannten Baldios, ungeheurer Strecken, die eigentlich niemand gehören, und die nur seit langen Jahren von den Bauern als Weide benützt wurden. Widerington äußert sich darüber (I. p. 427) also: „Das ganze System dieses sonderbaren Besitzthums erfordert eine Revision oder eigentlich eine vollkommene Umgestaltung; kein wahrer Fortschritt wird im Innern Spaniens gemacht werden, bis dieß geschehen ist. Eine Theilung dieser Ländereien und eine Umwandlung derselben in Privateigenthum ist nöthig, damit es gehörig benützt werden kann. Durch die mißbräuchliche Verwaltung in einem großen Theile Spaniens sind diese Ländereien eine Quelle der Armuth statt des Reichthums." Die Regierung geht, das ist aus neuern Nachrichten bekannt, mit einem Gesetze über die Gemeindegüter um, es wird aber jedenfalls große

Widersacher bei denen finden, die unter dem augenblicklichen System gewinnen.

Muß man schon aus diesen Verhältnissen den Schluß ziehen, daß die spanischen Staatsmänner mit mehr als gewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, und daß in manchen der Wunsch aufkommen mag, Aenderungen, die sie für nöthig halten, ohne den Einspruch und manchmal auch die Vexationen von Cortes durchzusetzen, so wird dieß noch viel klarer, wenn man auf die Tariffrage und ähnliche Dinge zurückblickt, wo die Gegner einer nothwendig gewordenen Aenderung in den auf 60—80000 Mann berechneten Contrabandistas eine ganze Armee zur Verfügung hatten. Damit ist es indeß jetzt vorbei und die Durchführung des Tarifs ist in mehr als Einer Beziehung eine große Wohlthat für Spanien und namentlich für seinen Ackerbau geworden. So lange der alte ganz auf Prohibition gebaute Tarif bestand, konnten die Zölle der Regierung nur wenig abwerfen, weil in einem unermeßlichen Umfang geschmuggelt wurde. Espartero hatte gesucht die Zölle einträglicher zu machen, indem er den Tarif mit möglichster Strenge durchführte, hatte sich aber dadurch die Feindschaft der Engländer und der Contrabandistas zugezogen, und fiel, als Frankreich mit der Königin Christine im Bunde gegen ihn auftrat. Bald aber ließ die Finanznoth keine andere Wahl mehr übrig, man mußte zur Aenderung des Tarifs schreiten, die Zölle mäßig machen und dadurch den Schmuggel möglichst vernichten. Das wurde endlich im J. 1849 nach langem Widerstreben der Baumwollenfabrikanten auf der einen und der Contrabandistas auf der andern Seite durchgeführt, und seitdem schreinen — denn genauere Rechnungen liegen unsers Wissens noch nicht vor — die Finanzen Spaniens sich besser gestaltet zu haben; wenigstens deuten einige neuere Finanzoperationen, durch welche das alte Schuldenwesen, wenn auch nicht zur sonderlichen Zufriedenheit aller Theilhaber, geordnet wurde, darauf hin, daß die Regierung in financieller Beziehung sich freier bewegen kann, und die fast ganz verstummten Klagen über nicht bezahlte Besoldungen zeugen für die Richtigkeit dieser Ansicht. Hat man ein Unternehmen, wie die Tarifänderung, mit den Cortes durchgesetzt, so wird man wohl endlich auch finden, daß man bei der nicht minder schwierigen, doch minder gefährlichen Frage der Communalgüter am besten die Discussion der Cortes vorangehen läßt; sie wird dazu beitragen die Gemüther vorzubereiten und die Feindseligkeiten zu beschwichtigen. Dieß wird um so eher der Fall seyn, als die bessere Finanzstellung es der Regierung möglich machen wird, den überhäuften Landbesitz zu erleichtern, denn vor der Tarifänderung war die Landsteuer fast die einzige völlig sichere Einnahme, auf welche die Regierung rechnen konnte, und diese war deßhalb allmählich zu einer fast unerträglichen Höhe gestiegen. Selbst ein anderes sichres Einkommen, das vom Tabakemonopol, fällt indirect auf den Landbau zurück, denn man darf keinen Tabak bauen, den das Land in großer Menge und vorzüglicher Güte erzeugen würde. Eine Erleichterung der Lasten des Landbaues und eine Hebung dieses letztern durch allmähliche Uebertragung der Fincas, Propios und Baldios an einzelne Besitzer scheint im Plan der gegenwärtigen Regierung zu liegen, falls sie nicht durch innere und äußere Schwierigkeiten davon abgehalten wird. Wie dem aber auch für den Augenblick seyn mag, die Frage kann in Spanien nicht mehr fallen, und wenn nach den ersten kraftvollen Anstrengungen, eine Aenderung des Tarifs herbeizuführen, aber zehn Jahre verflossen, ehe dieselbe wirklich ins Leben treten konnte, so wird auch die Frage der Gemeindegründe über kurz oder lang trotz aller Schwierigkeiten eine Lösung finden. Diese Lösung wird um so leichter, als das Land augenscheinlich in nationalökonomischer Beziehung im Steigen ist, und durch Anlegung von Straßen und Canälen der Verkehr gefördert wird, die Mittel also, um diese ungebauten, bis jetzt unangebauten und sehr schlecht benützten Gründe nutzbar zu machen, im Wachsen sind.

Wir wenden uns nun speciell zu Zieglers Werk, das seinen Gegenstand in 8 Capiteln abhandelt, nämlich 1) Catalonien, 2) Valencia und Murcia, 3) Andalusien, 4) Castillien, 5) Leon und Galleien, 6) Aragonien, 7) Navarra, 8) die baskischen Provinzen. Hier sind allerdings die oben nach Widdrington bezeichneten drei großen Regionen nicht geschieden, und er mußte sich auch der altgewohnten Provincialeintheilung bedienen, allein es läßt sich doch die Darstellung so ziemlich nach Widdringtons Eintheilung machen, indem wir einerseits Catalonien und Aragonien, andrerseits Valencia, Murcia und Südandalusien zusammenstellen. Uebrigens läßt sich von dem, was in Valencia und Murcia geschieht, auf die Südregion überhaupt, so wie von dem, was über Castillen bemerkt wird, auf Estremadura, das anstoßende Oberandalusien und das südliche Leon zurückschließen. Spanien ist auf dem Wege, sich aus seiner tiefen Erniedrigung zu erheben, und es ist wohl der Mühe werth, einen nähern Blick darauf zu werfen.

(Fortsetzung folgt.)

Rothes Volk in West-Afrika.

Die Nouv. Annales des Voyages (Junius) enthalten eine von Oberbonnay, Profeßer des Arabischen zu Constantine, aus dem Arabischen übersetzte Reise von Tuggurt über Tombuctu nach den Mondbergen. Diese Mondberge liegen aber nicht, wie man nach unseren geographischen Ansichten glauben könnte, in Mittel- oder vielmehr Ost-Afrika, sondern in dem westlichen Hochlande zwischen dem Mittellauf des Nigers und dem atlantischen Meere. Die Reise geht von Tombuctu nach Dschenne, also den Niger aufwärts, dann noch eine Zeitlang den Niger hinauf und endlich zu Lande nach Bambara, Sakat, Maika und Sakat. Dann heißt es: „jenseits des Kreises von Sakat beginnt gewissermaßen eine andere Welt; die Menschen haben eine rothe Farbe, die einen sind Hirten, und haben unermeßliche Heerden von Kameten und Schafen, die andern bauen das Land. Man reist etwa 2 Monate auf dem Gebiet dieser Nation, dann kommt man an einen großen Salzsee, Sebkat Schanakiba genannt. Die Gränzen desselben verlieren sich im Sande einer unermeßlichen Wüste, in der man keine Spur von Vegetation findet. Um Ende dieser Wüste, zu deren Durchgehung man fünf Monden braucht, sagen Volksverschaften von rother Farbe, die in Zelten von Büffelfellen leben, und sich von Datteln und Kameilmilch nähren. Dann kommt abermals eine Wüste, die man in 15 Tagen zurücklegt, worauf man die ersten Oasen entdeckt, die zu den Mondbergen gehören und von rothen Menschen bewohnt sind." Beruhen diese Nachrichten wohl auf richtigen Thatsachen? Die Reise ist lang genug, um bis ans Westmeer zu gelangen.

Ausflüge aufs Land in Galizien.

(Fortsetzung.)

Wenn wirklich auf dem Berge des hl. Marcin einst ein heidnischer Tempel stand, so war es in der That schwer einen glücklichern Platz für die Empfindung der prächtigen Natur auszuwählen. Welcher Anblick eröffnet sich hier nach allen Seiten, wohin man den Blick wirft! Hier, nahe am Fuße, streckt das von einem Kranz von Vorstädten umgebene Tarnow den Thurm seiner Kathedrale empor, und in der Ferne erschimt sie als eine weit ausgebreitete, große versprechende Stadt; näher liegt noch Gumniska mit seinem Palast und seinem schönen Park, dem Sitz der Eigenthümer von Tarnow; näher noch, hart am Fuße des Berges, auf einer steilen Höhe ragen die Ruinen des einst von den Tarnowskis

gegründeten Schlosses empor. Die Localsage, welche vor nicht gar langer Zeit noch lebende Zeugen hatte, erzählt, daß einer der Fürsten Sanguszko, wahrscheinlich Fürst Hieronymus, als er vor einigen Jahrzehnten diese Güter erbielt, noch dieß Schloß bewohnte, und da er als großer Herr zu leben liebte, häufig Feste und Bälle gab. Nun begab es sich, daß auf einer dieser Zusammenkünfte der unwohnenden Schlachta, als eben die Musik der Capelle des Schloßherrn donnernd begann, und die Menge der fröhlichen Gäste im Saale des ersten Stockwerks sich drängte, plötzlich der Fußboden wich, die Tänzer in den Trümmern sich wälzten und viele verstümmelt wurden und selbst ihren Tod fanden. Den diesem Ball an, der mit so unglücklicher Katastrophe sich endigte, welche Trauer in so viele Familien brachte, wurde dem Fürsten die Wohnung in dem alten Schlosse zuwider, und er beschloß alsbald einen Palast im neuen Geschmack in Gumnisko zu erbauen; das Schloß aber, das so viele schmerzliche Erinnerungen weckte, dem Unwetter und der Zeit zu überlassen. Diese zwei barbarischen Herren haben auch so rasch aufgeräumt, daß man aus den noch vorhandenen Bruchstücken sich auch nicht eine Vorstellung der ehemaligen Form dieses Schlosses machen kann. — Welch wunderbarer Anblick! Ein Durchmesser von einem Dutzend Meilen zeigt mir in einem Diorama eine zahllose Menge Dörfer; die nähren steht man so genau, daß sich die Hütten zählen lassen, die ferneren sind durch einen Nauhen Bäume bezeichnet, die noch ferneren sind wie in dunklen Schleier gehüllt, da und dort zeigen sich schwarze Flecken, wie auf dem Fell des Tigers: das sind die Wälder, dort laufen in gleichen Reihen die Pappeln hin, welche den Weg zu den Schlössern des Adels bezeichnen, und zwischen diesem allem leuchten, ein Stück von Silber lahn, die Biala und der Dunajec in ihren Windungen hervor. Blickt man nach der Seite von Krakau hin, so begleitet diesen Blick eine lange Linie von Hügeln, die bald sich senken und im Nebel sich verlieren, und auf der andern Seite ein dunkler Streifen einer weiten Einöde. Auf der Seite von Ruchow steht man den Meereswellen gleich die immer höher anlaufenden mit Fichtenwäldern bewachsenen Hügel, ein wildes aber prächtiges Land, dann an dem letzten Rande unseres Gesichtskreises treten in bläulichem Duft unsere Riesen hervor, welche unsere verminischen Gränzen verhüllen. Dort dehnen sich allenthalben grüne Flächen aus, die Oberfläche bricht sich in den mannichfaltigsten Conturen, silberhelle Bäche fließen in den Thälern, die Gipfel sind bedeckt mit Fichtenbäumen, selbst der Wind ist frisch und man erkennt, daß die phantastische Natur hier in minder prosaischem und langweiligem Humor sich entfaltete, als in der sichtlich sich senkenden Fläche gegen die Weichsel hin; das Grün ist hier seltener, die Luft schwerer, man sieht nichts als die Streiche schwarzer Wälder und gelben Sandes. Einst hießen diese Wälder die Sandomirische Wüste, jetzt ist die Wüste gemildert, es sind Dörfer und Städtchen entstanden, aber die Geographie dieser von den Haupteanälen der Bewegung so entfernten Orte ist kaum noch jemand bekannt.

Die Sonne stand ungefähr gerade gegen Süden, als ich durch den langen Spaziergang gehörig ausgethungert von dem St. Marcinsberge herabstieg. Ich eilte das Mittagessen einzunehmen. Leider kann ich von der gastronomischen Kunst der Tarnower Hotels nichts berichten, denn zum Glück war ich in ein Privathaus zum Essen eingeladen. Nachdem ich noch einmal durch Tarnow gewandert, ohne etwas merkwürdiges auffinden zu können, begann ich mir die Physiognomien der Einwohner zu betrachten. Aber mit dem oberflächlichen Hinsehen gelang es mir nicht einen besondern Stempel zu bemerken. Wie überall trifft man auch hier schacherende Juden, ernste und sehr regelmäßige Beamte, die mit einem Bündel Papier nach und von dem Bureau gehen, schmutzige Mädchen die mit Staub bedeckte Kirschen verkaufen, Gutsbesitzer aus der Umgegend, die in Beischlag ankommen oder abgehen, und wenn irgend ein Interesse sie länger aufhält, im Peter des Krakauer Hotels eine Pfeife oder Cigarre rauchen. Nur Eine frei mir als Typus und besondere Gewohnheit in einem so kleinen Städtchen auf: dieß ist der Abendspaziergang auf der Straße, oder vielmehr auf dem steinbesetzten Weg, der einige Zoll tief Staub hat, denn ich sah sehr elegant aufgeputzte Damen, die gewiß die Crème der Gesellschaft bilden, in Federhüten und reich gestickten Kleidern Wolken von Staub aufjagen.

Sunt quos curriculo pulverem olympicum collegisse juvat.

Wie schade ist es doch um die elegante Kleidung auf einem so wenig eleganten Spaziergang! dachte ich; doch wäre wohl der Schade noch größer gewesen, so viel Eleganz zu haben und sie nicht zu zeigen. Zugleich sah ich, wie auf diesem selben Spaziergang sich eine geschnürte Frauengestalt durchschlich mit festgezogener Taille, bleichen aber schönen von hellen Haaren beschatteten Zügen, einem Streichut und einem anspruchsvoll einfachen Anzug, aber trotz aller Einfachheit mit einer ungemeinen Eleganz! — „Ich wollte wetten, das dieß kein Tarnower Product ist!“ sagte ich zu einem neben mir stehenden Herrn. — „Wie verstehen Sie das?“ fragte er erstaunt.

Es ließ sich zu einem heftigen Wetten an, als ich Tarnow verließ, aber mein Kutscher versicherte mich, das dieß vorübergehen werde. Das wünschte ich von ganzem Herzen, und öffnete geruhig das kleine Buch des Priesters Baiski, welcher Tarnow geschildert hat; alsdann kam ich an den Abschnitt, der die Berühmtheiten dieser Stadt nennt, wo der Verfasser, sich auf die Worte Staszowski's berufend, daß dieß der Sitz streitbarer und gelehrter Männer sey, einige in der Literatur ganz unbekannte Namen nannte, fesern wir unter Literatur etwas anderes verstehen, als eine Liste bibliographischer Seltenheiten. Nur Staszowski, dessen „Reformation“ ein nicht gewöhnliches Werk ist, obwohl jetzt durch die Entdeckung der „Paradoxen“ der Originalität entkleidet, leuchtet als der einzige gelehrte Stern über seiner Wiege, dem Städtchen Tarnow. Einen weit größern Zauber hatte Tarnow für mich durch die Angabe, daß in seinen Schulmauern Kaf. Brodzinski seine Kinderjahre verlebte. Hier besam er zum erstenmal bessere polnische Schriften in die Hand, hier übersetzte er Gellin, und von hier aus eilte er auf den Klang des napoleonischen Ruhms und der Bewegungen im Fürstenthum Warschau dahin, um Feder und Bücher mit dem Sypholen der Artilleristen zu vertauschen. Er wirft, obgleich kein eigentlicher Tarnower, durch seine Erinnerungen mehr Glanz auf das Städtchen, als alle andern von Baliski erwähnten Berühmtheiten, auch den angeblich berühmten Forter pianisten Josta Kregulski mit eingeschlossen.

Einige große Tropfen fielen mir auf das Buch, und bald kamen sie in großer Menge! Wie aus Bosheit. Statt sich anderé wohin, auf die schmachtenden Felder, zu ergießen, schienen sich alle Regenwolken über uns zu sammeln und ihre Cadaden zu öffnen. Ich suchte am Horizont eine auf dem Wege liegende Hütte oder kleine Schenke, obwohl aber die Schenken bei uns nicht selten sind, so zeigte sich doch keine um uns Schutz zu gewähren. Wir fuhren fort auf freiem Felde; der Regen goß, wie mit Kübeln, ein Blitz folgte dem andern, und zuweilen brauste ein gewaltiger Windstoß daher, als wollte er die Britschka und die Pferde in die Luft fortreißen. Es war ein Gewitterſturm in vollem Sinne des Worte. Meine Reise entspricht also allen Anforderungen, denn ich habe auch Stürme erfahren. Allerdings konnte ich einen Schiffbruch auf festem Lande nicht erwarten, dagegen war es vom Umwetter nicht weit; ich empfing ihn indeß glücklich und tief, bis auf die Haut durchnäßt, in den Hosen oder vielmehr in eine Schenke im Wald ein, deren allerdings ziemliche Außenseite mir jedoch ein gewiß behaglicheres Nachtlager verhieß, als wenn ich auf einem Felsen im Meere oder unter die Menschenfresser gerathen wäre. Wie allenthalben, so begehrte mich auch hier ein Jude, pries mir seinen Haber und Heu, und selbst Kaffee und Thee. Die beiden ersten nahm ich an, für die andern dankte ich.

(Fortsetzung folgt.)

Ausstellung in Sheffield. An diesem durch seine Metallarbeiten berühmten Ort soll auf Betrieb des „Raths der Zeichnenschule“ in dieser Stadt eine große Ausstellung von Metallarbeiten in allen ihren Zweigen, und zwar in jenem Stadtteil der Bearbeitung vom roben Erz die zum vollendeten Artikel kaufenden. Die ganze Eisen- und Metallindustrie von Sheffield und der Umgegend soll herangezogen werden, um eine möglichst vollständige Darstellung des jetzigen Zustandes der Metallarbeit in England zu geben. Die große Industrieausstellung des Jahres 1851 zeigt fort und fort ihre Kinder. (Athen. 31 Julius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 189. 7 August 1852.

Eine neue Nilreise.

Im Bulletin de la Soc. de Geogr. (April) findet sich der Auszug eines Schreibens eines Hrn. Rollé an den österreichischen Consul in Sennaar, mitgetheilt von dem sardinischen Consul Baudey, und ausgezogen in einem Briefe des Hrn. d'Arnaud aus Damiat vom 20 Febr. d. J. Angehängt ist dem Hefte eine Karte dieser neuesten Entdeckungen, welche mit den Angaben Knoblechers einigermaaßen, doch, wie uns bedünkt, mehr nur scheinbar im Widerspruch ist. Nach Knoblecher geht nämlich die Richtung des Nils von 9° N. B. an fast gerade nach Süden mit einer Abbeugung gegen Westen, die namentlich zwischen 5° und 4° bemerklich wird. Nach d'Arnaud hat nicht nur der weiße Nil von 8½° an bis 2½° eine entschieden südöstliche Richtung, sondern zwischen 2° und 3° kommt auch ein Fluß über 6 Längengrade weit gerade von Osten. Der Widerspruch zwischen Knoblecher und Hrn. d'Arnaud möchte also nur darin bestehen, welchen der beiden man als den eigentlichen weißen Nil betrachten will, eine vorerst noch ganz gleichgültige Frage. Darf man d'Abbadie glauben, so strömt ein Fluß Paco aus den südabyssinischen Gebirgen, zwischen 7° und 4° N. in südwestlicher Richtung, und müßte sich mit dem nach Rollé's Angaben von Osten kommenden Fluß verbinden. Eigentlich widersprechended haben diese Angaben nicht; bestätigen sie sich, so zeigt sich nur, daß die südabyssinischen Gebirge einen Ausläufer gegen Süden senden, der schroffer gegen Osten als gegen Westen abfällt, und daß das Bassin des obern Millaufs einen mächtigen, wahrscheinlich im Süden bogenförmig durch bedeutende Gebirge begränzten Umfang hat. Dieß ist auch um so wahrscheinlicher, als nur durch die Vereinigung vieler unter dem Einfluß der tropischen Regen stehender Flüsse eine so gewaltige Wirkung, wie die Monate lang dauernde Anschwellung des Nils bewirkt werden kann. Was es auch mit den Nachrichten Rebmanns und Krapfs über den Kilimandscharo- und Kenia-Berg als wahrscheinliche Nilquellen für eine Bewandniß haben mag, so ist doch kaum zu bezweifeln, daß diese Berge zu dem Bogen gehören, der das obere Nilbassin im Süden schließt, und es ist einer Angabe Hrn. Rollé's nach nicht unwahrscheinlich, daß einst die Portugiesen auf irgend einem noch nicht ermittelten Weg diesen Gebirgsbogen überschritten haben, denn es wird von einem weißen Volke gesprochen, das mancherlei Waaren von Süden her in diese Länder gebracht habe. Es ist zu hoffen, daß man endlich mit den Nilquellen bald zu Ende kommen werde: denn Hr. Rollé, der nur mit schwacher Begleitung den weißen Nil bis 4½° hinaufzuhr, hat einige Leute vom Stamme der Berrs bewogen mit ihm zu gehen; zwar wurden diese von den Türken zu Sklaven oder zu Soldaten gemacht, allein die Europäer haben wenigstens einigen die Freiheit wieder verschafft, und wenn den Türken, wie zu hoffen, dieß unsinnige Verfahren verboten wird, läßt sich die Anknüpfung eines Handels hoffen. Ein Missionär, Don Angelo Vico, der früher Hrn. Knoblecher begleitet hatte, befand sich zu Bellenia zwischen 4 und 5° N. B. an dem östlich herabkommenden Arme des weißen Nils, und so kann man bald weitern Nachrichten und Entdeckungen entgegensehen.

Spanien.

(Fortsetzung.)

Catalonien und Aragonien.

Wenn man von Catalonien spricht, so muß man mit seiner Hauptstadt Barcelona beginnen, von der im Mittelalter einst die Seegesetze des Mittelmeers ausgingen. Das Volk gleicht in seinem Charakter auffallend den Genuesern und den Bewohnern der Riviera di Ponente, namentlich in der Ausdauer, Thätigkeit und Energie, mit der es seine Geschäfte betreibt. „Der Catalonier ist", sagt Ziegler (I. p. 40) „ein denkender, arbeitsamer, speculativer und praktischer Kopf, er schafft und wirkt so viel er kann und sucht sein Ziel auf dem kürzesten Wege zu erreichen. Hierin, namentlich in seinem technischen Genie und Berechnungstalent hat er Aehnlichkeit mit dem Nordamerikaner." Es ist bezeichnend, daß in Catalonien die erste Eisenbahn (von Mataro nach Barcelona) gebaut und im October 1848 eröffnet wurde; sie soll 10 Procent netto ertragen, was man nicht übertrieben finden wird, da sie nur fünf Leguas lang ist, nach der in Spanien gewöhnlichen Berechnung 25 bis 30 Mill. Realen (3 bis 4 Mill. fl.) gekostet haben muß, und Mataro eine nicht unbedeutende Baumwollen- und Leinwandindustrie hat, abgesehen von einer ziemlich beträchtlichen Anzahl anderer größerer Gewerbe, die in dem von etwa 13,000 Menschen bewohnten Mataro und der Umgegend eine bedeutende Gewerbsthätigkeit entfaltet haben. Von der sonst oft erwähnten spanischen Faulheit steht man hier nichts, so wenig wie in Barcelona, wo „alles hämmert, scheuert, spinnt und summt und alle Hände geschäftig sich regen." Barcelona ist hauptsächlich, wahrscheinlich mehr als irgend eine andere spanische Stadt, ein Sitz des Handels, der Industrie und Schifffahrt, und mit dem steigenden Wohlstand hat sich auch „ein reger Sinn für Beförderung der Wissenschaften und Künste eingefunden." Barcelona hat sich auch schon zu einer Bevölkerung von mehr als 186,000 Menschen, ohne die Vorstädte Barceloneta u. s. w. mit etwa 30,000 Menschen zu rechnen, emporgeschwungen, und bei dem sichtlich stetigenden Handel und Verkehr kann sie in wenigen Jahrzehnten die

Hauptstadt des Landes, so viel sich auch dort jetzt zusammendrängt, übertreffen. Eine Concentrationskraft, wie Paris sie auf das übrige Frankreich ausübt, wird Madrid nie ausüben können, dazu ist der Geist der Provinzen zu selbstständig, und in dieser Selbstständigkeit zeichnet sich Catalonien besonders aus, wo, selbst in der Hauptstadt, sehr wenig eastilianisch und fast nur catalonisch gesprochen wird.

„Barcelona muß als der Mittelpunkt der catalonischen Industrie betrachtet werden; von hier geht der Rohstoff aus und kommt als Kunstproduct wieder zurück; von hier verbreitet sich der Handel und strömt das Capital aus. In der Provinz, auf den Dörfern, konnte anfänglich wegen der Wasserkraft, wegen des wohlfeilen Brennmaterials und des niedrigen Arbeitslohns ein wohlfeileres Product als in der Stadt geliefert werden, und die großen Fabriken beschränkten sich daher auf die Anfertigung feiner und farbiger Gewebe. Allein seit dem Jahre 1824, wo die Erfindung der Mill-Jenny-Maschine in Anwendung kam, ist ein unabsehbarer Fortschritt in der Baumwollenfabrication eingetreten.“ Wie groß dieser ist, steht man aus der Angabe, daß Barcelona schon 1846 über 250,440 Spindeln besaß, [1] während in ganz Spanien das Capital in Gebäuten, Maschinen und Betriebsstock von 1841 bis 1846 von 137,8 Mill. Realen auf 445,6 Mill. stieg. Zum Weben neuer Baumwollenzeuge besitzt Spanien 36,845 Maschinenstühle mit 65,600 Arbeitern, wozu noch 69 Zeugdruckereien kamen. Catalonien verarbeitete im Jahre 1849 36,8 Mill. Pf. Baumwolle, davon Barcelona allein beinahe die Hälfte. Man hat also nicht ganz Unrecht, Barcelona das spanische Manchester zu nennen, nur verbindet es zugleich damit den Charakter von Liverpool, als Handel und Industrie arbeiten sich hier auf die wirksamste Weise in die Hände. Neben der Baumwollenindustrie ist auch die in Barcelona seit alten Zeiten einheimische Wollenindustrie sehr vorgeschritten und zählt zwischen 2 und 3000 Webstühle; an Seidenwebstühlen mag Barcelona allein 1400 zählen, und die übrige Provinz nicht viel weniger. Mit diesen Fortschritten geht auch der Maschinenbau Hand in Hand, und wenn von dem J. 1840 die Mehrzahl der Maschinen eingeführt werden mußte, so ist jetzt trotz der Zunahme der Industrie diese Beifuhr kaum gestiegen, vielmehr der Bedarf aus den einheimischen Fabriken gedeckt worden.

Die Frage, ob die catalonische Industrie, namentlich die Baumwollenindustrie, durch die Tarifänderung gewonnen habe oder nicht, läßt sich wohl kaum schon mit aller Bestimmtheit beantworten, indeß liefert Ziegler (l. p. 93) eine Angabe, der zufolge sich die Einfuhr von Kohlen zwischen den Jahren 1848 und 1850 mehr als verdoppelt, die von Eisen und Stahl verdreifacht hat, die von rohrer Baumwolle mindestens von 23 auf 34 Mill. Pfd. stieg. Freilich konnte im Jahre 1850 die am Ende des Jahres 1849 eingetretene Tarifänderung noch nicht ihre volle Wirkung geäußert haben, die bezeichnete Vermehrung der Einfuhr von Rohstoffen wäre aber wohl gewiß nicht eingetreten, wenn die Tarifänderung die Fabrikanten wirklich, wie sie angaben, mit halber Vernichtung bedroht hätte. Die Verminderung der Zölle und die dadurch erreichte Zunahme der Zolleinkünfte, welche fast 50 Procent betragen zu haben scheint, ist ein für die Regierung wie für das Land zu wichtiges Factum; und wenn schließlich auch die Fabrikanten ihren Vortheil dabei finden, da sie zu größerer Thätigkeit und zu Ausdehnung ihres Geschäfts gesporut werden, so können die vortheilhaften Folgen für das ganze Land nicht ausbleiben.

Catalonien hat etwa eine Million Menschen auf einem Flächenraum von 1000 D. M.; es ist also nicht sehr dicht bevölkert und kann es auch kaum seyn, denn man kann das Land im Ganzen genommen nicht fruchtbar nennen. Daher das Streben, sich durch Handel, Industrie und Schifffahrt sein Unterkommen und Wohlstand zu erwerben. Indeß zeigt der Catalonier seinen ausdauernden Fleiß auch in der Landwirthschaft, und die beste Lobrede auf ihn besteht in dem Sprüchwort, daß die Catalonier aus Stein Brod zu machen verstünden. Die Pyrenäen fallen im Süden allmählich zu einem Hügellande ab, welches sich nach dem Meere hin immer mehr verflacht, aber im Osten dehnen sie sich steil bis an die Meeresküste aus, und hier ist des anbaufähigen und fruchtbaren Landes nicht sehr viel. Aber bis weit hinauf auf die Höhen trifft man gut bestellte Felder, die zum Theil mit dem Spaten bearbeitet werden müssen; diese harte Arbeit macht das Volk stark und ausdauernd. Was Catalonien zur Hebung seines Landbaues namentlich bedarf, das sind, wie in ganz Spanien, „bessere Straßen, zweckmäßige Uferbauten und Canäle.“ Würde man in der Sorge für diese Bedürfnisse die Provinzen unabhängiger von der Hauptstadt stellen, und mehr im Geiste einer Föderation als in dem einer centralisirten Monarchie verfahren, so würden die Provinzen, und namentlich Catalonien mit seiner Thätigkeit und seinem steigenden Handelsreichthum, bald raschere Fortschritte machen. Ziegler fügt die Bemerkung an, „die Regierung würde, statt mit intriganten Palastfragen, mit ewigen Ministerkrisen, mit Hintertreppen und Weiberröcken sich zu beschäftigen, gewiß viel zweckmäßiger und politischer handeln, wenn sie sich mehr um die materiellen Bedürfnisse des Volks kümmerte und Anstalten ins Leben riefe, die bei den unversiegbaren, natürlichen Hülfsquellen des Landes zur Hebung der Bildung und Vermehrung des Wohlstandes unbedingt unendlich viel beitragen würden.“ Zu dem Ende müßte man aber vor allem die Besorgung der Localbedürfnisse unabhängiger von der Regierung in Madrid machen, und dazu scheint letztere eben keine Neigung zu verspüren.

Man fürchtet den Geist der Unabhängigkeit im Catalonier, es wäre aber nur der Klugheit angemessen, wenn man denselben bis zu einem gewissen Grad befriedigte. Eine so industrielle und handeltreibende Bevölkerung hat eine Menge Interessen, die sich in einer entfernten Hauptstadt nicht leicht im Einzelnen verfolgen lassen. Dabei hängt bekanntlich der Catalonier „an seinen alten Sitten, Rechten und Privilegien mit einer stolzen unerschütterlichen Beharrlichkeit“, und wenn diesen beiden Richtungen, der industriellen und der der Vorneigung für provincielle Einrichtungen, Rechnung getragen wird, so kann den politischen Absonderungsbestrebungen die Spitze abgebrochen werden. Catalonien nimmt ohnehin an den oben geschilderten Gebrechen Spaniens, an dem übermäßig großen Landbesitz einzelner Familien und der Städte und Dörfer keinen sonderlichen Antheil. Diese Art von Besitz schreibt sich aus der Zeit her, wo das Land von Asturien und Leon aus allmählich den Mauern entrissen wurde, und durch zahlreiche Burgen (Castelle, daher der Name) und befestigte Orte gesichert werden mußte. Die Bevölkerung verbreitete sich also weniger und mußte auf einzelnen Punkten zusammengehalten werden. Das ist in Catalonien, welches die maurische Herrschaft nur sehr kurze Zeit erfahren hat, und dessen gebirgiger Charakter ohnehin so umfassendem Grundbesitz widerstrebt, nicht der Fall. Dieß Land leidet hauptsächlich nur an der alten Vernachlässigung, die zwar in ganz Spanien herrschend war, gegen Catalonien aber sich mit einem historischen Haß gegen diese widerstrebende Provinz paarte.

[1] Ganz Catalonien über 800,000 Spindeln, ganz Spanien 1,238,440.

Es wäre der politische wie der finanzielle Vortheil der Regierung, dem industriellen Bestreben der Catalanen durch Eröffnung von Straßen und Canälen zu Hülfe zu kommen; indeß — das muß man zur Entschuldigung anführen — Spanien ist erst seit zu kurzer Zeit aus dem Bürgerkrieg heraus, als daß in dieser Beziehung viel hätte geschehen können. Doch ist namentlich in der Umgegend Barcelona's ein Anfang gemacht.

(Schluß folgt.)

Die amerikanische Tagespresse.

Eine amerikanische Zeitschrift enthält folgendes über den neuesten Zustand der Tagespresse in den Vereinigten Staaten.

Es tritt heraus, daß die Gesammtzahl der Zeitungen und Zeitschriften in den Vereinigten Staaten am ersten Tag des Junius 1850 sich auf 2800 belief. Hiervon waren vollständig in Umlauf gesetzt 2494, während 234 ausnahmsweis circulirten und 72 für Californien und die Territorien bestimmt wurden, oder deren nähere Bestimmung anzugeben vergessen wurde.

Aus Calculationen, die sich auf angegebene statistische Zahlen stützen, ergibt sich, daß die Gesammtcirculation dieser 2800 Zeitungen und Zeitschriften ungefähr 5,000,000 betrage, und daß die Gesammtzahl der jährlich in den Vereinigten Staaten gedruckten Exemplare auf 422,000000 anzusetzen sey dürfte.

Folgende Tabelle zeigt die Zahl der täglichen, wöchentlichen, monatlichen oder anderweitigen Blätter mit Angabe der Gesammtcirculation jeder Classe:

	Zahl.	Circulation.	Zahl d. jährlich gedruckten Exempl.
Tägliche	350	750,000	235,000,000
Dreimöchentliche . . .	150	75,000	11,700,000
Halbwöchentliche . . .	125	80,000	8,320,000
Wöchentliche	2000	2,875,000	149,500,000
Halbmonatliche	50	300,000	7,200,000
Monatliche	100	900,000	10,800,000
Vierteljährliche	25	29,000	80,000
	2800	5,000,000	442,600,000

Vierhundert vierundzwanzig Zeitungen erscheinen in den Neu-England Staaten, 876 in den mittleren Staaten, 716 in den südlichen Staaten, und 784 in den westlichen Staaten.

Die Durchschnittscirculationen der Zeitungen in den Vereinigten Staaten ist 1785. Es gibt eine Zeitung für je 7161 freie Einwohner der Union und der Territorien.

Ausflüge aufs Land in Galizien.

(Fortsetzung.)

Da ich ein schauderhaftes Nachtlager in der allgemeinen Schenkstube in Gesellschaft mit herrunfenen Bauern, wollsahrenden alten Weibern, Schweinehändlern und andern vor dem Regen sich schützenden Reisenden in Aussicht hatte, war ich nicht wenig getröstet, als mir der Wirth außer Kaffee und Thee auch ein besonderes Zimmer versprach. Mit Dank nahm ich dies Anerbieten an; man gab mir also Nr. 1, das einen kleinen Tisch, einen Lehnstuhl und zwei Bettstellen, allerdings alles in passabel häßlichem und schmutzigem Zustand enthielt; da aber nicht wohl zu verlangen ist, daß man mitten im Walde, und noch dazu bei einem Wirthschaftsschalter, mehr Eleganz und Reinlichkeit finde, als gewöhnlich in den Gasthäusern der kleineren und selbst der größeren Städtchen, so erschien mir dieß besondere Zimmer als ganz ausgezeichnet; ich quartierte mich deßhalb bestmöglich ein, und da ich keinen Appetit hatte, dachte ich nur daran, wie ich mich bald möglichst schlafen legen könne, während mir der einbrechenden Nacht und dem tobenden Unwetter, das neuerdings losbrach, der und jener, den es nach auf dem Wege packte, sich nach der Schenke flüchtete.

Es bedurfte eines Hogarthischen Pinsels, um das Pandämonium zu malen, wie es meinem Augen sich darbietet. Durch die beiden auf den entgegengesetzten Seiten liegenden Thore wälzten sich Wagen herein, beladen mit Getreide, Mulle oder Branntweinfässern, hie und da fuhr ein Geistlicher, der sich verspätete, in der offenen Britschka herein, Zollwächter rückten zu Pferde heran, eine Halbchaise mit einem Herrn, Frau und Kindern nebst großen Schachteln drängte sich durch die zusammengeströmten Wagen, der Herr lärmte von dem Kutschbock herab gegen die Schenke hin, daß man ihm Platz machen solle; nur wer endlich zählt die Fußgänger, die hier ein Obdach vor dem Sturm suchten; da kam ein Jude, der mit Hasenfellen und Schweinsborsten handelte, dort ein Briefbote, ein Bettler mit seinem Bettelsack, einige Bürger mit einer Heerde Kleinvieh, Weiber mit Hennen, alles dieß drängte sich wie in der Arche Noä in den Ecken, füllte die Stube, und trocknete sich am Feuer, denn alles triefte; im Stall machten den durchdringenden Lärm die Fuhrleute, die sich um Platz für Wagen und Pferde stritten, auf dem Vorhof sanken sich die Juden unter einander, und machten einen Handel um eine Schindmähre mit einem betrunkenen Bauer — dazwischen hinein läßt sich das Geschrei vernehmen: Wirth! Stroh! Hader! Heu! und aus den Zimmern, die die Gäste einnehmen, ertönte es unaufhörlich: „Warunto! Warysto! Maryssenko! Wasser! Bier! Branntwein! Lichter! Kaffee! Zucker! Heu!“ und Mariechen, der barfüßige Kellner im Unterrock, wendet sich nach allen Seiten, läuft wie brennend, und ruft: „gleich! ich bringe es im Augenblick! hier ist es schon“, und brachte jedem wie er es verlangt hatte, Bier, Branntwein, Zucker, mir aber, der ich eifrigst um einen Bund Heu gebeten, brachte sie einen Eierkuchen. Zum Glück war mein Nachbar unmäßig hungrig und als er ein solches Nachtessen erblickte, ließ er sich ins Gespräch ein: „Ist das der Heer nicht? Es wird laik werden . . .“ — „Ich will nicht essen, nur schlafen,“ entgegnete ich, und da rufe ich seit einer Stunde um Heu, und statt des Heues bringt man mir einen Eierkuchen.“ — „Und ich, gnädiger Herr, rufe seit einer Stunde nach Essen und man bringt mir eine Portion Heu.“ Mit diesen Worten wies er auf zwei Bündel Heu hin, zwischen denen er sich so kläglich ausnahm, wie Buridans Esel. „Wollen wir tauschen?“ rief ich. „Mit größtem Vergnügen,“ antwortete mein Nachbar. In Folge des für beide Theile vortheilhaften Tausches konnte ich mich wenigstens niederlegen — aber nicht schlafen, denn der Lärm dauerte bis an den Morgen, allerdings mit Unterbrechungen, die mich bemerken ließen, daß die Menschen und ihre Leidenschaften schliefen, daß aber der Chor der krähenden Hähne, des brüllenden Viehes, der wiehernden Pferde und der zwischendrein Sperlinge unter dem Dach in seiner ganzen Stärke erwacht sey.

„Gegrüßet seyst du mir, Morgenroth!“ rief ich, indem ich die Augen öffnete, die ich absichtlich geschlossen gehalten hatte, so lange es dunkel war, aber die poetische Apostrophe war ganz unpassend, denn statt der goldenen Aurora blickte durch die schmutzigen Scheiben ein grauer, trüber Tag, und die unter den Fenstern spielende Harmonie der vom Dach in die Pfütze fallenden Tropfen verkündigte mir die Fortsetzung des gestrigen Unwetters. Indeß machte ich mich mitten unter dem nur noch schwachen Regen wieder auf den Weg, ohne im mindesten dem Unwetter zu fluchen, denn es hatte wenigstens den Staub gelegt, der in diesen Gegenden zu einer Vollkommenheit gedeiht, die in der That dem Sand der Sahara nichts nachgibt.

Wer sich einen Begriff von meiner Weiterreise machen will, der lese den Brief Krasicki's, wenn er seinen Ausflug von Warschau nach dem heimischen Dubieska beschreibt, und er wird darin denselben Sand, denselben Schmutz und Schmutz, dieselbe schlechte Unterkunft, abscheuliche Schenken, löcherige Pflaster, holzbrechende Wege und erschütternden Knüppeldämme finden. Die vor 80 Jahren dagewesenen Zustände Polens sind noch das Landes bei sich seit dieser Zeit unverändert erhalten, nur daß wir fortdauernd das großen Fortschritte reden, von politischer Oekonomie, von Maschinen, von vervollkommneter Landwirthschaft, und von der mit Riesenschritten fortschreitenden Civilisation. Es zeigt sich aber, daß die Civilisation diese Gegenden vollständig vergessen hat, denn der ganze Strich zwischen der Galizien der Länge nach durchschneidenden Chaussee und der Weichsel, sodann dem San, und endlich der trockenen

Gränze gegen das Königreich Polen hat auch nicht ein Stück gut angelegter Heerstraße; es sieht aus als sey dieß absichtlich unterlassen worden, um doch auch noch eine Ecke zu haben, wo man gewaltige Eindrücke, gewöhnlich gesprochen, die Poesie der Reise finden kann, denn Eisenbahnen, Chausseen, Hotels und Diligencen haben dem Reisen den ganzen Zauber der Poesie und Abenteuer genommen. Es wäre dieß in der That ein genialer Gedanke, wenn man ihn in einer schönen wilden, mit Schlesseruinen angefüllten Berggegend, unter einem Volke, das an Raub und Mord Gefallen findet, verwirklicht hätte; unzweifelhaft hätten wir in einem Jahr einen Schwarm englischer Touristen gehabt, welche diese Oase der Antirevisitation besucht hätten, wir hätten schöne Mitteln gesehen, welche in Gouache Manchen in Stammbücher gezeichnet, und Milords welche sich im ritterlichen Wagemuth dargestellt hätten, wie am Steinbache rococo — aber zum Unglück ist diese Gegend flach, wie die Hand, trübselig wie Fichtenwälder, langweilig, wie ihr Sand, und sie hat nicht die mindeste Prätension auf Poesie; dagegen ist die Landwirthschaft, die hier größere Anstrengungen macht als sonst irgendwo, die Waldwirthschaft, die Viehzucht, alles das ist bei dem Mangel großer Communicationswege, die hier schlechter sind als die ausschweifendste Einbildungskraft sich vorstellen kann, nicht im Stande, sich zu entwickeln. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß man gerade diejenigen Gegenden, wo die Natur selbst alle Frachtfahrt und Handelsbewegung erschwert, vergißt, als ob sie gar nicht unter der Sonne existirten, und doch können sich jene Gegenden eines schönen Anbaues des Bodens, großen Holzreichthums und starker Viehzucht rühmen, und wenn sie auch an Ueppigkeit der des Landes von Beiz nicht gleichkommen, so können sie sich doch mit dieser Umgegend vergleichen, welche gleichfalls seines Getreides von Chaussee sich rühmen kann, das ihren selten Boden durchschnitte, in dem man zur Zeit der Frühjahrs- und Herbstregen bis an die Ohren versinken kann. Ein Strich also, der an einigen Orten 8 – 10, und ein anderen, der 15 – 18 Meilen breit ist, ist völlig von dem Netz großer Straßen und Handelscommunicationen ausgeschlossen, umsomehr als das nie trige, unbeschränkte Wasser der diese Gegend durchschneidenden Flüsse, selbst die Weichsel nicht ausgenommen, nur zu gewissen Zeiten des Jahres als Communicationsmittel gebraucht werden kann.

Ich reiste nun in diesem traurigen Land, kam hier durch einen Sumpf, dort durch ein Stück Wald, allenthalben erblickte ich Sand, und vergebens suchte ich einen das Auge erfreuenden Anblick, was freilich um so schwerer zu finden war, als der seine Regen wie ein leichter Gaschleier den Horizont verhüllte. Nach den allerprosaischsten Abentheuern einer zerrissenen Dreckselleise, eines zusammengeflickten Rads, einer löcherigen Brücke, durch die mein Pferd mit dem Fuße trat, und einer Schenke ohne Hafer, Heu und Brod, begann endlich die Physiognomie der Gegend etwas mannichfaltiger zu werden; einige grünende Anhöhen zeigten sich vor mir, einige üppige Linden und Eichen streckten ihre Häupter empor, und mit dort erglänzte ein Kirchthurm oder der Giebel eines Herrenhauses. Der Himmel selbst, als wäre er dieser Gegenden satt, daß sie sich schöner zeigten, genügt, wurde heller, und ergoß einige brennende Strahlen über die Landschaft.

Ich näherte mich der Weichsel. Dieser Strom durchläuft zwar einen ungeheuren Landstrich, kann sich aber keiner romantischen Ufer rühmen, die vielmehr allenthalben flach, und, wenn nicht mit Sande bedeckt, mit Rispengras und Weiden überwachsen sind; nur kleine Stücke, eines von Krakau nach Tyncc, das zweite um Sandomierz, und das dritte um Pulawy entschädigten durch die üppigsten Landschaften für die langweilige Einförmigkeit des langen Strombettes. Man darf sich also nicht wundern, daß mein Weg, der auf Dirkow gerichtet war, das Sandomierz gegenüber liegt, sich plötzlich durch den Zauber üppiger Hügel, prächtiger Bäume und der reichen Vegetation verschönerte, welche einige Gegenden an der Weichsel auszeichnen. Mein Geist, versunken durch die unablässig sich fortsetzenden Sandflächen, Fichtenwälder, Sümpfe oder Wachholdergesträuche, die kein Interesse erwerben, kein Denkmal, das sie mit der Vergangenheit anknüpft, keinen in der Geschichte verzeichneten Dorfe oder Städtenamen enthalten, wurde plötzlich munter, als ich das aus einer Gruppe alter Bäume hervorschauende Schloß Baranow erblickte. Da ich dem Schlosse so nahe war, in welchem, wie die Geschichte meldet, unser Bathory wohnte, und wo so viele merkwürdige Urkunden sich finden sollten, namentlich Handschriften des Fürstbischofes von Ermeland, welchen Kummer empfand ich nicht bei dem traurigen Gedanken, daß ich fast nichts als halbgerstörte Mauern erblicken würde, denn die andern weltvollen, hier sorgsam und mit Geschmack aufbewahrten Schätze hat ein unglücklicher Brand vor einigen Jahren zerstört, ebenso wie er Krakau, Pieskowa Skala und Krasiczyn zerstört hat. Dieser neue Freund hat sich mit beharrter Beharrlichkeit gegen die Andenken unserer Vergangenheit verschuldet; die schönsten, an denen erhabenen und unterhaltenen Schlösser im ganzen Lande, voll kostbarer Bücher, Gemälde, Geräthschaften und Waffen sind eins nach dem andern in Rauch aufgegangen. In doppeltem Sinn könnte man den Willen der Vorsehung deuten: entweder will sie, daß wir die Vergangenheit ganz vergessen, oder daß wir durch empfindlichen Verlust die theuren Andenken unserer Väter achten lernen. Der letzte Gedanke randt wenigstens nicht allen Trost; er war auch für mich eine Linderung, als ich die einst prächtigen, jetzt ärmlichen Mauern von Baranow in der Nähe sah, und mit klopfendem Herzen in der Ferne das Schloß von Dyikow erblickte, das mich im Geiste erheben sollte durch den Reichthum der darin aufbewahrten Seltenheiten an Kunstwerken, Büchern, Manuscripten und Ueberresten jener Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der Monitcur und die Literaten. Bekanntlich soll der auf 40 Fr. herabgesetzte Moniteur das Haupt- und so viel möglich einzige Blatt in Frankreich werden, weßhalb man ihm mit allerlei nicht zur eigentlichen Literatur gehörigen Dingen auszuhelfen weiß; namentlich soll er ein großes literarisches Blatt werden, aber die Literaturen fehlen. Nach einem Schreiben in der Liter. Gaz. vom 31 Julius hat man sich an die HH. Jules Janin, den ersten Theaterkritiker der Zeit, und an Ste. Beuve, einen der ersten literarischen Kritiker Frankreichs, gewendet, und ihnen hohe Honorare geboten; sie sollen es jedoch abgelehnt haben mit dem officiellen Blatt in Verbindung zu treten. Auch Madame G. Sand hat einen heftigen Brief an ein belgisches Blatt geschrieben, um die Behauptung zurückzuweisen, daß sie eine Preußen oder überhaupt Geld von der jetzigen französischen Regierung angenommen habe.

*

Australische Baumwolle. Hr. Bayley, Präsident der Manchester Handelskammer, hat einen Bericht übergeben über einige Proben australischer Baumwolle, die ihm vorgelegt wurden, und die der Colonie neue Aussichten von Wohlstand und Reichthum eröffnen. Diese Baumwolle wurde an den östlichen Ufern Australiens in verschiedenen Lagen zwischen 27° und 32½° S. B. gezogen. Eine der Ausfuhrungen lieferte 920 Pfd. ungereinigte Baumwolle vom Acre. Der Erzeuger hatte kein Mittel sie zu reinigen und verkaufte sie deßhalb zu 27 d. per Pfd. an einen Kaufmann in Sydney, wobei er nach Abrechnung aller Kosten noch auf einen Gewinn von 4½ Pfd. St. vom Acre rechnete. Hr. Bayley erklärte: diese Baumwolle, wenn gehörig gereinigt, sey 2 Schilling das Pfund werth, und man habe solche vorzügliche Baumwolle noch selten in Manchester gesehen. (Liter. Gaz. 31 Julius.)

*

Das Bambus-Insect scheint mit diesem Mohr auch in andere Länder verpflanzt zu werden. In der Londoner entomologischen Gesellschaft am 5 Julius zeigte ein Hr. Douglas einen Bambusbesen vor, der vor zwei oder drei Jahren aus China eingeführt worden und jetzt meßt vielen andern durch die Apate Bambusae fast ganz zerstört war, und aus einem Schreiben eines Hrn. C. L. Layard, correspondirenden Mitgliedes der entomologischen Gesellschaft in Ceylon, geht hervor, daß in letzterem Lande Bambusgehäuse und andere Gegenstände fortwährend von mehreren Insectenarten zerstört werden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 190. 9 August 1832

Notizen über Holländisch-Guiana.

(Von S. Friedmann.)

Schulen und Kirchen in Paramaribo. — Einfluß der Herrnhuter auf die Erziehung. — Die Tanzlust der „Farbigen." — Flora der Plantagen.

Obwohl es einige von der Regierung errichtete Elementarschulen in der Hauptstadt Guiana's gibt, so fehlt daselbst doch jede Anstalt für höhern Unterricht, so daß wer seinem Sohne eine nur einigermaßen wissenschaftliche Erziehung genießen lassen will, ihn nach Holland zu schicken genöthigt ist. Selbst Mädchen werden häufig nach Holland in eine Pension geschickt, um nach genossenem Unterrichte wieder ins Geburtsland zurückzukehren.

Den größten Einfluß auf Erziehung der Jugend besonders der niedern Classen, der Neger und selbst der Indianer, wo diese zugängig sind, üben unstreitig die Missionen der Herrnhuter aus. Diese fleißigen und verdienstvollen Leute scheinen es sich dort weniger zur Aufgabe gestellt zu haben, die Bekenner einer monotheistischen Religion, mit der man die höchste sittliche Stufe erklimmen und zugleich die Pflichten als Mensch und Bürger vollkommen erfüllen kann, vom Glauben der Väter abwendig zu machen, um die Lehren der eigenen Secte einzuschmuggeln, wozu meines Erachtens Niemand ein Recht hat, sondern sie bestreben sich diejenigen, welche ohne Religion erzogen werden, oder denen nur eine dunkle in rohen Aberglauben gehüllte Ahnung eines höhern Wesens vorschwebt, über Gottheit und Offenbarung zu belehren. Sie wollen daher nicht jene, welche eine Religion haben, derselben berauben, sondern denjenigen eine solche geben, welche sie noch nicht haben. In allen Plantagen, wo sie nur immer Zutritt erhalten, suchen sie an Sonn- und Festtagen sowohl die erwachsenen Neger als die Kinder zu belehren und letztere selbst im Schreiben und Lesen zu unterrichten. Auch mancher Indianerjunge, der für eine Zeitlang das Waldleben aufgegeben und auf einer Plantage, wie dieß nicht selten geschieht, Aufnahme gefunden, verdankt den Herrnhutern eine Gelehrsamkeit, die wenigstens von keinem seiner Ahnherren erreicht worden. Die Sprache, deren sich die Herrnhuter zum Unterrichte bedienen und die auch bei den niedern Ständen allgemein gebraucht wird, ist das sogenannte Negerenglisch, ein aus der englischen und holländischen Sprache so wie aus afrikanischen Wörtern unlogisch zusammengesetzter Dialekt, den auch die in der Nähe der Plantagen wohnenden Indianer kennen. In diesem Dialekte sind bereits einige Gebet- und Lesebücher geschrieben, selbst das neue Testament übersetzt und — was nur wenigen bekannt seyn dürfte — im Herzen Deutschlands findet diese seltsame Literatur ihre Pflege, indem hier die genannten Bücher gedruckt werden.

Es befindet sich eine katholische und eine reformirte Kirche zu Paramaribo; beide sind im einfachen Style erbaut und ohne thurmartige Erhöhung. Bei meiner dortigen Anwesenheit war eben ein deutscher Orgelbauer zugegen, der für die reformirte Kirche eine neue Orgel verfertigte. Unter die öffentlichen Bethäuser sind auch zwei Synagogen zu rechnen, wovon eine erst im Jahre 1833 in einem geschmackvollen Style erbaut hinter einem Gebüsch von Palmen verborgen ist, deren Zweige malerisch in die offenen Fenster hineinragen. Im Innern liest man auf einer Marmorplatte folgende Inschrift in holländischer Sprache.

„Am 6ten Tamus des Jahres 5595 (3 Julius 1833) wurde
„zu dieser Synagoge der erste Stein gelegt durch Seine
„Königliche Hoheit den Prinzen Friedrich Wilhelm Heinrich,
„dritten Sohn Wilhelms I. des Königs von Holland."

Dieser Prinz reiste nämlich im genannten Jahre als Commandant eines Kriegsschiffes nach Surinam, bei welcher Gelegenheit er den Grundstein zur eben zu erbauenden Synagoge legte.

Das soziale Leben in einer verhältnißmäßig kleinen Stadt, in welcher sich Gegensätze der beinahe kastenartig abgeschlossenen Stände finden, muß, wie man im voraus ermessen kann, manche Uebelstände in sich schließen. Doch ist die Scheidewand zwischen dem Europäer und dem Farbigen (Kleurling) in Surinam bei weitem nicht so groß als dieses in Englisch-Guiana der Fall ist. Als Beispiel der wenigstens von der Regierung aus versuchten Annäherung der Stände mag dienen, daß zu den wöchentlich beim Gouverneur stattfindenden Soireen auch Farbige Zutritt haben. Durch solches Benehmen gewinnt die holländische Regierung das Zutrauen der Bevölkerung, welcher die schroffe Abgeschiedenheit, in der die Farbigen zur Zeit der englischen Herrschaft leben mußten, noch sehr im Gedächtnisse schwebt.

Die leidenschaftliche Liebe der Creolen und Farbigen für den Tanz und Musik ist bekannt. Zu Paramaribo wird man selten einen Spaziergang durch die Stadt an den Abendstunden machen, ohne ein Haus zu finden, worin sich die verschieden gefärbten Paare mit Tanz belustigen. Unter den Frauen findet man manche sehr graziöse, von hohem, schlankem Wuchse und zierlich herabhängenden schwarzen Locken — eine zu ihrem Vortheil veränderte Ebbschaft der afrikanischen Ahnfrau — denn der schwarze Filz der Neger wird bisweilen schon beim Mulatten, gewöhnlich aber erst beim Farbigen in der dritten und vierten Generation zum geschmeidigen, leise geschlängelten Haar, das an Schönheit jenes der Europäerinnen übertrifft. Von den Herren auf dem Balle sind einige in schwarze Röcke gekleidet, doch nicht jeden hat der Zufall in den Besitz eines solchen gesellt, weßhalb denn auch der als gewöhnliche Straßenbekleidung dienende weiße Baumwollrock

figuriren muß. So bewegen ſie ſich denn in Contretänzen und Quadrillen bis gegen den Morgen unter dem wenig harmoniſchen Klange einer verſtimmten Violine, die etwa noch durch eine gewiß nicht zu leiſe angeſchlagene Trommel oder eine Triangel accompagnirt wird. Als Erfriſchung wird gemäß der Hollandomanie, von welcher auch dieſe Claſſe angeſteckt iſt, der holländiſche Genever den inländiſchen Palmwein, Ananasliqueur oder der köſtlichen Limonade vorgezogen.

Sobald man das Gebiet der Stadt verläßt, hört ſchon die breite Straße auf und nur kleine Wege führen zu den nächſt gelegenen Plantagen. Außer den Feigenbäumen und der Rhizophora erheben ſich hie und da Gebüſche der ſchönen, hohen Kohlpalme (Oreodoxa oleracea), deren dichter Schatten gleich den Tamarinden und Bambusgebüſchen am beſten gegen die Hitze des Tages ſchützt. Eine Allee dieſer Palmen oder der Erythrina Corallodendron zeigt uns an, daß wir die herrenloſe Strecke, welche zwiſchen der Stadt und den Plantagen ſich ausdehnt, verlaſſen und in das cultivirte Gebiet einer Plantage treten. Zahlreiche Vögel verſchiedener Art, welche uns den ganzen Weg bieher umſchwärmten, wieder auch die angebauten Flächen der Plantagen nicht, ja manche Arten lieben beſonders die Zucker- und Kaffeepflanzungen und bauen ihre Neſter in denſelben. Es zieht beſonders der neckiſche tyrannus sulphuratus, wegen ſeiner eigenthümlichen Stimme Qu'est-ce-qu'il-dit genannt, unſere Ausmerkſamkeit auf ſich, da er von allen Bäumen herab uns in franzöſiſcher Sprache anzureden ſcheint. Auch mehrere Arten von Papageien, beſonders der zärtlich liebende Psittacus passerinus, beleben die Gebüſche, ſo wie die niedlichen Colibris als Trochilus pectoralis die Kaffeepflanzungen, beſonders aber die Erythrina-Bäume zahlreich umſchwärmen. Das Wohnhaus einer größern Plantage iſt gewöhnlich mit einem Blumenflor umgeben, gegen welchen unſere Gärten ſich nur wie Gänſeblümlein in Vergleich mit Roſen und Lilien ausnehmen. Da ſteht man die großen Schmetterlingsblüthen der Aeschynomene coccinea. A. grandiflora, die Passiflora, mehrere Arten Hibiscus, beſonders H. rosa sinensis, eben ſo die Poinciana pulcherrima, Ixora coccinea, und an den Waſſergräben blüht ſtatt unſern Schmalzblumen (Calla palustris), die prachtvolle Lemnocharis Humboldtii und die Eichhornia azurea (Kunth). So wie aber nicht leicht ein irdiſcher Genuß ohne einen bittern Nebengeſchmack, der das Ganze zu verderben droht, beſteht, ſo hat man beim Beſchauen dieſer Herrlichkeiten am Tage mit der drückenden Hitze zu kämpfen, gegen den Abend aber, wenn die kühlere Luft einen ungeſtörten Genuß in Anſpruch läßt, ſind es die Schwärme der Moskitos, welche uns in die Zimmer jagen, wohin freilich auch nicht wenige dieſer Plaggeiſter ihren Weg finden. Es iſt Schade, daß die aus einer Wachholderart verfertigten Stangen, welche die Chineſen mit gutem Erfolge gegen die Moskuiten anwenden, nicht allenthalben in den Tropenländern bekannt ſind, man würde durch dieſes Mittel viel genußreichere Abende ſich verſchaffen, indem man wenigſtens in der nahen Umgebung des Hauſes die Inſecten fern halten könnte und auch die Nachtruhe durch dieſelben nicht ferner geſtört würde.

Ein Ritt durch die gewöhnlich 500 bis 1000 holländiſche Bünder großen Plantagen gibt uns einen Ueberblick des Reichthums und der Schönheit der cultivirten Ländereien der Tropenländer. Da breitet ſich in unabſehbarer Ferne das mit Kaffeeſträuchern beſetzte Feld vor uns aus, welches der weißen Blüthen wegen einem Schneefelde nicht unähnlich iſt, das man ſich freilich für kurze Zeit zur Abkühlung herbeizaubern möchte. Selten jedoch erreicht der Kaffeeſtrauch in Guiana eine ſolche Höhe wie ich ihn auf den Hochebenen Java's geſehen, und wie er auch in Venezuela und Braſilien ſich zeigt. Dort iſt er kein Strauch, ſondern ein 60 bis 70 Fuß hoher Baum, welcher der Beſchattung durch andere Bäume nicht bedarf, um in den weniger heißen Hochebenen in kräftigem Wuchſe ſich zu entwickeln, denn der Kaffeebaum iſt bekanntlich ein Kind der gemäßigtern Zone, und die übermäßige, beſonders feuchte Hitze ſagt ihm keineswegs zu, wie dieß mit andern Bäumen, beſonderd der Theobroma Cacao der Fall iſt. Aus dieſem Grunde unterſcheidet man in Venezuela von dem weniger vorzüglichen Kaffee der Küſtengegenden (terra caliente) jenen auf den Höhen (terra fria) erzeugten, der beſonders geſchätzt wird. Die Zuckerrohrfelder, die Zucker- und Rumfabrikereien, die Bananengärten, aus welchen die Neger ihre vorzüglichſte Nahrung ziehen, die Häuſer der Neger und mehrere Gegenſtände erwecken nicht minder unſer Intereſſe bei der Beſichtigung einer Plantage, deren genauere Beſchreibung jedoch den uns vorgeſetzten Plan überſchreiten würde.

Spanien.

Catalonien und Aragonien.

(Schluß.)

Aragonien iſt eine Binnenprovinz und nimmt ſomit an dem Handel entfernt keinen Antheil, wie Catalonien, auch erſtreckt ſich des letztern Induſtrie kaum über die Gränze. Ziegler iſt über Aragonien von einer verzweifelten Kürze, und hat das Capitel über deſſen Provinz zu mehr als der Hälfte mit einer hiſtoriſchen Schilderung der ſonderbaren Republik Andorra, ſo wie mit einer ſchon oft dagewieſenen Skizze der Belagerung von Saragoſſa ausgefüllt; doch gibt er in dem folgenden, Navarra behandelnden Artikel eine dankenswerthe hiſtoriſche Schilderung des Kaiſercanals und zum Theil auch des Canals von Tauſte, von denen der erſtere auf dem rechten, der zweite auf dem linken Ufer geführt iſt. Aragonien, das der Ebro in zwei faſt gleiche Hälften theilt, hat an Zaragoza einen wohl gelegenen Mittelpunkt, in welchem ſich die Erzeugniſſe nicht nur des eigenen Gebiets, ſondern auch der nördlich und weſtlich gelegenen Provinzen ſammeln ſollten, wie es auch als Vermittlung für die ſüdlichen Erzeugniſſe dienen ſollte, inſoweit die nördlichen und weſtlichen Provinzen derſelben bedürfen. Damit iſt aber allerdings nur ein Anfang gemacht, und Saragoza führt ſeit einiger Zeit hauptſächlich Weizen, wohl meiſt aus Caſtilien, nach Catalonien und Mehl nach allen benachbarten Provinzen, hauptſächlich in die Gebirgsgegenden, die nicht hinreichend für ſich erzeugen. Die landwirthſchaftlichen Producte ſollen zur Befriedigung der eigenen ſtädtiſchen Bedürfniſſe nicht genügen, was jedenfalls ein ſonderliches Zeugniß für den Ackerbau der Umgegend gibt, deren Boden nicht ſchlecht iſt, und leicht durch ausgedehntere Bewäſſerung verbeſſert werden könnte. Darüber ſagt Ziegler (II. p. 232): „der Boden des Territoriums, zum großen Theil Thon, Letten, ſandigen Mergel und Gypsbeſtandtheile enthaltend, iſt im allgemeinen nicht unfruchtbar, doch warten noch viele wüſte Strecken auf die cultivirende Hand. Einige Niederungen des Ebro und Jalon ſind reich an gutem Boden, und die Ebenen von Fraga, Fraöno Darota und Alumnia, Alcaniz, Morella und Zaragoza wegen ihres Pflanzenwachsthums bekannt. Die Diſtricte von Alcaniz, Barbaſtro und Zaragoza ſind wegen der Oliven, die von Huesca, Calatayud, Tarazona u. ſ. w. wegen des Weinbaues berühmt. In einigen Landestheilen wird viel Gerſte und Hafer gebaut, ein

anderer erfreut sich wieder vorzüglich reicher Weizenernten. Dagegen gibt es wieder in Aragonien öde, flache, sonnenverbrannte Ebenen, die an Trockenheit des Bodens und Unfruchtbarkeit ihres Gleichen suchen." Allein Zaragoza war früher eine „der reichsten und bevölkertsten Städte", und die Bedeutung der Stadt unter den Römern und Arabern, und der jetzige „ruinenhafte" Charakter derselben zeigen, daß sie weit mehr seyn könnte als sie ist. Allerdings hängt dieß nicht von ihr allein ab, denn ihre Blüthe wird bedingt durch die der umliegenden Provinzen, allein sie muß bedacht seyn die Communicationen zu verbessern, namentlich das Ebrobett zu regulisiren suchen, und, wenn immer möglich, den großen Kaiserkanal aufführen. Dazu soll sich in neuerer Zeit wieder eine Gesellschaft von Spaniern und Franzosen erboten haben. Dieser Kaiser-Canal, der außerhalb der Provinz, etwas oberhalb Tudela, beginnt, und sie fast ihrer ganzen Länge nach durchgehen soll, wäre geeignet, das Stromthal selbst in einen Garten umzuwandeln, und zugleich den Verkehr der benachbarten Landstriche bedeutend zu erhöhen. Der Ackerbau Aragoniens steht dem von Catalonien bedeutend nach, und das Volk hat augenscheinlich nicht den betriebsamen Geist, der den Catalonier auszeichnet, obwohl das Land reicher an Südfrüchten ist wie dieses, und wohl mehr guten Ackerland besitzt. Auch ist der Charakter des Volks ungeselliger und abstoßender, denn im allgemeinen gilt der Aragonese für ungefällig, schmutzig und gemein, mindestens erklären ihn die andern spanischen Stämme, namentlich seine Nachbarn, Catalonen und Valencianer, dafür, und der Unterschied namentlich zwischen den letztern und den Aragonesen soll, wie auch Willkomm[1] bemerkt, äußerst auffallend und für den letztern nichts weniger als günstig seyn. Solchen Mängeln kann nur ein regerer Verkehr mit den übrigen Stämmen und ein regeres geistiges Leben nach und nach abhelfen.

Allerdings hat Aragonien manche und zum Theil sehr ausgedehnte Salzstreyen, die, wie Willkomm bemerkt, zu den unwirthlichsten und traurigsten Landstrichen Europa's gehören, aber die nächste Umgebung Zaragoza's selbst gehört nicht dazu, und ist sogar sehr gut angebaut. Doch darf man auch nicht über die Umgebungen der Stadt hinausgehen. Nur langsam wird Zaragoza sich heben, es hat vor drei Jahrhunderten durch die Vereinigung des Königreichs Aragonien mit Castilien die Residenz des Königs und des Adels verloren, gleich darauf durch die Entdeckung Amerika's einen großen Theil seines reichen Handelsstandes, der nach Sevilla zog, das nun der Handelsmittelpunkt wurde. Seit jener Zeit ist Spanien überhaupt in seiner innern Thätigkeit erschlafft, und dieß mußte einem solchen Binnenort, wie Zaragoza, um so empfindlicher treffen; seine Bevölkerung beträgt jetzt wohl kaum mehr die Hälfte dessen, was sie noch vor drei Jahrhunderten war. Aus solchem Verfall kann das Wiederaufsteigen nur langsam gehen, um so mehr, als es nur durch die Hebung der ganzen Provinz und der benachbarten Landstriche geschehen kann. Doch hat es begonnen, und namentlich am Hafen von Zaragoza ersteben immer mehr neue Gebäude. Wenn der großartige Kaiserkanal, der 10 Fuß Tiefe und 74' Breite hat, vollendet werden sollte, so wird dieser Hafen eine immer größere Ausdehnung erhalten, denn der Canal trägt sehr große Schiffe, und bewässert jetzt schon gegen 30,000 Morgen. Doch nur seine wirkliche Vollendung kann dem eigentlichen Handelsverkehr einen größern Schwung geben, und dieß ist eine Unternehmung, die wohl noch Jahre auf sich warten lassen wird.

[1] Siehe die Schilderung Nr. 69 v. D. J.

Die Gewerbthätigkeit ist, wie sich aus dem Vorhergehenden ohne Mühe abnehmen lassen wird, nicht groß; doch gibt es einzelne Fabriken, von Papier, Gußeisenwaaren, Wollenfabrieaien und Seidenwaaren. Die Maulbeerbaumzucht hat einen gewissen Aufschwung genommen, und wird vielleicht in einem Jahrzehent bedeutend werden. Auffallend könnte es erscheinen, daß Zaragoza, obgleich in Landwirthschaft, Handel und Gewerbsthätigkeit so schwach entwickelt, doch der christlichen Regierung treu anhing, und während des Bürgerkriegs in den dreißiger Jahren einige carlistische Angriffe siegreich zurückschlug, aber Zaragoza theilte diese Ansichten mit fast allen größern Städten Spaniens, da der alte Zustand durchaus unhaltbar und unleidlich geworden war; vielleicht mochte auch die alte Abneigung gegen das castilianische Madrid von dem Jahre 1820 an dazu mitwirken, und der sprüchwörtliche Starrsinn der Aragonesen sie bei der einmal ergriffenen Fahne festhalten. Uebrigens ist in Saragossa durch seine Universität und durch andere ziemlich stark besuchte Unterrichtsanstalten immer ein gewisses geistiges Leben erhalten worden. Des neuen Bewegungsmittels, der Eisenbahnen, wird wohl Zaragoza und seine Umgegend noch genaume Zeit entbehren, denn die rings die Provinz umgebenden Gebirge, von deren Ausläufern sie zum Theil angefüllt ist, werden die Anlegung mehr als anderswo erschweren; wenigstens ist unter den jetzt aufgeworfenen Eisenbahnplanen Aragonien nicht mitbegriffen.

Ausflüge aufs Land in Galizien.

(Fortsetzung.)

Das üppige Ufergland der Weichsel mit den ausgedehnten Höhen, auf denen kleine mit weißlichen Bäumen umgebene Dörfer, schmucke Herrenhöfe und prächtige Kirchen gestreut sind, begleitete mich bis zu dem Städtchen Tarnobrzeg oder vielmehr bis zu dem Dorfe Dylsow, denn durch einen sonderbaren Zufall hat das Dorf einen rühmlichern Namen als das Städtchen, das für sich gar nichts bedeutet. Ich fuhr hindurch, und alsbald zeigten sich mir die kleinen Thürmchen des Schlosses von Dylsow, die aus dem dichten Grün hervorschauten. Das Schloß selbst steht auf dem hohen Ufer, auf dessen Abhang nach der im Thale strömenden Weichsel hin sich ein schöner Garten ausbreitet, der durch das Alter seiner Bäume mehr Ausmerksamkeit erregt als durch eine sinnvolle Anlage. Die Aussicht auf die von der andern Seite ergränzenden weißen Mauern und Giebel der Kirchen des in der Geschichte des Volks so oft erwähnten Sandomierz ist in der That reizend. Bekanntlich man dieß Schloß, das von alter Zeit her der Familie der Grafen Tarnowski gehörte, aus mehreren Theilen erbaut, die zu verschiedenen Zeiten gebaut wurden, und an die frühesten Jahrhunderte der Geschichte erinnern, so ist doch das Aeußere jetzt ganz ungeordnet nach dem Plan des in unserm Lande wohlbekannten Architekten Lanci. Wer je ein noch seinen Plänen restaurirtes Schloß gesehen hat, kann sich auch eine Vorstellung von dem Schlosse von Dylsow machen. Auch hier ist etwas gothisches: die Fenster, die Thürmchen, aber zugleich auch etwas phantastisches, eine Vermengung von Styles und Verzierungen, die sich auf einer Zeichnung, in einer Landschaft hübsch ausnehmen mag, die aber zum praktischen Gebrauche niemals paßt. Der neuere Gothicismus hat im allgemeinen den Fehler, daß das was vor Alters zum Nutzen, zum Gebrauch diente, hier zu einer Zierrath geworden ist, die eher häßlich macht als den Reiz und das großartige Aussehen erhöht. Entschieden vollends das zu diesen Zierrathen gebrauchte Material nicht der Natur des gothischen Baues, so gibt es nichts trübseligeres als den Anblick der krummen Thürmchen und des verbohlenten Kalkbewurfs. In dem Schlosse von Dylsow, das einen Hauptbau und zwei Flügel hat und an sich ziemlich großartig ist, haben die Gebäume und ein großes gothisches Fenster in dem durch das ganze Stockwerk gehenden Saal traurigen nur eine schwache Zierde verschafft, es aber dafür des alterthümlichen Aussehens beraubt, das hundertmal

fränkischer und ansprechender ist als der modische Gothicismus à la Lanel, dem kein Verständiger irgend eine Verwandtschaft mit dem Mittelalter zuschreiben wird. Das ist bei uns ein großer Fehler, daß man sich nicht bemüht alle Schlösser mehr oder weniger im Styl der Zeit, in welcher sie erbaut wurden, wiederherzustellen, oder in dem am häufigsten in gewissen Epochen angewandten, wie er sich in einigen Schlössern und Rathshäusern erhalten hat; damit würde man den besondern, einen gewissen Stempel tragenden Character bewahren, wie in dem kleinen Palast zu Wola, in Krasiczyn, Pobsrze und andern, die noch nicht der phantastisch-gothischen Architektur zum Opfer gefallen sind. Da ich wußte, welche Schätze alter Denkmäler das Innere des Schlosses von Dzikow bewahre, so hätte ich gewünscht, daß auch das Aeußere mehr mit dem Innern harmonire. Dem sey indeß wie ihm wolle, letzteres bietet hier wenig das Auge, namentlich in einigen Theilen des Schlosses, wo der Architekt mit den dicken Mauern nicht fertig worden konnte. Doch ich vergaß diesen temporären Eindruck und betrat mit brennender Neugierde diesen Sitz der Wissenschaft und schönen Künste, wo zwei Personen ein Lange Leben hindurch emsig theils seltene Bücher und Handschriften, betreffend die vaterländische Literatur, theils Meisterwerke der Malerei und Bildhauerei, theils Alterthümer jeder Art sammelten. Der Castellan Johann, Graf Tarnowski, und seine Gattin Waterya aus dem Hause der Grafen Sieroyanowski, beide den Wissenschaften ergeben, er namentlich bekannt durch seine historischen Arbeiten, der Verfasser einer noch nicht herausgegebenen Geschichte der Regierung von Walessus, deren Auffassung ihm die Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft auftrug, und sie eine ungewöhnliche Kennerin und Freundin der Malerei, welche in den Miniaturbildern ihres eigenen Pinsels sich den besten Miniaturisten ihrer Zeit gleichstellen konnte — widmeten die Arbeit ihres Lebens und ihr Vermögen der Sammlung aller dieser Schätze, welches jedem nicht gleichgültigen Gast in Dzikow offen stehen.

Ich habe viele Privatsammlungen gesehen, konnte aber auf den ersten Blick unterscheiden, wo die eitle Müssiggängerei, und wo die Bildung gesammelt hatte, die einen deutlich erkennen Zweck verfolgte. In den Zimmern des Schlosses von Dzikow bemerkt man nicht das Haschen nach Gerätschaften, Tapeten und Bronzegegenständen, aber mit jedem Schritt stößt man auf Einzelnheiten, welche Bewunderung wecken für die Meisterwerke der Kunst, oder man fühlt sich erregt durch den Anblick irgend eines theuren Ueberbleibsels, das mit unserer Vergangenheit in Verbindung steht.

Meine Untersuchung begann mit den zahlreichen Oelbildern, welche die Zimmer des untern und oben Stockwerkes schmücken. Da potnische Gegenstände insbesondere meinen Blick auf sich zogen, so wandte ich vor allem andern meine Aufmerksamkeit auf die Porträts unserer Könige. Einige davon, wie die Anna Jagiellona's, der schwedischen Königin Katharina, Sigmund Augusts, der Bona, Wladislaws IV, scheinen aus alter Zeit zu stammen, oder sind wenigstens gute Copien, andere, wie das Bild Kasimirs des Großen, Batkory's und Sobiesky's sind wahrscheinlich von dem Pinsel Baccarelli's. Ich kann es nicht mit Sicherheit behaupten, aber so viel ich vermuthe, gleichen sie denen aus dem Cabinet Stanislaus Augusts. In der Bibliothek fand ich einige sehr interessante Porträts, das von Skarga, Dlugosz und vor allem vielleicht das einzige unseres berühmten Lerklegraphen Knapski. Unter den vielen Familienporträts der Tarnowski und Malachowski, die von guten Meistern gemalt wurden, verdienen eine ganz besondere Aufmerksamkeit zwei kleine Miniaturbilder, welche zuverlässig gleichzeitig sind, und Stanislaus Tarnowski und Sophia Tarnowska, die Tochter Krystof Szydlowiecki's darstellen. Ein anderes großes Porträt des Hetmans Tarnowski scheint eine Copie zu seyn. Im Saale finden sich zwei ein Dupend Quadratellen einnehmende Stücke Leinwand, auf denen der italienische Künstler del Fratio den Einzug Johanns des Großen nach Kraka und seinen Sieg bei Obrotyn darstellt. Man erzählte mir, daß der selige Castellan die ritterlichen Thaten seines Ahnherrn durch einen guten Pinsel verewigt wünschte, und deßhalb den erwähnten Maler ins Land kommen ließ, dem er die Beschreibungen und alle archäologischen Einzelnheiten zur Composition lieferte. Aber der Maler vergeudete ein paar Jahre und erklärte dann, er könne in Polen, wo er wegen der scharfen Kälte keine Inspirationen habe, nichts zu Stande bringen. Er kehrte somit nach seinem heißen Vaterlande zurück, ergriff den Pinsel — aber man sieht, daß ihm auch dort die himmlische Tochter nicht günstig war, denn die beiden Bilder verdienen nicht nur gegen den Character und Anzug der Zigneen, die ebenso gut Römer, Karthager oder Perser syn könnten, sondern selbst gegen die Regeln der Composition, denen diese Bild hätte auch der erste beste mittelmäßige Maler zu Stande bringen können, wenn er die Verpflichtung aufgenommen hätte, mächtige Stücke Leinwand mit bunten Farben zu bedecken. Hier kann man nicht von einem Talent des Künstlers entdecken, der in einem Lande mehrere Jahre zubrachte, und aus demselben auch nicht einen, an das Land erinnernden Typus auszuheben verstand. Selbst der Thurm der Marienkirche, welche in dem den Einzug des Helmans in Krakau darstellenden Bilde sich zeigt, ist vielmehr ein italienisches Campanile, als unser origineller Thurm, und was soll man vollends sagen von dem Gedränge halbnackten oder in verschiedenfarbige Lumpen nach Art der Lazaroenis drapirten Volkes! Nur der damalige Mangel an einheimischen Künstlern konnte einen so auffallenden Kenner bewegen, unter den Fremden jemand aufzusuchen, der es unternehme, die Gesichte und Gedanken des Volks auf der Leinwand darzustellen. Daß er sich täuschte und diese Täuschung theuer bezahlte, das ist eine nur allzu oft sich wiederholende Geschichte. Ohne Vergleich am meisten Vergnügen fühlte ich, als ich in dieser schönen Gallerie auf ein paar Bilder polnischer Künstler stieß. Ich übergehe einige Dupend Hastzeichnungen mit Feder und Tusch, welche verschiedene Momente aus der alten Geschichte Roms darstellen und von Smuglewicz gefertigt wurden; sie leiden, wie alle seine Compositionen, an Steifheit und einer akademischen Kälte, sind aber nichtsdestoweniger beachtenswerth, da sie zur Geschichte der nationalen Kunst gehören, übrigens auch nicht ohne Bedeutung wegen der guten Zeichnung und der Leichtigkeit der Composition; aber mit einem gewissen Enthusiasmus begrüßte ich das wunderbare Oelbild J. Lubieniecki's! Wir vortrefflich ist der Charakter und Typus des alten, von Papierstößen umlagerten Juristen aufgefaßt. Man denke nicht, daß dieß ein aufgetrockneter Doctor juris uteriusque in einer großen deutschen Perücke, mit Schuhen und Strümpfen und Beille auf der Nase sey; Lubieniecki, obwohl in Deutschland hausend, bewahrte ungezwungen in seiner Seele das Bild eines wohlgenährten frischen Prälubunalmannes mit einem herabhangenden grauen Schnurrbart und einer leichte Mütze auf dem Kopf, der, obwohl in ein Document vertieft, doch mit einem Ohr hört, während auf der andern Seite seine Wirthschafterin von einem Glienten ein Geschenk nimmt. Das ganze Innere, alle kleinen Einzelnheiten sind mit jener Präcision und Kraft der besten flämischen Maler wieder gegeben, nach denen Lubieniecki augenscheinlich sich bilden mußte. Es wäre eine sehr wünschenswerthe Sache, dieß Bild durch eine gute Lithographie oder Kupferstich zu vervielfältigen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Der Betrag des californischen Goldes, insoweit es aus den Schiffspapieren bekannt ist, betrug im ersten Halbjahr 1852 nicht weniger als 19½ Mill. D. Man schätzt, daß das was die Passagiere mit sich nahmen, und das nicht in den Schiffslisten verzeichnet ist, mindestens ebenso viel betrage. Demnach wären im ersten Halbjahr zwischen 35 und 40 Mill. D. (7—8 Mill. Pfd. St.) ausgeführt worden. (Shipp. Gaz. 3 August.)

Gold in Demerara. Seitdem man die gegnerischen Verhältnisse der Goldlagerung so gut kennt, werden immer mehr Goldlager aufgefunden, und man meldet jetzt aus Demerara, daß am Cuyuni aufwärts, nur zwei oder drei Tagereisen im Innern, ein bedeutendes Goldlager sich finde. (ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 191. 10 August 1852.

Beiträge zur Sittenkunde der Nordafrikaner.

(Von Karl Zill)

21. Thierscenen aus den nächsten Umgebungen der Kabylen. — Der Geier und der Schakal. — Der Schakal und die Hunde. — Der Luchs und das Stachelschwein. — Der Stier und der Panther.

Wer die großen katzenartigen Raubthiere in den Thiergärten und Menagerien gesehen hat und seine eigenen Beobachtungen mit den Berichten der verschiedenen Reisenden zusammenstellt, muß nothwendig zu der Schlußfolge gelangen, daß die unmittelbare Nachbarschaft derselben nichts weniger als beruhigend für die Eingebornen des von ihnen bewohnten Landes seyn müsse. Der Mensch findet aber nichts außerordentliches an dem was er von Kindheit auf sah, und eine lange Gewohnheit macht ihn mit jeder Gefahr vertraut. So hütet der Aegypter seine Rinder am befruchtenden Nil, dessen schlitzbewachsene Ufer das gefräßige Krokodil bergen; der Kabyle treibt seine Heerde morgen wieder in denselben Wald, wo ihm gestern ein Löwe oder ein Panther eine Kuh zerrissen; der Araber durchreitet das Land in allen Richtungen, bei Tag wie bei Nacht, und keiner denkt dabei mehr als wir bei unsern gewöhnlichsten Tagesbeschäftigungen denken. Er kennt aus langer Erfahrung alle Sitten und Gewohnheiten dieser und Europäern so furchtbar erscheinenden Thiere; er weiß alle Hin- und Wiedergänge derselben und vermeidet die Gefahr instinctmäßig mit sorgloser Unbefangenheit.

„Kul menand robbi!“ (Es steht alles bei Gott!) sagt der Nordafrikaner; „der Blitz liegt auch immer in der Wolke verborgen und fährt deßwegen doch nicht alle Tage herunter, und wenn er auch einmal einschlägt, so weiß doch niemand wann noch wo.“ Daraus geht hervor, daß er Löwe und Panther nicht mehr fürchtet als den Blitz, und dieselben vielleicht bloß für ein etwas materielleres Zerstörungsmittel in der Hand Allah's hält.

In den marokschen Städten Algeriens trägt sich das Volk um mit mancherlei fabelhaften Geschichten von den Mitteln, welche die Waranis (Landbewohner) anwenden sollen, um diese Thiere bei einer zufälligen Begegnung unschädlich zu machen, und von der Gefahr, welcher man sich aussetzt, wenn man frevelnder Weise einen Löwen oder Panther mit unziemlichen herausfordernden Worten verhöhnt. Man erzählte mir zu Constantine, daß eine Frau im Gebiet der Segina, die oft vor ihren Nachbarinnen groß that und einen in der Nähe sich aufhaltenden Löwen scherzhafter Weise aufforderte, sie an einem Ort zu küssen, den ich anstandshalber nicht näher bezeichnen darf, am hellen Tage, bei einer kaum fünfzig Schritt von ihrem Duar befindlichen Quelle zerrissen ward, und von ihr nichts als der Kopf und die Füße übrig geblieben seyen; daß in der Gegend von La Calle ein bloß mit einem Stock bewaffneter Araber einen großen Löwen, mit dem er zufällig zusammentraf, durch die Bedrohung mit dem Zorn des heiligen Sidi-Abd-es-Selam in die Flucht getrieben habe und dergleichen mehr.

Von allen diesen schauderhaften Märchen, welche den ohnehin schon zum Wunderbaren geneigten Mauren aufgebunden werden, wissen aber die Bewohner des Gebirges und der Ebene kein Wort; eine gute Flinte ist ihnen eine sicherere Gewähr gegen die Angriffe eines Raubthieres, als alle Heiligen des mohammedanischen Paradieses, und wenn je einmal außerordentlicher Weise ein Löwe einen Menschen ungereizt angreift, so schreiben sie dieß nicht irgend einer frevelhaften Herausforderung seitens, sondern dem einfachen Umstand zu, daß das Thier entweder im Paroxysmus der Brunst gewesen war, oder durch früher erlittene Unbilden den Menschen als seinen ärgsten Feind erkennen gelernt hatte.

Für den Eingebornen machen die wilden Thiere einen integrirenden, nothwendigen Theil des Mediums, in dem er sich bewegt, aus; er verwendet die einen derselben zu seinem Nutzen und erträgt den von den andern angerichteten Schaden mit sklavischer Geduld. Er kann sich keinen Wald ohne Schwarzwild, keine Lehde ohne Hasen, kein Saatfeld ohne Rebhühner, keinen Sumpf ohne Enten und keine dicht bewachsene Schlucht ohne Raubthiere denken; das allnächtliche erste Kläffen des Schakals ist ihm ein gewohnter Zeitmesser geworden, und ich glaube daß das plötzliche und immerwährende Ausbleiben der nächtlichen Runde der Hyäne und des dadurch veranlaßten Hundegebells eine ihm unerträgliche Störung in seinem Alltagsleben hervorbringen würde. Die Natur ist ihm ein großes stets aufgeschlagenes Bilderbuch, das jedem Alter bald anmuthige, bald lustige, bald grausenhafte Gemälde darbietet; diese belebten Scenen ersetzen ihm die raffinirten Genüsse der Civilisation, und ich kann ihn in dieser Hinsicht nur glücklich preisen. Das Kind sucht Blumen und findet ein brütendes Vogelweibchen auf dem heimlichen Nest; der Knabe überrascht den dreisten Schakal, das raubsüchtige Jchneumon, das rasselnde Stachelschwein in den anmuthigsten und naivsten Situationen; der Mann ist unvillkürlicher und unsichtbarer Zeuge der ungestümen Mordlust des Panthers, der furchtbaren Liebeswuth des Löwen — lauter Scenen, von welchen viele an Aesops liebliche Fabelwelt erinnern, und die, von solchen Schaufpielern angeführt, mancher abgestumpfte, nach neuen unbekannten Emotionen dürstende Reiche mit Gold erkaufen würde.

Und dieß ist keine poetische Uebertreibung; denn was sind

die gekünstelten, eingelernten Darstellungen eines Martin, eines Carver, eines Van Amburgh, und wie die berühmten Thierbändiger alle heißen mögen, neben der natürlichen, ausdrucksvollen Mimik der freien Bewohner des Waldes! Ich gebe hier dem Leser einige Auftritte aus dem Repertoirum dieses Theaters de la Porte St. Martin [1] der Kabylen, und lasse ihn selbst entscheiden, ob diesem oder demjenigen der Pariser der Vorrang gebühre.

Eines Abends beim Heraßsteigen über eine felsige Berghalde erblickte ich einen großen Geier (Vultur Fulvus), welcher sich putzend und seine Federn zurechtlegend auf einem Felsenstück saß, und ich konnte mich demselben, von den Unebenheiten des Bodens begünstigt, bis auf dreißig Schritte nähern. Schon hatte ich vorschrig meine Flinte erhoben, als mich das sonderbarste aller Schauspiele die Waffe wieder senken ließ. Ein Schakal näherte sich dem Vogel unter drolligen Verbeugungen und Kustsprüngen, legte, als dieser endlich phlegmatisch nach ihm umzuschauen geruhete, die Ohren auf die höflichste Manier rückwärts, streichte freundlich die weißen Zähne, und verneigte sich nochmals mit schiefgehaltenem Kopf, als wollte er seinem befiederten Freund und Gönner seinen verbindlichsten Dank ausdrücken, daß er heute das Aas nicht ganz aufgefressen, sondern ihm vielmehr gnädig seinen Antheil davon zum Abendschmaus übrig gelassen. Der Geier gab ihm einen scherzhaften Flügelschlag, eine Herablassung die ihn ermuthigte seine beiden Vorderthatzen auf den Sitz des Vogels zu legen und mit seiner Zurückhaltung mit demselben zu schäkern, wie sich etwa ein Untergebener mit seinem Vorgesetzten zu scherzen erlaubt. Bald gab er demselben einen sanften Schlag mit seiner Tatze, bald zog er dessen herabhängende Schwungfedern durch seine Zähne, bald warf er seine beiden Tatzen zugleich empor, als wenn er ihm umfallen wollte — ein Spiel, das jener sehr behaglich aufnahm und mit lächerlicher Gravität erwiederte. Dabei ließen beide sanfte, knurrende und quickende Töne vernehmen, die nicht übel einem freundlichen Austausch scherzhafter Worte glichen. Ich war über diese Scene so entzückt, daß ich jeden Mordgedanken aufgab und mich diesem zurückzog, um die fernere Unterhaltung der beiden Freunde nicht zu stören.

Was mögen sie wohl einander alles gesagt haben?

Ein anderes Mal saß ich in einer Entfernung von ungefähr fünfzig Schritten von meiner Hütte unter einer großen Eiche, um den sich von Zeit zu Zeit darauf niederlassenden Mandelkrähen aufzupassen. Die Sciba lag einsam und verlassen, denn es war alles nach dem Aßs gezogen, und nur mein Nachbar, der Ghamed Abd-Allah, war zurückgeblieben. Die beiden Hunde dieses letztern lagen schlafend am Rand des Wäldchens, das sich vom großen Kra bis zu meiner Hütte herauzog. Da kam ein Schakal, der die Hunde nicht bemerkt hatte, aus dem Gebüsch geschlichen, und wandelte langsam den über das Weizenfeld führenden Fußpfad entlang, wobei er jeden Augenblick anhielt und mit aufgehobener Nase in der Richtung des Windes schnupperte. Meine Flinte war zwar nur mit Vogelkunst geladen, ich konnte mir aber unmöglich das Vergnügen versagen dem spitzöhrigen Waldmann zu zeigen, daß er nicht allein da sey und ich schoß daher — aus reinem Muthwillen, ich gestehe es — in die Luft.

Der Schakal schrickt zusammen, faßt sich aber sogleich wieder und hat in zwei Sreunden seine Lage überblickt und seine Tactik darnach eingerichtet. Auf der einen Seite stehen zwei drohende Hunde, auf der andern ein verfluchter Rumi mit seiner Flinte; entfliehet er über das Saatfeld, so schickt ihm höchst wahrscheinlich der Letztere eine Kugel nach, und die dadurch angefeuerten Hunde begehren nicht besser, als ihn in vollem Lauf zu verfolgen; gelingt es ihm aber das Gebüsch zu erreichen, so ist er außer dem Bereich der Kugel und schlägt seinen vierfüßigen Antagonisten ein Schnippchen. Er hat auf den ersten Blick den Grad des Muthes der Hunde erkannt, und entschließt sich mit der unverschämesten Frechheit seinen Rückzug zu zu jagen unter den Zähnen derselben zu bewerkstelligen; er schreitet entschlossen, mit gesträubtem Haar und drohendem Gebiß auf die über das Unerhörte seines Betragens verblüfften Hunde zu, diese machen ihm mit furchtsamem, saß weinerlichem Knurren Platz, und er erreicht so unangefochten den Saum des Gebüsch, worin er mit Blitzesschnelle verschwindet. Mit der Flucht des Schakals ist der Fascinationszauber gelöst, die Hunde machen jetzt einen fürchterlichen Lärm und durchrennen das Gebüsch wie rasend, allein jener ist gedrungen und läßt sie schimpfen so viel es ihnen beliebt.

Die Art und Weise auf welche sich die reißenden Thiere ihres Raubes bemächtigen, ist ein nicht minder interessantes Schauspiel, besonders wenn der Zuschauer nichts für seine eigene Person zu befürchten hat, und die Kabylen wissen mancherlei hievon zu erzählen; ich selbst hatte einmal Gelegenheit einem solchen Kampfe des Starken mit dem Schwachen, worin dieser stets den Kürzern zieht, zuzusehen.

An trüben, regnerischen Wintertagen ist hier das Wild in beständiger Bewegung, und ich durchstreifte daher oft den Wald gerade bei dem schlechtesten Wetter, das, je ungestümmer es war, mich um so bessere Hoffnung auf guten Erfolg hegen ließ. Einst hatte ich an einem solchen Tage eine alte Eiche erstiegen, deren knorrige Gabeläste mir einen bequemen Sitz darboten, und erwartete hier gedultig, was mir der Zufall bringen würde. Nachdem ich lange rund um in die Ferne gespäht hatte, ohne das Geringste wahrzunehmen, vernahm ich plötzlich ganz in meiner Nähe ein raschelndes, von Zeit zu Zeit unterbrochenes Geräusch, und erblickte ein Stachelschwein, dessen sich ein Luchs (Felis caracal) lange vergebens zu bemächtigen suchte. Wenn der Luchs einen Satz nach ihm that, so warf sich das Stachelschwein mit einer von einem so plumpen Thier nicht zu erwartenden Behendigkeit herum, wobei es seine Stacheln mit großem Geräusch ausspreizte; der dadurch abgeschreckte Feind sprang eben so schnell zurück, drückte sich mit leise trippelnden Vorderpfoten zur Erde, wie etwa eine Katze, die einer Maus auflauert, und während dieser Zeit suchte das bedrohte Thier zu entkommen, ward aber von seinem Angreifer immer aufs neue überfallen. Die Tactik des Luchses ging unstreitig darauf hinaus das Stachelschwein zu ermüden, denn nachdem dieses Manöver noch einige Zeit lang fortgedauert hatte, gelang es ihm endlich dasselbe zu überrumpeln und ihm den Bauch aufzureißen. Während er bemüht war das Geschreide aus dem Leib seines Schlachtopfers herauszuziehen, setzte ich ihm eine Kugel hinter das Schulterblatt, die ihn auf der Stelle tödtete. Um sie beide nach meiner Wohnung zu bringen, mußte ich ein Maulthier requitiren, denn sie wegen zusammen wohl an 70 Pfund.

Vor ungefähr vier Jahren ward ein Rind in geringer Entfernung von dem Hirten von einem Panther überfallen und niedergerissen. Dieser Hirt war niemand anders als mein Jäger Said-Abd-el-Melk, welcher, damals kaum der Kindheit entwachsen, an diesem Tage, an der Stelle seines Oheims Othsmen die gemeinschaftliche Heerde der Sriba hütete.

„Es war an einem heißen Sommertag", erzählte er mir,

[1] In dem Theater de la Porte St. Martin zu Paris werden bekanntlich oft Dramas aufgeführt, in welchen reißende Thiere die Hauptacteurs sind.

„das wenige noch übrige Berggras war ausgedörrt und unschmackhaft, die steifen Blätter der Zwergeichen und die trockenen Sprossen der Waldhaide wollten dem Vieh nicht behagen, zudem ward es von den Bremsen auf das ärgste geplagt, und es erklimmte daher die Höhen des Dschebel-Guerbes in unsäglem Eifschritt, so daß ich die Heerde kaum zusammenzubalten vermochte und mein Tagereerk äußerst ermüdend war. Die armen Thiere lechzten vor Durst, und ich nicht minder, denn auf der ganzen Südostseite des Berges ist zur Sommerzeit kein Tropfen Wasser zu finden. Da es noch früh an der Zeit war, so beschloß ich meine Heerde über die Bergfirste nach einer am jenseitigen Abhang sich befindlichen, das ganze Jahr hindurch rinnenden Quelle zu treiben.

„Die Heerde kannte diesen Ort sehr wohl, und nachdem sie oben auf dem Berg angelangt war, mußte ich mich eilen, ihr die Passage abzuschneiden, da sie, vor mir bei der Quelle angekommen, mir das Wasser getrübt hätte. Ich hatte kaum Zeit meinen Durst zu stillen, als die Rinder in vollem Trab herbeigelaufen kamen und sich um die wenigen zugänglichen Stellen der Schlucht, in welcher das Wasser herabrann, stritten. Ich saß oben an der Quelle, 30 Schritte weiter unten befand sich ein runder Tümpel, zu welchem ein von den Hufen des Viehes ausgehöhlter, schmaler Weg hinabführte. Zwei Stiere kämpften dort eine Minute lang um den Vortritt; der eine leistete bald Verzicht und suchte sich einen andern Ort, der andere aber stieg zur Pfütze hinab und trank in gierigen Zügen. Da flog es mir plötzlich wie ein Blitz vor den Augen vorüber, ein langgestrecktes Ungethüer fuhr mit solchem Ungestüm auf den Hals des Thieres herab, daß dieses auf die Knie zusammenstürzte. Ein riesiger Panther hatte, wie es an heißen Sommertagen oft zu geschehen pflegt, am jähen Abhang der Schlucht seinem Raub aufgelauert und seinen Zweck nur zu gut erreicht. Er hatte seine scharfen Klauen vor den beiden Schulterblättern des Stieres tief eingeschlagen, während seine Zähne den Nacken desselben zerfleischten. Dieser aber raffte sich jetzt auf, erklimmte, vor Schmerz außer sich, den jenseitigen, weniger steilen Rand der Schlucht und rannte, den sich festklammernden Feind auf dem Rücken, in wüthender Hast einige hundert Schritte den Bergkang hinab, wo er bald sterbend zusammenstürzte und eine leichte Beute des Raubthiers ward. Die ganze Heerde war indeß wie toll davon gerannt und ich hielt es für den Umständen angemessen ihrem Beispiel zu folgen, da ich weder Beruf noch Lust dazu fühlte, das Raubthier mit meinem Pistol, der einzigen mir zu Gebot stehenden Waffe, anzugreifen.

„In der auf diesen Tag folgenden Nacht ward der Panther von meinem Oheim Ohdemen bei dem Aas des Stieres, wo ihn dieser erwartet hatte, mit einer Kugel getödtet."

Der Panther verläßt selten die Tiefe des Waldes und kommt daher nicht oft in die Nähe menschlicher Wohnungen, die Hyäne dagegen kommt jede Nacht ganz nahe an die Gurkie heran, und zur Winterszeit, wenn die hohen Gebirge mit Schnee bedeckt sind, erscheint oft der Löwe, wo man ihn am wenigsten vermuthete. Eine Hyäne zu fürchten würde hier für sächerlich gehalten werden, und es gibt Beispiele daß Weiber und Kinder eine solche mit Steinwürfen in die Flucht getrieben haben; vor dem Löwen aber hat jedermann einen gewaltigen Respect, und niemand würde es wagen denselben anzugreifen. Wenn es diesem beliebt irgend ein Stück Vieh aus einer Sriba zu holen, so entsteht zwar ein großer Rumor unter den Einwohnern desselben, allein keiner wagt es den Räuber auf eine thätliche Weise in seinem blutigen Geschäft zu stören.

Lappland und die Lappländer.

(Aus einer Zusammenstellung der neuesten Nachrichten in der Nordischen Biene vom 3 und 9 Juliuß d. J.)

Die Zahl der russischen Lappen beträgt nicht über 2000, im schwedischen Lappland rechnete man im J. 1844 4600, und im norwegischen 5000 Seelen, zusammen also 11,000 Seelen. Am Ufer des weißen Meeres finden sich auch einige russische Dörfer, die sich von Kerett bis zur Bucht von Kantalaschi erstrecken. Von dem Dorf Kantalaschka bis Kola auf einer Entfernung von 213 Werst sind 7 Stationen, und die Post wird durch Rennthiere befördert, deren man auf jeder Station vier unterhält; sie gehn übrigens nur im Winter, denn im Sommer wird alles auf dem Wasser über den See Imantra befördert, dessen Beschiffung intes nicht immer gefahrlos ist. Die Sprache der Lappen gleicht der finnischen, und die Lappen sind Nachkommen der alten Finnen. Im allgemeinen sind die Lappen von mittlerer Statur; ein dicker Kopf, kurzer Hals und schmale braunrothe Augen, was von dem steten Rauch in ihren Hütten herkommt, hohe Backenknochen, spärlicher Bart und lange Hände machen ihre unterscheidenden Kennzeichen aus. Die norwegischen Lappen unterscheiten sich von den russischen durch die Schwärze, die Dichtheit und den Glanz der Haare; die nördlichen Lappländer sind etwas größer, muskulöser und weißer im Gesicht. Die schwedischen und norwegischen sind etwas gebildeter, thätiger und arbeitsamer als die russischen, und ertragen leicht die größten Beschwerden und Entbehrungen. Die reichen russischen Lappen unterhalten nicht mehr als 800 Rennthiere, während die schwedischen und norwegischen 2—3000 haben. Wer 4—500 Stück besitzt, gilt für einen wohlhabenden Mann, bei 200 kann eine kleine Familie mit gehöriger Sparsamkeit leben, ohne Noth zu leiden, bei einer geringern Anzahl aber wird das Leben sehr beschwerlich. Wer nicht mehr als 50 Stück besitzt, verdient keine Heerde mit einer andern gehören, ist aber dafür verpflichtet, den Befehlen des Besitzers derselben unbedingt zu folgen, und beim Eintritt der günstigen Jahreszeit mit ihm auf Jagd und Fischfang zu gehen. Fische, Wildpret und Rennthierfleisch sind die gewöhnliche Speise der Lappen; Brod essen sie nie, aber aus Roggenmehl, das sie in Kola oder von den Fischern des weißen Meeres eintauschen, gegen Erzeugnisse ihrer Herden, backen sie mit einer Beimischung von gepulverter Baumrinde Fladen. Zu dem Ende lösen sie das Mehl in kaltem Wasser auf. Die Fladen werden auf erhitztem Eisen gebacken, man ißt sie mit Butter oder Kabeljaufett, welches letztere für einen Leckerbissen gilt. Die Beimischung von Baumrinde zum Mehl geschieht nicht bloß aus Oeconomie, sondern ist auch nach der Ansicht der Lappen ein antiskorbutisches Mittel. Sie sind große Freunde von Salz und essen keine ungesochten Speisen. Diese werden in unverzinnten kupfernen Kesseln gekocht, was daher kommen mag, daß sich in ganz Lappland kein Zinngießer findet. [1] Vergiftungsfälle kommen deßhalb doch nicht vor, und werden wahrscheinlich durch die exemplarische Reinlichkeit der Kupfergeschirre, welche sie nach jeder Benutzung von Speise spiegelrein mit feinem Sande ausfegen, vermieden. Auch wird eine Speise unmittelbar nach dem Kochen in hölzerne Gefäße gebracht, die von den Lappen selbst bereitet werden.

Die schwedischen und norwegischen Lappen bereiten Käse aus der Rennthiermilch, und benützen sorgfältig alle Ueberbleibsel davon. Sie melken ihre Rennthiere Sommer und Winter, und lassen die zur Käsebereitung bestimmte Milch gefrieren. Die Lappländerinnen beobachten diesen Käse als eine Leckerei; er zeichnet sich aus durch einen sehr angenehmen Geruch und hat in Norwegen einen sichern Absatz zu einem ziemlich hohen Preise. Die russischen Lappen haben keinen Begriff von der Käsebereitung aus Rennthiermilch, obwohl dieß Geschäft ihnen unzweifelhaft große Vortheile bringen würde. Die Rennthiermilch zeichnet sich durch einen vortrefflichen Geschmack aus; an Farbe und Dicke gleicht sie einem dicken Kuhmilchrahm und ist ausnehmend nahrhaft.

[1] Es ist wohl auch ein altes Herkommen, da der Gebrauch von Kupfer im Norden Asiens sehr allgemein war, und man die künstliche Bereitung schwerlich kannte. A. d. U.

Ausflüge aufs Land in Galizien.

(Schluß.)

Gyeckowicz's kleines Religionsbild ist nicht ohne Werth, gehört jedoch nicht zu den besten. Am merkwürdigsten war für mich das Bild des Malers Szymonowicz, wahrscheinlich desselben, der seine Kupferstiche Szymon unterschrieb. Er lebte zu den Zeiten Sobieski's, seine Werke selbst zeugen dafür. In einem allegorischen Bilde sehen wir ihr Malerei, welche dem König Johann III und seiner Gemahlin einen jungen Maler vorstellt, dem der an den Stufen des Throns stehende Reichthum Gold aus seinem Füllhorn vorschüttet. Es mag dieß das Porträt des Künstlers selbst seyn; das Bild, allzu akademisch und ohne die Wahrheiten, an denen man ein selbstständiges Talent und eine besondere Schule erkennt, zeugt doch mindestens von einem Maler mit höhern Hülfsideen. Ich zweifle nicht daß der Einfluß der vorderbenen italienischen Schule damals der kleinen Anzahl unserer Künstler nicht gestattete, sich in einer dem Nationalgeist entsprechenden Richtung zu entwickeln.

Von fremden Bildern, deren Zahl auf einige Dutzend steigt, ist das werthvollste als Kunstwerk und für uns von nicht geringem Interesse der Kosak von Rembrandt. Mit Entzücken betrachtete ich dieß Werk, dessen Aechtheit einige Kenner vorbehältlich wollen. Wer indeß den Pinsel Rembrandts kennt, kann unmöglich in Abrede stellen, daß dieß sein Werk sey. Dieß Pferd von einer polnischen Race, dieser Kosak (Essenwerk) im Wollmantel und in der Fuchspelzmütze, mit verschiedenen Arten von Waffen, mit Bogen und Köcher behängt, auf dem man deutlich ein polnisches Wappen sieht, und dabei der Gegenzug einer romantischen, gar nicht den Stempel unseres Landes tragenden Gegend, bringt uns auf den Gedanken, daß Rembrandt ein Originalexemplar vor Augen hatte, als diese letzten Kosaken sich in Flandern und der Picardie herumtrieben. Ich erkah aus den Katalogen, daß dieß Bild aus dem Cabinet des Königs Stanislaus kam, und damals mit 800 Ducaten bezahlt wurde. Inzwischen hat die an der Zahl aber nicht an Meisterwerken magere Galerie von Dzikow noch von demselben Meister einen prächtigen Jurdenkopf und einen Auszug nach Aegypten, ein kleines aber stark verdorbenes Bild. Ich hatte nicht erwartet, so viele Seltenheiten zu treffen, meine Verwunderung ging aber in Staunen über, als ich die Bilder aus der italienischen, flämischen und deutschen Schule zu durchmustern anfing. Selten wird sich eine Privatsammlung ähnlichen Reichthums rühmen können, und mehr als eine Galerie, z. B. die Brüsseler und Berliner, könnte neidisch werden um diese Schätze, die hier in dem stillen, von der Welt entlegenen Dzikow aufbewahrt werden; es finden sich Bilder von Michel Angelo, von Titian, von Dyck, von der Helst, Rubens, Teniers u. s. w. Die Beschreibung und Schätzung dieser Bilder würde eine lange Zeit erfordern; man erkennt, daß ein reicher Mann sie erwarb, der gut bezahlen konnte, und daß es ein wahrer Kenner war, der nicht aus bloßer Eitelkeit Gopien zusammen kaufte; übrigens war die Zeit, wo er diese Meisterwerke aufhäufte, einer solchen Sammlung günstig, denn es war die Zeit der Revolutionen und Kriege und des Verkaufs der Galerie von Stanislaus August, aus der man hier noch mehrere Bilder sehen kann in Rahmen, welche die Gläser und das Wappen des Königs tragen. Die Sammlung von Kupferstichen ist gleichfalls äußerst reich, sie enthält unter anderem die Galerien von Florenz, Versailles u. s. w., und ein Stück, das die Unterschrift trug „de la part de Mr. Denon", beweist, daß der Castellan Tarnowski mit diesem berühmten Kenner und Besitzer der prächtigsten Sammlung von Kupferstichen in näherer Bekanntschaft stand, und gewiß durch seine Vermittlung zu diesen Seltenheiten kam.

Ich habe oben erwähnt, daß die Castellanin Tarnowska außer ihrer Neigung für die schönen Künste auch ein ungewöhnliches Talent für Miniaturmalerei besaß. Man erkennt dieß aus der ansehnlichen Sammlung der besten Miniaturmaler jener Zeit, und die Sammlung von Miniaturbildern jeder Größe mag sich auf 200 belaufen. Auf den ersten Blick fühlte ich mich wie in die glänzende Eleganz des 18ten Jahrhunderts versetzt. Hier sieht man eine Menge herrlicher Frauenbilder, z. B. Sophia, die Gattin von Felix Potocki, eine Frau Zamowska und so manche andere, die noch jetzt in der Erinnerung leben. Außer vielen Miniaturbildern, welche die Gräfin Tarnowska selbst gefertigt hatte, ist das meiste von Lesseur und Grassi, und selbst Isabey's Porträt des Majoratsherrn Zamoyski, das auch einem englischen Stiche bekannt ist, findet sich.

Da ich beschlossen hatte, mich nur obenhin mit den Merkwürdigkeiten von Dzikow bekannt zu machen, indem mir die Zeit zu einer längern Beschäftigung fehlte, ging ich alsbald nach der Bibliothek, welche zwei geweihte Zimmer erfüllte, die war nicht groß, doch nur Ausnahme der Handschriften und der seltensten und ausgewähltesten polnischen Werke hinreichend sind. Ein dicker, zweibändiger, alphabetischer, geschriebener Katalog war mir eine geringe Hülfe zum Aufsuchen von Werken in gewissen Materien, deshalb widmete ich die flüchtigen Minuten keiner längere Zeit erfordernden Suchen. Doch zeigte man mir einige seltene Bibeln und erste Krakauer Drucke. Die Handschriften nahmen mich mehr in Anspruch: ich fand seltene Urkunden rufnischer Fürsten, viele Testamten von Diplomen, die sich auf verschiedene Jahrhunderte und Regierungen bezogen, ebenso Briefe bekannter Personen, Gesandtschaftsberichte u. dgl. Die Zeiten der Conföderationen und der letzten Regierungsjahre des Königs Stanislaus liefereten hier ein reiches Material, das sorgsam nach der Reihe der Jahre oder der Begebenheiten geordnet ist.

Sehr merkwürdig ist ein lateinisches Gebetbuch, das im 15ten Jahrhundert zu Paris auf Pergament gedruckt wurde, und mit vorzüglichen Holzschnitten geziert ist; ich bewunderte aber weniger die typographische Vollendung als die handschriftlichen Anmerkungen der Fürsten Simeon Jannzj Sanguszko, welcher berichtet, daß er dies Buch von Zienowicz, der in einer Schlacht gegen die Moskauer, wahrscheinlich im J. 1621, fiel, erhalten habe, und demselben seine Rettung verdanke. Hier findet sich auf den leeren Seiten eine von ihm eigenhändig geschriebene Genealogie der Sanguszko und selbst eine Federzeichnung, welche die büßende Magdalena darstellt. Man sagte mir, daß der Fürst Sanguszko von Tarnow um dieß für seine Familie werthvolle Stück ein schönes Pferd geboten hat.

Die Aufzählung der einzelnen Ueberreste des Alterthums, die sich im Schloß finden, wäre unpassend, wenn sie auch nicht meine Gedächtnißkraft überdürfte; ich beschränke mich deßhalb auf den Schrank, der die Waffen und Rüstungen enthält; hier ist der Säbel des Hetman Tarnowski, sein Hetmanssab, sein Köcher, nebst Bogen und Pfeilen; ebenso der schöne Säbel Ehmelnitzki's, der zur Zeit Augusts II als Gefangener nach der Türkei ging, und einige reiche Rüstungsstücke der Tarnowski. — Ich schließe hier meinen Bericht, der obnehin schon zu lang geworden, mit der Bemerkung, daß eine genauere und vollständigere Untersuchung dieser Alterthümer viel interessantes zu Tage fördern würde.

Miscellen.

Farbige Seidencocons. Am 2 August legte ein Hr. Mollin der Akademie den Cocon einer Seidenraupe vor, der gleichmäßig reinsarb gefärbt war, ein Resultat das man erhalten hatte, indem man die Raupen mit Maulbeerblättern fütterte, die mit Chica (Bignonia chica) bestreut waren. Die Mehrfarbe dieses Cocons ist bekanntes Farbe als die blaue eines vor mehreren Jahren schon der Akademie vorgelegten Cocons, dessen Wurm man mit Blättern gefüttert hatte, die mit Indigo bestreut waren. Hr. Mollin hoffte aber noch weit entschiedenere Resultate zu erlangen, da einestheils die Blätter diesmal nicht so oft als es wünschenswerth gewesen wäre, hätten erneuert werden können, anderntheils die starke Hitze des Julius der Gesundheit der Raupen nachtheilig war, so daß drei Vierthelle derselben vor der letzten Häutung starben. (Monit. industr. 5 Augusk.)

Auswanderung von Frauen aus China. Zwischen dem 19 Februar und 6 Junius sind nicht weniger als 6770 Chinesen in Californien angekommen. Diesmal trafen auch 18 chinesische Frauen ein. (Shipp. Gaz. 2 August.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 192. 11 August 1852.

Amerikanische Staatsmänner.

(Von Franz Löher.)

Die Vereinigten Staaten sind das Land, in welchem die öffentliche Meinung die Menschen beseelt und keinen Herrscher neben sich leidet. Wo jeder Landwirth und Geschäftsmann täglich seine Zeitung liest und überdenkt, wo jedes Ereigniß und jeder Charakter unaufhörlich von einem Ende des ungeheuren Gebiets bis zum andern öffentlich und rücksichtslos durchgesprochen wird, wo die Wahlen und Aemter des kleinsten Fleckens von den Schwingungen der Politik im großen Bundesstaate abhängig sind, kurz wo man fortwährend in einer politischen Aufregung lebt, wie sie noch vor zwei Jahren Deutschland bewegte, jedoch in Amerika mit einer Sorglosigkeit, Sicherheit und inneren Ruhe, mit einer Abwesenheit der Erbitterung und Leidenschaft, wie sie in Deutschland zur Zeit kaum möglich: in einem solchen Lande und bei so bewegten Zuständen müssen die Männer, welche über den Volksstrom hin an die Brust hervorragen und seinem Wellenschlag zu gebieten und zu widerstehen wissen, wahrlich erprobte sturmfeste Charaktere seyn mit scharfem weitsichtigem Auge.

Europäische Staatsmänner erheben sich, wenn sie durch lange Uebung gelernt haben, auf dem glitschigen Eisteich der Höfe gerade zu stehen; oder, hat in seltenern Fällen die Volksgunst sie auf einmal emporgetragen, dann gerathen sie zu leicht ins Schwanken, sobald sie eben in jener Hofglätte sich festhalten sollen. Die amerikanischen Staatsmänner haben dagegen ein antikes Gepräge, eine innere Sicherheit und Ruhe bei auffallender Leidenschaftlichkeit, bei großer Abhängigkeit von der Volksgunst. Jedoch gehen sie nicht, wie die meisten Staatslenker im Alterthum, aus Familien-Aristokratien hervor, an welche sich allerlei Volk anhängt; sie müssen sich vielmehr durch eigene Mittel von der Pike an aufschwingen, sie haben durch langwierige Proben ihren Platz sich erst zu verdienen. Auch kann man in ihnen nicht gerade einen Hang zu den erhabenen Ideen des Vereins finden, ihre Ansichten und Wünsche haben vielmehr einen großhändlerischen Zuschnitt: es ist genuesische oder venetianische Politik übersetzt ins Demokratische.

Darin besteht die Bedeutung und Größe der amerikanischen Staatsmänner, daß sie Führer des ganzen Volkes sind und nicht Führer einer aristokratischen Partei. Ihre Aufgabe ist nicht, einige wenige einflußreiche Persönlichkeiten geschickt zu behandeln und feine Künste in den tonangebenden Cirkeln anzuspinnen, sondern sie haben eine wogende Volksmasse zu bewegen. Ihre Kunst ist es, an diese den rechten Hebel anzusetzen und dessen Wucht durch alle Mittel zu verstärken — den Gedanken herauszubrechen und auf ihr Banner zu schreiben, der in dieser Masse noch dunkel gährt, neue auftauchende Ideen, welche eine thatsächliche Macht hinter sich haben, zu ergreifen und mit den Interessen ihrer bisherigen Partei zu vermitteln.

Verfolgen wir in Kürze die Laufbahn eines amerikanischen Staatsmannes.

Um den Fuß auf die erste Stufe seiner Laufbahn zu setzen, muß er sich durch Dick und Dünn erst bis dahin durchdrängen. An den untersten Stufen flebt am meisten Unrath, die meisten scheuen davor zurück, andere bleiben darin stecken. Ein zartes Gemüth, welches sich auf die öffentliche Wetthahn der Politik wagt, ist im Nu aufgerieben. Es gehören eiserne Nerven, rastlose Thätigkeit und vor allem ein derbes Selbstgefühl dazu, damit der angehende Staatsmann sich seinen Weg nur erst eröffne.

Das allgemeine Wahlrecht ist es, wodurch er sich emporarbeiten muß. Man mag dasselbe für das eine oder andere Volk unpassend finden, manche mögen es auch im Princip verwerfen — aber jeder, der Amerika kennt, wird zugestehen müssen, daß gerade durch das allgemeine Wahlrecht das Volk der Vereinigten Staaten zu seiner jetzigen Höhe politischer und auch weltmännischer Bildung, zu seiner täglich großartigeren Bedeutung in Handel und Gewerbe getrieben ist. Der brennende Wetteifer, der Trieb zum Lernen und Erfinden, zum Erobern von Macht und Gütern ist Frucht des allgemeinen Wahlrechts, welches jeden jungen Amerikaner auf die gleiche Stufe mit allen übrigen stellt und zu jedem sagt: versuche deine Kraft, du kannst alles das erreichen, wodurch andere groß sind. Das entzündet in der Brust des ärmsten Jungen den Ehrgeiz und die Werdelust, und regt eine Menge von Kräften auf, welche sich sonst im Kleinlichen verzehrt hätten. Gerade unter den hervorragenden Männern in den Vereinigten Staaten gibt es so viele, deren erste Jugend von Armuth und Dunkel bedrückt war. Sie wurden „selbstgemachte Leute“ (self made men), Autodidakten, welche das waslie unter Mühen und Nachdenken gelernt haben, auch sofort praktisch zu verwerthen wußten. Das allgemeine Wahlrecht erfüllt gerade für Amerika, diesem Lande der Gleichförmigkeit, vollständig seine Bestimmung, weil es die meisten Stimmen nur auf diejenigen häuft, welche den andern hoch über die Köpfe hervorragen, daß sie weithin gesehen werden können. Die erste Durchführung dieses Wahlsystems mag auch in Amerika manches seltsame Resultat hervorgebracht haben, aber nachdem dieß System einmal organisirt und hundertfach gelernt und erprobt ist, kann von einem Zufall bei den Kopfzahlwahlen dort gar nicht mehr die Rede seyn. Stimmen erhält nur der, welcher sich hervorgethan hat, und je höher

das Amt ist, zu welchem er vorgeschlagen wird, desto mehr muß er sich in niedern Aemtern als ein geschickter und praktischer Mann bekannt gemacht haben. Es ist möglich, daß zufällige Strömungen und Ereignisse im öffentlichen Leben, plötzlich entstehende Spaltungen in den Parteien, oder ein geschickter Ehrgeizstreich in der elften Stunde einem Namen die meisten Stimmen zuwenden, welchen keine der Parteien vorher gewollt hat. Aber unmöglich ist es, daß dieser Mann zu dem Amte unfähig sey, denn es kann überhaupt gar keiner daran denken, nur auf die Liste zu kommen, als wer bereits einen bekannten Namen hat, und einen solchen erringt man in Amerika, wo die Geburt kein Recht, sondern nur die Pflicht gibt, nach Auszeichnung zu streben, nur dadurch, daß man seine persönlichen Fähigkeiten wirklich an den Tag gelegt hat.

Es fällt dem Fremden auf, daß die Amerikaner alle ihre öffentlichen Charaktere so richtig zu beurtheilen wissen und deren häusliches wie öffentliches Leben so genau besprechen: es ist ein gut Theil ächt amerikanischer Neugierde dabei; die puritanische Gemeindeverfassung, in welcher das Kirchliche mit dem Politischen enge verschmolzen und das Auskundschaften des Innern der Familien eine Pflicht von Kirchenbeamten, das öffentliche Sündenbekenntniß aber an der Tagesordnung war, hatte ein gewisses Spionirsystem im Lande einheimisch gemacht; im allgemeinen Wahlrecht findet dasselbe gewissermaaßen noch jetzt eine Art von Berechtigung. Der Amerikaner will den Mann dem er seine Stimme geben soll, von innen und von außen kennen, und wer vor dieser frechen Oeffentlichkeit schraub wird, der ist nicht sein Mann.

Zwei Classen vorzugsweise schicken ihre Mitglieder in die gesetzgebenden Versammlungen: die Advocaten und die größern Grundbesitzer, die übrigen haben mit ihren Geschäften, mit Handel und Gewerbe zu viel zu thun. Der Kaufmann, der Fabrikant, der Arzt muß eine besondere Liebhaberei an der Politik haben, oder es muß sich für ihn um eine Geldfrage handeln, wenn er ebenfalls als Candidat auftreten soll. Hat einer aber Neigung für das öffentliche Leben schon in früher Jugend bei sich verspürt, kann ist er in der Regel auch Advocat geworden; als solcher ist er aber schon seiner Stellung nach darauf angewiesen, Vertreter und Sprecher der andern zu seyn. Auch die öffentlichen Blätter kommen ihre Hauptkräfte unter den jüngern oder ältern Rechtsverständigen. Außerhalb der Städte ist es der wohlhabendere Grundbesitzer, derjenige, welchem seine Farm schon etwas mehr einbringt als er für seine Familie braucht, welcher Zeit und Neigung hat, die öffentlichen Interessen zu versehen. Die größern Grundbesitzer entwickeln überhaupt eine stille und unablässige Thätigkeit in den Fragen von allgemeinem Interesse. Wenn von den Städtern die Anregung ausgeht, so geben die Farmer den Ausschlag. Sie vorzüglich genießen einer unverrückbaren Selbstständigkeit, überdenken auf ihren ruhigen Höfen das was dem Lande wahrhaft gedeihlich ist, und gehen auch in der Politik am meisten ehrlich zu Werke.

Die drei großen Gliederungen des amerikanischen Staatslebens, die Gemeinde, der Staat, die Union, bedingen auch das allmählliche Aufsteigen des Staatsmannes. Erst wenn er in der untern Gliederung merklbar thätig gewesen ist, eröffnet sich ihm in der höhern eine Aussicht.

Das erste Amt von Bedeutung ist gewöhnlich das des Friedensrichters, des Squire. In diesem wird man den Mitbürgern bei den täglichen kleinen Rechtshändeln bekannt, und sie haben Gelegenheit, den Witz und die Urtheilskraft, die schnelle Auffassungs- und Redegabe, die persönliche Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit eines Mannes kennen zu lernen. Es gibt aber noch mehrere andere öffentliche Stellen in der Stadt oder dem Ortsbezirk, Township, welche ähnliche Gelegenheit bieten. Dahin gehört die Wirksamkeit als Stadtrath, als Aufseher über die Schulen, über die Wege, die Umlage der Steuern. Um in dergleichen Aemter gewählt zu werden ist es unbedingt nothwendig, daß man bereits eine ausgebreitete persönliche Bekanntschaft hat, wie man sie als Notar und Rechtsanwalt, als Schriftsteller über praktische Angelegenheiten, durch die Wirksamkeit in Vereinen, durch Erfindungen und geschickte Unternehmungen oder sonst wie durch lebhaften persönlichen Verkehr erwirbt. Man schließt sich dann einer Partei an, damit man auf ihre Liste kommt. Die Zeitungen dieser Farbe tragen einige Wochen vor der Wahl die Namen der aufgestellten Candidaten an ihrer Spitze, und bringen fast täglich große oder kleine Artikel und Winke über deren Vorzüglichkeit. Die Blätter der Gegenpartei besprechen eben so freimuthig das Gegentheil. Es ist unglaublich, was da alles hervorgesucht wird, um einen Charakter anzuschwärzen oder strahlen zu machen.

Ist der angehende Staatsmann durch dieses erste Fegefeuer glücklich hindurch, und merkt er nach einigen Jahren der Amtsführung, daß er zahlreiche Freunde hat, die auf ihn etwas halten und daß die öffentliche Meinung sich mit ihm beschäftigt, so wagt er den weitern Schritt, er tritt auf als Candidat für das Unterhaus seines Staates. Jetzt muß er schon größere Anstrengungen machen: denn je mehrere ihn mitwählen sollen, desto mehrern muß er sich von einer vortheilhaften Seite bekannt machen. Vielleicht muß er umherziehen im Wahlbezirke, von einer Versammlung zur andern, und insbesondere sich an den Gerichtstagen des County einfinden. Dann hält er donnernde Reden aus dem Stegreife, mit feurigen Worten und überschwänglichen Phrasen sucht er die Farmer für die Zwecke seiner Partei und nebenbei für sich selbst zu gewinnen. Es liegt etwas ungemein Spannendes und Lebhaftes in der Weise, wie die Amerikaner öffentlich zu einander sprechen: der Redner fährt mit zahlloien Gründen rasch nach einander auf die Zuhörer ein, einen Keil treibt er schnell nach dem andern, um eingedrungen in das Herz und in den Verstand; Thatsachen führt er ins Feld, nicht Phrasen, die Ehre des Landes und des Volkes geht immer voran, gleich dahinter kommt das Geldinteresse der einzelnen. Wer beides geschickt zu verflechten und mit eben so viel Glorie als blauem Dollardagang zu umhüllen, über die Gegenpartei ein rechtes Hagelwetter auszugießen, durch fyrischende Witzfunken das Gelächter zu erregen versteht, der hat gewonnen Spiel. Die Menge von Reden, welche ein Candidat bei solch einem einzigen Wahlzuge hält, könnten mit dem, was in den Zeitungen über ihn gesagt wird, Bände anfüllen. Natürlich gibt es noch viele andere Mittel, welche die Wahlcandidaten aller Länder kennen und brauchen. Eigentliche Bestechungen sind in den Vereinigten Staaten weniger anzubringen, weil jeder einzelne seine eigene Meinung hat und die Wähler in Masse doch nicht bestochen werden können, aber welche Künste bei Parteioperationen nur erdenklich sind, die werden in Amerika auch angewandt, gleichviel was die Moral dazu sagt.

Im Repräsentantenhause kann der Gewählte sich nur dem ganzen Staate vernehmlich machen; jedes Wort welches er spricht, wird gelesen und erörtert; da kommt es darauf an, gute Gesetzvorschläge zu machen, vor allem Improvements, d. i. Landesverbesserungen, als da sind Canäle, Eisenbahnen, Häfen, Wege,

Dampfschifflinien, Bergwerksarbeiten u. s. w. anzuregen und zu unterstützen, zweckmäßige Verbesserungen im Geldumlauf, im Bankwesen, im Schulwesen, in der Besteuerung, in der Landesverfassung vorzubringen, kurz, sich als einen Mann von gesunden und festen Principien, praktischen Kenntnissen, wachsamen Geistes und gewandter Rede zu zeigen. Dabei lernt er selbst fortwährend, was unmittelbar noth thun und wie ein Ding anzugreifen ist, jeder von seiner Partei stellt ihn zur Rede, aber er lernt auch von jedem. Es ist natürlich, daß auf solchem Wege sich kenntnißreiche, praktisch bewährte Männer heranbilden. Ist einer ein paar Jahre mit Erfolg Repräsentant gewesen, so richtet er seine Blicke auf das Oberhaus (seines Staates), er wird Senator. Und wenn er vielleicht auch schon mit dem dreißigsten Jahre in den Senat tritt, so überfällt ihn doch keine fliegende Hitze mehr, er hat Mäßigung und Besonnenheit gelernt, seine Reden und Vorschläge verrathen den gewiegten, vielerfahrenen Mann.

Um diese Zeit hat er sich auch bereits einen der berühmten Häupter seiner Partei angeschlossen, in dessen Gesellschaft er häufig erscheint, und durch den er in die seinere Politik, in die Zustände und Bedürfnisse der ganzen Union, sowie in die Künste und Praktiken der Partei eingeweiht wird. Mit einem solchen gefeierten Namen wird der seinige zusammen genannt, und durch die Missionen, welche er in dessen und der Partei Dienste erfüllt, wird er schnell in der Union persönlich bekannt. Fast alle bedeutenderen Staatsmänner der Gegenwart in den Vereinigten Staaten waren einst Schüler, Freunde, Begleiter der alten heimgegangenen Gründer und Bildner des großen Bundesstaates.

Vom Einzelstaate zur Union bleibt noch der letzte große Schritt zu thun. Es muß einer schon eine wichtige Stellung in der Partei einnehmen, er muß bereits hinlänglich Thaten und Charakter gezeigt haben, er muß auch von allen Seiten gründlich beleuchtet seyn, ehe er bei den Wahlen für den Congreß zu Washington als Candidat auftreten kann.

Um hierbei durchzudringen, bedarf es neuer und umfassender Anstrengung. Dann messen die Parteien ihre Kräfte gegen einander, dann ist das über den ganzen Staat verbreitete Netz ihrer Eingeweihten in lebhafter Schwingung; Correspondenzen, große und kleine Besprechungen insgeheim, öffentliche Versammlungen, Lärmen und Geschrei der Parteiblätter, das alles ist einige Wochen lang in rastloser Thätigkeit. Jede Partei faßt in kurzen, deutlichen Sätzen zusammen, was sie will und was sie für erreichbar hält; dahinter folgt die Liste der Männer, zu deren Wahl sie die Mitbürger einladet. Kleine, erst jüngst erstandene Parteien können noch nicht daran denken Männer ihrer Ansichten für sich allein durchzubringen; sie compromittiren daher mit einer andern Partei, die ihnen am nächsten steht; der Vertrag geht dann dahin, daß die kleine Partei für die Liste der großen stimmt, jedoch entweder auf diese einer von den Männern der kleinern Partei gebracht werden muß oder einer der von der ältern Partei aufgestellten Candidaten sich auf einen oder andern der Sätze verpflichtet, in welchen die junge Partei ihre Willensmeinung ausgesprochen hat.

Kommt nun der Wahltag, so ist alles auf seinem Platze; in den Hauptorten jedes Bezirks sitzen die Führer und Vertrauensmänner der Parteien, folgen gespannten Blickes den Bewegungen und Zufällen der Wahlschlacht, schicken hierhin und dorthin ihre Offiziere, um die Säumigen anzufeuern und ins Treffen zu führen, im rechten Augenblick einen kühnen Handstreich zu machen, der die Gegner verblüfft oder die Künste der letztern zum voraus auszuwittern und zu vereiteln, oder noch während der Wahl ein Compromiß mit einer andern Partei abzuschließen. Auf den Straßen sind „die Läufer“ im Gange, alles zur Wahl heranzuholen; vor dem Wahlhause unter den wehenden Fahnen stehen andere, den eingehenden Wählern ihre Listen in die Hand zu drücken; oben bei den Wahlkurnen sitzen einige, welche der Gegenpartei auf die Finger passen. Wir haben in Deutschland in der jüngsten Zeit ähnliche Wahlaufregungen gehabt, und ein Fremder mußte sich unwillkürlich darüber wundern, wie schnell und praktisch sich auch bei uns die verschiedenen Parteien in das Wahlgetriebe hinein fanden: bei den Amerikanern ist das alles schon seit langer Zeit wohl durchgebildet und fest organisirt, und die Wahlagitation ist bei ihnen um so heftiger und zugleich um so verschmitzter, als von dem Parteisiege nicht bloß der Sieg der Grundsätze, sondern unmittelbar auch Geld und Aemter für die Generale und Officiere der Partei, und andere materielle Fragen für die übrigen Parteigenossen abhängen. Man denke sich in Deutschland etwa die Freihandels- und die Schutzzollpartei in einen Wahlkampf gegen einander treten, von dessen Ausgange wirklich das Siegen oder Unterliegen ihrer Forderungen abhinge, und man kann sich lebhaft das brennende Interesse bei einer amerikanischen Wahl vorstellen.

(Schluß folgt.)

Eine Station im indo-chinesischen Meere.

(Nach Worten de la Gravière.)

Die Häfen Ning-Po, Tschu-San und Amoy.

I.

Am 11 Februar 1849 als wir zwei Tage auf der Höhe des Dorfes Wosung vor Anker gelegen waren, um günstigen Wind zum Uebersetzen der Barre des Wampu und zur Einfahrt in den Yang-tse-kiang abzuwarten, fuhr ein amerikanischer Klipper mit vollen Segeln in dem Strom ein und warf neben uns die Anker aus. Die Nachrichten, welche dieses Fahrzeug von Hong-kong mitbrachte, waren solcher Art, daß wir nicht länger zögern durften, wenn wir, unserm ersten Vorhaben getreu, die Häfen von Ning-po, Tschu-san und Amoy besuchen wollten, bevor wir unsere Station an den südlichen Küsten von China wieder einzunehmen hatten.

Wie bekannt, war in dem Vertrage zwischen Sir John Davies und dem Vicekönig Kiing der 6 April 1849 zu Oeffnung der Thore von Canton bestimmt; allein die ungeheure Bevölkerung dieser großen Stadt hatte der Uebereinkunft, welche alle ihre Vorurtheile verletzte, keineswegs beigestimmt, und die chinesischen Kaufleute berathschlagten, in Körperschaften vereinigt, darüber, allen Erzeugnissen britischer Manufactur den Eingang zu verwehren; die Bravi in den Dörfern warteten nur auf ein Zeichen, um zu den Waffen zu greifen, und drohende Anschläge wurden täglich an die Mauern der Factoreien geheftet. Die ernstlichen Verwicklungen, welche diese feindselige Haltung der Cantonesen voraussehen ließen, legten dem Bevollmächtigten Frankreichs die Verpflichtung auf, sich vor Ablauf der Frist des Vertrages mit Sir John Davies auf seinen Posten einzufinden. Sobald die Fluth uns gestattete unter Segel zu gehen, breiteten wir unsr Zur Abfahrt, und indem wir uns an dem südlichen Flußufer hielten, gelang es uns ohne Gefährde zwischen den Sandbänken hindurchzusteuern und die hohe See zu gewinnen. Mit Eindruch der Nacht gingen wir vor der Gützlaffinsel vor Anker, und setzten des folgenden Tages in aller Frühe unsere Fahrt fort. Die Fluth trieb uns rasch zwischen den Ruggedy- und Parkes-Inseln hindurch, und bevor es wieder völlig dunkel wurde, ankerten wir an den Ueberhöhen der Insel Kin-tang, ungefähr zwei Meilen von den Receiving-Ships welche die Opiumstation von Lu-kong einnehmen. Mit Tagesanbruch erhob sich ein frischer Ostwind, der das Einlaufen in den Fluß, der unter den Mauern von Ning-po den Namen Yung-kiang trägt, und in der Nähe des Meeres, unter den Wällen von Tschin-hae, Tsa-hea genannt

Digitized by Google

wird. Dieser Fluß ist minder breit als der Wampu und sein Zugang schwieriger. Drei Granitfelsen erheben sich ihm gegenüber und bilden drei schmale Einfahrten, wovon die östliche nur den Booten von Tschefiang zugänglich ist. Zwei Stunden, nachdem wir den Ankerplatz von Kintang verlassen hatten, befanden wir uns unter der Citadelle von Tschin-hai, einige Taulängen von einer chinesischen Flottille, die beinahe ebenso zahlreich war, wie die welche wir zu Schang-hai verlassen hatten.

Man behauptet, daß die Küsten von Kamtschatka und die Ufer des indischen Meeres ehedem von Dschonken besucht wurden; allein seit mehrern Jahrhunderten haben die Fahrzeuge des himmlischen Reiches aufgehört, sich jenseits der japanischen Inseln und der Sundastraße zu wagen. Die langen Fahrten schrecken diese Seeleute ab, welche aller Hülfsmittel entbehren den Weg zu bemessen, den sie zurücklegen oder die Lage ihres Schiffes durch Beobachtung der Himmelskörper zu bestimmen. Der Compaß, Ting-nan-tschin, „die Nadel welche nach Süden weist“, wie sie ihn nennen, und den sie erfunden haben sollen, ist ihnen nur von gerin, ger Hülfe, wenn Sturm und Wetter sie von ihrem Wege verschlagen haben. Wenn dieß geschieht, wird die Weisheit des Ho-schang (Lootsen) zu Schanden und der To-tsung (Steuermann) gibt zwanzig Befehle in einem Athem, auf welche die Matrosen nicht hören wollen, sondern stets aufs neue der Himmelskönigin Tian-hao Stäbchen opfern, oder brennendes Papier und Hühner, wenn sie welche haben, in das Meer werfen. Die meisten der Dschonken, welche ehedem die Erzeugnisse der Molayenländer auf die Märkte von Canton und Amoy führten, mußten sich vor der Concurrenz europäischer Fahrzeuge zurückziehen und haben den Fahrten nach Singapore, Manilla oder Batavia entsagt; allein es bleibt den chinesischen Schiffen noch ein ungeheurer Handelsverkehr durch die Küstenfahrt, welche ihnen fremde Seefahrer nicht freiwillig machen dürfen. Die Furcht vor Seeräubern vereinigt gewöhnlich diese schüchternen Barken in große Geschwader. Indem sie das Land nie aus dem Auge lassen und allen Einbiegungen der Küste folgen, sich in alle Meerbusen verlieren, haben diese Küstenfahrer die Gewohnheit, alle Abende die Anker anzuwerfen. Ihre Koangs oder Stapelplätze sind zum voraus bestimmt; sie verlassen dieselben nur, wenn alle zum Absegeln sich bereit zeigen, was durch Aufspannen eines der Segel geschieht. Sobald die Abfahrt beschlossen ist, setzt sich die ganze Flotte in Bewegung und steuert auf einen neuen Ruheplatz zu, gleich den langen Zügen von Wandervögeln, welche man beim Eintritt des Frühlings nach Norden fliegen sieht.

Ungeachtet aller Vorsicht entstehen dennoch die Seeräuber nicht selten einige Schote dieser Heerde, die sie beständig umschleichen. Die Küsten von Tsche-kiang wurden zu der Zeit, als wir sie besuchten, ganz besonders von Seeräuberei heimgesucht. Umsonst wurden durch den Tatarenfeldherrn, welcher zu Ning-po die Streitkräfte zu Wasser und zu Land befehligte, die Tschuens oder Kriegsfahrzeuge die zum Schutz der „äußern Gewässer“ bestimmt sind, vervielfältigt; umsonst spendete die „Zeitung von Peking“ Belohnungen und Lobsprüche der Tapferen, welche sich in den Gefechten auszeichneten, deren Schauplatz der Archipel von Tschusan täglich war; die Seeräuber wurden darum nicht minder unternehmend, noch weniger zaghaft, und die chinesischen Dschonken wagten es nicht sich an der Küste zu ziegen. Dieser Zustand der Dinge drohte sich in die Länge zu ziehen, wenn nicht portugiesische Seeleute, welche der Verfall des Handels zu Macao seit mehrern Jahren brodlos gemacht hatte, einen Plan gefaßt hätten, der ihnen zum Theil von den Traditionen des 16ten Jahrhunderts eingegeben schien. Indem sie einige eingeborne Matrosen ihrem Unternehmen zugesellt hatten, beluden diese Abenteurer das Verdeck ihrer Lorchas, großer Kanonenboote, in Han und Kuchüfung den chinesischen Barken ähnlich, mit allen metallenen Geschützen, machten sie in der Gile segelfertig und boten den Dschonken von Ning-po und Hong-tschu-fu ein scheinbares Geleite, als das aller Contrebandwaare und Beschlehaber des gesammten himmlischen Reiches. Die Dschonken legten zusammen, um die Summen die von ihren Beschützern verlangt wurden, zu bezahlen, und man sah bald ungeheure Flotten in den Yangtse-kiang einlaufen, das Vorgebirge von Schantong umsegeln und unter dem Schutze von zwei oder drei europäischen Booten die in den Meerbusen von Petschely eindringen. Gleich geschickt von den Mandarinen wie von den Piraten, mißbrauchten diese Lorchas je zuweilen die Furcht, die sie einflößten; ihre ungeregelte Dazwischenkunft war demungeachtet eine Wohlthat für den Seehandel von Ning-po, welcher diesen sonderbaren Speculanten eine Sicherheit verdankte, die er vergebens von den Flotten des Kaisers Tao-kuang beanspruchen hätte. Die Dschonkenflotte von Tschin-hai die wir beim Ankern in den Tachea trafen, wartete nur günstigen Wind ab, um aus dem Hafen zu laufen. Auf zwei Ankern befestigt nahmen die Fahrzeuge die ganze Breite des Flusses ein, und die Bayonnasse hätte in dieser Schlachtreihe auch nicht die kleinste Spalte finden können, um durchzuschlüpfen. Wir nahmen vorerst unsere Zuflucht zu Unterhandlungen um uns Bahn zu brechen; alle unsere Bemühungen scheiterten; schon an dem gleichgültigen Fatalismus der Seeleute, mit denen wir zu schaffen hatten; als aber um 5 Uhr Abends die Corvette ihren Anker lichtete und durch eine rasche Strömung gegen die hartnäckige Flotte getrieben wurde, als die ersten Dschonken, denen wir nahe kamen, den Zusammenstoß mit unseren eisernen Rippen fühlten, änderte sich der Schauplatz plötzlich. Dieser ganze bis dahin unbeweglich Massenwalk schien sich wie durch Zauber zu beleben. Man hörte von allen Seiten nur das gellende Geschrei der Chinesen untermischt mit den Flüchen unserer Matrosen, das Knarren der Segelstangen und das Kracken des Tauwerks. Nicht ohne Mühe drangen wir durch die erste Dschonkenreihe; zwanzig nicht minder dichte Reihen lagen noch zwischen uns und dem Ankerplatz von Tschin-hai. Es war eine harte schwere Arbeit, die wir zu vollbringen hatten. Jedesmal wenn die Corvette sich wie ein Keil zwischen die Flotte schob und eine neue Reihe durchbrach, bezeichnete mehr als ein Hinterdeck, das seiner Laternen verlustig ging, mehr als ein Mast dessen Flagge in Fetzen um unsere Segelstangen hing, den Weg, welchen die Barbaren genommen. All diese Beschädigungen waren jedoch weit geringfügiger als es den Anschein hatte. Die mißhandelten Chinesen nahmen mit äußerer Ergebung diese unausweichlichen Stöße des Schicksals hin, und unsere Matrosen, ich gestehe es ungern, schienen nie einen angenehmern Zeitvertreib gefunden zu haben.

Wir gewannen indeß Raum, und die Bewegung wuchs auf unserer Bahn. Um die durch die Corvette bedrohten Fahrzeuge schwärmten zahlreiche Kähne her übrigen Dschonken. Sobald ein Bambusbüschel von einer derselben niederfiel, stürzten diese voll Habgier auf diese elende Beute, und Gott weiß welches Geschrei, welche furchtbaren Verwünschungen dieses ehrlose Beginnen von Seite der Eigenthümer hervorrief! Alles ging jedoch ohne Thätlichkeiten vorüber; man beschimpfte und beraubte sich mit äußerster Frechheit, aber wurde nicht handgemein. Die rohe Gewalt ist das letzte Beweismittel der Chinesen; eine natürliche Folge einer Gesittgebung, welche keine Entschuldigung für unfreiwilligen Todtschlag gelten läßt und sich nur gegen offene Gewalt unbarmherzig zeigt.

Wir erblickten endlich die Gränze dieses beweglichen Walles zwischen dem wir seit zwei Stunden so unbarmherzig eine Furche zogen; allein kein Windhauch wehte und schon hatte die Fluth nicht mehr Macht uns weiter zu tragen. Die Mandarinen von Tschin-hai kamen uns freundlich zu Hülfe. Auf ihren Ruf eilten einige 50 kleine Barken von dem Quai herbei, welche die Corvette ans Schlepptau nahmen, und bis auf eine Taulänge vom linken Flußufer an die Ankerstätte, Tschin-hai gegenüber, förderten. Hier wollten wir jedoch nicht verweilen, sondern brachen, wie es Tag wurde, nach Ning-po auf. Während mehr als einer Stunde war unsere Fahrt leicht; dann aber mußten wir drei Tage gegen unvorgesehene Unfälle, die uns die Ungleichheit der Wasserstiefe bereitete, kämpfen, und warten endlich genöthigt sechs Meilen von Ning-po und fünf und eine halbe von Tschin-hai vor Anker zu gehen, da wir nicht hoffen durften weiter flußaufwärts zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Gold aus Vandiemensland. Die englischen Blätter (forte Shipp. Gaz. 7 August) berichten jetzt auch von Goldfunden in diesem Lande; bis jetzt ist der Ertrag noch gering, doch ist er in steiem Steigen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 193. 12 August 1852.

Der Plattensee.

Ist es eine wohlbegründete Meinung der ausgezeichnetsten Geognosten, daß die Eruption des basaltischen Gesteins nicht früher als in der Molassenperiode statt fand und daß in die Diluvialzeit fortdauerte, so liefert gerade das nördliche Ufer des Plattensees in der Gegend von Keszthely in der eben so auffallenden als höchst merkwürdigen Zerstörung seiner Basaltkegel ein seltenes Beispiel davon, welchen furchtbaren Zerstörungen unsere Erdrinde selbst noch in ihren letzten Bildungsperioden, nämlich in der Molasse- und Diluvialzeit, ausgesetzt gewesen seyn mußte. Augenscheinlich darf man hier fast sagen, waren es die letzten mächtigen Erdbeben, welche wieder zerstörten, was, mit dem großartigen Maaßstabe der langen Geschichte unserer Erdbildung gemessen, erst unlängst und noch massenhaft durch die schon geschwächte Eruptionskraft gespannter Gase und Dämpfe in nur kleinen Spaltungen der dicker gewordenen Erdkruste, als Basalt zu Tage gefördert worden war. Vermochten nun wohl diese letzten gewaltigen Erdbeben einige der erwähnten Basaltkegel am Plattensee zu zerstören, so gelang ihnen dieses doch nur bei den wenigsten derselben, und die meisten zeugen in ihrer fast ganz unveränderten ursprünglichen Gestalt in Beziehung auf den Plattensee von der Wahrheit der geologischen Theorie, daß nämlich gerade an den Orten wo der Basalt in Kegel oder abgerundeter Hügelform zu Tage kam, das Niveau der Bodenfläche sich am wenigsten veränderte, denn höchst wahrscheinlich wurde auch die Gegend des Plattensees und dieser selbst mit nur geringer Veränderung seiner Umrisse nach der verhältnißmäßig kurzen Dauer der Diluvialperiode wieder gehoben, da die an vielen Stellen der Ufer wahrzunehmenden fossilen Austernbänke gerade noch die heutigen Ufer des Sees bezeichnen.

Eigenthümlich sind dem Plattensee die auf dessen Grunde — der entweder mit Kalkfeinen bedeckt oder aus rothgelbem Thon besteht — befindlichen kohlensäurehaltigen Quellen, welche wahrscheinlich die Ursache der großen Reinheit und Klarheit des Seewassers sowohl als auch dessen außerordentlich großen Fischreichthums sind, unter dem der schon anderwärts erwähnte und so selten vorkommende fossiliche Zahnfisch (Perca lucioperca) oft mit einer Schwere von 10 bis 12 Pfund erscheint. Auffallend ist es dem Reisenden, wenn ihm in der weitesten Umgebung des Plattensees die in diesem gefangenen und dann regelrecht eingesalzenen Häringe vorgesetzt werden. Es sind dieses jedoch nicht eigentliche Heeringe, sondern eine Art Weißfische oder Schwertlinge (Cyprinus cultratus oder Clupea alburnus), die indeß ähnlichen Gewohnheiten wie die Häringe folgen und eben solche Wanderungen anstellen. Bei der Mündung der Szala werden die durch ihre Größe berühmten Szala-Krebse gefangen, in Wien durch üble Aussprache des Ungarischen unter dem Namen Sole-Krebse bekannt.

Das Gestade des Sees ist meistentheils, besonders bei Fok, mit dem reinsten Eisensande bedeckt, in dem man häufig sehr kleine Stückchen von Erbsensteinen finden soll. Der See ist in fortwährender Bewegung, besonders zur Abendzeit, auch will man eine Art Ebbe und Fluth bemerkt haben. Die Länge des Sees beträgt 10 deutsche Meilen bei einer Breite von 8000 bis nur 600 Toisen und einer wechselnden Tiefe von 6 bis 9 Toisen. Derselbe wird nächst dem Einflusse der Szala durch 31 Bäche und 9 starke Uferquellen gespeist, ungerechnet die vielen schon berührten kohlensäurehaltigen Grundquellen. Sein Abfluß geschieht durch den Sio bei Fock in den Sarvitz und dadurch in die Donau, bedarf jedoch auch noch umfassender Regulirungen, denn bei hohem Wasserstande bilden sich sowohl an manchen Uferstellen, als besonders am Sio große Sümpfe, die schon Kaiser Valerius durch einen Canal nach der Donau, in dessen Bette eben der Sio fließe, zu entfernen getrachtet haben soll.

Von den oben erwähnten isolirten Basaltkegeln am nördlichen Ufer lohnt es, den höchsten derselben, den Badatson (sprich Badatschoni) zu besteigen. Der Berg trägt vortreffliche Weinberge, und von seinem Gipfel aus genießt man nicht allein einer herrlichen Fernsicht über den ganzen Balaton, sondern auch über einen großen Theil der angränzenden Veßprimer und Sümegher Comitate, sowie selbstverständlich des Szalader Comitats, welches seinen Namen von der in den See mündenden Szala entlehnte.

Amerikanische Staatsmänner.

(Schluß.)

In Washington steht nun der Congreßmann auf der Hochebene der Politik. Er überblickt das ganze lebendige Getriebe der politischen und industriellen Fragen im weiten Gebiete der Union, in welchem sich so viele Vorläufer künftiger Völker und Staaten umhertummeln, so viele Keime religiöser und socialer Neubildungen dicht neben einander aufschießen. Er überschaut den weiten Continent von Amerika, welchen das Volk der Vereinigten Staaten im Stillen als sein alleiniges Erbtheil betrachtet. In allen Staaten Amerika's sind seine Agenten bestissen, den politischen Einfluß der Vereinigten Staaten auf mehr realen Grundlagen zu vergrößern, als die Agenten der europäischen Staaten es vermögen. Fort und fort werden in Nord-, Mittel- und

Süd-Amerika neue Märkte und Plätze für die unternehmende Thätigkeit der Leute aus den Vereinigten Staaten erobert, und nach diesen letztern die Ströme des Reichthums hingeleitet, welche in den verschiedenen amerikanischen Ländern entsprangen. Die Gesandten der letztern haben von Jahr zu Jahr bedeutendere Interessen in Washington zu vertreten und finden hier den Mittelpunkt aller amerikanischen Politik. Der Congreßmann zu Washington blickt weiter über den ungeheuern indischen Ocean nach dessen zahlreichen Inselgruppen, nach China und nach Japan; überall ergeben sich dort neue reiche Gebiete für die Beutelust seiner Landsleute. Kühler schweift sein Auge über den andern Ocean nach Europa: dort ist für ihn schon alles besetzt, dort knüpft er die werdende Geschichte seines Landes nicht mehr an; er ehrt in Europa den Sitz der alten mächtigen Bildung, aber er lächelt über die Kämpfe in diesem Bienenstock, der noch nicht so groß ist wie das jetzige Gebiet der Union, weil er sie nur halb versteht, weil er in den Fürsten bloß für ihre Familien besorgte Männer, in den Völkern Scharen ohne festen Charakter sieht. In Washington, wo die gebildetsten und gewandtesten Amerikaner zusammenströmen, kann man es aus der Unterhaltung leicht heraushören, wie stolz und hoch sie sich dünken über den Europäern, und wie selten bei ihnen das tiefere Verständniß unserer geistigen Kämpfe und der Geschichte derselben zu finden. Achtung haben sie nur für die Engländer, eine kleine mitleidige Zuneigung für die Deutschen, Neugier für die Franzosen, und Interesse nehmen sie an dem gewaltigen Anschwellen Rußlands.

Wer unter den Repräsentanten zu Washington seinen Platz auszufüllen, wer seine Stimme dort verhältnißmäßig und eindringlich zu machen versteht, das ist sicher ein ganzer Mann. All die vielfachen Interessen und Parteien in der Union brauden und wühlen dort um ihn her, es sind entschlossene, kampfgestählte Männer, welche sie vertreten. Ein Mensch mit bloß oberflächlichem Schimmer, ohne innere unverfiegliche Hülfsmittel, ein hohler Kopf, dem bloß kleine Intriguen und angenehme Manieren zu Gebote stehen, kommt dort gar nicht auf. Gewiß spielen auch dort die Intriguen ihre Rolle, aber sie siegen nicht durch das Aneinanderketten endloser kleiner Pläne, sondern wenn intriguirt wird, dann geschieht es auch mit einem gewissen Ungestüm und nach großem Maaßstabe; wenn bestochen wird, dann handelt es sich auch gleich um Hunderttausende. Leidenschaft und Seelengröße, Verschmitztheit und Bürgertugend stehen dort gegen einander mit blankem Schilde und offenem Visir. Der Mann für sich allein steht um so höher da, weil ihm nicht ein Fürstenhof, der über ihm ist, den Halt gibt, sondern weil er auf eine Partei sich stützt, die unter ihm steht.

Hat einer eine Anzahl Jahre hindurch im Repräsentantenhause mit Ansehen und Erfolg die Interessen der ganzen Union verfochten, so steigt er durch das Vertrauen der angesehensten Männer des Staates, dem er angehört, gewöhnlich in den Senat der Union hinauf. Hier hat er insbesondere die Rechte und den Vortheil seines Staates im großen Bundesgange wahrzunehmen, dessen Handel zu schützen, Eisenbahnen dahin zu lenken und dessen besondere Interessen und Einrichtungen zu vertreten.

Auf dieser Höhe angelangt, können sich die amerikanischen Staatsmänner mit Recht als die Parnehmsten in der Union und insbesondere als die Häupter der Einzelstaaten betrachten, die sie vertreten. Ihr Einfluß in den letztern ist außerordentlich, ein einziger solcher Mann hält vielleicht die ganze Partei aufrecht; nach seinem Rath und Willen werden die Aemter vergeben, er entscheidet in den Vorberathungen über die Wahl des Präsidenten und Gouverneurs. An seinen Namen knüpfen sich die bedeutendsten Unternehmungen in seinem Staate; die Gesellschaften, die zu solchem Zwecke zusammentreten, ersuchen ihn zuerst, sie mit dem Ansehen seiner Persönlichkeit zu unterstützen. Solche Männer sind in der That die Berather ihres Volkes, noch auf ihrem Sterbebette drängt man sich ehrerbietig herbei, ihre letzten Rathschläge zu vernehmen und dem ganzen Volke bekannt zu machen. Wo sie erscheinen, zollt man ihnen öffentlich Hochachtung; jedes Dampfschiff mit dem sie reisen, fühlt sich dadurch geehrt und macht es in den Zeitungen bekannt, und diese Achtung ist um so ehrenvoller und aufrichtiger, weil sie der freie Tribut freier Mitbürger ist, weil sie bloß aus der Anerkennung der bedeutenden Persönlichkeit und Verdienste hervorgeht.

Sie können dann auch nicht umhin ein Haus zu machen, selbst wenn sie die Zurückgezogenheit im Schooße der Familie und in der einfachen Beschäftigung des Landlebens lieben sollten. Ganz von selbst wird ihr Haus das Stelldichein für die bedeutendern Männer der Nachbarschaft und der Sammelpunkt für die höhere Gesellschaft. In den Zeitungen wird besonders gern berichtet was dort vorgeht. Sie richten sich dann gewöhnlich prächtig ein, und die amerikanische Gastfreundschaft erscheint bei ihnen im glänzendsten Lichte. Die Folge dieses Lebens, im hohen Style, wie man dort sagt, sind nicht selten financielle Verlegenheiten.

Es kommt nun auch wohl vor, daß sich um einen solchen Mann eine rein persönliche Partei bildet, welche sein Ansehen bloß zu ihren Gunsten ausbeutet, oder er kann sich nicht anders heben und muß die Popularität, von der er zeitweise abhängt, vor den Kopf stoßen, indem er etwas thut, was man bei ihm zu Hause nicht so ansieht wie zu Washington. Dann gewinnen die Gegner Oberwasser, und das Ende ist, daß die Landesvertretung ihn ersucht sein Mandat für Washington niederzulegen. Was fängt er dann an? Zieht er sich etwa gekränkt zurück, indem er schmollend auf seine Verdienste und seine verkannte Redlichkeit hinweist? Das fällt ihm nicht ein. Nun erst erhebt er sich in seiner ganzen Stärke, er unternimmt es, die ganze Landesvertretung zu ändern, „to stump the state", wie der Kunstausdruck heißt. Er läßt von den Männern und Blättern seiner Partei die nöthige Aufregung verbreiten und Versammlungen berufen, dann durchzieht er den Staat wie ein Feldherr mit seinem Gefolge; an jedem Orte hält er seine donnernden Reden, worin er sicher kein Blatt vor den Mund nimmt, er gibt der öffentlichen Meinung einen gewaltigen Umschwung, so daß das Volk der gelegenheiten Versammlung des Staates ein Mißtrauensvotum gibt, und die nächste Wahl eine Mehrheit nach seinem Sinne in die Landesvertretung bringt. Vielleicht aber hat seine Partei ausgespielt, der Streich mißlingt ihm, nun, dann wartet er ohne besondere Empfindlichkeit einen gelegenern Zeitpunkt ab, er weiß doch, daß seine Thaten, Talente und Hülfsmittel seinen Mitbürgern unvergeßlich sind, und daß es nicht sehr lange währen wird, wo man sie wieder in Anspruch nimmt.

Jeder der Vereinigten Staaten hat ein paar solcher Männer aufzuweisen, in welchen sich die Politik, die jede der großen Parteien in der Union verfolgt, für den Einzelstaat concentrirt, deren Namen in die Geschichte dieses Staates verflochten, deren Thätigkeit bei fast allen größern Unternehmungen und Entwicklungen desselben merkbar geworden ist, solche Namen sind die Clay, Webster, Calhaun, Benton, Buchanan, Cas, Houston, Fillmore, Foote, Seward, Corwin, Mason, Crawford, Graham,

Hale, Crittenden, Rusk, Douglas, King, Dickenson und andere. Im Westen sind es gewöhnlich Männer, welche gleichsam mit ihrem Staate erst aufgewachsen und groß geworden sind, welche selbst oder deren Väter früher oft für geringe Auslagen großen Landbesitz oder durch industrielle Unternehmungen Reichthümer erwarben. In den ältern Staaten des Ostens gingen sie dagegen aus den Reihen der Advocaten oder aus den angesehenern ältern Familien der größern Grundbesitzer hervor, letzteres besonders in den südlichen Staaten. Solche Männer sind dann in der ganzen Union wohl bekannt, und ihr Name tritt gleich hervor, sobald von ihrem Staat die Rede ist. Sie bleiben zwar in unausbörlicher persönlicher Berührung mit allem Volke, in ihren Häusern aber herrscht aristokratisches Gefühl und eine gewisse Vornehmheit der Sitten, in ihren exclusiven Kreisen eine kühle, großartige Anschauung der Dinge.

Nur unter ihnen werden die Präsidenten, Minister und Feldherren der Union, die Gouverneurs der Einzelstaaten gewählt. Es geschieht wohl, daß die Volksstimme durchaus jemand zum Präsidenten will, der noch nicht die Schule der Staatsmänner von unten auf durchgemacht hat, der aber dem Lande durch eine nationale That, insbesondere durch Kriegsruhm, vorleuchtete. So wurde der alte General Taylor gewählt, obgleich er selbst gestand, daß er bloß Soldat sey und von der Politik nichts verstehe. Er zeigte sich auch, als die Sklavenfrage brannte und die Union zu zersprengen drohte, dem Amte nicht gewachsen, welches die Dankbarkeit und Eitelkeit seiner Mitbürger dem Besieger der mexicanischen Horden aufdrängte. Fälle dieser Art sind indessen nur Ausnahmen, der Regel nach hat nur der zu den höchsten Stellen Aussicht, der schon sehr lange in seiner Partei gedient hat. Da zu diesen Aemtern immer nur auf eine kleine Zahl Jahre gewählt wird, da die Herrschaft zwischen den großen Parteien wechselt oder doch die Möglichkeit des Wechsels niemals in die Ferne gerückt ist, so ist auch für jene hervorragenden Männer die Aussicht stets vorhanden, in die höchsten Aemter zu gelangen und dadurch ihren Namen mit dem Ruhme und der Geschichte der Union für immer zu verknüpfen. Das gibt ihrem Einfluß und ihrer Kraft eine niemals nachlassende Spannung und Lebhaftigkeit. Wer aber von ihnen mit so hoher Macht und Ehre ämtlich bekleidet wird, der verräth auch nichts mehr vom Emporkömmling, der ist keinen Augenblick verlegen, was er zu thun und wie er sich zu benehmen hat. Diese Männer gingen durch eine große Schule, kein Ereigniß, keine Intrigue, keine Persönlichkeit macht sie mehr befangen. Sie fühlten sich schon lange als die Vordersten, als die Fürsten des Volkes durch die Macht ihrer Persönlichkeit und durch die Herrschaft und Künste ihrer Partei.

Eine Station im indo-chinesischen Meere.

Die Häfen Ning-Po-Tschu-San und Amoy.

(Fortsetzung.)

II.

Unweit unseres Ankerplatzes lag auf dem rechten Finßufer ein Dorf, dessen Hauptgebäude ein Leihhaus war, das die Pfandverleiher errichtet hatten, um die Armuth der Landleute von Tsche-kiang auszubeuten. Unsere Einbildungskraft gestel sich darin in diesem Dorfe die Spuren der ersten Handelsniederlassung aufzusuchen, welche die Europäer an der chinesischen Küste gegründet hatten. Nicht ferne von da wußte die portugiesische Stadt gelegen seyn, welche 1542 durch Fernan Mendez Pinto besucht wurde. Hier zählte man vor 300 Jahren mehr als tausend europäische Häuser, wovon einige nicht weniger als 3—4000 Ducaten gekostet hatten. Damals war es nahe daran, daß das Scepter den schwachen Händen der letzten chinesischen Dynastie entfallen wäre. Begünstigt durch die Unruhen, welche das Kaiserreich verwirrten, hatte die fremde Handelsniederlage, durch den Verkehr mit Japan bereichert, in einigen Jahren eine Ausdehnung gewonnen, welche die Bewohner von Ning-Po nicht ohne Mißtrauen betrachten konnten. Die Portugiesen jedoch sich an den Ufern des Tschung-kiang für ebenso sicher hielten als an denen des Tajo. Die Niederlassung hatte ihre eigenen Schöffen, Advocaten, Räthe und Richter. Man kümmerte sich wenig um die Dynastie der Ming oder das Ansehen der Mandarinen, und die Fremden aus dem westlichen Meere (Sy-yang-kue), nahmen sich seltsame Freiheiten gegen die Bewohner des Reiches der Mitte heraus. Diese mittelalterlichen Abenteurer hatten die religiöse Begeisterung und die losern Sitten der Herren Gottfried von Bouillons. Ebenso wie die Kreuzfahrer wußten sie den Glaubenseifer mit Grausamkeit und Wollust zu paaren. Da sie glaubten es sey ihnen gegen die Heiden alles erlaubt, sah man sie mehr als einmal sich an den Küsten von China mit den einheimischen Seeräubern verbinden, um Städte zu brandschatzen, Handelsflotten zu berauben, oder die Kaisergräber zu entheiligen. Die Geduld der Chinesen ermüdete endlich. Die portugiesischen Ansiedler von Tsche-kiang verschwanden, wie die Mangolen verschwunden waren, als Opfer einer Volksverschwörung. Ihre Kathedrale, ihre sieben Kirchen, ihre Häuser, „groß wie klein" wurden „um ihrer Sünden willen", nach dem naiven Ausdrucke eines Geschichtschreibers des 16ten Jahrhunderts, zerstört, und man wirfte heutzutage vergebens die Trümmer einer Stadt auf, über welche der Pflug und die Ueberschwemmungen von 300 Wintern hinweggegangen sind.

Wenn auch unter den grünenden Feldern noch einige Spuren dieser zerstörten Stadt sich hätten auffinden lassen, so würde man doch mehr Muße zum gebrauche haben als uns beschieden war, die wir zu Ning-po mit Ungeduld erwartet wurden. Das Wetter hatte sich seit dem Morgen geändert, der Nordwind von den nebligen Ufern des gelben Meeres dichte Wolken hergeführt, welche sich in Regenströmen ergossen. Hätte nicht der englische Consul M. Sullivan ein große chinesische Barke freundlich und zur Benützung gesandt, so wäre unsere Ankunft in Ning-po eine sehr trübselige gewesen. Der apostolische Vicar Mgr. Lavaisse rate uns uns, nach einem Mahle bei dem englischen Consul, in dem Gebäude auf, das ehedem der Kaiser Kang hi den Jesuiten angewiesen hatte, und das nach einem Decrete des heiligen Stuhles an die Lazaristen übergegangen war. Als wir in unsern Tragsesseln in dunkler Nacht anlangten, wurde ein Feuerwerk abgebrannt, und die lange Bardeseile des Gebäudes war durch unzählige Laternen erleuchtet. In der Vorhalle der Capelle fanden wir den Vicariat von den Lazaristen umgeben, denen in diesem Augenblicke die Mission in Tschekiang anvertraut war. Unsere Gastfreunde hatten einen Theil ihrer Wohnung geräumt, um es uns bequemer zu machen. Die für uns bestimmten Gemächer waren alle durch glaubenseifrige chinesische Christen mit laufendertei freiwilligen Gaben ausgeschmückt. Länge der Wände hingen Streifen von farbigem Papier; eingelegte Gerüchsachen, Scharlachflitzen mit Stickereien von blauer Seide, Lehnstühle und Tische, Porzellangefäße, vor allem Laternen mit Wachsflichtern zierten diese Behausung, welche sonst aller Luxus gänzlich entbehrt. Die Neubekehrten, deren feimenden Glauben sie leiten, sind meist arme Fischer, deren Leben auf dem Wasser und an dem sumpfigen ungesunden Ufern sie theilen.

Gleich Canton hat auch Ning-po eine Berühmtheit von alten Zeiten her, und eine lange geschichtliche Vergangenheit. Es ist bekannt daß gegen Ende des 13ten Jahrhunderts die Dynastie der Sung sich gezwungen sah den Sitz des Kaiserreichs von Nan-king nach Hang-tschu-fu zu verlegen. An dem rechten Ufer des Yang-tse-kiang entzigten damals die Besitzungen der chinesischen Herrscher. Die nördlichen Provinzen gehörten schon den Tataren an. Durch die Natur mit einem trefflichen Hafen ausgestattet, mit Hang-tschu-fu durch innere Canäle verbunden, genoß die Stadt Ning-po während jener Zeit dieselben Vortheile, welche gegenwärtig die Nähe von Peking der Stadt Tien-tsin sichert. Sie war von Kubilai-Chan unterjocht worden, als Marco Pola 1274 sie besuchte und unter dem Namen von Ganpu beschrieb, als den Mittelpunkt des Handels im südlichen China.

240 Jahre schützen gelangte auch Fernan Mendez Pinto nach den Häfen von Liampo. Dieser portugiesische Abenteurer war nicht minder geblendet als der Venetianer von dem Schauspiel dieser Handelsthätigkeit, welche die mongolische Dynastie überdauert hatte, wie sie auch die chinesische überlebt hat. Nahe an den Küsten von Japan und den Gestaden von Formosa gelegen, sah Ning-po seine Wohlfahrt unter der Herrschaft der ersten Mandschukaiserlen sich noch vergrößern. Die Ansiedler aus Fookien brachten ihre arbeitsame Armuth in die Stadt, die Pelzländer aus Schan-si ihre ungeheuren Geldmittel. Bis zum Jahre 1759 wurden europäische Fahrzeuge in dem Tachea zugelassen; aber um diese Zeit wurde die Factorei, welche die Engländer zu Ning-po eingerichtet hatten, zerstört, die Chinesischen Kaufleute, mit welchen die Fremden verkehrten, erhielten Befehl, die Stadt zu verlassen, und Kriegsschiffen kreuzten an der Einfahrt des Archipels von Tschu-san, um den Schiffen der Barbaren den Eingang zu verwehren.

Die Küsten von Tschekiang blieben daher während eines Jahrhunderts von den Europäern verlassen. Im October 1841 kehrten die Engländer als Sieger dahin zurück; die Flotte des Admiral Parker legte sich unter den Mauern von Tschin-hai vor Anker, und während die Truppen bei Sir Hugh Gough ohne Gedanken die chinesische Armee niedermetzelten, die es gewagt hatte, sie in ihren Verschanzungen zu erwarten, ertönten die Seesoldaten und Matrosen des Geschwaders die Wälle der Stadt. Entmuthigt durch die Einnahme dieses vorgerückten Postens, verschanzten es die Chinesen gar nicht, Ning-po zu vertheidigen, wo die Engländer ohne Schwertstreich einzogen. Die englische Armee hielt Ning-po während fünf Monaten besetzt. Der Sicherheit der Sieger konnte nur die scheinbare Ergebung der Besiegten gleichkommen. Sir H. Gough hatte sich nach Tschu-san begeben, wohin Admiral Parker schon sein Geschwader geführt hatte, und wenn Dr. Gützlaff je zweifelt der dreiste Gerüchte vernahm, so wurden seine Berichte nur mit spöttischem Lächeln hingenommen. Als das Heer in Ning-po eingezogen war, halten die Soldaten auf den Straßen arme Kinder gefunden, welche in Lumpen gehüllt, faul verhungert, umherirrten. Sie sorgten für dieselben und nährten sie von dem Ueberfluß ihrer Rationen, indem sie in den Casernen kleine Dienste von ihnen verrichten ließen. Am Morgen des 9 März 1842 zeigten diese Kinder eine besremdliche Aufregung. Man drängte sie mit Fragen, ohne daß man ihnen eine andere Antwort als die Worte: „Morgen, morgen kommen sie!“ entreißen konnte. Diese Worte von austrucksvollen Gebärden begleitet, leichten ihn die Soldaten aufmerksam zu machen, die während der Nacht gute Wache zu halten sich vornahmen. Die ersten Stunden verstossen indeß, ohne daß irgend ein beunruhigendes Anzeichen in der Stadt sich zeigte. Der Tag war schon nahe und die Engländer belachten ihre vorgebliche Furcht, als eine der Schildwachen auf den Wällen einen Menschen gewahrte, der im Schatten nach dem Thore einer der Bastionen schlich. Nach dreimaligem vorgeblichem Anrufen schlägt der Soldat sein Gewehr an, der Schuß fällt und der Unbekannte sinkt zusammen. Wie auf eine erwartete Losung stürmt nun aus jedem Hause der Vorstadt eine Fluth von Angreifenden; dichte Reihen drängen sich in den Straßen und stürzen sich gegen die Stadtmauern. Einen der Thore die ins Freie führen, wird durch die Miaoetse,[1] wilde Heerulen, welche die Mandarinen in die Vorstadt gerufen, erstürmt. Die Chinesen stürzen diesen blutdürstigen Rotten nach, werden aber bald durch scharfe Labungen belehrt, daß die Engländer zu den Waffen gegriffen haben. Im Augenblick als die Miaoetse auf den Marktplatz vordringen wollen, lassen sie auf eine Gesammte Infanterie, welche ihnen den Weg versperrt. Vergebens versuchen sie mit ihren Luntenflinten das Gewehrfeuer der Engländer zu erwiedern und müssen diesem bald weichen, von Straße zu Straße nach dem offenen Felde entfliehend. Neue Massen, durch die Mandarinen angeführt, treiben sie auf den Feind zurück. In der Nachtut glaubte man noch an den Sieg; man drängte sich mit großem Geschrei und schreitet vorwärts in der ganzen Trunkenheit des Gefolgs. In der breiteften und geradesten Straße von Ning-po fand sich eine zahlreiche Menge zusammengepreßt. Ein Feldstück ist auf diese lebendige Mauer gerichtet. Drei Kartätschenladungen donnern auf 20 oder 30 Meter auf sie los. In einigen Minuten ist die Straße durch Leichenhaufen versperrt, und die Kanone steht auch nicht Einem Feind mehr entgegen.

Man hat schon öfter die Frage aufgestellt, warum der europäische Handel zu Ning-po gar nicht Wurzel fassen konnte. Der Eingang des Ta-hea bietet keine bedeutenden Schwierigkeiten dar. Kauffahrteischiffe von größtem Tonnengehalt können mit der Fluth bis unter die Mauern der Stadt gelangen. Die beiden Flüsse, an deren Vereinigung sie gelegen ist, fließen durch Gegenden, wo Seide gewonnen wird, und durch andere, wo der beste grüne Thee wächst. Die Handelsbedingungen sind daher für Ning-po nicht minder günstig als zu Schang-hai; allein seltsamerweise erhält die Bevölkerung ersterer Stadt die fremden Tücher, deren sie bedarf, aus Schang-hai und Sutschou-fu. In dem Hafen von Ning-po hat der Werth der directen Einfuhr niemals 300,000 Fr. überstiegen, und die Ausfuhr erreichte im Jahr 1849 kaum den Werth von 3000 Piastern.

Will man die seltsame Welt näher kennen lernen, auf welche der Opiumkrieg die Blicke Europa's gezogen hat, so vergißt man nur allzuoft, wie sehr die geheimen Triebfedern der chinesischen Gesellschaft den Fremden noch unbekannt sind, selbst solchen, welche den größten Theil ihres Lebens an den Küsten des himmlischen Reiches hingebracht haben. Die katholischen Missionäre hätten besser als andere und in dieser Hinsicht belehren können, allein die neuen Apostel wohnen nicht mehr in den Kaiserpalästen. Seit mehr als einem Jahrhundert ist es ihnen weit leichter die Sitten der untern Volksclassen zu beobachten als das Leben der Gelehrten, leichter die Erpressungen der kleinen Mandarinen zu durchschauen als die Politik des „Sohnes des Himmels.“ Die wahrhafte Ursache, welche zu Schang-hai und Canton den europäischen Verkehr zusammengedrängt hat, ist daher ebenso wohl unsern Missionären als dem Scharfblick englischer Beamten entgangen; allein neben vielen Punkten, die schwer zu beleuchten sind, gibt es andere, die ganz auffällig, jedem Beobachter sich aufdrängen. Es genügt, während einiger Stunden in den Straßen von Ning-po umhergewandert zu seyn, vom Ufer aus die beiden treisenden Flüsse betrachtet zu haben, welche nach ihrer Vereinigung unter den halb zertrümmerten Mauern dieser Stadt Tausende von Barken nach dem Meere tragen, alle mit Erzeugnissen chinesischen Gewerbsfleißes oder des Ackerbaues beladen, um die ganz unterscheidende Rolle würdigen zu können, welche ihm äußersten Osten der auswärtige Handel spielt. Europa hat keinen Antheil an dieser feuchtreichen Bewegung, deren Schauspiel Ning-po auf seinen Quais darbietet. Es gibt in China wenige nur irgend bedeutende Städte, die nicht der Mittelpunkt eines saft ebenso thätigen Handels sind, wie der, welcher die Ufer des Tschu-kiang oder die Gestade des Wampu belebt. Auf allen Punkten des Gebiets sieht man arbeitendes Volk; Aderleute auf den Feldern, Handwerker in den Städten, Lastträger längs der Fußpfade, Boote auf den Seen und Flüssen; die einen säen, bestellen oder ernten die Felder, andere weben Seide, bearbeiten den Kaolin oder Thon, noch andere schaffen diese Erzeugnisse auf ihren Barken oder ihren Schultern weiter. Es ist wie ein Bienenschwarm. Von Anfang bis zu Ende des Jahres sind die Menschen in Bewegung und der Boden im Schaffen. Eine ungeheure Masse verschiedener Producte von allen Klimaten erzeugt, von den heißesten Landstrichen wie den kältesten Regionen, ist der Preis dieser unablässigen Emsigkeit. Die Provinzen des Kaiserreichs ergänzen sich gegenseitig. Der Norden ist der Markt des Südens, der Osten der des Westen. Gleich dem Blutumlauf im menschlichen Körper, sammelt der äußere Handel sozusagen nur den Ueberfluß, der durch die Poren entweicht.

(Fortsetzung folgt.)

---

[1] Bergbewohner an der Gränze von Kuangsi.

Der Flachsbau in Irland erhält allmählich eine ungeheure Ausdehnung. Im J 1849 waren 60,014 Acres damit angebaut, im J. 1850 85,931, und im J. 1851 138,893. (Shipp. Gaz. 7 August.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 194. 13 August 1852.

Das Gouvernement Perm in archäologischer Beziehung.

(Russ. Journal des Ministeriums des Innern. Jul. 1852)

Zur Zeit als der Name „Ruß" bei den byzantinischen Griechen nur erst als die Benennung eines unverstandenen furchtbaren Feindes bekannt war, kannten die Skandinavier im fernen Norden ein durch seinen Handel und seine fabelhaften Reichthümer berühmtes Land am Ural unter dem Namen Biarmien, das heutige Perm. In den mythischen und heroischen Sagen der Skandinavier ist häufig das Biarma-Land und seine Einwohner, die Biarmier, erwähnt. In der Einbildungskraft der Skalden verschmalzen die Ansichten von Biarmaland mit den ältesten Ueberlieferungen vom Auszug der Skandinavier selbst aus den Ländern des heutigen Rußlands: Fürsten aus Perm herrschen der Christus, andere — sind gleichzeitig mit Odin. [1] Die Nordmänner ziehen nach Biarmien um Reichthümer zu suchen, norwegische und dänische Könige verheurathen sich mit permischen Fürstinnen, und aus der Zurückweisung der Hand entspringen Schlachten und Zweikämpfe. Der permische, dem Jumala — finnischer Name für das höchste Wesen — geweihte Haupttempel lockte namentlich die Habsucht der Skandinavier, die ihn mehrmals zu plündern suchten. Er soll von außen mit Gold und Edelsteinen belegt gewesen seyn, welche die Umgebung mit ihren Strahlen erhellten. Das Bild im Innern hatte ein Halsband von einigen Pfund Gold, eine mit kostbaren Steinen besetzte Krone auf dem Haupte, und auf den Knieen eine goldene Schale von solcher Größe, daß vier Helden ihren Durst daraus löschen konnten; endlich war die Kleidung der Art, daß sie den Werth von drei reichbeladenen Schiffen aus dem griechischen Meer überstieg. So schildern die Sagen diesen Tempel.

Es geht zum mindesten daraus mit Sicherheit hervor, daß lange vor dem 9ten Jahrhundert Biarmien den Skandinaven als ein reiches Handelsland, mit dem sie in Verkehr standen, bekannt war. Am Ende des 9ten Jahrhunderts nahmen aber die poetischen Sagen eine bestimmtere Form an: an die Stelle der Skalden traten Seefahrer, und Alfred der Große theilt die Berichte Others mit. Aus den Angaben desselben wissen wir bestimmt, daß die Sitze der Permier — Alfred schreibt Beormas — schon an der Dwina begannen, daß ihre Felder gut bearbeitet waren, und daß sie augenscheinlich mit den Finnen Eine Sprache redeten. Von der Zeit Others an haben wir bestimmte Berichte über den Handel der Skandinaven mit den Permiern, und die letzte Reise, die Tarfäus erwähnt, ist aus dem J. 1222. Auch die Byzantiner, namentlich Chalcocondylas, erwähnen der Permier als eines „sehr alten Volks," und eben so werden sie in den ältesten russischen Chroniken aufgeführt.

Den Namen der Biarmier darf man indeß nicht ausschließlich auf die jetzigen Permier beschränken, ein kleines, noch wenig erforschtes, allenthalben von russischer Bevölkerung umgebenes Völkchen, das, etwa 50,000 Seelen stark, einige Oasen in den Gouvernements Perm und Wjätka einnimmt. Mit der Ausbreitung der Nowgoroder wurden die Permier von der Dwina weiter gegen Osten gedrängt, und mit der Unterwerfung Nowgorods durch die moskauischen Großfürsten tritt das alte Biarmien in den Verband Moskowiens, obwohl die nowgoroder Auswanderer mehr als einmal sich Moskau zu widersetzen suchten. Der Name „Perm" ist ein Gattungswort, denn „Wäärmä" bedeutet eben so wie „Syriä" im Finnischen Gränzland; Permier und Syrjänen sind also synonym und bedeuten einfach die „Gränzbewohner" der finnischen Welt. Die permische Sprache, für welche der Apostel Permiens, der h. Stephan, ein Alphabet erfand, ist nichts anderes als die syrjänische. Von der Mündung der Dwina aufwärts findet sich noch jetzt im europäischen Rußland nur Eine massenhaftere, ansässige, eingeborene Bevölkerung, das sind die Syrjänen und hinter ihnen auf der Straße nach dem Ural hin in einzelnen Bruchstücken zerstreut die eigentlichen Permier.

Bei dem Mangel genauerer Angaben über das alte Biarmien und seine Handelsbedeutung bleiben dem Geschichtschreiber nichts übrig als die Hülfsmittel der Archäologie. Das unterirdische Biarmien kann für ihn das alte Perm wieder erwecken. Die in den Kurganen und Gräbern erhaltenen Geräthschaften, die Befestigungen und eine Reihe Münzenfunde aus der Zeit, in welche die alten Sagen die Blüthe des Biarmalandes versetzen, können als Beweise dienen, und haben auch mehr als man hätte erwarten sollen, Anhaltspunkte für die Ansicht geliefert, daß die Bewohner dieses Landes im Alterthum nicht bloß mit dem fernen europäischen Norden, sondern auch mit dem Süden, mit Asien, in Handelsverkehr standen, entweder durch Transport der edlen Metalle Sibiriens oder der Erzeugnisse des eigenen Landes, Eisen und Salz. Schon Strahlenberg führt Münzenfunde auf, die er den ältesten arabischen Chalifen zuschreibt, die aber Fröhn mit Bestimmtheit mehrern Herrschern der goldenen Horde vindicirt. Aber man fand auch Münzen aus dem 10ten und 11ten Jahrhundert, und zwar angelsächsische und deutsche, wenn auch in geringer Menge. Dagegen wurde im Jahre 1846 auf einem Gute des Grafen Stroganoff im Kreise Salikamsk,

[1] Das ist vielleicht minder fabelhaft als es aussieht, wenn man nämlich mit den neuesten Forschern Odins Einwanderung in den Norden in die Zeit nach Chr. herunterrückt. A. d. U.

nahe an der Kama, ein merkwürdiger Fund gemacht, der ausschließlich aus Münzen der Sasaniden vom 5ten und 6ten Jahrhundert und aus einer silbernen Schale bestand, welche mit unbekannten mittelsassanischen Schriftzügen bedeckt war; die Münzen gehören Jezdedscherd II, Kobad und Chosru II an, welche in den Jahren 441 bis 594 regierten. Im J. 1851 wurde im südlichen Theile des Gouv. Perm, nahe am Fluß Irgin, ein neuer eben so bedeutender Fund gemacht und durch den Gouverneur an das Ministerium des Innern geschickt. Er bestand aus einem silbernen Krug von 2½ Pfd. Gewicht, einer silbernen künstlich gewundenen Schliesse mit Hacken, aus Berlocken und Ohrringen von demselben Metall, Bruchstücken von Goldringen, Halsbändern von Kügelchen aus Bergkrystall, Carneol und andern Steinen, endlich aus mehr als 20 sasanidischen, byzantinischen und indobaktrischen Münzen aus dem 5ten, 6ten und Anfang des 7ten Jahrhunderts. Man kann es gewiß nicht dem blinden Zufall zuschreiben, daß Münzen aus einer und derselben Zeit, aus dem 5ten bis Anfang des 7ten Jahrhunderts, die noch dazu in verschiedenen Ländern, im oströmischen Reich, in Persien und Nordindien geschlagen wurden, sich an den Ufern der Kama und des Irgin, in Biarmien, fanden, während sie sonst in andern Theilen Rußlands nicht vorkommen.

Bemerkungen über Nordamerika.

Wir können uns nicht enthalten, an diesen Artikel (Nr. 192 f.) eines Mannes, der seine Kenntniß nicht aus Büchern, sondern an der Quelle des amerikanischen Lebens selbst schöpfte, einige Bemerkungen anzureihen. Was man den amerikanischen Staatsmännern am wenigsten absprechen kann, das ist eine gründliche Kenntniß ihres Volks und eine richtige Beurtheilung desselben, auch wenn sie demselben widersprechen; sie sind selbst zu sehr aus den Bedürfnissen und Verhältnissen des Volks hervorgegangen, um es nicht treu wieder abzuspiegeln. Wenn wir also diese Männer, welche aus einem kältern Gesichtspunkt die Lage der Dinge auffassen, als der leidenschaftlichere große Haufen, lauter oder stiller andern Ansichten folgen sehen, als dieser, so können wir darauf zählen, daß der Grund eine andere Färbung zeigt, als die Oberfläche zu spiegeln scheint. Wir werden zu den nachfolgenden Bemerkungen um so mehr veranlaßt, als es von verschiedenen Seiten, namentlich auch von Seite der Franzosen, Mode geworden ist, sich mit einer Art Haß und Geringschätzung über die Amerikaner auszusprechen; man wirft ihnen wachsende Gewaltthätigkeit und Rücksichtslosigkeit vor, als beschrte man, daß sie sich demnächst in die europäischen Angelegenheiten mit einer Dictatorminie einmischen würden. Wir können nicht dieser Ansicht seyn, so manches auch für dieselben zu sprechen scheint. Andrew Jackson war, obwohl ihn Michel Chevalier (in der neulichen Skizze von Clay's Leben im Journal des Debats vom 27 Jul. und 3 Aug.) fast als einen nordamerikanischen Rosas schildert, im ganzen Laufe seiner Regierungsperiode gemäßigt und gehalten, wenn gleich sein Naturell allerdings etwas gewaltthätiges hatte; und was ist aus dem neuerlichen Kossuthlärm hervorgegangen? ein erznüchternes Neutralitätssystem. Es muß also in dem amerikanischen Volke etwas liegen, dessen nachhaltige Kraft die etwaige Lust zu Gewaltthaten bei einem Präsidenten im Zaume hält, und das eitle Prahlen und die eitle Rednerei, wie sie sich in dem Kossuthdrama kund gaben, auf ein sehr vernünftiges Maaß zurückführt. Der Amerikaner, oder um genauer zu reden, der Yankee, d. h. der Angloamerikaner, ist sehr eitel, und blickt mit einer Art vornehmer Verachtung auf die europäischen Nationen herunter, die so versteckt blind sind, daß sie noch unter der Monarchie leben, und die allenseligmachende Republik noch nicht bei sich eingeführt haben. Diese Eitelkeit wird geschürft durch ein Gefühl, das sich die Angloamerikaner selbst nicht gestehen wollen, das aber doch vorhanden ist; dem Gefühle daß sie an freierer und höherer Geistesbildung Europa noch nachstehen, obwohl einzelne sich selbst zu gleicher Geistesbildung emporgearbeitet haben, und diese Eitelkeit der großen Masse der Angloamerikaner sehr wohl kennen, sich aber scheuen dieselbe geradezu anzugreifen, wie man allenthalben sich scheut gegen herrschende Volksvorurtheile aufzutreten. Der Grund, weßhalb diese höhere Geistesbildung nicht da ist, liegt hauptsächlich darin daß die Amerikaner wohl einen Staat, aber keine Nation bilden. Man hat bekanntlich nach neueren Mittheilungen die Bestandtheile der nordamerikanischen Bevölkerung folgendermaaßen zerlegt: 3ren 3 Mill., irische Abkömmlinge 4½, Franzosen und andere Romanen mit ihren Abkömmlingen 3 Mill., Deutsche mit ihren Abkömmlingen 5½, Schwarze und Farbige (Freie und Sklaven) 3½, und Anglosachsen ebenfalls nur 3½, macht zusammen 23 Mill. Was es auch mit den einzelnen Zahlen, für deren Richtigkeit wir nicht stehen wollen, für eine Bewandtniß haben mag, jedermann muß zugeben, daß eine solche zusammengerüttelte, bunte Bevölkerung nur durch die Macht der Interessen, oder allenfalls, wie bei den Sklaven, durch Gewalt zusammengehalten werden kann, daß aber ein nationales Gemeingefühl, außer wenn die Interessen von außen her verletzt werden, nicht vorhanden seyn könne.

Dieses unbedingte Vorherrschen der materiellen Interessen liegt in der Natur der Sache und drückt dem ganzen Volke den Stempel auf; was auch dem sonderbaren Völker- und Racengemisch mit der Zeit noch sich herausbilden wird, das weiß niemand, und ist so unabsehbar, daß sich auch wohl kein Amerikaner den Kopf darüber zerbricht; ihnen liegt eine ganz materielle, sehr klare Aufgabe vor, die nämlich den ganzen amerikanischen Continent durch die Anstrengung aller physischen und geistigen Kräfte gleichsam erst urbar zu machen. Dieß Ziel wird mit rücksichtsloser Raschheit und Ausdauer verfolgt, und von dieser Bahn lassen sie sich durch kein Irrlicht abwendig machen: Kossuth soll gewaltig ernüchtert aus dem Cabinet des Präsidenten herausgekommen seyn, und alle die Träume von einer unmittelbaren Rückwirkung Amerika's auf Europa scheinen bei ihm verflogen. Warum? weil kein amerikanisches Interesse ein solches Einmischen auch nur im mindesten erfordert: wenn Kossuth wirklich nach Amerika ging, in der Hoffnung die dortigen Republikaner durch seine Reden zu entflammen und werkthätige Hülfe für seine Plane zu finden, so hat er damit nur seine gänzliche politische Unkenntniß des amerikanischen Charakters und der amerikanischen Interessen an den Tag gelegt. Die Aufgabe der Nordamerikaner ist eine wesentlich nur im Frieden durchführbare, der Krieg kann sie nur im Lauf hemmen, wenn er gleich, wie z. B. der mexikanische, sie später nur wieder um so rascher vorwärts treibt. Die großen Fragen, welche über das materielle Interesse hinaus liegen, werden für Amerika erst kommen, und sie haben in der Sklaven- oder richtiger gesagt, in der Frage über das Verhältniß zu der schwarzen Race nur erst ein Vorspiel gegeben was sie erwartet. Wir sagen, das „Verhältniß zur schwarzen Race," weil nicht die Sklaverei der wichtigste Punkt ist; die Sklaverei ist jetzt nur noch das bequemste oder am bequemsten scheinende Mittel die Schwarzen und Farbigen in Unterordnung und in gewisser Entfernung von sich zu halten. Der Norden verfährt mit einem nicht geringern Haß gegen die Schwarzen und schießt sie factisch

von jeder Theilnahme am politischen Regiment aus, sie sind trotz aller rechtlich bestehenden Freiheit die Pariahs. Das ist möglich, weil in den nördlichen Staaten die Zahl der Weißen so überwiegend ist, daß die Farbigen kaum in Betracht kommen, was würde aber im Süden eintreten, wo die Schwarzen und Farbigen zum Theil mehr als die Hälfte der Bewohner bilden, wenn sie die Freiheit besäßen und wegen ihrer Anzahl an deren Gebrauch auch gar nicht mehr gehindert würden? Der Racenhaß würde sich in die Gerichtssäle und in die Legislaturen der einzelnen Staaten, am Ende selbst in den Congreß verstiegen. Diese unvermeidlichen und klar erkannten Folgen haben den Abolitionsbestrebungen, die in den Jahren 1849 und 1850 eine gefahrvolle Höhe erreicht hatten, die Spitze abgebrochen; diese Abolitionsbestrebungen haben sich als ein brauchbares Parteimittel bewährt, sowie sie aber den Bestand der Union zu gefährden drohten, wurden sie von den Weitersehenden aufgegeben, und dieß ist jetzt bereits durch den Compromiß des vorigen Jahres geschehen; man kann diese Bestrebungen nicht auf einmal abbrechen, aber man wird sie einschlummern lassen. General Scott, der sich nicht für diesen Compromiß erklärt haben soll, hat nach der Ansicht vieler eben darum nur geringe Chancen, Präsident zu werden. Die Frage über das Verhältniß der Schwarzen wird jetzt wohl auf einige Zeit abgethan seyn, wahrscheinlich um später in neuer, vielleicht gefährlicherer Form wieder aufzutreten. Die Racenfrage ist die, welche den Vereinigten Staaten am meisten zu thun machen wird, und nicht bloß das Verhältniß zu den Schwarzen, sondern auch das zu den Indianern, wenn, wie kaum zu bezweifeln, Nordamerika nach einigen Jahrzehnten seine Herrschaft über Mexico und Centralamerika bis zum Isthmus von Panama ausgebreitet haben wird. Dann kommen die Streitpunkte, welche, wie schon die Sklavenfrage, [1] nicht durch Majoritätsbeschlüsse sich entscheiden lassen, und für die Amerika tritt dann die Zeit ein, wo ihnen aus der Vergleichung ihrer eigenen Zustände „das tiefere Verständniß der geistigen Kämpfe Europa's und ihrer Geschichte“ allmählich aufgehen wird.

Jetzt noch sind dieß Fragen, welche der Mehrzahl der Amerikaner durchaus ferne liegen; sie haben das materielle Ziel der Einwicklung des amerikanischen Continents vor Augen, und darum fördern sie auch die europäische Einwanderung auf alle Weise; diese sichert ihnen einerseits ein immer stärkeres Uebergewicht über die schwarze Race, andrerseits fördert sie den Anbau des weiten Gebiets, und erzeugt einen immer größern materiellen Reichthum; darum sind die Bestrebungen der Natives, welche die Eingewanderten erst nach einer Reihe von Jahren das Bürgerrecht genießen lassen wollten, nie emporgekommen; man betrachtete eine solche Beschränkung als ein Mittel, wodurch das Zuströmen der Einwanderer anderswohin gelenkt würde, und die Natives haben, wenn man ihnen gleich eine gewisse Berechtigung nicht absprechen kann, und namentlich die neueingewanderten Irländer in den großen Städten argen Spuk machten, im wesentlichen durchaus Fiasco gemacht. Diese Natives fündigen gegen das Prinzip der Vereinigten Staaten, möglichst viel arbeitsame Hände durch den Reiz des Erwerbs und der Freiheit herbeizuziehen. Wenn das jetzt verfolgte Ziel, den großen Continent in möglichst weitem Umfang urbar zu machen, erreicht werden soll, dann darf man keine Maaßregeln ergreifen, welche die Einwanderer von den Ufern der Vereinigten Staaten zurückscheuchen würden, um so weniger, als ihnen in Canada und in den südlichen Theilen Südamerika's neue und, da die Concurrenz geringer ist, gewinnreichere Ansiedlungen in Aussicht stehen. Wenn man den Nordamerikanern eine gewisse Händelsucht vorwirft, so nimmt man den Schein, das Prahlen der Menge, für die Wirklichkeit. Nicht die langen Standreden, die man zur Unterhaltung einer an öffentliche Schaustellungen gewohnten, mit vollönenden Phrasen übersättigten, und deßhalb nach gepfefferter Kost lüsternen Menge hält, sind das Merkmal, an dem man die Richtungen des großen Ganzen erkennen kann. Hr. Löher hat in dem oben mitgetheilten Aufsatz, wie wir einem frühern über die amerikanischen Farmer (f. Nr. 167) auf die Classe hingewiesen, welche ein entscheidendes Wort in den öffentlichen Angelegenheiten zu sprechen hat und auch gewöhnlich spricht. Diese, welche die Last eines Krieges zu tragen haben, sind keineswegs händelsüchtige, sondern vielmehr sehr ruhige, ernstliebende Leute, und den Kaufleuten, welche sich viel weniger, als man gewöhnlich glaubt, um die Politik kümmern, kann mit Krieg am wenigsten gedient seyn. Was hat man, abgesehen von der oben erwähnten häßlichen Sklavenfrage, seit zwei Jahren aus Nordamerika vernommen? Nichts als Nachrichten von industriellen und Handelsunternehmungen, die einen immer weitern Kreis umfassen und immer großartigere Dimensionen annehmen.

Eine neuere Nummer des New-York Heralds spricht sich bei Gelegenheit des massenhaft zuströmenden Goldes [2] über die Fortschritte und Tendenzen der Amerikaner folgendermaßen aus: „Wir haben in den letzten fünf Jahren mehr Dampf- und Clipperschiffe, mehr Eisenbahnen und Plankenstraßen gebaut, mehr Kohlen und andere Mineralien ausgegraben, mehr Land umgebrochen, mehr Baumwolle, Korn, Tabak gebaut, mehr Häuser aufgeführt, mehr fremde Waaren eingebracht, mehr Luxusgegenstände und Nothwendigkeiten des Lebens verbraucht, als sonst in der doppelten Zeit; nichtsdestoweniger beruht die Wohlfahrt des Landes im allgemeinen auf einer bessern und dauernden Grundlage, als in irgend einer frühern Periode unserer Finanz- und Handelsgeschichte. An eine Entwerthung des Goldes ist noch nicht zu denken; diese Zeit ist so fern, daß Capitalisten der Jetztzeit nicht nöthig haben, ernste Besorgnisse zu hegen. Nicht mehr als ein Zwanzigstel der Welt ist bevölkert, von diesem Zwanzigstel nur ein geringer Theil dicht. Nicht mehr als ein Fünfzigstel dieser Bevölkerung kann ihre eigenen Handelsbedürfnisse mit Leichtigkeit führen. Das Wachsthum dieses Landes ist an und für sich hinreichend, den Einfluß von Capital und wohlgeleiteterm Unternehmungsgeist zu zeigen, und es gibt noch so viele andere Theile der Welt, die urbar zu machen und zu bevölkern sind, daß die von vielen befürchtete Entwerthung der edlen Metalle noch keinesweges ernstlich zu besorgen ist. Gleichzeitig mit der Entdeckung des Goldes in Californien haben wir für den Strom der Bevölkerung ein unermeßliches Gebiet eröffnet, und unsern Handelsverkehr auf Nationen ausgedehnt, welche bisher unter den größten Hemmnissen lebten. Wir haben alsbald den stillen Ocean mit unserer Handelsmarine bedeckt, und aus dem Schlummer der Jahrhunderte viele Millionen er-

[1] Daß selbst Männer, wie Clay, die Sache mit einer Art Verzweiflung betrachten, zeigt das letztern Testament, demzufolge seine Sklaven, wenn sie das 25ste Jahr erreicht haben, freigegeben und nach Liberia gebracht werden sollen, augenscheinlich um sie nicht in das Pariah-Verhältniß, wie in den nördlichen Staaten, treten zu lassen; aber man kann nicht vierhalb Millionen Menschen hinüberschaffen.

[2] Der New-York Herald bekämpft die Ansicht, daß die edlen Metalle durch die ungeheure Masse von Gold im Werthe sinken werden; dasselbe ist das folgende zu beweisen. Wie lassen diesen Satz dahin gestellt, behaupten aber, daß, wenn er auch richtig ist, darum das jetzige Verhältniß des Goldpreises zum Silberpreise, wie er in der Münzordnung der Vereinigten Staaten gesetzlich festgestellt ist, sich nicht ändern läßt.

weckt, die bis jetzt von der angelsächsischen Race noch nie geträumt hatten. Eisenbahnen und Schiffscanäle wurden sogleich entworfen, die Arbeiten begonnen und ehe viele Monate vergehen, werden sie vollendet seyn. Flotten von Dampfschiffen wurden augenblicklich in Bewegung gesetzt, und haben vortheilhafte Beschäftigung im Transport der Passagiere gefunden. Alles dieß ist hauptsächlich die Folge der Entdeckung des Goldes in Californien, und wo eine Million D. in Goldstaub aus den Minen des Landes aus Tagslicht gefördert wurde, sind 20 Millionen Besitzthum durch den Anstoß, den sie der Industrie gab, geschaffen worden." Dieß hier entworfene Bild, wenn auch im ganzen Taumel des Erfolgs niedergeschrieben, ist doch nicht unwahr. Die Entdeckung des Goldes in Californien hat die natürliche materielle Entwicklung Nordamerika's riesenhaft gesteigert, und sie kann sie leener steigern; sie führt die Nordamerikaner schneller, als dieß sonst geschehen wäre, nach Mittelamerika, und liefert ihnen die Straßen durch den Isthmus von Panama, durch den Staat Nicaragua und wohl bald auch die über den Isthmus von Tehuantepec in die Hände. Mexico wird dabei eine sehr untergeordnete Rolle spielen, wenn es auch vorerst nicht unterjocht wird, denn aufhalten kann es die Bewegung der Nordamerikaner in keiner Weise.

(Fortsetzung folgt.)

Meteorologische Beobachtungen zur See.

Auf des bekannten Lt. Maury's Antrag hat die Kriegs- und Handelsmarine der Vereinigten Staaten seit einigen Jahren eine Reihe von Beobachtungen angestellt. Jeder Seecapitän erhielt den Auftrag, wenigstens einmal binnen acht Stunden in seinem Logbuch die Richtung des Windes, die Temperatur der Luft, des Wassers an der Oberfläche und wo möglich auch in der Tiefe zu bemerken, alle beachtenswerthen Bemerkungen, welche die verschiedenen Theile des Oceans kennzeichnen können, aufzuschreiben, namentlich Richtung, Geschwindigkeit, Tiefe und Gränzen der Meeresströmungen; besondere Instructionen erhielten die Wallfischfänger, denen zufolge sie die Gegenden, wo Wallfische sich finden, anzumerken, und die Gränzen, wie weit die verschiedenen Arten gehen, zu bezeichnen hätten. Lt. Maury hatte schon im J. 1842 eine vollständige systematische Anweisung entworfen, die den Capitänen mitgetheilt wurde mit der Bitte, ihre Logbücher oder wenigstens die betreffenden Theile derselben nach ihrer Rückkehr zur Untersuchung vorzulegen, damit man die Ergebnisse in Karten der Winde und Strömungen eintragen könne. Einige Jahre lang trug das System wenig Früchte; seit aber, im Jahr 1848, einige Karten herauskamen, welche nach den wenigen eingelaufenen Materialien weit kürzere Fahrtzeiten nach Rio und andern südamerikanischen Häfen andeuteten, so erkannten die einsichtsvollern Capitäne erst die ganze Wichtigkeit des Plans, und in den nächsten zwei Jahren wurde sehr bedeutendes Material eingeliefert. Nahe an 2000 Schiffscapitäne haben ihre Beobachtungen eingereicht, und erhalten dafür die Karten der Winde und Seeströmungen und die darnach entworfenen Fahranweisungen. So kurz auch erst das System in Wirksamkeit ist, so sind die Resultate doch schon von großer Bedeutung für Schifffahrt und Handel. Die Fahrzeit nach den wichtigsten Häfen der Welt wurde bedeutend abgekürzt, z. B. die nach San Francisco faß um ein Drittel; man hat in den Aequatorialgegenden des atlantischen Meeres und an der Westküste Amerika's ein System südwärts gehender Monsuns entdeckt, ferner eine vibratorische Bewegung der Passatwindzonen mit ihren Gürteln von Windstillen und ihren Gränzen in jedem Monat nachgewiesen, den Lauf, die Spaltungen, die Gränzen und andere Erscheinungen des großen Golfstroms genauer bestimmt, und das Dasein fast gleich bedeutender Systeme von Strömungen im indischen Ocean, an der Küste von China, an der Nordwestküste von Amerika und an andern Orten deutlich gemacht, kurz, die Beobachtungen erstrecken sich fast über alle Theile des Oceans. (Athen. 7 August.)

Eine Station im indo-chinesischen Meere.

Die Häfen Ning-Po-Tschu-San und Amoy.

II. (Schluß.)

Sobald der Anbau des Opiumwohns in den Ebenen von Yünnan oder Fo-kien einheimisch geworden ist, und das himmlische Reich von dem Tribute befreit seyn wird, welchen das englische Indien durch den Opiumhandel von ihm zieht, läßt sich schwer bestimmen, durch welches gemeinsame Band, durch welches Bedürfniß China noch an die Europäer gefesselt wäre. Auf sich selber angewiesen, würde alsdann dieses Volk, das der Hof von Peking hartnäckig auf einem ungenügenden Boden zusammenhäuft, in eine Vereinzelung versallen, welche täglich verderblicher für daselbe werden müßte. Die Leidenschaft für das Opium, die Quelle so vielen Unheils und so vieler Verbrechen, hat mindestens den Vortheil, die chinesische Race in Verkehr mit der übrigen Welt zu erhalten. Wie der Krieg uns so manche andern verderblicke Uebel, die wir verwünschen, ohne sie zu begreifen, bringt dieser unheilvolle Handel vielleicht auch seinen Segen.

Ning-po, die ausgedehnte Stadt, die am Zusammenfluß ihrer beiden Ströme keine andere fremde Flagge wehen sieht als die welche der britische Consul aufstellt, ist der Hauptort einer der Präfecturen in der reichen Provinz Tschi-kiang. Eine befestigte Umfassungsmauer umgibt dieselbe; diese Umfassung hat die Gestalt eines länglichen Viereck, wovon zwei Seiten gegen das freie Feld gerichtet sind; die beiden andern besteht der Yung-kiang oder der Fluß der schen unter den Mauren von Tsi-ki und Yu-yao hingeflossen ist. Eine Schiffbrücke vereint die beiden Ufer des Yung-kiang; über den andern Fluß wird mit Booten übergesetzt. Auf dem linken Ufer dieses Seitenstromes hat das brittische Consulat das Kreuz von Sanct Georg den Wällen der Stadt gegenüber aufgepflanzt. Canäle verzweigen sich nach allen Seiten, und die Vorstädte schließen sich rings an die Umfassungsmauern. Von den Missionären, welche Suchschen-su und Nan-king besucht hatten, vernahmen wir, daß Ning-po die schönste Stadt in China sey. Wenn es sich so verhält, besitzt das himmlische Reich keine einzige Hauptstadt, welche sich unsern europäischen, ja nicht einmal denen vergleichen ließe, welche die schmuckreiche Phantasie der Osmanlis und Mauren verschönt hat. Ein Thurm, dessen Galerien durch eine Feuersbrunst zerstört werden, Thore, deren Granitfontenen wundervolle Anbauungen von Sculpturen tragen, sind die einzigen Gegenstände, deren monumentales Ansehen dem Umherwandern in der Stadt oder ihren Vorstädten den Blick einen Moment fesseln. Das einzige merkwürdige, was vielleicht auch die Augen unserer Missionäre bestochen hat, ist die Regelmäßigkeit und Breite einiger Straßen, und der ungewohnte Glanz der doppelten Budenreihen, welche sie einfassen. Die Buden verdienen in chinesischen Städten alle Aufmerksamkeit. Die glänzendste Auslage ist übrigens nicht immer ein Anzeichen der reichsten Schätze. Manchmal birgt sich in dem räucherigen Schuppen eines Eisenkrämers oder in dem Hintergrunde der Bude eines Kleidertrödlers die älteste Bronze, das zierlichste Gefäß, das seltsamste Standbildchen.

Ning-po ist der Mittelpunkt der Seide erzeugenden Districte; hier werden Damaste, Atlaß und unnachahmlicher Krepp gewebt und gestickt in großen Werkstätten, wo Männer beschäftigt sind Schärpen und Börsen mit der Nadel zu schmücken. Das lymphatische Wesen der Chinesen eignet sich wundersam zu diesen Werken der Geduld. Neben der großen Seidenmanufactur besitzt Ning-po, wie die meisten chinesischen Städte, noch seine eigenthümliche Industrie; hier werden die kostbarsten Särge und die schönsten Zimmergeräthe verfertigt. Aus der Provinz Kiang-si kömmt Porzellan in großer Menge und wird wohlfeiler verkauft als zu Canton. Auch reiche Pelzwaaren strömen hier zusammen, welche Schätze nach Japan sendet, um sie gegen Gold und Kupfer auszutauschen, das im Schooße der geheimnißvollen Staaten des Xogun im Ueberfluß vorhanden ist.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 195. 14 August 1852

Die Bäder bei Mehadia.

Alle diejenigen welche Mehadia mit dem wenigsten Zeitverluste zu erreichen wünschen, werden die eben so sichere als schnelle und bequeme Beförderung mit den Dampfschiffen der Donau bis nach Alt-Orsova zu wählen haben, von wo aus sie Mehadia in ungefähr vier Stunden betreten. Gehört freilich die Reise auf diesem Theile der Donau beinah zu den langweiligen, so ist dieß doch noch viel mehr bei dem sehr häufig eingeschlagenen Landwege von Pesth über Temeswar und Karansebes der Fall. Wohl dem Reisenden nun, dessen Zeit und Verhältnisse es gestatten, seinen Weg durch Siebenbürgen über Klausenburg und Hermannstadt zu nehmen. Der Umweg wird reichlich aufgewogen durch das viele und wirklich Neue, dem der Reisende entgegengeht, und nicht allein auf das angenehmste verkürzt durch den fortdauernden Wechsel der nicht bloß pittoresken, sondern oft erhabenen Seenerie, als noch vielmehr durch das Vorüberziehen der Repräsentanten so vielerlei hier hausender uns ziemlich unbekannter Völker, als da sind die Wlachen, Szekler und Magyaren, Armenier, Bulgaren, Serben, Russen, Polen, Griechen, ungerechnet die Mähren, Zigeuner und die stets hier in ungarischer Tracht einherschreitenden Sachsen. — Man staunt darüber welche Terra Incognita für uns, die Bewohner des mitleren Deutschland, das herrliche Siebenbürgen noch ist; man wähnt ein ziemlich uncultivirtes Land zu betreten und findet die Thäler über Erwarten gut angebaut — fast jedes Dorf in einen Wald von Obstbäumen eingehüllt — die großen Straßen ganz fahrbar, und, was die materiellen Bedürfnisse anbelangt, sich auf einer Reise durch Siebenbürgen wahrlich besser aufgehoben als z. B. auf einer Reise durch die Marken und ähnlichen Gegenden Deutschlands. — Siebenbürgen hat das Glück alle Bedürfnisse seiner Bewohner aus und in sich selbst erzeugen zu können, vom Salz angefangen bis zu dem „allgeschätzten" Golde. Darum und namentlich wegen des letztern war Dacien den umsichtigen Römern so werth und theuer, und nirgends können ihre Spuren so deutlich verfolgt werden als in diesen Gegenden.

Mehadia, zur banatischen Militärgränze gehörig, ist ein kleiner Ort von kaum 2000 Einwohnern, und nur wegen der noch 1½ Stunden weiter in einem Seitenthale an der Cserna gelegenen Bäder oft genannt. Diese wurden den Römern mit der Eroberung Daciens unter Trajan bekannt, schnell in ihren äußerst heilsamen Wirkungen gehörig gewürdigt und dem Herkules geweiht. Die fünfte oder macedonische Legion hatte hier, und jedenfalls lange Zeit, ihren Standpunkt, was sich aus den ansehnlichen Trümmern ihrer Bauwerke schließen läßt. Ganz in der Nähe vom Orte Mehadia sieht man die Reste der Römerstraße, und Ausgrabungen von größerem oder minderem archäologischem Werthe finden fortwährend statt. — Die Völkerwanderung zeigte an den Bädern ihren ganzen vernichtenden Einfluß: denn während eines Zeitraums von fast 1500 Jahren waren dieselben meistentheils in Vergessenheit gerathen, bis endlich unter Karl VI durch den Feldmarschall-Lieutenant Grafen Hamilton bei den Bädern wieder einige Gebäude und zwar größtentheils aus römischem Mauerwerke errichtet wurden, welche aber wieder in den letzten Türkenkriegen zerstört worden sind. Zuletzt und zwar zum großen Heil der Bäder wurde die Verwaltung derselben 1801 an das Banater Generalcommando übertragen, das seine Aufgabe mit dem rühmlichsten Eifer und der anerkennungswerthesten Umsicht gelöst hat; denn der ankommende Reisende fühlt sich hier, nur wenige Stunden von der türkischen Gränze, auf das angenehmste überrascht durch die Art und Weise und die Mittel mit denen in jeder Hinsicht für das Wohl der Gäste gesorgt wurde, deren Anzahl in manchen Jahren bis fast auf 2000 anstieg.

Ueberhaupt dürfte ein jeder der in diesen Gegenden Reisenden unwillkürlich auf die Nützlichkeit und die großartige Wirksamkeit der Militärgränzeinrichtung hingewiesen werden, welche sich mit dem Betreten der Militärgränze auf einer Landstrecke von 230 Meilen von der Bocca di Cattaro bis zur Moldau, sofort durch die herrlichsten mit Bäumen bepflanzten Straßen, geregelten Forst- und Unterkommen u. s. w. auf das Wohlthuendste bemerklich macht, wenn man vielleicht eben erst Gelegenheit hatte, z. B. die Süßigkeiten der angränzenden türkischen Civilisation kennen zu lernen.

Der Badeort liegt ungefähr dreiviertel Stunden von Mehadia entfernt in dem äußerst anmuthigen Thale, welches von der nicht ganz unbedeutenden Cserna durchflossen wird und bei einer Länge von einer Stunde nicht mehr als 100 bis 200 Schritt Breite hat. Die Zahl der Häuser wird jetzt vielleicht dreißig betragen, unter denen sich aber mehrere sehr großartige befinden, alle sind zwar in einem einfachen, jedoch sehr passenden und freundlichen Style gebaut, so zwar, daß der Eindruck des Ganzen zu den angenehmsten gehört. Die Lage des Thales sowohl als auch noch andere Localverhältnisse geboten die Häuser in einer einzigen Straße zu vereinigen, welche in ihrer Mitte durch einen recht geschmackvollen Springbrunnen geziert wird, der vorzügliches Trinkwasser liefert.

Für Wohnungen ist auf das Beste gesorgt, wozu nur das im Jahre 1824 erbaute sogenannte Neugebäude einen Beleg liefern mag, dessen Fronte drei Balcons zeigt und außer einer katholischen Capelle 71 Zimmer, 2 Säle und 7 Küchen zählt; dicht daneben befindet sich der sogenannte Cameraltract mit 44

Zimmern ꝛc. Ein besonderes schönes Traiteurgebäude bietet außer sehr guter Speise und Trank zu mäßigen Preisen ein gutes Kaffeehaus, und den Tanzlustigen einen schönen Tanzsaal. Sonst gibt es noch eine Apotheke, eine Hauptwache ꝛc. Man fühlt sich überhaupt recht bald heimisch in dem netten Badeorte, und entbehrt bei mäßigen Ansprüchen kaum einen der gewohnten Genüsse und Bequemlichkeiten.

Die Quellen selbst sind von außerordentlicher, oft sogar wunderbarer Heilkraft in chronischen Krankheiten, und zwar den eingewurzeltsten, als da sind: Hautausschläge, Scropheln, Lungenschleimsucht, Gicht in vielen Formen, Contracturen, Hysterie, Mercurial-Siechthum ꝛc. Eben so wohlthätig als sich die Quellen in den eben berührten Krankheiten zeigen, eben so gefährlich werden dieselben jedoch dem Gesunden und allen denen welche sich zu acuten Krankheiten hinneigen. Außer der eigentlichen Herkulesquelle sind die Quellen alle hepatischer Natur, was sich in der ganzen Umgegend durch einen oft sehr bemerkbaren Geruch von faulen Eiern kundgibt; der Geschmack der Wasser ist bittersalzig. Man zählt überhaupt 22 Quellen, von denen jedoch nur 9 benutzt werden. Am Fuße eines ungeheuren Kalkfelsens befindet sich die oft genannte Herkulesquelle in einer Höhle, aus deren Felswand das bis zu 39° R. heiße Wasser mannsdick hervorstürzt. Die Höhle selbst, welche 12 Personen faßt, wird sehr zweckmäßig als Schwitzbad benutzt. Nach der Quelle zu Reikonés in Island ist die Herkulesquelle die ergiebigste Heilquelle Europa's, sie liefert in einer Stunde 5045 Kubikfuß Wasser. An der hintern Wand der Herkuleshöhle findet man eine kleine, von den Römern ausgehauene Herkulesstatue und unweit dieses Ortes eine ziemlich erhaltene römische Wasserleitung.

Der eigentliche Hauptstock aller Quellen von Mehadia scheint sich kaum 100 Schritt südlich von Herkulesbade unter dem Flusse Cserna selbst zu befinden. Dort vor einer Höhle, in welcher ebenfalls zwei hepatische Quellen zu Tage kommen, liegt ein Felsen in der Cserna, welcher bei niedrigem Wasserstande aus dem Wasser heraustragt; aus diesem Felsen und zwar aus einem Loche desselben springt eine Quelle mit außerordentlicher Gewalt armdick hervor, die das heißeste Wasser, nämlich von 51° R. liefert. Je weiter die übrigen Quellen von diesem Punkte entfernt liegen, um so schwächer treten dieselben auf.

Liegen die Herkulesbäder ungefähr um 5 Breitegrade südlicher als das mittlere Deutschland, so erklärt sich aus diesem Umstande leicht das dortige angenehm auffallend mildere Klima, welches schon den Feigenbaum im Freien ausdauern, den Mais zu seltener Vollkommenheit gedeihen läßt, dabei aber auch schon Scorpione in großer Anzahl gebärt, die aber keiner giftigen Gattung angehören, obschon neben ihnen die sehr giftigen Vipera Berus und Vipera amodytes im Grase lauern. Dem Fremden werden wenigstens im Anfange seines Badeaufenthaltes die Spaziergänge in den so reizenden Umgebungen der Herkulesbäder durch die unangenehme öftere Erscheinung dieser Scorpione und Schlangen sehr vergällt, doch bewährt sich auch hierbei der alte Satz: consuetudo est altera natura, denn man achtet später eben so wie die Eingebornen, kaum auf diese Schattenseite der Naturgeschichte.

Zu den interessantesten Punkten in den Umgebungen der Bäder gehört unter anderem auch die Räuberhöhle. Der Eingang in dieselbe befindet sich in der Höhe in einem Kalkfelsen und wird durch 130 Stufen erreicht. Die Natur bildete für die Räuberbande, welche hier einst wirklich hauste, mehrere sichere und sehr geräumige Localitäten, denn unter ihnen befindet sich ein Saal von 65 Ellen Länge, 16 Ellen Breite und 12 Ellen Höhe. Im Munde des Landvolkes heißt auch dieß Herkuleshad nicht anders als das Räuberbad.

Ein schöner Laubgang an der Cserna abwärts führt zum Sessemin-Thale und zur Türkenschanze, wo man den schönsten Ueberblick über das ganze Thal genießt; nennenswerth sind ferner noch die gräflich Lazar'schen so wie die Tökölischen Anlagen.

In der Nähe dieser letztern und zwar bei dem Pachthofe einer Meierei findet sich noch das einen jeden Fremden so sehr anziehende sogenannte Freilager. Es ist dieß der Ort wo die theilweise aus weiter Ferne durch die berühmten Heilkräfte der Herkulesbäder herbeigeführten fremden Völkerstämme in patriarchalisch-nomadischer Weise ihre Wagenburg aufschlagen und bei dem Gebrauche der minder besuchten Quellen ihrer Genesung entgegensehen. Der Anblick dieser Musterkarte so vielerlei fremdartiger Stämme, oft zu den malerischesten Gruppen vereinigt, und obgleich von einander getrennt, so doch in ziemlicher Eintracht neben einander lebend, das Studium der verschiedenen Sitten und Gewohnheiten, die Erclamationen in den verschiedenen Idiomen, alles dieses zusammengenommen gewährt dem aufmerksamen Beobachter ein Schauspiel und einen Genuß, die durch ihre Eigenthümlichkeiten den belebtesten und bleibendsten Eindruck hinterlassen, so verschieden derselbe auch von denjenigen gewohnten Eindrücken seyn muß, welche uns das mehr als zur Genüge bekannte und völlig ausgebeutete heimische Westeuropa in seiner Wochentagscultur zu bieten vermag.

Bemerkungen über Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Diesen Ansichten gegenüber, die wohl sicherlich in der nächsten und ziemlich langen Zukunft sich als richtig auswiesen möchten, können wir nicht umhin die eines Franzosen, Hrn. Gm. Montagut (s. Revue des deux Mondes 15 Juillet) zu berühren, weil sie einen Ton anschlagen, in den unter andern auch Mich. Chevalier, sowie mehrere bedeutende französische Schriftsteller verfallen, und den wir deßhalb nicht gerade als eine individuelle Ansicht betrachten können. Montegut hat Recht, wenn er sagt, „es sey Zeit, eine falsche Ansicht die sich seit dem vorigen Jahrhundert festgesetzt habe, zu zerstreuen, und die Vereinigten Staaten nicht mehr nach ihrer Constitution, sondern nach dem Temperament und Charakter der Bewohner zu beurtheilen.“ Temperament und Charakter eines Volks sind gewaltiger als eine willkürliche Constitution, nur darf man nicht vergessen, daß die amerikanische Constitution aus dem Temperament und Charakter des Volks sich entwickelt, und daß es jetzt sich so hineingelebt hat, daß man keines so leicht mehr vom andern trennen kann. Dieß gesteht der Verfasser selbst zu, indem er den Gründern der amerikanischen Republik, bei aller Achtung vor ihrem Charakter, ein sehr beschreidenes Maaß von Verdienst zuschreibt, da die einzige Rolle die sie hatten spielen können, die gewesen sey, „die Secretaire der öffentlichen Meinung zu seyn“, sie hätten „nichts zu gründen, sondern nur den Thatbestand zu proclamiren gehabt.“ Man kann dieser etwas barocken Aeußerung einen gewissen Grad von Wahrheit nicht absprechen; sie legt aber nur davon Zeugniß ab, daß die Constitution mit Geist und Wesen der Angloamerikaner eng verknüpft und völlig in Saft und Blut übergegangen ist.

Der Verfasser stellt England und Nordamerika trotz aller politischen Rivalität als ein immer mehr verschmelzendes Ganze dar, und zeichnet seine Entwicklung dem Continent gegenüber in ähnlicher Weise

wie Laing, und in der Allgemeinheit des Urtheils ebenso schief wie dieser. Der Unterschied beider liegt nur in der Natur ihrer Stellung, denn Laing spricht als eingefleischter Engländer, Montegut als Franzose, dem vor dem Gegensatz graut. „Die Welt“, sagt er, „schreitet jetzt auf die Demokratie los, aber auf zwei Wegen, die so verschieden von einander sind, wie die unbeschränkte Macht eines Einzigen und die unbeschränkte Herrschaft der Majorität. England und Amerika nähern sich der Demokratie durch die Freiheit und den Individualismus, die continentalen Nationen durch die Gleichheit und die Monarchie. Diese beiden scharf geschiedenen Traditionen stehen sich gegenüber und streiten sich um die Herrschaft. Unsere Radikalen werden vielleicht erstaunt sein, wenn wir sagen, daß der russische Kaiser die Demokratie besser als alle constituirenden Versammlungen der Welt repräsentire, und doch ist es wahr. Was bei uns vorgeht[1], konnte ihnen die Augen öffnen und sie belehren, wo die wahre demokratische Tradition ist. Die Könige Europa's repräsentiren jetzt nichts anders als die gekrönte Demokratie, welche die Gleichheit beschützt und die aristokratischen Individualitäten jeder Art darniederhält. Diese Art die Demokratie aufzufassen, ist allen romanischen Völkern eigen, so wie denen, welche trotz ihres Ursprungs seit langer Zeit in der Anerkennung der Herrschergewalt erzogen sind, und auf die eine oder die andere Weise durch das heilige römische Reich, wie Oesterreich, durch Byzanz und Peter den Großen wie Rußland, durch Friedrich und Voltaire wie Preußen, die Traditionen des römischen Reichs und der lateinischen Völker aufgenommen haben. Das entgegengesetzte System wird durch England und Amerika repräsentirt. Hier herrscht die Aristokratie, d. h. die Individualität in ihrer ganzen Freiheit, ohne Hemmnisse, aber auch ohne Schutz, da sie sich selbst schützt und selbst regiert, ohne andern Führer als das Gewissen, ohne andern Herrn als Gott, in religiöser und politischer Hinsicht allen Symbolen und Mittelspersonen abgeneigt, allem feind, was nicht wesentlich individuell und aus freier Einwilligung hervorgegangen ist, namentlich aber feind allen den namenlosen Kräften, den großen Heeren und großen Verwaltungsmaschinen nach römischer Weise, diesen beiden wunderbaren Werkzeugen des Zwangs und der Regierungsgewalt. Bei den andern Nationen besteht die Demokratie darin, diese Heerschaft des Individuums zu hindern, diese natürliche Entwicklung aufzuhalten und ein tyrannisches Gleichheitssystem hervorzustellen; sie hat zum Zweck, der Freiheit in ihrem Wesen und in ihren Wirkungen möglichst entgegenzuarbeiten. In England und Amerika dagegen gilt die Freiheit als das einzige Gut, als der Grundsatz der Gesellschaft, ja noch mehr als die Grundlage des Lebens, als Beweis daß der Mensch eine Seele und eine Bestimmung hat, als das Vermögen, stets neue und fruchtbare Thaten zu erzeugen, statt unaufhörlich denselben stets mechanischen und unfruchtbaren Verrichtungen unterworfen zu seyn. Nehmt einem Angelsachsen die Freiheit, und er weiß nicht mehr, ob er ein Mensch oder ein Thier ist.“

Was sagen unsere Leser zu diesem Probestück neuerer transscendentalen und fatalistischer Politik eines Franzosen? Die Zeitverhältnisse mögen einigermaßen das Colorit hinzugethan haben, aber die Sache selbst hält der Verfasser im Wesentlichen für richtig, denn er stellt in einer nicht allzu fernen Zukunft einen Kampf der beiden Systeme als unfehlbar in Aussicht. Wir brauchen indeß nicht herauszuheben, wie viel Schiefes in der Ansicht liegt, den europäischen Continent auf der einen und England mit Amerika auf der andern Seite in Schlachtordnung einander gegenüber aufzustellen, und beschränken uns auf seine über die Amerikaner aufgestellte Meinung. „Sie rühren sich jetzt“, sagt er, „um ihrerseits in die Weltangelegenheiten einzugreifen. Sie fühlen jetzt das Bedürfniß nach äußerer Anerkennung, nach dem Rausch des Erfolgs, nach der Achtung, und — wo diese fehlt — der Furcht anderer Nationen. Zu diesem Zweck sind ihnen alle Mittel recht; sie haben das Ansehen ihrer Institutionen, das Beispiel des demokratischen Erfolgs für sich. Wenn dieses moralische Ansehen, wie dieß sehr deutlich hervortritt, schwindet, dann bleibt die materielle Macht, 30 Millionen Menschen werden stets in den Angelegenheiten der Welt schwer wiegen. Die Macht des Geldes, das sie aufhäufen und um jeden Preis gewinnen, wird ersetzen, was ihnen an sittlicher Macht, an der Achtung abgeht, welche eine vielhundertjährige Existenz, eine alte Civilisation und die durch lange Uebeit über die Welt verbreiteten Wohlthaten den Staaten des europäischen Continents erworben haben. In der Sprache ihrer Repräsentanten und Publicisten heißt ein doppeltes Gefühl durch, die Freude vor jeder Gefahr sicher zu seyn, und zugleich der Wunsch Gegner zu finden. Sie suchen Händel, ohne offen und entschieden feindselig zu seyn; sie schauen sich nach Feinden um, und ihre Beredtsamkeit ist, daß sie keine finden. Mit einem Wort, sie wollen etwas thun, und wissen nicht recht was, aber der Zufall und die Gelegenheit sind gefällige Götter, von denen die Leute, die zu allem geneigt und zu allem entschlossen sind, stets begünstigt werden.“

Man kann in der That den Amerikanern ein solches Selbstgefühl zu gute halten; ein schwaches Volk von kaum drei Millionen Menschen macht sich vor 70 Jahren mit Hülfe eines europäischen Staats von der englischen Herrschaft frei, muß dreißig Jahre später noch von denselben europäischen Völkern zahlreiche Ungerechtigkeiten sich gefallen lassen, und steht jetzt, kaum vierzig Jahre nach dem Friedensschluß von Gent, wo es die hochmüthigen und ungerechten Forderungen Englands nach nicht zurückweisen konnte, in einer Stärke da, welche ihm gestattet, jetzt jede solche Ungerechtigkeit mit Nachdruck zurückzuweisen. Das ist Grund genug, mit Vergnügen und innerer Befriedigung auf die Vergangenheit zurückzublicken. Das amerikanische Volk hat von dem europäischen Hochmut, der auch in der obigen Stelle des Verfassers wieder durchbricht, hinreichend zu leiden gehabt, um in vieler Beziehung empfindlich zu seyn, und hat bis jetzt nur in Einer Beziehung diese Empfindlichkeit in Thaten übergehen lassen, nämlich in der Erklärung, daß es keine neuen europäischen Ansiedelungen auf amerikanischem Boden, und keine europäischen Einmischungen in amerikanische Händel dulden werde. Dabei aber hat es sich auch von den europäischen Händeln so feene wie möglich gehalten, und wird sich, wenn nicht seine Interessen geradezu verletzt werden, auch künftig davon fern halten, gewiß aber sich Gewaltthätigkeiten, wie sie während des Kriegs zwischen England und Frankreich gegen die nordamerikanische Flagge geübt wurden, nicht mehr gefallen lassen; sie werden keine fictiven Blokaden mehr anerkennen, sondern in jeden ihnen befreundeten Hafen, falls nicht ein fremdes Kriegsschiff davor liegt und sie zurückweist, einlaufen; sie werden die Freiheit der Meere eifersüchtig bewahren, und werde von französischen noch englischen Flotten sie verletzen lassen. Insoweit werden sie auf die künftigen Schicksale Europa's allerdings einen Einfluß ausüben, den sie in den vorigen Kriegen nicht ausgeübt haben, und wozu in den letzten 36 Friedensjahren keine Gelegenheit war. Sie werden sich, wie in den frühern Kriegen, sehr wenig datum küm-

[1] Das heißt, die jetzige napoleonische Gewaltherrschaft.

mern, ob in Frankreich ein Kaiser, ein König oder ein republikanisches Haupt herrscht, sondern jede faktische Gewalt als das Ergebniß des passiven oder activen Volkswillens anerkennen, im übrigen aber sich nicht um die europäischen Verhältnisse kümmern wenn auch ein paar Dutzend Meetings sich für oder gegen ein europäisches Ereigniß aussprechen sollten. Dagegen möchte auch der allenthalben mit seiner Einmischung schnellfertige Prinz Ludwig Napoleon mit seinem merikanischen Conservations- und Restaurationsplan sehr ungeneigte Gehör und eine ziemlich vernehmlich klingende Abweisung finden, so sehr dieß den französischen Stolz verletzen mag. Solche Betrachtungen mögen die unfreundliche Stimmung, die sich in den französischen Schriften so häufig bemerklich macht, erklären.

(Schluß folgt.)

Eine Station im indo-chinesischen Meere.

Die Häfen Ning-po, Tschu-San und Amoy.

III.

In Europa, wo man noch glaubt, die chinesische Nationalität erhebe unter dem Joche der Mandschu, schreibt man hauptsächlich der Furcht einer Dynastie, die auf dem usurpirten Throne nur schwach befestigt ist, das Vereinzelungssystem zu, in welches das himmlische Reich sich einzuschließen versucht. Es wäre der Wahrheit getreuer, für diese Politik die thörichten Vorurtheile der Schüler des Confucius verantwortlich zu machen. Die chinesischen Gelehrten verachten den Occident; sie sind so sehr überzeugt, daß Leute welche ihre Grade erlangt haben durch eine Abhandlung über das Buch der Lieder (Schi-king), oder das Buch der Annalen (Schu-king), nichts mehr von europäischen Doctoren lernen können. Die Tataren sind nicht im demselben Maße von dieser feindlichen Vigotterie angesteckt, und werden oftmals neugierige Blicke auf die unbekannte Welt, wo ihr Brüdervolk Geist neue Aufschlüsse ahnt. Die fremden Gesandten, welche zu wiederholtenmalen die Kaiser an dem Hofe zu Peking empfingen, hatten stets die tatarischen Mandarinen zu rühmen, während sie sich dagegen über die chinesischen beklagten. Dieser Contrast ist allen Diplomaten, allen Officieren aufgefallen, welche die Unterhandlungen von Nan-king mit Pampu in Verbindung mit chinesischen Behörden gesetzt haben. Man wäre daher versucht zu bedauern, daß das eingeborne Element fortfährt, im himmlischen Reiche die Oberhand zu behaupten, ungeachtet einer zweifachen Eroberung. Der Einfall der Barbaren flößte den herabgekommenen Römern ebenes Blut ein, während dieß in China nicht geschah. Die Mandschu haben sich vor einer Civilisation gebeugt, der sie lange tributpflichtig gewesen; sie wurden die Schüler des besiegten Volkes und haben nach dem Ruhme der Gelehrten gestrebt. Ihr Geist, von Natur lebendiger und dem Fortschritt geneigter als der der Chinesen, mußte sich dem Joch eines ansprruchsvollen Schendenlans unterwerfen. Die Mongolen waren wildere Eroberer als die östlichen Tataren. Ihr Verweilen in China war nur eine militärische Besetzung. Sie lebten im Anfange in Lagern, von ihren Rennern und ihren Heerden umgeben; dann durch die Verfeinerung der chinesischen Lebensweise angezogen, brachen sie ihre Zelte ab, und ließen sich in den Städten mitten unter einem schlauen und im Verrath geübten Volke nieder. Plötzliche Empörungen überraschten sie in unklugem Zutrauen. Auf einigen Punkten setzen sie den Rebellen einen verzweifelten Widerstand entgegen; aber als 1352 der Gründer einer neuen Dynastie aus einem Bonzenkloster hervorgegangen, sich den Aufrührern angeschlossen und den Jangtsekiang überschritten hatte, konnte man die Sache der Mongolen für verloren ansehen. Fünf Jahre später nahm der Kaiser Schunti mit den Trümmern seines Heeres den Weg nach Norden und die Enkel des Genghis-chan leben seit jener Zeit wieder unter ihren Filzzelten

Ning-po, das mit Hong-tsche-fu die Wohlthaten der Dynastie der Sung getheilt hatte, trug nur mit Ungeduld das Joch der Mongolen. Diese Stadt war die erste, welche die Fahne des Aufruhrs erhob. Die Eroberer fielen unter dem Schwerte der Rebellen oder erkauften ihr Leben um den Preis ihrer Freiheit. Man behauptet, daß von jenem Tage an die Abkömmlinge der stolzen Tataren zu Ning-po eine niedrige Kaste bildeten, mit der selbst der ärmste der Chinesen sein Blut nicht vermischt haben würde. Dieser geächteten Kaste sollen auch die Kulis angehören, welche von acht Uhr des Morgens an unsere Tragsessel von einem Ende der Stadt zum andern fördertem. Wir kehrten erst bei Sonnenuntergang zu unserm Schiffe zurück. Während drei Tagen waren wir bemüht die Größe und das Elend von Ning-po zu beschauen. Die zwei oder drei Straßen, welche der Sroly einer Stadt sind, reichen nicht hin, ihr einen besondern Rang unter den übrigen Städten des Reichs zu verschaffen. Einige Schritte von diesen breiten Straßen, in denen die Menge sich hinwälzt, wie ein Fluß in tiefem Bette, trifft man die winklichten Gäßchen von Schang-hai wieder, und die Elenden, denen man sich für immer entfernen glaubt. Es gibt gewisse Dinge, durch die der Fremde, welcher beobachtet und urtheilt, sich leichtlich verführen läßt; die Sittenverderbniß kann von Anmuth begleitet seyn, und diese, mit dem Laster verbunden, hat schon oft die strengsten Sittenrichter entwaffnet; aber das chinesische Weit, wenigstens das, welches die Städte bewohnt, hat nichts was in unsern Augen seine Schwächen entschuldigen könnte. Es gibt keinen Menschenstamm auf Erden, dessen Gewohnheiten verächtlicher erschienen und der in seinen Neigungen durch die Armuth mehr verkommen wäre.

Wir kannten nun die Stadt Ning-po, hinreichend und waren begierig in den Gegenden, welche der Yung-kiang durchströmt, ein minder trauriges Schauspiel aufzusuchen. M. Sullivan hatte die Gefälligkeit noch einmal das schwimmende Haus zu unserer Verfügung zu stellen, das uns in einer abscheulichen Nacht an den Ufern des Flusses gelandet hatte. Bevor wir uns jedoch auf den Weg machten, mußten wir einem officiellen Bankette anwohnen, welches die Bayarischen veranstaltet hatten.

Am 20 Februar begrüßten wir die Ankunft des Mandarinen Schanin, General zu Wasser und zu Lande, Befehlshaber der Streitkräfte in der Provinz Tschi-kiang, einen Mandarinen erster Classe, mit rothem Knopfe. Ein Ordonnanzofficier begleitete den Tatarengeneral, dem eine Unpäßlichkeit des Gouverneurs von Ning-po an jenem Tage den ersten Rang überließ. Dem General folgten mehrere andere Mandarinen, mit blauen und krystallenem Knöpfen. Sie vertreten das chinesische Element neben dem der Mandschus, und die bürgerliche Behörde neben der militärischen. Die Mahlzeit, welche so viele Arbeit und Kosten veranlaßt hatte, war ziemlich traurig und einsylbig, denn die Mandarinen fühlten sich unter diesem Dache, welches die Altäre und die Priester des „Herrn des Himmels“ beherbergt, keineswegs behaglich. Alle ihre zudringliche Höflichkeit reichte nicht hin den moralischen Zwang zu verbergen, dem sie gefolgt waren, indem sie für einen Tag ihre eingefleischten Vorurtheile abgelegt hatten. Franzosen wie Chinesen sahen mit demselben Verlangen dem Ende dieses Gastmahls entgegen, und sammelten ihre Kräfte zu einem letzten Tschin-tschin, das wir mit einem aufrichtigen „Gott besohlen“, begleiteten.

(Schluß folgt.)

Verfälschung von Nahrungsmitteln. Man schrint in England dieser zum Theil sehr weit getriebene Verfälschung auf den Leib zu gehen, wird aber dabei eine wahre Sisyphusarbeit haben. Die belgische Unions Medicale (s. Journ. du Comm. d'Anvers. 10 August) meldet über den Cayenne-Pfeffer folgendes: „Bekanntlich spielt der Cayenne-Pfeffer unter den Gewürzen in England eine sehr große Rolle. Die Sanitätscommission, welche ihre Forschungen über die Verfälschungen der Nahrungsmittel verfolgt, hat gefunden daß der Cayenne-Pfeffer unter 28 Proben 24mal verfälscht war, und zwar 22mal durch färbende Mineralien. In dreizehn Proben fand sich Mennim, in sieben andern eisenschüssige Erde, in einer andern Zinnober, und in vielen andern Fällen fanden sich diese Verfälschungsmittel vereinigt. Man kann daraus ersehen was es heißt, wenn man in dem Verkauf der Nahrungsstoffe alles dem Laissez-faire überläßt.“

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 196. 16 August 1832.

Die Juden im Caucasus.

(Asiat. Journal des Minist. der Volksaufklärung. Jun.)

Trotz der allgemeinen Aufmerksamkeit, welche Gelehrte und Schriftsteller dem Caucasus und seinen Bewohnern zuwenden, hat man die dortigen Juden doch vollkommen vergessen. Und doch bietet ihr Leben, ihre Sitten, Gewohnheiten und die Stellung, die sie unter den Bergvölkern einnehmen, viel Merkwürdiges dar, das sie stark von allen ihren andern Glaubensgenossen unterscheidet. Ihre Zahl in den Bergen des Caucasus ist schwer zu bestimmen, man weiß nur, daß der größte Theil die Berge Ossetiens, Abchasiens und Tuschetiens bewohnt. Die ossetinischen Juden gehören ohne Ausnahme zur Secte Uri; sie haben keinen Begriff von Bibel und Talmud, und führen ein Leben wie ihre Nachbarn, die Ossetin. Dagegen unterscheiden sich die abchasischen Juden, obwohl sie den Charakter, einige Sitten und Gewohnheiten der Bergstämme angenommen haben, doch scharf von den Eingebornen durch ihre Neigungen, ihre sittliche Reinheit und ihre Vorliebe für ein ruhiges aufsäßiges Leben. Sie halten sich für Nachkommen der krimischen Karaiten, welche im 15ten Jahrhundert aus Fanagoria in der Krim auswanderten und sich unter den transkubanischen Stämmen niederließen. Anfangs wurden sie sehr gut aufgenommen, da man in ihnen erfahrene Waffenschmiede sah und sie die Bereitung des Pulvers kannten. Da sie sich jedoch in einzelnen Familien niederließen, so wurden sie bald in ein Knechtsverhältniß hinabgedrückt. Gewöhnlich fand man neben fünf oder sechs Wohnungen von Eingebornen auch eine oder zwei jüdische Familien, die für die Bergbewohner arbeiten mußten. Aber es kam noch schlimmeres über sie. Der mohammedanische Prophet Scheich Manjur, der die Tschetschna (im vorigen Jahrhundert) in Aufstand brachte, kam auch in die Abchasiens. Nun begannen bald die Heiden, bald die Christen, bald die Moslems die Uebergewalt zu bekommen; die türkischen Kaufleute, denen die Geschicklichkeit der Karaiten den Handel schmälerte, reizten das rohe Volk gegen die Juden auf, und viele derselben starben unter Martern, selbst den Tod auf dem Scheiterhaufen.

Da trat ein gewisser Joseph Kabst auf, der Sohn eines Schmieds und selbst ein Schmied. Als Knabe war er nach der Tschetschna verkauft worden und hatte dort in Knechtschaft auf den Höfen des Fürsten gelebt. Er besaß einen glühenden, festen unternehmenden Geist, verließ endlich seinen Herrn, und wanderte nun als tschetschnischer Schmied zehn Jahre von Aul zu Aul. Auf dieser Wanderung sah er allenthalben die Knechtschaft seiner Brüder, und bald wurde der Gedanke, sie zu retten, das Ziel seines Lebens. Aber vorsichtig und erfahren, wie ihn sein bewegtes Leben gemacht hatte, verschloß er den Gedanken in sich, schliff ruhig die Dolche der Bergbewohner und polirte ihre Gewehre. Mit einemmal aber erhoben sich auf seinen Ruf die Juden, erwehrten sich ihrer Bedränger und zogen auf seine Einladung nach den Felsen von Sogden in Abchasien. Binnen kurz Monaten brachte Kabst hier mehrere Tausend der unglücklichen Karaiten zusammen, und im Laufe von zwei Jahren ordnete er seinen jungen Staat auf eine Weise, daß noch jetzt die Umwohner ihn bewundern, und daß die Juden, kurz zuvor noch geknechtet und verachtet, jetzt ein Gegenstand der Ehrerbietung und des freundlichen Benehmens der Bergvölker geworden sind. Kabst kannte die Unwissenheit der letztern und die Geschicklichkeit der Karaiten in allen Handwerken, und schuf jedes Haus in den drei von ihnen bewohnten Auls in eine Werkstätte um. Jetzt kamen die Bergbewohner herbei, kauften bei ihnen Pulver, ließen sich Kleider machen und Gewehre putzen. Die Juden benahmen sich gegen sie freundlich und gastfrei, aber stets mit Mißtrauen. Selbst bei den wichtigsten Handelsgeschäften dürfen nie mehr als neun Bergbewohner in einem der Auls von Sogden zugleich erscheinen, und auch diese ohne alle Waffen; zugleich werden stets Schildwachen ausgestellt, und kein Jude darf je das Gebiet des Auls verlassen, bei Strafe ewiger Ausweisung.

Bemerkungen über Nordamerika.

(Schluß.)

Ueber einen andern Punkt wollen wir mit dem Verfasser nicht streiten, können ihm aber keinen sonderlichen Glauben beimessen. Dieß ist die immer größere Annäherung und Verschmelzung der Engländer und Amerikaner; ihm muß diese Annäherung sehr plausibel erscheinen, da er England und Amerika dem europäischen Continent gegenüberstellt, uns aber will bedünken daß die Engländer gerade sich rüsten, dem zerfahrenen Wesen der amerikanischen Staatseinrichtungen — eine Zerfahrenheit, die in ihren Verhältnissen liegt — mehr und mehr eine fest geschlossene Nationalität entgegenzustellen. Ob dieß gelingt, ist eine andere Frage: es gibt amerikanische Tendenzen in England, aber noch sind die conservativen Kräfte Altenglands überwiegend, und es ist eher möglich, daß letzteres von seiner politischen Höhe durch Mitwirkung Amerika's herabgestürzt wird, als daß es seine durch Jahrhunderte gefestigten Institutionen so leichten Kaufs aufgibt.

Die Zerfahrenheit des amerikanischen Wesens, der ungeschränkte Wandertrieb, namentlich in den Yankees, bedroht, wenn nicht die Union, doch die innern Verhältnisse mit mancherlei Gefahren. Man hat schon mehrfach bemerkt, daß die Deutschen in Amerika einen weit festhaltern Geist zeigen als die Angloamerikaner; daß

sie in den westlichen Staaten, eben so wie in Pennsylvanien, einen ziemlich bedeutenden Theil des Bauernstandes bilden, wenn gleich die größern Güter mehr im Besitz von Angloamerikanern sind; aber ein solider, zahlreicher Bauernstand ist eine große Macht, und wenn auch die politische Gewalt jetzt noch ziemlich allenthalben in den Händen der Angloamerikaner ist, so muß doch die Zahl der Deutschen mehr und mehr sich geltend machen. Die Gewaltsamkeit, mit welcher die Angloamerikaner bereits an mehreren Orten auftreten, ist gerade der Beweis daß sie der Herrschaft nicht überall mehr gewiß sind, und das in Amerika unaufreibbare Selfgovernment muß nothwendig seine Früchte tragen; man vergesse nicht, daß die zahlreiche Einwanderung der Deutschen erst ein Menschenalter dauert, und daß die Einwanderer des vorigen Jahrhunderts im Wesentlichen ihr deutsches Gepräge erhalten haben; die Abgeschlossenheit, und gerade herausgesagt, die Borniertheit des deutschen Bauers macht, daß er angemein zäh an seinem Wesen und seiner Sprache klebt, sofern er nicht durch eine überwiegend englische Umgebung sie verliert. Man hat in England bemerkt, daß die Pächter, welche im Wesentlichen dort die Stelle unserer Hofbauern vertreten, oft durch mehr Generationen hindurch den Pacht der Güter behalten, als die adeligen Besitzer ihr Eigenthumsrecht. Diese Zähigkeit des Bauernstandes, die natürlich bei eigenem Besitz noch viel größer ist, muß seine Früchte tragen, und wird in manchen Strichen den Deutschen im Gegenstatz gegen die Angloamerikaner das Uebergewicht verschaffen. Dieß muß in Amerika die Bildung eines eigentlichen Nationalgeistes sehr erschweren, und in Verbindung mit dem Selfgovernment auf der einen und der unbändigen Wanderlust der Yankees auf der andern Seite eine Lockerheit des Staatsverbandes erhalten, die, für jetzt noch ohne Nachtheil, später, wenn die Racenfragen unabweislich aufs Tapet kommen, sich sehr störend erweisen kann. Wenn es wahr ist, wie Arthur Cunyghame behauptet, daß die Städte im Westen dermaßen zunehmen, daß das Gewicht der Macht, welches jetzt noch entschieden im Landvolk liegt, auf die Städte übergeht, so dürfte hier der Grund zu spätern innern Unruhen liegen.

In England hat die englische Nationalität ein entschiedenes Uebergewicht über die celtische, und letztere wandert vollends mehr und mehr aus Irland aus, um durch Engländer und Schotten ersetzt zu werden. Das englische System der großen Güter und des Uebergewichts derselben im Lande ist in der ganzen regierenden Classe Englands eingewurzelt, und trotz der numerischen Ueberlegenheit der Städtebevölkerung wird sie doch noch auf geraume Zeit hinaus nicht die politische Uebergewalt erlangen. Darin liegt ein Hauptzug der Nationaleigenthümlichkeit der Engländer, denn mit dem Uebergewicht des Systems der großen Güter wird auch das aristokratische Gepräge der Gesellschaft sich erhalten. In Amerika, wo das System der Vertheilung der politischen Gewalt nach der Kopfzahl gilt, wird sich, wenn die Städte ein politisches Uebergewicht erlangen, ein Kampf zwischen der zähen Unbeugsamkeit eines reichen, oder wenigstens sehr wohlhabenden und kräftigen Landvolks mit der Städtebevölkerung entspinnen. Dieß kann sich sehr verschlimmern durch zwei Umstände: erstens dadurch daß an manchen Orten das Landvolk hauptsächlich aus Deutschen bestehen wird, und zweitens durch die Religionsverhältnisse. Die Deutschen haben, wie schon erwähnt, bei weitem nicht den „Nomadismus" der Angloamerikaner. Dieser ist, wie Montegut sich sehr richtig ausdrückt, „ein wahres Laster, und nach der Sklaverei wohl die größte Geißel der Union. Wenn die Sklaverei das auflösende Element der Union ist, so hindert der Nomadismus die Organisation der Gesellschaft, er fördert den materiellen und hauchstheilig den moralischen Fortschritt; er hindert die Bildung der Gewohnheiten und Sitten, der Anhänglichkeit an das Bestehende, der dauernden Verbindung unter den Menschen; darum gehen die Vereinigten Staaten immer vorwärts ohne sich zu organisiren, und sie vergrößern sich ohne aus dem Zustand einer wirren Menschenanhäufung in den eines Volks und einer Nation überzugehen." Hier legt indeß Montgut dem Nomadismus zu viel, und der Macht der nationalen Verschiedenheiten zu wenig Gewicht bei. In dem weiten Raum drängen sich die Menschen nicht, und was nicht zusammenpaßt, kann sich ausweichen; darum werden im Schooße der einzelnen Staaten verschiedene Gruppirungen entstehen, und wenn erst über die Vereinigten Staaten noch einige Jahrzehente hingegangen seyn werden, dann müssen diese Gruppirungen, deren Verschmelzung durch das Selfgovernment sehr erschwert ist, sich geltend machen. In den Städten mag dann eine englische oder englisirte Bevölkerung herrschen, auf dem Lande kann sich vielleicht eine ganz andere in Mehrzahl enthalten haben.

Die andere Seite, welche zu innerem Unfrieden führen und wenigstens als Nebenursache zur Schärfung innerer Streitigkeiten beitragen wird, sind die Religionsverhältnisse. Wir kommen hier allerdings zu einem ganz andern Schluß, wie die meisten andern Beobachter, denen wir Recht geben würden, wenn es sich um eine homogenere Bevölkerung handelte. Der Staat, d. h. die Union, kümmert sich gar nicht um die Religionsverhältnisse, wohl aber, und das ist ein Hauptgrund des Irrthums, die einzelnen Staaten. Allerdings hat die „Indifferenz des Staats die unvermeidliche Folge, daß die Secten tolerant seyn müssen", und dieß geht in Gemäßheit des Freiwilligkeitsprincips so weit, daß wenn eine Secte im Sinken ist, sie dieß keineswegs der Feindseligkeit der andern zuschreibt, sondern, wie Dr. Wayland, eine Hauptstütze der Baptistenuniversität in Rhodeisland, sagt, bekennen, „daß sie dem Publicum nicht den Unterricht geben den es verlangt, daß die Art der intellectuellen Waare die sie biete, nicht diejenige ist wie der moralische Markt der Jetzzeit sie verlangt." Dieser für den kaufmännischen Geist der Bevölkerung höchst bezeichnende Ausdruck beweist allerdings, daß man religiöse Ansichten aus demselben Geschichtspunkt zu betrachten angefangen hat, wie jede andere politische oder commerzielle Ansicht überhaupt, und der Glaube muß sinken. Der christliche Ideismus, wie ihn Channing, Emerson und Parker predigten, ist die natürliche Folge dieser Ansichten, und Johnston schließt daraus auf eine bevorstehende Zeit des Unglaubens und Unchristenthums. Uns dünkt mit Unrecht. Dieses Sichaneinanderreiben der Ansichten, dieses Uebergewicht des städtischen Lebens hat noch zu allen Zeiten und an allen Orten — man blicke z. B. nur auf den Zustand der chinesischen Städtebevölkerung — die Indifferenz erzeugt, und der christliche Theismus eines Parker oder Channing ist nur die leichte, vielfach auch die heuchlerische Tünche, die darüber gebreitet ist. Allein auf dem Lande ist dieß anders; hier halten, wie alle festgewurzelten, ererbten Meinungen, auch die religiösen Gefühle weit stärker, und der christliche Geist wird sich erhalten, wenn er in den Städten schon in weitem Umkreis untergegangen ist. Dann kommt die Zeit, wo den Amerikanern „das tiefere Verständniß der europäischen Kämpfe aufgehen wird", d. h. dann werden sie selbst in die Nothwendigkeit versetzt werden, die religiösen Meinungsverschiedenheiten vom politischen Standpunkte aufzufassen, und sie auszugleichen. Man täuscht sich, wenn man das Glaubensschisma in Amerika so hoch

anschlägt; Episcopalen, Presbyterianer, Baptisten können sehr ruhig neben einander bestehen, Tunkers und Shakers sind und bleiben religiöse Excentricitäten, aber wenn mit der Zeit das katholische Autoritätsprincip mit dem protestantischen Freiwilligkeitssystem in Conflict kommt, dann werden Scenen eintreten wie mit den Mormonen, die nur ein Vorspiel, freilich ein grelles, solcher Zwistigkeiten sind. Solange freilich die Amerikaner sich noch in der Weise physisch ausbeuten können, wie dieß jetzt der Fall ist, solange eine verfolgte Religionssecte, wie die Mormonen, ohne weiteres auswandern und einen Staat für sich gründen kann, ist die Noth und Verlegenheit noch nicht groß.

Wir wollen mit diesen Bemerkungen weiter nichts sagen, als daß Amerika vorerst eine materielle, größtentheils auf friedlichem Wege zu lösende Aufgabe hat, in der es nicht durch unvernünftige, aus Muthwillen gesuchte Händel mit Europa sich stören lassen wird, und daß es in dem Maaße als es diese Aufgabe vollendet, auch für Europa minder gefährlich werden wird, weil dann die in seinem Innern schlummernden Keime des Unfriedens sich mit der Tüchtigkeit der Bevölkerung entwickeln werden. Amerika wird für Europa in doppelter Beziehung wichtig bleiben: einmal in materieller Hinsicht durch die Erschließung eines nur in den größten Umrissen entdeckten und gekannten Welttheils, was von außerordentlicher Rückwirkung auf die industriellen Verhältnisse und den Handel Europa's werden muß, andererseits in geistiger Beziehung durch die Art, wie es mit den gegeneinanderstoßenden Racen- und moralischen Elementen verfahren wird, deren heftigerer Zusammenstoß es jetzt noch oben durch die Zerfahrenheit und Lockerheit seines Staatsverbandes vermeidet. An eine thatsächliche Einmischung in die europäischen Verhältnisse ist wohl vors erste nicht zu denken, wenn gleich vorübergehende Störungen des guten Vernehmens mit den Seestaaten nicht ausbleiben werden und nicht ausbleiben können.

Ueber die Auffindung von Uephrit in Ostsibirien.

Der Nephrit oder sogenannte Nierenstein ist schon seit alten Zeiten durch die Arbeiten bekannt, welche in den ägyptischen Gräbern aufgefunden wurden. In neuerer Zeit hat man allerlei aus Nephrit gefertigte Gegenstände aus China, Indien und der Türkei gebracht, aber die eigentlichen Lagerungen des Gesteins in diesen Ländern sind nicht mit Sicherheit bekannt. Seit einiger Zeit hat man auch in Europa Nephrit gefunden, und in neuester Zeit in Rußland, im Gouv. Irkutsk und im Kaukasus; Proben davon werden in dem Museum des Bergingenieurcorps aufbewahrt. Am Ende des Jahres 1850 wurde der Collegiassecretär Permikin auf Veranstaltung des Departements der Staatsgüter nach Ostsibirien geschickt, um dort fertige Steine aufzusuchen für die kaiserliche Steinschneiderei in Peterhof, welche die unter dem Namen der „Florentinischen Mosaik“ bekannten Arbeiten liefert. Man hatte dabei auch den Nephrit im Auge, der durch seine grünlichen Schattirungen ein sehr werthvolles Material für die genannten Mosaikarbeiten bietet. Schon vor dreißig Jahren haben mehrere sibirische Jäger sich nach den Gegenden gewagt, wo man Nephrit zu finden hoffte, sie kamen aber nur bis zur Mündung des Onot und den Onot aufwärts an Orte, die leicht zu durchwandern sind. Hr. Permikin drang viel weiter in so abgelegene Gegenden, daß selbst nur wenige Tungusen im Winter auf Schneeschuhen zur Jagd dahin gelangen, im Sommer aber noch niemand so weit gedrungen ist. Seine Anstrengungen wurden mit Erfolg belohnt: von seiner ersten Reise brachte er mehr als 17 Pud Nephrit mit, und von der zweiten 75 Pud in 12 Stücken, und davon 25½ Pud in 11 Stücken uns 50 Pud in Einem Stück, das aber wegen seiner Größe nicht nach Irkutsk gebracht werden konnte. Die Stellen wo er diese Stücke fand, sind aber indes Hrn. Permikins Meinung nicht die eigentlichen Lagerungsorte, und diese wollte er in einer neuen Reise aufsuchen. (Journ. des Minist des Innern. Februar.)

Eine Station im indo-chinesischen Meere.

Die Häfen Ning-Po-Tschu-San und Amoy.

III. (Schluß.)

Um 10 Uhr Abends zogerten wir nicht länger, unser Vorhaben anzuführen, und begaben uns nach der Bucht der englischen Consuls, während der Regen in Strömen fiel. Beim ersten Versuch den wir machten, dem Schiffspatron unsern Meisterplan auseinanderzusetzen, sagte uns dieser chinesische Patinurus: „mi sabi, mi sabi.“ so blieb uns nichts übrig als uns schlafen zu legen, was wir thaten, bis es Tag wurde. Einige Minuten vor Sonnenaufgang begaben wir uns auf das Dach der Gondel, um von dieser Höhe herab die Topographie des Landes zu studiren. Unser Fahrzeug schwamm auf einem breiten Canale zwischen fruchtbaren Reisfeldern hin. Eine ungeheure Fläche dehnte sich vor uns aus und verlor sich an einer Bergkette, der wir uns eilig nahten. Nebenliche Canäle durchzogen den aufgeschwemmten Boden nach allen Seiten und bildeten ein unentwirrbares Netz. Taucher und Wasserbüffel schwammen zutraulich in dem Bereiche unserer Jagdflinten. Der chinesische Staat oder die blaue Esser von Ning-po zog in ungleichem Fluge über unsere Häupter hin. Der Regen hatte aufgehört, aber die Gipfel der Berge umhingen noch Wolken, und ein Nebelschleier deckte den Himmel. Diese Landschaft, welche ein Sonnenstrahl erhellert haben würde, sah düster und traurig aus. Wie unsere Bootsführer die Gebirge wandern mochten wollten, der wir immer näher kamen, war uns noch ein Räthsel. Der Canal verengerte sich indeß zu einem Graben, und unsere Verlegenheit wurde noch größer als wir zu einem Dorfe gelangten, dessen Häuser unsern Weg völlig versperrten. Noch einige Ruderstöße und unsere Zweifel waren am Ende; der Canal hörte hier gänzlich auf, und da wir im Sinne hatten Seen zu besuchen, so konnte es nicht auf diesem Wege geschehen. Unsere Bootleute waren aus Land gesprungen und hatten uns unserm Schicksal überlassen; wir riefen die unhöflichen Gesellen zurück und versuchten uns mit ihnen zu verständigen. „Ihr seyd an Ort und Stelle“, sagten sie. Aber wo sind denn die Seen, die Tempel, welche man uns versprochen hatte? Wo die Aussichtspunkte, welche man uns gezeichnet, die Bergen, welche uns anstehen sollten? Ihr Elenden! habt unser Vertrauen getäuscht, uns im Schlafe hieher geführt! . . . “ Nun galt es einen Entschluß zu fassen. Was sollten wir thun, um auf den rechten Weg zu gelangen; auf welchem Pfade waren die Seen zu erreichen? Der alten müssen wir nach Ning-po zurückkehren.

Nun theilten sich die Ansichten; einige von uns wollten wohl zurück, aber um dort zu bleiben; andere beschlossen das Unternehmen zu Ende zu bringen, indem sie den Wahlspruch der englischen Seesoldaten anführten: Per mare, per terram. Nun muß man wissen daß in allen chinesischen Dörfern die Reisenden gegen Bezahlung Tragsessel und Träger anspreche können, wie bei europäischen Posten Wagen und Pferde. Indeß hat dieses Recht seine Gränzen, da ein Dorf zwei bis drei Sänften, ein anderes nur eine liefern muß. Man machte den Vorschlag auf Tragsesseln den Berg zu übersteigen, da hinter demselben Seen und Tempel liegen sollten; aber wir konnten zu fünf und der Vorsteher des Dorfes, der Lopao, konnte uns nur deren zwei verschaffen. Wir mußten daher diesen schönen Plane entsagen, umsomehr, da in demselben Augenblick ein furchtbarer Regenguß unserer Unentschlossenheit ein Ende machte. Wir wurden nun einig nach Ning-po zurückzukehren, um den folgenden Tag die Bayonnaise zu erreichen.

Da uns noch Zeit übrig blieb und der Wind uns leicht vor Sonnenuntergang nach Ning-po fördern konnte, kerten wir in dem Dorfe um, der, das aus einer Gruppe von etwa 60 Behausungen bestand, welche zwischen Gärten und Reisfeldern zerstreut lagen. So gelangten wir zu dem Eingang eines weiten Schuppens, dessen ganze Länge ein Tisch einnahm. Kalte Speisen und Reisnäpfe auf demselben erklärten die Gegenwart der Menschenmenge, welche in diesem dunklen Saale versammelt war, der sein Licht nur durch die Thüre erhielt, in welcher der Wind sich heulend fing. Jener der Umwesenden hatte den Kopf mit weißem Linnen umwickelt; einige trugen statt aller Kleidung nur einen Kittel von grober Leinwand, der sie wie ein Leichentuch umhüllte. Wir

waren schon zu sehr mit chinesischen Gebräuchen vertraut, um an diesem Anzeichen nicht alsobald die Zurückkunft zu einem Leichenmahl zu erkennen. Ein junger Mann, dessen Trauerkleid uns als einen der nächsten Verwandten, den Sohn oder Enkel des Verstorbenen bezeichnete, nahte sich uns, die wir ehrerbietig an der Thüre standen, und ihn uns mit sanftem wohlwollendem Wesen, ohne Verlegenheit oder Zudringen, mit anmuthiger Gebärde ein, an diesem traurigen Mahle Theil zu nehmen. So überraschend und diese Gastlichkeit war, hielt uns dennoch das Gefühl zurück, durch unsere Gegenwart vielleicht das Begehen der frommen Feier zu stören.

Die Wissenschaften nehmen ohne Zweifel in der Organisation des chinesischen Gesellschafterbandes eine wichtige Stelle ein; allein die Chinesen pflegen dieselben nicht durch neue Forschungen, sondern einzig indem sie ihr von ihren Vätern überkommenes Wissen auf ihre Nachkommen übertragen. Seit Jahrhunderten überliefern sich die Gewohner des himmlischen Reiches dieselben Begriffe und dieselben Ansichten von irdischen und himmlischen Dingen. Es ist dies übrigens nothwendig bei einer Regierung, welche ihre Hauptstütze in der Familie sucht, und als Grundsatze der obersten Macht das väterliche Ansehen annimmt. „In China, sagten uns die Missionäre, welche wir befragten, wiederholt, ist der Vater in den Augen seiner Kinder gleich einer häuslichen Gottheit. Nicht allein wird seinen Befehlen pünktlich Gehorsam geleistet, man verehrt ihn auch in seinen Launen." Diese Gewohnheiten frühzeitiger Unterwerfung erzieht keine aufsehrerischen Geschlechter; auch haben die Chinesen mit mehr Bestand, als irgend ein anderes Volk, die Wohlthaten des Friedens genossen. Anstatt des religiösen Gefühls ist die kindliche Verehrung, zu der Höhe einer politischen Institution erhoben, das Bindemittel dieser ungeheuren Monarchie geworden. Um friedsame Unterthanen zu gewinnen, hat die chinesische Regierung jedem Familienvater fügsame und ehrerbietige Kinder gegeben. Dem Aufstreben der Natur hat sie sozusagen ein rechtliches Gefühl zubestimmt. Die Ausübung der heiligsten und auch der süssesten Pflicht haben die Gesetzgeber des himmlischen Reiches unter die Aufsicht der Polizei gestellt. Mehr als ein hoher Beamter wurde abgesetzt wegen nachlässigen Leidtragens, und wenn man die Gerichtshöfe besucht, sieht man nur allzu oft junge Leute, die ein erzürnter Vater vor den Vorsitzerichter schleppt. Diese Verehrung, womit das Staatsoberhaupt den Familienvater zu umgeben Sorge trägt, soll nach seinem Willen ihn auch ins Grab begleiten. Der Ritus der Leichenbegängnisse wurde durch das Tschu-si mehrere Jahrhunderte vor Confucius festgesetzt; der Buddhismus hat ihnen nur seine abergläubischen Gebräuche beigefügt. Sobald ein Chinese dem Tode nahe ist, legt man ihm ein Stück Geld in den Mund und bereit sich ihm Nase und Ohren zu verstopfen. Kaum hat er den Geist aufgegeben, so wird ein Loch in das Dach gebrochen, um den Seelen einen Ausgang zu gewähren, deren nach dem Ausspruch der Bonzen jeder Mensch drei besitzt, die sich von ihrer irdischen Hülle befreit haben. Der älteste Sohn begibt sich nach der nächsten Quelle und schöpft Wasser daraus, das er, um weiß Gott wie viele Papierstreifen, irgend einem höllischen Dämon abkauft, ein heiliges Wasser, mit dem man allein Gesicht und Körper des Verschiedenen abwaschen darf. Die Bonzen sind ihres mit ihren Tam-tams und Cymbeln herbeigeeilt. Sie verfassen und weihen das Täfelchen der Seele, eines der geheimsten Mysterien der buddhistischen Religion. Auf diesem Täfelchen, in welches der Meister des Tischlers einen kurzen Denkspruch eingegraben hat, wird eine der Seelen, die entflohen sind, ihren Wohnsitz nehmen. Eine andere wird der Geisterwelt angehören, und die dritte muß, um das Dogma der Seelenwanderung mit den Vorschriften des Tschu-si in Uebereinstimmung zu bringen, einen neuen Körper bewohnen. Während dreimal 24 Stunden betäuben die Bonzen die Nachbarschaft mit ihrem Wehklagen und ihrem Getöse. Der Tag der Leichenfeier ist endlich gekommen, und durch Mekromagie wurde der der Begräbnisstätte günstige Ort aufgefunden. Mit seinen Feierkleidern angethan wird der Todte in den Sarg gelegt. Dem Leichenzuge geht ein Buddhapriester voran, Gebete hersagend, und den Weg mit Papierrollen bestreuend, um die bösen Geister zu beschwichtigen. Vier Männer tragen auf einer Bahre die Grabschrift des Verstorbenen, dann kömmt die Leiche und hinter derselben ein anderer Bonze mit einer rothen Schärpe umgürtet. Im Nagendikel, wenn der Sarg in die Gruhe niedergesetzt wird, begrüßen ihn Böllerschüsse und Maketen mit einem letzten Lebewohl. Das Täfelchen der Seele wird alsdann in das Trauerhaus zurückgetragen und die Familie zählt einen Vorfahr weiter.

Während 27 Mondumläufen tragen die Kinder der Verstorbenen ihre Trauerkleider nicht ab, aber am Tage der Leichenfeier steht man sie unbekümmert sich zu Tische setzen, wo der Gebrauch alle Freunde, die der Einladung einer Familie in Thränen gefolgt sind, um die verschiedenen Gerichte, deren Geruch die Seele des Todten gelobt hat, versammelt. Der officielle Schmerz unterbricht ihre Wehklagen um dem Leichenmahle anzuwohnen; die Feier ist vollbracht und die Trauer verstummt. Die Chinesen, wie man leicht gewahr wird, sind nur unvollkommen mit den Eigenschaften des Gemüths begabt, und die meisten ihrer sozialen Tugenden sind nur eigensüchtige Bande. Ihre Empfindungen werden durch die Gesetze einer Schule eingetrgt, der fürstlichen Stütze ihres Alters, des Schützers des väterlichen Grabes und der Leichentafel der Ahnen; aber sobald der Himmel sie mit einem Mädchen beschenkt, werden sie, wenn Armuth sie dazu treibt, sich nicht bedenken diese unheilvolle Gabe zu opfern, das unnütze Kind in den Fluß zu werfen, um sich die Mühe zu ersparen dasselbe zu ernähren. Die Mandarinen haben sich mit Untrüstung gegen diese barbarische Gewohnheit aufgelehnt; aber der Kindermord ist eines der Rechte dieses heidnischen Gesellschaftsverbandes, wo das väterliche Ansehen, wie jeder andere Despotismus, von seiner Macht erfüllt ist.

Der Augenblick war für uns gekommen nach Ning po zurückzukehren. Der Wind hatte nach einem letzten Regenschauer nach Nordost umgesetzt, und der Himmel sich erheitert, während unsere Barke rasch den Canal hinabschwamm, dessen Ufer in der Nähe der Stadt sich immer mehr belebten. Boote mit Menschen beladen, kreuzten unsere Bahn. Es dämmerte kaum als wir in Ning-po anlangten. Da unsere Zeit zu knapp gemessen war, durften wir nicht an einen weiten Ausflug denken, und beluden deßhalb am folgenden Tage zwei ungeheure Boote mit allen unsern Einkäufen, nahmen Abschied von den großmüthigen Gastfreunden, welche uns so gefällig ihre Wohnung überlassen hatten, um nach der Corvette zurückzukehren, von der wir seit fünf Tagen abwesend waren. Wir hoben die Anker und unsere Segel entfühten uns in zwei Stunden nach Tchin-hai.

Abermals ließen wir die Anker unter den Mauern dieser Stadt fallen, welche die Frömmigkeit der Seekute aus dem Fo-kien und die Freigebigkeit der Kaiser mit mehreren Tempeln ausgestattet hat. Eine Pagode nimmt den höchsten Gipfel der steilen Halbinsel ein, welche die Flußmündung überragt. Ein anderer Tempel steht an der Landzunge, der diese Halbinsel mit der Stadt verbindet. Wie konnten ohne daß uns irgend jemand daran hinderte, die seltsamen Gottheiten nach Muße beschauen, die der Bildhauer nach einem scheußlichen Urbild mit kleinen hochliegenden Augen, einer platten Nase, hidem Bauche und hängenden Ohren ausgestattet hat. Weder Bonze noch Hüter war da, um diese frommen Irrbilder zu schützen. Im Hintergrunde des Heiligthums sitzend, hatte der vergoldete Götze seinen andern Schätzer als eine Masse untergeordneter Halbgötter, ungeheurliche Klöße mit rothem Lack überzogen, deren häßliche Fratzen hinlänglich geschienen hatten, um die Umgewohnten zu schrecken.

Seekute verdanken ihren weiten Reisen eine gewisse philosophische Duldsamkeit, welche sie geneigt macht, die Verunstalte anderer Völker zu achten, und als Weltbürger haben sie Moscheen gegen die Götzen aller Länder. Wir gehabten uns daher gegen diese scheußlichen Bussahs mit ebenso viel Verehrung, wie wir sie vor der Pallas des Phidias oder dem olympischen Zeus hätten erweisen können.

Dampfschiffahrt in Neuyork und der Nachbarschaft. Nach einem amerikanischen Blatte wurden hier seit dem 1 Januar d. J. 38 Schiffe jeder Art und darunter nicht weniger als 21 Dampfschiffe gebaut. Auf den Werften sind gegenwärtig dreißig Schiffe, darunter 16 Dampfboote.

Verla der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 197. 17 August 1852.

Notizen über Holländisch-Guiana.

(Von E. Reichmann.)

Die Fahrt nach dem Coppename. — Verwendung der Wälder Guiana's zu Schiffsbauholz. — Gefährliche Lage des Transportschiffes Willem Fredrik Hendrik. — Die Holzplantage am Coppename. — Arbeiten der Neger und Negerinnen. — Ein Indianerdorf. — Krankheit unter der Mannschaft.

Es läßt sich leicht ermessen welche Schätze für Schiffsbauholz Guiana's Wälder für ein maritimes Volk einschließen, zumal da die Niederländer im Mutterlande keinen einzigen Wald von Bedeutung besitzen und ihren ganzen Holzbedarf vom Auslande beziehen müssen. Dennoch aber machen die Holländer in dieser Beziehung nur einen beschränkten Gebrauch von den Guianawäldern. Denn außerdem daß in Guiana selbst keine Etablissements für den Bau größerer Schiffe errichtet sind, der Transport der Balken aber nach Holland mit nicht wenig Kosten verbunden ist, hat man bis jetzt trotz des ungeheuren Reichthums der Guianawälder an mächtigen Stämmen des köstlichsten Laubholzes der verschiedensten Gattungen noch keine Holzsorte gefunden, welche unsrer Tanne und Fichte (Pinus abies und Pinus silvestris) in specifischer Leichtigkeit, in Weichheit und Elasticität bei großer Dauerhaftigkeit gleichkäme. — Es muß indessen ein guter Theil des üblen Rufes, in welchem die westindischen Hölzer auf den Schiffswerften Hollands stehen, der Verdrossenheit der holländischen Arbeiter zugeschrieben werden, welche, einmal an die europäischen Hölzer gewöhnt, die aus weit compacterem Gewebe bestehenden Balken aus den Guianawäldern ungerne verarbeiten, da sie hiezu nur aus gutem Stahl verfertigte Instrumente, wie sie in der Regel in Holland nicht gebraucht werden, die man aber in den Holzfällungen Guiana's allgemein verwendet, gebrauchen können. Als Beweis hievon diene, daß auf der den Holländern gehörenden Inseln Curaçao alljährlich in den Schiffswerften mehrerer Privaten einige Schooner und selbst Briggs vom Stapel laufen, die an Dauerhaftigkeit und Schnelligkeit den besten europäischen Fahrzeugen nichts nachgeben. Das Holz, welches in der Regel auf Kriegstransportschiffen von Guiana nach Holland für den Schiffsbau gebracht wird, ist hauptsächlich für die Querbalken der Schiffe so wie für die innere Verkäfelung und Möblirung der Cajüten bestimmt. Auf einem solchen auf der Hinreise mit Proviant für die in Westindien stationirten Schiffe beladenen Transportschiffe befand ich mich im Jahre 1847, wo wir, wie dieß gebräuchlich ist, zuerst nach Paramaribo fuhren, dort den Proviant und die für die Kriegsdampfer bestimmten Kohlen entluden, um dann nach der sogenannten Holzplantage zu segeln, wo die großen zum Schiffsbau gehörigen Balken in den Schiffsraum geladen werden sollten. Das Mutterland entrichtet der Colonie, die eine eigene Casse führt, für jeden Cubikfuß Holz anderthalb Gulden, wofür es bis ans Schiffsbord gebracht werden muß.

Nach einem 14tägigen Aufenthalt auf der Rhede von Paramaribo wurde für die Fahrt nach der Holzplantage ein neuer Wasservorrath eingenommen. Das Flußwasser bei Paramaribo ist besonders während der Fluth noch mit zu viel Salztheilen geschwängert, als daß es als Trinkwasser benützt werden könnte, weßhalb man, um dieses zu gewinnen, noch einige Meilen stromaufwärts mit kleinen Barken fahren muß.

Um zu dem östlich von der Mündung des Surinam gelegenen Strom Coppename zu gelangen, muß man gegen die Mündung des ersteren Stromes wieder hinabfahren. Wie aber schon oben erwähnt, ist zur Zeit der Ebbe für größere 18 — 20 Fuß tief gehende Schiff kein hinreichendes Fahrwasser vorhanden, weßhalb sie bis zur eintretenden Fluth im Schlamme feststitzen. Wenn nun die Wasserabnahme an beiden Borden des Schiffes auf gleiche Weise stattfindet, so gräbt sich dasselbe mit dem Kiel in den Schlamm und hält sich selbst das Gleichgewicht. Auch darf das Schiff nur ein oder zwei Fuß tief im Schlamme feststitzen. Sobald aber an einer Seite des Schiffes das Wasser eine geringere Tiefe als an der andern hat, oder wenn die Wasserabnahme so bedeutend ist daß seine Tiefe nur 6—8 Fuß beträgt, so ist eine bedeutende Neigung des Schiffes nach einer Seite, und endlich ein Umsturz desselben zu erwarten.. Deßhalb ist es Regel beim Abwarten der Fluth immer die tiefsten Stellen des Stromes oder die Mitte desselben einzuhalten, da hier auch keine Ungleichheit der Wassertiefe an beiden Schiffsborden zu befürchten ist. Aber unser Commandant, ein zwar sonst sonst adeliger Herr, der aber zum Unglück sich von jeher mehr um die Köstlichkeiten der Tafel und die Verschiedenheit der Weine, als um das Studium der nautischen Wissenschaften bekümmert hatte, und der überdieß gemäß der ihm zugefallenen Begünstigung seit zwanzig Jahren nur die Canäle und Flüsse Hollands statt des großen Oceans zu Gesichte bekam, hielt diese Regel nicht ein, und wir ankerten nahe am Ufer, so daß die Zweige der Leyothis, der Mimosen und die Wedel der gewaltigen Palmen unsre Blaen berührten. Die Ebbe trat ein, tiefer und tiefer sank das Wasser, da begann das Schiff sich gegen das entgegengesetzte Ufer hin zu neigen. An Schiefelagen des Schiffes wenn bei dem Winde gesegelt wird, gewohnt, fiel mir, in meiner Cajüte gerade mit Schreiben beschäftigt, dieser schiefe Stand nicht sonderlich auf. Aber die Schieflage nahm zu, so daß die Stühle im Langroom umfielen und ein Theil derselben in meine Cajüte rutschte; mehrere selbst „seefest“ gemachte

Gegenſtände verließen ihre Stelle, und als ich auf's Verdeck gehen wollte, hatte die Treppe ſchon einen ſtumpfen Winkel eingenommen, ſo daß das Hinaufklettern äußerſt mühſam war. Der Anblick des Verdecks aber hatte etwas eigenthümlich Schauerliches. Wie bei jeder gut disciplinirten Mannſchaft bei vorhandener Gefahr, herrſchte auch hier eine feierliche Stille, ein jeder ſtand auf ſeinem Poſten nach dem etwaigen Commandowort horchend. Tiefgeneigt gegen die Waſſerfläche ſtanden die Raaen, und ſchon drang am Backbord das Waſſer in die Lucken. An ein Freiſetzen auf dem Verdecke war nicht mehr zu denken; jeder hielt ſich an ein Tau am Steuerbord feſt, wo bereits tief die Kupferrinde des Schiffes bloßlag, als ob das ganze Schiff in einem Hafen zum Kielen bereit läge. Ich hielt mich bei einer großen Lucke feſt, in der Abſicht, wenn das Schiff den verhängnißvollen Sturz machen ſollte, mich auf den in dieſem Fall ganz horizontalen Seitentheil zu retten, wohin vielleicht das Waſſer nicht dringen würde; denn obgleich das Ufer nicht ferne war und man dahin ſchwimmen kannte, ſo lief man doch die größte Gefahr, von den zahlreichen, das Schiff umkreiſenden kleinen Haien zerſtückt zu werden. Es war fünf Uhr, der Berechnung nach mußte das Waſſer bis halb ſechs Uhr ſallen, wo dann die Fluth eintrat. Eine angſtvolle halbe Stunde! doch ſie ging ohne den gefürchteten Unfall vorüber. Da zog der „Erſte Officier“ ſeine Uhr und rief mit lauter Stimme: die Gefahr iſt vorüber! dach bleibe ein jeder nach auf ſeinem Poſten! Wie die Begnadigung des Verurtheilten wälzte dieſer Ruf von einem jeden von uns die größte Beſorgniß hinweg. Die Maſten neigten ſich in der That bald wieder zur ſenkrechten Linie und das Schiff ſtand flott.

Ein lebhaftes Grün wird von den Ufern in der Nähe der Mündung durch die großen glänzenden Blätter der Rhizophora Mangle und der Avicennia Nitida zurückgeworfen. Die Wurzeln dieſer Pflanzen, ein vielfach durchflochtenes Netz über dem Boden bildend, tragen viel zur Landformation an Diluvialküſten der Tropenländer, aber auch ebenſo viel zur Erzeugung einer ſogenannten miasmatiſchen, das iſt einer mit den Producten der ſich zerſetzenden organiſchen Stoffe geſchwängerten Luft bei. Denn indem der von oben durch die Ströme herabgeſchwemmte Schlamm ſo wie die ſich zerſetzenden Blätter, Zweige und Inſecten bei eintretender Ebbe durch das Wurzelneſt zurückgehalten und durch die heiße Sonne erhärtet werden, verbreitet ſich in der Luft das Kohlenoxydgas, Kohlen- und Schwefelwaſſerſtoffgas, Stoffe, die concentrirt tödtend auf den Menſchen und die höhern Thiere, in ſehr großer Verdünnung aber nach läßmend auf einen Theil der Blutkügelchen einwirken und ſo nach den localen Verhältniſſen die Tropenkrankheiten der verſchiedenen Art hervorbringen.

Die Ufer des Cayppename ſind viel ſchauriger, und wo möglich noch dichter als die des Surinam bewachſen; denn während an den letztern der Menſch ſchon ſeit ein Paar Jahrhunderten hie und da die Thätigkeit der Natur nach ſeinem Willen zu lenken ſuchte, betritt man hier ein noch ganz uncultivirtes Gebiet, worin Thiere und Pflanzen allein nach ewig unwandelbaren Geſetzen leben und wirken. Nur das traurige Batavia, der Sitz der unheilbaren Lepraſen, worüber wir ſpäter noch einiges erwähnen werden, unterbricht dieſen prächtigen Naturtempel, um uns mitten in der ewig jugendlichen Schöpfung an das menſchliche Siechthum und ſein Elend zu erinnern.

Der Cayppename iſt wie der Surinam ein ſtattlicher breiter Strom, deſſen Waſſer aber, da es über Sand fließt, viel heller als jenes des Surinam iſt. Der Waſſerreichthum dieſer Flüchen iſt erſtaunlich, und ſelbſt die Niederungen Hollands ſind hiemit nicht in Vergleich zu bringen, da dieſe nur von drei Strömen das dort mit der Salzfluth ſich mengende Waſſer erhalten und in Niederland ſelbſt kein Fluß ſeinen Urſprung nimmt, während in den Ebenen Guiana's zahlloſe Flüſſe mit verhältnißmäßig kurzem Laufe ſich zu breiten Strömen ſüßen Waſſers vereinigen, welche das Land bewäſſern und in Verbindung mit den heißen Sonnenſtrahlen die üppige Vegetation begründen, mit welcher dieſe Ebenen bedeckt ſind.

Als wir um eine Krümmung des Stromes bogen, überraſchte uns der Anblick einiger mit Indianern beſetzten Kähne, welche auf uns zuruderten. Sie mochten uns vielleicht ſchon am vorigen Tage bemerkt haben, und da holländiſche Transportſchiffe auf dem Coppename nichts ſeltenes und die Indianer ſich mit ihnen befreundet hatten, ſo erhielten auch wir einen Beſuch derſelben, wobei es ſich freilich, wie wir bei ihrer Ankunft ſahen, weniger um unſere Perſon als um die viereckigen Flaſchen handelte, die den von ihnen geliebten Genever enthielten. Vier Männer, eine Frau und zwei Kinder, kletterten an dem ihnen zugereichten Tau an Bord, und ohne ein Zeichen des Grußes, ohne ein Wort zu ſprechen, ſtellten ſie ſich in einer Reihe auf das Verdeck. Es hatte aber ein jeder von ihnen etwas in der Hand, das uns ihrer Meinung nach willkommen ſeyn mochte. Einige trugen aus Lehm verfertigte Waſſerkannen, ein anderer hatte einige Fiſche, ein dritter Krabben (Cancer cordatus Herbst), die wir ihnen gerne für unſere Tafel abnahmen. Nachdem eine Flaſche Genever herbeigeholt worden, leerte ein jeder von ihnen, die Kinder mitgerechnet, ein großes Glas dieſes Trankes. Als wir hierauf bedeuteten, daß wir die Gegenſtände, welche ſie in der Hand trugen, wahl haben möchten, erhoben ſie endlich die Stimme und erklärten, daß wir gegen eine gewiſſe Quantität Genever alle ihre Waaren haben könnten. Ich hörte bei dieſer Gelegenheit mit Staunen, daß „Sopi“ in der Sprache der Indianer eben ſo wie dieß in der malayiſchen Sprache der Fall iſt, Branntwein, bezeichnet. Wenn dieſes Wort nicht etwa wie manche andere durch Europäer nach dem oſt- und weſtindiſchen Archipel und das amerikaniſche Feſtland gebracht wurde (etwa das ſpaniſche sopa, Suppe?), ſo wäre es allerdings intereſſant zu unterſuchen, wie weit durch Wohnſitz und Abkunft ſo himmelweit verſchiedene Völker für die Bezeichnung einer Sache daſſelbe Wort haben können.

Die der Regierung gehörende Holzplantage, auf welcher der Engländer Wilſon angeſtellt iſt, liegt ſchon ziemlich hoch ſtromaufwärts, und mag etwa 25 Fuß über der Meeresfläche erhoben ſeyn. Ebbe und Fluth haben nur einen geringen und mittelbaren Einfluß, das Waſſer iſt hell und trinkbar, und ladet zum Bade ein, wovan man jedoch wegen der Menge gefährlicher Fiſche keinen Gebrauch machen kann. Ein freundliches, von ſeinem Holze erbautes und mit Galerien verſehenes Gebäude, in welchem Hr. Wilſon mit ſeiner Tochter, einer ſchönen Creolin, und noch einigen Perſonen wohnt, bildet den Mittelpunkt der Plantage, in welcher ſich noch kleinere ſteinerne und hölzerne Gebäude für niedere Beamte und die aus 600 Köpfen beſtehenden Neger und Negerinnen befinden. Ueberall hin drängt ſich die reiche Vegetation, die jedes noch ſo unanſehnliche Haus in einen prächtigen Rahmen hüllt. Ein hoher Stamm der Leopoldinia Pulchra beſchattet das große Wohnhaus, ſo wie eine Allee einer Amydbalusart zu den übrigen Gebäuden führt. Dort fand ich auch einen Stamm des Brodfruchtbaums (Artocarpus incisa) eine urſprünglich oſtindiſche Pflanze, die im 17ten Jahrhundert durch die Engländer nach den weſtindiſchen Inſeln verpflanzt

wurde, von wo aus sie sich allmählich auch auf das Festland verbreitete. Ein reicher Frucht- und Gemüsegarten breitet sich hinter dem Wohnhaus aus und entzückt den Lustwandler besonders in den Morgenstunden wegen des Gesanges der zahlreichen Vögel, die hier ihre Versammlungen zu halten scheinen. Hätten die europäischen Dichter den Zaunkönig (Dryothorus) gekannt, so hätte er vielleicht die Stelle unserer Nachtigall in ihren Liedern eingenommen. Einen komischen Eindruck macht der Spottvogel (Cassicus persicus) wegen seiner Gewohnheit, die Stimmen aller in seiner Nähe gehörten Vögel, so wie überhaupt eines jeden Geräusches, nachzuahmen. Es läßt der Hausherr seine Stimme für sein Serail ertönen, sogleich ahmt es unser Cassicus ziemlich gelungen nach; auf einem Baume läßt der Hia-Hia-Papagei (Psittacus accipitrinus) sein Geschrei vernehmen, auch er findet seinen Nachahmer im Spottvogel. Ebenso wird das Geblök der Schafe, das Gesumme der Insecten nachgeahmt, ohne daß dieses eigenthümliche Thier die ihm originelle Stimme verglist, die es von Zeit zu Zeit, wenn in der Nähe nichts anderes nachzuahmen ist, wieder ertönen läßt. Der Stamm des Bombax Globosum scheint der vorzüglichste Aufenthaltsort dieses Vogels zu seyn.

Die Holzpflanzage am Coppename hat sich noch mehr als das Indianerhaus in Paramaribo des häufigen Besuches der Waldbewohner zu erfreuen, und einige Indianerinnen und Kinder scheinen ihr beständiges Lager im Hause des Hrn. Wilson aufgeschlagen zu haben. Hier erhalten die Indianer allerlei ihnen nützliche Dinge, als Nägel, welche sie als Spitzen für ihre Pfeile gebrauchen, Messer, so wie auch Spielereien verschiedener Art. Dafür aber prangt die Tafel Wilsons täglich von den köstlichsten Fischen und herrlichem Wild. Wenn man dem Indianer eine Büchse gibt, so hat er hiezu nur eine einzige Kugel und das nöthige Pulver für die Jagd nöthig, um versichert zu seyn, daß er nicht mit leeren Händen zurückkommt. Er sucht nämlich das Wild in seinen Schlupfwinkeln zu überraschen, zu welchem Ende er auf allen Vieren in die Gebüsche kriecht, bis er dem auserlesenen Opfer so nahe kommt, daß ein Fehlschuß nicht leicht mehr möglich ist.

(Schluß folgt.)

Eine Station im indo-chinesischen Meere.

Die Häfen Ning-Po-Tchu-San und Amoy.

IV.

Wir waren nun nur 18 Meilen von der großen Insel Tchu-san entfernt, und umfuhren die Insel Kin-tang, um nach der Durchfahrt zwischen den Inseln Bell und Tawerstil den Anker mitten in dem Canal von Tea-island auszuwerfen, indem wir auf den folgenden Tag das Aufsuchen eines bessern Ankerplatzes zu verschieben dachten.

Die Insel Tchu-san, welche man mit Recht als den Schlüssel des Yang-tse-kiang ansieht, wurde zweimal von den Engländern erobert. Im Monat Julius 1840 warf sich der Commodor Sir Gordon Bremer auf sie, als die Chinesen sich keinesweges einen solchen Angriffe versehen. Der Wellesley ging in den innern Hafen auf Kanonenschußweite von den Quais von Ting-hai vor Anker, beschoß die Kriegesschanzen, welche eine angreifende Stellung einzunehmen geschienen hatten, und landete unter dem Schutze seiner Batterien die Truppen, welche ohne einen Schwertstreich in eine verlassene Stadt einzogen. Als im Monat Januar 1841 der schlaue Kirschen von den Engländern die Zurückgabe von Tchusan erlangt hatte, war der Chinesen erste Sorge, diese Insel in Vertheidigungsstand zu setzen, deren Verlust den Kaiser Tao-kuang schwer betrübt hatte. Eine Stückgießerei wurde zu Ning-po eingerichtet, und bald eine Menge Geschütze, so furchtbar sie die plumpe Nachahmung europäischen Verfahrens hervorbringen konnte, durch zahlreiche Dschunken nach Ting-hai geführt.[1] Beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten dachten die Engländer abermals daran „sich der Insel zu bemächtigen, welche beständig der Zielpunkt jeder Seeexpedition nach den Küsten des himmlischen Reichs bleiben wird“; sie fanden aber die Chinesen auf ihrer Hut. Man muß übrigens die künstlichen Anlagen gesehen haben, mit denen die Mandarinen von Tchu-san die Barbaren entmuthigen oder vernichten wollen, um die Leichtigkeit der Aufgabe für die Engländer würdigen zu können. Die Stadt Ting-hai ist einen Kilometer von dem Meere entfernt. Ihre Umfassungsmauern sind wenig erhöht, und waren niemals dazu bestimmt Geschütz zu tragen. Nach der nordwestlichen Seite wird die Stadt, welche auf einem ausgetrockneten Sumpfe liegt, durch eine Hügelkette beherrscht, die an einem Theile der Mauern sich hinzieht. Ein breiter Canal durchschlängelt die Ebene und führt die Baeken aus dem Tche-kiang bis mitten in die Stadt. Eine großstarke Straße, ein in chinesischen Hauptstädten ungewöhnlicher Luxus, verbindet dieselbe mit der doppelten Häuserreihe, aus welcher die Vorstadt am Meere besteht. Von dem westlichen Ende derselben bis zu einem Inselchen, das die Gränze des Hafens und der Rhede bezeichnet, zieht sich zwischen verschiedenen, aber zusammenhängenden Bassins, welche die englischen Matrosen Portsmouth und Spithead genannt hatten, auf einer Strecke von einem Kilometer ungefähr, eine breite Straße, einige Fuß über der höchsten Meeresfluth, hin. Diese Straße war mit einer Brustwehr von gestampfter Erde versehen und bildete eine Streichbatterie von 180 aber 200 Kanonen, mit deren Feuer die Chinesen jegliches Geschwader zu vernichten hofften. Dasselbe verwahrten die Mandarinen von Tchu-san ohne Schrecken die Kunde von dem Wiedererscheinen der englischen Flotte am 29 September 1841 am Eingang des Archipels. Die Kanonen waren bis an die Mündung geladen, die Jos-stids[2] angezündet; so erwarteten wan selten Füßes die rothen Teufel, aber erbärmlicher Feigheit dieser Fan-kwei! Während man sie in den innern Hafen erwartete, warfen sie auf der Rhede die Anker aus. Alle Vertheidigungsanstalten, die Arbeit eines vollen Jahres, wurden nun vergeblich. Die ungehemmte Batterie am Gestade, die man weder mit einer Mauer noch mit einem Erdenschwef zu flanken bedacht war, wurde von dem Feuer des Geschwaders der Länge nach beschossen und durch eine englische Colonne genommen; eine andere Colonne erstieg die Wälle auf einer gänzlich von Kanonen und Soldaten entblößten Stelle. In weniger als einer Stunde waren die Engländer Herren von Ting-hai; die Mandarinen waren auf der Flucht, die „Tiger“ entkleideten sich eiligst ihrer Gewänder mit dem stolzen Wappenzeichen, um in die Classe der Nichtkämpfenden zurückzutreten. Es gab in Tchu-san weder Anführer noch Heere mehr. Man konnte dem Hof von Peking diese neue Niederlage nicht verbergen; die Barbaren hatten abermals gesiegt, aber mit List, durch einen niederträchtigen Umweg, welchen die Unschuld der Mandarinen nicht hatte ahnen können; die Ehre der chinesischen Artillerie war unangetastet geblieben.

An Beerwärden hätte es den Engländern nicht gemangelt, um diese militärische Position, deren längere Besetzung ihnen gestattet hatte alle ihre Vortheile zu schätzen, in Händen zu behalten: aber die Weisen der Staatswirthschaft jenseits des Canals waren schon darauf bedacht der Anwendung roher Gewalt die Lehren von dem freien Verkehr zu substituiren. Die Erhaltung von Tchu-san verlor einen Theil ihres Werthes von dem Augenblick an als man aufhörte die Hoffnung daran zu knüpfen, die englische Herrschaft in den Vertragsorten zu begränzen. Sie wurde daher bloß zur Handelsfrage; die Besitzungsfosten wurden dem Betrag des Tauschhandels gegenübergestellt, der zu Ting-hai ebenso unbedeutend ist als zu Hong-kong, und die Uebergabe von Tchu-san wurde beschlossen. Seit jener Zeit haben die Engländer oft schon eine Maaßregel beklagt, welche sie eines kräftigen Mittels zum Einschreiten beraubte und ihre Handels-

[1] Das Rohr dieser Geschütze war nicht gebohrt; im Mittelpunkt der Form wurde ein Kern von dem Kaliber des Stücks angebracht, um welchen der Guß erkaltete. Die Laffeten waren massive Holzblöcke, die man weder rechts noch links wenden konnte.

[2] Weiberrauchstäbchen, welche die Chinesen vor ihren Götzenbildern verbrennen, und die ihnen sowohl zum Anzünden ihrer Pfeifen als Lunten ihrer Kanonen dienen.

interessen der Unzuverlässigkeit der Regierung von Peking überantwortete. Oft hörten wir sie mit Bitterkeit diese fruchtbare Insel mit dem steilen Fels von Hong-kong vergleichen, die Vortheile einer Besitzung aufzählen, welche zugleich die Mündung des Yang-tse-kiang und die Straße nach Japan beherrschte. Wie zweifeln nicht, daß ein neuer Bruch sie alsbald wieder unter die Mauern von Ting-hai zurückführen dürfte, wo ihr Geschwader nicht einmal mehr den Schatten von Widerstand finden würde, der 1841 die Ehre der chinesischen Waffen zu retten versuchte. Die Stadt Ting-hai ist gegenwärtig der festen Fleete preisgegeben, die sie einzunehmen versuchen würde. Die Stadtmauern, auf allen Seiten zerfallen, drohen den Einsturz, und die große Batterie am Gestade erscheint eher als ein großartiges Denkmal der militärischen Unkunde der Chinesen, denn als ein Werk, bestimmt die Zugänge eines festen Platzes zu beschützen.

Diesem prächtigen und unnützen Straßendamme folgend, gelangten wir zu der Vorstadt, wo der Pater Fan, von Msgr. Lavaissière, der vor uns in Tschu-san angekommen war, abgesandt, uns erwartete. Wir traten durch das südliche Thor in die Stadt ein, und indem wir sie ihrer ganzen Länge nach durchschritten, trafen wir einige Schritte von dem nördlichen Thore auf ein schmutziges Gäßchen, welches uns nach dem beschirmenden Strohdach führte, das Hrn. Lavaissière beherbergte. Unter den Neubekehrten des fremmen Bischofs waren einige Inselbewohner, deren kriegerischen Sinn er nur mit Mühe unterdrückte, denn diese Tapfern hatten den großen Festzug von 1841 gegen die Barbaren mitgemacht und das Waffenhandwerk war in ihren Familien eine erbliche Würde. Bei unserer Ankunft fanden wir in dem Hafen einen Theil dieser thebanischen Legion versammelt. Darunter war ein Musketier mit seiner Büchse, ein Bogenschütze mit seinem Köcher und ein Fußvolkat, der zum Faustkampf abgerichtet war. Msgr. Lavaissière hatte die Güte den wackern Soldaten zu gestatten, uns eine Probe ihrer Mannhaftigkeit abzulegen. Der Fußvolkat, den Arm durch die Riemen eines Schildes gesteckt, die Rechte mit dem Säbel bewaffnet schritt gegen uns vor, indem er sich wie ein Tiger, der zum Sprunge seinen Raub erfassen will, auf seine Knöchel kauerte. Sich mit dem Schilde deckend, ließ er seinen Säbel über dem Kopfe kreisen, und stellte während einiger Minuten rascher Angriffen und noch rascheres Zurückziehen dar. Ich weiß nicht wie ein solcher Kriegsmann sich auf dem Schlachtfelde aufgenommen hätte, aber als Statist in der Oper oder in dem olympischen Circus wäre er ein trefflicher Mitspieler gewesen. Nun kam die Reihe an den Bogenschützen, dessen Waffenart die Basis chinesischer Heere ausmacht. Sein Köcher enthält zwei Arten von Pfeilen, die einen mit stählernen Spitzen, die andern mit einer durchlöcherten Kugel versehen, welche abgeschossen, mit ihrem Gepfeife die stärksten Nerven erschüttern. Wenn die Heere sich gegenüberstehen, beginnt der Kampf mit letztern Pfeilen. Sobald der erschreckte Feind die Flucht ergreift, hat man einen glänzenden Sieg davongetragen; wenn er stehen bleibt, kann man die Macht noch mörderischerer Geschosse versuchen, oder selbst vor einem allzu hartnäckigen Feinde sich zurückziehen. Man muß jedoch der Flucht eines chinesischen Heeres, das zu stehen scheint, mißtrauen; diese kluge Maaßregel kann auch nur eine Kriegslist seyn. Oft sind diese Gruben mit Pfählen besetzt und dem Boden gegeben, wohin der unbesonnene Feind sich verlocken läßt. Ein verrätherischer Rasen, der auf schwachen Bambusstäben ruht, verdeckt diese Abgründe. Indem er eilfertig seinen Flüchtling verfolgt, sah schon mehr als ein Tiger die Erde unter seinen Füßen weichen und fand sich in der Falle, wie ein wildes Thier.

Als der junge christliche Bogenschütze ziemlich ungeschickt mehrere Pfeile gegen die Mauer abgeschossen hatte, wollten auch wir unsere Geschicklichkeit versuchen; allein dieser chinesischer Bogen war unserer Kraft nicht würdig, und wurde bei dem dritten Pfeile, den wir abschnellten, unbrauchbar. Mit der Büchse und ihrem verrosteten Laufe war es gar nicht möglich, einen Schuß zu thun, ohne daß das Leben des Schützen in Gefahr gerieth.

Der katholische Cultus hatte auf der Insel Tschu-san mehrere Gebäude geerbt, welche frommer Abergläube dem Dienste des Gottes Fo geweiht hatte, und deren bisherige Besitzer sich beeilt hatten, sie für sich anzuforschen. Diese sämtlichen Capellen sind meistens in den malerischesten Schluchten der Insel erbaut, deren Gebirge den Küsten der Provence oder den südlichen Pyrenäen gleichen. In den Ebenen wird Reis, auf den Anhöhe die süße Batate und an den Hügelabhängen Thee gebaut; der Anschlitzbaum faßt die Wege ein und in den sorgfältig gepflegten Gärten findet man beinahe alle europäischen Früchte.

Als wir eines Tages mit dem Pater Fan planlos in der Umgegend von Ting-hai umherstreiften, fanden wir uns plötzlich an einem Thalrande, in dessen Tiefe von schattigen Hügeln umgeben der Spiegel eines Sees sich zeigte, in dessen klarem Wasser große Bäume ihre Zweige badeten. Hier bewohnte der Mandarine, welchem der Kaiser 1841 die Vertheidigung der Insel anvertraut hatte, besegt und verzweifelnd seine Niederlage. Die Einöden von Ili erwarteten ihn; der kaiserliche Zorn würde auch seine Familie in seine Ungnade verwickelt haben, deßhalb wollte er lieber sterben. Die Freunde des Unglücklichen billigten diesen starkmüthigen Entschluß; aber wie sollte er diese Welt an einem Orte verlassen, wo die Natur so schön ist und ihm durch ihr süßestes Lächeln an das Leben fesselte? Man mußte dem Muthe des unseligen Vertheidigers von Tschu-san zu Hülfe kommen, und entrankte ihn in kleinem See, dessen zauberhafter Anblick eine solche Erinnerung zurückzuweisen schient, und schrieb an den Kaiser, daß von dem Glück verrathen der Mandarine, welcher die Barbaren zu vertreiben verheißen habe, selber dem Tode verfallen sey. An den grünen Ufern des Kraters hat man auf den Befehl des Kaisers einen Granitpfeiler errichtet, um das Andenken dieses ehrenhaften Selbstmordes zu feiern.

Während unserer Anwesenheit in Ting-hai trat große Dürre ein, und deßhalb wurde beschlossen, den Drachen in den Straßen zur Schau zu tragen und ihn feierlich anzuflehen dem Lande Regen zu senden. Am bestimmten Tage sahen wir in der Hauptstraße die Ringe des Umgehuers sich aufrollen, das durch 50 bis 60 Personen getragen wurde, um welche sich aller Pöbel der Stadt drängte. Keine Frau hätte es gewagt sich in dieses Gewühl zu mengen, aber keine hätte auch eine so schöne Gelegenheit verlieren wollen, sich in ihrem prächtigsten Schmuck zu zeigen. Alle Chinesinnen von Ting-hai waren daher wohl geschminkt und getüncht. Orangeblüthen in den Haaren, auf den Schwellen ihrer Häuser erschienen. Wenn es in China hübsche Frauen gibt, wo verbergen sie sich denn? In dieser ganzen Volksmasse wurde das Auge vergeblich eine Gesichtsbildung gesucht haben, die nicht häßlich gewesen wäre.

Die Chinesen erlangten durch ihre Processen den Regen, der uns sehr unnütz war. Die Nordwinde, welche einige Tage ausgeblieben waren, setzten sich unmerklich nach Süden um, und verzögerten unsere Abfahrt, die auf den 11 März festgesetzt war. Am 13 März nach einer Gewitternacht, hörte der Wind wieder aus Nordwest. Sobald uns die Flut begünstigte, gingen wir unter Segel, und hatten bald den Archipel von Tschu-san hinter uns.

Unabhängigkeits-Anerkennung der holländischen Boeren am Oranjefluß. Der Kaiserkrieg mit seiner Noth und Plage für die Engländer hat sogar für die ausgewanderten Boeren eine in mancher Hinsicht bemerkenswerthe Folge gehabt. Bekanntlich sind diese durch die Blockereien der Engländer gedrückt aus den Gränzen der Colonie entwichen und haben sich theils um Port Natal, theils am obern Oranjestrom und seinem Zufluß dem Vaal angesiedelt. Ersterer wurden zur Unterwerfung genöthigt, letztere aber behaupteten sich trotz aller Intriguen der Engländer. Als letztere durch die Kaffern in Noth kamen, bot ihnen der kluge Pretorius, das Haupt der Boeren, ein Bündniß an. Anfangs wurde dieser Vorschlag der „Rebellen" zurückgewiesen, jetzt aber hat General Cathcart einen Vertrag mit ihnen geschlossen und ihre Unabhängigkeit anerkannt. Die Shipp. Gaz. vom 11 August macht dabei die Bemerkung, es sey höchst wahrscheinlich daß die Colonisten von Natal, größtentheils mißvergnügte Holländer, dem Beispiel folgen und ihre Unabhängigkeit von England aussprechen würden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 198. 18 August 1852.

Spanien.

Valencia und Murcia.

Valencia ist außer den gewiß sehr zahlreichen Nachkommen der Mauren und Araber hauptsächlich von zwei verschiedenen Stämmen bewohnt, von Catalanen und Castillern; der ganze östliche Theil spricht einen fast bald härtern bald weichern Dialekt der Lengua Lemosina, d. h. des süd-französischen Dialekts, der sich über Catalonien und Valencia ausgebreitet hat; der castilische Dialekt ist weit schwächer vertreten, was, wenn es auch nicht aus der Geschichte bekannt wäre, schon an und für sich bewiesen würde daß die Eroberung des Landes hauptsächlich von Osten ausging. Ist auch der derbe catalanische Charakter wesentlich gemildert und schwächer, so hat sich doch der catalonische Fleiß, trotz des südlichen Klima's, bewahrt, und in einzelnen Theilen, wie namentlich in der Huerta de Valencia, mit dem sorgsamen Landbau des Arabers verbunden. Diese Huerta zählt auf 3½ Quadrat-Leguas über 70,000 Menschen, eine Bevölkerung, wie sie wohl auf wenigen Erdichen gefunden werden möchte, denn die 160,000 Seelen starke Bevölkerung der Stadt selbst ist noch nicht hingerissen. Zieht man freilich die 3½ Leguas, welche die Huerta und das Weichbild von Valencia umfaßt, und ihre 220,000 Menschen von den 651 Q. L. und 936,940 Einwohnern ab, so bleiben auf 647 Q. L. des übrigen Landes nur 726,000 Menschen, also nicht viel über 1000 Menschen auf die Quadrat-Legua; diese müssen wahl ihren Boden nicht so gut angebaut haben als die Catalanen den ihrigen, und dieß mag Ziegless Vorwurf, daß man in Valencia nicht den catalanischen Fleiß antreffe, rechtfertigen; die Schilderung, die er aber von den Bewohnern der Huerta entwirft, gibt ein Zeugniß, daß es ihnen, wa die Vorbedingungen, nämlich Aufsicht auf Erfolg, gegeben sind, an ausdauernden Fleiße nicht fehlt. „Die Eigenthümer des Grund und Bodens der Huerta", (I. 150), „wohnen meist in Valencia, und die Bauern sind Pächter, in deren Familien jedoch seit langen Zeiten die einzelnen Grundstücke nach alter Sitte und Herkommen forterben. Trotz des hohen Pachtzgrundes gelingt es dem Bauer durch seine Arbeitsamkeit, Mäßigkeit und Einfachheit seinen Wohlstand zu gründen und zu vermehren. Eine kleine, aber saubere Wohnung, eine einfache Kleidertracht und geringe Bedürfnisse findet man bei jedem Bauer. Die Hütten der Huerta sind wahre Schmuckkästchen." Ziegler trat in mehrere solcher Häuschen, und berichtet von dem einen: „der Mann erzählte mir, daß er jährlich meist dreimal, ja nach öfter ernte, und daß die Ernten von Hirse, Bahnen und Melonen in einem Jahr hinter einander stattfänden. Nach diesen Früchten folgt Weizen, der bei meiner Anwesenheit in der Huerta üppig an 4' hach wie Pallisaden stand. Um die Hütte des Landmanns herum wuchsen auf einem kleinen Revier zusammengedrängt, Citronen-, Maulbeer-, Oliven-, Palm- und Cactusbäume. Die Frauen — unser Wirth hatte sieben Töchter — beschäftigten sich mit der Haushaltung, der Seidenspinnerei, dem Obstverkauf, Butter und Käse wird wenig gemacht, und im Verhältniß auch nicht viel Vieh gehalten. Der Dünger ist sehr gesucht, weil ahne denselben nicht so viele und mühelige Ernten erreicht und so schneller Fruchtwechsel eingeführt werden könnte. Der Boden bedarf, da das Wasser nicht fehlt, minder Ruhe oder Brache. Die vorzüglichsten Praducte der Huerta bestehen in Halmfrüchten, Obst, Küchenkräutern, allen Arten Gemüse; Mais, Johannisbrad, Seide, Bohnen, Wein, Hirse und Reis gedeihen üppig und reichlich; Orangen und Granaten, Datteln, Melonen, Kürbisse, Artischaken und Batalen wetteifern im Wachsthum, und Aloe, Cactus, Pinien, Palmen und Cypressen umgeben die strotzenden Weizen-, Hanf- und Leinfelder. Auf den Cactuspflantagen wird Cochenille gezogen und von dem Maulbeer-, Mandel- und Feigenbaum ein gutes Product gewonnen." Vergleicht man hiemit die Fortschritte, die nach mehreren Mittheilungen Zieglers (s. B. 1. 137) die Seidencultur und der Hanfbau machen, so muß man wohl die Ursachen, weßhalb der Landbau in andern Theilen des Gebiets minder vorschreitet, anderswo als in dem mangelnden Fleiß der Bewahner suchen.

Willkomm gibt (s. Ausland Nr. 58 v. d. J.) den Valencianern im Allgemeinen das Lab des eisernsten Fleißes, und schreibt, eben so wie Widdrington, die vielfach herrschende Noth den unmäßig großen Beßtungen des hohen Rels zu, der sein Geld in Madrid vergeudet, und nichts mehr dem Lande zu gute kammen läßt. Wir hören alsa hier dieselbe Klage, wie wir sie in so manchen Ländern Europa's, namentlich in Irland, vernehmen, die aber den Absentismus der Grundherren. Es ist ganz natürlich, daß diese den hohen Pachtzins, den bei der starken Bevölkerung [1] die Güter abwerfen, benützen. Der Fehler, den sie begehen, liegt darin, daß sie nicht darauf dringen — was sie durch ihren Einfluß und ihr Vermögen sehr wohl vermöchten — daß großartige Bewässerungsanstalten angelegt werden. Der einzelne vermag hier nichts, hier muß eine starke Regierung ein-

[1] Hier müssen wir in Bezug auf unsere obige aus Ziegler entnommene Angabe der Ausdehnung des Königreichs Valencia und seiner Bevölkerung bemerken, daß Willkomm, dem wohl eben so viele Mittel die Wahrheit kennen zu lernen zu Gebot standen, als Hrn. Ziegler, nur 643 Quadratleguas und dagegen nahe an anderthalb Millionen Bevölkerung angibt; wir vermögen den Widerspruch hier nicht zu beriahren. Nach Willkomm kommen stellenweise 7000 Menschen auf die Quadrat-Legua.

greifen. So ist das Milagro de la naturaleza — wie man die Huerta von Valencia nennt — entstanden. Die Araber sollen sie im zehnten Jahrhundert angelegt haben, aber Ziegler (I. p. 146) berichtet, daß erst Don Jaime von Aragonien im J. 1238 sie vollendete, und „sie den Bewohnern der Huerta und seinen Kampfgenossen mit der Anweisung schenkte, das Wasser auf dieselbe Weise zu verwenden, wie es zu Zeiten der Sarazenen gebräuchlich war.“ Daher auch noch die ächt arabische Art der Jurisdiction, welche in Bezug auf die großartigen Bewässerungsanstalten der Huerta vorwaltet. Nach dem Vorbild dieser Anlagen um Valencia sollten ähnliche namentlich in den südlichen Theilen dieser Provinz angelegt seyn, wo, wie Willkomm sagt, „wegen Wassermangels große, an und für sich furchtbare Strecken Landes nicht angebaut werden können, und der Grund und Boden mehr als in den andern Provinzen Valencia's in den Händen des Adels ist.“ So fehlt es der überwucherden Bevölkerung Valencia's an Arbeit und Unterkommen, und Tausende wandern jährlich als Schnitter und sonst als Feldarbeiter nach andern Theilen Spaniens.

Ohne die unglaubliche Fruchtbarkeit der durch Natur oder Kunst bewässerten Theile von Valencia wäre das Land in denselben Verhältnissen wie Irland. Die Noth treibt zu allerlei sonst nicht gewohntem Anbau, wie Maulbeerbäume zur Seidenzucht, und diese namentlich wird schnell fortschreiten, da schon jetzt der Verbrauch von Seide 5—600,000 Pf. beträgt, und „eine große Anzahl Menschen in den Seidenspinnereien und Webereien ihren Unterhalt findet.“ Auch die „Cactuspflanzungen zur Zucht der Cochenille greifen immer mehr um sich, und scheinen nach und nach hier einheimisch zu werden“, eine ländliche Industrie, die um so mehr Zukunft hat, als die Cochenille alsbald zur Erzeugung von Scharlachtuch verwendet wird. Hat die Industrie noch bei weitem nicht die Stufe erreicht, die sie bei der Wohlfeilheit des Lebens und der starken Bevölkerung erreichen könnte, so ist der Mangel an Capitalien hauptsächlich schuld daran; dieß hat aber auch insofern sein Gutes, als die Einwohner dadurch genöthigt werden sich auf diejenigen Zweige der Industrie zu werfen, welche hauptsächlich den Verhältnissen des Landes gemäß sind, indem sie die natürlichen Erzeugnisse des Bodens und einer hochgetriebenen Agriculture alsbald selbst veredeln. Unter diesen Umständen ist es hauptsächlich der Schlendrian der großen Grundbesitzer und die Nachlässigkeit der Regierung, welche einen größern Flor des Landes aufhalten, denn bei dem Fleiße der Valencianer könnten weite Strecken, die jetzt fast oder ganz unbenützt daliegen, leicht in Huertas, ähnlich der von Valencia, umgewandelt werden, und der Süden dieses Landes bald noch mehr werden als es je unter Römern und Mauren war. Nach den Angaben, die Ziegler (I. p. 180) über den Ein- und Ausfuhrhandel Valencia's liefert, stellt sich die Bilanz noch immer nicht unbedeutend gegen dieß Land, aber ein ziemlich ansehnlicher Theil der überwiegenden Einfuhr hat seinen Grund z. B. in dem Monopol des Tabaks, den die Regierung in einer großen Fabrik in Cigarren verarbeiten läßt[1]; dürfte er aber in dem Lande selbst erzeugt werden, so würde wahrscheinlich die Bilanz sich zu Gunsten des Landes umwenden, da nicht nur genug für die Verarbeitung in dieser Fabrik, sondern auch für die Ausfuhr gewonnen werden könnte. Jetzt zieht die Regierung aus der Fabrikation des Tabaks in Valencia etwa 4 Mill. Realen jährlich, und bei einem andern Handelssystem könnte diese Einnahme wahrscheinlich bedeutend steigen. Ziegler setzt die Einfuhr im Hafen von Valencia zu 72 Mill. R., die Ausfuhr zu 50 an, eben so in Alicante die Einfuhr zu 66,6 Mill., die Ausfuhr zu 36,7, in Cartagena die Einfuhr zu 34,3, die Ausfuhr zu 16 Mill. R.

Es ist dieß ein sehr ungünstiges Ergebniß, namentlich wenn man den Bewohnern von Murcia das Zeugniß geben muß (I. p. 195), „daß man fast in keiner Provinz Spaniens eine bessere landwirthschaftliche Bearbeitung des so sehr verschiedenartigen Bodens findet.“ Murcia, das nach Ziegler (I. p. 211) auf 659 spanischen Quadratmeilen nur 393,226 Einwohner zählt, steht es wie dem Königreich Valencia an Bewässerung. „Es fehlen dem Lande wasserreiche Flüsse und Canäle; die dadurch entstehende Trockenheit des Bodens führt nicht selten Mißernten herbei, und nöthigt einen Theil der Bevölkerung sich anderswo hinreichendere Nahrungsquellen zu suchen, so daß von Alicante wie von Murcia stets eine lebhafte Auswanderung nach der afrikanischen Küste, insbesondere nach Oran stattfindet. Die Arbeitsliebe und Ausdauer der Alicantiner hat zwar vielfach und energisch diese Ungunst der Natur zu bekämpfen gesucht, allein sie noch nicht völlig zu besiegen gewußt. Gelänge es das Wasser des Xucar zur Bewässerung bringen zu können, so würde, wie die Spanier behaupten, diese Provinz an Ergiebigkeit und Mannichfaltigkeit ihrer Erzeugnisse mit jeder andern Italiens oder Griechenlands wetteifern können.“ Solche Unternehmungen lassen sich aber nicht ohne die machtvolle Unterstützung einer Regierung durchführen. Was hier mit solcher Unterstützung zu erreichen, zeigen die Huertas von Alicante, Orihuela u. s. w., wo freilich die Arbeit nicht so groß war, als die Ableitung des Xucar sein würde.

Man wird aber nicht mehr erstaunt seyn, daß die Regierung solche Unternehmungen nicht unterstützt, wenn man die Schilderung liest, welche Ziegler von dem größten Arsenal Spaniens, dem zu Cartagena, gibt, die er das Grab der spanischen Marine nennt. In wie weit neuester Zeit dasselbe sich mehr belebt hat, darüber berichtet Ziegler nichts, doch muß sich in den letzten Jahren, wenn man die kleine spanische Mittelmeerflotte betrachtet, die Thätigkeit einigermaßen gehoben haben; das Ministerium Narvaez gab ihr schon einigen Schwung, aber man darf in Spanien auf solche einzelne Anwandlungen nicht zu viel bauen; es sind allzu häufig nur Anwandlungen, eben wie der Minenbetrieb, der in den Provinzen Murcia und Cartagena neu begonnen werden sollte; es lief aber sehr vieles mehr auf Börsenschwindel als auf solide Förderung des Geschäfts hinaus; die Minen von Cartagena, in denen früher 2 bis 3000 Menschen arbeiteten, beschäftigen jetzt kaum einige Hunderte. Doch sind an mehrern Orten Arbeiten im Kleinen wieder aufgenommen worden und versprechen Fortgang, so die reichhaltigen Erzlager in der Sierra de Almagrera und Lomo de Bos, wovon wir bei Andalusien nach Widdrington einiges mittheilen werden; in Mazarron gibt es verschiedene Minen von kupfer-, blei- und silberhaltigen Erzen, doch wird von allem diesen wenig, dagegen eine große Masse Alaun und Ocker gewonnen, von welch letzterem große Massen zur Bereitung des Spaniols verwendet und zu dem Ende an die Regierung abgegeben werden. „In den Minendistricten des Königreichs Murcia und insbesondere des Bezirks Cartagena ist indeß noch ein großer Metallreichthum verborgen. In den an der Küste des mittelländischen Meers hinstreichenden Gebirgen von Proman bis Villaricos und bis zum Flusse Guvos, wo an 3000 Minen bestehen, wird vor allem Silber und Blei gewonnen.“ Indeß ist diese Bearbeitung lange nicht, was sie seyn könnte, und ein großes Feld der Thätigkeit steht noch offen.

[1] Es werden deren jährlich von dieser Fabrik allein gegen 200 Mill. St. geliefert.

Notizen über Holländisch-Guiana.

Die Fahrt nach dem Coppename. — Verwendung der Wälder Guiana's zu Schiffsbauholz ꝛc.

(Schluß.)

Während unser Schiff in der Nähe der Holzplantage zu Anker lag, verwirrte sich einst unser Bugspriet so sehr in die am Ufer stehenden Baumstämme, daß bei der Drehung des Windes dasselbe brach und wir es durch ein anderes ersetzen mußten. Hr. Wilson gab und hiezu zufällig den Stamm der Copaifera Officinalis, aus welcher das bekannte Balsamum Copaivae gewonnen wird. Das Holz riecht angenehm aromatisch, ist etwas gelblicher als unser Föhrenholz und läßt sich gut verzimmern. Außerdem luden wir große Balken von einigen Amyrisarten, auch Lecythis liefern treffliches Holz, so wie Carapa Guianensis und Mimosa Guianensis zu Balken gehauen und versendet werden. Die nicht leichte Arbeit der Fällung, Behauung und Weiterbeförderung bis an Schiffsbord wird unter den Plantagenegern beiderlei Geschlechts in der Art vertheilt, daß den Männern die Fällung und Verzimmerung in vierectige Balken, den Weibern die Weiterschaffung der schweren Balken bis ans Schiff übertragen ist, wobei es freilich einen nichts weniger als erfreulichen Anblick gewährt, das zarte Geschlecht, welches, wenn auch von schwarzer Farbe, doch auf unser Mitleid und unsere Schonung Anspruch hat, wie die Zugthiere mit Stricken an die Balken gespannt und diese mit der größten Anstrengung durch den Schlamm ziehen zu sehen. Einst bemerkte ich eine Gesellschaft Indianer, die eben von einem Streifzug durch die Wälder kommend, am Ufer des Siromes sich niedergelassen hatten, die an ihrer Last angespannten Arbeiterinnen mit der lächelnden Miene der Verachtung, weniger des Mitleids betrachten, ohne daß sie freilich wußten, daß nur die geringere Körperstärke sie selbst von solchem Frohndienste frei gestellt und daß außerdem sie selbst mit der Art im Walde arbeiten müßten und um die Leiber ihrer Frauen der schmähliche Steick gezogen wäre. Unsern Matrosen war die Einziehung der Balken in den Schiffsraum vorbehalten.

Obwohl ich die Indianer bereits an verschiedenen Plätzen gesehen und in ihrem Thun und Treiben beobachtet hatte, so bot doch ein Gang nach einem nahe am Coppename gelegenen indianischen Dorf ein hohes Interesse. Wenn der Blumenstor Europa's sich vereinigt hätte, unsern Weg dahin, der etwa eine kleine Stunde lang war, mit der Fülle seiner Pracht künstlich zu schmücken, so glaube ich nicht daß er diese Wildniß an Schönheit erreicht hätte. Denn die großen öfters erwähnten Laub- und Palmbäume, welche an sich schon die Zierde des Waldes bilden, verbalten sich nur wie hohe Säulen, um welche sich in üppigster Pracht die Blüthen der Bignonien, der Lianen und Paisstroen drängen. Bis zur höchsten Krone überziehen diese Blüthen den Baum, von welchem nun die Wedel oder die Zweige aus dem großen Blumenfächer hervorragen. Auch die Vanilla aromatica, aus welcher unsre beliebte Vanille bereitet wird, lebt als Schlingpflanze in diesen Wäldern. Endlich lichtet sich das Gehölz und ein Dörflein von etwa 10—12 Hütten umringt von Pfiang- und Papayenbäumen, stand vor unsern Augen. Ich glaube mich in eine Feenwelt versetzt, wozu die aus früher Kindheit vorschwebenden Phantasiegemälde auch das ihre beitrugen. Die Hütten sind eigentlich nur runde Dächer aus den Wedeln der Manicaria saccifera (Geleper) verfertigt, welche von vier bis sechs Säulen getragen werden. Innerhalb derselben ist die Hängematte das Hauptmöbel; außerdem aber liegen noch irdene Geschirre, ein Block und ein großer Stein, auf welchem die Fische gebacken werden, herum, so wie an den Säulen die Pfeile und die Bogen aufgehangen sind. In einer der Hütten sahen wir eine Frau in den letzten Monaten der Schwangerschaft, welche unbekleidet wie die übrigen einen sehr sonderbaren Anblick gewährte. Dieselbe Indoienz, die sich mir schon öfters bei den Indianern kund that, zeigte sich auch nicht minder, als wir in ihrer Behausung sie besuchten, wo keine Art Convenienz ihnen einige Ceremonien vorschrieb. Einer der Männer gab uns auf unser Verlangen eine Probe seiner Gewandtheit in der Handhabung des Bogens und Pfeils, indem er eine Cocosnuß vom Baume in einer Entfernung von etwa 100 Schritten mit dem hölzernen Pfeile herabschoß. Ein anderer Indianer saß über und über mit Blättern bedeckt unbeweglich auf dem Zweige eines Baumes. Auf unsre Frage was dieß zu bedeuten habe, erklärte man uns, daß dieser Mann auf die Ankunft eines Papageis warte. Diese Vögel werden nämlich von den Indianern auf solche Weise gefangen, daß sich letztere mit Laub bedeckt in den Bäumen verstecken, wohin dann die Vögel keinen Hinterhalt ahnend sich niederlassen, worauf der gelne Räuber bloß seine Hand ausgestrecken braucht, um seine Beute zu erhaschen. Nachdem wir einige Zeit im Dorfe verweilt und Früchte genossen hatten, sahen wir eine ganze Truppe Indianer, wahrscheinlich aus einem nahe gelegenen Dorfe, auf uns zukommen. An der Spitze derselben stand ein Mann, bei dessen Anblick wir uns des Lachens nicht enthalten konnten. Man denke sich eine ziemlich beleibte, gedrungene Figur, nackt am ganzen Körper, das Haupt aber mit einem schäbigen Dreieckhut bedeckt, und in der Hand einen europäischen Stock mit einem silbernen Knopf haltend. Das war der Anführer der umliegenden indianischen Niederlassungen, den der Gouverneur mit diesem eigenthümlichen Costüme geschmückt hat. Die Regierung hält sich nämlich diese Leuchten zu Freunden, damit sie die Neger nicht unter sich aufwiegeln, ja selbst die flüchtigen Sklaven zu ihren Herren wieder zurückbringen, und um diese Zwecke zu erreichen beschenkt man die Anführer wie wahre Kinder, statt mit Tiern und Kreuz, womit man europäische Kinder lockt, mit Hut und Stock, woraus sie sich nicht wenig einbilden.

Nach vierzehntägigem Aufenthalte an dem morastigen Ufer des Coppename brach unter der Mannschaft des Willem Fredrik Hendrik ein bilidse Fiebre epidemisch aus, welches über die Hälfte der Matrosen in die Krankenliste stellte. Ein längeres Verweilen an diesem ungesunden Orte hätte uns wahrscheinlich den Verlust eines großen Theils der Mannschaft zu beklagen gegeben; doch die bald darauf erfolgende Abreise, die reine Seeluft, so wie der nachher erfolgte Aufenthalt auf der Insel Curaçao, die ein sehr gesunde Klima hat, wirkten als die besten Heilmittel gegen eine gefährliche Krankheit, die bei all dem zwei Matrosen als Beute sich auserkor.

Eine Station im indo-chinesischen Meere.

Die Häfen Ning-Po, Tschu-San und Amoy.

V.

Die Musson tried uns in 24 Stunden nach den Küsten von Foksien. Tausende von Booten, die uns mit einem einzigen viereckigen Segel versehen umschwärmten, nahmen den ganzen Horizont ein. Es waren nicht mehr die Fischerboote von Kuan-tong mit schweren weiten Körpern, welche bestimmt scheinen den Stürmen des Winters zu trotzen. Diese Schifffahrt, in Booten von drei bis vier Männern geführt, ist nicht minder kühn und unternehmend als die der benachbarten Provinz, der Bau der Fahrzeuge ist aber gebrechlicher und sie beherbergen eine weit ärmere Bevölkerung. Ihre Netze, die sie oft mitten im Meere liegen lassen, werden alsdann

durch ungeheure Holzblöcke und Balken festgehalten, welche man für die Teömmer einer Flotte ansehen könnte, und denen wir nur mit Mühe auswichen. Bald zeigten sich die hohen Gebirge des chinesischen Festlandes; wir fuhren nach der Rhede von Schimmo vorüber, wo zahlreiche Dschunken in dem Winkel eines Vorgebirges geschützt lagen. Nachdem wir auf einige Meilen die östlichen Küsten der Insel Kemoy gesegelt waren, öffnete sich vor uns der weite Bay, in welche wir vor Anker gehen wollten. Ein Granitinselchen Ko-long-su, in geringer Entfernung von Amoy, umrahmt in diesem ungeheuren, ruhigen Bassin die noch stillern Wasser eines innern Hafens. Dieses Inselchen hielten die Engländer bis 1846 besetzt, und beherrschten von hier aus die Stadt Amoy, welche sich ihren Batterien gegenüber ausdehnte; hier hatten sie den Umwillen und die Verschwörungen des kriegerischsten Volkes in China nicht zu fürchten.

Die Bewohner von Formosa haben Formosa colonisirt; man sieht sie auch unablässig nach den Küsten von Siam und Cochinchina, nach den Malayenländern bis nach Singapore ziehen, denn sie haben eine wahre Wanderlust. Die Mandarinen wagen es nicht, dieses unruhige Volk aufzuhalten, und die Erlasse des Kaisers sind für dasselbe nicht vorhanden. Freilich wandern nur die Männer allein aus, welche sich erst nach ihrer Rückkehr, wenn sie ihr Glück gemacht haben, verheirathen. Es bedarf oft nur einiger Jahre um die Wünsche eines fleißigen Ehrgeizes zu befriedigen; wenn sie indeß durch Umstände, die nicht von ihnen selber abhängig sind, von ihrem Vaterlande ferne gehalten werden, senden diese muthigen Auswanderer alljährlich mindestens einen Theil ihrer Gewinnes ihren Familien zu. Ein Mann von erprobter Redlichkeit sammelt ihre Ersparnisse und vertheilt sie gegen eine geringe Summe, die er davon abzieht, an ihre Angehörigen in China. Auf diese Weise haben Dschunken von Batavia oder Singapore schon bis an 60,000 Dollars ausgeführt.

Die Fokinesen sind eher thätig und gewerbsam als habsüchtig. Sie haben den Instinct des Handels und der Schifffahrt; man findet indeß wenige Gelehrte unter ihnen; sie können meistens nur so viel schreiben als sie zu ihren Rechnungen brauchen. Ihre Sprache, durch die Mischung fremder Mundarten entstellt, ist roh und unverständlich für die Bewohner der übrigen Provinzen. Wenn ein Mandarin frisch gelandet unter der Leitung eines ehrlichen Führers ins Innere des Kaiserreichs zu reisen gedächte ist, gibt es kein bessres Mittel ihn unkenntlich zu machen und vor unbescheidenem Ausfragen zu sichern als wenn dieser ihn für einen Fokinesen ausgibt.

Wir brachten nur drei Tage in der Bay von Amoy zu, indem wir mit Federbüschen Lebensmittel in die Straßen der großen Stadt, welche 200,000 Seelen umschließen soll, durchstreiften. Hier findet man in den Magazinen die größten Vorräthe von Laternen und Sonnenschirmen, denn die Verfertigung des Papiers ist eines der vorzüglichen Gewerbe der Provinz. Baumwolle, Reisstroh, Maulbeerrinde, und der Bambus werden abwechselnd von den Fokinesen bearbeitet. Gewisse Districte erzeugen für den inländischen Verbrauch eine unsäglige Masse von Ziegeln, Dachtafeln und großer Töpferwaare. Zu Amoy fanden wir die schönsten geschnitzten Möbeln und den besten Thee. Ein Handelsschiff hätte auch Kampher von Formosa, Rhabarber, Gyps, Alaun, und andre Erzeugnisse von minderem Werthe dort finden können; allein dasjenige Product, welches diesem Hafen die schönste Zukunft in dem europäischen Tauschhandel verheißt, ist der Zucker. Die Ebenen von Fokien und Formosa sagen dieser vortheilhaften Cultur bewundernswerth zu. Der niedrige Preis der Arbeit gestattete das Kilogramm eines Zuckers, dessen Werth das erfahrene Auseehen der Erzeugnisse von Manilla und Java beschämte, zu 44 Cent. in den Handel zu liefern. Es schien daher, daß auch zu Amoy, wie zu Canton und Schang-hai, alle Elemente eines einträglichen und gedeihlichen Verkehrs vorhanden waren. Indeß betrug die Einfuhr der Engländer bei unserer Anwesenheit in jenem Hafen nicht über 4 Millionen Fr., und England, Indien, Neuſüdwales, hatten aus Amoy nur den unbedeutenden Betrag von 173,000 Fr. ausgeführt.

Am 18 März verließen wir die tiefe Bay, welche der Hauch des Mussons nur schwach eindringt. Die drückende Hitze, welche wir in diesem, von riesigen Bergen umschlossenen Becken hatten ausdulden müssen, machte uns die frische Küstenluft, die wir auf offener See fanden, um so erquicklicher. Der Nordwind ließ keinen Augenblick ab unsere Segel zu schwellen, und uns rasch gegen die Durchfahrt der Lemas zu treiben. Am 20 März lagen wir auf der Rhede von Macao vor Anker.

Hier vernahmen wir, daß die Engländer ihre Streitkräfte zu Hongkong concentrirt hatten, während eine neue Colonne täglich zu erwarten stand. Der Vicekönig von Canton, der Mandarin Se-u führte seine Rolle entschlossen durch. Er weigerte sich keineswegs die von Keying geschlossene Uebereinkunft auszuführen, ja er war, wie er sagte, bereit die Thore von Canton zu öffnen; allein zugleich verscherte er, daß der erste Europäer, welcher ihre Schwelle überschritte, unfehlbar von dem Volke ermordet werden würde. Auch warnte die Mauern von Canton in der That mit Aufessung zur Bewaffnung, mit Brandbriefen, Aufreizungen zum Worde der Barbaren überhedt; es war eine wirkliche oder blos gemachte Aufregung vorhandens; aber wenn die Mandarinen durch schlaue politische Berechnung dazu beigetragen hatten diese hervorzubringen, so blieb es zweifelhaft, ob sie die Macht finden würden, selbe wieder zu unterdrücken. Der Vicekönig Se-u ließ indeß nicht ab, seine Machtfülle mit seinen guten Willen zu bethenern. Er hatte dem Gouverneur von Hong-kong angeboten, an den Kaiser berüber zu berichten und durch diesen allmächtigen Einfluß die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen zu suchen. Die nöthigen Fristen, um von Peking den kaiserlichen Erlaß zu erhalten, waren bewilligt worden, und die Engländer schwuren, daß wenn die erwartete Antwort nicht günstig laute, es um Canton und die Forts am Bogue geschehen sey, wo ihre Kugeln diesmal keinen Stein auf dem andern lassen würden.

Am 3 April übergab endlich ein außerordentlicher Courier, Träger einer Feder, die seine Botschaft begleitete, dem Vicekönig Se-u den Erlaß, welchen der Kaiser mit der Spitze seines rothen Pinsels berührt hatte. „Die Städte, drückte der weise Taoskuang sich aus, sind erbaut worden, um das Volk zu beschützen, und der Wille des Volkes dient den Beschlüssen des Himmels als Grundlage. Wenn die Bewohner von Canton den Fremden den Eingang in ihre Stadt verweigern, wie kann ich einen kaiserlichen Beschluß fassen, welcher diesen Willen des Volkes mißkennt?“ Als diese Entschließung dem Gouverneur von Hong-kong mitgetheilt wurde, hatte M. Benham durch den Courier, welcher Ende März angekommen war, vernehmen können, welche in Beziehung auf die Verwicklungen an den Küsten die Gesinnungen der Hauptstadt waren; er wußte daß das brittische Cabinet, aller dieser localstreitigkeiten müde, seine Vorsichtsmaaßregeln ergriffen hatte gegen Uebertreibungen seines Vvolksmächtigten in den chinesischen Meeren. Durch eine ungewöhnliche Vertheilung der Macht standen der Commandant der Truppen und der der Kriegsschiffe nicht mehr unter dem Befehle des Gouverneurs. M. Benham konnte die bewaffnete Macht zu Vertheidigung der Colonie auffordern, allein keine offensive Maaßregel durfte genommen werden, ohne ausdrücklichen Befehl aus London. Dieselben Staatsmänner, welche vor nicht langer Zeit die Schwäche von Sir John Davies gerügt hatten, fürchteten sich nicht durch dieses energische Mittel den Eifer seines Rachfolgers zu fesseln.

Seit dem März 1847 hatten sich die Umstände freilich sehr geändert. Durch die Bewegung in Europa und die Aufstände in Indien geschreckt, wies England untergeordnete Verwicklungen weit von sich ab. Solchen Zuständen gegenüber blieb M. Benham nichts weiter übrig als den Beschluß des Hofes zu Peking zur Kenntniß der brittischen Unterthanen zu bringen. Er that es am 5 April 1847, indem den Kaufleuten von Canton und Hong-kong vorgeschrieben wurde, sich gewissenhaft dieser höchsten Entschließung zu fügen. Dieß war der erste Rückschritt englischer Politik in den Meeren von China, und mit ihm war auch das Signal gegeben zum Untergange europäischen Einflusses an den Küsten der himmlischen Reiche.“

Die Panama-Eisenbahn ist jetzt zur Hälfte fertig und bereits sind 600 Mann amerikanischer Truppen auf derselben nach Panama gegangen, um nach Californien befördert zu werden. (Shipp. Gaz. 13 Aug.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 199. 19 August 1852.

Ueber eine Reise von Krakau nach den Tatras.

(Schl. 22 Jul.)

Es ist noch nicht gar lange her, denn es ist kaum ein halbes Jahrhundert verflossen, seit Saussure, wie ein zweiter Columbus, die in Polen vorher noch sehr wenig bekannten Tatras entdeckte. Jetzt fehlt nur wenig mehr zu einer speciellen Beschreibung dieser slavischen Berge, da man sie in geologischer (Zeuschner), botanischer (Herbich und Wahlenberg) geographischer, archäologischer, poetischer und malerischer Beziehung zu unserer Kenntniß brachte, und selbst die Karlsbaden nicht vergaß. Indeß sind wir doch noch nicht den Fußstapfen der Spanier, Portugiesen, Engländer und der heutigen Liebhaber Californiens gefolgt, denn die Tatras sind noch immer für das Publicum ein entlegenes Land, und man schickt sich zu einer Reise dahin an, als ginge es übers Meer, ja man kann immer noch keck behaupten, daß mehr Polen fremde Berge gesehen haben, als die eigenen kennen. Da manche gern zu besondern wissenschaftlichen Forschungen ausgerüstet möchten, so geben wir hier eine kurze Anleitung, eine Marschroute für diejenigen welche die Tatras besuchen wollen, um dadurch die Reise zu erleichtern und manchen zu ermuntern, indem wir ihm zeigen, daß er ohne Schiffe und Meer in dieß Land der Wunder gelangen kann. Man kann einen Weg nach den Tatras einschlagen, daß man der Mannichfaltigkeit halber durch die eine Gegend die Reise hin und durch die andere zurückkehren kann. Man kann über Mogielany, Myslenice, Lublenie und Klikuszowa, wo man den ersten majestätischen Anblick der Tatras genießt, nach Nowy Targ, oder auch von Lubienie über Mezana, Tymbark und Limanova nach Nowy Saez, von da über Stary (Alt) Saez nach Kosciencko, Szczawnica, Czorsztyn u. s. w. gelangen. Beide Wege sind gut, den ersten kann man in zwei, den andern in drei Tagen bequem im Wagen machen. Wendet man sich von Myslenice durch das Thal der Roba nach Mezana, so kann man auf einem Bergwägelchen oder kürzer noch zu Fuße auf einem minder bequemen Wege nach Nowy Targ (Neumarkt) kommen. Hier stellt sich die Gesammtansicht der Karpathen dar, in vollem Glanze aber erst von Czorsztyn aus. Um sich über die Umgegend genau zu orientiren, nehme man die wohlfeile und ziemlich getreue Specialkarte des Kreises von Sandec zur Hand, die im Jahre 1849 von Dr. Grimm herausgegeben wurde, und die man in Saez haben kann. Von Nowy Targ kann man noch ziemlich bequem durch das Thal des weißen Dunajec über Szaflary und Poroniny nach der wunderbaren Umgegend von Kosciellsko, den Quellen des schwarzen Dunajec, der Pysna Gora (prächtige Berg), dem Teich Smerzyn, den Bergen Osmak, Uplaz u. s. w. gelangen. In Kosciellsko muß man Führer nehmen, den Wagen zurücklassen, und zu Fuß oder auch in einem Bergwägelchen am frühen Morgen durch den Buchenwald nach dem Meeresauge, dem schwarzen Teich, den fünf Teichen u. s. w. gehen. Für Frauen ist allerdings der Besuch dieser letztern nicht gut möglich, Männer aber sollten wenigstens in der Nacht daselbst bleiben, um die Wunder des Sonnenauf- und Untergangs in einer Pracht zu sehen, wie es sich die ausschweifendste Einbildungskraft nicht schöner denken kann. Mondvolle Nächte sind ein neuer Reiz, den mitten unter den schneebedeckten Tatras kennen zu lernen wohl der Mühe lohnt. Im Dorfe Suchy Zab bei Kosciellsko kann man die bekannten Meissnigarbeiten der Goralen kaufen. Was die Lebensmittel betrifft, so muß man sich mit diesen von Krakau aus versehen, oder in einem der an den Straßen liegenden Städtchen sie einkaufen, denn in den Tatras selbst findet man nur an wenigen Orten ein ländliches Mahl. Hat man so die Tatras wenigstens im Groben gesehen — denn Gipfel, wie die Lomnitzer Höhe, den Eistburm, den Krowan, Kopa, Gryzebrin können nicht jedem zugänglich seyn — kann kehrt man nach Nowy Targ zurück, von wo man auf einer vortrefflichen Straße über Warmund, Luptzyna u. s. w. zu den prächtigen Ruinen von Czorsztyn und Niedzica und von da über den Dunajec zu den Einöden des rothen Klosters kommt, von wo man auf Nachen in dreistündiger Fahrt nach Szczawnica gelangt, und auf dem Wege die Gipfel des Sokolija, Filizana und die Ruinen des Schlosses der heiligen Kunigunde erblickt. Außer den genannten Ruinen ist die kleine Kirche in Lubzimierz bei Nowytarg, die von Lowtzyna, die Kirche in Deabno, das Kloster und die Kirche der Clarissinnen in Alt Saez und die Ruinen eines alten Schlosses bei Neu Saez sehenswerth. Wer näher sich bekannt machen will mit der Vergangenheit und den archäologischen Besonderheiten dieser Gegend, der lese die Schilderungen von Pauli und Zielniewski, wo man alles aufgezeichnet finden wird, was in dem Lande unter den Tatras sehenswerth ist.

Die ganze Reise nimmt bei gutem Wetter 10 bis 15 Tage ein. Die Zeit der Reise ist, je nachdem der Sommer trocken oder regnerisch ist, von Anfang des Julius bis zu den ersten Tagen Septembers, und bei aller Annehmlichkeit die sie bietet, ist sie außerordentlich billig auszuführen.

Noch lehrreicher kann man die Reise machen, wenn man von Nowytarg aus auf der Chaussee nach dem schwarzen Dunajec und nach Chichlow sich begibt. Jenseits des schwarzen Dunajec stößt man auf Torf, den man hier Bor (Fichtenwald) nennt, indem man eine Menge Bäume und Stumpen ausgräbt; man stößt auf Goldsand, den man beim Graben von Brunnen noch

in zehn Klafter Tiefe findet, und jenseits des Waldes am schwarzen Dunajec sind Quellen, von denen eine westlich nach Ungarn, andere östlich nach Galizien laufen, denn hier ist der höchste Punkt der Hochfläche von Nowytarg. Jenseits des schwarzen Dunajec auf dem Priesterfelt steht man Schürfe, die Kesselslöcher und alte Hammerwerke. Geht man weiter nach Witow, und nimmt dort Führer nach den Bergen, so kann man Dinge sehen, die noch wenig Reisende gesehen haben, denn dieser Winkel ist für Reisende noch eine terra incognita. Man sieht hier den grauen Thurm (Turnia, Bergkegel) und uralte Silbergruben mit ihren sich durchkreuzenden Gängen, in welche Geister hineingebannt sind; auch sieht man noch die Reste von Gebäuden, die hier einst zum Ausschmelzen des Silbererzes dienten; der Botaniker kann, wenn er von Minichow gegen Baraniec geht, eine große Anzahl noch unbekannter Blumen und Pflanzen sehen, und zugleich nach Ungarn und Galizien hinabblicken. Hier ist der eigentliche Stamm der unter den Tatras wohnenden Goralen, ein zahlreiches und kräftiges Volk, das Gewerbe und Handel treibt, und die alte Frömmigkeit sowie seine Volkstracht bewahrt hat.

Spanien.

Andalusien.

Ziegler, der auf dem Dampfboote an der Küste hinfuhr und nur flüchtig die einzelnen Seestädte besuchte, hat Almeria keine sonderliche Aufmerksamkeit geschenkt, und wie wir gesehen nur obenhin die Bergwerke erwähnt; sie sind aber von Bedeutung und hängen mit dem Bergbau im Königreich Murcia eng zusammen. Das Land zwischen Malaga und Cartagena ist ungemein reich an Metallen, während der Boden großentheils, namentlich in den Höhen, sehr unfruchtbar ist. Die Sierra de Almagrera, deren wir oben schon gedachten, im östlichsten Theile Andalusiens und im westlichen von Murcia, namentlich der wilde Strich zwischen der Almanzora und Cartagena, enthalten die alten von Carthagern und Römern angebauten Minen; man begann mit einigen Gruben, in denen schon die Römer gearbeitet hatten, bald aber stieß man auf eine Ader, die den Alten unbekannt gewesen zu seyn scheint; sie ist 20′ dick und besteht aus einer Masse verschiedener Metalle, unter denen aber Blei, Silber und Zink vorherrschen. Die Tiefe ist noch unbekannt, die Ader scheint sich aber weiter hinab zu erweitern, und ist von bedeutender Länge. Mit den Lagerungen in der Sierra de Almagrera scheinen die bei Almazaron, so wie die von Alhamilla, östlich von Almeria, zusammen zu hängen. Diese Gegend ist eine der wildesten und dürrsten von Spanien, doch ist die Anlegung von Wasserleitungen möglich und die Ausbeute der Minen kann die Mittel liefern, diese herzustellen; darin würde die Möglichkeit liegen diese sonst so öden Striche dem Anbau und der Bevölkerung zu gewinnen. [1] Man schätzt den jährlichen Ertrag der Minen von Almagrera allein auf 3 — 400,000 Mark Silber, ohne den Ertrag von Blei und andere Metallen zu rechnen. Die Sierra Nevada mit ihren östlichen bis nach Cartagena hin sich erstreckenden Ausläufern rückt näher als an den andern Theilen Südspaniens aus Meeresufer heran, und das Land ist so erfüllt von Bergen, daß die Verbindung der einzelnen Theile ungemein erschwert ist. An die Hebung dieses Uebels ist so schnell nicht zu denken, da andere, viel leichter zu erbauende Straßen noch fehlen.

Der Bergbau wirkt indeß bereits wohlthätig; Almeria, dessen Hafen so gut wie ganz verödet war, führt jetzt bereits Blei in ziemlich bedeutender Menge nach Frankreich aus, „und man spricht davon einen neuen Hafendamm und zweckmäßige Werften anzulegen,“ wovon sich auch noch Spuren aus der Maurenzeit finden sollen. Bis jetzt reicht aber das in der Vega von Almeria gebaute Getreide nicht einmal für die Einwohner aus, und Zufuhr aus andern Provinzen muß den Mangel ersetzen. Auch hier fehlt es an Bewässerungsanlagen, oder vielmehr an Flußregulirung, denn der Andarax, der mitten durch die Vega fließt, überschwemmt sie zuweilen, und bis jetzt sind noch keine genügenden Anstalten gemacht worden, um diesem Uebel zu begegnen. Wenn die Minenausbeute zunimmt, die Wege zur Fortschaffung des Ertrags derselben verbessert werden, so wird man wohl auch an diesen Uebelstand Hand anlegen. Wenn irgendwo, so zeigt sich auch hier wieder, daß die Provinzialbehörden das beste thun müssen.

Malaga bildet recht eigentlich den Uebergang aus dem minenreichen Bergland in das völlig südliche Gebirt. Die Silberminen von Almagrera haben auch hier dem Handel einen bedeutenden Aufschwung gegeben, und wenn gleich von den zahlreichen Minen der Provinz nach Ziegler (I. p. 241) nur 20 Bleiminen und 4 Eisenminen im Betrieb sind, so müssen doch namentlich die letztern von großem Belang seyn, wenn wir Widdrington glauben sollen. Ziegler nennt zwar die Gießereien von Marbella, sagt aber nichts von ihrer Bedeutung, als daß jährlich daselbst gegen 100,000 Centner Eisen geschmolzen und 400,000 Centner Kohlen verarbeitet werden. Widdrington legt hohen Werth auf diese Anstalten und bemerkt: „die wichtigste commercielle Anrichtung ist die Gründung zweier Gießereien zu Marbella, wo das Eisen in feinen und mannichfachen Formen verarbeitet wird. Die kleinere ist am Ostende der Stadt nahe an der Bucht und in gutem Gebäuden aber in kleinem Maaßstabe, die andere ist viel größer und das Eigenthum des reichen und speculirenden Hauses Heredia, der Barings dieses Hafens, und da alles, was dieß Haus unternimmt, gelingen soll, so verspricht dieß Unternehmen im spanischen Handel einen sehr wichtigen Platz einzunehmen. Diese Anstalt ist am Westende der Stadt, wo der hohe Kamin mit dem Leuchtthurm am entgegengesetzten Ende wetteifert. Da die Plane des Hrn. Heredia alle in großem Maaßstab sind, und seine Mittel diesen Planen entsprechen, so vermeidet er den unter seinen Landsleuten so gewöhnlichen Irrthum, und verwendet ungeheure Mittel zur Ausführung seiner Plane. Wenn die Werke vervollständigt sind, so wird diese Eisengießerei mehr Eisen liefern, als für die Consumtion Spaniens nöthig ist, und dieser merkantile Koloß strebt mit der kühlen Berechnung eines Cosmopoliten alle die kleinern Unternehmungen zu verschlingen. Die einzigen Anstalten, welche Aussicht haben mit ihm zu concurriren, sind die, welche wie Pedroso ein sehr wohlfeiles Brennmaterial haben. Dieß Haus übt einen Einfluß auf das ganze System der Kohleneinfuhr, und droht den asturischen Compagnien, daß wenn sie nicht die nöthigen Kohlen zu einem mäßigern Preise liefern [2], so

[1] Namentlich die Ebene von Nijar, gerade westlich von der Sierra de Alhamilla, eben so die Ebene von Dalias westlich von Almeria. Beide sind wegen Mangels an Bewässerung beinahe Wüsten. Diese Angaben sind aus Widdringtons Schrift (I. p. 319); und seien nach seiner aus den Jahren 1843 stammenden Angabe waren mehrere Pläne zur Bewässerung entworfen, aber in Spanien gilt mehr wie anderswo das Sprichwort: del dicho al hecho va largo trecho (vom Wort zur That ist weit). Indeß erfreut man aus allen diesen aufgeführten Planen, daß die öffentliche Aufmerksamkeit auf solche Dinge gerichtet ist.

[2] Dieß erklärt den neuern Aufschwung des Kohlenbetriebs in Asturien, bei dem die Königin Christine betheiligt ist. Ihr Gesammtkapital liegen sie in den Stand Geeignetes zu unternehmen, und nicht ohne Grund wurde sie dort mit so großer Feierlichkeit empfangen.

werde es die Zulassung englischer Kohlen bewirken. Er unterhält einen regelmäßigen englischen Ingenieur, einen Mann von großem Talent, der auch entsprechend bezahlt ist, und eine Menge fremder Arbeiter sind in den verschiedenen Zweigen unter seiner Leitung beschäftigt.“ Wir sehen also hier ein sehr großartiges Unternehmen, das mit bedeutenden Mitteln betrieben wird und sich keineswegs auf locales Absatz beschränkt. Am Rio Verde befindet sich das dazu gehörige Eisenwerk, la Concepcion, wo auch die Schmelzung des Eisenerzes, das sehr reichhaltig ist, in drei Oefen vor sich geht. Leider „sind Wege und Fahrstraßen in der ganzen Provinz schlecht, und der schlechteste be schlechten der von Malaga nach Loja“, also gerade der, wodurch die Verbindung mit dem Innil und Guadalquivir hergestellt würde.

Männer, wie Heredia — das Haus führt den Namen Heredia, Martin und Larios — sind allerdings eine seltene Erscheinung in Spanien; sie haben nicht bloß diese ungeheuren Eisenwerke errichtet, sondern auch eine bedeutende Baumwollenspinnerei, eine Linnenwebere und eine Fabrik chemischer Producte. Man sieht, wie hier alles ineinander greifen soll, und es ist deßhalb kein Wunder, daß der Handel Malaga's nicht wie der von Valencia, Alicante, Cartagena und Almeria eine bedeutende nachtheilige Ebbe, sondern eine vortheilhafte zeigt. Dieß ist freilich nur in negativem Sinne das Verdienst der bedeutenden Industrie, indem weniger fremde verarbeitete Waaren eingeführt werden; die große werthvolle Ausfuhr ist wie natürlich der Wein, von dem 800,000 bis eine Million Arrobas ausgeführt werden, und die Südfrüchte überhaupt, die Staatsproducte der Vega von Malaga, die übrigens bei weitem (s. Ziegler I. p. 299) „nicht so üppig ist, wie die Huerta von Valencia.“

Malaga steigt in Folge dieser günstigen Verhältnisse fortwährend an Einwohnerzahl, und soll jetzt etwa 70,000 Seelen zählen.[1] Dieses Aufblühen wird wohl auch daß seinen Einfluß auf das umliegende Land ausüben, wo es noch ziemlich comantisch hergugehen scheint. Ziegler erwähnt nicht nur mehrerer Raubanfälle, die zu seiner Kenntniß gekommen, sondern auch, was wohl noch bezeichnender ist, „daß er vielen Landleuten zu Pferde und zu Esel begegnete, die fast alle mit langen Flinten und Säbeln bewaffnet waren.“ Das ist hauptsächlich die Folge des gebirgigen und wegelosen Zustandes des Landes, und wird sich erst mit der steigenden Cultur und dem wachsenden Verkehr ändern. „Die Industrie Südspaniens liegt indeß noch sehr darnieder und kann mit der des nördlichen keinen Vergleich aushalten. Einestheils mögen die große Fruchtbarkeit des Bodens, das warme Klima, andrentheils die mangelhaften Verbindungsmittel, die unsichern Zustände des Landes und das Prohibitivsystem die Hauptursache dieser Erscheinung seyn.“ Die Anfänge der Industrie sind indeß, wie nicht zu läugnen, ziemlich großartig. Schon Widdrington bemerkt im Jahre 1843, „er habe in vielen Beziehungen sichtbare Zeichen des Fortschritts wahrgenommen und den Handel in besserem Zustande gefunden wie früher, obgleich noch bei weitem nicht so, wie er seyn könnte.“ Ziegler theilt nur die durchschnittliche Aus- und Einfuhr in den Jahren 1844 und 1845 mit, ohne Vergleich mit frühern und ohne spätere Angabe. Die Einfuhr soll nahe an 100 Millionen Realen, die Ausfuhr 103,6 Mill. betragen haben. Auffallend ist, daß weder Ziegler noch Widdrington der Seide als eines besondern Erzeugnisses erwähnen, es muß jedenfalls der Ertrag gering seyn, was nur von der gebirgigen Beschaffenheit des Landes herrühren kann; dagegen erwähnt Widdrington die Cactuspflanzungen zur Zucht der Cochenille, und Ziegler den Anbau des Indigo, der indeß noch von keiner bedeutenden Ausdehnung zu seyn scheint; selbst der Kakaobaum gedeiht, daß Hauptergugniß aber, auf welches auch die meiste Aufmerksamkeit gewendet wird, ist natürlich Wein, und bekanntlich werden auch getrocknete Weinbeeren in bedeutender Menge ausgeführt.

(Schluß folgt.)

Eine Besteigung des Adamspiks.

(Nach dem Englischen von Dr. Ed. Z.)

An einem hellen Julimorgen vor Sonnenaufgang verließen wir das alte holländischer Fort von Colombo und schlugen den Weg nach dem Adamspik ein, dem heiligen Wallfahrtsort der Singalesen. Unsere Diener und Kulis hatten wir schon am Abend vorausgesandt, damit wir an unserm ersten Anhaltspunkt einige Bequemlichkeiten vorfänden. Unsere Pferde holten dem Auge zwar keinen besondern Genuß dar, waren aber vortreffliche Traber und begannen ihr Tagewerk mit sichtlicher Lust. Wir trugen Kleider von starker blaugewürfelter Leinwand, welcher Stoff in den Dschungeln am passendsten ist, große, bis über das Knie reichende Stiefel und leichte helmähnliche Hüte. In diesem Anzuge ritten wir durch die Gänge, welche von dem alten Fort nach den Jngbrücken führen, und an den Bastionen und Schanzen hin, die sich ins Unendliche auszudehnen schienen. Als die Sonne anfing, zeigte sich die lange Hügelreihe, deren höchsten Punkt jener geheimnißvolle heilige Berg bildet, in klaren Umrissen am Horizonte, während die schlanke Spitze des ersteren wie ein Miesenthurm über die niedern Höhen emporragte. Das Ganze, wie es sich kühn gegen den glühenden östlichen Himmel abzeichnete, glich den gigantischen Contouren eines ungeheuren Vogels mit ausgebreiteten Schwingen, dessen Rumpf von der Erde umschlossen wurde, während er mit emporgerichtetem Haupt und Schnabel kämpfte und rang, sich von den Fesseln seiner zu befreien.

Zuerst schlugen wir die Straße nach Sitawaka ein, einer alten, aber fast ganz verfallenen Stadt, durch welche der gangbarste Pfad nach dem Adamspik führt. Indessen sahen wir uns bald genöthigt, den breiten Fahrweg zu verlassen und einen abschenlichen Kreispfad einzuschlagen, der sich anfangs durch ein rauschendes Bächlein wand und dann am jenseitigen Ufer fast senkrecht einen steilen Hügel hinaufstieg. Als unsere Pferde diesen mit großer Mühe erklommen hatten, erblickten wir eine rauhe und zerklüftete Höhe vor uns, jenseits welcher unser erster Haltepunkt lag.

Gegen neun Uhr erreichten wir das große schennenähnliche Gebäude, in welchem unser Führer Punchy, unsere Diener und Kulis unserer warteten; Punchy war Koch und Führer in einer Person, und suchte auf eine höchst erfinderische Weise die Gebräuche des civilisirten Lebens nachzuahmen, mit welchem letzteren er sehr vertraut zu sein behauptete. Statt eines Tisches hatte er vier Stöße in den Boden eingeschlagen und ein Brett darüber gelegt; von den drei Stühlen, welche er von dem Vorsteher des Dorfes requirirt, dienten zwei mir und meinem Freunde als Sitz, den dritten benutzten wir nach Punchy's Anordnung als Nebentisch.

Als die Hitze des Tages etwas abgenommen hatte, setzten wir unsere Reise fort. Die Angelchen eines nahen Stromes trieben uns bald zu größerer Eile an. Nach einem unglücklichen Abenteuer mit einem Elephanten, wobei der älteste unserer Kulis das Leben einbüßte, erreichten wir am Abend die Stadt Ratnapura. Von hier aus stellt sich die Basis des Adamspiks rauher und öder dar, als dieselbe in der Wirklichkeit ist, während die kegelförmige Spitze so rund und ebenmäßig erscheint, daß man wähnen könnte, es sey ein Meisterwerk der Baukunst.

[1] Die ganze Provinz soll 270 spanische Quadratmeilen haben, eine Angabe der Bevölkerung findet sich aber nicht. Im Jahre 1840 soll die Zahl der Geborenen fast 18 000 betragen haben, was eine Bevölkerung von 8 bis 900,000 voraussetzen würde; zugleich wird angegeben, daß die Zahl der Gestorbenen nur etwas über die Hälfte betragen habe, so daß die Bevölkerung nicht bloß in der Stadt Malaga, sondern allgemein sehr im Steigen wäre.

Die poetische Benennung der Stadt [1] hat seinen Grund in der Thatsache, daß rings umher in der Masse der Urgebirge und der ältern secundären Gebirge, vornehmlich in dem krystallinischen Gestein, woraus die rauhe Basis des Adamspiks besteht, edle Steine gefunden werden.

Die Einwohner Ratnapura's ziehen bedeutenden Gewinn von den zahlreichen Wallfahrern, welche auf dem Wege zum Pik jährlich die Stadt berühren. Mit ihren Reiseeffekten auf den Köpfen der Hügel und mit ihren Fischereien im Kalany scheinen sie lebhaft, zufrieden und glücklich.

Unsere fernere Reise setzten wir zu Fuße fort; der heftige Regen, der am andern Tage hernieder strömte, zwang uns indessen, unsere Wanderung bald einzustellen und in einem elenden Dorfe, Namens Ginnemalle zu übernachten, wo einige nackte Pfähle mit einem halb eingestürzten Dach unser Hotel bildeten.

Die Beschwerden, welche wir bereits ausgestanden, sollten uns am folgenden Tage nicht vergütet werden. Kaum waren wir aufgebrochen, als wir plötzlich von allen Seiten von einer der größten eingeflechten Plagen — von Blutigeln angefallen wurden; der Regen hatte sie in ungeheurer Menge hervorgelockt. Sie sprangen mit großer Kraft und Lebendigkeit umher. Ward ein Baum berührt, so fielen sogleich einige herab und in der Nähe eines Flusses, den wir im Lauf des Tages überschritten, krochen sie in unglaublichen Massen herum. Wer diese Plage nicht selbst erduldet hat, kann sich keinen Begriff von der Qual machen, welche diese Thiere verursachen. Ehe dieselben sich vollgesogen haben, sind sie so dünn wie der feinste Faden und vermögen sich durch jeden Gewebe hindurchzuwinden. Kein Strumpf schützt gegen sie; Gamaschen, über die Beinkleider gezogen und oberhalb des Knies zugebunden, gewähren den unsern Theilen des Körpers noch den besten Schutz. Da wir uns nicht mit diesen unsern Bedürfnissen versehen hatten, so befanden wir uns in einer wahrhaft bemitleidenswerthen Lage, als wir uns durch die prächtige Gebirgslandschaft hindurcharbeiteten. Die blutdürstigen Feinde klommen an unsern Beinen empor und wanderten am Nacken wieder herunter, ohne daß wir es bei der Anstrengung des Bergansteigens bemerkten. Der kleinste Riß in unserer Kleidung ward von ihnen als Schlupfloch benutzt, und wo sich kein solches vorfand, da arbeiteten sie sich durch das Gewebe selbst hindurch; dann concentrirten sie sich an einem Punkte und begannen ihren Angriff so sachte, daß wir ihre Anwesenheit nicht eher bemerkten, als bis ihr Leib von unserem Blute strotzte. Wenn sie kann ihre Siedlung verlassen oder zu Boden fielen, überkam uns ein Gefühl als ob wir von einem kalten klebrigen Gegenstande berührt würden. Trotzdem durften wir sie nicht gewaltsam abreißen, weil sonst die Wunden einen entzündlichen Charakter annehmen.

Hinter Palladatula, der letzten bewohnten Station beim Hinaufsteigen des Berges, erhebt sich in düsterer Majestät die große wächtige Hügelgruppe, aus welcher die kegelförmige Spitze des Pik kühn zum Himmel emporstreibt. Auf dem Gipfel derselben erblicken wir jetzt zum erstenmal den malerischen Tempel von chinesischer Bauart, welchen die Buddhisten über den geheiligten Fußstapfen [2] errichtet haben. Als wir auf die wilde Gebirgslandschaft hinschauten, welche groß und majestätisch uns ringsum in zerklüfteten Massen umlagerte, mußten wir gestehen, daß sich Natur und Menschen vereinigt haben, dem Pik das höchste Interesse zu verleihen: die Natur durch die imposante Gestaltung der ganzen Scene, und die Menschen durch die Gefühle, womit sie den geheimnißvollen Gipfel betrachten, und durch die Sagen, welche sie an denselben geknüpft haben. Keine Beschreibung vermag die großartige, wunderbare Landschaft bei Palladatula genügend darzustellen. Die ungeheure Basis des Berges erstreckt sich auf der einen Seite scheinbar in unbegränzte Ferne, während der Abhang desselben sich wie eine schwarze Mauer fast lothrecht in das tiefe Thal hinabsenkt; auf der andern Seite ziehen sich mannichfaltige, reich mit Laubwerk bekleidete Hügelreihen nach der ebenen Fläche hin, welche die Insel umfaumt.

In dem Vihare oder Tempel zu Palladatula sahen wir den metallenen Deckel, den die schlauen Priester während der Wallfahrtszeit auf die geheiligten Fußstapfen legen. Es ist eine schimmernde Verzierung, mit Filigranwerk und Juwelen von sehr zweifelhaftem Werth bedeckt. Das Innere des Tempels, in welchem derselbe gezeigt wurde, bot einen seltsamen Anblick dar; die Fenster waren geschlossen — ein großes Bild des Getama Buddha (des Sakya Muni der Tibetaner) nahm den einen Theil des sonst ganz leeren Raumes ein. Es strömte gerade so viel Licht herein, daß wir deutlich in seiner hohlen Riesengestalt zu erkennen vermochten. Die Priester standen in ihren malerischen gelben Gewändern neben dem Deckel, und als wir diesen aufmerksam anschauten, fiel ein Lichtstrom durch die halb geöffnete Thür, welcher sogleich das Dunkel verscheuchte und uns die Gestalten jener enthüllte, wie sie voll Ehrfurcht auf das zu unsern Füßen liegende Heiligthum hinabblickten. Durch die halb offene Thür aber funkelten die Augen unserer Kulis herüber, die sich neugierig aneinander drängten, um einen Schimmer des heiligen Gegenstandes zu erhaschen.

In Palladatula waren wir nur noch 12 Meilen von dem Gipfel entfernt; trotzdem aber sah sich mein Freund genöthigt, daselbst zurückzubleiben, da seine Füße mit Blasen bedeckt und er am ganzen Körper auf das schrecklichste von den Blutigeln zerbissen worden war.

Am folgenden Morgen setzte ich meine Reise demgemäß mit unserem Führer und vier Kulis fort. Der Weg lief gerade den steilen Abhang eines finstern Hügels hinan, welcher sich unmittelbar neben dem Palladatula erhob, wo mein Freund zurückgeblieben war. Zwei Tage vorher war unsere Straße das Bett eines wilden Bergstroms gewesen, welcher alle erdigen Theile mit sich fortgerissen und nichts als die ungeheuren Felsen zurückgelassen hatte, welche finster und drohend auf meinen Seiten emporstarrten. Das Emporklimmen auf dieser „Straße“ war im höchsten Grade beschwerlich. Nach zweistündigem anstrengenden Steigen, während welcher Zeit wir nur vier Meilen zurückgelegt hatten, erreichten wir einen Bungalow, [3] welcher auf einer kleinen feuchten Ebene lag, wo eine Heerde wilder Elephanten weidete und fröhlich umhersprang.

Gegen vier Uhr Nachmittags brach ich von hier wieder auf. Eine steile Felsenhöhe nach der andern war zu erklimmen; zur Rechten erhob sich dunkel und ernst der Bergkoloß selbst, auf dessen Gipfel der höhere Tempel über den sagenhaften Fußstapfen jetzt ganz deutlich zu erkennen war. In einiger Entfernung sich derselbe jenen Füßen gleichen Gebäuden, mit denen Gendieren mitunter Hochgebirgsluften zu schmücken pflegen — einem Pavillon mit seltsam geneigtem Dache und drollig vorspringenden Dachrinnen. Hinter uns breitete sich ein wildes Zackengebirgs-Thal aus, über welchem die Schatten der Wolken einander jagten, wenn die Sonnenstrahlen von Zeit zu Zeit das Dunkel durchbrachen. Wir waren ganz von Wolken umschlossen und sahen, wie dieselben sich in einander drängten und wälzten, sich dann und wann in lange dünne Streifen spalteten, wenn ein heftiger Windstoß sie erfaßte, und in gedehnten Zügen an den jenseitigen Hügeln schwebten. Hier war alles naturwüchsig, rauh und wild; so weit die Blicke reichten, war keine Spur von Menschen oder von menschlichen Werken zu entdecken; selbst der Weg, auf dem wir dahinzogen, war durch die Fluthen eines Bergstroms gebildet, der den Fuß der vorigen Berge unterhöhlt hatte. Rings umher in den Dschungeln hausten die wilden Thiere, die mit einander stäckereien oder kämpften, oder rauhen auf Raub ausgingen.

(Schluß folgt.)

Eisenbahn von Rio de Janeiro ins Innere. Eine Compagnie hat sich gebildet, um eine Eisenbahn von Rio nach mehreren Städten im Innern zu führen. Die Bevölkerung soll in den letzten 15 Jahren von 500.000 auf 1,200.000 Seelen gestiegen seyn, von diesen sind aber zwei Drittheile afrikanische Sklaven oder deren Abkömmlinge. Auch ist eine Privatcompagnie zusammengetreten, um den Amazonenstrom mit Dampfbooten zu befahren, wozu die Regierung einen jährlichen Zuschuß von 240 Contos (etwas über 300,000 fl.) geben will. (Shipp. Gaz. 13 August.)

---

[1] Ratna bedeutet im Sanskrite: Edelstein, und Pura: die Stadt. A. d. U.

[2] Ueber die Entstehung dieser Fußstapfen ist weiter unten das nähere mitgetheilt.

[3] Ein Gebäude aus Bambusstroh und Matten mit einem vorstehenden Strohdache. Anm. des Ueberf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 200. 20 August 1852.

Eine Schilderung des Meeres an der Südküste von Grönland.

Es kommen jetzt nach und nach die Schilderungen der verschiedenen Seefahrten heraus, welche zur Aufsuchung Sir John Franklins unternommen wurden. Eine derselben von Dr. Sutherland, Arzt auf dem Schiffe Lady Franklin unter Befehl von Will. Penny, gibt besonders viele naturhistorische Einzelnheiten, und nachstehende Schilderung der Bewegung des Eismeers und der Ansicht der südgrönländischen Küste wird man nicht ohne Interesse lesen.

„Ein Eisfeld drängt sich gegen das andere, Ecken werden abgebrochen und überstürzt; Kämme steht man in allen Richtungen sich erheben, und Eisblöcke von ein bis zwanzig ja bis 60 Tonnen werden wie durch eine unsichtbare Kraft emporgehoben. Mächtige Eisberge von vielleicht 800 Mill. Tonnen Gewicht schießen meilenweit durch Eisfelder dahin ohne in ihrem zerstörenden Lauf aufgehalten zu werden. Wer eine Stunde zuvor an einer Eisfläche war, mit Teichen und mäandrischen Streifen blauen Meers, da sieht man auf einmal eine Mischung von Schmutzigweiß und Blau, die ebene Fläche ist zerstört durch 20′ hoch gehobene Massen, und meilenweit sieht man nicht einen Quadratfuß offenen Wassers. Auf einer kleinen Insel sahen wir 30′ bis 40′ übern Meere einen Granitblock, der 16′ in der Länge, 14′ in der Breite und 12′ in der Höhe maß, folglich mindestens 186 Tonnen wiegen muß. Wie er dahin kam, und zu welcher Zeit, das sind Fragen, die sich nur lösen ließen wenn man wüßte wann diese Insel noch unter den Fluthen dieses Oceans lag, der damals wie jetzt mit Tausenden von Eisbergen belegt war, von denen jeder vielleicht Tausende von Tonnen Felsblöcke führte und sie Hunderte von Meilen weit über den Meeresboden zerstreute."

Das Schiff landete an der Wuthnan-Insel im obern Theil der Bassinsbay, wo man eine weite Aussicht auf die südwärts gerichtete Küste von Grönland genoß, und bemerkt hier über die Gletscher: „Ein prächtiger Anblick that sich uns hier in allen Richtungen auf. Auf der einen Seite gegen Westen und Nordwesten war das Wasser weithin offen. Cap York und die Bassinsbay mit ihrer undurchdringlichen Eisdecke, die in unmerklicher Bewegung war, lag gegen Süden. Auf der andern Seite waren Pring Regentsbay, Cap Melville, Melvillebay, und eine ausgedehnte Gletscherkette, die sich am fernsten Horizont verlor und den halben Compaß einnahm, erstreckte sich über 900 Meilen weit gegen Süden und stieß prächtige Eisberge von sich ab durch die tiefen Thäler zwischen den Inseln, welche an manchen Stellen 1000′ hoch aus diesem diamantenen und doch beweglichen Meer hervorschauten. Bei Cap Farewell soll sich der Gletscher weit landeinwärts erstrecken, und die Eisberge, denen er das Dasein gibt, selten oder nie die klare offene See erreichen, da sie meist in den tiefen Fjords, die in diesem Theil von Westgrönland einschneiden, aufgelöst und gebrochen werden. Wenn die Jahreszeit über Mitte Sommers hinaus ist, nimmt der Fortgang der Gletscher zu, und Tausende von großen Eisbergen werden in den Monaten August bis November abgestoßen, wahrscheinlich weil gewöhnlich um diese Zeit das Wasser an der Küste offen ist. Die Eskimos um diese Bay besuchen im Winter oft den Fuß eines vorspringenden Gletschers von bedeutender Höhe in der Nähe von Claushaven, wo sie schöne Fische aus einer Tiefe von 300 Klaftern in Menge heraufholen. Sie bemerken während dieser Besuche oft, daß das Vorrücken der Gletscher in den letzten Frühlingsmonaten bedeutend langsamer ist als in dem letzten Herbst- und ersten Wintermonaten; wahrscheinlich werden diese Eisberge abgestoßen nicht in Folge eines Gravitationsprocesses, sondern in Folge einer Schwellung, welche das Ergebniß der Stromfluthen ist. Bei dem fortdauernden Vorherrschen der Südwinde, nachdem eine weite Wassermasse längs der Küste und in der Höhe der Bassins-Bey offen geworden ist, findet ein Einströmen von Wasser in alle die Fjords am Fuße der Gletscher statt, was das Abstoßen der Eisberge im Herbst erleichtert. Die ungeheure Gletscherkette in Grönland hat von den Geographen und Reisenden noch nicht die Beachtung gefunden, die ein so wichtiger Gegenstand verdient. Eskimos und dänische Ansiedler besuchen nur den Fuß derselben; leider haben sie in wenigen der zugänglichsten Fjords Versuche gemacht, die Höhe zu erklimmen, aber die Masse der Spalten, auf die sie jeden Augenblick stießen, waren Hindernisse, die sie mit ihren spärlichen Mitteln nicht bewältigen konnten."

Spanien.

Andalusien.

(Schluß.)

Der Verfasser reiste von Malaga über Loja nach Granada, von dem er, wie leicht begreiflich, eine begeisterte, aber für einen Nationalökonomen etwas zu weitläufige Schilderung einer so oft beschriebenen Localität entwirft. Granada, „die schönste Stadt, welche die Sonne bescheint", ist in ökonomischer Beziehung ziemlich verwahrlost, obwohl „die Einwohner fleißige Leute, und Trägheit, Faulheit und Müßiggang, die man so häufig in warmen Ländern findet, ihnen fremd sind." Der Grund des ziemlich verarmten Zustandes liegt, wie so vielfach in Spanien, in den schlechten Straßen, die den Absatz der Producte erschweren:

Lein, Hanf, Wolle, sonst Stapelproducte, sind darum in der Erzeugung zurückgegangen, und selbst die Seidenzucht ist bei weitem nicht was sie ehemals war. Granada, unmittelbar am Nordabhang der Sierra Nevada gelegen, gehört zum Gebiet des Guadalquivir, und der Handel, der Verkehr, die Gewerbsthätigkeit, die sich hier allmählich wieder beleben, werden nach und nach auch die fernern Theile dieses Gebiets wieder erreichen. Granada ist eine verfallene, vereinsamte Größe, mit mehr Romantik und Naturzauber als modernem Leben. Ziegler sagt geradezu: „Das durch seine Lage so bevorzugte und durch seine Alterthümer so berühmte Granada geht einem immer größern Verfall, einer immer mehr um sich greifenden Verarmung entgegen. Die Stadt nimmt an Umfang und Einwohnerzahl immer mehr ab, die Vorstädte verkleinern sich und viele Gebäude kommen in Verfall." Mit dieser materiellen Verarmung ist auch die geistige gleichen Schritt gegangen, und Widdrington bemerkt, er habe in keiner einigermaaßen bedeutenden Stadt Spaniens eine solche literarische Oede gefunden wie hier.

Fast gleiches wie über Granada kann man über Cordova sagen, das unter den Arabern 200,000, mit seinen 8 Faxlangen weit sich ausdehnenden Vorstädten vielleicht über eine Million Menschen zählte und jetzt auf 55,000 herabgesunken ist. Das Schlimmste was man über Cordova und die Umgegend sagen kann, welche unter der Araberherrschaft eine fast fabelhafte Bevölkerung erreichte, enthält das Decret der Regierung vom 8 Julius vor. J., worin einem Oberst Partington 100,000 Fanegadas Land (etwa 65000 Hektaren) an beiden Ufern des Guadalquivir zwischen Cordova und Sevilla zur Anlegung einer Colonie verwilligt werden. Dieß Land besteht in Wald und Weiden, und es hat sich in England eine Peninsular Colonization Company mit einem Capital von 500,000 Pf. St. gebildet [1], die freilich noch mehr auf dem Papier als in Wirklichkeit besteht. Man möchte allerdings fragen, warum die spanische Regierung nicht solches Land an die Valenianer und Murcianer gibt, denen es offenkundig an gutem Lande fehlt. Allerdings soll auch ein großer Theil der zusammengeschossenen Fonds auf Canalisation des Guadalquivir u. s. w. verwendet werden, wozu die armen Valencianer kein Geld, wohl aber fleißige Hände brächten. Man wird wohl noch zusehen müssen, ob das ziemlich pomphaft angekündigte Unternehmen auch gelingt.

Allerdings zeigen manche Umstände, daß es in dem von der Natur so sehr begünstigten Thal des Guadalquivir noch seltsam aussieht. In Utrera, einem Ort in geringer Entfernung von Sevilla, wohnt eine Anzahl Labradores, ein Wort, das man nicht mit Arbeitern übersetzen darf, denn es sind große Pächter, welche die ungeheuren Kronländereien des Adels pachten, aber auch eigenes Land und zum Theil sehr bedeutende Capitalien besitzen. Widdrington führt (I. I. p. 261) den Fall an, daß ein solcher Labrador die ungeheuren Güter des Herzogs von Medina Celi um eine sehr mäßige Summe und einen Vorschuß von 50,000 Pesos auf 20 Jahre pachtete. Es ist dieß sehr bezeichnend für die trägen verschwenderischen Gewohnheiten der Großen, die ihr Geld in Madrid verprassen und sich um ihre großen Güter nicht kümmern. Natürlich muß ein solcher Pächter wieder eine Menge Unterpächter auf den verschiedenen Gütern annehmen, und sein Gewinn besteht in dem Unterschied, den der Gesammtpacht dieser Leute mit dem zeigt, den er selbst zahlt. Der Herzog von Medina Celi, und alle die in ähnlicher Weise ihre großen Güter hingeben, sind wahre Drohnen, und thun nichts für die Bewohner der ungeheuren, ihnen gehörigen Ländereien, denen sie vollkommen fremd sind. Daß sie ihren eigenen Vortheil dabei sehr schlecht im Auge haben, versteht sich von selbst. Der Engländer, welcher den großen Landbesitz zugleich als ein Mittel politischen Einflusses betrachtet, dabei aber seine Pflichten gegen das Land nicht vergißt, und sein eigenes Interesse fördert, indem er sein Geld und seinen Einfluß auf die Hebung der Ackerbau- und Gewerbeindustrie verwendet, ist, wie man sich denken kann, über ein so widersinniges Treiben ganz erbost.

Der Charakter der Landschaft am Guadalquivir hinab ist Ebene, zum Theil baumlose Ebene; es fehlen natürliche Begränzungen, daher die ungeheuer ausgedehnten Güter, und die vielen ganz unbebauten, ja zum Theil herrenlosen und deßhalb dem Staate gehörigen Strcke. Daher auch die Zunahme der Viehzucht, und nur die Pferdezucht hat durch die Kriege gelitten, scheint aber gleichfalls wieder im Zunehmen. Hier haben wir schon, wie wir auch später in Castilien finden werden, den großen Besitz einzelner Städte, gerade wie den großen Besitz des Adels, der Krone und ehemals der Geistlichkeit. Ziegler ist über den ökonomischen Zustand des Landes von ganz exemplarischer Kürze, er ist auf weniger als anderthalb Seiten abgemacht; er schreibt den mangelnden Aufschwung, außer der Sorglosigkeit der Regierung, namentlich auch dem mangelnden Fleiße des Volkes zu. Widdrington gibt ein anderes Bild, wenn auch nur in sehr kurzen Worten: „Außer einigen von Fremden angelegten Industriellen Anstalten sind mehrere ziemlich bedeutende Manufacturzweige in dem einst so reichen Sevilla ins Leben getreten. Seife, Seiden- und Hanfwaaren machen bedeutende Fortschritte, die Bevölkerung wächst, und das Aussehen der Stadt bessert sich in Folge der vermehrten Industrie und des steigenden Geldverkehrs. Der Verbrauch von Oel, der ein sehr großes Stapelerzeugniß Andalusiens ist, steigt täglich in England und Frankreich, und hebt den Handel des Landes. Die jetzt fabricirten Seidenwaaren sind von vorzüglicher Beschaffenheit, und competente Beurtheiler haben mich versichert, daß sie die einheimischen Fabricate den früher aus Frankreich bezogenen vorziehen wegen des größern Gewichts und der Spielbiät des gebrauchten Stoffs." Dieß sind bedeutende Anfänge, und daß man dabei nicht stillsteht, kann der Umstand zeigen, daß jetzt eine Eisenbahn zwischen Sevilla und Cadiz flark im Plane ist, und die erstere Stadt bereits die Regierung angegangen hat, ihren bedeutenden Grundbesitz verkaufen zu dürfen, um sich bei der Eisenbahn zu betheiligen und das Unternehmen möglich zu machen. Es muß namentlich für Cadiz, was der natürliche Ausgangspunkt für die Erzeugnisse dieses Landes ist, von großem Interesse seyn, diese Eisenbahn zu Stande kommen zu sehen, und bei dem Reichthum dieser Stadt, so wie zum Theil auch der Sevillaner dürfte diese Eisenbahn vor vielen andern in Spanien prosperiren zu Stande kommen. Cadiz ist natürlich mit dem amerikanischen, fast als Monopol von ihm betriebenen Handel, und seine Einwohnerzahl von 100,000 auf 58,000 herabgesunken, doch ist sein Handel noch immer nicht unbedeutend, und was es in Amerika verloren hat, muß es durch Belebung der Industrie des eigenen Hinterlandes wieder zu gewinnen suchen. Daher finden wir jetzt diese Rückschritte auf innere Zustände, die sich früher durchaus nicht in solcher Weise gezeigt hatte.

Es kann seine Thätigkeit an dem großen Guadalquivirthale, das in Vergleich mit seiner frühern starken Bevölkerung eine halbe Wüste genannt werden kann, erproben. Dieß Thal kann vorerst ausgebeutet werden, wie die Llanos in Amerika, durch

[1] Eigentlich in Paris (s. Revue britann. Juillet 1852.)

Kinderbeeren, dann aber wird der Oelbaum wahrscheinlich eine der wichtigsten Pflanzungen werden, und wenn die Communicationen verbessert sind, der Weizen, der einen willkommenen Absatz nach England böte, das in seinem viel feuchtern Klima keinen ähnlichen erzeugen kann. Ueberhaupt dürfte in den Handelsverhältnissen des westlichen Europa's durch den bessern Anbau der Guadalquivirebene sich eine mächtige Aenderung ergeben. Die Zufuhr von Weizen aus der Ostsee und dem schwarzen Meer nach England, Antwerpen und Amsterdam dürfte vor der von Cadiz und bedeutend einschrumpfen und Italien nicht mehr das bevorzugte Land des Oelhandels bleiben. Was Spanien in den kriegerischen Zeiten des 15ten und 16ten Jahrhunderts im Kriege war, das dürfte es in den nächsten Jahrhunderten in industrieller und agrikoler Beziehung werden. Die Nation hat den Zauberschlaf, der auf ihr lastete, abgeworfen, sie fängt schüchtern an ihre Kräfte zu prüfen, und so gering diese Anfänge auch noch im Vergleich mit der Industrie Englands, dem Ackerbau Deutschlands und Italiens seyn mögen, so dürfte sich doch in wenigen Jahrzehnten bedeutend ändern, um so mehr als Spanien seine Stellung zwischen England und Frankreich benützen kann, um nicht mehr, wie früher, von diesen beiden Mächten zu sehr in der Entwicklung zurückgehalten zu werden.

Untersuchung des Gebiets von Ecuador.

Ein Hr. J. A. Franklin, Secretär der „Ecuador-Commitee," schreibt an das Athenäum (14 August), daß der interessante Theil der alten Incareich, der den jetzigen Staat Ecuador bildet und noch, einige partielle und flüchtige Reisen abgerechnet, ganz unerforscht ist, jetzt einer gründlichen Erforschung unterworfen werden soll. Der Commissär der Inhaber der Schuld des Staats Ecuador, der kürzlich dahin abgeordnet wurde, ist von der Regierung eingeladen worden, eine systematische Erforschung des Gebiets zu organisiren, in der Absicht die bisher unentwickelten natürlichen Hülfsquellen desselben zu entdecken. Vor einigen Monaten schon hat sich in London eine Ecuador-Commitee gebildet, die von einem großen und einflußreichen Theile der Landesbesitzer gewählt wurde. Die Einsendung dieser Nachricht an das Athenäum hat den Zweck, Geologen und Naturforscher aufzufordern daß sie, mit einer mäßigen Unterstützung dieser Commitee und der gesicherten Unterstützung der Regierung, die Erforschung dieser noch unbekannten Gebirgsketche unternehmen, da man Gold, Platina, Silber, werthvolle tropische Erzeugnisse u. s. w. zu finden hoffe.

Eine Besteigung des Adamspiks.

(Schluß.)

Nachdem wir abermals drei Meilen mit großer Anstrengung zurückgelegt hatten, ohne daß uns irgend etwas merkwürdiges begegnet war, erreichten wir die Station Deadstone, wo sich ein Reinerner sehr fester und starker Bungalow befindet, welchen ein alter candyscher König erbaut hat. Da es nicht möglich schien den Gipfel noch an demselben Abend zu erreichen, so beschloß ich in dem halbvollendeten Bungalow zu übernachten zum größten Verdruß meiner Begleiter, welche den Ort für unbetretungswerth hielten; der Bungalow lag im Mittelpunkte eines kleinen freien Platzes, welcher auf drei Seiten von steilen Abhängen umgeben war, auf denen dichte Gebüsche standen; auf der vierten Seite führte der Weg von dem freien Platze nach einer benachbarten Schlucht.

Als wir diese Station erreichten, ballten sich schwere schwarze Wolkenmassen um den Berg zusammen; alles, was uns umgab, war feucht und kalt und unwohnlich. Ein trauriger Uebernachtungsort ließ sich kaum anständig machen, und mancheal schaute ich sehnsüchtig zu dem kegelförmigen Pik empor und dachte, ob es nicht gerathener sey, mit Aufbietung aller Kräfte denselben noch zu erklimmen — nach reiflicher Ueberlegung aber gab ich diesen Plan auf. Dann und wann theilten sich die nebligen Wolken, die uns einschlossen, und enthüllten in den benachbarten Ebenen Landschaften von wunderbarer Schönheit, umflaumt von prächtigen Cocosnußbäumen, die mit dem Ocean zu verschwimmen schienen, da die Umrisse der Küste kaum zu erkennen waren.

So wild und einsam unser Ruheplatz auch war, so herrschte dennoch durchaus keine Stille an demselben. Die Schakale, Affen und Vögel kreischten und schrieen unaufhörlich, und zwischendurch ließ sich dann und wann das Brummen des aufgestörten Tschitah oder der Ruf eines fernen Elephanten vernehmen, so wie der dumpfe Kanonendonner in das regelmäßige Pulsenfeuer hineindröhnt.

Die Wolkendünste waren so dicht, daß alle unsere Bemühungen, ein Feuer anzuzünden, fehlschlugen. Das Holz rings umher war förmlich mit Feuchtigkeit gesättigt; hatten wir noch unsäglicher Anstrengung eine kleine Flamme einem minder nassen Stück entlockt, so erlosch diese sogleich wieder, wenn wir neues Brennmaterial herauf legten. Mit solchen vergeblichen Versuchen verbrachten wir zwei Stunden. Daß wir uns so lange und so eifrig abmühten, geschah nicht allein deßhalb, um uns ein heißes Abendessen zu verschaffen und eine behagliche Wärme in dem kalten, feuchten, lecherartigen Bungalow zu erzielen, sondern wir hatten noch einen andern und weit gewichtigern Grund, ein Feuer während der Nacht zu unterhalten, da wir aus vielen Anzeichen schlossen, daß unser Ruheplatz häufig von den wilden Thieren in den Dschungeln besucht werde, gegen welche uns nur der lustige Schein eines hellen Feuers schützen konnte.

Die Wanderung am folgenden Morgen war der des vorhergehenden Tages ziemlich ähnlich, nur daß der Weg an verschiedenen Stellen etwas steiler und demgemäß auch gefährlicher war. An einer Stelle führt der Weg über eine Masse soll losbrechender Felsen hin, die gegen 50—60 Fuß hoch seyn mögen; ohne Beihülfe würde man dieselben unmöglich erklimmen können. Um das Emporsteigen zu erleichtern, sind Stufen in das Gestein gehauen, und während der Wallfahrtszeit werden Ketten zu beiden Seiten befestigt; diese letztern waren natürlich jetzt entfernt worden, trotzdem aber bewerkstelligten wir das Emporklettern ohne große Schwierigkeit und Gefahr, indem wir Hände und Füße dazu gebrauchten in der Weise, wie man eine Schiffsleiter hinaufsteigt. Die schweren Gegenstände des Geräths wurden vermittelst eines Seils von den zuerst oben Angelangten hinaufgezogen.

Endlich stand ich am Fuß jenes merkwürdigen Kegels, welcher den Gipfel des Berges bildet; derselbe gleicht einem ungeheuren Zuckerhut von 200 Fuß Höhe, auf der Spitze mit einem Feenpalast geschmückt. Die Seiten bestehen aus Massen unregelmäßig vorspringender Felsen, welche bis zu mit Gebüschen von europäischem Ansehen bedeckt sind. Die Luft war herrlich kühl und erfrischend, und die Aussicht nach allen Seiten hin wahrhaft entzückend. Gerade vor und erhob sich jene seltsam gestaltete Masse, deren höchstem Gipfel die Fußstapfen eingedrückt sind. Ueber denselben schwebt das malerische Dach, welches von großen hölzernen in den Felsen des Gipfels befestigten Pfeilern getragen und in seiner Stellung durch starke Ketten erhalten wird, welche von den vier Ecken auslaufen und in das Gestein festwärts eingefügt sind.

Der Weg windet sich in einer Zickzacklinie am Kegel empor; es ist ein kleiner Fußpfad, der theils durch vorspringende Felsstücke, theils durch eingehauene Stufen gebildet wird. Da derselbe sehr steil ist und der Wind in einer Höhe von 8000 Fuß mit großer Gewalt um den Kegel streicht, so ist das Emporklimmen nicht allein schwierig, sondern auch gefährlich. An den meisten Stellen bieten die an den Seiten des Pfades wachsenden Gebüsche dem Wanderer einen Anhaltspunkt dar; zwei Reisen muß man jedoch ohne derartige Hülfe erklettern, wofür man einigen Ersatz in zwei Ketten findet, welche droben festgemietet sind und von dort herabgesenkt werden. An manchen Stellen würde der geringste Fehltritt oder das Fahrenlassen der Anhaltspunkte für die Hände den Wanderer in die Ewigkeit befördern. Da sich auch Frauen auf frommem Eifer den Gefahren unterziehen, welche eine Besteigung des Pik mit sich bringt, so gibt es fast keinen gefährlichen Platz auf dem Pfade, an welchem nicht irgend eine Erzählung eines Unglücksfalls haftet — die meisten Verunglückten gehören dem weiblichen Geschlecht an. Als unser

Führer zwei Jahre zuvor denselben Weg gemacht, waren zwei Wallfahrerinnen an einer jener grausenerregenden Wendungen des Pfades, wo ein Quadratfuß ebenen Gesteins zwischen dem Wanderer und dem sichern Verderben liegt, vom Winde in den Abgrund geschleudert worden. Als ich in den furchtbaren Schlund hinabschaute, konnte ich deutlich ein Stück Leinwand in der Tiefe erkennen, welches an einem trockenen Baumzweige hängen geblieben war und traurig im Winde flatterte.

Endlich standen wir auf dem Gipfel des weltberühmten Adamspik; mit unsäglichem Entzücken schaute ich auf das Riesenpanorama hinab, welches sich nach allen Seiten in unermeßliche Fernen verliert. Nach so manchen Monden sonnenheißer Schwüle hatte die kalte scharfe Luft einen eigenthümlichen Reiz. Mir war's als sei die Monotonie des tropischen Lebens von englischer Morgenfrische unterbrochen worden. Selbst die Pflanzen und Bäume ringsumher, die Rhododendren und Föhren waren meinen europäischen Augen vertrauter und theurer als die ewigen Palmen und breitblättrigen Gewächse des Tieflandes. Alles däuchte mir neu und reizend, und nach den Strapatzen und Gefahren der langen Wanderung war meine Genußfähigkeit und Freudigkeit doppelt groß.

Der Gipfel ist von einer flachen, etwa drei Fuß hohen Steinmauer umgeben, welche einen Erdgürtel umschließt, der einen unregelmäßigen Spaziergang um den im Mittelpunkte sich erhebenden Granitblock bildet; dieser besteht aus zwei ungleichförmigen Massen, deren höchste und größte die heiligen Fußstapfen und das chinesische Dach trägt. Auf der östlichen Seite des um den Granitblock laufenden Pfades, zwischen dem ersten und der Mauer, befindet sich ein größerer Raum als auf den übrigen; hier haben die Priester einen kleinen Bungalow von Fischwerk errichtet, worin sie während der Wallfahrtszeit wohnen. Die ganze Fläche des Gipfels mag zwischen 150 und 200 Quadratellen betragen, so daß trotz des Bungalows und des Granitblocks im Mittelpunkt eine ziemliche Anzahl Menschen dreben Platz hat.

Den Doppelsitzen im Mittelpunkt hatte ich in wenigen Stunden erklommen, wobei ich die Höhlung, in welche die frommen Buddhisten ihre Opfer legen, als einen Stufen-Einschnitt benutzt zum größten Ontsetzen meines rechtgläubigen Führers. Damit hatte ich die höchste Spitze erreicht und stand in dem heiligen Fußabdruck selbst. Diesen soll Buddha, wie die Sage berichtet, als ein Zeichen zurückgelassen haben, ehe er von seinen Verehrern schied. Nach einer andern Sage soll Adam hier tausend Jahr auf einem Bein gestanden sein, bevor er Ceylon, sein Paradies, verließ. Die Höhlung ist gegen vier Fuß lang und an der breitesten Stelle zwei und einen halben Fuß breit. Augenscheinlich bestand dieselbe anfangs aus zwei halbkreisförmigen Abdrücken, von denen der eine zwei und der andere einen Fuß lang war, und die in einer entsprechenden Entfernung von einander lagen. Priesterlicher Scharfsinn oder Aberglaube hat die kleinere dieser Höhlungen in den Abdruck eines Hahns und die größere in den Abdruck eines Fußballens verwandelt. Um die Aehnlichkeit auffallender zu machen, hat man vermittelst einer Einfassung von Gyps Zehen hinzugefügt; diese Einfassung umgibt das Ganze und erweckt in dem Beschauer sogleich den Begriff eines Fußes — welchen Begriff Menschen von gewöhnlichen Verstandeskräften nimmer mit den beiden ursprünglichen Höhlungen verbinden würden. Der Gypsbewurf ist dem Vorgeben nach nur deßhalb dort angebracht, um während der Wallfahrtszeit den Deckel befestigen zu können.

Auf der Höhe stellte sich meinen Blicken eine Scene dar, wie ich sie in meinem ganzen Leben nicht gesehen. Neben dem Granitblock, auf dem ich stand, lagen die Kulis und mein Führer auf den Knieen und verrichteten ihre Andachtsübungen, wobei manches Gebet mit langgezogenem Ton gesprochen wurde. Hätte ein Beschauer diese Scene von fern beobachtet, er würde vielleicht auf den Gedanken gekommen sein, daß dieselben mir göttliche Verehrung erwiesen. Zu meiner Linken stand der kleine priesterliche Bungalow, und rings umher starrten wilde Felsen von den seltsamsten Gestaltungen, bald von Wolken bedeckt und bald die uralten Häupter majestätisch zum Himmel emporstreckend. Gegen Westen zogen sich die Berge hin, welche ich beim Emporklimmen überstiegen hatte, und hinter ihnen lagen die blühenden Ebenen der Insel, im fernen Horizont mit der unendlichen See verschwimmend. Ueber dem Ganzen wölbte sich ein wunderbar lieblauer Himmel, an dem nirgends eine Wolke zu entdecken war. Es war eine Scene so herrlich und ergreifend, wie sie der Mensch nicht oft in seinem kurzen ruheisen Leben genießt, und ich ward nicht müde, dieselbe wieder und wieder anzuschauen, um sie fest in meine Seele zu prägen.

In geringer Entfernung vom Gipfel auf der östlichen Seite des Berges befindet sich eine Quelle, die nach der Versicherung meines Führers nie versiegt; das Wasser war ganz ausgezeichnet und die ungemeine Frische desselben doppelt willkommen in einem Lande, wo das Thermometer oft zwischen 90 und 100 Grad steht, und wo dajumal kein Eis eingeführt worden war.

Die Betrachtung aller dieser Gegenstände hatte meinen Appetit bedeutend geschärft, und als ich zu dem Zwerg-Bungalow zurückkehrte, fand ich, daß Punchy nach Bewältigung seiner Andachtsübungen nicht müßig gewesen war. Mit einer Flasche Ale, die mir noch übrig geblieben, krank ich auf die Gesundheit des armen Freundes, den ich wegen seiner gezwungenen Hast drunten in Palladatuka aufrichtig bedauerte, und auf das Wohl anderer Freunde und Bekannten.

Aus einem Gespräche mit meinem Führer und den Kulis erfuhr ich, daß dieselben den gewichten Fußabdruck für eine zu heilige Sache hielten, als daß ihre sündigen Augen den Blick darauf richten dürften. In der zur Aufnahme der Opfergaben bestimmte Höhlung bemerkte ich beim Aufsteigen den Pol einiger Pice (eine Kupfermünze von sehr geringem Werthe) [1], und so arm meine Begleiter auch waren, da sie für sechs Pence den Tag wie Pferde arbeiteten und von dieser Summe noch ihre Beköstigung bestritten, so vermehrten sie dennoch die Zahl jener Münzen, ehe wir den Berg verließen.

Gegen Abend nahm die Kälte bedeutend zu; glücklicherweise aber war ein guter Vorrath von Brennholz droben vorhanden und es gelang uns, ein sehr helles, lustiges Feuer zu unterhalten. Ich trug einen Band von Ossian bei mir, ein Werk, welches ich damals außerordentlich liebte, und als sich der Wind erhob und um den einsamen Riesensitzen wehte, befand ich mich in einer Situation, welche das Lesen desselben doppelt anziehend machte. Ich vermochte indessen nicht lange den Ernst zu bewahren, welcher zur Lectüre des großen Dichters erforderlich ist. Die Kulis hatten sich mir gegenüber am Feuer gelagert und zwar nach acht eingeborischer Weise, die Ellbogen auf die Kniee gestützt und die Hände der wohlthuenden Flamme entgegengestreckt. Sie schienen aber zu entdecken, daß das Feuer sie in dieser Stellung nicht gleichmäßig erwärme, und um den Fehler zu beseitigen, wendeten sie sich langsam aber regelmäßig herum, sich in Schlaf „eröffnen" — denn die Nacht brachten wir auf der Höhe des Pik zu und stiegen am folgenden Morgen nach Sonnenaufgang wieder hinab.

Miscellen.

Historisches Werk in Spanien. Die königl. Akademie der Geschichte in Spanien hat beschlossen eine Sammlung der bedeutendsten Gesetze, Statuten und Privilegien der einzelnen Provinzen und Städte Spaniens herauszugeben. Eine Commission von 20 Geschichtschreibern, Gesetzkundigen und andern Personen ist niedergesetzt, um die Veröffentlichung zu leiten; der bekannte Pascal Gayangos steht an der Spitze. Die Kosten werden sehr bedeutend sein, aber gut angewandt, da das Werk von großer historischer Wichtigkeit ist. (Liter. Gaz. 14 August.)

Herausgabe der alten irischen Gesetze. Diese alten unter dem Namen Brehon bekannten Gesetze und Einrichtungen Alt-Irlands sollen jetzt übersetzt und herausgegeben werden. Die Regierung hat die Kosten über sich genommen. Die Doctoren Todd und Groves sind mit der Arbeit beauftragt. (Athen. 14 August.)

[1] 1 Compagnie-Rupie à 16 Annas à 12 Pice = 10 Silbergr. 2 D. A. d. U.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 201. 21 August 1852.

Notizen über Holländisch-Guiana.

(Von S. Friedmann.)

Die sanitätischen Verhältnisse Guianas.

Will man über einen Erdstrich, Bezirk oder eine Stadt wissen, in wie weit der Aufenthalt daselbst das leibliche und geistige Wohl des Menschen fördert oder verkümmert, so ist es eine unsichere, oft nur mit der größten Ungenauigkeit zu vollendende, wissenschaftlich aber nie befriedigende Arbeit, die statistischen Angaben der Mortalitätsverhältnisse des betreffenden Erdtheils zusammenzuzählen, um daraus den erwünschten Aufschluß sich zu verschaffen. Man wird zwar bei hinlänglichen Daten in Gelegenheit gesetzt, Vergleichungen mit andern Ländern anzustellen, und auf diese Weise einen Schluß zu ziehen, das warum aber bleibt dabei unentschieden. Weit ersprießlicher und sicherer, um zum Ziele zu gelangen ist es, die physikalischen und naturhistorischen Verhältnisse eines Landes genau ins Auge zu fassen, um aus diesen nothwendigen Prämissen die Folgesätze über die salutäre oder perniciöse Wirkung der atmosphärischen und tellurischen Einflüsse auf den Menschen selbst sich zu bilden, wobei man bei nachheriger Vergleichung der Mortalität mit andern Ländern zugleich in den Stand gesetzt wird, die Schädlichkeiten, welche der äußern Natur zugeschrieben werden müssen, von jenen zu unterscheiden, die als Folge menschlicher Verkehrtheiten der verschiedenen Art sich herausstellen. Denn die geologischen und atmosphärischen Verhältnisse sind die Hauptfactoren, welche das Dasein und die verschiedenen Zustände der organischen Welt überhaupt und insbesondere auch des Menschen bedingen, so daß die genaue Kenntniß der ersteren diese schon im voraus auf ähnliche Weise bestimmen läßt, wie der Mathematiker die ganze Curve aus einem gegebenen Theil derselben berechnet. In Bezug auf die Flora und Fauna eines Landes gibt dies wohl jedermann zu. Man weiß daß Pflanzen- und Thierformen, selbst einer und derselben Gattung, sich ändern, je nachdem wir entweder nach verschiedenen Himmelsrichtungen uns begeben, oder vom Niveau des Meers uns erheben, und niemand zweifelt daran, daß die klimatischen Einflüsse allein es sind, welche diese Veränderungen hervorgebracht. Daß aber auch der Mensch so wie in seinen leiblichen, so auch mittelbar in seinen geistigen Verhältnissen bis zu einem gewissen Grade vom Klima abhängig sey, ja daß die Verschiedenheit der Racen, Nationalcharaktere und selbst die geistige Cultur zum großen Theile Wirkungen klimatischer Einflüsse sind, hat man bezweifelt. Man glaubt der Freiheit und Unabhängigkeit des menschlichen Geistes einen Abbruch zu thun, wenn man den großen Einfluß der äußern Verhältnisse auf seine Existenz zugibt, und dennoch sprechen alle Thatsachen für dieses innige Wechselverhältniß. Schon der nie bezweifelte Umstand, daß es gesunde und minder gesunde Gegenden gibt, daß also die verschiedenen Extregionen, die zur Integrität des menschlichen Daseins nöthigen Bedingungen in verschiedenem Grade besitzen, spricht dafür, daß auch die psychischen Eigenschaften, die jedenfalls von den leiblichen Zuständen motivirt werden, und deren gegenseitige Uebergänge durch die Anlagen und Temperamente vermittelt werden, von äußern Verhältnissen abhängig sind. Es bildet die sogenannte leblose und die belebte Welt von den Elementen an, welche die Atmosphäre, das Wasser und die Mineralien zusammensetzen, bis hinauf zur menschlichen Intelligenz eine zusammenhängende Kette, wovon ein Glied das andere bedingt, und thöricht wäre es daßjenige was der Schöpfer selbst vereinigt, willkürlich aus dem Verbande zu reißen, und die Lehre daß auch die geistigen Eigenschaften durch viele Zwischenglieder von physischen Verhältnissen abhängig sind, als rohen Materialismus zu verschreien.

Die Lage von Holländisch-Guiana, dessen Küsten sich nur wenig über den sechsten Grad nördlicher Breite erstrecken, classificirt dieses Land nicht nur zu den Tropenländern überhaupt, wo vom größten Grade an auf beiden Hemisphären schon ein merklicher Temperaturunterschied bei den verschiedenen Sonnenständen wahrgenommen wird, sondern zu den eigentlichen Aequatorialländen, wo kaum irgend ein vom Sonnenstande bedingter Temperaturunterschied von Bedeutung bemerkt werden kann, und da der Boden sich innerhalb mehrerer Meilen landeinwärts kaum um 20 bis 30 Fuß erhebt, durchgängig an den Küsten aus Diluvialgrund besteht, mit dichten Wäldern bedeckt ist, welche von einem Netze sich verzweigender und ineinander mündender Flüsse und Ströme durchschnitten sind, so ist das Land zu den feuchtheißen zu rechnen. Die nähere geologische Beschaffenheit des Bodens bis zu einer gewissen Tiefe konnte bis jetzt beim Mangel tiefer Schluchten oder artesischen Brunnen nicht erforscht werden. Doch stößt man nach einigen Fußen fruchtbarer Dammerde, die von Wurzeln verschiedener Pflanzen durchzogen ist, auf eine Lehmlage von geringer Mächtigkeit, worauf eine Lage halbverkohlter Pflanzen, wahrscheinlich Avicennien und Rhizophoren, die sich noch jetzt stets bilden, folgt. Die Grundlage des Bodens besteht daher aus den seit Jahrtausenden gebildeten Ueberresten organischer Stoffe, die, weit entfernt wie der Kalk und der Kiesel vom Wasser und der Luft die feemden Bestandtheile zu absorbiren, vielmehr selbst Kohlenstoff und dessen Oxyde aushauchen und der Luft und dem Wasser beimengen, wenn sie nicht durch die freilich sehr geschäftige Vegetation aufgesogen werden.

Was nun die Beschaffenheit der Atmosphäre anbelangt, welche man vorzüglich mit dem Namen Klima bezeichnet, obwohl ich zu letzterem auch besonders die geologische Beschaffenheit des Bodens rechnen möchte, so sind zuerst die in Guiana herrschenden Regen- und trockenen Jahreszeiten anzuführen. Während in unsern Zonen die nördliche oder südliche Sonnendeklination unmittelbar durch den bedeutenden Temperaturunterschied die Jahreszeiten bedingt, ist der Stand der Sonne für die Tropenzone nur die mittelbare Ursache der Regen- und trockenen Zeiten, deren Entstehung zunächst durch den Zusammenstoß der von beiden Erdhemisphären her wehenden Passatwinde und die dadurch entstehende Elektrizitätsentladung mit bedeutenden atmosphärischen Niederschlägen veranlaßt wird. Da aber dieser Zusammenstoß der Winde, dem in der Regel heftige Stürme vorangehen, so lange nämlich der Luftstrom einer Seite das Uebergewicht zu behalten strebt, so ziemlich auf jenen Punkten stattfindet, wo die Sonne gerade im Zenith steht und die meiste Erwärmung stattfindet, so trifft auch die Regenzeit im allgemeinen auf der nördlichen Hemisphäre mit unsern Sommermonaten, auf der südlichen mit unsern Wintermonaten zusammen; doch können locale Verhältnisse, besonders der Zug der Winde über große wärmestrahlende und die Dünste der Luft absorbirende Sandflächen bedeutende Abänderungen dieser Regel veranlassen. Die Regenzeit in Guiana aber trifft der Regel gemäß mit unsern Sommermonaten zusammen, so daß sie im Innern des Landes von April bis August andauert, während die trockene Zeit vom September bis April währt. An den Küsten aber ändert sich dieses Verhältniß in der Art, daß man eine kleine und eine große Regenzeit, welche erstere vom December bis Februar, und letztere vom Mai bis Julius, wie auch zwei trockene Zeiten unterscheidet. Die an den Küsten wehenden See- und Landwinde, welche um so stärker sich zeigen, je größer die Temperaturdifferenz zwischen dem Meer und dem Innern des Landes ist, und in dem Maaße verschwinden, als diese Differenz sich ausgleicht, mag als Ursache dieser Verschiedenheit der Jahreszeiten an den Küsten in Vergleich mit dem Innern des Landes zu Grunde liegen.

Während der Regenzeit ist der Gesundheitszustand der Bevölkerung Guiana's erfreulich, die Zahl der Erkrankungen sind verhältnißmäßig selten, so wie dieß auch im Anfang der trockenen Zeit der Fall ist, wo die Natur in ihrer üppigen Fülle daſteht. Nur gegen das Ende der trockenen Zeit mehren sich in auffallender Weise die Zahl der Erkrankungen, und die meisten Epidemien des gelben Fiebers fallen in diese Zeit. Diese Thatsache kann und als Beweis dienen, daß nicht die bloße Feuchtigkeit, nämlich die in der Luft schwebenden reinen Wassertheile es sind, welche den Keim der Erkrankungen in sich tragen, sondern die schon oben erwähnten Gase, Producte der sich zersetzenden organischen Stoffe. Während der Regenzeit nämlich füllen sich die Flüsse und ihre zahlreichen Arme, die Sümpfe werden zu Seen, an welchen die Pflanzen mit kräftigem Wuchse vegetiren. Sobald aber die trockene Jahreszeit lange gedauert hat, werden die Seen und viele Flußarme zu Sümpfen, die abgestorbenen Pflanzen und der mit organischen Stoffen gefüllte Schlamm beginnt sich zu zersetzen, und die Luft wird mit schädlichen Gasen, den Producten dieser Zersetzung erfüllt. Je wärmer nun die Luft ist, eine desto größere Quantität dieser Gase kann sich den physikalischen Gesetzen gemäß in ihr auflösen, und desto mehr wirkt sie auf Blut und Nerven. So erklärt es sich denn, daß in kalten, sumpfigen Ländern der Winter nicht leicht Wechselfieber hervorbringt, während im Frühling, wenn die wärmere Sonne die den Winter hindurch unter der Schneedecke verborgenen Reste organischer Stoffe zu zersetzen beginnt, die Fieber gewöhnlich ebenfalls erscheinen, da nur die wärmere Luft Wasserdampf und fremde Gase in bedeutender Quantität aufzulösen im Stande ist.

Es ist demgemäß auch keinem Zweifel unterworfen, daß der krankmachende Stoff, den man noch immer mit dem mystischen Namen „Miasma“ belegt, nichts anderes ist als jene Gase, welche als Zersetzungsproducte der verwesenden pflanzlichen und thierischen Stoffe sich erzeugen und mit der Luft in die Respirationsorgane des Menschen eindringen.

In Bezug auf die Lufttemperatur, ihre Schwere und ihren Feuchtigkeitsgrad habe ich in Paramaribo und am Copename im Monate Junius 1846, dann im März 1847 und im November 1848 Beobachtungen mit dem Thermometer, Barometer und Psychrometer (Thermo-Hygrometer) angestellt. Sämmtliche Instrumente wurden zuerst in Holland mit Normalinstrumenten verglichen und die Correction bei der jedesmaligen Observation in Rechnung gebracht.

Das Mittel aller im Monate Junius 1846 angestellten Beobachtungen mit dem im Schatten fixirten Thermometer ergab die Temperatur von 21°.4 R.

Die höchste während des Monates von mir beobachtete Temperatur war	25°.8 R.
die mindeste	19.2 „
Differenz	6°.6 „
Die mittlere Temperatur des befeuchteten Thermometers war	20°.2 „
Also die psychrometrische Differenz . .	1°.2 „

Aus diesen Daten ergeben sich nach den Formeln von August folgende Resultate:

1) der Dunstdruck, d. i. die Höhe in welcher die Quecksilbersäule des Barometers aus ihrer Stelle durch die Schwere der in der Luft enthaltenen Dünste gehoben wird 10‴.16 W.

2) Der Thaupunkt, oder jene Lemperatur bei welcher die Spannung dieser Dunstmenge das Maximum erreicht, und wo sogleich ein atmosphärischer Niederschlag entsteht, wenn sie noch mehr fallen würde . . . . . 19°.6 R.

3) Die relative Feuchtigkeit der Luft (wenn man die gänzliche Sättigung = 1000 annimmt) 880

4) Die absolute Menge der in einem Cubikfuß Luft enthaltenen Dünste . . . . . 15.32 Gr.

Die tägliche Schwankung des Thermometers betrug 5°—6° R.

Man sieht aus dem Angeführten, daß die Hitze in den einzelnen Tagen keineswegs so excessiv war, daß sie nicht auch in unsern Sommermonaten erreicht, ja übertroffen werden könne, und daß nur die anhaltende Wärme das Eigenthümliche der Tropenklimate ausmacht. Was den Feuchtigkeitszustand anbelangt, so war derselbe wie aus obiger Ziffer zu entnehmen, in jenem Monate, der Mitte der Regenzeit, sehr bedeutend und die Erkrankungen waren verhältnißmäßig selten.

Der mittlere Barometerstand im genannten Monate war 336‴.64 P. (auf 0° R. reduc.)

der höchste beobachtete Stand	337‴.60 „	Differenz 2‴.12.
der mindeste . . .	335‴.48 „	

Die tägliche Schwankung des Barometers betrug im Mittel 0‴.89 P., und zwar war das Minimum Morgens 4½ Uhr = 336‴.44, das Maximum um 9½ Vormittag = 337‴.33, das zweite Minimum um 4 Uhr Abends = 336‴.48, und endlich das zweite Maximum um 10½ Uhr Abends = 336‴.97. Die

zweite Schwankung von 4 Uhr Nachmittags bis Abends 10 Uhr war daher, wie dieß in der Regel beobachtet wird, geringer als die erste des Morgens wahrgenommene. Diese merkwürdige regelmäßige Schwankung des Barometers in den Tropengegenden, auf welche man erst im Anfange dieses Jahrhunderts aufmerksam geworden, gab zu allerlei Vermuthungen über die Ursache derselben Veranlassung. Da sie eine sechsstündige Periode einhält, so lag der Gedanke nahe, daß dieselbe Ursache, welche die Ebbe und Fluth des flüssigen Oceans hervorruft, auch den elastischen über den ganzen Erdball ausgegossenen Luftocean in Bewegung setze, und neuerlich erst hat Rußegger diese Idee wieder in Anregung gebracht. Wäre indessen die Sonne und der Mond Ursache dieser Luftbewegung, so läge kein Grund vor, westhalb gerade in den Tropenländern diese Schwankung, besonders während der trocknen Jahreszeit, so deutlich und bei jedesmaliger Beobachtung sich zeigt, während in höhern Breiten die einzelnen Beobachtungen gar kein Resultat geben, und nur nach vieljähriger Observation ebenfalls das Gesetz des sechsstündigen Steigens und Fallens des Luftoceans zum Vorschein kommt. Auch hat Bavard schon im Jahre 1827 (Mém. de l'Acad. des sciences Tom. VII.) dargethan, daß der Antheil der Mondesattraction auf die Atmosphäre für Paris nicht größer sein könne als zu einer Schwankung des Barometers von 0,018 MM nöthig ist, während diese Schwankung in Paris 0,756 MM beträgt. Die wahre Ursache der Barometerschwankung ist vielmehr höchst wahrscheinlich nur in der Wärmeverschiedenheit der Luftregionen im Umkreise der Erde, veranlaßt durch die tägliche planetare Rotation zu suchen, indem an den erwärmten Punkten die Luft sich mehr ausdehnt und in den obern Schichten ein Abfluß nach Osten und Westen verursacht wird, so daß eine zweifache Accumulation der Luftschichten an beiden Seiten stattfindet. An den Stellen, wo die Luft sich ausdehnt, findet man ein Fallen des Barometers, wo aber die Luftschichten sich anhäufen, ein Steigen desselben.

Im März 1847 wurden die Beobachtungen theils in Paramaribo theils bei der Holzplantage am Copyenamé gemacht, und da die Temperatur beider Orte wenig Verschiedenheit zeigt, so gebe ich die Mittel aus den Beobachtungen an beiden Plätzen. Die mittlere Temperatur im Monate März war nämlich am trocknen Thermometer: 24°1 R.

am nassen Therm.	21.5	„
Differenz . .	2°.6	R.

Hieraus ergibt sich: 1) der Dunstdruck = 10‴.76 P.
2) der Thaupunkt 20°.5 R.
3) Relative Feuchtigkeit: 766
4) Absolute Dunstmenge 15,88 Gran

in einem Kubikfuße Luft.

Aus der Vergleichung dieser thermometrischen und psychrometrischen Beobachtungen während der trocknen Zeit mit jenen zur Regenzeit angestellten geht hervor, daß, obwohl die relative Feuchtigkeit in der ersten Zeit bedeutend geringer, ja die Luft dem Gefühle nach so trocken war, daß die Thiere lechzten und die Pflanzen zu verdorren schienen, dennoch die Atmosphäre mehr Dünste im aufgelösten Zustande enthielt als während der Regenzeit, da ihre Temperatur höher und somit die Dunstsättigungscapacität größer war. Es läßt sich demnach mit Leichtigkeit erklären, weßhalb die trockne Jahreszeit, wenn sie lange anhält, die Erzeugerin pernicioser Krankheiten ist. Denn einerseits ist, wie eben erwähnt, die Sumpfbildung und die Zersetzung organischer Stoffe viel weiter verbreitet, andererseits kann die Luft wegen ihrer höhern Temperatur und ihrer geringern Sättigung mit reinen Wasserdämpfen mehr fremdartige Gase in sich aufnehmen.

So sind diese Thatsachen um so mehr von großer Wichtigkeit, da die Ursache der Entstehung der Sumpffieber und der Tropenkrankheiten selbst in den besten medicinischen Schriften verkannt, und in etwas anderem als in diesen atmosphärischen Verhältnissen gesucht wird. Während die Einen von einem unerklärten Stoffe, dem Miasma, als dem Erzeuger der Sumpffieber sprechen, legen Andere die Schuld der bloßen Feuchtigkeit bei, was schon durch das sehr gesunde aber feuchte Jufularklima, wie man solches in allen Zonen beobachtet, seine Widerlegung findet, so wie endlich andere das Zusammenstoßen des salzigen Wassers mit dem süßen als sehr nachtheilig halten, was durch den Umstand veranlaßt wurde, daß Wechselfieber an den Mündungen der Ströme sich vorzüglich zeigen. Aber nicht das Zusammenstoßen von Meer- und Flußwasser, worin jedes einzeln für sich nichts Nachtheiliges zeigt, sondern die in den Niederungen, in den Deltas der Mündungen sich anhäufenden und sich zersetzenden organischen Stoffe tragen die Schuld der Entstehung der genannten Fieber.

Es läßt sich aus dem Angeführten auch erklären, weßhalb in den ausgebreiteten Sandflächen wie in den Llanos von Venezuela, in den Wüsten Afrika's trotz der hohen Temperatur, welche dort herrscht (der in den Sand gesteckte Thermometer weist nicht selten 37° R.), dennoch Wechselfieber und gelbes Fieber gänzlich unbekannt sind. Die Armuth dieser Sandflächen an Pflanzen und Wasser und die daraus resultirende Unmöglichkeit, daß die Atmosphäre mit Gasen erfüllt wird, welche nährend auf das Blut wirken, ist die einzige, bis jetzt wenig erkannte Ursache der Salubrität der Llanos.

(Schluß folgt.)

Briefe aus dem Westen.

(Von Arthur Schott.)

Von New-Orleans nach Galveston und Indianola.

Am 28 September v. J. fuhren wir auf dem kleinen Dampfer „Merico“ Morgens 9 Uhr bei klarem wolkenlosem Himmel von New-Orleans ab, und konnten uns auf dem Verdeck fast ununterbrochen einer angenehmen kühlen Brise erfreuen. Uns voran den Mississiphi hinunter war der große und schöne Dampfer Winfield Scott, auf dem wir vor kurzer Zeit von New-Orleans hergekommen waren, und der jetzt wieder eben dahin zurückging. So einförmig die Scenerie längs den beiden Ufern des nordamerikanischen Stromriesen sein mag, die Ueppigkeit des Wachsthums sowohl der Bäume als der Rietpflanzen und der darein gelegten Zuckerplantagen, vor allem aber der unermeßliche Maasstab, in welchem die Natur hier alles anlegte, und noch täglich und stündlich darin fortarbeitet, vermischen jeden Eindruck von Monotonie gründlich mit jedem, der andere Sinn für derlei Schönheiten hat. Auf verschiedenen Punkten sahen wir heute am bewaldeten Horizonte dichte mächtige Rauchsäulen aufsteigen, wahrscheinlich die Zeichen von Schildkrödenen; dieselben mit den Augen in die Höhe zu verfolgen, war mir von Interesse, da sie aufsteigend in nicht sehr großer Höhe dichte weiße Wolkenschichten bildeten. Während des ganzen Laufs abwärts ließ sich auch an der Physiognomie der Landschaft und ihrer Einzelnheiten das allmähliche Untertauchen des trockenen Landes nach dem Stromdelta und nach dem Golf zu genau wahrnehmen. Den Uebergang bildeten die unabsehbaren Flächen schwimmenden Sandes, welche mit Rohr und Riedh oder Partien von Sumpfcypressen bestanden, theils Zweige der Strommündungen, theils sogenannte Seen mit klarem Wasser einschliessen. Unter anderem Wassergeflügel sah mir Nachmittags ein mächtiger Zug großer Vögel auf, die schwer und fast bald in langer offener Reihe, bald im Dreieck, ihren Führer an der Spitze, dahin flogen. Sie gehörten

ohne Zweifel in die interessante Familie, der Schwimmfüßler; der Schnabel derselben war dick, roth oder orangefarben, das Gefieder auf dem Rücken weiß und auf den Flügeln schwarz oder dunkelgrau. Während des Fluges hielten sie den Hals nach Art der Reiher zurückgezogen, die Füße schienen entweder kurz oder waren sie auch ringezogen. Sie flogen über den Strom und ließen sich auf der dunkelblauen Fläche eines der nahen Seen nieder, deren ich vorhin erwähnte.

Gegen Abend beobachtete ich über eine Stunde lang die Erscheinungen einer Fata Morgana. Außer einem über den wahren Horizont gehobenen lichter schienenden Wasserhorizont, hinter welchem die Wipfel von Bäumen und Gebäuden auftauchten, sich in verschiedenen Gestaltungen verzichenb, war es ein mächtiger Dampfer, welcher auf die Entfernung von vielleicht einer geographischen Meile sichtbar war und anscheinend stromaufwärts und entgegen Feuerte. Das einzige war sonderbar dabei, daß sein Kiel keine deutliche klare Form zeigte, wohl aber seine breiten Rauchfänge, aus denen selbst durch das Fernrohr ausstrebender Rauch wahrzunehmen war. Nach einiger Zeit nahm dieses Fahrzeug seinen Lauf hinter eine tief in den Strom hineinragende dicht bewaldete Landspitze und ward unsichtbar, bis es etwa $^1/_2$ Stunde nachher wieder in Sicht kam. Es erschien jetzt deutlicher, aber kleiner; auch der Stromstrich, auf dem es dahin schwamm, war schmaler, und jener oben bezeichnete zweite Horizont dem wahren unteren näher gebracht. Ich war nun gewiß, daß sich diese Erscheinung jedenfalls zuvor unter dem Einfluß der Luftspiegelung befunden haben mußte. Daß dieß auch eben jetzt noch der Fall war, bestätigte sich dadurch, daß noch immer kein deutlicher Kiel wahrzunehmen war, und als dieses endlich geschah, so konnte ich aus der Form desselben nicht klug werden. Bald trennten sich nämlich die beiden Rauchfänge und es schien sich der ganze Körper zu theilen, als wären es zwei Fahrzeuge, dicht neben einander laufend, etwa nach der Art, wie häufig zu sehen ist, wenn ein Segelschiff von einem daran gehängten Dampfer gegen den Wind oder Strom dugsirt wird, und es war die Erscheinung wieder, wie ein größeres Boot mit einem Mast und einem Rauchfang. Am auffallendsten erschien aber der Kiel, dessen Gestalt sich oft verbreiterte und verwirrende und dessen Einzeltheile immer in Wirbelgestalt erschienen. Dieses Spiel mochte etwa $^1/_4$ Stunde gedauert haben, als es plötzlich mit sammt seinem Gegenstand meinem Blicken verschwand; dieses plötzliche Verschwinden gehörte ebenso zum Ganzen, wesshalb ich, meinen Standpunkt behauptend, das Fernrohr nicht aus der Hand gab. Bald erschien es wieder neben sechs bis sieben hohen Cypressen oder pyramidalen Pappeln halb im Duft der Ferne verloren, doch etwas höher als die eben bezeichneten Bäume. An den Raaen ließen sich nach und nach deutlich schwarze Punkte wahrnehmen, denn jetzt waren auch zwei Mast deutlich zu erkennen. Nun war kein Zweifel mehr, auf den Raaen waren Matrosen beschäftigt; die Zahl derselben nahm zu, während der Kiel des Fahrzeugs beharrlich unbrauchlich blieb, ja auf Augenblicke gar nicht zu sehen war. Die Sonne war indessen hinunter, es fing an zu dunkeln und nach und nach entschwand sich die Wahrheit aus der ganzen wechselvollen Täuschung. Der Gegenstand war nämlich ein aus Masten und Raaen zusammengestellter Triangel, der, wo er stand, die Stelle eines Leuchtthurms zu versehen hatte. Die in den Raaen beschäftigte Mannschaft war aber nichts anderes als die lustigen, in die Höhe gezogenen Baumwipfel eines noch unter dem Horizont verborgenen Gehölzes. Dieses Zauberspiel hatte nun einem herrlichen Mondschein-Abend Platz gemacht; der den ganzen Tag über wehende Ostwind hatte sich gelegt und es war jetzt vollkommen windstille. Unser schwimmendes Mexico drang munter und rüstig hinunter nach Süden und wendete bald in einer der westlichen Mündungen nach dem Golf zu, vorsichtig Untiefen, schwimmendes Land und Treibholzlager im Auge haltend. Abends bemerkte ich einige wenige Sternschnuppen.

29 September. Morgens 6 Uhr läutete die Glocke; es war zu einer Art Vorfrühstück in Form einer Schale Kaffe. Die Sonne war eben im Begriff am flaren wolkenlosen Himmel aufzugehen, und unser Mexico nahm mit dieser fast einen und denselben Curs. Das Meerwasser war dunkelgrün, woraus ich schloß, daß wir nicht mehr fern von der Küste seyn mußten. Vom Bugsprieet hinunter sah ich einen Fisch ruhig heranschwimmend, bis ihn der Lärm der Wasserräder erschreckte und schnell senkrecht hinab in die Tiefe sagte. Er war 3—$3^1/_2$ Fuß lang und von sehr blasser Farbe, vielleicht fleischfarb, wenn mich das Wasser nicht betrog. Ich konnte von meinem Standpunkt aus nur seine breite Umrisse wahrnehmen und merken, daß er einen breiten rachenförmigen Kopf und einen nach hinten konisch zulaufenden Leib hatte; ich sah nur ein paar Seitenflossen. Zwischen 10 und 11 Uhr Vormittags begegneten wir einem Dampfer nördlich von uns; nach Größe und Bauart glich er dem unsrigen. Eben um Mittag setzte sich ein Seefalke (Fish Hawk) auf die Spitze des Mainmasts, nachdem er denselben prüfend mehrmals umkreist hatte. Er hatte sich einen Fisch mitgebracht, den er auf seinem lustigen Sitz verzehrte, ohne auf den Lärm unter ihm auf dem Deck des „Mexico" zu achten. Kopf und Hals waren weiß, so wie der Bauch; der Rücken war so wie die ganze Oberhaut wie dunkelbraun gefirnißt. Von der Wurzel des schwarzen Schnabels aus lief über die Augen und bis tief über die Hälfte des Halses hinab ein schmaler schwarzer Streifen, der sich endlich verbreiterte und sich am untern Theil des Nackens schloß. Er mochte etwa $^3/_4$ Stunden lang die Dampfkahrt mitgemacht haben, als ihn einer der Schiffsofficiere herunterschoß; der arme Schelm fiel über Bord und ward so bald, einen Fisch im Magen, selbst ein Mahl für Fische. Heute mir und morgen dir, so ist der Weltlauf. Später gegen Abend kommt ein zweiter Falk, derselben Art, und setzte sich wieder auf dieselbe Maßspitze, wo der rothe seinen Platz genommen hatte; ich hatte kaum Zeit ihn näher zu betrachten, da krachte es und der Arme hing ohnmächtig, tödlich getroffen an einer Leine, die seine Fänge umkrallt hielten. Das Blut rann wie aus der geschlagenen Ader eines größeren Thieres aufs Verdeck herab. Ein zweiter Schuß sagte ihm eine Kugel in den Leib und er stürzte todt herab; der Schütze war ein alter Seemann, unter dessen Stirne selbst zwei Falkenaugen blitzten. In der Hand zwei Pistolen behielt er das Opfer seiner Schußfertigkeit und überließ es, ohne weitere Worte zu verlieren, den Blicken der Neugierigen an Deck. Die beiden Kugellöcher waren in der That aller Ehre werth, nicht aber die That selbst. Sie war für mich nur ein zwecklores grausames Morden, welches dem Herzen des Thäters nicht eben viel Ehre macht.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Große Industrie-Universität in London. Es ist lange unentschieden geblieben, was man mit dem Ueberschuß, den die Weltindustrie-Ausstellung über die gehabten Kosten geliefert hat, machen solle. Jetzt scheint sich die Sache, wenn wir dem Athenäum vom 14 August glauben sollen, zu entscheiden. Die Commitee, welche über die Frage zu berichten hat, soll nämlich entschlossen seyn, die 150,000 Pfd. St., welche sich in ihren Händen befinden, zur Stiftung einer großen industriellen Universität zu verwenden. Alle die nöthigen Zusimmungen sind zwar noch nicht erfolgt, noch weniger ein bestimmter Plan ausgearbeitet, allein an der Hauptsache scheint kaum mehr ein Zweifel zu seyn, und man hofft, daß sich dann „ein großes Netwerk affiliirter Industrieschulen über das ganze Land verbreiten werde."

•

Meteorologische Forschungen in England. Am 17 August sollte zu Bourhall eine aeronautische Expedition aufsteigen. Die Absicht ist die verschiedenen Luftströmungen in den verschiedenen Höhen kennen zu lernen, so wie die stets wechselnde Dunstmasse und daraus folgende Bildung der Wolken in den verschiedenen Zonen. Auch der electrische Zustand der Luft ist ein Punkt, der weitere und genauere Forschungen erfordert. Zu diesem Ende hat die zu Kew sitzende Commitee der britischen Association die genannte aeronautische Expedition veranstaltet. (Liter. Gaz. 14 August.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 202. 23 August 1852.

Die wahre Ursache des Leuchtens der Nordsee.

Die wahre Ursache des Leuchtens der See, dieses prachtvollen Phänomens, welches allen bekannt ist, die im Sommer und Herbst daselbst auf dem Schiffe oder vom Strande aus wahrgenommen haben, hat verschiedene Erklärungen veranlaßt, ohne bisher zur völligen Entscheidung gebracht zu seyn.

Nach den abenteuerlichen Erklärungen des Alterthums und des Mittelalters glaubte Forster bei seiner ersten Reise mit Cook die Ursache in der Elektricität suchen zu müssen, welche durch die Reibung des Salzwassers an den Wänden des Schiffs hervorgerufen werde, und mehrere französische so wie deutsche Naturforscher begünstigten diese Meinung. Nach der Entdeckung des Phosphors aber schrieb man jenes Phänomen der Auflösung oder fauligen Gährung der Reste von Seethieren oder der schleimigen organischen Materie zu, welche sich in ziemlich großer Menge im Meerwasser findet, indem diese bei der Berührung mit der Luft in Brand geriethe, und diese Meinung hat so viel Verführerisches, daß noch jetzt manche Physiker ihr geneigt sind. — Aber während dieses Streits hatten Bianelli und Grisellini ein Thierchen im adriatischen Meere entdeckt, welches offenbar die Eigenschaft besaß, im Dunkeln zu leuchten, und beobachteten dieses als die wahre Ursache der Erscheinung, worauf Spallanzani 1776 ebenfalls eine leuchtende Medusenart im mittelländischen Meere fand, und später auch in vielen andern Meeren mehrere leuchtende Thiere wahrgenommen wurden, von denen Prof. Ehrenberg sieben Arten unter den Infusionsthieren beschreibt.

Obgleich aber die letzte dieser Erklärungsarten jetzt den meisten Beifall gefunden hat, so bleiben doch manche Naturforscher noch immer geneigt, die Erscheinung nicht ganz allein jenen Thierchen, sondern wenigstens zum großen Theile auch den faulenden und schleimigen Stoffen des Meerwassers zuzuschreiben, und hielten es für vernünftiger, zuzugeben, daß hier eine der complicirten Naturwirkungen stattfinde, zu deren Entstehung mehrere Ursachen beitragen könnten.

Dadurch fand nun der als Physiker und Badearzt rühmlichst bekannte Hr. Dr. Verhaeghe in Ostende sich bewogen, durch eine Reihe sehr sorgfältiger und zwei Jahre lang fortgesetzter Versuche den Gegenstand, wenigstens in Ansehung der ihm benachbarten Nordseeküste, zu einer bestimmten Entscheidung zu bringen. Die Resultate derselben hat er 1846 im 22sten Bande der Abhandlungen der königl. belgischen Akademie unter dem Titel: Recherches sur la cause de la Phosphorescence de la mer dans les parages de Ostende, mit einem ungemein saubern Steindruck versehen, veröffentlicht. Da jedoch die interessante Abhandlung in Deutschland wenig bekannt geworden zu seyn scheint, so glaubt Einsender, der erst vor kurzem einen Separat-Abdruck derselben (25 Seiten 4.) durch die Güte des Hrn. Verfassers erhielt, manchen Liebhabern der Naturkunde einen angenehmen Dienst zu erweisen, wenn er in dieser vielgelesenen Zeitschrift sie nicht bloß auf dieselbe aufmerksam macht, sondern auch in wenigen Worten die erfreulichen Resultate der von dem Hrn. Verfasser angestellten schwierigen wissenschaftlichen Forschungen ihnen darbietet.

Zu Zeiten, wo das Meer bei Ostende im Sommer und Herbst, besonders bei nordwestlichem Winde, reich an Phosphorescenz ist, ließ Hr. Dr. Verhaeghe in einem großen Wassergefäß von 5 bis 6 Litres (= 6 Bouteillen) Inhalt, Meerwasser schöpfen und ungefähr eine Stunde ruhig stehen, damit Sand und Schlamm sich zu Boden senken und die phosphorescirenden Thierchen (hier die noctiluca miliaris) an die Oberfläche steigen könnten, welches letztere nach seinen Beobachtungen nicht durch willkürliche Bewegung, sondern durch ihre specifische Leichtigkeit geschieht. Wenigstens scheinen sie bei ihrer kugelförmigen Gestalt keine Bewegungsorgane zu haben und Contractionen nur selten und kaum merklich zu seyn, ungeachtet sie im ruhigen Zustande des Wassers immer gegen die Oberfläche schwimmen. Darauf füllte er vorsichtig und langsam mit der obersten Wasserschichte ein Fläschchen von weißem Glase zu etwa 60 Grammes (= 4 Loth) Inhalt. Diese bleibt ebenfalls eine Zeitlang in Ruhe, damit die Thierchen, welche nur die Größe eines kleinen Stecknadelkopfs haben, gegen die Oberfläche steigen und sich im Flaschenhals sammeln können, wo man sehen kann wie sie, je nach ihrer Zahl, in einer Schicht von 2 bis 3 Millimetres (= 1 bis 1¼ Linien) gedrängt übereinander liegen. Wenn nun das Fläschchen damit erschüttert wird, so steht man bei passendem Tageslicht die getrennten, in verschiedenen Theilen des Wassers schwimmenden Noctiluken wie kleine weißliche ovalfarbene runde Punkte, deren Fühlfaden wegen der geringen Dicke nur durch eine sehr starke Lupe sichtbar ist, und kann wenigstens annähernd ihre Zahl schätzen. Einige Augenblicke nachher sammeln sie sich wieder unter der Oberfläche.

Schüttet man nun eine Kleinigkeit dieses Wassers in ein Uhrglas, so kann man durch passende Vergrößerungen, besonders aber wenn man ein mit einem Winkel herausgestochtes Exemplar unter das Mikroskop bringt, die ganze Organisation des Thiers beobachten, und auf diese Weise sind die saubern Abbildungen von der natürlichen Größe an bis zu einem Durchmesser von 3¾ Zoll gezeichnet.

(Schluß folgt.)

Notizen über Holländisch-Guiana.

Die sanitätischen Verhältnisse Guiana's.

(Schluß.)

Obwohl die in der warmen und relativ trocknen Luft aufgelösten Wasserdünste die Ernährung der meisten Thiere und Pflanzen zu vermitteln nicht im Stande sind, diese vielmehr trotz des Reichthums der heißen Luft an aufgelösten Dünsten ohne tropfbar flüssiges Wasser alsbald verkümmern, so gibt es doch einige für die trockene Jahreszeit in den Tropenländern höchst wichtige Pflanzen und selbst Thiere, welche ich hygroskopische Pflanzen und Thiere nennen möchte, die aus der relativ trocknen aber absolut feuchten Luft Feuchtigkeit herauszuziehen können und sich dadurch vollkommen ernähren. Ja es scheint, daß die hygroskopischen Pflanzen vorzüglich auf die absolute Feuchtigkeit der Luft angewiesen sind, und in den relativ feuchten Gegenden weit weniger gedeihen. Zu solchen hygroskopischen Pflanzen sind zuerst zu rechnen die Nopaleen. Wer immer zur trocknen Jahreszeit in den Tropen gereist ist, besonders in sandigen und steinigen Gegenden, wo die meisten Pflanzen wegen ungeheurer Dürre nur ein kümmerliches Daseyn zeigen, wird über den üppigen Wuchs der stachligen Cactus erstaunt seyn, die gerade in diesen trocknen Gegenden am saftigsten sind und den brennenden Durst der Thiere löschen. Es sind ferner zu den hygroskopischen Pflanzen viele Arten aus der Familie der Cucurbitaceen zu rechnen, wie die Wassermelone (Cucurbita citrullus), welche sich von ausgezeichneter Güte auf dem regenarmen Curaçao finden, während sie in Surinam zur Regenzeit kahl schmeckt und der schönen Rosenfarbe von innen entbehrt. So hat denn die Natur gerade die saftreichsten Pflanzen in die relativ trockensten Länder gepflanzt, so daß sie den Thieren als „lebendige Quellen" dienen.

Die zu Paramaribo während des Monates November 1848 angestellten Beobachtungen ergeben:

Mittlerer Barometerstand	336‴.41	P.
Schwankung während des Monates	2‴.14	„
höchster Stand	337‴.05	„
niederster	334. 94	„
Mittlere Temperatur	22°.4	R.
höchste beobachtete	28°.9	„
niederste	20°.3	„
Differenz	8°.6	„
Befeuchtetes Thermometer im Mittel	19°.7	R.
Psychrometrische Differenz	2°.7	„

Hieraus ergibt sich: 1) Dunstdruck 9‴.29 P.
2) Thaupunkt 18°.5 R.
3) Relative Feuchtigkeit 748.
4) Absolutes Gewicht der in einem Kubikfuß Luft enthaltenen Dünste: 13.93 Gr.

Rechnet man zur großen Durchsättigung der Atmosphäre in Guiana noch die vielverbreiteten Ursachen ihrer Erfüllung mit irrespirabeln Gasen, wozu außer den bereits angeführten auch die an den Küsten sehr verbreiteten Rhizophoren und Avicennien zu rechnen sind, welche weniger wegen Ausathmung von Stickstoff, wie einige Naturforscher angegeben haben, als wegen der Ansammlung von Schlamm in ihrem Wurzelgeflechte schaden, so wird man einsehen, daß im allgemeinen eine Neigung zur Blutzersetzung, mithin zu Leiden der Pfortader und der von ihr und ihren Zweigen durchdrungenen Organe sich zeigen muß, was denn auch die Erfahrung bestätigt. Bei den Eingebornen und den Acclimatisirten zeigt sich diese Neigung in weit geringerem Grade, da einerseits gemäß dem allgemeinen Gesetze, daß das organische Gewebe gegen äußere Reize abgestumpft werden kann, die Einwirkung der fremden Gase weniger schädlich wird, andrerseits die ganze Organisation des Körpers beim Eingebornen danach eingerichtet ist, daß die klimatischen Einflüsse weniger schädlich gemacht werden.

Prävalirender Genuß von Pflanzen, welche weniger zähe Blutklgelchen erzeugen als Fleischkost und eine Zersetzung im Darmcanal weniger begünstigen lassen, der Gebrauch säuerlicher Getränke, da die Säuren die in der Pfortader angehäuften Blutkörperchen aufzulösen im Stande sind, Bäder, Vermeidung größerer Quantitäten alkoholischer Getränke sind Vorschriften zur möglichsten Unschädlichmachung der klimatischen Einflüsse jener Zone. Hiezu kommt noch Vermeidung der Nachtluft, und besonders des Schlafens im Freien. Außerdem daß die Thaubildung während der kühlen Nacht vorzüglich vor sich geht, führt dieser atmosphärische Niederschlag eine große Quantität jener Dünste mit sich, welche während des Tages mit dem durch die Wärme aufsteigenden Luftstrom in die höhern Regionen gekommen und bei eintretender Kühle und niedersteigendem Luftstrom zum Theil wieder mit herabgeführt werden. Aus diesem Grunde wird das Schlafen auf dem Verdecke in jenen Gegenden, wozu die Kühle des Abends sehr einladet, häufig Wechselfieber unter der Schiffsmannschaft hervorrufen.

Dem vom theoretischen Standpunkte aus gemachten Schluß über die besonders für Einwanderer wenig günstigen Gesundheitsverhältnisse Guiana's entspricht auch die Erfahrung. Man rechnet, daß in Paramaribo jährlich 8 Procent der Civilbevölkerung sterben, während die jährliche Mortalität beim Militär nach genauen statistischen Tabellen sich wie 1 : 18 verhält, denn während der Jahre 1828 bis 1838 starben vom Militär 398 Individuen, also etwa 40 jährlich, während die mittlere Stärke der Garnison 724 Mann betrug. Nach dem englischen Militärarzt Chisholm aber ist das Verhältniß der jährlichen Mortalität unter dem Militär in England = 1 : 40, in Norwegen = 1 : 48, in Rußland = 1 : 48, in Schweden = 1 : 35, in Holland = 1 : 23, in Frankreich = 1 : 30. Daraus ist ersichtlich, daß die Mortalität auch beim Militär in Guiana weit bedeutender ist als in irgend einem europäischen Lande. Es ist jedoch noch zu bemerken, daß der Dienst, welchen das Militär in holländisch Guiana verrichtet, sehr leicht zu nennen ist, und hauptsächlich in der Beschützung der Plantagen gegen etwaige Negeraufstände besteht, und daß auch die Exerzitien so eingerichtet sind, daß die heißen Mittagsstunden der Ruhe gegönnt werden können.

Da es im Zwecke dieser Notizen nicht liegt, eine medicinische Topographie von Guiana zu geben, so können auch nicht alle jene Krankheiten aufgezählt und noch weniger beschrieben werden, welche jenen Ländern als eigenthümlich zukommen, doch erregen einige Krankheiten so sehr die allgemeine Aufmerksamkeit, daß ich diese Zeilen nicht schließen will, ohne sie wenigstens in ihren äußern und allgemeinen Zügen berührt zu haben. Wenn man in Paramaribo das erstemal einen Fuß ans Land setzt und schon die halbnackten und magern Gestalten alter Negerinnen, von welchen die Straßen Paramaribo's wimmeln, eben nicht den günstigsten Eindruck auf und machen, so thun dieß noch weniger die krankhaft angeschwollenen Unterschenkel, womit ein großer Theil der Negerbevölkerung behaftet ist, und die einen geringen Grad der Elephantiasis anzeigen, welche in ihrer weitern Progression eine ungeheure Deformität, besonders der untern Extremi-

täten hervorbringt, und dem Fuße eines ſolchen Unglücklichen wirklich eine Aehnlichkeit mit dem Elephantenfuße gibt, woher die Krankheit ihren Namen hat. Das Uebel gehört aber zu den ſehr chroniſchen, tödtet ſelten unmittelbar, ſondern nur durch ſeine Folgen, und gefällt ſich, im Menſchen jene regelmäßige Wucherung zu wiederholen, die nur der Pflanze eigenthümlich iſt, und der ſie ihre weit größere Maſſenbeharrlichkeit im Vergleich mit dem Thiere verdankt. Die Elephantiaſis iſt unſere Scrophelkrankheit in höherer Potenz, und auch ſie befällt das Drüſen-, Haut- und Knochenſyſtem.[1]) Deßhalb findet man ſie auch vorzüglich bei der niedern Volksclaſſe, welche ſchlechte Nahrung zu ſich nehmen und ihren Körper durch Unreinlichkeit vernachläſſigen. Eine in ihren Folgen noch weit ſchrecklichere Krankheit iſt die Lepra. Sie bildet eine wahre Geißel von Guiana und zugleich das Schreckbild der dortigen Bewohner. Da die Krankheit nicht nur für erblich, ſondern auch für contagiös gehalten wird, ſo meidet man die Nähe eines ſolchen, der nur im entfernteſten Verdachte ſteht von ihr befallen zu ſeyn. Deßhalb werden oft auf obrigkeitlichen Befehl Kinder von ihren Eltern, Frauen und Männer von ihren Gatten getrennt und in Siech- und Krankenhäuſer gebracht, wo ſie oft noch viele Jahre hindurch leben, ausgeſchloſſen aus der menſchlichen Geſellſchaft und herausgeriſſen aus dem Beebande ihrer Familie. Wohl erwegen aber kommt mir eine ſolche Handelsweiſe nicht nur hart und grauſam, ſondern ſelbſt unnöthig und nutzlos vor. Denn abgeſehen davon, daß die unbedingte Contagioſität der Krankheit noch lange nicht erwieſen iſt, wie denn bis ſeit keiner Krankheit der Fall iſt, ſedenfalls aber eine große Dispoſition, die nur durch langjährigen Aufenthalt in jenen Gegenden erworben werden kann, der Entſtehung der Krankheit vorausgehen muß, hat auch ein ſo ſtrenges Verfahren die Folge, daß die Krankheit in ihrem Beginne, wo vielleicht noch Hülfe möglich wäre, ſorgfältig verſchwiegen wird, und erſt wenn durch das äußere Anſehen, das Anſchwellen der Hautdrüſen, der Knollenbildung oder gar ſchon durch das Abſterben einer Extremität kein Zweifel mehr obwalten kann, gelangt man zur Kenntniß vom Daſeyn der Lepra. Einen Beweis der jedenfalls ſehr bedingten Contagioſität der Lepra gibt der Umſtand, daß bis jetzt noch kein Fall zur Kenntniß gekommen iſt, daß ein europäiſcher Matroſe von der Krankheit befallen wurde, obwohl dieſe Leute nach erhaltener Erlaubniß ans Land zu gehen in die entlegenſten Schlupfwinkel und obſcuren Herbergen der Stadt ſich begeben, wo die Krankheit ihr Lager am ehrſten aufgeſchlagen hat. Lange Zeit hindurch hat jedoch die Regierung es vernachläſſigt, ärztliche Hausſuchungen nach Leprakranken vornehmen zu laſſen. Als aber dieſes traurige Uebel ſtärker als je im Jahre 1848 ſich mehrte, ließ der Gouverneur, Baron Rabers, ärztliche Viſitationen in allen Häuſern der Stadt ohne Ausnahme vornehmen, und das traurige Ergebniß war, daß über 1300 Leproſe in der Stadt ſich befanden. Für eine ſolche Anzahl Kranker hatte man keine Anſtalten, und man ſah ſich daher genöthigt, nur die im höchſten Grade Erkrankten in Krankenhäuſer zu ſchicken. Eine der größten ſolcher Anſtalten iſt das Etabliſſement Batavia am Fluſſe Coppename. Als wir mit dem Transportſchiffe nach der Holzplantage fuhren, benutzte ich die Gelegenheit, dieſen Ort des Unglücks und des Schmerzes zu beſuchen. Das Dickicht der Wälder hört auf, ein mit Caſſave bebautes Feld zeigt die Nähe menſchlicher Wohnungen an, und im Hintergrunde bemerkt man mehrere in Piſang-Gebüſche verſteckte Gebäude. Eine Gartenanlage und eine Allee von Sagopalmen führt zur Wohnung des Paſtors, eines bleichen Mannes, der vielleicht irgend eines Vergehens wegen nach dieſem Ort verſetzt worden. Er führte uns in die Hütten der Kranken, wovon mehrere in einem beſammernswerthen Zuſtande dalagen. Ueber 400 Leidende zählt das Etabliſſement, und man hält ſie alle für unheilbar, da ihnen nicht einmal ein Arzt beigegeben iſt, was man um ſo weniger billigen kann, da, wenn auch dem Hauptleiden nicht wohl abzuhelfen iſt, manche Zwiſchenleiden erfolgen können, welche der ärztlichen Hülfe weniger trotzen, ſo wie der Kranke auch im Arzte einen Freund und Tröſter ſieht.

Daß ein Etabliſſement für Leprakranke in einer Gegend, wo alle Urſachen vorhanden ſind, welche die Entſtehung der Krankheit begünſtigen und ihr Daſeyn unterhalten, durchaus keinen andern Nutzen haben kann, als daß die Kranken von der menſchlichen Geſellſchaft abgeſondert ſind, um in ihrem Elend abzuſterben, iſt einleuchtend, ſo wie auch auf der andern Seite nicht geläugnet werden kann, daß die Heilung der Lepra großen Schwierigkeiten unterliegt, die jedoch im Anfange der Krankheit nicht unbeſiegbar ſind. Wollte man etwas Erſprießliches zur möglichſten Beringerung der Krankheit unternehmen, ſo ſollte man vor allem danach trachten, die Kranken beim Beginne des Uebels unter Behandlung zu bekommen, und die letztere damit zu beginnen, die Leidenden in ein beſſeres Klima zu bringen, wozu eine der nahgelegenen Antillen, beſonders Curaçao ſich ſehr eignen würde. Dort könnte mancher bei zweckmäßiger und beharrlich fortgeſetzter Behandlung ſeine Geſundheit wieder erlangen, während dieß auch bei der beſten Behandlung bei fortwährenden atmoſphäriſchen Einflüſſen von nachtheiliger Art nicht wohl möglich iſt. Ferner ſollte man diejenigen, bei welchen die Krankheit durch das mumienartige Abſterben einer Extremität ihr Ziel erreicht und keine weitern Fortſchritte mehr zu machen ſcheint, von jenen wohl unterſcheiden wo der Krankheitsproceß noch immer zum Verderben des Kranken thätig iſt, und erſtere, die oft noch zwanzig Jahre und darüber leben, wieder zu den Ihrigen zurückſchicken.

Endlich werde hier einer ſonderbaren und fürchterlichen Krankheit Erwähnung gethan, die man ausſchließlich in Tropenländern findet, während Lepra ſelbſt im hohen Norden hie und da ſich zeigt, nämlich das krankhafte Erdeſchlucken. Man findet wohl in allen Zonen bei krankhafter Nervenſtimmung, wie man ſie beſonders bei Schwangern nicht ſelten bemerkt, ein Gelüſte nach Kalk und erdigen Subſtanzen, das aber in der Regel bei kleinen Quantitäten dieſer Stoffe Befriedigung findet. Dort aber erlangt das Verlangen nach erdigen Körpern eine ſolche Heftigkeit, daß die Kranken oft Dammerde in großern Quantitäten verſchlucken, bis der Magen mit dieſer ſchweren und unaufloerbaren Maſſe gefüllt iſt, und der Kranke unter den fürchterlichſten Schmerzen der Magenentzündung und des Magenbrandes unterliegt.

So zeigen ſich denn in den Tropenländern gigantiſche Formen, wie in den Pflanzen und Thieren, ſo in den Krankheiten des menſchlichen Körpers.

Briefe aus dem Weſten.

Von New-Orleans nach Galveſton und Indianola.

(Fortſetzung.)

Ich machte dieſen Abend eine Bemerkung, welche mir bis jetzt ganz neu geblieben war. Der halbe Mond ſtand prachtvoll leuchtend über der dunklen See und überall ſchnitt ſich der dunklere Horizont des Waſſers von der lichteren Atmoſphäre ſcharf ab; nur zwiſchen dem Mondball ſelbſt und jenem breiten Silberkreiſen, den dieſer gerade über dem Waſſerſpiegel nach dem Schaunkt des Beſchauers zu machte, erhob ſich ſenkrecht vom Waſſerhorizont aufſteigend ein dunkler undeutch-

teler Luftkegel. Solange der Mond hoch stand, hatte es das Ansehen als ob unter demselben eine so geformte Wetterwolke herabhinge. Mit dem Sinken des Mondes ward dieser Kegel immer schmaler und schmaler, bis er zuletzt ganz auf den Wasserhorizont herabsank, so wie das Mondlicht nach und nach schwächer werdend sich endlich gänzlich im trüben Dunkelreis über dem Horizonte verbarg. So viel ich durch meine Anschauung verstehen konnte, brauchte die ganze Erscheinung auf einer optischen Täuschung des Auges. Den Beweis hiefür liefernte mir der Umstand, daß sich nichts von jenem dunklen Luftkegel wahrnehmen konnte, sobald ich auf dem Verdeck so hinter die Rüderkasten trat, daß der vom Mondlicht auf dem Wasser gebildete Silberstreif aus meinen Augen war. Nahm ich dann wieder Mond, Wasser und Horizont ins Auge, so sah ich ersteren, wie vorher, wie auf einem dunklen Luftobelisk über dem Wasserhorizont stehen. Kaum war dieser Schauspiel mit dem untergegangenen Monde zu Ende, so hatte ich im Norden ein anderes; ich bemerkte da eine mächtige rothe Lohe, den Wiederschein von Feuer. Die Erscheinung eines solchen trügt bei Nacht, und Entfernungen lassen sich kaum ermessen. Diese Helle hatte indessen eine so mächtige Ausdehnung, daß ich fast sicher geneigt war, sie für ein Mondlicht als für den Wiederschein eines Prairiebrandes zu halten, wie sie wohl um diese Jahreszeit westlich vom Mississipi so häufig zu sehen sind. Außerdem hatte ich in den letzten 24 Stunden sehr viel von Luftspiegelung und dergleichen ähnlichen Erscheinungen wahrgenommen, so daß ich auch diesem Feuerscheine um so weniger Glug werden konnte, als er sich bald darauf als mählich verlor; es währte im Ganzen etwa einer halbe Stunde. Manchmal schien es als ob vom Horizont herauf drei bis vier blasse Lichtstrahlen nach dem Zenith hinaufschössen. Bestimmteres vermag ich ihn dessen über diese Erscheinung nicht zu sagen.

Der Wind hatte sich diesen Abend gedreht und es häuften sich Federwolken um den Horizont, so daß ich dachte, wir würden morgen Regen bekommen.

30 September. Der Morgen war heute, wenn auch nicht ganz klar, doch frisch und heiter, und nach Sonnenaufgang vertheilten sich alle Wolken. Das Seewasser verlor nach und nach von seiner Durchsichtigkeit, und im Norden kam baumbewachsenes Flachland in Sicht; es war die Küste von Texas, viel verschieden, aber neuerer Zeit mehr und mehr von Bedeutung. Sewogel aller Art nahten sich, das Wasser bekam nach und nach eine trübe gelbgrüne Farbe, kurz wir waren nahe den Bänken und in der Nähe von Galveston. Die Einfahrt in den Hafen dieses Platzes ist, so wie die ganze Küste der Golfländer zwischen den Mündungen des Rio Brava bei Noetr und des Mississipi, gefährlich, und erfordert einen guten Lootsen, den für diesmal der Capitän an Bord selbst machte. Unser Mexico hatte sich durch ein wirkliches Lodwirrwarr von Bänken zu winden, sortwährend seichtes Wasser sondernd. Die Tiefe des Wassers ist für einen erfahrenen Seemann schon an der Luft und auf der Oberfläche des Wassers zu lesen. Je mehr nämlich Schwalben, Möwen, Reiher, Pelikane, Kraniche und dergleichen Luft- und Wasservögel über dem Wasser schweben, desto seichter des Wassers vorzunehmen sind, je geringer ist gewiß seine Tiefe. Es hat dieß seinen natürlichen Grund darin, daß alles lebende organische Wesen zu das Feste unseres Erdballs, sey es über oder unter dem Wasser, gebunden ist. An Riffen-Klippen, seichten Küsten und nachten Bänken finden diese, dürftig genug und jahraus jahrein von Fischenspeisen lebend, ihre Nahrung. Je leichter diese zu finden ist, desto gewisser ist also auf seichtes Wasser zu schließen.

Auf einigen Bänken, daran wir vorüberkamen, saßen ganze Heerden großer pelikanartiger Vögel, deren Identität ich übrigens aus der Ferne ebenso wenig ausmachen konnte, als die in weiten Reihen um jene geschaarten kleineren und größeren Vögel. Alle zusammen boten eine vollständige reichhaltige naturgeschichtliche Auslese von Wat- und Schwimmvögeln, den geschicktesten Tauchern und Schwimmern, welche ohne Zweifel diese Ufern bewohnen.

Galveston erschient dem Auge des Ankommenden fast so auf dem Meere schwimmend, wie Venedig; die Frenkönigin der Adria hat aber namentlich in halbwegs näherer Anschauung auch gar nichts mit demselben gemein. Da liegt flach und gemein ein von breiten Straßen rechtwinklig durchkreuzte Barracken- und Budrinaiger für die nächsten Bedürfnisse des Handels, der Schiffahrt und Krämerei auf trostlosen Sand gebettet. Die beste Beschreibung dieser Küste gibt, allerdings etwas ironisch, aber in unübertrefflicher Wahrheit und lakonischer Kürze, der Amerikaner Sealsfield auf den ersten Seiten seines Caistenbuchs (The Cabinbook). Ich möchte um so lieber darauf verweisen, als ich glaube daß über Texas nichts Besseres geschrieben ist.

Als wir auf unserm Mexico langsam durch die Bankklapperinthe der Küste in die Bay und den Hafen von Galveston fuhren, gab sich einer der Passagiere, ohne Zweifel Cuner, den materiellen Interesse an diese Küste band, alle Mühe mir das unendlich schnelle Aufkommen dieser jungen Stadt, und die natürlichen Vortheile ihrer Umgebung und Lage begreiflich zu machen. Es war dieß einer jener Küstenvögel, wie sie sich in allen Ländern der großen Union, namentlich an Fremde und Ausländer drängen, theils um sie für ihre Zwecke auszubeuten oder, wenn möglich, gleich zu angeln; theils sich freundlichst als Führer anzubieten, um sich nachher für jede Unerfahrenheit, Unvorsichtigkeit oder kopfloses Vertrauen von Seiten eines hinters Licht Geführten gut bezahlt zu machen. Für solche Anbeinglinge ist es am sichersten die entschiedenste Verneinung entgegenzusetzen, d. h. zu allem ja zu sagen, in alles einwilligen, aber ja kein förmliches Versprechen oder eine Handschrift zu geben; dieß ist die Sprache, die diese Leute trefflich verstehen und sich damit schnell begnügt höflichst zurückziehen.

Der Dampfer Mexico hatte bald angelegt, theils um von seinen Passagieren und seinem Cargo auszuladen, theils wieder andere einzunehmen. Wie aus hoher Ferne bietet Galoston auch in der Nähe keinen schlagenden Anblick. In den Straßen zwischen den Quadraten und Obiengen von Bretterbuden und Holzbarracken, als in größerem Maaßstab, und lächerlich genug in antikem Lapidarstyl hölzern ausgeführt, sind noch wenig Trottoirs zu sehen, und diese sind zumeist nichts weiter als ein Paar neben einander gelegte Balken. Bei trockenem Wetter ist in den Straßen fortzukommen eine förmliche Arbeit, da der Fuß bis über die Knöchel in den dürren Sand sinkt. Die Bevölkerung ist, wie sich leicht denken läßt, gleich einer Meersandanlagerung ein buntestes Gemenge von Racen und Nationalitäten, welches dem Reisenden in die Augen fällt, noch ehe er den Fuß ans Land setzt. Fette Neger, als Karrenführer und Lastträger, hagerer Mexicaner beschaulich die Cigarette zwischen den Lippen und den Fingerspitzen, oder ein dürrer spindelbeiniger Yankee, die eine Wange voll mit Kaukadol, die Hände in die Taschen gedrückt und nur mit den Augen nach allen Seilen hin thätig; flämmige Texaner, Reiter und Spieler gleich Mexicanern, Jäger gleich einem Kentuckier, und entweder listig und verschlagen wie ein Yankee, oder gerade und derb wie ein Mann aus dem Westen an den Ufern der großen Seen; fernes Irländer laut und lachend oder höflig, und fluchend mit dem Habit von Teinlern, aber leicht auf die Bedürfnisse von Fremden eingehend, und endlich auch die nirgends fehlenden Deutschen, in solchen Plätzen nicht immer vom besten Waßer und mit schnell angenommener, oft frecher Fremdsprachfreiheit sich an etwa frisch ankommende Landsleute drängend, um sie schleunigst in ihren deutschen Verein einzuführen, ihnen auf Verlangen das ringige und beste Bierhaus zu zeigen, und sie wir immer auf das neue Vaterland und die Vorzüge der Stadt und ihrer nähren und weiteren Umgebung aufmerksam zu machen. Dieß sind ungefähr die, welche sich laut und lärmend bei Ankunft eines Schiffes auf die Hafendämme drängen, und nach denen allerdings nicht ausschließlich auf die ganze Bevölkerung eines solchen Platzes geschlossen werden darf.

(Schluß folgt.)

Die Indianer Yucatans, welche bisher von ihren Sümpfen und Gebirgen offwärts in die Halbinsel Yucatans eindrangen und mit den Weißen Krieg führten, scheinen nach den neuesten Nachrichten (siehe Shipp. Gaz. 17 August) sich nun auch gegen Norden in der Richtung gegen Mexico gewendet zu haben.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 203. 24 August 1852.

Leon Faucher über die Entwerthung des Goldes.

Der Name Leon Faucher ist eine ziemlich sichere Garantie einer gewissenhaften Arbeit, und ob wir gleich in manchen Beziehungen von seiner Ansicht abweichen, so können wir doch nicht umhin dieser neuesten, in der Revue des deux Mondes (vom 15 August) enthaltenen Besprechung dieses Gegenstandes eine besondere Beachtung zu widmen, um so mehr als die Aufmerksamkeit mehr und mehr auf einen Gegenstand sich hinlenkt, der so mannichfache Interessen berührt, und der so viele verschiedene Beurtheilungen erfahren hat. Hiezu kommt namentlich noch der Umstand, daß die ausgesprochenen Erwartungen einer Entwerthung des Goldes, Erwartungen, die von sehr vielen erfahrenen Männern gehegt wurden, bis jetzt nicht in Erfüllung gegangen sind. Einer der mannichfachen Gründe hievon wird von Faucher am Schlusse seines Artikels, der einige fünfzig Seiten umfaßt, hervorgehoben: es ist dieß der revolutionäre Zustand Europa's, welcher namentlich in Frankreich die Folge hatte, daß die Geschäfte fast nur gegen baar Geld abgeschlossen wurden; dieß wirkt noch jetzt nach, und es geschieht nicht ohne einen Seitenblick auf die französischen Zustände, wenn er sagt: „die Leute, welche Gold und Silber für einen absoluten Reichthum nehmen, und den Ueberfluß an Gold mit dem des Capitals verwechseln, behaupteten, das Einströmen des Goldes aus Californien müsse alsbald ein Sinken des Zinsfußes herbeiführen; diese aber müssen sich erinnern, daß der Zinsfuß sich durch das Vertrauen bestimmt, und daß das Vertrauen von der in der Gesellschaft bestehenden Ordnung abhängt." Leon Faucher hebt hiemit eines der moralischen Elemente heraus, welche auf die Verhältnisse des Geldwesens eines großen Landes einwirken. Wäre der Zufluß des californischen und australischen Goldes nicht gekommen, hätten die zahlreichen Geldgeschäfte in Europa und Amerika mit Creditpapieren abgemacht werden müssen, so wäre Europa, England keineswegs ausgenommen, weit heftigern finanziellen Krisen ausgesetzt gewesen, als wir solche in den letzten Jahren erfahren haben. Man sage nicht, das Einströmen des californischen Goldes sey später gekommen als die politischen Erschütterungen. Das ist nur in schwachem Maaße wahr. Allerdings begann die große Ausbeute erst in den Jahren 1849 und 1850, aber Englands feste finanzielle Haltung, welche so sehr auf den Continent zurückwirkte, war indirect durch die Erschütterungen dieses letztern gestützt worden, da man in den ersten Monaten des Jahres 1848 nicht weniger als 20 Mill. Pf. St. nach England flüchtete. Dieses Land, der große Regulator des Credits in Europa, ja in der Welt, erhielt also durch die Erschütterung selbst eine bedeutende Unterstützung, und als diese Summen in den Jahren 1849 und 1850 großentheils wieder aus England zurückgezogen wurden, hatte Holland bereits einen Schritt vorbereitet, der abermals eine ungeheure bewegliche Goldmasse in den Verkehr warf. Das vorsichtige Holland, das die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit einer Veränderung des Goldwerths erkannte, und als ein wesentlich commercielles Land die Nachtheile weit geringerer Schwankungen, als jetzt bevorzustehen schienen, bereits erfahren hatte, erklärte im J. 1850 seine Goldmünzen für Handelswaare und Belgien mußte nothgedrungen diesem Beispiel folgen. Wir wollen uns mit Hrn. Leon Faucher in seinen Streit über die Klugheit den Schrittes, den die Holländer thaten, einlassen; er meint, die Befürchtungen der holländischen Regierung hätten sich als eitel erwiesen, und der Zweck, den es sich vorsetzte, sey nur theilweise erreicht worden." Wer den damaligen Verhandlungen in den holländischen Kammern gefolgt ist, muß sich erinnern, daß der von Leon Faucher selbst theoretisch nicht bestrittene Satz, daß man logischer Weise nur Ein edles Metall als Werthmesser haben könne, in seinem vollen Umfang geltend gemacht wurde, und in einem kleinen Lande mit so ungeheurem Handel auch geltend gemacht werden mußte.

Die politischen und damit zusammenhängenden financiellen Erschütterungen der alten Welt haben den Blick getrübt und die Elemente der Berechnung gehört, allein sie haben diese Elemente nicht aufgehoben. Leon Fauchers Beweisführung läuft am Ende darauf hinaus, es setzen in früherer Zeit schon viel größere Massen werthvoller Metalle auf den Weltmarkt geworfen worden, ohne die gegenwärtig gefürchteten Störungen anzurichten. Dabei ist nur nicht außer Acht zu lassen, daß in den Zeiten, als wirklich so große Massen auf den Markt geworfen wurden, wie namentlich in den ersten Jahrhunderten nach der Entdeckung Amerika's, der Verkehr und die Verbindungsmittel in Europa durchaus nicht waren, was sie jetzt sind. Spanien hat allerdings große Geldstörungen erfahren, aber sie blieben hauptsächlich auf seinen Boden beschränkt, und breiteten sich nur sehr allmählich auf die übrige Welt aus; jetzt ist der Verkehr und die Raschheit der Verbindungen so groß, daß man, was in Amerika und Australien geschieht, in wenigen Monaten in der ganzen civilisirten Welt fühlt. L. Faucher berechnet, daß in den J. 1848 bis 51 aus Californien, Australien, Sibirien und den übrigen Theilen der Welt gegen 1350 Mill. Fr. oder 54 Mill. Pf. St. Gold in Umlauf kamen, und im Laufe des Jahres 1852 weitere 600 Mill. Fr. oder 24 Mill. Pf. St. auf den Weltmarkt werden geworfen werden. Daneben berechnet er die Silbererzeugung auf jährlich 200 bis 250 Mill. Fr. oder 8 bis 10 Mill. Pf. St. Dieß gibt zuverlässig

dem Gold ein ungeheures Uebergewicht, und wenn man nun fragt, warum diese Masse von Gold nicht eine größere Entwerthung mit sich geführt habe, so ist allerdings die Antwort nicht leicht, indeß läßt sie sich jedoch in einigen Wahrscheinlichkeitsberechnungen geben.

Abgesehen von den oben erwähnten Erschütterungen des stets geldbedürftigen Europa, die eine bedeutende Masse edler Metalle verschlungen haben, liegt in der Art der Goldgewinnung selbst ein Grund, weßhalb die Wirkung vorerst eine geringere, wenn gleich nicht ganz unbedeutende gewesen. Leon Faucher selbst führt den Grund auf, ohne ihm jedoch die volle Bedeutung zuzulegen. Die Goldgewinnung in Sibirien hat einen ganz aristokratischen Charakter, sie wird durch große Unternehmer betrieben, und die Masse der Arbeiter erhält nur einen Taglohn. Anders ist es in Californien und Australien, wo der einzelne Minengräber frei für sich dasteht. Man zählt hier die Minengräber nach Hunderttausenden, und diese müssen mit Lebensmitteln, Kleidern und allen andern Nothwendigkeiten versorgt werden, für welche sie hohe, zum Theil ausschweifende Preise zahlten. Dieß hat einen unermeßlichen Handel nach Californien und jetzt auch nach Australien angeregt, und dieser Handel hat zu seiner ersten Auslage riesenhafte Capitalien in Anspruch genommen. Man berechnete schon vor zwei Jahren die Capitalien, welche Nordamerika in den Handel nach Californien steckte, auf 100 Millionen Dollars, und jetzt kann man sie besonders wenn man die Eisenbahn von Chagres nach Panama und die Transportcompagnie über Nicaragua mit in Ermägung zieht, viel höher anschlagen. In den ersten Jahren hat zuverlässig die Masse der Capitalien, welche in diesen Handel gesteckt wurden, die Ausbeute der Minen weit überstiegen, diese ist also schnell in fruchtbringendes Capital umgewandelt worden, und dennoch hat die Goldanhäufung in England einen nie erhörten Punkt erreicht. Gegenwärtig gehen bedeutende Summen in Sovereigns nach Australien, um damit das rohe Gold anzukaufen; im Augenblick tritt also eine kleine Verminderung der Goldmasse ein, aber in kurzer Zeit muß das mit diesen Sovereigns angekaufte Gold zurückkommen, und die Anhäufung wird größer werden als vorher. Indeß ist auch für England, wie seit einigen Jahren schon für Nordamerika, die Zeit ungeheurer Handelsunternehmungen nach dem Goldland gekommen, und diese nehmen die Capitalien in sehr großer Masse in Anspruch. Diese ungestümme Bewegung wird sich regen, der Strom wird in ein ruhigeres Bette treten, nichtsdestoweniger aber bedeutend stärker angeschwollen seyn als früher. Man sieht hier sehr deutlich, wie sehr die Goldausbeute auf Handel und Industrie zurückwirkt. Zudem hat man durch die Erfahrung der letzten Jahre Kenntnisse über die Art der Goldlagerungen gesammelt, wie man sie früher nicht besaß, und diese Kenntnisse werden zu einer steigenden Ausbeute führen.

Leon Faucher führt besonders an, daß noch viele Länder Europa's, Amerika's ganz zu geschweigen, eine größere Geldcirculation bedürfen, wenn sie ihren Handel gehörig treiben wollen, und daß also die jetzige Ausbeute noch jahrelang fortgehen könne, ohne daß ein Ueberfluß fühlbar werde. Dieß scheint uns eine falsche Ansicht der Sache. So mächtig der Zufluß der edlen Metalle ist — und Leon Faucher berechnet den Zufluß an Gold vom Jahre 1848 bis Ende 1852 auf 2000 Mill. Fr. oder 80 Mill. Pf. St. — so ist doch diese Masse im Verhältniß zu den Handelsgeschäften sehr gering: Frankreich allein setzt im Jahr mit seinem Handel über 2 Milliarden um, England ohne den innern Verkehr zu rechnen, wohl das Doppelte. Das aber wird mit einer vergleichsweise sehr geringen Summe baaren Geldes abgemacht, das meiste geschieht durch Creditbriefe verschiedener Art. Mit wie viel oder wenig baar Geld die Handelsgeschäfte abgemacht werden, hängt von ganz unberechenbaren Umständen ab, denn Frankreich brauchte zuverlässig für seinen sehr schwachen Verkehr im J. 1848 mehr baares Geld als für seinen weit stärkern in den frühern Jahren. In der etwas größern oder geringern Masse baarer Geldmittel in einzelnen Ländern liegt also noch kein Grund, weßhalb man annehmen sollte, daß die ungeheure Goldproduction sich so leicht über die verschiedenen Länder, die dessen noch bedürfen könnten, vertheile, sondern die wahre Frage liegt nur darin, wie sich das Verhältniß der Masse des Golds zu der Masse des Silbers gestalte. Faucher fühlt dieß selbst, und sucht deßhalb zu beweisen, daß die Silberproduction, namentlich durch das Wohlfeilerwerden des Quecksilbers, bedeutend sich heben werde. Letzteres ist allerdings richtig, und wir wollen sogar zugeben, daß die Silberproduction einen bauernden Charakter annehmen werde als die Goldproduction. „Historisch betrachtet", sagt er, „mußte die Entdeckung und die Ausbeutung goldhaltigen Bodens der Entdeckung und Ausbeutung des silberhaltigen Gesteins vorangehen. Das Gold trifft man fast allenthalben gediegen, rein oder mit Silber vermischt; durchsucht man die Alluvionen der Bäche und Flüsse, so erhält man es durch eine einfache Auswaschung. Diese Arbeit können Völker verrichten, die in den mechanischen Künsten und Wissenschaften sehr geringe Fortschritte gemacht haben; es sind Schätze, welche die Natur auf der Oberfläche der Erde verbreitet hat, und gleichsam dem Erstbesitzenden unter die Füße warf. Das Silber dagegen, das in dem Gestein eingelagert ist, findet sich nur in großen Tiefen. Die Gewinnung dieses Metalls erfordert mächtige Maschinen, alle Hülfsmittel der Chemie, die vereinte Thätigkeit des Wissens, der Kraft und der Capitalien: es ist dieß die Arbeit einer bereits entwickelten Civilisation." Auch dann können wir ihm beistimmen, wenn er glaubt, daß es mit Californien wie mit den andern amerikanischen Ländern gehen werde, wo das Gold sich nach einiger Zeit erschöpft und der Goldgräber dem Hirten und Landbauer Platz macht. Das alles aber kann den Satz nicht umstoßen, daß das Gold oder das Silber in einzelnen Perioden, wie z. B. jetzt das Gold, ein mossenhaftes Uebergewicht über das andere Metall erlangen könne. Faucher gibt dieß selbst zu, wenn er sagt: „das Silber kommt später in die Circulation als das Gold, erhält sich aber darin dauerhafter und regelmäßiger. Die Minen, denen man es entnimmt, bringen in das Eingeweide der Erde ein, und sind fast unerschöpflich. Es ergibt sich daraus, daß die Silbererzeugung oft fortdauert, wenn die des Goldes schon zu Ende ist; daher der Wechsel, den in frühern Zeiten das Verhältniß der edlen Metalle zeigt." Ist nicht eine solche Periode jetzt wieder eingetreten? Was im allgemeinen Verlauf der Dinge sich ergeben wird, ob Gold und Silber im mittlern Durchschnitt ungefähr dasselbe Verhältniß, wie bisher, behaupten werden, das ist eine Frage die sich nicht beantworten läßt, aber auch ganz irrelevant ist; denn die Frage über das Verhältniß zwischen Gold und Silber ist vorwerntig eine Zeitfrage, und weil sie wechselnder Art ist, haben Staaten wie Holland sich diesem Wechsel entzogen. Holland treibt einen für seine geringe Volkszahl und limfang ungeheuren Handel; es mußte bei seiner doppelten Währung gewärtigen, daß man ihm die Zahlungen, je nachdem der Preis des Golded wechselte, in Gold oder Silber zahlte, und der Verlust konnte unter solchen

Umständen leicht einige Procente betragen, folglich bei Hollands ausgedehntem Handel in die Millionen gehen.

(Schluß folgt.)

Die wahre Ursache des Leuchtens der Nordsee.

(Schluß.)

Werden dagegen die obigen Versuche im Dunkeln wiederholt, so ergeben sich folgende Resultate: solange das Wasser im großen Pokal ruhig ist, bemerkt man darin keine Spur von Licht, nur an den Tagen wo die Zahl der Thierchen ungeheuer groß ist, sieht man die und da an der Oberfläche des Wassers isolirte kleine glänzende Punkte oder Kügelchen, welche sogleich verschwinden. Stößt man aber nur ganz leise an die Wände des Pokals, so erscheinen augenblicklich sehr lebhafte Lichter, welche der Flüssigkeit das Ansehen geben als wäre sie mit einem feurigen Tuche bedeckt. Nach einigen Secunden verschwindet dieser Lichtschein, um bei einem neuen Stoße wieder zu erscheinen und so fort. An Tagen aber, wo die Thierchen nicht sehr zahlreich sind, zeigt das Wasser bei jeder Erschütterung nur eine verhältnißmäßig kleinere Zahl von ganz isolirten leuchtenden Kügelchen.

Eben dieses findet auch in dem Fläschchen statt, aber hier auf eine interessantere Weise. Nach jeder Erschütterung sieht man nämlich die Noctiluken in der Gestalt leuchtender Kügelchen langsam herabsteigen und nachher wieder emporschwimmen, um zu verlöschen, bevor sie die Oberfläche erreicht haben. Ereignet es sich dabei, daß man nur ein einziges Kügelchen in der Flasche findet, so wird man sicherlich auch beim Tageslicht nur ein einziges Thierchen in derselben antreffen. Daraus wird es schon wahrscheinlich, daß die Noctiluken die Ursache des Leuchtens sind.

Fährt man fort, Schlag auf Schlag das Fläschen zu bewegen, so wird die Phosphorescenz, wie stark sie auch seyn mag, bald aufhören, woraus zu schließen ist, daß die Lebenskraft der Thierchen sich durch die verlängerte Aufregung vermindert hat. Aber diese Abschwächung dauert nicht fort, denn nach einiger Zeit der Ruhe erlangen sie ihre ganze Lebenskraft wieder und leuchten von neuem in der Dunkelheit. Auch andere aufreizende Körper, z. B. Säuren, Alkohol und Kalien erregen eine Phosphorescenz, aber nur ein einzigesmal. Sie fehrt nämlich nach einer gewissen Ruhe nicht wieder zurück, weil die Thierchen getödtet sind, wie die Untersuchung beim Tageslichte zeigt. Bei der Aufbewahrung der lebenden Thiere im Meerwasser, welche zuweilen bis zu 14 Tagen und länger gelingt, bemerkt man daß das Licht der Kügelchen allmählich schwächer wird, bis es mit ihrem Tode ganz verschwindet.

Nimmt man nun vermittelst eines kleinen Hebers bei völlig ruhigem Wasserstande, wo alle Noctiluken oben schwimmen, eine gewisse Quantität Wasser aus dem Grunde des Pokals, so bleibt dieses dunkel, d. h. es zeigt keine Spur von Phosphorescenz, ungeachtet doch der chemische Zustand desselben durchaus nicht verändert seyn kann, während zugleich die Oberfläche, wo die Thiere sich befinden, fortfährt leuchtend zu bleiben.

Ferner, wenn man das Wasser durch ein Papier filtrirt, so ist es auf immer dunkel, während das Filtrum eine Menge leuchtender Punkte zeigt, so oft man es schüttelt, so wie man auf diesem beim Tageslichte die Noctiluken deutlich erkennen kann. Spült man dagegen wieder das Filtrum im Wasser ab, so phosphorescirt es von neuem. Auch wenn man in filtrirtes und daher ganz dunkles Meerwasser eins, zwei oder drei aus der Flasche herausgefischte Noctiluken setzt, so findet man darin genau eben so viele leuchtende Kügelchen, und dagegen hat der Verfasser, wenn das Meer nicht phosphorescirte, auch niemals eine Noctiluke in demselben gefunden.

Diese Erfahrungen, denen der Verfasser noch mehrere andere hinzufügt, beweisen augenscheinlich, daß das Meerwasser selbst nicht leuchtend ist, da weder Elektricität noch Putrescenz durch die letzten Versuche dem Wasser entzogen oder wieder gegeben werden konnten, sondern daß es diese wunderbare Eigenschaft einzig und allein den Thieren verdankt, welche darin leben.

Zwar ist es bekannt genug, daß auch die todten Körper einiger Fische, z. B. der Häringe und Makrele, wenn man sie einige Tage der Luft aussetzt, eine Zeitlang phosphoresciren, und daß man nur ihre Oberfläche mit der Fingerspitze zu reiben braucht, um daran eine fette ölige Materie zu finden, welche ausserdem als wären die Finger mit Phosphor gerieben. Auch führt diese Materie, wenn man sie abhebt und auf ein Glas setzt, eine Zeitlang fort im Dunkeln zu leuchten. Aber sie kann auch aus andern Gründen, als aus den von den obigen Versuchen abgeleiteten nicht die Ursache des Leuchtens der See seyn. Denn das Licht, welches sie ausströmt, ist matt und bleich, wie vom Phosphor, und das Mikroskop entdeckt darin kein Infusionsthierchen, welches als Ursache jenes Phänomens betrachtet werden könnte. Allerdings wird auch das Meerwasser, mag es filtrirt seyn oder nicht, wenn in demselben eine Maceration solcher Körper stattfindet, nach einigen Tagen leuchtend. Dann aber verharret dieses Licht, anstatt nur in Intervallen, und bloß, wenn das Wasser bewegt wird, zu scheinen, gleichförmig in dem nämlichen Grade von Intensität, in jedem Wasser-Atome, das Schütteln vermehrt dasselbe nicht, an der Oberfläche wie am Boden und an den Wänden findet sich ein gleiches Licht, durch Filtrirung wird es weder zerstört noch vermindert. Auch ist das Licht, wie gesagt, nicht glänzend, vielmehr kündigt sein mildiges Aussehen eine ganz andere Natur an als das leuchtende Meerwasser, denn von diesem ist das Licht wahrhaft lebendig; die sunkelnden Kügelchen erscheinen und verschwinden, flammen auf und verlöschen augenblicklich, und lassen dann die ganze Flüssigkeit im Dunkel. Zugleich hat das Wasser, welches zur Maceration diente, seine ganze Durchsichtigkeit verloren; es ist trübe geworden, und hat einen entschiedenen Geruch von faulenden Fischen angenommen; auch hört nach 4 bis 5 Tagen der Lichtschein auf, um nie wieder zu erscheinen.

Dr. Th. F. H. Germar.

Der Krieg in Birma

nimmt eine bestimmtere Gestalt an, obgleich die Nachrichten noch ziemlich verworren lauten. Das Bemerkenswertheste ist, daß die englischen Truppen in Aangtin im Vergleich mit dem vorigen Kriege wenig leiden, obwohl einige Hunderte vom Regiment auf der Krankenliste stehen. Der Unterschied ist so auffallend und die Erinnerung an die Verluste im ersten Krieg so stark, daß einige Correspondenten der Ansicht sind, der Hof von Ava werde den Forderungen der Engländer sich fügen und zahlen, sobald er inne werde, daß die Verluste derselben in diesem Sommer nicht so stark seyen wie früher. Dieß ist indeß wohl eine Täuschung, besonders wenn man erwägt, daß die Birmanen Anstalt machen, Jndien von Assam her anzugreifen. Jnzwischen werden Gegenanstalten zu Calcutta getroffen, welche auf eine kräftige Fortsetzung des Krieges deuten. Wahrscheinlich wird man sich um den Angriff im Norden auf Assam wenig kümmern, obwohl mehrere Häuptlinge im Norden von Ava, welche die Herrschaft Sr. goldsüßigen Majestät anerkennen, sich mit starken Haufen sammeln sollen; die in englischem Jnteresse stehenden Fürsten von Cachar werden sich mit geringer Unterstützung

der Birmanen so ziemlich erwehren können, und aus mehrern Angaben geht hervor, daß die Ausrüstung, welche in Calcutta stattfindet, nach Arracan bestimmt ist, und daß nach Beendigung der Regenzeit von Arracan eine Expedition gegen den mittleren Irawaddy unternommen werden wird. Dann hat die den Irawaddy heraufkommende Dampfflotte leichtes Spiel, und der König aber wird bald die Waffen strecken müssen. Nach ziemlich übereinstimmenden Nachrichten wird er dießmal nicht ohne Abtretung von einem tüchtigen Stück Land wegkommen, und man erwartet in Indien fest zuversichtlich, daß ganz Pegu, d. h. das Delta des Irawaddy, von der Herrschaft der Birmanen frei werden wird.

Briefe aus dem Westen.

Von New-Orleans nach Galveston und Indianola.

(Schluß.)

Nachdem ich die Straßen dieser jungen Stadt durchwandert hatte, besah ich mir deren Küstenseite, dieß mehr um der Pflanzenwelt willen. Jahreszeit und Oertlichkeit ließen freilich nicht viel merkenswerthes zu und außer ein paar Gassen, wovon die eine einen schönen saftgrünen Strauch mit großen gelben Blumen bildete, war nicht viel in die Augen fälliges. Salicornia, Verbena, Croton, Lyceum, Gaillardia, Ambrosia, Atriplex, Chenopodium, Eupatorium, Portulacca und einige wenige Compositae waren alles. Wie lang immer eine Seefahrt, und wie arm auch eine Flora sein mag, sie ergibt das Auge eines jeden, vom Meerwasser aus betrachtet, beständig für auch in nichts als Algen, Fuken und Seegasse.

Abends vier Uhr verließ der Dampfer Mexico sein Dreck und strich wieder, ebenso vorsichtig wie er hereingekommen, durch die gefährlichen Baytaghwirrnthe hinaus. Mit Sonnenuntergang befanden wir uns bereits auf freierem Fahrwasser an der Küste des Golfs, zwischen der Galveston- und Lavacabay. Ein prachtweller Mondscheinabend ersetzte alles andere, was sich vielleicht als merkwürdig hätte begeben können.

1 October. Morgens zwischen 6 und 7 Uhr fanden wir uns ganz nahe der Küste, welche nach kurzer Zeit bald auf verschiedenen Punkten in Sicht kam, aber auch so wie in der Nähe von Galveston, mehr als ein Gebild der Fata Morgana darbietend. Die Einfahrt durch El Paso Cavallo am Port gleiches Namens vorüber schien noch gefahrlicher zu sein als die bei Galveston. Beide stehen unter dem fort, gesetzen Einfluß jener mächtigen Stromentwicklung, denen die Küste von Texas Gestalt und Beschaffenheit verdankt, und welche noch Jahrhunderte lang in derselben Weise fortarbeitend der Schiffahrt und somit dem Handel dieses Landes kein günstiges Horoskop stellen. Die Gewalt der süßen fließenden Wasser von den fabien Bergregionen im Norden des Landes dem Golf zuströmend, führt unaufhörlich unermeßliche Massen von Sediment herab, theils aus Thon, theils aus Kalk und feinem kieselartigem Sand bestehend, wie es eben die Natur der Länder mit sich bringt, durch welch jene Wasserströme meerwärts ziehen. Anderere seits ist es der Golfstrom, der, die Gewalt der Landwasser brechend, seine freie Ablagerung in die blauen Meerestiefen zuläßt, weßhalb auch das süße Wasser längs dieser ganzen Küste länger unvermischt bleibt, während sich das Sediment der Flüsse wie ein riesiger Dämme, und Dünenwall am Festlande hinzieht, und oft auf weite Entfernungen in Länge und Breite von diesem Bereich getrennt wird. Diese natürlichen Flußwasserbecken haben nur einen mit Ebbe und Fluth wechselnden Abfluß, wodurch der Druck der Wasserfluten in den verschiedenen Flüssen ungemein gehemmt wird; dieß hat dann überdieß die Bildung einer Menge kleinerer und größerer Bankeilande zur Folge. Diese sind mehr oder weniger über dem Wasserspiegel erhoben oder untergetaucht, und von ihrer Fährlichkeit weiß jeder Schiffer zu erzählen, so wie auch verlorene Schiffe und Wracke solche Thatsachen genügend bekräftigen. Es ließe sich also dieser flache Küstenstrich als wahres Land der Dämmerung bezeichnen, welches seinen Schöpfungsmorgen erst angetreten hat; das selbe ist es auch mit der Cultur und Civilisation auf seiner Oberfläche. Alles sah bis jetzt nur erste Lichtstrahlen, und ist auch hin und wieder jugendliche entwicklungsfähige Kraft sichtbar, so sind es nur Keime und einzelne Sprossen, die auf dem chaotischen Alluvau dieses jungen Bodens emporstreben. Noch hat alles jene trübe Färbung gewaltiger Herrschaft der Zerstörung, jener dunklen Zwillingstochter der Natur, die immer und ewig mit ihrer Schwester Zeugung das Scepter über alle Welt der Materie theilt.

Vorüber an einem kleinen Eiland, das den Namen Pelikan-Island führte, gelangten wir endlich gegen 9 Uhr Vormittags an die Seite eines alten, seeunfähigen Wracks, an dem der Name Portland von Wind und Wetter schon halb unleserlich gemacht war, um ihn noch und noch aus der Liste der Seefahrer zu streichen und ihn der Vergessenheit zu übergeben. Der alte, seines Takelschmucks beraubte Dampfer verfah hier als Lichtschiff die Stelle eines Leuchtthurms.

Wir wurden hier in aller Eile sammt dem leichteren Passagiergepäck an Bord eines kleinen Lootsenbootes gepackt, und segelten bald etwa fünf Meilen weit tiefer in die Bay nach den Gestaden von Indianola zu. Die Fahrt war so unangenehm als man sich's denken kann, da wir keinerlei Schutz gegen die Gluth der Golfsonne und kaum Platz zum Sitzen, geschweige zum Liegen oder Hocken hatten. Indessen kamen wir glücklich aufs Trockene, d. h. auf die lange, lange Landungsbrücke von Indianola, welches, wie es scheint, überall von Untiefen umgeben, kaum andere Ursache zu einer Hafenbegünstigung hat, als daß vielleicht andere Punkte noch weniger geeignet sind, um an Land zu kommen.

Unmittelbar um diesen Port ist die Küste noch armseliger an Vegetation als um Galveston. Der Boden besteht hier faß ringig aus weißgebleichten Muschelsteinmern, welche der Wogenschlag der See hier aufgeworfen.

So waren wir denn hier auf dem dürren bleichen Muschelsand eines kleinen texanischen Hafen angelangt, nachdem der Barometer unserer Beaumelichkeiten gradweise tiefer und tiefer an seiner Scala herabgesunken war. Dachte ich die ganze Seereise zurück, so gieb sie dem Verlassen einer schönen volkreichen Stadt, wo ich noch kurz vorher allen Luxus und bunten Lärm gesehen und mitgemacht hatte. In New-Orleans angelangt, hatten wir das höchste Maaß schon hinter uns, denn diese Stadt scheint in Wahrheit nur für eine gewisse Zeit im Jahr schön zu sein. Dieß ist im Winter der Fall, während es im Sommer kaum mit sich selbst verglichen werden kann. An Bord des Dampfers Mexico waren Raum und Leben viel beschränkter, wir waren in den Aufenwerken und Vorstädten der großen Union, wo Straßen und Communicationsmittel bei weitem nicht mehr den Glanz und die Herrlichkeit der inneren Seite der Stadt darbieten. Die Straßen einsamer, die Gebäude ärmlicher, sich noch nicht sehr über den Boden erhebend, bezeugt die Küste von Texas mit seinen kleinen Seehäfen und gefährlichen Bayen, und namentlich die Einsamkeit ihrer Gewässer, daß sich der Reisende hier schon weit von den Hauptstraßen und Plätzen des großen Weltverkehrs befindet. Hieraber nachzudenken, hatte ich in Indianola genug Zeit während 24 Stunden, die ich hier zu verbringen hatte.

Landbau im Gouvernement Archangel.

Die Nordische Biene vom 21 Julius enthält hierüber einen Artikel, woraus man ersieht, daß die Gebietsausdehnung dieses Gouv. 16,225 Quadratmeilen beträgt und die Bevölkerung 253,000 Seelen. Davon rechnet man 190,000 auf die Ackerbaubevölkerung, und zählt 170,226 Desjatinen als Ackerland auf. Gegen das Ufer des Eismeeres hin ist das Klima sehr rauh, und das Land den Nordwinden ausgesetzt; dagegen ist der liebergang von der Kälte zur Wärme und vom Schnee zur reichen Vegetation sehr rasch. Der Ackerbau geht bis 66° N. B., und die Hitze steigt hier im Julius in der Sonne manchmal auf 37° R. Beim Eintritt der Nordwinde sinkt sie oft in wenigen Stunden auf + 5° R. zu auf Null. Im südlichen Theil sind zwar die Uebergänge gleichfalls rasch, bei hellem Wetter und Südwind sinkt aber die Wärme auch bei Nacht nicht unter + 11° R. Das Hauptgetreide ist Gerste, dann kommt Winterrogen, Hafer und Sommerweizen, der Gesammtertrag ist indeß nicht über 194,000 Tschetwert in guten Jahren, so daß 2½ Tschetwert Getreide auf den Kopf gerechnet, selbst dann gegen 500,000 Tschetwert eingeführt werden müssen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 204. 25 August 1852.

Ispahan.

(Aus der Reisebeschreibung Flandins. Revue des deux Mondes. 15 September 1851.)

Das erste Thor, durch welches man von Norden her in Ispahan eintritt, bietet nichts bemerkenswerthes dar. Die Straße die man betritt, ist auf beiden Seiten mit hohen Mauern eingefaßt, welche Gärten einschließen, und über welche Weinstöcke und Feigenbäume ihre kräftigen Zweige emporstrecken. Hie und da kamen wir an Bassins vorüber, aber das lange Gras darin zeigte deutlich, daß gewöhnlich kein Wasser darin sey. Gegen die Mitte dieser Straße erhebt sich eine zierliche kleine Moschee, die mir ein wahrer Edelstein persischer Architectur zu seyn schien, deren mit Schutt bedeckte Zugänge aber einen peinlichen Eindruck machten. Dieß zierliche Bauwerk gab uns einen Vorgeschmack von der Pracht der Capitale der Sophis, aber auch von der Verödung, die allenthalben in dieser großen Stadt herrschen. Leider verhinderte der fortgehende Zug unseres Gebiets, dem wir folgen mußten, eine nähere Betrachtung. Am Ende dieser Straße erreichten wir ein zweites, mit zwei roh aus Marmor gehauenen Löwen besetztes Thor, und hier beginnt erst die eigentliche Stadt. Nachdem wir einige Schritte im Halbdunkel unter einer Rotunde gemacht hatten, betraten wir die erste Straße Ispahans; diese Straße war aber nicht offen, sondern eine Art gewölbten Durchgangs, der nur hie und da den Himmel erblicken ließ. Dieß Quartier schien uns entvölkert, und unsere Pferde stiegen über Häuserträmmer hin, die sie mit den Hufen zertraten und dadurch einen starken Staub aufregten. Einige ärmliche Boutiquen zeigten an, daß hier das verödete Ende des großen Bazars sey, weiter hin aber mehrte sich allmählich die Zahl der Boutiquen, und bald befanden wir uns inmitten des Bazars.

Fast eine Stunde lang zogen wir unter dunkeln Gewölben durch eine unendliche Reihe von Bazaren hin, und kamen endlich auf einen großen Platz heraus, in dessen Hintergrunde sich eine prächtige Moschee und ein riesenhafter, in eine lustige Säulengalerie auslaufender Pavillon erhoben. Dieß ist der königliche Platz (Meidan-i-schah), die Moschee heißt die Medschid Dschumah und der Pavillon gehört zum Palast von Schah Abbas. Wir befanden uns im schönsten Quartier von Ispahan, für welches Schah Abbas und die andern Fürsten seines Stammes das Gold Persiens in den glänzendsten Schöpfungen orientalischer Kunst verschwendet hatten. Von diesem Platz aus tritt man unter das Gewölbe eines großen Bazars, in welchem man das Kupfer für den Haushalt der ganzen Stadt verarbeitet, und von Durchgang zu Durchgang, von Platz zu Platz, von Straße zu Straße gelangten wir endlich in die prächtige Allee, welche den Namen Tschar Bagh (vierfacher Garten) führte. Vier Reihen riesenhafter Platanen eröffneten vor uns fünf breite Alleen, die sich im wörtlichsten Sinne unabsehbar ausdehnten. In der mittelsten läuft ein Canal, dessen klares Wasser sich von 200 zu 200 Schritt in große Bassins ergoß und so eine Reihe zierlicher Cascaden bildete. Auf beiden Seiten waren bemalte oder mit Fayence bekleidete Kiosks und zwischen den Kiosks zeigten ungeheure Gärten ihre Bäume über den arcadenartig aufgeführten Mauern, welche die Alleen schlossen.

Jenseits des Tschar Bag befanden wir uns auf einem langen, breiten Wege zwischen zwei Mauern. Wir glaubten in einer neuen Straße zu seyn, als wir von den streckenweise offenen Arcaden aus sahen, daß wir auf einer Brücke seyen und den Zenderud überschritten, welcher Fluß Ispahan auf der Südseite bespült. Vor uns zeigten sich jetzt einige Dome, neben denen Glockenthürme eine christliche Stadt anmeldeten. Dieß war Dschulfah, die von Armeniern bewohnte Vorstadt. Nachdem wir einige Felder durchzogen hatten, wo vermittelst des Flußwassers ein mannichfacher Anbau unterhalten wird, betraten wir das christliche Quartier (Mahalleh), und stiegen vor einem ziemlich hübschen Haus, das uns zum Aufenthalt angewiesen war [1], ab.

Ispahan ist immer noch, trotz seines Verfalls, eine der größten Städte der Welt, und nimmt einen Raum von nicht weniger als 40 Kilometres im Umfang ein; darunter sind freilich Vorstädte, Dörfer, Paläste und Gärten, theils bewohnt, theils verfallen, mit inbegriffen. Um dieser großen Ausdehnung willen sagen die Perser, Ispahan sey die halbe Welt. Wenn die Zahl von 600,000 Einwohner richtig ist, welche die Reisenden des siebzehnten Jahrhunderts der Stadt gaben, so hat die Bevölkerung freilich sehr abgenommen, denn man gibt ihr jetzt nur noch hunderttausend Seelen; es ist indeß ausnehmend schwer auch nur annähernd die Bevölkerung festzustellen, denn das fortdauernde Hin- und Herwogen derselben, das häufige Hin- und Herziehen in ganz Persien und der gänzliche Mangel an Geburts- und Sterbelisten machen alle Schätzungen unsicher. Ispahan hat trotz der bedeutend verminderten Bevölkerung doch noch ein großartiges Ansehen, und man kann bis zu einem gewissen Grade sagen, daß der Eindruck, den die Stadt hervorbringt, jetzt nicht viel geringer seyn kann als zur Zeit ihres größten Glanzes, denn der verfallene Zustand der Häuser und Quartiere ist nach außen hin kaum bemerkbar. Die Häuser haben keine Façade nach der Straße; alles was eine Wohnung bequem und ange-

[1] Flandin reiste mit dem französischen Gesandten.

nehm macht, alles was Luxus verräth, ist hinter den Mauern und vor der Neugier der Vorübergehenden verborgen. Man kann deßhalb gewisse Quartiere von Jsfahan durchwandern, ohne daran zu denken, daß die Häuser verödet sind und in Trümmer fallen. Der Kreisende täuscht sich noch leichter, wenn er die Stadt von ferne sieht, und die majestätischen Moscheen über den tausend Kuppeln der Bazare und die bedeutende Zahl von Palästen und Wohnungen jeder Art ergänzen sieht. Erst wenn man ins Jnnere der großen Stadt eindringt, wo die geschwächte Bevölkerung nur allzu bequem hin und her sich bewegt, begreift man, wie viel sie seit dem tragischen Ende des letzten Sophi verloren hat.

Die merkwürdigsten Bauwerke des neuern Persiens, namentlich zu Jsfahan, sind die Moscheen. Wenn man nach diesen für den Cultus bestimmten Bauten die Frömmigkeit der Völker beurtheilen wollte, so müßte man die Nationen des Orients für weit religiöser halten als die des Occidents. Jn Europa wetteifern die Paläste der Könige, die Moscheen, die Rathshäuser und selbst die Wohnungen der Privatleute mit den Kirchen griechischen und gothischen Styls an architektonischem Reichthum und Verzierungen aller Art, bei den moslemitischen Völkern haben die Baumeister ihre ganze Kunst und Einbildungskraft auf den Bau und die Ausschmückung der Moscheen verwendet; diese beherrschen allenthalben die Städte, und ihre mächtigen Kuppeln erheben sich majestätisch zwischen ihren Minarets über alle Wohnungen der Privaten und Fürsten. Jn den Moscheen findet man die schönsten Marmorarten, den ägyptischen Alabaster, den rothen Granit, die zierlichen Säulen in Verde Antico oder Porphyr, die vergoldeten und zierlich ausgehauenen Altäre, in den Moscheen auch die Arabesken, welche die Verse des Korans in glänzenden Lettern auf das Email zeichnen, die Gemälde über den goldenen Stalaktiten, die hohen Bogen, die sich neigen und verschlingen, indem sie den arabischen Spitzbogen oder den byzantinischen Rundbogen beschreiben. Ueberall herrscht der Begriff der Gottheit vor, und der Gedanke des Menschen ist gegen den Himmel gekehrt.

Jm südlichen Theil der Stadt finden sich die Hauptgebäude vereinigt. Hier öffnet sich mit seinem unermeßlichen Raum der königliche Platz, ohne Widerspruch einer der ungeheuersten Plätze der Welt; der größte Theil desselben ist in gewöhnlichen Zeiten von einer Menge kleiner Kaufleute eingenommen, ein wahrer Armenmarkt. Hier bieten Trödler aller Art unter großen Sonnenschirmen, auf Fetzen von Teppichen oder Matten, die erkauften Kleider von Geflorbenen, alte verrostete Waffen, Werkzeuge, Sattel und Zäume, Pasteken, Trauben oder trockene Früchte aus. Zunächst an ihnen sind die Roßtäuscher und Kameltreiber, neben ihnen ertönen die Schläge der Hufschmiede, und mitten unter der bewegten Menge steht man einige ruhigere Buden, wo ernsthaft die öffentlichen Schreiber und die Hekims (Aerzte) sitzen. Die letztern sind zugleich Apotheker, und verkaufen die Arzneimittel, die sie verordnen, so daß sie ihre Kunden oft beinahe tödten, um ihre Waaren an den Mann zu bringen. Die Schreiber haben wenig Kundschaft, denn es gibt in Persien wenig Leute, die im Lesen und Schreiben ganz unwissend sind. Nach den Hekims kommen die Köche, welche auf einem kleinen Ofen, in dem ein Kohlenfeuer prasselt, ihre Kbebabs (Fleischschnitten) rösten. Bei diesen Garküchen in freier Luft findet man leicht ein gutes Mahl; Pillau ist immer bereit, Hammelsbraten, Gurken, Salat in Wasserhonig eingetaucht, nebst einigen Datteln und Trauben, das ist ein Mahl, an dem die verspäteten Kunden ohne große Kosten sich sättigen können. Jn einer Ecke des Platzes sind Derwische, welche im Namen Ali's predigen, oder Erzähler, welche die epikuräischen Gedichte von Hafis, den Gulistan Saadis oder die Thaten Rustams recitiren. Mitten unter dieser bewegten, lärmenden Bevölkerung von Käufern und Verkäufern erhebt sich auf einem Estrich das Bureau des Marktinspectors. Er ist von seinen Polizeidienern umgeben, deren Amt darin besteht, diejenigen, welche die Ruhe des Marktes stören, mit Stockschlägen zu bestrafen. Dieser Markt unter freiem Himmel ist der der armen Kaufleute, welche nicht die Mittel haben, in den bedeckten Bazars Läden zu miethen. Jndeß werden doch die Plätze nicht ganz umsonst hergegeben, sondern es wird ein, wenn auch äußerst geringes Marktgeld bezahlt, das aber trotz seines geringen Betrags doch täglich 40 bis 50 Fr. ausmacht. Diese Auflage kommt der königlichen Moschee zu gute, deren Haupteinnahme sie bildet. Am Abend stellen diese Händler alle ihre Waaren zusammen, bedecken sie mit ihren Sonnenschirmen oder Matten, und überlassen sie der Hut der Polizeiwächter.

(Schluß folgt.)

Leon Faucher über die Entwerthung des Goldes.

(Schluß.)

Was Holland gethan hat, glaubt Faucher dürfe man in Frankreich nicht nachahmen, und bemerkt hierüber: „nicht alle Völker, welche eine doppelte Währung angenommen haben, können ohne Nachtheil eines der kostbaren Metalle aus der Geldcirculation ausschließen. Das Beispiel Hollands hat bewiesen, daß das Gold, wenn es den Charakter einer legalen Münze verliert, nicht die mindeste Aussicht hat, als conventionelle Münze in Umlauf zu bleiben. Dem Gold den Charakter einer gesetzlichen Münze nehmen, heißt es von dem Markt vertreiben. Wenn eine Handelsnation, wie Holland, die von der Freiheit lebt und ein Geschäft daraus macht, nicht nur ihre eigenen Erzeugnisse, sondern auch die anderer Länder auf allen Meeren zu verführen, auf eines der Tauschmittel verzichtet, so hat dieß für sie keine großen Gefahren. Frankreich aber kann in seinen jetzigen Verhältnissen, ohne dringende Nothwendigkeit, das Gold nicht als legale Münze außer Curs setzen, ohne sich einer völligen Störung seiner innern und äußern Verhältnisse und seiner bedeutendsten Interessen auszusetzen. Unser Handel ist in den Banden des Schutzsystems gefesselt, und die ausgeführten Waaren haben stets einen höhern Werth als die eingeführten. Jm J. 1850 z. B. betrug die Einfuhr 790 Millionen, die Ausfuhr 1068 Mill., was einen Unterschied von 278 Mill. ausmacht. England und die Vereinigten Staaten erhalten allein von unsern Erzeugnissen einen Werth, welcher den ihrer Erzeugnisse, die sie uns zuschicken, um 236 Mill. übersteigt. Diesen Unterschied müssen sie uns in Gold oder Silber zahlen. Deßhalb findet man in der Ueberschau des Jahres 1850, welche die Thatsachen noch nicht einmal in ihrer ganzen Ausdehnung gibt, 220 Millionen baares Geld eingeführt. Solange das Schutzsystem in Frankreich besteht, scheint es unmöglich dem Gold seinen Charakter als Münze zu nehmen. Dieß hieße unserm Handel ein unerläßliches Tauschmittel nehmen. Man würde dem Lande allen Verkehr mit den Völkern abschneiden, die nur in Gold zahlen können. Ein Gewinn von $1/2000$ genügt schon, um die Strömung der edlen Metalle abzulenken. Man darf diese Rücksicht nie aus den Augen verlieren, wenn man sich mit unserer Münzgesetzgebung beschäftigt.“ Diese ganze Argumentation ist völlig falsch. Das Gold steht gegenwärtig noch um ein Drittel Procent höher in England als in

Frankreich, es ist schon um ein Procent höher und niedriger gestanden, und der Handel hat nicht darunter gelitten, so wenig wie der Handel zwischen England und Hamburg jetzt dadurch leidet, daß in Hamburg das Gold um 1 Procent niedriger steht als in England, und, nebenbei gesagt, daselbst gar keinen gesetzlichen Curs hat. Geschäftsverkehr und Goldpreis haben sehr wenig mit einander zu thun, aus dem einfachen, von uns schon oben genannten Grunde, weil die Masse des baaren Geldes zu dem Belauf der großen Geschäfte des Welthandels in einem außerordentlich geringen Verhältniß steht. Wenn der Wechselcurs in Frankreich auf England 2 Proc. unter Pari stünde, so hätte dieß zunächst keine Folge, als daß fremde Länder, welche Zahlungen an England zu machen haben, diese wohlfeilen Wechsel aufkaufen, um ihre Verbindlichkeiten in England zu decken. Eine starke Cursdifferenz kann unter gewaltsamen Verhältnissen, im Krieg und dgl., eine Zeitlang bestehen, in ruhigen Zeiten ist dieß nicht möglich, weil das Geschäft der Bankiers in der ganzen amerikanischen und europäischen Welt eigentlich nur dahin geht, diese augenblicklichen Differenzen zu benützen, und eben damit das Gleichgewicht immer wieder herzustellen. England wird jetzt seine Verbindlichkeit an Frankreich nicht in Gold zahlen, weil das Gold in England um ein Drittel höher im Preise steht, sondern wird die Differenz zwischen seiner Einfuhr aus und seiner Ausfuhr nach Frankreich in Wechseln auf andere Länder decken. Amerika vollende wird Frankreich nicht in Gold zahlen, weil es um 3 bis 4 Proc. vortheilhafter ist, aus Amerika Silber statt Gold nach Europa zu senden.

Diese Argumentation Fauchers, und namentlich die Vermengung mit der Frage über Freihandel und Schutzzoll, ist also vollkommen falsch und unpassend. Die Verlegenheit, welche bevorsteht, liegt in der gesetzlichen Bestimmung des Werths zweier Metalle, und Veränderungen, welche früher bei dem viel minder raschen Verkehr sich nur sehr langsam fühlbar machten, wirken jetzt rasch auf große Entfernungen hin. Dampfboote, Eisenbahnen und elektromagnetische Telegraphen sind unter diesen Verhältnissen sehr wichtige Leiter einer Bewegung geworden, welche sich sonst in Jahren und Jahrzehnten über einen größern Raum verbreitet hätten, und es leidet kaum einen Zweifel, daß in weniger als 10 Jahren nach der Golderndeckung in Californien und Australien große und wesentliche Veränderungen im Geldwesen eintreten müssen. Leon Faucher selbst hat eine ganz sichere Ahnung davon, wenn er von einer möglichen „dringenden Nothwendigkeit“ spricht. Diese dringende Nothwendigkeit ist für Nordamerika bereits vorhanden. Wenn man aus Amerika, wie dieß gewöhnlich und auch jetzt der Fall ist, Geld nach England schicken muß, so wird man jetzt Silber senden, weil dieses in Amerika zu nieder gewerthet ist. Die natürliche Folge muß seyn, daß das Silber aus dem Lande strömt, und da es sich im Verkehr nicht entbehren läßt, durch Papier oder abgeriebene spanische Pesos ersetzt wird, die bei der Ausfuhr, wo man nur den Silberwerth in Anschlag bringt, verlieren würden. Das hat Hr. Corwin in seinem unter dem 27 Dec. 1851 an den Congreß erstatteten Bericht klar nachgewiesen und in Folge desselben eine gänzliche Münzveränderung vorgeschlagen, die wir bereits früher (s. Nr. 122) besprochen haben, und namentlich darum nicht weiter berühren werden, weil sie, wie wir damals voraussagt haben, nicht mehr im Congreß vorgekommen ist, und wahrscheinlich fallen wird. Das nächste Jahr wird vermuthlich einen andern, auf ganz verschiedenen Grundlagen beruhenden Vorschlag, wahrscheinlich auch von einem andern Schatzsecretär, bringen. Für uns handelt es sich bloß darum, durch ein offizielles Actenstück die Thatsache herzustellen, daß durch die vermehrte Goldzufuhr das nordamerikanische Münzsystem unhaltbar geworden ist. [1]

Ein gleiches kann der französischen Münze begegnen, und die Beweise fehlen nicht. Aber für 100 Fr. Gold in die Münze schickt, kann mit Daraufzahlung von 20 Cents 100 Fr. an Goldmünze erhalten. Der Staat nimmt das Gold in einem Verhältniß von 1:15,5 zum Silber. Kann man sich das Gold nur zu einem Procent wohlfeiler verschaffen, und schickt für 990,000 Fr. Gold in die Münze, nebst 2000 Fr. Zuschlag für die Münzkosten, so kann man am andern Tage 1000,000 Fr. in Gold haben, denn so viel vermag die französische Münze an Einem Tage zu schlagen. Der Preis des Goldes in Hamburg ist gegenwärtig 426½ per Mark, was ein Verhältniß von 1:15,37 gibt oder nahezu 1 Proc. wohlfeiler ist, als es die Münze in Paris annimmt. So lange freilich der Unterschied nur 1 Proc. ist, wird man sich schwerlich die Mühe und Unkosten machen, von Hamburg eine Million Franken in Gold kommen zu lassen; sobald aber der Unterschied nur auf 2 bis 3 Proc. steigt, so wird es der Mühe schon verlohnen; daß man diesen Stand der Dinge benützt hat, beweisen die Ausmünzungen, welche im J. 1846 nur 2 Mill. Fr. in Gold betrugen, im J. 1850 aber 115 Mill., und im Jahre 1851 nahe an 260. Man hat den Gewinn, welchen große Capitalisten durch die Goldmünzungen an der französischen Münze machen, in den Jahren 1850 und 1851 auf etwa 10 Mill. Fr. berechnet, ein Vortheil den früh oder spät der Staat tragen muß, wenn man die Goldmünzen demonetisirt, oder die Einzelnen, wenn man sie, falls das Gold im Preise fällt, nicht entschädigt. Abgesehen hievon aber ist es klar, daß wenn Ein Procent, um welches der Goldpreis sinkt, dem der eine Million Gold in die Münze liefert 8000 Fr., 2 Procent schon 18,000 Fr. u. s. w. eintragen, die Masse des Goldes in der französischen Münze bald so steigen muß, daß der Staat genöthigt ist andere Maaßregeln zu ergreifen. Das Gold ist in Frankreich bereits mindestens um — 1½ Procent gefunken, eine Behauptung, die darauf sich bestätigt, daß das Agio, welches früher gewöhnlich 10—15 per Mille betrug, auf Null gesunken ist, indem Gold und Silber jetzt, unter Beihälfte der gesetzlichen Bestimmung, wirklich wie 1:15½ stehen. In Folge dessen hat die Vermünzung des Goldes wieder abgenommen, fällt es aber auf dem Weltmarkt oder durch den Wechselcurs auf England nur um 1 bis 2 Proc. weiter, so wird das Ausmünzen von Gold zum Vortheil der Privaten, welche über Millionen gebieten, wieder angehen, die Zahlungen werden wie natürlich in dem wohlfeilern Metalle geleistet werden, und in dem Maaße, als das Gold einen größern Raum in dem öffentlichen Verkehr einnimmt, wird das Silber hinausgehen, denn das zu hoch gewerthete Metall vertreibt ganz naturgemäß daßjenige, welches zu nieder gewerthet ist.

Von dem Standpunkt des gesetzlichen Münzfußes aufgefaßt, wird die Frage zu einem einfachen, von jedermann leicht zu lösenden Rechenexempel. Wenn in Nordamerka die Silbermünze durch das Gold verdrängt wird, wenn in Frankreich die reichen Bankiers viele Millionen in Gold münzen lassen, weil sie bei 1 Proc. Goldwerth unter dem gesetzlichen Fuß 9000, bei 2 Proc. 18,000, bei 3 P. 28,000 Fr. gewinnen, so müssen diese berechnenden greifbaren Folgen sich nach nach und empfindlich fühlbar machen, und wenn in Frankreich das Silber auf dem Lande getrieben

[1] Eine sehr sachgemäße Darstellung des Verhältnisses findet sich aus der amerikanischen Zeitschrift Hunts Magazine in dem Circular to Bankers (Nr. vom 26 Jan.), sie ist aber zu sachmäßig als daß wir hier daraus eingehen konnten.

wird, so möchte dieß bei dem starken Verkehr Frankreichs mit Belgien, Holland, Deutschland, Piemont u. ſ. w. nach Faucher's Anſicht noch viel größern Schaden bringen, als wenn man die Goldmünzen zur Handelswaare erklärt. Die Hinderniſſe des Handels wegen verſchiedener Münzſyſteme ſind größtentheils chimäriſch, weil der Großhandel die Münzen immer nur nach ihrem wahren Metall- und augenblicklichen Tauſchwerth nimmt, aber die Nachtheile, die aus einem falſchen Münzſyſtem hervorgehen, ſind greifbar, und ſchneiden immer tiefer ein, je mehr man die Abhülfe verſchiebt. Aus den obigen Berechnungen kann man erſehen, ob Leon Faucher Recht hat, wenn er ſagt, „die mit ſo großem Lärm angekündigte Veränderung in dem relativen Werthe des Goldes und Silbers ſcheine in dieſem Augenblick nichts weniger als nahe bevorſtehend.“ Die Veränderung iſt noch nicht ſo ſtark geworden als man erwartete, aber ſie iſt ſtark genug, um das amerikaniſche Münzſyſtem unhaltbar zu machen, und ſteht auf dem Punkte, dem franzöſiſchen denſelben Dienſt zu erweiſen. Ebenſo falſch iſt es, wenn er forfährt: „wenn eine Revolution uns von dieſer Seite her bedroht, ſo iſt es weit mehr eine gleichzeitige, beiden Metallen gemeinſame Entwerthung.“ Die Verwerthung der edlen Metalle iſt unter unſern Verhältniſſen eine wahre Wohlthat, denn ſeit Jahren fühlte man ſich durch den Mangel derſelben gehemmt, und eine Maſſe Creditpapiere der verſchiedenſten Art traten an die Stelle. Man hat in Frankreich allein die Maſſe dieſer Papiere, welche durch die Februarrevolution ſo hart betroffen wurde, auf 20 Milliarden geſchätzt; was wollen dagegen 2 Milliarden Gold und Silber beſagen, welche die neue Ausbeute von 1848 bis 1852 (incl.) in den Umlauf der ganzen Welt geworfen hat! Sie können höchſtens den Dienſt leiſten, wie wenn man einer über die Gebühr erweiterten Bank eine ſtärkere metalliſche Grundlage in einem größern Baarvorrath gibt; die Bank wird deßhalb nicht nothwendig ihre Geſchäfte ausdehnen, wenn ſie dieß ſonſt nicht für zuträglich findet, aber ſie wird mit größerer Sicherheit und Zureichlichkeit operiren. Wir haben für die ſteigenden Bedürfniſſe unſerer materiellen Civiliſation noch immer zu wenig Geld, weil dieß allmählich in dem Verkehr ſelbſt der unterſten Volksklaſſen eine Nothwendigkeit geworden iſt. Das Alterthum mit ſeinen Sklaven, das Mittelalter mit ſeinen Leibeigenen und ſeinen ſchwachen Communicationsmitteln brauchten verhältnißmäßig wenig Geld, und ein mächtiger Herrſcher Aſiens oder eine mächtige Republik in Europa konnten unter günſtigen Verhältniſſen zeitenweiſe rieſenhafte Geldmaſſen aufhäufen, weil daſſelbe ſich nicht wie jetzt unter einer zahlreichen, wohlhabenden, handeltreibenden Bevölkerung verbreitete; jetzt befinden ſich in den Händen von großen Claſſen, die ehemals kaum Geld zu Geſicht bekamen, höchſt bedeutende Summen, und je weiter unſere materielle Civiliſation ſich ausbreitet, je mehr die unterſten Claſſen von dieſer induſtriellen Bewegung ergriffen werden, deſto mehr wird man baares Geld brauchen. Der Mangel daran hat den Aufſchwung der untern Claſſen bedeutend zurückgehalten, und die Vermehrung der Geldmaſſe wird hauptſächlich den untern Claſſen zu gute kommen, denn das maſſenhafter angehäufte Capital wird immer mehr eine nutzbringende Beſchäftigung ſuchen, und daher Hände in Bewegung ſetzen, das einzige, was die unterſten Claſſen zu geben haben. Je größer der Aufſchwung der Induſtrie und des Handels iſt, deſto weniger iſt eine Entwerthung der edlen Metalle zu fürchten. Darin hat die amerikaniſche und die engliſche Preſſe vollkommen Recht, daß ſie eine Entwerthung der edlen Metalle überhaupt, wenn nicht ganz ins Fabelreich, doch in eine ſehr ferne Zukunft verweiſen. Etwas anders aber iſt der verhältnißmäßige Werth beider edlen Metalle: dieſer kann durch überwiegende Production des einen oder des andern leicht um einige Procente differiren, damit iſt das bisher beobachtete Syſtem einer doppelten Währung umgeworfen, und es läßt ſich ohne Mühe berechnen wann eines dieſer Syſteme nach dem andern fallen muß. An das engliſche wird es freilich zuletzt und noch lange nicht kommen, aber das franzöſiſche, das wichtigſte auf dem Continent, ſteht auf dem Punkt. Nicht alle urtheilen wie Leon Faucher, und André Cochut hat in einem Aufſatz über die Umſchmelzung der Kupfermünzen in Frankreich (ſ. Revue des deux Mondes 1 Mai) die bald eintretende Unvermeidlichkeit einer Aenderung des Münzſyſtems, wenn auch nur gelegentlich, ſehr klar nachgewieſen.

Ueber das iberiſche Alphabet.

In Spanien und Frankreich finden ſich Münzen, die man, mit wie viel Recht oder Unrecht, muß bis jetzt noch dahingeſtellt bleiben, iberiſche genannt hat, und welche eine unbekannte Schrift, „lettres descouocidas“, an ſich tragen. Im vorigen Jahrhundert hat ein gewiſſer Velasquez die Inſchriften auf dem Griechiſchen und Hebräiſchen zu erklären geſucht, im J. 1801 ein gewiſſer Juniga die Anſicht aufgeſtellt, die Inſchriften ſeyen baskiſch, und in ſeine Fußſtapfen trat 1806 ein gewiſſer Erro. Dann machten ſich Sauley und Lenormant (1840) an die Arbeit. Letzterer führt die iberiſche Schrift auf die phöniciſche und griechiſche zurück; Hr. Brouiier aber, der das Werk eines gewiſſen Boudard „Etudes sur l'Alphabet iberien“ in der Revue archéol. (Juillet) recenſirt, meint, man ſolle das etruskiſche und iberiſche Alphabet vergleichen, „die ſich nur durch die entgegengeſetzte Richtung der Buchſtaben unterſcheiden, indem die einen links, eine andere rechts gerichtet ſeyen.“ Auch meint er, wäre es nicht überflüſſig einen Blick auf das Alphabet der Tuariks zu werfen. Man ſieht, in welches Gebiet die Frage hinüberführt. Boudard hat ſich noch nicht eigentlich auf eine Erklärung der Inſchriften eingelaſſen; es ſoll dieß erſt der Inhalt eines zweiten Werks ſeyn, er ſtellt aber ſchon jetzt als ſeine Anſicht auf, daß einige grammatiſche Formen ohne Zweifel der baskiſchen Sprache angehören, die er mit Juniga, Erro, W. Humboldt und Michelet für die allgemeine Sprache der iberiſchen Halbinſel hält. Boudard gibt an, daß er eine ziemlich bedeutende Anzahl iberiſcher Inſchriften geſammelt habe, und ſie hervorgehen und zu erklären ſuchen werde. Er kann damit allerdings ein Licht weſentlich auf den dunkelſten Theil der alten Völkergeſchichte Europa's und vielleicht, wenn Brouiiers Anſicht über das etruskiſche Alphabet richtig iſt, die Erklärung etruskiſcher Inſchriften anbahnen.

Die Abhängigkeit Englands von Amerika in der Baumwollenliſierung,

aber auch in Tabak und Mehl, wird wieder zu einem faſt ſtehenden Artikel in den engliſchen Journalen. Der herausfordernde Ton, den mehr die Maſſen in Amerika als die Regierung dieſes Landes bei Gelegenheit der jetzt ſo gut wie beigelegten Fiſcherei-ſtreitigkeiten anſtimmten, hat dem Muth ſich von Amerika unabhängiger zu ſtellen neue Nahrung gegeben, und man weiſt darauf hin, wie raſch England von den wolleliefernden Ländern durch die Schafzucht in Auſtralien unabhängig geworden iſt. Baumwolle würde allerdings in Auſtralien ſehr gut gedeihen; es fragt ſich nur, wie man die nöthige Arbeiterzahl hindringt, und dieſe Frage iſt jetzt nun ſo ſchwieriger, als man kaum die nöthigen Arbeiter auftreiben wird, um die Schafzucht in Auſtralien in der bisherigen Weiſe fortzuführen. Bei dieſer Gelegenheit erfahren wir auch durch die Shipping Gazette (15 August), daß in Auſtralien (bei Maitland) bereits Tabak gebaut wird, der dem amerikaniſchen zum mindeſten die Wage halten ſoll. Es iſt allerdings ſehr auffallend, daß England mit ſeinen ausgedehnten Beſitzungen in allen Welttheilen ſich noch nicht mehr von Amerika emancipirt hat.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 205. 26 August 1852.

Spanien.

Die Hochebene Castiliens.

Von diesem Lande, das der Geschichte Spaniens so lange den Stempel aufdrückte, haben wir auch historisch unsere Ansichten von dem spanischen Charakter geschöpft, während das Süd-, wie das Ostspanien, des Nordens, namentlich der Basken, gar nicht zu gedenken, ein ganz anderes Bild darbieten. In Castillien liegt auch Madrid, aber Ziegler bemerkt ganz richtig (II. 115), „daß dieses, obwohl die Residenz und der Sitz des Reichthums und der Wissenschaften und fast in der Mitte des Landes gelegen, auf seine Umgebungen einen so geringen Einfluß übt, daß man wirklich gezwungen ist, dasselbe als eine ganz isolirte Stadt zu betrachten." Madrid ist für die moralische und politische Beurtheilung der Castilianos gar nicht zu gebrauchen: der Charakter der Spanier und insbesondere des Castiliano, stolz, unabhängig, nicht allzu thätig, ist ein Ergebniß seiner Geschichte. Er ist als Krieger von den nördlichen Bergen herabgestiegen, hat nach und nach das Land den Mauren abgezwungen, und um sich auf den weiten unendlichen Ebenen zu halten, mußten einzelne Schlösser und befestigte Städte angelegt werden. Für seinen Kriegsdienst erwartete sich der so gestellte Spanier den Unterhalt, und dazu wurde den Städten und Burgen großer Grundbesitz verliehen. Diese Städte bestehen theils noch, theils sind sie verschwunden, wie man bekanntlich anführt, daß seit Philipp II in Castilien und Estremadura über 40 Städte verschwunden seyen, was man der harten, grausamen und unklugen Regierung dieses Königs zuschreibt. Die Thatsache mag wahr seyn, ob die Ursache richtig ist, möchten wir stark bezweifeln. Mit dem völligen Sieg des christlichen Spaniens über die Mauren fiel der Grund weg, sich in Burgen und befestigten Städten einzuschließen; man mochte es für den Anbau bequemer finden sich mehr zu zerstreuen, und so haben sich die ohnehin schwerlich sehr stark bewohnten Städte auf. Wie es in diesen Städten ausgesehen haben mag, und wie es in Castilien noch jetzt in manchen aussieht, das kann man aus einer Beschreibung entnehmen, welche Widdrington (I. p. 116) von der Stadt Logrosan [1] entwirft. Sie ist ungemein lehrreich, und wir setzen sie deßhalb in ihrer ganzen Ausdehnung her: „Logrosan ist ein schlecht gebauter und schmutziger Ort, die Straßen sind eng und unbequem: die Schiefermassen auf denen es steht, stehen hervor und machen das Fortkommen auf den schlecht unterhaltenen Straßen ausnehmend unbequem. Die Bevölkerung ist etwa 4000 Seelen, und ein wahres Muster jener Classe von Städten, die man Labradores oder Pächterstädte nennt. Einige wenige Häuser haben Wappen über den Thüren, und diese besitzen kleine Majoratsgos oder unabhängiges Grundeigenthum; sie unterscheiden sich aber wenig von denen ihrer Nachbarn, vielmehr zeigt sich fast die Art von Gleichheit unter ihnen, die sich so oft an solchen Orten Spaniens findet. Es gibt keine Kaufläden und kaum einen Handel, das ganze Volk ist mit dem Anbau des Bodens beschäftigt. Drei große Landgüter gehören der Stadt, und an diesen hat jeder Einwohner einen Antheil; zwei davon sind angebaut, das dritte ist Monte oder Waldland, um das nöthige Holz und die Weide zu liefern. Die Sitte ist, einmal im Jahre das Ackerland zu theilen und die Antheile zu verlosen; wer kein Joch Ochsen hat, erhält einen einfachen Theil, wer ein Joch Ochsen hat, einen doppelten. Diese Ländereien bilden wohl eigentlich die Grundlage ihrer Existenz, und bieten ein merkwürdiges Beispiel eines der seltsamsten und unbeobachtetsten Theile des spanischen Staatslebens. Es ist ganz augenscheinlich, daß bei einem solchen System die Ländereien schlecht angebaut sind: da sie nothwendig jedes Jahr gewechselt werden müssen, so hat keiner ein anderes Interesse daran, als während seines Besitzes so viel als möglich daraus zu gewinnen, und so wenig als möglich zur Verbesserung zu thun. Ich fragte, ob sie es nicht für besser hielten, statt dieses jährlichen Wechsels jedem seinen Antheil für immer zu lassen. Dieß gaben sie willig zu; aber ohne eine gesetzliche Bestimmung ist dieß nicht möglich, und auch in diesem Falle würden sich bei der Ausführung große praktische Schwierigkeiten in den Weg stellen. Die Mißbräuche in der Verwaltung dieser Stadtländereien gehören zu den ältesten, eingewurzeltsten und unbeilbarsten in der ganzen Staatseinrichtung Spaniens. Diese Art von Besitz umfaßt eine ungeheure Menge Land, über dessen Ausdehnung wahrscheinlich gar keine sichern Nachrichten vorhanden sind. Es ist dieß eine der Ursachen der Armuth sowohl als der Unabhängigkeit und Würde, die in dem Benehmen des spanischen Bauern so sehr auffallen. Durch seinen Antheil an den Gemeindeländereien ist er Grundbesitzer, und so ziemlich über eigentlichen Mangel hinaus. Da er bei der Vertheilung und andern Anordnungen, welche in voller Volksversammlung durch die Alcalden und andere Behörden des Orts vorgenommen werden, mit seinen Nachbarn auf gleichem Fuße steht, und das Recht hat, jeden Plan, der von dem alten Herkommen abweicht oder seine Billigung nicht hat, zu controlliren und zu hindern, so besitzt er viele Vortheile der Freiheit, ganz abgesehen von sonstigen politischen oder constitutionellen Rechten."

[1] In Neucastilien, etwas nördlich vom Guadiana und östlich von der Stadt Truxillo gelegen.

In diesem eigenthümlichen System liegen die Gründe der guten und schlimmen Eigenschaften des Spaniers, sein Stolz, sein Ehrgefühl, aber auch eine gewisse Trägheit und ein starres Festhalten am Hergebrachten. Daher auch die Armuth, die mangelnden Straßen und die Verödung ganzer Striche. Widdrington meinte da und dort von einem Anfang von Verbesserung, es ist aber ganz klar daß, solange dieß Haupthinderniß der Entwicklung nicht gehoben ist, ein bedeutender Fortschritt sich nicht erwarten läßt. Bei der Abfahrt von Madrid nach dem Süden sagt er: „nichts kann trübseliger aussehen als auf viele Leguas weit das Land an dieser Straße, aber der Boden ist fruchtbar und es sind Zeichen von Besserung im Ackerbau da. Es gibt wenige Stellen, welche nicht bei einiger Sorgfalt von Seiten der Eigenthümer ein ganz anderes Aussehen haben könnten. Die Felder an einigen Orten sind eingezäunt, etwas ganz neues, was jetzt in vielen Theilen Spaniens anfängt, und große Vortheile gewähren wird. Rechts hatten wir beim Weiterfahren eine prächtige Aussicht auf die Centralkette, und hier ist das Land von unübertroffener natürlicher Schönheit und Fruchtbarkeit, aber einige Corrijos (Nachthöfe) und Jagdhäusen abgerechnet, ist diese prächtige Gegend, deren Klima beinahe, wo nicht wirklich, das beste von Spanien ist, und der Boden zu allen Arten von Erzeugnissen taugt, jetzt nur eine Despoblado (unbewohnte Wüste). Wir speisten zu Mittag in Talavera, obwohl aber dieß die natürliche Hauptstadt des schönsten Theils dieses prächtigen Thals ist, geht ihr Zustand noch über das gewöhnliche Maaß in diesem Lande elender, armer, verfallener Städte hinaus, und hat an der in den meisten andern Gegenden unter der neuen Ordnung der Dinge sichtbaren Bewegung noch keinen Antheil genommen;“ dieß schreibt man aus der unmittelbaren Nähe Madrids. Hier muß allerdings eine Radicalcur vorgenommen werden, wenn das Land emporkommen soll; hier helfen Eisenbahnen nicht, denn die Eisenbahnen werden in einem so schwach bevölkerten und so wenig Verkehr zeigenden Lande sich nicht rentiren. Hier muß vor allem das jetzt bestehende Verhältniß der Stadt- und Gemeindeländereien eine Umwandlung erfahren, und wenn man auch nicht das Gemeindevermögen geradezu verkauft, so muß doch wenigstens das jeden agrikolen Aufschwung darniederhaltende, und nur in einem Zustand ewigen Kriegs erklärte System des jährlichen Wechselns des Bodens und des ewigen Anbaues von Cerealien weichen. In der Zeit, wo die Städte und Südrichen nichts zu thun hatten, als sich mit den Waffen in der Hand gegen die möglichen Angriffe des räuberischen Feindes zu schirmen, und sich nur möglichst schnell mit Lebensmitteln zu versehen, um wieder eine Berennung aushalten zu können, da mochte das System, wenn nicht vortheilhaft, doch durch die Noth geboten seyn, jetzt ist aber dasselbe ein Hemmschuh gegen jeden Fortschritt geworden, und Hoffnung zur Besserung ist erst vorhanden, wenn die Regierung ernstliche Anstalt macht, dieß System des Landbesitzes zu verändern.

(Schluß folgt.)

Jaffa.

(Schluß.)

Auf diesen selben Platz laufen auch die festgebauten Bazare aus, die in einer afrikanischen Stadt so zu sagen eine Stadt für sich bilden, eine Stadt, die auch ihre Straßen, ihre Bevölkerung, ihre Polizei und namentlich ihre besondere Physiognomie hat. Die Bazarè von Jaffa sind diese prächtigen Stadt würdig: sie theilen sich in mehrere Quartiere, die von zahllosen Straßen oder wohlgebauten und mit einigen Malereien geschmückten Galerien durchschnitten sind. Man braucht zu Pferde mehr als eine Stunde, um den Mittelweg zu durchwandern, in den alle andern von beiden Seiten einmünden. Nichts, was unsere Länder bieten, kann einen Begriff von einem orientalischen Bazar geben. Lange, 12′ bis 15′ breite, gewölbte, von oben beleuchtete und ohne Zwischenraum von 7′ bis 8′ breiten und tiefen Buden eingefaßte Gänge bilden das Ganze. In diesen Gängen drängt sich eine bunte Menge zu Fuß und zu Pferd, Handwerker, Mirzas (Schreiber), Lastträger, Soldaten, Maulthiertreiber, Saffas (Wasserträger), Kaliundschis (Pfeifenhändler), Derwische, die Alli anrufen, oder schwer beladene Kamele; unaufhörlich hört man den Ruf: Kabardah! Kabardah! (aufgepaßt!)

In den orientalischen Bazars sind bekanntlich die Gewerbe nicht unter einander gemischt, sondern getrennt in verschiedenen Quartieren. Es gibt einen Bazar der Tuchmacher, Schneider, Waffenschmiede, Schuster, Conditoren u. s. w.; der letztere ist einer der wichtigsten, denn die Perser sind sehr naschhaft. Höchst merkwürdig ist der Bazar, wo bunt durcheinander, wie der Zufall es gibt, die Klingen von Chorasan, die damascirten Gewehrläufe von Schiras neben den bemalten Pfeifen der Turkomanen oder kurdischen Schilden sich finden; weiterhin sind es die Tapetenhändler oder die welche die Kadots (Zize) von Isfahan verkaufen; sie bieten in einem harmonischen Durcheinander ihre zierlichen Seidchiadehs (Gebetteppiche) mit den tausenderlei geschickt nuancirten Farben oder die langen Streifen Baumwollenzeug mit Guirlanden von Blumen und Vögeln aus; hier ist die Straße der Haschasch, wo die Krämer ihr Maaß einnehmen, bestehend in ein wenig Pillau und einigen Stücken Khebab; daneben reichet ihm ein Kaliundschi eine Pfeife her mit der Versicherung, daß sein Tombeki ächter Schiraji ist. Dieser Theil des Bazars ist höchst malerisch, und die kräftigen Tinten, die ihm eigenthümlich sind, bestimmen Licht- und Schattenessecte, die des Pinsels eines Rembrandt würdig wären. Einen angenehmen Gegensatz zeigen die etwas räucherige und düstere Färbung des Küchenbazars bilden die freundlichen Buden der Emailleurs. Hier sind die zierlichen Kalluns in Gold und Silber, mit Blau, Grün und mit Perlenguirlanden emaillirt, sowie die kunstreich geschlungten Rohre versührerisch ausgestellt. Neben den Emailleurs sind die Maler, die geschickten Verfertiger von Kistchen und Kalamdans oder Schreibzeugen, auf denen mit einer unglaublichen Zartheit und Vollendung Vögel, Blumen, Arabesken oder Haremsscenen dargestellt sind. Hier finden sich auch die lockenden Spiegel, Hainehs genannt, deren Glas mit zierlichen Malereien überdeckt ist; in dieser Arbeit zeichnen sich die Perser aus, und zeigen darin eine Vollendung, eine Geschicklichkeit und Zartheit, welche aus diesen Spiegeln kleine Meisterwerke machen.

Zwischen diesen Galerien öffnet sich da und dort ein großes Thor, das nach einem Karawanserai führt; auch diese haben, wie die Bazars, ihre Specialität: die einen nehmen Gewürze, Farbwaaren, Droguen u. s. w. auf, in die andern kommen Seidenzeuge, Sammt, Porcellan, Glaswaaren, Häute, Metalle u. s. w. Hier steigen die Großhändler ab, welche hier mit ihren Waaren eine Unterkunft finden, wofür sie während ihres Aufenthalts eine Kleinigkeit zahlen; hier versorgen sich die Detailhändler und hieher kommen auch die Zollbeamten, welche die Ballen zählen und die Abgaben erheben.

Die Bazare öffnen und schließen sich frühzeitig: mit Sonnenuntergang kehren die Kaufleute in ihre Wohnungen zurück, während des Tages aber enthält diese Art Kaufmannsstadt den größten Theil der Bevölkerung, und hier werden die öffentlichen

Angelegenheiten so wie die Geschäfte der Kleinbürger besprochen. Personen höhern Standes ziehen hier nur durch, begleitet von ihren Ferraschen, halten sich aber nie hier auf, denn dadurch würden sie sich compromittiren. Sobald es Nacht wird, sind die Bazars verödet, die Läden wohl verschlossen und der Obhut der zahlreichen Polizeiagenten anvertraut.

Der Meidan-i-Schah vereinigt die drei meist charakteristischen Bauten einer orientalischen Stadt: auf der einen Seite vom Bazar begränzt endigt er am andern mit der schönsten Moschee und dem schönsten Palast von Ispahan. Die Moschee führt, wie oben bemerkt, den Namen Meidschid Dschuma (allgemeine oder Hauptmoschee) oder Meidschid-i-Schah (Moschee des Königs). Die Kunst und die tausend Einzelnheiten, welche das Ganze dieser architektonischen Schönheiten bilden, haben einen eigenthümlichen Charakter, den man weder in Aegypten, noch in Konstantinopel findet, und von dem man erst jenseits des Tigris einen Vorgeschmack erhält. Kein Keim dieser herrlichen Kunst hat Wurzel geschlagen auf dem Westufer dieses Flusses, der in Asien gleichsam eine unüberschreitliche Gränze zwischen zwei Naturen, zwei ganz verschiedenen Civilisationen ist, der der Araber in Cairo und der Türken im Westen, und der der Araber in Bagdad und der Perser im Osten, der Civilisation der fatimidischen Chalifen einer- und der abbasidischen Chalifen andererseits. Unter den Mustern der religiösen Baukunst, die unter den letztern entstand, findet man welche, die aus der Zeit Harun Erraschids stammen, aber der schönste Typus derselben in neuerer Zeit ist die königliche Moschee von Ispahan. Sie schließt, wie bemerkt, den königlichen Platz, ist gegen die Masse der Kaufleute, Käufer und Reiter, die den Meidan erfüllen, durch eine kleine Mauer abgeschlossen, längs welcher eine Bank hinläuft, und hat einen Vorhof, der ein regelmäßiges Fünfeck bildet. Auf einer der Seiten dieses Hofs erhebt sich das Portal zwischen zwei schlanken Minarets, deren blaue Email sich in das Blau des Himmels verliert. Eine hohe mit ausgesuchten feinen Zeichnungen geschmückte Arkade bildet den Portikus. Der riesenhafte Spitzbogen dieser Arkade wird durch ein Bündel zierlicher mit Email verkleideter Torsaden gebildet, die sich auf beiden Seiten aus einem Alabasterblock erheben, der eine große Vase bildet. Lange Täfelchen in blauem Porzellan, auf denen Koranverse in Weiß hervortreten, bilden einen glänzenden Rahmen zu diesem majestätischen Eingang. Unter dieser riesenhaften Arkade öffnet sich ein Thor von Cypressenholz, das mit Zierrathen und dicken ciselirten und durchbrochen gearbeiteten Silberplatten beiegt ist. Von der Höhe dieses Thors läuft eine Kette herab, und theilt sich einige Fuß vom Boden in zwei Enden, die an den Thürpfosten befestigt sind, um den Thieren den Zugang zu sperren. Durch einige gute Verbindungen in Ispahan wurde es mir gestattet diese Schranke zu überschreiten, vor der sonst jeder Christ inne halten muß. Jenseits der für jeden profanen Besucher sorgfältig verschlossenen Schwelle befindet man sich in einer Vorhalle, wo die Gläubigen zusammenkommen, um zu rauchen und zu schwatzen. Die von einer langen Predigt durstig gewordenen Mollahs können hier in einem ungeheuren Jaspisgefäß Wasser schöpfen, das durch die Stiftung eines Frommen hier stets unterhalten wird. Vor diesem Portikus tritt man in den innern Raum. Dieß ist ein ungeheurer viereckiger Hof mit einem Bassin zu den Waschungen in der Mitte. Die rings umher laufenden Arkaden sind eben so viele Zellen oder Schulen, wo Mollahs Astrologie lehren, und unter die subtilsten Commentarien des Koran's das Lesen der philosophischen Dichtungen Saadis einmengen. Auf einer der Seiten dieses ungeheuren Raumes öffnet sich das tiefe, geheimnißvolle Heiligthum, in dessen Hintergrunde man den Mihrab oder die mystische Nische sieht, wohin die Moslems beim Gebet sich wenden, um in der Richtung von Mekka zu seyn. Ueber dem Heiligthum erhebt sich eine mächtige Kuppel, die nur schwach von einem der Andacht günstigen Halblicht erleuchtet wird. Hier bringen die eifrigen Gläubigen lange Stunden zu in den Uebungen einer beschaulichen Andacht, die nur allzu oft durch unmäßigen Gebrauch des Opiums erhöht wird. Die hohen Mauern und die dicken Pilaster, auf die der riesenhafte Dom der Moschee sich stützt, sind am Fuße mit breiten Jaspis- und Alabasterplatten geziert, und ganz mit Email und reich gefärbter Mosaikarbeit verkleidet. Unter der Kuppel ist die Kanzel. Die große Moschee wurde im Anfang des 17ten Jahrhunderts von Schah Abbas gegründet, der über 50,000 Tumans oder anderthalb Millionen Franken dafür ausgab, eine ungeheure Summe in einem Lande, wo die Handarbeit so wohlfeil ist. Noch viele Moscheen sind in Ispahan, aber keine gleicht der königlichen Moschee an Reichthum und Schönheit.

Der von Schah Abbas in der Nähe der großen Moschee erbaute Palast ist eine wahre Stadt. Es sind eigentlich hier mehrere Paläste, mehrere Kiosks, eine unendliche Menge von Wohnungen neben einander, aber durch geräumige Gärten getrennt, und sämmtlich von einer besondern sehr ausgedehnten Mauer eingeschlossen. Dieser umfangreiche Bau überragt den Meidan um die ganze Höhe eines Kiosks oder ungeheuern Porticus, der mehr als 50 Metres Höhe hat. Im obern Theile ist eine luftige Galerie, deren schlanke Säulen ein Dach von bemaltem und geschnitztem Holz tragen. Von hier aus übersah der Herrscher mit Einem Blick seine ganze Hauptstadt nebst dem umliegenden Gebiet, so weit das Auge reichte, das nur durch die Schluchten des Zenderud aufgehalten wurde oder noch weiter hin in der Wüste von Jezd verlor. Der Haupteingang in den Palast ist vom Meidan her; es ist dieß ein Thor von sehr großen Verhältnissen, dessen Seitenpfeiler von Porphyr und dessen Flügel von Cedernholz sind, das mit silbernen Platten und Nägeln verziert ist. Er führt den Namen Alah Kapi, hohe oder heilige Pforte. Hat man die königliche Schwelle übertreten, so findet man nicht mehr die Pracht und den Pomp, den einst hier die Sophis in diesem Palast entfalteten. Man wandert unter Ruinen, der Fuß stößt hie und da im Staub an vergoldete Bruchstücke oder Porphyrbrocken. Unter den Ursachen, welche diesen Verfall herbeiführen konnten, ist eine, die im Orient allenthalben dieselben Wirkungen gehabt hat, nämlich die Abneigung der Orientalen gegen die Wohnungen ihrer Väter. Sie bauen für sich, und ihre unzureichenden Mittel so wie der Mangel an geschickten Künstlern nöthigen sie, die Wohnungen ihrer Vorfahren zu benauben, um ihre neue Wohnung zu schmücken. Dieser Sitte oder diesem Vorurtheil getreu, ließen die Nachfolger von Schah Abbas den größten Theil seines Palastes in Trümmer fallen. Minder prachtliebend als dieser Fürst begnügten sie sich auch mit minder prächtigen Wohnungen, oder beschränkten sich auf einige Kiosks dieses Palastes, der eigentlich eine ganze Stadt bildete. Doch, wie um zu zeigen, wie groß der Glanz dieses prächtigen Hofs der Sophis war, steht noch mitten unter den Ruinen ein Palast, den Schah Abbas der Große bewohnte. Er liegt inmitten mehrerer Gärten, die man Heschi Beischt oder die acht Paradiese nennt, mit Anspielung auf die köstlichen Wohnungen, die sich hier finden. Dieser Kiosk besteht aus einem Gebäude mit mehreren sehr zierlichen abgesonderten Zimmern, die mit einem Saal in Verbindung stehen, der

nicht weniger als 30 Metres Länge, 6 in der Breite hat, und die ganze Breite des Baues durchschneidet. Dieser Saal hat eine außerordentlich merkwürdige Ausschmückung: Mauern, Fenster, Thüren und Decke sind ganz vergoldet und mit vollkommen ausgeführten Gemälden bedeckt. Die Malereien der Thüren verdienen besondere Aufmerksamkeit: auf den Tafeln, in welche jeder Flügel abgetheilt ist, sind kleine Gemälde, welche Frauen, Tänzerinnen in reizenden Gewändern oder kunstvoll vertheilte Blumensträuße darstellen, welche mit einer erstaunlichen Zierlichkeit gemalt sind.

Das schönste und wahrhaft bemerkenswerthe, was dieser Saal bietet, sind sechs große Gemälde, fünf Metres lang, drei oder vier hoch, welche Ereignisse aus der Geschichte Persiens darstellen. Schah Abbas, der Gründer dieser prächtigen Residenz, wollte hier Episoden aus dem Leben seiner ruhmreichen Ahnherren darstellen, und vergaß sich selbst dabei nicht: neben Schah Ismael, der die Türken bekämpft, Schah Tamasp, der den indischen Kaiser Humayun empfängt, und ihm eine königliche Gastfreundschaft gewährte, steht man Schah Abbas, wie er das Heer der Muskel-Tataren in Sücke haut; die andern Gemälde stellen königliche Feste dar. Dieß war der Thronsaal: man gelangt dahin durch einen Salon, der vermittelst zweier schönen Thüren mit dem Thronsaal in Verbindung stand. Auch dieser Salon war glänzend geschmückt mit zahlreichen venetianischen Spiegeln und Gemälden jeder Art. Gold, Stuff, Azur und Alabaster verbinden und mischen sich vom Boden bis zur Decke, um das Auge zu ergötzen. Ein großes stets erneuertes Wasserbaffin ist in der Mitte. Die Nordseite dieses königlichen Vorzimmers ist ganz geöffnet nach einem Vorticus, der auf achtzehn goldenen, spiralförmig gewundenen Säulen besteht, die ein gegen die Sonne schützendes Dach tragen, unter dem die Luft ungehindert circulirt. Von diesem Porticus hat die Residenz von Schah Abbas ihren Namen.

Unter den Wundern orientalischer Kunst, welche Ispahan einschließt, führen wir noch einen andern Palast, Amarat Serpuschet, an, einen reizenden Aufenthalt, der den geheimen Vergnügungen eines Sohnes Feth Ali Schahs gewidmet war, und welcher während unseres Aufenthalts dem Gouverneur von Ispahan als Wohnung diente. Alles in diesem Palast athmet den Reiz des orientalischen Lebens, wie es die Dichter geträumt und manchmal beschrieben haben. Man tritt ein, und befindet sich in einem Garten voll duftender Blumen, die stets schön, stets frisch sind durch die milde Feuchtigkeit, die ein nie versiegender Wasserstrahl verbreitet. Hier schlingen sich das balsamische Geißblatt und die Rose, „der köstliche Becher, aus dem die Nachtigall trinkt“, in langen Guirlanden und fallen spielend herab über den Alabaster zierlicher Vasen. Das stets weiße Marmorpflaster wirft die Lilien und Myrten wie ein Spiegel zurück. Man glaubt sich in einen der Zauberpaläste der arabischen Mährchen versetzt. Noch ein Schritt weiter, und man ist mitten unter die phantastischen Wunder eines fabelhaften Orients versetzt. Steigt man die Stufen empor und hebt eine zierliche Tapete auf, so betritt man ein Zimmer, wo die geblendeten Augen mit Mühe sich öffnen: das Licht des Tages wirft nur schwache Strahlen durch farbige, in Blumenform zugeschnittene Gläser. Ein Tuch hebt sich und man betritt einen von bläulichem Lichte halb erleuchteten Saal. Das ist das geheimste Ruheplätzchen. Der sybaritische Gründer dieser Eremitage hat hier, wo tausend Wollüste für ihn verborgen lagen, die feinsten Genüsse vereinigt. In einem großen, stets mit klarem und tiefem Wasser gefüllten Baffin baden sich sechzehn Marmorkaryatiden, in Gruppen zu vier, und jede Gruppe trägt eine kleine Säule von Spiegelglas und Gold, an denen ein weiches Licht hinspielt. Auf der ruhigen Fläche spritzen große Nenuphars aus ihren langen Pistillen Wasserstrahlen aus, deren zerstreute Tropfen den Saal erfrischen. Alkenthalben sind lebendige Gemälde, zierliche Sculpturen, reiche Mosaiks. Hundert Spiegel werfen die reizenden Eingelnheiten dieses Zauberlaals zurück. Der Palast Amarat Serpuschet ist von neuem Datum: er wurde durch Seifeddouler Mirza, den Sohn Feth Ali Schahs, erbaut, dem das Gouvernement von Ispahan zugefallen war. Er hatte nicht den Ehrgeiz, mit den glanzvollen Bauten von Schah Abbas zu rivalisiren, sondern als Mann des Geschmacks und des Vergnügens, als ein Epikuräer aus der Schule von Hafis hatte sich der Schahzadeh ein Paradies nach seiner Art erbaut. Umgeben von den Ruinen der Sophis floh er das traurige Schauspiel der Verödung und des Elends, das sich in Persien immer häufiger darbot, und suchte es zu vergessen im Anblick des zartesten und üppigsten, was Phantasie und Kunst erzeugen konnte. Aber mit wie vielen Erpressungen wurden die Vergnügungen des Prinzen erkauft! Darum könnten wohl die Ispahanis etwas erzählen. Abgesetzt, wie die meisten Prinzen seiner Familie in Folge der Politik, welche Mehemed Schah bei seiner Thronbesteigung annehmen zu müssen glaubte, lebt jetzt der Schahzadeh bescheiden zu Teheran und denkt mit Trauer zurück an sein köstliches Amarat!

Nahe an der Königsstadt mitten in der großen Allee des Tschar Bagh ist noch ein anderes Bauwerk, von dem wir einige Worte sagen müssen: es ist die letzte Arbeit der Sophis, eine von Schah Sultan Hussein erbaute Moschee. Dieser Bau, dessen Dom und zierliche Minarets sich mit den stolzen Häuptern der Platanen mischen, ist nicht ausschließlich dem Gebet bestimmt, sondern ist auch eine Mädräseh, d. h. eine Schule, in der die Mollahs die jungen Mirzas unterrichten, und die arabischen Texte des Koran erklären. Ein großer, dem Gebrauch gemäß zum Theil durch eine Kette verschlossener Thor führt in die Mädräseh, und geleitet den Besucher in einen ungeheuren mit prächtigen Mosaiks gezierten Porticus; gegenüber öffnet sich eine Arkade, welche die Schattengänge eines mächtigen Gartens sehen läßt; links und rechts aber sind die Wohnungen der Mollahs. Das Innere der Mädräseh gleicht dem aller Moscheen, und wir bemerken nur, daß hier der Hauptreiz in den prächtigen Schattengängen liegt. Ueberall umgeben Jasmin- und Rosenbüsche den Fuß der Bäume, schlingen sich in ihre Zweige und verbreiten einen köstlichen Duft. An diesem Orte ist das Studium ein Vergnügen, und die jungen Perser, die es hier suchen, vergessen sich gern. Darum ist auch diese Schule die besuchteste in Ispahan.

Sollen wir, nachdem die Baudenkmäler in Ispahan besprochen sind, auch noch von der Bevölkerung sprechen? Das ganze Interesse eines Aufenthalts zu Ispahan concentrirt sich im Besuche der wunderbaren Schöpfungen der Macht der Sophis, die sich dem Reisenden in so großer Zahl darbieten. Das Leben der Perser selbst theilt sich völlig zwischen den Bazars, den Moscheen und den Palästen.

Die wissenschaftliche aeronautische Expedition, deren wir in Nr. 201 erwähnten, ist am 17 August im Baurhall-Garten wirklich vor sich gegangen, und dauerte 1 St. 35 M. Man erreichte eine Höhe von 19,400 Fuß und fand die Temperatur in dieser Höhe 7° R. (= — 11½° R.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 206. 27 August 1852.

Die Eremitei bei Camaldoli.

(Aus einem Schreiben im Athenäum 21 August.)

Niemand verlasse Camaldoli, ohne das „Sacro Eremo“ hoch oben auf dem Berge besucht zu haben. Wer gern im Gebirg zu Fuße geht, kann in einer Stunde dahin gelangen, andere können die Klepper benützen, auf denen sie nach Camaldoli gekommen sind. Wer vor Mittag ankommt, kann sich umsehen, die Landschaft betrachten, seinen Namen ins Fremdenbuch einschreiben, und vor Abend wieder im Gasthof angelangt seyn, wer aber nicht Eile hat, der widme einen Tag diesem freundlichen Thal, und gehe etwas über das Sacro Eremo hinaus. Dieß war der ursprüngliche Aufenthaltsort des heiligen Romuald, und ist die ächte Wiege des Camaldulenser-Ordens. Die Erbauung des untern Klosters in dem Campus Mandoli, dem von einem gewissen Mandolus zu diesem Zweck geschenkten Feld, scheint aus späterer Zeit. Beide Anstalten sind von Einer „Familie“ von Mönchen bewohnt, aber die Lebensart ist sehr verschieden. Das Leben zu Camaldoli ist allerdings mönchisch, aber angenehmer; die guten alten Väter essen mit einander, singen die Vigilie und die Vesper und bringen den übrigen Theil des Tages größtentheils damit zu, in dem freundlichen Thal herumzuspazieren und zu schwatzen. Eine ganz andere Einrichtung herrscht auf dem Eremo. Hier sind die Bewohner wirklich Eremiten, und diese Bewohner bestehen erstens aus den Novizen, zweitens aus den jüngern Mönchen fünf oder sechs Jahre lang, und drittens aus Freiwilligen, die nach höherer Heiligkeit streben. Manche sollen 12, 16, ja 20 Jahre oben bleiben, wer indeß dem Superior erklärt, daß ihm die Lebensart hier gar zu lästig falle, erhält leicht Erlaubniß nach Camaldoli herabzukommen.

Das Eremo liegt in einer Lichtung des Föhrenwaldes fast auf dem Gipfel der Apenninen; das Klima ist deßhalb sehr strenge, und bei manchen winterlichen Schneestürmen ist es schwer, ja nicht ohne Gefahr, daß die Mönche aus ihrer einsamen Celle zu dem mitternächtlichen Gottesdienst nach der Kirche gehen. Die ganze Anstalt ist von einer Mauer umgeben, die kleine Wohnung jedes einzelnen Eremiten aber völlig isolirt. Jede dieser Wohnungen enthält eine kleine Celle, ein Miniaturoratorium und einen tüchtigen Ofen. Ohne diesen wäre es hier durchaus im Winter nicht auszuhalten. Einmal in 24 Stunden werden Brod, Wasser und Gemüse durch einen Laienbruder in jede Celle gebracht und in eine Art Drehe gestellt, ähnlich der, welche die Findelkinder in Paris aufnimmt. Der Mönch erhält so sein spärliches Mahl ohne ein menschliches Wesen zu sehen und zu sprechen. Er sieht niemand, außer in der Kirche und spricht gar nicht. Ein so bewohnter Ort ist natürlich voller Wunder und Visionen, und unter den 24 Cellen, aus denen die Eremitei besteht, ist kaum eine, die nicht ihre Legende von übernatürlichen Versuchungen und himmlischen Gnaden hat.

Verläßt man die Eremitei, so sollte man nicht unmittelbar nach Camaldoli hinabsteigen, sondern noch etwas weiter den Berg hinaufgehen bis zu dem Punkt, von wo aus Ariost beide Meere gesehen haben will. Man hat diese Behauptung gewöhnlich als eine „gran bugia d'Ariosto“ erklärt, die Führer aber sind alle auf Arioste Seite und behaupten fest, wenn das Wetter hinreichend klar sey, so sähe man beide Meere. Für uns war es nicht hinreichend klar. Das adriatische Meer sah man deutlich, jedenfalls aber wird kein Freund schöner Landschaften bedauern, den Gipfel dieses Theiles der Apenninen erstiegen zu haben, denn die Aussichten nach beiden Seiten hin sind prachtvoll.

Spanien.

Die Hochebenen Castiliens.

(Schluß.)

Was aus dem Lande unter andern minder beengenden Verhältnissen werden könnte, zeigen unter anderm die deutschen Colonien, welche unter dem Minister Arana durch den bekannten Olavides am Südabhang der Sierra Morena gegründet wurden. „Carolina, eine von Schwaben gegründete Colonie“, sagt Ziegler (II. p. 1.) „liegt 48 Leguas von Madrid am südlichen Abhang der Sierra Morena, hat regelmäßige, winkelrechte Straßen, und wird wegen dieser Regelmäßigkeit und ihrer eigenthümlichen Reinlichkeit mit Aranjuez verglichen. Das Bild sticht scharf und grell ab gegen eine ächt spanische Stadt, und man sieht auf den ersten Blick, daß hier Ausländer gewirkt haben. Die mit Bäumen bepflanzte Landstraße, die lebenden Hecken und gut hergerichteten Felder, insbesondere zum Anbau des Roggens, sowie endlich die blonden Haare, blauen Augen und Namen dieser Einwohner lassen mit Sicherheit den germanischen Ursprung errathen.“ Man hat diesen Colonisten die gemachten Versprechungen nicht gehalten, namentlich sie mit Soldaten und Steuern geplagt, und dennoch ist diese „ehemals öde und unsichere Gegend vorzüglich durch den Fleiß der Deutschen in ein gut angebautes Land umgewandelt worden.“ Natürlich war hier von den gesetzlichen Hemmnissen des Landbaus, wie sie in den meisten castilischen Städten und Dörfern bestehen, nicht die Rede, weil die Veranlassung ähnliche Fesseln anzulegen, gar nicht mehr vorhanden war. Es soll außer dem Colonisationsproject, dessen wir im Gebiet des Guadalquivir gedachten, nach Ziegler (II. 13) noch ein anderes im Guadianagebiet projectirt seyn.

Ein Hauptgrund des vernachläßigten Bodenbaues ist unter anderm die Wassernoth, und diese selbst ist durch die Entholzung des Bodens herbeigeführt worden. Wann und durch welche Ursachen diese entstand, wissen wir nicht anzugeben, aber sie scheint zum Theil in ein hohes Alter hinaufzugehen, wenn gleich nicht zu läugnen, daß sich namentlich der Castilier durch eine Art Haß gegen Bäume auszeichnet. Die Schilderung, welche Ziegler (II. p. 14 f.) von der Mancha entwirft, kann einen Begriff geben von dem Stand der Dinge auf den kastilischen Hochebenen überhaupt: „das Wort Mancha bedeutet im Arabischen ein trockenes dürres Land. Das Territorium, in dem wir uns jetzt befanden, bestätigt dieß und kann nicht anders bezeichnet werden, als eine mit Hügeln wellenförmig durchzogene, wasser- und baumarme, trockene, von Hitze und Staub heimgesuchte Ebene, welche die vollständige Monotonie einer ausgedehnten castilianischen Steppe aufweist. Die Mancha, im Norden der Sierra Morena und im Süden des Tejo gelegen, hat etwa 15 — 1600 Quadrat Leguas, liegt etwa 2000 Fuß über dem Meere und hat 250,000 E. [1] Das Land ist reich an Vieh und Cerealien, und es wächst hier neben gutem Getreide ein vortrefflicher Saffran, so wie in manchen Gegenden auch ein vorzüglicher Wein. Das Grundeigenthum befindet sich meist in den Händen großerer Besitzer, und die Bevölkerung ist so dünn, daß es Strecken von vier und mehr Leguas gibt, auf denen nicht ein einziger Einwohner lebt. Das Volk ist im allgemeinen arm, und die Zahl der dürftigen Familien sehr groß. Handel und Industrie liegen fast ganz darnieder, und wenig, fast nichts wird für Wegebau, Bewässerung u. s. w. gethan. Die Einwohner leben theils in Ortschaften von 500 bis 2000 Häusern, theils auf einsamen, zerstreut liegenden Weilern, welche aber fast immer den Stempel der Armuth an der Stirne führen. Die eingestürzten Häuser werden selten wieder aufgebaut, und bleiben malerische Ruinen. Das arme Volk ist theils in Folge von Arbeitsmangel, theils durch die hohen Fruchtpreise oft gezwungen, in den benachbarten Provinzen Arbeit zu suchen. Im allgemeinen sind jedoch die Bewohner (Manchegos) rechtliche, gedultige, arbeitsame und mäßige Menschen.“ Es ist augenscheinlich, daß die Entholzung des Landes, und der dadurch entstandene Wassermangel — denn auch die Flüsse führen desselben sehr wenig — an dieser fortschreitenden Entvölkerung und Verödung schuld ist; da können aber die Kräfte der Einzelnen nichts mehr ausrichten, und es bedarf der Unterstützung des Staats oder großer Capitalisten, welche mit Einblick auf künftigen Gewinn die Anlegung großer Capitalien nicht scheuen.

Zu dem letztern ist aber in Spanien vorerst keine Aussicht, andere Handels- und Industrieunternehmungen versprechen schnellern und müheloseren Gewinn, und es bleibt also nur übrig, daß die Regierung selbst sich ins Mittel lege. Das ist aber bei den immer noch keineswegs glänzenden, wenn auch sichtlich gebesserten spanischen Finanzen sehr schwer, und sie wird sich wohl vorerst darauf beschränken müssen, den schreiendsten Uebelständen, dem Mangel an Straßen und der schlechten politischen und ökonomischen Verwaltung der Gemeindegüter wo möglich ein Ende zu machen, und sie wird damit schon großes leisten. — falls sie es überhaupt durchsetzt.

Es geht nicht rasch, aber es geht doch in Spanien vorwärts. Widdrington gibt (1843) ein sehr schlechtes Bild von dem Wege, der von der Hauptstadt nach Valladolid führt, über die „trübseligen Ebenen, wo nichts den Blick erfreut, als die Weingärten“, und gibt nur, nicht zu seinem eigenen Troste, sondern zur Notiz an, daß der Weg deßhalb so schlecht gewesen sey, weil ein neuer im Bau war, und man darum den alten nicht mehr ausbesserte. Ziegler rollte sechs Jahre früher ganz behaglich auf dem neuen Weg, gegen den er keine Einwendungen zu machen hat. Der Weg nach Valladolid führt über Olmedo, eine Stadt von 2142 Einwohnern, die „ein rüstles trübseliges Aussehen hat, das durch die eingestürzte Stadtmauer, so wie durch die große Masse hungriger Bettler noch unangenehmer wird.“ Es geht also auf diesem Wege sehr castilianisch aus, und man muß sich nur wundern über „die in der neuern Zeit geschehenden Anpflanzungen von Bäumen“ in der Umgegend von Valladolid. Es ist, als ob man doch allmählich von dem sonderbaren Haß gegen Bäume abkäme. Ueberhaupt scheint Valladolid, das ehemals 50,000 Einwohner hatte und jetzt nur noch 24,000, wieder etwas aufzuleben, was man von den kleinern Städten der Provinz nicht sagen kann, wie denn Widdrington, der freilich gerade in einer unruhigen Zeit in diese Gegenden kam, die Regel gibt, sa nicht in kleinen Städten und Orten zu bleiben, „da Unannehmlichkeiten jeder Art in dem Maaße wachsen, als Größe, Bevölkerung, Civilisation und Verkehr mit der übrigen Welt abnehmen, und weder Alterthümer noch Leon Ausnahmen von dieser Regel bilden.“ Valladolid ist die Pulsader für das ganze umliegende Land, aber trotz einiger neu aufkehenden Industrie will es sich immer noch nicht heben, was seinen Grund hauptsächlich in dem Zurückbleiben der umliegenden Landschaft hat. Die Städte liegen oasenartig da, weil die Landschaft, zu der sie gehören, nicht hinreichend bebaut und bevölkert ist. Doch ist um Valladolid, das schon ein feuchtbareres Klima hat als das südliche Flachland, die Viehzucht mehr und mehr im Aufblühen (s. Ziegler II. 135), und die Canäle von Segovia und Castilla bringen einen bedeutenden Theil des Landes mit Valladolid und dem ganzen Lauf des Duero in Verbindung. Wegen der bessern Bewässerung ist auch mehr Anbau des Bodens vorhanden, und man nennt diese Provinz „uno de los graueros de la Peninsula“, was man freilich mit einiger Beschränkung aufnehmen muß.

Die Stadt Medina de Rio Seco ist wiederum eine ächt castilianische Landstadt; schon der Weg dahin geht, nach Widdrington, „über ein flaches, hohes Tafelland, das man in der größten Breite überschreitet“, aber die Stadt „mit ihren angeblichen 57 Straßen (s. Ziegler II. 139) und mehrern öffentlichen Plätzen bietet nichts merkwürdiges, und die aus 4800 Seelen bestehende Einwohnerschaft beschäftigt sich ruhig vor allem mit dem Ackerbau und mit den nothwendigsten bürgerlichen Gewerben.“ Wir würden weder diese unbedeutende Stadt noch den Weg dahin erwähnt haben, wenn nicht Widdrington eine Merkwürdigkeit angeführt hätte, die für Castilien beachtenswerth ist. „Der einzige bemerkenswerthe Gegenstand“, sagt er (II. 41) „auf dieser Strecke von fünf Leguas ist ein Ueberrest von einem Quercigo-Wald [1], der einst das ganze Land bedeckte, und selbst seit 1531 noch vermindert wurde, so daß er in einigen Jahren wahrschein-

[1] Also noch lange nicht 200 Menschen auf die Quadratlegua.

[1] Es ist dieß eine eigenthümliche Eichenart, vielleicht die Quercus Altyssia und soll nach Widdrington (I. p. 384) mit der D. Yacina einen Hauptbestandtheil der alten spanischen Wälder gebildet haben. Sie findet sich an der Serranía de Ronda, oberhalb Marbella, bis mitten in die Gebirge von Leon hinein, fast bis zur Wasserscheide Asturiens und von der Alcarria oberhalb Guadalaxara im Osten bis zu dem westlichen Theile der Sierra Morena. Diese Quercigo kommt meist als Unterholz vor. Widdrington ist der Ansicht, das dieser Baum und Strauch, namentlich als noch der größere Theil Spaniens mit Wald bedeckt war, eine Waldvegetation bildete, die sich von denen des ganzen übrigen Europa wesentlich unterschied.

lich ganz verschwunden seyn wird.“ Ziegler führt auch aus der Umgegend von Madrid Spuren an, daß Wälder von größerer Ausdehnung dort noch nach der Maurenzeit bestanden, und es ist eine interessante Aufgabe, die Ursache dieser Abnahme der Wälder, die augenscheinlich ihren Grund in natürlichen und in künstlichen Verhältnissen hat, näher zu untersuchen, da die Frage über die Feuchtbarkeit und Anbaufähigkeit des Landes so genau damit zusammenhängt.

Ziegler (II. 139) kann nicht genug „von der Langweiligkeit und Einförmigkeit der Gegend“ sagen, in die er von Medina de Rio Seco aus eintrat, und eben so findet Widdrington (II. 41) „nichts so uninteressant, als diesen Weg, der durch ungeheure, wenn auch fruchtbare Kornländereien führt, und durch nicht einen einzigen angenehmen Gegenstand unterbrochen ist.“ Wo, wie hier, die größere Frische der Atmosphäre und die bedeutendere Feuchtigkeit die Fruchtbarkeit des Landes unterhalten, sind die castilischen Ebenen zwar unläglich langweilig, aber doch fruchtreich, der südliche Theil der Ebene aber, wo ohne künstliche Bewässerung und ohne stärkern Baumwuchs, der die Feuchtigkeit erhält, nichts zu machen ist, da sind weite Strecken einer mehr oder minder grossen Unfruchtbarkeit verfallen. Die Bevölkerung, im Norden bei der größern Fruchtbarkeit meist wohlhabend, und voll alten castilianischen Stolzes und Unabhängigkeitsgefühls, ist im Süden elend daran, weil hier mehr die Kräfte der Regierung und der große Besitzer dem Fleiße der Kleinen nachstehen sollten, was in sehr geringem Grade oder gar nicht geschieht. Der herrschende Landschaftscharakter Castiliens, kahle, baumlose Ebenen [1] endigt erst mit der Nähe der Stadt Leon, denn von dieser ist das Gebirge nur fünf Leguas entfernt, und da dasselbe einen großen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt ist, so ist hier die Natur und Vegetation eine ganz andere.

Die Gebirge, welche das Duero-Thal vom Tejo-Thal scheiden, d. h. die Sierra de Gata, G. Gredos und Sierra de Guadarrama, sind einer der wichtigsten Landgränzen in Spanien. Die natürlichen Verhältnisse des Landes im Norden und Süden sind wesentlich dieselben, aber das feuchtere Klima begründet einen wesentlichen Unterschied den man auch auf der flüchtigen Reisebeschreibung erkennt. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß das nördliche Castilien an Flor schneller zu einer größern Entwicklung gelangt, besonders wenn man die Schiffbarmachung des Duero betreibt, als dieß mit Südcastilien oder dem Tejothal der Fall seyn wird. Von der Provinzialeintheilung müssen wir hiebei ganz abstrahiren, sondern nur die natürliche Abtheilung im Auge behalten. Madrid selbst liegt gerade in demjenigen Theile Spaniens, wo die Entwicklung eines höhern Landbaues und die Vermehrung der Bevölkerung auf die größten Hindernisse stoßen wird, denn hier ist die Austrocknung des Landes und die Trockenheit fast am größten. Ein absurdes altes Gesetz, das gewissen Junten die Macht gab, jeden Baum, der ihnen gefiel, für die Marine in Anspruch zu nehmen, scheint zu der Ausrodung der Wälder nicht wenig beigetragen zu haben; gleich die ersten Cortes haben es abgeschafft — ein Beweis, gelegentlich bemerkt, wie sehr man die mangelhafte Holzcultur fühlte — aber Ferdinand hatte nach seiner Rückkehr diesen, wie jeden alten Mißbrauch, selbstverständlich wieder hergestellt; während der Constitutionsperiode war das Gesetz abermals abgeschafft, und nach 1823 abermals hergestellt worden; endlich im J. 1836 ward es definitiv abgeschafft, und seit dieser Zeit bemerkt man allerdings hie und da Bemühungen, Holzanpflanzungen im Großen wieder zu bewirken, namentlich in der Nähe einiger großen Eisengießereien, z. B. bei Pedroso in Andalusien, allein was wollen 15 Jahre, wenn auch der größten Anstrengung, sagen, wo es sich um Wiederherwaldung eines so recht eigentlich verhungten Landes handelt! Ehe nicht ernstlich an diese Hand angelegt wird, wird Südcastilien immer eine halbe Einöde bleiben; wenn gleich im Einzelnen und an einzelnen Orten manches Ersprießliche geschehen mag, so kann doch im Großen nur durch Vermehrung des Wasserreichthums, die durch stärkere Bewaldung des Bodens bewirkt werden muß, etwas erreicht werden. Es ist ein Irrthum zu glauben, diese Bewaldung oder auch nur größere Bepflanzung mit Fruchtbäumen würde alsbald die vielleicht versiegten und vertrockneten Quellen wieder hervorlocken, aber diese Bewaldung kann namentlich auf den weiten castilischen Ebenen einen noch weit größern Dienst leisten, indem sie verhindert, daß die heftigen Winde, wie dieß jetzt so oft der Fall ist, den Boden austrocknen, und sie werden noch überdieß das Land gesünder und milder machen, indem sie eben durch größere Feuchtigkeit die heftigen Uebergänge zwischen Hitze und Kälte mildern. Damit wird auch die Vegetation einen andern Charakter wieder annehmen, und die Mannichfaltigkeit der Erzeugnisse wird steigen. Es wird aber geraume Zeit dauern, bis solche Veränderungen sich fühlbar machen.

[1] Widdrington sagt sogar (II. 46) von der nördlichen Ebene, es sey an manchen Stellen das Land so vollständig angebaut, daß es alles botanische Interesse verloren habe, indem die Labradores fast alles natürliche Wachsthum vertilgt hätten.

Ein Abenteuer im Oregon-Bezirk.

Die große Verbreitung, welche der Pelzhandel in den nördlichen Landen Nordamerika's hat, ist allbekannt, und das gefährliche Leben der Jäger und Beamteten der großen Handelsgesellschaften, das sie auf ihren Wanderungen zur Erlangung genauerer Kenntniß der Belange ihrer Herren führen, hat schon mehr als Einen Stoff geliefert, der selbst für den Romanschreiber durch Reiz und Mannichfaltigkeit Anziehungskraft besaß.

Vor einigen Jahren trat Hr. Ross Cox in den Dienst einer großen Handelsgesellschaft zur Betreibung des Pelzhandels in den Landstrichen welche die Columbia durchströmt — nördlich von Californien — man dachte damals noch an kein Gold — und in der Mitte des Monats August erlebte er ein Abenteuer, das wie in seinen eigenen Worten, wie er es in seiner, nemlich von ihm herausgegebenen Reisebeschreibung geschildert, wiedergeben wollen. [1]

Zuvörderst müssen wir ihn in Kürze mittheilen, daß sich Hr. Cox eines Abends niederlegte, um auszuruhen, in einiger Entfernung von seiner Reisegesellschaft, die, ohne zu wissen daß er zurückgeblieben war, bald darauf den Platz verließ.

„Als ich nun, erzählt Hr. Cox, Abends gegen fünf Uhr aus dem Schlaf erwachte, war alles ringsumher still und ruhig wie das Grab. Ich eilte nach dem Ort wo wir Halt gemacht hatten — es war kein Mensch mehr zu finden. Von da rannte ich nach dem Platz wo wir Feuer angemacht hatten — alle waren verschwunden: von meiner Reisegenossen, lauter Indianern, so wie von ihren Pferden war keine Spur zu entdecken. Die Angst, die mich jetzt überfiel, ist unbeschreiblich. Ich lief so laut ich konnte nach allen Richtungen, so daß mir die Stimme versagte; ich blickte verzweifelt ringsum überall hin — und mußte endlich die erschreckliche Wahrheit erkennen, daß ich allein geblieben war, ganz und gar verlassen in einem wüsten Lande, ohne Pferd, ohne Waffen, und fast auch ohne Kleider.

„Gleichwohl blieb mir nichts übrig als die Richtung auszuspähren welche meine Gesellschaft eingeschlagen hatte, und ich ging daher ohne Zeitverlust, aber mit klopfendem Herzen an das Werk, um die Spur

[1] Abenteuer auf einer Reise längs des Columbia, London, Colbourn und Bentley.

der Reisenden zu suchen. Es glückte mir ziemlich bald: am nordöstlichen Ende des Thales fand ich die Abdrücke der Pferdehufe, denen ich vorsichtig folgte, bis sie in der Nähe einiger niedrigen Hügel, auf einem steinichten Grunde, völlig unsichtbar wurden. Ich erstiemm hierauf den höchsten dieser Hügel, von wo ich eine Aussicht viele Meilen im Umkreise herum hatte, allein weit und breit war kein menschliches Wesen, keine menschliche Wohnung zu sehen. Schon war der Abend angebrochen, und mit der Dämmerung begann auch der schwere Nachtthau zu fallen. Meine ganze Kleidung bestand aus einem linnenen Hemde und linnenen Hosen, so wie einem Paar bereits halb zerfetzter lederner Mocassins (indianischer Schuhe). Ungefähr eine Stunde vor dem Frühstück hatte ich der Wärme halber meinen Rock ausgezogen und auf eines der Packpferde gelegt, wo ich ihn bis zum Abend lassen wollte; einer der Indianer hatte mein Gewehr unter seine Aufsicht genommen, und ich hatte selbst meinen Hut verloren; denn als ich erwachte, hatte ich ihn in der Angst meiner Herzens liegen gelassen, und war nun schon zu weit gegangen um noch daran denken zu können, an meinen frühern Ruheplatz zurückzukehren. In einiger Entfernung linker Hand entdeckte ich gleichwohl einen mit hohem Gras bedeckten Ort, wohin ich mich sofort begab, und so viel Gras abriß als nöthig war, um mir eine gute Lagerstätte zu bereiten; auf dieselbe Weise deckte ich mich auch zu, und festen Vertrauen auf die Vorsehung setzend fiel ich bald in Schlaf. Doch war er von keiner langen Dauer, denn die ganze Nacht über ward ich durch schreckliche Träume von vergifteten Pfeilen, Klapperschlangen und feindlichen Indianern gequalt.

„Am folgenden Morgen, den 18 August, stand ich, sobald das Tageslicht graute, auf. Ich war naß, von Frost durchschauert und unwohl geworden; dessen ungeachtet verlor ich keinen Augenblick der kostbaren Zeit und machte mich sofort auf den Weg, in östlicher Richtung, beinahe parallel mit den Hügeln. Im Laufe des Tags sah ich an verschiedenen kleinen Wasserplätzen vorbei, die stark von wilden Vögeln besucht waren. Im allgemeinen war das Land flach, der Grund sehr und steinicht, und mit langem Grase bewachsen, das aber fast überall von den Eingebornen auf ihren Jagdpartien abgebrannt war, und die kurzen scharfen Halme waren mir im Gehen sehr hinderlich.

„Ich hatte jetzt bereits eine nördliche Richtung eingeschlagen, und spät Abends entdeckte ich in der Entfernung von ungefähr einer halben Viertelstunde zwei Reiter, die ich an ihrer Kleidung für zu unserer Abtheilung gehörende Leute erkannte. Ich erkannte daß sie beschäftigt waren Wasser zu suchen, und bereits mich einem kleinen Hügel zu erheben und ihnen, so viel Mühe es mich auch kostete, mit meiner bereits erschöpften Stimme zu rufen. Allein meine Stimme erreichte ihr Ohr nicht, und sie ritten weiter. Ich zog hierauf mein Hemd aus, das ich mit umgestümmen und verzweifelnden Gebahren über meinem Haupte in den Lüften schwenkte, und dabei aus vollem Halse schrie. Es war vergebens — sie ritten weiter. Ich folgte ihnen in derselben Richtung mit wunden Füßen, und Verzweiflung beflügelte meine Schritte. Ueber Stock und Stein, durch Dornen und Gebüsch lief ich dahin wie ein geschuchtes Reh, aber ohne besseren Erfolg als zuvor; denn als ich endlich einen Punkt erreichte, wo ich zum wenigsten die Spur der Reiter zu finden hoffte, gewahrte ich wieder nichts als die einsame Wüste und die schnell einfallende Düsterheit.

„Seit Mittag des vorigen Tages hatte ich nichts gegessen, und ich warf mich, erschöpft durch Hunger und Müdigkeit, auf das Gras hin, als ich aufgeschreckt ward durch ein leises Geräusch gerade hinter meinem Rücken. Ich drehte mich um, und entdeckte eine große Klapperschlange, die in der Abendkühle Erquickung schöpfte. Ich sprang augenblicklich einen Schritt zurück, und die Schlange blieb ungestört wo sie war. Ich suchte nun nach einem großen Stein, kehrte vorsichtig nach dem Platze zurück, und nachdem ich sorgfältig gezielt, zerschmetterte ich dem Thiere den Kopf mit dem schweren Stein.

„Diese Tagreise hatte meiner Fußbekleidung vollends den Garaus gemacht: die dünnen Sohlen waren bereits voller Löcher, und meine Füße aufgeschwollen und blutrünftig. Gleichwohl war es hohe Zeit mich nach einem Nachtlager umzusehen, und mit vieler Mühe richtete ich mir eine Liegerstätte her, gerade wie Abends zuvor, mit Gras und Moos. Das Abreißen des Grases aber war mir theuer zu stehen gekommen, da ich meine Finger dergestalt dabei zerschnitt, daß ich die Hände kaum mehr gebrauchen und schlechterdings kein Glied davon mehr rühren konnte, und die heftigsten Schmerzen litt.

„Am Morgen des 19 August fand ich vor Tagesanbruch wieder auf, und setzte meine Wanderung den ganzen Tag in östlicher Richtung fort. Anfangs litt ich viel vom Hunger, allein nach einem Marsch von einigen Meilen und einem Trunk herrlichen frischen Wassers war ich wieder einigermaßen erquickt. Das Land blieb immer noch flach, mit abgebranntem Gras, Sand und Kies, das meinen Füßen gewaltig weh that. Die brennende Sonne nöthigte mich mit inmitten des Tages einige Stunden Rast zu gönnen, und ich verwendete diese Zeit mit vielen vergeblichen Bemühungen mir eine Art von Hut aus Riet und Gras zu verfertigen. Es war mir als ob mein Gehirn in der glühenden Hitze im buchstäblichen Sinne des Worts verbrenne. Auch hatte ich in diesen beiden Tagen keinerlei Arten von Früchten gefunden, und war sonach bereits 48 Stunden ohne einige andere Erquickung als die und da einen Schluck Wasser gewesen. Ich fühlte daß ich sehr schwach wurde, und um meine Qual zu vermehren, brachte ich diese Nacht an dem Ufer eines Sees zu, der buchstäblich mit wilden Enten und Gänsen und anderem Geflügel bedeckt war, die aber alle außer meinem Bereich blieben. Mit einer Taschenpistole hätte ich mir ein überaus leichtes Mahl verschaffen können, und vielleicht sogar mit einem glücklichen Steinwurf, wenn ich die Kraft dazu gehabt hätte. Ich mußte mich sonach wieder mit einem hungrigen Magen niederlegen, und der unglückliche Zustand meiner Hände hinderte mich selbst am Abreißen des Grases um mich zuzudecken und einigermaßen gegen den schweren Nachtthau zu schützen.

„Am folgenden Tage, den 20 August, richtete ich meine Schritte nordostwärts, durch einen Landstrich, der angenehm abwechselte mit Bäumen, Sträuchen und Wasser. Ich sah wieder eine große Menge wilder Gänse, Enten, Kraniche, Kibitze und Spertinge sowohl als viele Falken und andere Raubvögel, und auch, in einiger Entfernung, inmitten einer Baumgruppe, etwa zwanzig Rehe. Dieses Gebüsch bestand vornehmlich aus Tannen, Ceder- und wilden Kirschenbäumen, nebst Dornstsräuch, kleinen Weiden und Geisblatt. Im Grase gab es viele Klapper- und andere Schlangen, so wie auch Eidechsen und Heuschrecken von besonderer Größe. Letztere hielten mich in beständiger Angst, und schreckten mich stets aufs neue durch die Aehnlichkeit des Geräusches, das sie mittelst ihrer harten, hornartigen Flügel hervorbrachten, mit dem Gerassel, das die Klapperschlange macht, wenn sie im Begriffe steht ihren Feind anzugreifen. Heute hatte ich sehr viel von Hunger zu leiden, und ich war genöthigt bin und wieder etwas Gras zu kauen, was mir auch einigermaßen Erleichterung verschaffte. Abends spät erreichte ich das Ufer eines Sees, der mehr als eine halbe Stunde lang und eine starke Viertelstunde breit war. Die Ufer waren sehr steil, und mit großen Bäumen von allerlei Art bewachsen. Zwei schöne Bäche aus Norden und Nordosten flossen darin, und in dem klaren Wasser sah ich sehr viele Fische, die für mich ebenso unerreichbar waren wie die Vögel. Doch fand ich auch eine erstaunliche Menge wilder Kirschen, die gerade reif waren, und mir eine herrliche Mahlzeit lieferten.

„Ich legte mich am Ufer, dicht an der Mündung des größten Baches, nieder, allein während der ganzen Nacht konnte ich keine Ruhe finden wegen des Geheuls der Wölfe und Bären in meiner unmittelbaren Nähe, was mich unsterwegs in Angst versetzte als ich in der tiefen Dunkelheit durchaus nicht sehen konnte, wo die Gefahr am drohendsten war.“

(Schluß folgt.)

Ungeheures neues eisernes Dampfboot. Die Cunard-Linie soll mit einem neuen eisernen Dampfboot von 2000 Tonnen und 1000 Pferdekraft vermehrt werden; dasselbe soll um 50 Fuß länger werden als der Great Britain. Man glaubt dieß eiserne Schiff werde an Schnelligkeit alle andere übertreffen. (Shipp. Gaz. 29 August.)

erlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 207. 28 August 1852.

Zeitbetrachtungen.

Wenn wir in den Betrachtungen des letzten Monats die Bemerkung gemacht haben, daß sich noch kein besonderes äußerlich hervortretendes Symptom des Verfalls der napoleonischen Herrschaft bemerklich mache, trotz der unverkennbaren innern Fäulniß, welche vom Beginne an in ihrem Innern nagte, so können wir dießmal nicht dieselbe Bemerkung wiederholen, denn ein unverkennbares Symptom ist an das Tageslicht getreten, die eiskalte Gleichgültigkeit, die sich bei den Wahlen zu den Departementalräthen kundgab. Von 2847 Wahlen für diese konnten im ersten Augenblick und zu der vom Gesetze vorgeschriebenen Zeit nur 692 oder etwa der vierte Theil bewerkstelligt werden, die andern kamen hinkend nach, und wo eine zweite Wahl ausgeschrieben werden mußte, bei der gesetzlich keine Minimalzahl von Wählern als Bedingung der Gültigkeit der Wahlen festgesetzt ist, sind allerdings die Regierungscandidaten gleichfalls durchgegangen, aber zum Theil mit erschreckenden Minoritäten. Wir erwähnen anderer Symptome des Mißvergnügens, z. B. den abschlichlichen Ausschluß des Hrn. Billault aus dem Ordnungsrath der Advocaten in Paris, und die Wahl des Herrn Berryer zum Stabträger derselben nur im Vorübergehen, da sich ähnliche in großer Masse aus den Blättern sammeln ließen. Die herrschende Gleichgültigkeit und Kälte hat manchen Anzeigen zufolge auf die Regierung den niederschlagendsten Eindruck gemacht, denn jedenfalls ist sie ein schlechtes Omen für ein neues Plebiscit zu Gunsten des Kaiserthums, und man wird den Versuch dazu sobald nicht machen. Obgleich bereits an mehreren Orten in den Departementalräthen Anträge zu Petitionen an den Senat um Proclamirung des Kaiserthums durchgegangen sind, so wird doch mehrfach behauptet, daß die Regierungsbehörden Weisung erhalten hätten, die Agitation vorerst nicht stärker zu betreiben.

Die Regierung hat augenscheinlich die Warnung gefühlt und handelt wohl im richtigen Instinct ihrer Lage, wenn sie in einzelnen Punkten nachgibt, und z. B. einen durch seinen moralischen Ruf mißliebigen Mann von der Generalsubstantur der Nationalgarde entfernt; selbst die Zurückberufung der orleanistischen Häupter und eine ausgedehntere, aber noch immer nicht recht an die Oeffentlichkeit getretene Amnestie steht damit keineswegs in Widerspruch. Die Regierung scheint instinctartig zu fühlen, daß ihr das Uebelwollen Einzelner keine Gefahr bringt, und daß nur eine allmählige Umgestaltung der öffentlichen Meinung ihr Verderben bringen kann. Die englischen Blätter, namentlich auch die Times in einer der neuesten Nummern (21 August) lassen sich sehr bitter und wegwerfend über die Franzosen vernehmen — uns dünkt, wenn wir uns gleich nicht zu ihren Vertheidigern aufwerfen wollen, mit Unrecht und etwas Pharisäerthum. Die cagliske Revolutionsperiode von 1640 bis 1745, wo der letzte große bewaffnete Aufstand zu Gunsten der Stuarts ausbrach, ist lange genug, um der Periode von 1789 bis 1852 die Wage zu halten, und wenn man in jener Zeit zahlreiche Aufstände mit gewaffneter Hand gegen Unrecht und Bedrückung findet, so darf nicht vergessen werden, daß man damals den Zeiten des Faustrechts und der Landsknechte noch viel näher stand, und es nicht sehr schwer war eine kleine Kriegsmacht aufzubringen, die nahezu der schwachen Königsgewalt die Wage hielt. Jetzt sind wir in das volle moderne Leben der Industrie, des Geldes, der concentrirten Regierungsgewalt eingetreten, und partielle Aufstände sind ein Unding geworden; wo jetzt noch eine Regierungsgewalt durch partielle Aufstände fällt, war sie sicherlich zuvor schon moralisch fertig. Prinz Ludwig Napoleon versucht jetzt, wie weit er mit Hülfe der materiellen Kräfte, welche das moderne Staatsleben in seine Hände legt, mit dem Geld der Nation, mit den Soldaten die sie ihm liefert, gegen die moralischen Kräfte ankämpfen kann. Der Versuch ist bis jetzt, aufs höchste gesagt, noch nicht mißlungen, gelingen aber wird ihn wohl niemand nennen, der den unverkennbaren Symptomen wachsender Mißstimmung gefolgt ist.

Die Lage nach außen wie nach innen fängt an sich deutlicher zu zeichnen, und so wenig jetzt die Journale aus begreiflichen Gründen diese Lage durch wiederholte Besprechung und allseitige Beleuchtung zur Klarheit und zum allgemeinen Verständniß bringen, so sprechen doch die Thatsachen deutlich genug für sich selbst. Das Kaiserthum und die Heirathspläne nehmen natürlich die erste Stelle ein. Wir legen sehr wenig Gewicht auf das von dem Morning Chronicle auszugsweise veröffentlichte und wahrscheinlich nach den schon vor einigen Monaten durch die Times mitgetheilten Betrachtungen geschmiedete Document eines angeblichen Tractats der drei östlichen Mächte gegen das Kaiserthum. Daß die östlichen Mächte die Errichtung einer neuen kaiserlichen Dynastie in Frankreich nicht mit Vergnügen sehen würden, ist eine unzweifelhafte Sache, sie können die Legitimität der alten Dynastien nicht auf eine solche Weise beeinträchtigen lassen, wenn sie es irgend vermeiden können. Wäre die Zustimmung der europäischen Dynastien erfolgt, so hätte Prinz L. N. diese Zustimmung wohl benützt, um sich in Frankreich ohne weiteres zum Kaiser zu proclamiren, und dann hätte eine legitime Verbindung mit einer der alten Dynastien schwerlich lange auf sich warten lassen. Die Engländer haben wohl geradezu erklärt, oder wenigstens doch zu verstehen gegeben, daß ihnen die Errichtung oder Nichterrichtung des Kaiserreichs ziemlich gleichgül-

tig sey, vorausgesetzt, daß sich Frankreich in den Schranken der Verträge halte, aber bei der, mindestens gesagt, kühlen Aufnahme, die der Vorschlag auf dem Continent fand, mußte man einen andern Weg einschlagen, und dieser ging wahrscheinlich dahin, sich mit der Tochter aus einem legitimen Hause zu verbinden, und wenn aus dieser Verbindung eine Nachkommenschaft hervorgegangen wäre, dann das erbliche Kaiserreich durch einen Ausspruch des französischen Volkswillens in aller Weise zu betreiben. Der Plan schlug fehl, da Prinz Wasa als österreichischer Feldmarschall und bei seinen alten Verbindungen mit den übrigen Dynastien den Neigungen und Wünschen derselben nicht entgegen handeln konnte, wenn auch Mutter und Großmutter der auserkornen Braut dem Bündniß nicht abgeneigt gewesen seyn sollten. Prinz Ludwig Napoleon soll gehofft haben, daß ein alter Diplomat, wie Drouyn de Lhuys die Schwierigkeiten aus dem Wege räumen werde. Diese sind aber nicht der Art, um sich durch irgend eine diplomatische Geschicklichkeit aus dem Wege räumen zu lassen; mit halbleidenden Prinzessinnen, die dem Präsidenten von Ost und West mehrfach angeboten worden seyn sollen, konnte ihm natürlich bei seinen Legitimitätsansprüchen nicht gedient seyn, und so zerschlugen sich die Heirathspläne; die längere Zeit entschieden verweigerte und erst seit kurzem gestattete Rückkehr der Miß Howard steht mit allen Beweis an, daß dieselben vorerst aufgegeben sind.

Hat nun „Se. Hoheit, Prinz Ludwig Bonaparte“ in der kühlen Zurückweisung der östlichen Mächte und in der eisigen Kälte der Wählerclassen einen doppelten Schlag erlitten, der die beiden möglichen Wege zum Kaiserthum vorerst verschließt, so ist ihm in anderer Beziehung nicht minder mißliches begegnet. Die kaiserliche Anmaßung, den Napoleonstag in allen Städten, wo französische Gesandte sind, öffentlich feiern zu lassen, ist nicht ohne Rückschlag geblieben. In Deutschland, wo der 2 December wenigstens die gute Folge gehabt hat, die Reste der französischen Partei zu vernichten, oder wenigstens die, welche ihr Heil noch von dorther erwarteten, völlig zu ernüchtern, hat sie allenthalben, bald lauter bald leiser, das Gegentheil der beabsichtigten Wirkung hervorgebracht; in Bern sind zwar bei dem Gottesdienst einige Gesandtschaftssecretäre erschienen, aber nur die piemontesische Gesandtschaft war in Corpore und in Gala versammelt; in Belgien, wo man die Königin von England mit Enthusiasmus aufgenommen hatte, hat selbst die Geistlichkeit sich geweigert, an der Napoleonsfeier Theil zu nehmen. Nur in Italien ist sie etwas pomphafter vorgenommen worden, und man kann somit den Antheil daran just nach der Furcht bemessen, den Frankreichs wirkliche Macht und seines Hauptes mögliche Absichten einflößen. Das Napoleonsfest in Paris wird, namentlich von Engländern, als eine — dead failure geschildert, das Journal des Débats macht am 14. mit eiserner Ruhe die gewohnte Ankündigung, daß es am folgenden Tage wegen des Festes von Mariä Himmelfahrt — nicht wegen der Napoleonsfeste — nicht erscheinen werde; der Erzbischof Sibour verweigert die Theilnahme, weil er in der Kirche Notre Dame fungiren müsse, und tritt dann alsbald eine Reise nach Deutschland an; beim Aufzug der Nationalgarde mußte man die der Banlieue und die der Stadt, welche letztere sehr schwach vertreten war, unter einander mengen, augenscheinlich weil man der letztern nicht recht traute. Das Volk drängte sich allerdings in Schaaren zum Fest, weil es schaulustig ist, aber manche Berichte sprechen von einer „mißmuthigen Gleichgültigkeit, die einen düstern Eindruck gemacht habe.“ Die Feste haben sich augenscheinlich abgenützt, und der St. Bernhard von Pappendeckel reizte den Spott. Wäre noch das Fest bei glänzender Witterung ruhig abgelaufen, so hätte es vorübergehen mögen, wie so manches andere, aber da Wind und Wetter sich launenhaft und ungünstig zeigten, so war der Zweck, den das Fest erreichen sollte, das Volk zu amusiren und zu unterhalten, verfehlt. Der Ball vollends, den man den Damen und Starken der Halle gab, diese neue groteske Verbrüderung der Schafglacés mit den schwieligen Händen, wobei der Präsident nicht erschien, und durch den Luxus von Polizeimaaßregeln zum Gerüchte Anlaß gab, daß es dort nicht gehener gewesen sey, konnte nur Widerwillen auf der einen und Verstimmung auf der andern Seite erregen. Kurz, betrachtet man die Napoleonsfeier außerhalb und innerhalb Frankreichs, so stößt man auf Kälte, Abneigung, Gleichgültigkeit und Haß. Je mehr man allen diesen Feierlichkeiten das Gemachte, das Bestreben eine kaiserliche Gesinnung zu erwecken ansieht, desto weniger sind sie geeignet, den Zweck wirklich zu erreichen, und in Paris, wo man im Gespräche sich sehr ungeschent über die öffentlichen Zustände äußert,[1] vergleicht man die Kaiserfeste mit den heidnischen Festen der Republik, und wirft beide in eine Classe. Verlöre dabei nur die Regierung, so könnte man sich unsichwer trösten, aber mit der Achtung vor der temporären Regierung sinkt auch die Achtung vor der Autorität, und dieß ist minder leicht zu verschmerzen.

So wenig auch von diesen Kundgebungen außerhalb und innerhalb Frankreichs eine unmittelbare Folge zu erwarten ist, so wichtig sind sie als moralisches Symptom, denn sie liefern den deutlichen Beweis, daß man innerhalb wie außerhalb Frankreichs mehr und mehr von der Unhaltbarkeit des objectiven Systems sich überzeugt. Wie sein Oheim am Ende seiner Laufbahn gleichsam an dan de l'Europe war, so ist es jetzt der Neffe, nur ist der Beweggrund nicht, wie bei dem Oheim, die Furcht, sondern ein ganz anderes Gefühl, das sich nur mit Furcht paart, weil der Zufall ihn mit einer Macht ausgerüstet hat, deren Anwendung für Europa die ernstlichsten Folgen herbeiführen kann. Dieselbe Rücksichts- und Gewissenlosigkeit, welche seinen Weg zur Herrschaft in Frankreich bezeichnete, kann ihn auch, wenn er sich seines Stellung klarer bewußt wird, in Bezug auf Europa leiten, und was dann? Unsere Zustände vertragen keinen großen Krieg mehr, im Laufe desselben müssen sie eine entschiedende Umwandlung erleiden, und dieß ist es, was allenthalben die Besorgniße rege macht; unsere Ansicht, die wir schon im December vorigen Jahres ausgesprochen, daß Prinz Ludwig Napoleon der Mann ist, das Bastillekneu aufzureißen, das der Wiener Congreß gelegt und die letzten 38 Jahre zur Reife gebracht haben, steht noch unerschüttert, und ist durch den Gang der Dinge in den letzten Monaten nur bestätigt worden. Darum lasse sich niemand von der jetzt herrschenden Windstille täuschen; man schweigt jetzt, weil jedes Wort der großen Mächte furchtbar schwer ins Gewicht fallen kann, aber die gewaltigen Rüstungen derjenigen Macht, welche den ersten Anprall auszuhalten hätte, die unverkennbare Verbindung zwischen Piemont und Frankreich, die sich in der sehr speciellen Injunction der piemontesischen Truppen durch französische Generale, wie in der Napoleonsfeier und in den Preßverfolgungen kundgibt, die beobachtende Haltung Englands, das gleichfalls zur Probe bei dem Besuche der Königin in Belgien

[1] Man soll sehr offen die Summen bezeichnen, die z. B. für die Bewilligung der Eisenbahn nach Lyon an hohe Personen bezahlt worden, und wie der Präsident die Mitglieder seiner Familie dotirt, davon geben selbst Correspondenten in fremden Zeitungen skandalöse Beispiele; so soll Jerome zwei Millionen, Pâris Mornt eben so viele, und andere Mitglieder seiner Familie gleichfalls bedeutende Summen erhalten haben.

eine mächtige Dampfflotte hinsendet, welche ihr Ziel binnen 24 Stunden erreicht, alles dieß sind unläugbare Zeichen eines Mißtrauens in den Bestand der Dinge, und zwar eines Mißtrauens, das sich auf den Charakter Eines Mannes gründet.

Die verschiedenen Urtheile, die man über den Prinzen Ludwig Bonaparte gefällt, vereinigen sich alle in Einem Punkte, daß er nie einen Plan aufgegeben, und mit einer fanatischen Hartnäckigkeit selbst die unwahrscheinlichsten Aussichten verfolgt habe. An seinem Streben, edlicher Kaiser in Frankreich zu werden, ist nicht zu zweifeln. Der passive Widerstand eines Theils des französischen Volks wird ihn nicht aufhalten, die Lieder, welche man unter den Soldaten gegen den Kaiser, qui n'est pas même caporal, verbreitet, werden die Disciplin noch nicht so weit erschüttern, daß es ihm gefährlich werden könnte, die Ueberschwemmung des Landes mit feindseligen Flugschriften, über die selbst ein officielles Schreiben des Polizeiministers Klage führt, ist eine stumpfe Waffe gegen den Bauer, der nichts liest, und in dem Neffen den Wiederherstellter des großen Kaiserreichs sieht; nur eine Fortdauer der unthätigen Ruhe kann die Stimmung der Soldaten gefährlich machen und dem Bauer zeigen, daß der Neffe den Namen, aber nicht die Wirklichkeit des Kaiserreichs wiederbringen, und noch weniger die Lasten, die auf ihn drücken, erleichtern könne. Diesen Umschwung in den Meinungen der Massen, auf die er sich stützt, darf Prinz Ludwig um seiner Sicherheit willen nicht abwarten, denn wenn diese in dem Maaße gegen ihn gleichgültig werden, daß sie die Südderbrüderung, die ihn großentheils hält, gewähren lassen, dann ist sein Schicksal besiegelt. In Paris soll sich die ihm anfangs nicht ungünstige Stimmung unter den Arbeitercassen sehr zu seinem Nachtheil verschlimmert haben, und ihnen schreibt man Anschläge zu, die angeblich auf dem den Damen und Starken der Halle gegebenen Ballfest zur Ausführung hätten kommen sollen; die Nachrichten über die Stimmung in den Südsten des Südens lauten der Art, daß man glaubt, die Reise dahin werde unterbleiben. Diese dumpfe Atmosphäre, die allerhand Dinge ausbrüten kann, dürfte sich durch den Sturm eines Kriegs mehr zerstreuen, und man hat darum allen Grund, die Bemerkung eines reisenden englischen Officiers, daß dieser Zustand der Dinge nur mit einem Bürgerkrieg oder äußern Krieg enden könne, für richtig zu halten. Dieß Bild mag als Antwort für diejenigen dienen, welche den Prinzen Ludwig Bonaparte als den Retter aus allen Nöthen begrüßt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Auswanderung aus England nach Australien.

Australien, Auswanderung und Gold sind noch immer die großen Gegenstände des Tages. Die Auswanderung nimmt allmählich die Dimensionen eines Exodus an. Etwa 40 Schiffe von 500 bis 2000 Tonnen werden vor dem Ende des Augusts nach den verschiedenen Provinzen Australiens abgegangen seyn, und zwar nur aus den drei Häfen, London, Liverpool und Plymouth. Auch aus den meisten andern Häfen Englands und Schottlands ist die Auswanderung nach Australien im Gang. Man rechnet, daß seit einigen Monaten durchschnittlich in der Woche 4000 Menschen nach Australien abgehen, und nach dieser Berechnung würde der jährliche Abzug mehr als 200,000 Personen betragen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Gesammtauswanderung des gegenwärtigen Jahres aus allen Theilen des Vereinigten Königreichs eine halbe Million Menschen betragen wird. Dieser Mittheilung aus dem Athenäum vom 21 August fügen wir noch aus der Shipp. Gaz. vom 19ten die Nachricht bei, daß in einigen Theilen des Landes, z. B. in Westsussex, der Mangel an Händen so groß ist, daß sich Gutsbesitzer an benachbarte Regimentscommandanten gewendet haben, um Soldaten zum Kornschneiden zu erhalten.

Ein Abenteuer im Oregon-Bezirk.

(Schluß.)

Morgens den 25sten — so fährt Hr. Ross Cox in der Erzählung seiner Wanderung fort — entdeckte ich mit gerade gegenüber, am andern Ufer des Flusses, den Eingang in eine Höhle, woraus, wie ich jetzt begriff, die Serenade des vorigen Abends erschallt war. — Ich beschloß nun kleine Kübelchen von einem oder zwei Tagen nach verschiedenen Richtungen hin zu unternehmen, um wo möglich einige frische Spuren von Reisenden zu entdecken, und, wenn mir dieß nicht glückte, Rede an den See zurückzukehren, wo ich mit Sicherheit darauf rechnen konnte frisches Wasser und wilde Kirschen in Fülle zu finden. Ich unternahm meinen ersten Ausflug in südlicher Richtung, durch einen dem Landstrich, der ganz und gar ohne Wasser und bloß mit hohem Gras bedeckt war. Ich bewaffnete mich nun mit einem langen Stock, mittelst dessen ich im Laufe des Tages mehrere Klapperschlangen tödtete. Da es mir gleichwohl nicht glückte einige Spuren von Menschen zu entdecken, kehrte ich Abends hungrig und durstig nach dem See zurück, und suchte meinen gestrigen Lagerplatz wieder auf. Ich sammelte einen großen Haufen Steine auf dem Flußbett, und eben als ich mich niederlegen wollte, gewahrte ich einen großen Wolf, der aus der Höhle an der gegenüberliegenden Seite zum Boschchen kam. Da ich glaubte es werde besser seyn ihm zu zeigen daß ich seine Furcht vor ihm hege, als zu warten bis er den Muth in sich fühle übers Wasser zu kommen, so warf ich mit den größten Steinen die ich aufheben konnte, nach ihm, und traf ihn endlich mit einem derselben, worauf er heulend und erschreckt mir den Rücken wandte und entfloh. Eine Zeitlang harrte ich ängstlich auf seine Rückkehr, allein die Ermattung überwältigte mich bald gänzlich, und ich verfiel in Schlaf, nach aber gleichwohl durch dasselbe ängstigende Gesicht wie die vorige Nacht darin gestört. Ich blieb daher wach bis der Tag wieder anbrach und alles umher verstummte.

Meine Kleider waren durch den schweren Thau durch und durch naß geworden, und ich zog sie aus, um sie auf einem großen Stein zu trocknen. Sobald dieß geschehen, und ich einige wilde Früchte gepflückt hatte, machte ich mich auf die Beine und schlug eine östliche Richtung ein, um abermals eine Probe zu machen ob ich nicht entdecken könne. Ich ging über zwei kleine Bäche und befand mich wieder in einem mit Buschwerk bedeckten Landstrich, der besonders reich an Dornsträuchern war, welche meine Füße erschrecklich quälten, und mich, sobald ich wieder, nach einem vergeblichen Tagmarsche, an den See zurückgekehrt war, zwangen meine Beinkleider abzuschneiden und meine Füße damit zu verbinden. Der Wolf erschien während der Nacht nicht wieder, aber ich hörte doch das Gebrüll verschiedener wilder Thiere in meiner Nähe, obwohl stets am jenseitigen Ufer des Flusses.

Am Morgen des 23sten war ich bereits vor Sonnenaufgang auf dem Wege. Ich schlug eine nördliche Richtung ein, und brachte ohne Noth nicht mehr an den See zurückzukehren. Im Verlaufe des Tages gewahrte ich einige Spuren von Wanderern, was meinen Muth sehr erhöhte. Ich legte mich gegen Abend an einem Bache nieder, wo ich mir aus wilden Früchten wiederum eine Mahlzeit bereitete. Am 24sten fühlte ich mich aufs neue sehr schwach und muthlos; auch litt ich aus Mangel an Wasser entsetzlich, da ich den ganzen Tag mit Ausnahme einer klinkenden Pfütze an zwei Plätzen, die fast eingetrocknet waren, keinen Tropfen finden konnte. Kurz nach Sonnenuntergang entdeckte ich jedoch wieder ein Bächlein, in dessen Nähe ich, sobald ich durch Trinken und Baden einigermaßen erquickt war, mein Nachtlager nahm.

Nach der Höhe der Sonne zu urtheilen, war es am folgenden Tage bereits neun oder zehn Uhr geworden, als ich erwachte. Ich mußte mich nun die an die Kniee entblößen, um neue Binden für meine Füße zu machen, und da ich keine Früchte finden konnte, war ich genöthigt, nachdem ich einen Schluck Wasser zu mir genommen, mit erneuter Mühe meine Wanderung fortzusetzen. Der Hunger machte mir viel zu schaffen, denn ich fand den ganzen Tag über nichts eßbares, und ward allein durch

die Entdeckung weiterer Spuren von Wanderern, die mir den Beweis lieferten, daß ich mich in einigermaßen besuchten Gegenden befand, auf den Beinen gehalten. Ich dachte durchaus nicht daran in wessen Hände ich geralhen könnte; so viel schien mir gewiß daß, sobald ich auf mehr Menschen träfe, ich auf alles gefaßt sein müßte.

Um die Schrecknisse dieses Tages zu vermehren, fand ich wieder nichts zu essen, und als ich mich endlich niederlegen wollte, entdeckte ich unter einem großen Stein, den ich zum Kopfkissen gebrauchen wollte, ein ganzes Nest Klapperschlangen, die zu vernichten es mich einige Zeit und Mühe kostete. Es war ein schrecklicher Augenblick; ich war ganz und gar muthlos geworden und wuede die ganze Nacht hindurch von Träumen geqnält.

Und doch fühlte ich mich am folgenden Tage, bereits dem 26sten, neu gestärkt und erquickt durch ein paar Stunden Ruhe, die ich gegen Morgen genoß. Im Verlaufe dieses Morgens ward ich zu wiederholtenmalen zum Besten gehalten durch die Entdeckung langen Weitgrases, unter welchem ich Wasser zu finden hoffte, um meinen brennenden Durst zu löschen. Scharfe Steine und lange Doenen erschwerten meinen Marsch je länger, je mehr, und ich fand wehe als einmal auf dem Punkte mich niederzulegen und alle Hoffnung der Rettung aufzugeben. Gleichwohl verließ ich gegen vier Uhr Nachmittags das offene Feld, und befand mich in einem Gebüsch, wo ich bald aufs angenehmste überrascht wuede durch das Rauschen eines Wasserfalls in geringer Entfernung von mir. Ich beeilte mich so viel als möglich, um dahin zu kommen, und erreichte binnen wenigen Augenblicken die besten Ufer eines großen Baches, der gerade über einigen Felsen dahin stömte und das beste Wasser hatte. Ohne an meine Schwäche zu denken, bloß begierig die labenden Wellen zu erreichen, sprang ich hinein, und wuede durch das Ungestüm des Wassers dergestalt fortgerissen, daß ich nur durch den überhangenden Ast eines großen Baumes die Möglichkeit fand mich wieder aus dem Streome zu retten, in dem ich unfehlbae, wie wenig tief es auch war, in mein entkräfteten Zustand ertrunken wäre. In der Nähe fand ich wieder eine Menge wilde Früchte, und fühlte mich für den Augenblick — so relativ ist alles hier auf Erden — wesentlich glücklicher, als man sich einbilden kann.

Nachdem ich dem Himmel für diese Erquickung gedankt, sah ich mich nach einem Ruheplatz um, und fand bald, ganz in der Nähe, den hohlen Stamm eines Tannenbaume, den der Blitz gefällt hatte. Ich untersuchte vorsichtig ob keine giftigen Schlangen oder Insecten in der Höhle sich verbärgen, legte einiges Blätterwerk hinein, kroch dann selbst in die Höhlung, deckte mich mit einigen großern Stücken Baumrinde zu, und schlief ein. Meine Ruhe war jedoch abermals von keiner langen Dauer, denn die Stimme eines Bären, dicht an meinem Ohren, wecke mich sehr bald. Das Thier hatte die Stücke Baumrinde bereits weg gezogen, und schnuffelte mit seiner Nase im buchstäblichen Sinne an meinem Leib herum, überlegend wie es mich am besten aus der Höhle verterihen könne, da die Oeffnung so eng war daß der Bär mich mit seinen Pfoten nicht umfassen konnte. Ich sprang mit gewaltigem Angstschrei auf, griff nach meinem Stod und schleie so laut ich vermochte. Der Bär wich einige Schritte zurück, kehrte aber bald zu einem neuen Angriff wieder um. Ich jedoch, da ich mich einem so mächtigen feind nicht gewachsen fühlte, hatte den geeigneten Augenblick wahrgenommen um die Flucht zu ergreifen, und einen Baum zu erklimmen, der in der Nähe stand. Kaum war ich zwanzig Fuß vom Boden, als der Bär mit einer Schnelligkeit mir nachzuklimmen anfing, die mich einen Augenblick an meiner Rettung verzweifeln ließ. Ich erreichte aber glücklicherweise einen dünnen Ast, der kaum stark genug war mich zu tragen, und mich so weit als möglich hinausgehend, wartete ich den Bären ab, der, wie ich wohl wußte, es nicht wagte auf dieses Aestchen zu kommen. Mit meinem Stock, den ich noch in der Hand hielt, schlug ich ihn, so oft sich Gelegenheit darbot, stets auf den Kopf und auf die Pfoten, und wüthend und heulend mußte er endlich vom Angeiff abstehen. Der Bär stieg sonach wieder hinab, nahm Besitz von dem Schlafplatze woraus er mich verteieben hatte, und legte sich still zur Ruhe nieder. Ich meinerseits suchte nun ebenfalls herabzukommen und der Wachsamkeit des Thieres zu entrinnen; allein jede Bewegung die ich machte, weckte die Bestie auf, die knurrend mich anstierte und sich dann wieder zum Schlaf hinstreckte. Ich war sonach genöthigt die ganze Nacht über auf dem Baume zu bleiben, und band mich, so gut ich konnte, mit meinem Hals- und Sadtuch an die Aeste fest, weil ich fürchtete sonst im Schlafe herabzufallen.

Am folgenden Morgen, den 27sten, verließ der Bär lurz nach Anbruch des Tages seine Schlafstätte, und ging aus seinen Jmbiß zu suchen. Nachdem ich einige Zeit aufgemerkt, um zu sehen ob es auf der Lauer lag, stieg ich vom Baume herab, und setzte meine Wanderung in nordöstlicher Richtung wieder fort. Binnen wenigen Stunden aber war all meine Angst und Sorge, wie meine Schwäche und Ermattung, vergessen, denn ich entdeckte einen geregelten Pfad mit ganz frischen Spuren von Wanderern und Pferden. Dieser Pfad führte durch ein reizendes Gebüsch, worin ich eine Menge Rehe sah. Abends gegen sechs Uhr erreichte ich eine Stelle, wo die Nacht zuvor eine Gesellschaft zugebracht haben mußte. Rund um ein großes Feuer, das noch brannte, lagen die Ueberbleibsel halb abgenagter Knochen von Hühnern, Enten und andern Vögeln, die ich aufs sorgfältigste aufsuch und sammelte. Zu meinem Glück war wenig Fleisch daran, denn sonst hätte ich, in meinem erschöpften Zustand, durch Unmäßigkeit leicht meine Gesundheit sehr gefährden können; indes ließ ich mir mein nüchternes Mahl trefflich schmecken, sachte das Feuer wieder an, und legte mich nieder, in der Ueberzeugung daß ich nun gerettet sey. Das Feuer schreckte die wilden Thiere ab, und ich genoß einer ungestörten Ruhe. Morgens jedoch fand ich früh auf, und folgte wiederum zwei Tage lang dem Wege durch das Gebüsch, während welcher Zeit ich ausschließlich von wilden Früchten leben mußte. Ich hatte meine Hosen saß ganz zerrissen um meine Füße damit zu verbinden, und mit Rucksahme meines Hemdes war ich nun völlig nackt. Jeden Augenblick aber schienen die Spuren der Pferdehufe frischer zu werden, und dieß gab mir neuen Muth.

Am 30sten Abends erreichte ich einen Punkt, wo sich verschiedene Wege kreuzten; ich erstieg eine Anhöhe um die Gegend in Augenschein zu nehmen, allein es war schon so dunkel daß ich nichts entdecken konnte. Ich kehrte sonach auf den Weg im Gebüsch zurück, und wollte mich eben niederlegen, als ich in der Ferne das Gewieher eines Pferdes zu hören glaubte. Ich herchte mit klopfendem Herzen, und ward bald überzeugt, daß ich mich nicht getäuscht hatte.

Ich ging einige Schritte weiter, und sah zu meiner Freude in einer hübschen Grasflüche am gegenüberliegenden Ufer eines kleinen Streomes einige schöne Pferde weiden. Es kostete mich einige Mühe über das Wasser zu kommen, und das jenseitige steile Ufer hinaufzuklettern. Allein meine Leiden waren nun zu Ende. Eine kleine Rauchwolke erhob sich aus der Hütte, worin sich zwei indianische Weiber befanden, die sogleich die Flucht ergriffen, als sie mich näher kommen sahen. Einen Augenblick lang war ich wieder erschreckt bei dem Gedanken, ich könnte unter feindliche Eingeborne gerathen seyn; allein meine Furcht ward bald beseitigt bei dem Anblick zweier Jndianer, die sich mit aufs freundlichste näherten, meinen erschöpften Zustand erkannten, mich sogleich in ihre Arme schlossen und mich in ihre Wohnung trugen. Meine Füße wurden alsbald gewaschen und mit frischen Kräutern verbunden; ein Salm ward über dem Feuer gebraten, und da ich die Sprache des Stammes kannte, welchem diese Jndianer angehörten, so war ich bald in lebhafte Unterhaltung mit meinen Bewirthern, mit denen ich, nach vor Schlafengehen, das Uebereinkommen schloß, mich nach der ungefähr 50 Stunden entfernten Stadten der Gesellschaft zu geleiten.

Der neue französische Kriegsdampfer Napoleon von 1200 Pferdekraft und 92 Kanonen, der 1000 Tonnen Kohlen und 600 Mann führt, geht nach einem Berichte des Moniteurs (14 August) 11½ bis 12 Knoten in der Stunde und wird 1000 Lieues in 10½ Tagen zurücklegen können. Es ist hauptsächlich zur Unterhaltung der Verbindung mit Algier im Fall eines Krieges bestimmt.

Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 208. 30 August 1852.

Die Schneelinie im Himalaya.

Von Th. Thomson ist unter dem Titel „Western Himalaya and Tibet“ eine Schilderung seiner Reise herausgekommen, die er mit Major Cunningham und Cap. Strachey das Setledschthal hinauf nach Tibet gemacht hat, und das Buch ist geeignet, die Begriffe, die man gewöhnlich noch von diesen Ländern hegt, wesentlich zu berichtigen. Die alte und noch immer herrschende Ansicht geht dahin, Tibet sey ein mächtiges Tafelland oder eigentlich eine Reihe von Tafelländern hinter dem Himalaya, dessen mächtige, von dem Indus im Westen und dem Bramaputra im Osten durchbrochene Kette die Südgränze bilde, während der Kuen-lun im Norden dasselbe in ähnlicher Weise einschließe. Diese Ansicht vom Lande ist rein eingebildet: es gibt kein solches Tafelland, noch gibt es eine so große fortlaufende Kette, wie der Himalaya selbst. Die Linie von Schneegipfeln, die parallel mit der Ebene Indiens läuft, bildet nicht so viele Gipfel Einer Alpenkette, sondern sie sind von einander durch tiefe Schluchten getrennt, in denen große und reißende Ströme fließen. Zwischen dem Oberlaufe des Indus und den Ebenen des nordwestlichen Indiens ist ein wildes Bergland von 150 (engl.) Meilen Breite. Kaschmir ist die einzige Ebene von einiger Ausdehnung. Tibet ist das Land zwischen ihren äußern Verzweigungen und der großen Kette des Kuen-lun jenseits des Indus. Diese Kette trennt Tibet von Yarkend und Khoten, und über dieselbe sollen nur vier Pässe, alle auf ewigem Eis und Schnee, führen. Manche Erscheinungen in diesem seltsamen Lande lassen sich nur durch die Annahme einer bedeutenden Verschiedenheit der physikalischen Verhältnisse in seinem jetzigen und in dem unmittelbar vorangehenden geologischen Zustande erklären. Dazu gehören die augenscheinlichen Beweise ungeheurer Seen, welche große Thäler ausfüllten, die jetzt trocken sind, wo man aber die Spuren der ehemaligen Niederschläge in gleichförmiger Höhe an den Bergabhängen sehen kann. Am interessantesten ist es aber, daß die Gletscher eine weit größere Ausdehnung als jetzt gehabt haben müssen, und über diesen Punkt wollen wir den Verfasser selbst reden lassen.

„In allen Theilen der tibetanischen Berge und in vielen Theilen des indischen Himalaya glaubte ich unzweifelhafte Beweise zu erkennen, daß alle Thäler früher von Gletschern erfüllt waren, die viel tiefer herabgingen, als jetzt. Auf den ersten Anblick sollte man es für sehr unwahrscheinlich halten, daß in subtropischen Breiten die Linie des ewigen Schnees sich früher weiter herab ausgedehnt habe als jetzt; es ist aber nicht schwer zu beweisen, daß die mittlere Temperatur, und namentlich die mittlere Sommertemperatur, im westlichen Himalaya und in Tibet viel höher ist als man in einer solchen Breite vermuthen sollte. In dem feuchteren Klima von Ostbengalen, das doch mindestens 4 Grade südlicher liegt, ist die mittlere Sommertemperatur in gleicher Berghöhe wahrscheinlich viel niedriger als in den Gebirgen des nordwestlichen Indiens, und die Schneelinie geht ohne Zweifel tiefer herab. Man darf daraus schließen, daß in einer Zeit, wo die See den Fuß des Himalaya in dem obern Theile des Pendschab bespülte, der Zustand der Atmosphäre ein ganz anderer war als wir ihn jetzt finden. Wo ich Gletscher in Tibet oder in den Gebirgen Indiens sah, konnte ich ihre früheren Wälle weit tiefer herab verfolgen, als die jetzigen gehen, und wenn ich auf denjenigen Ketten des Himalaya, welche jetzt nicht hoch genug sind, um mit ewigem Schnee bedeckt zu seyn, Reihen von eckigen Blöcken finde, die von dem Lagerungsgestein ganz verschieden und also von Ferne hieher transportirt sind, genau in einer Lage, wie die Wälle der jetzigen Gletscher, so muß ich daraus schließen, daß sie durch Eis hieher geschafft wurden, und muß die Ursachen aufsuchen, welche es wahrscheinlich machen, daß die Schneelinie früher tiefer herabging als jetzt. An manchen Stellen steht man Reste von Gletscherwällen volle 3000 Fuß tiefer als die jetzigen, und im Industhal bei Randu kommen Anhäufungen von Rollsteinen, die ich für Gletscherwälle halte, vor bis auf 6000′ über dem Meere herab.“

Zeitbetrachtungen.

(Fortsetzung.)

Die auswärtigen Verhältnisse Frankreichs sind so wenig klar wie seine innern, und man erkennt darin nur das Bestreben geschäftig zu seyn auf dem Welttheater, ohne doch bis jetzt noch ein bestimmtes Ziel zu verfolgen. Dieß Ziel mag im Hintergrund schlummern, aber unter den jetzigen Verhältnissen Europa's läßt sich ihm Großen nichts erreichen, man fängt daher im Kleinen an. Die Verhältnisse zu Piemont scheinen sich, wie oben erwähnt, immer inniger zu gestalten, aber sie sind wesentlich militärischer Art, und die Erleichterungen des Handels, der hauptsächlich zur See stattfindet, sind bereits vor sich gegangen. Die Schwierigkeiten waren hier nicht groß, und das rege Leben des piemontesischen Uferstrichs zeigt die vortheilhaften Folgen für beide Theile. Zu Lande sind die Verbindungen wegen der Alpen verhältnißmäßig schwach, während gegen Belgien die hier Verbindungen, die sich ohne empfindliche Schmerzen auf beiden Seiten nicht abbrechen lassen, desto bedeutender sind. Man hat den Handelsvertrag vom J. 1845 ablaufen lassen, ohne ihn zu erneuern, doch soll ein neuer Vertrag, dessen Einzelnheiten, mit Ausnahme der Unterdrückung des Nachdrucks, bis jetzt noch un-

bekannt sind [1], erfolgt seyn. Englische Blätter sagen geradezu, „Frankreichs Benehmen gegen Belgien trage den Stempel der Härte und des Uebermuths, gemischt mit Furcht.“ Um dieß zu verstehen, muß man sich erinnern, daß Belgien den Handelsvertrag vom Jahre 1845 hauptsächlich abschloß, um die Linnenindustrie Flanderns zu erleichtern; indeß ist dieser Vortheil theils durch den Fortschritt der französischen Linnenindustrie, theils durch eine Anzahl beschränkender Verordnungen von Seite Frankreichs allmählich so geschwunden, daß Belgien keine große Wichtigkeit mehr darauf zu legen braucht. Außer den Linnen bezieht Frankreich aus Belgien hauptsächlich Rohstoffe, wie Kohlen und Eisen, die es nicht entbehren kann, während es Modewaaren an Belgien absetzt; mit dem 10 August ist der alte Zoll auf französische Waaren in Belgien wieder in Kraft getreten, und Seidenwaaren zahlen jetzt 18 Fr. für 100 Kil. statt 4 Fr., eigentliche Modeartikel 20 Proc. statt 10 Proc., Baumwollenwaaren 325 Fr. für 100 Kil. statt 212, Wein um 23 bis 24 Fr. per Faß mehr, kurz die Unruhe, welche das Aufhören des Vertrags in Paris verursacht hat, ist nicht ohne guten Grund. Auch der von uns im vorigen Monat erwähnte Plan, einen Handelstraetat mit England abzuschließen und, gegen Erleichterung französischer Weine, Kohlen und Eisen auf England zu wesentlich ermäßigten Zöllen zuzulassen, erregte unter den Betheiligten fortwährend große Aufregung, und kein Blatt des Moniteur Industriel erschien, ohne eine neue Abhandlung über den Vertrag Frankreichs mit England im J. 1785 zu bringen und dessen nachtheilige Folgen für Frankreich nachzuweisen. Die Beunruhigung wuchs so sehr, daß sich endlich der Moniteur (vom 21 August) veranlaßt sah, die Gerüchte über einen solchen Vertrag mit England Lügen zu strafen. Indeß ist dieß Dementi in sonderbarer Weise gegeben, indem von Verträgen mit Großbritannien und Belgien die Rede ist, während die Befürchtungen nur auf einen neuen Vertrag mit England gehen, da die Herstellung der erleichterten Kohleneinfuhr aus Belgien durch die Gegenconcessionen der belgischen Regierung für die französische Industrie höchst vortheilhaft ist.

So viel man jetzt schon beurtheilen kann, haben die Unterhandlungen über den Handelsvertrag die Folge nicht gehabt, welche sich die französische Regierung davon versprochen hat; sie rechnete darauf, durch die erhobenen Schwierigkeiten und die Nichterneuerung des Vertrags die Bevölkerung Belgiens gegen die Regierung aufzureizen, und so dieselbe indirect zu politischen und commerriellen Conessionen zu zwingen; vergleicht man die Nachrichten aus Belgien, so erkennt man trotz des schüchternen Tons der belgischen Blätter gegen den mächtigen Nachbar, daß die Verstimmung gegen Frankreich im Steigen ist, und die enthusiastische Aufnahme der Königin Victoria mag, da man England als den Hauptschützer der belgischen Unabhängigkeit gegen Frankreich betrachtet, ihren Grund in der herrschenden Stimmung gegen letzteres haben. Diese Stimmung wirft ein Licht auf die Führung der Unterhandlungen, wenigstens auf den Geist derselben, wenn gleich der positive Sachverhalt noch unbekannt ist; indeß verlautet davon so viel, daß zwischen den verschiedenen Landestheilen Belgiens ein Unterschied gemacht ist, der schwer durchzuführen seyn wird, und der möglicherweise die Verwerfung des Vertrags zur Folge haben kann. Die belgischen Kammern sollen auf den 30 August zusammenberufen seyn, um über den abgeschlossenen literarischen Vertrag und vielleicht auch über die Grundlagen des Handelsvertrags ihr Verdict abzugeben. Dann wird man wenigstens über den erstern etwas Bestimmteres erfahren. Es wäre indeß nicht unmöglich, daß der literarische Vertrag um der Grundlagen des commerriellen wissen verworfen würde, wie er in Holland verworfen worden ist. Dann könnte man das Odium auf Belgien fallen lassen, das von seinem Nachdruckgewerbe nicht habe weichen wollen.

Man wird beinahe versucht, an ein solches Manöver zu glauben, da die Unterbrechung des bisherigen Handels viel böses Blut in Frankreich gemacht hat, und die höhern Zölle, welche jetzt von den französischen Waaren erhoben werden, nach mehrere Monate sortdauern können, indem jedenfalls eine provisorische Erneuerung des bisherigen Vertrags jetzt außer Frage steht. Enthält der Vertrag über das literarische Eigenthum nicht hinreichend gemäßigte Bedingungen, und sind die Grundlagen des Handelsvertrags von so doppelsinniger Natur, wie in einigen belgischen Blättern verlautet, kann wäre es nicht unmöglich, daß der erstere Vertrag verworfen würde, wie ihn die Generalstaaten verworfen haben, wofür ihnen die versammelten Drucker in Belgien in einer am 16 August abgehaltenen Versammlung begreiflicher Weise ein starkes Zufriedenheitszeugniß ausstellten. In Holland hat jene am 4 August erfolgende Verwerfung eine Ministerkrise verursacht, und man ist noch nicht gewiß, wie sie ablauft. Holland hatte in einem Vertrag vom 21 Jul. 1840 das Versprechen gegeben, dem Nachdruck steuern zu wollen. Die jetzige französische Regierung, eifrig darauf bedacht ein Ziel zu erreichen, welches die Regierung des Königs Ludwig Philipp nicht erreicht hatte, drang in die holländische Regierung, ihrem damaligen Versprechen nachzukommen, und wurde in der That so dringend, daß das holländische Ministerium endlich nicht mehr umhin konnte unter dem 27 Mai d. J. einen Vertrag mit Frankreich über das literarische Eigenthum oder wie man in Holland nach deutschem und englischem Muster besser sich ausdrückt „copyregt“ (copyright, Verlagsrecht) abzuschließen. Dieser Vertrag ward durch die Abstimmung am 4 August d. J. verworfen und der Minister verlangte deßhalb seinen Abschied. Da die Sache mit der belgischen enge zusammenhängt, so wollen wir derselben einige nähere Auseinandersetzung widmen.

Der Vertrag, wenn er angenommen würde, müßte einige nicht unwichtige Punkte des öffentlichen Rechts in den Niederlanden verändern und seinen Buchhandel wesentlich beschränken. Nach dem holländischen Gesetz vom 25 Jan. 1817 kann ein fremder Schriftsteller in den Niederlanden durch einen niederländischen Buchhändler ein Werk herausgeben, und ist dann in Holland gegen den Nachdruck gesichert; thut er dieß nicht, und erhält er bloß in einem fremden Staate das Eigenthumsrecht als Schriftsteller, so betrachtet das holländische Gesetz Ausgaben die von demselben Werk in einem andern Lande gemacht werden, nicht als Nachdruck. Indem nun der Vertrag vom 27 Mai d. J. den Titel führt „zur Verhinderung des Nachdrucks,“ so will er etwas verhindern, was in Niederland gesetzlich gar nicht existirt, d. h. den Handel mit wohlfeilen Ausgaben fremder Schriftsteller, gleichviel in welchem Lande sie gedruckt sind. Die Franzosen, die ganz fabrikmäßig die englischen und italienischen Werke nachdrucken und allenthalben in der Welt verbreiteten, verfolgen gegenwärtig die belgischen Ausgaben, welche ihren Schriftstellern und Druckern nachtheilig werden, mit großem Ingrimm. Frankreich hat indeß seine Ansicht in den Verträgen mit Sardinien und Portugall durchgesetzt, und unterhandelt mit England, Neapel, Oesterreich, Preußen, Rom und Belgien; ob es den Grundsatz, daß das Verlagsrecht der Autoren auch über die Gränze des eige-

[1] Vorerst scheint nur der literarische Vertrag wirklich abgeschlossen, von der Handelsübereinkunft aber bloß die Grundzüge entworfen.

nen Landes hinaus erstreckt werden solle, durchsetzt, ist eine nach unentschiedene Frage. Die französischen Schriftsteller declamiren gegen den Nachdruck in Belgien, die englischen gegen den in Nordamerika, aus dem einfachen Grunde, weil sie darunter leiden. An der Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks im eigenen Lande ist nicht zu zweifeln, aber ganz andere Fragen erheben sich, so wie es sich um den fremden Absatz handelt. Sollen Fremde kein englisches Buch kaufen, als was in England gedruckt ist, und also die englische Papiersteuer mitzahlen? Das ist ein Hauptgrund, der die Amerikaner abhielt, sich in Unterhandlungen mit England über das Verlagsrecht einzulassen. Was speciell Holland betrifft, so ist das Verhältniß mit Frankreich keinesweges gleich; es werden sehr viele französische Bücher in Holland gelesen, aber sehr wenige holländische in Frankreich, und gewiß ist der Fall noch nie vorgekommen, daß ein holländisches Buch in Frankreich nachgedruckt worden wäre. Andererseits hindert einen Franzosen nichts, sich ein Verlagsrecht in Holland zu erwerben, der Streit betrifft also weit weniger die Schriftsteller als die Drucker: der Vertrag, den ein französischer Schriftsteller mit einem Verleger in Paris schließt, soll für alle Welt Gültigkeit haben, und er will das Buch allenthalben zu theuer absetzen, als er es in Frankreich und vor allem in Paris absetzt. Das ist allein des Pudels Kern, und die rechnenden Holländer machen geltend, daß eine Gegenseitigkeit in dieser Frage zwischen Holland und Frankreich durchaus nicht bestehe, sondern daß sie bloß französische Bücher sehr theuer bezahlen sollen; auch meinen sie, wenn erst der Grundsatz feststehe, daß ein zwischen einem französischen Verleger und einem französischen Schriftsteller abgeschlossenen Vertrag in aller Welt gültig sey, so werde die Theurung der französischen Bücher nach mehr steigen.

Aus dem Obigen kann man ungefähr die Ansichten der Holländer über den Nachdruck entnehmen, aber die genauern Bestimmungen des Tractats enthalten noch Einzelheiten, welche die Verwerfung nicht blaß erklären, sondern rechtfertigen. Art. 5 verbietet die Einfuhr, den Verkauf und die Ausstellung von nachgedruckten Werken. Art. 6 verpflichtet beide Theile, alle Mittel, die ihnen zu Diensten stehen, anzuwenden, um dieß Verbot zu handhaben. Art. 7 §. 1 beschränkt den Verkauf von bereits erschienenen Nachdrucken älterer Werke, und Art. 7 §. 2 gibt den Schriftstellern und Herausgebern älterer Werke das Recht, durch Einsendung eines Exemplars und Registrirung desselben im Ministerium des Innern dem Art. 5 eine rückwirkende Kraft zu ertheilen. Noch ärgere Beschränkung enthält aber Art. 1 in Verbindung mit dem Gesetz vom 25 Jan. 1817, denn daraus wird folgerichtig abgeleitet, daß niemand ein französisches Werk ohne Erlaubniß des französischen Verfassers oder Herausgebers übersetzen darf. Das Verdächtigste aber bleibt, daß der französischen Regierung ein Recht der Einmischung in die Zollverwaltung gegeben wird, „ebenso wie unter König Ludwig Napoleon, wenn eine Ladung Colonialwaaren in Holland eingebracht wurde.“ Man bestritt in Holland nicht den Grundsatz der Sicherung des literarischen Eigenthums, wohl aber die von der französischen Regierung daraus abgeleiteten Folgerungen. Man warf dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten vor, er habe den Sinn und die unvermeidlichen Folgen mancher Sätze nicht begriffen, und hinsichtlich anderer „sich mit einer beschränkten und milden Anwendung geschmeichelt, die gar nicht im Charakter der französischen Verwaltung liege.“ Unter diesen Umständen kann der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der ohnehin mit den Generalstaaten schlecht steht, die ihm seine Tafelgelder genommen, die sein Departementalbudget allein nicht vollständig angenommen, und den von ihm abgeschlossenen Vertrag mit Frankreich einstimmig verworfen haben, nicht mehr lange im Ministerium bleiben. Aus der ganzen Verhandlung der Sache in den Generalstaaten geht hervor, daß man ihn nicht für geeignet hält, unter den gegenwärtigen schwierigen Umständen das Ruder der auswärtigen Angelegenheiten zu führen, daß man der französischen Regierung Uebergriffe zutraut, denen man einen vorsichtigern Mann entgegengestellt wissen will, und endlich daß man mit Belgien auf eine noch innigere Weise als bisher sich zu verbinden strebt. So wird unter anderm auch in den öffentlichen Blättern ein Vertrag über das Verlagsrecht mit Belgien bevorwortet, mit welchem Staate eine wahre Gegenseitigkeit bestehe, der Vertrag mit Frankreich aber, wo alle Vortheile auf französischer, alle Nachtheile auf holländischer Seite seyen, entschieden abgelehnt.

Es hat dieser Streit über das Verlagsrecht, dieser Krieg gegen den Nachdruck, wobei Frankreich alle diejenigen, die nicht in seine Forderungen eingehen wollen, als Diebe und Räuber behandelt, seine sehr ernste Seite, es ist der hochfahrende Geist der französischen Diplomatie unter einer sehr unscheinbaren Hülle. Dabei hilft alles zusammen: die von Prinz Ludwig Napoleon so sehr gemißhandelten Literatoren und Buchdrucker machen Chorus mit der Regierung, und unter der Firma, den Nachdruck zu verfolgen, verfolgt man ganz andere Zwecke. Deßhalb verdient die bevorstehende Versammlung der belgischen Kammern eine besondere Aufmerksamkeit, denn unter scheinbar ganz unschuldigen Namen werden sehr ernste Interessen, Interessen, die weit über den Buchhandel hinausliegen, verfolgt. Sollte, was nicht unmöglich ist, der literarische Vertrag von Belgien verworfen werden, so wird das Geschrei über den diebischen Nachdruck von neuem beginnen, und man wird die Erneuerung des Handelsvertrags verweigern — falls nicht dabei die französische Industrie schlechter fährt als die belgische. Bis jetzt hat man die Ausforderung des belgischen Nachdrucks als die Bedingung sine qua non einer Erneuerung des angeblich Belgien zum besondern Vortheile gereichenden Handelsvertrags bezeichnet; wird der Vertrag verworfen, so geräth die französische Regierung in ein arges Dilemma; sie kann dann, ohne sich für überwunden zu erkennen, die Unterhandlungen über den andern Vertrag kaum fortsetzen, und eine Demüthigung wird nicht ausbleiben. Wenn nicht alles trügt, so hat Graf Turgot den belgischen Handel angefangen, ahne recht den Boden zu untersuchen, auf dem er steht, und Hr. Drouyn de Lhuys hat nun die nicht sehr beneidenswerthe Aufgabe, eine von vornherein, wie es scheint aus Uebermuth, verfehlte Unterhandlung zu einem glücklichen Ende zu führen.

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte Bosniens.

Seit Jahren hoffen wir deutsche Cultur werde sich jenseits der Save und Unna Bahn brechen, und es wäre dieß kein geringer Vortheil für die nördlichen Provinzen der Türkei, deren slawischer Typus unverkennbar ist. Die neuesten Vorgänge in Bosnien haben nur zu sehr bestätigt, wie die türkischen Machthaber das slawisch-christliche Element fürchten. Sarajewo, die bosnische Hauptstadt und namentlich die Wohnungen der Christen, liegen in Schutt und Trümmern, und man darf nur das Lager der bosnischen Christen bei Karlstadt besuchen, um sich von dem tiefen Elend zu überzeugen, das in ihrem Lande herrschen muß; ich hatte Gelegenheit zwei Tage unter ihnen zu verweilen.

Es sind meist bluterme Leute, die nichts gerettet haben als einige Stück verkümmertes Vieh und die dürftigen Kleider, die sie auf dem

brennen, von der Sonne hart verfengten Leibe tragen. Die Gränzer haben selbst nicht viel zum Essen, und doch theilen sie das bischen Habe und Lebensmittel mit den „bosnischen Brüdern.“ Es ist erbarmungswürdig diese Leute klagen zu hören.

Ein Greis von vielleicht 70 Jahren fiel mir besonders auf. Es war der sichtbare — Bettlerstolz, der mir so vorgekommen. Nackt bis tief zur Brust herab, die Haut sonnenbraun, der Scheitel kahl, das blaue Auge tief in seinen Höhlen und mit einem schneeweißen Bart, so zog er einsam, hinter sich einen hörnen Schimmel ziehend. Beide hatten wohl einmal bessere Tage gesehen.

Er hat um eine Gabe, die ihm auch von uns nicht geweigert wurde. „Jeste vi iz Bosna?“ frug ich ihn. „Jesam, gospodine, iz Bosne nesretne!“ (Ja. Herr, ich bin aus dem unglücklichen Bosnien) antwortete er, und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust.

Dort laufen halbnackte Kinder an harten Brode, denn die sechs Kreuzer, die sie vom kaiserlichen Arzar erhalten, reichen zu nichts weiter hin. Die österreichische Regierung, welch die selbst armen Croaten jährlich unterstützen muß, thut gegen die Bosnier, was ihr nur irgend möglich ist.

Hie und da spielt einer die melancholische Tamburica, ein Instrument, das den Südslawen sehr wohlgefällt, den melodienliebenden Deutschen indeß zur Verzweiflung bringt.

Mit einem Wort, es ist ein kleines Stück Völkerwanderung, das sich im neunzehnten Jahrhundert vor unseren Augen abwickelt. So arm selig dieses Volk auch aussehen mag, es hat dennoch seine Gefühle und seine Vergangenheit. Die bosnischen Klöster und Monasliten bergen sehr interessante Aktenstücke. Die Geschichte ist in den Händen der Mönche. Hätten sich die bosnischen und serbischen Heerscher, statt zum orientalischen, zum römischen Ritus früher bekannt, wie hätten die Moslems so die Oberhand erhalten und die römische Cuele würde sich's zur Ehrensache gemacht haben Bosnien zu beschützen.

Einst war Bosnien ein Theil Groß-Illyriens, das seine Könige hatte. Die Römer zertrümmerten das illyrische Reich und Bosnien wurde zu Consular-Pannonien, von Augustus aber zu Dalmatien geschlagen. 379 n. Chr. Geb. kam Bosnien unter griechische Oberherrschaft. Nach den Gothen- und Avaren-Kämpfen kam Bosnien theils an Serbien, theils an Croatien. Seit Menschengedenken beinahe wurde es von Slawen bewohnt.

So viel uns bekannt ist, war es König Budimir, der im Jahre 874 das Reich in Gespanschaften, Bezirke und Banate eintheilte. Die eigentliche Geschichte Bosniens beginnt bei Ban I, einem Sohne des Banus Kressimir, noch dessen Tode er Ban von Bosnien wurde. Er war ein großer Freund und Beförderer der Magyaner, zum Zeichen seiner Freundschaft schenkte er ihnen sogar mehrere Städte und Festungen, wie: Breno, Grevcia, Ombia und Maksum.

Unter Kressimir II (994) kam auch Croatien unter Bosnien. Bisher waren alle Könige meist Könige von Dalmatien, Bosnien wurde gewissermaßen als Nebenland beseachtet, bis Borig, der von 1141—1168 durch 27 Jahre herrschte, sich von den dalmatinischen Königen emancipirte und in Bosnien ein selbstständiges Regiment einzuführen begann. So wurde Bosnien von Banz bis zu Dvrtke II beherrscht, während es in letzterer Zeit immer mehr von den ungarischen Königen abhängig wurde. Er setzte sich im Kloster Milesevo die Krone auf, in demselben Kloster, wo der Leichnam des heil. Sava Nemansic begraben liegt, der der Serben erster Erzbischof gewesen.

Damals konnte Bosnien einen Aufschwung nehmen. Sein erster König führte den Titel: „eines Königs von Gottes Gnaden von Serbien, Bosnien und Primorje“ (dem Küstenland). Er unterwarf sich Dalmatien von den Bocche di Cattaro bis Zara, und schlug die Türken, welche ihm Juan Kastriota auf den Hals gehetzt hatten, in mehreren Schlachten aufs Haupt. Als im J. 1389 die berühmte Slawenschlacht auf dem Amselfelde geschlagen wurde, fandte er dem Serbenzar Lazar 20,000 Söldner zu Hülfe. Der Ausgang des Kampfes war unglücklich, und seitdem begann Verrath und Elend unter den Slawen. Wußte doch ein wahrhafter Held wie Marko Kraljewic den Türken Söldnerdienste leisten! Und wie Marko der Held, so dienten die Serben, so die Bosnier, so die Bulgaren, und wurden von den habsüchtigen Paschen gepreßt und mißbraucht. Ein König stürzte den anderen, um sich auf den Thron zu schwingen, und mehr als einmal wurde die Hülfe der Türken in Anspruch genommen und für die Zukunft dadurch die furchtbarste Geißel heraufbeschworen. Als Stephan Thomas Ossoje den Thron bestieg (er herrschte von 1443—1460), begannen die Versuche der römischen Curie, den König und seinen Hof für den katholischen Glauben zu gewinnen.

König Stephan Thomas Ossoje wurde im J. 1446 gekrönt. Bischöfe wurden errichtet und mit einem Tribut von 25,000 Ducaten kaufte sich Bosnien von den Türken los. Hier begann aber auch schon die Scissen zwischen dem griechischen und orientalischen Cultus. Stephan Tomaseviz erschlug, wie es heißt, seinen Vater und war der letzte König. Die Wittwe rief die Türken ins Land, den Tod des Gatten zu rächen, und wie von ihnen gehonst wurde, läßt sich denken. Bosnien gerieth ganz in die Gewalt der Moslems. Was bei den Griechen Ursache der Verfalls war, wurde es auch bei den Slawen: Uneinigkeit, Neid und Mißgunst unter den Völkern, Verrath und Schlechtigkeit einzelner Individuen! — „Was Nation und Nationalität heißt, was nationales Glück zu bedeuten hat, das haben die Bosnier nie erfahren, nie gewußt!“ so ruft ein Schriftsteller der jüngsten Zeit, der unglückliche Franciscanermönch Jukic aus Bosnien, der, das einzige Opfer der jüngsten Christenverfolgungen, gefangen nach Konstantinopel abgeführt wurde. Der Unglückliche sah die Sonne einer neuen Zeit über Bosnien in Omers Pascha aufsteigen. Oft erzählte er mir auf Reisen von der Güte des Strostirez, den er leichtgläubig porträtirte, wie sehr ich ihn auch warnte. Die Zeit bewies es, wer Recht hatte.

Von 1463—1527 datirt sich das Regiment der ungarisch-croatischen Könige in Bosnien. Mathias Corvinus nahm die damalige Hauptstadt und Veste Jajcza im Jahre 1463 ein. Die nöthigsten Städte ergaben sich ihm alle. Er ernannte wohl einen Ban für Bosnien, aber dieser Sottape sah Bosnien nur und zog es vor am Hofe des Ungarkönigs zu leben. Die Türken ließen indeß selten ein Jahr ohne Scharmützel vorübergehen, die Obergewalt in Bosnien wieder zu erringen. Der Ausgang der unglücklichen Schlacht bei Mohacs entschied auch über Bosniens Loos. Die Türken überfielen das ganze Land, und die Bevölkerung der Städte und Festungen wußten bei dem Andrange der Uebermacht nichts Besseres zu thun — als sie niederzubrennen und jenseits der Save ihr Heil zu suchen. So ging Bosnien der Cultur und europäischen Civilisation verloren.

Fortan begannen die Feldzüge der römisch-deutschen Kaiser in Bosnien. Hätte das magyarische Element damals nicht präponderirt, man würde zu jener Zeit vielleicht etwas für das slawische gethan haben. Die Kaiser hatten vollauf zu thun, nur Steiermarl, das Küstenland und Dalmatien von den Türken zu säubern. Der Hof zu Wien machte zum öfteren sein gutes Recht an Bosnien geltend, und teug seine Waffen über die Unna und Save, aber ein eigenthümliches Unglück waltete darüber, daß heute verloren ging, was man gestern gewonnen hatte. 1693 nahm Adam Bothyanni eine Menge Städte ein und viele Türken ließen sich taufen. Der glänzendste Feldzug war unstreitig jener des Prinzen Eugen von Savoyen. Er drang sogar bis Sarajevo vor; das ledge Volk konnte sich indeß zu keiner begeisternden Idee emporraffen, Eugen zum mitten im Winter in Sarajevo an und vernichtete die angehofften Sympathien. Sich isolirt und abgeschnitten sehend, kehrte er zurück und errichtete noch 18 Zugen Slawonien. Schon damals verließen viele Christen das Land um sich theils in der Baranya, theils in Slawonien und der Backa (Batschka) anzusiedeln.

(Schluß folgt.)

Die Cholera und der Magnet. Indische Blätter melden, daß Aerzte behaupten: in den Jahreszeiten wo die Cholera vorherrscht, sey der Magnet afficirt, verliere viel von seiner Kraft, und seine Polarität sey gehemmt. (Liter. Gaz. 21 August.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 209. 31 August 1852.

Ein Ausflug in Aegypten in der Nähe von Siut.

(Nach dem Athenäum vom 21 Aug.)

„Wir hatten, schreibt der Verfasser, in Wilkinsons Buch gelesen, daß sich jenseits Dronka, hinter dem Dorfe Risa in der Nähe von Siut Höhlen und Steinbrüche befänden, daß aber bis jetzt noch niemand unternicht habe ob sie Skulpturen oder Inschriften enthielten. Wir beschlossen eine solche Untersuchung anzustellen, um so mehr, als wir mit dem Teleskopen an der fernen Felsenkette eine ungeheure Menge dunkler Oeffnungen erblickten, augenscheinlich die Mündungen von Steinbrüchen und Höhlen. Wir verließen am frühen Morgen unser Boot, durchwanderten Siut, und standen bald am Fuße der libyschen Kette, oder vielmehr eines großen Vorgebirgs derselben. Ich erinnere mich nicht auf irgend einem andern Punkt in einem kleinen Raum eine so große Menge Gräber ausgehöhlt gesehen zu haben. Eine große Anzahl derselben war zusammengebrochen, um Steine zum Kalkbrennen daraus zu gewinnen; man findet es leichter diese Denkmale zu zerstören, als neue Steinbrüche zu eröffnen, und die Nähe bei der Stadt Siut wird die endliche Zerstörung dieser Gräber herbeiführen.

„Unser Weg führte am äußern Saum des Ueberschwemmungsbezirks hin, wo das Land aufsteigt, und die Region des Sandes, der Felsen und der Sonne beginnt. Rechts von uns stieg der Boden rasch an und war von trockenen Wasserrinnen durchschnitten, die stark ausgespült waren, niemand weiß wann oder wie. Die großen Grotten, welche unsere Aufmerksamkeit vom Strom aus auf sich gezogen hatten, lagen über der halben Höhe des Berges und öffneten sich sämmtlich auf eine schmale Felsenbank, welche am Fuße einer senkrechten Felsenwand hinlief. Von diesem Punkt abwärts war die Höhe in zahllose Schluchten und Wasserläufe zerrissen, welche in der unbelebten wüsten Ebene, die wir durchzogen, ausliefen. Am Fuße einer der Schluchten sahen wir den Eingang eines Felsentempels, einen Portieus von schmächtigen Säulen. An der Seite einiger dieser Grotten hingen mächtige Gebäude aus rohen Backsteinen, die wie herabgerutschte Festungsbauten aussahen. Dieß waren koptische Klöster, Deirs. In einem zerrissenen Defile, in welchem wir aufwärts ritten, sahen wir ziemlich in gleicher Höhe mit der oben erwähnten Felsenbank fünf ungeheure Steinblöcke von 16' Höhe und 20' Länge, am Eingang einer Höhle liegen, deren dunkle Umrisse sie fast einschlossen. Neben dieser Höhle zeigten sich noch andere Oeffnungen, aber halb verschüttet durch herabgefallenes Gestein. Es war dieß ein Steinbruch, der tief ins Innere des Berges hinein gearbeitet worden war, wie tief, kann ich nicht sagen, denn es wurde gänzlich finster und ich fand kein Ende. Die größte Weite nach vorn war 3 bis 400', die Höhe etwa 20', und das Dach oder der überliegende Berg war gestützt durch ungeheure, roh behauene Säulen, die man zu diesem Endzweck hatte stehen lassen. Es fand sich keine Inschrift, keine Spur von künstlerischer Bearbeitung des Gesteins, nichts als die Zeichen der Brechinstrumente.

„Wir stiegen wieder in den Grund des Defilés hinab, und an der entgegengesetzten Seite hinauf, wo wir Cellen und Galerien und Reste alter Grundmauern von Klöstern fanden. Weiterhin trafen wir eine bedeutende Anzahl Steinbrüche, aber nirgends Inschriften oder Sculpturen, dagegen standen am Eingang mehrerer Steinbrüche, die geheime Verstecke enthalten mochten, und jedenfalls kühle Aufenthaltsorte darboten, Klöster; das bedeutendste derselben hatte früher eine große in den Felsen gehauene Capelle mit Nischen und Altären, aber eine ungeheure Felsenmasse war oben eingebrochen und hatte dieß Kirchlein zusammengedrückt. Neben diesen Klöstern fanden wir andere Genossenschaften, die hier ihre Wohnung genommen und sast eben so große Häuser aufgeführt hatten. Dieß waren die wilden Bienen, welche sich am Felsenkang Stöcke von 25 bis 35' Höhe und Breite und 2' bis 3' Tiefe aus Schlamm gebaut hatten; wahrscheinlich waren sie von derselben Art wie die welche die Hieroglyphen am Obelisk von Heliopolis überbaut haben. Verdrießlich darüber keine Inschriften zu finden, suchten wir sie in einem Bau auf, den wir für einen Felsentempel hielten. Dieser war aber unvollendet geblieben. Einige Säulen waren nur halb aus dem Felsen gehauen, die erste Kammer noch in ganz rohem Zustande, die zweite nur angefangen. In einer kleinen benachbarten Celle fanden wir die misgestaltete Statue eines Gottes in Hautrelief; wäre diese nicht gewesen, wir hätten geglaubt, diese Steinbrüche seyen von einem andern Menschenstamm bearbeitet worden als die Aegypter, deren unermüdliche Phantasie fast alle andern Felsen Aegyptens ausgeschmückt hat. Möglicherweise wurden sie in vergleichsweise spätrer Zeit bearbeitet; aber wo sind die Städte, in denen diese Materialien verwendet wurden? Sie müssen untergegangen seyn in der gegenüberliegenden Alluvialebene, denn es ist nicht wahrscheinlich, daß diese hier so reichliche Steinart je auf große Entfernungen transportirt wurde. Lycopolis allein scheint, nach den alten Berichten, nicht groß genug gewesen zu seyn, um die ungeheure Ausdehnung dieser Steinbrüche zu erklären. Ihre Katakomben aber, die allein noch übrig sind, zeugen von einer ungeheuern, einst volkreichen Stadt. Merkwürdig genug, daß die Städte der Todten alle Spuren der Städte der Lebenden überdauert haben."

Zeitbetrachtungen.

(Schluß.)

Einstweilen, bis die Plane gegen den Osten reifen, werden Maaßregeln getroffen sich gegen Westen sicher zu stellen. An die Ostbahn nach Straßburg soll sich ein ungeheures Unternehmen anschließen, eine Bahn, die Paris mit Madrid und Lissabon in Verbindung bringt. Die Ausführung desselben, worüber schon die Plane und Entschließungen der verschiedenen Regierungen feststehen sollen, wird unermeßliche Folgen in politischer und commercieller Beziehung mit sich führen, und England dürfte keineswegs ein gleichgültiger Zuschauer bleiben. Wenn auch Frankreich seinen Antheil an dem Plan mit eigenen Hülfsmitteln durchführen kann, so ist dieß gewiß nicht mit Spanien der Fall, und noch weniger mit Portugal, und ob hier englisches Capital sehr hülfebringend einschreitet, ist sehr zu bezweifeln. Dagegen ist eine Bahn von Lissabon nach Oporto durch englische Unternehmer im Werke, und die Regierung soll denselben sogar sechs Procent geschert haben, worüber zwar englische Blätter ein Geschrei erheben, da die bankerotte portugiesische Regierung nur dem einen Gläubiger nehme, was sie dem andern gebe, allein die Bahn hat dennoch Aussicht auf Erfolg, da sie in englischem Interesse die beiden Städte verbindet, von denen das Schicksal Portugals abhängt, und wo England stets schneller mit seiner Seemacht zur Stelle seyn kann als Frankreich, anderer Mächte zu geschweigen. Der Kampf Frankreichs und Englands über den Einfluß auf der iberischen Halbinsel scheint sich gegenwärtig auf diese Eisenbahnbauten zu beschränken, die wenigstens das Gute haben werden, beide Länder mehr emporzubringen. Inzwischen schreitet Spanien auf der Bahn einer größern Unabhängigkeit fort, und hat nicht nöthig, wie seine beiden hohen, aber etwas anmaaßenden Protectoren, um aller Welt Händel sich zu kümmern. Das Erscheinen einer spanischen Mittelmeerflotte ist, wie vor drei Jahren die Theilnahme an der Pacification Italiens, eines der Symptome einer freiern Entfaltung Spaniens; die Zeit scheint wenigstens vorüber, wo Frankreich und England spanische Regierungen stürzen konnten, wenn gleich die Erhaltung oder der Sturz eines spanischen Ministeriums noch nicht über die Gränzen ihres Einflusses hinausliegen mag. Spaniens Emporkommen wird für Englande und Frankreichs Ansprüche auf die Beherrschung des Mittelmeers nicht ohne Folgen bleiben. Die Plane der Regierung gegen die Verfassung scheinen stillschweigend bei Seite gelegt, und wenn wir unter den gegenwärtigen Verhältnissen der Stimme der Cortes kein sonderliches Gewicht beilegen, so zwingt sie wenigstens die Ministerien zur Vorsicht und Thätigkeit.

In Spanien, wie anderswo, scheint man sich überzeugt zu haben, daß eine That, wie die des 2 Decembers, zwar wohl eine wichtige Epsode der Geschichte einleiten, aber nicht die Bedürfnisse, Wünsche und Strebungen von Jahrzehnten vernichten kann, und so tritt alles allmählich in sein Geleise zurück. Man findet den Beweis hiefür in dem Austritt des Marquis Miraflores, der für entschiedene Aenderungen im politischen System geeignet gewesen seyn soll. Die Revue des deux Mondes, die über Spanien sehr häufig mehr zu wissen scheint als sie sagt, äußert sich über die Lage der Dinge also. „Der Austritt von Miraflores würde andeuten, daß das spanische Ministerium nicht die Gränzen einer gewissen Legalität überschreiten will. Wenn wir vom spanischen Ministerium sprechen, so meinen wir hauptsächlich Hrn. Bravo Murillo, der im gegenwärtigen Augenblick eine fast unumschränkte Autorität in Spanien ausübt. Er besitzt vollkommen das Vertrauen der Königin, und sein Uebergewicht über seine Collegen unterliegt keinem Zweifel, wofür die letzte ministerielle Krise einen neuen Beweis liefert. Bravo Murillo verdient den Rang, den er als Rathspräsident einnimmt, nicht sowohl durch eine außergewöhnliche politische Ueberlegenheit, als durch das was er für die Ordnung der Finanzen, durch den Anstoß, den er allen Interessen gegeben, gethan hat. Dieß ist für den Augenblick die wichtigste Seite in der Lage Spaniens. Es herrscht gegenwärtig jenseits der Pyrenäen eine Art industriellen Fiebers, das sich namentlich auf den Bau der Eisenbahnen wirft. Vor wenigen Tagen hat die Regierung die Eisenbahn von Madrid nach Burgos, welche bis zur französischen Gränze fortgeführt werden soll, und die Linie von Madrid nach Almansa vergeben, die gegen das Mittelmeer hin gerichtet ist. Die Entwicklung der Industrie, des Handels, des Ackerbaues, mit Einem Wort des öffentlichen Reichthums ist die beste Gewähr für die seit einem Jahr von Bravo Murillo getroffenen finanziellen Einrichtungen."

Spanien hat in sich genug zu thun, und braucht gegen außen nur abwehrend zu verfahren, was ihm nicht sonderlich schwer werden kann; die Zeit, wo es wieder thätig in das Rad der europäischen Geschicke eingreifen wird, ist noch nicht gekommen. Nimmt doch Frankreich mit all seiner Macht in Europa bei weitem jetzt den Rang nicht ein, den es noch vor fünf Jahren einnahm. Dieser Rang und Einfluß beruhen zum Theil auf dem Glauben der Massen, und dieser letztere ist Frankreich wesentlich ungünstig geworden, während England und Rußland in denselben noch unerschüttert dastehen. Frankreich hat sich in der Türkei durch die gewährte Erlaubniß mit dem Charlemagne durch die Dardanellen zu fahren, eine eitle Genugthuung verschafft, die es vielleicht mehr dem russischen Einfluß, als dem eigenen verdankt, aber niemand schreibt ihm entfernt eine Macht im Orient zu, wie Rußland und England. Diese stehen sich hier noch immer gegenüber, und Oesterreich scheint bestrebt, jetzt die Rolle der Mittelmacht zu spielen, die Frankreich zu entgehen drohte. Die innern Verhältnisse der Türkei haben sich augenscheinlich einer Krise, von welcher der Fernestehende nur die Symptome, nicht den innern Zusammenhang bemerkt. Das Sinken der türkischen Macht in Mesopotamien, die jeden Augenblick ausbrechenden Unruhen in Syrien, der gewitterschwangere Zustand Arabiens, die Ereignisse in Bosnien, welche vielleicht zu einer europäischen Einmischung führen, die militärische Aufnahme der türkischen Provinzen durch russische Officiere und endlich die Brände in der Hauptstadt, in welchen sich die öffentliche Unzufriedenheit ausspricht, das sind alles verdächtige Symptome eines Ausbruchs, von dem niemand sagen kann, wann und wo er sich entladen wird. Rußland hüllt sich in immer tieferes Schweigen, und sperrt sich sorgfältiger ab, so daß kaum eine Nachricht herüberdringt, aber eine ist dennoch in neuerer Zeit herübergedrungen, die, wenn sie in vollem Umfang sich bewährt, folgenreicher seyn dürfte, als ellenlange Decrete Sr. Hoheit des Weingen Ludwig Napoleon, Präsidenten der französischen Republik.

Dieß ist die Nachricht, daß der polnische Adel anfange in die russischen Regimenter zu treten, und daß der Kaiser gestatte, daß er in polnischen Garnisonen bleibe. So unscheinbar diese Nachricht scheint, so sehr zeigt sie die Allgewalt der fortschreitenden Zeit und einer unverrückt festgehaltenen Linie des politischen Verfahrens. Die alte Generation des polnischen Adels, der von Haß gegen Rußland glühte, stirbt nach und nach aus, und die Jugend, lange in den Träumen der Emigrationsplane gewiegt, ist aus diesen Träumen sehr unsanft aufgerüttelt worden. So lange noch in Frankreich die Reminiscenzen des Kaiserreichs

mit dem Revolutionsgeiste verbunden waren, wie unter der Restauration, so lange die, wenigstens äußerlich, feindselige Haltung zwischen Frankreich und Rußland unter der Regierung Ludwig Philipps der Emigration freies Spiel ließ; solange endlich die deutsche Revolution durch Zertrümmerung Oesterreichs und Beseitigung der preußischen Dynastie die Hoffnung wach hielt auf revolutionärem Wege das Ziel einer Wiederherstellung Polens zu erreichen, so lange stand der Geist des polnischen Adels der russischen Regierung feindlich gegenüber. Seit die revolutionäre Flamme in Europa gedämpft ist, haben sich alle diese Hoffnungen als chimärisch gezeigt, und die natürlichen Verhältnisse treten allmählich wieder in ihre Rechte: der polnische Adel fürchtet von Preußen her, wo die deutsche Bevölkerung unaufhaltsam fortschreitet und sich ausbreitet, [1] die Germanisirung, und in Galizien hat die noch immer nicht erledigte Frage der Verhältnisse der Gutsbesitzer zu ihren ehemaligen Hintersassen fortdauernde Besorgnisse über die Zukunft des adeligen Grundbesitzes rege gemacht, während im übrigen Königreich Polen die Bauern zwar erleichtert wurden, doch in strenger Unterordnung gehalten werden. Je mehr die revolutionären Hoffnungen schwinden, je unbehaglicher sich die polnische Bevölkerung in Posen und Galizien fühlt, desto mehr scheint die russische Regierung ein entgegenkommendes Verhalten gegen den polnischen Adel einzuschlagen, und die Erlaubniß des Kaisers, daß die polnischen Edelleute künftig auch in polnischen Garnisonen dienen können — eine Erlaubniß, die früher aus Mißtrauen gegen den Geist der Polen versagt wurde, ist ein großer Schritt zur Versöhnung zwischen diesen beiden in ihrer Entwicklung so schroff auseinander gehender Slavenstämmen; eine Versöhnung die zuverlässig, ohne dem herrschenden Autoritätsprinzip zu vergeben, mit allen Kräften russischer Seits erstrebt, und welche durch die Lage der Dinge in Deutschland und Europa der russischen Regierung sehr erleichtert wird. Gelingt es, so hat Rußland eine Armee weiter, die sonst zur Bewachung des Landes zwischen Dnjepr und Weichsel verwendet werden müßte, zu seiner Verfügung, und kostspielige Vorsichtsmaaßregeln werden überflüssig. Man kann sich leicht vorstellen, daß Rußland unter solchen Umständen bei eintretenden Fällen mit größerer Zuversicht in Europa auftreten kann.

England folgt diesen Bewegungen mit sichtlicher Aufmerksamkeit, und hat in neuester Zeit durch commercielle Hände ein Unternehmen eintreten lassen, das von großen politischen Folgen werden kann, nämlich die Dampfschifffahrtsunternehmung, welche mit Umgehung des dänischen Sundzolls durch den Götheacanal geleitet werden soll. Dadurch erhält England Zugang in die östlichen Theile der Ostsee auch für den Fall daß ihm der Sund gesperrt werden sollte. Der Ausgang des Streits in Dänemark ist sehr ungewiß. Wir haben schon früher bemerkt, daß das Land zeit ein Schlachtfeld für den russischen und englischen Einfluß werden wird, oder vielmehr schon geworden ist; Deutschland und die deutschen Mächte kommen dabei kaum mehr in Betracht, obwohl man durch die Versetzung der holsteinischen Truppen nach den dänischen Inseln — wo sie, gelegentlich bemerkt, von dem dänischen Pöbel insultirt werden — und die Einführung des dänischen Commando's unter denselben bestimmten Anordnungen des Bundestags geradezu entgegenhandelt, und wahrscheinlich bald, wenn nicht Bundesverordnungen, doch dem Bundesinteresse durch die Verlegung der Zolllinie nach der Elbe noch härter ins Gesicht schlägt. Letztere Anordnung scheint für jetzt noch auf ein Ueberwiegen des englischen Interesses in dem dänischen Ministerium zu deuten; wie lange aber dieß sich erhält, wie der Verlauf des Reichstags auffallen wird, darüber herrscht eine chaotische Verwirrung der Ansichten und Meinungen, und eben so verworren möchte im Anfang auch der Reichstag verlaufen. Ein sicherer Anzeiger dieses chaotischen Zustandes ist, daß im Ministerium selber nicht weniger als vier Pläne über die künftige Gestaltung des Landes auf dem Tapet sein sollen, und die Opposition selbst über den übrigen keineswegs sich gereinigt hat. Die Eiderdänenpartei ist gänzlich, man kann nicht sagen, überflügelt, sondern zur Seite geschoben, denn um ihre Ansichten und Plane kann es sich gar nicht mehr handeln; sie hat sich ihr eigenes Grab gegraben, und nur als Hülfsmannschaft des englischen Einflusses kann sie noch etwas gelten; sie können sich dann mit den Neuschleswigholsteinern, welche die nationale Frage aufgegeben haben, verbinden, werden aber bald erfahren mit welchem Grade möglichen Erfolgs. Das nordische Drama ist noch lange nicht zu Ende, und die Betheiligten werden noch erfahren was es heißt, die leidende Nebenrolle in einem solchen Drama zu spielen. Der Streit der auf dem Reichstag entbrennen wird, hat gar keinen möglichen vernünftigen Ausgang, es müßte denn seyn daß ein deus ex machina in Gestalt eines allgemeinen Kriegs dazwischen käme, wozu die Sachen noch nicht angethan sind. .

England schaut den Bewegungen des Continents in der Entwicklung der mannichfachen immer neu auftauchenden Fragen nicht mit olympischer Ruhe, denn dieß gestatten seine verwickelten Verhältnisse in der ganzen Welt nicht, wohl aber mit gemessener Haltung zu, und findet in seiner fortdauernd weiterschreitenden Handels- und Gewerbsthätigkeit die Mittel, in einem künftigen Kampfe mit fruchtbarem Nachdruck aufzutreten. Ruhig, im Bewußtseyn seiner Kraft, macht es gegenwärtig so wenig Lärmen, wie möglich, aber kaum möchte ein Ereigniß es unvorbereitet treffen. Was ihm für die Zukunft Sorge macht, ist das aufstrebende Nordamerika, dem es noch überdieß seine Streiche versetzen darf, ohne sich selbst zu verletzen. Dem Streit über die Fischereien ist wenig Bedeutung beizulegen, und die Regierung hatte wahrscheinlich keinen andern Zweck als den, die Bestimmungen des Vertrags von 1818 nicht allmählich durch immer weiter gehende Uebergriffe der Amerikaner beseitigen zu lassen, sondern ein rechtliches Verhältniß herzustellen. Wichtiger als die Fischereifrage ist, wie die Times richtig bemerkt, die Stellung der nordamerikanischen Colonien, die in halber Unabhängigkeit von England sich doch hinsichtlich ihrer Forderungen auf die englische Macht stützen. Was daraus werden soll, ist noch nicht abzusehen. Noch zwei andere Punkte deuten auf Neugestaltung mancher völkerrechtlichen Verhältnisse: England hat die Unabhängigkeit des kleinen aber kräftigen Stammes der holländischen Boeren am Oranjestrom anerkannt, wird es zugeben, daß diese auch mit andern europäischen Völkern, z. B. mit ihren Stammbrüdern in Europa, in Verbindung treten? Die Frage ist nicht ohne große Bedeutung für die englische Colonialpolitik. Der zweite Punkt, auf den wir hier schließlich noch die Aufmerksamkeit lenken wollen, ist das Verhältniß von Mexico. Es scheinen neue Plane im Werk, um dieses, in Verbindung mit Frankreich, gegen das Umsichgreifen der Nordamerikaner in Sicherheit zu stellen; die Frage ist um so interessanter und bänglicher, als Nordamerika selbst fühlt daß es mit einer Eroberung Mexico's seinen eigentlichen Kreis überschreiten, und ganz fremdartige Elemente, deren es jetzo schon genug in seinem Schooße birgt, in sich auf-

[1] Mit welcher Aufmerksamkeit man in Polen dieß verfolgt, ersieht man aus einigen Aufsätzen im Krakauer Czas (Nr. 183 und 184 vom 13 und 14 August) über das Sinken der Güterpreise in Posen.

nehmen würde. Die Zeit rückt näher und näher heran, welche auch hier eine Entscheidung fordert.

Die Industrie-Ausstellung aller Nationen in Amerika.

Die Bekanntmachung ist jetzt erschienen und die Ausstellung wird am 2 Mai 1853 eröffnet werden. Die Stadt Newyork hat den Unternehmern den sogenannten Reservoir Square auf fünf Jahre zu einer nominellen Rente verwilligt. Die Zulassungsbillette dürfen nicht über 50 Cents kosten. Die Acte, welche der Gesellschaft Corporationsrechte verleiht, bestimmt, daß die Anstalt von 11 durch die Actionäre gewählte Directoren geleitet werden soll. Das Capital der Gesellschaft ist vorerst 200,000 Dollars in Actien zu 100 D., kann aber auf 300,000 D. gesteigert werden. Das Gebäude soll als ein geschlossenes Waarendepot betrachtet, alle Waaren zollfrei zugelassen werden, und das Ganze unter der Aufsicht der Zollbehörde stehen. Die Gesellschaft übernimmt die Kosten der Hin- und Herfrachtung aus Europa, wenigstens von dem Verschiffungshafen an. Malerei, Sculptur und andere Künste sollen gleichfalls, ebenso wie Rohstoffe und Manufacturwaaren, Eingang erhalten. (Liter. Gaz. 21 August.)

Zur Geschichte Bosniens.

(Schluß.)

Wohl sei manchen Distrikt an Oesterreich, doch waren die Friedenstractate mit der Pforte immer der Art, daß alle Acquisitionen wieder verloren gingen. In diesem Jahrhundrete herrschte zwischen Oesterreich und der Türkei Friede bis auf jenen Zeitpunkt, wo die Türken einmal über die Unna einbrachen, westhalb Rukavina im Jahre 1834 Klabuc und im Jahre 1835 Maldstädten Izarie niederbrannte. Es waren dieß indeß lediglich Demonstrationen, kleine Handbriefe, ohne irgend eine politische arrière pensée. Metternich weigerte sich den Russen gegen die Türken Hülfe zu leisten während des Feldzuges vom Jahre 1828, und die bosnischen Ghristen, die bisher in Oesterreich ihren Beschützer sahen, wankten nun ihre Sympathien Rußland zu und sind gewohnt von daher Hülfe zu erwarten, unsewehr, da sie die Russen als glaubensverwandte Brüder betrachten. Halte man ihnen doch, wie mehrere Schriftsteller behaupten, von gewisser Seite einmal den Kalb gegeben, lieber den türkischen Glauben anzunehmen, wo sie es doch besser haben würden.

Von 1463 bis 1852, also buech volle 389 Jahre herrschen die Türken über Bosnien.

Mehmed II gab in alle Festungen türkische Besatzungen, mohammedanische die Serden und führte die Blüthe der bosnischen Jugend an 30,000 Mann als Janitscharen mit sich fort. An 200,000 Männer und Weiber wurden in Kleinasien vertheilt. Was an Katholiken nur irgend entkommen konnte, flüchtete nach dem freien Ragusa, Dalmatien und Ungarn. Erst da erkannte der Sultan die verderbliche Oefahr der Entvölkerung und gestattete Religionsfreiheit unter gewissen Beschränkungen. Viele wanderten in die deutschen und venetianischen Provinzen aus. Bloß der Arci nahm den Islam an, um seine Privilegien zu behalten, später folgten ganze Dörfer und Gemeinden einem solchen Beispiele. Wie konnten sie auch anders? Duldeten doch die Türken keinen christlichen Priester, keine Kirchen, kein Glockengeläute, kein kirchliches Begräbniß, und die Ghristen mußten sich damit begnügen, ihren Gott in bretternen Schupfen anzubeten.

Die kaiserlichen Statthalter waren zu allen Zeiten allmächtig; sie hießen früher Begler-Beys und hausten in Sarajevo, später in Banjaluka, und waren anfangs dem Großvezier von Ofen, später jenem von Temesvar unterstellt. Als die Türken diese Städte verloren, wurde für Bosnien ein eigener Vezire eingesetzt, der seinen Sitz zu Travnik und erst in neuester Zeit zu Sarajevo nahm, wohin sich auch das öfters reichische Generalcommissariat von Travnik aus begab.

Die oberste Gewalt war lange Zeit hindurch in den Händen des Janitscharenaga zu Sarajevo und der Capitäne, deren es in Bosnien 36 gab; der Aga in Sarajevo hatte eine immense Macht und war Stellvertreter des Janitscharen-Aga zu Konstantinopel. Als von allen Seiten Klagen gegen die grängenlosen Bedrückungen der unersättlichen und habgierigen Pascha's einliefen, sandte der Sultan 1817 den Dschelaleddin-Pascha, einen ehemaligen Derwisch, nach Bosnien, um diese Mißbräuche abzustellen. Er flößte den Türken einen solchen Respect und eine solche Furcht ein, daß man ihn allgemein für einen Fromen hielt.

Es war einer der wenigen rechtlichen Statthalter in Bosnien. Nie hörte man während seiner Verwaltung, daß sich irgendwo ein räuberischer Haiduk gezeigt hätte, nie war es nothwendig Bantuiren zu ihrer Verfolgung zu halten, denn die Mutterstelms wurden für alles verantwortlich gemacht, was in ihren Bezirken geschah. Der Sultan hatte ihn als Seraskier nach Griechenland berufen, als er sich in Travnik vergiftete und starb; alsbald wurden die Ghristen wieder verfolgt. Da geschah die Auflösung des Janitscharen-Corps unter Mahmud II, und man kann füglich annehmen, daß der Haß der Alt-Türken gegen die Ghristen sehr geschürt wurde. Damals schon brach ein entsetzeder Aufstand, der sehr bedeutende Dimensionen hatte, in Bosnien aus, die Rädelsführer flüchteten meist nach Slavonien. Gräßlich hauste der Ghristenfeind Wehrschli-Pascha, der 1834 aus Belgad ins Land kam, und viel Ursache war, daß die Bewohner von Lieno und die Kraina sich im J. 1836 empörten, welche er jedoch mit Dämon, Pascha's von Skopija, Hülfe bekigte. 1837 rebos sich die Kraina und Petkovina (der an der Save gelegene Theil Bosniens) neuerdings. Wehrschli-Pascha theilte das Land in Capitanate und setzte später Statt der Kapitanis auf kaiserlichen Befehl Mutselims ein. 1844 kam Gutrey-Pascha nach Bosnien, ein ziemlich intelligenter, aber sehr habsüchtiger Mann. Die Bewohner der Kraina konnten die Abgaben nicht erschwingen und erhoben sich 1843 unter Durak-Beg; nach ihm kam Dschamik-Pascha, der Sohn einer jüdischen Renegaten aus Belgrad. Fortwährend fanden Auffstände von Jahr zu Jahr Statt; so ging es bis auf die neueste Zeit. Der Ghrist mußte unerhörte Contributionen zahlen; die Alt-Türken begannen unter Alt-Kebie und Kabia Kapie im Jahre 1851 einen neuen Aufstand, der hauptsächlich darum Statfand, weil sie gegen die Gleichberechtigung der Ghristen waren, die man aber damals von Seite der Pforte den letzteren planstbel machte.

Nachdem man mit Hülfe der Ghristen den Aufstand niedergeschlagen, warf der Seraskier Omer-Pascha die Maske eines Ghristenfreundes ab, und nun begannen die unerhörtesten Verfolgungen der Rajah, wie man sie kaum zu Kiupvelü's Zeiten gekannt hatte.

Jeder Vezier, der nach Bosnien kam, plünderte und raubte nur für sein Interesse. „Bosnien ist ein türkisches Land!“ rufen die Alt-Türken. „Ein Türke ist mehr werth als tausend Ghristen, ihr seid Rajah's, ihr sollt uns mögt und gehorchen.“ Wie konnte ein Ghrist einen Staatsdienst erreichen, außer es wurde Renegat. Die Ghristen sind in diesem Augenblicke von festigen Händen durch die Auswanderungen entblößt, die Gebiege voll Haiduken (Räuber). Keine Seele denkt daran Brücken und Straßen zu bauen. Man kann sich außerhalb Bosniens keinen Begriff von dem gränzenlosen Elende machen, das in diesem unglückseiligen Lande herrscht. So stehen die Dinge seit fast 400 Jahren, und wie unerträglich das Loos der Ghristen in Bosnien sei, beweisen die Auswanderungen nach Oesterreich mehr als zur Genüge.

Gleiche Zeitbestimmung für ganz England. Der Apparat, um die mittlere Zeit auf dem Observatorium zu Greenwich über ganz England zu verbreiten, ist so gut wie vollendet, und wird demnächst in Gang gesetzt werden. Um 1 Uhr jeden Mittag fällt auf dem Telegraphenamt am Steand eine 6' hohe, roth bemalte Kugel 110' hoch herab zugleich mit der wohlbekannten Kugel auf dem Observatorium zu Greenwich. Die Gleichzeitigkeit wird durch Elektricität vermittelt. (Liter. Gaz. 21 August.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat August.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 210. 1 September 1852.

Sechs Wochen im Orient. [1]

1. Bukowina und Moldau.

Nachdem ich die nöthige Erlaubniß von meinen geistlichen und weltlichen Vorgesetzten erhalten hatte, reiste ich am 13 Sept. 1846 in Gesellschaft zweier Neffen, die nach beendigtem Schuljahr zu ihren in Jassy wohnenden Eltern gingen, von Lemberg ab, hielt mich auf der Durchreise durch Podolien einige Tage in Trembowl [2] auf, wo ich von meinen Eltern und Verwandten Abschied nahm und dann meinen Weg weiter fortsetzte durch die Kreisstadt Zaleszczyk, die in einer der schönsten Gegenden am Dniestr liegt. Einen Tag hielt ich mich auf an den Ufern dieses berühmten Flusses von Halitsch, dessen stiller und tiefer Lauf so oft die habgierigen Tataren nach den üppigen Fluren Podoliens geleitete. Nach kurzer Zeit wehte mir bereits die warme Luft der Bukowina entgegen, so genannt von der Menge der Buchenwälder, die auch jetzt noch einen bedeutenden Theil dieses Landes bedecken. Das ganze Gebiet der Bukowina gehörte ehemals zur Moldau, deren Geschick es theilte. Hier interessirt den Reisenden namentlich der Zusammenfluß der vielen Nationalitäten, so wie der Religionsbekenntnisse, die hier auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume beisammen wohnen. Außer der katholischen Kirche, die hier in drei Formen, der lateinischen, griechischen und armenischen, über 50,000 Seelen zählt, finden wir noch in der Bukowina fünf andere christliche Bekenntnisse, nämlich 269,246 Walachen, welche den größten Theil der Landbevölkerung bilden, ferner 3725 armenische Monophysiten oder Eutychianer und Nestorianer, 5405 Lutheraner, 496 Kalvinisten und einige tausend Lipowaner oder unter der Kaiserin Katharina aus Rußland hieher gekommene Raskolniken.

Die allenthalben verbreiteten Israeliten übergehe ich, und erwähne der wichtigsten historischen Denkmale, auf die der Wanderer in diesem kleinen Umkreis stößt. In dem Dorfe Lekowce, nur eine halbe Meile von Czernowce, stößt an einen hübschen an der Landstraße errichteten Gasthof ein langer in der Rundung laufender Wall, den der russische General Potemkin in einem Krieg mit der Türkei aufführen ließ. Lekowce gegenüber, auf der andern Seite des Pruth, erhebt sich der hohe Berg Cecyna, wo man die Ruinen eines ehemals befestigten Schlosses sehen kann, in welchem der Sage nach ein gewisser Cecyna sich aufhielt, nach der Ansicht des gemeinen Volkes ein Grieche oder Römer. Ein von den Bergleuten bei dem Steinbrechen aufgefundenes Schwert, das sich jetzt im physikalischen Cabinet des Lyceums von Czernowce befindet, so wie die im J. 1838 ausgegrabenen drei großen und zwei kleinen gestochtenen silbernen, mit einem Stern verzierten Armringe, zwei glatte breite silberne Ringe, zwei silberne mit einem Kreuz geschmückte Ohrgehänge, ein kleines silbernes Kreuz, ein in Silber gefaßter Krystall, und verschiedene andere Zierrathen, welche das Wiener Cabinet der Alterthümer aus byzantinische Ueberreste erkannte, geben der obigen Meinung viele Wahrscheinlichkeit [3], jedenfalls zeugen sie für das hohe Alter bei auf diesem Berge gelegenen Ruinen.

In den südlichen Theilen der Bukowina nicht weit von dem Dorfe Warna erhebt sich in einem reizenden, von Bergen umschlossenen Thale eine mehrere Klafter hohe, aus Sandsteinen aufgeführte Säule zum Gedächtniß an einen Sieg, den hier der Woiwode Mich. Rukowitza, Fürst der Moldau, im Jahre 1716 über die Tataren errang. Die auf der Südseite noch erhaltene Inschrift enthält in walachischer Mundart die Worte: „Ich Michael Rukowitza, Woiwode und Fürst der ganzen Moldau. Im Jahre 1716, im dritten meiner Regierung führte die ottomanische Pforte Krieg mit den Deutschen.“ Das Weitere ist unlesbar. Auf der Ostseite finden wir: „Verbunden mit einigen Deutschen, bemühten sich Walachen, Ungarn und andere aus Serbien nach unserer Hauptstadt Jassy zu gelangen, und der ganzen Stadt sich zu bemächtigen, wie sie dieß früher unter dem Woiwoden Nikolaus Maurocordato, Fürsten der Walachei, gethan hatten. Doch mit Hülfe Gottes besiegten wir sie glücklich, und wehrten ihre Truppen bei jedem Anfall ab. Zum Andenken hievon ließen wir dieß Kreuz errichten.“ Hier fehlen wieder einige Worte. Auf der Nordseite steht: „diese Säule wurde errichtet, als wir durch die Berge von Mestekanestie und Suchardo um Rodno herum nach Ungarn zurückkehrten. Von da zogen wir verbunden mit Han, dem Führer einer großen Schaar Tataren, nach Bystrzya, erlangten allenthalben große Beute, legten alle Herrschaftshäuser in Asche, und nur Eine Stadt blieb verschont; von da kehrten die Tataren durch die Marmarosch zurück.“ Das weitere ist unlesbar, dann heißt es: „und die Tataren erlitten eine große Niederlage.“ Die Inschrift auf der Westseite beginnt mit den Worten: „unter der

[1] Szesc tygodni na wschodzie. Podroz do Carogradu odbyta w roku 1846 i opisana przez Ks. Anton. Wannierwskiego (Sechs Wochen im Orient. Reise nach Konstantinopel im Jahre 1846, beschrieben von Priester A. Wannierwski.) Krakau 1851.

[2] Außer den Trümmern des Schlosses und des malerischen Klosters der Väter Basilianer, das unter Kaiser Josef aufgehoben wurde, sind noch die prächtig gelegenen Besitze von Sanguschken und Wasyliken, die nicht nur in diesem Lande, sondern in ganz Rußland und bis an die chinesische Gränze bekannt sind, sehenswerth.

[3] Es wird dieß auch durch eine lateinische Inschrift „cohors ro...“ bestätigt, die auf einem daselbst ausgebrochenen Stein entdeckt wurde. Leider wurde derselbe zur Gewinnung der Fundamente eines Hauses verwendet, das gewöhnliche Ende solcher Alterthümer im Lande.

Anführung Jordaki Kantakyenos, Führer des Magazonen.“ Den Rest haben Regen und Wind verlöscht.

Zwei Posten von Czerniowce am Flusse Seret liegt das Städtchen Seret, das älteste in der Bukowina, da schon im 14ten Jahrhundert die Geschichtschreiber katholischer Bischöfe erwähnen, die hier ihren Sitz hatten, welchen sie jedoch später nach Bakow viel in der Moldau verlegten. Am brachienvertiefsten ist aber Suczawa, das eine Tagreise von Czerniowce entfernt liegt, einst der Hauptort und reich, mit interessanten Ruinen eines aus Backsteinen aufgeführten Schlosses, das zweimal den Waffen des Königs Sobieski unterlag. Schon im Jahre 1390 war Suczawa die Hauptstadt der Moldau, denn am 17 März dieses Jahres befand sich Wladislaw Jagiello in Suczawa, und berieth mit dem walachischen Hospodar die Mittel zu der Vertheidigung gegen Siegmund, König von Ungarn. In demselben Jahr zog der letztere vor Suczawa, welches nur dadurch gerettet wurde, daß Stephan III, der walachische Hospodar, sich dem König von Ungarn unterwarf. Hundert Jahre später (1497) suchte ein von König Albrecht hieher gesandtes polnisches Heer vergebens sich der Stadt zu bemächtigen. Als es nach einem mit dem Hospodar Stephan abgeschlossenen Vertrag in seine Heimath zurückzog, wurde es durch die Hinterlist des rachsüchtigen Fürsten in die Wälder bei Kosmin gelockt, durch angehauene Bäume erschlagen und erlitt eine große Niederlage, wofür auch der später bei Czerniowce über die Walachen davongetragene Sieg keinen Ersatz gewähren konnte. Dieser traurige Ausgang eines Kriegs, in welchem die Blüthe der polnischen Ritterschaft erlag — daher das Sprüchwort: „für König Albrecht ging der Adel [1] zu Grunde“ [2] — hatte später großen Einfluß auf die politische Gesetzgebung; denn die über den großen Verlust der Ihrigen unwillige Schlachta beschuldigte den König, daß er auf Ueberredung seines ehemaligen Lehrers und spätern Vertrauten, des in der polnischen Geschichte bekannten Italieners Buonacorsi, genannt Callimachi, absichtlich sie ins Verderben geschickt habe. In der Besorgniß für ihre Freiheiten fing sie sodann an, stärker an die Erweiterung derselben zu denken und dadurch andere Stände zu benachtheiligen.

Betrachtet man jetzt diese alte Stadt, so kann man sich in der That eines schmerzlichen Gefühls nicht erwehren, denn diese Stadt besaß bis zur Regierung Stephans des Großen, der seinen Sitz nach Jassy verlegte, in ihren Mauern mehr als 40 Kirchen und über 1600 Häuser; jetzt neigt sie sich zum Verfall, und lebt von einem elenden Handel und vom Schmuggel. In einer der dilsunirten Kirchen dieses Orts sind die Reliquien Iwan Novos, der nach der Verschleppung der Dilsunirten Kaufmann in Akkerman war, und dort um des christlichen Glaubens willen enthauptet wurde. Seine Leiche wurde unter Alexander dem Guten, Fürsten der Moldau, aus Konstantinopel nach Suczawa gebracht, und von da auf Befehl Stephans des Großen nach Jassy geführt, zur Zeit der Tatarenkinfälle aber durch den dilsunirten Bischof Dositeus nach Zolkiew in Galizien gebracht. Hier blieb sie nach dem Tode des Metropoliten so lange, bis sie auf inständiges Bitten der Walachen in der Bukowina wieder nach Suczawa gebracht wurde. Einen freundlichen Eindruck macht auf jeden Polen, der dieß Heiligthum besucht, der Anblick der polnischen Namen, welche hier an der Wand aufgezeichnet sind, denn die Geführten Sobieski's wollten hier ein Andenken zurücklassen, und schnitten ihre Namen auf den Wänden mit Messern, vielleicht auch mit krummen Säbeln ein.

Nachdem ich mein letztes Nachtlager auf dem Boden der Bukowina im Gasthof des Dorfes Pancyr zugebracht, reiste ich mit Tagesanbruch nach der nahen Gränze im Dorfe Synowce, wo wir zu unserer großen Freude die auf uns wartenden Pferde fanden, welche mein Bruder aus Jassy uns entgegengeschickt hatte. Nachdem ich auf dem Zollamt mich mit den Pässen gezeigt, eilte ich ohne Aufenthalt nach dem auf der Brücke eines unbedeutenden Baches errichteten Gränzthor, das nur von 8 bis 12 Uhr Morgens und von 3 bis 6 Uhr Nachmittags geöffnet wird. Eine Menge Reisender von beiden Seiten wartete auf die ertheilte Zeit, endlich erschien der Wache habende österreichische Officier, und nach kurzer Zeit [1] betrat ich das Land der Moldau, worüber ich eine, wenigstens in Bezug auf die Geschichte, kurze Bemerkung voranschenden muß.

Die Moldau oder Multan, wie es die Polen nennen, bildete mit der Walachei in den ältesten Zeiten einen Hauptheil Daciens, das im Anfang des zweiten Jahrhunderts von Trajan erobert wurde, der seine siegreichen Legionen über die in der Umgegend von Orsova erbaute Brücke über die Donau führte, und in drei blutigen Schlachten den damals furchtbaren König der Daken, Decebalus, aufs Haupt schlug. Nachdem er sich der Hauptstadt der Daker, Zarmisegethusa, deren Ueberreste man in Siebenbürgen noch jetzt sehen kann, bemächtigt hatte, verwandelte er das Land in eine römische Provinz, die er in die Ulterprovinz (das heutige Serbien, Walachei und Siebenbürgen), und in die Alpenprovinz, die heutige Moldau und Bukowina theilte. Indeß war die römische Herrschaft nur von kurzer Dauer, denn schon Hadrian überließ die Daker ihrem Schicksal, und befahl die von seinen Vorfahren über die Donau geschlagene Brücke, welche nur den barbarischen Horden den Weg ins römische Reich zu zeigen schien, wieder abzubrechen. Seit dieser Zeit wurde Dacien das Schlachtfeld verschiedener barbarischer Horden, welche das Land der Reihe nach verheerten. Gothen, Hunnen, Bulgaren, sowie das Volk der Avaren (Obren), Chasaren, Petschenegen und endlich die Magyaren nahmen nacheinander dieß Land ein, um es in kurzem wieder einem stärkern abzunehmen. Alle diese Völker ließen Spuren unter den ursprünglichen Einwohnern zurück, bis zur Zeit der Kumanen oder Polowzen, welche vom 11ten Jahrhundert an den ganzen Raum vom Don bis zu den Karpathen, also das heutige Südrußland, Bessarabien, die Moldau und die Bukowina einnahmen, und deßhalb von den europäischen Schriftstellern in die asiatischen und europäischen (Cumania alba et nigra) getheilt wurden. Nach der kurzen Herrschaft der Kumanen erfuhr das Land einen neuen Wechsel, indem die Kumanen von den Mongolen besiegt wurden, welche das Land durchzogen und es als Wüste wieder verließen. Nur in den Wäldern und Bergen blieben noch die Einwohner vom alten Stamme, so daß in der Mitte des 14ten Jahrhunderts dieß Land aufs neue durch

[1] Dieß bildet im Polnischen eine Alliteration: za krola Olbrachta wyginela szlachta.

[2] Eine halbe Meile von Bakow gegen das Städtchen Kalnzer hin ist ein Eichenwald, der allerdings nicht sehr groß ist, dessen Bäume aber von mehreren verflossenen Jahrhunderten zeugen. Noch der Sage des Volks wurde dieser Wald im 15ten Jahrhundert von polnischen Gefangenen eingepflanzt, welche die in einem Weib bestimmte Stelle umpflügen mußten. Doch ist es auch möglich, daß diese Gefangenen in der oben erwähnten Niederlage, welche Kasimir III ein Jahrhundert früher erlitt, in Kriegsschaft geriethen.

[1] Nicht so schnell geschah der Uebergang bei meiner Rückkehr. Die Räucherung mit Chlorgas, der fast sämmtliches Gepäck der die österreichische Gränze betretenden Reisenden unterliegt, hielt mich fast einen halben Tag auf. Die Räucherung geschieht in einem neben dem Gränzthor stehenden Häuschen, wo die zum Räuchern bestimmten Gegenstände in eine Kiste gelegt werden, welche am Boden eine Oeffnung zum Herauslassen des Gases hat.

Rumunen aus der Umgegend der Marmarosch bevölkert werden mußte. Der Führer dieser neuen Ankömmlinge war Bogdan I, von den Walachen Dragoschi genannt, welcher das von dem Moldauflusse umgebene Land Moldau nannte, und die Dynastie der Dragoschiten begründete, welche hier lange regierte, und bald den Ungarn bald den Polen unterworfen war, bis das Land dauernd unter die Herrschaft der Türken fiel. Die gegenwärtige Bevölkerung der Moldau ist im Verhältniß zur Ausdehnung des Landes sehr spärlich, da sie nicht einmal eine Million beträgt, deren größten Theil Rumunen bilden; die andern sind Griechen, Ungarn, Serben oder Bulgaren. Zigeuner und namentlich Juden. In den Städtchen und besonders in Jassy finden sich viele Deutsche, Franzosen u. s. w., welche hier unter dem Schutze ihrer Consuln sich mit allerlei Beschäftigungen abgeben. In den letzten Jahren suchte sogar eine bedeutende Anzahl polnischer Auswanderer hier eine Unterkunft. Trotz der spärlichen Bevölkerung und der noch in der Wiege liegenden Industrie bereichert sich jetzt unter Leitung des Fürsten Sturdza das Land, namentlich durch einen bedeutenden Handel mit Vieh und Getreide, das von hier nach Oesterreich, Frankreich, England und Italien ausgeführt wird. Die hier allgemein herrschende Religion ist die griechisch nichtunirte. Der in Jassy wohnende Metropolit und die Bischöfe in Huscha und Romanie leiten unter dem griechischen Patriarchen zu Konstantinopel die kirchlichen Verhältnisse; die Geistlichkeit, namentlich die untere, ist im allgemeinen sehr unwissend, und unterscheidet sich nur durch ihren Stand von dem gemeinen Volk. Auf dem Wege traf ich mehrmals moldauische Geistliche nur im Hemde und mit linnenen Beinkleidern, welche barfuß Getreide nach Galatz führten. Im Fall vornehmer Begräbnisse in Jassy kommt gewöhnlich eine bedeutende Anzahl barfüßiger und zerlumpter Personen, die aber doch den Ornat tragen, zu diesen Ceremonien, und schließt sich dem Grabgeleite an; dieß thun sie um eine kleine Gabe, sehr häufig für eine Kerze und ein Tuch, das, nebst einer Kerze, ebenso wie bei den Walachen der Bukowina, bei Begräbnissen getragen wird.

Neben der herrschenden Religion genießen alle andern Glaubensbekenntnisse volle Freiheit, und es finden sich deßhalb auch in der Moldau 48,064 Katholiken, größtentheils in alter Zeit hereingekommene Ungarn, die hier unter der Oberaufsicht des österreichischen Hofs frei leben. In 23 Pfarreien, welche gewöhnlich mehrere, oft über zehn Meilen umfassen, besorgen schon seit alter Zeit die Franciskaner als Missionäre der römischen Propaganda den Gottesdienst in 80 Kirchen und Capellen; ebenso wirken hier einige aus Ungarn für die seit den Zeiten des Ungarkönigs Sigmund (1420) hier angesiedelten Ungarn hergesendete Capläne. Ueber ihnen stehen vier bischöfliche Vicarien, und über diesen der in Jassy wohnende geistliche Vicar und Visitator.

Nachdem wir und einige Zeit auf dem moldauischen Zollamt in dem anstoßenden elenden Städtchen Michailenl aufgehalten, ritten wir auf der schönen breiten Straße fort, an der, wie man nicht umhin kann rühmend anzuerkennen, gegen 500 kleine Häuschen oder Aschardaks errichtet sind, wo Wächter über die Sicherheit der Reisenden wachen. Es ist dieß das Werk des regierenden Fürsten Sturdza, dem das Land manche heilsame Verbesserungen dankt. Unser Weg führte uns durch eine fortlaufende Ebene, auf der hie und da Dörfchen verstreut waren. Nachdem wir an dem elenden Städtchen Butschatsch vorüber waren, begann der Weg bedeutend zu steigen, und von der Höhe herab zog das reizende Dorf Kalinestie mit einer schönen Kirche und einem in gutem orientalischem Geschmack gebauten Palast unsere Aufmerksamkeit auf sich. Obwohl wir noch ziemlich weit entfernt waren, konnte man doch schon die Bewegung und das Gedränge bei um einige Zelte versammelten Volkes unterscheiden; es war dieß eine Hochzeit von Zigeunern, diesen europäischen Bedu inen, welche unter freiem Himmel ein Hochzeitsfest ausrichteten und eine bedeutende Zahl der Bewohner des Dorfes angelockt hatten. Man hat Mühe sich einen Begriff von dem Bilde zu machen, das diese buntschecigte Menge unsern Augen darbot. Auf einer Seite standen schmutzige elende Hütten, neben ihnen loderten an der Erde angemachte Feuer auf, Zigeunerinnen, schwarz wie Erde, brennende Pfeifen mit kurzen Rohren im Munde, bereiteten für die Hochzeitgäste allerlei Gerichte, und daneben tummelten sich halbnackte, von der Sonnengluth verbrannte Kinder lustig mit den Hunden herum. Auf der andern Seite drehten sich in weitem Kreise und in verschiedenfarbigen Gewändern munntere Jünglinge und Mädchen, und stampften bei einer gellenden Zigeunermusik den Nationaltanz, Dfok Arkan, dem die ernsten, in einiger Entfernung sitzenden Matronen zuschauten. Der die Ordnung aufrecht erhaltende Valubaschi [1] in Scharlachhosen und mit dem Fez auf dem Kopf schlug zum Tact mit der mächtigen Peitsche und vollendete dieß merkwürdige Bild. Solche nomadisirende oder vielmehr herumstreifende Zigeuner, die unter der Regierung Alexander des Guten ums Jahr 1400 ins Land gekommen waren, traf ich auf meiner Reise häufig. Man mußte in der That staunen über das große Elend und die große Lustigkeit der Zigeuner, wenn man nicht die Macht übler Gewohnheiten und der Anhänglichkeit an eine übel verstandene Freiheit kennte, welche sie, wie die Araber, gegen alle andern Lebensbedürfnisse gleichgültig macht. Man muß indeß anerkennen, daß manche Bojaren nach dem Beispiel des regierenden Fürsten schon vielen Zigeunerfamilien gewisse Vorrechte gewährt, sie auf ihren Gütern angesiedelt, und in arbeitsame Landbauer umzuwandeln verstanden haben.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus dem Leben in Havana.

Havana, den ....

Meinem Versprechen gemäß mache ich die hiemit einige Mittheilungen über die ersten Eindrücke, die auf einen deutschen Binnenländer die teoplsche Gegend, die Sitten und Gebräuche meines neuen Aufenthaltsortes ausüben, mit Hinweglassung aller politischen Verhältnisse, da solche außerhalb meiner Sphäre und meines Zwecks liegen.

Meine Absicht ist vielmehr, dich mit dem westindischen häuslichen Leben, mit dem Boden, Handel und Producten insoweit bekannt zu machen, als solche in Reisebeschreibungen nicht behandelt zu werden pflegen, so wie dich einige flüchtige Blicke in die Behandlung unserer Negersklaven weisen zu lassen, die etwas über den dritten Theil unserer Bevölkerung ausmachen. Ich unterlasse auch alle weitren Schilderungen meiner Reise von Europa durch den weiten Ocean, und bemerke nur, daß wir endlich am 63ten Tage nach unserer Abfahrt von Europa die hohen Felsenwände der Küste der spanischen Insel Cuba, der ersehnten und größten der Antillen und des kostbarsten Juwels in der spanischen Krone, erblickten, nachdem der hohe Leuchtthurm Havana's uns schon den vorigen Tag sichtbar gewesen war, dem wir zum Gruße der, wenn nicht uns Passagiere, so doch das Fahrzeug mit Ungeduld erwartenden Habanaer unsere dreifarbige Flagge aufsteckten.

Die Einsörmigkeit einer Seereise wendet von Scheitl zu Scheitl mehr verdeckt durch die zu unserer Linken sichtbaren kleinen Ortschaf-

[1] Die Zigeuner in der Moldau sind in Zelte, d. h. in Gemeinden aus etwa 50 Familien getheilt, und jede solcher Zelt hat seinen Valubaschi (Oberhaupt), welcher von der Regierung ernannt ist, und die Streitigkeiten unter seinen Stammgenossen schlichtet.

ten Cuba's, vornehmlich Jaruco, Santa-Cruz, und die hohen Gebirge in der Nähe von Matanzas. Mit Blitzesschnelle näherten wir uns dem durch die Natur so sehr begünstigten Hafen der großen See- und Handelsstadt Havana, der in früheren Jahren schon der schönste, und für die unter seinem Schutze befindlichen Kriegs- und Handelsschiffe der sicherste von ganz Amerika war, seit Erbauung der mächtigen Festungen Morro und Cabañas mit ihren starken Batterien, auch der festeste geworden ist, und wenn seit den Fortschritten der neuesten Zeit in der Marine-Artillerie noch eine uneinnehmbare Festung bestehen kann, vielleicht den festesten Häfen Europa's, einem Malta sowohl als einem Gibraltar, die Stange zu bieten vermag. Es ist dieß auch die Festung für politische und militärische Verbrechen, und hat einen starken Contrevarten an dem ihm gerade gegenüberliegenden Fort (fuerte de la Punta), beide auf hohen Naturfelsen erbaut, und so dem Ungestüme des Meeres trotzend. Durch diese so günstige Lage, die den Eingang des Hafens so sehr beengt, daß die auf den beiden Festungen stationirenden spanischen Soldaten einander die Parole zurufen können, sind auch die unter ihrer Protection stehenden Schiffe vor den heftigen Nordstürmen geschirmt, die jährlich unsere Insel, namentlich im October und November heimzusuchen pflegen, und eine so große Plage für die Schifffahrt als ein Asylum für mich schwindsüchtige Insulaner sind, insferne sie die Miasmen der Luft vertreiben, die sich in den brennend heißen Sommermonaten namentlich da einnisten, wo die Sümpfe noch nicht gehörig ausgetrocknet wurden. Der Hafen bildet einen Halbkreisel und faßt über 1000 Kriegsschiffe; hiebei muß ich noch meine Verwunderung darüber ausdrücken, daß Spanien, das alte Castilien, seine Zustimmung dazu gibt, einen englischen Ponton inmitten seines Hafens zu dulden, und dieß hart an den Kanonen von Cabañas. Sein Zweck, sey es angedicht oder in Wahrheit, ist die Einfuhr von neuen Negersklaven aus Afrika zu verhüten; es ist kaum zu glauben, daß eine solche öffentliche Polizei einer fremden Macht in fremdem Lande, anderswo, weder in den französischen Antillen, noch viel weniger in den nordamerikanischen Staaten, so ungestraft hingehen würde.

Nun kamen die Aerzte der Sanitäts-Commission, um sich nach unserem Gesundheitszustande zu erkundigen; zwei Quarantän-Beamte, um den Schmuggel ans Land zu verhüten, welch' letztere übrigens sünfe auch gerade seyn ließen; Schaaren von Bootsleuten, frische westindische Früchte anbietend, Ananas, Bananen, Orangen, Mangos, Kanonales, Anonen, Mameys, Melonen, Feigen u. a.; eine Abtheilung Wißbegier riger, nach europäischen Journalen und Briefen fragend und uns Havana-Cigarren anbietend, die wir besser wundeten als alle die ich je in Europa getauscht, und endlich, wie überall, so auch hier eine Zahl lästiger Lohndienenten, Karten in ihre Hotels offeriernd. Nachdem alles dieß vorüber, nahm ich, mit selbst als Cicerone dienend, mein in Paris in Eile noch aufgepacktes Spanisch zur Hülfe, und vertraute mich zum erstenmale einem Spanier an in der Person eines der in Masse den Hafen durchkreuzenden Bootsleute, der mich in seinen nichlich eingerichteten Kahn, mit Teppich belegt und farbig bemalt in Art einer venetianischen Gondel, aufnahm, und mich glücklich ans Land brachte. Zu sehr mit Staunen und Bewunderu beschäftigt, hatte ich kaum Zeit an die am Lande noch weit sühlbarere Hitze zu denken, die mir um so lästiger hätte werden sollen, als ich noch nicht mit Kleidern versehen war, wie sie ein hiesiger Himmel erfordert.

Einen sonderbaren Eindruck machten auf mich die einstöckigen, niedrigen Häuser, meist rosa, hellblau oder gelb, oder auch in allen drei Farben zumal bestrichen, die Dächer meist platt und zur Promenade bestimmt, im allgemeinen die Architektur durchaus keiner Schule, sondern der Laune des Besitzers angehörig, die Fenster alle ungewöhnlich hoch und breit, manche 12—15 Fuß hoch, die an die Decke des Hauses reichend, und abwärts kaum 1 Fuß vom Boden entfernt; alle mit starken eisernen Gittern versehen, die den Häusern den Anschein von Gefängnissen geben; Glasfenster und Vorhänge gar keine oder höchst selten; Kamine unbekannt, da natürlich kein Ofen erfriert, und in den Küchen, so wie in den Zimmern alles offen steht, der Rauch also von allen Seiten einen Ausweg findet; die Hausthüren wo möglich noch größer als die Gitterfenster, die, so wie die letzteren, Morgens und Abends stets offen stehen und nur den Tag über wegen der Sonnenhitze hermetisch verschlossen sind, so daß man also Abends bei einer Promenade in den gut beleuchteten Straßen Havana's und bei den noch heller beleuchteten Salons der Häuser mit einem Blicke das Innere eines Hauses übersehen kann, und also bis 10 Uhr Abends, wo plötzlich alles Leben aufhört, die größte Oeffentlichkeit in den Familien herrscht, und nicht nur die kleinste Handlung beobachtet, sondern auch eine ganze Unterhaltung mit angehört werden kann. Dieß sind die Häuser für die Bourgeois und einen Theil der Aristokraten; die reicheren Leute oder bewohnen meist Häuser mit zwei Stagen, die übrigens größeren Theile erst der neueren Zeit angehören, und wo rings um das Haus ein Balcon von Stein, bei Aermern von Holz angebracht ist. Man stößt auf einzelne recht hübsche Häuser, aber besser Paläste, wie ich sie kaum in den größten Städten Europa's gesehen: aber welcher Absprung von diesen Gebäuden mit den geräumigen Hallen, den Treppen von Marmor, den glänzenden Kronleuchtern und dann den Straßen, in denen sie sich befinden. Letztere sind alle gleich eng, gleich schlecht oder gar nicht unterhalten, und seine einzige gepflastert.

Die Abender bringt man meist auf der inmitten der Stadt befindlichen Plaza de Armas (Arsenal-Platz) zu, einem freien Platze, umgeben von dem Palaste des Gouverneurs und vice-königlichen Balcons von Cuba, und dem Palaste des zweit höchsten Beamten, General-Intendanten, Grafen von Villanueva; der Platz selbst, in dessen Mitte die Marmorstatue von Ferdinand VII steht, bepflanzt mit majestätischen Palmbäumen, geschmückt mit Fontänen und wohlriechenden Pflanzen, dient jeden Abend, Sommer und Winter, zu einem der sashionablesten Spaziergänge der gebildeteren Classe, und bietet jeden Abend ein Gratis-Concert im Freien mit gut besetzter Militärmusik. Das schöne Geschlecht, mit dem ich den Anfang zu machen habe, geht in der gewöhnlichen üppigen Kleidung, wie man sie zu jeder Tageszeit sieht, und was mich im ersten Augenblicke glauben machte, es sey ganz Havana mit der Vorbereitung zu einem großen Festballe begriffen. Man stelle sich nur bei einer lebhaften Promenade eine dieser reizenden Creolinnen vor, die sehr häufig im 11ten Jahre schon völlig körperlich ausgebildet sind, und von denen manche im 12ten oder 13ten den Trost hat, Mütterchen genannt zu werden, mit ihren prachtwarzen dicken, aber nicht sehr langen Haaren, den feurigen, schwarzen Augen, den schmachtenden, die Leidenschaft verbergenden Blicken, der graziösen Figur und Haltung, dem kleinen, stets in weißen Atlaß gehüllten Fuße, nicht den rothen Wangen einer Europäerin, noch den blassen Backen einer Amerikanerin, sondern dem interessanten, fleeovmen dunklen Teint, und zu diesem allem die allgemein getragenen, weißen, leichten Glaceleider, die den hübschen Nacken und Hals stets hinlänglich zur Bewunderung freilassen, da Shawls u. s. w. nicht zur Promenade getragen werden; an dem Busen in einer Brosche oft einen lebenden Kreisein tragend, einen sogenannten Brillantfäfer (cocuyo) mit seinem leuchtenden Glanze; den Kopf stets unbedeckt, da Hauben oder Hüte von Creolinnen nicht gebraucht, und nur von durchreisenden Fremden getragen werden; die hübschen Arme gleichfalls stets bloß, und Handschuhe als unnöthig, wo nicht verpönt, so doch wenig benützt. Dieß ist die Kleidung der jüngsten sowohl als der ältesten Damen, die sich, namentlich die ersteren, so reizend dabei auszuhehmen. Was die graziöse Figur aber anbelangt, so ist solche in der Regel nur bei jungen Damen anzutreffen, denn es schreint eine Caprice der hiesigen Klima zu seyn, daß verheurathete Damen nicht nur, wie überall, eine temporäre Corpulenz bekommen, sondern meist von einem Jahre zum andern unsörmlicher und corpulenter werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die einheimische Bevölkerung auf den Sandwichinseln schrint noch immer im Abnehmen und nicht ihren Verfall aufhalten zu können. Die Geburts- und Todtenlisten des vorigen Jahres sind zwar nicht sehr genau, führen aber doch nur 2424 Geburten und dagegen 5792 Todesfälle auf. (Shipp. Gaz. 25 August.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 211. 2 September 1852.

Australien.

England ist gegenwärtig mit seinen australischen Colonien in keiner geringen Verlegenheit, und wenn irgendwo, so zeigt es sich hier wiederum, daß man geringe Verlegenheiten nicht scheuen muß, wenn es gilt größere zu vermeiden. Seit mehr als zwanzig Jahren dringt man in die englische Regierung, die Auswanderungsangelegenheit zur National- und Regierungssache zu machen, und nie hat man hören wollen; man scheute vor den Kosten und Verlegenheiten zurück, und jetzt kommt eine Verlegenheit um die andere und zwar der Art, daß sie alle in sehr kurzer Zeit auf einmal gelöst werden müssen. Der einfache Gedanke des Vorschlags war, daß eine regelmäßige gut geleitete Auswanderung nach den Colonien ziehen solle, welche daselbst den Boden baue, und nicht nur sich selbst dadurch eine gute Unterkunft verschaffe, sondern auch Englands überwuchernder Gewerbsthätigkeit einen Abzug. Dabei kamen die Colonisten in Australien seit einer Reihe von Jahren mit der Forderung, daß man ihnen die Verbrecherbevölkerung abnehme, wenigstens sie nicht durch fernere Zusendung von Verbrechern noch vermehre. Dieser Wunsch war um so dringender, als die Masse von Verbrechern, welche in Australien sich bereits befand, den Zufluß besserer Colonisten abhielt, um nicht mit den Verbrechern in Berührung und in der öffentlichen Meinung mit ihnen in Eine Classe geworfen zu werden. Allerdings ist die Regierung hinsichtlich dieses letztern Wunsches insoferne zu entschuldigen, als geraume Zeit hindurch die Colonien selbst um Zusendung von Verbrechern gebeten hatten, weil es ihnen außerdem an Arbeitern gefehlt hätte. Aber was zu viel ist, ist zu viel. Seit etwa sechs Jahren hat man Neusüdwales die Verbrecher nicht mehr zugesendet, desto mehr aber wurde Vandiemenslandd überfüllt, so daß dort jetzt die Verbrecherbevölkerung die ehrliche oder für ehrlich geltende übersteigt, und man die Constabler, d. h. einen großen Theil der Polizei aus halb oder wenigstens vermeintlich gebesserten Verbrechern zusammensetzte. Als es gar zu arg wurde, wollte man das Cap mit Verbrechern bedenken, aber die Capcolonisten haben sich bekanntlich durch einen energischen Widerstand der verdächtigen Gabe erwehrt, und inzwischen verurtheilte man in England fortwährend zur Deportation. Graf Grey zeigte in dieser Angelegenheit eine außerordentliche Hartnäckigkeit; nachdem er zu seiner Beschämung endlich dem hartnäckigen Widerstand der Capcolonisten nachgeben mußte, gingen die Sendungen nach Vandiemensland wieder an, und endlich wollte man einen im Norden von Sydney gelegenen Distrikt, den um die Moreton Bay, von der Colonie Neusüdwales abtrennen und in eine Verbrechercolonie umwandeln. Jetzt griff der Widerstand um sich, denn man erwog ganz richtig, daß eine Verbrechercolonie an der Moreton Bay in solcher Nähe von Sydney sey, daß es einen geringen Unterschied mache, ob sie da oder dorthin geschickt würden. Eine seit Jahren schon bestehende Anti-Transportation-League trat jetzt entschiedener auf, und am Anfang Aprills als man von der Entlassung des Russell-Cabinets, also auch von der Entfernung Lord Grey's, noch keine Kunde haben konnte, trat eine von den angesehensten Männern der Colonie berufene Versammlung zusammen, welche sich in sehr ernstlicher Weise gegen fernere Verbrechereinführung erklärte, und den Widerstand aller australischen Colonien gegen dieselben organisirte. Es fielen sehr heftige Reden, in denen ohne Umstände mit Losreißung der Colonien von der englischen Herrschaft gedroht wurde. Dieß ist nun natürlich eine Uebertreibung, denn diese Colonien haben England so nöthig und nöthiger als England dieser Colonien, es kann aber von der Entschlossenheit zeugen, mit welcher man zu Werke ging. Der Zweck ist klar und bestimmt, die australischen Colonien wollen künftig keine Verbrechercolonien mehr seyn, und wenn das Deportationssystem ein Theil der Criminalgesetzgebung Englands bleiben soll, so muß man sich nach andern Orten umsehen, wohin die Verbrecher gebracht werden. Bekanntlich hat man auch schon Entdeckungsfahrten angestellt, und unter anderm die Augen auf den Archipel der Carolinen geheftet, aber dann kostet es England jedenfalls die Anlegung einer neuen Colonie.

Mitten in diese Bewegung hinein ist nun die Nothwendigkeit einer größern Auswanderung nach Australien gefallen, theils um die Goldausbeute fortzusetzen, theils und noch mehr um die Schäferein im Gang zu erhalten. Man kann rechnen, daß seit drei Monaten bereits 50,000 Menschen nach Australien abgegangen sind, keine Verbrecher, sondern Arbeiter für die Minen und die Schäferein. Man hat bekanntlich berechnet, daß bis Ende des Jahres etwa 200,000 Menschen nach Australien abgegangen seyn werden; schlägt man nun die jetzige weiße Bevölkerung Australiens auf eine halbe Million Menschen an, so zeigt sich gleich, welch einen außerordentlichen Umschwung in alle Verhältnisse ein solcher Zufluß bringen muß. Kein Zweifel, daß derselbe mit der Zeit sehr wohlthätig wirken und die Verbrecherbevölkerung nebst ihren zum Theil nicht viel bessern Nachkömmlingen in den Hintergrund drängen wird, allein fürs erste wird die Verwirrung ziemlich groß seyn, und namentlich die Minenarbeiter werden am wenigsten geneigt seyn Verbrecher unter sich zu dulden. Ein blechen Lynchjustiz wird unvermeidlich seyn, da die Regierungspolizei in dem zusammengewürfelten Menschenhaufen zu schwach ist. Die Regierung selbst muß jetzt, schon

um die Schifferein zu retten, die Auswanderung aus allen Kräften fördern, um was sie seit zwanzig Jahren vergeblich angegangen haben. Eine gewisse Unabhängigkeit Australiens, freilich keine solche, die mindest eines Kriegs durchgesetzt wird, ist jetzt unvermeidlich, und der Streit über die Deportation wird das Schibsoseth werden: es sind vor kurzem drei oder vier Verbrecherschiffe nach Australien abgegangen, und einige andere rüsten sich zur Abfahrt. Nach den Neuseeuungen, die in dem Anfang Aprils abgehaltenen Meeting gefallen sind, ist es sehr wahrscheinlich, daß man sie ihre Fracht nicht ans Land setzen läßt, und das Beispiel vom Cap ist da, um zu zeigen wie man die Regierung zwingen kann. Die Gesammtmasse der jetzigen Auswanderer nach Australien muß, um ihrer eigenen Sicherheit und ihres künftigen Wohls willen, [1] auf Seite der Colonisten gegen die Verbrechereinwanderung seyn. Die Vermehrung und Verlegenheit ist nicht gering, und alles dieß hauptsächlich darum, weil man die seit so langer Zeit andauernden Bitten und Forderungen außer Acht ließ. Das Verhältniß zu den australischen Colonien tritt durch die Goldentdeckung und das gezwungene Aufgeben der Verbrechereroloniftrung in eine ganz neue Phase, die manches Interessante darbieten wird, und überhaupt wird das ganze Verhältniß zu den fremden Welttheilen in Folge des Freihandels, der Goldentdeckung und der dadurch ungeheuer gesteigerten Auswanderung in ein ganz neues Stadium der Entwicklung treten.

Sechs Wochen im Orient.

1. Bukowina und Moldau.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir an einer Reihe kleiner mit Wald bedeckter Hügel vorüber waren, hielten wir auf dem höchsten Gipfel einer Anhöhe, von der sich den Augen eine mehrere Meilen große Fläche darbot, die in andern Jahren wegen ihres guten Bodens zweifäßig üppig und reich an Früchten dasteht, zur Zeit meiner Reise aber wegen der außerordentlichen Hitze und Trockenheit nur einen trübseligen Anblick bot. In dem Hintergrunde dämmerte mit ihren auftragenden Thürmchen die sechs Meilen von der Bukowinaer Gränze gelegene Stadt Bottoschany, wohin wir eilten, um dort unser Nachtlager zu halten. Diese Stadt ist eine der größten nach Jaffy, liegt in einer weiten Ebene, hat 10,000 E., meistens Walachen und Armenier, und einige tausend meist hölzerne, in orientalischem Geschmack großentheilz zierlich gebaute Häuschen, aber auch arme Hütten, in denen ich statt der Glasscheiben häufig Blasen mit Glasstücken in der Mitte ausgespannt sah. Die größte Zierde dieser Stadt sind ohne Zweifel die griechischen Kirchen, die in orientalischem Styl mit hübschen blechgedeckten Thürmchen aufgeführt sind, deren ich über ein Dutzend zählte. Als ich die verschiedenen Theile der Stadt besichtigte, sah ich zu meinem großen Vergnügen auch ein katholisches Kirchlein, das ein Jahr zuvor auf einer hübschen Anhöhe begonnen wurde, und zur Zeit meiner Ankunft nahezu vollendet war. Dieß dankt man dem unermüdlichen Eifer des Franciskaner-Missionärs Dornseifer, der, um die geistlichen Bedürfnisse der hier wohnenden Katholiken zu befriedigen, im Vertrauen auf Gott mitten in einem scharfen Winter durch Galizien nach Wien reiste, um die nöthigen Unterstützungen zu sammeln. Gott segnete seine eifrigen Bemühungen und im Laufe von zwei Jahren errichtete er das Gotteshaus, zu dem die ungarischen Bischöfe den fehlenden Rest zuschossen, so daß jetzt Bottoschany eine der schönsten katholischen Kirche der Moldau besitzt. Eine unaussprechliche Freude strahlte in den Augen des ehrwürdigen Caplans, als er mich aus einer ärmlichen, in einem grobhölzichen Privathause befindlichen Capelle nach dem neuerrichteten schönen Gotteshaus geleitete. Die katholische Mission in Bottoschany wurde erst seit kurzem errichtet, vorher kam nur einigemal im Jahr ein katholischer Missionär, um die geistlichen Functionen für die 4—500 Mitglieder zählende Gemeinde zu verrichten. Gut wäre es, wenn hier auch eine Mission für die Katholiken des griechischen Ritus errichtet würde, welche aus Galizien oder der Bukowina hieher kommen, und häufig durch die Aehnlichkeit des Cultus verlockt in geistlichen Angelegenheiten zu den disuniirten Geistlichen und zum Schisma übergehen, und zwar um so mehr als die hiesigen Franciskaner meist Italiener und sonst Fremde sind, welche selten in einer slavischen Sprache sich gehörig auszudrücken vermögen. [1]

Nachdem wir in Bottoschany übernachtet hatten, brachen wir am andern Morgen frühzeitig auf, um in Einem Tage nach Jassy zu gelangen, das noch 13 Meilen entfernt war. Die gepflasterte Straße, auf der wir ritten, führte uns anfangs durch bergige mit Wald bedeckte Gegenden, nach vier oder fünf Meilen aber hörten Berge und Straße auf, und von da ziehen sich fast bis nach Jassy mit geringen Ausnahmen unabsehbare Steppen hin, die von der Sonnengluth ausgetrocknet und mit gelbem Gras bedeckt waren, was einen niederschlagenden Eindruck auf den Wanderer machte. Nur hie und da sieht man, wie verirrt in der weiten Strecke, ein Stück Feld mit Papuschoi oder Mais, und in den Niederungen grünende Waffermelonengärten, welche Serben oder Lipowanern gehören, die sie den Vorüberreisenden um mäßigen Preis verkaufen. Es ist dieß für Reisende eine nicht geringe Wohlthat in diesen öden Gegenden, wo man bei der unerträglichen Hitze fast einen halben Tag gehen kann, ohne einen Tropfen Waffer zu finden. Schon hatten wir einen bedeutenden Theil des Wegs in den Steppen zurückgelegt, als hinter und sich etwas wie eine graue Wolke zeigte, ein dichter Staubnebel, der, wie durch einen starken Wind getrieben, rasch sich näherte und wie ein Sturmwind dann an uns vorüberfloß. Es war dieß die moldauische, durch ihre Schnelligkeit berühmte Post die ich hier zum erstenmal sah. Es machte einen unangenehmen Eindruck auf mich, als ich zwölf zu zwei und zwei angespannte galoppirende Pferde sah, welche unter den häufigen Streichen der walachischen Fandz [2] ihre letzten Kräfte aufboten, und die bedeckte, mit einem moldauischen Beamten besetzte Droschke fortzogen, die bald auf die eine, bald auf die andere Seite geneigt, kaum die Erde berührte. In einem so rasenden Laufe legen die Pferde, eben so wie in Rußland, die ganze Poststation zurück; die Gesellschaft gegen Thieräußerei hätte hier ein weites Feld vor sich. Ich hatte viel von der moldauischen Post gehört, aber den Berichten keinen Glauben geschenkt, bis ich sie selbst sah. Wie mir Augenzeugen versicherten, passtes es manchmal, daß wenn in der gewaltigen Eile ein Pferd stürzt, die Postillionen es sogleich aus dem Gespann losschirren und ohne den mindesten Aufenthalt weiter eilen. Wer keinen eigenen Wagen hat, muß sich eines klei-

[1] Am 9 April wurde in der Nähe von Port Phillipp ein Schiff, das 8000 Unzen Gold geladen hatte, von einigen zwanzig Räubern völlig geplündert. Allem Anschein nach waren es entwichte Verbrecher aus Vandiemensland

[1] Um die geistlichen Bedürfnisse der in der Moldau wohnenden Slaven zu befriedigen, schickt auch jetzt der Provinzial der Franciskaner aus dem Convent zu Lemberg Capläne nach der Moldau.

[2] Fandy i Puhy sind die ungeheure schwere Peitsche und der Steck, wie die Moldauer sie gebrauchen.

nen, niedrigen, wie in Rußland ganz aus Holz gebauten Fuhrwerks bedienen; es sind deßhalb Fälle vorgekommen, daß einer in dem schnellen Laufe der Karuze — so nennt man die walachischen Wagen — herausfiel und ohne weiteres auf dem Wege liegen blieb. Ich sprach mit einem solchen, der aus dem Wagen fiel und eine Viertelmeile zurücklief, ehe die Postilione den Unfall bemerkten. Es ist deßhalb nicht zu verwundern, daß einige Reisende zu ihrer Sicherheit blind geladene Pistolen mitnehmen, um in einem Unfall durch den Knall des Gewehrs den fortreitenden Führer aufzuhalten. Solche Posten traf ich auf meiner Weiterreise durch die Moldau häufig, und ihr Anblick weckte stets ein schmerzliches Mitleid mit den armen Thieren. Seit einiger Zeit wurde für die Bequemlichkeit der Reisenden ein Omnibus für acht Personen eingerichtet, welcher zweimal in der Woche von Jassy über Botoschany, wo er sich einen ganzen Tag aufhält, nach der Gränze der Bukowina geht, und von Jassy nach Botoschany etwa acht Zwanziger kostet. Auf jeder Poststation spannt man acht rasche Pferde an, welche in gewöhnlicher Weise raschen Laufes fortellen.

Unsere Reise wurde gegen Mittag über alle Beschreibung **mühselig**. Es war gerade in der Zeit der heftigsten Hitze, wo wegen der anhaltenden Trockenheit alle Vegetation abgestorben war. Nur hie und da starrten in der unfruchtbaren, wasserlosen Steppe gehogene Weiden hervor, welche das Bett eines ausgetrockneten Wasserlaufs bezeichneten. Auch kein Wind regte sich, nur hie und da erhob sich ein brennender Luftzug, der unsere verbrannten Gesichter mit einem brennenden Staub bedeckte. Von einem schmerzlichen Gefühl ergriffen betrachtete ich die auf unabsehbarem Raum erstorbene Natur. Doch nicht mehr allzu lange ritten wir in dieser Wüste voll brennender Asche. Nachdem wir zu Kietruschkii in einem gemauerten, ganz ordentlichen Han, der mir in diesen Steppen wie das üppigste Hotel erschien, ausgeruht hatten, erreichten wir gegen Abend Jassy, das die moldauischen Bojaren, wie ich selbst hörte, Klein-Paris nennen, zum Theil mit Recht, denn was Ueppigkeit und Verdorbenheit anbetrifft, kann man es allerdings so nennen.[1]

Diese Hauptstadt, welche Sobieski ohne Erfolg belagerte, liegt an dem kleinen Bache Bachtha längs eines unbedeutenden gegen Süden gerichteten Bergabhangs; deßhalb ist sie der ganzen Gluth der südlichen Sonne ausgesetzt, welche im Sommer und selbst noch im Spätherbst so unerträglich ist, daß man um Mittag kaum auf der Straße sich zeigen kann, und manchmal ist sogar bei Nacht, wie ich dies selbst bezeugen kann, das Athmen schwer. Wenn man sich auf die gegenüberliegende Anhöhe stellt, auf der üppige Weingärten liegen, so kann man die ganze ausgedehnte Hauptstadt der Moldau sehr leicht übersehen, von der Vorstadt Bataraich, die sich an den kleinen Teich und den Sokol anlehnt, angefangen bis zu der Vorstadt Prokurari, durch welche ich herein kam. Zu ihren Besonderheiten zählen, ebenso wie in Botoschany, etlich und achtzig größtentheils sehr hübsche in griechischem Styl aufgeführte Kirchen, unter denen sich die walachische Kathedrale mit ihren ungeheuren Thürmen auszeichnet. Dieser Bau wurde vor kurzem mit großen Kosten hergestellt, durch einen unglücklichen Irrthum im Bau aber droht er den Einsturz, und muß deßhalb geschlossen werden. Unter den prächtigen öffentlichen Bauten ist einer besondern Erwähnung werth das im südlichen Theile der Stadt in einem Halbkreis erbaute ehemals feste Schloß, das die Türken bei ihrem letzten Einfall verbrannten; jetzt ist es die stolze Behausung des Divans oder das Gubernialgebäude. Gleiche Beachtung verdient das auf dem gegenüberliegenden Hügel aufgeführte Schloß Mystianli's; im Umkreise dieses Schlosses erhoben sich auf Piken die Köpfe der Türken, welche die Walachen beim Einfall Mystianli's in die Moldau in der Stadt ermordet hatten. Zur Verschönerung dieser letztern tragen die prächtigen Wohnungen der fremden Consuln, deren verschiedenfarbige Flaggen im Winde flattern, nicht wenig bei. Außerdem gibt es in Jassy eine Menge prächtiger Häuser der bedeutendsten Bojaren, welche größtentheils französische Sitten angenommen haben, ihre Bestzungen wie in der Verdörung liegen lassen und in großem Pomp in der Hauptstadt leben. Schade nur, daß die Straßen nach türkischer Sitte größtentheils krumm und eng sind; es gibt nicht einmal einen Markt in der Stadt. In wissenschaftlicher Beziehung findet sich bei der hiesigen Akademie außer andern Sammlungen ein sehr schönes Naturaliencabinet, welches mit dem Pariser Museum in ununterbrochenem Verkehr steht; ebenso eine Münzsammlung, in der viele polnische Münzen sich befinden, welche man im J. 1845 in dem Dorfe Slinka, in der Nähe von Jassy, etwa 9000 an der Zahl, theils Kupfer-, theils Silbermünzen, ausgrub. Nicht wenig zieren auch die Stadt die auf dem gegenüber liegenden Hügel liegenden grünen Weingärten, wo die reichsten Bojaren ihre Villen haben und der regierende Fürst einen hübschen, in jeder Beziehung lebenswerthen Sommerpalast mit einem prächtigen Garten und Thiergehöge besitzt.

(Schluß folgt.)

Die Stadt Tomsk

hatte im Anfang des Jahres 1847 eine Bevölkerung von 13,593 Seelen, worunter 7588 Männer und nur 6005 weiblichen Geschlechts. Dieser Unterschied ergibt sich leicht, wenn man erwägt, welche Erwerbsquellen die Stadt hat. Durch diese läuft die Poststraße aus dem Innern Rußlands nach Ostsibirien; dieß ist die große Handelsstraße, welche nach Kiachta führt. Die Straße nach der Bergstadt Barnaul und den übrigen Städten ist ein Zweig der großen Handelsstraße. Gegen Norden ist die Stadt mit dem Narym gleichfalls durch eine Landstraße verbunden, und mit Tobolsk und Tjumen verkehrt sie zu Wasser auf dem Tom, Ob und Irtysch. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist deßhalb die Frachtfahrt zu Wasser und zu Lande, und wenn man die Gotsucher ausnimmt, die schon ihre Arbeiter meist aus dem umliegenden Lande nehmen, so theilt sich die Stadt beinahe in Spediteure und Fuhrleute. Namentlich besorgen sie den Transport des Thees, und schließen zu dem Ende ihre Verträge theils in Kiachta selbst, theils in Irkutsk ab. Auch ihre Schiffahrt dehnt sich sehr weit, nämlich auf mehr als 3000 Werste aus, und bereits hat es der Mühe verlohnt Dampfschiffe zu erbauen und sie als Bugsirschiffe zu benützen. Die Landfracht trägt ihnen nach einer ziemlich genauen Berechnung über 1,100,000 R. S. ein. Es sind über 80 Frachtfuhrleute, die durchschnittlich mehr als 50 Pferde im Besitz haben, ihr Geschäft geht also ziemlich ins Großartige. Einen Begriff von der Zunahme der Bevölkerung Sibiriens kann man sich aus dem Umstand wachen, daß in dem Gefängniß daselbst jährlich 6000 Arrestanten auf ihrem Durchzug untergebracht werden.

Skizzen aus dem Leben in Havana.

(Fortsetzung.)

Die Kleidung scheint von großer Einfachheit zu seyn, die bei näherer Betrachtung nicht immer anzutreffen ist, denn Brillant- und sonstige

[1] Es bewiesen dieß unter anderm die nur allzu häufigen Ehescheidungen, welche besonders in den letzten Jahren unter den Bojaren so allgemein wurden, daß der regierende Fürst selbst sich dazwischen legen und auf der Landesversammlung im J. 1847 dahin wirken mußte, sie mindestens zu beschränken.

Inwieweit schmeckt wohl kaum in den aristokratischen Salons in Europa so häufig, als hier bei gewöhnlichen Soiréen (Cercles) und sashionablen Promenaden. Man kann nicht gerade sagen, daß die Creolinnen an Schönheit die Europäerinnen übertreffen, aber so viel ist gewiß, daß sie schöner und reigender scheinen durch ihr ungenirtes, freies und dennoch decheidenes Benehmen, ihre reigende, wollüstige Kleidung, die lieblichen, niemals an eine Arbeit gewöhnten Händchen, und eine, nur diesen Naturkindern eigene, ungezwungene, graziöse Haltung. Man sucht unter den Schönen unserer Insel vergebens den oft besungenen Esprit einer Pariserin, aber findet bei ihnen die pikante Grazie einer Spanierin, das angenehme laisser aller, das dolce far niente einer Italienerin, die Heftigkeit, das schnelle Reden, den Enthusiasmus, die Gesticulationen einer Mexicanerin, und im allgemeinen auch die Sittsamkeit einer Deutschen. Am meisten Gelegenheit, sie, so wie den Luxus der Stadt im allgemeinen, zu bewundern, findet man des Abends bei Untergang der Sonne auf den öffentlichen Promenaden (paseos) außerhalb der Stadt, wo eine Volante hinter der anderen ist, und jede an Luxus mit der anderen wetteifert; diese Volantes sind nur zu zwei Personen eingerichtet, der Kasten auf Springfedern angebracht, die beim Fahren eine solche Bewegung verursachen, daß eine gute Natur dazu gehört, um zum Schlafen Neigung zu bekommen; die zwei Räder sind hinter dem Wagen und höher als der Kasten selbst, 6—7 Schuh. Was bei gewöhnlichen Gefährten von Eisen zu seyn pflegt, ist hier weiß Silber, so wie auch das Geschirr der Pferde und Maulthiere, und es ist nichts Ungewöhnliches, für einen solchen Wagen 50 Unzen Gold (etwa 2000 Gulden) zu bezahlen. Der Coleseo (Kutscher) ist immer ein Neger, auf dem Pferde selbst sitzend, und gekleidet wie Postschinell, mit hohen Reitstiefeln, silbernen Schnallen, weißen Hosen, blauer oder rother gestickter Jacke und dreieckem Hut. Die Pferde sind entweder klein, unansehnlich, ausdauernd, und kann einheimisch, aber groß, stolz, aber leicht ermüdet, und kann von Nordamerika zu uns gekommen.

In Havana ist es nicht Mode zu Fuße zu gehen, und außer der Masse Privatvolanten, deren manche Familie drei und vier besitzt, existirt noch eine Unzahl von Miethsgefährten. Eine Dame comme il faut kann nie zu Fuß in den Straßen gehen, höchstens Abends, wo es aber auch nicht gut gesehen ist, und manche, der der Hauptzeitgenstand gebricht um sich eine Equipage zu kaufen, ist dann ihren Creolenschicksals dann verurtheilt, stets zu Hause zu bleiben. Das Gehen ist unter Weißen nur für Geschäftsleute gebräuchlich, obgleich sich Europäer im allgemeinen weniger aus dieser Mode machen; jedoch manche Creolenfamilie lebt lieber kümmerlich von Potaten (süßen Kartoffeln) und Reis, und verzichtet Jahrelang auf eine Platte Fleisch, um sich das nöthige zu einer Volante zu ersparen, die man auch sehr häufig als ein Meuble in den großen Mißtenfalons Parade machen sieht in Häusern, wo die Hausfrau, ihr gewöhnlicher Standpunkt, nicht geräumig genug ist. Das Ameublement der Häuser ist ziemlich einfach, und Seide, Sammt, Tapeten und dgl. als nicht für das Klima passend, verpönt, die Betten höchst einfach, und einem neu angekommenen Europäer ungewöhnt und unbequem, obgleich dem Lande ganz angemessen. Sie bestehen aus einer über ein Holzgestell gezogenen Leinwand ohne alle Unterlage, und die Bedeckung gleichfalls aus einem Leinencinche und einer leichten wollenen Decke; Federn, Matratzen u. s. w. kennt man also nicht, dagegen ist das Bett stets hermetisch eingeschlossen von einem Gazehimmel, um den Qualen der Aechzenden kleinen Mücken zu entgehen.

Dagegen ist großer Luxus in Kronleuchtern, Armoiren und namentlich in Stühlen von fein geschliffenem Holze anzutreffen, und es ist nicht selten, in einem Zimmer zwei Dutzend Stühle zu sehen, alle in zwei Reihen sich gegenüberstehend, und meist zum Balancieren eingerichtet. In einem Armstuhle der letzteren Art (butacas genannt), kann sich ein Creole oder eine Creolin einen halben Tag ohne alle Beschäftigung schaukeln, ohne sich zu langweilen, ein Talent, um welches sie übrigens niemand hier beneidet, und das, zum Lobe der oft verkannten Spanier sey es gesagt, namentlich den hiesigen Colalonien auffallen muß, die vielleicht die fleißigsten Gebsammler unter allen hiesigen Europäern sind.

Doch wie sollen sich jene Creolen denn langweilen, da sie ja von Kindheit auf an keine Arbeit gewöhnt sind, sie meist ohne Arbeit im Vollauf zu leben haben, ja der größere Theil ihrer Sklaven den ganzen Tag unbeschäftigt in der Hausflur herumliegt! Die Hauptbeschäftigung des schwächeren Geschlechts besteht im Piano, den Intriguen, dem Tanze und dem Theater. Hiebei muß ich einen kurzen Artikel einschieben, über den schon so manche falsche Gerüchte in Europa gelaufen, wo nämlich geglaubt wird, in Havana, dem reichen Tabaksslande, rauche eine Dame so gut und publik ihre Cigarre auf der Straße als ein Herr. Dieß ist ein Irrthum: eine Dame wird, wenn sie auf gutes Ton steht, hier nie, weder auf der Straße, noch am Fenster rauchen, und diejenigen, die es thun und allerdings vielleicht nirgends zahlreicher, nirgends öffentlicher und mehr protegirt sind als hier zu Lande, werden gewiß nicht die Frechheit haben, sich als Damen auszugeben. Hiebei ist übrigens wohl zu bemerken, daß der größere Theil der wirklichen Damen in Familienkreisen, so wie auch vor Leuten, mit denen sie näher bekannt sind, zu Hause, und auf diese Art bald im Geheimen rauchen, jedoch keine Cigarren (tabacos), sondern was man hier Cigaros nennt, kleine Papierreigarillen, die sie mit einer Grazie zu rauchen wissen, die wirklich anlockt. In ärmeren Familien, der Dasseinsmöglichkeit nach, wie auch bei Reichen im Lande, auf den Plantagen, rauchen meistens alles, Mutter und Töchter, solche Cigaros, und diese auch die und da Cigarren, aber auf der Straße wird sich außer den Negerinnen niemand damit erblicken lassen.

Doch kann man einen anständigen Besuch mit einer brennenden Cigarre machen, oder solche vor einer Dame anzünden. Jede Familie bewohnt in der Regel ein eigenes Haus, und es ist nichts Ungewöhnliches, für ein solches mittlerer Größe und in einer guten Lage, ausmeublirt, 2—3000 Dollars jährlichen Miethzins zu bezahlen, und unter 4 Louisdors monatlich ist kaum in der Stadt ein ordentliches Zimmer zu erhalten. Die Wohnzeiten sind in den Zimmeren durch den Gebrauch verboten, deßhalb leiden wir aber nicht Hunger, sondern bedienen uns der Kühle halber das ganze Jahr über entweder einer geräumigen Hausflur oder einer Säulenhalle, wie solche in manchen Häusern anzutreffen sind. Gasthöfe existiren wenig, und nicht einer, wie in größeren Städten Deutschlands, und wie sie auch in einer Stadt von 140,000 Seelen zu erwarten seyn sollten; die wenigen, die existiren, sind ziemlich theuer, und unter 4—5 Dollars täglich ist nichts ordentliches zu bekommen. Dagegen findet man großen Aufwand an mancher Privattafel, wo oft beim höchsten Adel, der übrigens meistens auf Zucker seine Basis hat, in Einem Saale gespeist und in einem anderen, ebenso brillant decorirten, das Dessert genommen wird, in beiden neue Gesichter von Sklaven zur Bedienung, wovon oft auf jeden Gast ein eigener kommt. Prinz Joinville kann erzählen, wie er hier seiert wurde, und wie ein Havanefer Geld- oder sonstiger Aristokrat so sehr Dandy und Genremand seyn, und so viel Aufwand aufbringen kann, als vielleicht die ersten Familien in dem gepriesenen Paris.

(Fortsetzung folgt.)

Erweiterung des elektischen Telegraphen ins Mittelmeer hinein. Englische Blätter (s. Shipp. Gaz. 27 August) geben nach der Savoye Gazette Nachrichten über beabsichtigte Erweiterungen des Telegraphen, die wohl noch sehr der Bestätigung bedürfen. Der Telegraph, welcher London mit Paris verbindet, wird bald Lyon, Chambery, Turin und Genua erreichen, und soll von der piemontesischen Regierung nach La Spezzia fortgesetzt werden. Von da soll die sardinische Compagnie" die Verbindung nach der Insel Sergena und von da nach Bastia herstellen; die französische Regierung wolle dann die Linie zu Land nach Ajaccio fortführen und nach dem schmalsten Punkt der Straße von Bonifacio, wo eine 14 Kilometer lange Linie auf Kosten der Compagnie eine Verbindung mit Sardinien begründen, und die piemontesische Regierung die Linie nach Cagliari fortsetzen werde. Hr. Bonelli, der Urheber dieser Plane, will aber auch hier noch nicht enden, sondern (wahrscheinlich über Sicilien) die Linie nach Tunis u. s. w. fortführen, wo Frankreich dann westwärts und England ostwärts das übrige thun würden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widermann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 212. 3 September 1852.

Etwas über Finnland.

In diesem Jahr ist abermals eine finnische Stadt abgebrannt, Bjerneborg, die dritte seit Finnland unter russischer Herrschaft steht, denn Abo und Friedrichshoham gingen voran. Der gewöhnliche Bau aus Holz macht, daß entstehende Brände mit großer Schnelligkeit um sich greifen. Abo, die ehemalige Universitätsstadt, ist bereits wieder ganz aufgebaut, und steht hinsichtlich der Schönheit ihres Baues nur Helsingfors nach, welches eine neue Stadt ist, und erst sich so gehoben hat, seit es zur Hauptstadt des Großfürstenthums und zum Sitz der Universität erhoben wurde. Die Stadt ist auch noch fortwährend im Fortschreiten, und wer es seit 12 Jahren nicht gesehen hat, kennt es kaum wieder. Von allen finnischen Städten ist Wasa am meisten in seinem alten Zustande geblieben, und glücklicherweise ist es von keinem Brande heimgesucht worden, aber der Wurm nagt an seinem Daseyn: der Boden, auf dem es steht, hebt sich augenscheinlich, das Meereswasser weicht mehr und mehr zurück, und in demselben Maaße sinkt die Bedeutung des Handels. Die Stadt erweitert sich nicht, es werden keine neuen Häuser gebaut, man begnügt sich die alten so zu erhalten, wie sie sind. Darum sind auch fast sämmtliche Häuser von Holz, mit Brettern nicht horizontal, sondern vertikal verschlagen, und noch wie vor Alters mit einer dunkelrothen Farbe angestrichen, eine Farbe, die auch jetzt noch in den Dörfern bei hölzernen Häusern ganz gewöhnlich ist. — Dörfer nennt man in Finnland meistens nur Gruppen von Bauernhöfen, denn Dörfer nach Art der russischen gibt es sehr wenig, indem hier sich alle Hausbesitzer bemühen ihre Felder möglichst nahe um sich her zu haben. Ungeheure Strecken in Finnland liegen noch ganz öde, und man baut nur an, was leicht anzubauen ist, aber mit jedem Jahr wird neues Land umgebrochen, und namentlich schreitet die Austrocknung von Sümpfen fort. Die Bevölkerung steigt seit einigen Jahrzehnten um je 15 Procent, so daß man eine Verdoppelung in 60 Jahren annehmen kann. (Russ. Journal des Minist. des Innern. Aug.)

Sechs Wochen im Orient.

1. Bukowina und Moldau.

(Schluß.)

Nachdem ich meine Verwandten besucht, und mich auf der österreichischen Agentur gemeldet, begab ich mich zu dem hier wohnenden katholischen Bischof und Missionsvorsand Paul Sardi, einem Mann von ungewöhnlicher Redlichkeit und Milde, der mich freundlich aufnahm und mich versicherte, daß ich auf seine Briefe hin in dem Franciskanerkloster zu Pera eine gastfreie Unterkunft finden würde. Diesem ehrwürdigen Manne verdanke ich es vor allem, daß ich allein ohne Freunde und Bekannte mich auf eine weite und gefahrvolle Reise begeben konnte, indem ich die Zusicherung erhielt, in den ehrwürdigen Caplänen des heil. Franciscus gute Führer zur Besichtigung der (auch jetzt noch) herrlichen Stadt Constantins zu finden. Bischof Paul Sardi ist aus dem Aostathal in Piemont, zählt nahezu 60 Jahre und sein mäßig langer Bart (den hier alle Missionäre tragen), gibt ihm ein ausdrucksvolles Ansehen. Im Jahr 1821 trat er ins Kloster der Franciskaner, und im Jahr 1825 begab er sich als apostolischer Missionär nach Konstantinopel. Dort gewann er sich durch seine Thätigkeit die Zuneigung und Achtung seiner Vorgesetzten und Genossen, sowie des Volkes. Seine unermüdlichen Anstrengungen bewirkten auch, daß nach dem furchtbaren Brande, der am 2 Sept. des Jahres 1831 ganz Pera vernichtete, das den Franciscanern gehörige Kloster des h. Anton, das schwer durch den Brand gelitten hatte, neu aus der Asche erstand. Als er im J. 1829 Provincial des Orients und apostolischer Präfect in Rumelien geworden war, führten ihn Geschäfte nach Rom, wo eben der Priester Tomaggian, der griechische Beichtiger an der Peterskirche, gestorben war; Sardi nahm seine Stelle ein, aber Papst Gregor XVI schickte ihn im Jahr 1843 als Bischof und apostolischen Visitator nach der Moldau. Außer den gewöhnlichen geistlichen Kenntnissen hat dieser gerachtete Prälat noch viele andere, namentlich in den orientalischen Sprachen, weßhalb er auch bei den Diuuiticen in großer Achtung steht. Er lebt von den magern Einkünften eines durch die Propaganda angekauften Dorfes und arbeitet mit apostolischem Eifer an der Verbesserung der alten katholischen Missionen und der Bildung von neuen. Nach dem Bischof besuchte ich auch die andern Missionäre, welche hier kirchliche Verrichtungen haben, und mit Vergnügen fand ich unter ihnen den Priester Zahaczewski, einen Franciskaner aus dem Lemberger Kloster, der zur Aushülfe für die Missionäre nach Jassy geschickt worden war.

Nachdem ich den Rest des Tages mit Besichtigung der Stadt zugebracht hatte, reiste ich am 30 September weiter, begleitet von einem meiner Brüder, den die traurige Nachricht von Verheerungen durch Heuschrecken auf die Reise trieb, welche dieß- und jenseits der Donau in mehrern Strichen der Umgegend von Galacz niedergefallen und unter anderm auch auf den Besitzungen meiner Verwandten großen Schaden angerichtet hatten. Sehr angenehm wurde unsere Reise durch die Begleitung des Major Barzynski, eines Veterans der russischen Armee, der jedoch von polnischen Eltern geboren war; er hatte von Fürst Sturdza den Grad eines Majors der Feuerleute in Jassy erhalten, war

aber bei Gelegenheit eines vor zwei Jahren unter einem unglücklichen Zusammenfluß von Umständen ausgebrochenen Brandes in Jassy seiner Stelle, jedoch mit Belassung eines Theils seiner Pension, enthoben worden, denn in Folge einer sehr genauen Untersuchung über den Ursprung des Feuers, das ein Paar hundert Häuser in Asche verwandelte, und wegen der außerordentlichen Dürre die ganze Stadt mit der größten Gefahr bedrohte, zeigte es sich, daß einige der Feuerleute selbst durch Anlegung von Feuer zur Vergrößerung des Brandes beigetragen hatten. Da einer derselben auf frischer That ertappt wurde, so zog er sich eine furchtbare, so viel ich weiß nur in der Moldau bestehende Strafe zu, die gewöhnlich den Tod zur Folge hat, und die bei dem bloßen Gedanken Schauder erregt. Der zu dieser Strafe Verurtheilte wird beim Vollzug des Urtheils bis auf den Gürtel entblößt und mit geschmolzenem Theer überstrichen; so wird er unter militärischer Wache im Beisein gerichtlicher Beamten so wie eines Arztes auf den Markt gebracht, und von da in langsamem Schritt durch die Hauptstraßen der Stadt geführt. Gerade hinter ihm schreitet der Henker in rothem Rock und Hosen mit einer gewaltigen Hetzpeitsche in der Hand, mit der er dem unglücklichen Opfer von Zeit zu Zeit die durch den Urtheilsspruch bestimmten furchtbaren Hiebe zutheilt. Die um den Körper sich schlingende Peitsche klebt fest am Pech, und wird bei dem gewaltigen Ausholen losgerissen, so daß mit dem Pech auch die Haut und das Fleisch bis auf die Knochen losgelöst werden. Der solchergestalt zerrissene Körper wird neuerdings mit Theer überstrichen, bis die Zahl der zuerkannten Hiebe voll ist, oder der Tod den Qualen ein Ende macht. Leute, die bei der blutigen Scene anwesend waren, erzählten mir, daß dem auf diese Weise gepeitschten Feuermann schon am ersten Tage so sehr die Haut abgerissen war, daß man ihm die Knochen zählen konnte. Als er am andern Tage zum Empfang des Restes der Strafe hinausgeführt wurde, stärkte ihn der Arzt vorwärtsend durch belebende Tropfen, dennoch konnte er in Folge des Blutverlusts und der empfangenen furchtbaren Wunden kaum vorwärts gehen, und als er den 150sten Streich empfangen hatte, fiel er zu Boden und hauchte den Geist aus. Diese furchtbare Strafart zeugt von dem niedrigen Stande der Civilisation in der heutigen Moldau, denn je mehr ein Land an wahrer Aufklärung sich hebt, desto milder werden auch seine Sitten. Doch ich kehre von diesem widerlichen Gegenstand zu meiner Reise zurück.

Jenseits Jassy ritten wir wiederum auf einer schönen, neu gepflasterten Straße mitten zwischen reichen Weingärten und zauberischen Villen auf den Anhöhen, und genossen einer weithin sich entfaltenden Aussicht auf die Hauptstadt der Moldau und ihre Umgebungen. Von da wand sich unser Weg fortwährend durch unabsehbare Wälder, die seit alter Zeit durch Mordthaten und Räubereien berüchtigt waren, denen die Reisenden zum Opfer fielen. Seit der Regierung des gegenwärtigen Fürsten aber sind diese Wälder vollkommen sicher, weil die Räuber größtentheils ausgerottet wurden. Unter vielen Einzelnheiten erzählte uns der Major, wie er in den ersten Jahren der Regierung des Fürsten Sturdza, als er nach der Stadt Roman ging, in die Hände der Räuber fiel, und durch ein wahres Wunder der Vorsehung befreit wurde. Denn obwohl auf dem Wald zwei auf ihn gezielte Schüsse fielen, so wurde doch weder er noch sein kleiner neben ihm schlafender Sohn getroffen. Später wurde er von den Räubern angehalten und bis aufs Hemd ausgezogen, doch wurde sein und seines Kindes Leben geschont. Andere Reisende, welche in geringer Entfernung hinter ihm des Weges zogen, retteten sich durch die Flucht. Die Räuber erfreuten sich indeß nicht lange der Straflosigkeit, denn die auf Befehl des Fürsten zu ihrer Ergreifung ausgesandten Kosaken — die hier dieselben Dienste thun, wie in Italien die Sbirren — entdeckten alsbald ihren Versteck und übergaben sie der Gerechtigkeit. Sie wurden zuerst in die Salzbergwerke bei der Stadt Ohnle geschickt, als sie aber daselbst eine Verschwörung anzettelten, mit Gewalt von dort zu entkommen suchten, und bei dieser Gelegenheit einige Aufseher erschlugen, wurden sie auf Befehl des Fürsten, gegen 30 an der Zahl, aufgeknüpft, mit Ausnahme eines einzigen, der an seinen Mitschuldigen den Henkerdienst verrichtete.

Die Gegend, die wir durchwanderten, gehört zu den angenehmsten in der Moldau. Häufig steht man hier hübsche und ziemlich reiche Dörfer mit großartigen Gehöften und aus Mauerwerk aufgeführten ordentlichen Hanen. Unsere Freude dauerte indeß nicht lange, denn als wir am andern Tag in die Niederungen gelangten, wo kein gepflasterter Weg mehr ist, begannen aufs neue die unabsehbaren Steppen, auf denen man außer zahlreichen Pferde- und Rindviehherden und den Poststationen selten auch nur eine Spur von menschlichem Daseyn erblickt. Die Sonnengluth war nicht mehr zu ertragen; wir alle waren wie gebraten, selbst der bedeutende Bach Berlad, der diese einförmige Wüste wie ein klagender Cocyt durchfließt, tröstete kaum noch unmerklich. Unter diesen Umständen muß man die Sitte der Moldauer loben, am Wege gleich einer milden Gabe für den Nächsten aus eigenem Antrieb gedeckte und unmauerte Brunnen zu errichten in Form von Cisternen, wo die Reisenden sowohl als das Vieh die gewünschte Kühlung finden, ohne welche die Wanderung durch diese Striche mitten in der Sonnengluth fast unmöglich wäre.

Nachdem wir über Waslui hinaus waren, wo der Pole Stryikowski (im J. 1575) das Grab des Fürsten Georg Koriatowicz[1], des Enkels Gedimins, sah, kamen wir über eine hübsche steinerne aus drei Bogen bestehende Brücke, die mit dem Wappen des regierenden Fürsten, sowie mit einer walachischen und lateinischen Inschrift gezieret war, und in später Nacht erreichten wir Berlad, eine Handelsstadt die am Flusse desselben Namens liegt. Dieß alte Städtchen,[2] das auf den Ruinen der ehemaligen Dakerstadt Sustdava liegt, war ehemals sehr reich und groß, in Folge einer vor Jahren hier grassirenden Pest aber verlor es einen großen Theil seiner ehemaligen Bevölkerung. Noch jetzt zeigt man hier viele Gräber mit hölzernen griechischen Kreuzen, wo ganze Familien, die der furchtbaren Krankheit zum Opfer fielen, begra-

[1] Dieser lithauanische Fürst wurde (zwischen 1372 und 1378) wegen seiner Tapferkeit von den Moldoern zum Hospodar gewählt, später aber in Sarjama verrätherisch ermordet; seinen Leichnam führten sie nach Watini und begruben ihn in einem Kloster, von dem man jetzt noch die Trümmer sehen kann.

[2] Schon im 12ten Jahrhundert war Berlad mit seinen waldigen Umgebungen bevölkert, was später die (Soprogger) Szekls war. Eine Menge Abenteurer strömten hier zusammen, suchten Schutz vor der rächenden Hand der Gerechtigkeit, bemühten sich auf Kosten der Schwächern zu leben, und sahen das einzige Mittel hiezu in den Waffen. Diese gerüsteten Scharen, welche auf eigene Faust vom Raub lebten, um bei Gewinne und der Beute willen gegen jeden und für jedweden fochten, nannte man Berlabonis. Mehr als einmal finden wir sie erwähnt in den russischen Chroniken, und namentlich ist in der polnischen Geschichte jener Fürst Johann, Sohn Roxsalons II, Fürsten von Przemysl, Belaodil (oder Berladin) genannt, bemerkenswerth; ihm wurde von seinem Oheim im J. 1145 sein Erbe entrissen, und mehrmals versuchte er mit einer gedungenen Schaar sich Halitsch zu bemächtigen. Derselbe Fürst benutzte seine Verwandten Wladimiesko und Jaroslaw auf ähnliche, nahm die galizischen Bojaren und Städte auf der Donau (1158) weg, und beschloß endlich sein abenteuerliches Leben zu Thessalonich in Macedonien.

ben liegen. In Berlad, das 10 bis 12 Meilen von Jassy entfernt liegt, hatte ich die erste Gelegenheit Türken in der Nähe zu sehen. Denn außer dem Eigenthümer des Hauses, einem Moslem, der trotz dem zwischen Rußland und der Türkei im J. 1829 abgeschlossenen Frieden, auf besondere Art sich hier zu halten gewußt hatte, befand sich damals auch in demselben Han noch ein anderer Türke, ein Lieferant aus Stambul, der in der Absicht Holz für die Werften der Regierung in den moldauischen Karpathen anzukaufen, in demselben Gasthofe uns übernachtete. Es war dieß ein ächter Moslem; in seinem vor Alter gefurchten Gesicht ließ sich ein tiefer Ausdruck durchlebter Ereignisse und Leiden erkennen. Man versicherte mir als gewiß, er sey ehemals ein reicher Kaufmann gewesen, habe aber durch die Unredlichkeit einiger moldauischen Bojaren große Verluste erlitten, und sey ziemlich verarmt.

Von Berlad führen zwei Straßen nach Galatz, die eine, die Poststraße, führt in der Ebene auf dem rechten Ufer des Berlad hin und hat 12—15 Meilen Länge, die andere ist um die Hälfte kürzer und führt gerade quer über die Berge nach Galatz. Nachdem wir den Berlad durch eine Furth überseyt hatten, schlugen wir den kürzern Weg ein, weil er zu den Besitzungen meiner Verwandten führte. Beim Ritt durch diese Gegend sah ich zum erstenmal die im Orient übliche Sitte, das Getreide durch Pferde ausdreschen zu lassen, welche Sitte sich hier seit den ältesten Zeiten erhalten hat. Es ist dieß die wohlfeilste Art des Dreschens, besonders in diesen Gegenden, wo wegen der spärlichen Bevölkerung die Arbeiter schwer zu bekommen und theuer sind. Weiter nach Süden gebraucht man hiezu Maulthiere oder Ochsen.

Es ging gerade gegen Mittag, als wir in unerträglicher Sonnengluth die hohen, mit Wald bedeckten Berge erstiegen. Gleich nach dem Eintritte erfreute unsere Augen das reizende Dorf Balabanesta, das sich heraus in den weiten Krümmungen des Hügellandes ausbreitet. Diese ganze, nahe an tausend Seelen fassende Niederlassung ist von Rieselen bewohnt, d. h. kleinen Abeligen, die ihren Stamm von nachgebornen Söhnen der Bojaren ableiten, welche vor ein Paar hundert Jahren noch vollendeten Kriegszug zur Belohnung für ihre Verdienste dieß Land von den Hospodaren erblich erhielten und im Verlauf der Zeit sich zahlreich ausbreiteten. Das angenehme Klima der Gegend und die Lage machen, daß die Bewohner neben ihrem vortrefflichen Weinbau auch mit der Seidenzucht sich befassen. Darum ist auch das ganze Dorf mit einer Menge Maulbeerbäume geschmückt, welche hier sehr sorgfältig unterhalten werden. Nachdem wir uns bei einem alten Rieselchen mit schmackhaften Trauben erquickt hatten, zogen wir weiter auf dem Rücken des mit lichtem Wald bedeckten Bergzuge. Hie und da eröffnete uns das dünner werdende Gebüsch eine Aussicht in die fernen Ebenen, und ein gewundener Hohlweg führte uns nach einem nahen, einem Kloster der Bassilianerinnen gehörigen Dörfchen Borsukany, als plötzlich ein furchtbarer Bild der Zerstörung unsern Augen sich darstellte. Der ganze eine Abhang der über dem Dorf ansteigenden Höhe war von hellen Flammen eingenommen, welche durch die dichten Rauchknäuel zuckten. Es war dieß ein durch Unvorsichtigkeit entstandener Brand, welcher seit dem Morgen dieses Tages die benachbarten Weingärten zugleich mit den Zäunen und dem reifen Mais verzehrte. Ein kleines Feuer, das einige Jungen zum Braten von Kartoffeln auf dem Felde angezündet hatten, ergriff das von der Sonnenhitze ausgedörrte Gras, und schlug in einer breiten Flamme aus, die der Wind plötzlich nach allen Seiten hin verbreitete. Ich sah vom Wege aus, wie die unglücklichen Bewohner aus Mangel an Wasser durch das im Kreise umher versuchte Austreten des brennenden Grases und das Ausreißen der Zäune dem verderblichen Element zu wehren suchten. Endlich krönte ein günstiger Erfolg ihre Bemühungen, und bei allem dem war es kein geringes Glück für die ganze Niederlassung, daß der in der Nähe der Häuser befindliche Wald kein Nadelholz war, das bei der außerordentlichen Hitze leicht mit dem ganzen Dorfe ein Raub der Flamme hätte werden können.

Mit trüben Gefühlen verließen wir diesen Schauplatz der Zerstörung, um in kurzem noch schmerzlichern Eindrücken entgegenzugehen, denn kaum hatten wir einige Meilen zurückgelegt, so erblickten wir, in der Höhe eines Gerebrschusses vorüberfliegend, Schaaren von Heuschrecken, welche, Unglück weissagende Boten und Vorläufer, die Annäherung eines noch zahlreichern Feindes verkündigten; noch war keine Stunde vorüber, so traten wir schon in eine unabsehbare Wolke von Heuschrecken, welche auf die Besitzungen meiner Verwandten und ihrer Nachbarn in Schwärmen von Millionen sich niederließen. Von allen Seiten hörte man ein Geräusch, ähnlich den reifen Aehren die ein starker Wind in Bewegung setzt. Man kann sich den Schaden, den dieser gefräßige Feind binnen kurzer Zeit in dieser ganzen Umgegend anrichtete, kaum vorstellen. Auf einem ungeheuren Maisfelde standen in kurzem nur noch die und da die angenagten Stengel hervor, welche an vielen Stellen bis zur Erde hin so abgefressen waren, daß man mit Mühe die im Boden stehen gebliebene Wurzel noch erkannte. Die Erdscholle sah so schwarz aus, als wäre sie zur Aussaat hergerichtet; verschont blieb nur der schon ganz gereifte und trockene Mais. Von dieser Stelle der Zerstörung begaben wir uns nach einem andern Feld, wo der gesammte Mais, den die Heuschrecke namentlich heimsuchte, so weit nur das Auge blickte, von diesem Insect so dicht bedeckt war, daß man kaum die Blätter und die unter der Last sich biegenden Stengel sehen konnte. Bald nach Sonnenaufgang hatte sich die unabsehbare Masse auf diesem Felde niedergelassen, das von der Menge der simmernden Flügelchen wie mit einer dicken Schichte einzelner Blätter bedeckt aussah. Beim Annähern der Menschen flogen sie auf, mit einem Geräusche ähnlich dem Gegwitscher junger Vögel.[1] Die Heuschrecke hat ein ausnehmend starkes, zähes Leben, indem zwei davon, welche auf meiner Rückkehr in der Nähe von Jassy in meinen Wagen fielen, zehn Tage lang in einem Schachtelchen zusammengepackt lagen, so nach Lemberg kamen und erst einige Tage nachher starben. Dieß Insect vermehrt sich außerordentlich stark; man glaubt, daß ein Weibchen, das sich im Boden in seine Flügel einwickelt, ehe sie stirbt, einige Dutzend Weizenkorn große Eier legt, und zwar mitten in die Pflanzenwurzeln, damit die aus den Eiern auskriechende Brut die nöthige Nahrung finde. Aus diesem Grunde kann ein seichtes Pflügen, wobei die Eier auf die Oberfläche des Bodens geworfen werden, unter dem Einfluß eines scharfen Windes wenigstens zum Theil das Insect vernichten. Sie jedes Land, so ist auch die Moldau in Folge ihrer Lage gewissen Plagen ausgesetzt, und dazu gehört die Heuschrecke, welche aus den an der untern Donau gelegenen

[1] Augenzeugen berichteten mir den Fall einer armen Moldauerin, welche das Gemüse in ihrem Garten von der Plage dadurch retten wollte, daß sie dasselbe so viel möglich mit Tüchern belegte, aber die Heuschrecke biß durch die Tücher und vernichtete alles was grün war im Garten. Bei meiner Rückreise traf ich dieselben Heuschrecken tief im Lande nicht weit von Jassy in einer ununterbrochenen Wolke auf einem Raum von drei Poststationen over 6 — 8 Meilen, und in solcher Menge, daß kaum die Sonnenstrahlen durchdrangen und der dumpfe Lärm weithin in der Luft ertönte.

Komeschen [1] ziemlich häufig aufsteigen, und in diesem fruchtbaren Lande eine Verheerung anrichten, wie niemals in unserem Lande die Tataren.

Skizzen aus dem Leben in Havana.

(Fortsetzung.)

Das hiesige Theater Tacon (benannt nach dem früheren hiesigen Gouverneur Tacon, dem großen Wohlthäter, den Cuba aufzuweisen hat), ist, was das Gebäude, namentlich im Innern, den Aufwand, die Beleuchtung, Größe, geschmackvolle Einrichtung und Decorationen anbelangt, neben dem in Mexico das erste in Amerika, und kommt an Pracht und Größe dem großen Opernhause in Paris gleich; der Balcon des Gouverneurs ist mit mehr Aufwand eingerichtet als der der Regenten in den meisten Theatern in Europa. Das Spiel aber, was doch die Hauptsache ist, ist nur höchst mittelmäßig, und die Einnahme auch nur zu der Zeit recht befriedigend, wo wir eine italienische Oper, eine Fanny Elsler, oder sonst etwas außerordentlichen im Bereiche der Kunst haben, wo aber auch schon an Einem Abende, obgleich das Entrée nicht höher ist als in anderen großen Städten, 7 — 8000 Dollars eingenommen wurden. Es ist ein Privatunternehmen, das gegen eine Million Dollars kostete. Die Logen, wo die Damen im höchsten Staate sitzen, mit Zuwelen, Blumen und der Turbanen auf dem Kopfe, sind so eingerichtet, daß man, hinter ihnen vorübergehend die Damen von Kopf bis zu Fuß bewundern kann, ebenso gut als wenn sie im Zimmer oder in ihrer Betonte sitzen, und es wird dieß auch nicht wie in Deutschland als unanständig aufgenommen, denn die bescheidenste hiesige Dame kann einem Jünglinge so starr und schelmisch frech in die Augen schauen, daß ein europäischer Mensling oft eine ganz falsche Idee von ihr bekommen mag, was auch schon manchmal zu falschen Urtheilen über die Moral des hiesigen Landes Anlaß gegeben hat. Neben dem großen Theater bestehen noch zwei kleinere, wovon das eine nur bei Gelegenheit der Ankunft eines Die Bull, Blitzlerwyne, Mac Bohrer, Artol, oder sonstiger Musik Virtuosen benützt wird.

Eine Belustigung ganz verschiedener Art und dem spanischen Stiemyel an sich tragend, sind die Stiergefechte, wovon alle Monate zwei bis drei in einem großen Circus abgehalten werden, die aber von Jahr zu Jahr weniger Anziehen haben. Es ist kaum zu glauben daß Fortschritte der Menschlichkeit ihnen Eintrag thun, noch daß das schwächliche Nervensystem der Creolen das Entrée an der Casse verringere, sondern das Hauptshinderniß sind die schlechten Stiere hier zu Lande, die zu sehr in das Geschlecht der Kämmer übergehen. Das Schauspiel ist dessen ungeachtet eines der grausamsten und schauerlichsten, doch zum Lobe der Creolinnen sey es gesagt, es ist nicht das Foyer der Damen wie in Madrid, wo sie an dem grausamen Spektakel weniger erschrecken, als wenn sie sich vielleicht mit der Nadel das Häubchen aufsitzen und einen Blutstropfen sehen; hier zu Lande wird es nur von Herren besucht.

Dieß ist ein Nationalfest, das zwar dem 19ten Jahrhunderte nicht mehr gefallen sollte, welches aber den Spaniern so wenig genommen werden kann, und an welchem' die jetzige Generation so wenig die Schuld trägt als ein Menschenkampf, das Boxen, aus dem civilisirten England verbannt werden kann. Dem Namen nach weniger grausam, in der That aber ebenso abscheulich sind die auf der ganzen Insel eingeführten Hahnenkämpfe, das hauptsächlichste Hazardspiel, wo oft so große Wetten gemacht werden als bei einem Wettrennen in England, und wo der Fall in früheren Jahren nicht selten eintraf, daß ganze Plantagen von reichen Pflanzern aufs Spiel gesetzt wurden. Solche Hähne, die oft 3—4 Unzen Gold und noch mehr kosten, werden Monate lang wie Kinder gepflegt, abgerichtet und zum Kampfe vorbereitet, und bei der wichtigen Entscheidungsepoche braucht sich mit Sparen vor sehen und so auseinander gehetzt, bis einer zu Grunde geht, und dieß bei einem Publicum so zahlreich wie in einem Theater.

Wie überall in großen Städten, so sind auch hier prächtige Kaffeehäuser angebracht, die nicht mit den hohen, wortbollen Trumeaux, den weich mit Seide und Sammt gepolsterten Divans eines Café in Pariser oder Paris verglichen sind, aber sowohl an Größe solche noch übertreffen als an guter Beleuchtung ihnen gleichkommen, da sie weniger einem Café als einer großartigen Börsenhalle, einem jahrmarktartigen Versammlungsorte gleichen. Die Getränke in denselben sind höchst verschiedenartig und bei dem großen Aufwande der Gebäude sehr billig, da in der Regel jedes Getränke mit 1 Medio (½ Fr.) bezahlt wird, ein Glas Punsch, Mandelmilch oder Limonade mit Eis aus Westen zum gleichen Preise wie ein guter Trank Madera, Xeres, Bier oder Kaffee.

Die Casernen sind zahlreich und reinlich, und beherbergen in Havana allein gegen 8000 Mann, die trotz ihres beim gewöhnlichen Ansehen getragenen Strohhutes, gewiß ein ebense martialisches Ansehen haben als irgend Truppen Europa's; namentlich auch, was Kleidung anbelangt, ist nicht leicht ebenso viel Reinlichkeit, und man möchte sagen, Luxus angebracht als bei diesen Landesvertheidigern, die aber auch in Beziehung auf Gehalt sehr gut gestellt sind, indem ein gemeiner Soldat 10, ein Lieutenant 45, ein Obrist 218 und ein Schiffscommandant 810 Dollars monatlichen Sold hat. Die Hospitäler der Stadt sind im allgemeinen wiserabel, unreinlich und arm, und Privatkrankenhäuser enarm theuer. Zahlreicher aber, ob besser eingerichtet, möchte dahin gestellt bleiben, sind die Klöster, obgleich auch nicht mehr von früherem Glanze, und in manchen bewohnenswerthen, kolossalen Gebäuden, wo früher nur Nonnen und Mönche sich aufhielten, sind jetzt Waarenmagazine angebracht. Die Tage, an denen die Mönche sich in ihrem schönsten Glanze sehen lassen, sind die der großen Kirchenprocessionen, von denen jede Kirche eine jährliche hat, und die bei großeren Festen sich zu einer gemeinschaftlichen Tour durch die Straßen versammeln, wo unter dem Donner der Kanonen und dem Geläute in allen Kirchen wertheolle Statuen von Heiligen spazieren getragen werden, die Mutter Christi in Wachs gegossen und nach dem neuesten Pariserjournale gekleidet, auf einem mit vielem Aufwand gezierten Wagen geführt wird, gefolgt von fingerdem Kirchendienern, Priesterern der Universität, Todtengräbern, Staatsbeamten, Officieren, ein jeder eine vier Schuh lange brennende Kerze in der Hand haltend; endlich eine Cavalcade von Militärmusik, und am Ende eine Schaar Neger und Mulatten. Wo derartige Züge durch die mit Blumen bestreuten Straßen gehen, kniet alles nieder, sogar das Wache habende Militär, das seine Waffen auf den Boden niederlegt. Die Kirchen sind ziemlich zahlreich, doch ohne besonderen Glanz und inneren Reichthum; die größte und schönste ist die Kathedralkirche, die des großen Columbus Asche birgt. Sie werden hauptsächlich nur von Damen und Negern besucht, und zwar meist alle Tage am frühen Morgen. Der Anzug der Damen beim Besuche der Kirchen besteht nach spanischer Mode stets in schwarzen seidenen Kleidern mit bloßen Armen, und einer schwarzen Mantille über den Kopf. Zur Kirche kann eine Dame zur Noth zu Fuße gehen, und ist da meist gefolgt von einem kleinen Negersklaven, der in der Hand den Fußschemel und den Teppich für seine Gebieterin hält. Mit einem Neger oder einer Negerin kann überhaupt eine Dame nur mit Zug und Recht sich auf die Straße wagen, während die hiesigen Gebräuche es nicht zugeben, daß ein lediger Vetter z. B. allein mit seiner Cousine, eine Braut mit ihrem Bräutigam ohne Begleitung älterer Personen auf die Straße gehe, und eine unverheurathete Dame, ist sie auch noch in den 20er Jahren (denn 30 wird eine Jungfrau hier nur selten, und bleibt immer lange Jahre 29), setzt ihren Ruf aufs Spiel, wenn sie auf sonst nichts zu rechnen hat, sobald sie bei Abwesenheit der Eltern einem ledigen Manne, sey er auch der beste Hausfreund, die Pforte des Hauses öffnet. Die Hand einer nicht blutsverwandten Creolin zu geben ist Hochverrath, aber ihr die Hand mit Worten zu küssen ist nicht nur gut gesehen, sondern sogar eine conditio sine qua non.

(Fortsetzung folgt.)

[1] So nennt man die gewöhnlich mit hohem Rohr bewachsenen Sümpfe, welche sich auf beiden Seiten der Donau von Balkan die zur Mündung des Stroms fortziehen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Gd. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 213. 4 September 1852.

Beiträge zur Sittenkunde der Nordafrikaner.

(Von Karl Ritter.)

22. Zur Biologie des Löwen. — Zeitweise Besuche desselben in den Colonistendörfern. — Ein Löwe in der Sriba des Oemd-Soffaf. — Mißglückter Versuch zweier Kabylen. — Der Selbstschuß.

Es gibt Gegenden im Sahel, wo sich der Löwe nur während des Winters aufhält, und wieder andere, wo er jahraus jahrein wohnt; zu den ersten gehören die Gebiete der Guerbes und der Sanhadscha, zu den letztern die Umgebungen des Dorfes St. Charles zwischen Philippeville und El-Arrusch, wo sich dieses Raubthier zuweilen am hellen Tage auf offener Heerstraße blicken läßt.

Vor zwei Jahren begegnete der von El-Arrusch abgefahrene Eilwagen Morgens um vier Uhr einem männlichen und einem weiblichen Löwen, welche eine gewisse Strecke weit hinter einander gehend in geringer Entfernung von demselben quer über die Straße zogen, ohne daß sie die geringste Notiz von den Reisenden zu nehmen schienen, und verflossenen Winter schritt sogar einer gleich nach Sonnenuntergang unbefangen durch die Gassen des neuen, mit einer Ringmauer umgebenen Colonistendorfes Robertville zum großen Schrecken der Einwohner, die für gut fanden ihn ruhig gewähren zu lassen.

Noch sonderbarer ist ein Vorfall, der sich unlängst zu St. Charles ereignete. Eines Abends waren die Ochsen eines Colonisten, welche in der Nähe seines Hauses geweidet hatten, von einem plötzlichen Schrecken ergriffen, davongelaufen. Der Mann hatte sich aufgemacht um die Verlorenen aufzusuchen, allein die Nacht war angebrochen, ohne daß er dieselben gefunden hatte. Auf einem freien Platze hinter dem Wirthshaus des Dorfes, l'Hotel de St. Charles genannt, campirten jede Nacht zwölf Eisel, welche einem hier ansäßigen, an dem Bau der Straße arbeitenden Mauren gehörten. Ein Nachbar rieth dem Verlegenen eines dieser Thiere zu besteigen, um so auf eine weniger ermüdende Art sich aufs Neue nach seinen Ochsen umsehen zu können. Der Rath leuchtete diesem ein, und er begab sich deßhalb nach dem besagten Pferch, wo er die Eisel in ungewöhnlicher Bewegung fand, was er aber ihrem Schrecken über seine plötzliche Ankunft zuschrieb. Er näherte sich dem vordersten dieser Thiere daß ihm weniger unruhig als die übrigen zu seyn schien, aber wie groß war seine Bestürzung, als sich plötzlich ein langbemähnter Löwe vor ihm aufrichtete und ihn mit fürchterlichem Knurren anfuhr! Er hatte kaum noch so viel Besinnung sich maschinenmäßig und mit schlotternden Beinen zurückzuziehen, woran ihn auch das Ungethüm nicht hinderte, und als der davon benachrichtigte Eigenthümer mit Tagesanbruch seine Eisel zu zählen kam, so fand er einen weniger und eine große Blutlache, von welcher eine blutige Spur nach dem nahen Fluß hinabführte, zeigte hinlänglich was aus demselben geworden sey. Diese Geschichte scheint mir nicht übertrieben zu seyn, da alle Einwohner des Dorfes, die ich darüber befragte, darin einstimmig waren.

Zu El-Arrusch hatte ein Sergeant auf dem Anstand einen Löwen verwundet, und war am folgenden Morgen mit einem Soldaten ausgegangen, um das Thier, das er verendet glaubte, aufzusuchen. Eine blutige Spur führte sie über Berg und Thal, nach einer buschbewachsenen Vertiefung, aus welcher plötzlich der verwundete Löwe hervorstürzte und mit einem Schlag seiner mächtigen Tatze den armen Soldaten unter sich warf. Der Sergeant gab Feuer und tödtete zwar den Löwen, aber auch zugleich seinen unglücklichen Gefährten.

Wenn nun der Löwe, wie wir so eben gesehen haben, sich nicht scheut oft eine täglich von hundert Fuhrwerken befahrene Straße zu seinen Spaziergängen zu wählen, so läßt sich leicht schließen, daß er in den schwach bevölkerten, von allem regelmäßigen Verkehr abgeschnittenen Kabylengegenden sich noch weniger geniren müsse. Seine Gänge sind aber sehr unregelmäßig, und es ist schwer ihn zweimal an derselben Passage anzutreffen, wenn man seinen gewöhnlichen Aufenthaltsort nicht kennt, da er oft in einer Nacht mehrere Meilen weit herumschweift und sich oft gerade da zeigt, wo man ihn am wenigsten erwartet hatte. Man glaubt in Europa allgemein, daß der Löwe jede Nacht durch sein majestätisches Brüllen seine Gegenwart kundthue; dieß ist aber ein großer Irrthum, denn er läßt außer der Brunstzeit nicht immer seine Stimme vernehmen, und daher kommt es, daß man sich ihm nicht selten ganz unverhofft gegenüber findet. Oft wird man auch durch das Eigenthümliche seiner Stimmorgane, in Folge dessen ein ganz in der Nähe ausgestoßener Laut aus weiter Ferne zu kommen scheint, irre gemacht, und es gehört eine lange Gewohnheit dazu, die Entfernung des Thiers richtig darnach zu beurtheilen.

Einst als ich mit Achmed-Abd-el-Melk in einer mit dichtem Buschwerk und feuchten Grasplätzen abwechselnden Gegend des Med-Dschenbel auf der Schnepfenjagd war, hörten wir zu drei verschiedenen Malen einen Löwen brüllen. Ich hätte darauf geschworen, daß sich das Thier weit von uns in dem sich nach dem Fluß absenkenden Wiesengrund befinde; Achmed aber behauptete, daß dasselbe im Gegentheil ganz nahe bei uns im Gehölz sey, und er hatte Recht, denn bald sahen wir eine schöne Löwin zu unserer Linken, über eine mit Asphodelen bewachsene lichte Stelle schreitend, ihren Weg nach dem Hochwald nehmen. Sie schien

weder uns noch meine Hunde, die vor uns her das Gebüsch durchsuchten, bemerkt zu haben; aber es war uns dennoch nicht ganz wohl zu Muthe, denn wir hatten beide unsere Flinten nur mit Schrot geladen, und wir athmeten erst frei, nachdem wir uns kläglich ins freie Feld zurückgezogen hatten. Ich hatte keine Lust mehr die Jagd fortzusetzen, und die Schneyssen blieben für diesen Tag in Ruhe. Der junge Jäger versicherte mich, daß die Löwin mit diesem eigenthümlichen Gebrüll ihren Mann rufe, welcher letztere dann sicher nicht fern sey, weßwegen man am besten daran thue, sich in einem solchen Fall auf das schleunigste aus dem Staub zu machen.

Der Demd-Sassaf war einen großen Theil des Winters über von dem Besuch der Löwen verschont geblieben, dagegen thaten dieselben im mittleren Sanhadschagebiet dem Vieh beträchtlichen Schaden, und es verging fast keine Nacht, an welcher nicht irgend ein Rind zerrissen ward. Meine Kabylen lachten schadenfroh darüber und meinten, die Araber seyen ja reich genug um den Verlust einer Kuh leicht verschmerzen zu können, um so mehr, da sie sich ja immer rühmten mehr Kinder als die Kabylen Ziegen zu besitzen; sie sollten des Nachts fleißig Wache halten, da sie ja im Sommer noch lange Zeit hätten bei ihren Weibern zu schlafen, und was dergleichen Witzeleien mehr waren. Man hatte auf den langen und breiten Sumpf, der zu einem beträchtlichen See angewachsen war, als auf eine schügende unüberseydbare Schranke gegen die Einfälle der am jenseitigen Ufer hausenden Raubthiere gezählt, allein in einer finstern Regennacht vernahm man auf einmal das früher nur aus der Ferne herüberdonende Brüllen der gefürchteten Gäste ganz in der Nähe der Sriba, und am andern Morgen erfuhr man von den Leuten aus dem, am obern Ende des großen Sumpfes liegenden Mel-Arnk, daß diese Nacht drei große Löwen bei ihnen vorbeigegangen waren, wie dieß an dem flachen, schlammigen Rand desselben deutlich zu ersehen war. Jetzt fand man für gut einige Sicherheitsmaaßregeln zu treffen; man errichtete neue Pferche aus dicken Korkeichenästen für das Vieh, ließ die Heerde von mehreren bewaffneten Männern begleiten und trieb dieselbe früher als gewöhnlich nach Hause; allein als während vierzehn Tagen alles ruhig blieb, so wurde des Löwen, der diese Zeit über das tägliche Gespräch gewesen war, nicht weiter gedacht, und es ging bald alles wieder den gewöhnlichen Schlendrian.

In einer dunkeln, stürmischen Regennacht hatte ich mich zeitig zu Bette gelegt; ich las etwa zwei Stunden lang, und es mochte ungefähr 10 Uhr seyn, als ich die Lampe auslöschte. Ich konnte aber nicht einschlafen, denn der Wind tobte mit solchem Ungestümm, daß der ganze Gurbie beständig in einer schwankenden Bewegung war und das an einer Wand desselben aufgehängte blecherne Küchengeräth unaufhörlich zusammenklapperte. Die Hunde der Sriba, deren heiseres Gebell sich lange in das Sausen des Sturmwindes gemischt hatte, wurden jetzt auf einmal still, dagegen erhoben die meinigen, die bisher ruhig geschlafen hatten, einen fürchterlichen Lärm. Als Thomas, der derweilen aufgestanden war um nachzusehen was es gäbe, die Thür öffnete, stürzten beide wie unsinnig heraus, kamen aber eben so schnell wieder zurück und flüchteten sich mit ängstlichem Winseln in eine Ecke des Gurbie.

„Das sind mir einmal ein Paar wackere Helden", sagte Thomas lachend, „da hat wieder einmal der schlechte Ali-Bel-Hadschi seine Stute draußen gelassen, und unsere eben so feigen als vorlauten Hunde fürchten sich vor ihr und gebärden sich, als ob sie den Teufel in eigener Person gesehen hätten."

Es muß hier im Vorbeigehen bemerkt werden, daß besagter Ali-Bel-Hadschi ein fauler, saumseliger Patron war, der sein Vieh die ganze Nacht herumschweifen ließ, und deßwegen nicht selten von der Dschemmah für den von demselben angerichteten Schaden zur Rechenschaft gezogen werden mußte.

Unsere Hunde fuhren indessen fort, Zeichen einer großen Unruhe von sich zu geben; ich erhob mich deßwegen ebenfalls, ergriff meine Büchse, und wir standen jetzt beide, der Knabe und ich, lautlos und mit zurückgehaltenem Athem, hinter der halbgeöffneten Thür. Es näherte sich etwas unserer Hütte, so viel war gewiß; was es aber war vermochten wir der dichten Finsterniß halber nicht zu unterscheiden. Ein Pferd konnte es nicht seyn, denn das zwischen zwei Windstößen zu unsern Ohren gelangende Geräusch war hiezu zu dumpf; immer aber vernahmen wir einen regelmäßigen, gedämpften Schritt, der von Zeit zu Zeit die kleinen, im Pfad sich befindlichen Regenpfützen auszutreten schien.

„Das ist sicher der Löwe", sagte ich leise zu meinem Jungen, „wenn es doch nur mondhell wäre, so könnte man ihm vielleicht eine Kugel am rechten Fleck anbringen."

„Ei freilich!" entgegnete Thomas mißvergnügt; „dachte ich doch, daß Sie der Kugel flechen würde, und noch dazu in einer stockfinstern Nacht, wo man keinen Schritt weit vor seiner Nase hinsehen kann! Da wird einmal nichts daraus, das sage ich Ihnen!"

Bei diesen Worten zog er die Thür an sich, schob rasch die beiden, die Stelle der Riegel versehenden Querhölzer vor, und stemmte sich trotzig mit dem Rücken dagegen.

Das Geräusch war indessen näher gekommen; in einer Entfernung von ungefähr fünfzehn Schritten von unserer Hütte hielt es eine Minute lang inne, dann vernahmen wir es wieder in der Richtung des Eichenwäldchens hinter dem Hause, wo es sich nach und nach in der Ferne verlor.

In der Sriba war alles todtenstill geblieben. Es verginen 5, 10, 15 Minuten und nichts regte sich mehr. Sollten wir uns getäuscht haben? War es vielleicht nur eine Hyäne gewesen? Wir erschöpften uns noch einige Zeit in allerhand Vermuthungen und begaben und dann wieder zu Bett. Aber Flora, meine Hündin, wollte sich nicht beruhigen und sprang mir mit flehendem Winseln in das Bett nach; es war mir unmöglich sie abzutreiben und ich mußte sie gewähren lassen. Der gutherzige Thomas nahm seinerseits den alten Diamant, der ebenso verzagt aussah, zu sich, und wir schlummerten bald ruhig ein.

Wir mochten noch keine zehn Minuten geschlafen haben, als wir von einem großen Lärm aufgeschreckt wurden; einige Stücke Rindvieh jagten im Galopp vor unserm Gurbie vorüber, die Ochsen im großen Pferch der Sriba brüllten kläglich, die Kühe meiner nächsten Nachbarn suchten ihren Zaun zu durchbrechen, und aus allen Hütten erschallte das laute Jo! ho! ho! ho! der Kabylen. Dazu heulten die Hunde dumpf im Innern der Gurbies, nur diejenigen Othsmens-Abdel-Melk, jetzt das Eigenthum seiner Neffen, bellten herausfordernd in die finstere Nacht hinaus.

Im Innern der meist thürlosen Gurbies flammten jetzt nach und nach die erloschenen Feuer wieder auf; an dem Eingang derselben erblickte man die Gestalten der Männer, deren dunkle Silhouetten scharf aus dem hellbeleuchteten Hintergrund hervortraten; hinter diesen sah man die Weiber hin- und herlaufen, und aller Orten vernahm man das ängstliche Geschrei der Kinder. Unterdessen waren meine Nachbarn, Ali-Bisrad und sein

Schwager Bel-Kaſſem, beide mit ihren Flinten bewaffnet, zu uns heraufgekommen; ſie baten mich eine Laterne anzuzünden und mit ihnen nach der Sriba zu gehen. Aus dem Hauſe Abd-el-Meiks traten zwei Männer, von welchen der eine ein Büſchel entflammten Farrenkrautes, der andere aber einen großen Bund Reißig trug, und in einem Nu loderte eine helle Flamme auf, welche die ganze Sriba wie mit einem bengaliſchen Feuerſchein beleuchtete; dann begaben ſich dieſelben nach dem Pferch, den ſie von allen Seiten in Augenſchein nahmen. Achmed und Seid — dieß waren die beiden Männer — riefen nun nach vollendeter Beſichtigung den übrigen zu, daß alles unverſehrt ſey und der Löwe wahrſcheinlich eine der außerhalb des Pferches campirenden Kühe erhaſcht habe.

„Ach meine Stute! meine Stute iſt nicht da!“ ließ ſich jetzt die weinerliche Stimme Ali-Bel-Hadſchi's vernehmen; „ich hatte ſie hier vor der Hütte an einen Pfahl gefeſſelt!“

„Ei, wer kann wiſſen wo deine Stute iſt“, entgegnete ihm ein anderer; ſage nicht, daß du ſie gefeſſelt, ſondern daß du ſie wie gewöhnlich zu feſſeln vergeſſen haſt. Und deine Fraad (Zugochſen)? die ſind vermuthlich bei der Stute. Nun es kann dir gleichviel ſeyn, ob ſie draußen vor Näſſe und Kälte verkommen, oder ob ſie von dem Löwen verſpeist worden!“

Die übrigen Männer meinten es geſchähe ihm Recht, denn es ſey unerhört, daß man Pferd und Zugochſen draußen bei dem übrigen Vieh übernachten laſſe; eine Kuh könne man allenfalls verſchmerzen, während man nicht alle Tage zwanzig Dueros für einen Ochſen bereit liegen habe. Der allgemein Getadelte wollte ſich damit entſchuldigen, daß ſeine Hütte zu klein ſey und er mit ſeiner Familie kaum Raum darin habe, man erwiderte ihm aber, daß der Wald nahe und das Bauholz darin nicht ſelten ſey.

Man unterhielt das Feuer noch eine halbe Stunde lang, der durch die erſte Aufregung veranlaßte Rumor legte ſich nach und nach, die erſchrockenen Hausthiere waren wieder ruhig geworden und die Einwohner der Sriba zogen ſich in ihre Gurbies zurück.

(Fortſetzung folgt.)

Die Cunard- und Collins-Linie.

England hat bekanntlich unter dem Vorwand, daß die Cunard-Dampfboote auch die Poſt nach Amerika beſorgen, dieſer einen jährlichen Zuſchuß zu ihren Auslagen von 260,000 Pfd. St. gegeben. Da dieſe Unterſtützung dazu geführt hätte, den Briefe- und Perſonen-Verkehr ganz in engliſche Hände zu bringen, ſo ſah ſich die amerikaniſche Regierung veranlaßt, der Collins-Linie eine nahezu ebenſo ſtarke Unterſtützung zu gewähren; jetzt will man aber weiter gehen und das Haus Collins hat den Congreß angegangen, die bisher geleiſtete Unterſtützung zu verdoppeln. Der Antrag ging im Congreß durch, doch nicht ohne Murren und Widerſpruch. Was ſoll jetzt die engliſche Regierung thun? Die Fahrten wurden bisher in durchſchnittlich 250 Stunden oder 10½ bis 11 Tagen gemacht. In Folge der gewährten großen Unterſtützungen werden jetzt die Dampfſchiffe dieſer beiden Linien durchaus nur mit Rückſicht auf die Schnelligkeit gebaut, d. h. lang und ſcharf, ſo daß ſie weniger Waaren aufnehmen können, und ſomit auch weniger baaren Vortheil abwerfen. Wie weit ſoll nun dieſes Wettrennen getrieben werden. Die Times vom 27 Mai enthält hierüber einen Artikel, worin ſie ſehr deutlich zu verſtehen gibt, daß ein paar Stunden früherer oder ſpäterer Ankunft doch mit drei Viertel Millionen Pf. St. etwas theuer bezahlt werden, und daß man wohl aufhören ſollte einen ſolchen Wettlauf auf Koſten der beiden Staaten und mit Aufopferung des gewöhnlichen und natürlichen Sporns einer günſtigen Induſtrieunternehmung fortzuſetzen. „Die freie Concurrenz,“ ſagt ſie, „iſt einmal aufgehoben, und nachdem wir eine Viertelmillion jährlich weggegeben haben, ſind wir in die Nothwendigkeit verſetzt, entweder noch einmal ſo viel auszugeben, oder eine nachtheilige Stellung einzunehmen, welche die bisher bezahlte Prämie ganz neutraliſirt.“

Skizzen aus dem Leben in Havana.

(Fortſetzung.)

Bei Gelegenheit der Kirchen bleibt auch noch des Kirchhofes zu erwähnen, der nicht größer iſt als anderswo in einem großen Dorfe. Die Todten werden 24 Stunden bei ſtets brennenden Kerzen und offenſtehenden Fenſtern in einem Kalafalk zur Schau ausgeſtellt, dann in offenem Sarge auf den Kirchhof geführet in Begleitung der Sacateas (ſchwarze Todtengräber mit blauer und rother Livree!), da zum zweitenmale aufgeſtellt, und dann vor den Augen der trauernden Anverwandten, laut einer Ordre des Stadtrathes zur Verhütung von Kirchhofdiebſtählen, etwaige Juwelen abgenommen, Kleider, Kiſſen, Bänder und ſonſtige Zierrathen des Leichnames zerriſſen und zerſchnitten, wobei übrigens der Leichnam oft ſo ſehr malträtirt wird als die ihn bedeckende Kleidung.

Nach dieſer erſten Feierlichkeit wird der Sarg zugenagelt, eingeſenkt, und ſo viel Erde auf ihn geworfen, um ihn unſichtbar zu machen, und den folgenden Tag einen zweiten und dritten Geſellſchafter zu ſich zu bekommen. Der Kirchhof iſt durchaus, anſtatt mit wohlriechenden Blumen, mit herumliegenden Todtenſchädeln geziert; deſſen ungeachtet aber iſt es bei Strafe der Excommunication verboten, den Ort durch Rauchen oder Eſſen zu entheiligen. Hohe Grabmäler, Statuen u. dgl. ſind verboten, und nur liegende Grabſteine erlaubt und eine Abgabe dafür bezahlt, die von der Art iſt, daß nur wenige ſich ihr ausſetzen können. Seit Junius 1845 jedoch iſt ein Arrangement getroffen, das alles Lob verdient, inſoferne eine hohe Todtenmauer in Art der in Piſa beſtehenden, mit mehreren Etagen angebracht iſt, eingetheilt in zahlreiche Löcher, die nach Einſenkung eines Sarges zugemauert werden. Dieſer Kirchhof iſt, obgleich bekanntlich auf ſpaniſchem Boden die römiſch-katholiſche Kirche die allein geduldete iſt, dennoch bei Lebzeiten jedermann, nachher aber nur Katholiken zugängig, da Proteſtanten und ſonſtige Bekenner der chriſtlichen Religion alle judios (Juden) genannt werden, und nur bei beſonderer Begünſtigung und Bezahlung in dieſem heiligen Orte aufgenommen werden, falls ſie entweder bei Lebzeiten als Katholiken gelaufen ſind, oder auf dem Todtenbette die letzte Oelung als Katholiken empfangen, oder einem hohen Kirchenbeamten durch die Hinterlaſſenen ihre Erkenntlichkeit bewieſen haben. Im andern Falle iſt das Sanſouci der Proteſtanten, Juden u. dgl. die Schädelſtätte, wo Pferde mit dem gleichen Rechte eingeſcharet werden, und die den beſcheidenen Namen „engliſcher Kirchhof“ führt.

Ein appetitlicherer Anblick in der Stadt iſt der Frucht- und Fiſchmarkt, der erſte Sommer und Winter geſchmückt mit Gemüſen aller Art, ſo wie den köſtlichen tropiſchen Früchten; der letztere reichlich verſehen mit herrlichen Fiſchen, von denen mancher 8—10 Fuß lang, und neben dieſen die hübſchen farbigen Fiſche, purpurroth, hellblau, ſmaragdgrün, daneben große Seekrebſe, 3—4 Pfd. ſchwer, Schildkröten, an deren einer oft vier Neger zu tragen haben, und die bis zu fünf und ſechs Centner ſchwer angetroffen werden, und eine ebenſo ſchmackhafte als für unſer Land ungeſunde und ſchwer verdauliche Nahrung ſind.

Was das Klima anbelangt, ſo ſind hierüber in Europa die Urtheile ſonderbarerweiſe ſehr getheilt: die einen ſprechen von einem Paradieſe, von einem ewigen, gleichen Frühlinge, von dem geſündeſten Punkte auf den Antillen; andere ſchnacken von ſündfluthartigen Ueberſchwemmungen im Sommer, von dem peſtartigen gelben Fieber, von einer brennenden Hitze, die einen dem Verſchmachten nahe bringe, und es ſind alle dieſe Urtheile höchſt übertrieben und theilweiſe ganz grundlos. Das Klima iſt hier, laut einer Tabelle unſeres berühmten Landsmannes v. Humboldt, in einem gewöhnlichen Durchſchnitts-Jahre wechſelnd zwiſchen 21° 8 und 28° 5 R. im Schatten, alſo der heißeſte Tag im Sommer kaum um 7 Grade wärmer als der kälteſte im Winter, obgleich z. B. im Jahre 1844 der Thermometer um ein ziemliches höher geſtiegen war. Es gibt für die drei erſten Monate des Jahres die Durchſchnitts-Tem-

peratur von 21° R, für die drei nächsten von 26° 2, für den 7ten und den Monat 28° 5, und von Mitte oder Ende September bis December 26° 1. Diese Scala führt auf den Gedanken, es sey bei uns in Westindien die Hitze um nichts, oder nicht viel unerträglicher als in Europa, und einestheils ist diese Meinung nicht so unrichtig, wenn man hat z. B. im Sommer 1844, obgleich hier sehr heiß, Tage in Madrid erlebt, wo der Thermometer zwei- bis dreimal auf eine Höhe stieg, die er hier nicht erreichte, so wie er auch z. B. in dem nördlichen Neuyork in heißen Sommern bei der Mittagsstille manchmal böhee steigt als hier. Hiezu kommt noch, daß hier zu Lande die Hitze leichter ertragen wird als im Norden, da unsere steinernen, weiten Häuser nue für heiße Tage gebaut und eingerichtet sind. Dagegen was die Hitze hier unerträglicher macht, ist der Umstand, daß wir nicht nur bei der hohen Mittagssonne zwei bis drei Stunden lange sie auszuhalten haben und dann Abends und Morgens, wie unter italienischem oder griechischem Himmel, uns wieder erholen, sondern in den drei heißesten Monaten die Abende und Nächte beinahe so warm sind als die Tage, so daß manche Europäer hier Sommer und Winter stets bei offenen Fenstern und Thüren schlafen, und die welche es nicht thun, fürchten weniger die Kälte als den starken Thau. Man kann alle mit wollenen Decken sagen, daß wir hier zwar nicht einen ewigen Frühling, wie in dem schönen Mexico, wohl aber einen immerwährenden Sommer haben, und daß das Klima hier schön und angenehm, so wie auch sehr für jeden Ausländer gesund ist, nachdem er meist im ersten Sommer seinen Tribut mit einem mehr oder minder bedeutenden Fieber bezahlt hat, welche die große Veränderung des Klima bei Leuten namentlich die sehr vollblütig sind, mit sich bringt. In geographischen Büchern ist oft zu lesen, daß der Grund des ungesunden Klima's auf den Antillen die Abwechslung zwischen den trockenen und nassen Monaten sey, und es wird die Sache dargestellt, als hätten wir 6—7 Monate ohne einen Tropfen Regen, und die übrigen 5—6 Monate falle der Regen beinahe unaufhörlich in Strömen herab: dieß ist eine vollkommene Uebertreibung; es ist allerdings bei uns vom Monate October an bis gegen Mai ein förmlicher Regen etwas Seltenes, und ein bewölkter Horizont in dieser Zeit etwas so Ungewöhnliches, als ein reiner blauer Himmel im nördlichen Europa, und es müßte bei unserer Hitze alles Wachsthum aufhören, hätten wir nicht einen so starken Thau, daß nicht nur das Pflanzenhaum dabei gut bestehen kann, sondern daß er sich sogar an Kleidern bemerken läßt, wenn man bei Nacht kaum eine Stunde sich der freien Luft aussetzt. Aus nachstehender Tabelle eines gelehrten Reisenden ist zu ersehen, daß die Differenz der feuchten und trockenen Monate nicht sehr groß ist; er stellt sie hier folgendermaßen: für die drei ersten Monate des Jahres je drei Regentage per Monat, für April und Mai je 4 Tage, für Junius bis September je 12, für die übrigen Monate je 2 Regentage.

Der Regen im Sommer und die darurch plötzlich entstehende Abkühlung der Temperatur sind hauptsächlich an den Krankheiten schuldig, aber selben ungeachtet sind sie anstatt einer Plage, eine wahre Wohlthat für die Insel, und fallen mit wenig Ausnahme meist jeden Tag zur Zeit der größten Mittagshitze, ungefähr eine Stunde lang, und sind in der Regel mit heftigen Gewittern verbunden, so daß alle sehr oft Abends die Straßen wieder trocken sind, und Zeiten, wo es ein oder zwei Tage oder noch länger fortregnet, ohne aufzuhören, sind zwar nichts Unerhörtes, aber ziemlich selten. Das gelbe Fieber (vomito oder calentura amarilla genannt), was namentlich so viele Europäer abschredt, ist eine Krankheit, der im ersten und zweiten Sommer des hiesigen Aufenthaltes (manchre noch im dritten Jahre), jeder Nicht-Creole ausgesetzt ist, und die fenderbarerweise nur in den Seestädten und nicht im Innern der Insel vorkommt; sie fordert jährlich immer mehrere Opfer, und jeder ist erponirt, obgleich manche Aerzte behaupten wollen, es sey von jedem duch mäßiges Leben, durch Verhütung von Prmenaden während des Sonnenscheines, durch Enthaltung von Liqueurs und sonstigen geistigen Getränken und unverdaulichen Speisen, worunter sie namentlich Melonen, Gurken, Schildkröten und Homards zählen, unfehlbar zu verhüten; hierüber sind die Aerzte verschiedener Meinung; darin aber stimmen sie mit einander überein, daß das gelbe Fieber hier seit Ausrottung der früheren die Stadt umgebenden Sümpfe seinen bösartigen Charakter so ziemlich verloren hat, so wie auch weit weniger Personen angreift; daß ferner das Fieber hier, wo das ganze Jahr beinahe erfrischende Winde wehen, weit nicht so gefährlich ist, und kaum den gleichen Namen verdient, wie in Städten an der Südküste Nordamerika's, namentlich dem winkfüllen, sumpfigen Neu-Orleans, oder in den Seestädten von Mexico, namentlich Vera-Cruz und Tampico.

Auch ist so viel gewiß, daß jeder, der Diät im Essen und namentlich im Trinken hält, und möglichst wenig ausgeht solange die Sonne am Horizonte ist, nur selten ein Fieber zu riskiren hat, und wenn ein solches es bekömmt, er in der Regel sehr leicht befallen wird, und meist nach 5—6 Tagen wieder ausgeht, so wie auch, daß diejenigen Personen die eine starke, vollblütige Constitution haben, wohlbeleibt und mit rothen Wangen, oder gar rothem Kopfe hier ankommen, mehr zu befürchten haben als magere Leute. Fälle, daß Schwindsüchtige oder überhaupt schwächliche Personen, wenn auch gesund und frisch, befallen wurden, gehören zu den größten Seltenheiten.

Die Krankheit befällt einen schneller als irgend eine andere: man kann kräftig und gesund ausgehen, und eine Stunde darauf getragen nach Hause kommen; eine plötzliche Schwäche, wobei die Glieder wie gelähmt scheinen, Ermattungen gegen den Kopf, Reiz zum Erbrechen, Appetitlosigkeit und Seitenstechen sind die ersten und meist zumal eintretenden Symptome, und wer solche beachtet, und sogleich einen untenrichteten Arzt ruft, ist, wenn er die Vorschriftsmaßregeln gewissenhaft befolgt, man kann beinahe sagen, niemals einer Gefahr ausgesetzt; die Aerzte behaupten vielmehr allgemein, ein in den ersten 6 Stunden angegriffenes gelbes Fieber sey stets und unfehlbar zu curiren: die Cur selbst besteht in Gänzlicher vollständiger Diät, wo nicht die unschuldigste Speise gereicht und nichts getrunken werden darf als ein vorgeschriebenes großes Quantum von Limonade und Orangenwasser, plötzliche und bedeutende Abrelässe, wiederholte Klystiere, Senfmehl-Aufschläge, und bei heftigen Fällen Schröpfköpfe; dieß bildet in der Regel die ganze ärztliche Hülfe, und nach 5—6 Tagen ist man frei, aber hat sich nachher noch wechentang vor Speisen und Erkältung in Acht zu nehmen, denn ein Rückfall ist nicht nur weit gefährlicher, sondern meist tödtlich. Nach vollkommener Heilung aber ist ein Rückfall nicht mehr möglich, obgleich manche Leute fortdümisch behaupten, zweimal das gelbe Fieber durchgemacht zu haben. Durchschnitts-Berechnungen in 7 sich folgenden Jahren haben gezeigt, daß unter 100 vom Fieber Befallenen 17 ertagen, und unter diesen 17 über der Hälfte Matrosen und Handwerker, die nicht nur die ersten Symptome vernachlässigt, sondern auch durch übermäßige Genüsse von Cognac und gebrannten Weinen sich selbst ihr Bett bereitet hatten. Einzelne öffentliche Beelchte in Zeitschriften und Journalen über die Zahl der in Hospitälern und Krankenhäusern jährlich curirten Fieberkranken sind sehr oft falsch und übertrieben, da manche Aerzte ein jedes leichtes Fieber, das einen so gut in Havana als in St. Petersburg hätte überfallen können, das gelbe nennen, um sich so durch die große Zahl ihrer Kunden einen Ruf zu machen. Es ist die Krankheit seit einigen Jahren hier so unbedeutend geworden, und durch Vorsichtigkeit der ärztlichen Kunst so Vieles studirt, dem Uebel abzuhelfen, daß man einem eigentlich dazu gratuliren darf, wenn er das Fieber bald bekömmt, und auf diese Art bald den Vorschriftsmaßregeln überhoben ist, die man so lange zu beobachten hat, bis man zwei bis drei Jahre hier ist, oder die Terrorype Krankheit durchgemacht hat.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Das Land zwischen Tiber und Garigliano, wo bereits so viele Schätze der Kunst und des Alterthums entdeckt wurden, soll nun durch den Fürsten Canino unter Leitung von Alex. Francois neu untersucht werden. (Later. Gaz. 28 August.

Feindschaft gegen die Homöopathie in Edinburgh. Diese Universität hat einem sonst qualificirten Candidaten den Doctorhut verweigert, weil er sich nicht verpflichten wollte, niemals nach homöopathischen Grundsätzen zu prakticiren. (ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 214. 6 September 1852.

Die amerikanische Original-Literatur.

Schoolcraft's großes Werk über die Indianerstämme.

Alle Menschen haben als Individuen wie als Gesellschaften ihre schwachen Seiten, und die Bürger der Vereinigten Staaten Nordamerika's machen davon keine Ausnahme. Zu den schwachen Seiten der letzteren gehört ohne Zweifel die von deren Repräsentation oder Gouvernement zu Washington an den Tag gelegte überaus große Ausmerksamkeit auf die noch vorhandenen Reste der Urbewohner des Landes, der sogenannten Indianerstämme. Unter der Leitung des Departements des Innern steht ein besonderes Indianer-Departement (Indian Departement), das im verflossenen Finanzjahre nicht weniger als 2,815,599—70 D. verausgabte, wobei mehrere „zurückgedrängte" Indianerstämme buchstäblich zunächst dem Hungertode preisgegeben wurden, der sich jedoch bisweilen in Begnadigung zu Pulver und Blei verwandelte. Stahlen nämlich die armen, rothhäutigen Schelme den Farmern gelegentlich aus Hungersnoth Vieh, so veranstalteten diese Indianer-Treibjagden, wobei es ganz wie bei den Hasentreibjagden in Deutschland herzugehen pflegt: es wird niedergeschossen, was vor den Lauf kömmt! Alles dieses läuft so neben der gouvernementalen Sorgfalt her, die sich namentlich auch auf Christianisirung der Rothhäute pikirt; es begibt sich gewissermaßen trotz alledem und alledem.

Besonders interessant sind wiederholentliche, gänzliche Auswallungen des Congresses, wovon eine am 3 Mai 1847 sich ereignete. Henry R. Schoolcraft Esq. „the Red Man's Friend," der Freund des rothen Mannes, hatte lange Reisen und Studien gemacht, um in dreißig Jahren eine Menge Materialien zur genauern Kenntniß der Urbewohner zu sammeln, die fast von der Erde des freien Landes vertilgt sind. Er wurde vom Kriegssecretär in Folge erwähnter Congreß-Aufwallung zur Vorlegung seines Materials aufgefordert, und als Resultat dieses Vorganges liegen der Welt nun schon zwei splendid ausgestattete, starke Quartbände gedruckt vor, geschmückt mit trefflichen Illustrationen nach Originalzeichnungen des Armee-Capitäns S. Eastman. In den nächstfolgenden drei Jahren sollen noch drei anderweite Bände erscheinen, womit das Werk geschlossen seyn wird. Die Unkosten der Ausstattung allein, nämlich Satz, Stereotypie, Plattenstich, Druck, Papier und dgl. dürften 80 bis 90,000 D. betragen. Der vollständige Titel dieses Prachtwerkes ist auf dem ersten Bande: Historical and statistical information, respecting the history, condition and prospects of the Indian Tribes of the United States: collected and prepared under the direction of the Bureau of the Indian affairs, per act of congress of March 3d 1847, by Henry R. Schoolcraft, L. L. D. Illustrated by S. Eastman, Capt. U. S. A. — Published by Authority of Congress. Part. I. Philadelphia: Lippincott, Crambo et Comp. 1851. Der zweite Theil führt dagegen den Titel: Information respecting the history u. s. w.; man hat da den historisch-statistischen Anlauf, der auf dem Titel des ersten Bandes genommen wurde, fallen lassen.

Dem ersten Bande sind 76, dem zweiten 78 Illustrationen beigefügt; es sind Abbildungen von Trachten, Sitten, Gegenden, Alterthümern u. s. w. wie man dergleichen in solchen Prachtwerken zu finden pflegt, die eigentlich mit der Wissenschaft mehr kokettiren als vom strengen Ernste derselben gebilligt werden. Ich würde indessen ungerecht seyn, wollte ich nicht dem Zeichnertalent des Capti. Eastman volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Zum ersten Bande wurden die Illustrationen lithographirt und meist colorirt, oder in Buntdruck ausgeführt, während man beim zweiten Bande zum Stahlstich überging und nun beschlossen hat, nachträglich auch die Illustrationen des ersten Bandes in gleicher Weise für eine weitere Verbreitung im Publicum herzustellen. Es wurden nämlich zunächst nur 1,200 Exemplare abgezogen, die für öffentliche Bibliotheken in- und außerhalb der Vereinigten Staaten bestimmt sind, und wovon außerdem eine Anzahl in rothem Maroquin mit Goldschnitt für gekrönte Häupter und fürstliche Personen in Europa bestimmt sind, vor denen wir uns — trotz alles Republikanismus — doch gern ein wenig sehen lassen. Nachdem diese Ehrenauflage gemacht ist, soll an andere Liebhaber gedacht werden, denen der Band — wie ich höre — für die unverhältnißmäßig geringe Summe von 6 D. abgelassen werden wird.

Daß der streng gelehrte Maaßstab nicht an den Inhalt gelegt werden darf, ist schon oben angedeutet; indessen findet man sich doch mehrfach recht befriedigt durch das Mitgetheilte, und am Ende thut die galante Behandlung des Gegenstandes, zumal hier zu Lande, auch mehr gutes als selbst die tiefe Gelehrsamkeit, vor der alle Welt Respect hat, sie aber gern ganz liegen läßt. Einzelne Abschnitte aus beiden Bänden verdienen in den weitesten Kreisen gekannt zu seyn, z. B. was unser deutscher Landsmann Franz Lieber über die Indianersprachen sagt und anderes mehr, während sich da und dort auch Flüchtigkeit der Behandlung und Oberflächlichkeit nicht verkennen läßt. Gestattet es die Oekonomie dieser Blätter so theile ich später aus eben angeführten Dingen einiges vollständig mit, zum Beweise meiner Behauptung; die Belege für das Gerügte werden mir gewiß an dieser Stelle gern erlassen.

Um über die Oekonomie des Ganzen eine Idee zu geben,

möge verſtattet ſeyn den Inhalt beider Bände, wenigſtens äußerlich näher zu bezeichnen. Der erſte Band hat ſieben Hauptabſchnitte, worvon der erſte „Allgemeine Geſchichte“ überſchrieben iſt und aus drei Unterabtheilungen beſteht. A) Geſchichte, Nationales und Stammliches; B) Urſprung, und C) Traditionen der Vor-Columbiſchen Epoche. Die erſte Unterabtheilung hat dann wieder neun Vorwürfe oder Aufgaben, unter folgenden Titeln, welche jedoch nur im Inhaltsverzeichniß, alſo nicht im Texte angegeben ſind: 1) ihr fabelhafter Charakter, nämlich der Geſchichte, des Nationalen und Stammlichen; 2) Auszug indianiſcher Cosmogoniſten; 3) Alterthum des Urſprungs; 4) Vorbauer phyſiſcher Züge; 5) Allgemeine Einheit der Race und Sprache; 6) Neuerſpitze Hartnäckigkeit des indiſchen Sinnes (mind) und Feſtigkeit des Stammverbandes; 7) indianiſche Mythologie: 8) des großen Geiſtes Dualiſtik, Polytheismus des indianiſchen Sinnes; 9) Anbeter der Elemente. Zur Entwicklung dieſer neun Vorwürfe ſind nicht volle vier ſylendid gedruckte Quartſeiten hinreichend geweſen; da ſich aber im weitern Verlaufe des Inhalts alle die angeregten Dinge öfter wieder einmiſchen und ſtets bei Gelegenheit ein Mehreres geſagt wird, ſo läßt ſich wohl am Ende nur über Mangel an ſyſtematiſcher Behandlung klagen. Die folgenden beiden Unterabtheilungen haben jede gleichfalls 8 und reſpective 11 Vorwürfe, die eben ſo kurz auf zwölf Seiten abgefertigt ſind.

Der zweite Hauptabſchnitt trägt die Ueberſchrift: „der geiſtige Typus der Indianer-Race“ und bleibt bei einer Unterabtheilung „generiſche Anſichten“ ſtehen, mit 35 Vorwürfen, welche auf 14 Seiten abgehandelt ſind. Ein dritter Hauptabſchnitt behandelt die Antiquitäten und liefert vieles Neue und Intereſſante, eben ſo finden ſich im vierten Hauptabſchnitte „phyſikaliſche Geographie“ überſchrieben, gar mancherlei nicht bloß in das Bereich der Curioſa gehörige Thatſachen vor. Der fünfte Abſchnitt behandelt Stammorganiſation, Geſchichte und Gouvernement, während im ſechſten über Intellectuelle Fähigkeit und Charakter der Indianer-Race geſprochen wird; endlich aber bringt ein ſiebenter Abſchnitt Nachricht über Bevölkerung und Statiſtiken, und in einem Anhange befinden ſich 348 Fragen, betreffend die Geſchichte, den gegenwärtigen Zuſtand und künftige Ausſichten der Indianerſtämme in den Vereinigten Staaten. Aus letzteren erhellet zur vollen Genüge, daß eben noch ſehr viel zu fragen übrig blieb, als das Werk gedruckt wurde, und die Amerikaner jedenfalls eine naive Art und Weiſe des Bücherſchreibens haben.

Der zweite Band beginnt wieder mit dem erſten Hauptabſchnitte „Allgemeine Geſchichte,“ welcher abermals drei, aber von denen im vorigen Bande befindlichen verſchiedene Unterabtheilungen, mit „Synopſis“ überſchrieben, hat; ſie ſind benannt „Spur der Wanderung,“ „Eintheilung der Stämme,“ und „phyſiſche Züge.“ Als zweiter Abſchnitt folgen nun unter der Ueberſchrift „Sitten und Gebräuche“ zwölf Unterabtheilungen, die uns in das häusliche und Geſellſchaftsleben der Indianer vollſtändiger einführen, als dieß in irgend einem Werke ſeither geſchehen iſt, Catlin nicht ausgenommen; nun folgt abermals ein Abſchnitt über „Antiquitäten,“ ferner einer über „phyſikaliſche Geographie,“ ferner dergleichen über „Stamm-Organiſation, Geſchichte und Gouvernement,“ über „intellectuelle Fähigkeit und Charakter,“ über „topiſche Geſchichte.“ über „phyſikaliſchen Typus der amerikaniſchen Indier,“ über „Sprache,“ über den „Zuſtand der indianiſchen Kunſt,“ über „zukünftige Ausſichten“ und endlich 12) über „Statiſtiken und Bevölkerung.“

Vor allem hat mich der Abſchnitt von der Sprache intereſſirt, und ſowohl was Herr Schoolcraft ſelbſt darüber ſagt, als auch — wie ſchon erwähnt — was Lieber ſcharfſinnig bemerkt, und Reverend S. R. Worceſter an Bemerkungen über die Tſcherokeeſprache anführt, verdient gewiß die Aufmerkſamkeit aller Sprachenfreunde. Daß man nicht unterließ, die Erfindung des geborenen Tſcherokeſen Sequoia, oder Gueß, ein Alphabet für die Tſcherokeeſprache, hinzuzufügen, ließ ſich vorausſetzen. Mir war dieſe Schrift völlig neu, und ich fand im äußern Charakter derſelben viel Aehnlichkeit mit dem armeniſchen Alphabet. Es wird im Texte über dieſelbe geſagt: „man wird bemerken, daß der Indianer-Verſtand, gewöhnt die Gegenſtände in grober oder zuſammengeſetzter Form aufzufaſſen und auszuſprechen, auf dieſen Plan für ein Alphabet verfallen iſt. Faſt alle Worte des Vocabulariums endigen mit einem Selbſtlaut. Jedem Selbſtlaut gehen dreizehn Conſonanten-Verbindungen voran, vierundſechzig Sylben bildend. Hiezu ſind zwölf Charaktere geſügt, Doppelſelbſtlaute darſtellend.“ Beſonders bemerkt iſt, daß keine andere amerikaniſche Sprache mit dieſem einfachen Alphabet geſchrieben werden kann, ſo weit des Verfaſſers Kenntniſſe gehen. Vermittelſt dieſer Schriftſprache iſt man im Stande geweſen, den Tſcherokeſen Schulen zu geben, in denen Unterricht ſowohl tſcherokeſiſch als engliſch ertheilt wird. Eine Handvoll Tſcherokeſen iſt folglich beſſer daran wie ſechs Millionen Deutſchamerikaner, welche zur Herſtellung von Schulen, in denen nur Engliſch gelehrt wird, zwar ſehr anſehnlich beitragen müſſen, die aber nur hie und da Gnaden halber, bei ſehr ſtarker deutſcher Ortsbevölkerung, eine Schule hergeſtellt bekommen, worin auch deutſch gelehrt wird. Die herrſchende engliſche Majorität in den Vereinigten Staaten fürchtet offenbar die geiſtige Ueberlegenheit einer mit deutſcher Bildung ausgeſtatteten Bevölkerung und thut daher nichts für deren zweckmäßige Unterweiſung. Das Reſultat ſind rohe Raufer und Bluheſtörer, vor denen niemand ſicher iſt, welche Straßen wie freies Land außerhalb der Städte ſo gefährlich und gefährlicher machen, als es einſt der Spießlatt war. Trotz aller erheuchelten Ehrfurcht vor dem weiblichen Geſchlecht ſind doch ſelbſt unſere Mädchen den furchtbarſten Beſtialitäten ausgeſetzt, wenn ſie ſich ohne Bedeckung von den Wohnungen entfernen! Das bringt der Mangel an Erziehung mit ſich, dem auch die deutſche heranwachſende Jugend in Amerika unterliegt.

Beiträge zur Sittenkunde der Nordafrikaner.

12. Zur Biologie des Löwen ꝛc.

(Fortſetzung.)

Am andern Morgen war der Tag kaum angebrochen, als ſchon alles auf den Beinen war. Eine an mehrern Orten deutlich erkennbare Fährte zeigte, daß der Löwe mitten durch die Sriba gegangen war, dann verlor ſie ſich unter den Fußſtapfen der Vieheſ, und man machte daher die Runde um den ganzen Weiler, um ſie weiter unten im gepflügten Feld wieder aufzufinden. Das plötzlich ertönende Geſchrei der hin und wieder laufenden Dräis rief die Suchenden nach einer mit jungen Eſpen bewachſenen Stelle, wo die Erde zerſtampft und mit Blut und weißen Haaren bedeckt war. Von dort führte eine blutige Schleppe nach dem Rhas-el-Kra (Spitze des Sumpfes); man folgte derſelben ungefähr fünfhundert Schritte weit, und gelangte endlich auf einen freien Grasplatz im Dſchennen-Darbar (Garten der Eſchen), wo man mehrere Hunde an dem verſtümmelten Cadaver eines Pferdes zerren ſah. Ali-Bel-Hadidſch erkannte ſeine unglückliche Stute ſchon von ferne und brach in ein lautes

Jammergeschrei aus, während die übrigen Männer statt ihn zu trösten, ihn nochmals tüchtig über seine Nachlässigkeit ausschalten.

Seine beiden Fraad wurden noch an demselben Tage von einem Mann und dem Dschennen-Dib zurückgebracht, und fünfzehn entlaufene Kühe stellten sich von selbst wieder ein.

Ich hatte hier Gelegenheit eine Beobachtung zu machen, die mit den Berichten mancher Reisenden in offenbarem Widerspruch steht; nach denselben soll der Löwe ein gesättetes Pferd oder Rind wie ein Lamm auf den Rücken werfen und dasselbe mit der größten Leichtigkeit weiterweit forttragen. Dieß schien mir aber bei dem Körperumfang der besagten Thiere eine augenscheinliche Unmöglichkeit zu seyn; auch sah ich hier deutlich, daß der Löwe seinen Raub fortgeschleppt und nicht fortgetragen hatte.

In der Sriba unterhielt man noch einige Zeit jede Nacht ein großes Feuer; der Löwe kam aber ungeachtet dieser Sicherheitsmaaßregel doch noch einige Nächte hin in die Nähe meiner Hütte, aus welcher ich ihn sogar einmal, wiewohl nur undeutlich sehen konnte. Als der Mond wieder voll zu werden begann, blieb er endlich aus, und man hörte ihn später wieder wie zuvor am jenseitigen Ufer des Kta brüllen.

Obgleich die Kabylen sämmtlich große Liebhaber der Jagd sind, so ist doch diejenige der großen reißenden Thiere nur wenigen exceptionellen Naturen vorbehalten, welche einen Hochgenuß in den von ihren gefährlichen Unternehmungen ungetrennlichen Aufregungen finden und die übrigen durch den Einfluß ihres Beispiels und ihres erprobten Muthes zuweilen zur Mitwirkung vermögen können, wie wir in einem der vorhergehenden Capitel gesehen haben.

Nun hatte ich schon lange meine Hauptambition darein gesetzt, einmal einen Löwen zu erlegen und schon manche Nacht auf dem Anstand zugebracht, ohne meinen Zweck erreichen zu können, das Raubthier kam meistens nicht an den Ort wo ich es erwartet hatte, oder wenn es kam, so war es nicht schußgerecht genug, oder der Schatten eines Busches hinderte mich an genauem Abkommen, von welchem letztern das Leben des Jägers abhängt. Man wird mir hier einwenden, daß ich die beste Gelegenheit dazu versäumt habe zu der Zeit, wo der Löwe fast jede Nacht in die Nähe meiner Wohnung kam; es waren aber verschiedene Gründe vorhanden, denselben in Ruhe zu lassen, worunter der vornehmste derjenige war, daß er die Zeit des Neumondes zu seinen nächtlichen Besuchen gewählt hatte, und es bei der durch vormährende Regengüsse verdoppelten Dunkelheit der Nächte äußerst unklug gewesen wäre, einen unsichern Schuß zu wagen, da mir im Fall des Mißlingens mein Gurbie einen schlechten Schutz gegen die Rache eines so furchtbaren Gegners gewährt hätte. Es gehört ein unverzagtes Herz, heller Mondschein, ein gutgewählter Versteck und die nöthige Besonnenheit dazu, das Thier bis auf wenige Schritte herankommen zu lassen, um mit einiger Gewißheit auf einen guten Erfolg zählen zu können; die Kabylen wissen dieß sehr wohl und finden daher für gut, sich in dergleichen ungünstigen Verhältnissen bloß vertheidigungsweise zu verhalten.

Ich hatte die Bewohner der verschiedenen Sribas meiner Gegend gebeten, mich wissen zu lassen, wenn je irgendwo ein Rind von einem Löwen niedergerissen würde, da ich vorhätte, mich dahin auf den Anstand zu begeben. Eines Tages brauchtragte ein Mann aus dem Mel-Aruk einen gewissen Ali-Ben-Fenegar, der einen einsamen Gurbie in meiner Nachbarschaft bewohnte, mich zu ersuchen zu ihm zu kommen, da er mich zu dem Cadaver einer am heutigen Morgen von einem Löwen getödteten Kuh führen wolle; dieser ließ sich genau den Ort beschreiben und suchte mich dann auf, nicht um sich seines Auftrages bei mir zu entledigen, sondern von mir etwas Pulver zu begehren, unter dem Vorwand, daß er am folgenden Tage die Heerde zu hüten habe und sich daher in Betracht der Unsicherheit des Waldes gut bewaffnen müsse. Ben-Fenegar war ein arger Geizhals und noch ein ärgerer Dieb; er hatte sich vorgenommen die erhaltenen Nachweisungen zu benutzen, um den Löwen auf seine eigene Rechnung zu schießen, was ihm trotz seiner natürlichen Feigheit eine leichte Sache zu seyn schien, da der Ort mit hohen Zeenreichen bestanden war, und er leicht auf einer derselben sich einen sichern Posten zurecht machen konnte. Da er das Waagstück nicht allein unternehmen wollte, so zog er den Ghames Taieb-Ben-Seghri in das Geheimniß, und gegen Mittag sah man sie beide, ersterm mit seiner langen Flinte, letztern mit einem Zeß (kurzen Art) bewaffnet, ihren Weg nach dem Walde nehmen. Durch diesen seinen Begleiter erfuhr man in der Folge den ganzen Verlauf ihres tragi-komischen Abenteuers.

Mit der Oertlichkeit vollkommen vertraut, war es den beiden Löwenjägern, die sich schon im Geist in die Prämie und in den Erlös der Haut getheilt hatten, ein leichtes, nach den von Ben-Fenegar eingezogenen Erkundigungen den Ort aufzufinden, wo der Löwe diesen Morgen seine Mahlzeit gehalten hatte. Ihre erste Sorge war, sich in der Nähe der stinkigen Ueberreste der Kuh eine hohe, schlanke Eiche auszusuchen, und sich auf den nach allen Richtungen sich kreuzenden Aesten derselben einen Sitz mit daran gebundenen Querstangen zurechtzumachen. Schon bei dieser vorläufigen Operation war es ihnen, wie sie selbst später eingestanden, nicht ganz wohl zu Muthe, da sie jeden Augenblick das grimmige Raubthier auch dem Gebüsch treten zu sehen erwarteten, und es wurde ihnen erst wieder leichter, als sie sich endlich in der benutzigenden Höhe von etwa dreißig Fuß über der Erde befanden.

Es war kaum eine Stunde nach dem Affer und folglich noch heller Tag, als ein dumpfes Schnauben die Ankunft des mit bangem Herzklopfen erwarteten Gastes verkündigte. Dieser machte sich unverzüglich über seinen Fraß her, und bald begann das Knacken der zermalmten Knochen, daß er in voller Arbeit begriffen war. Ben-Fenegar zielte lange, drückte ab und fehlte. Sein Freund Taieb-Seghri wollte später behaupten, daß dem Schützen die Flinte wie ein Rohrstengel in der Hand gezittert habe, während dieser seinerseits vorgab, daß im Gegentheil das Beben seines Gefährten ihren schwankenden Sitz dermaßen erschüttert habe, daß es ihm unmöglich gewesen war genau zu zielen.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus dem Leben in Havana.

(Fortsetzung.)

Andere Krankheiten sind hier weniger bekannt als in nördlichen Gegenden, und durch die gleichförmige Temperatur und den immerwährenden Aufenthalt in der freien Luft, auch inmitten der Zimmer, ist das Klima namentlich für Brustleute sehr vortheilhaft, so daß wir immer den Winter über in den Straßen und Hotels ein Gratis-Concert von schwindsüchtigen, hustenden Nordamerikanern haben, die dem Schnee entgehen; dagegen sind wieder manche Creolen hier, die den Hundstagen hier auszuweichen und den Sommer im Norden Amerika's zubringen, denn hier zu Lande ist man nicht so reiselustig wie jenseits des Oceans, und eine Dame, obgleich nicht gerade Creolin, spricht davon, wie sie den Sommer in Newyork oder Paris zubringen will, was so wenig auf-

fällt als wenn man von Wien nach Karlsbad geht, um eine Badecur zu gebrauchen.

Was die Bevölkerung der Insel anbelangt, von der die farbigen Menschen beinahe zwei Drittel, und von diesen die Sklaven weit über die Hälfte ausmachen, so ist hierüber schon zuviel gesprochen worden, als daß ich ein Urtheil darüber geben möchte, ob die Emancipation der Neger hier zu Lande eine Wohlthat für das Land, für die Menschheit wärr. So viel ist gewiß, daß im 19ten Jahrhundert ein Menschenhandel nicht mehr vorkommen sollte, und der erste Weg zu dessen allmählicher Ausrottung ist auch hier bereits gebahnt durch das Verbot neuer Negerzufuhren aus Afrika, um so mehr und auch die Zahl der Sklaven zu vermindern, und die der, sey es durch Menschlichkeit der Besitzer, oder durch Arbeitsmehrheit der Sklaven, ihrer Freiheit erwerbenden Farbigen zu vermehren. Gegen die Emancipation wurde schon gar manches gesprochen: die einen verfechten, der Sklave in Westindien, wie er es sehr oft selbst gestehi, sey weit glücklicher als in seinem Vaterlande, wo er meist entweder Kriegsgefangener oder Sklave seines eigenen Landsmannes sey; andere stellen die Behauptung auf, der Neger sey zu roh und dabei zu sehr an Despotismus in seinem Vaterlande gewöhnt, als daß er eine plötzliche Freiheit in civilisirten Ländern ertragen könnte, wovon man den klarsten Beweis an dem unruhigen, unglücklichen Haiti hat, wo die Schwarzen ihr Herren der Insel sind; wieder andere sagen, die Sklaverei sey bei einem wilden Neger der Uebergang vom Barbarismus zur Civilisation, und ein Schwarzer könne nur dann seine Freiheit ertragen, wenn er durch Strenge und nach langjähriger Zucht, so wie durch Unterricht und Religion geeignet habe, das Gute vom Bösen zu unterscheiden.

Diese verschiedenen Motive mögen theilweise Grund haben, andererseits auch werthlose, auf eigenes Interesse gegründete Ausflüchte seyn; so viel ist aber gewiß daß, wenn die reichen Länder der heißen Zone freien Sklaven selben Gelegenheitsverkehr auf den europäischen Markt zu bringen, und die Fabricate Europa's dagegen zu empfangen, wenn sie nicht einem plötzlichen entschiedenen Ruine entgegensehen sollen, Sklaverei ein unumgänglich nothwendiges Uebel ist, wie die englischen Antillen es zeigen, die, sey es aus Menschlichkeit oder, wie allgemeiner behauptet wird, aus eigenem Interesse und in der Absicht hiedurch den Handel Westindiens zu hemmen, und namentlich die Producte ihrer ostindischen Besitzungen auf dem Markte Europa's denen des Westen zu substituiren, seit der Emancipation der Sklaven vollkommen ruinirt sind, so daß in dem früher so reichen und gut bebauten Jamaica nun die schönsten Plantagen steckenweise ganz leer und brach daliegen. Der Grund davon ist einzig der, daß in Ländern, wie die Antillen, ein Europäer, wenn er nicht sogleich im ersten Jahre seine Gesundheit untergraben will, nicht, wie der von Hause aus daran gewöhnte Neger, den ganzen Tag auf dem Felde arbeiten, und daß es weder im Winter noch im Sommer der brennenden, so ungesund auf Europäer wirkenden Sonnenstrahlen aussetzen kann, und freie Neger, wie die Erfahrung so vielfältig lehrt, arbeiten nur so lange als sie durch Hunger dazu gezwungen sind — eine fatalische Lage, in die sie in der heißen Zone nicht leicht gerathen können, wo sie Nahrung von wilden Früchten auf freiem Felde finden und im Winter nicht zu befürchten haben, im Schner einzufrieren. Also — entweder nach wie vor Sklaven, oder der plötzliche Untergang der tropischen Länder! Ein Mißbrauch ist Krieg genommen nur der zu nennen, daß nicht nur zur Feldarbeit Sklaven benützt werden, sondern auch allenthalben zum Dienste in den Häusern. Diesem Unfuge könnte leicht gesteuert werden, und eine seit einigen Monaten auf jeden derartigen Farbigen gelegte Taxe mag vielleicht gute Dienste thun; doch solche Neger würden weit die Freiheit, wo nicht ausschlagen, doch nicht gar zu gierig wünschen, da sie im allgemeinen so gut behandelt werden wie in Europa wenige Dienstboten, und weit weniger als solche zu arbeiten haben, indem sie sehr oft mehr zum Staate als zum Dienste gehalten werden, und häufig in Familien bedeutend mehr Neger und Mulattensklaven im Hause sind als sie selbst Glieder zählen; ja es ist da wieder oft jeder Sklave der Bediente seines Schicksalsgefährten, und man kann sie oft zu halben Dutzenden den ganzen Tag unbeschäftigt in Hausfrauen herumlungen sehen, die eine ihrem Freunde die krausen Haare feilfrend, ein anderer seiner Dulcinea ein Stückchen auf der Mundharmonika vorspielend, und so lustig ihren Tag zubringend. Auch sind die Gesetze des Landes bei weitem nicht so unvortheilhaft für Sklaven als man in Europa noch gründlich allgemein glaubt, und mancher Abolitionist kommt mit den orthodoxesten Ideen von Europa in Sklavenländer, und nachdem er die Behandlung, den Charakter der Farbigen und die Lage des Landes genau studirt hat, kommt er zur letzigen Ueberzeugung, daß die Unterdrückung der Sklaverei ein nicht so leicht zu vollbringendes, ja auch ein nicht so schlechtweg gutzuheißendes Werk zu nennen sey.

Der schlimmste Umstand ist, daß der Fall sehr häufig vorkommt, wo wohlhabende hiesige freie Neger eigene Sklaven besitzen, und zwar oft nicht nur Neger, sondern sogar Mulatten, und diese Classe von Sklaven ist in der Regel meist unglücklicher und wird weit unbarmherziger behandelt als der Leibeigene eines Weißen. Ein Sklave muß von seinem Herrn gekleidet, hinlänglich genährt, im Krankheitsfalle ärztlich behandelt werden; fällt er durch Altersschwäche oder Krankheit auch zeitlebens in Dienstunfähigkeit, so ist er nicht, wie mancher weiße Dienstbote, zum Betteln gezwungen, sonder sein Herr muß ihn, nach wie vor, ernähren, kleiden und beherbergen; der Schwarze, frei oder Leibeigener, hat vor Gericht gleiches Recht wie ein Weißer, kann Klage einreichen, wenn er schonungslos behandelt oder, bei nicht körperliche Züchtigung verdienenden Vergehen, geschlagen wird, obgleich er sich durch eine derartige Klage leider in der Regel sein Loos verbittert, und sein rücksichtsloser Herr ihn dafür auf andere Art büßen lassen kann. Was aber das Größte ist, ein Sklave kann seinen Herren wechseln, und letzterer muß ihn freigeben, sobald der Farbige die gleiche Summe aufweisen kann, für die er gekauft wurde, es sey denn, daß sein Eigenthümer bewiesen kann, daß er ihn ein nützliches Gewerbe gelehrt habe, in welchem Falle zur Compensation des Meisters ein Streitfall vom Gericht den Preis des Lehrgeldes zu bestimmen hat. Ist ein Sklave nicht mit seinem Herrn zufrieden, so kann er sich also um den Ankaufspreis einen anderen Herrn suchen, und sich auf diese Art selbst verdingen. Ein Farbiger kann auf Cuba, was z. B. in dem freien Nordamerika nicht der Fall ist, sich so gut Haus und Feld kaufen, wie ein Weißer. Wird einer Sklavin ein Kind von einem Weißen geboren, so muß letzterer sie loskaufen. Eine jede Sklavin kann einem nicht geborenen Kinde für 20 Dollars die Freiheit kaufen, einem geborenen für 50 Dollars, und der rührende Fall ist nicht selten, daß ein solches Kind zur Dankbarkeit nach einer Reihe von Jahren von seinem Verdienste seine Mutter loskauft.

(Fortsetzung folgt.)

Matrosen-Mangel in England. Der Mangel an Matrosen namentlich für die Flotte ist eine sehr ernste Frage geworden. Mehrere Fachblätter, insbesondere die Shipp. Gaz., sind seit Jahren in die Regierung gedrungen, daß sie der Sache ihre volle Aufmerksamkeit widme, indem es, wie sie behaupteten, völlig unmöglich sey auch nur einige größere Schiffe schnell mit der nöthigen Mannschaft zu versehen. Das vorige Ministerium wollte nicht recht hören, weil die Sache zum Theil mit der Aufhebung der Schiffahrtsacte zusammenhängt, das neue Ministerium aber hat die Sache wenigstens insoweit in die Hand genommen, als eine Commission von ersahrenen Männern niedergesetzt ist, um sie gründlich zu untersuchen. Wo der Fehler liegt, ist noch nicht recht klar, indeß ergibt die Shipp. Gaz. vom 30 August abermals einige Fälle, welche die Gegreifung'energischer Maaßregeln streng nothwendig machen; sie erzählt daß der Befehlshaber einer Kriegsschiffs, das in See gehen soll, einige Zeit in Portsmouth und Plymouth sich aufhielt, und endlich 6 Mann Freiwilligen gefunden habe. Ein anderes Kriegsschiff, die Queen, wurde kürzlich zu Plymouth ausbezahlt, und 350 bis 400 seiner besten Matrosen sagten den Officieren geradezu, als man sie aufforderte neuerdings Dienste zu nehmen, sie hätten schon ihre Plätze nach Liverpool bestellt, von wo ein amerikanisches Packetboot sie nach Neuyork bringen werde; sie hätten im Sinne in die Kriegs- und Handelsmarine der Vereinigten Staaten zu treten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 215. 7 September 1852.

Die katholische Kirche in England.

Wir haben wiederholt auf den Umstand aufmerksam gemacht, daß die katholische Kirche in England einen Feind an der tief gewurzelten historischen Abneigung des Engländers hat, einen Feind, den sie nur mister stimmen, zum Theil in den Schlaf lullen könnte durch ein äußerst vorsichtiges, zurückhaltendes Benehmen. Das Auftreten Wiseman's, obgleich klug geleitet, war aber weder das eine noch das andere, sondern hat nur die Wirkung gehabt, die schlummernde Abneigung wach zu rufen. Das ist in vollem Maaße geschehen, und die Vorfälle bei den irischen Wahlen haben Oel ins Feuer gegossen. Wir wollen kein voreiliges Urtheil über das Benehmen der Geistlichen Burke und Clune bei dem unglücklichen Vorfall zu Sixmilebridge fällen, die Wahrscheinlichkeit ist aber dafür, daß sie wegen Meineid gestraft, vielleicht wegen dieses Verbrechens und wegen Aufreizung zur Deportation verurtheilt werden. Ob die Regierung damit, wie das Tablet meint, Drachenzähne ausäet, muß man abwarten. Besondere Milde zu üben wird sie zuverlässig nicht geneigt seyn. Die Stille der Presse in England und ihr kurz angebundenes Wesen, wenn sie über solche Dinge sprechen muß, sind verdächtige Umstände. In England brütet man schlich über einen Schlag gegen den Ultramontanismus, wenn man es gleich nicht Wort haben will. Aus einer neulichen Rede eines Mitgliedes der irischen katholischen Aristokratie, Sir John Nugent, geht hervor, daß man eine Zusammenstellung der aufrührerischen Reden katholischer Geistlicher beabsichtigt oder wenigstens von der andern Seite fürchtet. Einen directen Erfolg könnte ein solcher Schritt keinenfalls haben, denn es wäre ein vor dem Parlament instruirter Tendenzproceß, der, wie jetzt die Sachen stehen, nicht mehr mit Parlamentsacten gegen die Katholiken enden kann. Die Sache wird schwerlich eine officielle Form annehmen oder von der Regierung direct begünstigt werden, aber ein guter Freund der Regierung kann in diesem Sinne plaidiren, und bei aller herrschenden philosophischen Toleranz wird man eine allgemeine Stimmung gegen die ultramontane Partei hervorrufen, die nicht ohne Folgen bleiben kann. Dieser Krieg, der mit dem Auftreten des Cardinals Wiseman erklärt wurde — denn im Geheimen wurde er schon lang geführt — ist immer noch in seinen ersten Stadien, und verdient in jeder Hinsicht, daß man seinen verschiedenen Wandlungen folge. Er wird nicht nur die kirchlichen Einrichtungen Englands mannichfach umgestalten, sondern selbst die äußern Verhältnisse nicht ohne Bedeutung bleiben.

Beiträge zur Sittenkunde der Nordafrikaner.

22. Zur Biologie des Löwen.

(Schluß.)

Auf die Explosion des Feuergewehrs richtete sich der Löwe empor; sein funkelnder Blick begegnete dem meinigen der armen Jäger. Bei ihrem Anblick stieß er ein furchtbares Gebrüll aus, das ihnen durch Mark und Bein drang, und sein Schweif peitschte seine Flanken mit Heftigkeit. Dann that er plötzlich einen verzweifelten Satz nach dem Baum, wobei er fast die ersten Aeste desselben erreichte, so daß der heldenmüthige Taieb für seine Sicherheit besorgt zu werden begann, und seinem Gefährten das gefährliche erste Stockwerk allein überlassend, wohlweislich in den Gipfel der Eiche hinaufstieg. Dort half das Gefühl der Sicherheit seiner etwas erschütterten Geistesgegenwart insofern wieder auf, daß er seinem von Schrecken gelähmten Cameraden zurufen konnte, schnell wieder zu laden und den Feind dießmal besser aufs Korn zu nehmen, statt denselben unthätig anzustarren. Dieser Zuruf weckte Ben-Tenezer aus seiner Apathie; er stieß jetzt zwei unwiederbringbare Schimpfworte aus, worvon das eine seinem klugen Gefährten, das andere dem Löwen galt, der nach einigen vergeblichen Anstrengungen darauf verzichtete, seinen Angreifer zu erreichen und sich nun unter dem Baum niedergelegt hatte, wo er unter formwährendem Brüllen alle Bewegungen der beiden Kabylen überwachte; dann, obgleich noch ungehalten über Taiebs schmähliche Desertion nach den höhern Regionen, schickte er sich an dem Rath desselben, dessen Zweckmäßigkeit nicht in Abrede zu stellen war, Folge zu leisten.

Das Laden des Gewehres war auf einem so leichten, zwischen Himmel und Erde schwebenden Gerüst keine ganz bequeme Sache und mußte im Sitzen verrichtet werden. Der Schütze faßte mit der linken Hand den Lauf seiner Flinte nahe bei der Mündung, und er konnte so bei abwärts hängendem Schaft den Inhalt seines Pulvermaßes hineingießen; als er aber den Pfropf auf die Ladung setzen wollte, entglitt er — o Mißgeschick! — der lange hölzerne Ladstock seiner zitternden Hand und ward von dem Löwen zermalmt, noch ehe er den Boden erreicht hatte.

Was von diesem Augenblick an bis zu demjenigen ihrer Befreiung aus dieser kritischen Lage in dem Gemüth der armen Löwentödter vorgegangen, konnte ich nie genau erfahren, da sie sich vermuthlich später selbst keine klare Rechenschaft mehr davon geben konnten. Ihren eigenen Mittheilungen zufolge hatten sie sich, nachdem sie sich von der ersten Bestürzung erholt, eine gute Weile tüchtig gezankt und einander wechselseitig mit den bittersten Vorwürfen überhäuft; sie sahen aber bald ein, daß es gerathener

sey zu schweigen und sich ruhig zu verhalten, da der Löwe bei jeder ihrer Bewegungen neue, eben nicht sehr beruhigende Angriffsdemonstrationen machte. Was sie am meisten beschäftigte war, daß ihr Gegner versuchen möchte den Baum zu erklettern, was nach den Berichten der Eingebornen, junge Löwen nicht selten und zwar mit der größten Leichtigkeit thun sollen. Sie stellten daher ihren Jungenkreig ein und blieben lange regungslos sitzen, worauf sich der Löwe nach und nach beruhigte, ohne jedoch seinen Observationsposten zu verlassen; erst als es vollkommen finster geworden war, kehrte er nach dem Leichnam der Kuh zurück, und endlich verschwand ein nicht zu verkennendes, rutschendes Geräusch, daß er für gut gefunden habe, den Rest seines Raubes an einen andern Ort zu schleppen.

Noch lange saßen die beiden Kabylen still und mit angehaltenem Athem; es blieb aber alles ruhig und sie vernahmen nichts als das von Zeit zu Zeit aus der fernen Sriba zu ihnen herübertönende Bellen der Hunde, das sie ohne Zweifel trübseligen Vergleichungen zwischen ihrer gegenwärtigen prekären Lage und der entreulichen Sicherheit ihrer friedlichen Hütte anstellen ließ. Nichtsdestoweniger hielten sie es für den Umständen am angemessensten, für diese Nacht dem kalten, luftigen Sitz eines Vogels vor der bequemen Schlafmatte im warmen Gurbie den Vorzug zu geben, und als sie am folgenden Morgen mit hängender Lippe und lendenlahmem Gang nach der Sriba zurückkamen, so hatte niemand die Indiscretion sie nach ihrem gestrigen nächtlichen Treiben zu fragen, weil wohl jeder selbst schon im Fall gewesen, eine Nacht in Geschäften, von welchen er nicht gern Rechenschaft abgelegt hätte, abwesend zu seyn.

Erst einige Tage später erfuhr man die Geschichte ihrer verunglückten Löwenjagd von ihnen selbst, da sie die Beschwerden, die sie wechselseitig gegen einander zu haben glaubten, unmöglich länger auf dem Herzen behalten konnten, und das Abenteuer der beiden unternehmenden Freunde war lange ein Lieblingsthema, welches die Wizbolde des Ortes nicht ermangelten, aufs mannichfaltigste zu variiren.

Ungefähr vierzehn Tage nach dieser Begebenheit benachrichtigten mich die am nördlichen Ufer des großen Sumpfes wohnenden Weled-Melk, daß ein Löwe trop der allnächtlich unterhaltenen Schreckfeuer regelmäßig jede Nacht bis in die Nähe ihres Duars komme, und ich jetzt die beste Gelegenheit hätte demselben nachzustellen. Da es gerade Vollmond war, so versprach ich das Abenteuer zu wagen und ließ die Aeltesten des Duars ersuchen, mir am folgenden Nachmittag ein Maultier zum Transport meines Jagdapparates zu schicken.

Ich hatte früher von dem Commandanten Levaillant einen Selbstschuß zum Geschenk erhalten. Der Mechanismus dieser Mordmaschine war äußerst einfach: auf einem starken, schmalen Stück Holz war ein Flintenlauf von starkem Kaliber befestigt, gegen die Mitte des Laufes war ein mit diesem Lagerholz einen rechten Winkel bildender, anderthalb Schuh langer Stützbalken angebracht, auf welchem ein Schnellbalken von verhältnißmäßiger Länge gleich einem Brunnenschwengel in einer Kerbe spielte; das bis an das Kamin des Laufes reichende Ende dieses Schwengels war in dem Ohr des Hammers festgekeilt, welcher beim Niederfallen das Zündhütchen zerschlug und auf diese Weise ein Steckschloß entbehrlich machte. Die Stellung dieses Selbstschusses war eben so leicht als sein Bau einfach war: der aufgezogene Schlagbalken stützte sich auf ein schlankes Stäbchen, dessen oberes zugespitztes Ende lose in einen Einschnitt desselben paßte, während das untere, abgerundete, etwas seitwärts auf dem Lauf ruhte, und bei der leisesten Bewegung von seinem Stützpunkt abgleiten mußte. Diese Maschine wird in einiger Entfernung von dem Paß des Thieres, das man zu tödten beabsichtigt, wagerecht auf einen eigens dazu errichteten Herd von Erde oder Steinen gesetzt, so daß die Mündung des Laufes diesen Paß bestreicht; ein schwarzer Faden, der an einem am untern Ende des Stellholzes eingeschlagenen Nagel befestigt wird, läuft über die ganze Länge des Laufes und wird in unverbrüchlicher Richtung mit demselben quer über den Weg gespannt und auf der andern Seite an einen eingesteckten Stab gebunden. Von welcher Seite nun das Thier herkommen möge, so muß es nothwendigerweise mit der Brust den Faden anziehen, worauf der durch das Abgleiten des Stellholzes frei gewordene Hammer auf das Zündhütchen herabfällt und der Schuß in dem Augenblicke losgeht, wo sich der unmittelbar hinter dem Schulterblatt liegende Theil des Wildes der Mündung des Laufes gegenüber befindet.

Ueber die Anwendung dieser Maschine zur Erreichung meines gegenwärtigen Zwecks hatte ich meine eigene Idee, von deren Ausführung ich mir den besten Erfolg versprach.

Ich kam an dem bestimmten Tage noch zeitig genug bei den Weled-Melk an, um die nöthigen Vorkehrungen zu dem beabsichtigten Anstand treffen zu können. Der junge Amar-Ben-Haffi, Sohn des ehemaligen Scheich der Sanhadscha, der durchaus das Abenteuer mit mir bestehen wollte, obgleich ich aus mancherlei Gründen lieber allein gewesen wäre, führte mich an den Ort, wo der Löwe jede Nacht durchging; es war eine sandige Strecke des nach Bona führenden Weges, der von hier bis zu den ersten Zelten der Weled-Melk über mit Myrten und Walthalde abwechselndes Buschland lief, und ich hatte bald eine Batterie für meinen Selbstschuß an einer hiezu tauglichen Stelle errichtet. Dem Bericht meines Gefährten zufolge kam der Löwe gewöhnlich von der Seite der Guerbes her, und man konnte seine Fährte bis in die Nähe der Weled-Melk auf dem Sand des Weges verfolgen. Da nun dieser Weg eine Hauptstraße der Araber ist, und noch spät Reisende auf demselben daherziehen konnten, so ward ausgemacht, daß sich einer von uns hundert Schritte oberhalb des quer über den Weg gespannten Stellfadens, der andere in gleicher Entfernung unterhalb desselben postiren sollte; von welcher Seite der Löwe herkommen mochte, sollte derjenige, vor dem er zunächst vorbeigehen mußte, nicht eher Feuer geben, als bis er ihn auf eine Schußweite von höchstens 15 Schritten herankommen lassen; der Selbstschuß bliebe dann immer für den Fall übrig, daß das Raubthier zwischen uns beiden auf den Weg treten und seine Richtung aufwärts oder abwärts nach dem Faden nehmen sollte. Auf diese Weise konnten wir ebenfalls versäumte Reisende von unsern Vorkehrungen in Kenntniß setzen und dieselben ermahnen die gefährliche Stelle zu umgehen.

Mit Untergang der Sonne war alles bereit; ich saß unterhalb der Mordmaschine in einer in den Sand gegrabenen, mit grünen Zweigen umflochtenen Grube, Amar oberhalb derselben in einem Versteck gleicher Art.

Das Abendroth erlosch allmählich in grünlichen, immer blässer werdenden Linien, während der Mond sich in ruhiger Pracht über den fernen Gebirgszug der tunizer Gränze erhob; ich hatte aber diesmal wenig Sinn für die Schönheiten des Abends, denn alle meine Seelenkräfte waren auf einen einzigen Punkt concentrirt. Ich habe schon oft den Gemüthszustand eines Löwenjägers auf dem Anstand mit demjenigen eines angehenden Duellanten am Vorabend eines Zweikampfes vergleichen hören, kann aber aus eigener Erfahrung versichern, daß die Emotionen

des erſtern von denjenigen des letztern himmelweit verſchieden ſind, und ſchon der Umſtand, daß die ſogenannte Jagd auf dieſes edle Thier kein ehrlicher Zweikampf, ſondern ein hinterliſtiger Angriff iſt, in welchem ſich der Schütze ſeinem Feind gegenüber in allen Stücken im Vortheil befindet, reicht hin die Unrichtigkeit dieſes Vergleiches darzuthun. Bei mir war wenigſtens in dieſer Situation wie in andern ähnlicher Art das vorherrſchende Gefühl eine gewiſſe peinliche Ungeduld, die in die Länge faſt unerträglich würde, wenn nicht manche von einer aufgeregten Einbildungskraft begünſtigte optiſche und acuſtiſche Täuſchungen von Zeit zu Zeit einige Diverſion machten. Bald raſchelt es im Gebüſch; man glaubt den gemeſſenen Tritt des Löwen zu vernehmen, und es iſt — ein Ichneumon, das in kurzen Sätzen über das dürre Laub hüpft; bald kommt eine große Thiergeſtalt den Weg hergeſchritten: vorgeſehen! das iſt der Löwe! die Geſtalt nähert ſich, wird immer kleiner und reducirt ſich endlich auf einen — Schakal. Dann wieder lange, unendlich lange Pauſen, während welcher die Natur wie ausgeſtorben ſcheint, kein Lüftchen weht, keine Maus ſich regt, und der Jäger vernimmt keinen andern Laut als denjenigen ſeines eigenen Herzſchlags.

Nach Verlauf einer Stunde hörte ich den klaren Ruf meines Gefährten: „Ma t'imschi ch' menna! eghkem el trihk enta el kra! (nicht da hinaus! nimm den Weg nach dem Kra!) und ſchloß aus den gleich darauf eben ſo laut begehrten und gegebenen Erläuterungen, daß ſich noch jemand ſpät auf dem Weg befinde; einige Augenblicke darauf bewies mir das Plätſchern eines trabenden Pferdes in den Regenlachen des untern Weges, daß der Angerufene die wohlgemeinte Warnung beherzigt habe. Es vergingen abermals zwei langweilige Stunden, während welcher ich in kurzen Zwiſchenräumen einen Haſen, einen Igel und einen Schakal zu ſehen bekam; letzterer mußte mich gewittert haben, denn er hielt in einiger Entfernung von meinem Poſten plötzlich an, ſchnupperte nach allen Seiten hin, und verſchwand dann ſeitwärts im Gebüſch, während erſtere unbeſorgt vorüber zogen. Gegen 11 Uhr machte mich das ſich nähernde Klaffen einer Hyäne aufmerkſam, und ich ſah dieſelbe bald darauf den Weg herauſhinken; da ich aber beſürchtete, ſie möchte das Stellholz der Schießſäule losſchnellen, ſo erhob ich mich und machte einige Schritte vorwärts, um ſie zum Umkehren zu bewegen, wozu ſie ſich auch nicht zweimal nöthigen ließ.

Es mochte eine Stunde nach Mitternacht ſeyn. Ich begann des langen Sitzens herzlich ſatt zu werden, um ſo mehr da meine Füße, obgleich in einen alten, doppelt zuſammengelegten Burnuß gehüllt, ganz ſtarr vor Kälte waren. In der Vorausſetzung, daß der Löwe von der Seite des Guerbes herkommen müſſe, blickte ich die meiſte Zeit in dieſer Richtung den Weg abwärts, da ich, für den Fall daß er wider Erwarten von der Seite des Duar herkommen ſollte, meinen Gefährten dort zu ſeinem Empfang bereit wußte. Einmal drehete ich zufällig den Kopf nach dieſer Seite hin und erblickte in einer Entfernung von ungefähr ſechzig Schritten einen ſchönen männlichen Löwen mitten auf dem Wege ſtehen. Er ſchien unſchlüſſig zu ſeyn nach welcher Seite er ſich hinwenden wolle, blickte den Weg hinauf und hinunter und gähnte dann zweimal laut auf. Während dieſer wenigen Secunden konnte ich meine erſte Emotion überwinden; ich veränderte behufſam meine Stellung, um mich auf ein Knie niederzulaſſen, nahm meine Büchſe an die Schulter, ließ den Lauf derſelben auf der durch den aus meiner Grube ausgeworfenen Sand gebildeten Bruſtwehr ruhen, und erwartete, ziemlich gefaßt, den jetzt langſam in der Richtung meines Verſteckes herabſchreitenden Feind. Auf einmal fiel ein Schuß, das Meiſterwerk des unſeligen Amar! Wußte ihn der Schitan plagen, auf eine Diſtanz von mehr als 150 Schritten, zwecklos ins Blaue zu ſchießen!

Der Löwe blieb eine Weile wie angewurzelt ſtehen, erhob dann ein fürchterliches Gebrüll und eilte, mit drohend aufgerichtetem Schweife nach der Richtung hin von woher er den Schuß vernommen. Mein Herz pochte mit Ungeſtüm; noch eine Secunde, und er war an dem verhängnißvollen Faden . . . ein Blitz und ein Knall, und das Raubthier ſtürzte zuſammen! Bald aber raffte es ſich wieder auf und verſchwand, zu meinem nicht geringen Leidweſen, links im Gebüſch.

„Mexeb? (iſt er todt?*) rief mir jetzt mein unübertrefflicher Wildſchütz zu; ich antwortete ihm aber mit allen muſelmänniſchen Verwünſchungen, die mir in meinem Aerger beifielen, und befahl ihm ſich ruhig zu verhalten und ſeinen Poſten nicht eher zu verlaſſen, bis bis ich ihm rufen würde. Dieſe Empfehlung war aber vollkommen überflüſſig, da er, wie wir ſogleich ſehen werden, mehr als irgend einer für ſeine Sicherheit beſorgt war.

Nachdem ich noch eine Viertelſtunde ruhig ſitzen geblieben war und nicht den geringſten Laut mehr vernommen hatte, rief ich ihn endlich von ſeinem Poſten ab; er ſchien ſich nicht ſehr zu eilen, und es bedurfte einer nochmaligen Aufforderung ihn zu vermögen, mit mir zu gleicher Zeit an dem Ort, wo der Löwe gefallen war, hinzutreffen, denn es wäre ihm wahrſcheinlich lieber geweſen, wenn ich, im Fall das Raubthier ſich noch in der Nähe befunden hätte, allein mit demſelben fertig geworden wäre. Auf meine bittern Vorwürfe über ſeine unbegreifliche Thorheit antwortete er mir kleinlaut, daß er aus ſeinem Verſteck den Weg nicht gut habe überblicken können und deßwegen auf die einzige, unweit davon ſtehende Eiche geſtiegen ſey, von wo aus er das Thier deutlich geſehen und daſſelbe viel näher geglaubt habe, als es wirklich war.

Ein großer Blutfleck auf dem Boden zeigte, daß der Löwe wirklich getroffen war; da es aber in dieſem Augenblick weder rathſam noch möglich war die Spur deſſelben zu verfolgen, ſo kehrten wir nach dem Duar zurück, um mit Tagesanbruch dieſes mühſame Geſchäft zu beginnen. Alle Männer der Wled-Meik, die im Beſitz einer Flinte waren, begleiteten uns nach dem Wahlplatz, von wo aus wir die blutige Spur bald fanden, bald wieder verloren, bis ſie endlich in einer Entfernung von etwa anderthalb Meilen gänzlich verſchwand, und wir gegen Mittag unverrichteter Sachen und todtmüde nach dem Duar zurückkehren mußten.

Acht Tage ſpäter fand ein Hirtenknabe der Guerbes, durch den Nasgeruch aufmerkſam gemacht, den faſt ganz von den Geiern aufgezehrten Leichnam des Löwen, und ich konnte von demſelben nur den Schädel benutzen, da das übrige Skelett allzu ſehr beſchädigt war. Der Ort wo das Thier verendet, war über drei Meilen von den Zelten der Wled-Meik entfernt.

Skizzen aus dem Leben in Havana.

(Fortſetzung.)

In Pflanzungen ſind die Sklaven allerdings nicht ſo gut behandelt wie in den Städten, und die Peitſche bildet da für das weibliche Geſchlecht ſowohl als für die Männer ein ebenſo nothwendiges als klägliches Möbel, und der Fall iſt nicht ſelten, daß eine Negerin 2—300 Peitſchenhiebe von Negern applicirt bekömmt, und ihr nachher zur Heilung der Wunde die Poſteriora mit Branntwein eingewaſchen werden! Eine Strafe, in die ſie in Pflanzungen häufig dadurch verfallen können, daß ſie ſich entweder mit Weißen oder mit einem anderen als dem ihnen von ihrem Herrn beſtimmten Neger abgeben. Es hat nämlich in größeren

Plantagen, wo Sklaven beiderlei Geschlechtes sind, in der Regel jeder Neger eine ihm von seinem Herrn beigegebene Negerin zur Geschlechtin, und jedes Paar ein kleines Hütchen, meist von Palmblättern und Bambus erbaut, nebst einem kleinem Stückchen Land, wo sie bauen und nachher verkaufen können was sie wollen, so wie auch in der Regel ein jeder sein eigenes Schwein bekömmt; in manchen großen Pflanzungen sieht man mehrere Hunderte solcher Negerwohnungen. Einen schauerlichen Anblick gewährt die Kleidung dieser Sklaven auf den Pflanzungen, wo sie in der Regel halbnackt oder in Lumpen gekleidet sind, und bei manchen kaum das Geschlecht, dem sie angehören, unterschieden werden kann, während die Kinder bis zum 6ten und 7ten Jahre meist ganz nackt gehen, was auch in den Städten der Fall ist, wo nicht nur farbige, sondern auch weiße Kinder häufig im gleichen Anzuge auf der Straße sind, in welchem sie aus Mutterleib gekommen. Die Neger arbeiten auf dem Lande von Sonnen-Aufs bis Untergang. Fest- und Sonntage ausgenommen, und haben, da sie ohne Aufsicht niemals arbeiten, zu ihrem Aufseher einen Weißen, Mayordome genannt, und neben diesem wieder einige schwarze Aufseher, Mayoral genannt. Der Preis eines jungen Negers ist gegen 4—500 Dollars, alle bedeutend niedriger als in denjenigen nordamerikanischen Staaten, aus denen die Sklaverei nicht verbannt ist, und wo solche nicht unter 7—800 Dollars gehalten werden. Sie sind alle Katholiken, und förmlicher, in der Kirche geschlossene Ehen sind nicht selten, doch weniger in Pflanzungen als bei zum Hause benützten Farbigen anzutreffen; letztere sind meist Mulatten, die zum Feldbaue nicht so geeignet sind, da Kinder der ersten Generation von Weißen und Schwarzen meist von schwächlicher Constitution sind, und keine Strapazen aushalten können. Die Gesetze verbieten die Vermählung eines Weißen mit einer Negerin oder einer Mulattin aus erster und zweiter Generation, aber Neger und Mulatten können sich unter einander verheurathen, ja Kinder der ersten Familien saugen meist die Milch einer schwarzen Säugamme ein. Es ist wirklich für einen gefühlvollen Menschen herzzerreissend, hie und da sich von einem Neger sein Schicksal mit mehr oder minder Glaubwürdigkeit erzählen zu lassen, und da mit anzuhören, auf welche Art der eine von seiner leiblichen Mutter in Afrika betrogen wurde, die ihn gegen Juwelen an weiße Kaufleute verkaufte, der andere, wie er mit seinen Brüdern, wie Heringe auf ein Boot gepackt, an Bord seiner Schwester Stimme erkannte, ohne die Erlaubniß bekommen zu haben, sich ihr nähern oder mit ihr sprechen zu dürfen, denn es lehrt die Erfahrung, daß nicht, wie mancher gefühlvoller Weise behauptet, den Negern, um solchen Gefühlen Luft zu geben, Liebe zu ihren Angehörigen abgeht, sondern sie solche meist so liebevoll behandeln und erziehen, wie die sorgfältigsten Eltern eines weißen Kindes. Kaufsläufer, wo Farbige wie Waaren ausgestellt wurden, dürfen keine mehr bestehen, dagegen kann ein Sklavenhalter solche in öffentlichen Auctionen unter gerichtlicher Aufsicht verkaufen.

Um sich zu überzeugen, daß die Neger hier zu Lande nicht so unglücklich sind, und nicht leicht eine Gelegenheit vorübergehen lassen, um von der ihnen gelassenen Freiheit Gebrauch zu machen, genügt es, ihre Bälle an Sonn- und Festtagen mitanzusehen, wo sie in eigens hiezu angewiesenen Quartieren ihren wilden und rohen Vergnügungen nachgehen und ihre Landestänze aufführen, die mit keinem wie bekannten Tanze mehr Aehnlichkeit haben als mit dem ächten Pariser Cancan; doch zur Beschwichtigung der sich wahrscheinlich hiedurch belehrigt fühlenden Grisetten und Studenten sey es gesagt, daß ihr Lieblingstanz noch weit derber und weniger wollüstig ist als der der Neger, die bei einer gerauchte vollen, sämmerlichen Wuft und den wildesten Gesichter Handstange sich zu erhitzen, daß sie zuletzt ganz heiser werden und kaum mehr die Glieder rühren können. Jeder Stamm hat wieder seinen eigenen Nationaltanz, doch alle stimmen darin überein, daß Personen zweierlei Geschlechtes sich nie berühren dürfen. Den interessantesten Anblick dieser Art aber gewährt das jedes Jahr am Dreikönigsfest wiederkehrende Negerfest, wo sie von Morgens bis in die Nacht bandenweise in den Straßen herumtrennen, da in ihren Nationaltrachten, die sie an einem anderen Tage nicht tragen dürfen, ihre Tänze und Gesänge aufführen, und vor den Häusern Gelder einsammeln, die in eine gemeinschaftliche Casse gehen.

Ueber die Conspirationen, welche die Farbigen von Zeit zu Zeit angezettelt wollen, und von denen eine namentlich in den verflossenen Jahren den Untergang der ganzen Insel drohte, wurde so manches, obgleich auch übertriebenes, geschrieben, daß ich hier solche nicht weiter auseinandersetzen mag. Man forscht hier zu Lande von diesen Verschwörungen, die irrthümlicherweise in manchen Journalen Negerrevolutionen genannt wurden, begreift nur noch als von einem, noch zur ganzen Zeit entdeckten, mit beispielloser Vorsicht angeordneten und fonderbarerweise sieben Jahre lang unentdeckt gebliebenen furchtbaren Meuplane, der den Zweck hatte die Farbigen zu Herren der Insel und aus Cuba ein zweites Hayti zu machen; aber die seit der Entdeckung von Seiten des Gouvernements getroffenen Maaßregeln, die bedeutende Verstärkung des Militärs, die theilweise Verbannung, Hinrichtung oder Gefangenschaft der hauptsächlichsten Anführer der Conspiration, lassen in keinem, der entfernt die Verhältnisse unserer Insel kennt, Befürchtungen für die Zukunft, wenigstens für viele Jahre nicht, aufkommen.

Die Kluft in socialer Beziehung zwischen der farbigen und weißen Menschenclasse auf unserer Insel kann wohl nicht leicht in Europa unter den verschiedenen Kasten der Menschheit in gleichem Grade vorgefunden werden; doch nicht nur der Neger oder der gelbe Mulatte ist mit einer gewissen Verachtung vom Weißen angesehen, sondern auch die schreinbar weiße Classe verliert plötzlich in der öffentlichen Meinung, sobald bekannt wird daß sie von farbigen Eltern, wenn auch in noch so entfernter Generation abstammt, obgleich solche Leute oft so weiß und weißer sind als gar manche Europäer oder Creolen. Die geößte Beleidigung hier zu Lande ist also, einem verkappten oder wirklichen Weißen einen Vorwurf der Art zu machen. Zur Unterscheidung dieser zwei Glassen ist auch hier zu Lande jeder Weiße, sey es Thürsteher oder Graf, mit Don anzureden, eine Titulatur, die im spanischen Mutterlande nur Leuten höherer Classe beigelegt zu werden pflegt; und es gibt hier manche arme Creolenfamilie, die stolzer auf ihre Abstammung von weißen Eltern ist, als sie es vielleicht auf einen hohen Titel oder auf Reichthum wäre, obgleich gar manche der angesehenen blessen Familien von vermischem Blute sind, das aber sehr klüg unentdeckt bleibt. Doch wie könnten auch derartige gemischte Geburten vermieden werden, in einem Lande wo die weißen Kinder die Milch der schwarzen Säugamme einsaugen die Vertraute der jungen aufzuerziehen Töchter meist eine Negerin in Eigenschaft einer Gouvernante ist, und gewöhnlich in alle Geheimnisse der jugendlichen Brust eingeweiht wird — in einem Lande wo der öffentliche Umgang des schönen Geschlechtes mit nicht bluterwandten jungen Männern möglich vermieden wird, wo dagegen im Innern des Hauses keine sehr strenge Zucht herrscht, und wo meist eine bedeutende Anzahl von diensthuenden schwarzen und gelben Sklaven beiderlei Geschlechtes angestellen sind. Ein Neger oder Mulatte, frei oder Sklave, darf im Theater nur ihm angewiesene, besonders Plätze einnehmen, kann an Bord von Schiffen, bei Fahrten auf der Eisenbahn u. dgl., sich nicht auf die ersten Plätze setzen, kann selbst in seinem salslenahen Kaffee- oder Speisehause sich erholen, hat aber im übrigen bei öffentlichen Vergnügungen gleiche Berechte wie ein Weißer.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Armensteuer in Irland. Nach einem sehr umständlichen Bericht über die Galway Union, d. h. den Armenbezirk von Galway, muß für das nächste Jahr eine Umlage von 5 Sch. 4 P. vom Pfd. St., also über 25 Procent des Einkommens, erhoben werden. (Shipp. Gaz. 31 Augustl.)

Die Kosten des birmanischen Krieges bis zum 1 Junius werden bereits auf eine halbe Mill. Pfd. oder 5 Mill. Laf Rupien angeschlagen. (Shipp. Gaz. 31 Augustl.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 216. 8 September 1852.

Sechs Wochen im Orient.

2. Die Donau und die Seeschifffahrt.

Nur einige Tage ruhte ich in Kotroß, der Besitzung meiner Verwandten aus; am 3 Oct. reiste ich in Gesellschaft meines Bruders nach dem einige Stunden entfernten Galaz, in der Absicht mir einen Platz auf dem österreichischen Dampfschiff zu bestellen, das jeden Montag Morgens von Galaz nach Konstantinopel abgeht. Auf dem Wege nach Galaz trafen wir unaufhörlich Spuren der großen durch die Heuschrecken angerichteten Verheerung, denn sie hatten verschiedene Striche durchzogen. Die Sonnengluh plagte uns entsetzlich, und die erhitzte Luft erschwerte den Athem. Ich sah Ochsen die aus Wassermangel gefallen waren, andere mit offenen Rüstern und herabhängender geifernder Zunge, mit der sie gierig die Luft einsogen. Rechts am Wege zeigte man mir einen von der Regierung für die Reisenden begonnenen Brunnen, in welchem man jedoch noch nicht aufs Wasser hinab hatte graben können. Zwei Arbeiter fanden beim Arbeiten im Innern des Brunnens ein schweres Stück Gold, das jeder sich selbst zueignen wollte, darüber entstand unter ihnen ein blutiger Kampf, in welchem der eine den andern erschlug und mit dem Golde entwich. Als wir an einem kleinen Wald vorüber waren, eröffnete sich auf einmal ein zauberhafter Anblick auf den weiten See Bratycz, an dessen hohen, steilen Ufern wir hinritten. Dieser See, dessen prächtiger Anblick mich gewissermaßen auf den noch weit erhabenern des Meeres vorbereitete, ist zwei Meilen breit und doppelt so lang; derselbe erstreckt sich bis zum Pruth und der bessarabischen Gränze. Seine Wasser nähren außer einer Menge Fische, Massen verschiedener Vögel, unter andern zahllose Gänseheerden, welche gleich den Heuschrecken auf den benachbarten Feldern die Ernte vernichten, und in langen Reihen über dem See in der Luft dahin zogen. Dieser See gehörte ehemals dem regierenden Fürsten Michelaki Sturdza, der jedoch dieß sein Besitzthum gegen ein weit vortheilhafteres, in der Nähe von Suczawa gelegenes mit dem frühern griechischen Metropolitan vertauschte. Als der Metropolit seinen Irrthum erkannte, denselben aber nicht mehr gut machen und das alte Besitzthum nicht wieder herausbekommen konnte, legte er im Unmuth sein Amt nieder, um in der Einsamkeit zu leben.

Nachdem wir die größere Hälfte des Wegs nach Galaz zurückgelegt hatten, stießen wir auf ein noch nicht verwischtes Denkmal der alten Römermacht. Es ist dieß die Rippa Trajana, wie es die Moldauer nennen, ein langer bis an die Ufer des Bratycz reichender Wall, der im Anfang des 2ten Jahrhunderts durch die Legionen und die römischen Colonisten aufgeworfen wurde. Ist man an dem Walle Trajans vorüber, den der nach Galaz führende Weg auer durchschneidet, so kann man schon die unabsehbare Reihe mit Getreide beladener Karauschen [1] erblicken, die von allen Seiten nach Galaz gehen. Durch dichte Staubwolken sah in der Ferne Galaz hervor, und unterhalb desselben erglänzte die prächtige Donau, welche sich durch die unabsehbaren Ebenen wie ein Silbergürtel wand, und auf deren Schooß vom schwarzen Meere her ein Kauffahrer, groß wie ein mächtiges Gebäude, mit schwellenden Segeln daher fuhr. Nach einer halben Stunde waren wir in Galaz, einer Stadt, die allerdings nicht sehr groß, aber wegen ihrer Lage an der Donau und ihres Handels, den sie namentlich mit Getreide nach der Levante treibt, für die Moldau von der größten Wichtigkeit ist.

Galaz breitet sich einigermaßen amphitheatralisch an dem schwachen Abhang eines Hügels aus, dessen Fuß die Gewässer der Donau bespülen. Mit Ausnahme einer kleinen, aber sehr schönen neuen katholischen Kirche, einigen besonders hübschen griechischen Kirchen [2] mit grünen Dächern und den Palästen der fremden Consuln, besteht diese ganze Hauptstadt größtentheils aus hölzernen einstöckigen Häusern; man kann jedoch darin häufig fast den Reichthum des ganzen Landes ausgebeutet finden, denn hier sind sehr zahlreiche Kornspeicher, stark gefüllte Niederlagen, namentlich orientalischer Waaren, und sehr reiche Bankiers; hier ist also die Lebenskraft der ganzen Moldau. Nach meiner Ankunft begab ich mich sogleich zu dem österreichischen Consul, Hrn. Huber, der

[1] Ungeheure walachische Wagen mit hohen Rädern, in welchen die Tschumels oder die mit dem Transport des Getreides und anderer Landeserzeugnisse beschäftigten Leute ihre Waaren fortschaffen.

[2] In einer dieser Kirchen, der St. Georgskirche an der Donau, ruhen die Gebeine des Kosaken-Hetmans Mazeppa, die aus Bender hieher gebracht wurden, wo er am 18 März 1710 starb mit Hinterlassung von 160,000 Dukaten, von denen Karl XII 40,000 nahm und die übrigen dem Schwiegersohn des Hetman Moniarowski gab. Die Türken ersteckten bei ihrem Einfall im J. 1711 das aus Backsteinen aufgemauerte Grab, und warfen, wie ein Augenzeuge, Mit. Kobyn, schildert, seine Gebeine heraus; zudem verschlugen sie auch seinen Grabstein, auf dem unser beim Wappen der Ukraine und Mazeppa's, auch der polnische Adler angebracht war. Nach dem Abzug der Türken wurde das Grab wieder hergestellt, der Grabstein besann sich, obwohl sehr beschädigt, bis auf die neuesten Zeiten in der Mitte der Kirche. Im J. 1835 öffneten die griechischen Priester, welche nicht wußten daß in diesem Grabe die Gebeine Mazeppa's ruhen, das Grab, um die Leiche eines Bojaren hier niederzulegen. Einige Jahre später wurde diese wieder ausgegraben, um einen Trauergottesdienst über derselben abzuhalten; da nun die Regierung um diese Zeit verbot die Todten innerhalb der Kirche zu beerdigen, so wurde die Leiche des Bojaren sowohl als die Mazeppa's außerhalb rechter Hand vom Eingang in den Vorhof beerdigt; der Grabstein, obwohl zerschlagen, wurde als ein historisches Denkmal an Michael Gika, den Bruder des vorigen Fürsten der Moldau, geschickt, wo er sich noch jetzt befindet. Die Verwandten des Bojaren wollten das Wappen auf dem Grabe Mazeppa's erhalten, und ließen einen neuen Grabstein fertigen, aber der Steinhauer machte aus Unwissenheit statt des einköpfigen Adlers einen zweiköpfigen.

mich mit gewinnender Höflichkeit aufnahm. Hier beklagte ich erst, daß ich so spät in Galatz angekommen war, denn als der Consul meiner Bitte um Mittheilung des Passes entsprach, forderte er mich auf die Gelegenheit zu benützen, und das heilige Land oder wenigstens Smyrna zu besuchen, wohin man in wenigen Tagen auf dem Dampfboot von Konstantinopel sich begeben kann; die Zeit war mir aber in der That zu kurz zugemessen, und gestattete mir nicht an eine so große Reise zu denken. Ich verschob also die Erfüllung meines innigsten Wunsches auf eine günstigere Zeit, verabschiedete mich von dem Consul, und begab mich nach der Kirche, die ich offen fand, und wo der italienische Missionär mich freundlich aufnahm.

Ohne Zeitverlust eilte ich mit meinem Bruder durch die gewundenen Straßen und über den Bazar nach dem Hafen, den ich zum erstenmal in meinem Leben erblickte. Wir standen auf der breiten Terrasse über der Donau, und meine Augen konnten sich nicht sattsehen an den mannichfachen neuen Gegenständen. Zu unsern Füßen schlugen die träge dahin ziehenden Wellen des prächtigen Stroms an, der hier bedeutend tief ist und einige hundert Klafter Breite hat. Außer unzähligen Nachen, die in unaufhörlicher Bewegung den Strom durchschnitten, wiegten sich darauf jetzt auch einige Dutzend große Kauffahrer, welche nach einer beschwerlichen Fahrt hier eine Zeit lang auszuruhen schienen. Auf dem ganzen Kai drängte sich eine bunte Menge die Kreuz und die Quere, namentlich Griechen und Arnauten, welche mitten unter dem chaotischen Getümmel mit dem Laden der Schiffe beschäftigt waren. Am untern Hafen erhob sich in bedeutender Entfernung von der Stadt ein langes weites Gebäude mit vorstehendem Thürmchen in der Mitte; es ist dieß die moldauische Quarantäne, wo die aus der Türkei kommenden Reisenden der Sicherheit wegen vier Tage eingeschlossen werden. Auf dem gegenüberliegenden türkischen Ufer verlor sich der Blick in unabsehbare mit Binsen und Stauden bedeckte Steppen, die sich bis zum Fuße des Balkan hinzogen, dessen Felsengipfel in grauer Ferne emporstanden. Das rechte Ufer der Donau ist meistentheils von Tataren und Saporoger-Kosaken bewohnt, welche nach dem Falle der Sfetsch in diese Gegenden sich flüchteten.

Nachdem wir uns an diesem zauberhaften Anblick ergötzt hatten, gingen wir nach dem Ufer, um die vor Anker liegenden Schiffe in der Nähe zu betrachten; unter diesen nahm, sowohl seiner Größe als seiner vortrefflichen Einrichtung wegen, das aus Odessa angekommene Dampfboot „Peter der Große“ am meisten meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Auf der übergeschlagenen Brücke betraten wir zugleich mit andern zu demselben Zweck gekommenen Personen das Verdeck dieses Riesenbaues, und betrachteten mit Erlaubniß des Capitäns im einzelnen dieß merkwürdige Erzeugniß der Geschicklichkeit und Kunst. Hiemit, sowie mit der Besichtigung des ganzen Hafens verfloß mir der ganze Tag; am Abend kam das österreichische Schiff Lloyd aus Konstantinopel an, und am andern Morgen den 5 Oct. mit Tagesanbruch befand ich mich auf dem Verdeck des Dampfboots „Baron Stürmer“, nebst andern Reisenden, die (gegen Bezahlung von 8 Ducaten) die Seereise nach Konstantinopel mitmachen wollten. Einige hundert Personen von verschiedenem Stamm und verschiedener Tracht befanden sich hier, und sprachen unter sich italienisch, neugriechisch und walachisch mit lebhaftem Gemurmel, dem das laute Geschrei der fröhlich schwatzenden italienischen Matrosen wunderbar accompagnirte. Nach einiger Zeit blieb ich ganz allein, und erkannte jetzt mehr wie je den ganzen Werth und Nutzen einer möglichst umfassenden Kenntniß fremder Sprachen, namentlich der italienischen, ohne deren Kenntniß ich niemand rathen möchte in den Orient zu gehen, da diese Sprache hier unter den andern europäischen am meisten im Gebrauch ist. Meine unangenehme Lage bauerte indeß nicht lange, denn zu meiner großen Freude sah ich bald auf dem Verdeck einen Bekannten aus Czernowice, einen angesehenen armenischen Kaufmann, Namens Tabakar. Der Camerlenge oder Kellner des Schiffs, der etwas deutsch sprach, nahm meine Sachen zusammen, führte mich in die Cajüte und zeigte mir den Hamac, in welchem ich während der Fahrt schlafen sollte. Nach kurzem Abendessen nahm ich mein erstes Nachtquartier an Bord eines Schiffs und schlief bald ein, aber nach wenigen Stunden weckte mich der ungewohnte Lärm der arbeitenden Dampfmaschine, und ich eilte aufs Verdeck.

Nach kurzer Zeit war Stadt und Hafen aus den Augen verschwunden; der Wind war gelinde und warm, die vor der aufsteigenden Morgenröthe verschwindenden Sterne zitterten nur hie und da noch in brillantenem Lichte an dem gränzenlosen Himmelsdraum; die Stille war vollständig in der ganzen Natur, nur unsere Räder brausten, und nur von Zeit zu Zeit tönte der dumpfe, aber durchdringende Ton des Sprachrohrs, vermittelst dessen die nöthigen Befehle gegeben wurden. Einige Stunden nach der Abfahrt stieg glänzend die Sonne empor, und übergoß alles mit einem Meere von Licht. Tief im Westen sah man die Gipfel des Balkan noch durch einen leichten Morgennebel verschleiert. Der schönste und freundlichste Herbstmorgen, den ich noch in meinem Leben gesehen, begünstigte unsere Fahrt, während welcher ich fortwährend auf dem Vorbeck blieb und träumend den prachtvollen Strom betrachtete, dessen über 500 Jahre vor unserer Zeitrechnung die zahllosen Schaaren des Darius, später die des Macedoniers Philipp und noch 500 Jahre früher die Legionen Trajans gesehen hatten.

Mit Tagesanbruch frömte eine Menge verschiedenfarbiger Reisenden aufs Verdeck, wo alsbald schwarzer Kaffee aufgetragen und die gelibte Weise angezündet wurde, wobei ich Gelegenheit hatte, meine Reisegefährten näher in Augenschein zu nehmen. Am meisten interessirte mich ein junger Arzt aus Jerusalem, der seinen medicinischen Curfus in London vollendet hatte, und jetzt in seine Heimath zurückkehrte. Während der ganzen Fahrt sprach er häufig mit mir in schlechtem Deutsch, aber mit großem Enthusiasmus von dem heiligen Land und von Jerusalem, wohin er sich nach mehrjähriger Abwesenheit sehr zurücksehnte. Ebenso gefielen mir wegen ihres offenen Wesens und ihrer Bildung einige Wiener, darunter zwei Herren Bach, welche nach Konstantinopel gingen, um etwas vom Orient zu sehen. Am liebsten aber war mir der Kaufmann aus Czernowice, mit dem ich offen und ungehindert über mein Heimathland reden konnte. Unser Schiff, durch Strömung und Dampfkraft getrieben, flog rasch und in prachtvollem Laufe die breite Donau hinab, und ließ die langsam dahinziehenden Kauffahrer, welche schon vor uns die Anker gelichtet hatten, weit hinter sich. Die Gegenden, die wir durchfuhren, waren meist einförmig und trübselig; so mußten sie namentlich den Wienern erscheinen, welche schon in Wien das Dampfboot bestiegen und die an vielen Stellen bergigen und reizenden Ufer der Donau in Ungarn und der Walachei gesehen hatten. Das ganze rechte, der Türkei gehörige Ufer war fortwährend mit Buschweiden und näher dem Meer mit Schilf bewachsen, und weiterhin erglänzten mächtige Seen und lange, wilde, mit Moos und Riedgras überwachsene Sümpfe. Da und dort zeigte sich auf solchen Moosinseln die zwergartige

Sumpfdikke oder die Strandwelde. Das linke, etwas höhere Ufer nach Bessarabien hin fand ich bedeckt durch die russischen Tschardaken, deren Gendarmen bei der Annäherung der österreichischen Fahne das Gewehr präsentirten. Da und dort schouten am Ufer verstreute hübsche Dörfer hervor, und darunter das Städtchen Tornorsena, worauf sich uns das Schloß von Palisaden umgebene Militärlazareth darstellte.

Schon war es zehn Uhr Morgens, als ein Kanonenschuß aus unserm Schiff uns anzeigte, daß wir uns der türkischen Stadt und dem Hafen Tultzja nähern, deren zur Reise sich rüstenden Einwohner man von der Annäherung des Dampfboots schon aus der Ferne bemerkthätigen wollte. Es war auch noch keine Viertelstunde vergangen, so wandte sich unser Fahrzeug in die weite Biegung hinein, an welcher in langem Halbbogen Tultzja sich malerisch an dem felsigen Ufer erhebt. Als wir uns dem Hafen, in welchem einige Kauffahrer lagen, näherten, bedeckte sich das ganze Ufer mit einer Menge neugieriger Bewohner der Stadt, größtentheils Türken, Griechen und Armanten in himmelblauen Kaftans, rothem Fez und Gürtel. Unser Schiff blieb hier ohne eine Stunde liegen, in welcher Zeit unaufhörlich Nachen mit Türken, Griechen und Armanten, stark gebaute Menschen mit ausdrucksvollen Gesichtern, auf uns zuruderten. Es waren dieß meist Kaufleute, welche Waaren in Stambul einkaufen wollten. Unter ihnen zog durch Gestalt und Kleidung namentlich ein junger Albanese meine Aufmerksamkeit an, in langer, bis an die Knie gehender, dicht gefalteter Fustanella und einem reichen, goldburchwirkten Gürtel, in welchem ein Dolch mit schönem vergoldetem Handgriff stack. Während die Matrosen unter großem Getümmel sich mit der Ladung beschäftigten, wurde um 11 Uhr in der Cajüte der Tisch zum Frühstück gedeckt, das nach italienischer Weise zubereitet war, und wofür man nebst dem Mittag- und Abendessen vier Zwanziger täglich zahlte.

Eisenbahnplane in Südrußland.

Der Getreidehandel Südrußlands, der seit der Aufhebung der Kornsetze in England noch und noch einen geregelten Gang annimmt, während er früher nur Kopfweise von denen wir, nach dem Obeßli Westnik (Nr. 53—55), die Angaben eines Hrn. Sal. Gurewitsch anheben, die für den Betrieb des Getreidehandels im südlichen Rußland überhaupt interessant sind. „Der beste gelbe und hochgelbe Weizen kommt nach Odessa aus den Gouvernements Podolien, Wolhynien und Kiew. Der Transport der beiden ersten geht über Bolta, der des letztern über Begopol, welche beide Städte 99 Werste von einander und 150 von Odessa entfernt sind. Alle drei liefern jährlich etwa anderthalb Millionen Tschetwert nach Odessa. Das Getreide aus Bessarabien (etwa 300,000 Tschetwert) geht über Kischineff, und mit Ausnahme dessen, was auf dem Dnieftr bis Majaf verschifft wird, zu Lande nach Odessa. Der Transport von Kischineff, Balta und Bogopol wird durch Tschumaks oder Steppenfuhrleute betrieben, ist oft unregelmäßig, theils durch Schuld der Witterung, theils durch die der Tschumaks, und die Kaufleute beklagen sich über schlechtes Maaß, Verlust auf dem Transport, und Mangel an Transportmitteln. Eine Eisenbahn von Odessa nach diesen getreideerzeugenden Gouvernements würde allen diesen Uebelständen abhelfen. Ein belgischer Ingenieur, Namens Subeet, den bereits Fürst Woronzoff kommen ließ, hat eine Eisenbahn nach Obiopol oder eigentlich nach Golta, einem Dorf auf dem rechten Ufer des Bug, während Obiopol und Begopol auf dem linken liegen, vorgeschlagen, und will sie bis Kremenetschug 210 Werste weit fortführen, weil bis dahin die Schiffe des obern Dnieptr gehen. Von Klein-Wradiewka aus müßte man Zweigbahnen nach Uman, Tultschin, Mohilef, d. h. nach einem der Centrolpunkte der westlichen getreideerzeugenden Gouvernements anlegen. Der Boden ist hier so eben, daß man auf dem ganzen Strich von Golta an nur zwei Tunnels, einen von anderthalb, und einen von drei Werst Länge anzulegen brauchte. Auf dem ganzen Strich sind weder große Flüsse, noch Sümpfe, und soll keine Schluchten außer über kleine Bäche; man hätte also nicht nöthig große tiefe Brücken anzulegen. Nach den Berechnungen Hrn. Subertz würde die Werst mit allem Zubehör an Wagen u. s. w. auf 73,000 R. S., und 330 Werst von Odessa nach Gozlaw auf 24 Mill. R. S. kommen. Das Einkommen aus dieser Bahn berechnet er auf 3,300,000 S. R., was, wenn* 1,300,000 auf die Betriebskosten gerechnet werden, eine Dividende von 8½ Procent geben würde. Diese Eisenbahn steht wohl nicht in nächster, doch gewiß in nicht sehr fremer Aussicht, und dürfte auf den Gang des Kornhandels nicht ohne bedeutenden Einfluß bleiben.

Skizzen aus dem Leben in Havana.

(Fortsetzung.)

Doch nicht nur unter Farbigen und Weißen besteht dieses gehonnte Verhältniß, sondern sehr häufig auch zwischen Creolen und Europäern, und vorzugsweise zwischen Creolen und Spaniern, und letztere Eifersucht ist beinahe leichter zu erklären als die zwischen Leuten verschiedener Farbe: die Creolen sind von Kindheit an, meist vermöge ihrer Wohlhabenheit, nicht an Arbeit gewöhnt, von Statne meist schwächlich in Folge der brennenden Hitze, von der sie beinahe so sehr leiden als hiesige Europäer, entbehrt von allem Enthusiasmus, obgleich für kurze Zeit feurig und schnell anfstrauend, haben meist keine, oder wenig, wenigstens nicht gelehrte Schulbildung, trotz der hiesigen Universität, die in Europa nur ein Lyceum oder Gymnasium genannt würde, obgleich der Doctorhut hier so gut gerecht wird als irgendwo anders. Alle diese Umstände tragen dazu bei, daß auf der Insel fast spanischen Gesetzes nur Spanier und nicht Creolen höhere Staatsämter bekleiden dürfen, und der Creole, falls er diese Universität besuchen will, darauf angewiesen ist entweder Arzt oder Jurist zu werden, wo ihm aber auch wieder vorgeschrieben wird die Hochschule in Madrid eine Zeitlang besucht zu haben. Alle übrigen Aemter, sowohl im Staate als beim Militär, sind nur Spaniern zugänglich, dagegen ist aber auch der Creole nicht militärpflichtig, da die früher hier bestandene Creolenmiliz mehr mit einem Kinderspiel als mit einem Waffenstand zu vergleichen gewesen und nunmehr eingegangen ist. Dieser Umstand hat schon ein großes Gewicht beim Hasse der Creolen gegen die Spanier, aber mehr noch der, daß ersterer mit mehr oder weniger Recht die Behauptung aufstellen, die spanische Regierung thue zu wenig zum Nutzen und zur Verschönerung der Insel, und verlange alljährlich einen zu großen Theil von dem auf der Insel für Zollgebühren, Abgaben u. dgl. eingegangenen Gelde, das sie lieber auf der Insel bleiben als nach Spanien geschickt sehen würden. Sie überlegen überhaupt nicht hinlänglich, daß ohne die Europäer die Insel mit ihrem Handel nicht bestehen könnte, sie also Unrecht haben, wenn sie einen Europäer, der arm hier angekommen, und nach Jahren mit dem Schweiße seines Angesichtes sich ein Beermögen erworben hat, mit einer gewissen Art Mißgunst und Neid nach Europa zurückkehren sehen. Die gebildetere Classe Creolen mischt sich übrigens von Tag zu Tag mehr unter Europäer, und einen klaren Beweis davon liefern die vielen Gesellschaften, Bälle und Concerte in Museen, die namentlich zur Winterzeit sehr stark besucht sind, und wo die feinste Gesellschaft, der größte Luxus, und die erste Gold- und Abelsaristokratie anzutreffen ist.

Eigentliche Polizei besteht hier keine; sie wird bei Tag durch das Militär vertreten, und bei Nacht von Nachtwächtern mit großen Lanzen, die nützlichsten Beamten der Stadt, von denen an jeder Straßenecke einer aufgestellt ist, der die öffentliche Sicherheit und Ruhe in den Straßen zu wahren hat, und dabei jede halbe Stunde die Witterung und Zeit ausrufen, so wie auch zu verhüten hat, daß ein Farbiger, sey er frei oder Sklave, sich nach 10 Uhr auf den Straßen antreffen läßt.

Havana ist die einzige Stadt in Westindien, dessen Hafen einen Leuchtthurm aufzuweisen hat, und dabei einen der schönsten und festbesten, die existiren, und Cuba die einzige Antille, auf welcher Eisen-

bahnen bestehen; zum Besitzthum des ersteren berechtigt die bedeutungsvolle Seehandel, und zu letzteren die geographische längliche Form der Insel, so daß, während auf ganz Cuba nur einige wenige von Menschenhänden erbaute Straßen und alle übrigen von der Natur bereitete Pfade sind, seitdem Eisenbahnen gebaut wurden, von denen eine die Insel der ganzen Breite nach durchschneidet, die Seestädte des Nordens und Südens sich gegenseitig so nahe gerückt sind, daß sie, z. B. zwischen Havana und Batabano, und der Süd- und Nordküste gelegen, in sechs Stunden ihre Produkte gegenseitig vertauschen, während alle diese Güter vor der Erbauung der Eisenbahnen die ganze Insel, die doch so lang ist als ganz Großbritannien zusammen, zur See umschreiben mußten, was ersteres gefährlicher war, und sodann, selbst bei günstigen Winde, acht bis zehn Tage erforderte. Der Ausfuhrhandel im allgemeinen beschränkt sich auf die Landesprodukte, als da sind: Zucker, Tabak, Kaffee, und in kleinerem Umfange Reis, Cacao, Baumwolle, Vanille, Honig, Wachs, Holz.

Fabriken und Manufakturen sind hier etwas unbekannter, da bei dem hohen Preise der Maschinen, des Arbeitslohne u. dgl. unsere Fabrikate nicht mit denen Europa's oder der nordamerikanischen Staaten konkurriren könnten. Selbst einheimisches Getreide ist hier keines zu suchen, theils weil das Klima für solches nicht sehr günstig wäre, theils weil dessen Anbau von der spanischen Regierung nicht begünstigt würde, da der Consum der Insel einen vortheilhaften Handelsweig mit dem spanischen Mutterlande bildet, weshalb z. B. auch auf das gute Mehl der benachbarten nordamerikanischen Staaten ein Eingangszoll gesetzt ist, der sehr oft sogar den Kostenpreis übersteigt. Ein gut bebautes Stück Feld auf den Antillen ist ein zu kostbares Capital um es mit Getreide zu verpflanzen; das einzige bildet das Wälschkorn, dessen Verbrauch hier sehr bedeutend ist, da die Frucht sowohl als das grüne Kraut desselben die beinahe einzige Nahrung der Pferde und des Viehes überhaupt bildet. Um sich von der Ergiebigkeit unseres Bodens einen Begriff zu machen, genügt es den Mais zu betrachten, den man ordentlich wachsen sieht, und dessen Stande in guten, feuchten Jahrgängen oft acht bis zehnmal jährlich abgeschnitten und zur Viehfütterung benützt wird, also gleichsam das ganze Jahr hindurch, Sommer und Winter, Eine Ernte bildet. Die hauptsächlichsten einheimischen Früchte sind Ananas, Cocosnüsse, Bananen, Platanen, Mameys, Aguacaten, Anonen, Orangen, rothe und gelbe Weinen, süße Kartoffeln, Limonen, Cartuslefeigen; ferner findet man den Brodbaum, die Vanillestaude, den Baum, aus dem das Gummi Elasticum erzeugt wird, einzelne Cochenille-Cactus, so wie die schönsten Eichen, Mahagonybäume u. dgl., ganze Felder von wilden Reis, weßhindischem Bambus, Cactus oft von 2—3 Fuß im Durchmesser, vergebens aber sucht man europäische Früchte, als da sind: Trauben, Aepfel u. dgl., ja nicht einmal Früchte der südlicheren Zone, Apricosen, ebbare Mandeln. Der einträglichste Bau der Felder ist der des Zuckers und Tabaks, welch ersterer einer der gesuchtesten, und letzterer unbedingt der gesuchteste und beste der Erde ist. Der Kaffeebau wird hier von Tag zu Tag weniger bedeutend und weniger einträglich, und man stößt nicht selten auf große Strecken von frühre mit Kaffee gepflanzten Feldern, die nebst den Wohnhäusern von ihren Besitzern gänzlich im Stiche gelassen sind, da die Pflanzer keine Käufer dafür fanden, und die Unterhaltung der Felder in schlechten Jahrgängen oft mehr Capital erfoderte als die Ernte eintrug, so daß man sich oft sehr täuscht, wenn man das Verwägen eines Pflanzers nach der großen Zahl der Morgen, die er zum bebauten Feld inne hat, schätzt, anstatt als Maßstab die Zahl der Sklaven anzugeben, die auf solchen Pflanzungen sind und das Hauptcapital derselben ausmachen, und wovon oft auf einer 4—600 sind, die zum Kaufpreise von 4—500 Piaster per Kopf schon ein gutes Capital erfordern, und hiezu noch genähret werden müssen! Das unbebaute Terrain hat beinahe keinen Werth, und man darf annehmen daß auf der Insel, die Humusbodt ein noch „unbekanntes Land“ nennt, kaum der fünfte Theil des Landes angebaut oder bewohnt ist. Der Stein, der beinahe überall die Basis bildet, auf dem die so fruchtbare Erde von Cuba ruht, ist ein compacter Kalk, ähnlich dem Jura. Die Erde wird in zwei Hauptsorten vorgefunden, der rothen, die hauptsächlich für den Kaffeebau, und der schwarzen, die mehr für die Zuckerpflanze tauglich ist, welch letztere auf nicht allem Boden oft ohne Düngung zu bedürfen 20 Jahre hindurch von neuem wächst, ohne frisch angesäet zu werden. Es gibt einzelne Pflanzungen, wo alljährlich gegen 12,000 Kisten Zucker gemacht werden. Im kleinen werden auch einzelne Landstrecken mit Indigo, Cacao und Cochenille-Cactus angebaut, doch die Erzeugnisse des Bodens sind nicht von der Art, daß sie den Namen wirklicher Produkte von Cuba verdienen.

Hinsichtlich der Thierclassen ist besonderswerthe zu bemerken, daß kein reißendes Thier auf Cuba vorgefunden wird; selbst Affen sind hier maßen ausgerottet, daß sie zu den größten Seltenheiten gehören; Schlangen werden in Menge, und manche von 12—15 Fuß Länge und der Dicke eines Mannes Schenkels angetroffen; es ist jedoch ausfallenderweise nicht Eine giftige, oder überhaupt gefährliche Species bekannt. Die einzigen gefährlichen Thiere sind die Haifische, die in unseren Gewässern sehr häufig sind, und deßhalb leider in einem Lande, wo, des schönen Klima halber, kalte Bäder im freien Meere im Winter so gut als im Sommer genommen werden, das Baden in nichteingeschlossenen Räumen der See unmöglich machen; so wie die Krokodile und Kaimane nur in den süßen Wassern des Landes, aber auch nur noch in den Flüssen der wenigen bekannten Theile der Insel angetroffen werden. Auf dem Lande, sowie auch in den Städten, sind die einzigen mehr oder minder gefährlichen Thiere die Scorpionen, in der Größe und Gestalt eines europäischen Hornschreiters, welche sehr häufig, namentlich bei Regenwetter, sich in feuchte Wohnungen, ja sogar in Betten flüchten, und den Menschen sehr schmerzhafte Stiche verursachen, die bei manchen sogar leichte Fieber zur Folge haben. Auch findet man, namentlich in alten Holzgebäuden, in Kloaken u. dgl. eine Species Tarantelspinnen, die zur Größe einer Faust, die auch Geschwülste durch ihre Stiche verursachen können; doch vor all diesem Ungeziefer kann man sich durch auserlesene Wohnungen sichern, während das ekelhafte Corps von Mosquites, trotzdem daß sie die kleinste Gattung von Mücken bilden, die Bewohner steinerner Paläste so sehr innenwohnten als die einer einfachen Strohhütte.

(Schluß folgt.)

Felsen mit hieroglyphischen Zeichen am Ufer des Onega-See's. Das Ufufer des Onega-See, 20 Werste von der Einmündung der Wedla, rundet sich zum Halbkreis zusammen, so daß es eine geräumige Bucht bildet. Im Hintergrund derselben befinden sich zwei Granitfelsen von etwa drei Klaftern Höhe, deren senkrechte glatte Flächen emblematische Zeichen trägt. Einer der Felsen trägt den Namen Besoß, und die Bewohner des Dorfs Konewetz nennen ihn auch Cap Krestowy (Kreutzfap) wegen eines Kreuzes, das auf einem der Felsen abgebildet ist. Alles deutet darauf hin, daß diese Zeichen des Christenthums aus einer weit spätern Zeit als die übrigen hieroglyphischen Zeichen stammt; namentlich ist die Arbeit bei weitem minder genau. Der andere Felsen führt den Namen Besicha oder auch Cap Pelv. Dieser letztere Name führt auf den Ursprung dieser Abbildungen. Es besteht eine augenscheinliche Analogie zwischen dem Namen Pelv und dem finnischen Wort Speilly, welches Spiegel bedeutet, denn man findet einen solchen auf dem einen der beiden Felsen abgebildet. Es führt dieß auf die Vermuthung, daß diese Embleme finnischen Ursprunge sind. Bekanntlich waren Weinämönen und seine Gattin die Hauptgottheiten der alten Finnen, und ihr schützender Einfluß bedute sich über Erde und Meer aus. Alle auf den beiden Felsen abgebildeten Figuren beziehen sich auf diese mythologische Ansicht; man erkennt unter den verschiedenen schwer zu erkennenden Gegenständen Land- und Wasserthiere, einige Pflanzen und Werkzeuge wie der Giekel und die Säge. Noch jetzt wohnen Tschuden (Finnen) an der Westseite des See's, wenn auch in geringer Anzahl. Sie sind den andern Stämmen ausnehmend überlegen, sowohl in Bezug auf die phyßischen Eigenschaften als auf geistige Entwicklung. Auch in einem andern Theile des Gouvernements Olonez hat man Felsen mit solchen emblematischen Figuren gefunden, sie sind jedoch noch nicht copirt. (Nouv. Ann. des Voyages. Juill.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 217. 9 September 1852.

Die Festtage der Nordamerikaner.

Federzeichnung von C. Elias.

Die Weisheit ruft zu heiligem Genusse
In ihren Rosenhain.
J. G. Blum.

Die Menschen taumeln auch hinsichtlich des Genusses von Freuden aus einem Extrem ins andere. Jenseits des Nordpoles hat der Absolutismus des Zarenregiments die Hälfte der Tage eines Jahres in Festtage verwandelt, während diesseits das Menschengeschlecht im Freistaate sich freiwillig in eine festlose Einöde begibt, wo der Dollar als Zuchtmeister eines Arbeitshauses auftritt. Dort unter dem patriarchalisch genannten Regimente des Zarenthums: Hinleitung zum Lebensgenuß, Erleichterung der Arbeitslast durch zahlreich eingestreute Festperioden in die Zeit des Schaffens, Ringens und Erwerbens; hier unter der frei genannten demokratisch-republikanischen Form: eine ununterbrochene Reihe von Stunden der angestrengtesten Thätigkeit, die das Individuum fast freuden- oder genußlos im höheren Sinne erscheinen läßt; denn regelmäßige Sonntage sind eben nur Ausruhepunkte, gerade ausreichend, um so viel Erholung zu bringen als zur Erneuerung und Fortsetzung der Arbeitszeit unumgänglich nöthig ist.

Wie die Festtage in Rußland beschaffen sind, weiß alle Welt, denn die Literatur ist reich an Schilderungen russischer Zustände, in denen Festtage so große Rollen spielen. Die amerikanischen Festtage, so wenig ihrer sind, wurden leider von allen Darstellern des Lebens in der neuen Welt überaus kurz abgefertigt, und meines Erachtens viel zu oberflächlich behandelt; denn es lohnt sich wohl der Mühe tiefere Blicke in das ganze Wesen des demokratischen Staatslebens sowohl als auch in die Gestaltung des Gesellschaftstreibens unter dieser Staatsform zu thun. Nur vermittelst der genauesten Betrachtungen solcher Erscheinungen wird es möglich, festzustellen wo sich die Klippen befinden, welche beide entgegengesetzte Strudel des Lebens, gewissermaßen die Scylla und Charybdis desselben, erzeugen. Erst nach solchen Untersuchungen können Sprengs- oder Hinwegräumungsversuche dieser gefahrvollen Klippen mit Aussicht auf günstigen Erfolg gemacht werden, damit die Schifffahrt des Lebens endlich in eine ruhige Mittelstraße gelangen könne. Gegenwärtig wird auf beiden Extremseiten nur behauptet und blinder Glaube verlangt, wobei die Verfegerung dem geringsten Zweifel auf dem Fuße folgt.

Nicht mit allzu großem Unrecht wurde schon die Behauptung ausgesprochen: Nordamerika habe nur einen Festtag, in seinem vierten Juli. Um zu ermitteln wie weit dieß stichhaltig erscheint, müssen wir offenbar den Begriff von einem Festtag genauer bezeichnen. Nach meiner Ansicht ist nur das ein Fest für den Menschen, wo sich das gewöhnliche, prosaische Werkeltagsgetriebe mit seinem Zwange und Gehetze aufgehoben zeigt, wo der Mensch Höherem zugewendet erscheint, wo er sich der Freude, Geselligkeit, Erholung und Ruhe sowohl, wie auch dem Erhebenden je nach Bedürfniß und Gefühl überlassen kann, ohne daß einer dem andern in seiner Weise hinderlich wird. Daß der Sonntag mit seinem Zwang zur Arbeitseinstellung oder zum Kirchenbesuch und dergleichen damit nicht gemeint seyn kann, braucht wohl kaum angedeutet zu werden, weßhalb auch festhebt, daß die zweiundfünfzig Sonntage in Amerika den Festnamen keineswegs beanspruchen können.

Bei dem an einen Opiumrausch mit seiner Wuth und Anstrengung erinnernden allgemeinen Geschäfts- und Arbeitsdrängen der Nordamerikaner würde das Vorhandenseyn von Festtagen, wie ich sie meine, als Anormität erscheinen. Man behauptet aber ziemlich eifrig, daß namentlich die Feier des vierten Julius, — an welchem Tage, 1776, sich 13 Staaten als unabhängig erklärten — für die ganze Union jetzt ein solcher Festtag sey, und die Gesammtbevölkerung sich da in einem allgemeinen Freudentaumel befinde. In New-York sah ich, 1851, den ersten dten Julius auf amerikanischem Grund und Boden; es war der heilloseste Lärmen, der mir noch jemals vorgekommen ist, und die Russen mit ihren Volksfesten — so roh und äußerlich das Wesen derselben genannt werden muß — erscheinen als wahre Festkünstler gegen die amerikanischen Festfeierer. Vom frühesten Morgen bis spät in die Nacht ein wüthendes, sinnloses Gekrach von Flinten- und Pistolenschüssen so wie von Feuerwerkgepräsel, wobei kein Mensch auf den Straßen seines Lebens und seiner Gesundheit sicher ist, bildet den Hauptbestandtheil des großen Festes. Alt und Jung, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen treiben unablässig den ohrenzerreissendsten Scandal, der einen rohen Bauernburschen in Deutschland kaum so ausdauernd ausführen dürfte, weil sich auch reinweg gar nichts dabei denken läßt, als daß, wer Verstand besitzt, denselben leicht zu verlieren vermag. Ich zweifle stark, daß selbst eine starke Indianernatur so lange bei einer sinnverwirrenden Tollheit auszudauern vermöchte. Diese Intensivität des Lärmens besitzt die russische Natur nicht. Ich habe zwar einzelne Rassen halbe Tage lang schreien hören, nämlich jene eigenthümlichen Melodien, die einen rohen, musikalischen Geschmack kundgeben; allein endlich wurden sie doch müde, und wie trivial die Liedertexte auch waren, immer gaben dieselben doch etwas zu denken, wogegen der amerikanische Lärmen jeden

Gedanken zur Unmöglichkeit macht. Es ist das roheste Vergnügen, wenn überhaupt von einem solchen dabei die Rede seyn kann. Sodann finden nur noch etwa leere Paraden von Bürgermiliz und Feuermannschaft statt, wobei es lediglich auf „Show", (sich zeigen) abgesehen ist, und worauf gewöhnlich ein Branntrausch zu folgen pflegt, das Ekelhafteste und Rohseste was sich denken läßt. Ein Theil der Stadtbevölkerung zog aus auf benachbarte Inseln u. s. w., wo sogenannte Vergnügungsorte — bestehend in den schlechtestversehensten Kneipen — Gelegenheit boten sich unter Schießlärmen in Branntz zu betrinken. Am Abend ließ der Magistrat irgend ein elendes, geschmackloses Feuerwerk abbrennen, und am folgenden Tage standen die Zeitungen voll von geschehenen Unglücksfällen. Gebildeten ist der ganze Scandal stets zum Ekel gewesen; das gestanden mir mehrere und einige meinten, es sollte dagu gethan werden, dem Feste eine edlere Richtung zu geben. Aber was anfangen, wo die Menge nichts als „Show" und Lärmen kennt? Woher soll bei der allgemeinen Lebensweise und bei dem Mangel an eigentlicher Erziehung das Edlere und Bessere kommen? Nur die Deutschen könnten mit ihrer Innerlichkeit hier vermittelnd einwirken, allein sie sind die Unterdrückten, Beherrschten, Geringgeschätzten, und da ihnen deutsche Schulen fehlen, so verwächst ihre Jugend mit der angloamerikanischen Rohheit und Aeußerlichkeit.

Man sagte mir mehrfach, ich könne nicht über das Ganze urtheilen, solange ich nur New-York kennen gelernt. Wie falsch dieser Einwand auch erscheint, ich mußte ihn doch gewissermaßen gelten lassen, bis ich mehr von Amerika gesehen und gehört, und mich überzeugt hatte daß in der Hauptstadt New-York das amerikanische Wesen bei Festen ganz gut repräsentirt. Ein wenig minder Lärmen, an kleinern Orten etwa der feierliche Aufzug einer Sonntagsschule, wobei der Dreß und Show eben auch die Hauptrollen spielten, darin bestand durchweg die ganze etwaige Verschiedenheit.

Die Gemüthsart ist bei den Amerikanern durchweg vernachlässigt und sie kann sich — wenn überhaupt — nur sehr langsam herausbilden, weil die Dollarsjägerei zu sehr überhand genommen hat. Der große Unterschied zwischen dem Wesen der Amerikaner, wozu ich die Amerikanisirten aller Zungen rechne, zeigte sich an einem zweiten, aber sehr untergeordneten Festtage. St. Nicholas Tag, der hier vom Gten auf den 25 December verlegt ist: die Kinder hängen ihren Strumpf am Kamin auf, damit St. Nicholas ihnen denselben mit Geschenken fülle. In New-York hat die gemüthliche deutsche Sitte der Christbescherung mit dem Weihnachtsbaume Eingang auch in etlichen anglo-amerikanischen Häusern während der letztern Zeit gefunden, doch nicht sowohl — wie ich mich mehrfach überzeugte — wegen vorhandener Gemüthlichkeit, als vielmehr aus Christenthümelei priesterlicher Eltern. In Deutschland fand ich die Hauptfreude von Eltern und Kindern und Hausgenossen darin bestehen, daß eben sichtbare Zeugen gegenseitiger Innigkeit und Anhänglichkeit an den Tag traten; hier in Amerika fällt es Kindern nicht ein, nur Dank auszusprechen. Das Kind hat nur mit sich zu thun von klein auf und es lernt bei seiner ungezügelten Willkür nichts kennen, als eben ungestüme Befriedigung derselben. So zeigt sich unbedingt die große Regel, von der kaum wenige Ausnahmen zu bemerken sind. [4] Es ist im hohen Grade bezeichnend, daß der englischen Sprache das Wort zur Bezeichnung dessen fehlt, was wir Deutsche „Gemüth" nennen. Mind drückt bei weitem den Sinn nicht aus, und selbst bei Sensibility of Mind muß man noch Beispiele hinzufügen um allenfalls annäherungsweise verstanden zu werden, weil eben das Englische zu real ist um Gemüth besitzen zu können.

Die alte puritanische Härte oder Empfindungslosigkeit hat ihren erfältenden Einfluß bis auf unsere Tage in die Gesammtbevölkerung Nordamerika's getragen, und was etwa an deutscher Milde dazufloß, hatte auch im allgemeinen zu viel selbstsüchtigen, versauerten Bodensatz, um seither ausgleichende Wirkung thun zu können.

Vom St. Nicholas- oder Weihnachtstag wird man in Amerika nur sehr wenig gewahr und nur da, wo kleinere Kinder vorhanden sind. Dagegen erscheint der Neujahrstag, zumal in New-York, viel bemerklicher. Wer nur irgend näher mit einer Familie bekannt ist, von dem wird erwartet, daß er am 1 Januar seinen „Call" (Besuch) mache, und wer nur von oberflächlich bekannt ist, benutzt wohl diese gute Gelegenheit, sich den Ladys einmal vorstellen zu können; auch ist dieser Tag hauptsächlich dazu da, um zu Vorstellungen und Einführungen in Häuser benutzt zu werden. Die „Calls" gelten nämlich an diesem Tage, um dem weiblichen Geschlechte, das sich — natürlich im besten Dreß — daheim hält, zur Empfangnahme von Wünschen „of a happy new year" (eines glücklichen neuen Jahres). Dabei sind die Tische besetzt mit Speisen, Getränke und Leckereien.

„Wie viele „Calls" haben Sie gemacht?"

Das ist die allgemeine Frage unter Bekannten am Abende dieses Tages wenn sie irgendwo zusammentreffen, und man ergötzt sich daran, bei möglichst vielen Leuten sich eben gezeigt und des happy new year angewünscht zu haben unter nichtssagendem Händeschütteln. Einzelne bemerkten außerdem den besonders prächtigen oder auffallenden Dreß dieser und jener Lady, während andere sich über die Beschaffenheit des gedeckten Tisches aussprechen, und dabei hat es sein Bewenden, wo nicht etwa eine Heurathsaffäre in Aussicht oder Absicht und daher im Spiele ist, wo allsdann noch so eine Art von Gefühl hinzutritt.

Am 2 Januar ist die Reihe des Besuchemachens eigentlich an den Ladys, und die Gentlemen müssen die Häuser hüten, allein ich habe bemerkt, daß man zwar ausgeht von Seite der Ladys, aber meist nur um sich im Dreß auf den Straßen zu zeigen und nur etwa Bekanntinnen zu fragen:

„Wie viele „Calls" haben Sie gestern empfangen?"

Bei welcher Gelegenheit man dann die Zahl derselben nach Möglichkeit vergrößert, weil man immer nur sich im Auge hat und von Kindes Beinen an zum Show und der Oussde hingelenkt worden ist. In größern Häusern wird förmlich Buch über die Besuchenden geführt. Dabei tritt aber durchweg das angestrengteste Bemühen an den Tag: die zuvorkommendsten Gesellschaftsformen zu zeigen, so weit man dieß nur irgend vermag, und ich sah an diesem Tage die hochmüthigsten, zurückhaltendsten Leute, welche sonst vor jeder Berührung mit dem was nach Mob oder Plebs aussieht, zurückschaudern, ganz ordinäre Handwerker mit größter Artigkeit behandeln und beim Abschiede bis zur offenen Hausthür geleiten. Man will sich eben dem Gebrauche gemäß einmal human zeigen, und der Show spielt allein die Rolle wie

[4] Die junge Frau eines meiner Freunde in Washington bekam von der Mutter einer Nachbarin, welche sich eben im Wochenbett befand, einen Besuch. Ohne irgend nähere Bekanntschaft beschwerte sich die alte Dame laut darüber, daß sie von ihrer Tochter wöchentlich nicht mehr als sechs Dollars für die Abwartung bekomme! Mutter und Tochter waren in gleichen, mittleren Vermögensverhältnissen, wo in Deutschland ein himmelweit verschiedenes Benehmen stattfindet, während man hier, so oft sich diese Anekdote vordrechte, stets bemerkte: das sey hier zu Lande ganz gewöhnlich!

in frühern Zeiten bei Kaisern und Königen die Fußwäschereien der Landstreicher.

Als eine Art Festtag kann in Nordamerika auch der 14te Februar oder der St. Valentinstag gelten: denn Verliebte und Necker, oder Spaßliebhaber, pflegen sich an diesem Tage sogenannte „Valentines“ zu überschicken. Meist sind es mit Zeichnungen umränderte Briefe mit schön eingedruckten Versen, nicht selten aber schreibt man seine eigenen poetischen Ergüsse in umränderte Blankets. Diese Scherze oder Späße bilden aber auch alles Festliche des Tages, der außerdem dasselbe abgetriebene Ansehen jedes andern Büßfinsttages hat. Bevor ich aber zu einer kurzen Charakteristik eines solchen schreite, darf von mir endlich nicht unterlassen werden, des trefflichsten, aber ohne ersichtlichen Einfluß an der Verödlerung Jahr um Jahr vorübergehenden Festtages Nordamerika's, des Danksagungstages (Thanksgivingsday) zu gedenken. Der Gouverneur des Staates ordnet einen ihm beliebigen Tag an „to give thanks to God for our welfare, not merely for our happiness as individuals or as families, but for our welfare as people (Gott zu danken für unser Wohlergehen nicht bloß unseres Glückes als Individuum oder als Familien, sondern für unsere Volkswohlfahrt). Es ist also ein von der Polizeimacht angeordnetes Fest, ähnlich dem deutschen Erntefest, aber jeder sonstige strenge Zwang der Sonntagsgeiger fällt dabei hinweg, und ein jeder mag thun oder lassen was ihm gut dünkt. Obgleich wenig oder keine besondere Festlichkeiten an diesem Tage stattfinden, und derselbe einem bloßen Nichtarbeitstage gleicht, wo zugleich Predigten gehalten werden und dergleichen Kirchlichkeiten vor sich gehen, so hat doch die Freiwilligkeit so viel Wohlthuendes für mich stets gehabt, daß mir gerade dieß das liebste Fest war. Das lärmende New-York war z. B. dann eben nur ein wenig stiller als sonst, weil der eigentliche Handelsverkehr unterblieb, und jenes wirre, wüste, fanatische Geschäftstreiben jagte die Leute nicht wie gewöhnlich durcheinander, und es trat doch auch nicht der grelle Gegensatz der puritanischen Sonntagsstille ein. Mit einem Worte: der Tag erinnert etwas an einen guten deutschen Sonntag aus den Zeiten der Toleranz, von jenen Gemüthlichkeit der amerikanische Sonntag auch nicht die entfernteste Spur zeigt. Das convulsivische Getriebe der Wochentage mit seinem athemlosen Abhetzen ohne Ruhe und Rastmomente, außer etwa beim Schlafe, macht dann einen plötzlichen Sprung zum Gegentheil; denn wäre nicht ein dreimaliges mechanisches Kirchengehen, so würde die nicht schlafend zugebrachte Zeit reinweg nur verduselt hinter heradgelassenen Jalousien, so wie der Opiumesser nach einer Aufregung höchster Art in die vollkommenste Apathie verfinkt.

Dem nordamerikanischen Sonn- und Festtag fehlt somit der heitere deutsche Charakter ganz, und auch vom altrömischen Pomp, der auf die griechische Fröhlichkeit folgte, zeigen sich keine Spuren. Wie reich auch Mutter Natur ihre Schätze auf dem amerikanischen Boden ausgebreitet hat, sie vermochte nicht jungen Blut in die Adern eines gealterten Geschlechtes zu füllen. Nur ein convulsivisches Aufflackern der Lebenslampe zeigt sich dem Beobachter da, wo bei wirklicher Jugend heller, lichter Frohsinn erscheinen würde. Der Geiz, das Zeichen des Alters, oder die Gewinnsucht tritt als vorherrschend während einer ganzen Lebenszeit beim Amerikaner heraus im Jagen nach Geld, und er gönnt sich nur an einer sehr geringen Anzahl von Tagen im Jahre so viel Frist als eben dazu gehört, um nicht ganz außer Athem zu kommen. Nur kindisches Wesen, nicht Jugendlichkeit, wird bei solchem Treiben sichtbar, und man sieht schon das zarteste Alter mit dieser Altersschwäche behaftet. Knaben und Mädchen, sobald sie zu lallen anfangen, werden durch das Beispiel der Eltern von der Seuche des Geldwurstes angesteckt; ihre Kindheit erscheint durchweg befleckt davon, und sobald das nachwachsende Geschlecht sich nur zum Gelderwerb auf irgend eine Art fähig fühlt, werden keinerlei Rücksichten genommen, sondern mit thierisch zu nennender, ungebändigter Willkür dem einzigen Lebenszweck, dem Geldmachen (Money making), zugestürmt.

Durch den Zufluß der Einwanderung aus Europa, namentlich aus Deutschland, welcher in letzterer Zeit mehr als früher gebildete Elemente mit sich führte, ist ein Anflug von Kunstsinn auf amerikanischem Gebiete, besonders Musik anlangend, bemerkbar geworden. Es fragt sich nun: inwieweit das Gemisch von Menschenstämmen, welches hier stattfindet, zur Ausbildung dieses empfangenen Samenkornes geeignet seyn werde. Gedeihen die Künste in irgend einer Art, so werden auch eigentliche Feste auf Amerika's Boden entstehen, wovon jetzt noch gar keine Rede seyn kann. Einige Anzeichen scheinen dafür zu sprechen, daß der aus der alten Welt kommende poetische Samen im hiesigen Moorboden des Materialismus ersticken werde, selbst wenn der Zufluß fortdauere; indeß trügen solche Zeichen oft und meist, weil sich stets nur der Augenblick berechnen läßt, nicht aber was eine Zukunft zu gestalten vermag. Vielleicht und wahrscheinlich entwickelt sich in Nordamerika im öffentlichen Leben eine Blüthe, welche an sich genommen so hochpoetisch erscheint, um alle Poesieblumen der alten Welt zu überstrahlen, die — wir müssen es gestehen — nur einem augenblicklichen Aufblühen, gleich dem Silberblick im metallischen Schmelzproceß, ähnlich sind und waren. Hoffen wir, daß die amerikanischen Feste sich so gestalten mögen, um endlich im Einklange mit dem gehobenen Gesammtleben der Gesellschaft zu stehen. Dann muß aber unbedingt der jetzige Lauf des Getriebes zuvor eine edlere Richtung nehmen.

Die Negeremancipation und Jamaica.

Daß diese Insel bald, fast ganz ruinirt ist, leidet kaum einen Zweifel mehr. Ernste Schritte sollen jetzt gethan werden die Sache vor das englische Publikum zu bringen; eine Abhülfe liegt indeß, falls man nicht von dem betretenen Freihandel abgehen will, kaum mehr in der Macht der englischen Regierung. Indeß ist der Fall ziemlich schlagend, und muß die Abolitionisten Englands, die Kaufleute und die Politiker in gleichem Maaße in Verlegenheit setzen. Nach den offiziellen Berichten ist die Zuckerausfuhr seit den letzten 20 Jahren von 70,000 auf 30,000 Tonnen gesunken. Dagegen ist die Zuckerausfuhr aus Cuba von 76,750 Tonnen im J. 1831 auf 233,750 Tonnen im J. 1851 gestiegen. Von Brasilien hat man erst seit 9 Jahren genaue Berichte: im J. 1842 betrug die Ausfuhr 59,000 Tonnen, im J. 1851 111,900 Tonnen. Das ist die gerühmte Ueberlegenheit der „freien Arbeit“ über die „Sklavenarbeit.“ Daß die Sklaverei ein Uebel ist, bestreitet niemand, daß das Heil der Welt nicht in der Zuckererzeugung liegt, ebenso wenig, daß aber Jamaica seit der Freiheit der Neger auch moralisch gesunken ist, das zeigt die Criminalstatistik. Die Lage der Dinge in Jamaica ist eine arge Verlegenheit für Abolitionisten und spekulative Freihändler, denn die Engländer haben mit Abolitionismus und Freihandel gründlich den Ruin der schönsten ihrer Antilleninseln zu Stande gebracht, und zugleich für die Neger selbst, die in immer größere Rohheit versunken, sehr wenig ersprießliches gethan.

Skizzen aus dem Leben in Havana.

(Schluß.)

Die schönsten Vögel der Insel sind die Ibis, purpurrothen Ibis, grüne Papagaien, verschiedene Glassen von Colibris, Seegeier u. dgl.

Kamele werden zur Benützung bei Feldarbeiten von Zeit zu Zeit aus den Canarien-Inseln zu uns gebracht, gedeihen aber nicht, und scheinen entweder mit unserem Boden oder dem Klima nicht zuzusagen.

Der Name „Kaufmann" hier zu Lande hat im allgemeinen eine andere Bedeutung als jenseits des Oceans: hier nennt sich Kaufmann nur derjenige, welcher seine Waaren im Großen verkauft, nie aber ein Händler, welcher einen öffentlichen Laden für Privatpersonen besitzt, trotz der Pracht und des Luxus die in ihren Boden oft angebracht sind; diese als Krämer bezeichnen ihre Waaren, bestehen sie nun in Lebensmitteln, Mode- oder sonstigen Artikeln, nicht direct aus fremden Landen, sondern kaufen sie auf hiesigem Platze en gros von obgenannten Kaufleuten. Auch ist die Beschäftigung hiesiger Kaufleute nicht so getheilt, wie in europäischen Handelsplätzen, und die größeren wie die kleineren machen mit wenig Ausnahme, im verringerten oder vergrößerten Maaßstabe beinahe dieselbe Art von Geschäften. Sie bekommen, meist für Rechnung der Versender, alle Artikel in Consignation, die zum Consume der Insel erforderlich sind, verkaufen solche, und machen häufig die Retouren in Producten der Insel, Tabak, Zucker, Kaffee, Wachs, Honig, Kupfer u. dgl. Eigentliche Bankiers bestehen hier keine, so wie auch keine Börse, und die gleichen Kaufleute, die heute vielleicht Hunderttausende in Wechselpapieren verkaufen, bekommen morgen eine Schiffsladung von Ziegelsteinen zu gleicher Zeit mit einer Sendung chinesischer Shawls, eine Ladung französischer Modeartikel vielleicht zu gleicher Zeit mit einer Heerde nordamerikanischer Schweine oder Pferde. Hierin, was manchem Kaufmanne im deutschen Binnenlande namentlich, viele leicht kleinlich scheinen möchte, besteht gerade die Größe des Handels in amerikanischen Seestädte, von denen Havana nach Neuyork und Neu-Orleans vielleicht die bedeutendste zu nennen ist. Die Kaufleute, unter denen eine ziemliche Anzahl Deutscher, gehören zu der angesehenen Classe, denn in jeder wichtigen und reichen Handelsstadt muß Geld aristokratie die Losung seyn, so also auch hier, wo einzelne Kaufleute immense Vermögen besitzen, und wo überhaupt nicht nur die Chefs, sondern auch die Gehülfen der Art gestellt sind, daß sie sich in jede Gesellschaft mischen dürfen, und auch vor dem Genusse eines Vergnügens nicht vorher ihre Börse um Rath und Genehmigung angehen müssen. Die Stellung eines Arbeiters hier zu Lande, sey er Handwerker, oder sonstige, nicht für Kunst bestimmte Person, ist im allgemeinen in pecuniärer Beziehung sehr gut, und mancher simple Handwerker legt sich bei einer geregelten Sparsamkeit in wenigen Jahren ein hübsches Capitälchen für Europa zurück; doch mancher auch geht Krmer als er anfamin seine Heimath zurück, unsomehr, da hiesiges Klima manchen grünen Europäer zu Ausschweifungen treibt. Auch ist heutzutage nicht nur im Handelsfache, sondern auch bei Handwerkern, alles so sehr, zu vielleicht noch mehr übersetzt als in den größeren Städten Europa's, und mancher gewandte Compteirist, mancher gute Handwerker brachte hier, wo das Leben so theuer ist, halbe Jahre zu, ohne eine Beschäftigung irgend einer Art zu finden. Daher ist es durchaus für niemanden, welchem Stande er auch angehören mag, rathsam, in ein Land, wie das hiesige zu gehen, ohne bei seiner Abreise von Europa gewiß zu seyn, eine sichere Beschäftigung gleich bei der Ankunft zu finden. Auch kann der Rath nicht wohl gemeint seyn, sich den Colonisations-Gesellschaften, seyen sie Unternehmungen der Regierung oder von Privatpersonen, für hiesige Länder sich anzuwerben, da falsche meist große Versprechungen machen und wenig halten können. Der einzige Vortheil, den solche Colonisten haben, ist, daß sie den Hungertod nicht zu besürchten haben, sonst aber sind sie allen Gefahren ausgesetzt. So sandte das spanische Gouvernement unlängst eine Ladung Unglücklicher aus Spanien und dem südlichen Frankreich, die, Mann, Frau und Kind, wie Häringe auf die Schiffe gepropft, mitten im heißen Sommer hier landeten, eine Jahreszeit, wo der Fieber halber niemand hier ankommen sollte, da eine Acclimatisation während des Winters unumgänglich nothwendig ist. Diese Personen haben sich hier, je nachdem sie zu diesem oder jenem Handwerke tauglich sind, selbst eine Beschäftigung zu suchen, machen einen festen Contract mit dem Patronen, an den sie sich verdingen, und bei dem sie zum mindesten so lange zu bleiben haben, bis das Geld für ihre Passage hieher abverdient ist. Gelingt es ihnen aber nicht sich unterzubringen, so beschäftigt und nährt sie die Regierung, jedoch auf eine Art, die ihnen durchaus nicht convenient kann, da sie Handarbeiten zu verrichten haben, wie Straßenbau u. dgl., zu denen selber nur Neger, zu sogar in der Regel Galerensklaven angehalten wurden. Ein guter Arbeiter hier in der Stadt gewinnt im Durchschnitt täglich seine 5—8 Gulden, von denen er bei Sparsamkeit die Hälfte zurücklegen kann; aber verliert ein solcher Handwerker durch irgend ein Unglück seine Stellung, so kann er vielleicht ein halbes Jahr unbeschäftigt bleiben, und gar manchem Deutschen, der lange Zeit guten Verdienst hatte, aber nicht genug an die Zukunft dachte, und blindlings seinen ganzen Gehalt so schnell verzehrte als er ihn gewann, wusste die hiesige, höchst lohnenswerthe, deutsche Unterstützungscasse, von der die meisten hiesigen Deutschen beitragende Mitglieder sind, das nöthige Reisegeld zur Rückkehr nach dem Heimathslande vorschiessen, unsomehr als hier jeder etablirte Handwerker zu der gewöhnlichen, leichten Arbeit entweder eigene Sklaven oder freie Neger hat, die ihn natürlich wohlfeiler kommen als ein weißer Arbeiter, denn hier zu Lande ist nicht nur jeder Kutscher und Gebiente, sondern auch beinahe jeder Koch, und gewöhnlicher maschinenmäßiger Arbeiter ein Neger oder Mulatte.

H. S.

Miscellen.

Zunahme der Bevölkerung Californiens. Nach amerikanischen Blättern kamen im Monat Mai zu San Francisco an 10,641 Personen, nämlich über Panama 4561, aus China 2445, über Nicaragua 1743, aus Mexico 603, aus Frankreich direct 201, aus Oregon 107, aus Boston und Neuyork direct 89, aus Sydney 58, aus den Sandwich-Inseln 35, aus Tahiti 10. In demselben Monat sind nicht über 2500 Personen abgereist, so daß also die Vermehrung mehr als 9000 beträgt, und wahrscheinlich kann man sie auf 10,000 anschlagen, da manche Schiffe mehr Passagiere führen als sie gesetzlich führen sollten, und deßhalb nicht alle angeben. Man rechnet, daß die Bevölkerung Californiens in diesem Jahr um 100,000 Seelen zunehmen wird. Es vergeht kaum eine Woche, wo nicht ein Mord oder eine summarische Anwendung des Lynchgesetzes stattfindet, da aber die Minen fortwährend reichlichen Ertrag geben, ohne daß sie gerade die ausschweifendsten Hoffnungen der Minengräber erfüllen, so scheinen wohl Diebstähle nach Mordthaten die Einwanderer zu entmuthigen. (Nouv. Annales des Voyages. Juill.)

Temperatur in Archangel. Vom 5 bis 12 Julius war die höchste Temperatur + 9°, 8 R., die niederste + 3° 6. Demnach war die niederste Temperatur noch um $^3/_{10}$ Grad niedriger als seit zehn Jahren (1841—1852), und die höchste fast um die Hälfte niedriger als die niedrigste seit zehn Jahren, welche immer noch + 17° 5 betrug. Die diesseits Leute mußten sich seiner seltenen Temperatur zu erinnern, und es wurden deßhalb öffentliche Gebete angestellt. Am 14/26 Julius bemerkte man Morgens Reif. (Nord. Biene. 4 August.)

Günstiger Stand der Dinge in Südrußland. Die Nordische Biene vom 16/28 August meldet aus Berdjansk, daß in diesem Jahr die Ernte alle Hoffnungen übertroffen habe, und man sei 30 Jahren sich keiner gleich guten erinnere. Die Mennoniten und andere Colonisten allein werden über 300,000 Tschetwert Getreide in den Handel liefern, weil die Felder das zwanzigste Korn ergeben hätten. Es sey kaum glaublich, aber wirklich wahr, daß ein Schnitter des Tages 1 bis 1½ R. S. (1 ß. 50 bis 2 ß. 40 kr. verdiene, und Schneider, Schuster, Steinhauer u. s. w. ihre Geschäfte verlassen und in die Steppen gehen. „Das ist ein wahres Californien", setzt sie hinzu.

Der hundertjährige Verband Kalans mit Rußland, d. h. die Eroberung Kalans durch die Russen und die Zerstörung des kalanischen Reiches, soll am 2 October festlich begangen werden. (Nord. Biene. 2 August.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 218. 10 September 1852.

Sechs Wochen im Orient.

Meerfahrt.

Nach der Rückkehr des Conducteurs aus Tulscha, wo er seine Papiere hatte visiren lassen, nahmen die neuen Ankömmlinge ihre Plätze ein, und das Dampfboot fuhr weiter. Die Donau theilt sich hier in drei Arme, welche bei dem schwachen Falle des Wassers mehr oder minder schlammig und darum namentlich für tiefer gehende Schiffe sehr gefährlich sind; wir wählten den mittlern, allerdings schmalern, aber für größere Fahrzeuge tauglichern Arm, der bei dem Städtchen Sulina sich ins schwarze Meer ausmündet. Wie unsicher die Fahrt auf diesem Wege ist, davon überzeugte uns bald der Anblick eines auf einer Sandbank festgefahrenen Schiffes, dessen allein noch übrige Seitenbalken, wie die Rippen eines riesenhaften Skelettes, aus dem Wasser hervorragten. Zur Warnung für die hier fahrenden Schiffe, deren wir viele trafen, kann man hier häufig Anhäufungen von Schilf oder Holz sehen, die auf dem Grund des Flusses über einer Untiefe festsitzen und den Schiffen den Zugang wehren. Die Tiefe sind hier nur einige Fuß über der Wasserfläche, und an manchen Stellen sogar gleich hoch mit dieser; man kann sich darum eines Gefühls von Schrecken nicht erwehren, wenn man an die schriftliche Gefahr denkt, in der beim Austreten des Stroms die russischen Tschardaken schweben, welche hier beide Ufer einnehmen und zugleich mit kleinen Kriegsfahrzeugen die Ufer des Stroms bewachen. Auf beiden Seiten verlor sich der Blick in die unabsehbaren Räume der zahlreichen Sümpfe und Schilfflächen, diesem eigentlichen Nest der Heuschrecken, welche zur Zeit unserer Schifffahrt in großen Schaaren von einem Ufer auf das andere hinüberflogen. Man sagte mir, daß in neuerer Zeit, um den Samen der Heuschrecken auszutilgen, mehrmals in trockener Winterzeit diese Gerüchricht auf Befehl der russischen Regierung bei günstigem Wind in Brand gesteckt würde, wobei man eine Menge wilder Katzen, Wölfe, Füchse und anderer wilden Thiere auf dem Eise sich nach dem andern Ufer des Flusses flüchten sehen könne.

Unter diesen und andern Beobachtungen legten wir an einem hellen, günstigen Tag die zweite Hälfte unserer Fahrt auf der Donau zurück, als mein freundlicher Armenier, mit dem ich eben im Gespräch begriffen war, plötzlich mit Entzücken ausrief: „hier ist das Meer!“ Ich wandte mich sogleich nach dem Vordertheil des Schiffes, und meine Augen ruhten auf der ungeheuern, von starken Wellen bewegten Fläche des Meeres, das mit jeder Wendung des Stromes mehr und mehr seine Majestät vor unsern Augen entfaltete. Noch eine Wendung — und das Schiff stand gerade gegenüber dem Leuchtthurm an dem Südufer Sulina, dessen hohe mit Wallisaden umgebene Häuschen sich hier wie auf Stelzen erheben, damit ihr Fuß nicht benetzt werde. Unser Schiff ließ etwas Dampf aus und begann langsamer zu gehen und schwächer zu feuchen, gleichsam als erschrecke es vor dem Anblick des Meeres, dann fuhr es mit der größten Vorsicht mitten durch die auf beiden Seiten zahlreich stehenden Schiffe hindurch, von denen aus wir freundlich begrüßt wurden. So näherten wir uns der Mündung der prächtigen Donau, die hier, nachdem sie nahezu ein halbes Tausend Meilen durchlaufen, in den Meeresfluthen ihr Grab findet. Dieser Anblick hatte etwas ungemein feierliches; als das Schiff dem Meere nahe war, verließ mich mein Gefährte, wie er sagte, um nicht Zeuge des unangenehmen Gefühls eines zugleich mit dem Strom in die Meerestiefe sinkenden Schiffs zu seyn, mich trieb aber die Neugierde an den Rand des Schiffes, welches, durch die starke Strömung getragen, dem Meere sich näherte, dessen hohe Wellen dagegen sich aufzubäumen schienen. Zu gleicher Zeit bemühte sich einer der Matrosen mit einer langen Stange die Tiefe des Stroms zu untersuchen, dessen Grund hier meist aus Schlamm besteht, und darum den dieser Untiefe sich nähernden Schiffen sehr gefährlich wird. Diesmal ging die Donau bedeutend hoch, und deßhalb sah man die Gesichter des Capitäns und Steuermanns vor Freude erglänzen. Unter solchen Vorsichtsmaaßregeln fuhren wir endlich hinaus ins Meer. Nach wenigen Augenblicken trugen schon die gewaltig erhobenen Meereswellen das Schiff. Auf dem bodenlosen Meere nahm sich der Lärm der neuerdings arbeitenden Dampfmaschine eigenthümlich aus. An unserer Fahrt machte sich eine bedeutende Veränderung bemerklich, die jeder Wassagier mehr oder minder fühlte, denn unser Schiff, das vorher bei dem leichten Wellenschlag der Donau ganz ruhig dahin gefahren war, begann jetzt durch den Stoß der Wellen zu schwanken, und bewirkte durch dieß unaufhörliche Hin- und Herstoßen die sogenannte Seekrankheit, deren Wirkungen sich bald fühlbar zu machen anfingen. Noch waren wir keine Stunde auf dem Meer gefahren, und schon waren viele unserer Reisegefährten, die zum erstenmal die Reise machten, namentlich Frauen und Kinder, ergriffen; was mich betrifft, so fühlte ich, nachdem ich mich von dem ersten Eindruck erholt, an diesem Tage keine Veränderung in mir, außer einer unbedeutenden Beklemmung. Wir waren kaum ein Paar Stunden gefahren, als auch schon die Spitze des hohen Seemarkthurms sich allmählich an unserm Gesichtskreis niedersenkte. Rechts schimmerte noch in der Ferne das Wieseland des bulgarischen Uferstrichs, wo Ovid in dem Städtchen Tomi die traurigen Tage der Verbannung hinbrachte, und wo er, nach

seiner Behauptung, faſt lateiniſch zu reden vergaß. Endlich ſank aber auch das weſtliche Ufer unter unſerm Horizont. Gegen das Ende des Tages erblickte man auf der weiten glatten Fläche einen Kauffahrer nach dem andern, deſſen ausgeſpannte, in der Ferne weiß erſcheinende Segel ſich wie kleine weiße Wölkchen ausnahmen, die am Saume des Horizonts bald ſich hoben, bald verſchwanden. Dieſer Anblick gehört zu den angenehmſten auf dem Meere, denn er erweckt das angenehme Gefühl, daß man in der wilden, leuchtenden Wüſte nicht allein iſt. Endlich brach der Abend herein und entwickelte neue Naturwunder. Es war gerade Vollmond, und dieſer trat in der hellen Nacht in ſeinem ganzen gediminiſchen Glanze an dem lajurblauen Himmel hervor. Auf dem Meere ſtammt ein langes Silberfeld auf der Seite des aufgehenden Mondes, deſſen auf den Wellen gebrochene Strahlen in tauſend Lichtern erglänzen. Gelockt von dem erhabenen Anblick brachte ich einen großen Theil der Nacht auf dem Verdeck zu, auf dem alles bereits ſtill geworden war, bis endlich die Ermüdung durch die gewaltig in mir aufgeregten Empfindungen auch mich nöthigte die Ruhe zu ſuchen.

Unſer Schiff fuhr indeß dahin in der nächtlichen Stille, die nur durch das Brauſen des Meeres, das Knarren der Räder und den Schlag der Uhr, die und die Stunden anzeigte, unterbrochen war. So legten wir, die ganze Nacht fortſchiffend, einen großen Theil des Weges zurück, den fünf Jahrhunderte vor unſerer Zeitrechnung der Perſerkönig Darius auf ſeinem Zug gegen die Skythen zurücklegte, als er mit 600 Schiffen nach der Mündung der Donau fuhr, während der übrige Theil ſeines Heeres zu Lande längs dem ſchwarzen Meere nach Beſſarabien zog, worauf er ſeine Streitmacht in der Umgegend des heutigen Städtchens Jſakſche unterhalb Galatz vereinigte. Sechshundert Jahre ſpäter zog denſelben Weg ein chriſtlicher Held, Papſt Clemens I, den Kaiſer Trajan nach Cherſones verbannt hatte, wo er auch die Märtyrerkrone errang. Seine Leiche führten früher die Slawenapoſtel Cyrill und Methodius nach Rom über Galizien, wo ſie auf dem Wege nach Mähren das Chriſtenthum verkündigten.

Mit Tagesanbruch ſammelten ſich auf dem Verdeck viele Reiſende, um den Anblick des Sonnenaufgangs zu genießen, welcher bei dem ſchönen Wetter, das wir hatten, um ſo prächtiger war auf dem Meere, als nicht der mindeſte Nebel die reinen auf der Spiegelfläche ausgegoſſenen Lichtquellen verdunkelte. Wir warteten nur kurze Zeit, und alsbald flammte der Morgenhimmel in feuriger Röthe auf, die ſich von der Oberfläche des Waſſers ſcharf abſchnitt und ſie dann auf einmal wie mit einem Scharlachgewand bedeckte. In kurzem begann der Rand der flammenden Sonnenſcheibe zu blitzen in ſeiner ganzen Klarheit, und in Einem Augenblick ergoſſen ſich die Strahlen über das unabſehbare Feld der Meereswogen, die bei dem ſchwachen Winde nur leicht gekräuſelt mit dem Licht ſpielten.

Unter dieſem prachtvollen Morgenſchauſpiel, dem prächtigſten das die See bieten kann, fuhren wir bei hellem ſchönem Wetter noch einige Stunden fort, als ein neuer Gegenſtand unſere ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Es war dieß der erwünſchte Anblick des Landes, das ſich anfangs nur wie ein ſchmaler Wolkenſtreifen erhob, dann aber allmählich emporwuchs, bis das gebirgige Ufer deutlich vor unſern Augen lag. Zwei kleine vom Lande hergeflogene Vögel wiegten ſich luſtig um unſer Schiff her, und letzten ſich dann auf den hohen Raaen als freundliche Boten des nahen Ufers, an welchem man die einſt berühmte Veſte Varna und dieſer unten den mit Feſtungswerken beſetzten Hafen unterſcheiden konnte. Alle Reiſenden ſtanden auf dem Verdeck, und blickten freudig nach der Seite hin, wo immer deutlicher die Thürmchen und die Dächer der Stadt hervorſchauten. Das Meer bringt hier wie ein breiter Keil zwiſchen zwei vorſpringenden Hügelketten ein, und bildet eine weite Bucht, auf welche unſer Schiff geradenwegs losſteuerte.

Auf dem abſchüſſigen Ufer breitet ſich eine ſchöne nach dem Hafen zu nur mit einer niedrigen Mauer umgebene Stadt aus, welche mit ihren zahlreichen Minarets, ihren Moſcheen und den durch ihre Ziegeldächer roth erſcheinenden Häuschen einen maleriſchen Anblick darbietet. Unſer Schiff mußte hier einige Stunden verweilen; wir beſchloſſen dieſe Zeit möglichſt zu benützen und das Innere der Stadt zu beſchauen. Wir nahmen die Artigkeit der HH. Bach an, welche uns in ihren bereits gemietheten Kahn einluden, und ſtiegen die Stricktleiter hinab in einen der vielen Kaiks, welche während unſers Aufenthalts im Hafen das Schiff von allen Seiten umgaben. Zwei Griechen führten fröhlig das Ruder, unſer Nachen durchſchnitt raſch die kräuſelnden Wellen und in kurzem ſtanden wir auf türkiſchem Boden, mitten unter einer großen Anzahl Türken, Albaneſen und Griechen, welche unaufhörlich an dem Hafen ſich drängten. Ohne Aufenthalt gingen wir weiter durch ein gemauertes Thor in die Stadt, wo alsbald der Bazar mit ſeinen reichlichen Vorräthen an orientaliſchen Waaren meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Während meine Gefährten mit Hülfe des Armeniers und Walaſtinenſers türkiſch ſprachen und einige Kleinigkeiten einkauften, betrachtete ich mit geſpannter Aufmerkſamkeit die gelbbraunen ſchweigenden Geſichter der Osmanlis, dieſer Trümmer eines einſt furchtbaren Volks, das durch ſeinen Fanatismus mehr als einmal der Schrecken Europa's und der ganzen Chriſtenheit wurde. Wir durchſtreiften ſodann der Reihe nach in verſchiedenen Richtungen die ſchlangenartigen düſtern Straßen der Stadt. Die Düſterheit kommt daher, daß die Türken nur im Schooß ihrer Familien leben, und die Gewohnheit haben ihre Häuſer mit einer hohen Mauer einzuſchließen, wodurch jedes Haus mit den Fenſtern nach dem Hof gerichtet iſt, und von außen wie eine kleine Veſte ausſieht, deren Thore fortdauernd verſchloſſen ſind. Daher herrſcht eine Art dumpfe unangenehme Stille in den Straßen, auf denen wir nur hie und da vorübergehende Türken in Turbanen und himmelblauen Hoſen und einige wenige wie Mumien verhüllte Türkinnen in langen bis zur Erde reichenden, gewöhnlich ſchwarzen Mänteln, den Kopf und Geſicht mit weißem Muslin umwickelt ſahen, aus dem nur eine lange Naſe und zwei ſchwarze Augen hervorſchauten. Die Stadt ſelbſt war einſt ziemlich reich und blühend, ſeit ſie aber im letzten Kriege durch die ruſſiſchen Truppen eingenommen wurde, bietet ſie ein lebhaftes Bild der ſinkenden Macht der Moslems. Außer einigen ziemlich großen Moſcheen mit zahlreichen Minarets, einer kleinen Kirche des griechiſchen Biſchofs, der rothbemalten einſtöckigen Wohnung des Paſcha und einem nichtlichen auf dem Marktplatze ſtehenden Thurme in chineſiſchem Geſchmacke, findet ſich jetzt nichts beſonderes in der Stadt. Hier hält ſich auch ein katholiſcher, von der Propaganda hierher geſchickter Miſſionär auf, was ich aber erſt in Konſtantinopel von den Franciskanern erfuhr.

Nachdem wir die Stadt beſichtigt, begaben wir uns über den weiten vor der Stadt gelegenen Markt nach einem bedeutenden dominirenden Hügel, der Stelle einer von der ruſſiſchen Armee nach blutigen Kämpfen bezwungenen Veſte, von der nur noch ein weithin aufgegrabener Wall und die umher geſtreuten Ueberreſte einer durch Minen geſprengten Mauer übrig waren.

Grabesstille herrschte hier umher, wo vor zwanzig Jahren die Luft von dem Krachen der Geschütze erzitterte. Auf der Südseite der Stadt stößt an die niedere Ringmauer eine ähnliche verlassene Redoute, in welcher noch jetzt riesenhafte eiserne Kanonen stehen; daneben findet sich eine ungeheure im Viereck gebaute Oda oder Caserne, in der wir jedoch keine Truppen bemerkten. Unterhalb der Redoute, nahe am Fuße des Berges ist ein kleiner See, der vor Zeiten augenscheinlich mit dem Meerbusen in Verbindung gestanden hatte, mit der Zeit aber durch Sand und Steine verstopft und von dem Meere abgetrennt worden war. Jenseits des kleinen Sees breiten sich auf einige Meilen Länge und fast eben so viel Breite die Ebenen aus, die im J. 1444 durch die Niederlage der vereinigten christlichen Heere und den Tod des hiernach benannten Varnaer-Helden denkwürdig geworden sind, welcher nach dem unglücklichen Bruch des zu Szegedin auf 10 Jahre mit den Türken geschlossenen Friedens ungarische, polnische, deutsche und böhmische Truppen so wie die einiger andern christlichen Fürsten sammelte und in Bulgarien einbrach, um Adrianopel, die damalige Hauptstadt der Sultane, anzugreifen. Der junge Mohammed, der seiner eigenen Kraft mißtraute, schickte Gesandte an seinen Vater, den Sultan Amurath II, der in Asien verweilte, mit der dringenden Bitte zur Rettung des bedrohten Reiches herbeizueilen. Amurath sammelte in Asien ein Heer, setzte bei Konstantinopel über, wo damals Johann VI den zitternden Scepter führte, verband sich mit ihm, und zog mit vereinten Kräften den anstürmenden Christen entgegen, die er bei Varna am 10 November traf. Eine furchtbare Metzelei ward in den Reihen der Türken angerichtet, und die Tapferkeit der christlichen Ritter neigte schon die Schale des Siegs auf die Seite des Königs, bereits hingen die Türken zu weichen an, nur Amurath mit den Janitscharen hielt noch Stand, als Wladislaw, trotz der Warnung Johann Hunyads, Woiwoden von Siebenbürgen, von seinem jugendlichen Ungestüm fortgerissen, mit einem kleinen Haufen der Seinigen im vollen Rennen seines Pferdes auf den noch allzu fernen Amurath eindrang. Da wurde Wladislaw von allen Seiten umrungen und fiel trotz tapferer Gegenwehr unter den Streichen der weit überlegenen Feinde im 20sten Jahre seines Lebens. [1] Die Türken steckten seinen Kopf auf eine Pike und schickten ihn zuerst nach ihrer Hauptstadt und von da nach Brussa. Auf die christlichen, ihres Anführers beraubten Truppen warfen sie sich und schlugen sie völlig, so daß Hunyad nur mühsam mit einer Handvoll der Seinigen dem Verderben entging. Mit schmerzlichem Gefühl wandte ich meine Augen ab von dem traurigen Andenken an den ehemaligen blutigen Kampf zwischen Griechen und Russinen, und kehrte meine Blicke dem geheimnißvollen Meere zu, das Zeuge dieser unglücklichen Begebenheiten gewesen. [2]

[1] Der Janitschar Chodscha Schiffe verwundete den König tödlich und schlug ihm das Haupt ab.

[2] Nach der blutigen Niederlage bei Varna wurde in vielen polnischen Kirchen die Stirn eingeschärft, Abends neunmal in bestimmten Zwischenräumen an die Glocke zu schlagen, um die im Kampfe gefallenen Brüder dem Gebet der Gläubigen zu empfehlen; in andern Kirchen wurde auf diese Art angeschlagen, um zu einem Waffenzug für die in Vertheidigung des Glaubens bei Wien gefallenen Krieger aufzufordern. Zum Andenken an den gefallenen König soll in Ungarn eine Eichsäule aufgerichtet worden seyn, mit der Inschrift: Monumentalis Cannas, ego Varnam notavi etc. Die Volkssage behauptet, ein Türke habe zur Zeit der Eroberung Ungarns durch die Türken aus Uebermuth daraus geschossen, die Kugel sey aber abgeprallt und habe den Türken getödtet. Darum hätten die Türken die Säule nicht angetastet aus Furcht vor dem Geist des heldenmüthigen Königs.

Die Zeit war uns unter all dem rasch verlaufen, und wir eilten deßhalb nach dem Schiffe zurück, das um Mittag wieder abgehen sollte. Als wir durch eine der krummen Straßen gingen, begegneten wir einem jungen Muselmann, in welchem unser Anblick dem eingewurzelten Christenhaß aufweckte, denn als wir an ihm vorübergingen, fing er an gegen uns zu schimpfen und dann mit Steinen nach uns zu werfen. Wir waren deßhalb in einiger Sorge, da einige ähnliche Gassenjungen sich allgemach gegen uns zu sammeln begannen und schon Steine auf uns zuflogen; zum Glück kam aber ein grauhaariger Moslem herbei, der die Bursche tüchtig anschnalzt und auseinander jagte.

Bei unserer Rückkehr nach dem Schiff fanden wir die Zahl unserer Reisegefährten durch türkische Kaufleute und Lieferanten aus Varna bedeutend vermehrt. Das Verdeck des Dampfboots war mit verschiedenen Victualienbäcken, und namentlich mit kleinen Ställen voll verschiedenen Federviehs wie überdeckt, so daß es das Bild eines türkischen Bazars darstellte. Als der Anker gelichtet wurde, standen wir alle auf dem Verdeck, um noch einmal den Anblick Varna's zu genießen. Inzwischen rauchten die Räder des Dampfboots wie Windmühlenflügel, das tiefe Wasser kochte auf, bedeckte sich mit Schaum, und das Schiff schoß aufs neue in den wilden öden Raum hinein.

(Schluß folgt.)

Der Tod des Missionärs Vachal in Jännan.

Die Nouv. Annales des Voyages (Juill.) theilen den Brief des Bischofs von Sebastopolis aus Jännan vom August 1851 mit, der den Tod eines Missionärs und seine Arbeiten in jenen wenig bekannten Gegenden schildert. Der Missionär hieß Jean Baptiste Vachal, war 1812 in der Diöcese Tulle geboren, wurde im J. 1834 zum Priester geweiht, und reiste im J. 1842 als Missionspriester ab. Seine Erlebnisse und sein Tod sind nun in dem Brief folgendermaßen geschildert.

„Bald nachdem er in Siam, dem damals seiner Bestimmung, angelangt, machte er eine mühselige und gefährliche Reise in die Wälder von Laos, während welcher er das sogenannte Wahlfieber bekam. Die Aerzte erklärten, eine Veränderung des Klima's sey nothwendig, um seine Herstellung herbeizuführen, und demgemäß begab sich Hr. Vachal nach Jännan, wo er im J. 1846 in einem Gesundheitsspitale ankam, der noch große Vorsicht erforderte. Während drei Jahren besuchte er die christlichen Gemeinden im Norden, und im J. 1849 wurde er in die Umgegend der Hauptstadt von Jännan geschickt. Seit langer Zeit wünschte dieser eifrige Bruder eine Reise in den Süden von Jännan unternehmen zu können, in jene ungekannten Landstriche, die sich an den Gränzen von Tongking, des unabhängigen Laos und von Yegu (?) ausdehnen. Nachdem er die Genehmigung seines Bischofs erhalten, reiste er am 19 September ab. Zu Mingtschien entdeckte er einige schon in früherer Zeit bekehrte Christen, die fast jeden Verkehr ihrer Religion verloren hatten. Wir finden ihn dann in den Tongking nächstgelegenen Gebirgen. Nachdem Hr. Vachal in eine Stadt ersten Ranges, Namens Kay-hnasfu, gelangt war, wollte er nicht im Gasthof wohnen, sondern hielt sich 14 Tage in einer Pagode auf. Ein Maler aus Hu-kwang, der die Bilder einiger alten Götter fabelte, machte mit ihm und einem sehr fähigen Katechisten, der ihn begleitete, Namens Sem-sose, Bekanntschaft, überzeugte sich bald von der Richtigkeit seiner Gebrechen, warf Farben und Pinsel weg, und führte Hn. Vachal und seine Leute nach dem Dorfe Schenghai-lio, wo er fest wohnte. Die Ankunft des Missionärs machte Lärm im Lande; von allen Seiten kam man um sich in der neuen Lehre zu unterrichten; der Katechist predigte von Morgens bis zum Abend einer leerbegierigen Menge, und mit erstaunlicher Leichtigkeit nahmen diese guten Heiden unsere nützigen Wahrheiten an. Hr. Vachal, erfreut hierüber, faßte alsbald den Entschluß, sich ein kleines Haus zu bauen, das ihm als Zufluchtsort und den neuen Christen, deren etwa hundert waren, als Kirche dienen könnte.

„Aber die Tage der Prüfung waren gekommen; zwei angesehene Männer des Orts bedrohten die Neubekehrten, und diese riefen dem Missionär sich auf einige Zeit zu entfernen. Da er sich weigerte, begaben sich die beiden Feinde in die Stadt, und übergaben dem Mandarin von Hien eine Bitte in nachstehender Form: „„ein ausserordentlicher Mensch ist zu uns gekommen; er sagt, er sey aus fernen Landen angelangt um predigt eine unbekannte Lehre; er besitzt so wunderbare Eigenschaften, daß er nach Gefallen unter der Erde verschwindet. Wir sind gekommen dieß dem Mandarinen mitzutheilen, damit, wenn später das Land beunruhigt wird, wir nicht die Verantwortlichkeit der Unordnung tragen.““ Der Mandarin machte sich alsbald auf nach dem Orte Schwenghaltsho, mehrere seiner Leute gingen ihm voran, und auf ihr dringendes Begehren kamen ihm Hr. Bachal, sein Katechist und vier der Neubekehrten entgegen. Der Mandarin lud den Missionär ein, ihm nach der Stadt Kay-hsuafu zu folgen. Anfangs brodachte er Rücksichten gegen seine Gefangenen, aber bald legte er diese heuchlerische Achtung ab. Sobald er beim Tribunal anlangte, hielt er sogleich Sitzung und befahl Hrn. Bachal niederzuknieen. Dieser weigerte sich, da dieß dem Gebrauch in seinem Lande zuwider sey; um ihn zu strafen, ließ er ihm acht Bastonstreiche und 40 Schläge mit dem Bambusstrohr geben. Nun kam die Reihe an den Katechisten. „„Wie kannst du““, sagte der kleine Tyrann, „„du, der du ein Chinese bist, dich so an einen Europäer hängen?““

„„Und wir,““ erwiderte Sen-sofe' mit mehr Keckheit als Klugheit, „„wie kannst du, der du gleichfalls ein Chinese bist, den Mandarinen im Gefolge eines tatarischen Kaisers machen?““ Die Entgegnung war zu bestimmt, als daß man hätte antworten können, darum wurde auch der Katechist grausam geschlagen, und die Gefangenen erschienen von nun an nicht mehr vor dem Tribunal. Seit diesem Verhör, das am 17 Januar 1851 stattfand, wurde Hr. Bachal in ein besonderes Zimmer gebracht. Am 8 Februar ließ der Mandarin an vier Thoren der Stadt nachfolgende Verordnung anschlagen: „„Ein Mensch, der sich fälschlich für einen Europäer ausgibt, ist in dieß Land gekommen, um die schlechte Religion des Herrn des Himmels zu predigen. Ich, Euer Mandarin, der ich aus Canton bin, kenne diese fremde Religion sehr wohl. Es ist eine verkehrte Lehre: ihre Anhänger glauben an keinen Geist, reißen den Sterbenden die Augen aus, und begehen viele andere Verbrechen. In Folge dessen verbiete ich diese Religion sehr strenge. Ich werde sehen, der in ihrer Ausübung betroffen wird, mit Ernst bestrafen, und überall hin meine Diener aussenden, um die Schuldigen ausfindig zu machen, und jeder, der der Religion des Herrn des Himmels folgt, wird ohne alle Gnade bestraft werden.““

„Da einer unserer Christen das an dem westlichen Thore angeschlagene Edict abgenommen hatte, so haben wir dieß ehrlose Schriftstück selbst gesehen, und uns versichert, daß es alle Kennzeichen der Aechtheit an sich trägt. Am 14 Februar reiste der Mandarin nach der Hauptstadt der Provinz ab, und während seiner Abwesenheit hatte Hr. Bachal von den Chinesen nicht viel zu leiden, unglücklicherweise kehrte aber seine alte Krankheit, die ihn in den glühenden Wäldern von Laos ergriffen hatte, wieder zurück. Der Christ, welcher es gewagt hatte das Edict abzunehmen, verkleidete sich auch in einen Brodhändler und konnte unter dieser Maske zweimal die zu dem Missionär gelangen; er fand ihn ausserordentlich schwach, und kaum konnte derselbe einige Worte an seinen Besucher richten. Das zweitemal begnügte er sich ihm einige Schlüssel einzuhändigen, mit dem Auftrag, sie dem Bischof von Philomelien zu übergeben, der bald darauf nach der Hauptstadt kommen sollte; Hr. Bachal war indeß damals sehr schwach, sein Bart unmäßig lang, und seine Kleider in Fetzen, weil der Mandarin, um sich zu versichern, ob der Gefangene keine verborgenen Waffen habe, sie nach allen Richtungen hatte durchschneiden lassen. Seit dieser Zeit, d. h. vom 15 bis 18 März, konnte kein Christ mehr zu unserem theuern Gefangenen durchdringen.

„Als der Mandarin, nachdem er sich etwa 20 Tage in der Hauptstadt aufgehalten, von dort zurückkam, ließ er Hrn. Bachal sogleich in Eisen legen und ihm jede Art von Nahrung entziehen. Es scheint sicher, daß Hr. Bachal dießmal drei Tage ohne Nahrung blieb. Nach dieser Zeit verschaffte ein Beamter des Tribunals, von Mitleiden gerührt, dem armen Gefangenen so viel als für drei Mahlzeiten zurrichte. Dieser Mann wird wahrscheinlich unbekannt bleiben, aber Gott wird ihn belohnen. Der Mandarin erhielt Kunde von dem Vorgefallenen, wiederholte seine Befehle und nahm solche Maaßregeln, daß man die moralische Gewißheit hat, seine Art von Lebensmitteln habe von nun an Hrn. Bachal zukommen können. Wir wissen den Tag nicht, an welchem diese Entziehung von Lebensmitteln vollständig wurde, aber wir wissen, daß unser theurer Bruder am 15ten des dritten Monats, d. h. Freitag den 11 April, den Geist aufgab. Der Katechist Sen-sofe' starb in der darauf folgenden Nacht. Hinsichtlich des letztern sind wir überzeugt, daß sein Tod ein gewaltsamer war: man zwang ihn eine gewisse Menge Opium zu nehmen, ohne Zweifel weil er seinen Henkern allzu lang lebte. Wurde Hrn. Bachals Tod durch Mangel von Nahrung veranlaßt? Das ist das öffentliche Gerücht. Andere behaupten aber, unser Märtyrer sey auf nachfolgende, bei den chinesischen Tribunalen sehr übliche Weise erstickt worden. Man läßt den Unglücklichen, welcher sterben soll, einige Tage ohne Nahrung; dann gibt man ihm ein oder zwei kleine Gläser sehr guten chinesischen Weins. Kaum hat er getrunken, so legt man ihn in Ohte oder mit Gewalt auf den Rücken, und legt ihm auf Mund und Nase ein Stück in denselben Wein getauchten Papiers; der Tod soll nun augenblicklich eintreten. Hr. Bachal soll in seinem letzten Augenblicken an der Erde gesessen haben, mit dem Rücken an die Mauer gelehnt, die Hände gefaltet und mit gen Himmel gerichteten Augen. Man bemerkte eine Bewegung der Lippen, aber seine Kräfte waren zu sehr erschöpft als daß er hätte sprechen können. Die Nachricht vom Tode der edlen Kämpfer Christi verbreitete sich am Abend des 12 April, obwohl damals der Katechist noch nicht verschieden war. Ein einziger Christ zu Kay-hsuafu war frei, und begab sich am andern Morgen früh an die Thüre des Tribunals, um zu erfahren, ob man die Leichen fortschaffe. Gegen 9 Uhr sah er in der That zwei Särge von verschiedener Größe herausschaffen, der erste, der die Leiche des Hrn. Bachal enthielt, war weit länger, weil Hr. Bachal in der That sehr groß war; der zweite Sarg, in welchem der Leichnam des Katechisten lag, war nicht ganz geschlossen, am Kopf war das Brett etwas zerbrochen, und der Christ erkannte sehr deutlich Sen-sofe', der außerordentlich mager schien.

„Um alle Spuren des Verbrechens zu verwischen, ließ der Mandarin alle Effecten Hrn. Bachals, mit Ausnahme des Kelches und des wenigen Geldes, das er besaß, auf dem Begräbnißplatz verbrennen. Der Christ, von dem wir diese Einzelnheiten haben, gesteht indeß, daß er dem Leichenzug aus Furcht erkannt zu werden, nicht bis zum Begräbnißplatze gefolgt sey. — Man wird bemerkt haben, daß der kleine Mandarin, der sich unsere Brudere bemächtigte, ihn anfangs mindestens mit einem Anschein von Menschlichkeit behandelte, nach der Reise in die Hauptstadt der Provinz aber begannen die üblen Behandlungen, und nach 15 Tagen sind beide Gefangene todt. Ist es nicht augenscheinlich, daß dieser Beamte, der nur eine sehr untergeordnete Person ist, sein Benehmen nach den Befehlen oder mindestens nach der Zustimmung der Geschwindenträger des Hauptorts richtete?“

Die französische wissenschaftliche Expedition nach Mesopotamien, bei der sich auch der Deutsche Oppert befindet, hat nach dem kürzlich erschienenen Bulletin de la Soc. de Géogr. (Juniue) Nachrichten bis zum 20 April gegeben. Die Gesellschaft hat sich, warum ist nicht gesagt, nur vom 1 bis 22 März in Mossul aufgehalten, obgleich sie eigentlich Botta's Arbeiten fortsetzen soll. Am 27sten kamen sie in Bagdad an, aber ihre Arbeiten sind noch gehemmt, denn der Firman des Schah von Persien ist noch nicht angelangt, das Land ist in vollem Aufstand, die Rebellen bedrohen Bagdad und belagerten sogar Hillah. Um das Unglück voll zu machen, ist auch noch die Umgegend von Babylon, wo sie hauptsächlich Untersuchungen anstellen sollen, überschwemmt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 219. 11 September 1852.

Ethnographische Streifzüge ins Alterthum.

10. Die arischen Sprachen.

Die Verwandtschaft der gewöhnlich indogermanisch, richtiger und allgemeiner arisch genannten Sprachen ist schon seit langer Zeit ein viel besprochenes Thema. Lange hat man hier festgehalten an den einzelnen Worten, und ihre Veränderungen aus dem Sanskrit, das man als eine Art Stammmutter betrachtete, herüber nach Europa verfolgt. Erst seit neuerer Zeit, seit 20 bis 25 Jahren ist man auch auf die grammatikalische Entwicklung eingegangen, und zu manchen überraschenden Ergebnissen gelangt; wir führen zu diesem Ende nur Bopp an, und ein neues vor kurzem erschienenes Werk von Moriz Rapp.[1] Durchliest man das letztere, namentlich den letzten Abschnitt über den Nominalorganismus, so stößt man hier auf einen Unterschied zwischen den nördlichen und südlichen Sprachen, der für die alte Ethnographie von großer Bedeutung ist. Wir haben in unsern frühern Mittheilungen einen wesentlichen Unterschied gemacht zwischen denjenigen Völkern, welche aus dem Land des indischen Kaukasus durch Persien und Kleinasien hindurch über den Hellespont nach Europa zogen, und denjenigen welche auf der Nordseite des kaspischen und schwarzen Meeres nach Europa vorgedrungen sind. Daß sie aus Einer Quelle schöpften, unterliegt nach den mannichfachen Forschungen keinem Zweifel mehr, und es fragt sich nur noch, wie die alte Quelle benützt wurde, die man nicht eigentlich im Sanskrit suchen muß, d. h. nicht in der in Indien zu voller Ausbildung gelangten Sprache, sondern in derjenigen welche hauptsächlich im obern Oxusande gesprochen wurde, von wo die Arier sowohl Indiens als Persiens, und auch die nach Nordwesten gegangenen ausgezogen sind. Wenn man allmählich gelernt hat, die Einflüsse der Sprachen der schwarzen Indier auf die arischen Sprachen Nordindiens zu unterscheiden, wenn die durch Persien und Kleinasien nach Europa gezogenen Arier mit Ausnahme der leicht zu unterscheidenden semitischen Völker auf keine fremden Elemente gestoßen sind, so ist dieß mit den Sprachen der nordwestwärts gezogenen Germanen, Slawen, Lithauer u. s. w. anders; sie haben nicht bloß durch die zwar stammverwandten, doch schon einer entlegenern Bildung angehörigen Sarmaten, die über den Kaukasus gekommen sind, sondern auch durch die frühzeitig fremdem Einfluß unterlegenen kaukasischen Stämme, am meisten aber wohl durch die mit ihnen in lange Berührung gekommenen finnischen Völker mancherlei Modifikationen erfahren, deren Verlauf nicht mehr nachweisbar ist. Diese Berührung mit mannichfachen fremdartigen Elementen hatte die unvermeidliche Folge, die Formen mehr abzustoßen, und deßhalb finden wir die mittelländischen[2] Sprachen im allgemeinen weit ärmer an Formen als die südlichen, und unter den ersteren scheint auch mehr gegenseitige Abreibung unter denverwandten Sprachen stattgefunden zu haben, wie sich denn auch ganze Bildungen in den einzelnen jetzigen Dialekten aus dem langen Verkehr mit fremden, wenn auch verwandten Stämmen erklären. So deutet M. Rapp, gewiß sehr richtig, die scandinavische Vasbildung durch das slawische Pronomen „sie“ (sich) das für alle Personen gilt (j. p. 83). In den ältesten gothischen Quellen[3] findet sich diese Bildung noch nicht, sie muß aus späterer Zeit datiren, und die historisch nicht wohl zu bezweifelnde Herrschaft der ostdeutschen Stämme über slawische, unter denen sie als Kriegsadel wohnten, mag den Zeitgenossen zur Erklärung geben. Solche Jahrhunderte lang andauernde Verhältnisse können nicht ohne mächtigen Einfluß auf die Sprachen geblieben seyn, und wie Deutsch und Slawisch, abgesehen von ihrer ältern Verwandtschaft mannichfach Worte von einander entlehnten, so muß auch die grammatische Bildung die Einwirkungen empfunden haben.[3]

Es kann und hier nicht einfallen, in umständliche Spracherörterungen einzugehen, wozu uns Zeit und Mittel fehlen, aber Erscheinungen wie die, daß das Lettische, das gewiß von einem der seßhaftesten, mindest wanderlustigen Stämmen gesprochen

[1] Grundriß der Grammatik des indisch-europäischen Sprachstammes von Moriz Rapp. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag 1852.

[2] So nennt Rapp nicht ganz glücklich die nördlichen Sprachen, wie die germanischen, slawischen und lettischen, im Gegensatz gegen Griechisch, Lateinisch u. s. w.

[3] Vielleicht würde man richtiger sagen, die Erscheinung finde sich da nicht, wo die Gothen in Masse auftraten, wie kurz vor Ulphilas. Nach dieser Zeit, als die Macht der Gothen im Osten Europa's gebrochen war, scheint der Russland der slawischen Völker gegen die deutschen Kriegshäuptlinge zum Ausbruch gekommen zu seyn; wie tief indeß diese Kriegsherrschaft begründet war, kann man aus dem Umstand ersehen, daß z. B. das Wort Korol oder Krol (König) gewiß nichts anderes ist als das deutsche Karl, was einen starken freien Mann bedeutet; das Wort Pan hat zuverläßig seine andere Quelle als das sächsische Pana, Pannenherr, und selbst das Wort Knes, Fürst, scheint aus dem deutschen Kunig entstanden.

[4] Unter den Slaven findet sich der spätere persische Name des Sonnengotts Chors, namentlich bei den Ostslaven, während die deutschen Völker nichts davon wissen, und der Name, sowie die Art der Verehrung kaum in die sonstigen slawischen Religionsansichten passen. Ist dieser Name vielleicht ein Ueberbleibsel der Herrschaft der aus Medien stammenden Sarmaten? Auffallend ist auf der andern Seite das starke Hervortreten des Substantivvorbaum „bun“ im Slawischen ganz analog dem persischen „bunen,“ während diese Form im Gothischen gar nicht, in den westdeutschen Dialekten nur in der Diphthongform bi- und ihren Ableitungen vorkommt. (S. Rapp p. 145 ff.) Auch das slawische scheint dieß „bun“ in mancher Beziehung wieder aufzugeben, wie wenn es ein fremdes Element wäre, das der Gebrauch allmählich wieder ausstößt, wie im Russischen. (S. Rapp. p. 187.)

wird, dem Sanskrit in den Bildungsformen am nächſten ſteht, iſt zuverläſſig keine zufällige Erſcheinung, und es verlohnte der Forſchung, ob nicht die Letten in früherer Zeit viel tiefer ſaßen und in den Norden hinaufgedrängt wurden; ſie ſind eine wahre Oaſe in der nordeuropäiſchen Sprachbildung, und haben, obwohl durch Deutſche und Slawen ſehr ſtark influencirt, doch eine, wir möchten ſagen, ſüdliche Entwicklung beibehalten.[1] Was Moriz Rapp (p. 197 f.) über die Verbal- und Caſusflexion der ariſchen Sprachen ſagt, iſt höchſt bezeichnend, und ſcheint darauf zu deuten, daß die deutſchen Völker als die wanderluſtigſten am meiſten die Formen abgeſtoßen haben; wenn aber die Slawen auch mehr Formen erhalten haben als die Deutſchen, ſo ſtehen ſie doch dem Sanskrit, Griechiſchen und Latein bedeutend nach.

Es verlohnt ſich wohl der Mühe, mit einer geſunden hiſtoriſchen Kritik über die Völkerzüge die Vergleichungen der Sprachen, und namentlich auch der Dialekte, nicht bloß der Schriftſprachen, fortzuführen: ſie können uns zu merkwürdigen Aufſchlüſſen leiten. Wir ſind der Anſicht, daß ein fortgeſetztes Sprachſtudium die in dieſen Blättern über die alten Völkerzüge aufgeſtellten Anſichten mehr und mehr beſtätigen wird. Es gehören aber hiezu freilich nicht bloß philologiſche Studien, ſondern auch antiquariſche und namentlich mythologiſche, die oft einen Fingerzeig geben, den man anderswo vergebens ſucht. Indeß iſt bei dem jetzigen Streben, das ſich mehr und mehr auch unter den Slaven kundgibt, manches zu hoffen, was man ſich noch vor wenigen Jahrzehnten nicht träumen ließ.

Die amerikaniſche Original-Literatur.

Die Werke John C. Calhouns erſter Band.

Vertheidigung der Unfreiheit oder Sklaverei erfordert ſtets einen verhältnißmäßigen Aufwand geiſtiger Gewandtheit, ſoſern dieſelbe nicht etwa kurz und bündig mit dem Gewaltsbefehle „es ſey ſo!“ abgemacht werden, vielmehr einen größern oder geringern Anſtrich von Plauſibilität bekommen ſoll. Wenn es aber gilt, der Sklaverei in Freiſtaaten, welche demokratiſche Republiken ſeyn wollen und die in ihren Conſtitutionen mit allgemeinen Menſchenrechten kokettiren, das Wort zu reden, ſie gegen wirkliches Talent zu verſechten, da muß Genie dazu vorhanden ſeyn. Calhoun, der Abgeordnete für Süd-Carolina in der Repräſentantenverſammlung zu Waſhington, trat als Vertheidiger der Sklavenſtaaten mit großer Gladiatoren-Geſchicklichkeit Jahre hindurch den Metaphyſikern des Nordoſtens gegenüber auf, welche ihn — ſonderbarer Weiſe — einen Metaphyſiker nannten. Der Keſſel ſchilt ſo gern den Ofentopf!

Es könnte mir jedoch nicht einfallen, an dieſem Platze auf Calhoun hinzuweiſen, wenn deſſen hinterlaſſene Werke nur Gewandtheit in der Dialektik darlegten, nur ſophiſtiſche Glätte kundgäben. Neben feinen Fechterkräften oder eigentlich unter dieſelben gehörend, entwickelt Calhoun großen kritiſchen Scharfblick in Hinſicht auf die politiſchen Zuſtände der Vereinigten Staaten, und dadurch bekommen ſeine hinterlaſſenen Schriften einen um ſo höhern Werth, weil die Kritik in dieſem Lande höchſt ſelten in gerechter Weiſe zu finden iſt.

Von der Generalverſammlung von Süd-Carolina veranlaßt, und unter deren mittelbaren Leitung, hat Richard K. Crallé einen erſten Band herausgegeben, von dem was Calhoun an Manuſcripten hinterließ, und dieſer Band enthält eine Unterſuchung über Government, ſowie eine Abhandlung über die Conſtitution und das Government der Vereinigten Staaten.

Man täuſcht ſich gewaltig, wenn bei Calhoun oratoriſche Zierlichkeit und kritiſche Schlauheit vorausgeſetzt werden; er fällt vielmehr gerade durch eine rauhe Kühnheit auf, die faſt unverbeſſerlich zu nennen iſt. Ohne alle Umſtände führt er gewaltige Hiebe gerade auf den Kopf des Gegners hin, der ſolchen Angriffen gegenüber gut gerüſtet ſeyn muß, um nicht auf dem Felde geſchlagen zu werden.

Wer hinter das Wahre in den hieſigen Verhältniſſen kommen will, dem iſt ſehr zu rathen, dieſem Stimmführer der Sklavenſtaatenpartei die genaueſte Aufmerkſamkeit zu widmen; man wird zwar immer noch das pro domo intereſſirte Mitglied einer Familie in Calhoun erkennen, allein es iſt doch eben eine Parteiſpitze und nicht jene buſelvolle Lobhudelei durch dick und dünn, wie ſie ſonſt hier zu Lande gebräuchlich erſcheint. Das Unvollkommene aller menſchlichen Einrichtungen tritt uns mehrfach, ehrlich zugeſtanden, auch in der Betrachtung hieſiger Inſtitutionen entgegen, ſo daß ein Erkennen von Mängeln möglich wird, woraus Beſſermachen und Beſſerwerden hervorgehen kann.

Wer Calhouns Abhandlung über die Conſtitution und das Government der Union aufmerkſam lieſt, wird wenigſtens einen annäherungsweiſe richtigen Begriff von dem ſtaatlichen Schachſpiel zu faſſen vermögen, das hier geſpielt wird, und wobei als Hauptſpielregel das uralte „Beati Poſſidentes“ gilt. Hätte man nicht eben in Deutſchland genug mit ſich ſelbſt zu thun, ſo würde eine gute Ueberſetzung und Bearbeitung der Calhounſchen Schriften zu empfehlen ſeyn. Es würden dann in der Majoritätenherrſchaft Strudel erkannt werden, die mit vielem Rechte als eine Charybdis anzuſehen ſeyn dürften, falls für Minoritätenherrſchaft die Benennung Scylla in Anwendung kommen ſollte.

Der Preis des erſten Bandes von Calhouns Werken, von 2½ Doll., gibt übrigens den Beweis, daß auch in Amerika geiſtige Errungenſchaften von Individuen zur meiſtenden Kuh gemacht werden, wobei eigentlich der Hauptzweck aller Belehrung: größtmögliche Verbreitung, größtentheils verloren geht. „Schaffe dir Geld an, willſt du etwas lernen!“ heißt es auch hier zu Lande, und über dem Ringen nach Geld kommt ſelten einer oder der andere zum Lernen! Es wird eben nur Geldverwerb gelernt, ohne Rückſichten auf das was dabei Höheres vernachläſſigt werden mag.

Sechs Wochen im Orient.

Meerfahrt.

(Schluß.)

Es war Ein Uhr Nachmittags als unſer Schiff unter empfindlicher Sonnengluth den Hafen von Varna verließ, um die zweite Hälfte der Seefahrt anzutreten, die mit Ende dieſes Tages nicht ſehr angenehm für uns ausfallen ſollte. Kaum hatten wir nämlich die Rhede von Varna verlaſſen, als der Himmel, der bisher uns ſehr günſtig geweſen war, ſich mit Wolken bedeckte. Mit einem Mal erhob ſich ein anfangs mäßiger, dann aber ſtärkerer Südwind, der uns entgegenblies, und uns bis gegen Abend plagte und beunruhigte. Dann aber wurde das Meer, welches anfangs nur leichte Wellen ſchlug, je weiter wir vom Lande kamen, deſto ungeſtümmer. Ungeheure Wellen ſchlugen an unſer

[1] Es iſt in neuer Zeit ziemlich gäng und gäbe geworden, die Letten als ältere Brüder der Slaven anzuſehen, und namentlich hat Schaffarik in ſeinen ſlaviſchen Alterthümern dieſen Gedanken durchgeführt; es fehlt aber auch nicht an gegentheiligen Stimmen, und Bulgarin hat neulich in ſeinen livländiſchen Briefen (ſ. Nord. Biene passim) ſich beſtimmt für die Nichtverwandtſchaft — die allgemeine ariſche natürlich ausgenommen — der ſlaviſchen und lettiſchen Sprache ausgeſprochen.

Schiff, das, obwohl stark beladen und 160' lang, doch oft 6 bis 7 Klafter hoch sich erhob, und eben so tief wieder in die Wellen hinabstürzte. Dieß heftige Umherschleudern des Schiffs bewirkte, daß niemand sich auf den Füßen zu halten vermochte, da man in steter Furcht war, jetzt von der einen oder der andern Seite einen Stoß zu bekommen. Der größte Theil der Reisenden lag wieder auf dem Boden des Verdecks oder in den Casüten, und litt empfindlich an Schwindel und Erbrechen. Mitten unter diesem heftigen Aufruhr der Elemente saß ich einige Stunden lang unbeweglich auf dem hintern Verdeck in der Nähe des Steuers, und schaute nach den an den Seiten des Schiffs sich austürmenden Wellen, die aus dem Grunde des Meers emporgeschleudert die Farbe geschmolzenen Metalls annahmen, oder ich warf scheue Blicke nach dem in der Ferne sich hinziehenden Land, das bald wie ein blasser Wolkengürtel am Gesichtskreis sich zeigte, dann wieder in den Wellen versank.

Das Meer wurde immer hochender, und bot in der That einen furchtbaren Anblick dar; geraume Zeit glaubte ich, ich würde wie am ersten Tage von der Seekrankheit frei bleiben, das unaufhörliche Umherschleudern des Schiffs aber, das bald mit dem Vordertheil, bald mit dem Hintertheil auf den Wellen sich schaukelte, gestattete mir nicht länger auf dem Verdeck zu bleiben, das diese an den Seiten des Schiffs anschlagenden Wellen reichlich zu übergießen begannen. Als ich ungern und mit Mühe hinabgegangen war, fühlte ich wie die andern eine unerträgliche Uebelkeit, und bald folgte heftiges Aufstoßen und Erbrechen. Ermattet begab ich mich in meinen Hamak, damit die horizontale Lage des Körpers die einzige in einem solchen Falle mögliche Linderung bringen möchte. Um 5 Uhr wurde wie gewöhnlich zum Mittagessen gebeten, das aus etwa 5 bis 6 Schüsseln bestand, zu denen aber außer dem Conducteur niemand sich niedersetzte, denn alle litten mehr oder minder. Der Wind blies ohne Unterlaß heftig und mit dem Scheiden des Tags wurde er so stark, daß alle Segel eingereft wurden. Die empörten Wellen schlugen unaufhörlich an die Seiten des Schiffes, und erschütterten den ganzen Bau gewaltig, wobei das in großer Anzahl in den Ställen befindliche Federvieh jedesmal ein durchdringendes Geschrei ausstieß. Unser Schiff, durch die Kraft der Maschine getrieben, kämpfte mächtig mit den Wogen, bog sich aber jeden Augenblick wie eine Wiege bald auf die rechte, bald auf die linke Seite. Am Abend ließ indeß der Wind bedeutend nach, die Wellen beruhigten sich allmählich, und als die Nacht einbrach, stärkte ein wohlthätiger Schlummer unsere gesunkenen Kräfte.

Am Morgen schwand die Erinnerung der erduldeten Mühseligkeiten rasch aus dem Gemüth der Reisenden, als mit dem Grauen des Tages sich wie ein Wolkengürtel die fast zusammenstoßenden Ufer Asiens und Europa's zeigten, und die Nähe des Bosporus und Konstantinopels verkündigten, wohin mein Geist auf den Flügeln der Einbildungskraft ungeduldig eilte. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, nur ein Purpurstreif erglänzte an dem rings umher blauen Himmel, der beim ersten Aufflammen wie ein Saum im Osten sich röthete. Unser Schiff flog bei dem günstigen Morgenwind rasch dahin, wie ein Pfeil, in schräger Richtung gegen das hohe Ufer, an dem fast neben einander zwei weißliche Punkte hervorschauten, die bei der Annäherung des Schiffs zugleich mit unserer Neugierde emporwuchsen. Bei dem reißenden Lauf des Schiffes kamen wir rasch an den durch die Meerbrewellen zerrissenen hohen und öden Ufern Rumeliens vorüber, an denen nur hie und da zerstreute Dörfchen hingen. Nicht lange dauerte es, und unser rasches Dampfboot umfuhr einen hoch aufragenden, ins Meer vorspringenden Felsen, wo uns plötzlich der prächtige Anblick der weiten Krümmung sich eröffnete, die in einem engen Canal endigt, auf den man bloß die Augen zu werfen brauchte, um zu erkennen, daß hier der berühmte Bosporus beginne, der die aus dem schwarzen Meere kommenden Schiffe auf dem anmuthigsten, prachtvollsten Wege der Welt nach der prachtvollen Stadt Constantins geleitet. Er ist wie ein Triumphthor, das kein gefühlsvoller Reisender durchschifft, ohne die Größe Gottes zu bewundern, der hier mit verschwenderischer Hand so wunderbar die Natur ausgestattet hat.

Das kurz zuvor noch unabsehbare Meer verengt sich hier zwischen beiden einige tausend Fuß hohen, mit frischem Grün bedeckten Ufern Asiens und Europa's, wälzt seine dunkelgrünen Gewässer durch den engen in zahlreiche Buchten zerschnittenen Canal nach der Propontis oder dem Marmora-Meer, und bildet so die sechs Meilen lange berühmte Einfahrt nach der Hauptstadt des Orients. Unser Schiff durchschnitt die Mitte der weiten, von hohen Ufern eingefaßten Bucht, und führte uns zwischen zwei nur einige hundert Klafter von einander entfernten, in Einem Gürtel nach der Tiefe des Canals sich fortziehenden Bergen hinein. Gleich am Eingang erheben sich an den hohen Ufergeländen zu beiden Seiten des Canals weit ins Meer vorschauende Warten, und neben ihnen zwei mit Geschützen besetzte Vesten Ranarkai und Rumili, welche riesengleich den Zugang vom Meere her bewachen. Der zum erstenmal dieser kommende Reisende fühlt sich jeden Augenblick aufs höchste entzückt, denn die feierlichen Einbrüche folgen sich bei dem raschen Laufe des Fahrzeugs so gedrängt, daß man kaum zu sich selbst kommt.

Majestätisch fuhr unser Fahrzeug in den prächtigen Engpaß hinein. Auf beiden Seiten erhoben sich die steilen himmelhoch schreienden Ufer, auf denen die trümmerhaften Reste genueserischer Schlösser mit den unmittelbar über dem Wasser angebrachten Schießscharten der Türken einen reizenden Anblick bieten. Noch war keine Stunde vergangen, seit unser Schiff in diesen prachtvollen Raum eingelaufen, und schon weideten sich unsere Augen mit Entzücken bald an der schönen Bucht und Villa von Bujukdere, bald an dem steilen, nach dem Canal abfallenden Riesenberg, bald nach den zahlosen auf beiden Seiten sich erhebenden Schlössern, aus denen die offenen Schlünde der hier in großer Zahl aufgestellten Kanonen hervorstarrten. [2] Bald näherten wir uns dem engsten Theil des Canals, der hier auf beiden Seiten durch die von Bajazet und Mohammed II errichteten Vesten Rumili und Anadoli Hissar vertheidigt wird. Mit jedem Augenblick, in welchem wir dem ersehnten Ziel uns näherten, spannte sich die Neugierde stärker, das Schiff umfuhr die letzten Wiegungen des Canals, und in einem Augenblick breiteten sich die bisher eng beisammen liegenden Ufer auf zu einem weiten Hafen, der mit einer Menge großartiger Gebäude, Paläste, Kiosks, prächtiger Gärten, die auf beiden Ufern bis ans Meer herab sich zogen, geschmückt war. Die auf dem linken oder asiatischen Ufer gelegene hübsche Vorstadt, oder eigentlicher zu reden, große Stadt Skutari ließen wir links liegen und umfuhren das rechts ansteigende Ufergeländ, auf der die Vorstadt Pera liegt, steuerten in die enge, zwischen Stambul und der Landzunge von Topkana sich hinziehende Bucht, das berannte goldene Horn, hinein, befanden uns bald inmitten

[2] Am ganzen Bosporus beträgt ihre Zahl gegen dreithalbtausend.

eines dichten Maſtenwaldes, und nun konnten ſich meine Augen ſättigen an dem Anblick des berühmten Byzantium, das noch im Morgenſchlummer vor uns lag.

Chronik der Reiſen.

Kießlers Anſiedlung an der afrikaniſchen Weſtküſte. [1]

Erſter Abſchnitt.

Endlich iſt der erſte Dampfſchiffer-Stapel herangerückt, den ich in Gimina zu feiern gedachte; doch der Menſch denkt und Gott lenkt. Wer weiß, wenn wir dahin kommen werden, denn ſchon ſeit dem Donnerstage, den 19 Decembr, haben wir Windſtille und liegen ziemlich auf einem Flecke. Ach wie oft bin ich heute bei euch allen in dem Vaterlande und begehe mit euch das ſchöne Feſt! Uns verſteift es in dem ewigen Eismeer, und während ihr Eis und Schnee habt, gemüthlich in dem geheizten Zimmer ſitzt, haben wir in der Sonne 32° C. im Schatten, ja ſelbſt in den Cajüten Tag und Nacht 29° C. Wärme. Immer hatten ſich jetzt in der unmittelbaren Nähe des Schiffes Haifiſche gezeigt, ſie hatten aber keinen Hunger, wir konnten daher trotz allen Verſuchen keinen fangen. Heute, den erſten Feiertag, zeigte ſich wieder einer, und der Bootsmann war ſo glücklich, ihn mit der Harpune zu fahnden; es iſt ein junger Kerl, aber doch ſchon 8½ lang. Die Lootſenmännchen, dieſe wunderſchönen geſtreiften Fiſchchen, ſeine ſteten Begleiter, haben wir natürlich nicht mit bekommen, wohl aber ein ſogenanntes Saugerchen, ein hübſches kleines Fiſchchen, welches auf dem Hai lebt als ein Schmarotzerthier. Die Matroſen eſſen das Fleiſch des Hai gern, ich habe ihm aber nicht den mindeſten Geſchmack abgewinnen können. Als wir heute nach Tiſche wieder auf das Verdeck kamen, wimmelte das ganze Meer, ſo weit wir ſehen konnten, von Delphinen. Es war das erſtemal, daß wir dieſes hübſche Schauſpiel genoſſen. Den zweiten Feiertag wurde wieder ein Haifiſch gefangen und zwar mit dem Halen; er iſt noch kleiner und mißt nur 4—5 Fuß rheini. Wir haben immer noch Windſtille. Die Nächte ſind herrlich; das Meer leuchtet wie ein Licht- und Phosphorfluthum, und der Himmel ſteht mit ſeinen funkelnden Sternen, die nur dem Glanze des faſt blendenden Mondenlichtes weichen. Doch oft wird dieſes Schauſpiel plötzlich unterbrochen; wir befinden uns in der ſogenannten Gewitterzone, das iſt die Zone zwiſchen den Strängen des NO und SO-Paſſates, und in der That dieſen Namen verdient ſie mit Recht, denn faſt ununterbrochen ſchwärmen Gewitter am Horizonte und das ganze Firmament zuckt von Blitzen; dieſe Gewitter haben etwas furchtbar Ueberraſchendes — wenn haben wir noch Windſtille, da fängt ein gelindes Lüftchen zu wehen an, und kaum hat man die Aeußerung gethan, daß wir wohl ein Bricken bekommen werden, ſo iſt dieſes auch ſchon da, wird immer heftiger, der Himmel überzieht ſich mit den ſchwärzeſten Wolken, der Regen ſtrömt in fürchterlichen Fluthen herab und Blitz auf Blitz zuckt, begleitet von den fürchterlichſten Donnerſchlägen auf allen Seiten. Man eilt hinunter, um ſich den Mantel zu holen, doch indem man wieder auf das Verdeck kommt, findet man alles in der lebhafteſten Bewegung, alle Segel werden bis auf zwei oder drei eingezogen, die Luke dicht gemacht und die Bligableiter in das Meer gelaſſen, und der fürchterliche Orkan, dieſer ſtete Geſellſchafter der tropiſchen Gewitter, wüthet. Nicht lange jedoch währt dieſer Luftruhr, in einer halben Stunde iſt alles wieder ruhig und der helle Mondenſchein lacht von dem heitren Himmel herniederr. So kommt und geht in der heißen Zone alles plötzlich; die Sonne verſchwindet unter dem Horizonte, man ergötzt ſich an dem herrlichen Abendrothe, welches in alle Nüancen des Gelb und Violett übergeht, doch nur wenige Minuten und alles iſt vorüber; oder man ſchmachtet in der drückenden Gluth, welche die Sonne ſelbſt durch das auf dem Verdeck aufgeſpannte Zelt ſendet, man hofft, daß eine am Horizonte ſich ziehende Wolke Regen ſenden werde und vielleicht ſchon in einer Viertelſtunde, während der man dieſen Gedanken ſchon wieder vergeſſen hat, ſtrömt der Regen in Fluthen herab, deren Tropfengröße erſtaunen macht.

Sonntag, den 29, 12, 44. Wird des Ankerns. Endlich ſeit zwei Tagen, nachdem wir acht Tage faſt auf einer Stelle gelegen haben, fängt es wieder an zu wehen. Die Einförmigkeit iſt durch nichts unterbrochen worden, wir ſchwitzen brav und ſehnen uns nach Land und Beſchäftigung, denn ſelbſt die verſchiedenartigſte Lectüre vermag nicht mehr zu feſſeln. Die Gedanken bleiben ſelbſt beim Schreiben nicht mehr, denn die Hitze und der Mangel an Luftzug in dem Dreck, verbunden mit dem Schwanken des Schiffes machen dieß zu einer wahren Aufgabe.

Sacecenter, den 4, 2, 45. Endlich, endlich habe ich ſeit ſo langer Zeit Muße, hier wieder einige Notizen niederzulegen, die freilich etwas kurz ausfallen werden, denn wenn ich auch alles noch in gutem Andenken habe, ſo iſt der Eindruck dieſes und jenes, ſo vielfach erlebten Schönen, Eigenthümlichen und Seltſamen doch nicht mehr ſo friſch, um ihn mit denſelben Farben wieder zu geben, wie er ſich mir bot vorher, auch iſt das Fremde mir nachgerade etwas gewöhnliches geworden, und ſelbſt das Außerordentliche kömmt mir nun in der Erinnerung faſt als etwas gar nicht außerhalb der Sphäre des Alltäglichen Liegendes vor. Zeit hätte ich hie und da wohl gehabt, ſo manches niederzuſchreiben, allein die Gelegenheit fehlte immer dazu, denn bald waren die unzähligen Güter für uns und unſer Unternehmen in Empfang zu nehmen, bald dieſes und jenes herauszupacken u. dgl., bald auch wurde man durch Beſuchende oder ähnliche abgehalten; genug, einmal war dieß, einmal das im Wege, vor allem aber, daß wir immer auf dem Sprunge waren täglich abzureiſen von Gimina, ſo daß die erforderliche innere Ruhe und auch manches vor der Hand noch nicht Auszupackendes fehlte, und nun, da dieſes Fehlende einigermaßen da iſt, hat ſich der Stoff dermaßen gehäuft, daß mir angſt und bang davor wird, und ich ſuchen werde über Haus und Kopf dadurch zu kommen.

Während der letzten acht Tage ſtel auf dem Schiffe nichts vor, was der Erwähnung werth wäre; wir gingen nur langſam vorwärts, und das Land in Perſpectivenentfernung immer vor Augen, kamen wir dennoch immer nicht an das gewünſchte Ziel, was unſer Sehnſucht darnach noch möglich noch ſteigerte. Doch alles hat ein Ende und ſo auch dieß; ton 8 Januar 1845 vor Mittag, nachdem wir an der Küſte ſchon mehrere kleine, ſogenannte Buiten- (Außen-) Forts geſehen hatten, überraſchte uns Gimina mit ſeinem reizendſchönen Anblicke. Die Küſte Guinea's iſt überhaupt keineswegs ſo als man ſich hier in der Regel vorſtellt; man denkt, hier unter dem Aequator und der glühenden Sonne Afrika's müßte alles verbrannt und einen öden, trüben Anblick darbieten. Dieß iſt aber keineswegs der Fall; das Meer hat überall maleriſche Buchten gebildet, die an welche ſich das üppigſte Laubwerk, die reichſte Vegetation mit dem eigenen, nur in den Tropen zu findenden tiefen Colorit, ſaches Hügelland überziehend, erſtreckt, und von der See nur durch einen ſchmalen, beilgelb leuchtenden Kieſelſtrand getrennt iſt; die Gründen der einzelnen Buchten bilden meiſt kleine, in der Regel röthliche Felſen zeigende Vorgebirge.

(Fortſetzung folgt.)

Directe Begünſtigung der Auswanderung nach Auſtralien durch die engliſche Regierung. Nachdem ſie unter der Hand alle Unternehmungen, welche die Auswanderung dahin zum Zweck hatten, möglichſt unterſtützt, rüſtet die Regierung jetzt ſelbſt ein Schiff aus, ein älteres Linienſchiff Hercules von 72 Kanonen, das beſtimmt iſt, Auswanderer auf Koſten der Regierung, und zwar namentlich ſolche die als Ackerbauer und Hirten dienen wollen, nach Auſtralien zu bringen. (Globe. 2 Septembre.)

[1] Kießler wurde von der holländiſchen Regierung mit 12 Arbeitern engagirt, um die Goldgruben von Gimina aufbauen zu laſſen; nach kurzer Zeit ſtarben faſt alle ſeine Leute, und Kießler ging in ſeine Heimath zurück, ließ ſich aber durch glänzende Verſprechungen der holländiſchen Regierung bewegen, das Abgeſchickt nochmals zu unternehmen, ging wieder nach Weſtin, ertrag aber dort dem Klima. Seine Schilderungen ſind von Intereſſe, nicht nur weil ſie einige Aufklärung über die Zuſtände dieſer Colonien an der weſtafrikaniſchen Küſte geben, ſondern auch weil er gewiß einer in die Einzelnheit und Denkweiſe der Neger eindringt, als dies ſonſt mit Reiſenden, namentlich in vorſtehig beſchäftigen, der Fall zu ſein pflegt. A. d. R.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 220. 13 September 1852.

Ein Ausflug zu den Hinterwäldlern von Ostkentucky.

(Von Dr. Busch.)

Der Charakter des amerikanischen Volkes wird im Allgemeinen als ein kalter, nüchterner, klug berechnender, verständig strebsamer Kaufmannsgeist aufgefaßt, in welchem alles, was durch den Begriff der Romantik eingeschlossen wird, völlig überwunden sey, dem allenfalls ein gewisses Theil Witz zugestanden, Gemüth aber, Kunstsinn, Poesie und was davon ausgeht, vorläufig abgesprochen werden müsse, und in dessen Sphäre es demnach für denjenigen, der seiner geistigen Anlage nach gemüthliches Wesen als Lebensluft bedürfe, nicht gut wohnen seyn könne. Hielte man sich mit dieser Vorstellung an der Küste, oder meinte man mit der Beurtheilung die darin enthalten ist, nur die eigentlichen Yankees, d. h. die Bewohner der Neuenglandstaaten und deren Abkömmlinge in andern Theilen der Union, so könnte eine solche Charakteristik zugegeben werden, obwohl immerhin mit der beträchtlichen Beschränkung, welche und ein Blick in das religiöse Gebiet dieser Kreise abnöthigt, auf welchem denn doch auch hier neben unläugbarer Unerquicklichkeit und Steifheit Erscheinungen angetroffen werden, die, mag man sonst über ihren Werth denken wie man will, auf eine Tiefe und Fülle des Gemüths schließen lassen, wie sie bei uns — vielleicht weil das Gemüthliche sich hier über alle Verhältnisse ausbreitet und damit verflacht — nur in seltnen Fällen mit so staunenswerther Gewalt zu Tage bricht. Demungeachtet ist der Eindruck den das Yankeethum macht, von der Art, daß sich gegen den Widerwillen, den seine socialen Zustände bei Naturen von höherem Schwunge erwecken, nicht viel einwenden läßt. Allein man ist gewöhnlich nur zu geneigt, den Namen und damit den Charakter der Yankees auf alle, die unter der Fahne mit den Sternen und Streifen wohnen, auszudehnen und die Mißstimmung, die sich in den Städten der Küste oder der großen Verkehrsstraßen des Beobachters bemächtigt, mit ins Innere zu nehmen, und so wird das abstracte Urtheil fertig, und wir bekommen ein schiefes Bild von dem Gegenstande. Man schließt dann von dem Kopfe auf den ganzen Leib, vergißt, daß unter jedem Kopfe auch ein Herz pulsirt, und übersieht, daß dieses Herz im Körper des amerikanischen Riesen an der Stelle, wo es in jedwedem Organismus gesunder Art hingehört, wirklich vorhanden ist und laut genug schlägt, um von allen, die Sinn für dergleichen Untersuchungen haben, vernommen zu werden. Man vergißt mit Einem Worte über dem Yankee mit seinen Handlungsbüchern, Waarenspeichern, Banken und Aractiächtendruckereien den ritterlichen Bewohner des Südens, dessen Charakter, wo nicht wie Himmel von Hölle, so doch ungefähr wie Feuer von Wasser verschieden ist von dem Wesen seines Mitbürgers droben im Nordosten. Nun kann es dem Berichtiger der oben angeführten Ansicht nicht beifallen, diese beiden Seiten des nordamerikanischen Volksthums geographisch in bestimmte Gränzen einzusperchen und etwa zu sagen, bis hieher, bis an Dixons und Masons Line, herrscht die Romantik, und dort, an dem oder jenem Flusse oder Berge hat das nüchterne Mankeethum, hat die große Firma Smart and Sliek die Gränze ihrer Geschäftsthätigkeit. Im Gegentheile, der Unbefangene wird willig einräumen, daß letztere sich überall, wo zu markten und zu speculiren ist, hingedrängt und geltend gemacht hat, und daß darum kaum eine bedeutendere Stadt in der Union zu finden seyn dürfte, wo man nicht das Vorwiegen der „Yanke Notions“ empfände — ein Zugeständniß, wodurch die oben angegriffene Meinung von der Geistesart der Nordamerikaner, wie man eingestehen muß, allerdings theilweise eine Rechtfertigung erhält. Fragt man aber, um im Bilde zu bleiben, wo der Verfasser das Herz, von dem er sprach, zu sehen glaube, so ist die Antwort zunächst, nicht im tiefen Süden, wo die schwarzen zweibeinigen Hausthiere den Stoff für unsre baumwollene Zeit erzeugen und ihre Herren fast nur die ignoseln Passionen der Ritterlichkeit cultiviren, sondern das Herz und mit ihm das Gemüth und die Romantik des amerikanischen Volkes liegt unter den Rippen, die von der Wirbelsäule des Alleghanygebirgs auslaufen, links von der großen Schlagader des Ohio, und seine eine Kammer heißt Virginien, die andere Kentucky. Nicht daß damit bloß das Virginien und das Kentucky gemeint wäre, welches uns die Landkarte grün oder roth umrändert zeigt, sondern das Herz, von dem hier geredet wird, erstreckt sich soweit, als virginisches und kentuckisches Wesen und Leben sich ausgebreitet haben, und so kann man auch ein gutes Stück von Tennessee, von Nordcarolina, besonders aber vom südlichen Ohio und von Westpennsylvanien in diese Bezeichnung einschließen, obwohl die beiden erstgenannten Staaten dann immer als Mittelpunkt vorzuzeichnen seyn müßten.

Daß diese Bemerkung eine Wahrheit enthält, die auch von den Amerikanern gefühlt oder zum mindesten geahnt wird, läßt sich an mancherlei Dingen beobachten. Mit einem Tone, der beinahe wie Rührung klang, sprachen die jungen Leute im ganzen Westen von „Old Kentuck“ und „Old Virginy,“ während bei Erwähnung des doch ebenso alten Pennsylvanien und des weit älteren Massachusetts keiner Seele ein ähnliches Wort auf die Zunge kam. Mit leuchtenden Blicken erzählten die Farmer in den Wäldern von Ohio und Indiana, daß ihre Väter aus Virginien eingewandert seyen, und der größte Theil der Dampfbootliteratur des Westens dreht sich, die Stoffe auswählend, die dem Geschmacke des Volkes am meisten zusagen, um die Abenteuer und Helden-

thaten des Geschlechtes, welches unter Boone und Kenton die „Wildniß des finstern und blutigen Grundes," das heutige Kentucky, den Rothhäuten abgewann und dadurch den Kindern und Enkeln Bahn nach jenem ungeheuren Westen brach, auf dessen Boden sich die Verschmelzung und Versöhnung des südlichen Geistes mit dem östlichen vollziehen und die Riesenzukunft der Union entwickeln wird.

In der That, hier, wie nirgendwo in neuerer Zeit so gewaltig, entfaltete sich der recken-hafte Sinn des angelsächsischen Volksstammes zu einer Wiederholung des Heroengeitalters. Geister, ungeheim, unbändig und unheimlich wie die grimmen Helden des Nibelungenliedes, litten und stritten in diesen unermeßlichen Waldeinsamkeiten, die einst die Strecken bedeckten, wo jetzt das Paradies von Kentucky blüht. Argonautenfahrten wurden unternommen, wie sie die kühnste Dichterphantasie nicht wundersamer erfinden könnte. Der Licking und der Ohio, der Salzfluß und der grüne Strom, der durch die Mammuthshöhle fluthet, sahen Kämpfe, die einen Homer zu einer zweiten Ilias begeistern könnten. Hier, auf den Kriegspfaden der Mingos und Schawanoes, schweifte Ludwig Wetzel, ein Dämon grauenvollster Art, gleich Hugos Han d'Islande, in nimmergestilltem Rachedurste den Mord des Vaters an den Indianern zu sühnen bestrebt, bis er endlich im Dunkel irgend eines geheimnißvollen Waldthales unter dem Skalpirmesser seiner Feinde oder in der tödlichen Umarmung eines Bären die mächtige Seele aushauchte. Hier zogen mit blutriefenden Händen die schrecklichen Harpes umher; hier bedrohte aus ihrer Höhle am Ufer des Ohio Masons Bande die Stromschiffer mit Mord und Raub. Hier hauste mit seinen lustigen Gesellen Mike Fink, der Robin Hood Amerika's; hier sammelte der unerschrockne Clarke seine kühnen Mannen zum Eroberungszuge nach den französischen Forts von Illinois, auf denen überschwemmten Prairien er das Unmöglichte möglich machte; hier endlich entzündete sich zu Anfang dieses Jahrhunderts der Brand des großen Revivals, welches über den ganzen Westen und Norden loderte und die seltsamsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Seele gebar — Erscheinungen, deren magischem Triebe sich selbst der vollkommen Ungläubige nicht zu erwehren vermochte. Mit Einem Worte, hier, in dem kurzen Mittelalter Kentucky's, liegt ein Schatz von dichterischen Stoffen zu Tage, den Sealsfield's und Gerstäcker's Schilderungen, wie werthvoll sie an sich auch seyn mögen, bei weitem noch nicht erschöpft, ja kaum berührt haben, und den man deßhalb in unsern Kreisen schwerlich irgendwo seinem vollen Werthe nach ahnt.

Dieser poetische Schimmer schwebt aber nicht bloß über der Vergangenheit, sondern auch die Gegenwart bietet selbst in den bewohntesten und cultivirtesten Theilen Kentucky's noch romantische Momente in Fülle, und ein Dichter brauchte den Balladen und Idyllen, die aus diesem Boden allenthalben in üppigem Wachsthume emporschießen, nur Worte zu geben, um manchen Band mit der besten Lectüre zu füllen. Gleichwohl bringen es die Verhältnisse mit sich, daß hier die Ursprünglichkeit, die trotz ihrer Rohheit — ja man kann mit einer Verwahrung gegen nahetiegende Mißverständnisse sagen, gerade wegen dieser ihrer Rohheit — poetisch ist, sich mit einer falschen Civilisation verschmolzen und dadurch zum guten Theile verwischt hat. Auf Eisenbahnen und Dampfschiffen, in Kaufläden und Predigerkleidet, ist von Norden her das erkältende, vernichtende, nivellirende Princip in diese Kreise gedrungen, hat Geradsinn in Heuchelei, Unbefangenheit in Speculation verwandelt, die wildwachsende Menschennatur beschnitten, beschränkt und abgeschliffen und allerlei andere Schäden angestiftet, dem der Einfluß des mit dem steigenden Reichthume mehr und mehr überhandnehmenden Sklavenwesens wahrlich nicht geeignet war, in heilsamer Weise für Sitte und Denkart Widerstand zu leisten.

Anders ist es in den Gegenden, wo der Boden zu wenig ergiebig ist, um den Yankee anzulocken, und das Volk zu arm, um Sklaven zu halten. Der Berichterstatter hat dabei vorzugsweise das Gebirgsland von Ostkentucky und Westvirginien im Auge, in dessen Thälern man das Geschlecht der Vorzeit noch in seiner ganzen vollen Kraft und Kernhaftigkeit antrifft, wenn auch die Rifle des Vaters, die in der Ecke der Blockhütte lehnt, nicht mehr die Rothhaut und seltener wie dereinst Bär und Panther erlegt, und das kriegerische Leben in allen Stücken einem idyllischen hat Platz machen müssen. Hier wohnt Romanik noch heute im Schatten von Urbäumen, auf deren Rinde der Wanderer die Hieroglyphen des altväterlichen Tomahawkrechtes liest. Hier unter den Mountaineers blüht noch schlicht und recht, einfältig und bieder der Brauch der Vorfahren, den der Gentleman-farmer der Ebene mit dem von Newyork oder Baltimore importirten und dort nach Pariser oder Londoner Einflüssen gemodelten Tone vertauscht oder doch überfeinert hat. Hier schafft noch die Redlichkeit der Tage, die nicht mehr sind; hier waltet noch die Gastfreundschaft der Zeit, wo es keine Hotels gab; hier hebt noch der Stolz wahrer, durch kein Looserthum und keine Wahlbestechungen beschmutzter Freiheit sein Haupt empor; hier ist noch fast jeder Einzelne ein Original, sey es im guten oder im schlimmen Sinne; hier ist noch Aechtheit der Empfindungen vorhanden; hier hört man noch Volkslieder; hier lebt man noch unter Menschen des vorigen Jahrhunderts, und hierher, in diese Hallen des Herzens, auf welches diese einleitenden Worte hinwiesen, führt der Verfasser jetzt den Leser, indem er ihm einen Abschnitt aus dem Tagebuche vorlegt, in welches er seine Erlebnisse während einer im verflossenen Jahre nach Amerika unternommenen Reise aufzeichnete.

Unter den mancherlei interessanten Naturen, die in meiner Erinnerung an das Gasthaus leben, das ich in Cincinnati acht Wochen bewohnte, wird mir das Bild Gustav Westfelds, eines deutschen Farmers auf der Nachbarschaft in Kentucky, allezeit eines der werthesten und erfreulichsten bleiben. Er ist ein kenntnißreicher und unternehmender Landwirth, dem ich viele schätzbare Aufschlüsse über hiesige Zustände und Persönlichkeiten danke, und der gleich weit entfernt von ungebührlicher Ueberschätzung wie von finnloser Verachtung amerikanischen Wesens und ebenso wenig sklavischer Nachahmung der Landesart wie hartnäckigem Besserwissen zugethan, sich unter seinen Nachbarn eine Achtung erworben hat, wie sie jeder tüchtige Charakter auch hier bald gewinnt, wie sie aber unter den deutschen Ansiedlern dieser Gegenden nicht eben viele zu besitzen scheinen. Bekannt geworden mit einander bei Gelegenheit eines Meinungsaustausches über das nordöstliche Ohio, dem sogenannten Black Swamp, von dem ich so eben zurückgekehrt war, schlossen wir uns bald enger an einander, ich erhielt eine Einladung, Westfeld auf seiner Farm zu besuchen, und hier erfuhr ich, daß letzterer die Absicht habe, sich mit mehrern Deutschen, die er für seinen Plan gewonnen, weiter im Innern von Kentucky anzusiedeln. Der Gedanke wurde mehrmals besprochen, seine Vortheile dargelegt, die dagegen erhobenen Einwürfe erörtert, und da ich Interesse zeigte, machte Westfeld mir den Vorschlag, ihn auf einem Ausfluge zu begleiten, auf dem das in Rede stehende Land, das bis dahin nur aus der Beschreibung eines Nachbars bekannt war, in Augenschein genommen und hiernach ein definitiver Entschluß gefaßt werden

sollte. Nun lag ein Eingehen auf einen solchen Antrag zwar nicht in meinem ursprünglichen Reiseplane, allein die Aussicht, bei diesem Abstecher vom vorgezeichneten Wege einen neu entstandenen Wunsch erfüllt zu sehen, sprach für die Sache.

Schon daheim war das Interesse für die Menschen, die „halb Roß, halb Alligator“ im amerikanischen Westen sich tummeln sollten, vielfach angeregt worden; die Gespräche bei Tische und im Lesezimmer von Freund Kopfs Hotel waren geeignet gewesen, die Lust nach näherer Bekanntschaft mit dem halb humoristischen, halb heroischen Centaurengeschlechte zur Sehnsucht werden zu lassen, und diese Sehnsucht war durch den Ausflug nach dem schwarzen Sumpfe und den Hinterwäldern von Defiance nicht befriedigt worden. „Aechte Backwoodsmen, in dem Sinne, in welchem das Wort in Romanen gebraucht wird“, hatte ein wohlunterrichteter Freund mir gesagt, „finden Sie nur noch jenseits des Ohio; sonst, im weiteren Sinne, gehören wir sammt und sonders dazu.“ Ob hatte ich behhalb vom Mount Auburn mit lebhaftem Verlangen über das gegeisterte Schachbrett Cincinnati's hinüber nach den dunkeln Bergen jenseits des Flusses geschaut und nach dem Licking, der sich aus ihnen hervordrängt, und in den so viel kostbares Blut geflossen. Und nun sollte ich an diesem Skamander Kentucky's hinaufwandern bis an seine Quelle und die classischen Stätten jener Kämpfe, in denen das Land sich den Ehrennamen des ritterlichen verdient, und was mehr war, das Volk selbst und kennen lernen, welches den Geist bewahrt und noch in den letzen Kriegen bewährt hat, der diesen Namen noch heute rechtfertigt. Konnte ich da lange zweifelhaft seyn, ob ich Westfelds Anerbieten ausschlagen oder annehmen sollte?

Nach einigen Deliberationen, ob die Reise, deren Endziel ungefähr 130 engl. Meilen entfernt war, zu Pferde oder besser zu Wagen anzutreten sey, entschieden wir uns, weil ich kein besonderer Reiter war, oder, aufrichtiger gesprochen, kaum mehr als einmal einen Sattel unter mir gehabt hatte, für letzeres, und am 28 November stiegen wir früh bei Zeiten in unsern mit allem Bedarf wohlversehenen, mit einem muntern, kräftigen Braunen bespannten Buggy zur Fahrt in den Hinterwald von Bath- und Morgan County.

Der drei Tage zuvor gefallene fast knietiefe Schnee hatte, vor den warmen Sonnenblicken des letzten Nachmittags zusammenschmelzend, die Wege, die im Grunde nichts anderes als Wagenspuren in dem festen Lehm der Thäler und dem Geröll der hundert und aber hundert Creeks sind, fast bodenlos gemacht, und so kamen wir nicht vor Mittag nach dem 10 Meilen von Westfeld Zum gelegenen Independence, einem Waidthädtchen von etwa 150 Einwohnern, das aber trotz seiner Winzigkeit das Bedürfniß gefühlt hat, eine Halle zum Betriebe der „königlichen Kunst“ zu haben, ein Umstand, über den man sich indeß weniger zu verwundern hat, als daß unter den 25 oder 30 Häusern und Hütten des kleinen Nestes nicht auch Tempelchen der Odd Fellows, der Druiden, der Söhne der Mäßigkeit u. a. m. zu sehen waren. Odd Fellows in der That, diese Amerikaner!

Und wieder ging's nun bergauf, bergab durch den ewigen Forst an eleganten Ziegelhäusern, an ärmlichen Blechhütten, umgehen von langgestreckten Maisfeldern und Rodungen vorüber durch Bäche und Sumpflachen, überzweigt von uralten, felstam gespreizten Sycomoren, um die sich unendliche Waldreben winden, durch fußtoch geschichtetes Laub von Buchen und Eichen, über rohe Knüppelbrücken, durch stille, einsame Thäler, durch feuchte Gründe, deren Baumwuchs sich knorrig und moosig aus erstickendem Staudendickicht und Rankengeflecht emporgearbeitet hatte, aus dem Schatten ins Liche, von der lichten Höhe in den Schatten hinab, immer nach Südosten zu. Hin und wieder sprachen ein altehrwürdiger Hickory, an der schilferigen Rinde leicht erkannt, oder ein schwarzer Wallnuß ihr stummes Lob des Bodens aus, und auch der Zuckerahorn, der gleiche Bedeutung hat, ward nicht ganz vermißt. Zerlumpte Neger wiesen bei knixendem Gruße eisenbeinerne Zähne, hie und da begegneten uns Holzhauer oder Jäger, noch häufiger Schweinehändler, die ihre Heerden dem Norden zutrieben, um sie dort in den Fabriken des schmeerdunstdustenden Cincinnati zu Pökelfleisch und Speckol verwandeln zu lassen, und unter einem Wegweiser saß rothhäckig und wohlgemuth die deutsche Muse in Gestalt eines jungen Drehergelmanns — mit seinem spitzigen Tirolerhute und seiner kleinen netten Schwester ein unerwartetes Stück Anmuth in dieser Wildniß.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ebbe und Fluth.

Wir heben aus der Rede des Präsidenten der deutschen Naturforschergesellschaft nachstehende Stelle aus: „die bisherigen Beobachtungen über die Fluth sind noch nicht so weit gediehen, daß wir dem Lauf der Fluth über einen bedeutenden Theil des Oceans folgen können, und nur systematisch geleitete Beobachtungen können die einzelnen Ergebnisse unter einander verbinden. Eine im vorigen Jahre an die Regierung eingereichte Bitte, über den Fortgang der Fluthwelle an der Küste Afrika's und Südamerika's Untersuchungen anstellen zu lassen, ist günstig aufgenommen worden, und wir können hoffen daß bald eine Expedition zur Ausführung kommen wird. Die neuesten Forschungen Capitäns Beechheye', welche eine neue und unerwartete Ansicht von den Fluthbewegungen des Oceans gegeben haben, zeigen wie viel noch selbst für praktische Zwecke zu lernen ist. Die seit einigen Jahren durch die barometrischen Beobachtungen zu St. Helena erhobenen Thatsachen zeigen das Dasein einer atmosphärischen Mondfluth (lunar atmospheric tide), und diese wurden im vorigen Jahre durch ähnliche Beobachtungen Capitäns Elliott zu Singapore bestätigt. Die Attraction des Mondes übt auf die Atmosphäre zu Singapore (unter 1° 19') eine etwas größere Wirkung auf den Barometerstand aus als zu St. Helena (in 15° 57' B.) Der Barometer am Aequator schwint durchschnittlich um 0,006 Zoll bei den Culminationen des Mondes höher zu stehen, als wenn er noch 6 Stunden vom Meridian entfernt ist.“

Chronik der Reisen.

Kieslers Aufenthalt an der afrikanischen Westküste.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Die Bucht, an der Elmina liegt, ist besonders geeig; ihr Durchmesser von Elmina nach Cape Coast Castle beträgt etwa zwei Stunden. Hart an dem, daselbst festigen Strand erhebt sich steil auf Felsen das von den Portugiesen erbaute, von den Holländern 1637 den 28 August eroberte, und von diesen vergrößerte Fort St. George; rechts davon, von vorn gesehen, mündet ein Fluß, und weiter rechts von diesem, etwas von der Küste entfernt, thront auf einem ziemlich isolirten Hügel das von den Holländern erbaute Fort St. Jago. Zwischen diesen beiden Forts, rechts und links vom Strande und auch der Fluß anschiebt, über den eine kleine Brücke führt, breitet sich die Stadt Elmina aus mit etwa 15—20,000 Einwohnern, welche allerdings den Anblick einer europäischen Stadt nicht darbietet, denn die Häuser sind sämmtlich mit Stroh oder Palmblättern gedeckt, und die Straßen oder vielmehr Gassen ziemlich eng und winklich, jedoch reinlich gehalten, und die Häuser gut und dauerhaft, meiß von Stein, zum Theil auch von Lehm, worin die Neger eine besondere Fertigkeit zu haben besitzen, errichtet; zwischen den Negerhäusern und besonders rechts am Strande (von der See aus ge-

sehen). erheben sich die einzelnen Häuser der Kaufleute und Beamten; diese sind massiv und nach der Art in den Tropengegenden, mit flachen Dächern, Galerien und Terrassen, so wie Jalousien, zum Theil recht geschmackvoll gebaut. Zwischen der Häuserreihe rechts am Strande in dem hart gegenüberliegenden St. Jago erstreckt sich eine Allee von sogenannten Parasolbäumen (die vielleicht zu dem Platanengeschlechte gehören), welche einen artigen Spaziergang abgibt.

Daboforon, den 17. 2. 45. Heerlich, ja unbeschreiblich sind die verschiedenen Ansichten, welche man von dem Fort St. George, wo der Gouverneur, jetzt von der Ebe, ein junger, liebenswürdiger und freundlicher Mann, welcher beerbte 11 Jahr hier an der Küste ist, residirt und auch die in Cimina stationirten Beamten wohnen, sowie von seinen Balkonen und Bastionen aus auf die Stadt und Umgegend hat. Von der großen Seebatterie aus überseht man das Meer, welches in nimmer rastendem Spiel auf die Felsen des Forts anstürmt und mit brüllendem, dem Kanonendonner ähnlichem Getöse, hohe Wellen und Schaum, wie Wasserstaub, in dem sich die Sonnenstrahlen oft in den schönsten Regenbogenfarben brechen. In die Höhe schleudernd, dieses zu verschlingen droht — ein Anblick, welcher nie ermüdet und stets mit gleichem Interesse fesselt. Von der Seebatterie aus zieht sich links herum eine Galerie, auf der die meisten der Beamtenwohnungen liegen; sie gewährt die Aussicht zum Theil auf das Meer, auf die Mündung des Flusses, einen und zwar den vordern und den sich an der Küste hinziehenden Theil der Stadt, so wie auf den, in einem Halbkreise sich bis Cap Coast Castle, welches man in der Entfernung sieht, hinziehenden und in der reizenden Mannichfaltigkeit einer tropischen Vegetation prangenden Strand; hieher war es, wohin ich, nie ermüdend, fast jeden Morgen meines dreiwöchentlichen Kurenthalten in Cimina mit immer gleichem Interesse zu dem meiner harrenden Schauspiele gezogen ward. Dieses Schauspiel, ebenso schön und eigenthümlich in seiner Art, war der Uebergang der Nacht zum Tag, der Sonnenaufgang und der kurze Zeit darauf erfolgende Ausgang der Fischercanots. Man glaube ja nicht, daß der Uebergang der Nacht zum Tage so fast unbemerklich von Statten gehe als bei uns; o nein, dieß ist keineswegs der Fall, und man keinerer sich nur, daß ich schon früher von dem schnellen Wechsel der Vorgänge in der Natur in der heißen Zone gesprochen habe. So gemüthlich und angenehm bei uns auch die Dämmerstunde sein mag und auch wirklich ist, so verdanken wir dem Mangel aber vielmehr der Kürze derselben hier doch manches Schöne. Man braucht früh nur 20 Minuten aber $1/2$ Stunde vor Sonnenaufgang herauszutreten und man findet den Himmel immer noch in all seiner Sternenpracht glänzen, eine Pracht, welche sich nicht beschreiben, nur sehen, anstaunen läßt, und gerade früh, wenigstens sah ich dieß in der jetzigen Jahreszeit, um so reizender, als sich da dem trunkenen Auge die nur hier sichtbaren Sternbilder mit denen, unserer Zone eigenen und hier erst später heraufsammenten (ich erinnere an den großen Bär) zeigen. Während nun alles noch Nacht und nur von den Sternenlichte erhellt ist, bemerkt man auf einmal im Osten einen lichten Streifen, und nicht lange, vielleicht in 10 Minuten steigt die Sonne als blutrothe Scheibe aus der dichten, auf der See lagernden Dunstschicht empor, das Sternengefunkel ist verschwunden und nur die Sterne erster Größe verweilen zögernd noch eine kurze Zeit. Mit dem Licht erscheint auch das Leben wieder, und unbemerkbar, sa überraschend ertönt mit einemmale das Durcheinander der Stimmen aus dem Walde, der Stadt und von dem Strande. Hier muß ich nachträglich bemerken, daß der bei Cimina sich in das Meer ergießende Fluß zur Zeit der Fluth ziemlich breit und tief, während der Ebbezeit aber oft erstaunlich seicht ist und rechts und links breite flache Strecken stehen läßt, die mit allerhand Wasservegetation bedeckt sind und durch das rückständige Wasser und die glühende Sonne üble, morastige Dünste in die Luft senden; dieß ist auch die einzige Ursache, daß das Leben hier in der Stadt sehr ungesund ist, denn morastig ist die Küste durchaus nicht; auf dem Fort baggern ist zufolge der Höhe und der unmittelbaren Meeresfläche die Luft sehr rein, frisch und gesund. Da die Beanbung sehr groß ist, so wird das Wasser im Fluß sehr zurückgestaut und das Herausfahren aus demselben ist ebenso schwierig als das Hereinfahren schnell, wenn auch mit sinchtbaren Bewegungen und Schwankungen verbunden ist. Ungemein ergötzlich ist es, so ich habe Stundenlang diesem Spiele zusehen können, wie die großen, zufolge der Gestalt der Bucht, halbkreisförmigen Wellen weit aus der See schon bemerkbar auf das Land zueilen und nun hier entweder in die an den Himmel spritzenden Schaum sich zerschlagen, oder sich tadt verlaufen oder in den Fluß hereinstürmen. Und eben dieses Spiel ist es, welches den Anblick des Herausfahrens der Canots so unterhaltend macht. Hat, um wieder auf das vorige zurückzukommen, die Sonne eine gewisse Höhe erreicht, ungefähr nach $1/2$ Stunde, so ziehen die Einwohner der Stadt auf den Fischfang in das Meer hinaus und es währt nicht lange, so wimmelt dieses wahrhaft von einer unzählbaren Menge von Canots, die zu diesem Behufe, nämlich dem des Fischfange, nicht groß, vielleicht nur 15 bis 18 Fuß lang und 2—3 Fuß breit sind, und in denen sich die Eingeborenen so kief in das Meer wagen, daß sie oft das Land aus dem Gesicht verlieren. Doch gibt es auch größere Canots, besonders die dem Gouvernement gehörigen, welche 40—50 Fuß lang und verhältnißmäßig breit sind. Peächtig ist es, den Kampf dieser Canots mit jenen großen Wellen beim Herausfahren zu sehen; mit Wuhe ist es vielleicht über eine solche hinweg, schnell kommt eine zweite und treibt es, die Spitze hoch oben und das Ende tief im Wasser, pfeilschnell wieder weit zurück oder wirft es, zumal bei der Ebbe, auf eine Sandbank oder der Mündung des Flusses, denn der Strand ist da wo er nicht aus Felsen besteht, flach, und selbst da wo er von Felsen geädibet wird, nicht tief, höchstens fünf Faden, so daß größere Schiffe $1/4$, $1/2$ Stunde von der Küste ankern müssen, um die erforderliche Tiefe. in dieser Entfernung oft nur 20 Faden (1 Faden = 1 Toise = 6 Pariser Fuß), zu behalten. Oft auch wird so ein Fischercanot durch heftige Wellen umgeworfen, was die Neger aber nicht langiet, denn sie schwimmen sehr gut und denken an einem solchen Falle nur daran, das Canot wieder aufzurichten und die Sachen aus demselben aufzufischen. So hemmend diese starke Brandung beim Herausfahren ist, so förderud ist sie beim Hereinfahren, und erstaunlich ist es, mit welcher eminenten Schnelligkeit so eine Welle ein Canot, mit dem Kopfe tief unten und dem Ende hoch oben auf dem Wasserrücken, vorwärts jagt.

Rechts von der Seebatterie führt eine Galerie nach der gedachten Generalsbatterie, welche vor dem Speisesaal hinläuft und ein hübscher Platz zum Spazierengehen ist. Von hier aus hat man den vollen Blick auf die Stadt und das gegenüberliegende Fort St. Jago, so wie über eestere hinaus auf das Meer. Dieses Bild gibt den vorigen an Schönheit nichts nach, gewinnt aber noch durch eine Beimengung des Idyllischen. So wenig die Stadt mit ihren Strohhäutchen und nur zu oft schmutzigen Aeußern an und für sich das Auge zu fesseln vermag, so verweilt dieses doch gern auf dem Ganzen — hie und da ragt eine Cocospalme hervor, da und dort ein Haus einer Kaufmanns, links und im linken Hintergrunde das Meer, rechts das ritterliche St. Jago und dazwischen, hinter diesen sich heraufschlängelnd und in den verschiedenen, hübschere Hügelraut überziehenden und den rechten Hintergrund abgebenden üppigen Wald sich verlierend, der Fluß. Teilt man rechts weiter heraus an die Beüßtung, so kann man auch dessen Mündung und den Strand, auf dem zunächst der Stadt eine Heerde nicht allzu großen Rindviehs weidet, noch sehen. Unmittelbar am Fuße des Forts St. George, da wo man von der Zugbrücke in die Stadt teilt, ist deren Marktplatz, und hier ergehen sich die Einwohner alle Tage bis spät in die Nacht mit, freilich nicht melodischem Gesang, Tanz oder sehr lebhaftem Gespräch, so daß man meinen sollte, sie hätten alle Tage Sonntag, was im Grunde auch der Fall ist.

(Fortsetzung folgt.)

Erdbeben in Schottland.

Am 4 September fand in Perthshire abermals ein leichter Erdstoß statt, der keine besondere Aufmerksamkeit erregen würde, wenn nicht in derselben Gegend seit einigen Jahren die Erdstöße sich wiederholten. (Shipp. Gaz. 9 September.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

№ 221. 14 September 1852.

Eiſenbahnweſen in England.

Die Amalgamationsplane der Great-Weſtern- und North-Weſtern-Bahn haben den Streit über das Eiſenbahnweſen in England wieder wachgerufen, und manche Stimmen laſſen ſich wiederum über die ſchädliche Macht der Eiſenbahnmagnaten vernehmen, die auch im Parlament ſtark genug ſeyen, um Maaßregeln gegen ſie zu verhindern. Die Amalgamation der beiden genannten Bahnen würde jedenfalls von dem Publicum ſehr ungern geſehen werden, da man glaubt, die Sicherheit und Wohlfeilheit der Waaren- und Perſonenbeförderung möchte durch einen Wegfall der Concurrenz leiden. Indeß kommen noch andere Betrachtungen hinzu: das Eiſenbahnſyſtem iſt in England gründlich geheilt, und die furchtbaren Verluſte, welche viele Actienbeſitzer erlitten haben, laſſen es trotz des Geldüberfluſſes nicht ſo leicht mehr aufkommen. Indeß beſtehen in dem engliſchen Eiſenbahnſyſtem noch mehrere merkliche und ſelbſt empfindliche Lücken, z. B. der nordöſtliche Theil von Kent, einer der reichſten Diſtricte in England, ſteht nur auf großen Umwegen mit London in Verbindung. Der Geſammtvertrag der Eiſenbahnen beträgt nicht über 3 Procent des Anlagecapitals, was außer dem koſtſpieligen Bau noch manche hier nicht aufzuführende Gründe hat, die namentlich darin liegen, daß kein Syſtem der Eiſenbahnverbindungen vorgezeichnet, ſondern die Bahnen willkürlich von Privatperſonen gewählt und ihre Richtung beſtimmt wurde, ohne daß das Parlament nachträglich viel an dem Plane ändern wollte und konnte; ſo iſt z. B. die ſüdöſtliche Bahn nach Dover in ihrer Richtung entſchieden verfehlt, indem ſie nur Eine bedeutende Stadt berührt und die andern alle beiſeit liegen läßt, eine einfältige Eiferſucht, die jetzt auf die Urheber ſelbſt zurückfällt. Die jetzigen Eiſenbahncompagnien haben bei ihrem beſchränkten Einkommen meiſt keine große Luſt ſich auf neue Unternehmungen einzulaſſen, und nun bildet ſich, nachdem der Eiſenbahnſturm vorüber iſt, und vielen Wrack hinter ſich gelaſſen, allmählich ein anderes Syſtem, indem einzelne Städte und große Landbeſitzer, wenn ſie in einem Bezirk die Nothwendigkeit fühlen, mit dem übrigen Lande in raſchen Verkehr zu treten, ſich zum Bau einer Bahn unter einander, und oft auch mit einer Compagnie verbinden, wenn die zu erbauende Bahn in eine andere größere einmünden ſoll. So wird jetzt der Eiſenbahnbau in England langſamer aber ſolider als bisher betrieben werden, ob aber nicht eben mit dieſem Syſtem das Parlament ſich allmählich mehr in das ganze Eiſenbahnweſen einmiſcht, als den jetzigen Eiſenbahnmagnaten lieb iſt, das möchte eine andere Frage ſeyn. die demnächſt in England auf's Tapet kommen wird. Das Self-government, in der Art, wie man es in England und Amerika in Anwendung bringt, führt auch ſeine Nöthen und Beſchwerden mit ſich, nur hat es immer den Vortheil, daß man nicht alle Schuld der Regierung aufladet.

Ein Ausflug zu den Hinterwäldlern von Oſtkentucky.

(Fortſetzung.)

Dieſer Wegweiſer war übrigens bashafter als es unſere Polizei erlauben würde, denn bei einem Haar hätte er uns die eben nicht ſehr vergnügliche Neckerei angethan, uns in kalter mondloſer Nacht auf eine Straße zu weiſen, wo unſer müdes Pferd und unſer hungriges Selbſt die nächſte Herberge, wenn überhaupt, nicht vor dem kommenden Morgen erreicht hätten. Ein neckiſcher Kobold aber ein ungezogener Junge hatte den Arm, der nach Falmouth zeigte, wo wir dieſe Nacht Quartier zu machen gedachten, nach einem ſüdlicher führenden Fahrgeiſe gedreht, und ſo waren wir ſchon auf dem beſten Wege die irrenden Ritter zu ſpielen, als unſer guter Stern uns noch zu rechter Zeit einen Reiter entgegenführte, der wahrſcheinlich von allzu reichlich genoſſenen Spirituoſen begeiſtert, mit lautem Hallah und Hurrah aus einem Seitenpfade den Berg herabgeſprengt kam und uns auf unſere Fragen in ausführlichſter Weiſe die rechte Straße beſchrieb.

„Clear to the left, down the mainest plainest road“ hatte die Hauptregel ſeiner Inſtruction gelautet, und ſo fanden wir uns denn, abſchon die Dunkelheit des Waldes unter den ſich freuenden und abzweigenden Geiſen keine Comparative zu ſehen, geſchweige denn den angerathenen Superlativ zu entdecken geſtattete, ein paar Stunden ſpäter an der Fence und der großen weißen Buche im Thale, die uns als erſtes Merkzeichen genannt worden waren. Hundegebell, das von verſchiedenen Seiten beantwortet wurde, zeigte die Nähe einer Ortſchaft an, und nachdem wir durch das halb trockene Bett des ſüdlichen Armes des Licking gefahren, deuteten die erleuchteten Fenſter einer Methodiſtenkirche uns die Stelle an, wo Falmouth liegt. Hier ließen uns ein gutes Abendeſſen und reſpectable Federbetten die ausgeſtandene Unbehaglichkeit vergeſſen, und ich hatte hier zum erſtenmal das Vergnügen, von Sklaven bedient zu werden.

Als die Sonne des nächſten Morgens ins Thal ſah, hatte unſer Röſſlein ſich ſchon auf die Höhe des ſteilen Berges hinauf gearbeitet, über den die Straße nach Cynthiana ſich windet, um dann in einen tiefen Waldgrund und von dieſem über ein halb Dutzend andere Hügel und Berge zu klettern. Obwohl die Gegend hier immer mehr den Charakter eines rauhen, nur in den Thälern reichen Gebirgslandes annimmt, iſt der Acre uncultivirtes Land durch die zum Theil vollendete Eiſenbahn von Lo-

vington nach Lexington, welche bis Paris durch das Thal des Licking läuft und die Verwerthung des Holzbestandes dadurch in hohem Grade erleichtert, hier bereits bis auf zehn Dollard gestiegen, die Bevölkerung aber ist noch sehr dünn. Selten begegnete uns ein Mensch, nur dann und wann tauchte eine neuerbaute Blockhütte aus dem Gezweig, das so weit das Auge reichte, graubraun, trist und trostlos die Landschaft bedeckte. Die unheimliche Stille des Forsted wurde meilenweit durch nichts als durch das einförmige Geschrei eines Spechts, oder durch das Aufflattern von Buzzards unterbrochen, die unser Nahen von einem Aase aufstörte. Zuweilen ließ sich der Hammer eines Faßbinders vernehmen, der hier Tonnen für Cincinnati's Schweineschlächtereien baute. Hier und dort auch der Schall einer Holzart und das Knacken und Krachen der von ihr gefällten Bäume. Häufiger noch das Kob-kob-kob von Rothhirten und das melancholische Buu-ug, mit dem der Farmer seine vorstigen Pflegelinge, den Hauptreichthum aller Haushaltungen im Westen, zur morgendlichen Maisfütterung aus dem Walde lockt. Das indianische Korn hatte hier ein dürftiges Aussehen, auch der Baumwuchs versprach nicht viel, und unermeßliches Brombeeren- und langstachlichtes Akaziengebüsch wucherte allenthalben auf dem geklärten Lande. Den in Ohio über Gebühr und Begriff häufigen Stechapfel bemerkte ich indeß nicht oft, eben so selten aber auch fanden sich Stengel des Eisenkrauts, das hier als ein Merkmal guten Weidelandes angesehen wird. Kein Wunder demnach, wenn sich der Lemmingszug der Auswanderung von Oft nach West diesen Gegenden weniger zugewendet hat.

Unser Mittagsmahl, das wir in einem einsamen Logschanty am Rande eines tiefen, steinigen Grundes einnahmen, erinnerte uns recht eigentlich, daß wir uns im Lande der Corneracker befanden. Wie die Einwohner Ohio's nämlich vom Volksnige den Spitznamen Buckeys, die Hinterwäldler Indiana's den Titel Hufhers, das Volk des „Prairiestaates“ Illinois die seltsame Bezeichnung Sukers erhalten haben, so heißt der Kentucker scherzhaft der Corneracker, und das Essen, das wir von hier ab erhielten, rechtfertigte diesen Namen manchmal mehr als uns lieb war. Für heute bestand es außer dem unvermeidlichen Kaffee, der hier die Suppe zu vertreten scheint, und den eingemachten Früchten, welche selbst in der ärmlichsten Haushaltung nicht vermißt werden, aus lauter Dingen, die ursprünglich „Corn“, d. h. Mais gewesen waren. Wir hatten den Maiskuchen, den der Kentucker des Jahres dreimal breihunderteinfünfdreißigmal auf seinem Tische dampfen sieht, und dem seine Hausmirthin der Abwechslung halber warme Maisbrödchen beigegeben pflegt; wir assen Schweinsrippchen, und was ist das hiesige Schwein anders als eine gewisse Quantität Maiskolben, die sich in Fleisch und Fett, Knochen und Borstenhaut verwandelt haben und nun grunzend auf vier Füßen herumlaufen? Wir schlossen dieses Patriarchendiner endlich mit einem Zuge aus der am Tische herumgehenden Flasche, und siehe da, auch der Whiskey wird aus Mais gebrannt!

Einige Meilen von Cynthiana wurden Wald und Feld besser, und schöne Farmen kündigten uns an, daß wir uns dem ähnlichen Ende des Paradieses von Kentucky näherten. Cynthiana selbst ist ein hübsches Städtchen mit 900 Einwohnern. Es liegt in einem weiten, fruchtbaren Thale und hat recht gute Aussichten auf ein schnelles Wachsthum. Wir fragten nach dem besten Gasthofe, und trafen ein Hotel, wo man ganz erträgliche Fortschritte in der Civilisation gemacht hatte. Man kannte hier selbst die Erfindung der Lichtscheeren, während die guten Leute in Falmouth sich noch der Sitte ihrer würdigen Väter noch eines Taschenmessers zum Abputzen der Schnuppen ihrer Talgkerzen bedient hatten. Unser Schlafzimmer ferner hatte nicht bloß Teppiche und Rouleaux, sondern — wie staunten wir — sogar einen Ofen aufzuweisen, in dem man, um den Unterschied zwischen hier und andern Tavernen dieser Gegenden zur Großartigkeit zu steigern, ungeheißen ein lustiges Feuer angemacht hatte. Endlich aber erblickten unsere Augen, als sie sich am Morgen aufthaten, an der Thür zwei Paare beinahe blank gewichster Stiefel, mit denen Jim, der wollköpfige Haushknecht, uns eine um so freudigere Ueberraschung bereitet hatte, als dergleichen in Amerika fast nur in Hotels ersten Ranges zuweilen vorkommt. Zu der Bequemlichkeit, die ein eigenes Waschapparat gewährt, hatte man sich freilich noch nicht emporzuschwingen vermocht, und wir mußten deßhalb, wie im vorigen Nachtquartier, hinunter in den Hof an die allgemeine Schwemmanstalt und an das in ächt demokratischer Weise allen Gesichtern gemeinsame Handtuch; nicht zu vergessen, daß auch jene freudige Ueberraschung durch den Anblick geputzter Stiefel sich bei näherer Beschtigung in eine unangenehme verwandelte, da Niggerchen Jim, an derartige Außerordentlichkeiten wahrscheinlich nicht gewöhnt, die Fußbekleidung der verschiedenen Gentlemen und Boys verwechselt und so einen Wirrwarr angestiftet hatte, der an die Auferstehung der Todten denken ließ, wenn die einheinigen Invaliden aus ihren Gräbern springen und mit all den hundert Flüchen, deren sie mächtig sind, nach ihrem zweiten Spazierholze schreien. Von allen Gängen und Treppen sah man, als die Frühstücksglocke ertönte, fluchende Einstiefel zusammt kommen, und hätte der böse Feind alle die „heil damn your bloody eyes“ erhören dürfen, die Master Jim auf den Hals fuhren, der arme Sünder wäre auf der Stelle stockblind wie Tobias geworden.

Der Gasthof war außerordentlich voll, und dieß erinnert mich an eine Scene, die für das Verständniß amerikanischen Treibens charakteristisch ist, zu deren Schilderung ich aber zum vorhergehenden Abende zurückkehren muß. Als wir nämlich in den Barroom traten, fanden wir den Schenktisch und den Ofen von einer Masse lärmenden Volkes belagert, welche der so eben abgehaltene Circuit Court nach der Hauptstadt von Harrison County geführt hatte. Es waren Farmer, die sich in ihrer Freude über einen gewonnenen Proceß übergütlich thaten, junge Advocaten, welchen ein zweifelsohne gerechter Stolz auf ihre Jungfernrede ein Glas übers andere einschenken ließ, Gerichtspersonen, die es ohne alle Amtsmiene duldeten, daß gute Freunde oder einstige Pflegebefohlenen sie trakturten, und andere „wilde Burschen“, wie sie der Wirth uns flüstern zu beschreiben. Ein Kerl, den wir unterwegs bei zwei Grad Kälte unter seinem Gaule schlafend gefunden, der aber später, allerhand Mißtöne ausstoßend, an uns vorbeigaloppirt war, daß der Straßenkoth über ihm zusammenspritzte, tanzte nach dem Gebrumm einer Maultrommel, die ein rothköpfiger, langhieniger Schlingel auf dem Schenktische sitzend mit Virtuosität spielte, eine Art Roundabout oder Reel, der in seinen Darstellungen viel Aehnlichkeit mit dem tugendhaften Cancan der Pariser Studenten hatte. Andere übten mit heiser geschrieenen Kehlen ein neues Negerlied ein, und noch andere legten ihre fröhliche Stimmung auf die ungewrungene Weise der Thierwelt, d. h. durch ein einfaches Gebrüll, an den Tag. Ein Tanzmeister benutzte die Launen der Leute, denen

„ganz cannibalisch wohl
Als wie fünfhundert Säuen“

zu Muthe zu seyn schien, um durch Herumreichen einer Subscrip-

tionsliste Eleven zu sammeln. Ein Agent für Howe's „Great West“ brachte mit berediter Zunge etliche Exemplare seines Buches an den Mann. Da plötzlich ließ sich auf der Straße draußen ein dumpfes Hurrah vernehmen, es kam näher, es wurde lauter, und herein quoll ein Menschenhaufe, an der Spitze einen jungen Mann in schwarzem Frack und weißem Ueberzieher, der von einigen rüden Gesellen geführt wurde, und bei dessen gerötheten Augen, schlaffen Zügen und zerknitten Vatermördern ich zuerst auf die Vermuthung gerieth, er habe seiner Constitution zu tiefe Blicke in die Brandyflasche zugemuthet. Dem war indessen nicht so, denn kaum hatte sich der Jubel, der ihn begleitete und empfing, etwas gelegt, so stieg er auf einen Stuhl, klemmte den Hut, der ihm trotzig in der Stirne gesessen, unter den linken Arm und begann eine Rede, die ich, da ihre charakteristischen Wendungen sich dem Gedächtnisse ungemein fest einprägten, fast wörtlich behielt, und die ich deßhalb so glücklich bin, als ein Specimen der Art, wie man zum amerikanischen „Volke“ sprechen muß, in ihren erbaulichsten Punkten mittheilen zu können. Ich bemerke nur noch, daß die Ursache zu dieser curiosen Spottgeburt aus Bombast und Rohheit darin lag, daß kurz vorher ein englisches Kriegsschiff auf ein amerikanisches Fahrzeug gefeuert hatte — wie andere weltgeschichtliche Schüsse ein „bloßes Mißverständniß,“ aus welchem aber die Weisheit etlicher Mankeeblätter einen großen Krieg prophezeite.

„Fellow citizens and horses![1] hob der Redner, den die Gedanken wie gelenkige Ratten durch den Kopf huschten, mit einem näselnden Pathos an, während er ein halbzerlesenes Zeitungsblatt emsaltete. „Hier stehts Schwarz auf Weiß — Großbritannien will Krieg. Und ich sage, Jungens, Hurrah, es soll ihn haben. (Wänderschütterndes Hurrah!) — Mitbürger und Rosse! Ich wende mich an Euer Gefühl, ja, und an Eure Ehre. Ich bin der Meinung, daß wir nicht lange mehr trödeln, sondern ohne uns mit weiteren Complimenten aufzuhalten, der Welt proclamiren, die Dynastie John Bull hat in Amerika aufgehört zu regieren. Wir müssen den britischen Löwen kopfüber kopfunter aus den ewigen Gränzmarken dieses westlichen Continents hier hinausschleudern. Hurrah für die Einverleibung Canada's! (Trommelfellzerquälendes Hurrah!) — Wir müssen das Ding mit Haut und Haar haben (we must have the creature head and heels), und sollten wir darum im Menschenblute bis an die Knie waten, herunterreißen muß es werden von den Hörnern John Bulls. Wir müssens — ich wiederhole, wir müssens, und hätten wir die Streitart der Rache bis an den Stiel in Johnnys beknülltes Gehirn zu treiben. Wo ist das Possum,[2] in dessen kleiner Seele diese Empfindungen nicht wiederhallen? (Große Kunstpause) — Nirgends nicht und nirgends gewesen! Könntet Ihr und ich, könnte nicht jeder von uns den Wolf in der menschlichen Natur wecken, daß er aufspringt und den ganzen Bettel Altenglands zu packen kriegt und ihn unters Wasser zieht, daß ihn nicht einmal die Ebbe mehr sehen läßt? Yes, Sirce! — Jedweder Bürger dieses unires unbändigen Landes, von der Eule auf dem Stechapfelstumpfe bis hinauf zum Präsidenten in seinem großen Armstuhle stimmt für diese allburchdonnernde und freiheitfördernde Maaßregel. Lasse man diese glorreichen Ideen sich nur erst hübsch ordentlich in den Hirnkasten der Vereinigten Staaten stopfen, und Ihr sollt finden, ob nicht ein erdbebenartiges Beifallsgekrächz, das aus sechsundzwanzig Millionen Gummi-Lungen bricht, die ganze Welt erzittern läßt — den Zenith zerscheitert — und selbst die Gebirge an den Polen übern Haufen schmeißt. (Effectvolle Probe dieses Geschreis in einem Hurrah) — Ich sage Euch, dieselbe des Millenniums gibt es nichts, was unsern ewigen Institutionen gliche, noch läßt sich auf dem Antlitze der ganzen Terraftima auch nur der tausendste Theil eines halben Dutzends civilisirter Wesen zusammenkratzen, die sich so gut wie wir darauf verständen, diese Institutionen zu verbreiten und zu vertheidigen. Denn wo ist hier der Junge, der nicht bis zu drei Viertein seines letzten Blutstropfens für sein Vaterland fechten wollte, und gings ihm dabei bis an den Hals, ja, und ließ ihm bis über den Halskragen hinein? — Was ist England? — Ach geht mir doch! — kaum der Rede werth! Uncle Sam wird sichs noch einmal als Schnupftuch nehmen, sich die Nase reinzuschnäuzen, wenn er den Schnupfen hat. Wir müssen die Drachen des Kriegs aufwecken, da hilft kein Fonkein und Federlesen. Nehmen wir den Handel nur erst mal ernstlich in die Hand, alle die Jungen Uncle Sams mit einander, so will ich kein zweibeiniges Krokodil seyn, wenn der Spaten des Yankees nicht ein Loch so tief wie die Ewigkeit ins Universum sticht, und wenn wir nicht alle Fettaugen auf der Oberfläche der Welt auf den Boden der Brühschüssel versenken, bis die letzte Posaune der Auferstehung verblasen ist. Ist das aber vollbracht, so wird man den brüllenden Riesenadler der Freiheit mit seinen Flügeln über beiden Hälften des Erdballs wedeln sehen, gleich einem großen Kikeriahahn, der auf dem Rande einer Pökelfleischtonne kräht (like a big rooster crowing on the top of a pork-barrel). Ja ich weiß, Ihr seyd alleamt gesvrnt und gelleiert zum Angriff. Alles, was Euch noth thut, ist eine feurige Kobie auf Eure anbächtigen Häupter, um das Pulverfaß aufsliegen zu lassen. Mir däucht, das Blitzen Eurer Augen heute Abend läßt Blut und Donner ahnen; nur nehmt Euch in Acht, daß der Muth Euch nicht von der Pfanne brennt. Wenn Ihr aber alle Eure Pflicht und Schuldigkeit thut in der nahenden Krisis, so werdet Ihr dem seiten John Bull wenigstens die Tabakssauce der Entschlossenheit in die Augen spucken, bis er den schwarzen Staar hat (you'll spit the tobacco juice of determination in fat John Bully's eyes till he has the blind Staggers), wosern Ihr ihn nicht gar beim Schweife packen und hinaus sichlenken könnt über die Gränzen alles menschlichen Gedenkens. Auf — wohlauf, Jungens von Alsemuda! Hurrah! Laßt den Schrei der Rache heben Winkel und jeden Asiock Nordamerika's durchdringen (cannibalisches Hurrah), von der letzten Spitze der arktischen Regionen bis hinunter zur Meerenge von Gibraltar. Canada und die Vereinigten Staaten sauf immer! Erzeugt mit Kriegsgeschrei — geboren in Blutvergießen — gewiegt im Donner der Geschütze und auferzogen in Glorie und Majestät!“

Ein Gewitter von Hurrahs folgte dieser hinterwäldlerischen Kreuzzugspredigt. Ein schrüller Schnapsdunst, den begeisterten Kehlen entquollen, brütete unheilschwanger im Zimmer, und hätte irgend jemand, z. B. der Tanzmeister, der im Aerger über diese Störung in seinem Geschäfte dazu wohl Lust spüren konnte, sich eine Sylbe des Zweifels oder Widerspruchs in Bezug auf die „glorreichen Ideen“ des Redners erlaubt, sicherlich wäre den Hurrahheiß der Muth heute Abend „von der Pfanne gebrannt“, und dem Donner der Lungen und dem Blitzen der Augen hätte sich ein Regen blutiger Nasen beigesellt.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Old Horse ein oft gebrauchter Schmeichelname unter den Hinterwäldlern, wahrscheinlich von der Centaurennatur dieser Leute abgeleitet, ungefähr wie unser „alte Haut“ vom Bärenjägerleben unsrer negermanischen Väter.

[2] Opossum und Racoon werden vom Volksehmor oft als Bezeichnung von Personen angewendet, ohne daß damit ein besonderer Sinn verbunden würde.

Chronik der Reisen.

Kieslers Aufenthalt an der afrikanischen Westküste.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Bei dieser Gelegenheit sey hier bemerkt, daß die Neger der Küste unseren Sonntag, nach unserem Beispiele natürlich nur, denn sie sind sämmtlich Heiden, auch feiern, indem sie die Arbeit, die sie allenfalls noch thun, ruhen lassen. Alles feiern die Neger durch Tanzen, Singen und Saufen, wozu bei Todesfällen noch fürchterliches Schießen mit mächtigen Flinten kommt, in die sie eine tüchtige Portion Artilleriepulver laden. Ist jemand gestorben, so bringen die Nachbarn und Verwandten Branntwein, Tücher u. dgl. zum Geschenk, der Todte wird mit großer Begleitung in einem Sarge unter Gesang und vielem Schießen durch die Stadt getragen, wobei sich die Angehörigen, welche sich zum Zeichen der Trauer weiß anstreichen, ganz schrecklich anstellen; dann wird er in seinem Hause, vielleicht unter dem Tisch oder Bett in der Stube begraben (eine üble Sitte wegen der Ausdünstungen, die dann die in dem Hause fortlebenden Bewohner dreifachen einathmen müssen), und dann wird tüchtig gesoffen. Die Geschenke werden hinter dem Sarge hergetragen; dergleichen sind ähnliche Aufzüge steht man des Tags mehreremale, und von Früh die Abends hört fast das Schießen nicht auf. Die Neger sind, wie schon bemerkt, Heiden, nämlich Fetischanbeter. So viel ich hiervon habe bis jetzt erfahren können, wissen sie von der Existenz eines großen, mächtigen Gottes der Weißen, der aber zu gut für sie ist, oder sie vielmehr zu schreckt, zu niedrig für ihn sind, um unmittelbar zu ihm beten zu können, was nur die Blanken thun dürfen (die sie überhaupt für viel größer, mächtiger, besser und vorzüglicher als sich halten, wie wir denn hier auch nur durch das moralische Uebergewicht über sie bereschen), deßhalb haben sie Untergötter, Fetische, zu denen sie selbst oder durch ihre Priester, die viel Macht und Ansehn besitzen, sprechen, und die dann weiter an Gott referiren. Ich glaube kaum daß diese Ihre, wie sie hier ausgesprochen ist, so klar sich in irgend einem Negerschädel befindet, denn sie stehen auf einer erstaunlich niedern Stufe der geistigen Entwicklung, auch weiß ich nicht, ob sie richtig ist, doch habe ich die Sache so aus verschiedenen Gesprächen mit Beamten geschöpft. Diese Fetische, welche sie anbeten, sind erbärmliche Machwerke, entweder Zähne oder Ringe von Bein, oder Knoten von Holz, Wurzeln oder Fasern gebildet, welche sie um den Hals, Arm oder das Bein tragen, oder es sind andre Menschenstätten, die sie an Häusern aufrichten; so habe ich ein angefangenes Termitenhaus mit einem Lappen darum als Fetisch vor einem verlassenen Hause fungiren sehen, oder sie errichten im Felde oder Walde, oder über den Weg drei Stangen, wie einen Thürstock oder Galgen und hängen daran etwas auf oder setzen etwas darunter, oder sie errichten eine Art Tafel oder Altar, mit oder ohne Dach darüber, und setzen darauf einen alten Topf, Früchte, verbrochene Schneckenschalen, und was dgl. Zeug weiter ist. Alle diese Götzen sind im höchsten Grade abgeschmackt, unsinnig und roh errichtet, und ebenso scheinen auch die Religionsbegriffe der Neger zu seyn.

Die Neger männlichen Geschlechts gehen bei der Arbeit ganz nackt, nur die Geschlechtstheile mit einem Tuche umhüllt, was sie stets zu tragen. Außerdem tragen sie ein großes Tuch, Panje, Togaartig über die linke Schulter geschlagen, die sie beim Grüßen und in Gegenwart der Weißen entblößen, wo sie es (und so stets unsre Diener), um die Hüften herum und etwas höher hinauf geschlungen tragen; es reicht etwas bis über die Knie. Die Frauen tragen ebenfalls in der Regel nur so ein Tuch um die Hüften herumgeschlungen, so daß es ausfleht, wie ein etwa bis an den Nabel und etwas unter das Knie gehender Unterrock, die Brust ist bloß, selten schlagen sie darum noch ein Tuch. Die Kinder beiderlei Geschlechts gehen nackt, vielleicht bis zu den 7, 9, 10te Jahr. Eigenthümlich ist noch, und bloß haben selbst die kleinsten, oft noch die nackt gehenden Mädchen, an der Kleidung der Frauen eine Art Eul de Paris, ein Höcker oder Sattel, den sie hinten aufbinden auf den bloßen Leib, unter das Panje, und der, zumal wenn er, wie häufig, etwas geeß ist ganz abscheulich aussieht. Auf ihn setzen sie einlings die Kinder, die sie stets, auch bei der Arbeit, mit sich herumtragen, und mit dem Tuch, welches sie oben herumschlagen, festbinden. Die Tracht der Neger von der Küste ist, Folge des etwas mildern Klima's als im tiefern Innern, nicht dunkelschwarz, sondern ein mehr oder weniger dunkles Schwarzbraun. Die Haare derselben sind wie bekanntlich bei allen Negern schwarz, wollig und kraus; meist scheeren sie selbe ganz ab, oder sie tragen sie kurz à la maiconntent (so alle die bei Europäern im Dienste), oder sie lassen nur hie und da belebig einen Pörgel stehen, oder sie tragen sie als langen krausen Busch, was höchst lächerlich aussieht; vorgestern sah ich in einem Krom (Dorf) eine Frau, welche sich die Haare in 5 Handbreit lange Pörgel (in der Mitte und vorn und hinten, so wie rechts und links), gescheiten hatte, was sie zu so einem possierlichen Anblick machte, daß ich laut auflachen mußte. Es scheint in Bezug auf die Haartour alle seine Sitte zu herrschen. Jedem Krom steht ein Häuptling, Gaboser, in Elmina König genannt, vor, der es in Friedenszeiten zu vertreten, im Kriege, nach eigenthümlicher Sitte mit Schellen behangen wie ein Schlittenpferd, anzuführen hat. Ihm zur Seite stehen wohl die ältesten als berathende Personen. [1]

In Bezug auf das Verhältniß der Neger zu den Weißen erklärt unter ersteren folgender Glaube: Als Gott nämlich die Erde geschaffen habe, habe er auch drei schwarze und drei weiße Menschenpaare erschaffen und auf einen Tisch eine Calebasse und ein Papier (einen Brief, wie die Neger sagen) gelegt, die Weißen und die Neger wählen lassen. Die Neger griffen nach der Calebasse und fanden darin die Kostbarkeiten ihres Landes, Gold, Elfenbein, schöne Früchte u. dgl., die Blanken griffen nach dem Papier, worin sie die Wissenschaften und Künste, größere Geistesfähigkeiten u. s. w., überhaupt alles das fanden, „was sie zu unsren Herren macht", wie die Neger selbst sprechen. [2] Dieser Glaube ist schon sehr alt, jedenfalls so alt als die erste Bekanntschaft der Neger mit den Europäern, und hat sich bis heute erhalten.

Doch habe ich soviel anticipirt und muß nach dem Stand des Anthony zurückeilen. Kaum wird es der Erwähnung nöthig haben, daß wir sobald als möglich den Fuß an das Land setzten; es war in den ersten Stunden des Nachmittags, als wir den Anker fallen ließen und das Salut gaben; kaum hatten wir dieses zurückbekommen als auch ein Gouvernementscanot erschien und Hersch und ich, der Schiffscapitän und die zwei Assistenten nach Elmina fuhren, von wo wir auch den Fuß nicht wieder an den Bord setzen, sondern alle unsre Effecten uns schicken ließen; der andre Ingenieur Knothe blieb auf dem Schiff und kam später erst nach. Salut: 21 Schüsse für die Flagge des Landes, 17 für einen Admiral oder General, 15 für einen Oberst, 11 für einen Major und 9 für einen Capitän; Dänen und Russen haben niedrigere Salute.

Wir wurden von dem Gouverneur und sämmtlichen Beamten sehr freundlich empfangen, die auch alles zu unserer Unterhaltung während unsres Aufenthaltes thaten; dieser währte etwa drei Wochen, und ich übergehe ihn hier, da er nichts besonderes darbot, und obgleich für uns interessant, doch, gleich jedem Aufenthalt in den Colonien, ziemlich gleichförmig dahinfloß.

(Fortsetzung folgt.)

Häringsfischerei an der schottischen Küste. Die Gesammtzahl der Boote, die jetzt an der Küste von Aberdeen bis Zetland den Häringsfang treiben, beträgt 3000, die mit mindestens 15,000 Männern und Knaben bemannt sind. Wenn jedes Boot durchschnittlich 100 Crans Häringe fängt, so macht dieß 300,000 Crans, die einen Werth von 150,000 Pfd. St. haben und etwa 240 Mill. Häring enthalten würden. Da indeß Holz, Salz und andere Bedürfnisse zugeführt werden müssen, so steigt die Zahl der Boote auf mehr als 20,000 mit 40,000 Menschen Besatzung. (Shipp. Gaz. 9 September.)

[1] Gaboser ist ein Mornthmer, Becher; der größte Gaboser ist auch Häuptling im Krom. Matrosar ist eine dgl. Person, die vom Gouvernement eine Art Tractament — Kostgeld — erhält, wogegen er gewisse Dienstleistungen, all das Herbeischaffen von Arbeitern übernimmt.

[2] Zur Nache hat ihre Habgier wurden sie verdammt, um mit Hülfe der Fetische zu Gott zu sprechen, der, wie sie glauben, dem Europäer unmittelbar erscheint.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 222. 15 September 1852.

Die Schotts in Algerien.

Die Revue del' Orient (September 1852) enthält einen Artikel über diese seltsamen Seen und ihren Ursprung, aus dem wir einige Bemerkungen ausheben. Im Süden der Provinz Oran ist eine Gegend, die einigermaaßen der Sahara im Osten gleicht, doch aber sich in anderer Beziehung wieder davon unterscheidet, und deßhalb den Namen der algierischen Sahara erhalten hat. Sie bildet ein mächtiges Bassin, das im Norden durch die Berge des Tell, im Süden durch eine bald schmalere, bald breitere Kette, die der Kſurs, [1] eingeschlossen, und wie alle Formationen, zu denen sie gehört, von WSW nach ONO läuft; sie hat zwei entgegengesetzte Abhänge, die in zwei ungeheure Wasserbecken mit vollkommen senkrechten 15 bis 20 Metres hohen Seiten auslaufen. Dieß sind die Schotts, welche in den östlichen (Scherki) und westlichen (Garbi) zerfallen; der erste hat 150 Kilometer Länge und 12 bis 16 Kilometer Breite, der zweite 40 Kilometer Länge und 10 — 12 Kilometer Breite; der erste mag 165,000, der zweite 55,000 Hectaren Oberfläche haben, doch ist der westliche Theil des letztern, der auf marokkanischem Gebiet liegt, nicht genau bekannt. Man hat sich viel bemüht, die Entstehung dieser Schotts zu erklären, und der Verfasser des obengenannten Artikels Hr. O'Macarthy, ist wohl ganz auf dem rechten Weg, wenn er diese Entstehung als eine langsame, nicht durch eine vulcanische Erscheinung hervorgerufene bezeichnet. Nach den von Berbrugger angestellten Forschungen bei den artesischen Brunnen der östlichen Sahara besteht der Boden aus 1 Metre Pflanzenerde, 43¼ Metres Thon, 11 Metres Gyps und einem halben Metre Kalk, worauf sich das Wasser findet, welches eine Art unterirdischen Sees bildet; das oberirdische Wasser scheint sich nun durch die Pflanzenerde gesenkt, und den Thon und Gyps theils zusammengedrückt, theils verschwemmt zu haben. So wahrscheinlich und einfach diese Erklärung ist, so gibt sie doch keinen Aufschluß über die „vollkommen senkrechten“ Wände dieser Schotts, vielmehr sollte man gerade eine trichterförmige Senkung vermuthen. Die Schotts sind jedenfalls nicht sehr alt, und der Verfasser glaubt, daß sie jetzt ihre größte Tiefe erreicht hätten, insoweit als die Masse des Thons und Gypses kein stärkeres Zusammenpressen mehr zulassen.

Ein Ausflug zu den Hinterwäldlern von Ostkentucky.

(Fortsetzung.)

Wir hegten kein Verlangen, mehr zu sehen und zu hören, und so begaben wir uns auf unser Zimmer, dessen unverschließbare Thür wir mit dem Sattelgurte zubanden, um uns vor unwillkommenen Bettcameraden zu sichern, die sich einem hier zu Lande wie überall in diesem Reiche der Freiheit und Ungezogenheit mit der naivsten Ungenirtheit aufdrängen. Unten aber dauerte das Lärmen und Toben fort, während im Hinterhause die „Nigger“ des Etablissements ein methodistisches Abendlied sangen.

Der nächste Tag war ein „Sabbat,“ wo die hiesigen Frommen nicht, oder doch nur bis zur Kirche, reisen. Wir kehrten uns daran nicht und eben so wenig an das Regen- und Graupelwetter, welches uns, als wir die Stadt kaum verlassen hatten, entgegenprasselte, und über welches wir etliche Meilen weit durch eine recht leidliche Chaussee getröstet wurden. Das Land ist hier allerwärts gut angebaut und der Wald soweit geklärt, daß man an vielen Orten die Fenzen schon von Steinen zu bauen anfängt. Der Mais wird über acht Fuß hoch, auf schönen Wiesen weiden Heerden von Pferden und Maulthieren, welche letztere als Fohlen von Missouri eingeführt und später nach dem tieferen Süden verkauft werden. Ueberall begegneten und Reiter, die buntfarbigen Leggins um die Beine gewickelt, mit einem einzigen Sporn ihren Gaul regierend, den breitkrämpigen weißen Filzhut durch einen blauen oder rothen Großvaterregenschirm schützend; auch Damen zu Pferde waren nichts seltenes, und zwar sahen manche komisch genug aus, wenn sie in modischer Tracht, den Säugling vor der Brust und einen kleinen Schwarzen als Ehrenwächter oder Pagen hinter sich im landesüblichen Bummelstrabe an uns vorbeitrolliten; am zahlreichsten vertreten aber war unter den uns Begegnenden das Geschlecht Ham's, und fast schien es als ob hier mehr schwarze und gelbe, als weiße Menschen wohnten. So gelangten wir gegen 10 Uhr Morgens nach Rudbles Mills, einem kleinen Orte, der aus einem jener alten Gränzforts entstanden ist, deren Umgebung der Schauplatz so vieler Indianerschlachten war, und gegen Mittag erreichten wir das freundliche Millersburgh, ein Städtchen, das an der großen Heerstraße von Maysville nach Lexington liegt, und an deßen Brücke eine Menge geputzter Dorfies herumlungerte, während sich auf der Straße auch nicht ein einziges weißes Gesicht blicken ließ. Hier waren wir in einer der fruchtbarsten Gegenden Kentucky's, die darum auch zu den am frühesten angesiedelten gehört. Die Farmen dieses Strickes, und besonders die älteren, die man an ihren steinernen Hauptgebäuden erkennt, haben hier meist die Gestalt von Amphitheatern. Die Häuser liegen am Fuße der Hügel, deren Gipfel die Gränze des Landes bilden, das die Besitzung ausmacht, eine Erscheinung, die sich daraus erklärt, daß man in früherer Zeit, wo an künstliche Vermeßung noch nicht gedacht wurde, die von der Natur gebotenen Gränzen zur Bestimmung des Mein und Dein benutzte.

[1] Plural von Kſar, befestigter Ort; eine Reihe solcher zieht sich bekanntlich im Süden von Osten nach Westen.

In den hügeligen Theilen Ohio's, z. B. an der Straße von Cincinnati nach Hamilton und am Wege von Dayton nach Covington, ist dieß seltener der Fall, indem hier die zu den Farmen gehörigen Gebäude weit malerischer auf der Höhe sich erheben. Der Kentucker aber zieht jene Anlage vor, weil, wie ein Reiter, mit dem wir eine Meile Schritt hielten, meinte, die Bequemlichkeit damit verbunden ist, „that everything comes to the house down hill.“

Zwei Meilen von Millersburgh steht Thormortons Inn, ein elegantes, mit einem hier von uns nicht erwarteten Comfort ausgestattetes Gasthaus, wo wir zu Mittag speisten. Als wir in den Hof einfuhren, stieg, vom Wirthe vor die Thür begleitet, ein hagerer, weißgelockter Mann in schwarzem Frack und weißem Halstuche eben in seinen Wagen. Mir war als hätte ich das saftige Gesicht mit den strengen Zügen schon irgendwo gesehen, allein wir hatten andere Interessen, als daß ich dem Unbekannten, den ich für einen Geistlichen hielt, mehr als einen flüchtigen Blick gewidmet hätte. Wie bedauerte ich, als der Wagen nach Maysville zu fortrollte, und der Wirth sich nun zu uns wendete, ohne Zweifel erfaunt über unsre Gleichgültigkeit, hastig fragte: „Kannten Sie ihn denn nicht?“ — „Nein, wahrhaftig nicht, denn wir sind fremd hier.“ — „Om! Nun, es war Henry Clay, der größte Mann unsres Jahrhunderts — meiner Meinung nach,“ legte er sich bestimmend hinzu.

Der vergötterte Führer der Whigpartei war auf dem Wege von seinem Landsitze Ashland bei Lexington nach der Bundesstadt, wo die Congreßsitzungen soeben wieder beginnen sollten, und es war nicht schön vom Jupiter Viatorius, daß er uns nicht ein paar Stunden früher hatte eintreffen lassen. Allein was wir auf diese Weise verloren, wurde uns zum Theil durch den Wirth ersetzt, der, wie wir schon in den ersten zehn Minuten wußten, ein Verwandter Washingtons, ein gewaltiger Whig und einer der originellsten Käuze war, die ich in dieser Heimath der Originale gesehen. Er empfing uns vollkommen wie Freunde, erzählte uns, während das Essen bereitet wurde, am flackernden Feuer des schönumpflasterten, mit einem durchbrochenen Messinggeländer eingefaßten und mit weißem Marmor umrahmten Kamins Geschichten von seinem großen Oheim, pries in hohen Worten die gute alte Zeit, wo es keine Prediger der Sklavenemancipation und keine Eisenbahnen gegeben, neckte seinen Neffen mit einer Liebschaft, durch die er ins Lager der Demokraten hinübergelockt worden, theilte uns eine Biographie seines Lieblings und Busenfreundes Clay mit, der an der Tapetenwand des Sittingrooms gleich neben dem Bilde Old Georges hing, schimpfte und klagte über den Norden, redete sich in Entrüstung über Ohio und Cincinnati, von wo man ihre Neger zum Fortlaufen verführe, und ließ nicht einmal Nordentucky, wo wir herkamen, für voll gelten; denn „die Kerle dort,“ sprudelte er, ohne und jedoch damit eine Beleidigung anthun zu wollen, „sind um keinen Cent besser als die Abolitionisten.“ Mit Einem Worte, es war ein alter Herr von der ergötzlichsten Sorte, dem man tagelang hätte zuhören können, ohne Mißbehagen und Langeweile zu empfinden, und hinter seiner Rauhheit und Selbstsamkeit verbarg sich eine gediegene Noblesse, wie man sie in den atlantischen Staaten wie im Westen vielen Leuten wünschen könnte, wie sie aber unter diesen südlichen Whigs eben keine Seltenheit seyn soll.

Ungern folgten wir der Uhr, die uns dringend anrieth, das gastfreundliche Haus zu verlassen, wenn wir diesen Tag noch die uns aufgegebene Strecke zurücklegen wollten, und wieder ging nun über Berg und Thal, steinige Bäche und seite Bottomgründe entlang, durch Wald und Wald und abermals Wald. Die Nacht blieben wir in einem kleinen Gasthause bei Moorsfield, zu dem wir uns in der Rabenfinsternis durch den Creek eines moosigen Thales und dann durch den unergründlichen Koth einer jener Straßen emporarbeiteten, wie sie hier zum Unterschiede von den Chaussseen passend genug Dirtroads genannt werden. Am andern Morgen erreichten wir Sharpsburg, und als nach einer mühseligen Fahrt von neun Meilen der Abend dämmerte, schaute uns mit weißen lachenden Häuserchen und Thürmchen von hohem Berge herab Owingsville, das vorläufige Ziel unsrer Reise, entgegen.

Hier nämlich wohnte Major Sudduth, der Eigenthümer des Landes, auf dem Westfield seine Colonie anzulegen gedachte, und von hier aus sollten die weiteren Excursionen in Begleitung des Ersteren als Führers unternommen werden. Glücklicherweise ergaben wir ihn daheim, und er zeigte sich sogleich bereit, etliche Tage mit und der Besichtigung seiner Ländereien zu widmen. Major Sudduth war ein nicht weniger interessanter Charakter als der Wirth in Millersburgh. In mancher Hinsicht diesem ähnlich, war er gleichwohl von reiet eberem Gepräge. Würdig ohne steif, fromm ohne bigott zu seyn, eine Natur, in der sich Milde und Strenge auf angenehme Weise paarten, vereinigte er mit diesen Eigenschaften die Bildung, den Witz, die Selbstbeherrschung und das gesellschaftliche Talent eines vollkommenen Gentleman. Dazu kam ein Herz für die fernige Vergangenheit seiner Heimath und ein offener Sinn für alte Tüchtigkeit, Reinheit und Rechtlichkeit, sowie ein treffliches Gedächtniß für die Sitten und Thaten dieser geliebten Vorzeit. In seiner Siellung als Advocat (den Titel Major trug er als einstiger Commandant eines Milizbataillons) hatte er sich durch das Geschick, mit dem er das Beste recht auf einen bedeutenden Landstrich in Bath und Morgan County zur Geltung gebracht, eine beträchtliche Strecke des streitig gewesenen Erbes als Belohnung verdient und diese durch Hinzukäufe dermaßen vergrößert, daß er damals einen zusammenhängenden Strich Landes von nicht weniger als 125,000 Acres sein nannte. Dieses Areal war uns als am Licking liegend beschrieben, der durch Wegschaffung einiger Mühldämme auf vier bis fünf Monate im Jahre für kleine Dampfboote schiffbar gemacht werden könne; man hatte es uns als sehr bergig, aber doch fruchtbar geschildert, und zwei in Angriff genommene Eisenbahnen sollen es Cincinnati bald um mehrere Tagereisen näher rücken, endlich sollte es mineralische Schätze, z. B. Eisen und Steinkohlen, enthalten.

Diese Anpreisungen zu prüfen, brachen wir am Morgen des zweiten December von Owingsville auf. Der Major hatte uns noch ein Pferd besorgt, auf dem ich mein Heil versuchen sollte, und das Reitzeug für unsern Gaul hatten wir im Wagen mitgebracht. Ein seiner Negen sprühte hernieder, als wir den steilen Berg hinter Owingsville hinabritten, aber bald hellte sich das Wetter auf, und aus dem Nebeldunste traten schwarze Waldhügel und über ihnen graue felsam geformte Bergspitzen, Bienenkörben und Zuckerhüten ähnelnd, hervor. Es war eine ungemein wilde Gegend, deren tiefe, finsterblickende Einsamkeit meilenweit von keiner Menschenwohnung unterbrochen wurde. Wir ritten durch einen klaren Bach und durch einen zweiten, dessen bläulich gefärbtes Wasser und bis an die Bügel ging, dogen um verschiedene Hügel und kamen endlich auf eine mehr befahrene Straße, die nach einem Eisenwerke führte. Hier stand ein altes, von Rauch und Wetter geschwärztes Holzhaus, zweistöckig auf steinerner Unterlage, zu beiden Seiten von hohen an der ganzen Wand

aufgemauerten Schornsteinen überragt. Eigenthümliche Gedanken erweckte es, als der Major uns sagte, hier habe Ludwig Philipp eine Zeit lang in der Verborgenheit gelebt. Wie rief der Anblick des unheimlichen, trübselig auf uns herüberschauenden Gebäudes mir so lebhaft alle die Schicksale dieses πολύτροπος, ὃς μάλα πολλὰ πλάγχθη in die Erinnerung zurück! Weich ein Odysseusleben lag zwischen dem Lande der Cornerader und der Küste der Thrantrinker, wohin ihn sein Stern ja auch geleitet! Welch ein Unterschied zwischen 1790 und 1830; welche Erfahrungen, Leiden und Abenteuer zwischen der Lehrerstelle in der Schweiz und dem Besuche in Lapplaud, zwischen dem Blockhause im Hinterwalde Kentucky's und dem glänzenden Julithrone! Welche Erfahrungen, Leiden und Abenteuer, und trotz ihrer, weich ein philisterhafter Charakter, der sie durchgemacht!

Hinter dem Hause hinausreitend waren wir nach kurzer Zeit wieder mitten im dichten Walde, der sich nicht eher öffnete, als bis wir hart vor Olympian Springs, einem beliebten Badeorte des Westens, waren. Derselbe liegt in einem tiefen und ziemlich weiten Thale, dessen fette Wiesen es einst zum Rendezvous der Büffelbeerden machten, die vor fünfzig Jahren Kentucky durchschweiften, und besteht aus einigen regelschubartig gebauten weißen Holzhäusern mit etwas Gartenanlage. In der unmittelbaren Umgebung befanden sich mehrere Farmen, deren Gebiet von einem Bache durchschlängelt wird. Diesem letzteren folgend, gelangten wir in ein düsteres Nebenthal, das zu beiden Seiten von bewaldeten Bergen eingeschlossen war, und in dem mich das Mißgeschick traf, daß der Sattelgurt platzte und ich langsam in den weichen Schmutz des Weges herniederglitt, zu großem Schrecken der Begleiter, der sich jedoch, als man sah, wie sanft ich gebettet war, in Wohlgefallen auflöste. Meinen Gaul hatte ich trotz seiner Bocksprünge festgehalten, der Schaden wurde von Westfeld mit Hülfe eines hölzernen Pferdes, das ein Fenzriegel bergeben mußte, und eines Stücks Bindfaden nothdürftig ausgebessert, und lustigen Sinnes trabten wir weiter, bis uns endlich das Stöhnen einer Dampfmaschine und das Schnauben einer Brettsäge die Nähe der Eagles Mill, unseres heutigen Ziels, verkündigte. Wir waren schon eine Stunde auf dem Lande des Majors, und durch das, was wir bisher davon gesehen, hatte es sich uns nicht eben dringend empfohlen. Dem Jagdfreunde konnte es gefallen, denn mehrmals waren Hirsche über den Weg gesprungen und Puter gehört worden. Dem Landwirthe aber konnten die neuangelegten Farmen mit ihrem schwächlichen Vieh und ihrem kärglichen Mais keine günstige Meinung erwecken.

Es mochte Mittag seyn, als wir vor der Umzäunung abstiegen, innerhalb welcher die Dampfbrettmühle mit ihren Nebengebäuden sich erhebt. Dieselbe gehört dem Major eigenthümlich zu, und so wurden wir von den Bewohnern des kleinen weißen Wohnhauses mit Freundlichkeit und Respect zugleich empfangen, und selbst die Hunde, welche zuerst ein wüthendes Gebell erhoben hatten, benahmen sich, als sie den Gebieter erkannt, mit Gebührlichkeit gegen ihn und seine Gäste. Sudduth verkauft von hier jährlich für 3000 Dollars Bretter und Pfosten, und beschäftigte damals beim Betrieb der Werke und der damit verbundenen Haushaltung vier männliche und zwei weibliche Sklaven, die in einem Hintergebäude wohnten und unter der Aufsicht eines Factors standen. Der letztere, ein Yankee aus dem Nordosten des Newyork-Staates, lebte mit seiner Frau, einer heitern Französin aus Canada, ein ziemlich behagliches Leben, dem weder ein guter Tisch, noch genügende Lectüre abgingen, das aber trotzdem bei dem wortkargen, verdrießlichen Charakter des Gemahls und bei dem Mangel an Kindern den Winter hindurch, wo dieser Grund bis zu völliger Unzugänglichkeit einschneit, ungemein langweilig seyn muß. Mrs. Colburn hatte uns für die neue Zufuhr an Büchern, die unser Führer Tächend aus den Taschen seines langschößigen blauen Rocks hervorzog, ein köstliches Essen zurecht gemacht, bei dem es der Entschuldigung, daß die Butter fehle, durchaus nicht bedurft hätte. Das Innere des Blockhauses mit seinen altväterlichen Möbeln und blendend weißen Betten, vorzüglich aber mit seinen beiden mächtigen Kaminen war ein Bild heitern Behagens, welches durch die vorhergegangene beschwerliche Reittection für mich doppelt exquicklich wurde. So zog ich's, als der Major am Nachmittag zu einer Besichtigung der Mühle und der um sie aufgeschichteten Bretterevorräthe ging, vor, statt ihm mit Westfeld zu begleiten, mich mit Madame zu unterhalten, die fleißig am Westen und Beinkleidern nähte, welche die Neger des Etablissements von Neujahr an schmücken sollten. Mrs. Colburn war vom lebhaftesten Temperamente und sehr gesprächig. Sie hielt die englische Sprache für sehr übeklingend, sie empfand den Mangel an passender Gesellschaft sehr schmerzlich, sie hatte sich, obwohl im Glauben der bischöflichen Kirche erzogen, den Methodisten angeschlossen, um wenigstens dann und wann Menschen zu sehen; sie fragte, ob ich das Tanzen auch für Sünde hielte, sie hätte gern einmal Paris gesehen, dessen Geheimnisse neben der Discipline und einem Haufen gottseliger Tractätchen der Jünger Wesley's auf ihrem Tische lagen, sie bedauerte kein Blumengärtchen zu haben — kurz, sie schwatzte, in anmuthigster Art von einem zum andern überspringend, wie man bei und zu Lande sagt, das Blaue vom Himmel herunter; ja sie gab, als das Gespräch auf die Canadier kam, sogar ein Liedchen zum Besten, welches ich mir aufschrieb, und welches ein Sammler westlicher Antiquitäten in Cincinnati, als ich ihm zeigte, für den Aufang eines jener Chansons erkannte, welche dereinst von den Courreurs des Bois, den Nomaden der nordwestlichen Seen, gesungen wurden, jetzt aber wohl verklungen sind. Es begann:

Dans mon chemin j'ai rencontré
Deux cavaliers bien montés.
Lon lon laridon daine,
Lon lon laridon dai.

Deux cavaliers bien montés,
L'un à cheval et l'autre à pied.
Lon lon laridon daine,
Lon lon — —

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Kieslers Aufenthalt an der afrikanischen Westküste.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Den 21 Januar reiste Heusch und der Gouverneur nach dem Fort Saccondee ab, welches von unserem Sitz Dabokrom aus das nächste und daher der Stapelplatz sämmtlicher unserer Güter ist. Den 28 Januar sollten wir nachfolgen, allein der dritte Ingenieur Kindermann kam denselben Tag mit dem Buschschiff Meita an, weshalb wir die Abreise auf den folgenden Tag verschoben. Diesen, den 27. 1. 45, brachen wir drei, Kindermann, Knothe und ich, früh ½3 Uhr von Elmina auf, und gelangten, immer längs dem Strande reitend, und nur die Klippen durch den Wald umgehend, glücklich, wiewohl durch Knothe aufgehalten, erst gegen 2 Uhr in Chama, einem Fort zwischen Elmina und Saccondee, an. Hier sey bemerkt, daß man hier zu Lande stets in Tragsesseln reist; dieß sind lange Körbe, in welche Kissen und Decken gelegt werden, und auf denen man entweder reittings sitt oder in welche man

sich hineinlegt; sie werden von Negern (vorn und hinten einer) auf den Köpfen getragen. Gegen 4 oder 5 Uhr brachen wir wieder von Ghoma auf und hielten mit einbrechender Nacht können in Saccondee feyn, allein, Gott weiß, woran dieß lag, wir kamen gegen ½7 Uhr, als es schon stockfinster war, an die Mündung eines Flusses [1] (see Rhoade) in eine tiefe Bucht, wo wir nicht durch- noch hinüber konnten; wir waren also genöthigt, hier am Strande, zwischen Meer und Urwald, zu biwouaquiren; wir liefen, um uns vor den feuchten Dünsten zu schützen, ein tüchtiges Feuer anmachen und warteten, theils in unsern Körben liegend, theils anders die Zeit verbringend (zum Glück hatten wir noch ein paar Flaschen Wein und die traurigen Ueberreste eines Schinkens), bis der Mond hoch genug seyn würde, um uns das erforderliche Licht zu unserem Uebergange über diese Bereisna zu spenden. Dieß war gegen zwei Uhr des Morgens, es geschah ganz gut und wir trollten nun, unsere Diener und Kriegerschaar hinter uns, weiter. Höchst interessant war dieses Ende unserer Reise; bei der herrlichen Mond- und Sternenbeleuchtung gingen wir hart am Meere, immer auf dem Theile des Strandes, welchen eben die Wellen verlassen hatten, weil dieser den festesten Tritt gewährt, aber wir kletterten über grottele Klippen oder schlugen uns durch die schmalen Waldwegen gleichen Pfade, welche um die Beamtenleben herum durch den Wald führen — diesen dichten, tiefen Wald, an den nie eine menschliche Hand gerührt hat, strotzend voll von allem möglichen, was eine Tropenvegetation hervorbringen kann, bald Palmen, bald andere hohe, starke, mir noch unbekannte Bäume, mit Lianen und anderen Schlingpflanzen und üppigem Gestrüpp einen undurchdringlichen Wall bildend, durch den nur mühsam, hie und da sich ein Mondstrahl stahl, die Luft gewürzt mit den balsamischsten Düften und erfüllt von dem Lärm, welche die Myriaden der verschiedenen Thiere wohner dieser Wildnisse durch ihr Geschrei verursachen, untermischt mit dem fernen Brausen des Meeres — und wenn man nun wieder heraustritt und vor sich das unendliche vom Mond erleuchtete Meer hat, welches in immer neuem Kampfe mit donnerndem Getöse seine Wellen, in Stand zerschlagen, auf den gelben Strand schleudert — unbeschreiblich schön war diese Reise, und ich bereue es nicht sie mit einer kleinen Fatigue erkauft zu haben.

Den 28, 1, 45, früh ½5 Uhr kamen wir auf dem Fort Saccondee an, wo wir, der Regel nach, schon den Tag vorher gegen 4—5 Uhr also hätten eintreffen sollen — die 5 Bergleute und die 4 holländischen Werkleute kamen später per Canoe. Saccondee liegt recht schön auf einem felsigen Berge, welcher halbinselartig in das Meer ragt, so daß man es von drei Seiten aus überschen kann. Unser Effecten waren per Canoe zur See vorausgegangen und ich habe dadurch einen recht schmerzlichen Verlust erlitten; sie waren nämlich des leichtern Transports wegen in Kisten umgepackt worden und von diesen hat gerade diejenige, worin ich die meisten Bücher hatte, das Unglück getroffen, ganz und gar voll Seewasser zu werden, wodurch die Hälfte der Bücher ganz ruinirt, die Hälfte verdorben ist; und leider wird das Verderben immer weiter schreiten, da das Trocknen nicht viel hilft, denn die rückbleibenden Salze ziehen Wasser aus der Luft an, auf welche Weise das Papier ganz verdorscht. Unglücklicherweise hat dieses Schicksal gerade die kostbarsten und die mir liebsten Bücher getroffen; sie fallen aus den Einbänden heraus und lassen in ihren Ruinen nur mühsam erkennen, was sie früher waren.

Nach einigen Tagen gingen Knothe und Kindermann und die holländischen Werkleute nach Dabokrom voraus, wohin wir (Heusch und ich) mit den Bergleuten den 7 Februar 45, früh ½8 Uhr, nachfolgten und denselben Tag gegen 2 Uhr Mittags ankamen, auch mit einem recht artigen Gewitter empfangen wurden. [2]

Dabokrom, den 22, 2, 45. Dabokrom ist das elendeste Krom (Dorf), welches ich noch hier gesehen habe, besteht aus einer Anzahl miserabler und verlassener Hütten, und ist von zwei alten Kerlen mit ihren Weibern bewohnt; es liegt etwa 6 Stunden von Saccondee landeinwärts und wie alle Krome, die ich [3] gesehen, mitten im Walde, welcher bis an die äußeren Häuser reicht. [4] Es ist ungefähr 20 Minuten von den Gruben (Tagebaue) entfernt, welche in alter und neuer Zeit die Neger auf Goldbergbau getrieben, [5] jetzo wegen Wasser (sie sind jetzt sämmtlich ersoffen und sollen 40—50 und mehr Fuß tief seyn), verlassen haben. [6] Untersuchungsarbeiten und die Gewältigung dieser Tagebaue wird unser erstes und nächstes Geschäft der Bergbau in diesen, wie wir denken, auf ein oder mehrere goldführende Quarzlager unser Hauptgeschäft seyn, darum ist eben Dabokrom zu unserem Hauptfitze und Centralpunkte erwählt worden.

Heusch und ich, wir sind mit unseren Dienern hier geblieben, haben uns in einer zweizimmrigen Hütte eingerichtet und leidlich recht gut befunden, die vier holländischen Handwerker sind den 2, 2, 45, und die beiden anderen Ingenieure nebst den Bedienten, den 9, 2, 45, nach Saccondee zurückgeschickt worden, da es ihnen hier nicht bequem und gut genug war; sie werden in diesen Tagen entweder nach hier, wo mehrere Hütten reparirt worden sind, oder nach Antensi, dem zunächst belegenen, von hier ½ Stunde entfernten Krom zurückkehren. Von den Arbeitern kann man es nicht anders erwarten; es sind gemeine Leute aus dem niederen Stande, der sich über Kleinigkeiten mitleid seines Gottes zu erheben nicht vermag und von dem man gewöhnt ist, daß er ein schiefes Gesicht macht und klagt, wenn es nicht alles maule recht findet. Von Knothe und Kindermann stand dieß aber nicht zu erwarten, doch aber haben sie sich um kein Haar besser, ja schlechter noch als die Leute betragen, und sich nicht geschämt nach dem Fort zurückzukehren und uns hier alle Arbeit zu überlassen, als wir (der Director und ich) ihnen erklärten, daß wir sehensfalls hier bleiben würden, indem wir es schlecht finden könnten und, dem europäischen Comfort einmal den Rücken gekehrt, es uns auf ein mehr oder weniger nicht ankäme.

(Fortsetzung folgt.)

Das eiserne Schraubendampfboot von 10,000 Tonnen, dessen Bau gegenwärtig zu Liverpool in Plane ist, soll hauptsächlich bestimmt seyn, die Schwierigkeiten der Bergschiffahrt auf dem Mississippi zu besiegen.

[1] Der Ananton-Fluß ist einer von denjenigen welche entweder immer, oder während des größten Theils des Jahres sich nicht in das Meer ergießen, sondern so, wie wir es hier mit mehr Schritte weit hinein im Strandsande verlaufen. Man sagt von ihnen „sie sind ju". Nur in und unmittelbar nach der Regenzeit, nach starken atmosphärischen Ergießungen und zur Zeit hoher Fluth, treten einige mit dem Meer in Verbindung, „gehen auf", „sind auf", indem ihre gestaute Wassermasse den vom Meer vor ihr Mündung gethürmten Damm theils wegzuschwemmen, theils zu überschreiten im Stande ist, oder indem jenes seine Fluthen darüber hinwirft. Außer ihm, der von Ghoma nach Saccondee hin etwa am nächsten liegt, sind noch zwei hergleichen Flüsse hier, nämlich zunächst Ghoma der Anastanon, in dessen Nähe das Krom Rhoade, dann der nach Rhoade-Fluß heißt, und endlich Saccondee und Toreaz-ete sind zwei solche Flüsse, an denen man wohnt, welche man nach Dabokrom reitet, der Nienhua — zur nächst Saccondee — und der Essi-bach scheinen viele letzteren mehr Seen zu seyn, die die Wasser, welches auch salzig ist, durch Ueberfluthen des Meeres erhalten, theilweise auch durch Zufluß aus dem Innern während der Regenzeit, denn sie lassen sich landeinwärts nicht verfolgen, weiteren sich auch nicht, wie andere, in den Mangroven, sondern lassen deutlich ihre ertennen.

[2] Heusch hatte ein krantes Knie und ich hatte mir das rechte Bein mit meinem Messer sehr verletzt, somit wären wir jetzlich mit den übrigen abgereist.

[3] Außer am Strande.

[4] Ich glaube dieß Land vom Meer bis tief ins Innere, durch Aschanti bis in die Dantu-Lande hinein dicht bedeckt; seine Bauptfeinde, Fetzer, Wiesen gibt es nicht, die unbedeutenden Quadratfuß abgerechnet, auf denen der Neger den Mais nothdürftig aufgereitet und die wenigen Yams, Pfang — die meist auch wild wachsen — und Milli sind auch aber besser durch seine Weiber und, bei er sie, Sklaven bauen läßt.

[5] Die Neger ganz Ahantes waren in der trockenen Jahreszeit zu diesem Zwecke hier in Dabokrom, welches, abgenannte aufgenommen, außerdem gar nicht bewohnt war, also gar kein Krom, sondern nur eine Art Lagerlamp, wie die Holländer sagen — ist.

[6] Das Gouvernement hat zwar mit einem der benachbarten Cabosier Contracte über zu liefernde Arbeitsvolk, Lebensmittel — freilich zu seinem Preis — u. dgl. geschlossen, in denen auch in einem Passagraphen das Graben und Waschen von Gold in und um Dabokrom untersagt ist, doch hat dadurch gar keine Macht und Autorität, nicht einmal um uns und Arbeiter zu schaffen, und die Neger machen was ihnen beliebt; die erwähnten Gruben mußten an und sie sich wegen Wassermangels verlassen worden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 223. 16 September 1852.

Die Matrosennoth in England.

Wir haben vor einigen Tagen (s. №. 214) dieses Umstands erwähnt, und bringen nun ein weiteres Moment, das eine sehr wichtige Frage in sich schließt. Schon jetzt hat die englische Regierung Noth genug ihre Schiffe zu bemannen, und es ist eine fast offenkundige Sache, daß sie eine etwas größere Flotte nicht in gehöriger Schnelligkeit mit freiwilligen Matrosen bemannen könnte. Nun halten aber die Rheder gegenwärtig große Versammlungen in allen Häfen, und erklären daß ihnen die Concurrenz mit der übrigen Welt unmöglich sey, wenn ihnen nicht die besonderen Lasten abgenommen würden: diese bestehen theils in Leuchthurmzöllen, theils in Abgaben beim Vorüberfahren an einigen größern Häfen, theils in der Unterhaltung der Lootsengebühren und dem Stempel auf Schiffspapiere und Seefrachtcontracte, sowie in einer besseren Einrichtung des Consulatswesens; alles dieß sind meist Geldlasten und lassen sich beilegen, aber die letzte und schwerste Bestimmung ist, daß die englischen Rheder genöthigt sind, ihre Mannschaften zu zwei Dritttheilen aus Engländern zu bilden, und da sie nicht zweierlei Schiffseinrichtungen haben, nicht für fremde Matrosen und für Engländer verschiedene Bezahlung und verschiedene Kost einrichten können, so bekommen sie sich auch des Rechts, das letzte Drittel mit fremden Matrosen zu besetzen, gewöhnlich nicht. Aber auf diesem Gesetze, das die Rheder nöthigt die Schiffe größtentheile mit Engländern zu bemannen, beruht auch die Möglichkeit die Flotte rasch mit englischen Matrosen zu besetzen. Die Rhedergesellschaft in Sunderland verlangt nun, daß man auch ihnen gestatte, auf dem wohlfeilsten Markt zu kaufen, d. h. die Matrosen da zu nehmen wo sie solche am wohlfeilsten haben können, und daß diese Forderung billig ist, muß auch die Times nach den Grundsätzen der Freihändler anerkennen; wie fährt denn aber der Staat, der doch nothwendig seine Kriegsflotte in der Metzgerei mit englischen Matrosen bemannen muß? und wie fahren die englischen Matrosen die dann entweder aus ihrem Gewerb vertrieben werden oder sich mit geringerem Lohn und geringerer Kost begnügen müssen? Die Matrosen gehen jetzt schon auf amerikanische Schiffe, und wenn die Gesetzbestimmung, daß ⅔ der Matrosen eines englischen Handelsschiffes aus Engländern bestehen müssen, aufgehoben wird, so werden sie in noch größerer Zahl dahin gehen; wird sie aber nicht aufgehoben, so wird das jetzt schon einreißende System, daß englische Rheder ihre Schiffe unter fremder Flagge fahren lassen, noch in größerem Umfang herrschend werden.

Ein Ausflug zu den Hinterwäldern von Ostkentucky.

(Fortsetzung.)

Da sahen wir den Major mit Colburn und Westfeld aus der Mühle zurückkommen, und Madame verstummte, da sie als Methodistin um keinen Preis derartige weltliche, obwohl unschuldige Lieder kennen, geschweige denn singen durfte. Die Unterhaltung war aber einmal auf Lieder und Gedichte gerathen, und als wir uns am daß gewaltige Kaminfeuer gesetzt hatten, vor dessen ungeheurem Aschenhaufen einem deutschen Seifensieder das Herz im Leibe gedörrt hätte, trug ich Sorge, daß das Gespräch sich keinem andern Stoffe als meinem Lieblingsthema zuwende. Meine Erwartung, auf diese Weise zu erfahren, ob sich auch in Kentucky Reste alter Volkslieder erhalten hätten, wurde nicht getäuscht. Denn nachdem Sudduth eine Weile nachgesonnen, sagte er, es sey ihm wenigstens eines erinnerlich, doch werde ich dadurch kaum einen hohen Begriff von der Dichtkunst im Hinterwalde bekommen. Es sey ein Kriegslied, welches er unter den Milizen von Bourbon County gehört, und welches nach der blutigen Schlacht von Point Pleasant, wo die Virginier unter den Obristen Lewis und Field mit einem Verluste von 200 Todten die von dem berühmten Häuptling Cornstalk geführten Mingos, Delawares und Wyandots schlugen (wahrscheinlich von einem Genius gleicher Natur wie der wackere Trompeter, dem wir das Lied von Prinz Eugenius dem edlen Ritter danken), gemacht worden sey und dem Vernehmen nach in den Bleichhütten der westvirginischen Thäler noch jetzt zuweilen gesungen werde. Das Lied hieß:

Let us remember the tenth of October
Seventy four, which caused woe.
The Indian warriors they did cover
The pleasant banks of the Ohio.

The battle beginning in the morning
Throughout the day it lashed sore,
Till the evening-shades were returning
Down the banks of the Ohio.

Eleven score lay dead and wounded
Of champions that did face their foe,
By which the heathen got confounded
Upon the banks of the Ohio.

Colonel Lewis and some noble captains
Did down to death like Uriah go.
Alas! their heads wound up in napkins
Upon the banks of the Ohio.

King David mourned for his mighty fallen
Upon the mountains of Gilboa,
And now we weep for brave Hugh Allen
Far from the banks of the Ohio.

O bless our Lord, the king of Heaven,
For all his wondrous deeds below,
Who has to us the victory given
Upon the banks of the Ohio!

Hieran knüpften sich Erzählungen von Helden und Heldenthaten der Vorzeit Kentucky's, gegen welche die beliebten Theil-

ling Events und Haicbreath-Escapes der amerikanischen Romanliteratur oft genug in den Schatten traten. Auch Ludwig Wetzels wurde dabei gedacht, und der Major wußte ein paar Sagen von dem furchtbaren Indianerjäger sehr hübsch vorzutragen. Ich theile sie hier mit, um den Lesern die Natur dieses Walddämons in ihrer Entstehung und in ihrer ganzen Wildheit zu zeigen.

Wetzels Vater war einer der frühesten Ansiedler am Ohio gewesen, indem er die Unbesonnenheit gehabt, sich, während der Indianerkrieg am heißesten wüthete, bei Wheeling in Nordvirginien niederzulassen. Er bezahlte seine Tollkühnheit mit dem Leben, denn kaum hatte er sich in seiner Blockhütte nothdürftig eingerichtet, so erschienen eines Abends, als zwei seiner vier Söhne abwesend waren, die Rothhäute, erschossen und scalpirten den alten Mann, zündeten das Haus an und schleppten Ludwig, der damals 13 Jahre alt war, und seinen jüngern Bruder Jacob als Gefangene mit sich fort. Beim Angriffe hatte eine Kugel den ältern Knaben an der Brust verwundet, was ihn jedoch nicht hinderte auf die Flucht zu denken. Zu dieser fand sich bald Gelegenheit, da die Wilden ihre gewöhnliche Vorsichtsmaßregel, Gefangene vor Schlafengehen anzubinden, wegen des jugendlichen Alters der Brüder nicht anwendeten. Schon in der zweiten Nacht, wo der Zug am Bigkik in Ohio lagerte, entwichen beide. Nachdem sie ein paar hundert Schritte gemacht, setzten sie sich auf einen umgefallenen Baum, um sich über die beste Art weiter zu kommen zu berathen. „Weißt du was“, sagte nach kurzem Besinnen Ludwig, „barfuß geht das Ding nicht, ich will darum zurückkehren und für jeden von uns ein paar Mokassins holen.“ Gedacht und gethan. Sie saßen noch ein Weilchen, da versetzte Ludwig: „Jetzt gehab dich ruhig. Ich laufe noch einmal und nehme einen ihrer Gewehre, und dann wollen wir uns fortmachen.“ Auch dieses Wagstück wurde glücklich ausgeführt, und nun eilten die Brüder fort, so schnell sie vermochten. Zwar noch Kinder, waren sie doch klug genug, ihren Pfad durch den Wald in der Richtung in der sie gekommen, zu finden, auch war der Mond günstig, sie auf die rechte Spur zu leiten. Aber bald auch hatten sie die Indianer, die sie vermißt, hart auf den Fersen, und mit genauer Noth entgingen Ludwig und Jakob ihren Verfolgern dadurch, daß sie sich in das Dickicht verbargen und dieses Manöver wiederholten, als sie die Nachsetzenden zurückkommen hörten. Am nächsten Tage bauten die Knaben sich einen Floß, mit dem sie über den Ohio fuhren und glücklich in Wheeling anlangten.

Als die Wetzels zu Männern aufwuchsen — „und unsere Hinterwäldlerbuben halten sich“, schaltete der Major ein, „für Männer, sobald sie groß genug sind, eine Rifle abschießen zu können“ — schwuren sie einen feierlichen Eid, den Tod ihres Vaters zu rächen und nicht eher Frieden mit den Rothhäuten zu machen, als bis ihre Hand zum Schwingen des Tomahawks zu schwach und ihr Auge zu blöde sey, um einen sichern Schuß zu thun. Was die andern drei gethan, ist nicht bekannt, Ludwig Wetzel aber löste sein Gelübde mit mehr als hundert Scalpen. Mord ward der Zweck seines Lebens, und da die Natur ihn mit einem athletischen Körper begabt hatte, unterbrach ihn jahrelang kein Stärkerer in der Ausübung seines schrecklichen Handwerks. Sein Gedächtniß lebt noch im Munde vieler Leute, und ich traf auf der Weiterreise noch einen alten Mann, der ihn persönlich gekannt haben wollte. Er war fast 6 Fuß hoch, von breiten Schultern und gewölbter Brust. Sein Gesicht war braun wie das eines Indianers, Pockennarben entstellten seine Züge, und die Haare, die er wie Simson lang wachsen ließ, hingen ihm wie eine dunkle Büffelmähne bis auf die Kniekehlen herab. Seine schwarzen Augen sollen, wenn er zornig wurde, einen schreckliche Blick geschossen haben, bei dem selbst Beherzte ein Schauder überlaufen habe. „In gemischter Gesellschaft“, beschrieb ihn mein Gewährsmann, „war er ein Bursche von wenig Worten, unter Freunden ein lustiger Gesell, nie aber rühmte er sich seiner Thaten, sondern der Tod eines Indianers durch seine Hand schien ihm nicht mehr zu gelten als die Erlegung eines Hirschbocks oder Puterhahns.“

Von den vielen Sagen, die im Munde des Volkes über ihn curstren, sey es und gestattet, unserm Major, der sie von einem Bekannten Wetzels hatte, noch eine nachzuerzählen. Um das Jahr 1790 verfolgte Captain Mac Mahon mit 20 Mann einen Trupp Indianer, die auf dem rieginischen Ufer des Ohio verschiedene Räubereien verübt hatten, über den Fluß bis in die Gegend des Muskingum. Hier berichteten die Kundschafter, welche dem Streifcorps vorausgingen, daß sie den Feind entdeckt, daß derselbe ihnen jedoch an Zahl bei weitem überlegen sey. Hierauf wurde Kriegsrath gehalten und der Beschluß gefaßt, sich zurückzuziehen. Wetzel, der während der Berathung, seine Rifle über die Schenkel gelegt und den Tomahawk in der Hand, ohne seine Stimme abzugehren, auf einem Baumstamme gesessen hatte, rührte sich nicht, als die Cameraden sich zur Heimkehr anschickten, und als der Führer des Zugs ihn fragte, ob er denn nicht mitgehen wollte, lautete die trotzige Antwort: er dächte nicht daran; er wäre ausgezogen Indianer zu jagen, sie wären jetzt gefunden, und er hätte keine Lust umzukehren wie ein Narr, der sich hinterm Ohr kratze. Er hole sich entweder einen Scalp oder ließe sich seinen abziehen, ehe er seiner Wege ginge. Dabei blieb's, und alle Vorstellungen, die man ihm machte, waren so fruchtlos, als ob man zu einem Stock oder Stein geredet hätte. Wetzels hartnäckiger, eigenwilliger Sinn war von der Art, daß er fast nie guten Rath annahm, und so sah man sich genöthigt ihn in der Wildniß, umgeben von wachsamen Feinden, sich selbst zu überlassen, obschon man ihn bestimmt nicht verloren zu geben brauchte; denn wenn sein Blutdurst ihn auch mit der Wuth eines Wahnsinnigen in die Gefahr rennen ließ, so besaß er doch neben der grimmigen Kühnheit des Löwen in gleichem Grade die Schlauheit und Gewandtheit des Fuchses. Als seine Freunde verschwunden waren, nahm er seine Decke auf, warf das Gewehr über die Schulter und schlug den Weg nach einer andern Gegend des Landes ein, indem er von seinem guten Glücke hoffte, es werde ihn die Gelegenheit finden lassen, die er suchte. Er vermied die größern Flüsse, wo gewöhnlich stärkere Feindesschaaren lagerten. Er glitt mit dem geräuschlosen Tritte eines Gespenstes und mit dem schaefen Späherblicke eines Adlers durch die Wälder, bis er am Ende des zweiten Tages aus einem buschigen Grunde Rauch aufwirbeln sah. Leise schlich er sich auf das Feuer zu, wo er zwei Decken und einen kleinen kupfernen Kessel fand, ein Zeichen, daß zu der Lagerstätte nur zwei Indianer gehörten. Er verbarg sich in dem dichten Gebüsche, und als die Sonne unterging, erschien einer der beiden Wilden, schürte das Feuer und machte sich an die Bereitung des Abendessens. Bald darauf stellte sich der andere ein, sie speisten, und nach Vollendung ihres Mahles fangen sie und erzählten sich lustige Geschichten, über welche sie in lautes Gelächter ausbrachen. Wenig ließen die armen Burschen sich träumen, daß der grimmige Tod in Ludwig Wetzels Gestalt keine dreißig Schritte von ihnen mordbrütend lauerte. Gegen 10 Uhr schlug der eine Indianer seine Decke um sich und ging, das Gewehr auf der Schulter und einen Feuer-

brand zum Schutz gegen die Muskitos in der Hand, hinweg, wahrscheinlich um an irgend einer Quelle dem Wilde aufzupassen. Wetzel, den dieß nicht wenig verdroß, da er seine Falle so gut gestellt zu haben meinte, daß er die Scalpd der Beiden sich schon am Gürtel hängen sah, wartete und wartete auf die Rückkehr des Jägers bis der Tag zu grauen begann. Schon zirpten und schmetterten die Vögel der nahen Sonne entgegen, als er sich, um nicht auch das andere Opfer zu verlieren, aufraffte, auf das Lager zurücklief und dem zurückgebliebenen Indianer, der in tiefem Schlafe gefangen war, mit kundiger Schlächterhand sein Messer ins Herz bohrte. Der Unglückliche zuckte zusammen, stieß ein kurzes Geröchel aus und verschied auf der Stelle. Wetzel zog ihm kaltblütig die Kopfhaut ab und ging seines Weges, um neue Opfer zu suchen. Er kam an den Muskingum und fand ein anderes Indianerlager, wo vier Rothhäute ihr Hauptquartier für die Herbstjagd aufgeschlagen hatten. Wetzel überlegte sich erst, ob es thunlich sey eine solche Ueberzahl anzugreifen, gelangte aber endlich zu dem Entschlusse, seinem Glücke zu vertrauen und einen Ueberfall zu wagen, sobald die Feinde, die in dieser festen Jahreszeit keine Gefahr fürchteten, sich dem Schlummer überlassen hätten. Um Mitternacht glaubte er sie fest eingeschlafen, und die Risse in der einen Hand, die Art in der andern, schritt er auf das Lager zu. Als er sich näherte, war das Feuer fast erloschen, doch leuchtete es noch hinreichend hell, um ihn die einzelnen Gestalten seiner Feinde erkennen zu lassen. Mit kalter Ueberlegung stand Wetzel eine Zeit lang über ihnen dann lehnte er sein Gewehr an einen Baum, entschlossen, sich des Tomahawks und des Messers zu bedienen, die sicher waren ihr Ziel zu treffen, wenn ein nervigter Arm sie schwang. Welch ein grausiges, entsetzliches Bild*, fuhr der Erzähler fort, „ihn zu sehen, wie er sich vorwärts beugt über die bewußtlos Athmenden, wie er einen Augenblick zögert und zielt, wie dann das Eisen brennderfährt in den Schädel des einen Schläfers, wie es die Hirnschale eines andern zerschmettert, und wie es mit zwei Hieben den dritten fällt, der erschrocken aufgesprungen ist, während der vierte, Decke und Waffen im Stiche lassend, mit schnellem Fuße in den Wald entfliehr."

Sagen und Geschichten dieser Art pflanzen sich unter den Hinterwäldlern durch Tradition fort und vertreten bei ihnen gewissermaßen die Stelle unserer Volksmährchen vom hörnernen Siegfried und vom Glaubart. Sie werden fast überall mit ähnlichen Worten erzählt, was sich daraus erklären mag, daß die Unkenntniß der Schreibekunst die Schärfe des Gedächtnisses erhielt. War es doch, wenn wir den Gelehrten glauben dürfen, im Alterthum mit den Sagen, die der Alias und dem Nibelungenliede zu Grunde liegen, eben so.

Das Gespräch wendete sich nun wieder der neuern Zeit zu, und Suddath erzählte Anekdoten von seinem Lieblingshelden General Taylor, von Henry Clay, der auch ihm der größte Mann des Jahrhunderts war, von den verschiedenen Gouverneurs von Kentucky, und schloß mit elegischen Klagen über die Gegenwart, in der die Demokratie die Oberhand haben, und in der ihm erst vor einigen Wochen zwei Neger, jeder über tausend Dollars werth, nach Ohio entlaufen waren. Die ungeheuren Scheite, mit denen ein Schwarzer von Zeit zu Zeit das Kaminfeuer genährt hatte, waren während dieser Unterhaltung zu Kohlen zusammengesunken, und unser Halbkreis, der sich vor der sengenden Flamme mehr und mehr erweitert hatte, war wieder enger und enger geworden. Mr. Colburn begann nicht mißzuverstehende Zeichen von Schlaftrunkenheit zu äußern, und so schien es Zeit, sich zu Bette zu verfügen. So endete der erste Tag unter den Hinterwäldlern des Gebirgs.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Kießlers Aufenthalt an der afrikanischen Westküste.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Die Negerhütten sind durch die Bank nicht gerade das, was man sich in der Regel unter einer Hütte vorstellt, es sind zum Theil vierwerkige Häuser von Lehmmauern mit oder ohne Holz, und einem Dach von Rohr oder Stangen (gewöhnlich 2—3" starke Palmenzweige) construirt und mit Palmen- und Pisangblättern gedeckt; diese Häuser enthalten, natürlich zu ebener Erde, zwei oder drei Zimmer, und sind recht gut und reinlich. Besonders gut sind die Häuser, welche ganz aus Lehm aufgeführt werden, sie sind haltbarer, in der Regel höher als die, welche aus einem hölzernen Fachwerk mit Lehm bauzwischen, bestehen, und haben stärkere Mauern, auch ein solideres, reinlicheres Ansehen. Da sie mehr Zeit zur Aufführung erheischen und darum ihnen auch mehr Fleiß gewidmet wird. Häuser dieser Art haben wir hier nicht, doch finden sich sehr viele in den muliegenden Krows; sie sind ziemlich thurer und unter 10 bis 15 Unzen nicht zu haben. Die haben uns hier die geräumigsten Häuser (der ersteren, gewöhnlicheren Art) angeschafft, sie neu decken und die verfallenen Mauern reparieren lassen, so daß wir die zur Regenzeit recht gut darin wohnen können, während derselben stehen wir nach Secconbee zurück oder wir gehen nach Antenssi; inzwischen werden bessere und größere Häuser für uns hoffentlich gebaut. Mein Haus liegt dicht an dem Saume des Waldes und besteht aus einem Schafzimmer, Wohnzimmer und einem Waschzimmer; ihm gegenüber liegt das von Hausch, und von beiden nach der Giebelseite steht ein Zelt mit der holländischen Flagge, welches uns der Gouverneur geschickt hat, und unter dem wir essen und trinken. Mit dem Möblement steht es freilich, wie man zu sagen pflegt, windig aus, denn es besteht aus ein paar Feldstühlen zum Zusammenklappen, wie man sie auf den Dampfschiffen hat, und damit Basta; doch man muß sich zu helfen wissen; in ein paar Tagen kommen Bretter und Balken, und da werden wir uns Tische machen lassen, die dahin versehen Stühen deren Stelle. Uebrigens habe ich eine gute, geräumige Bettstelle mit einem weiten, luftigen Moskitozelt darüber, und so ist doch die Hauptsache besorgt. An einen Feldstuhl habe ich mir von Rohr und Stricken eine superbe Lehne gemacht und eine rothe Decke darüber gehangen, und mir dergestalt einen prächtigen Lehnstuhl hergestellt, denn des rückgratzwingenden Balancirens auf den Feldstühlen war ich noch gerade überdrüßig. Meine mechanischen Fertigkeiten sind überhaupt schon mehrfach in Anspruch genommen worden.

Daboskrom. den 2 März 45. Heute, zu meiner lieben Mutter Geburtstage, habe ich endlich den ersten Brief an meine guten Aeltern fortgeschickt. O Gott, laß ihn glücklich den weiten Weg durch die Wälder und über die See und die vielen Poststraßen in die Heimath finden, damit meine theuren Angehörigen, die gewiß wegen mir in großer Angst schweben, beruhigt werden und nicht länger mehr dem peinlichen Gefühle die Ungewißheit übertossen bleiben.

Noch bestnde ich mich ganz wohl. Doch wer weiß wie lange dieß dauern wird; der nächste Tag kann mir die Landeskrankheit[1] bringen. Nun, sie muß so von allen überstanden werden, und wenn ich mich nur nachher meiner frühern Gesundheit wieder zu erfreuen habe. Hat Gott so weit geholfen und mir die in meinem Leben schon so oft in der größten Noth seine rettende Hand gereicht, warum sollte er mir nicht auch jetzt seinen väterlichen Schutz gewähren, da ich bessen gerade hier am mehrsten benarf?! — Ich vertraue mit dem Dichter und baue fest auf ihn, und er wird es wie nie an Kraft fehlen lassen, mit Mäßigung und kindlicher Ergebenheit alles zu ertragen, das Gute wie das Böse. Merkwürdigerweise haben wir jetzt fast täglich heftige Gewitter und vielen Regen, so daß alles feucht und schmierig, und der Weg nach allen Seiten hin unter

[1] Saarzeichte, seasoning, maladie du pays, Acclimatisationskrankheit.

Wasser ist und wir uns gleichsam auf einer Insel befinden. Und doch haben wir jetzt die trockne und warme Jahreszeit, der in der Regel erst mit dem Mai die Regenzeit folgen soll, und in der sonst kaum zwei bis drei Gewitter bemerkt worden, die Tornados im April, kurze starke Gewitter von heftigem Sturm und Orkan begleitet, ausgenommen. Es ist also auch dieser, wie bei uns, nicht ein Jahr wie das andere, und wir haben das Angenehme, daß die große Hitze gemildert wird. Trotzdem ist das Wetter übrigens immer heiter und schön, denn die Wolken sammen schnell und zerstreuen sich auch ebenso wieder. Knothe hat die Landeskrankheit und befindet sich in Elmina, ebenso Hiller, Neubert und Hinnig, und wohl zwei aber vier holländische Werftleute, die wir, zwei Schmiede und zwei Zimmerleute, mitgebracht haben. Heusch hat sie wahrscheinlich auch, doch ist er noch hier und hält sich, so weit es geht, aufrecht.

Dabakrom, den 14, 3. 45. Den zweiten Tag darauf, nachdem ich diese Zeilen geschrieben und den Brief an meine lieben Eltern nach Sarcandre und von da weiter nach Elmina gesendet hatte, den 4, 3, 45, früh nach 8 Uhr reitete ich selbst, und wir gewöhnlich per Kord und Negerschärrel nach Sarcandre, um daselbst mehrere Instrumente und Geräthschaften für den Transvort nach hier auszusuchen und parat zu machen, und kam daselbst glücklich nach 2 Uhr nach Mittag an. Es war peinliches Wetter und zum Reisen sehr angenehm, denn die Sonne wurde dann und wann durch Wolken bedeckt, die, wie schon oben bemerkt, jetzt häufig den Himmel überziehen. Ich möchte wissen was gegenwärtig in Europa für Wetter ist, denn hier ist es, die Hitze abgerechnet, sowohl was die geographische Lage als auch die Jahreszeit anlangt, zum Erstaunen regnerisch. Wir haben doch die trockne Jahreszeit, wo eigentlich, außer zwei, höchstens drei Gewittern, Wachen und Monatelang keine Wolke den ewig heitern Himmel trübt und kein Tropfen die trockende Erde feuchtet, dennoch aber haben wir, zumal in der letzten Zeit, fast täglich bedeutende Regengüsse, zum Theil mit, zum Theil ohne Gewitter. Ich bin sehr neugierig, wann denn eigentlich die Regenzeit hier eintritt, worüber man nie übereinstimmende Angaben hört, und wann sie dieses Jahr und heimsuchen wird; viele sagen, der häufige Regen verkündige ihre frühere Ankunft, viele aber auch, daß das jetzige Anlaben des Wassergehalten der Atmosphäre selbige hinausschiebe. Dennach ist die Temperatur sehr bedeutend, und ich habe in den paar Tagen, seit ich thermometrische und barometrische Beobachtungen regelmäßig zu machen angefangen habe, während denen gerade häufige Gewitter erschienen und die Luft abkühlten, immer 25°, 27°, 30 und 40° C. im Schatten beobachtet, und dieß zwar nicht dieß um die Mittagszeit, sondern auch früh 6 Uhr und auch Abends 10 Uhr. Doch kann ich diesen hohen Grad von Wärme, die in der Sonne natürlich um 15° etwa wächst, gut vertragen und fühle mich im allgemeinen dadurch nicht belästigt; so ich bin schon so daran gewöhnt, daß mich bei 22 und 23° C. friert und ich im Bett die Decke weiter herausziehe.

Der Weg nach Sarcandre geht, die letzten ¾ Stunden am Strand augenommen, continuirlich durch den Wald, und es ist wirklich ein geradeser Anblick, diesen herrlichen, üppigen ttrwald in seiner tropischen Fülle und feinem, von dem tiefsten, dunkelsten bis in das hellste Grün gehenden, die materischen Baumschlaggruppirungen bildenden Blätterschmuck zu sehen! Alle möglichen Arten von Bäumen, Sträuchern und Schlingpflanzen steht man da durcheinander, und alle möglichen Arten von Blättersaemen und Gruppirungen. Es gibt Stämme, die sicher 15—20 Mann nur umspannen können, umwunden von Lianen bis an den höchsten Gipfel, sa fast wie ein Mannesschenkel, welche von oben herab wie Taue oder gigantische Klingelzüge ihre Ranken entweder senkrecht herabfallen lassen oder weit auf ander Bäume senden. Doch gibt es neben diesen auch wieder ganz zarte und zierliche Schlingpflänzchen, die ihre feinen langzeltförmigen Blätchen besonders gern um Baumen ausbreiten. Unter den wilden Arten von Palmen will ich keiner den Vorzug geben, denn jede ist schön und nimmt sich an ihrem Platze gut aus, doch gewähren die Frauencocosnuß- oder Fächerpalmen, wenn sie auf einem etwas freien Orte stehen, mit ihren fächerförmigen Zweigen und knolenartigen Stämmen einen interessanten Anblick. Der Weg geht über Berg und Thal und schlängelt sich wahrhaft durch den Wald, welcher von Schmetterlingen, Insekten, Vögeln, Eichhörnchen, Eidechsen, Schlangen, Panzer- und Schuppenthieren und mancherlei Art Wild wimmelt, so daß es einem fawohl durch die verschiedenartigen Anschieden und Nüancirungen jenes, als auch durch das mehr oder weniger häufige Sichtbarwerden dieser an Unterhaltung nicht fehlt, obgleich man nach und nach faß gleichgültig dagegen wird. Man passirt 6 Dörfer (krom's), welche sich vorher durch Pflanz- und Cocospflanzungen, seltener durch Mais- und Yamsfelder ankündigen; in dem Dorfe auf der Mitte der Wegs lasse ich stets halten, gebe den Trägern Genever, setze mich selbst auf den, ehrerbietig durch den Cabasir gebrachten Stuhl und rauche, mich an dem mir ererbeten Palmwein erfrischend und angestaunt von einer, in der That nicht kleinen Zahl von Weibern, Kindern und Männern, eine Cigarre; dann geht es wieder fort und ich verlasse nicht eher wieder den Kord, als am Ziele der Reise, es müßte denn sehr schlechter und schwieriger Weg zum Ausreiegen mich nöthigen, was jedoch selten ist, denn die Neger tragen einen sicher über die steilsten Berge und tiefsten Schluchten. Dieselmal war dieß nur einmal der Fall. Meine Träger, acht Mann, waren Poba-Volk, und dieses gehört zu dem widerspänstigsten, so daß ich es nicht gern sah, daß ich sie nehmen mußte, zumal ich sie und besonders einen unter ihnen, einen großen, starken Kerl, welcher immer das Wort führt und aufsäßig ist, kurz vorher wehreremal ziemlich hart angelassen, mit dem Stock zur Arbeit angehalten, auch durch Entziehung des ihnen in der Regel täglich gereicht werdenden Genevers sie sie empfindlich gestraft hatte — dieß ist die einzige Art, wie man diesem faulen, feigen, dummen und stumpfsinnigen Volke, welches keinen Trieb, nichts hat, woran man es anfassen, zu etwas bewegen und einer höheren Geistesstufe zuführen könnte, keine öffentlichen, keine Privatstrafen — nur Faulheit, Feigheit und den unmäßigen Hang zum Trunk. Diese Kerle halten jeder sein langes Messer, ich dagegen nur meinen Hirschfänger, den ich nur auf Reisen umschnalle, um nicht ganz unbewehrt zu sein, und um etwas zu haben für einen außerordentlichen, noch nie arrivirten Fall, sey es von Menschen oder Thieren her, nicht einmal meine Doppelflinte hatte ich mit, und nur einen meiner Diener als Dolmetscher und für die nöthige Bedienung. Trotzdem aber kam mir auch nicht der Gedanke einer Furcht bei, denn unser geistiges Uebergewicht ist so groß und von den Negern so anerkannt, daß man fonder Gefahr sich ihnen anvertrauen kann; und ich hatte auch bei dieser Gelegenheit Ursache das eben ausgesprochene von neuem bewahrheitet zu finden, denn außerdem daß ich prächtig und schnell getragen wurde, wurde ich auch mit einer Aufmerksamkeit behandelt, wie sie nur einem gewünscht werden kann, ja ich möchte fast sagen, wie sie nur ein niderers einem höhern Wesen ertheilt. Und dieß habe ich bisher immer bei allen Negern beobachtet, nicht bloß diesesmal; doch sei mich hier noch auf, da ich vorher gegen diese Leute streng gewesen war, was ich nur selten und nur, wenn es nothwendig ist, bin, denn ich bin außerdem immer freundlich und gut. Wenn ich ausstieg, so standen drei, wir um mich herum und säuberten mich sorgfältig, und bis ins Kleinliche gehend von allen Blättern u. tgl., was auf mich etwa gefallen war; so wie ich eine Cigarre herausnahm, so stand einer mit einer glühenden Kohle daneben, das fast Löcherlichste aber war, wenn ich einmal zu Fuß ging, da gingen nämlich ein oder zwei vorn weg und nahmen jeden Stein, jeden Ast, ja jedes Blatt und Zweigelchen von meinem Wege, oder sie brachen und hieben die Zweige der Bäume und Sträucher ab, die mich vielleicht genirten konnten, oder sie machten mich auf eine Wurzel, einen Stein oder eine Unebenheit auf dem Wege aufmerksam, oder endlich reichten mir die Hand, oder den Arm oder den Rücken (und dann ging es hudpad).

(Fortsetzung folgt.)

Die Baumwolle von der Goldküste Afrika's ist in England zu einem ziemlich guten Preis verkauft worden, und nach der Shipp. Gaz. vom 11 September ist eine starke Ausdehnung der Baumwollenbaues daselbst zu erwarten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 224. 17 September 1852.

Beobachtungen über das Zodiakallicht,

welche am Observatorium zu Kew vom Januar bis April 1850 von Hrn. H. H. Birt angestellt wurden, kamen in der mathematischen und physikalischen Abtheilung der Versammlung der englischen Naturforscher zur Sprache. Ueber die Natur des Zodiakallichts ist keine Vermuthung aufgestellt, wohl aber Erscheinungen angeführt, die Fingerzeige zu geben geeignet sind, und sich den Beobachtungen Olmsteads anschließen. Die Stellung der großen Lichtmasse ist stets nördlich von der Ekliptik, und es geht eine Veränderung in der Form des Lichtes vor sich, wenigstens in dem Theile, der den Gipfel des leuchtenden Dreiecks an dem Lichtkegel bildet: im Februar ist der Kegel schmaler und die Achse merklich gegen die Ekliptik geneigt. Im März ändert sich dieß bedeutend, der Kegel wird viel breiter, der Gipfel runder, und die Achse wird, während die große Lichtmasse immer noch nordwärts von der Ekliptik sich befindet, so geneigt, daß die Stellung gegen die Ekliptik eine andere wird. Im April wird der Kegel noch breiter, und namentlich aus den Beobachtungen vom 3 März und 10 April geht hervor, daß wir unter besondern Umständen mehr vom Zodiacallicht sehen als gewöhnlich. In Verbindung mit diesen Erscheinungen bemerkte Hr. Birt auch im Anfang des März ein plötzliches, nur augenblicklichen Glänzenderwerden des Lichts, so wie Abwechslungen im Glanze von intermittirender Art. Diese Abwechslungen beobachtete ein Hr. Lowe auch zu Nottingham an denselben Abenden. Sie werden nicht als Pulsationen im gewöhnlichen Sinne des Worts geschildert, sondern als abwechselndes Glänzendere und Trüberwerden der ganzen Lichtmasse, wie solches durch Näherrücken oder Zurückweichen eines leuchtenden Körpers erzeugt wird.

Ein Ausflug zu den Hinterwäldern von Ostkentucky.

(Fortsetzung.)

Der nächste Morgen wurde einer Besichtigung des Landes, wo die Colonie angelegt werden sollte, gewidmet. Wir durchstreiften das Thal, in dem die Mühle liegt, und fanden die Sohle desselben mit weißen, rothen, schwarzen, gelben und spanischen Eichen, einzelnen Buchen, Hickorys und Wallnußbäumen bestanden, zwischen denen sich hier und da fußdicke, kerzengerade Magnolien oder Gurkenbäume erhoben, deren laubige Kronen im Sommer mit prächtigen weißen Kelchblumen von 6 bis 8 Zoll Durchmesser geschmückt sind. Der Boden war mit verschiedenen Grasarten, worunter das als Viehfutter hochgeschätzte Blue Graß, theilweise aber auch mit Steinen bedeckt, welche von dem Bache, der sich durch den Grund windet, aufgewühlt oder von den Sandsteinklippen, welche, mit Nadelholz bewachsen, die Höhen krönen, herabgerollt waren. Besser noch waren die Bänke, welche am Thalrande, hart unter diesen Klippen sich hinzogen, und zwischen achtzig und hundert Fuß breit, den reichsten Boden und einen riesenhaften Baumwuchs zeigten, worunter vorzüglich der schwarze Wallnuß und der Zuckerahorn vertreten waren. Ich maß einen Baumstoß von der erstgenannten Art und fand einen Umfang von 15½ Fuß, während der säulenartige Stamm von der Wurzel bis zum Beginn des Gezweigs leicht vierundzwanzig Ellen hoch seyn konnte. Unter den Felsbrocken, welche herumlagen, bemerkten wir zahlreiche Spuren eines sehr gehaltreichen Eisensteins, und als wir über den Bergkamm in eine andere Senkung hinabstiegen, wies der Major uns am Fuße der Klippen, die sich wie eine senkrechte Mauer von 50 bis 70 Ellen erheben, ein Lager von Steinkohlen, das ziemlich mächtig zu Tage stand. Hier wurden wir auch mit einer uns neuen Methode, die Güte des Bodens zu beurtheilen, bekannt gemacht. Die Probe ist folgende: man grabe ein beliebig tiefes Loch in die Erde und werfe das herausgeschaufelte dann wieder in die Grube. Füllt sich die Vertiefung dadurch nicht wieder zu gleicher Höhe mit ihrer Umgebung, so ist das Land gut und fruchtbar, bildet die hineingeworfene Erde aber einen Hügel, wo es vorher eben war, so ist der Boden nichts werth. „Selbst unsre Gräber" sagte Sudduth, „werden selten von der herausgeworfenen Erde ganz wieder gefüllt, und in kurzem sinken sie ein," eine Bemerkung, die wir schon am folgenden Tage durch den Anblick verschiedener Beerdigungsplätze bestätigt fanden.

Das waren mannichfache Vortheile, die interessen schwerlich jemand bewegen konnten, diese Gegend mit ihren Bergen, ihrer geringen Bevölkneranzahl und ihrer Entfernung von ernähnenswerthen Märkten den Landstrichen im Norden und Westen vorzuziehen, selbst wenn der Verkäufer seine Bedingungen noch liberaler gestellt hätte als Major Sudduth, der den Acre zu einem Dollar (ein Drittel sogleich, das zweite in vier, und das drine in fünf Jahren zahlbar) abzulassen, beim Verkaufe von 7000 Acres eine Schenkung von dreitausend weiteren Acres für Kirchen und Schulzwecke der Colonie zu bewilligen, und außerdem die Schiffbarmachung des vier englische Meilen entfernten Licking durchzusetzen versprach.

Westfields Kopfschütteln bemerkend, verröstete uns Sudduth auf den nächsten Morgen, wo er uns auf Land führen werde, das uns sicherlich besser zusagen würde. Doch blieben er sowohl als mein Freund den Rest des Tages merklich verstimmt, und erst am Kaminfeuer, um welches uns der Abend versammelte,

thaute der Frost, der sich über die Stimmung der kleinen Gesellschaft gelagert, hinweg und machte der früheren Gesprächigkeit und Mittheilsamkeit Platz. In der That, das lebendige Flackern und Züngeln in einem Kamin übt, wie ich mehrmals an mir selbst gewahr ward, einen ungemein günstigen Einfluß auf die Seele aus. In den nächstfolgenden Tagen machten wir, durch schönes Wetter begünstigt, noch verschiedene Ausflüge zu Fuße, und lernten, von dem Major eingeführt, noch manche mehr oder minder eigenthümliche Charaktere kennen.

Auf der einen dieser Wanderungen durch das Waldgebirge, die ich in Begleitung eines jungen Menschen aus der Nachbarschaft antrat, welcher beim Fällen und Rollen der Stämme für die Mühle beschäftigt war, blieb ich die Nacht außen, während Sudduth und Westfelt, die sich einer andern Gegend zugewendet hatten, zu rechter Zeit ins Hauptquartier zurückgekommen waren.

Mein Begleiter war ein schweigsamer Mensch, und unser Weg lief in der Richtung auf die Gränze des anstoßenden Montgomery County durch eine fast ununterbrochene, für Wagen und Reiter durchaus undurchdringliche Wildniß. Nur in den Thälern und Kesseln fanden sich Spuren von Anbau, und selbst diese waren sehr neu. Nachdem wir einige Meilen zurückgelegt, bemerkte ich, in einem Grund hinabsteigend, neben dem sich einer der oben erwähnten zuckerhutförmigen Berggipfel erhob, auf einer Rodung etliche Hütten, die ich anfangs für ein Dörfchen hielt, ein Irrthum, den mein Führer berichtigte, indem er mir sagte, es sey ein Methodistenlager, wo die Bewohner der Umgegend im Sommer ihre Campmeetings feierten. Diese Versammlungen werden anderswo in Zelten abgehalten; da diese sich jedoch hier schwer transportiren lassen und außerdem Geld kosten, haben die Mountaineers es vorgezogen, sie durch Hütten, die fahraus fahrein stehen bleiben, zu ersetzen. Ich vermochte meinen Begleiter zu einem Umwege nach dieser einsamen, jetzt grabesstillen Gottesstätte im Urwalde. Keine Seele war darin zu erblicken. Es war ein Viereck von 18 kleinen Häusern, und der eingeschlossene Raum, auf dem sich die Kochstenfe mehrerer großen Küchenfeuer bemerken ließen, mochte 150 Schritte lang und etwas über die Hälfte davon breit seyn. Die Hütten waren nicht viel geräumiger als unsere Jahrmarktsbuden, und ihre Dächer senkten sich nach hinten, einige nur hatten Fenster, aber ohne Schreiben. An der einen schmalen Seite des Parallelogramms erhob sich, beschattet von einer riesenhaften Eiche, auf vier Säulen eine Ueberdachung, etwa 40 Fuß breit und 24 tief, in welcher sich eine rohe Kanzel und vor derselben ein oben abgeschälter Baumstamm, der als Bußbank (seat of repentance) diente, befanden. Weiterhin lugen noch mehrere dergleichen Stämme, zum Theil mit verdorrten Bromberranken überwachsen — wahrscheinlich als Kirchenstühle gebraucht. Das Ganze machte bei aller Rohheit der Form einen feierlichen Eindruck. Die ringe im dunkeln Forste saulenden Stümpfe sind ein stummes, aber eindringliches Memento mori; die fallenden Blätter, die der Wind wer weiß wohin fegt, ein Bild des menschlichen Lebens ohne den Trost der Religion; die tiefe Melancholie der Scenerie ein trefflicher Hintergrund für die lichte, himmlisch lichte Christusgestalt, die der Prediger mit der Verheißung: „wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen", von der Rechten des Vaters herabruft. Gewiß, hier waltet ächte Andacht, und ich hege keinen Zweifel, daß hier aufrichtiger gebetet wird als in der weißmarmornen Grace Church des New-Yorker Broadways, diesem Tempel der vornehmen Pharisäer „Above Bleeker", der wie ein gothisches Alabasteruhrgehäuse aussieht, und aus dem man hinausgewiesen wird, wenn man für das Recht, den lieben Gott in guter Gesellschaft anbeten zu dürfen, nicht einen Schilling auf den silbernen Teller legt, den der Kirchendiener herumreicht.

Die wenigen Ansiedler hier und noch mehr die in den weiter südöstlich sich streckenden Thäler können nur verkaufen, was, wie sie sagen, selbst zu Markte läuft, d. h. Rinder, Schweine und Schafe. Für letztere sind die Waldweiden vortrefflich, und es möchte sich wohl lohnen, die Schafzucht zur Erzeugung größerer Wollsorten hier im Großen zu betreiben, vorausgesetzt, daß zuerst etwas für Anlegung passabler Straßen geschehe. Ackerbau wird bei der Schwierigkeit der Communication nur zur Deckung des eigenen Bedarfs getrieben, und die Felder zeigen faſt nur Mais und hier und da auf höher liegenden Stellen einige Stücke Weizen und Buchweizen.

Um die Mittagszeit kamen wir auf einen Fahrweg, der uns zu einem Logthanty im Thale brachte. Dies war seit einigen Jahren die Heimath meines Führers, und er hatte die Gelegenheit benutzt, seinen Eltern einen Besuch abzustatten. Die um das Haus und seine Nebengebäude aufgerichtete Fence hatte keine Thür, und so mußten wir darüberklettern. Eine graue Bracke bellte die Bewohner heraus, und wir wurden von der Hausmutter, einer kleinen magern Frau, herzlich willkommen geheißen. Es war eine ärmliche Hütte, aber die Leute hatten sich in den vier Jahren, seit sie vom Big Sandy in Virginien hieher gezogen, nicht bloß zehn Acres gerodet, sondern auch im Innern ganz erträglich eingerichtet, und ihr Stübchen bewies, wie viel Sinn für Sauberkeit und Ordnung selbst unter ungünstigen Verhältnissen zu leisten vermag. Es war ein recht anmuthiges Gemeldlichen, in das wir eintraten. Die wenigen Geräthschaften waren mit Geschmack aufgestellt und sorgsam von Staub und Schmutz frei gehalten. In den beiden Ecken, dem Kamine gegenüber, standen hohe, breite Himmelbetten mit schneeweißen Vorhängen und schmucken bunten Decken, letztere im Westen Quilt genannt und aus weißem Baumwollenzeuge gefertigt, das mit Watte gefüllt und mit vielfarbigen Flicken in Form von Blumen benäht wird. In einem Winkel neben der Feuerstelle war ein Schränkchen mit Tassen, Tellern und anderem Geschirr, und in einem vierten saß, an dem eichenen Familientisch gelehnt, die mit Moccassins bekleideten Füße nach der Flamme gestreckt, ein ehrwürdiger Greis. Er war von athletischem Bau und schaute mit so ausdrucksvollen und majestätischen Zügen in die Welt, daß er das Modell zu einem Jupiterbilde hätte abgeben können, hätte er nicht Tabak gekaut und den häßlichen braunen Saft unaufhörlich im Bogenschusse nach den brennenden Scheiten gespügt. Es war der Großvater der Familie. Seine Tochter, die Mutter des Hauses, kauerte sich, nachdem sie uns Stühle gesetzt, ans Feuer, um das Essen zu vollenden, wobei sie sich bei ihrem Sohne fleißig nach Neuigkeiten von jenseits der Berge erkundigte. Neben dem alten Mann stand an der Wand eine lange Büchse, und zwischen seinen Knien hielt er einen starken, oben gekrümmten Stab, aus einem geschälten Hickorygreige gemacht. Er sprach nach der üblichen Begrüßungsformel zunächst nichts; nach einer Weile aber, während welcher er mich aufmerksam betrachtet hatte, sagte er, in die Tasche greifend: „Chaw, Stranger?" — eine Frage, mit der man im Hinterwalde statt des in der Stadt gebräuchlichen: „Fine weather, Sir!" nicht selten das Gespräch eröffnen hört. Ich lehnte den damit angebotenen Kautabak ab, mich dadurch entschuldigend, daß man in meiner Heimath daran nicht gewöhnt sey, und daraus entspann sich ein lebhaftes Ge-

sprach über allerhand Gegenstände, das erst unterbrochen wurde, als die Frau durch eine blecherne Trompete den abwesenden übrigen Familiengliedern das Signal gegeben hatte, daß die Mittagsmahlzeit bereit sey. Bald darauf kamen sie an — der Hausherr, ein hoher, kräftiger Vierziger, ein Sohn und zwei Töchter, alle gesund und stark, obwohl mehr oder minder von Pockennarben entstellt — und nach freundlicher Begrüßung setzten wir uns zu Tische. Die Speisen, welche der Großvater mit einem Gebete einweihte, nachdem ich die Aufforderung, ein solches zu sprechen, abgelehnt hatte, waren schmackhaft, und der mit köstlichem Rahm gemischte und mit Ahornzucker versüßte Kaffee ließ kaum etwas zu wünschen übrig.

Nach dem Essen besah ich mir die Umgebung des Hauses, wobei der Greis mich begleitete. Ich bemerkte jetzt, daß er hinkte, und auf meine Frage nach der Ursache dieses Gebrechens erfuhr ich, daß es ein alter Schaden sey, von einer Kugel herrührend, die ihm bei Harrisons Feldzug gegen Proctor die Indianer Tekumsehs in die Hüfte geschossen hatten, und die er nicht im Stande gewesen war zu finden. Eine zweite, die ihm auch lange im Fleische gesessen, war von ihm vor etlichen Jahren nach einem angestrengten Ritte entdeckt und ohne langes Besinnen mit dem Rasirmesser herausgeschnitten worden. Neben dem Wohnhause befand sich, durch eine Ueberdachung mit diesem verbunden, eine kleinere Blockhütte, worin von den Frauen die Stoffe gewebt wurden, mit denen die gesammte Familie sich kleidete. Eine Strecke davon wiederete in einem Stalle, der eigentlich passender ein Bohlenkäfig zu nennen war, das Pferd des Farmers, ein rauhhaariger Pony, und eine Strecke weiter, zwischen einem neu angelegten Pfirsichgarten und einem Maisfelde kamen wir an eine Scheune, d. h. an ein Viereck von über einander geschichteten, an den Ecken eingekerbten Baumstämmen ohne Thür und Dach, in dessen innern Raum, der etwa 12 Quadratfuß messen mochte, die jetzt im Felde mit Maisspülen (corn-husking) beschäftigten Leute Massen der lichtgelben Kolben warfen. Ist eine solche ureinfache Scheuer gefüllt, so bedeckt man sie mit Stroh oder Brettern, und das Getreide hält sich, da der freie Luftzug durch die Ritzen keine Feuchtigkeit aufkommen läßt, ziemlich gut darin. Die Arbeit des Pflückens und Ausschälens ging den Leuten ungemein von Händen. Ich versuchte zu helfen und erntete Lob, obgleich ich nicht den dritten Theil so schnell zu Stande kam als jene, und es bald genug ganz aufgeben mußte, da die scharfen Blätter mir die Hände verwundeten.

Etliche hundert Schritte von hier war eine neue Niederlassung gegründet worden, deren Blockhütte, eben erst fertig geworden, in kurzem eine der beiden Töchter der Familie, deren Gast ich war, als junge Hausfrau aufnehmen sollte. Mit Errichtung dieser Wohnungen geht es hier unglaublich schnell, denn selten bedarf man mehr als drei bis vier Tage, um eine solche herzustellen. Das Verfahren ist dabei folgendes: es wird zunächst ein passender Ort, der vor allem nicht feucht ist, ausgewählt und dann ein Tag bestimmt, an welchem unter dem Beistande der Nachbarn zur Beschaffung des Baumaterials vorgeschritten werden soll. Dieses liefert, mit Ausnahme weniger Ränge, der Platz selbst in seinen Bäumen, welche die praktisch construirte amerikanische Art in so viel Stunden fällt und für den Zweck, dem sie dienen sollen, zurechthaut, als ein deutsches Beil Tage dazu brauchen würde. Ein Mann mit einem Gespann Pferde oder Ochsen schleppt sie zur Stelle und legt sie an den Enden und Seiten des Viereck, auf welchem das Gebäude erstehen soll, handgerecht nieder. Der folgende Morgen versammelt die Bauleute zum Richten und Heben. Zu diesem Zwecke werden zunächst vier Cornermen erlesen, welche die herbeigeschleppten Stämme einkerben und in einander fügen, indeß die übrigen sie aufeinanderlegen. Sobald die erste Lage befestigt ist, werden die Tragebalken und Bretter der Diele hineingepaßt, und wenn die Wände die beabsichtigte Höhe erreicht haben, haut oder sägt man einen drei Fuß weiten Eingang und in die eine schmale Seite des Viereck den Platz hinein, wo das Kamin angebracht werden soll. Das letztere wird unten von Feldsteinen und Mörtel, oben aber gewöhnlich von Holzstücken, die man mit Lehm verbindet, zusammengebaut und steht zuweilen ziemlich windschief und gebrechlich aus. Das meist sehr wenig geneigte Dach springt, bei einigen dieser Hütten nach der Front, bei andern hinten, zu einer kleinen Verandah vor.

Damit ist das Haus des Hinterwäldlers vollendet, und der dritte Tag wird nur noch auf Legung einer Stubendecke, auf Verklebung der Ritzen und Fugen, wozu man hier Kalk nimmt, und auf Anfertigung einer Thür, die aber selten ein Schloß, sondern meist nur eine Klinke hat, verwendet. Wo die Leute nicht wohlhabend genug sind, sich die buntgemalten Stühle und die polirten Säulen und Wände zu einem Gurtbette anzuschaffen, welche Cincinnati's Fabriken jetzt für einen billigen Preis selbst nach den entferntesten Gegenden liefern, müssen Axt und Schnitzmesser dem neuen Hausbaute außer einem Tische auch einige dreibeinige Sessel, einen Schaukelstuhl, der unbedingtes Erforderniß ist, und eine Bettstelle schaffen. Die letztere ist ein wahrer Triumph der Einfachheit. Man steckt einen gabelförmigen Ast mit seinem untern Ende in die Flur und legt durch die Zinken eine Stange, welche mit der Spitze, die nicht auf der Gabel ruht, in die Ritze der gegenüber befindlichen Wand geschoben wird und so den unteren Rand der Bettstelle bildet. Ueber diese Stange placirt man eine zweite, welche bis in die zu Häupten ragende und das obere Ende des Bettes abgrenzende Wand läuft. Darüber werden die Bretter befestigt, die als Boden dienen, und die Lagerstätte des Hausherrnherrn ist fertig und bedarf, um ihm zu genügen, nur noch der mit Maisstroh gefüllten Matratze und einiger Tücher und Decken. Ehe derselbe aber in sein neues Gehäuse zieht, muß das Werk seiner Geschicklichkeit und nachbarlicher Hülfe erst nach Gebühr eingeweiht werden, und wie unsre Zimmerleute und Maurer ihren Hebeschmaus, so haben die Bauleute im Hinterwalde ihr House Warming, wo tüchtig getanzt und fleißig Whiskey gezecht wird. Diese Ceremonie sollte hier in einigen Tagen vollzogen werden, und ich bedauerte sehr, der Einladung, daran Theil zu nehmen, nicht Folge leisten zu können.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Kieslers Aufenthalt an der afrikanischen Westküste.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Bemerkenswerth war die auffallende Frische, welche man schon eine Stunde vom Meere entfernt mit dessen Größe wahrnahm, und ich wie herrlich, wie unaussprechlich schön war wieder der Anblick des Meeres, zumal da ich ihn, eingezogt in einen kleinen Raum mitten in dem hohen Walde, mehrere Wochen nicht genossen hatte. Dieses blaue, nach dem Ufer zu grüne Meer mit seinem schneeweißen Schaum und der tosenden Brandung bleibt doch immer neu! Mit Wollust labte ich mich daran und athmete die erfrischende Seeluft ein, die Sarcandre, verbunden mit seiner romantischen Lage, sehr angenehm macht; die Temperatur ist mindestens 5—6° C. niedriger als in Daboltom.

Nachdem ich alles besorgt hatte, kehrte ich den 7 März wieder nach hier zurück. Dießmal hatte ich Volk von Sarcombee; es wollte gleich in dem ersten Kreeme Halt machen, da ließ ich ihm aber sagen, daß ich nur einmal rasten und zwar in der Mitte des Wegs, und daß ich ihnen keinen Krank i. e. Rum oder Genever geben würde, wenn sie nicht schnell trügen. Mit Branntwein allein ist der Neger zu enoeuragiren. In 4 Stunden, ohne einmal zu halten, trug mich nun dieses Volk nach Daboktown, eine Strecke von 6 Stunden sehr unebenen Terrains. Zur Belohnung erhielten sie zwei Flaschen Rum, statt einer. Noch muß ich bemerken, daß ich in Sarcombee den König von Sarcombee zu mir kommen ließ und ihn ex officio bedeutend heruntermachte, und ihm Arrest in Elmina anbrohte. Ich saß dabei ganz ruhig mit bedrohtem Hanpte da und rauchte meine Cigarre, links stand der Commandant des Forts, ein schwarzer Corporal, zugleich mein Dolmetscher, und vor mir der König mit seinen Großen, welcher denn beschrieben seine Lectien hinnahm, alles versprach, mir auch die verlangten Schafe u. dgl. (natürlich gegen Bezahlung) schickte, worauf ich ihm und seinen Cabesiee jedem ein Glas Branntwein geben und ihn in Gnaden entließ. Dieß nur, um die Relation der Neger zu uns zu zeigen. Wie ich wieder zurückkam war Hausch wieder recht wohl, heute aber klagt er wieder. Ich bin von 13 Europäern bei unserem Unternehmen jetzt noch der einzige, welcher gesund ist. Gott sey Dank, seit ich Afrika betreten habe, hat mich das beste Wohlseyn nie verlassen und nicht ein Haar weh gethan: Gott erhalte mir meine gute Natur und meine treffliche Gesundheit! Heusch ist krank, Knothe und Kindermann liegen schwer an der Landeskrankheit darnieder, desgleichen Hinzig, Hinkelmann und Roll (unser Bergleute) und die drei holländischen Werkleute, einer von diesen Bander Meer, und unser trefflicher Bergschmied Hiller und unser Zimmerling Neubert haben das für die Europäer allerdings schrecklicke Klima leider mit dem Tode bezahlen müssen. Hiller starb den 8 März, Neubert den 5ten und Van der Meer den 3 März. [1] Am letzteren haben wir nichts verloren, doch dauert mich Neubert, welcher ein guter, verträglicher, williger, gefälliger und rechtschaffener Mensch war; freilich seine Gesundheit war von vornherein nicht stark genug für die Tropen. Vor allem aber thut mir Hiller leid, um ihn kann ich in jeder Beziehung nur das beste Lob in die Ewigkeit nachsenden. Er war in dem ganzen Umfange seines Faches Meister und seine Geschicklichkeit ging noch weit über dieses hinaus — wir werden ihn sehr missen; als Mensch kann ich nur Gutes von ihm sprechen, seine Redlichkeit und Rechtschaffenheit, sein Verstand und seine Herzensgüte hätten, wäre Gottes Rathschluß nicht anders gewesen, noch lange in ihm vereint der Menschheit nützen und sie erfreuen können. Was ich von ihm Gutes gehört habe, und nur solches sprach man ihm nach, habe ich an ihm bewährt gefunden. Sein Verlust schmerzt mich und es thut mir sehr leid, daß er nicht unter denen ist, die ich wieder zurück in die Heimath bringe oder sende. Ihm sey ewiger Friede beschieden, der einem solchen Manne in jenem Leben nie fehlen wird!

Unter solchen Umständen, da ich der einzige Gesunde noch bin, und Hensch nur halb auf den Beinen steht, die andern aber alle sehr krank sind, kann unser Unternehmen allerdings sich leider nicht fördern. Ich bin zwar dermißt einige Minuten zu bauen, um die Gruben zu gewältigen, doch was läßt sich mit zwei Negern thun, die zwar Zimmerleute heißen, aber nicht verstehen einen Bock zu machen. Wir werden wohl in kurzem nach Elmina zurückkehren und dort die Genesung und Erstarkung unserer Leute abwarten. Zu thun gibt es freylich immer, man muß bald da, bald dort seyn, bald dieses, bald jenes machen, so daß ich eigentliche Muße für mich selten oder nicht habe.

Daboktown, den 17, 3, 45. So reich auch der hier alles Land bedeckende üppige Wald an den verschiedenartigsten Thieren ist, so haben wir verhältnißmäßig deren doch erst wenige gesehen, was jedoch seinen Grund in der Trägheit der Neger findet; man kann einem solchen Kerl eine fürstliche Belohnung für dieses oder jenes Thier versprechen und er kann genau die Punkte wissen, wo es zu treffen ist, so geht er darum doch keinen Schritt. Kommt es ihm gerade vor den Schuß, nun gut, so schießt er es, leider jedoch immer mit so fürchterlicher Ladung und solcher Quantität gehacten Bleies, daß es selten zum Abbalgen mehr taugt. Eichhörnchen, Vögel aller Art, zumal in Unzahl Papagaien, Wild, Eidechsen und Insecten in Hülle und Fülle sieht man stets, seltener Schlangen, von denen mir durch Größe und Schönheit ausgezeichnete Exemplare noch nicht zu Gesicht gekommen sind, so wie Affen, die jedoch häufiger, besonders die kleinen (Cercopitheous pethaurista), von den Negern uns zum Verkauf angeboten werden und die Lust der Flüsse in Unzahl beleben sollen; außerdem habe ich in Elmina einen jungen Tiger oder vielmehr Panther, ein prächtiges Thier und Geschenk des Königs von Aschanti an den Gouverneur, jetzt nach Holland geschickt, gesehen, und hier eine große, fast seltene und schöne Gazelle, ein Ghomäusen, zwei Schuppen-oder Panzerthiere, ein fliegendes Eichhorn und ein eigenes Thier, welches wir nicht zu bestimmen wissen (Chevsch und ich), und ein Mittelding zwei diesem und einer großen Art von Fledermaus (jedoch 1 Fuß lang und 1½ Fuß breit mit ausgespannten Flügeln) zu seyn scheint. Landschildkröten werden uns oft von verschiedener Größe gebracht, und gern zur Suppe gelaust. Gegenwärtig besitzt unser Viehhaus außer verschiedenen Hühnern und Schafen, deren Zahl wechselt, aus drei wollenen Ziegen, einem kleinen Affen und zwei jungen Papagaien von der wegen ihrer größten Sprachfertigkeit so hoch geschätzten graublauen Art mit rothen Schwänzen. Das Jagen selbst ist hier ziemlich unlohnend, da sich in dem kleinen Bereich des freien Bezirkes des Kreme am Tage Vögel, besonders eine Art Sperber (Pfuhe), ausgenommen, von denen die gewöhnlichen, so schön ihr Gefieder auch seyn mag, nicht mehr reizen, nichts verlieren, und der Wald, so wie man nur einen Fuß außerhalb des schmalen von einem Kreme zu dem andern durch denselben sich windenden Pfad setzt, im wollsten Verstinne unheimlich ist, so daß man oft dicht neben sich das Geschrei eines Thieres hört, ohne dieses schießen und, selbst für den tüchtigen glücklichen Fall, ohne es erlangen zu können. Uebrigens ist es, wie jedes Gehen, wegen der großen Wärme sehr fatigant, so daß man, ist man ½—1 Stunde gegangen, so müde wird als ob man bei uns im heißen Sommer mehrere Stunden Wegs zurückgelegt hätte. Morgens und manchmal bei Sonnnuntergang schlendre ich ein bischen mit der Flinte herum, doch auch selten, denn man muß jede unnöthige Anstrengung meiden und scheut auch das Reinigen des Gewehres, welches man natürlich den dummen Negern nicht überlassen kann. Es ist erstaunlich, wie alle Gewehre und Eisensachen, selbst die härtesten und blankesten Stahlwaaren, hier von dem Rosten heimgesucht und aufgezehrt werden. Hat man vor 1—2 Stunden geladen, so kann man selbst bei dem besten Gewehr nicht sicher seyn, ob es losgeht; die mit Feuchtigkeit übersättigte und durchweg geschwängerte Luft sey begierig dieselbe an jeden etwas kälteren Gegenstand, daher vor allem an die Metalle ab. Die Kanonenflinten auch den Heerd werden in wenigen Jahren, trotz der jährlichen Ueberfirnissung, ganz unregelmäßig, eckig und kantig, und zuletzt klein und wie Chaussirsteine.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schifffahrt auf dem Paraguay wird wohl bald sehr geöffnet seyn, da die Regierung von Buenos Ayres die Unabhängigkeit dieses Landes am 17 Julius anerkannt hat, und damit zugleich den Handel mit diesem Lande, unbehindert durch argentinischen Zoll, gestattet. (Shipp. Gaz. 13 September.)

---

[1] Van der Meer und Neubert erkrankten den 22, 2, 45 in Sarcombe und wurden denselben Tag nach Elmina transportirt, desgleichen Knothe. Hiller erkrankte den 24, 2, 45 in Anteneh und wurde denselben Tag über Sarcombe nach Elmina gebracht. Hinzig erkrankte den 27, 2 in Anteneh und Hinkelmann den 1, 3 daselbst, diese beiden wurden sofort an dem Tage übrigs Erkrankten nach über Sarcombee nach Elmina in die Hände des Arztes geschickt. Den 8, 3 erkrankte Kindermann und den 9, 3 Roll in Anteneh; beide wurden den 11, 3 nach Daboktown geschafft, um sie besser pflegen zu können, und den 15, 3 auf ihr Verlangen nach Elmina. Die drei noch lebenden Holländer waren auch erkrankt in Anteneh; ich schickte Raadsma den 16, 3, und Marcus und Rijsted den 17, 3, wie alle anderen in unseren eigenen Kösben nach Sarcombee und von da per Canoe nach Elmina.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 225. 18 September 18 52

Ein Ausflug zu den Hinterwäldlern von Ostkentucky.

(Schluß.)

Die übrigen Nachmittagsstunden brachte ich in Gesellschaft des alten Jupiter zu, dem ich die See und Newyork, besonders aber Cincinnati beschreiben mußte, dessen er sich noch ganz wohl als eines Forts mit etlichen dreißig Blockhütten erinnerte, während es jetzt mehr als dreimal so viel Kirchen hat. Er hatte von Eisenbahnen und Dampfschiffen reden hören, nie aber ein solches Wunderding gesehen, und als ich ihm gar von den Telegraphenlinien erzählte, mit deren Hülfe man in einer Minute seine Gedanken vom Ohio bis nach den Seen hinauf mittheilen könnte, schaute er mich ungläubig an, und das Wort „Humbug“ schien sich ihm auf die Zunge drängen zu wollen. In den Angelegenheiten aber, die seiner Sphäre näher waren, entwickelte er ein reichliches Theil gesunden Menschenverstandes, und mehr als einmal wurde ich durch die Schärfe seiner Urtheile und durch treffende Vergleiche überrascht.

Die Stunden nach dem Abendessen füllten Jagdgeschichten und ähnliche Erzählungen des Alten und seines Sohnes aus, und der letztere zeigte mir das Fell eines gewaltigen Bären, den er vor einigen Wochen in einem Wäldchen von Hickory- und Wallnußbäumen, das man von der Thür aus sehen konnte, erlegt hatte. Das Loch das die Kugel gemacht, bewies daß der Schütze gerade ins Herz getroffen hatte. Als es Schlafenszeit wurde, führte der junge Mann, der mich hergeleitet hatte, mich in die vorhin erwähnte Weberwerkstatt, wo wir ein sauberes Bett für uns beide fanden und des Nachts eine schöne Gelegenheit hatten, durch die Ritzen der Wand astronomische Beobachtungen anzustellen.

Der grauende Morgen sah uns auf den Beinen, und nachdem ich mich von den wackern Leuten verabschiedet, machten wir uns auf den Rückweg, auf den uns der Hausherr eine Strecke das Geleite gab. „Sie waren willkommen, Fremdling,[1] sagte er auf meinen Dank für freundliche Aufnahme. „Hoffe, Sie werden wieder vorsprechen, wenn Sie Ihr Weg hierher führt.“

Die Eagles Mill war auf den nächsten Wege, den wir jetzt einschlugen, von hier nicht weiter als neun englische Meilen entfernt, und so traf ich noch zu rechter Zeit dort ein, um den auf heute festgesetzten Aufbruch nach dem besseren Striche der Ländereien Südbuchs nicht über das Maß der Geduld zu verzögern. Gegen 10 Uhr verließen wir, nämlich Westfeld, der Major und ich, dießmal wieder zu Pferde, die Mühle und ritten den Grund bis zu dem Bade zurück. Hier aber lenkten wir von der Straße, die nach Owingsville führt, rechts ab, da unser Ziel der Licking und Morgan County war. Zuerst nahm uns ein enges dunkles Buchenthal auf, Murder Branch, der Mordgrund, genannt, weil hier dereinst die Indianer mehrere Frauen, die sie aus einer Niederlassung entführt, getödtet hatten, um durch sie in ihrer Flucht vor den sie verfolgenden vom Vater des Majors angeführten Männern nicht länger behindert zu seyn. Von hier kletterten unsere Gäule über einen steilen Berg in ein anderes Thal hinunter, in welchem einer der tausendmaltausend Beaver Creeks Amerika's murmelte, und welches sich nach einer Weile zu einem weiten, wohlangebauten Kessel ausbreitete. Aus diesem bogen wir abermals in eine Senkung des unendlich zerrissenen Landes, um bald abermals an der Seite eines steilen Berges hinaufreiten zu müssen. Auf dem Pfade gings schmal und gefährlich genug zu, besonders für einen Ritter der, wie ich heute, seine zweite Reiellection hatte. Derselbe, ein bloßer Fußweg, war nämlich links von einer Schlucht begränzt, wo in einer Tiefe von 20 Klaftern dunkelblau auf weißem Kalkfelsenbette der Creek floß, und ein falscher Tritt meines Pferdes hätte zu einem verhängnißvollen Sturze führen können, eine Aussicht, bei der ich allerdings meine Füße lieber auf dem Erdboden als in den Steigbügeln gehabt hätte.

An einer Farm hatte sich uns ein Reiter angeschlossen, der einen ledernen Kugelbeutel und ein Pulverhorn umhängen hatte und eine lange Büchse auf der Schulter trug. Er begleitete uns über den Bergkamm in einen zweiten Kessel hinab, wo wir hinter einem großen Blockhause mehrere andere Schützen versammelt fanden. Wir stiegen mit ihm ab und banden unsere Pferde an einen Zaun; der Major, um der hier wohnenden Familie einen kurzen Besuch zu machen, wir, um dem Scheibenschießen, das eben beginnen sollte, ein Weilchen zuzuschauen. Die Gesellschaft bestand aus zehn jungen Männern, sammt und sonders lange, gut gewachsene Leute. Sie hatten an einem halb verkohlten Baumstumpfe, der aus dem geklärten Felde emporragte, eine viereckige Scheibe aufgestellt, in deren Mitte man einen dreizölligen Nagel zu etwa zwei Dritteln seiner Länge hineingeschlagen hatte, und die Kunst bestand darin, diesen so zu treffen, daß er wie auf einen wohlgezielten Hammerschlag bis an den Kopf in das Brett fuhr. Ein Schuß der ihn biegt, gilt weniger, ein solcher der ihn gar nicht berührt, wird ausgelacht. Die Distanz von der Fence, auf welche man das Gewehr auflegte, bis zur Scheibe mochte 50 Schritte betragen. Auffallend war die geringe Menge Pulver, die man zum Laden verwendete, denn kennen sah ich mehr nehmen als hineinte, die in die linke

[1] Der poetische Ausdruck „Stranger“ ist unter den Hinterwäldlern des Gebirgs allerwärts höflich, uns soll nie wird man mit Sie angeredet.

Hand gelegte kleine Kugel nothdürftig zu bedecken, und man sage mir, daß es selbst auf eine Entfernung von 100 Yards keiner größern Quantität bedürfe. Der Erfolg bewies die Richtigkeit dieser Behauptung, denn schon der zweite Schuß trieb den Nagel in die Schreibe. Das schien als nichts Außerordentliches zu gelten, denn noch lagen ein halbes Dutzend Nägel bereit, und Westfield bemerkte später, daß durchschnittlich von drei Schüssen einer in dieser Weise zu treffen pflege. Diejenigen welchen dieß gelingt, halten, wenn alle gefeuert haben, ein zweites Rennen unter sich, und sobald man sich durch dieses über den Sieger klar geworden ist, wird ihm der Betrag der Einlagen, gewöhnlich eine Kleinigkeit, ausgehändigt, und die Gesellschaft läßt sich von ihm dafür mit Whiskey oder Brandy tractiren.

Wir waren jetzt auf dem Lande, welches Suddruth uns als vorzüglich gelobt hatte, und Westfield erklärte sich mit demselben zufrieden. Auf den Bänken, welche die Höhen zeigten, war ein trefflicher Weizenboden, im Thale waren wir gewiß, zwischen dem Flusse und dem Fuße der Berge die schwerste schwarze Pflanzenerde zu finden, die Abhänge endlich konnten gute Schafweiden abgeben. Außerdem eigneten sich die geschützten Gründe und Senkungen zum Pflanzen von Obst, wie uns denn der Major mitten in der Wildniß einen alten Obstgarten wies, den vor Jahren ein Bursche angepflanzt hatte, welcher sich lieber zurückzegogen, um sich einem beschaulichen Einsiedlerleben und nebenbei dem Schweinediebstahl zu widmen — ein Handwerk, das dem Raubritter endlich durch die Nachbarn gelegt worden war.

Eine andere Merkwürdigkeit bieter Gegend ist eine große Höhle, die sich möglicherweise sehr tief in den Berg hinein erstreckt, bis jetzt aber bloß 400 Schritt weit untersucht worden ist. Das Gestein, in dem sie sich befindet, ist eine Kalkart, die Höhe ihres Gewölbes mag 7 Fuß, ihre Weite 12 bis 14 Fuß seyn, und es ergießt sich aus ihr ein klarer Bach. Von einer Blockhütte, die Suddruth in der Nähe des Eingangs hatte errichten lassen, lagen nur noch etliche halbverkohlte Stämme herum. Wie das Feuer ausgekommen war, ließ sich nicht errathen.

Von hier ritten wir durch ein Dickicht, welches jeder deutsche Reiter für entschieden undurchdringlich erklärt hätte, die Zügel um den Sattelknopf geschlungen, die Ruthen und Ranken mit beiden Händen auseinanderbiegend, bald hier, bald da von einem zurückschnellenden Zweige gepeitscht oder gestochen, in einen dunkeln Grund hinein, wo beim Hinaufklimmen aus einer Vertiefung mein Pferd Sattel und Reiter noch einmal verlor, und endlich waren wir am Ufer des Licking, der hier ein schöner klarer Fluß von 30 bis 35 Fuß Breite und durchschnittlich sechs Fuß Tiefe ist. Bald auch zeigte sich eine Lichtung, und auf derselben eine Blockhütte. Ein Stück weiter stand eine zweite, welche nebst den sie umgebenden Feldern ein gewisser Mr. Trombo von Suddruth gepachtet hatte. Hier zu übernachten, war ein Ding der Unmöglichkeit. Die Hütte enthielt nicht mehr als eine Stube, und dieses war für den Hausherrn, seinen Bruder, seine lange, hagere, schwarzäugige Frau und sechs Kinder nebst eben so viel Hühnern, welche eben einen Besuch abstatteten, schon viel zu klein. Außerdem schienen die Leute arm wie Hiob zu seyn, und so brachen wir nach kurzem Aufenthalt in der dürftern, unwirthlichen Wohnung wieder auf, um durch eine Furth im Licking nach dem gegenüberliegenden Morgan County auszuwandern. Hier arbeiteten wir uns bei einbrechender Dunkelheit über einen Bergkamm nach einem weiten Thale mit schönen Farmen, durchströmt von der Nordgabel des Licking, in welcher mir die Tücke meines Pferdes oder die Gewissenlosigkeit Westfields, der den Sattel nicht gehörig festgeschnallt hatte, oder irgend ein Riz, der den Unfall eines schlechten Reiters nicht ertragen konnte (beileibe nicht mein eigenes Ungeschick!) ein unfreiwilliges Bad bereitete, das jedoch trotz der kalten Jahreszeit, Dank einer guten Natur und einem halbstündigen Ritte im scharfen Trabe keine nachtheiligen Folgen hatte.

Dieser Sturz war übrigens die letzte Rate des Lehrgeldes welches ich zu zahlen hatte. Den folgenden Tag, wo wir von unserm Nachtquartier, dem Blockhause eines gewissen Mr. Pieron oder Pears, bis nach Owingsville, eine Strecke von 24 englischen Meilen, in etwas über vierthalb Stunden ritten, kam nichts dergleichen mehr vor, und etwas zerrüttet und lendenlahm zwar, aber doch mit ganzem Gebein konnte ich des Abends einer Vorstellung der „Bloomers“ beiwohnen, wo eine Gesellschaft fahrender Künstler und Künstlerinnen (letztere in dem bekannten wunderlichen Costüm des weiblichen Jungamerika) durch abscheulichen Gesang und noch weit abscheulicheres Spiel das kunstsinnige Publicum des wackern Owingsville zu einer Hekatombe schallender Bravos veranlaßte.

So hatten wir denn unsern Aufstieg in das Waldgebirge des Licking glücklich ausgeführt, und selbst der Zweck, dem er gegolten, war nicht unerreicht geblieben. Westfield trat in nähere Verhandlungen mit dem Major, die am folgenden Morgen zum Abschluß gediehen, und es handelte sich jetzt nur noch um die Ansicht der Theilnehmer an dem Colonisationsplane und um den Gewinn weiterer Colonisten. Wie die Angelegenheit fortschritt, ist hier nicht der Ort zu erzählen; es genüge die Bemerkung, daß sich, als ich Cincinnati verließ, bereits zu 2000 Acres von dem in Rede stehenden Lande Käufer gemeldet hatten.

Der Abschied von unserm alten Major war ein sehr herzlicher, und immer werde ich sein Bild in meinem Gedächtnisse unter denen bewahren, welche mich die von Deutschland mitgebrachten, durch mancherlei Erfahrungen im Osten bestätigten Vorurtheile über die Amerikaner im Westen vergessen und den Volke im Stillen abbitten ließen.

Unsern Rückweg nahmen wir über Poplar Plains, Flemingsburgh und Maysville, eine der fruchtbarsten Gegenden in Kentucky. Das Land, zuerst noch ziemlich bergig und waldig, senkt sich weiter nach Norden zu einer sanft gewellten Fläche, auf welcher seite Maisfelder mit andern wechseln, wo man Hanf, Weizen und wenn ich recht höre, auch Hopfen baut. Die zahlreichen Obstgärten lassen nach dem Alter ihrer Bäume schließen, daß die hiesigen Farmen zu den am frühesten gegründeten gehören, und Vieh von guter Race, Häuser von Ziegeln, leider aber auch wieder eine Menge von Negersklaven vom dunkelsten Schwarz bis zum lichtesten Braun, erzählten von dem Reichthume des Landes, in dessen Röhricht einst Kundschafter Kenton die erste Blockhütte in Nordkentucky erbaute.

In Poplar Plains wohnten wir einem seltsamen Schauspiele bei. Schon an den Bäumen am Wege dahin hatten wir die schriftliche Anzeige gelesen, daß Dienstag den 9 December beim Pferdevereinleiter N. N. eine Auction von Negern stattfinden sollte, und unser Brauner hatte die Gefälligkeit und zur rechten Zeit bis vor den Gasthof zu bringen, neben welchem diese Operation ger sich ging.

Wir trafen eine sehr gemischte Gesellschaft vor der Thür versammelt, Hüte von allen Sorten und Schattirungen, Geschirr darunter, die alle möglichen Charaktere repräsentiren. Die meisten schienen gewöhnliche Farmer zu seyn, doch fanden sich auch einige Physiognomien dabei, die ich für Sklavenhändler hätte hal-

ten mögen. Man besprach sich in Gruppen und würzte die lebhafte Rede mit Flüchen und Schwören, die beim gemeinen Amerikaner so reichlich zu hören sind, daß es mich zuweilen bedünken wollte, als ob sie ihm die Stelle von großen Anfangsbuchstaben und Interpunctionszeichen zu vertreten hätten. Man spaßte und lachte, rauchte und kaute, man spuckte kunstvoll in die Weite und schnäuzte sich mit lobenswerther Sparsamkeit in die Finger, um dann mit dem Taschentuche nachzuhelfen. Das lozzichlagende Schwarzfleisch wartete indeß in einem Winkel hinter der Thür geduldig des Auctionators, der sein Schicksal bestimmen sollte. Es waren, um geschäftlich zu reden, fünf oder eigentlich sechs Stück, eine alte Mulattin mit zitternden Händen und fast zahnlos, zwei junge Neger von kräftigem Baue und beinahe ebenholzschwarz, endlich ein Mann von etwa dreißig Jahren und eine Frau mit einem Säuglinge. Die Alte und die beiden Knaben schienen sich ihren Mienen und Gebärden nach keine Gedanken über ihre Zukunft zu machen. Die Erstere war in den Baumwollenpflanzungen des Südens, vor denen sich die Schwarzen Kentucky's mit gutem Grunde wie vor der Hölle fürchten, nicht zu brauchen, hatte also Hoffnung hier zu bleiben, wo man seine Neger mit seltenen Ausnahmen menschlich, wenn auch nicht als Menschen behandelt. Die beiden Bursche aber kannten entweder die schreckliche Bedeutung der Redensart, „down river“ verkauft zu werden, noch nicht, oder sie ergaben sich stumpfsinnig ins Unvermeidliche. Anders war es mit den beiden übrigen Erwachsenen, die, wie wir hörten, ein Ehepaar waren, und denen der verhängnißvolle Hammer des Auctionators die Trennungsstunde auf Nimmerwiedersehen schlagen konnte. Sie saßen nebeneinander und hielten sich umfaßt, als wollten sie nicht von einander lassen, und das arme Weib, welches, wie die Sulamith des Hohenliedes „schwarz aber gar lieblich“ war und deßhalb nicht bloß von Gatte und Kind getrennt, sondern leicht auch nach Neuorleans in ein Haus der Sünde verkauft zu werden fürchten mußte, vergoß eine Fluth von Thränen. Ein dicker Kerl in einem lichtblauen Tüffelrocke, dessen rothes, gedunsenes Gesicht wie eine Runkelrübe aus einem Zaune weiß- und gelbgestreifter Vatermörder schaute, drängte sich zwischen und durch, um die ausgestellte Waare zu mustern. Er machte sich zuerst an die Knaben. Sie mußten aufstehen, ihre Arme zeigen, sich wie Gäule den Mund aufsperren lassen, sich bücken, in die Höhe springen und ein Stück laufen. Der Mann, die Frau und das Kind wurden einer ähnlichen Untersuchung unterworfen, und als ob Unglückliche, der dieß vielleicht zum Erstenmale geschah, sich gegen die Faust, die sie betastete, sträubte, riß der feiste Faun zu einem Begleiter indecente Witze, für die ihm etliche kräftige Ohrfeigen zu gönnen gewesen wären, die ihm jener aber mit einem Pferdegelächter belohnte.

„Ach, daß und Jemand zusammen kaufte!“ hörte ich die Frau wimmern. — Der Mann schüttelte trüben Blickes den Kopf. — Sie zupfte mich am Rocke und warf ihre großen dunkeln Augen so verzweiflungsvoll, so flehentlich, so unbeschreiblich schmerzensreich bald auf mich, bald auf Westfeld, daß ihr Gesicht mich noch heute wie ein Gespenst verfolgt.

„Ich höre, Sie wollen die beiden zusammen verkaufen“, sagte eine Stimme neben mir. — „Wollen sehen“, erwiederte der Dicke. „Ich einestheils biete nur auf die Jungen und das Weibsbild.“ — „Wie, auf die Alte?“ — „Denke nicht daran. Das alte Gerippe mag der Tod nicht mal haben. Nein, die Junge will ich — schmucke Dirne — verstehen Sie.“ Und dabei blinzelte er mit dem linken Auge und schoß einen Strahl Tabakssauche auf Klafterlänge in die Straße hinaus. — „Aber sie wird 'nen höllischen Spectakel machen, wenns ans Abschiednehmen von ihrem Kerl geht — und dann das Kind?“ — „Natürlich wird sie das. Aber das gibt sich alles. Meine Nigger habens gut bei mir. Ich ziehe sie mit Sanftmuth, und außerdem, was das Kind betrifft, so krieg' ich es um eine Kleinigkeit dazu. — Will's schon wieder losmerden“, setzte er sich besinnend hinzu, und wieder spritzte er eine Salve Tabakssaft in die Weite.

Ich hatte schon zu viel gesehen und gehört, um der eigentlichen Auction beiwohnen zu können, die jetzt beginnen sollte. Auch Freund Westfeld hatte sich stärkere Nerven zugetraut, und wir gestanden uns gegenseitig, daß uns die Lust des Barrooms, in den wir traten, um den Ausgang des ekelhaften Handels abzuwarten, trotz ihres Whiskeygeruches im Vergleich mit der angstschwülen Atmosphäre des Auctionslocales wie Himmelsäther schmeckte. Eine ängstliche Wierteistunde verfloß, während welcher wir deutlich das plärrende Wiederholen der gethanenen Gebote von Seiten des Auctionators und noch deutlicher den Hammer fallen hörten, welcher die Todesstunde des Glückes von zwei menschlichen Wesen schlug. Endlich, nach langer Pause folgte der letzte Schlag, und bald darauf kam der Händler mit den beiden jungen Negern herein, um ihnen Fußeisen anzulegen, und, wie er verdrießlich knurrte, daß mit einem guten Schluck über den Aerger zu trösten, daß die Frau ihm weggefischt worden war.

Der Barkeeper fragte, wer sie erstanden habe.

„Ach so einer von den Geldsäcken (big boxes) aus Mason drüben hat die geibe Dirne mit sammt ihrem Wechselbalge. Möchte wissen, wie er die zwölfhundert Dollars raufkriegen will, die sie ihm kostet? Wahrscheinlich ein Spielzeug für die Frau Gemahlin, oder“ — das weitere hörten wir nicht mehr, erfuhren aber beim Einsteigen in den Wagen, daß der Käufer der glücklich den Klauen des Händlers Entrissenen im Rufe eines milden Herrn stehe, und daß ihr Gatte in einen nicht allzu entfernten Gasthof als Kellner gekommen sey.

Reflexionen hierüber überlasse ich dem Leser. An eine Aenderung der Zustände, die solche Scenen erzeugen, ist vorläufig nicht zu denken, da das zum Theil unbesonnene, zum größern Theile aber von ganz andern Interessen, als dem der Menschlichkeit dictirte Gerede und Geschreibe der Abolitionisten den Süden dahin gebracht hat, daß er selbst die geringste Milderung seiner strengen Sklavengesetze scheut und jeden scharfen Beargwöhnt und mit Strafe bedroht, der sie nur einer Beurtheilung unterwirft.

Die Fahrt von Maysville, dessen Straßen wir mit dem abscheulichsten Specködiufte parfümirt fanden, nach Cincinnati hinab, bot nichts Bemerkenswerthes, denn der dicke Nebel, welcher unser Dampfboot die Nacht hindurch und selbst einen Theil des Morgens einhüllte, hätte uns selbst dann nichts bemerken lassen, wenn unsere Ermüdung uns nicht bis zur Frühstücksglocke ins Bett gebannt hätte.

Aus den Verhandlungen der englischen Naturforscher-Gesellschaft.

Ein Hr. J. M. Rankine theilte Bemerkungen mit „über die Ursachen einer hohen mittleren Temperatur der Flüsse über die der Atmosphäre.“ Diese Bemerkungen beruhen auf den Beobachtungen zweier Franzosen, Namens Renou und Valin. Beide haben, der eine zu Bordeaux, der andere zu Tours die Temperatur der Loire beobachtet und gefunden, daß sie unwandelbar von $1\frac{1}{2}$ bis 2^0 C. im Durchschnitt 2^0, 24 C höher, ist als die der umgebenden Luft. Sie erklären diesen Umstand durch die Wiederausstrahlung der vorher eingelegenen Sonnenwärme aus dem Bette des Stroms. Rankine ist mit dieser Erklärung

nicht einverstanden, weil die höhere Temperatur des Stroms im November über den Durchschnitt und im December fast im Maximum, und die mittlere tägliche Abwechslung der Temperatur im Strom viel geringer ist als in der Luft. Er hält die Friction für die Hauptursache der höhern Temperatur, denn wenn Wasser in einem gleichförmigen Bette und mit gleichförmiger Schnelligkeit abwärts ströme, so werde die ganze dazu nöthige Kraft in der Bewältigung der Friction verwendet, d. h. in Hitze umgewandelt und dieß müsse die Erhöhung der Temperatur bewirken, welche fortgehe, bis der Verlust an Hitze durch Ausstrahlung und Verdunstung den Gewinn durch Friction wieder aufhebe.

Ein Hr. M'Farland gab historischen Bericht über die Erscheinungen der Fata Morgana in Irland, Duna Feadreagh, Freenscheisser, im Irrischen. Sehr alte Nachrichten sprechen von einer im Westen liegenden wundersamen Insel, welche zu Zeiten über dem Meere erscheine. Diese Zauberinsel muß sehr häufig erschienen seyn, da sie einen eigenen Namen O'Brandl, im Irrischen Begoara erhielt; und selbst in ältern geographischen Karten aufgenommen wurde. Man wird durch diese Erscheinungen lebhaft an den alten Druidenaberglauben von einer Todteninsel gemahnt, wohin gespenstische Schiffer die Seelen führen.

Chronik der Reisen.

Kieslers Aufenthalt an der afrikanischen Westküste.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Indem ich dieß schreibe, wird die Luft von einem starken, anhaltenden, fernem Donner gleichenden Getöse erfüllt; es rührt dieß von einem vermuthlich großen und starken, von Altersschwäche umfallenden Baume her, der plötzlich Nachbaräste und Nachbarstämme quetschend niederbricht, wie Goethe so herrlich sagt. Denn eine menschliche Hand reicht natürlich hier nirgends an, und alles grünt und wächst, so lange es es die Gesetze der Natur gestatten. Fällt ein Baum dem Neger über den Weg, so läßt er ihn liegen und macht um ihn herum einen Umweg; will er einen Baum weg haben, was nur selten und unter besondern Umständen ihm in den Sinn kommt, so macht er unten Feuer an und wartet geduldig die Wochen, bis dieses das saftige Holz so angegriffen hat, daß der Stamm sich nicht mehr tragen kann und umstürzt. Daß solche Baumfälle häufig an unser Ohr schlagen, liegt auf der Hand.

Hier sey auch des Geldes, so hier gäng und gebe, gedacht. Dublonen oder Pistolen (auch portugiesische, chilesche u. dgl.) sind gebräuchlich. Auch Brasil, mit schlechtem oft Goldstaub, Mäuche- und Blätterstaub; die Unze Gold (alter Troy- oder Goldgewicht) verfällt in 16 Engels[1] oder Dollars oder spanische Matten, und gilt hier 40 spanische Gulden[2]; 16 Unzen geben auf 1 Pfd., 1 Engl. oder Dollar oder span. Matte gilt 2½ ß. und gestillt in 8 Blanke oder 6 Negre Tafu; er wird repräsentirt durch die nordamerikanischen Dollars oder spanischen, mexicanischen u. dgl. Piaster, Pilares, spanische oder Säulenthaler und in 100 sogenannte amerikanische Cent getheilt, die also = ½ holländ. Stüber sind; sein Werth nach unserem Gelde ist etwa 1 Rthlr. 10 ggr., 1 Tafu gestillt in 2 Smanka, 1 Smanka in 2 Domba, und 1 Domba in 2 Peowa oder Beiba; je nachdem es Neger- oder blanker Tafu war, hat man Neger- und blanke Smanka u. s. w. Man bedient sich zum Abwägen des Goldes des gewöhnlichen metallischen Gelde gewichts, jedoch den Negern gegenüber (so wie auch diese unter sich) zum Abwägen der einzelnen Theile des Engels kleiner Böhnchen, und zwar ist ein rundes, schwarzes oder braunes Böhnchen mit schwarzem Köpfchen ungefähr von der Größe einer kleinen Pistolenkugel oder großen Posse das Gewicht eines Negertafu, ein bräunlichgelbes oder rosafarbenes Böhnchen mit schwarzem Köpfchen das Gewicht eines Smanka, ein karminrothes das eines Domba und ein blaues das eines Peowa; ein rundes schwarzes Böhnchen, kleiner als ein Negertafuböhnchen, ist das Gewicht eines blanken Tafu. Die Böhnchen nehmen natürlich resp. an Größe ab und sind, die Tafuböhnchen ausgenommen, oval.

Ein klein wenig, d. h. ein Körnchen oder Bläschen Gold heißt Eypoo oder Kakeaafe.

Die Tücher sind gewöhnlicher, ganz einfache, meist blaugestreifte Kattunzücher, etwa 73 Centim. ins Geviereck, von denen 15 auf ein Stück gehen, welches etwa 3 ß. kostet und für 1½ Engels ausgegeben wird. So gilt z. B. ein Schaf ein Stück, ein Huhn ein Tuch u. s. w., jedoch nur für uns in Daboktem und Umgegend zusetze besonderen Contractes; in Gimina sind die Nahrungsmittel weit theurer. Diese Tücher heißen Nomal, zum Unterschied von einer größern Sorte, die nicht als Münze dient.

Der Tabak ist amerikanischer, in der Regel Bahia-Tabak, von nicht besonderer Güte und weich Blatt- und Bändelweise als Münze gebraucht.

Weniger hier, aber schon in Cap Coast und besonders von da weiterhin noch Acera und der Küste Niederguinea's, so wie im Innern bedient man sich der Kauris als Münze; es ist dieß die cypraea moneta, das sogenannte Schlangen- oder Otterfischen. Sie haben einen sehr kleinen Werth, ungefähr ½—¹/₁₀ Dou das Stück, also gegen 900 auf den Gulden, und werden aus Ostindien, besonders von den Malediven über England hiehergebracht; sie sollen sich zwar auch hier an der Westküste Afrika's, wenn auch in specieller Abweichung von der ostindischen finden lassen, doch wohl nicht in großer Menge.

Im allgemeinen sind die Geschäfter der Neger in ihrer Art nicht häßlich zu nennen, es gibt, besonders unter den jüngern Personen und den Kindern, sogar recht hübsch, ja man kann behaupten, daß die Negerkinder, vor allen die ganz kleinen, recht artig sind. Unter dem Volk von Pohe, einem Krom etwa zwei Stunden westlich von Daboktem, welches hier mit Restauration unserer Hütten, Vorrathshäuser u. dgl. beschäftigt ist, befindet sich ein bildhübscher Junge von etwa 12—13 Jahren, den ich immer mit Vergnügen ansehe. Besonders schön sind die perlenglechen Zähne und dunklen Augen der Neger mit dem grell abstechenden Weiß, dennoch aber habe ich noch keine Negerin oder doch nur äußerst wenige gefunden, die mir gefallen hätte, ohne ihnen jedoch gerade das Prädicat häßlich beilegen zu können. Der Begriff weiblicher Schönheit ist bei uns doch wohl ein zu bestimmter und mit dem Specifischen der lamarkischen Race verbundener, auch wohl zu innig mit Geist und Seele verwebt, als daß wir für ihn so leicht bei andern Racen einen Ausdruck finden können, zumal wenn diese geistig so wenig über dem Thiere stehen. Ich für meine Person habe die ernsthafte moralische Ueberzeugung, daß mein treuer verständiger Hund Bob, dem allerdings ein besonderer Grad von Ausbildung und wirklich geistigen Fähigkeiten von allen, die ihn kennen, zugestanden werden muß und wird, geschedter ist und mehr Verstand besitzt, mehr geistige Lebhaftigkeit an den Tag legt als alle die Neger, mit denen ich nun schon so vielfach in Berührung gekommen bin, der Moralität nicht zu gedenken, von der ich in diesem Vergleiche nicht sprechen kann, da sie von dem Besitze eines freien Willens abhängt, die man aber wohl vergeblich bei den Negern suchen wird.

Daboktem, den 20. 3, 45. Heute ist der große Donnerstag und nun das schöne Osterfest, die große Leipziger Messe und die sie mich einst so schönen Zeiten; ach wie schmerzlich wehmüthig stimmt dieß in der Erinnerung mein Gemüth. Ja es gab schönere Tage als die jetzigen. Doch ich will Gott für alles danken, es kann und könnte ja noch viel schlimmer kommen; aber ich kann noch nicht ganz mich von den trüben Stimmungen befreien, die leider nur zu oft mich beschleichen, wenn ich das jetzt mit der Vergangenheit vergleiche und den damals von der Zukunft gehegten Hoffnungen.

(Schluß folgt.)

Die dänische Expedition nach Grönland ist nach Kopenhagen zurückgekehrt und hat Eisen, Nickel, Zinn und Kupfer gemischt mit etwas Silber zurückgebracht, aber kein Gold. Das Ergebniß wäre in einem milden Klima nicht ungünstig, das grönländische aber schickt und notwendige Bergleute. (Athen. 11 September.)

[1] Als Wechselmünzen für eine Unze Gold können die spanischen.

[2] Mit Unrecht nennen die Holländer den 16ten Theil der Unze einen Engels, die Engländer haben die richtige Eintheilung, wonach 1 Unze Leon-Gewicht Gold = 16 Nickel's = 20 Engels ist.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widermann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 226. 20 September 1852.

Spanien.

Der Norden.

Von Leon an hat sich der kastilische Charakter der Landschaft ganz verloren, zahlreiche, von den Gebirgen herabkommende Flüsse bilden eine natürliche Bewässerung und machen eine künstliche ziemlich überflüssig (Ziegler II. 149.) Gleich von Leon aus zeigt das Land den Charakter und die Verhältnisse der Zeit: noch ist der Handel unbedeutend (II. p. 148), aber wo Straßen angelegt sind, hat sich schon locale Thätigkeit und Verkehr in hohem Grade entwickelt. So berichtet Widdrington (II. p. 73): „das Thal der Bernesga[1] unterscheidet sich auffallend von dem eben durchzogenen Land; es ist in großem Umfange angebaut, und bietet mehrere Meilen weit eine fortlaufende Linie von Dörfchen und einzelnen Häusern, meist neu oder frisch hergestellt. Diesen Fortschritt oder wenigstens den größten Theil desselben dankt man der Anlegung einer neuen Straße und dem daraus entspringenden vermehrten Handel.“ Emsig scheint darum die Regierung auf weitere Anlegung von Straßen, so weit die politischen und financiellen Nöthen dieß zulassen, bedacht, und die von Mnutoli in seinem neuesten Werke (Spanien und seine fortschreitende Entwicklung p. 351 ff.) angeführten Plane und Gesetzentwürfe zeigen wenigstens, wie dringend man das Bedürfniß zu fühlen anfängt. Spanien hat auch in diesen Gegenden ungeheures nachzuholen, die Leinwandwebereien, die einst in und um Leon blühten, sind fast ganz eingegangen (Ziegler II. 148), und die Zucht der wegen ihrer feinen Wolle berühmten Schafe im Norden von Leon ist sehr geschmolzen. Die Minen in der Umgegend, schon von den Römern angebaut, sind sehr schwach und ungenügend betrieben, und wenn auch einzelnes gerichen ist, so fehlt es doch allzu sehr an Capital zu größerem Anbau (II. 151). Darum ist es kein Wunder, wenn Ziegler wiederholt der herrschenden Armuth und Bettelei erwähnt.

Ziegler reiste nicht, wie Widdrington, das Bernesga Thal hinauf nach Oviedo, sondern ging nordwestwärts nach Lugo und also gerade nach Galicien hinein. Hier sind wenigstens in der Hauptrichtung vortreffliche Straßen, und allebald berichtet er auch, er habe sich „in einem Garten befunden, in dem jedes Stückchen Land benützt ist, und die steilen Berge bis zu den Gipfeln hinauf bebaut sind.“ Dieß gilt jedoch nur von der Umgegend von Lugo, sonst sind „Wege, Landstraßen und Communicationen im allgemeinen und abgesehen von der großen Landstraße nach Coruña, sehr mangelhaft und unzureichend.“ Dieß ist auch der Hauptgrund, weßhalb der Bergbau „sich in neuerer Zeit keinedwegs gehoben hat, und der früher sehr lebendig betriebene Hanfbau gegenwärtig ganz vernachlässigt ist.“ Letzteres mag seinen Grund namentlich darin haben, daß der Schiffbau in Coruña und Ferrol bei weitem nicht mehr ist was er war, wenn gleich jetzt noch „hier von ganz Spanien am meisten Schiffe gebaut und ausgerüstet werden.“[2] Die Regierung beabsichtigt, in Ferrol eine Schule für Mechaniker zu errichten, um sich hinsichtlich des Baues und der Führung von Dampfschiffen nach und nach von der Abhängigkeit, in der es sich England gegenüber befindet, zu befreien. Ferrol hat ein ungeheures Arsenal, große Schiffswerften und Docks und einen der sichersten Häfen Europa's, so daß alle Elemente zu einem Wiederaufblühen der Marine hier vereinigt sind, und geschieht dieß, so wird auch der Hanfbau in der Provinz wieder wie früher betrieben werden.[3] Nach Ziegler (II. p. 175) sind seit kurzer Zeit 12 schöne Kriegsdampfer theils im Bau begriffen, theils vollendet.

Ziegler schiffte sich in Vigo ein, berührte also Asturien gar nicht, wir können aber dieß Land nicht übergehen, da gerade hier sich gegenwärtig sehr wichtiges ereignet, die Eröffnung der Eisenbahn von Oviedo nach Gijon, wobei bekanntlich die Königin Christine, die bei den Kohlenbergwerken sehr betheiligt ist, die Pathin machte. Die Kohlenformation Asturiens besteht aus einer ungeheuren Anzahl von Lagern, die zum Theil bis 40' dick sind. Diese Lager sind durch spätere Erhebungen des Gebirgs in eine fast senkrechte Stellung gebracht worden, so daß sie zu Tage bearbeitet werden, und man keine tiefen Schachte anlegen muß, die anderswo so ungeheure Summen verschlingen. Um die Bedeutung dieser Minen zu zeigen, heben wir aus Widdrington (II. p. 113 ff.) nachstehende Stelle aus: „das große Kohlenfeld Asturiens habe ich schon im J. 1831 besucht, seit dieser Zeit ist die Ausbeutung sehr vergrößert worden, und da die Geschichte derselben wenig bekannt ist, so mögen einige Einzelnheiten, die ich von den Behörden an Ort und Stelle über den ökonomischen Theil erfuhr, nicht ohne Interesse seyn. Bis jetzt ist sehr wenig geschehen, um diese ungeheure Masse von Kohlen wirklich productiv zu machen, so daß ich über den Zustand in dem sich die Werke befinden, sehr erstaunt war. Es bestehen vier große Com-

[1] Es führt von Leon gerade gegen Norden nach der Höhe des Gebirgs.

[2] Es ist indeß zu bemerken, daß der Anbau von Flachs und Hanf nicht blos durch den Schiffbau und seine Gebäulichkeiten veranlaßt war, sondern auch durch den geschilderten Absatz von Leinwand nach Amerika; dieser hat so ziemlich aufgehört, weil das spanische Product mit dem ausländischen nicht im Preise concurriren kann. Indeß scheint doch diese Industrie, so wie die der Gießereien und der Gerbereien wieder im Steigen, „nur fehlt es noch sehr an guten Wegen, und solange in dieser Beziehung nichts erhebliches geschieht, so lange ist auch an einen tüchtigen Export der Producte und Fabricate sowie an einen lebendigen Verkehr und Handel nicht zu denken.“

pagnien und mehrere kleinere in verschiedenen Theilen des Bassins, dessen Masse von einer Kreideformation bedeckt und später theilweise entblößt wurde, wo die Schichten nun zu Tage anstehen. Die erste und bedeutendste Compagnie ist die von Aguado, dem grossen Lieferanten, der zu Paris starb, die zweite ist eine englische Compagnie, welche einen ungeheuern Strich am untern Nalon und seinem größern westlichen Zufluß verwüstet erhielt. Dieser Strich soll die besten Kohlen liefern, aber unglücklicherweise liegt er weit landeinwärts von der See entfernt, so daß, um ihn gehörig zu benützen, eine Eisenbahn von 30 (engl.) Meilen nach einem Hafen in der Nähe der Mündung des Nalon nöthig wäre; die Verbindung mit Gijon ist lang, schwierig und kostspielig. Die dritte bedeutende Compagnie ist die spanische, und die vierte eine belgische, und außerdem gibt es kleinere, namentlich französische, die aber mit geringerem Capital arbeiten. Das ist der jetzige (1843 wo Widdrington das Land bereiste) Stand dieser Minen, welche mit der Zeit auf die Industrie Europa's einen großen Einfluß ausüben müssen. Die Qualität der Kohle wird in Spanien sehr gerühmt, und es gibt allerdings reine gute Kohlen, die den französischen und andern schwefelhaltigen Kohlen sehr vorzuziehen sind, doch aber, namentlich für Dampfschiffe, mit den englischen den Vergleich nicht aushalten, so daß diese englische Kohlen benützen und die Erlaubniß haben, sie frei einzuführen. Mit Ausnahme einiger Schmelzhütten und anderer Anstalten im Süden Spaniens und einigem Absatz nach Frankreich wird wenig verkauft, und ich sehe nicht ein, wo sie sonderlichen Absatz finden sollen. Selbst jetzt suchen sich die Schmelzhütten im Süden dem Monopol der asturischen Kohlen zu entziehen, und drohen, wenn nicht die nöthige Menge Kohlen zu einem wohlfeilen Preise geliefert werde, Schritte in Madrid zu thun, um eine Ermäßigung der Kohlenzölle durchzusetzen; da diese Unternehmer reich sind, und alle solche Dinge in Spanien durch Bestechung durchgesetzt werden, so wird ihnen dieß wahrscheinlich gelingen. Es scheint unbegreiflich, daß Kohlenlager welche zu Tage anstehen, nicht mit einem ungeheuren Vortheil bearbeitet werden und die unrigen aus dem Markte verdrängen sollen. Dem ist aber so, und wir haben bis jetzt von dieser augenscheinlichen Ueberlegenheit nichts zu fürchten.“

Diese Stelle ist höchst bezeichnend. Marie Christine wußte die Herabsetzung des Kohlenzolls wirksam zu hintertreiben; sie kaufte einen großen Theil der Kohlenminen, namentlich die von Aguado an, und sie setzte auch die Erbauung einer Eisenbahn durch, welche Widdrington im Jahre 1843 noch ins Land der Träume verweist. Jetzt also, wo die Eisenbahn nach Gijon eröffnet ist, kann der Zeitpunkt eingetreten seyn, wo der Absatz der asturischen Kohlen die „englischen von den offenen Märkten verdränge“, und man kann sich denken, daß die Engländer zu einem solchen Ergebniß nicht allzu gut sehen. Die Folgen dieses Ereignisses — denn so kann man die Eröffnung dieser Eisenbahn wohl nennen — müssen sich im Handel und vielleicht in der Politik bald zeigen. Schon Widdrington (II. p. 117) ist erstaunt darüber, daß „die großen Fabriken, die kürzlich am Guadalquivir und in andern Gegenden errichtet wurden, nicht in Asturien versucht worden sind, wo Kohle so reichlich vorhanden ist, Holz faſt eben so, und Wasser in ungeheurer Menge durch nie versiegende Gebirgswasser geliefert wird.“ Hier ist eine dichte, mäßige, thätige Bevölkerung [1], die durch ihre Ausdauer und ihren Fleiß für Manufacturen und Fabriken besser taugt als vielleicht irgend eine andere in Spanien, und der rasche und leichte Absatz nach dem Meere gewährt hier Vortheile, die sich selbst am Guadalquivir nicht finden. Zudem sind Ferrol und Coruña in der Nähe, wo der Schiffbau seine alte Heimath hat, wo die Berge Eisen und Holz, die Felder Hanf und andere Materialien in Menge liefern können. Es kann sich hier eine ganz neue Gestaltung nicht bloß für Spanien, sondern für die europäische, selbst die amerikanische Welt bilden; denn in den langen Jahrhunderten der Kriege gegen die Mauren war die Thätigkeit der Nation stets südwärts gerichtet, in der Periode der größten Macht Spaniens unter Karl V (oder eigentlich I.) war dieß gleichmäßig der Fall, und nur unter Philipps II. Herrschaft während der Kriege gegen die Niederlande und gegen England ging die große Armada von Norden aus, um bald wieder zu sinken. Spanien kann durch die Entwicklung seiner industriellen und Handelsthätigkeit im Norden berufen seyn, in den atlantischen Gewässern gegen Norden eine Rolle zu spielen, die es, eine kurze Periode abgerechnet, niemals gespielt hat. Darum ist auch Englands Aufmerksamkeit vorzugsweise auf diesen Punkt gerichtet.

Es ist hiebei nicht ohne Interesse anzumerken, daß die schandbarste Verwüstung, welche San Sebastian im J. 1813 durch die Engländer erfuhr, von der öffentlichen Stimme Spaniens dem Neid der Engländer über die Handelsblüthe der Stadt, und namentlich über den Verkehr mit Frankreich zugeschrieben wurde. Mag dieß nun wahr seyn oder nicht, so zeigt es die Stimmung und die Ansicht, welche in Spanien über die Engländer herrscht. San Sebastian ist aus der Asche wieder erstanden, und wenn auch die dasigen Schiffswerften (s. Ziegler II. 374) noch bei weitem nicht die alte Wichtigkeit wieder erlangt haben, und die Webereien und Waffenfabriken gesunken sind, so ist doch die Industrie und der Handel wieder im Steigen, und seit der Verlegung der Douanen an die Bidassoa hat sich die Zahl der im Hafen von San Sebastian anlegenden Schiffe von 340 (im J. 1840) auf 724 (im J. 1847) erhöht und der Umsatz beträgt nahe an 40 Millionen Realen. [1] In ganz Guipuzcoa hat nach Ziegler, „der Ackerbau, so weit es der gebirgige Boden gestattet, große Fortschritte gemacht, eine große Menge Sumpfgegenden ist ausgetrocknet worden, und man hat auf diese Weise sehr viel culturfähigen Boden gewonnen.“ Ebenso ist dieß nach Widdrington in Asturien der Fall, wozu die wachsende Menschenzahl das ihrige beigetragen haben mag, denn bekanntlich gehen auch Biscaya, wie aus Galizien, eine Menge Menschen theils ins übrige Spanien, theils übers Meer nach den ehemaligen spanischen Colonien. Indeß soll diese Wanderung namentlich in Folge der theils projectirten, theils schon begonnenen und ausgeführten Eisenbahnen stark abgenommen haben. Zudem steigt die Industrie, und wenn auch Biscaya nicht mehr die „Eisenmine und Waffenschmiede Spaniens“ ist, so finden doch noch in den Kohlen- und Eisenminen eine Menge Menschen ihren Unterhalt. Das Wichtigste aber ist die Seefahrt dieser Küstenländer, und hier stoßen wir auf eine alte Eifersucht zwischen Engländern und Spaniern. Ziegler bemerkt hierüber (II. p. 383), „die alten Guipuzcoaner trieben einen sehr bedeutenden Handel, und hatten sich durch ihre großen Entdeckungsreisen einen glänzenden Ruf erworben. Sie waren als unerschrockene und gewandte Seeleute bekannt, und

[1] Die Hauptnahrung besstehen ist Mais, dessen Anbau sich fortwährend ausdehnt, und mit großer Sorgfalt betrieben wird; auch der Kartoffelbau dehnt sich rasch aus, und zuvern liefert in den höhern Thälern die Kastanie einen reichlichen Beitrag zu den Nahrungsmitteln.

[1] Bemerkenswerth ist, daß auch hier der Export nicht die Hälfte des Imports beträgt; ein Gleiches ist der Fall in Vigo, wo die Einfuhr über 8 Mill., die Ausfuhr nur 4½ Mill. macht. In Coruña ist die Einfuhr 30, die Ausfuhr 23 Mill. Der Hafen von Gijon kann in dieß Verhältniß bald eine starke Aenderung bringen.

besaßen eine ganz ansehnliche Menge von Schiffen, wozu die Wälder des Landes das nöthige Bauholz lieferten. Von der Fischerei, die sie in großartigem Maaßstab trieben, und namentlich dem Wallfischfang obliegen, fingen sie zu größerm Unternehmungen über und suchten sich namentlich im Seehandel hervorzuthun. Schon im 13ten Jahrhundert leisteten die Basken der Krone von Castilien dadurch einen großen Dienst, daß sie während der Belagerung von Sevilla das von dem Admiral Bonifaz befehligte Geschwader verproviantirten. Auch den Franzosen gewährten sie Unterstützung gegen die Engländer, wie dieß bei der Belagerung von Rochelle der Fall war. Die baskischen Schiffe waren damals wegen ihrer guten Bauart bekannt, und im 14ten Jahrhundert viel in den Häfen von Galizien, Portugal, Catalonien, Frankreich, England und den Niederlanden zu finden. Der Handel und die Seemacht der Basken erweckte endlich die Eifersucht Englands und führte zu Feindseligkeiten, so daß es zwischen dem baskischen und englischen Geschwader im J. 1350 zu einer blutigen Seeschlacht kam, in welcher die Basken total geschlagen wurden, und einen großen Theil ihrer Flotte einbüßten. Im Monat August des Jahres 1351 schlossen jedoch Biscaya und Guipuscoa mit England auf 20 Jahre einen Waffenstillstand, worin eine gegenseitige Entschädigung für alle die Schäden, welche von der einen oder andern Partei seit dem Frühling des vorigen Jahrs verursacht worden waren, stipulirt wurde. Hieraus geht hervor, daß die Seemacht der Basken damals von großer Bedeutung war, und daß diese Küstenbewohner ein freies unabhängiges Volk bildeten, welches die Kraft besaß, ohne Castilien einen Vertrag mit dem mächtigen Nachbar einzugehen."

(Schluß folgt.)

Untersuchung der Farben in den Gemälden der Alhambra.

Die Revue archéologique (August) enthält die Resultate einer Untersuchung über die in der Alhambra angewendeten Farben, die sich jetzt noch so frisch erhalten haben. Allerdings mag hiezu das schöne Klima Andalusiens nicht wenig beitragen, doch kann die Stärke und Reinheit der Farben nicht ohne Einfluß geblieben seyn. Die Farben bestehen bloß aus roth, blau, weiß, gelb und grün. Roth und Blau spielen die Hauptrolle. Das Blau, welches auf dem Gyps fest aufsaß, und möglichst genau abgelöst wurde, zeigt sich nach den angewandten Reagentien als Ultramarin; das Grün besteht aus zwei Stoffen, Blau und Gelb, welches letztere ein organischer Körper, Gummi oder vegetabilischer Lack seyn muß. Das Roth ist Zinnober.

Chronik der Reisen.

Kießlers Aufenthalt an der afrikanischen Westküste.

Erster Abschnitt.

(Schluß.)

Von den vier Leuten, welche ich mit aus Sachien gebracht habe, lebt nun nur noch einer, Hinaig; Hinkelmann ist vorige Woche den 14, 3, auch gestorben, dessen wirklich kerniger Gesundheit ich dieß wahrlich nicht zugetraut hätte. Es ist fürchterlich, wie das schreckliche Klima hauset und wahrhaft den traurigen Erlebnissen auf der Niger-Expedition gleicht. Kindermann und der sünfte, von ihm mitgebrachte Bergmann, Roll, sind vorige Woche ziemlich schwach nach Elmina geschafft worden, eben dahin habe ich auch am Sonntag die drei noch lebenden Holländer spedirt, die entsetzlich von der Landesfrankheit litten. Gott weiß, wie viele daran mit Hülfe des Arztes dem Schicksale ihrer Genossen entgehen werden?! Ich bin mit Hrusch nun wieder ganz allein hier, und Gott sey ewig Dank, erfreue mich noch ganz meiner herrlichen Gesundheit, noch keinen Einfluß des Klima's fühlend.

Vorigen Montag in der mondhellen Nacht hat ein Tiger — eigentlich ein Panther oder ein Leopard, welche beide an der Küste von Guinea vorkommen, hier besonders die letzteren; auch trifft man hier Tigerkatzen, hier aber immer Tiger genannt, an, eigentliche Tiger aber nicht — eine unserer Ziegen aus dem wohnerwahrten, kaum 20 — 25 Schritt von unserem Hause entfernten, mitten unter bewohnten Häusern liegenden Stalle geholt. Unsere Neger fanden sie, die Spur verfolgend, unsern im Walde am andern Morgen; nun konnte deutlich die Krallen-eindrücke (nicht der sanftesten Art) sehen, doch war sie am Hintertheil nur wenig angetroffen, der Tiger also bald gestört worden. Wie lassen ihm durch ein paar Jäger anspassen, wollen zwar auch Theil nehmen, achteten ein paar Nächte Schlaf aber doch höher, zumal es aus jenem Umstande sehr problematisch ist, ob er kommt, und ist dieß der Fall, er dieß früh nach Mitternacht oder gegen Morgen thut.

Gestern Abend wurde ich unangenehm beim Einschlafen gestört; ich hatte nämlich, da meine Haare sehr trocken geworden waren, etwas Haaröl hineingerieben; kaum aber war ich kurze Zeit im Bett, als Hände, Gesicht und Haare von Ameisen überdeckt waren, und das Kopfkissen und die hintere Wand der Betten davon wahrhaft wimmelten, wie ich durch das Gefühl der Hand unterscheiden konnte, denn die Sache war mir zu unbedeutend, um erst Licht anzustecken; so wird man gegen dieses und alles andere, selbst das ekelste Angreifer, wie große Spinnen u. dgl. gleichgültig, woran natürlich, jedoch das eigentliche Ungeziefer, Flöhe und Läuse durchgängig, selbst in den schlechtesten Negerhütten, ausgenommen, hier mehr als Ueberfluß ist. Ich warf das Kissen heraus, nahm mein Rückenkissen und legte mich auf die untere Seite des Bettes, bald, da eine kühle Nacht war, in die Arme des Morpheus sinkend. Auf alle Süßigkeiten, besonders aber Oel stürzen die Ameisen mit wahrem Heißhunger, so daß ein kleines Fleckchen davon auf dem Tische in wenigen Momenten ganz schwarz ist; Raunenswerth ist die Schärfe ihres Geruches, denn sie wittern so etwas auf eine beträchtliche Distanz, so z. B. das Haaröl, welches ich in kleinerer Quantität des Morgens eingerieben und mit nachher ein oder zweimal noch den Kopf gewaschen hatte, so daß es nur unbedeutend noch vorhanden seyn konnte.

Dahobrem, den 31, 3, 45. Gestern vor acht Tagen, den 23 März, als den ersten Feiertag (wenigstens nach dem von Portsmouth mitgebrachten Almanach), unternahmen wir (Hrusch und ich) eine Partie höchst origineller und angreifender Art, welche mir uns schon seit Wochen vorgenommen hatten, die immer aber entweder durch sein Unwohlseyn oder andere Hindernisse verschoben wurde. Eigentlich kann man es eine kleine Reise nennen, denn sie besteht sowohl aus Land-, Fluß- als Seefahrt, doch hier, wo der Raum nichts gilt, nimmt man dieß nicht so genau. Nämlich volle drei Stunden von hier, an dem Krom Hotopo, fließt ein mittelgroßer Fluß vorüber, welcher sich in den herrlichen Gruppirungen durch den prächtigen Urwald windend, ungefähr 5—6 Stunden weiter unterhalb bei Burry (Boetry, wie es die Holländer schreiben), in das Meer ergießt und, soweit was die Landschaft als die Jagd betrifft, eine höchst ergötzliche Fahrt darbietet. Wir begaben uns den ersten Oster-feiertag früh gegen ½8 Uhr per Kork nach Hotopo (eine sehr angenehme Tour und interessanter als andere ähnliche, da der Weg nicht immer durch hohen Wald geht, sondern auch sich durch niedere Partien zieht und auf die kurze Distanz 5 oder 6 Krome berührt); daselbst kamen wir gegen 11 Uhr an, nahten ein wenig uns und erfrischten uns an labendem Cocosnusswasser, worauf wir uns dasselbst stets für uns bereit liegende Gouvernementscanot bestiegen und, von 5 Ruderern und 5 unserer Diener begleitet, die Fahrt auf den Butrysluß unterhalb antraten. Wenige Federn und am wenigsten die meinige sind es im Stande, diese interessante Reise zu beschreiben — der Butrysluß ist, wie ich schon erwähnte, nicht unbedeutend und war gerade damals zufolge mehrerer Starken, im Innern gefallener Tornados bedeutend angeschwollen; rechts und links nahte der üppige Wald in den reichsten und phantastischsten Staffierungen, bald ebenes Land, bald Berge bedeckend, empor; bald stuhten wir durch wahrhafte Laubgänge, bald durch flaches Terrain, mit Gebüsch bewachsen, bald zeigten sich und mächtige Stämme, durch die verschiedenartigsten Lianen zu undurchdringlichen Mauern vereinigt; bald auch waren die

über mit einer eigenen Baumgattung dicht besetzt, welche hoch hinaufstrebend, von allen Höhen Zweige in das Wasser herabsenkt, die daselbst Wurzel fassen und ein so dichtes Verhack bilden, daß kaum ein Vogel hindurchdringen vermag; oft auch wurde unser Weg durch einen querüberliegenden Stamm, oder durch dergleichen aus dem Wasser here vorragende gehemmt, die, beiderlei Arten, in Unzahl uns in den Weg traten, obgleich ich nur wenige Wochen vorher an Ort und Stelle den Fluß hatte ausbauen und reinigen lassen. Das Wetter war besonders günstig, denn den Vormittag wurde die Sonne mehr oder weniger durch Wolken verschleiert und so die Hitze gemildert, und später gegen Mittag schützte uns der Wald, leider gerade während des Mittags beide nicht mehr, denn wir haben jetzt die Zeit, wo die Sonne im Zenith steht, und da konnte uns nun allerdings der dichteste und höchste Wald nicht mehr schützen vor den brennenden, senkrecht mit aller Gluth herabschießenden Sonnenstrahlen; glücklicherweise hatten wir unsere Sonnenschirme mit und es stellte sich zeitig genug der von der See wehende kühle Wind ein. Gegen 3 oder 4 Uhr kommen wir nach Butry. Dieß ist ein unbedeutendes Negerdorf, jedoch wegen der Mündung des Flusses für den Palmölhandel sehr wichtig, mit einem wunderlichen auf steilen sich hohem Berge gelegenen Fort (Constein). Die Lage dieses Forts ist reizend, und die Aussicht auf das Meer und die fernartig gestalteten Buchten, den Fluß und das Land unbeschreiblich schön. Der Commandant von Hein empfing uns sehr freundlich, und begleitete uns den nächsten Tag, trotz seiner Neigung zur Seekrankheit, nach dem etwa zwei Stunden weiter nach Westen gelegenen, den Engländern gehörigen Dix-Cove. Diese Fahrt, in dem nämlichen Fünfschiffercanot, welches uns auf dem Flusse nach Butry gebracht hatte, war überaus angenehm, denn das Meer war sehr ruhig, das Wetter mild, und alles für uns, die wir so lange den herrlichen Anblick der See entbehrt hatten, gleichsam neu; trotz der großen Nähe war die Brandung, wie überall und immer hier an der Guineaküste, sehr stark, und die blaugrünen Wellen mit schneeweißem Schaum und irisfarbenem Wasserstaube jagten mit unaufhaltsamer Schnelle gleich Neptuns Rossen mit fliegender Mähne der in dem verschiedenartigsten Grün und der mannichfaltigsten Gestaltung prangenden Küste zu. Es war wohl 11 Uhr als wir in Dix-Cove ankamen. Dieß ist ein durch Handel bedeutender und mit vielen ansehnlichen und geschmackvollen Häusern, so wie einem neuerbauten Fort geschmückter Ort; wie in all den englischen Städten und Orten, welche ich gesehen habe, drang sich mir unwillkürlich das eigene englische, vortheilhaft von jedem anderen, zumal holländischen, auszeichnende Gepräge auf. Da bemerkt man überall Geist und reges Leben, Handel und Wandel, Wohlstand, Selbstbewußtsein und Freiheit; man lebt neu auf und wird durch einen gewissen Aufschwung gleichsam fortgerissen und angesteckt, von der man in Holland größten Handelsstädten keine Ahnung erhält, wo man selbst bei aller Handelsgeschäftigkeit einer gewissen Indolenz und Trägheit zu häufig begegnet. Gegenwärtig ist kein Commandant; in dem Fort, der schönere, ein reicher, gebildeter, sehr beliebter Kaufmann, Frank Swanzy, ist vor kurzem in der Absicht zurückzukehren, nach England gereist. Sein Bruder, Andrew Swanzy, früher in Odindien, jetzt seit 8 Monate hier, bewohnt dessen schönes auf der linken Seite der größern Bucht auf einem Berge gelegenes Haus, in welcher der europäische Comfort Afrika vergessen läßt. Wir besuchten ihn und forderten bei ihm, der ein sehr angenehmer, gebildeter Mann ist, und durch sein gastfreies Französisch die Conversation sehr im Schwung hielt. Von seinem Haus aus bietet Dix-Cove einen reizenden Anblick dar, und ich konnte mich nur mit Mühe von dem Fenster trennen, so oft ich auch schon derartige Ansichten genossen habe. Es liegt an zwei Buchten, die linke ist die größere und durch ein festiges Promontorium, auf der das Fort liegt, von der rechten, kleineren, getrennt. Die Fahrt zurück machten wir allein, da van Hein einen Rückfall der den Vormittag bekommenen Seekrankheit befürchtete und den Rückweg zu Land vorzog; sie war zwar etwas unruhig, doch kurz, und schon nach einer Stunde lachte uns die paradiesische Bucht Butry's entgegen. Beim erwähnten Hinaufsteigen des steilen und hohen Berges, auf dem das Fort liegt, bemerkte ich links am Wege zu meiner großen Freude den Mimosa (Wunderbaum) wildwachsend, den wir so vielfach in unsern Gärten gezogen haben, und der uns durch sein krachendes Aufspringen der Samenkapseln so viel Spaß gemacht hat. Den andern Morgen (den dritten Feiertag) kehrten wir wieder zurück und gelangten gegen Abend erst da wir in Hetowe nicht genug Träger bekommen konnten und den größten Theil des Weges zu Fuß machen mußten) glücklich hier wieder an. Beide Fahrten, sowohl hin als zurück auf dem Flusse, waren zu früh am Tage, daher unsere Jagdbeute unbedeutend. Ich schoß außer mehreren kleinen schön gefiederten Vögeln einen großen Eisvogel, hier Portnjeje genannt; wir gedachten einen Affen mitzubringen, doch haben wir aus dem angeführten Grunde keine gesehen, sondern nur das zahlreiche Geschrei im Gebüsch gehört.

Unsere Menagerie hat sich um einen Affen und ein wunderniettes, allerliebstes Thierchen, einen jungen fliegenden Phalanger (Petaurus sciuraea), vermehrt, der gleich dem fliegenden Eichhorn mit Hülfe zweier Seitenmembranen fliegt und ausgewachsen die Größe einer Ratte erreicht, jedoch einen sehr buschigen Schwanz hat; dieser, so wie sein außerordentlich flinkes und fuchsähnliches gebildetes Gesicht macht ihn täuschend einem Diminutivfuchse ähnlich.

Die Regen und Gewitter haben nachgelassen, und wir erfreuen uns jetzt einer recht trockenen, wenn auch afrikanischen Witterung. Die Nächte sind prächtig und der einzig getrübte Himmel fesselt mich umsomehr, als gegenwärtig ziemlich früh nicht nur mir nach fremde, der südlichen Halbkugel angehörige Sternbilder über den Horizont kommen, sondern auch unsere Bekannten, der große Bär u. s. w., ja selbst der Polarstern sichtbar sind.

Unsere Expedition gleicht in Beziehung der Sterblichkeit wirklich denjenigen auf dem Niger. Heute haben wir wieder eine Todesnachricht bekommen und ihr, so wie früheren zufolge, ist nun auch der letzte der von mir mitgebrachten, Begleiter, Himmig, den 19. 3, und der mit Kindermann gekommene Noll den 28. 3, so wie die drei noch übrig gebliebenen holländischen Werkleute, Nissen den 17, Marcus den 19, Raadsma den 18. 3, 45 gestorben; demnach sind nun alle unsere Leute, fünf Dergleute und vier Werkleute todt, und nur wir vier Beamte leben noch, von denen einer, Kindermann, noch krank ist. Knothe ist Reconvalescent und Hausch wieder recht wohl. Ich befinde mich noch ganz gesund und frisch, und sehe noch nicht den geringsten schädlichen Einfluß des Klima's.

Miscellen.

Die Sammlung Clot Beys, welche im Louvre angekommen ist, und demnächst ausgestellt werden soll, besteht aus einer bewunderswerthen Reihe von Bronze und Elfenbeinarbeiten, von Holzschnitzereien, sehr merkwürdigen und wunderbar erhaltenen Stoffen, Geräthschaften aller Art, Musikinstrumenten u. s. w. Man bemerkt mehr als tausend Figuren von Gottheiten, sämmtlich sehr gut ausgewählt. Ferner Papyrusrollen, Mumien, Basaltsarkophage. Einige dieser Ueberreste reichen in die Zeit der ältesten Dynastien Aegyptens hinauf. (Revue de l'Orient. September.)

Ueber die Gold-, Silber- und Seidenstoffe des Mittelalters hat Hr. Francisque Michel, welcher der gelehrten Welt bereits durch seine Arbeiten über die „Races maudites", namentlich in Frankreich bekannt ist, ein eigenes Werk begonnen, von dem der erste Band bereits in Paris erschienen ist. So viel wir aus der überschriftlichen Angabe in der Revue archéol. (August) ersehen können, wird das Werk in antiquarischer, wie in gewerblicher Beziehung von Bedeutung werden, und auch die Geschichte wird manches gewinnen, indem er den Gang der Fabrication mancher Stoffe aus dem Orient nach dem Occident nachweist. Der Verfasser hat sämmtliche in den Traubadours, in den Chroniken und Fabelbüchern anzuführenden Stoffe etymologisch und geschichtlich zu erklären gesucht.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 227. 21 September 1852.

Aus den Verhandlungen der englischen Naturforscher-Gesellschaft.

In der geologischen Abtheilung legte ein Hr. Griffith die seit 1838 wesentlich verbesserte geologische Karte von Irland vor, und machte dabei auf die eigenthümliche Gestaltung des Landes aufmerksam, dessen Küste bergig, während das Innere flach ist. Von Dublin bis Galway, eine Strecke von 120 (engl.) Meilen erhebt sich das Land nur 100' über die Meeresfläche, und dieß ist Ursache, daß Canäle und Eisenbahnen mit verhältnißmäßig so geringen Kosten angelegt werden. Lough Allan, den man als die Quelle des Shannon betrachten kann, ist nur 160' über dem Meere. Der durchschnittliche Fall des Flusses ist 6" auf die Meile, ein Umstand, dem man die Trägheit auch der übrigen Gewässer und die Ueberschwemmung großer Landstriche während sechs bis neun Monaten des Jahres zuschreiben kann. Die Bergketten, welche die Schichten Irlands bezeichnen, laufen im Norden von NW nach SO, und in der Grafschaft Cork fast von O nach W. Beginnt man mit der Unterlage und geht nach der Spitze hinauf, so kann man sagen, daß der Glimmerschiefer, welcher die Unterlage aller Niederschlagsgesteine Irlands bildet, im Ueberfluß in den Grafschaften Londonderry und Donegal sich findet, wo er durch das Vordrechen des Granits in allen Richtungen verdreht ist. Granit kommt noch im Norden der Galway-Bucht vor, wo dann metamorphisches Gestein und Glimmerschiefer folgen. Nördlich der großen Grünze brechen mehrere Granitkessel durch den Glimmerschiefer und Kalkstein. Weiter nordwärts ist der Glimmerschiefer durch silurisches Gestein bedeckt, das zahlreiche dieser Formation gewöhnlich zukommende Fossilien enthält. Auf dieß silurische Gestein folgen ungeheure Massen von Conglomerat, die große, fast völlig abgerundete, oft eine Tonne wiegende Stücke grauen Granits enthalten, der von dem übrigen Granit durchaus verschieden ist, und sichtlich einer ältern Periode angehört. Die Dicke der silurischen Schichte mit Einschluß des Conglomerats kann man auf 5000' angeben. Dann folgt ein Distrikt alten rothen Sandsteins, und hierauf der große bergige Kalkstein-Distrikt, welcher zwei Drittheile von ganz Irland einnimmt, etwa 6000' dick ist, und die Kohlenlager Irlands enthält. Unter diesen zeichnet sich der Berg von Arigna aus, wo zwischen den Kohlen ein thoniger Eisenstein gelagert ist, der nicht weniger als 40 Procent sehr vorzüglichen Eisens liefert. Auf der Nordseite der Lough Neagh in den Grafschaften Tyrone und Down ist ein Tertiär-Distrikt von 10 Meilen Länge und 4 Meilen Breite, durch den man die auf 300' Tiefe gebohrt hat, um Kohlen zu gewinnen: es fand sich abwechselnd weißer Eisenstein und blauer Thon mit Surturbrand oder Holzkohle, eine Reihenfolge ganz ähnlich der zu Bovey in Devonshire. Im Ganzen sind die Kohlen nicht häufig, und da die obern Schichten an mehrern Orten längst ausgebeutet sind, so ist nicht zu hoffen, daß große Unternehmungen werden gewagt werden, um so weniger als die meisten Kohlen viel Schwefel enthalten, und darum nur zum Kalkbrennen benützt werden. Indeß zeichnet sich ein Kohlen-Distrikt in Kilkenny aus, der eine Kohle liefern soll, welche wie die Holzkohle keine Flamme gibt.

An diese Angaben Griffiths schließt sich eine Abhandlung von Hrn. R. Young über die sogenannten „Eskars im mittleren Theile Irlands." Es zeigt sich darin, wie sehr das Meer an der Bildung des inneren Landes gearbeitet hatte, und wie mächtig in der Zeit des Diluviums die Meeresarme noch ins Herz von Irland einschnitten. Er schilderte den eigenthümlichen Charakter des Landes zwischen Dublin und Galway, den Mangel an Bergketten, den trägen Charakter der Wasserläufe, die ungeheuren Moorstriche (bogs), die zahlreichen Kiesgruben, die ungeheure Ausdehnung des kohlenhaltigen Kalksteins, und ging dann speciell auf die in diesem Distrikt durchaus vorherrschenden Erscheinungen Kiesschutt, Diluvium und Moor über. Er schrieb, wie Hr. Griffith, das Anwachsen der Moore den Kiesbügeln zu, welche dem freien Abfluß des Wassers aus dem Lande Schranken entgegensetzen, und manchmal ausgedehnte Seen erzeugen, wovon die Mergellager und Niederungen längs dem Shannon, Suck, Brusna u. s. w. vielfach Zeugniß ablegen. Er theilte die Diluvialhügelketten des Landes in zweierlei Arten: 1) in Kiesbügel, die man manchmal wegen ihrer Aehnlichkeit in Form und Zusammensetzung mit den Oskars verwechselt, und welche durch bewegtes Wasser herabgewesen zu seyn scheinen, und 2) in eigentliche Eskars, d. h. deutlich gezeichnete, schmale Ketten von reinem Kies oder blauem Wasserkies, die man, wenn sie nicht durch aufgestautes Wasser verwachsen wurden, manchmal 20 bis 30 Meilen weit verfolgen kann, und wenn sie ein flaches Land durchziehen, einem Eisenbahndamm auffallend gleichen. Sie bestehen unwandelbar aus im Wasser abgeriebenem Kalksteinkies, aus Rollsteinen von Kalk- und Sandstein, gleichfalls hart abgerieben, so wie aus Sand ohne Thon. Die größern Rollsteine sind gewöhnlich in einer Schichte am Fuße der Kette, die Zwischenräume oft mit einem mergeligen Schlamm ausgefüllt, und die Kies- und Sandlager liegen darüber. Nach der Form und Richtung der Eskars müssen sie ihre Entstehung namentlich den Seeströmungen verdanken, und Hr. Young legte eine Karte vor, auf der er die wahrscheinliche Richtung dieser Strömungen durch den tiefliegenden Strich zwischen Galway und Dublin andeutete.

Spanien.

Der Norden.

(Schluß.)

Man kann hieraus ohne Mühe entnehmen, welche Aussichten der Norden Spaniens gegenwärtig bietet, und warum die Engländer den Gang der Dinge in Spanien mit so aufmerksamem Auge verfolgen. Der Handel Guipuzcoa's war bis zur Mitte des 17ten Jahrhunderts im Steigen, von da an aber wirkte das Sinken der Macht der spanischen Monarchie auch auf den Handel der Basken zurück; seit der Navigationsacte haben sich die Engländer schnell, und namentlich während des spanischen Erbfolgekriegs brachten sie dem baskischen Handel schwere Schläge bei. Seitdem konnte sich derselbe nicht mehr erholen, und die Kriege der Revolution und des Kaiserreichs, sowie später die Unruhen

in Spanien, namentlich die carlistischen Kämpfe im Baskenlande selbst, trugen dazu bei den Handel noch mehr herunterzubringen, so daß die sonst so lebendigen Häfen verödeten. Jetzt erst beginnen sie wieder aufzuleben, und wenige Jahre vielleicht werden einen merkwürdigen Aufschwung nachweisen, denn die sprüchwörtliche Thätigkeit der Basken wird unter den jetzigen friedlichen Verhältnissen nicht ruhen und nicht rasten. Interessant und charakteristisch für Biscaya, zugleich auch ein Erklärungsgrund für den eisernen Fleiß, womit der Landmann sein Feld baut, und für die Auswanderungs- und Abenteuerlust, die man bei dem Basken von jeher bemerkt hat, ist das Erbrecht, namentlich der Bauergüter. „Die meisten baskischen Farmen, sagt Ziegler (II. p. 296), sind klein und bestehen öfter nur aus vier bis fünf Acker Landes, gerade so viel als ein Mann mit Frau und Kind bestellen kann; da also eine Theilung derselben fast unmöglich ist,[1] so besteht in mehreren Gegenden dieser Provinzen und insbesondere da, wo der Bauer Grundeigenthümer ist, ein auf uraltem Herkommen wurzelndes Erbrecht, wornach nur ein Sohn, und zwar der nach des Vaters Ansicht tüchtigste, die ganze Besitzung erbt, und die übrigen Geschwister auf einen Pflichttheil gesetzt werden, der freilich sehr unbedeutend ist. Durch diese Einrichtung wird allerdings der Wohlstand der Familie, respective eines Familiengliedes, gesichert, während die andern Glieder angewiesen sind, unter dem in Besitz gelangenden zu dienen, oder im Fall sie arbeitsunfähig sind, den Unterhalt von Seiten der nächsten Verwandten zu beanspruchen." Natürlich gehen meist die leer ausgegangenen Söhne aufs Meer, in fremde Dienste, oder suchen ihr Unterkommen in andern Arbeitszweigen. Erwachsen unter anstrengender Arbeit und nicht spärlich genährt, sind sie kräftig genug alle Arbeiten zu unternehmen. Selbst bei den Pächtern herrschen ähnliche Verhältnisse. Das meiste Grundeigenthum ist in den Händen der Stadtbewohner, die es gewöhnlich auf sehr lange Zeit in Pacht geben, und dem Grundherrn steht nicht einmal das Recht zu, den Pacht willkürlich zu künden, sondern dieß Recht kann nur die Provinzialjunta nach reiflichem Erwägen ausüben. Daraus entspringt dann ein sehr freundliches Verhältniß zwischen Pächter und Grundherrn, und Fälle, daß einzelne kleine Güter Jahrhunderte lang von einer Familie gepachtet wurden, sind nichts seltenes. Geht man in die ältere deutsche Geschichte zurück, so finden wir, daß die zahlreichen Kriegszüge, wodurch ganze Länder erobert und neu bevölkert wurden, von solchen nachgeborenen Söhnen ausgingen. Der abenteuerlustige trotzige Kriegsgeist, der die Deutschen der frühern Zeit auszeichnete und den man auch in den Basken so deutlich erkennt, wurzelt hauptsächlich in diesen Verhältnissen. Jetzt muß die Industrie ins Mittel treten, um die überflüssigen Kräfte zu beschäftigen und kein Ackerbauproletariat einreißen zu lassen, das in jeder Beziehung schlimmere Früchte trägt, als ein städtisches. Die zahllosen Basken, die seit Jahrhunderten ins Innere Spaniens und nach Amerika gewandert sind, legen Zeugniß ab von dem genannten Zustande ihres Heimathlandes, und mehr oder minder herrschen im ganzen Nordstriche Spaniens ähnliche Verhältnisse vor; darum kann und wird auch der Norden unter mäßiger Begünstigung des Staats und der Zeitumstände rascher aufblühen, als andere Theile Spaniens, in denen mehr oder minder das System übergroßen, meist adeligen oder städtischen Grundbesitzes — eine Folge der Eroberung des Landes, die von Norden ausging — vorwiegt, während in den großen Grundbesitzern durchaus nicht die Intelligenz herrscht, um denselben zu höherem Ertrag zu bringen. Manche Umstände deuten darauf hin, daß der städtische Besitz noch eher fruchtbar sich entwickeln, und das städtische Leben, das so lange in Spanien tief darnieder lag, zu einer höhern Entwicklung gelangen wird.

[1] Leider nicht unmöglich, wie wir aus vielen Theilen Deutschlands wissen, aber im Baskenlande nicht Üblich.

Nachtrag.

Man kann, wenn die Schicksale Spaniens seit einem halben Jahrhundert in Betracht gezogen werden, nicht anders sagen, als daß die wachsende Erkenntniß der Nation nach und nach die mannichfachen Hemmnisse, die der Entwicklung im Wege standen, unter den allerungünstigsten Umständen überwunden hat und noch überwinden muß. Diese wachsende Intelligenz findet sich natürlich zumeist in den Städten, und diese werden, wie wir oben bemerkt haben, in der nächsten Zukunft das Schicksal Spaniens bestimmen. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß die Städte zuerst den alten Hemmschuh ihres unmäßigen Landbesitzes von sich werfen, um das neueste Erzeugniß unserer Epoche, die Eisenbahnen, zu begünstigen. Wir haben im Laufe unserer Bemerkungen erwähnt, daß Sevilla die Regierung angegangen hat, ihren Grundbesitz nach und nach veräußern zu dürfen,[1] Cadix ist diesem Beispiele gefolgt, und unter dem 28 August d. J. hat die Königin das Decret unterzeichnet, welches den sämmtlichen Städten der Provinzen Cadix und Ronda die Ermächtigung gibt, ihren Grundbesitz zu veräußern, um sich bei dem Bau der Eisenbahnen zu betheiligen, und denselben möglich zu machen. Es ist dieß weniger wegen des Erfolgs, denn als Probe wachsender Einsicht und Energie von Bedeutung, um so mehr, als Spanien in allen seinen jetzigen Unternehmungen mit dem Mangel an Capitalien zu kämpfen hat, und dadurch mancherlei Verlusten ausgesetzt ist.[2]

Es ist eine auffallende, aber doch nicht unerklärliche Erscheinung, daß England, welches gegenwärtig nicht weiß was es mit seinem Gelde anfangen soll, und allenthalben Unternehmungen aufsucht, welche möglicher Weise sich gut rentiren können, sich bei spanischen Unternehmungen dieser Art meist betheiligt. Zwar lebt es nicht an englischen Häusern, welche die Weine von Xerez, wie die von Oporto, ausführen und bemüht sind, englische Waaren dagegen in Umlauf zu bringen, aber Unternehmungen weitaussehender Art, welche Spanien mächtig heben können, finden keine Gnade vor englischen Augen. Die Eisenbahn, welche von Paris nach Bayonne, von Bayonne nach Madrid und von da nach Lissabon führen soll, ist den Engländern ein Dorn im Auge. Daß die portugiesische Regierung mit Frankreich und Spanien kürzlich einen Vertrag zur Ausführung über an Spanien sich schließenden Eisenbahn unterzeichnete, ist in den Augen der Engländer ein unverzeihliches Unbusinesslike Unternehmen, das keine Unterstützung findet, während die Bahn zwischen Lissabon und Oporto trotz des bankerotten Zustandes von Portugal befördert wird. Selbst bei einem der unglücklichsten, sehr bald unmittelbaren Vortheil versprechenden Unternehmen, für das die spanische Regierung acht Procent — sage acht Procent — garantirte, die Schiffbarmachung des Ebro, haben sich englische Häuser nicht betheiligt, wir ersehen vielmehr aus dem Börsenartikel der Times vom 9 Sept., daß es hauptsächlich Pariser Häuser sind, welche das Unterneh-

[1] Ein einziges Besitzthum derselben, Sierra de Tejada genannt, hat nicht weniger als 24 Leguas im Umfang; man kann sich also ungefähr eine Vorstellung machen, was der Gesammtgrundbesitz dieser Stadt und so vieler anderen Städte zusammen ausmachen mag.

[2] Seit Anfang dieses Jahres haben nicht weniger als sieben Bergbauunternehmen in Cartagena fallirt.

men wagen. Wir setzen diesen Artikel hieher, weil nicht nur der Inhalt über den Umfang des Unternehmens belehrend, sondern wegen des hämischen, gehässigen Tons gegen Spanien charakteristisch ist: „Die neuesten Nachrichten aus Spanien melden den wirklichen Beginn der Arbeiten einer Compagnie, welche mit einem unterzeichneten Capital von 960,000 Pfd. (24 Millionen Franken) zur Canalisation des Ebro von seiner Mündung bis nach Saragossa sich constituirt hat. Der Sitz der Compagnie ist in Madrid. Plane zur Wiederherstellung der Schiffbarkeit auf diesem Strome, der unter den Römern bis auf eine mäßige Strecke von seiner Quelle schiffbar gewesen seyn soll, haben die Aufmerksamkeit der Regenten Spaniens seit Jahrhunderten beschäftigt, aber in Folge der Unthätigkeit der Regierung und des Volkes waren die Bemühungen immer nur Stückwerk und mißlangen. Unter andern Planen wurde die Eröffnung einer directen Verbindung durch ganz Spanien hindurch zwischen dem Mittel- und atlantischen Meer vermittelst eines Canals auf der kurzen Strecke, welche den Ebro vom Duero scheidet, nicht bloß beabsichtigt, sondern einmal wirklich begonnen. Wegen seiner augenfälligen Wichtigkeit wurde er in jedem andern Lande als Spanien längst ausgeführt worden seyn. Der Plan nimmt aber jetzt eine beschränktere Form an, und es soll nur etwa die Hälfte zur Ausführung kommen. Die Verwilligung geschah durch eine königliche Ordonnanz vom 2 April 1849, und wurde am 11 Nov. vorigen Jahres durch den Senat bestätigt. Das Bett des Stroms soll von Saragossa bis hinab nach Amposta regulirt, und von da ein Canal nach dem Hafen von Alfaques am Mittelmeer gegraben werden. Die Concession dauert 99 Jahre, und umfaßt die ausschließliche Anwendung von Dampfschiffahrt, Zölle auf Boote, die den Strom befahren, Eigenthumsrecht an die trocken gelegten Ländereien, und verschiedene andere Privilegien, nebst einer Garantie von 8 Proc, wofür die Regierung nur zu einem Drittel an allem, was über 8 Proc. gewonnen wird, Theil nehmen soll. Die Compagnie scheint hauptsächlich in Paris zusammengebracht worden zu seyn, und die Berechnungen über die Kosten und Einkünfte des Unternehmens beruhen auf einem Bericht, den Hr. Job, ein von dem Minister der öffentlichen Arbeiten in Frankreich angestellter Ingenieur, gemacht hat. Die Einkünfte von Landerzeugnissen und andern Waaren, von Vieh, Reisenden, Pachtschillingen für gewonnenes Land, Abgaben für Bewässerung und Gebrauch der Wasserkraft, Zölle von Booten u. s. w. sind berechnet auf 383,800 Pfd. St. (40 Proc.), wovon 63,800 Pfd. für Verwaltungs- und Unterhaltungskosten abgehen. [1] Hr. Job gibt indeß zu, daß diese außerordentlichen Resultate nicht unmittelbar zu erhalten sind, „da es einiger Zeit bedürfe, um das Volk auf seinem jetzigen passiven Zustande zu wecken.“ Er ist deßhalb geneigt für die ersten Jahre den vierten Theil dieses Gewinns abzurechnen; wie viel man aber abrechnen muß für die Trockenheit und den antiprogressiven Geist der spanischen Regierung, und welchen Werth man auf die Garantie eines Staats zu legen hat, dessen gesetzgebende Macht so eben in einer Zeit des Friedens und der öffentlichen Wohlfahrt einen großen Theil des Vermögens seiner fremden Gläubiger offen confiscirt hat, das hat Hr. Job nicht zu specificiren gesucht. Abgesehen von diesen nachtheiligen Verhältnissen ist das Unternehmen eine der großen einleuchtenden innern Verbesserungen, welche sich dem Handelsgeiste auf den ersten Blick empfehlen, und die in Ländern, wo die Industrie sich frei entwickeln kann, über alle Täuschungen der Statistik hinaus sind. In Spanien aber muß man nach unserer neuern Erfahrung alles mit Mißtrauen, wo nicht mit Hoffnungslosigkeit, betrachten. Indeß scheint das Werk zuverlässig in Gang zu kommen, denn die Caution, welche 96,000 Pfd. (2,400,000 Fr.) beträgt, ist bereits in den Staatsschatz eingezahlt, und es sind auch schon Vorschläge von einem Unternehmer angenommen worden, der sich anheischig gemacht hat, 18 Monate nach dem Beginn der Arbeiten die erste Section der vorgeschlagenen Linie herzustellen, und den Rest in vier Jahren — ein Jahr weniger als die Concession gestattet — zu vollenden.“

Es ist nicht anzunehmen, daß der Verfasser des Börsenartikels in der Times bloß in einer Laune des Unmuths über die neueste Schuldregulirung sich in so ungemessenen Ausdrücken ergangen haben sollte; so wenig wir diese Schuldregulirung in allen ihren Theilen vertheidigen wollen, so wenig darf man außer Acht lassen, wie in der Revolutionsepoche Spaniens von 1814 bis 1842 mit den Finanzen des Staats umgegangen wurde. Die Regulirung ist nicht schlimmer, ja noch weit besser als die Reducirung der Schuldmasse auf ein Drittheil, wie sie in andern Staaten vor sich ging, ohne Aussicht in späterer Zeit wieder zu seinem Capital zu gelangen, wie dieß mit der spanischen Schuld der Fall ist. [2] England hat viel schlimmer präsidirten Staaten Geld geliehen, und die gegenwärtige türkische Anleihe, die 6 Proc. trägt und in wenigen Tagen an der Londoner Börse auf 10 Proc. Prämie stieg, mag als Beweis dienen. Aber diese türkische Anleihe mag eine braeme Handbake werden, sich bei der ersten Veranlassung in den Besitz Candia's und Aegyptens zu setzen, während man gegen Spanien nicht in ähnlicher Weise auftreten kann. Der Vorwurf des „antiprogressiven Geistes der spanischen Regierung“ ist gleichfalls gegenwärtig sehr ungegründet: Spanien schreitet sichtlich voran, allem Anschein nach mehr als den Engländern lieb ist; das Wiederentstehen der spanischen Flotte, die Erweiterung der Dampfschiffahrtsverbindungen [2], die emsigen Bemühungen, Ordnung in den Staatshaushalt und die Verwaltung zu bringen, und die Industrie von manchen Fesseln zu befreien — selbst von Aufhebung des Tabak- und Salzmonopols ist stark die Rede, und so wie die Möglichkeit vorhanden ist, wird man wenigstens zur ersteren schreiten, die dem Landbau eine neue reiche Quelle eröffnen muß — endlich die eifrig betriebenen Eisenbahnen, für deren Tracirung schon ziemlich bedeutende Summen aufgewendet wurden, alles dieß zeigt, daß der Vorwurf des „antiprogressiven Geistes“, den die Engländer der spanischen Regierung machen, sehr mit Beschränkung aufzunehmen ist. Der Grund dieser feindseligen Gesinnung liegt wohl hauptsächlich in dem Umstand, daß Frankreich den Aufschwung Spaniens mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln fördert, und dadurch Spanien in einer viel bestimmteren Weise an sich zu fesseln sucht, als dieß je die spanischen Herrathen thun konnten. Man hat der Königin Christine die Anhäufung ungeheurer Reichthümer auf Kosten der spanischen Nation bitter vorgeworfen, und wir sind weit entfernt, ihr Bestreben zu billigen, aber sie entschädigt zum Theil Spanien dafür, indem sie ihre ungeheuren Mittel auf Belebung der Industrie verwendet, und dadurch ihren Vortheil mit

[1] So daß 320,000 Pf. oder 33½ Proc. übrig bleiben.

[1] Die ungemaurelte Schuld trägt zwar jetzt nur 1 Proc., steigt aber allmählich wieder auf drei.

[2] Kürzlich erst wurde die Dampfbootlinie, welche zwischen Cadix und Havana führt, wieder um zwei Dampfboote vermehrt, so daß jetzt alle 14 Tage ein Dampfboot nach der Havana abgehen kann; ein anderer Dampfbootdienst geht von Malaga zweimal im Monat mit Anhaltspunkten zu Cadix, Cornuña und Santander nach London.

dem des Landes identificirt. Wohl möglich, daß ohne ihr Zuthun dem Unternehmen der Schifffarmachung des Ebro nicht so große Vortheile bewilligt worden wären; aber der aus diesem Unternehmen erwachsende Nutzen ist auch für Spanien so bedeutend, daß er ein Opfer wohl werth ist. Man wird bemerkt haben, daß die Unternehmung, namentlich auch den untern Theil des Stroms, unterhalb Saragossa, gerichtet ist, während der alte Kaisercanal hauptsächlich den Theil oberhalb Saragossa im Auge hatte, um die Verbindung mit Navarra zu erleichtern. Jetzt handelt es sich darum Saragossa in engern Verkehr mit Catalonien und dem Meere zu bringen, und um dieß noch nuzbarer zu machen, hat der Unternehmer der Ebroregulirung, ein Hr. Pourcet, der Regierung den Vorschlag gemacht, eine Eisenbahn von Saragossa nach Madrid zu bauen. Dadurch würde Saragossa was es seyn soll und seyn kann, der Mittelpunkt des Handels zwischen dem südöstlichen Spanien, dem Mittelmeer und Centralspanien. Pourcet sorgt, indem er diesen Plan betreibt, für den Vortheil seines eigenen Unternehmens am Ebro, denn der Handel auf demselben muß sofort sich mächtig erweitern, sowie die Waaren von Catalonien, Aragonien und den östlichen Mittelmeerhäfen auf diesem Wege nach Saragossa gelangen.

Es läßt sich nicht läugnen, durch diese und ähnliche Unternehmungen wird der Spanier, auch derjenige, den man so gern den trägen nennt, in den Strom der großen Bewegung hineingezogen. Die Trägheit, die man so vielfach dem Spanier zuschreibt, ist ein sehr relatives Laster. Der Valencianer, durch sein Klima gewiß vor vielen andern zum Genuß eingeladen, ist nicht damit behaftet, weil ihn vielfach die Noth treibt. Wenn in Centralspanien die Trägheit und Sorglosigkeit so mannichfach auftritt, und dem Spanier einen so üblen Ruf gemacht hat, so darf man nicht vergessen, daß hier die Trägheit meist ein Erzeugniß der Lage des Landmanns war: er hatte genug zu leben, oft mehr als er absetzen konnte, warum sollte er sich bereichern, seinem Land einen Ertrag abzugewinnen durch Anstrengung, den er nicht zu verwerthen vermochte? Die Gründe, weßhalb er dieß nicht konnte, das allgemeine Sinken des Gewerbfleißes und der Volkszahl in Spanien, das lag über den Kreis der Kenntnisse und Einsichten des Landmanns, und vielfach selbst der höher gestellten, weit hinaus; die Klagen der Einzelnen prallten an dem Herkommen und den Regierungsmaximen ab, das Uebel mußte also einen sehr hohen Grad erreichen, bis sich die Ueberzeugung der Nothwendigkeit einer radikalen Umgestaltung der Köpfe bemächtigte. Und selbst als die Männer der Revolution ans Ruder kamen, fanden sie den alten Schlendrian, die alten Wunden, die alten schlimmen Gewohnheiten, und sie hätten den Zustand nicht mit einem Zauberschlag umwandeln können, auch wenn sie viel einsichtsvoller und thatkräftiger gewesen wären, als sie wirklich waren. Der scheinbare Nichterfolg ihrer Bemühungen, fremde Einmischungen, innerer und äußerer Krieg alles das hielt den Fortschritt wieder auf, aber die Nation ward doch mehr und mehr aus dem Schlummer gerüttelt und auf die Mängel aufmerksam gemacht. Sie hat jetzt in der Presse ein Organ, das bei der Beförderung materieller Interessen, vorerst das wichtigste von allem, auf kein merkliches Hinderniß stößt. [1] Die Nation ist jetzt in der moralischen Lage, wo sie die politischen Streitigkeiten satt hat und nach materiellen Verbesserungen lechzt. Es zeigt sich dieß bis in die Einzelnheiten hinein: die Ernennung des Hrn. Ordoñez zum Minister des Innern soll allgemeine Zufriedenheit erregt haben, nicht als ob man ihn für einen besondern Staatsmann hielte, sondern weil man ihn als einen tüchtigen, energischen Verwaltungsbeamten betrachtet, der die Kraft in sich hat, dem alten Gebrechen lassen Widerstand zu leisten und den Gesetzen Achtung zu verschaffen. Die Regierung könnte keinen größern Fehler begehen, als dieser moralischen Stimmung zum Trotz durch unüberlegte Gewaltstreiche die Nation wieder auf das politische Feld zu treiben. Man scheint indeß, wie wir früher geiegentlich bemerkt, von solchen Plänen auch wirklich abgekommen zu seyn; wie gefährlich diese gewesen wären, zeigt das plötzliche Auftreten karlistischer Banden, die anfangs sogar Siege erfochten, aber, was nicht wenig charakteristisch für die jetzige Lage ist, schnell selbst wieder ins Dunkel zurücktraten, da sie die Gleichgültigkeit der Bevölkerung für sie, selbst nach einem Siege, bemerkten. Das Volk will Ruhe, um seinen Geschäften nachzugehen, und gerade Aragonien, wo jetzt die großen Ebroarbeiten unternommen werden, ist am wenigsten der Ort, wo Insurrectionen viel Beifall finden können. Etwas länger mögen sich die karlistischen Banden in Andalusien halten, von Bedeutung aber können sie gleichfalls schwerlich werden. Die Zeit, wo solche Unternehmungen mit mehr oder minder Aussicht auf Erfolg gewagt werden konnten, ist in Spanien vorerst vorüber, und auch fremde Aufstehereien, an denen es nicht zu fehlen scheint, werden sie nicht wieder erwecken. Die Regierung hat zudem einen schweren Stein des Anstoßes schon aus dem Wege geräumt: die Armee von Contrabandistas, die so leicht zu politischen Erschütterungen, wenn sie ihnen irgend frommten, die Hand bot, ist bei weitem nicht mehr was sie vor zwei Jahren war, und Tausende derselben haben schon in den öffentlichen Arbeiten wenn auch keine so lohnende, doch schreze und minder gefährliche Beschäftigung gefunden, als in dem halbräuberischen Schmuggalerleben. Wenn nicht alles trügt, geht Spanien einer Periode größerer innerer Ruhe und bessern Gedeihens entgegen, als es seit langen Jahren genossen hat.

[1] Es erscheint seit kurzem sogar ein dem Eisenbahnwesen ausschließlich gewidmetes Journal, ein Beweis, wie viele und große Interessen schon daran geknüpft seyn müssen, um auch nur den Gedanken eines besondern Eisenbahnjournals aufkommen zu lassen.

Miscellen.

Die Bevölkerung von Californien. Nach californischen Berichten (s. Shipp. Gaz. 14 September) wurde die Bevölkerung am 30 Jun. ziemlich authentisch auf 240,000 Menschen angeschlagen; denn die Ankunft von Reisenden in den ersten 6 Monaten des Jahres betrug 40,000 Menschen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Einwanderung zur See in dem nächsten Halbjahr ebenso stark fortdauern, und nimmt man den Zug zu Lande auf 40,000, und den Abgang zu 20,000 an, so wird Californien am Ende des Jahres 1852 300,000 Einwohner haben, ungefähr 50 Procent mehr als man im Anfang dieses Jahres dachte.

Verbindung Amerika's mit Australien. Nach der Shipp. Gaz. vom 14 September ist eine Dampfbootlinie zwischen Neu-York und Australien im Gang, ein Beweis wie groß der Drang ist auch an der australischen Goldbeute Antheil zu nehmen. Eine Anzahl der größten Dampfschiffe ist bereits von Neuyork nach Australien, gedrängt voll mit Passagieren und mit starken, werthvollen Ladungen an Bord, abgegangen. Man rechnet daß man den Weg über Panama, und von da durchs stille Meer in 30 Tagen macht. Dieß muß auch die europäische Auswanderung nach sich ziehen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 228. 22 September 1852.

Eugene Burnouf. [1]

E. Burnouf ist geboren am 8 April 1801, war der einzige Sohn des berühmten Verfassers der griechischen Grammatik, und wurde unter den Augen seines Vaters erzogen. Er bestimmte sich für die Jurisprudenz, machte sein Examen an der Facultät von Paris, wurde unter die Advocaten eingeschrieben, und arbeitete eine Zeitlang im Cabinet eines Juristen. Aber die classischen und grammatikalischen Studien hatten ihren Reiz für ihn nicht verloren; er hatte, während er die Rechte studirte, auch einen Cursus des Sanskrit bei Chezy und die Vorlesungen in der Ecole des Chartes gehört, und oft schilderte er seinen Freunden den Schrecken und das Erstaunen seines alten Advocaten, als dieser auf dem Tisch des jungen Mannes den Naius von Bopp und die Sanskritgrammatik entdeckte, welche die Stelle einnahmen, die der Code civil hätte einnehmen sollen. Kurz, die Jurisprudenz wurde aufgegeben, und Burnouf widmete sich ganz den orientalischen Studien. Er wurde einer der Gründer der asiatischen Gesellschaft, ward im J. 1829 zum Conferenzmeister an der Normalschule ernannt, 1832 zum Mitglied der Akademie der Inschriften, bald nachher an die Stelle Chezy's zum Lehrer des Sanskrit am Collège de France, im J. 1838 an die Stelle Sacy's zum Inspector der orientalischen Typographie an der königlichen Druckerei, und wich bis zum Tage seines Todes auch nicht einen Augenblick von seinem Berufe ab.

Niemals war ein solcher Beruf wirklicher und wahrer, als der Burnoufs für die Philologie, und namentlich für das Sanskrit. Ausgerüstet mit einem ausnehmend analytischen Geiste vertiefte er sich gern in die philosophische Organisation dieser Sprache, und folgte ihren Worten, die einen so großen Einfluß auf die Begriffe der Menschen übten, grammatisch und historisch. Eine Sanskritwurzel war für ihn wie der Keim einer Pflanze, welche in ihren Fasern alle Elemente ihres künftigen Wachsthums enthält, und unvergleichlich war der Scharfsinn, mit dem er der Entwicklung dieses Keims, seinen Umgestaltungen und Schattirungen in verschiedenen Zeiten und Sprachen, sowie seinem Einfluß auf die Bildung der Ideen folgte. Zur Zeit, als Burnouf mit dem Sanskrit sich zu beschäftigen anfing, kannte man zwar diese Sprache, man hatte Grammatiken, Wörterbücher und einige Texte, aber man erkannte nur unsicher alle ihre Verzweigungen und das große Licht, das auf die ganze Geschichte des Menschengeschlechts sich ergoß durch den Beweis der Verwandtschaft so vieler Völker mit dem Hindustamm, einen Beweis, den das Sanskrit liefern sollte. Einige geistige Abenteurer hatten diese Ergebnisse voraus geahnt, und Bopp, der die Identität der Sanskritgrammatik mit der griechischen und lateinischen nachwies, eröffnete die glänzende Reihe von Entdeckungen, mit denen die vergleichende Sprachlehre die Geschichte erweitert, näher bestimmt und bereichert hat.

Burnouf betrat diese Laufbahn mit dem ganzen Eifer eines jugendlichen, strebsamen Geistes. Man hatte sich in Frankreich mit der sogenannten allgemeinen Grammatik, einem ziemlich unfruchtbaren Studium beschäftigt, während man fast gänzlich die vergleichende Grammatik, eine durch ihre Methode und ihre historischen und philologischen Ergebnisse wahrhaft wunderbare Wissenschaft, vernachlässigte. Burnouf führte sie in Frankreich ein durch seinen Cursus in der Normalschule, ein Cursus, der einige Jahre später unterdrückt wurde, aber die Schule, welche durch diese neuen Ansichten über die Verwandtschaft der Sprachen unter einander, über die Gesetze ihrer Entwicklung, über die Verwandtschaft scheinbar ganz verschiedener Idiome, über die Regeln der wahren Etymologie, welche auch dem Spielzeug schiefer Köpfe und der Schmach der Philologie eine Wissenschaft machten, in Enthusiasmus versetzt worden war, diese Schule bewahrte die Hefte Burnoufs sorgsam auf, und sie circulirten noch jetzt unter dieser aufgeweckten Jugend. Burnouf hat nichts von diesem Cursus drucken lassen, gab aber bald einen Beweis von der Stärke der von ihm gelehrten Methode. Abel Remusat, der sich schon mit dem Buddhismus beschäftigte, wandte seine Aufmerksamkeit auf die heiligen Bücher der Buddhisten jenseits des Ganges und in Ceylon, Bücher die in Pali geschrieben sind, einer damals völlig unbekannten Sprache, von der man nur ein ungenaues Alphabet besaß, das Laloubère vor 200 Jahren mitgebracht hatte. Burnouf verband sich mit Lassen, und die beiden Freunde legten im Jahre 1825 der asiatischen Gesellschaft ihren „Versuch über das Pali“ vor, worin sie die verschiedenen für diese Sprache gebrauchten Schriftarten erklärten, die Grammatik desselben herstellten, seine Ableitung vom Sanskrit nachwiesen, die Hauptverschiedenheiten zwischen beiden Dialekten bestimmten, und die Pali-Werke, die zu ihrer Verfügung standen, analysirten. Diese Entdeckung

[1] Das Journal Asiatique (Jul. 1852) enthielt diesmal nicht die historische Darstellung der Fortschritte der asiatischen Studien, wie wir sie gewöhnlich unsern Lesern mittheilen, sondern nach einer kurzen Erläuterung deren, daß die asiatische Gesellschaft von Paris den dreißigsten Jahrestag ihrer Gründung feiere, und nach einigen geschäftlichen Mittheilungen, wozu auch die gehört, daß die beabsichtigte Sammlung orientalischer Schriftsteller jetzt begonnen werden soll mit den Reisen Ibn Batutas, den goldenen Wiesen Mesoudi und dem Leben Mohammeds von Ibn Hischam, geht der Berichterstatter, Hr. Jul. Mohl, auf den hohen Verlust über, den die Gesellschaft durch den Tod Eug. Burnoufs erlitten habe, und schildert die in so manchen Verhältnissen interessante und lehrreiche literarische Laufbahn desselben, die wir unsern Lesern möglichst unverkürzt hier mittheilen. A. d. R.

sollte Burnouf später wichtige Materialien für die Geschichte und die Lehren des Buddhismus liefern, für den Augenblick aber wandte er sich zur Lösung einer andern, noch größeren Aufgabe.

Anquetil hatte aus Indien, was von den Büchern Zoroasters noch übrig war, mitgebracht, und seine Uebersetzung herausgegeben, die sechzig Jahre lang die Grundlage aller Nachforschungen über das alte Persien geblieben war. Dieß Buch, die Frucht einer Ausdauer und einer Wahrheitsliebe die man nicht genug bewundern kann, war so vollkommen, als es nach dem damaligen Stande der Wissenschaft seyn konnte. Aber diese Uebersetzung war nicht nach dem alten Zend-Original gemacht worden, sondern war nur die Erklärung einer alten Pehlwi-Uebersetzung, wie sie eben die Parsen in Bombay Anquetil geben konnten; denn sie verstanden das Original selbst nicht mehr, und sogar die Pehlwi-Uebersetzung war schwer und unvollkommen. Man begann sich mit diesen Fragen zu beschäftigen; einige Gelehrte läugneten die Aechtheit der zoroastrischen Bücher, und erklärten das Zend für einen künstlich geschmiedeten Dialekt; andere hofften, vermittelst des Neupersischen zur Kenntniß des alten Dialekts hinaufzusteigen, aber diese Verfahren liefert, wenn der Zeitenlauf zwischen zwei Dialekten sehr bedeutend ist, niemals genügende Resultate. So war die Frage so zu sagen noch unangetastet, und Burnouf stand einer unbekannten Sprache gegenüber ohne andere Hülfsmittel als ein schmächtiges Wörterbuch, ein schlecht bestimmtes Alphabet und eine verdächtige Uebersetzung. Allerdings hatte er ein Hülfsmittel zu seiner Verfügung, dessen sich Anquetil nicht hatte bedienen können, eine Sanskritübersetzung eines Theils der zoroastrischen Bücher; aber auch diese war nicht nach dem Original entworfen, sondern eine Uebersetzung derselben Uebersetzung, deren Anquetils Parsis sich bedient hatten, und also geeigneter ihre Kenntniß des Pehlwi zu controliren, als bei dem Verständniß des Originals Hülfe zu leisten. Nichtsdestoweniger war diese Aushülfe, so prekär sie erscheinen mochte, von großem Nutzen für Burnouf, der sich bald vergewisserte, daß das Altpersische ein Dialekt des Sanskrit sey, und von diesem Augenblick an war er überzeugt, daß es ihm gelingen würde, die Sprache Zoroasters wieder aufzubauen. Man muß in seinem Commentar über den Jasua sehen, welche Kunst und welchen wunderbaren Scharfsinn er in dieser Forschung entwickelt hat, wie es ihm gelang, die Grammatik aufzufinden, das Wörterbuch dieser Sprache herzustellen, und diesem alten dunkeln Buche, das durch die Glossen und Erklärungen der Guebern noch dunkler geworden war, seinen wahren Sinn beizulegen. Burnouf hat diesen Commentar nicht vollendet, später aber im asiatischen Journal eine Reihe von Denkschriften herausgegeben über wichtige und schwierige Worte, in denen er einen Theil der Dogmen Zoroasters zu erläutern, die Aehnlichkeiten mit den Vedalehren zu bezeichnen, und das genaue Verhältniß der alten persischen Sprache zu dem ältesten Sanskrit festzustellen sich bemühte. Sein Tod hat die Fortsetzung dieser schönen Reihe von Denkschriften, die voll neuer Ansichten sind und die dunkelsten Punkte des Alterthums berühren, unterbrochen, wie es ihm auch nicht gestattete, die letzte Hand an sein Zendwörterbuch zu legen, das er in drei Foliobänden zurückließ, und welches die Regierung zur Ehre der französischen Literatur drucken lassen sollte.

Diese große Entdeckung des Altpersischen hat noch weit nicht alle Früchte geliefert, die sie verspricht; sie eröffnete den Zugang zu einer unendlichen Menge von Forschungen über die merkwürdigsten Gegenstände der Geschichte der Religionen, der Gesetzgebung, der Geographie und der Sprache des Alterthums, und man wird ihren Werth erst dann erkennen, wenn man alle Folgerungen daraus gezogen und alle Anwendungen, deren Keim sie enthält, davon gemacht hat. Burnouf selbst hat daraus eine der schönsten und unerwartetsten Folgen gezogen: man hatte in Persien auf Felsen, auf Gräbern, auf den Trümmern der Paläste von Perfepolis prächtige Inschriften gefunden in einer unbekannten Schriftart, der man den Namen der Keilschrift gab. Sie schienen ein unlösliches Problem, man besaß keine Uebersetzung, man hatte keine Andeutung über ihren Sinn, keine Kenntniß der Sprache, worin sie geschrieben, kein Mittel eine Schrift zu lesen, die mit keiner andren eine Aehnlichkeit hatte. Endlich bezeichnete Grotefend, indem er eine Angabe der alten Schriftsteller über die Lage der Gräber von Darius und Xerxes als sicher annahm, durch ein sehr sinnreiches Verfahren die Stelle, welche die Namen dieser beiden Könige und ihren Titel als Könige der Könige auf zweien dieser Inschriften einnehmen mußten, und bildete aus der Analyse dieser Namen ein Alphabet. Da die Sprache der Inschriften unbekannt war, konnte man nicht weiter geben, und sogar die Ergebnisse der Versuche Hrn. Grotefends wieder bewiesen noch widerlegen; sie blieben also 30 Jahre lang in dem Stande einer wahrscheinlichen Conjectur. Männer von großem Verdienst, wie Klaß und St. Martin, beschäftigten sich mit dieser bedeutenden Aufgabe, ohne merkliche Fortschritte in der Lösung zu machen, ja ohne ihr auch nur den Charakter einer Conjectur zu nehmen. Die Entdeckung des Zend gab Burnouf den Schlüssel zu diesem Räthsel; denn wenn die Inschriften wirklich von Darius waren, so mußten sie in derselben Sprache geschrieben seyn wie die Bücher Zoroasters, der fast ein Zeitgenosse dieses Königs war, und das Verständniß der Worte und der grammatikalischen Formen mußten ihn in den Stand setzen, das Alphabet und den Sinn mit Sicherheit zu bestimmen. Er wandte seine Kenntniß des Zend auf die beiden in der Nähe von Hamadan gefundenen Inschriften von Darius und Xerres an, und es gelang ihm sie zu lesen; er bewies daß die Vermuthung Grotefends gegründet, daß das von ihm entdeckte Alphabet theilweise richtig, daß die Sprache der Inschriften ein dem Zend nahe stehender Dialekt sey, und gab eine vollständige Uebersetzung beider Inschriften und ein fast vollständiges Alphabet. Es war dieß seit der Zeit Alexanders des Großen das erstemal, daß man eine dieser Inschriften wirklich las, und eine Ausgabe, die allen Anstrengungen des menschlichen Scharfsinns trogen zu müssen schien, war gelöst, als eine natürliche Folge der Entdeckung des Zend. Die Frage war reif, und Lassen, auf die Arbeiten Burnoufs über das Zend gestützt, entdeckte nun seinerseits und fast zu gleicher Zeit die Lesung der persischen Keilinschriften.

Dieß Studium hat seit diesem Augenblick ungeheure Fortschritte gemacht; alle persischen Inschriften wurden entziffert, das Alphabet vervollständigt, und vermittelst neuer Inschriften in einigen Punkten berichtigt; der Sinn der Worte wurde bestimmt, und das Verhältniß des Inschriftendialekts zum Zend und zum Sanskrit mit der größten Genauigkeit festgestellt. Die Geschichte des alten Persiens beruht jetzt auf der sichern Erklärung völlig authentischer Denkmale, und wir können Herodot und Ctesias controliren durch die Autobiographien der großen Könige und durch die Beschreibungen ihres Reichs, die sie selbst auf ihren Denkmälern eingraben ließen.

Diese ruhmvolle Enträthselung der persischen Inschriften ist ihrerseits der Ausgangspunkt einer Reihe noch bedeutenderer Forschungen geworden. Die Lesung der persischen Inschriften hat

den einzig möglichen Schlüssel für die Lesung der affyrischen und babylonischen Inschriften gegeben. Gegenwärtig weiß Jedermann, daß die Könige aus der Dynastie des Cyrus aus einer glücklichen Eitelkeit die Gewohnheit hatten, alle Inschriften in drei Sprachen, persisch, medisch und assyrisch oder babylonisch, eingraben zu lassen. Die Entzifferung der persischen Inschrift lieferte natürlich die Mittel, durch Vergleichung der Eigennamen die Alphabete dieser Sprachen wieder aufzufinden, sie läßt hoffen, daß man die Sprachen selbst wieder finden, und daß man dahin gelangen wird, die ungeheure Masse affyrischer und babylonischer Inschriften zu lesen, welche wir den Nachgrabungen Botta's und seiner Nachfolger verdanken, und die mit jedem Tage sich vermehren. Die ganze Geschichte der großen Monarchien Mesopotamiens muß aus diesen Denkmalen hervorgehen, und die zahllosen Schwierigkeiten dieses Studiums fangen bereits an, vor den Anstrengungen der Gelehrten zu weichen. Burnouf wollte Theil nehmen an dieser Ernte, die durch seine eigenen Entdeckungen vorbereitet und möglich geworden war, und er hinterläßt einen Band Uebersetzungen assyrischer Inschriften; diese Arbeit wird aber leider im Manuscript vergraben bleiben.

Alle diese Entdeckungen waren Anwendungen seiner Sanskritstudien, die stets die große Arbeit seines Lebens blieben. Er hat mehrere bedeutende Werke über die Sanskritliteratur vorbereitet, aber nur eines, das Bhagavata-Purana, eine poetische Geschichte Krischna's, ist erschienen. Es ist dieß das populärste Purana Indiens, und enthält das mythologische Leben Krischna's, nach der Gewohnheit des Landes untermischt mit metaphysischen und moralischen Speculationen. Burnouf schlug in seinem Gelehrtenleben dieß ungeheure Unternehmen, welches hingereicht hätte den Ruf eines andern zu begründen, nur gering an. Seine natürliche Neigung zog ihn immer wieder zu den Vedas, deren Studium einen unwiderstehlichen Reiz für diesen Geist hatte, der stets zu dem Ursprung und dem ersten Ausdruck der Ideen hinaufzusteigen strebte. Er hatte sich von den Vedas genährt, und liebte es diese harte Schale, in welche die Hindus ihre ersten Gedanken eingeschlossen halten, zu durchbrechen, ihrer Entwicklung und so zu sagen ihrer Geschmeidigung, welche die natürliche Folge des Fortschritts der Zeit und der Uebertragung der Ideen auf andere Völker war, zu folgen. Wer ihn hierüber sprechen hörte, erstaunte über die Klarheit und Durchsichtigkeit seines Geistes, über die Sorgfalt, womit er die anscheinend unbedeutendsten Fragen bis auf den Grund erforschte, und über die Kühnheit, mit der er von diesem festgelegten Boden aus sich auf den historischen Gang der Ideen des indoeuropäischen Stammes warf; der Ausdruck eines seiner ausgezeichnetsten Schüler in Betreff seines Cursus über den Rigveda, er sey wie verzaubert gewesen, nimmt mich deßhalb nicht Wunder. Er hat große Arbeiten über die Vedas vorbereitet, aber nichts herausgegeben; alle seine Werke jedoch sind durchdrungen von seinen unablässigen Studien über diesen Gegenstand, und wären ohne sie unmöglich gewesen, namentlich das letzte, über welches ich noch sprechen muß, seine Einleitung in die Geschichte des Buddhismus.

(Schluß folgt.)

Die Finanzverhältnisse der Vereinigten Staaten Nordamerika's.

Eben wird, zu Ende Julius, der Bericht des Schatz-Secretärs über den Zustand der Finanzen der Vereinigten Staaten gedruckt ausgegeben, und ich glaube den Lesern dieser Blätter einen kleinen Dienst zu erweisen, wenn aus demselben einige Mittheilungen gemacht werden.

Die Gesammteinnahmen des verflossenen Finanzjahres bestanden:

1) aus Zollhausgefällen	49,000,000.00	Dlls.
2) aus Landverkäufen	2,100,000.00	„
3) aus verschiedenen Quellen	400,000.00	„
folglich in Summa einundfünfzig und eine halbe Million Dollars, wovon noch ein Ueberschuß aus vorletztem Finanzjahre mit 10,911,645.68 D. tritt.		

Dagegen kommen folgende Ausgaben in Ansatz:

Civilliste, verschiedenes und auswärtiger Geschäftsverkehr	15,381,318.52	Dlls.
Ausgaben bei Einnahmen der Zölle	1,986,792.31	„
Dergleichen bei Einnahmen vom Landverkauf	195,729.22	„
Eigentliche Armee u. s. w.	9,060,502.15	„
Befestigungen, Artillerie, Militärbewaffnung u. s. w.	1,091,768.17	„
Inländische Verbesserungen u. s. w.	177,457.43	„
Indianisches Departement	3,392,988.28	„
Pensionen	2,581,815.95	„
Flottenetablissements, mit Einschluß der Drydocks und Ocean Postdampfer-Contracte	9,915,967.54	„
Interessen der öffentlichen Schuld, Kauf von Stock des Antheils von 1847 u. s. w.	6,176,563.02	„
Summa	50,952,902.59	Dlls.

Die Unionsschulden werden durch den Finanzüberschuß jetzt wieder so ziemlich auf den Fuß gebracht werden, wo sie im Finanzjahre 1847 mit 45,859,639 D. standen. Man speculirt aber von betreffenden Seiten stark darauf, recht bald wieder neue Schulden machen zu können, und es wird ziemlich allgemein angenommen, daß eine Armirung und Vermehrung der Flotte hierzu den Vorwand geben werde. An auswärtigen Krieg glaubt dabei jedoch niemand ernstlich.

Die obigen Ausgabenzahlen beleben sich erst und gewinnen an Interesse, wenn Details hinzugegeben werden, von denen ich hier nur folgende anführen will.

Für das laufende Jahr sind die Ausgaben der Civilliste wie folgt angegeben:

62 Senatoren zu 8 D. per Tag	45,136.00	Dll.
Dem Senatspräsidenten Zuschuß	728.00	„
232 Mitglieder des Hauses à 8 D.	166,896.00	„
Sprecher des Hauses à 16 D. per Tag	1,456.00	„
Abgeordnete für Oregon, Minnesota, Neumexico und Utah à 8 D. per Tag	2,912.00	„
Reisevergütungen zu und vom Sitz des Gouvernements	221,000.00 D.	835,040.00 Dlls.
Entschädigungen für Beamte beider Häuser		42,500.00 „
Für Buchbinderarbeit, Feuerung, Buchbrod u. s. w.		403,010.00 „
Congreßbibliothek		12,300.00 „

Der erste Bibliothekar hat 1500 D.; zwei andere ein jeder 1150 D. und ein Bote 700 D.

Für Bücherankauf sind ausgesetzt 7000 D.

Der Präsident bekömmt Gehalt	25,000.00	„
Der Staatssecretär desgleichen	6,000.00	„
Das übrige Personal im Staatsdepartement	27,700.00	„
Zufällige Ausgaben dieses Departements	41,925.00	„

Die Gesammtausgaben des Staatsdepartements belaufen sich auf 72,250 D. Das klingt fabelhaft wenig und gibt zur argen Verleumdung Anlaß: die an diese Krippe Gebundenen wüßten Mittel und Wege sich satt zu essen.

Im Schatzdepartement versteht man in Summa 373,064.00 D. an Ausgaben zu verrechnen, was bei durchschnittlich fünfzig Millionen Einnahme und Ausgabe gewiß billig gefunden werden wird. Nach und nach wird man auch schon mehr verrechnen lernen. Der Schatzsecretär oder Schatzminister hat gleich dem Staatssecretär — auch nur 6000 D.

Das Departement des Innern verausgabt 331,901.70 D.; das Kriegsdepartement liquidirte 132,640 D.,' und das Marinedepartement

gar nur 87,735 D. Für Justizpflege wurden außerdem durch Richterbesoldungen u. s. w. noch 150,500.00 D. ausgegeben.

Die Leuchtthürme kosteten zu erhalten 721,068.65 D.

Das Departement der auswärtigen Angelegenheiten ist mit folgenden Ausgaben angeführt:

Gehalte der Minister in England, Frankreich, Rußland, Preußen, Spanien, Brasilien, Mexico und Chili	72,000.00	Dlls.
Gehalt der Legationssecretäre an denselben Plätzen	16,000.00	„
„ des Gesandten in der Türkei	6,000.00	„
„ des Dragoman daselbst	2,500.00	„
„ eines Assistens-Dragoman daselbst „ der Chargé d'Affaires in Portugal, Oesterreich, Dänemark, Schweden, Holland, Belgien, Neapel, Sardinien, Kirchenstaat, Peru, Neu-Granada, Venezuela, Buenos Ayres, Bolivien, Guatemala, Ecuador und Nicaragua	1,500.00	„
	76,500.00	„
Für zufällige Ausgaben bei allen Gesandtschaften	40,000.00	„
Für dergleichen beim auswärtigen Verkehr	40,000.00	„
Für dergleichen mit der Berberei	6,000.00	„
Gehalt des Consuls in London	2,000.00	„
Gehalt des Commissärs auf den Sandwich-Inseln	3,000.00	„
Ausgaben bei den Consulaten in Konstantinopel, Smyrna und Alexandrien	1,500.00	„
Bureaumiethe des Consuls in Basel	100.00	„
Gehalt des Commissärs in China	6,000.00	„
Gehalt eines Dolmetschers daselbst	2,500.00	„
Entschädigung der fünf Consuln in den chinesischen Häfen	5,000.00	„
Gehalt des General-Consuls in Alexandrien	3,000.00	„
Für Hülfe und Schutz amerikanischer Seeleute im Auslande	125,000.00	„
Für Bureaumiethe und Beihülfe bei dem Consulat in London	2,800.00	„
Gehalt des Consuls in Beirut	500.00	„
	414,900.00	Dlls.

Aus diesem durchgehends unverhältnißmäßig niedrigen Besoldungen und den nebenbei sichtbar werdenden Nichtbesoldungen einer Menge von Consuln, geht deutlich hervor daß ein principiell entschiedenes System nicht besolgt wird; weder hat man sich ganz dafür entschieden: die auswärtige Repräsentation als bloße Ehrensache aufzufassen, noch aber ist der Rechtsgrundsatz „keine Leistung ohne Gegengewähr" adoptirt. Wie es scheint, gilt auch in dieser Sphäre eine Praxis, wie sie, wo nicht allgemein, so doch sehr häufig, bei den Kühehalten, sogar in schon größeren Städten, wie z. B. in Washington D. C. gebräuchlich ist: man schafft sich eine Kuh an, um deren Milch es sich handelt und die hinsichtlich des Futters ganz auf sich selbst angewiesen wird, indem sie früh gemolken und aus dem Stall gelassen, zuweilen kaum wo sie etwas Nahrung findet, um Abends bei der Heimkehr wieder gemolken zu werden. Dergleichen ist ganz amerikanisch, und es wird mit den eigenen Söhnen nicht anders gemacht, die oft schon von dem vierzehnten Jahre, ohne alle Umstände vor die Thür gesetzt werden, um ihren Unterhalt zu verdienen. Auf welche Weise dieß geschieht, kümmert die Eltern nicht, und kömmt dabei ein feiner Betrügereistreich zum Vorschein, so ein Tanzen auf der scharfen Linie zwischen dem Criminalgesetz, dann rühmen sich die Väter ihrer Spitzfindige und nennen sie „Smart fellows", gewandte Kerls. Sehr charakteristisch erschient auch folgender Fall: einer meiner deutschen Bekannten sah im Garten eines angesehenen Anglo-Amerikaners das schönste Exemplar eines Pfirsichbaumes dermaßen mit halbreifen Früchten behangen, daß er dem Eigenthümer das Anbringen von Stützen rieth, damit der schöne Baum nicht breche. „Fällt mir nicht ein!" antwortete der Dankee. „Hat der Baum zu viel aufgeladen, so mag er zusehen wie er die Last trage!"

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Die Silbermünze in England ist gegenwärtig so selten, daß man sich solche nur mit der größten Mühe verschafft; der Grund liegt theils in dem ungeheuren Begehr nach Silber für den Continent, theils in der Verschiffung desselben nach Australien, wohin es theils durch Speculanten geschieht, theils durch Auswanderer mitgenommen wurde. In den Handels- und Industrieklädten ist der Mangel an Münze höchst empfindlich, und es ist ein Glück, wenn eine Bank ihren Kunden 100 bis 200 Pfd. in Silber verschaffen kann. So die Shipp. Gaz. vom 16 September. Die Sache kam auch in der Versammlung der Bankrigentsthümer am 16 September zur Sprache, und der Gouverneur bemerkte, die Bank habe keine Controle über die Silbercirculation, indem die Regierung das Silbergeld liefere, und die Bank nur so viel behalte, als für ihre laufenden Geschäfte nöthig sey. Die Bank habe sich indeß an die Regierung deßhalb gewendet, und er habe Grund zu hoffen, daß alle Schwierigkeiten in dieser Beziehung bald aufhören würden. Dieß ist ein erfreulicher Entgegnung, falls nicht bloß damit gesagt seyn soll, die Regierung werde eine größere Menge Silbergeld schlagen. Die Privaten lassen kein Silber münzen, wie sie Gold münzen lassen, da die Regierung das Silber um etwa 8 Procent schlechter anspragt als sein Werth ist, den silberbesitzenden Privaten aber die Differenz nicht vergütet wird.

•

Monumenten-Entdeckung im südlichen Persien. Hr. Jomard theilte in der Versammlung der Pariser geographischen Gesellschaft den Brief Battiers de Bourville, Dragomans der französischen Gesandtschaft in Konstantinopel, mit, in Betreff einer neuerlichen Entdeckung zu Gebuf, vier Farsangs von Schuster, im südlichen Persien. Es sind ungeheure Bauten aus marmornen Monolithen-Säulen von bedeutender Höhe, deren Capitäler mit Thiergestalten geschmückt sind. Es sind 36 Säulen und nicht weit davon sind 36 andere Riedestalt. Einige dieser Säulen sind mit syrischen und chaldäischen Inschriften geschmückt. (Bulletin de la Soc. de Géogr. Junius.)

•

Ein schwedischer Naturforscher in Paraguay. In der Sitzung der wissenschaftlichen Akademie zu Stockholm am 8 September theilte Hr. Sundvall Nachrichten mit von dem schwedischen Naturforscher Mundt af Rosenschöld, welcher bereits seit einer Reihe von Jahren sich in dem sonst den Fremden unzugänglichen Paraguay aufhält, und von von dem man seit mehrern Jahren nicht wußte ob er todt oder noch am Leben sey. Kürzlich erhielt Hr. Sundvall Briefe, die vom Januar d. J. datirt sind. Hr. Rosenschöld befindet sich vollkommen wohl, steht fortdauernd auf dem besten Fuß sowohl mit der Regierung als mit der Bevölkerung, hat ein gutes Einkommen als Arzt, und verwendet inzwischen fortwährend seine früher schon, so viel man weiß, außerordentlich reichen naturhistorischen Sammlungen. An eine Rückkehr ins Vaterland mit seinen wissenschaftlichen Schätzen scheint er indeß noch nicht zu denken. (Aftonbladet. 8 September.)

•

Die schwedische Kirche und die Separatisten. Diese Separatisten oder Leser, wie man sie gewöhnlich nennt, breiten sich immer mehr aus, und nach eingegangenen officiellen Berichten sind die Leser zu Orsa in Dalarne so weit gegangen, daß sie auch die Taufe, die Einsegnung der Ehen, die Confirmation und das Nachtmahl durch ihre eigenen Vorgesetzten vornehmen lassen. „Hier tritt, sagt das Aftonbl. vom 14 September, eine vollkommene Auflösung des bisher gültigen Verhältnisses in der schwedischen Staatskirche hervor." Es ist bieß eine der zahlreichen Erscheinungen, in denen sich die Masse des Volkes von dem officiell anerkannten Gottesdienst schreibt, und in Schweden dürfte dieß namentlich auch zu politischen Folgen führen, da die Leser durch ihre Stellung genöthigt sind sich den Reformern anzuschließen, um die Macht der Staatskirche zu brechen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 229. 23 September 1852.

Die alten Peruaner.

Von dem Director des Nationalmuseums zu Lima, Herrn Mariano Eduardo de Rivero und dem bekannten Schweizer Johann D. von Tschudi ist ein in der Hof- und Staatsdruckerei zu Wien gedrucktes Werk erschienen unter dem Titel „Antiguedades Peruanas," das aber, was nicht mit allen solchen Werken der Fall ist, mehr hält als es verspricht, indem es nicht bloß die Alterthümer beschreibt und deren Abbildungen gibt, sondern eine vollständige Darstellung der alten vorspanischen Zustände enthält, und so viel möglich auf den Ursprung der amerikanischen Völker zurückgeht. In dieser letzten Beziehung finden wir indeß das Werk etwas verfehlt, indem das erste Capitel, welches die Verbindungen (relaciones) der alten und neuen Welt vor der Entdeckung des Columbus bespricht, lieber als das letzte gesehen hätten. Diese Verbindungen sind, wenn wir die Fahrten der Isländer nach Winland ausnehmen, mehr als fabelhaft, wenigstens beruhen sie auf zu schwachen Grundlagen, und wir hätten deßhalb lieber gesehen, wenn das in Peru factisch vorliegende Material von Alterthümern, Sprachen, Völkerkunde und Religion zuvor besprochen, und daraus nur einige Schlüsse und Vermuthungen über die mögliche oder wahrscheinliche Verbindung der alten Welt mit der neuen gezogen worden wären. Die Fahrten aus der Westküste der alten Welt, mit Ausnahme der Peru gar nicht berührenden isländischen, sind, besonders die der zehn Stämme Israels u. dgl. gar zu fabelhaft als daß sie einer ernsten Besprechung werth wären. Ernster und bedeutsamer sind die Anknüpfungspunkte, die man vom asiatischen Osten aus mit dem amerikanischen Westen versucht hat, mag aber die Aehnlichkeit der mexikanischen und peruanischen Irlmurti mit der indischen noch so groß seyn, mögen die Vermuthungen von Deguignes, Neumann, Paravey über die Identität von Fusang und Mexico noch so wahrscheinlich klingen — bis jetzt ist alles, was man aus indischen und chinesischen Quellen gezogen hat, allzu unbestimmt, um, wie Tschudi thut (p. 17), nachstehende Behauptung aufzustellen: „es unterliegt keinem Zweifel, daß Quetzalcoatl, Bochica, Manco Capac und andere Reformatoren des mittlern Amerika buddhistische Priester waren, denen es durch ihre höhere, civilisirende Lehre gelang, die Gemüther der Eingeborenen zu beherrschen und sich zur politischen Gewalt emporzuschwingen." Es schadet dem in anderer Beziehung so ausgezeichneten Werke, solche Ansichten mit apodiktischer Gewißheit auszusprechen, namentlich in dem einleitenden Capitel, während sie in einem Schlußcapitel, als wahrscheinlichen Ergebniß der angestellten Forschungen hingestellt, von unzweifelhaft größerer Wirkung gewesen wären, indem man dem Urtheil des Lesens nicht vorgegriffen hätte.

In den andern neun Capiteln ist eine etwas logischere Reihenfolge beobachtet, obgleich wir auch hier nicht ganz mit derselben einverstanden sind. Das zweite Capitel, welches nach einer allgemeinen Einleitung billig das erste hätte seyn sollen, behandelt die Schädelbildung der alten Peruaner und geht die verschiedenen Racen und ihre Vertheilung im Lande heraus, das dritte beginnt dann gleich mit der Geschichte des alten Peru vor der Ankunft der Spanier, während wir lieber das fünfte „über die Quichua-Sprache," als ethnographische, an die Abhandlung über die Schädelbildung sich schließende Grundlage gleich hätten folgen sehen. Indeß darf man ein Werk, das zwei Verfasser hat, gerade in der Anordnung seiner Theile nicht allzu streng beurtheilen, und wir wollen uns bemühen aus dem reichen Material, welches in dem Werke sich findet, eine gedrängte übersichtliche Zusammenstellung der Resultate zu liefern, da bis jetzt noch, trotz allem was geleistet wurde, kein uns bekanntes Werk die Alterthümer einer amerikanischen Nation mit gleicher Gründlichkeit und Vollständigkeit behandelt. Wir sind über die Einzelnheiten der amerikanischen Archäologie noch viel zu wenig belehrt, um uns mit Sicherheit auf das gefährliche Feld allgemeiner Schlüsse zu wagen, denn man baut hier allzuleicht auf unsicherem Grund ein Gebäude auf, das die nächste bedeutende Entdeckung über den Haufen wirft. Erst wenn wir ein ähnliches Werk, wie das vorliegende auch über Mexiko besitzen, wird man einigermaaßen klarer sehen, und die einzelnen Nachrichten, die jetzt noch chaotisch umherliegen, werden sich allmählich in ein Ganzes einreihen. Rivero und Tschudi sprechen es in ihrer Vorrede aus, „daß sie wohl wissen, dem Publicum kein Werk anzubieten, das den reichen Stoff erschöpft," aber sie haben einen sichern Grund gelegt, und Stein um Stein wird sich allmählich einfügen.

Tschudi hat schon früher in seinem Aufsatz über die Urbewohner von Peru einen bedeutenden Grund für dieß Werk gelegt, und hier sind im wesentlichen nur die damaligen Ergebnisse hinsichtlich der Ethnographie des Landes wiederholt. Er unterscheidet in den alten Schädeln dreierlei Racen. Die erste, deren Gesichtswinkel 77° ist, bewohnte das Litoral zwischen der Wüste von Atacama und Tumbes, die zweite mit einem Gesichtswinkel von 68° das peru-bolivianische Hochland, die dritte mit einem Gesichtswinkel von 69° [1] das Land zwischen Cordilleren und Anden von 9° bis 14° S. B. Er nennt die ersten Chinchas nach dem Hauptstamm, die zweite Aymaras, aus welchem Stamm die Incas hervorgingen, und die dadurch der herrschende

[1] Der Gesichtswinkel ist aber hier nur von der obern Kinnlade nach dem untern Theil der Stirne gerechnet, denn der obere Theil der Stirne geht viel tiefer zurück als bei der zweiten.

wurden, die dritte Huaneos nach einem der bedeutendsten Stämme. Von der zweiten bemerkt er noch, daß ihre Schädel auffallend denen der Guanchen, der ehemaligen Bewohner der Canarien, gleichen, was den Sagen westlicher Fahrten Vorschub thue. Die gegenwärtigen Indier sind sehr stark gemischt, indeß verstehen Tschudi, daß sämmtliche drei Raeen, namentlich die beiden ersten sich auch jetzt noch rein vorfänden, die Chinchas in mehreren Dorfschaften der Küste und in der Provinz de los Yauyos, die Aymaras in den Sierras von Südperu. Ueber die spätere Mischung heißt es (p. 29): „die Race der Aymaras war der Stamm, aus dem die Incas hervorgingen, ihr also dankt man die ausgedehnende Bewegung von Süden nach Norden, wovon die Geschichte dieser ungeheuren Länder Zeugniß gibt, so wie die physischen und moralischen Aenderungen, welche in Folge dieser Eroberung die besiegten Raeen erfuhren. Die Huaneas als die nächsten wurden zuerst unterjocht, dann kamen die Chinchas an die Reihe, und beide besiegten Völker sahen sich nach dem Rechte des Stärkern gezwungen, die Sitten, die Religion und Sprache der Sieger anzunehmen, wovon die natürliche Folge eine häufige Mischung der Nationen unter einander und die gemischte Schädelbildung dieser neuen Geschlechter war." Wenn wir oben anführten, daß die Aymaras in ihrer Schilderung auffallend den Guanchen glichen, so darf man deßhalb nicht glauben, als ob sich auch sonst eine Analogie, namentlich in der Sprache, zeige. Das ganze Capitel über die letztern läuft entschieden darauf hinaus, daß alle bisherigen Versuche die amerikanischen Sprachen an die europäischen oder asiatischen anzuknüpfen durchaus mißlungen seyen, und daß die amerikanischen Sprachen, obgleich von außerordentlicher Verschiedenheit — es sollen (f. p. 90) in Südamerika 280—340 Sprachen bestehen, von denen mindestens 4 Fünftheile radikal verschieden seyen — doch einige Aehnlichkeiten zeigen, durch die sie sich von allen übrigen Sprachen unterscheiden,[1] und die ihnen ein ganz eigenthümliches Gepräge geben. Es scheint aus diesem Umstande hervorzugehen, daß wenn auch aus Asien oder Europa einzelne Schiffe nach Amerika kamen, doch vor der Entdeckung des Columbus der amerikanische Menschenstamm durchaus nicht wesentlich durch fremde Einwanderer modificirt wurde, und daß wir über die Herkunft der rothen Race so wenig wissen wie über die der schwarzen und gelben, und dieß wird um so wahrscheinlicher, als auch Tschudi's und Rivero's Werk darauf aufmerksam macht, daß der Inca-Civilisation eben so wie der azekischen in Anahuac, eine andere vorranging, von der sich einzelne Reste in Bauten und Schriften noch erhalten haben.

Wenn es wahr ist, was Garcilaso de la Vega berichtet, und auch in dem vorliegenden Werke als richtig angenommen wird, daß die Inca-Familie eine besondere Sprache redete, die niemand erlernen durfte, der nicht zur königlichen Familie gehörte, wenn das Wort „Inti", Sonne, welches „zuverlässig (positivamente) von der Sanskritwurzel indh (leuchten) — daher Indra — herkommt", wirklich dieser Sprache entnommen ist, so deuten die sehr schwachen astronomischen Kenntnisse der Peruaner gar nicht auf eine so nahe Verbindung mit Indien, denn (f. p. 124) „die Kenntnisse ihrer Amautas" (oder Weisen) in den mathematischen Wissenschaften waren so zu sagen null", und „trotz der gerühmten Abstammung der peruanischen Monarchen von der Sonne halten die Amautas in der Astronomie sehr wenige Fortschritte gemacht, und standen in dieser Beziehung den mexikanischen Priestern bedeutend nach"; ihre Mittel die Solstitien und Aequinoctien zu bestimmen, waren von der rohesten Art. Es ist charakteristisch für den durchaus ungebildeten, aber praktischen Geist der Peruaner, daß sie bei dem gänzlichen Mangel an mathematischen Kenntnissen „ein so vollständiges Zahlensystem besaßen, daß sie jede beliebige Menge ausdrücken konnten" (f. p. 92), während dagegen sehr nahe wohnende Völker, wie die Moxa, nur vier Zahlwörter hatten. In ihrer Monatseintheilung zeigen sich die Peruaner so unvollendet, wie in der Mathematik überhaupt; sie haben 12 Mondkmonate, und benannten sie nach den Festen und jährlich wiederkehrenden Naturereignissen; auffallend ist, daß neben dem Inca-Kalender ein anderer unbekannten Ursprungs herläuft, dessen Namen man nicht zu deuten weiß, und der jedenfalls nicht aus der Quichua-Sprache ist. Wieder ein Beweis, daß sich die Inca-Cultur einer andern, vielleicht nicht niedrigern, überlagerte, wie die azekische ihrer Vorgängerin.

(Fortsetzung folgt.)

Eugene Burnouf.

(Schluß.)

Wir haben gesehen, daß Burnouf seine Laufbahn begonnen hatte mit einer Grammatik der heiligen Sprache der Buddhisten auf der Halbinsel jenseits des Ganges und auf Ceylon. Er fuhr fort die eröffnete Mine auszubeuten, und beschäftigte sich namentlich voll Ausdauer mit den Pali- und cingalesischen Schriften. Während dieser Zeit machte das Studium des Buddhismus bedeutende Fortschritte, denn man schöpfte aus den verschiedenartigsten Quellen: Remusat faßte den Buddhismus in China auf, Hodgson in Nepal, Turnour auf Ceylon, Schmidt bei den Mongolen, Csoma de Körös bei den Tibetanern. Jeder glaubte die einzige wahre Lehre vor sich zu haben, und die Verwirrung unter diesen auf den Quellen verschiedener Zeiten beruhenden und aus so viel verschiedenen Literaturen gezogenen Theorien wurde außerordentlich groß. In dieser Lage der Sache entdeckte Hodgson, damals Residtent zu Khatmandu, in den Klöstern von Nepal die Sanskritoriginalien der buddhistischen Hauptwerke, die man bisher nur in chinesischen, mongolischen oder tibetanischen Uebersetzungen gehabt hatte. Er selbst zog große Vortheile daraus, und hatte den edelmüthigen Gedanken, der Pariser asiatischen Gesellschaft eine fast vollständige Sammlung dieser Bücher, bestehend in 86 Bänden, zu übersenden. Burnouf fühlte lebhaft die Wichtigkeit dieses neuen Materials: er übersetzte eines dieser Bücher, den „Lotus des guten Gesetzes", das er mit einem Commen-

[1] Es heißt darüber in dem Werke (p. 92 f.): „alle amerikanischen Sprachen vom nördlichsten Ufer Grönlands bis zur südlichsten Spitze Patagoniens haben zwei generelsame grammatische Charaktersätze; einer besteht auch in einigen Ursprachen des alten Continents, der andere ist für die amerikanischen Sprachen charakteristisch und bildet das Band, welches sie vereint. Der erste besteht sich auf die Grammatik überhaupt, denn sie bildet sich nicht durch eine innere Veränderung des Wurzelworts oder durch Flexion, sondern durch Anhängung von Partikeln oder besondern Worten an die Wurzel. Diese mechanische Verbindung ist meistens so einfach, daß sie gar nicht zu verkennen ist, manchmal aber sind die Affixe so innig mit der Wurzel verbunden, daß nur ein gründliches Studium nachweisen kann, daß keine Wurzeln, sondern nur eine Agglutination stattfindet. Der zweite Charakterzug, der den amerikanischen Sprachen eigenthümlich ist, besteht in besondern Verbalformen, durch welche die Richtung des Subjects auf das persönliche Objekt ausgedrückt wird, d. h. wenn die Handlung des persönlichen Subjekts auf eine Person gerichtet ist, so wird das Fürwort, das diese Person anzeigt, durch eine Veränderung des Verbums ausgedrückt, und nicht bloß durch eine Einschiebung des Accusativs des Fürworts, wie in den europäischen Sprachen, sondern durch vom Fürwort verschiedene Affixe, die aber mit demselben und mit dem Stamm des Zeitworts oder mit dem bereits mit Partikeln verbundenen Zeitwort eng verknüpft sind. Es gibt sechs Formen dieser Richtung der Action: von der ersten Person auf die zweite und dritte, von der zweiten auf die erste und dritte, von der dritten auf die erste und zweite. Nicht alle amerikanischen Sprachen haben alle diese Formen. Die spanischen Grammatiker nannten diese grammatische Eigenthümlichkeit „Transicion."

tar und einer Einleitung herausgeben wollte, worin er summarisch die Grundideen des Buddhismus und das Verhältniß der nepalesischen Werke zu den andern buddhistischen Literaturen zu unterluchen sich vornahm. Während des Drucks seiner Uebersetzung erkannte er aber, daß die Einleitung das Hauptwerk werde, und er beschloß eine Schrift abzufassen, welche die ganze Geschichte des indischen Buddhismus umfasse, und durch Darlegung der Grundlehren Rechenschaft gebe über die Veränderungen, welche sie in den verschiedenen Seiten erfahren und über das Verhältniß der beiden großen Abtheilungen des indischen Buddhismus, der Schulen des Nordens und des Südens. Im J. 1844 gab er den ersten Band dieser Einleitung heraus, in welchem er die buddhistische Schule des Nordens behandelte. Er analysirt die Werke dieser Schule, bespricht ihre Zeit und ihre Aechtheit, classificirt sie nach den Epochen, denen sie angehören, sowie nach den Concilien, von denen sie ausgehen, und entwickelt die Hauptideen der Religion, die Veränderungen, die sie erfahren, ihr Verhältniß zu den brahmanischen Ansichten und die Folgen, die man für die Geschichte Indiens daraus ziehen kann. Man kann unmöglich in wenigen Worten angeben, wie viel diese schöne Arbeit Neues enthält; es ist ein Strom von Licht, das auf das Chaos der buddhistischen Lehren fällt und die Ordnung herstellt. Man kennt jetzt die Epochen und die Schulen, denen die Bücher aller der Völker angehören, welche den Buddhismus angenommen haben; alle diese Streitelemente sind auf ihre wahre Rolle zurückgeführt, mit ihrer eigentlichen Bedeutung, und man weiß, was man von ihnen hoffen und erlangen kann. Darum sand auch dieß Buch einstimmigen Beifall bei denen, welche sich damit beschäftigt oder sich überhaupt mit der Geschichte der Religionen befaßt haben. Burnouf wollte sein Werk mit einem zweiten der buddhistischen Schule des Südens gewidmeten Werke schließen. Seine alten Studien über die Pali- und eingeäscherten Schriften schlugen in diesen Gegenstand ein, und er vervollständigte sie durch Studien, namentlich über die birmanischen Bücher. Um einen Begriff von der Ausdehnung seiner Vorarbeiten zu geben, beschränke ich mich bloß auf die Thatsache, daß er die birmanischen Wörterbücher ungenügend fand, und ein neues unendlich vollständigeres verfaßte, das allein für die Vorarbeiten dieses zweiten Bandes dienen sollte. In dem Maaße aber, als er fortschritt, fühlte er, daß einige Punkte umfänglicher behandelt werden müßten, als er im ersten Bande hatte thun können; er beschloß deßhalb die Ausgabe des „Lotus“ wieder aufzunehmen, und begleitete denselben mit 20 Abhandlungen, in denen er einige dunkle Partien des buddhistischen Dogma's erläuterte, und sich mit einigen historischen Punkten von großer Wichtigkeit beschäftigte, z. B. mit den monumentalen Inschriften der buddhistischen Könige aus den Zeiten der Seleuciden, die Prinsep zuerst entziffert hat, und von denen Burnouf neue Uebersetzungen gibt. Dieser Band, der mehr als 900 Seiten in groß Quart umfaßt, ist vollständig gedruckt; er wird demnächst herausgegeben werden, und die Bewunderung des gelehrten Europa sowie sein Bedauern über den Tod dieses mächtigen Geistes noch erhöhen.

Unglücklicherweise hatte eine unablässige Arbeit die Kräfte Burnouf's untergraben; er hatte nie auf seine von Natur zarte Gesundheit achten wollen; er glaubte, ein vollständig regelmäßiges Leben genüge sie zu erhalten. Seine heiße Liebe zur Wissenschaft verbarg ihm das Sinken seiner Kräfte, und er starb in Wahrheit als ein Märtyrer derselben. Vor wenigen Monaten hat ihm die Regierung eine Stelle in dem Rath des öffentlichen Unterrichts an, wo er große Dienste hätte leisten können, aber er konnte schon den Sitzungen nicht mehr beiwohnen, und als vor wenigen Wochen die Akademie der Inschriften ihn zu ihrem immerwährenden Secretär ernannte, war die Hand des Todes bereits über ihm. Er konnte sein Werk nicht vollenden, nicht alle Folgerungen aus seinen großen Entdeckungen ziehen, aber ihre Wirkung wird deßhalb nicht minder dauernd seyn; er hat den literarischen Ruhm Frankreichs erhöht, und sein Name wird wachsen mit den Studien, die er geschaffen hat.

Stämme stammelnder Neger in Ostafrika.

Eugene de Frederville, der sich seit einer Reihe von Jahren mit der Geographie und Ethnographie Ostafrika's abgibt, bemerkt in seinen „Noten über die Düneger“ (s. Bull. de la Soc. de Géogr Junius) folgendes: „Unter den Niambana, die ich ausfragte, um mein vergleichendes Wörterbuch der östlichen Negersprachen zu vervollständigen, traf ich einen, dessen Kammelnde, unsichere Aussprache eine merkwürdige Eigenthümlichkeit bot: er brachte in alle Wörter seiner Sprache die Sylbe „schi“ hinein und nannte z. B. sein Volk Niambana „Niaschischambana.“ Ich glaubte anfangs, der Mensch habe ein natürliches Gebrechen in der Aussprache, und wollte ihn eben als ganz ungeeignet für meinen Zweck entlassen, als ich bemerkte, daß er, wenn auch mit Schwierigkeit, die Worte ohne das sonderbare Einschiebsel herausbrachte. Ich entsann mich nun einer Stelle in dem Bericht der Reise der Hrn. Rebouffet und Daumas im Nordosten der Capcolonie, wo es heißt, daß „gewisse Kaffernstämme mit eingeschnittenen Nasen und spitzig ausgefeilten Zähnen — mein Niambana hatte diese Kennzeichen — von den andern südlichen Kaffern den Namen der Stammler erhalten hätten.““ Später bemerkte ich auch bei andern Niambana diese Art Stammeln, und die eingeschobene Sylbe wechselte mit den Stämmen oder trat nicht so regelmäßig hervor, aber die Sache blieb dieselbe. Indem sie mehr oder minder systematisch eine beliebige Sylbe einschieben, folgen sie nur ihrem Behürfniß, in der Aussprache eine Art Ruhepunkt zu haben.“

Die Finanzverhältnisse der Vereinigten Staaten Nordamerika's.

(Schluß.)

Diese großkörnige Selbstsucht gibt Stoff zu Betrachtungen mancherlei Art, die aber nicht hieher gehören, und so will ich denn einen kurzen Ueberblick der Finanzzustände von den einzelnen Staaten folgen lassen, wie solche sich im Jahre 1850 herausgestellt:

Maine hatte 507,450.30 D. Staatsausgaben, zu deren Deckung hauptsächlich 207,575.00 Doll. directe Steuern beitrugen; außerdem flossen aus öffentlichen Ländereien 137,341.60 D., und der Rest kam aus verschiedenen Fundationen dazu; außerdem wurde noch an Schuldgeld durch besondere Taxen erhoben 264,351.17 D.

In New Hampshire betrugen die Staatsausgaben im Finanzjahre 1850/51 201,345.31 D., und außerdem wurden noch zur Erhaltung der Districtschulen 174,517.66 Doll. erhoben. Staatsschulden 76,790.86 D.

Vermont verausgabte 122,252.76 D. Auf Schulen verwendet 217,402.33 D.; Schulden 58,036.56 D.

Massachusetts hatte 1,416,280.79 D. Ausgaben, welche hauptsächlich durch Bankeinkommen und Anlehen gedeckt werden. Schulden 1,210,375.00 D.; außerdem wurden auf das Unterrichtswesen 261,241 D. verwendet.

Rhode Island verausgabte 95,833 D., wovon allein 34,346 D. auf die Schulen verwendet wurden, die außerdem noch 50,332.70 D. kosteten, was durch besondere Steuern erhoben ward.

Connecticut hatte 110,214.47 D. Ausgaben, die meist durch Steuern, Eisenbahn- und Bankeinkünfte gedeckt wurden.

New-York hatte 826,720.29 D. Staatsausgaben, welche durch Eigenthumssteuern und Einkünfte von Canälen u. s. w. gedeckt wurden. Zusammen betragen die Staats-, Districts- und Städtesteuern 6,312,787.33

D., daraus läßt sich jedoch keineswegs auf die Gesammtausgaben der Gemeinden schließen, denn während bei dieser Summe die Stadtsteuern nur auf 1,420,735.82 D. angegeben sind, beläuft sich allein der für New-York 1852 aufzubringende Steuern- oder Einnahmebetrag auf 3,376,335.09 D., wobei nicht mehr als 175,833.39 D. Staatssteuern inbegriffen sind. Mag diese Summe des Bedürfnisses für die Stadtverwaltung hergenommen werden wohin man will, zuletzt wird doch immer eine Art Steuer herausfehen. Wie sich die städtischen Ausgaben vermehrt haben, geht deutlich daraus hervor daß man 1801 nicht mehr als 75,000.00 D. städtische Steuern erhob, so daß bei 60,489 Einwohnern auf den Kopf durchschnittlich 1½ D. kam, während jetzt schon an 6 D. gezahlt werden müssen. Die Staatsschuld war 1850 16,171,109.16 D.

In New Jersey betrugen die Staatsausgaben 125,541.93 D. Schulden sind nur 71,810.26 D. vorhanden.

Dagegen hat Pennsylvanien 40,316,362.44 D. Schulden und seine Staatsausgaben betrugen 1849 4,569,053.94 D., davon treffen die Interessen der Schuld allein 2,004,714.51 D. Ueber 3 Millionen der Einnahme fließen aus Real- und Personalsteuern, Canal- und Eisenbahnabgaben. Von den Ausgaben stehen 213,728.49 D. zum Besten der Schulen.

Das kleine Delaware hat nur 31,863.33 D. Ausgaben, wovon 15,947.62 D. den Schulen zufließen.

Maryland hat eine Staatsschuld von 10,960,691.79 D., und Ausgaben 1,469,470.36 D. Auf Schulen wurden nur 21,899.00 D. verwendet, und es ist auffallend, daß die Bevölkerung der Hauptstadt Baltimore als die roheste und sittenloseste verrufen ist.

Die Staatsschuld von Virginien beträgt 9,747,443.30 D., und von den mir nicht speciell bekannten Staatseinnahmen wurden 45,674.03 D. auf die Schulen verwendet.

Nord-Carolina hat 228,173.24 Dollars Staatsausgaben, und mehr als 927,000.00 D. Staatsschuld.

Süd-Carolina schuldet 2,061,292.81 D. und hat 540,864.42 D. Staatsausgaben.

Georgia hat ungefähr 1,828,472.00 D. Schulden und etwa 280,000.00 D. Ausgaben.

Florida's Gesammtausgaben betrugen 59,259.72 D.

Alabama hatte 1850 8,539,109.07 D. Schulden und 516,305.70 D. Ausgaben.

Mississippi's Staatsausgaben betrugen 284,998.58 D.

Louisiana veranlagte 195,399 D. für Lehrerbesoldungen, seine übrigen Finanzverhältnisse bleiben mir unbekannt.

Texas hatte eine Staatsschuld von 11,055,694.71 D., und ohne deren Zinsen betragen die Ausgaben etwa 1,000,000.00 D.

Arkansas hat 975,000.00 D. Schulden und etwa über 200,000.00 D. Ausgaben.

Tennessee hat 3,382,856.66 Dollars Schulden und ungefähr 400,000.00 D. Ausgaben.

Kentucky's Ausgaben betrugen 522,754.76 Dollars und es hatte 4,397,637.81 D. Staatsschulden.

Ohio schuldet 18,744,594.32 D. und sein Einkommen besteht hauptsächlich in Steuern, doch tritt noch eine Million Einkünfte aus Canälen und dergleichen hinzu. Auf Schulen wurden 506,469.16 D. verwendet.

Michigan hat 449,355.40 D. Ausgaben, die durch Steuern aufgebracht werden. Schulden sind vorhanden 2,181,681.48 D.

Indiana hatte 1,313,534.04 D. Ausgaben und 6,775,522.50 D. Schulden.

Illinois schuldet 16,627,508.91 D.

Missouri dagegen nur 784,629.09 und seine Ausgaben betragen 532,907.79 D.

Jowa hat 79,442.00 D. Schulden und etwa 40,000.00 Dollars Ausgaben.

Wisconsin hat Ausgaben 152,869.61 D., welche durch Steuern und Einnahmen aus Landverkauf aufgebracht werden.

Californien besitzt 485,460.28 Schulden und hat 495,247.00 D. Ausgaben.

Die Gesammtsumme der Schulden, welche auf den Staaten haften, mit Ausschluß der Unionsschuld, ist 206,630,347 D.

So weit ich die Finanzverwaltungen in den Vereinigten Staaten kennen lernte — und das geschah an den Hauptplätzen — fand ich die Behauptung Unterrichteter bestätigt, daß die Verwaltenden durchschnittlich überall aus dem allgemeinen Säckel so viel an sich zu reißen suchen als nur immer möglich, und es wiederholt sich dieses alte Spiel bei der Unionsoberwaltung, wie in den Einzelnstaaten, Distrieten, Stadt- und Landgemeinden. Strenge Ehrlichkeit gilt im allgemeinen für Dummheit. Ein Sittlichkeitsgefühl ist unbekannt in dieser Partie des Gesellschaftslebens, und überall gilt jeder nach einem öffentlichen Amte Strebende für sittlich verdorben. „Er will Geld machen!“ das setzt in diesem Falle jedermann voraus und es versteht sich, daß er es machen werde wie er eben kann, ohne irgend welchen Gewissenskrupel.

Als allgemeine Bemerkung möge noch in Gewöhnung kommen, daß wer arm, ehrlich und sittlich ist, selten irgendwo in den Vereinigten Staaten besser daran zu sein pflegt als anderswo, trotz der brillanten Finanzlage des Landes im allgemeinen.

C. Silas.

Miscellen.

Mormonenprediger in Scandinavien. Die schwedischen Blätter (Aftonbladet 13 September) berichten, daß die zu Brevig von Normegen aufgetretenen Mormonenprediger ein Schwede, Namens Ahmanson, und ein Bernholmer, Namens Franz Hellman, sind. Der erstere ist ein Buchbindergeselle, der zweite ein Schneider. Der erstere hielt sich seit dem August 1849 in Kopenhagen auf, wo eine Rei Mission sonstig zu seyn scheint, wenigstens erhielt Ahmansson seinen Beschäftigungsbrief als Volksprediger von Scandinavien von dem dortigen Vorstand. Hellman nimmt namentlich die Taufen vor, und Ahmansson spricht dabei eine Art Segensspruch.

*

Neues Zollsystem in Finnland. Die schwedischen Zeitungen drücken sich (s. Aftonbladet 11 September) sehr unwillig über das neue von Seite Rußlands eingeführte Zollsystem in Finnland aus, da hiedurch die alten Verbindungen beider Länder so ziemlich zerrissen würden. Eisen ist ziemlich stark besteuert, Getreide, Brannwein u. s. w. noch stärker. Am meisten aber stößt man sich an den Zöllen auf Bücher: solche, die vor 1801 gedruckt sind, zahlen, gebunden oder ungebunden, 10 Kopeken per Pfund (100 = 42.35 Kilogr.), seit 1801 gedruckte 20 Kopeken, Romane und Novellen aber 30 Kopeken.

*

Der Compaß in eisernen Schiffen. Die Shipp. Gaz. vom 16 September enthält das Schreiben eines Mederz in Liverpool, Namens John Gray, welcher die Compasse eines eisernen Fahrzeugs, das in den letzten sechs Jahren wiederholt die Linie passirt hatte, untersuchte und fand daß sie sich durchaus nicht verändert hatten, und vollkommen sicher die Richtung angaben.

*

Die Colonie Victoria in Südaustralien schreitet auf eine merkwürdige Weise vorwärts. Die englischen Blätter (Times und Shipping Gazette vom 18 September) geben nach der Rede des Präsidenten der Handelskammer in der Stadt Melbourne eine Uebersicht der Ein- und Ausfuhr, so wie der Bevölkerung vom J. 1844 bis 1851. Im ersten Jahr betrug die Ausfuhr 257,000 Pfd., die Einfuhr 151,000, die Bevölkerung 24,000 Seelen. Im J. 1851 betrug die Ausfuhr 1,423,000 Pfd., die Einfuhr 1,056,000 und die Bevölkerung 82,000 Seelen. Die Wollausfuhr allein betrug im J. 1850 18 Mill. Pfd., im J. 1851 aus Mangel an Schiffen nur 16½ Mill. Auch die Goldausbeute ist bedeutend: bis zum 1 April d. J. wurden 563,471 Unzen zum Werth von mehr als 2 Mill. Pfd. ausgefühet.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 230. 24 September 1852.

Aus den Verhandlungen der englischen Naturforscher-Gesellschaft.

Dr. Royle brachte die Frage über den schwarzen und grünen Thee abermals zur Sprache. Es ist ein bemerkenswerther Umstand, daß die Frage über den Unterschied zwischen schwarzem und grünem Thee bis in die neueste Zeit große Ungewißheit bot. Die Jesuiten, welche in China so lange hausten, und Hr. Bigen waren der Ansicht, der schwarze und grüne Thee kämen von einerlei Pflanze, während Hr. Reeve der hauptete, sie würden von verschiedenen Pflanzen gewonnen. Dr. Royle selbst neigte sich zu der Ansicht, daß die besten Arten von schwarzem und grünem Thee aus verschiedenen Pflanzen gemacht wären, und eine Untersuchung verschiedener Theesorten schien diese Ansicht zu bestätigen, während eine Wiederholung des Versuchs das Gegentheil auswies. Hr. Fortune, der nach dem chinesischen Krieg von der englischen Gartengesellschaft nach China geschickt worden war, stellte Nachforschungen über den Gegenstand an; er fand daß die Thea Bohea in den südlichen Theilen China's zur Bereitung von schwarzem Thee verwendet würde, und als er die Schanghai nordwärts gegangen war, fand er daß in der Nähe der Districte, in denen der beste grüne Thee gemacht wird, auf der thea viridis grüner Thee bereitet würde. Es weit schienen die Nachrichten die Ansicht zu bestätigen, daß zwei verschiedene Arten von Thea zur Bereitung des schwarzen und grünen Thees verwendet würden; als aber Hr. Fortune den District von Soolen besuchte, sah er zu seinem Erstaunen, daß die ächte thea viridis zur Bereitung von schwarzem Thee genommen wurde, und zwar in der Nähe von Districten, wo der beste schwarze Thee gemacht wird. Er nahm Pflanzen aus Soolen nach Schanghai, und konnte keinen Unterschied finden. Es war indeß doch noch wünschenswerth, Proben aus denjenigen Districten zu erhalten, wo der schwarze und grüne Thee des Handels wirklich bereitet werden, und dieß ist nun kürzlich geschehen. Bei dem großen Eifer, den die Theesuche von Theebau in den Mustergärten im Himalaya gehabt hatten, wurde Fortune von der ostindischen Gesellschaft abermals nach China gesandt. Er ging in die nördlichen Gegenden des Landes, um Samen und Pflanzen der besten Art zu erhalten, welche am besten dem Klima des Himalaya widerstehen könnten. Er verschickte sich Samen und Pflanzen in großer Anzahl, und schickte sie in den Himalaya, wo sie seitdem gebaut werden. Als er nach Calcutta kam, hatten die Theebereiter, die er mit sich gebracht, aus den Pflanzen in den botanischen Gärten ihren schwarzen und grünen Thee von denselben Arten bereitet, so daß es augenscheinlich war, nicht im Unterschied der Pflanzen, sondern im Unterschied der Bereitung liege die Verschiedenheit des schwarzen und grünen Thees. Man brauchte dazu nicht nothwendig fremde Stoffe, sehr häufig aber wird doch Berliner-Blau, Indigo, Turmerik u. s. w. zum Färben des Thees genommen.

•

In der statistischen Abtheilung las Oberstlieutenant Eyles über den Census und den Zustand der Insel Bombay. Erst im März 1849 gelang es der Regierung einen Census der Bevölkerung hinsichtlich der verschiedenen Kasten anzufertigen. Die ganze Bevölkerung der Insel, welche nur 7 (engl.) M. Länge und 20 im Umkreis hat, beträgt 569,119, wovon 357,060 männlichen und 212,059 weiblichen Geschlechts sind. Der Grund dieser Verschiedenheit ist der sehr allgemein herrschende Mord der weiblichen Kinder; da es für eine Schande gilt, wenn Mädchen nicht verheirathet werden und Heirathen unmäßige Summen kosten, so werden die Mädchen nach der Geburt in schrecklhafter Anzahl getödtet. Die Hindus machen etwa die Hälfte der Bevölkerung aus, die Moslems sind zahlreichee als die Parsis, und die Christen, Europäer sowohl als Eingeborne bekansen sich nur auf 22,000. Merkwürdig ist, daß die Zahl der Kinder unter den Parsis 23,4 Procent, unter den Moslems 17,7, und unter den Hindus nur 10,8 der Gesammtbevölkerung beträgt. Unter den Hindus soll das Verhältniß der Weiber zu den Männern 50 Procent seyn, unter den Moslems 80, unter den Parsis 88. Letztere Zahl ist durch ihre unverhältnißmäßige Höhe fast verdächtig.

•

Aus den Bemerkungen eines Hrn. Locke über Irland geht hervor, daß die Encumbered Estates Commission bereits für 7 Mill. Pfd. St. Güter verkauft hat, wovon sechs von Irländern selbst gekauft wurden. Dreiviertel von den 2355 Verkäufen, zwei Drittheile von ihrem Betrag, fanden in Connaught statt, derjenigen Provinz, wo die Noth und die Abnahme der Bevölkerung am größten sind.

Die alten Peruaner.

(Fortsetzung.)

Die Geschichte des Incareichs ist, so viel auch schon darüber geschrieben wurde, noch immer in großes Dunkel gehüllt, das auch kaum wohl je mehr sonderlich aufgehellt werden wird, obgleich, gelegentlich bemerkt, die HH. Rivero und Tschudi diese Hoffnung nicht ganz aufgeben. Das Capitel über die Geschichte des Incareichs, das dritte, ist bloß kritischer Art, und namentlich gegen Garcilaso de la Vega gerichtet, diesen Abkömmling der alten Incas, der eben darum am häufigsten als Quelle benützt und geachtet wird. Daß er diese Achtung nicht verdiene, ist ein Hauptgegenstand dieses Capitels, und wir heben deßhalb die Stelle aus, in welcher das Urtheil über Garcilaso gesprochen ist, müssen aber zuvor über seine Lebensgeschichte einige Worte sagen, Garcilaso ist der Sohn eines Anhängers von Gonzalo Pizarro, der, wegen seines Ungehorsams am spanischen Hof sehr ungünstig angesehen wurde, und der Enkelin eines Inca, des Tupac Yupanqui; er war geboren im J. 1540, und wuchs bei dem abenteuerlichen Leben seines Vaters bis zum 18ten oder 20sten Jahre ziemlich ohne Bildung heran, scheint aber später aus eigenem Antrieb das Versäumte nachgeholt zu haben. Im Alter von 18 oder 20 Jahren ging er nach Spanien, trat in Kriegsdienst, zeichnete sich unter dem bekannten Don Juan de Austria aus, bemerkte aber bald, daß der üble Geruch, in welchem sein Vater

als Anhänger von Gonzalo Pizarro am Hof stand, auch auf ihn sich übertrage, und ihm das Emporsteigen unmöglich mache; deßhalb zog er sich nach Cordova zurück, widmete sich hier literarischen Arbeiten, und schrieb sein bekanntes Werk, „Comentarios reales“, das schon im J. 1570 oder 1575 fertig gewesen seyn soll, aber erst im J. 1609 zu Lissabon herauskam. Garcilaso de la Vega hat also nur seine Jugend bis zum 18 oder 20sten Jahre in Peru zugebracht, seine ganze übrige Lebenszeit in Spanien. Das Urtheil, welches Rivero und Tschudi über ihn fällen, ist folgendes: „Der ernsteste Vorwurf, den man Garcilaso machen kann, ist seine augenscheinliche Parteilichkeit, der größte Fehler eines jeden Historikers. Verblendet durch seine königliche Abkunft bemühte er sich die Incas, seine Ahnherrn, als ideale Monarchen zu schildern, als gesetzgebende Könige, wie als Erfinder und Beschützer der Künste und Wissenschaften, und häufte Lobreden auf ihr Haupt, die nicht aufhören bis zur letzten Periode der Geschichte, wo die Umerschuung leichter, und die Perspective rergen der größern Nähe minder magisch ist. Als er auf die Zeit des Inca Huascar kemmt, nimmt er als nächster Verwandter dieses Fürsten eifrig seine Partei, und die Bande der Verwandtschaft verwirren ihm völlig den Kopf; diese einzige Stelle zeigt zur Genüge, wie wenig Glauben ein so parteiischer und so wenig urtheilsfähiger Geschichtschreiber verdient, so oft es sich von seinen Verwandten und Vorfahren handelt. Ein zweiter nicht geringerer Beweis ist die Hartnäckigkeit, womit er die ungesetzlichen Handlungen Gonzalo Pizarros vertheidigt, ohne andern Grund als weil sein Vater unter der Fahne dieses Anführers focht. Dabei ist noch zu bemerken, daß die Commentarien Garcilaso's an vielen Stellen auffallende Widersprüche mit den Angaben seiner Vorgänger, wie Acosta, Fray Marcos de Niza, Pedro Cieza de Leon, Francisco Lopez de Gomara u. s. w. u. s. w., sowie mit mehrern seiner Nachsolger zeigen, indem man sich durch die Vergleichung der Texte leicht überzeugen kann, daß die erzählten Ereignisse und die Citationen falsch sind, nicht aus Unwissenheit oder wegen mangelnder Nachrichten, sondern aus Parteilichkeit des Verfassers, der das was seinen Ansichten nicht zusagt, auslässt oder verfälscht. Ebenso wenig läßt sich läugnen, daß der größere Theil der Nachrichten in seinen Commentarien einer richtigen Grundlage entbehrt, und man muß erkennen, daß das ganze Werk ein Gewebe von Compilationen verschiedener Ueberlieferungen ist; diese Behauptung fällt in die Augen, wenn man erwägt, daß Garcilaso die Erzählungen, welche er in seiner Jugend von seinen Verwandten und andern unwissenden, abergläubischen Indianern hörte, in sein Buch einrückte, oder richtiger gesagt über einander häufte. Dazu nehme man, daß Garcilaso sein Werk ein halbes Jahrhundert, nachdem er sein Vaterland verlassen, herausgab, fern vom Schauplatz der Begebenheiten, was seine Erzählungen für jeden vernünftigen Leser noch verdächtiger macht. Schließlich verstand der junge Garcilaso die schwere Kunst, die Quipod[1] zu entziffern, nicht, und so fehlte ihm der einzige Stützpunkt, den weder die Masse von Ueberlieferungen, noch sinnreiche Conjecturen ersetzen konnten.“

Wir führen diese strenge Urtheil über Garcilaso an, weil er wegen seiner halb europäischen, halb amerikanischen Abkunft als eine besonders unpartheiische Quelle betrachtet, bis jetzt hauptsächlich benützt worden ist, und die herrschenden Ansichten über das Incareich auf seinem Werke fußen. Rivero und Tschudi gaben, hauptsächlich nach Garcilaso, eine Reihe von 14 Incas, welche mit Manco Capac (1021 n. Chr.) beginnen und mit Atahualpa (hingerichtet 1533) endigt; sie glauben aber selbst nicht daran, sondern sind der Ansicht, die ersten Incas seyen ganz fabelhaft, Manco Capac, der ein Asiate gewesen, habe nie regiert, und die Incas seyen seine Nachkommen nicht, sondern aus einer einheimischen Familie entsprossen, welche der fremde Reformator auf den Thron erhoben habe. Für die fremde Herkunft Manco Capacs, oder wie er sonst geheißen haben mag, spreche die Uebereinstimmung der verschiedenen Traditionen, daß er durch seine Gestalt und hellere Farbe sich von den Indiern unterschieden habe. Auffallend muß es indeß erscheinen, daß dieser angeblich fremde, wie Rivero und Tschudi often aussprechen, asiatische Reformator nicht nur, wie wir oben schon bemerkt, sich so gar schlecht auf die Astronomie verstand, sondern selbst auf das Schreiben, eine Kunst, die doch in Asien schon seit Jahrtausenden zu Hause ist; aber gerade unter den Incas scheint eine in älterer Zeit bekannte Schreibkunst in Abgang und die ächt amerikanische Kunst der Quipus wieder zu Ehren gekommen zu seyn.[2] So heißt es (p. 101) ausdrücklich: „die alten Peruaner hatten zweierlei Arten Schrift; eine und gewiß die älteste bestand in einer Art Hieroglyphen, die andern in Knöpfen an Schnüren von verschiedener Farbe. Die Hieroglyphen waren sehr verschieden von den mexikanischen, und wurden in Stein oder in Metall eingegraben. Im südlichen Peru hat man keine Spur auf Papier gemalter Hieroglyphen entdeckt, nach den Beobachtungen von Don Mariano E. de Rivero aber findet man auf einer Höhe, acht Leguas nördlich von Arequipa eine Menge in Granit eingegrabener Abbildungen von Thieren, Blumen und Festungswerken, welche ohne Zweifel ältere Berichte in sich schließen, als die Dynastie der Incas. In der Provinz Castro Wirepna, im Dorfe Huadtara finden sich in den Ruinen eines großen Gebäudes, von ähnlicher Bauart, wie der berühmte Palast von Alt-Huanuco, eine Granitmasse von mehreren Ellen Breite, mit großen eingegrabenen Bildern ähnlich denen in der Nähe von Arequipa. Keiner der zuverlässigen Geschichtschreiber erwähnt diese Inschriften und Gemälde, oder berichtet das mindeste Positive über peruanische Hieroglyphen, so daß man mit Wahrscheinlichkeit schließen kann, daß zu den Zeiten der Incas die Schreibkunst nicht bekannt war, und daß alle diese eingegrabenen Zeichen Reste einer sehr entfernten Zeit sind.“

Indem das vorliegende Werk aus triftigen Gründen die Autorität Garcilaso's angreift, eröffnet es den Blick zu einer andern, in den spätern Capiteln umständlicher entwickelten Ansicht: die Verfasser trennen Manco Capac, den angeblichen Stifter der Dynastie, von den eigentlichen Incas, dem mehrhundertjährigen

[1] Diese Quipos oder Quipus bestehen auf demselben Prinzip, wie die Mampums der nordamerikanischen Indianer. Sie sind von gedrehter Wolle und ein Rächerer Strick dient als Anhaltsäule, denn von diesem hängen nun feinere verschiedenfarbige Stricke oder Schnüre herab. Rivero und Tschudi sind der Ansicht, daß ursprünglich diese Knoten nur zur Bezeichnung von Zahlen dienten, und daß erst im Laufe der Jahrhunderte durch traditionelle Uebereinkunft es möglich wurde, Geschichtserzählungen, selbst Gesetze u. s. w. den Nachkommen vermittelst dieser Quipus und der eigenthümlichen Art die Knoten zu schlingen, mitzutheilen. Jedenfalls blieb das Verständniß sehr schwer, und in jeder nur etwas bedeutenden Stadt war ein Quipus-Camayoc angestellt, dessen Obliegenheit war, die Quipus zu entziffern. Solche Quipus finden sich noch jetzt, manche in Silbern. Tschudi kaufte einen, der eine halbe Arroba (12½ Pfd.) wog, und zweifelt nicht, daß es noch größere gebe. Die Erklärung dieser Quipus muß für einen Geschichtschreiber Alt-Peru's allerdings unerläßlich seyn, namentlich in jener Zeit, wo man der Jurosperrschaft noch so nahe stand, und Quipus als wahre Staatsdocumente sehr häufig seyn mußten.

[2] In unserm vorliegenden Werke ist allerdings gesagt (p. 103) daß in mehreren Theilen Centralasiens, auch in China, diese Art, Nachrichten durch verknüpfte Schnüre mitzutheilen, üblich gewesen sey, aber sie muß auch in Amerika, namentlich im nördlichen, sehr alt seyn und ist jedenfalls vor der Schrift.

Herrscherstamm, und machen es wahrscheinlich, daß der Irrthum oder die Lüge Garcilaso's einen weit ältern Grund hat. Man ersieht ganz deutlich, daß die Incas eine gewaltige Revolution herbeiführten in politischem und religiösem Sinn, und daß sie, um die Völker, namentlich die unterworfenen, zu gewinnen, auf eine sehr schlaue Weise die alte Religion mit der neuen verknüpften; „die peruanische Religion, heißt es in dem Werk (p. 143) die, wie man sie gewöhnlich nimmt, auf den Sonnendienst gegründet war, wurde durch die Incas eingeführt, und dem ursprünglichen Cultus aufgepfropft durch eine jener religiösen Umwälzungen, von denen und die asiatische Geschichte mehr als Ein Beispiel liefert. Vor dieser Reform und der Einführung der politischen Institutionen bekennen sich die alten Einwohner Peru's zu einem Glaubenssystem, das so einstellt es auch durch kindischen Aberglauben seyn mochte, doch sich zum Begriff Eines höchsten Wesens erhob, der alles Bestehende geschaffen hat, ein System das die Spuren des Dogma's vom Fall des Menschen und der Erlösung enthält. Nach den Geschichtschreibern der ersten Zeiten nach der Eroberung hieß dieß höchste Wesen Con, hatte keine menschliche Gestalt, noch einen materiellen Körper, sondern war ein unsichtbarer allmächtiger Geist, der im Universum weilte. Aber die Menschen fielen in Laster und Verbrechen, verabsäumten den Cultus des Con, der, darüber erzürnt, die fruchtbaren Ländereien in Wüsten und die Menschen in schwarze Katzen und andere widerliche Thiere verwandelte, bis Pachacamac, Cons Sohn, die Regierung der Welt übernahm, die von seinem Vater zerstörten Dinge wieder schuf, und den Menschen neues Leben gab. Minder unbarmherzig, als das vorhergehende Geschlecht, baute das neue Pachacamac einen prächtigen Tempel an dem Ufer des Meers, einen Tempel, dessen ungeheure Ruinen noch jetzt im Dorfe Lurin südlich von Lima zu sehen sind, und der der einzige dem höchsten Wesen geweihte im ganzen Lande war, weßhalb auch den entferntesten Gegenden Wallfahrten dahin geschahen, die selbst im Kriege durch gemeinsame Uebereinkunft nicht gehindert werden durften, vorausgesetzt, daß die Wallfahrer in kleinen unbewaffneten Abtheilungen zogen. Wir wissen nicht genau, ob in dieser Zeit die alten Peruaner auch andere Gottheiten anbeteten, nach einigen über die Einführung der Incareligion hinausreichenden Spuren aber scheint sich die Religion nicht auf die alleinige Anbetung von Con und Pachacamac beschränkt zu haben, und wenn man den Cultus der peruanischen Dynastie aufmerksam studirt, so findet man viele Spuren eines andern Systems, das wir als die Reste einer Urreligion betrachten müssen."

Vergleichen wir diese Angabe mit den frühern über die verschiedenen in Peru wohnenden Stämme, legen wir namentlich einen Nachdruck darauf, daß der Tempel des Pachacamac an den Ufern des Meeres erbaut wurde, wo die erste, Chincha genannte Race wohnte, die durch ihren Gesichtswinkel den Asiaten weit näher steht, während die zurückweichende Stirn der Aymaras und Huancas auffallend an die Bilder von Goyan und andern mittelamerikanischen Ruinenstädten erinnert, so wird man stark auf die Vermuthung geleitet, daß die Chinchas wirklich eine asiatische Colonie waren; es findet sich hier die Idee vom Sündenfall, von einem bösen, Pachacamac feindlichen Geiste, von der Zerstörung des Menschengeschlechts durch ein göttliches Strafgericht, von der Rettung einer kleinen Anzahl Menschen, selbst von einer Arche (s. p. 148), so daß Geschichtsschnitt und Glaubensanschauen gleich stark auf Asien hindeuten. Wie wir an dem Beispiel der Spanier sehen, konnte eine kleine Anzahl Menschen die einer stärkern, gebildetern Race angehören, sich die Herrschaft in einem ziemlich weiten Umkreis erwerben, ihre Macht mochte aber in dem Maaße, als die Fremden mit den Einheimischen verschmolzen, sinken, und eine einheimische von den Aymaras in den peruboliviansichen Gebirgen ausgehende Reaction hervorrufen. Die Schonung, welche von derselben gegen den Glauben der unterjochten Völker beobachtet wurde, zeigt, welchen mächtigen Eindruck der letztere auf die rohen Stämme gemacht hatte. „Der Cult des Pachacamac", sagt unsere Schrift, p. 149, „behauptete sich in viel größerer Ausdehnung als unsere Geschichtschreiber annehmen, und man kann ohne irre zu gehen, die Ansicht aufstellen, daß er der Volksgott und von der Masse der Peruaner verehrt, während die Sonnenreligion die des Hofs war, und so sehr sie auch von den Indiern angenommen seyn mochte, doch nie dahin gelangte, den Glauben und die Verehrung der ursprünglichen Gottheit auszurotten." Dieß ist um so wahrscheinlicher, als nicht nur eine Menge Volksfesten für den Cultus des Pachacamac sprechen, sondern auch die endliche Eroberung des Reiches der Chinchas nur anderthalb hundert Jahre der spanischen Eroberung vorangegangen zu seyn scheint, denn nach unserm vorliegenden Werke besiegte erst der Inca Pachacuter, der nach der gewöhnlichen Berechnung von 1340 bis 1400 n. Chr. regierte, den König Cuyusmancu, den Herrn der Thäler von Pachacamac, Rimac, Chancay und Huaman, wodurch der prächtige Tempel Pachacamacs in die Gewalt des Siegers fiel. „Wohl erkannte der peruanische Monarch, wie unklug es seyn würde, den Cultus dieser Gottheit offen zu verfolgen, darum suchte er demselben mit seiner gewohnten Schlauheit indirect zu schaden, und ihn mit der Sonnenreligion zu vermengen, indem er theils die Priester des Pachacamac für sich gewann, theils in der Umgegend einen nicht minder prächtigen Sonnentempel aufführen ließ, dem er ein Kloster von Sonnenjungfrauen beigab."

Es geht hieraus der Charakter der Incaherrschaft sehr deutlich hervor: es ist ein auf politische Berechnung gebautes System, in welchem die Verwaltungsmaximen und der Gottesdienst auf eine sehr berechnete Weise mit einander verschmolzen waren, und was dieser Ansicht noch mehr Gewicht gibt, ist der Umstand, daß in dem vorliegenden Werke es sehr wahrscheinlich gemacht ist, daß die Incas an ihre Abstammung von der Sonne selbst nicht glaubten. Wir müssen also auch in dem Anknüpfen dieser Incaherrschaft an die älteste mythische Zeit einen wohlüberlegten Kunstgriff sehen, der in der Incafamilie traditionell war, und Garcilaso mag so parteiisch seyn als er will, so scheint er doch dinstlichst bis in die mythischen Zeiten hinaufreichenden Ursprung seiner Familie nur der geläufigen Tradition gefolgt zu seyn, und nicht immer absichtlich getäuscht zu haben. Es geht aber jedenfalls daraus hervor, daß die mythische Gestalt Manco Capacs, namentlich wenn man unter diesem einen asiatischen Fremdling sehen will, wie Rivero und Tschudi thun, sich nicht direct, wie durch die Incas geschehen, an diese anknüpfen läßt, sondern daß sie, wie die Gestalt Quetzalcoatls in Mexico, in eine ganz unbestimmbare Zeit hinaufgerückt werden muß. Zugleich aber wird der Anfang des peruanischen Reichs herabgerückt, und es zeigt sich die Ansicht Rivero's und Tschudi's wahrscheinlich, daß die eigentliche Incadynastie erst mit dem jetzt als dem sechsten Inca aufgeführten Inca Rocca beginnt, dessen Regierung in die erste Hälfte des 13ten Jahrhunderts fällt, so daß die Dauer des Inca-Reichs nur etwa 300 Jahre betrug.

Nachdem wir dieß als ein wahrscheinliches Ergebniß festgestellt, werfen wir einen Blick auf einige Ruinen, die zu interessanten Bemerkungen Anlaß geben. Die ersten, welche das

Werk (p. 268) anführt, sind die von Gran Chimu [1] (Nr. 58 des Atlas). Es sind dieß, abgesehen von den Resten einer Menge kleiner Wohnungen, zwei Paläste, einer von 540 Varas Länge und 300 Varas Breite, der andere, den eine doppelte außerordentlich starke Mauer umgibt, von 300 Varas Länge und 200 Varas Breite. Die Ruinen von Chimu umfassen einen Raum von $^3/_4$ Legua, abgesehen von einigen entfernteren Trümmern, deren Zweck sich nicht näher bestimmen läßt. Nach den historischen Angaben beherrschte hier ein Fürst, Namens Chimu Canchu (augenscheinlich ein Chincha) und dieser mußte sich dem Inca Pachacutec (1340 bis 1400), dessen Sohn mit einem Heere von 30,000 Mann heranrückte, unterwerfen und zum Zeichen hievon innerhalb seiner Veste einen Sonnentempel bauen. Wir haben also hier abermals eine Eroberung, welche nur anderthalb hundert Jahre über die spanische hinausreicht, und zugleich den Beweis, daß ungeheure Gebäude vor der Incaherrschaft hier aufgeführt wurden, daß diese Incas also keineswegs das Volk aus dem rohen Zustand herausbildeten, wie man bisher nach Garcilaso's Schilderung vermuthete. Noch mehr ist dieß zuverlässig der Fall mit den merkwürdigen Ruinen von Cuelap im Distrikt von Santo Thomas. Während die Gebäude und Mauern von Chimu aus Adoben von ungeheurem Umfang [2] aufgeführt sind, besteht hier eine Umfassungsmauer von behauenen Steinen 560' lang, 3600' breit und 150' hoch; der obere Raum ist fest und mit Erde aufgefüllt; hier ist abermals eine Mauer aufgeführt 600' lang, 500' breit und nochmals 150' hoch, eben so wie die erste innen mit Erde ausgefüllt. Auf dieser Höhe befanden sich die Reste einer Menge Wohnungen, so wie Grabstätten mit noch ziemlich erhaltenen Leichen [3] u. dgl. Der ganze Bau war, namentlich auch was die Thore und die durch die Erdauffüllung hindurch geführten Eingänge betrifft, auf die Vertheidigung eingerichtet, und von der Höhe herab konnte man einen bedeutenden Theil des Landes überschauen. Augenscheinlich finden sich in der Nähe noch andere dazu gehörige Denkmäler des Alterthums, aber sie konnten bis jetzt nicht näher erforscht werden. Wir können die weitern Ruinen nicht anführen, und bemerken bloß, daß über die merkwürdigen Bauten von Huanuco viejo (Huqui Huanuco) im Werke bestimmt gesagt ist, „die Architektur unterscheide sich auffallend von der der andern Gebäude aus der Zeit der peruanischen Kaiser, und nach allem Anschein kommen sie aus einer ältern Zeit, als die Dynastie der Incas." Am deutlichsten lassen sich natürlich unter den Ruinen zu Pachacamac die der Incas und der frühern Beherrscher unterscheiden, leider aber haben sie, namentlich die letztern, sehr gelitten. Zum Schlusse führen wir noch die Veste und den Palast von Ollantay-Tambo an, die zehn Leguas nördlich von Cuzco lagen in einer engen Schlucht am Ufer des Urubamba. Unser Werk sagt darüber (p. 298): „diese unbezwinglische Veste mußte von den Incas für sehr wichtig gehalten werden, theils wegen ihrer imponirenden Lage, da sie als der Schlüssel zu dem Lande der Antis, Vilcopatas und Tonos gelten kann, welche, wie wir wissen, die Thäler von Paucartambo und Santana bewohnten, theils wegen ihres seltsamen Baues, der von dem der andern Gebäude Cuzco's und der übrigen Theile des Reichs sich unterscheidet, was und vermuthen läßt, daß sie aus ältern Jahrhunderten stammen, daß der Fürst dieses Landes unabhängig war, und daß er erst unter den letzten Regierungen der Incas bezwungen wurde."

In diesen Angaben, die sich aus dem Werke der HH. Rivero und Tschudi noch stark vermehren ließen, liegt wohl der triftigste Beweis der oben aufgestellten Behauptung, daß die Incas keineswegs der Herrscherstamm waren, der ein ganz rohes Volk civilisirte, sondern Eroberer, die aus den südlichen Gebirgen hervordrangen, und sich gegen Norden und Nordosten ausbreiteten. Huayna Capac, der im J. 1475 den Thron bestieg und im J. 1521, also nur sieben Jahre vor der Ankunft der Spanier starb, war der mächtigste dieser Incas. „Unter seinem Scepter erreichte das Reich seine größte Ausdehnung und erstreckte sich von dem Fluß Andasmayo, nördlich von Quito bis zum Rio Maule in Chile, eine Strecke von mehr als 40 Breitegraden oder 800 Leguas, was die größte Ausdehnung Europa's noch übertreffen; seine westliche Gränze war das stille Meer, seine südöstliche die Pampas von Tucuman, seine nordöstliche die Flüsse Ucayali und Marañon," es umfaßte also eine Menge sehr verschiedener, zum Theil erst in ganz neuer Zeit bezwungener Völkerschaften — ein Umstand, den man bei der Eroberung Peru's so wenig aus dem Auge verlieren darf, als bei der Eroberung Mexico's, wo der schlaue Cortez recht eigentlich der Anführer der empörten Völker gegen die Azteken wurde, die früher gleichfalls ein in der Cultur weiter vorgeschrittenes Land erobert hatten, eben so wie die Incas; gegen Süden und Osten mögen die Völker dem Stamme der Incas an Bildung nachgestanden haben, gegen Osten gewiß nicht, und darum trug auch das Incareich so sehr den Todeskeim in sich.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Baumwollenmanufakturen in Rußland. Nach den im Ministerium der Manufakturen und des innern Handels eingelaufenen officiellen Berichten bestanden in Rußland 158 Baumwollenfabriken, die in 36 Gouvernements vertheilt waren. Die meisten zählt Kaluga, nämlich 27, dann kam Petersburg mit 18, Moskau mit 9, Wladimir, Wolhynien, Wjätka, Orel und Jaroslaw mit 7 u. s. w. Auf allen diesen Fabriken wurden von den feinsten herab bis zur gröbsten Sorte 1,500,000 Stücke gefertigt zu einem von den Fabrikanten selbst angegebenen Werth von 3 Millionen Silberrubel, und es saßen darin 14,300 Menschen Arbeit. Etwa die Hälfte der fabricirten Stücke wurden gedruckt, was den Werth der Stücke um mindestens 2 Mill. R. S. erhöhte, und weitere 5000 Menschen beschäftigt. Von den 1,500,000 Stücken wurden 650,000 vermittelst 40 Maschineneinrichtungen gewaben, der Rest auf Handwebstühlen. (Nord. Biene. 2 September.)

Die russische geographische Gesellschaft steht im Begriff eine wissenschaftliche Expedition nach den russischen Besitzungen in Nordamerika abzusenden. (Liter. Cas. 18 September.)

Liberalität des britischen und Pariser Museums. Im vorigen Jahr hat die französische Regierung die Vorstäbe des britischen Museums, Abgüsse von einigen griechischen Statuen und Denkmalen für das Museum in Louvre machen zu dürfen, erbeten aber eine abschlägige Antwort. Dieß Jahr sind die Eigenthümer des neuen Kronfallpalastes in London mit derselben Bitte an die französische Regierung gekommen, und diese ward ohne Umschweif gewährt. (ibid.)

[1] Am Ende des Thals von Trurillo, $1^1/_2$ Leguas von dem Hafen von Huanchaco.

[2] Zehn bis zwölf Varas in der Länge und 5—6 in der Breite.

[3] Auf der einen Seite der Anhöhe, die der Mauer als Grundlage dient, fand sich eine Vertiefung von 900 Fuß, in die man nur mit großer Mühe hinabstieg, und hier traf man eine Menge vollkommen erhaltener, in Mäntel gehüllter Leichen. In eine zweite minder tiefe, aber am Ende ganz feuchte Leichenkammer konnte man nicht eindringen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 231. 25 September 1852.

Beiträge zur Sittenkunde der Nordafrikaner.

(Von Karl Zill)

23. Drei Jahreszeiten im Land der Sanhadscha. — Des Naturforschers Freuden und Leiden. — Fieberanfälle. — Gefährliche Beharrlichkeit.

Mit den ersten Winterregen stellen sich zahlreiche Sumpf- und Wasservögel aller Art ein, sie bedecken im eigentlichen Sinn des Wortes die immer mehr zurückweichenden Ufer und die immer mehr anschwellenden Gewässer der Kras; die Jagd, die während des Sommers geschlafen, oder sich doch nur auf das gelegentliche Tödten der das Getreidefeld verwüstenden Wildschweine, die den Hunden, Hyänen, Schakals und Geiern zur Speise liegen bleiben, beschränkt hatte, beginnt jetzt aufs neue, und das ein zige Streben der Kabylen und Araber geht nun darauf hinaus, sich Pulver und Blei in größtmöglicher Menge zu verschaffen. In dieser Jahrszeit hat der Durchreisende besonders viel von der Zudringlichkeit der einheimischen Jagdliebhaber — sie sind es alle, vom größten bis zum kleinsten — zu leiden; es ist ihm unmöglich drei Worte mit jemand zu sprechen, ohne der unausweichlichen Frage: „Hast du kein Pulver?“ zu begegnen. Kein Mittel ist dem Eingeborenen zu schlecht oder zu unanständig, sich auf dem Weg der Güte oder der List, seyen es auch nur einige Tropfen aus dieser Quelle des höchsten Erdenvergnügens zu verschaffen, und die geringste Dienstleistung, die einfachste Nachweisung kostet den Fremden einen Schuß Pulver.

Als ich einst mit dem Türken Abd-er-Rahman, der für einige Tage auf Besuch bei mir war, nach dem Wed-el-Kebir gegangen war, um Wasservögel zu schießen, bat ich einen Araber mir zu sagen, an welchem Ort wir am besten über den verschlammten Abfluß eines Sumpfes gelangen könnten, dieser bedeutete mir auf das unverschämteste, daß ich ihm zuerst einige Schüsse Pulver zu geben hätte, ehe er mir die verlangte Auskunft geben könnte. Der Kerl ärgerte mich zu sehr, als daß ich seinen Prätentionen nachgegeben hätte, ich wartete daher, ohne eine Sylbe weiter zu verlieren, auf Gerathewohl über den Sumpf, und mein Gefährte folgte meinem Beispiel. Der in seiner Erwartung getäuschte Araber verlangte nun Pulver zu kaufen und wendete sich deßhalb an den Türken, da er bei demselben, als bei einem Glaubensgenossen, eher Gehör als bei einem Rumi zu finden hoffte. Abd-er-Rahman, der den Zudringlichen für sein schmutziges Betragen strafen wollte, schien seinem Gesuch mit der größten Bereitwilligkeit willfahren zu wollen, und zeigte ihm, um seine Lüsternheit auf den höchsten Grad zu steigern, eine beträchtliche Quantität des schönsten Pulvers und Schrotes vor, als sich aber der Araber nach dem Preis erkundigte und ihm Abd-er-Rahman mit großer Kaltblütigkeit für jeden Schuß einen Franken forderte, so ließ der Getäuschte vor Erstaunen die Arme sinken und stotterte dann kleinmüthig: „du gibst es nicht wohlfeiler?“ — Haedik hua! (so ist es!) antworotete der Kaufmann, worauf uns der Käufer den Rücken kehrte, und ohne ein Wort weiter zu sprechen seines Wegs zog.

Aus diesen ungestümen Bettelein und unverschämten Erpressungen muß der Fremde nothwendiger Weise schließen, daß das Schießpulver in diesem Lande eine wahre Seltenheit, oder doch dessen Anschaffung mit den größten Schwierigkeiten verknüpft sey; nichts destoweniger aber hört man den ganzen Winter hindurch, bis weit in das Frühjahr hinein, den ganzen Tag über an allen Orten und Enden das unaufhörliche Pussen der langen Araber- und Kabylenflinten, die schwerlich bloß mit Kleie geladen sind. Das geschossene Wassergeflügel wird durch die Vermittelung der herumziehenden Aufkäufer in baares Geld und dieses wieder in Schießpulver verwandelt; auf welche Weise diese letztere Transformation statt hat, ist das Geheimniß der einheimischen Jäger, daß sie aber statt hat, beweisen die Thatsachen.

So wie die Gewässer der Sümpfe steigen, vermehrt sich auch die Zahl der fremden befiederten Gäste, welche mit den in den einheimischen Kra's geborenen Schwimmvögeln aller Arten die großen und kleinen Wasserspiegel beleben. Die Löffelente (Anas clypeata) stellt sich mit einzelnen Paaren der Stockente und der Tafelente (A. boschas und ferina) zuerst in großen Flügen ein, dann erscheinen Schaaren von Pfeif-, Spieß-, Schnatter-, Reiher-, Berg- und Krickenten (Anas penelope, acuta, strepera, fuligula, marila und crecca), und rudern und tauchen in jeder Richtung, während die einheimische weißäugige und die Marmorente (Anas nyroca und marmorata) den ganzen Tag über von einem kleinen Sumpf zum andern fliegen; selbst Bewohner des hohen Nordens treffen hier nicht selten mit den Kludern des Südens zusammen, und ich habe einmal eine Schellente (A. clangula), eine Kolbenente (A. rufina) und eine Fuchsgans (Anser aegyptiacus) auf Einen Schuß erlegt.

Von allen Wasservögeln ist hier das Kammblehhuhn (Fulica cristata Ch. Bonap.) der zahlreichste, denn alle Binnenwasser des Landes sind den ganzen Winter über buchstäblich damit bedeckt. Wenn der in den tiefsten Bergwäldern nistende Seeadler Haliaëtos albicilla) auf eine solche unabsehbare Schaar herabstößt, so schnurrt dieselbe dicht über der Wasserfläche hin, welche sie mit den Flügeln schlägt und mit den herabhängenden Beinen durchfurcht, halb fliegend, halb laufend eine Strecke weit fort, und das dadurch verursachte Geräusch ist dem Brausen einer herantobenden

Windsbraut zu vergleichen. Zwischen allen diesen schnatternden, quäkenden und pfeifenden Gästen treiben sich einzelne Paare zweier Scharbenarten (Carbo cormoranus und Carbo graculus mediterraneus) herum, welche den Kra nach allen Richtungen hin durchrudernd, nach ihrem Frase tauchen oder, sich sonnend, auf den untern Aesten der jetzt weit im Wasser stehenden Eichen ausruhen. Letzgenannte Scharbenart hat ein prachtvolles Gefieder und kann in dieser Hinsicht den schönsten Vögeln an die Seite gesetzt werden. Der Schwan (Cygnus olor) besucht vorzugsweise die großen Binnenseen, und kommt daher selten auf die Sümpfe der Sanhadschas; es ließ sich diesen Winter nur ein Paar derselben auf dem großen Kra nieder, nachdem es zuvor einige Male mit sanft flötendem Flügelschlag hoch in der Luft über unsere Seiba gestogen war. Ich begab mich sogleich nach dem Kra auf den Anstand, und hatte die Schwäne nach stundenlangem Harren fast schußgerecht, als ein ungeschickter Kabyle von der andern Seite unter sie feuerte und sie für immer verjagte.

Die Kabylen, die keine zehn Pflanzen aus der Flora ihrer nächsten Umgebung benennen können, und auf die Frage, wie bei ihnen das hier große Strecken bedeckende Tausendguldenkraut (Erythraea centaurium) heiße, naiv antworten, daß es keinen Namen habe, oder schlechtweg Nuar (Blume) genannt werde, haben dagegen für jede Art des Wassergeflügels einen bestimmten Namen; auffallend aber ist es, daß sie das Männchen und das Weibchen der gemeinen Stockente jedes mit einem besondern Namen belegen: sie nennen nämlich das erstere el brak (die Ente), das letztere aber el hamra oder el hamreia (die Rothe), als ob sie zwei verschiedenen Arten angehörten.

Bei diesen Winterjagden kommt man oft in den Fall bis an die Hüften ins Wasser zu gehen, oder während eines tüchtigen Regenschauers unter dem unzureichenden Schirm eines Busches zu stehen; nichts destoweniger war meine Gesundheit den ganzen Winter hindurch eisenfest, und ich glaubte deßwegen wenig von den schon im Frühling beginnenden Fiebern, vor welchen man mich vielfältig gewarnt hatte, zu befürchten zu haben, um so weniger, da ja mein Körper Zeit hatte sich nach und nach an die sich später entwickelnden Sumpfmiasmen zu gewöhnen.

Jetzt verschwinden allmählich die fremden Gäste wie sie gekommen waren, und die einheimischen ziehen sich paarweise nach ihren respectiven Standorten zurück. Hier ist es also, der ersehnte Frühling mit seinem Blumenflor und seinen lustig flötenden, zwitschernden und schreienden Vogelpärchen im Hochzeitskleid, das ganze flache Land der Gwerbes ist mit Rosen (Rosa gallica, Linn.?) bedeckt, der immergrüne Korkeichenwald treibt feische Sprossen, in den dichten Hainen der Ras el fra (Sumpfhäupter) bilden die silbergrauen Laubmassen der Eiven liebliche Contraste mit dem zarten Grün der Eichen und den dunkelfarbig glänzenden Blättern des Lorbeers; der Wasserspiegel des Sumpfes bekränzt sich mit neuem Schilfkranz und über den tiefern Stellen prangt, zwischen breiten, fattgrünen Blättern die silberweiße Seerose. Und in dem Wald girrt die Taube, flötet der Pirol, schreit der Häher; in den Büschen klagt die Nachtigall, schwätzt die Grasmücke, pfeift der gehaubte Würger; im Rohr des Sumpfes brummen Sultans- und Wasserhühner ihre tiefen Töne, klettern Zwergrohrdommeln und Rohrsänger, während die schöne Nymphenente (Anas mersa) ihren heimlichen Brutort wählt und der niedliche kleine Steißfuß sein schwimmendes Nest baut. Der elegante afrikanische Rallenreiher (Ardea Verany) hat sein blendend weißes Kleid mit einer prächtigen, röthlich goldenen Egrette geschmückt, und verläßt die Gegend, um seinem nicht minder schönen Verwandten, dem blonden Rallenreiher (Ardea ralloides) mit dem langen, schwarzgerandeten Federbusch Platz zu machen; der Bienenfresser höhlt seine dunkle Wohnung in den steilen Flußufern, und der schwarze Staar (Sturnus unicolor) legt seine geänlichen Eier in die Höhlungen der alten Eichen.

Die Sriba steht verödet, denn die Bewohner derselben haben sich nach ihrem Asls im Beegwald zurückgezogen; nur der Naturforscher ist gebliben, um keinen Tag der für ihn nur zu bald vorübergehenden Erntezeit zu versäumen. Aber nicht lange bleibt er allein, denn an den Ufern der Kra's bilden sich jetzt kleine, temporäre Negeransiedlungen, welche der Blutigelfang hieher gezogen hat. Mit Aufgang der Sonne eilen die schwarzen Kinder der Aethiopiens nach den Sümpfen, wo sie mit ihren Füßen den Schlamm aufrühren, um die Blutigel dadurch zum Aufsteigen an die Oberfläche des Wassers zu bewegen, während die schnurrbärtige Seeschwalbe (Sterna leucopareia), die schon vor ihnen Besitz von dem Kra genommen hat, sie mit lautem Gekreisch umkreist, oder mit drohend geöffnetem Schnabel auf sie herabstürzt.

Der Frühling weich dem alles verzehrenden Sommer, und die ornithologische Sammelzeit ging zu Ende; der Sirocco blies regelmäßig ein- oder zweimal in der Woche über die dürre Ebene, die Quellen versiegten und die Binderheerde, die das Jahr hindurch die grünen Jabeesgeil erworbene Fett jetzt wieder einbüßte, mußte täglich über eine Meile weit an den Wed-el-Kebir zur Tränke getrieben werden. Das Fieber besuchte die Zelte der Araber wie die Gurbles der Kabylen, und kehete auch bald in unserer Hütte ein. Da wir aber schon verschiedene kleine Anfälle desselben durch schleunige Anwendung des Chinins bekämpft hatten und und dann genaume Zeit in einem recht erträglichen Zustande befanden, so beschlossen wir auszuharren, da gerade in dieser Zeit unsere erpetologischen Sammlungen den bedeutendsten Zuwachs erhielten. Wir fuhren also fort die ziemlich langen Fieberfreien Intervalle zu unsern Zwecken zu benutzen, und trösteten uns mit den Eingebornen, die ja jedes Jahr dieselbe Plage über sich ergehen lassen müßten; nach vollendeter Campagne hatten wir ja lange Zeit und von unsern Strapazen zu erholen.

Aber der Mensch denkt, Gott lenkt!

Die alten Peruaner.

(Schluß.)

Die ganze Einrichtung der Inoherrschaft war das conicquenteste Eroberungssystem, das man sich denken kann, erträglich, sogar vortheilhaft für rohere Völker die es traf, unleidlich für weiter vorgeschrittene Völker, wie die an der Küste augenscheinlich waren. Das System selbst erklärt den Untergang der Chincha- und Huancasprache, so wie das Vorherrschen der Quichua-Sprache und einer gemischten Schädelbildung bei den jetzigen Eingebornen Peru's; es war die sonderbarste Mischung von asiatischem Despotismus mit dem modernsten Socialismus. Daß der Inca unbeschränkter Herr und seine Person wie seine Familie heilig, daß jede Verletzung oder Verunehrung mit den schaudervollsten Strafen belegt war, versteht sich von selbst; daß man das Volk in Zehende, Hunderte, Fünfhunderte, Tausende eintheilte, und so eine Filiation von bevorrechteten, jedoch unter strenger Aufsicht stehenden Beamten herstellte, ist eine natürliche Ableitung eines solchen Herrschaftsprincips; aber die Art, wie die Beschäftigung des Volks geregelt und beaufsichtigt und wie die unterworfenen Völker behandelt wurden, ist eigenthümlich und wegen der durchdachten Consequenz merkwürdig.

Peru — ein Name, der wie so viele andere aus einem Mißverständniß entsprang — hieß in der officiellen Sprache Tahuantisuyu, oder „die vier Theile der Welt.“ Das Reich war in vier Provinzen eingetheilt, und nach jeder führte von Cuzco aus eine königliche Straße. Damit ist schon angedeutet, daß der Inca zu Cuzco, wie eine Spinne in ihrem Netz, saß, und seine Befehle durch die zahlreichen seiner Gebote stets gewärtigen Läufer nach den entferntesten Gegenden hinsenden konnte: vom Curaca oder Gouverneur ging es rasch hinab bis zum letzten Chuncacamayoc oder Decurio. Alles fruchtbare Land war in drei Theile getheilt, von denen eines der Sonne, das zweite dem Inca und das dritte dem Volke gehörte. Jeder Peruaner erhielt einen Topu Land, groß genug um hinreichend Mais für eine Familie zu erzeugen. Zuerst wurden die Ländereien der Sonne gebaut, dann kamen die der Alten, Kranken, Waisen und Wittwen, als welche auch die Soldatenfrauen gerechnet wurden; fehlte es an Saatkorn, so lieferte es der Decurio. Dann baute das Volk seine eigenen Ländereien, doch mit der Verpflichtung, daß jeder seinem Nachbar helfen mußte, wenn irgend ein Umstand es nöthig machte; [1] hierauf kamen die Ländereien des Curaca und endlich die des Inca an die Reihe, welche letztere unter allerlei Feierlichkeiten und Gesängen bearbeitet wurden; alles war voraus bestimmt und durch die Regierung angeordnet, selbst die Düngung mit Huanu (Guano), dessen wohlthätige Wirkung man wohl kannte, und dessen Localitäten durch die Regierung vertheilt wurden. „Die Eintheilung der Nation,“ heißt es in dem Werke Ribero's und Tschudi's, „wie wir sie angegeben haben, hatte große Vortheile; sie erleichterte die Verwaltung, sicherte alle Verhältnisse des Staats, und ließ die Zunahme oder Verminderung des Volks augenblicklich erkennen. Durch die gleiche Vertheilung des Bodens vermieden die Incas den Pauperismus, es konnte keine Faullenzer im Reiche geben, denn jeder mußte die ihm aufgegebene Arbeit verrichten, aber es gab auch keine Bettler, und die gleiche Vertheilung der Güter machte daß nur der fleißige und geschickte wohlhabend wurde.“ Aber die politische Berechnung in diesem System tritt alsbald hervor, wenn man weiter liest: „durch das eingeschlagene Verfahren wurde die Erhebung der Abgaben sehr erleichtert; vom 25sten bis zum 50sten Jahre war jeder Indier tributpflichtig. Ausgenommen waren die Personen vom königlichen Geblüt, alle Befehlshaber und Richter bis herab zum Centurio, die Curacas mit ihrer Verwandtschaft, sämmtliche Beamte, so lang sie im Dienst waren, eben so die Soldaten, die Priester und Tempeldiener, endlich die Kranken und Verstümmelten. Der Tribut bestand allein in persönlicher Arbeit, jeder Tributpflichtige mußte gewisse Tage in der Woche für die Sonne oder den Inca arbeiten, Handwerksleute eben sowohl, wie Ackerbauer.“ Alle die großen Werke und die riesenhaften Arbeiten zum öffentlichen Nutzen, die Tempel, die Straßen, die Brücken, die Wasserleitungen, die Gasthöfe für die Reisenden, die Paläste der Gouverneure, die Magazine des Staats wurden durch solche Frohndienste ausgeführt; alles war streng geregelt, die Versorgung der Armen, wie die Fremdenaufnahme und die Aushülfe der Nachbarn.

Man kann nicht läugnen, daß ein wohlwollender und rohe Völker zähmender Geist in diesen Einrichtungen lebte, aber die Herrschzwecke waren nie vergessen. Außerordentlich waren die vorsorglichen Maaßregeln für die Soldaten auf dem Marsch: allenthalben waren Niederlagen von Waffen und Lebensmitteln, oft von einem Tagmarsch zum andern; dafür wurde jeder Excess beim Durchzug durch befreundetes Land mit dem Tode bestraft; eroberte Provinzen wurden, wenn nicht ein hartnäckiger Widerstand zu strengen Maaßregeln [2] veranlaßte, nachsichtig behandelt, aber die Amalgamation mit einer eisernen Consequenz durchgeführt. „Religion, Sprache, Regierungssystem, sowie eine Anzahl Bewohner der alten Provinzen mußten die Besiegten annehmen. Dagegen wußte man die Liebe und Verehrung der neuen Unterthanen in kurzem zu gewinnen. Kaum war eine Stadt bezwungen, so ließ der Inca ihr Hauptidol nach Cuzco bringen, und die Priester mußten den Cultus dieser Gottheit lehren. Zugleich wurden Weise (Amautas) und Sprachmeister in das eroberte Land gesandt, um, wenn dieß eine verschiedene Sprache redete, die Quichua-Sprache zu lehren, und jedes Kind durfte bei schwerer Strafe nur die allgemeine Sprache des Reichs lernen. Ebenso ließ der Inca den Capiken mit allen seinen Söhnen nach der Hauptstadt kommen, und voll Freigebigkeit überhäufte er sie mit Höflichkeiten und Artigkeiten, gab nach einer gewissen Zeit dem Vater die alte Würde zurück, behielt die Söhne als Geisel an seinem Hofe, ließ ihnen jedoch eine gute Erziehung geben, und gab ihnen Geschenke, so wie andere Beweise seines Wohlwollens. Um Popularität unter der Volksmasse des eroberten Landes zu gewinnen, verminderte der Inca in den ersten Jahren den Tribut, und behandelte Waisen, Wittwen und Arbeitsunfähige mit großer Freigebigkeit; zugleich schickte er Beamte in die neue Provinz, um die Steuern nach dem in andern Provinzen des Reichs üblichen System zu vertheilen. Die jungen Indier traten unter die Krieger der Incas, und diejenigen, welche im Lande blieben, wurden der Gegenstand einer sehr genauen Beobachtung, um jeden Anschein von Aufstand im Keim unterdrücken zu können. Um sich dieser Völker desto mehr zu versichern, schickten die Incas Colonien von 6 bis 10,000 Menschen aus den treuen Provinzen, um sie mit den Massen der Besiegten zu inexporiren, während eine gleiche Zahl von letztern in solche Provinzen geschickt wurden, die eine derartige Colonie wünschten, wobei immer die Vorsicht beobachtet wurde, daß die Länder gleiches Klima und gleiche Producte hatten. Solchen Colonien, welche den Namen Mitimas führten, gewährte der Monarch verschiedene Privilegien, durch welche er sich die Treue der eroberten Provinz sicherte. Die Geschichte weiß zuverlässig von keiner Regierung, welche durch so angemessene Mittel verschiedene Nationen zu versichmelzen und aus ihnen ein compactes Ganze zu bilden verstand.“ Setzt man hinzu, daß die Masse des Volks so ziemlich an die Scholle gebunden war, daß die Söhne das Geschäft des Vaters ergreifen mußten, wenigstens ohne Erlaubniß des Curaca und der Centurionen kein anderes ergreifen durften, daß selbst der Wohnungswechsel nur selten erlaubt war, daß die Söhne der Priester von den Wissenschaften ganz und grundsätzlich ausgeschlossen waren, während man den jungen Adel [3] fleißig in den Waffen übte und ihm die zur Führung der Geschäfte nöthigen Kenntnisse beibrachte, nimmt man alles dieß zusammen, so muß man gestehen, daß selten ein so durchdachtes Regierungssystem mit solcher Consequenz in Ausführung gebracht wurde.

[1] Dieß ist so in die Gewohnheit übergegangen, daß die Indier es noch jetzt thun.

[2] Strenge Maaßregeln bestanden darin, daß man sämmtliche männliche Einwohner bis auf die kleinen Kinder herab niedermetzelte.

[3] Dieser Adel bestand 1) aus den zahlreichen Nachkommen der Incas, die oft Hunderte von Söhnen hatten, 2) aus den Incas por privilegio, d. h. den Nachkommen der vornehmsten Vasallen des ersten Incas, was deutlich auf die Herrschaft eines besondern Stammes hinweist, 3) aus den durch Reichthum, Tapferkeit, Kenntnisse und sonstige Verdienste ausgezeichneten Personen; 4) aus den vornehmsten Würdenträgern, und 5) aus der Priesterschaft.

In dem jungen Adel, dessen militärische Erziehung bekanntlich sehr streng war, und der durch einen starken Corpsgeist, so wie durch die Bande des Interesses zusammengehalten wurde, fand der Inca bei der rohen einfachen Kriegführung stets brauchbare Anführer, und als Soldat mußte nicht nur jeder Indier gewisse Zeit dienen, sondern auch in seiner Heimath gewisse militärische Uebungen fortwährend mitmachen. Bei einem so concentrirten Regierungssystem war es nicht schwer, rasch große Armeen zusammen zu bringen; nicht selten sollen Heere von 100,000 Mann ausgetreten seyn. Dieß ist keine geringe Anzahl, wenn man erwägt, daß das Reich zur Zeit seiner größten Ausdehnung unter Huayna-Capac nicht mehr als 10 bis 11 Millionen Menschen hatte, von denen viele ganz neu unterworfen waren, und darum noch bewacht werden mußten. Zum Erfolge trug nicht nur bei, daß allenthalben Vorräthe von Waffen und Proviant aufgehäuft waren, sondern auch die merkwürdigen Straßen, in deren Anlage die Incas so gut wie die Römer sich auszeichneten. Die eine dieser Straßen durchschnitt das ganze Reich auf der Höhe der Cordilleren über 1100 Leguas weit von Süden nach Norden, die andere ging von Cuzco nach der Küste hinab und machte hier eine Wiegung gegen Norden. Man staunt, wenn man diese heutigen Tags verlassenen riesenhaften Straßen einige hundert Leguas weit verfolgt, eben sowohl über den großartigen Plan derselben, über die Ausdauer und Macht der Incas, die das Werk trotz aller Schwierigkeiten ausführten, als über die Geduld der Völker, welche bei ihren schwachen mechanischen Hülfsmitteln Arbeiten zu Ende führten, welche der civilisirtesten und mächtigsten Nation unserer Zeit zur Ehre gereichen würden. Diese Straßen stammen zuverlässig von den Incas her und sind nicht ein Vermächtniß älterer Zeit: die Straße von Cuzco nach der Küste soll von Inca Yupanqui herrühren, was ganz damit übereinstimmt, daß sein Vorfahre Pachacuter, der im J. 1400 starb, erst das Küstenland erobert haben soll; diese Straße ist also nur etwa 100 Jahre älter als die spanische Eroberung. Einer Nachricht von Zarate zufolge wäre der Weg von Cuzco nach Quito, 500 Leguas weit, erst unter Huayna Capac, also nur sehr kurze Zeit vor der spanischen Eroberung gefertigt worden; es ist dieß kaum glaublich, indem die Angabe damit verbunden ist, die Indier hätten ihrem Inca, der gegen Quito gezogen, den Rückweg erleichtern wollen. Der Bau dieser Straße muß Jahrzehnte erfordert haben, denn auf den Gebirgen war dieselbe zum Theil durch Felsen geführt (cortedo por las piedras vivas y fabricada de piedra y cal, wie Lopez de Gomara sagt) und durch die Ebene auf beiden Seiten gemauert.[4] Gomara sagt geradezu, dieser Bau übertreffe die Pyramiden Aegyptens und die festesten Straßen der Römer; auch bemerkt er, „Huayna Capac habe ihn hergestellt, erweitert und vollendet, aber nicht erst gebaut, wie einige behaupteten. Diese Straße scheint somit in die ältesten Zeiten der Incaherrschaft zurückzugehen, und trägt den Stempel derer, denen das ganze wahrhaft bewundernswerthe Herrschaftssystem der Incas seine Entstehung verdankt.

Auch die Hauptstadt Cuzco trug das Gepräge desselben: ein Theil der Curacas, des Adels und des Volks jeder Provinz mußte nach Cuzco ziehen, und sich dort Häuser in den Vorstädten bauen, wo die Obrigkeit ihnen die Plätze anwies; Cuzco sollte ein Bild des ganzen Reichs seyn, und war zugleich für die damalige Zeit furchtbar befestigt. Daß die Wissenschaften unter einem solchen System nicht gedeihen konnten, daß die Kenntnisse der Amautas hauptsächlich auf einige astronomische Erfahrungssätze und das Lesen der Quipuys sich beschränkten, haben wir oben schon erwähnt. Es war dem peruanischen Reich so wenig wie dem ägyptischen vergönnt, der Welt die Probe zu liefern, ob aus einer solchen auf Eroberung, Adel und Priesterschaft gegründeten, wenn auch noch so klug geleiteten Regierung mit der Zeit eine großartige Entwicklung hervorgehe: beide erlagen dem Haß der besiegten Völker, die in den fremden Eindringlingen eine mächtige Stütze fanden, und mit ihnen scheinen die Geschicke der amerikanischen Stämme, wenigstens was ihre eigenthümliche Entwicklung anbetrifft, auf lange Jahrhunderte hinaus zu Grabe gegangen zu seyn. Was aus der jetzigen Mischung mit europäischem Blute mit der Zeit noch hervorgeht, liegt im Schooße einer fernen Zukunft verborgen.

[4] S. Humboldts Beschreibung. Ansichten der Natur 3te Auflage II. p. 322 ff.

Aus den Verhandlungen der englischen Naturforscher-Gesellschaft.

Die alte Frage über die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit, ob Franklin noch am Leben sey, kam auch hier abermals zur Sprache. Hr. A. Petermann behauptete fest, in diesen arktischen Regionen lebten Thiere in Menge und könnten den Menschen als Nahrung dienen. Die Lehre, daß mit der steigenden Breite die Temperatur und somit auch das thierische und vegetabilische Leben abnehme, sey falsch. Franklin müsse irgendwo zwischen dem Wellington-Canal, der Behringsstraße und den Küsten Sibiriens seyn; je näher er den letztern gekommen, desto größer werde er die Anzahl der Thiere gefunden haben; diese Säuger seyen wahrscheinlich nicht von Menschen bewohnt, ihr Thiere drßhalb ungestört. Capitän Penny hatte im September 1850 eine ungeheure Menge Walfische unter dem Eis im Wellington-Canal herauskommen und sich südwärts wenden sehen. Daselbe sey jedes Frühjahr in dem Meere von Spitzbergen der Fall, und diese Thiere seyen längs der sibirischen Küste sehr zahlreich. Dieß beweise nicht nur die Existenz eines, vielleicht zweier Polarmeere, die das Jahr hindurch mehr oder minder offen seyen, sondern auch daß diese Meere reich an animalischem Leben seyen. Die Tschuktschen an der Nordostküste Sibiriens, wo Land gegen Norden liegt, das vermuthlich mit dem von Kellet entdeckten zusammenhängt, berichten daß Rennthierheerden zwischen diesem Lande und dem Continent hin und hergehen. An Lebensmitteln werde es also Franklin, seit er in den Wellington-Canal eingedrungen, nicht gefehlt haben. Etwas anderes sey, ob die Mannschaft nicht an Scorbut, dieser gräßlichen Plage der Seeleute, gelitten habe. Murchison und Owen drückten eine schwache Hoffnung aus, daß die Expeditionen noch am Leben seyn, und so lange nicht die letzte Hoffnung schwinde, dürfe man die Nachforschungen nach ihr nicht aufgeben. Ein Hr. Reeve bemerkte aber, an Thieren fehle es allerdings in jenen Regionen nicht, und in dieser Beziehung stimme er vollkommen mit Hrn. Petermann überein, die Schwierigkeit aber sey dieser Thiere habhaft zu werden; Hr. Sutherland habe auf seiner Expedition nicht Nahrung genug für die Hunde gefunden, welche ihr Schlitten zogen, und wäre selbst für sich und seine Begleiter in Noth gekommen, wenn sie nicht Proviant mit sich geführt hätten. Dieß widerlegt Murchison durch das Beispiel Hr. Maes, der ohne Schwierigkeit sich Nahrung für seine Leute verschaffte. Man schrint gar nicht daran zu denken, daß die Gefahren des Meeres selbst der Expedition den Untergang gebracht haben sollten.

Dr. J. Taylor verliest eine Abhandlung über tropische Oekane, und bemerkt, daß sie 10° bis 20° vom Aequator beginnen, und südlich desselben von links nach rechts, nördlich von rechts nach links sich drehen. Seine Erklärung der rotatorischen Bewegung, die sich kaum auf die Windstoßen auf den festen Lande anwenden läßt, dürfte nicht genügen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 232. 27 September 1852.

Zeitbetrachtungen.

Seit geraumer Zeit, namentlich aber seit dem Staatsstreich in Frankreich, wirft man in den kleinen Staaten, wie Belgien und Holland, sehr besorgt die Frage auf, wo denn beim Ausbruch eines Kriegs in Europa die Staaten zweiten und dritten Rangs eine Gewähr ihres Bestandes finden könnten? In Belgien, das zunächst bedroht ist, und gegen das der Candidat des französischen Kaiserreichs bereits ein Einverleibungsdecret geschleudert haben soll, welches ein fürsamer Engländer in einem cassirten Exemplar des Moniteur aufgefunden haben will, in Belgien ist man mit der öffentlichen Besprechung des kitzlichen Gegenstandes etwas sparsam, obwohl im Privatgespräch die Zungen ziemlich laut und zügellos seyn sollen; in Holland dagegen ist die Broschüre eines Prof. Breede „la récconnaissance de l'empire français et la liberté de l'Europe" Gegenstand mannichfacher Besprechungen geworden. Beide Staaten können etwas davon erzählen, wie kleine Mächte in dem Conflict zwischen den Großen fahren, namentlich Holland, das in seiner Art viel härter getroffen wurde als Belgien. Wäre der deutsche Bund was er seyn sollte und seyn könnte, so wären wohl beide Staaten weiter gehender Besorgnisse überhoben, aber man hat in Holland, das durch Limburg und Luxemburg im deutschen Bunde steht, neuerlich die Frage besprochen, was Holland im Falle eines ernstlichen Zerwürfnisses zwischen Oesterreich und Preußen zu thun habe. Das sind nun wohl vorerst rein Sorgen, aber jedenfalls zeigen sie daß man auswärts nicht an ein kräftigeres Zusammenwirken beider Staaten und also Deutschlands glaubt, und somit in Ländern wie Holland und Belgien um so mehr für seine eigene Sicherheit fürchtet. Hatte man früher schon wegen der Zudringlichkeiten Frankreichs Besorgnisse gehegt, so sind diese gestiegen, seit der französische Gesandte aus dem Haag auffallend schnell abrief, ein plötzliches Fallen der Fonds zeigte, daß man diesem Schritt eine politische Bedeutung beimaß, die später von der Patrie und den halb officiellen holländischen Blättern in Abrede gestellt wurde, aber doch vielleicht darauf berechnet war, einen kleinen Schrecken zu erregen, und namentlich auf Belgien einzuwirken. Was hier in Bezug auf die Handelsunterhandlungen vorgeht, liegt noch im Dunkeln, ja es ist fürs erste noch viel dunkler geworden als es schon seit einiger Zeit war. Am Ende vorigen Monats konnten wir berichten, daß ein Vertrag über Aufhebung des Nachdrucks und ein zweiter über einige sonstige Handelserleichterungen geschlossen sey; was die Sache verdächtig machte, war, daß die Ratification, die, wenn man die belgischen Kammern nicht zu fragen nöthig hatte, einige Tage, und wenn man sie fragen mußte, höchstens einige Wochen in Anspruch nehmen konnte, auf den December hinausgeschoben war. Jetzt aber scheint es mit diesen Verträgen wieder nichts zu seyn, denn plötzlich erscheint ein augenscheinlich von dem Präsidenten schon vor seiner Abreise unterzeichnetes Decret, welches die belgischen Kohlen und das belgische Eisen höher besteuert. Was ist in der Zwischenzeit zwischen dem Abschluß jener Verträge und diesem Decret, das augenscheinlich eventuell voraus unterzeichnet war, vorgegangen? Wir wissen es nicht, können aber nicht umhin die prophetische Gabe Hrn. Granier de Cassagnacs zu bewundern, der diesen Zollkrieg schon vor mehreren Monaten vorausverkündet hat.

Einige Andeutungen über den Gang der Verhandlungen finden sich indeß in den Blättern und geben wenigstens einigermaaßen Aufschluß. Der Moniteur, der das Decret über die Zollerhöhungen gegen Belgien bringt, ist vom 21. datirt, das Decret selbst aber vom 14., dem Tage der Abreise des Präsidenten; schon am 16. enthält die Brüsseler Emancipation die Bemerkung, „die Verhältnisse zu Frankreich seyen noch nicht auf einem Fuße herzlichen Einverständnisses definitiv entschieden," und die halbofficielle Indépendence erklärte am folgenden Tage, es hätten sich ganz unerwartete Schwierigkeiten in den letzten Tagen erhoben, und zu eifrig fortgesetzten Unterhandlungen Anlaß gegeben;" zugleich forderte sie die Journale auf Meinungen auf, sich aller Reflexionen und Commentarien über Zwischenfälle zu enthalten, deren Charakter und Tragweite ihnen nur unvollständig bekannt seyn könnten. Zu gleicher Zeit gab das gewöhnlich so wohl unterrichtete Journal des Debats die Nachricht, „daß die Handelsunterhandlungen mit Belgien, die beendigt geschienen hätten, in eine neue Phase getreten seyen." Der Einschluß einen neuen Weg einzuschlagen muß also sehr kurze Zeit vor dem 14 Sept. gefaßt worden seyn, denn die Revue des deux Mondes, welche sonst die Unterhandlungen sorgsam, wenn gleich von sehr französischem Standpunkt bespricht, hat noch in ihrer Chronique de la quinzaine vom 14 Sept. „die durch die neuerlichen Handelsunterhandlungen mit Belgien erhobenen Schwierigkeiten für gelöst." Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Berathungen im französischen Ministerrath über die Reise des Präsidenten nach dem Süden die Veranlassung zu den „unerwarteten Schwierigkeiten" geworden sind: man hätte gerne den südlichen Provinzen und namentlich Lyon verkündigt, daß die Regierung für ihre Interessen besorgt gewesen und ihnen den bevorzugten Absatz ihrer Haupterzeugnisse in Belgien ausgewirkt habe. Das obenangeführte Journal des Debats vom 18ten enthält hierüber die bezeichnende Stelle: „die Unterhandlungen schienen erschöpft, und die Bevollmächtigten hatten sich nach der Unterzeichnung

der beiden Verträge getrennt. Aber zu Brüssel geht das Gerücht, das französische Ministerium habe dem belgischen Cabinet erklärt, es sey bereit die Unterhandlungen für einen Vertrag wieder aufzunehmen, in welchem den Weinen und Seidenwaaren [1] Frankreichs eine bevorzugte Behandlung zugestanden würde; diese Erklärung sey plötzlich gekommen und ohne daß die belgische Regierung durch andere Eröffnungen darauf vorbereitet gewesen wäre. Man setzt hinzu die Aufrechthaltung des Systems der Zonen [2] sey von dem Abschluß eines solchen Vertrags abhängig gemacht." Die Forderung an Belgien, die am 16. in Brüssel bekannt und schon in die Journale gedrungen war, mußte also unmittelbar vor oder nach der Abreise des Präsidenten gestellt seyn, und da man unmöglich noch eine entscheidende Antwort bei der Abreise haben konnte, so erhielt der französische Minister ein für den Fall einer abschlägigen Antwort unterzeichnetes Decret, das gegen die belgischen Hauptausfuhrartikel, Kohlen und Eisen, gerichtet war.

Man weiß in der That nicht, über was man sich mehr wundern soll, über den Hochmuth und den Mangel positiver Nachweise, oder über die selbstsüchtige Unterordnung der Handelsinteressen des Landes unter persönliche politische Absichten: man wollte mit der Nichterneuerung des Vertrags von 1845 Belgien treffen, und die Fackel der Zwietracht in das Land werfen, ohne zu erwägen daß man damit in sein eigenes Fleisch schnitt, und erst als man dieß erkannte, ergriff man eine Maaßregel ab irato, und beging einen zweiten noch größern Fehler; die Erhöhung des Kohlen- und Eisenzolls trifft allerdings die Kohlengruben- und Eisenwerksbesitzer in Belgien hart, aber schon die Julusregierung war in Handelssachen gegen Belgien spröde genug gewesen, und hatte belgische Erzeugnisse nur dann in Frankreich unter bevorzugten Zöllen eingelassen, wo man sie nicht entbehren konnte, und gab ihnen höchstens einen Vorzug vor den Engländern, nicht aber vor den Franzosen selbst. Es ist also große Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Erhöhung des Kohlen- und Eisenzolls die Franzosen kaum minder hart trifft als die Belgier, und vielleicht noch härter, denn das System der Zonen stammt aus einer Zeit, wo die Eisenbahnen noch kein so wohlfeiles Transportmittel lieferten als jetzt, so daß der wahrscheinliche Hauptgrund, weßhalb das Zonensystem eingeführt wurde [3], der Unterschied zwischen der Land- und Seefracht, jetzt mehr ausgeglichen ist, und die Belgier ihre Kohlen dennoch, wenn auch in etwas vermindertem Maaße, nach Frankreich absetzen, während die Franzosen sie nur jetzt theurer bezahlen müssen. In Frankreich selbst herrscht je nach den verschiedenen Interessen eine große Verschiedenheit der Ansichten über den Werth und Nutzen des Zonensystems, und Rouen hat z. B. schon Ende 1850 die Unterdrückung des Zonensystems und die Einführung eines gleichmäßigen Zolls von 33 Centimes [4] für 100 Kilogr. Kohlen beantragt, während die Handelskammer von Valenciennes schon im Januar 1851 gegen den Antrag von Rouen remonstrirte, und in neuster Zeit, unter dem 20 August d. J., eine lange motivirte Eingabe um Beibehaltung des Zonensystems an die Regierung einreichte.

Diese Eingabe hat unter den gegenwärtigen Umständen fast die Bedeutung eines Ereignisses, denn sie ist ganz entschieden gegen England gerichtet. Vor 1836 zahlten englische Kohlen 1 Fr. 10 C., und die Einfuhr betrug noch im Jahre 1834 nur 499,438 metr. Ct.; im J. 1836 trat eine Herabsetzung der Kohlenzölle auf die Hälfte ein, für England sowohl wie für Belgien, und in demselben Jahr stieg die englische Einfuhr auf 1,695,093 m. Ct., ja bis zum J. 1849 auf 6,829,578 m. Ct. Die belgische Einfuhr beträgt etwa 16 Mill. m. Ct., und was ihr entgeht, muß den Engländern zufallen; denn Frankreich erzeugt nur etwa 40 Mill. Ctr. und führt 25 Mill. Ctr. fremder Kohlen ein, die es theils wegen der ungünstigen Lage seiner Kohlenflöze, theils wegen ihrer Tiefe, namentlich aber wegen der hohen Arbeitslöhne nicht schnell heben kann. Die Handelskammer von Valenciennes mahnt an das Wort eines englischen Ministers, „daß jede Nation, welche englische Kohlen als Grundlage für ihre Industrie nehme, zur Vasallin Englands werde." Zu dem Ende erklärt sie, „wenn der Zoll auf englische Kohlen von 55 Centimes auf 22 ermäßigt würde, so wäre dieß so viel als ob man sich um 100 Kilometres England näherte; man könne den Kreis, den sie am französischen Ufergebiet einehme, um 100 Kilometres erweitert sehen, und die Ueberfluthung, die daraus hervorginge, erkennen; man würde sehen, wie die englischen Kohlenbesitzer alle Hülfsmittel der Wohlfeilheit, namentlich in der Fracht, entwickeln, und die französischen und belgischen Kohlen von allen wichtigen Märkten im Innern verjagen." Diese in Form einer Handelseingabe gehüllte Philippica hat eine Tragweite, die bedeutend über die Kohlenfrage hinausreicht. Man wird sich erinnern, daß schon seit einiger Zeit in englischen und französischen Journalen die Nachricht spukt, es sey ein Handelsvertrag zwischen England und Frankreich im Werke, so daß der Moniteur, nachdem er geraume Zeit geschwiegen, sich veranlaßt sah, die Nachricht officiell in Abrede zu stellen, was aber je länger, je weniger sagen will. Endlich brachte gar das Morning Chronicle am 13 September gerüchtweise die Nachricht, „es sey ein Freihandelsvertrag zwischen England und Frankreich abgeschlossen, und die höchsten Einfuhrzölle sollten künftig nicht mehr als 15 Procent betragen." Ein solcher Saltomortale aus dem französischen Prohibitivsystem in ein englisches Freihandelssystem ist an und für sich durchaus unwahrscheinlich, aber man dachte: „kein Rauch ohne Feuer." Hr. M. Chevalier, der große Prediger der Handelsfreiheit in Frankreich, steht bei der Regierung sehr wohl angeschrieben, und wurde zum Präsidenten des Generalraths des Dep. Herault ernannt, welchen er zu einer großen Freihandelsdemonstration veranlaßte, worin am Schlusse gesagt ist, „daß namentlich die Zölle auf die Rohstoffe, mit Einschluß des Eisens, dermaßen ermäßigt werden sollen, daß sie dem Punkte, wo sie unter dem Kaiserreich standen, wieder sich nähern." Man hat diese Manifestation, und nicht ohne Grund, auf Rechnung der Regierung geschrieben, und die industrielle Welt ist durch diese Schritte in eine gewisse Aufregung gerathen, so daß man alle

[1] Nach dem von dem Moniteur Industriel citirten Journal de Chaterel sollen die Forderungen Frankreichs gar nicht bloß Wein und Seidene waaren betreffen haben, sondern Baumwoll- und Seidenstoffe jeder Art, Seesalz u. s. w. Eine abschlägige Antwort auf so peremptorische Forderungen konnte nicht ausbleiben, bemerkenswerth aber ist, daß Becker eben jetzt aus dem belgischen Ministerium tritt, er der am wenigsten Conversionen an Frankreich zu machen geneigt war, und durch Hrn. Lieder, den Unterhändler in Paris, ersetzt wurde; man will sich wenigstens möglichst versöhnlich zeigen.

[2] Nach diesem Zonensystem zahlen die Kohlen, wenn sie zur See eingeführt werden, 30—50 Centimes von 100 Kilogr., auf der Landgränze nur 10 bis 15. Das neuere Decret des Moniteur erhöht also den Zoll der belgischen Kohlen auf das doppelte, und respective das dreifache des bisherigen.

[3] Ein zweiter war, wie man unten sehen wird, der, daß man sich nicht von den Engländern abhängig machen wollte.

[4] D. h. 30 Centimes und die gewöhnlichen 10 Proc. Zuschlag, die jetzt auch auf die belgischen Kohlen sollen.

Maaßregeln der Regierung, die den Handel betreffen, mit mißtrauischem Auge verfolgt. Man vermuthet, der Präsident suche auf diesem Wege England zu gewinnen, und namentlich zu erreichen, daß es sich Belgiens minder annehme, indem man ihm den Köder des Freihandels hinhalte. Es ist keinesweges zu erwarten, daß England in die Angel beiße, wenn es aber auf Kosten Belgiens, dessen Industrie ihm schon unter der holländischen Regierung ein Dorn im Auge war, einen Vortheil erlangen kann, so wird es denselben ohne alle Genissensbisse einschieben, und sollte der Präsident so unklug seyn einen Freihandelsvertrag mit England zu schließen, so würde letzteres mit Freuden zugreifen, ohne deßhalb im mindesten nach andern Richtungen hin sich zu binden. Die Sache ist darum von Bedeutung, weil Frankreich in die unter den gegenwärtigen Verhältnissen Europa's unvermeidliche zuwartende und neutrale Haltung hineingedrängt wird, und England einer Wiederherstellung des Kaiserreichs zuverlässig mit der größten Gelassenheit zusieht, während auf dem Continent ernstliche Schwierigkeiten daraus entstehen könnten, indem bereits die großen Heeresmusterungen im Osten auf Eventualitäten gedeutet werden, die in einem nicht sehr fernen Zeitverlauf eintreten müssen. Unter diesen Umständen wäre eine neutrale Haltung Englands für Frankreich von erster Bedeutung, und deßhalb können wir den etwas abgeschmackten Kriegsenthusiasmus des Constitutionnel gegen England vorerst gar keine Bedeutung beilegen, außer allenfalls die, daß sie die öffentliche Meinung täuschen sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Bombay und seine Bewohner.

(Nach dem Englischen von Dr. Ed. B.)

Nach einer sehr stürmischen Fahrt von Aden durch das arabische Meer gingen wir um sieben Uhr Morgens im Hafen von Bombay vor Anker. Nur wenig Engländer wissen wie schön der Hafen von Bombay ist; ich kenne keinen, außer dem von Rio Janeiro, welcher sich mit demselben messen könnte; der letztere ist nicht allein umfangreicher, sondern auch mehr vom Lande eingeschlossen. Vor den schweren Stürmen aus SSO ist der Hafen von Bombay in seinerlei Weise geschützt; im Jahre 1837 wurden mehrere große Schiffe durch einen Orkan aus dieser Weltgegend vernichtet. Zum Glück sind dergleichen Ereignisse selten, und die heute hat kein ähnlicher Unfall stattgefunden. Rings umbringt von einheimischen Booten und einheimischen Schiffern, deren mißtönendes Geschrei und Gekreisch lebhaft an den babylonischen Thurmbau erinnerte, stiegen wir die Stufen zum Hafendamm empor. Diese unverkünstlichen Klänge erschollen von den Lippen Eingebornee jedes Landes und jeder Insel der zahllosen Archipele Indiens, und wurden mit einer Kraft ausgestoßen, welche den geschwätzigen Lärm von Billingsgate, Neapel oder Lissabon gewaltig beschämte. Auf der Höhe des Hafendammes angelangt, eines weiten bequemen Landungsplatzes, der mit sechs langen 56Pfündern bewehrt ist, sprang ich in den Wagen eines Freundes und bedauerte mich nach Verlauf von zwanzig Minuten auf dem Gipfel von „Malabar Hill“ in einem Bungalow (Villa), welcher mit allen Bequemlichkeiten versehen war, die sich mit dem Klima unter diesem Breitengrade vertragen. Die Aussicht von diesem Ort — welcher 120 Fuß über der Meeresfläche liegt — ist umfassend und malerisch, und hat einige Aehnlichkeit mit der, welche man von der Höhe des Posilippo bei Neapel genießt.

Um diese Zeit des Jahres (Ende Julius) ist die Hitze groß, wird aber sehr durch den starken Südwest-Wind gemildert, der indessen so viel Feuchtigkeit mit sich führt, daß die ganze Insel dadurch gleichsam in ein ungeheures Dampfbad verwandelt wird.

Eine Fahrt durch die schlechtgebauten Straßen des Forts und der Stadt der Eingebornen gewährt ein außerordentliches Interesse. Die Häuser sind leicht gebaut, ihre bunte und glänzende Farbe und ihre große Unregelmäßigkeit bieten einem Künstler jedoch manchen willkommenen Vorwurf. Fast alle Läden sind ohne Fenster und in denselben erblickt man nicht allein die Dutzendwaaren, Essen, Wollen- und Töpferwaaren Europa's, sondern auch all die zahllosen Producte des prachtliebenden Orients in unendlicher Mannichfaltigkeit. In dem einen sind die farbenhellen geschmackvollen Teppiche Persiens mit vergoldeten Flaschen, Ambra-Rauchstücken und silberbeschlagenen Hukas [1] ausgestellt; in einem andern die reichen Seidenstoffe, die glänzenden Galanteriewaaren und die zierlichen Matten China's; in einem dritten die Tyrische von Kabul und Herat, die mit Gold ausgelegten Säbel Beludschistans und die gestickten Shawls von Delhi und Kaschmir; in einem vierten die schimmernden Kincaubs, Brocate und Gewebe von Surate. Hier sitzt ein scharfblickender Schroff oder indischer Bankier mit gefreuzten Beinen auf Säcken voll Gold-, Silber- und Kupfermünzen, und dort ein Banian [2] inmitten halboffener Säcke und Schalen, die mit Getreide aller Art angefüllt sind. In einem Gewölbe sind gewichtige Ballen von Manufacturwaaren aus Manchester, Glasgow und Leeds aufgestapelt, in andern ungeheure Massen hölzerner Kisten voll von Opium, Kampher, Gewürzen und andern wohlriechenden Waaren, unter denen die fatale Assa Fötida nicht verfehlt ihr Uebergewicht geltend zu machen.

Die Bevölkerung Bombays ist ebenso verschieden als die zum Verkauf ausgestellten Artikel, und eine gewöhnliche Straße bietet dem Auge ein ebenso lebhaftes, buntes und glänzendes Gesammtbild dar als ein Tulvendreh. Könnte ein zweiter Paul Veronese erstehen, um die Welt mit seinen farbenreichen Gemälden zu entzücken, welch ein weites Feld würde Bombay seinem Pinsel bieten! Man sagte von ihm, daß er nicht mit gewöhnlichen Farben male, sondern mit Tinten, die dem Diamant, dem Smaragd, dem Rubin und dem Saphir entlehnt seyen, und beim Malen der Costüme von Bombay würden diese lebhaften Farben unerläßlich seyn. Der Orientale kleidet sich mit wenigen Ausnahmen geschmackvoll und elegant; der Hindu in seinem keckenlosen schneeweißen Gewande, mit seinem carmoisinrothen, purpurfarbigen oder gelben Turban, der Muselmann mit ebenso saubern Kleidern aber dunklerem Turban, der Parse in seiner carmoisinrothen Mütze, die zwar nicht malerisch ist, aber etwas auffallendes hat, der Afghane mit seinem wallenden Locken, schwarzem Bart und heller Gesichtsfarbe, der Perser in seinem Gewande von gestreifter Seide und seiner Mütze von astrachanischem Lammfell, der schwärzliche Araber in seinem Kopftuch von wallender Seide mit langen herabhängenden Fransen, der Sindier mit seiner kleidsamen Mütze, welche jedem Bauern das Aussehen eines Fürsten verleiht, der kleine Malaye in seinem Nationalcostüm, der seltsame Chinese in seinem breitrandrigen Strohhut — alle drängen sich in vollkommener Unabhängigkeit von der tyrannischen Mode, die in Europa ganze Völker auf eine düstere monotone Farbe beschränkt, durch die Gassen der Stadt. Die glänzenden Strahlen einer Mittagssonne heben alle diese Farben auf das vortheilhafteste hervor, und feine Schmettes lingssammlung übertrifft die Einwohner Bombay's an bunter Pracht. Einige schmutzige, halbnackte Gestalten steht man natürlicherweise auch unter dieser farbenreichen Menge, indessen verderben dieselben den Totaleffect nicht.

Wie verschieden in Hinsicht auf Abstammung und äußere Erscheinung diese rastlos dahineilende Menschenmasse auch ist, so besteht alle doch nur ein einziger Gedanke: sich Geld zu erwerben und das erworbene fest zu halten. Alle sind Handelsleute. Kein Orientale, der Geld zusammengescharrt hat, läßt sich nieder, um kaufelos in Ruhe zu genießen. Das Geschäft aufzugeben und von dem Erübrigten zu leben, ist eine Verfahrungsweise, die hier gänzlich unbekannt ist und an die niemand denkt. Ungeheure Reichthümer sind durch Handel und Verkehr nach Bombay geflossen, und der commercielle Eifer ist so groß, daß er alle übrigen Leidenschaften absorbirt. Der Opiumhandel mit China ist eine ergiebige Quelle des Reichthums für den Kaufmann Bombay's gewesen, und das ungeheure Vermögen, welches dem Parsen Sir Jamsetji Jijibhoi zugeschrieben wird, stammt einzig und allein davon her. Er hat einen

[1] Huka, eine Tabakspfeife.

[2] Banian, ein indischer Kaufmann.

erben Gebrauch von seinem Gelde gemacht: die öffentlichen Anstalten, die seine Menschenliebe ins Leben gerufen und seine Wohlthätigkeit und Freigebigkeit gegründet und befestigt haben, verkünden der ganzen Welt, wie unumschränkt er über das Gelt gebieten kann und wie glänzend er dasselbe angewendet hat. Man sagt, daß er innerhalb der letzten zehn Jahre mehr als 250,000 Pfd. St. für Bauten und Anstalten von bleibendem Nutzen dahingegeben hat. Ein Beispiel ähnlicher Großmuth ist mir während meines Lebens in Europa nirgends vorgekommen.

Die Parsen sind vielleicht das thatkräftigste, unternehmendste und am meisten spekulirende Volk des Ostens. In der Regel pflegen sie mit irgend einem europäischen Handelshause als Makler in Verbindung zu stehen und sich dadurch beträchtliche Summen zu erwerben, welche häufig in der Folge von ihnen dazu angewendet werden sind, um ihre Chefs und Brodherren vom Untergang zu retten. Die Parsen-Gemeinde mag ungefähr 50,000 Seelen zählen, von denen sich fast alle mit Handel oder Manufakturen beschäftigen. Einige verdingen sich auch als Fuhrleute oder Kellner, aber nicht ein Einziger dient in dem Heer oder unter der Polizeimannschaft.

Den Parsen stehen in Hinsicht auf Intelligenz die Hindus am nächsten, welche jene sechsmal an Zahl übertreffen. Die Bildung macht reißende Fortschritte unter dieser Menschenclasse; die Brahminen in Bombay fallen mehr und mehr in Mißcredit, und die wahren Theorien der praktischen Philosophie treten an die Stelle der sinnlosen Lehrsätze ihrer Vorfahren. Sobald der Geist der Hindus aufgeklärt worden ist, gehen sie, wie es in der Natur der Sache liegt, den Glauben ihrer Väter auf, kehren es jedoch ab, anstatt dessen das Christenthum anzunehmen.

An Zahl stehen die Mohammedaner den Hindus am nächsten, obwohl dieselben nichts weniger als einträchtig in Bezug auf ihre Glaubenssätze zu nennen sind. Es gibt verschiedene Secten, die alle ihr Schibboleth haben und nur in den beiden Hauptlehren des Mohammedanismus übereinstimmen: „Es gibt nur einen Gott und Mohammed ist sein Prophet.“

Die Portugiesen oder die eingebornen Christen bilden ebenfalls einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung Bombay's, und Tausende von zeitweiligen Bewohnern vermehren noch diese buntscheckige Menge. Armenier, Juden, Perser, Sindier, Afghanen, Beludschistaner, Kaschmirianer, Bengalesen, Chinesen, Malayen und Araber trifft man aller Orten. Die reichen Parsen, Hindus und Muselmänner fahren in sehr eleganten Equipagen einher, von denen die meisten aus London oder Liverpool eingeführt sind, denn die Kunst der Wagenbauens ist in Bombay nicht zu einer solchen Vollkommenheit gediehen wie in Calcutta. Die hier ansässigen Engländer sind in Betreff der Zahl nur eine Handvoll, obgleich sie die bewegende und lenkende Kraft der ganzen übrigen Maschinerie sind; dieselben bestehen ausschließlich aus temporären Bewohnern, aus den Mitgliedern des Civil- und Militärdienstes, der Rechtspflege und des Kaufmannsstandes. Ansässige oder Colonisten gibt es hier nicht. Alle hoffen dereinst in England ihre letzte Ruhestätte zu finden, und da dieß Gefühl in jedem englischen Herzen das vorherrschende ist, so kann diese Classe natürlichserweise kein bleibendes Interesse für Indien hegen.

Die Lebensweise der englischen Gentry ist höchst angenehm. Ein frühzeitiger Ritt, ehe die Sonne so heiß emporgestiegen ist, daß sie lästig wird, darauf das unerläßliche kalte Bad, um neun Uhr ein tüchtiges Frühstück, um zwei Uhr ein Gabelfrühstück (luncheon) und um halb acht Uhr das Mittagessen, welchem ein Ritt oder eine mehrstündige Spaziergehzeit vorangeht, um die durch Amt und Pflicht hervorgerufene üble Laune zu verscheuchen, bilden die Hauptpunkte des Tages. Wo niemand müßig geht, da ist natürlich wenig Zeit zu literarischen Bestrebungen, und die durch das Klima hervorgerufene Mattigkeit macht es fast unmöglich, nach Tische zu lesen oder zu schreiben; demnach bescheidet sich das Lesen größtentheils auf die ephemeren Produktionen der Tagespresse. Für Indien ist die letztere indessen ziemlich bedeutend; es erscheinen drei Morgenblätter in Bombay, die mit viel Kraft und Geist redigirt werden.

Parell, die Wohnung des Gouverneurs, ist ein geräumiges und hübsches Gebäude, welches zwar keine Ansprüche auf architektonische Schönheit macht, dagegen aber durch seine Größe imponirt. Es enthält ausgezeichnete Wohngemächer und außerdem eine prächtige Reihe von Empfangzimmern. Ein Ball im Januar oder Februar in diesen Räumen gleicht einem bal costumé. Damen nach der feinsten Mode gekleidet, Männer in Uniformen von jeder Abtheilung des Dienstes, ein vortreffliches Militär-Musikcorps, Gemächer, die in einer Weise beleuchtet sind, welche die schwachen Anstrengungen eines Londoner Wachlichtgiessers beschämt, die schönsten Blumen (solche die in England nur aus Treibhäusern zu erhalten sind) in verschwenderischer Fülle — das sind die Hauptzüge dieser anmuthigen Gesellschaften; dergleichen Scenen sind jedoch nicht allein auf das Gouvernementsgebäude beschränkt. Der „Byculla Club“ gibt seinen prächtigen Salon gelegentlich zu ähnlichen Zusammenkünften her, und kurz vor meiner Ankunft hatten die unverbrauchten Herren eine festbare Soirée in dem großen und elastischen Saal des Rathhauses veranstaltet. Außerdem pflegen die ersten Glieder der hiesigen Gesellschaft häufig festliche Tanzfeste zu geben. So sucht man auch hier wie an andern Orten das Leben um seine bunte Farbe zu betrügen, und demselben einen Anstrich von Freude zu verleihen, der nicht ganz mit seinen natürlichen Tönen übereinstimmt.

Die Zimmer sind hier im allgemeinen groß und lustig, und die Verschwendung von Wachslichtern bei diesen Gelegenheiten ist wahrhaft staunenswerth. Die Langeweile eines förmlichen Diners in Bombay ist aber nicht minder groß und bewundernswerth. Tische, welche unter der Last einer nachgeäfften Pracht seufzen, Schüsseln, denen die Düfte der Derden und fetten Compositionen portugiesischer Köche entströmen, Gäste, die ohne Rücksicht auf Bekanntschaft oder Verwandtschaft in Geschmack und Sitten bunt durcheinander gewürfelt sind, fünfzig oder sechzig Personen, die an einem ungeheuren Tische sitzen, welcher mit Ausnahme der schwachsalten Gerichte vollkommen einer Table d'hôte gleicht, und von denen jede einen Bedienten hinter sich stehen hat — das ist ein Bild eines Diners in Bombay.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Alte russische Münzen. Nach der nertschen Biene (1 September) wurden in der Nähe der Stadt Mschbin im Gouvernement Tschernigow durch einen Bauern beim Pflügen ein Gefäß mit alten Münzen etwa 200 Stück gefunden. Sie wurden, wie dieß gewöhnlich geht, gestreut, doch brachte ein Münzenfreund deren 70 in Kiew zusammen. Sie führen die Namen von Wladimir, Swätopolk, Jaroslaw und Georg; auf der einen Seite ist das Bild des Fürsten mit Kreuz oder Scepter in der rechten Hand, und auf der andern ein alles gemeinsames Zeichen, des Baron Gobeleand noch früher aufgefundenen Münzen von Wladimir und Jaroslaw für einen Triffel (einen in Kirchen gebrauchten Candelader mit drei Armen) erklärt. Bei Wladimir und Swätopolk findet sich der Beisatz „nas tolje“ auf dem Thron, bei den beiden andern ist dieser Beisatz weggelassen. Uebrigens ist zu bemerken, daß die Schrift etwas fehlerhaft ist, sei es daß die Künstler nicht lesen konnten, oder daß die Künstler Griechen waren und nicht slawisch verstanden. Auch in den Stempeln der verschiedenen Münzen herrscht ein großer Unterschied.

Dampfbootschiffahrt auf dem stillen Meer. Diese lange beabsichtigte Unternehmung ist jetzt ihrer Ausführung nahe. Die Liter. Gaz. vom 18 Septbr. berichtet, daß fünf große eiserne Schraubendampfboote in der Arbeit sind, um im nächsten Jahre ihre monatlichen Fahrten von Panama über Tahiti und Neuseeland nach Sydney anzutreten. Zu Panama werden die Schiffe zu einem Zeitpunkt absahren, daß die Reisenden, welche auf dem Dampfboot von Southampton nach Chagres gehen, sie noch benützen können. Wahrscheinlich wird indeß hier eine Concurrenz der Engländer und Amerikaner eintreten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 233. 28 September 1852.

Noch einmal die Nilquellen.

Diese scheinen immer wieder wie eine Nebelgestalt zu verschwinden, indeß gibt Krapf in der Nachricht von seiner neuern Reise (s. Bullet. de la Soc. de géogr. Mai) nach Ukambani, die durch einen Anfall wilder Neger unterbrochen wurde, folgende Nachricht: „Ich machte die Bekanntschaft eines Kaufmanns aus Uembu, einem Lande, das zwei Tagreisen nordwärts vom Flusse Dana liegt. Dieser sagte mir, daß der Ndurkenia oder Kirenia, ein großer Schneeberg, fünf Tagreisen vom Lande Uembu liege. Die weiße Substanz (Schnee) auf seinem Gipfel nenne man Kirira. Vom Ndurkenia an laufen die Gewässer nach einem See, der im Nordosten des Schneeberges Kenia liege. Aus diesem See komme der Dana, Tumbiri und Nsarabdi; der letztere fließe gegen Nordosten, und falle in einen andern viel größern See, Namens Baringo.“ Der Tumbiri und Dana, welcher letztere gleich einem andern Flusse, Tsavo, sehr kaltes Wasser haben soll, fließen südöstlich, wenn der Nsarabdi der Nil sein soll, so wäre dieß ein höchst merkwürdiges Phänomen, indem von dem See Flüsse nach entgegengesetzten Weltgegenden ausflössen. An dem Schneegebirg scheint indeß kein Zweifel.

Zeitbetrachtungen.

(Fortsetzung.)

Die wiederholt von uns erwähnte, unter den jetzigen europäischen Verhältnissen für Frankreich nothwendige Stellung des Zuwartens scheint dem Präsidenten, der auf seiner Straßburger Reise zur Hoheit, auf der diesmaligen zur kaiserlichen Hoheit vorgerückt ist, als die bequemste Handhabe zu erscheinen, um ohne ernstlichen Widerspruch des übrigen Europa den Schritt zum Kaiserreiche thun zu können. Er unterhält den Zank mit Belgien, der eben so sehr gegen England als gegen Belgien gerichtet ist, und hält sich die Mittel bereit in Italien aufzutreten, wo man mehr und mehr die Piemontesen als die Vorhut Frankreichs betrachtet. Auch Oesterreich scheint nicht ohne Besorgniß auf dieser Seite, und unter dem Vorwand, dem Schmuggel von Piemont und der Schweiz der wieder kräftiger zu steuern, wird der Cordon an der piemontesischen Gränze verstärkt. Inzwischen befestigen die Franzosen die Citadelle von Civita Vecchia immer mehr, und Gemeau erhielt, weil man in Bezug auf einige seiner Verhältnisse mißtrauisch gegen ihn geworden, einen Urlaub, um vielleicht nicht auf die Dauer zurückzukehren, sondern einem zuverlässigern Mann Platz zu machen. Alle diese verdächtigen Erscheinungen erklären, weßhalb eine Zusammenkunft in Neapel stattfand, wobei Personen, wie Graf Nesselrode, Butenieff, Chreptowitsch, der vieljährige russische Gesandte in Neapel, Ramirez, der neapolitanische Gesandte in Turin, der österreichische General Martini und der durch Englands entschiedenes Auftreten aus dem todtkranken Ministerium entfernte Graf Borcella Anhelt nahmen. Hier sind ohne Zweifel die italienischen Verhältnisse und die zunächst dort möglichen Eventualitäten reiflich erwogen worden. Daß man die Franzosen aus Rom hinwegwünscht, leidet keinen Zweifel, und das Ausbleiben sämmtlicher Prälaten beim Napoleonsfest, was von der französischen Regierung nichts weniger als freundlich bemerkt wurde, gibt darüber zur Genüge Auskunft. Aber schon gibt es kein Mittel mehr sich der Franzosen zu entledigen, als daßjenige, was man gerade nicht ergreifen will — den Krieg, um so mehr als der Kirchenstaat eine fremde Besatzung nicht entbehren kann, da keine päpstliche Armee sich bilden läßt, und die bereits zusammengebrachten Truppen schon in ganzen Compagnien, wie die Jägercompagnie zu Viterbo, mit dem Anführer auseinanderlaufen und Räuber geworden sind. Ziehen also die Franzosen ab, so müssen Oesterreicher einrücken, und dieß werden England und Frankreich um so weniger zugeben, als Oesterreich bereits durch den Zollvertrag mit Parma und Modena[1] ans tyrrhenische Meer vorgerückt ist, und Piemont von Mittelitalien abgeschnitten hat. Auf der andern Seite spricht man neuerdings von Muratschen Verschwörungen in Süditalien, auf welche die französische Regierung durch die österreichische aufmerksam gemacht worden sey; erstere habe sodann mehrere Verhaftungen, auch von einigen angesehenen Kaufleuten in Marseille, vorgenommen; auch Prinz Lucian habe sich in verdächtige Verbindungen mit italienischen Flüchtlingen eingelassen. Die französische Regierung scheint nun freilich durch diese Verhaftungen alle Solidarität mit jener Verschwörung von sich abgelehnt zu haben, aber die Vermuthung ist erlaubt, daß die jetzige französische Regierung eben so wie die Ludwig Philipps unter Guizot, doppeltes Spiel in Italien spielt.

Wir gehen wohl kaum fehl, wenn wir alle die Bewegungen Frankreichs in Italien mit dem Bestreben des Prinzen Ludwig Napoleon nach dem Kaiserthum in Verbindung bringen: er will hier eine drohende Stellung einnehmen, um, falls ein Einspruch gegen das Kaiserthum erfolgen sollte, imponirend aufzutreten. In Frankreich sind alle Schritte eingeleitet, die zum Kaiserthum führen sollen, ja führen müssen. Seine Stellung hier ist die alte; er hat die freiheitgewohnte höhere Bürgerclasse und zum Theil die städtischen Bevölkerungen überhaupt gegen sich, aber

[1] Ratificirt und ausgewechselt am 9 Sept. Den verbündeten Staaten ist auf 3 Jahre 9 Monate ein Minimum garantirt, dann werden die Zollsätze nach der Volksmenge getheilt. Man erwartet, daß Toscana und Rom bald folgen.

die Massen sind für ihn. Daß man auf seiner Reise dem Enthusiasmus derselben mannichfach vor- und nachgeholfen, versichlägt an dem Resultat nichts. Die Polizei swart ihre beliebten Mittel nicht, steckt fleißig die Leute ein, und kürzlich hat man sogar eine nicht unbedeutende Anzahl Legitimisten festgenommen.[1] Nichtsdestoweniger hört man mehr und mehr von Kalliirten. Er hat die Mehrzahl der Bankiers für sich, und die Finanzen stehen so glänzend, daß man die Schapscheine auf einen Zins von 3 Procent, wenn sie ein ganzes Jahr laufen, ermäßigt hat. Freilich kann der Tag der Abrechnung kommen — wenn er nicht durch den größern einer Kriegsrechnung abgewaschen wird. Daß man in dem Streben nach dem Kaiserreich sich durch keine finanziellen Rücksichten abhalten lassen wird, ist zur Genüge klar, und der Anstoß. den man jetzt der Kaiseragitation öffentlich gegeben hat, läßt keinen Rückschritt mehr erwarten. Das Anhalten auf dieser abschüssigen Bahn, das wir noch im letzten Monat bemerkt, soll eine schlaue Berechnung gewesen seyn, um selbst durch die Massen scheinbar fortgeschoben zu werden. Vergleiche mit Commodus und Domitian, wie die sauertöpfischen Timas sie angestellt, werden den Prinzen nicht auf seinem Wege aufhalten, und man erwartet gegen Ende des Jahres, wahrscheinlich zum Jahrestag des 2 Decembers, einen Senatusconsult, wo nicht gar ein Plebiscit für Wiederherstellung des Kaiserthums. Damit wäre denn die zweite Phase seiner Herrschaft — die rechtmäßige Präsidentschaft vom 20 Dec. 1848 bis 2 Dec. 1851 betrachten wir als die erste — geschlossen, und er tritt im dritten Act als Kaiser auf. Geht es dann nach den Regeln des Trauerspiels fort, so zeigen sich im vierten Act die Symptome des Sinkens und im fünften tritt der Sturz ein. Man wird unwillkürlich zur Vergleichung mit einem Drama fortgezogen, denn das Ganze hat zu viel Schauspielartiges; alles ist berechnet, fast alles ist Decoration, man weiß den Ausgang vorher, und nur die Art wie gespielt wird, kann noch Interesse erregen. Carajanac und Changarnier nahmen sichtlich die Sache und den Menschen zu leicht, und was ihrer Ansicht nach wie eine Farce enden sollte, das hat schon als ein Trauerspiel sich ausgewiesen.

Wäre das übrige Europa nicht in einem so häßlichen Zustand, wäre namentlich Deutschland fester in sich selbst constituirt, man könnte mit größerer Ruhe dem Schauspiel zusehen, aber nicht ohne Grund schreckt man hier von den möglichen Folgen eines Kriegs zurück, und doch scheint dieser von zwei Seiten immer näher heranzurücken, von Westen, wie erwähnt, durch das Treiben des Prinzen Napoleon und sein Hascher nach dem Kaiserthum, im Osten durch den immer näher rückenden Zerfall der Türkei. Seit einiger Zeit wurde Konstantinopel durch wiederholte Feuersbrünste heimgesucht, dieß unrrügliche Zeichen, daß Unzufriedenheit in einem weiten Umfang herrsche; jetzt soll sich herausgestellt haben, daß der Bruder des Sultans und der Schwager Aßs, Halil Pascha, mit den Ulemas ein Complott gegen das Leben des Sultans angezettelt hätten. Die Entdeckung habe einer Anzahl Ulemas das Leben gekostet, welche heimlich erdrückt worden seyen, von einer Hinrichtung des Bruders und Schwagers hört man aber nicht, und die Nachricht von einem ernstlichen Unwohlseyn des Sultans läßt fast vermuthen, daß geheime Mittel im Gange seyen, um ihn unschädlich zu machen, da nach solchen Entdeckungen kaum von einer ernstlichen Aussöhnung die Rede seyn kann. Daß der Tod des Sultans und die Thronbesteigung von Aßs nebst dem Emporkommen der Ulemas von großen Erschütterungen im türkischen Reich begleitet seyn würde, unterliegt wohl kaum einem Zweifel, und diese Erschütterungen würden fremder Herrschaft den Weg bahnen. Zu diesen Aussichten kommt noch die bestimmte Nachricht, daß die Truppen des Sultans in Arabien geschlagen worden seyen, und daß es an Mitteln fehle, nicht nur sie zu ersetzen, sondern auch die noch vorhandenen Truppen, die seit zwei Jahren keinen Sold erhalten hätten, zu bezahlen. Ein Vordringen der Beduinen aber nach Syrien und Mesopotamien ist der Vorläufer des Falls der Türkei. Mitten unter diese Aussichten hinein fällt die Nachricht über ein Anlehen der Türkei von 50 Mill. Fr. in Paris und London; namentlich an letzterm Orte soll es mit solcher Begierde ergriffen worden seyn, daß die Börse es auf 10 Proc. hinaustrieb. Auf welche Garantien hin wurde dieß Anlehen übernommen? Das ist eine kitzliche Frage; früher sprach man davon, daß England gegen eine auf Candia ausgestellte Versicherung der Türkei ein Anlehen garantiren werde, und wahrscheinlich hätte man sich dann ein solches Faustpfand bei Zeiten geschert. Dieß Verfahren wäre aber zu schreiend gewesen, und überhaupt vertrug es sich weder mit der öffentlichen Meinung in der Türkei, noch mit mancherlei in Europa zu beobachtenden Rücksichten. Darum ward wohl die Auskunft ersonnt, daß die Bank, eine Art Handelsunternehmung, das Anlehen mache; der Einfluß und die Möglichkeit sich zur Sicherung englischer Gelder in die Angelegenheiten der Türkei zu mischen, bleiben, und sollen, wie in Aegypten, durch eine von englischen Unternehmern auszuführende Eisenbahn von Konstantinopel nach Belgrad wo möglich noch verstärkt werden. Während Rußland, das zu dem türkischen Anlehen und der hohen Prämie, die es auf der Börse erreichte, ein ziemlich saures Gesicht gemacht haben soll, seinen Einfluß unter den stammverwandten Slawen, den glaubensverwandten Griechen und den Armeniern immer mehr auszubreiten sucht, setzt sich England durch materielle Mittel fest, und begründet eine pecuniär-commerzielle Anwartschaft auf das Erbe des beerepten Reichs, wie Rußland eine religiös politische. Der Zusammenstoß beider, früh oder spät, ist unvermeidlich, und der sichtliche Collapsus der Kräfte des Erblassers ein böses Omen. Auch Oesterreich scheint sich, in der elften Stunde, noch zu rühren und in vorsichtigem Hinblick auf die Zustände seiner südöstlichen Länder mindestens vorerst das Protectorat über die verfolgten bosnischen Christen noch bei Lebzeiten des Erblassers antreten zu wollen. Langsam aber unablässig sammeln sich hier die Wolken zum drohenden Ungewitter, und niemand kann sagen, wann es sich entladen wird. Frankreich, das sich viele Mühe gab, für wirkliche oder scheinbare Unbilden augenfällige Genugthuung zu erlangen, scheint eines wirklichen Einflusses in der Türkei zu entbehren: denn weder seine Mittel, noch seine Lage sepen es in den Stand eine Einwirkung ähnlich der Rußlands, Englands oder Oesterreichs auszuüben; aber wenn das Ungewitter ausbricht, wird es sicherlich nicht als theilnahmloser Zuschauer stehen bleiben, sondern darauf bedacht seyn, eine „der Würde Frankreichs“ gemäße Rolle zu spielen. Der neue Kaiser — denn bis dahin muß er jedenfalls fertig seyn — wird gewiß, wenn er auch jetzt, was wir vorerst noch bezweifeln, seine Armee bedeutend reduciren sollte, nicht ermangeln, bei der Intestaterbfolge seine Ansprüche geltend zu machen, und dann dürfte die türkische Frage, die italienische und — last not least — die deutsche Frage mit allen ihren Anhängseln sich unerwartet schnell zur Lösung melden.

[1] Mit diesen scheint man, weil hier eine Legitimität der andern gegenüber steht, jetzt am schärfsten zu verfahren. Von 60 legitimistischen Journalen in den Provinzen sind 36 bereits todt, und von den 24 andern haben bereits 4 doppelte Verwarnungen erhalten. Ueberhaupt glaubt man, daß der Presse nicht gewaltsam, aber langsam und methodisch, das Lebenslicht ausgeblasen werden soll.

Wir können hiebei nicht umhin einen Blick auf die Börsen Europa's zu werfen. Eine große Masse verfügbaren Capitals ist vorhanden, man wirft in England jeden Augenblick die Frage auf, was man damit anfangen solle, selbst in der neuerlichen Versammlung der Bankiersnthümer ist sie sehr lebhaft zur Sprache gekommen; riesenhafte Summen gehen aus England und zum Theil selbst aus Deutschland nach Amerika und Australien auf weit ausgedehnte Unternehmungen, während diese in Europa keineswegs mit Eifer aufgesucht werden; dennoch stehen die Fonds in Vergleich zu diesem Geldüberfluß nicht sehr hoch, außer etwa in Frankreich, wo die Verbindung der Regierung mit den Bankiers einen künstlichen Ueberfluß an der Börse erzeugt, der indeß doch nicht weiter geht, als die französischen Dreiprocents auf 78 zu heben, während die englischen Pari stehen. Es ist ein fichtlicher Zustand des Schwankens eingetreten, der sich kaum anders als durch ein Mißtrauen in den gegenwärtigen Zustand der europäischen Verhältnisse erklären läßt. Mit Ausnahme der Pariser Börse, wo eine auffallende, aber auf Frankreich beschränkte Geschäftigkeit sich kundgibt, zeigt sich allenthalben eine sichtliche Stagnation, und an große europäische Unternehmungen, wie sie sonst üblich gewesen und die Hauptkörlen Europa's zugleich in Anspruch genommen, ist jetzt nicht zu denken. Die Börsen und Capitalien fangen an politische Sympathien und Antipathien zu zeigen, kein günstiges Zeichen, denn es beweist, daß andere Kräfte und Einflüsse thätiger sind, als die natürliche Concurrenz der Capitalien; noch sind keine Erscheinungen hervorgetreten, die sich geradezu in dieser oder jener Richtung deuten lassen, nimmt aber die politische Spannung zu, so werden auch diese nicht ausbleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Rothhautglauben.

(Mitgetheilt von Arthur Schott.)

Ein Weißer, zu einer amerikanischen Pelz-Compagnie gehörig, hatte unter anderen einen Indianerhäuptling zum Freund; diese führten oft zusammen langes Gespräch über dieß und jenes, nicht selten vom Hundertsten aufs Tausendste kommend. Der rothe Mann, zum Manomenee-Stamm gehörig, führte einen Namen, dem er wohl längst entwachsen war und der jetzt lächerlich genug zu seiner stämmigen Riesengestalt Little Dogs (kleiner Hund) abstach. Gewöhnlich ändern die Indianer unpassend werdende Namen ohne weitere Umstände, und es war wohl eine Ausnahme, daß der gedachte Indianerhäuptling nicht wenigstens das Prädicat „big“ seinem Namen beifügte.

Little Dog war eines Abends mit dem Pelzhändler zusammen, der kurz vorher von einer überseeischen Reise zurückgekommen war und wohl manches zu erzählen wußte, besonders aber, daß er weit überm Meer gewesen sey und von dem Eindruck, den letzteres auf ihn gemacht, da er nichts gesehen als Himmel und Wasser. Der Rothe hatte lange auf die Worte des Weißen gehört ohne ein Wort zu verbrechen oder auch nur eine Miene zu verziehen. Als nun der Weiße inne hielt, sagte jener: „Wohl! so weit war ich auch schon, bin auch gewesen, wo ich nichts gesehen als Himmel und Wasser. Der Weiße neugierig, wo dieß gewesen, fragte den Indianer, der ihm dann von einer Reise erzählte, die er über die großen Seen im Innern des Landes gemacht habe. Der Weiße meinte nun, dieß sey etwas anderes, diese seyen alle nichts gegen den Ocean, dessen Wasser salzig sey und auf dem man nach einander viele Monde freuz und quer fahren könne, ohne auch nur einem Strich Landes nahe zu kommen. Nun ward Little Dog aufmerksam und fragte schnell, „ob er auf diese Weise auch zu jenem Rand der Welt gekommen sey und, hinunterschaut habe, wo nichts sey als ewige Nacht?“ Der Pelzhändler, die Frage nicht gleich richtig auffassend, fragte entgegen, wie er dieß meine, worauf der Rothe seine Ueberzeugung auskramte, daß die Erdebene Gränze haben müsse, die aber niemand leicht zu sehen bekomme, da eben das Feste allenthalben vom Meer umfangen sey, von welchem der Pelzhändler so eben gesprochen. Es sey aber ganz gewiß, daß die Welt nichts anderes sey als eine mächtige Scheibe, die von einer unermeßlich großen Schildkröte getragen sey.[1] Der Weiße lächelte hierüber und suchte in sokratischer Weise Little Dog zu überfragen und von der Nichtigkeit dieser Philosophie zu überzeugen. Little Dog wußte allerdings auf des Weißen Frage, wer denn die Schildkröte halte, nichts zu sagen als daß dieß kein Mensch zu wissen im Stande sey. Nach einigen Augenblicken Stillschweigens nahm nun der Weiße eine Büchsenflasche aus der Tasche, schnitt eine Kerbe rings um und hing sie an einem leichten Faden auf, indem er sie mit den Fingern beider Hände dem Lichte nahe drehte. Little Dog lugte und war die Aufmerksamkeit selbst als der Weiße ihm erklärte, daß die Erde eine Kugel sey, die sich um das ewige Licht der Sonne drehe. Eine volle Drehung in 24 Stunden verursache Tag und Nacht, dieß verstand der Indianer vollkommen an der gerothen Bleikugel, je er schien sogar Gefallen daran zu haben, als ihm der Weiße auf ähnlicher Weise den Wechsel der Jahreszeiten darstellte, indem er die Kugel dem Lichte näher und ferner drehte. Little Dog, der Weißen Ueberlegenheit in dreierl Dingen vertrauend und gläubig hinnehmend, war in der That von der Nichtigkeit dieser Lehre völlig überzeugt, glaubte die beste Gelegenheit zu haben, über jenes gewisse tiefste Geheimniß eine Klare zu kommen und fragte, indem er das Gelernte klar wiederholte und auf des Pelzhändlers Finger wies: „Nun aber sag mir, wer hält den Faden?“

Hiermit war der Pelzhändler so weit als Little Dog zuvor über der Frage, wer die Schildkröte halte. Jener sah nicht voraus, wie auch nur mit halbem Erfolg dem Indianer von jenen unsichtbaren Kräften zu sprechen sey, die das planetarische Weltgebäude zusammenhalten. Der Unterricht war zu Ende.

Bombay und seine Bewohner.

(Schluß.)

Die schönen Künste sind unbekannt in Bombay. Eine buntcolorirte Lithographie würde hier ebenso hochgeschätzt werden als ein Gemälde von Titian oder Raphael, und ich fürchte, der Mangel an Geschmack beschränkt sich nicht nur auf die Eingebornen. Die Europäer kommen so jung, so einseitig erzogen und so unreif in Bezug auf das ästhetische Urtheil hieher, daß sie für ihre ganze übrige Lebenszeit in dieser Hinsicht Kinder bleiben. Ich erinnere mich, daß ich einst zwei Freunde aus Indien durch die Galerie des Palastes Pitti führte. Ihre Bewunderung traf gerade die schlechtesten Gemälde und die schlechtesten Statuen. Ein Künstler würde hier Hungers sterben. Obgleich die Hindue Geschmack an Sculptur finden, so beschränken sich ihre künstlerischen Bestrebungen auf das Grotteske; dieß ist um so auffallender, wenn man bedenkt daß die menschliche Gestalt in ihren schönsten Verhältnissen ihnen immerdar vor Augen steht. Einige der hindostanischen Männer geben die prächtigsten Modelle für den Bildhauer ab. Auch die Frauen und Mädchen wissen ihrem Gewande den schönsten Faltenwurf zu geben, und eine Gruppe von Hindumädchen an einer Quelle ist vielleicht die künstlerischste Combination die man sich denken kann. Aber solche poetische Situationen gehen unbemerkt und unbewundert vorüber; hie und da beachtet sie wohl ein Dilettant, aber sein Beruf läßt ihm keine Zeit, die reizende Scene festzuhalten und zu verewigen. Wir sind geneigt uns einzubilden, daß die Griechen ihre Ueberlegenheit in den schönen Künsten durch das beständige Anschauen der vollendetsten Formen in Bädern und Ringschulen, auf dem Forum, dem Markte und der Rennbahn erlangten. Alle diese Gelegenheiten sind jedoch als vereinzelt zu betrachten, wenn man sie mit denen vergleicht, welche sich dem Auge täglich in den Straßen Bombay's darbieten. Der Geist des Islam ist der Nachbildung der menschlichen Gestalt sowohl in Malerei als Sculptur entgegen; die Hindumythen aber sind überreich an Beispielen in beider Beziehung.

[1] Dies erinnert in merkwürdiger Weise an indische Vorstellungen.

Indien ist selbst in der Architektur der Geschmack der Hindus sehr mangelhaft und trivial; viel Mühe und Geld werden mit geschmacklosen Verzierungs-Versuchen verschwendet, und nicht ein einziges Denkmal der hindustanischen Architekturwissenschaft findet sich in oder bei Bombay.

Dasselbe kann man von den Parsen sagen, von denen kein Einziger, selbst nicht der reichste, ein Gemälde besitzt, welches fünf Schilling werth wäre, obgleich ihre Zimmer mit Arm- und Kronleuchtern, Spiegeln und Vergoldungen der kostbarsten Art angefüllt sind. Alle diese Luxusartikel haben sie sich aus London kommen lassen, welches statt deren ihre prächtigen Salons mit ausgezeichneten Gemälden, Bronzegeräthen und Statuen zu sehr mäßigen Preisen ausstatten könnte. Nach Verlauf eines halben Jahrhunderte mag der Geschmack sich vielleicht Bahn brechen; gegenwärtig sucht man ihn hier vergebens. Nur ein einziges gutes Gemälde befindet sich in Bombay: es ist ein lebensgroßes Bild der Königin Victoria von Wilkie; dasselbe ist ein Eigenthum des obenerwähnten reichen Parsen, welchem es von dem verstorbenen Sir Charles Forbes geschenkt wurde.

Das Rathhaus, welches die Bibliothek der hiesigen Zweig-Gesellschaft der königlichen asiatischen Gesellschaft enthält, besitzt drei herrliche Werke von Chantrey. Es sind lebensgroße Statuen von Mount Stewart Elphinstone, Sir John Malcolm und Sir Charles Forbes; dieß Gebäude ist vielleicht die schönste Probe englischen Geschmacks in Indien. Es ist im dorischen Styl errichtet, sehr umfangreich und wohlproportionirt, obgleich ein wenig schwerfällig.

Der Handel Bombay's ist ausgebreitet und wichtig; der Werth der Ein- und Ausfuhrartikel beträgt durchschnittlich jährlich fast 20 Mill. Pfd. St. Bei weitem der größere Theil dieses Handels wird durch Commissionäre betrieben, indem die meisten Häuser nur Agenturen sind. Ein großer Theil der Verkäufe mit China und andern östlichen Ländern ist in den Händen von Eingebornen, der mit England und Europa hauptsächlich in denen der Engländer und Deutschen; dagegen befindet sich keine einzige französische Agentur hier. Rechnet man den Gewinn auf diese 20 Mill. zu acht Procent, welchen Antheil jede Agentur beanspruchte, wie ich meine, so vertheilen sich jährlich eine Million und achthalbhunderttausend Pfd. unter die Handelsleute Bombay's, von denen manche der vornehmsten jährlich sehr bedeutende Summen gewinnen müssen. Indessen tragen die „Baumwollen-Lords" ihren Reichthum nicht viel zur Schau, sondern leben im allgemeinen in sehr bescheidener ruhiger Weise. Der große Ausfuhrartikel ist rohe Baumwolle, der große Einfuhrstoff dieselbe Baumwolle verarbeitet.

Es ist seltsam, daß es so wenig einheimische indische Pferde gibt; diejenigen welche in der regulären englischen Cavallerie und reitenden Artillerie gebraucht werden, sind stets arabische oder persische. Die ersteren sind klein, thätig und vollkommen symmetrisch gebaut, die letztern größer und kräftiger, aber weniger lebhaft und bei weitem nicht so schön. Von den besseren arabischen Pferden werden jährlich ungefähr zweitausend eingeführt, hauptsächlich von Bassora; der Preis eines jungen, gesunden Thieres von guter Abstammung beträgt gegen 1000—1200 Rupien. Der Pferdehandel ist in den Händen der persischen Makler, von denen wir über fünf große Ställe besitzen, welche 3—400 Pferde fassen können. Bei jedem Verkauf gewinnen dieselben 32 Rupien; 17 von dem Käufer und 15 von dem Verkäufer, wobei der Werth des Pferdes weiter nicht in Betracht kommt. Da jeder dieser Rothhänder jährlich 5—600 Pferde verkauft, und außerdem noch eine ziemliche Anzahl gegen gute Bezahlung füttert, so ist leicht zu errechnen, daß ein solches Geschäft beträchtliche Summen abwirft.

Ein anderer Handelsartikel sind Perlen; die Araber bringen diese im December oder Januar nach Bombay und kehren vor dem Eintritt des Monsun zurück, indem sie als Heimfracht ihre Schiffe mit Manufacturwaaren aus Manchester und Portschire beladen. Von diesen ostenglischen Erdtheilen ist ein großer Theil zum Verkauf auf europäischen Märkten unlauglich, da viele einen gelblich goldenen Schimmer und nicht jenes reine Weiß haben, welches bei uns so sehr geschätzt wird. Die Eingebornen verschmähten sie behaglich nicht, und ich muß gestehen, daß sie auch in meinen Augen wegen dieses goldigen Schimmers nichts verlieren. Die Reichen aller Rassen besitzen ungeheure Massen von diesen Schätzen der Tiefe, mit welchen sie an festlichen Tagen ihre Kinder und Weiber herausputzen. Ein beträchtlicher Theil der Reichthümer jedes vermöglichen Eingebornen besteht in Juwelen, meistens aber sind die Steine schlecht geschnitten und schlecht gefaßt; die Größe der Juwelen wird fast ausschließlich berücksichtigt, und daher kommt es, daß nirgends so viele gewöhnliche aufgehäuft sind als hier. Größe und Menge der Edelsteine — das ist die Regel des Geschmacks der Eingebornen auf dieser Seite Indiens, wo man die Erfahrung und Geschicklichkeit der Juwelirer und Steinschneider von Agra und Delhi und Madras vergebens sucht. Die weniger Reichen zeichnen sich durch Schmuckſachen von reinem und massivem Golde aus, und viele derselben tragen ihren ganzen Reichthum in dieser Form mit sich herum. Auf diese Weise wird eine ungeheure Masse der kostbaren Metalle der Circulation entzogen. Der Ursprung dieser Sitte ist wahrscheinlich in jenen unruhigen, kriegerischen Zeiten zu suchen, wo niemand sein Capital sicher anzulegen vermochte. Selbst heutzutage noch ist es schwer, einen Eingebornen von dem Vortheil zu überzeugen, den ihm eine Sparcasse der Regierung vor einer goldenen Kette oder einem Ohrgehänge bietet. Ein wohlunterrichteter Eingeborner hat mich versichert, daß nicht weniger als fünf Mill. Pfd. St. in Gold- und Silberschmuck in Bombay angelegt sind. Gewiß ist es, daß ich nirgends eine so allgemeine Verbreitung der Schmuckſachen gesehen habe als hier. Der gewöhnliche Kuli (Lastträger) hat seinen goldenen Ohrring, der niedrigste Handwerker besitzt ein Goldamulet oder einen Silbergürtel — mitunter auch beides. Sollte der Stadt Bombay jemals von einem französischen Linienschiff eine Contribution auferlegt werden (und eins würde zu dem Zwecke hinreichend sein), so würden die Schiffsleute vollgenug zu thun haben, um in zwei Stunden sammelte, die Beute des Schlachtfeldes von Cannä zehnfach übertreffen.

Kein Ort auf der ganzen bewohnten Erde ist einer Plünderung mehr ausgesetzt als Bombay. Die Befestigungswerke nach der See zu sind erbärmlich, und ein halbständiges Bombardement würde das Fort zerstören, dessen dicht aneinander gedrängte Häuser sich bis in die nächste Nähe des Walls hinziehen, wo im Fall einer Feuersbrunst die Besatzung es unmöglich bei ihren Kanonen auszuhalten vermöchte. Ohne die Hülfe einiger tüchtigen Kriegsschiffe, würde Bombay innerhalb einer Stunde geplündert und verbrannt werden können, so daß seine Spur von dem einstigen blühenden Zustande übrig bliebe. Die große Wichtigkeit Bombay's als des Vereinigungspunkts zwischen den obern Provinzen Indiens und England, als des Stapelplatzes für den Baumwollenhandel, als der großen Niederlage der Waaren aus Manchester, Glasgow und Portshire, als der ausgedehntesten und bedeutendsten Werfte und als der Hauptstadt des westlichen Indiens, gebietet diesem Stande der Dinge aufs ſchleunigſte abzuhelfen.

Eine Skizze Bombay's würde ohne Erwähnung der jetzt im Bau begriffenen Eisenbahn kein vollkommenes Bild von der Stadt geben. Viele hegen die Hoffnung, daß diese erste Schienenweg der Vorläufer einer Menge anderer sein wird, welche die entlegensten Städte Indiens einander bis auf wenige Stunden nahe bringen. Die Tanna, dem nördlichsten Punkte der Insel Salsette, ist dieselbe bereits vollendet; von hier wird sie nach Callian im westlichen Gonaut[c] geführt werden. Man hofft, daß die Linie später bis ins Innere fortgesetzt und daß durch einen Uebergang über die Ghats der Handel von Deccan und Ghanesch mit in ihr Bereich gezogen werden wird, wodurch dem größten Uebel Indiens, dem Mangel an Communicationsmitteln im Innern, auf eine erfreuliche Weise abgeholfen wäre. Die Unternehmer der Eisenbahn versprechen sich bedeutende Vortheile, und die ostindische Compagnie hat wohl gethan, den Forderungen der Zeit insoweit Rechnung zu tragen, daß sie dem allgemeinen Verlangen nach einer Eisenbahn nachgegeben.

[c] Concan heißt der längs der Küste hinlaufende schmale ebene Landstreif, welcher mit dem innern Gebirgslande die Provinz Beder Kapur bildet. A. d. U.

Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 234. 29 September 1852.

Ein Tag in Gretna Green.

(Nach dem Englischen [1] von Dr. C. B.)

Der Morgenhimmel ist hell und klar; ich verlasse Carlisle, ohne irgendwie Heirathsgedanken zu hegen, um das einsame Gretna Green mit großer Gemüthsruhe zu beschauen und zu durchforschen. Diese Gemüthsruhe ist das Resultat zweier Thatsachen. Erstens bin ich ein verheiratheter Mann, und zweitens ist Bigamie nicht wohl möglich, da mich keine Dame begleitet. Durch finstre Moorgegenden und an dunklen Föhrenwäldern hin führt mich der sausende Eisenbahnzug zu der Station, deren Namen ein höchst unpoetischer Portier in die Waggons hineine brüllt, ohne zu ahnen in welche Verwirrung derselbe eine liebesseligbeseelte junge Dame versetzt, die in einem Coupé erster Classe unmittelbar neben der Loewenwise ihren Platz hat. Ich, als ein verheiratheter Mann mit einem Hause voll von Kindern, höre das Wort „Gretna“ ohne die geringste Bewegung, zwei meiner Mitreisenden aber fegnen den einzigen Brautenwelcher die Ankunft des Zuges an dem gelobten Ort verkündet. Trotzdem interessirt mich der letztere in eigener Weise; ich denke an all' die Scenen die hier vorgefallen sind, an die Väter, die wüthend auf diesen classischen Boden geschaumpft, an die zitternden Mädchen, die von hier über die Gränze und nach dem berühmten Gut [2] geeilt sind, um von dem reinen Glück zu träumen, dessen Sonne jeden Schritt auf dem Pfade von diesem Orte bis zu ihrem fernen Grabe erhellen werde. Ich denke an die schonen Liebhaber, welche alle Postpferde in Carlisle zu miethen pflegten, damit ihre Verfolger sie nicht vor Beendigung der Trauung erreichen sollten, an die unverschämten Forderungen und Bestrigereien der Postillons in Carlisle, an den entschlossenen Liebhaber, der die Pferde seines Verfolgers vom Kutschenfenster aus niederschoß, und an andere merkwürdige Dinge, welche den meisten von uns bei dem Namen Gretna einfallen.

Der Anflug von Poesie, der vielleicht in diesen meinen Reflexionen liegen mag, wird schnell verwischt durch den Geist der Concurrenz, der sich vor mir entfaltet. Ein Paar, welches augenscheinlich mit Heirathsgedanken umgeht, obgleich es gewaltige Anstrengungen macht, gleichgültig auszusehen und den Ort mit Gemüthsruhe zu betrachten, wird eifrig von zwei gemein gekleideten Menschen angeredet. Der Portier schaut der Conferenz mit einem sardonischen Lächeln zu, und senkt die Aufmerksamkeit des Conducteurs durch einen schnellen Wink mit dem Kopf auf die interessante Gruppe. Der Zug braust weiter, und die Conferenz hat ein Ende. Einer der Männer führt das Liebespaar nach einem kleinen Hotel von rothen Backsteinen, welches unmittelbar neben der Station liegt, und die andern ziehen sich mit unzufriedenen Mienen zurück. Ich frage nach der Ursache dieser Rivalität, und man sagt mir, daß es sich hier um einen geistlichen Streit handle. Bei der Gelegenheit werde ich in ein seltsames Localgeheimniß eingeweiht. Das kleine Hotel von rothen Backsteinen ist das Eigenthum des Herrn Murray, welchem ebenfalls das berühmte Zollhaus gehört, das auf dem schottischen Ufer des kleinen Flusses liegt, der die Gränze zwischen England und Schottland bildet. Der schlaue Zollinnehmer bemächtigt sich so der liebenden Paare auf der Station, bringt sie nach seinem „Gretna Hotel“ und treibt sie dann einen engen Hedenweg entlang und über die Brücke nach dem Zollhäuschen, wo er sie ehelich verbindet. Auf diese Weise hat Murray fünf Sechstel des Ehebandels an sich gerissen. Heirathslustige Personen sollen indessen beachten, daß es eine Station Gretna und eine Station Gretna Green gibt, und daß diese letztere der Punkt ist, wo glückliche Paare angesichts des Gutes Gretna anstreigen. Da ich jedoch die Vorzüge der „Green-Station“ nicht kenne, so wird man mir meinen Irrthum verzeihen, welcher mich zu einem Spaziergange in einem heftigen Platzregen durch mehrere schlüpferige Heckenwege zwingt. Nichtsdestoweniger schreite ich rüstig vorwärts, passire das berühmte Zollhaus, in dessen Nähe ein grober schottischer Bengel Pferde vor einen Wagen spannt und nähere mich dem „Green.“ Dieß ist ein recht hübsches Plätzchen, in diesem Augenblick aber sehr öde und sehr kothig. Es ist ein dreieckiges Fleckchen rauhen Grasslandes vor der Dorfkirche; diese ist eher schmutzig und vernachlässigt als alt zu nennen; von dem Dache hängt ein dickes Seil herab, welches oben an die Glocke gebunden ist und jetzt träge im Morgenwinde hin- und herschwankt. Kinder von aller denkbaren Größe und in anderscheriblichen Bekleidungselementen starren mich mit offenem Munde an, indem ich an den kleinen Hütten vorübergehe. Augenscheinlich werde ich für einen heirathslustigen jungen Mann gehalten.

Ich wende mich zur Linken und schreite durch einen Thorweg dem Gute zu. Offenbar scheint heute keine Trauung vollzogen zu werden. Oede und von Regen durchweicht steht das große viereckige Gebäude da, auf einer Seite von einem weiten Hofraum begränzt. Unter dem schützenden Laubdach einiger hohen Bäume nähere ich mich der Thür. Sie ist verschlossen und verriegelt; ich applicire derselben einen ächt hauptstädtischen Doppelschlag. Einige Minuten darauf beginnt ein Mann — ein ziemlich grämlicher Mann, meine ich — die Riegel mit großer Gemächlichkeit zurückzuschieben. Als er mich ohne alle Begleitung sieht, macht er ein erstaunites und vielleicht unzufriedenes Gesicht. Ich fühle, daß ich mich entschuldigen muß, weil ich ohne eine Dame komme; ich frage kek, ob ich auf dem Gute frühstücken kann. Der Mann geruht nicht mir eine directe Antwort zu geben, sondern deutet zur Rechten, brummt vor sich hin, daß er mir jemand herschicken wolle, und verschwindet.

Ich trete in einen langen niedrigen Raum: ein seltsames Gemisch eines Dorf-Gasthauses und eines feinen Hotels. An dem einen Ende desselben steht ein Wandtisch mit einer ziemlichen Menge kostbaren Silbergeräthes; über dem Kaminsims hängt ein Kupferstich nach Turner, aber links von diesem prangt eine jener Exspositionen, welche vor einem Jahrhundert in allen Dörfern Englands, Schottlands und Irlands bewundert wurden. Ein Weib mit einem carmoisinrothen gefranzten Gesicht schaut mit einem merkwürdigen Ausdruck von Liebe auf ein Kind herab, dessen Kopf zufälligerweise auf Schultern geruhen ist, welche für irgend ein anderes Kind bestimmt waren, und dessen Röckchen so mit

[1] Aus den Household Words von Ch. Dickens.

[2] Gretna Hall ist das Stammgut der Maxwells.

Farben gefangen ist, daß verschiedene benachbarte Gegenstände noch recht lich davon profitiren. Dieses Product ist mit folgender rührenden Inschrift versehen:

„Komm, Stolz des Vaters, der Mutter Zier,
Ein artig Geschlechtlein erzieht sich dir!“

Ich kann es kaum glauben, daß ich mich in der berühmten Gretna-Halle befinde; die Erinnerungen und Warnungen an die Besucher, welche an den Spiegel geklebt sind, benehmen mir jedoch alle Zweifel. „Man bittet, nicht an die Mauern, Fenster und Fensterläden zu schreiben“ — dieses Gesuch beweist mir, daß ich auf einem Platze weile, den schon manche merkwürdige Landsleute vor mir betreten haben; ich blicke nach den Fenstern und erkenne sogleich die Nothwendigkeit jenes Gesuches. Jede Scheibe ist mit Namen und schlechten Witzen, mit Ankündigungen des Alters, des Gewerbes und Standes und mit andern Inschriften bedeckt. Auf einer derselben finde ich folgenden lehrreichen Spruch: „John Anderson machte sich in Gretna im Jahr des Heils 1834 zu einem Narren.“

Ein schmutziges Buch in Gestalt eines Lagerbuches und mit der Aufschrift: „Fremdenbuch“ versehen, liegt auf der Fensterbank. Viele Blätter sind ausgerissen, so daß die Aufzeichnungen nur bis zum October des vorigen Jahres reichen. Diese bestehen in einer Reihe sehr lläglicher Scherze. Der erste bemerkenswerthe Name, den ich erblicke, ist der von Maria Manning, welchem irgend ein galanter Historiker die Worte: „später gehangen“ hinzugefügt hat.

In dem Studium dieser denkwürdigen Offenbarungen des Genies werde ich durch den Eintritt einer ältlichen Dame unterbrochen, welche sich mir als die Wittwe des kürzlich verstorbenen Pfarrers Linton vorstellt. Sie bietet mir ein kräftiges Frühstück an und beantwortet während der Bereitung desselben meine Fragen in Betreff des Ehegandels. Da ich nebst den meisten meiner Landsleute die Meinung hege, daß Gretna-Green-Trauungen heutzutage zu den Seltenheiten gehören, stelle ich zuerst die Frage, wann die letzte Heirath in der Halle geschlossen worden sey. Die alte Dame wendet sich mit der größten Gelassenheit zu ihrem Dienstmädchen, welches den Tisch zum Frühstück deckt und fragt: „War es am vergangenen Dienstag oder Montag, wo das Paar ankam?“

Das Mädchen, einen riesigen kalten Hammelschlägel in der Hand haltend, sinnt eine Weile nach und versetzt dann: „Es war am Montag.“

Ich gebe der Misters Linton mein Erstaunen darüber zu erkennen, indem ich gedacht, daß Gretna-Heirathen bereits ganz der Vergangenheit angehören. Sie versichert mir dagegen, daß sie noch einen ziemlichen Zulauf während des Jahres haben, obgleich nicht in dem Maße wie vor 20 oder 30 Jahren, wo ihr Gatte das Geschäft zuerst begonnen. Sie verschwindet darauf für einige Minuten und kehrt mit irgend einem Gegenstande zurück, der festgeklebt in ein altes schönes Tuch gebunden ist; sie legt ihre Last auf den Tisch nieder, nachdem sie die Stelle vorher abgewischt, bringt ihre große Brille in Ordnung und knüpft dann vorsichtig das Tuch auf. Zwei hübsch gebundene Bücher liegen vor mir; ich will dieselben in meinem neugierigen Eifer öffnen, allein die alte Dame gestattet nicht, daß meine unheiligen Finger den Schatz entweihen. Sie stößt meine Hand sanft zurück und öffnet den dichsten Band mit ängstlicher Behutsamkeit; der dünne Band ist das Register zu dem dicken, welcher letztere eine Beschreibung aller der Heirathen enthält, die in der Halle abgeschlossen worden sind. Die Aufzeichnungen reichen indessen nur bis zum Jahr 1826; auf der Liste finden sich aber manche berühmte Namen. Die Wittwe zeigt mit Stolz auf einige deutsche Herzöge, auf Miß Penelope Smith und ihren fürstlichen Verlobten, auf den wohlbekannten Spekulan, auf Lady Meria Millicet und ihren Gatten. Alle diese merkwürdigen Paare sind mit besondern Merkzeichen versehen.

(Schluß folgt.)

Zeitbetrachtungen.

(Fortsetzung.)

Mitten unter diesen Erscheinungen, die insgesammt ein für die Erhaltung des Friedens verdächtiges Ansehen haben, fallen auf eine sonderbare Weise die Bestrebungen des Friedensapostels Elihu Burrit hinein, die namentlich in England keinesweges unwirksam geblieben zu seyn scheinen. Vierzig englische Städte sollen Schritten abgesandt haben, worin sie dem französischen Volke ihre friedlichen und brüderlichen Gesinnungen aussprechen. Elihu Burrit, der kürzlich nach Paris reiste, nahm selbst vier solcher Adressen mit, wovon eine aus London mit 1500 Unterschriften angesehener Personen, darunter mehrere Parlamentsglieder, Repräsentanten mehrerer Körperschaften und dgl.; die andern waren von Edinburgh, Glasgow und Dublin, und sollen von Lord Mayors, Parlamentsgliedern, hohen Beamten und sonst hochgestellten Personen gezeichnet gewesen seyn. Die Londoner Adresse endet mit den Worten: „es ist unser theuerster Wunsch, Frankreich und England in einer mächtigen und gemeinsamen Anstrengung verbunden zu sehen, um aus der Gesellschaft der Nationen das barbarische System zu verbannen, das von Christenthum, Logik, Gerechtigkeit, Menschlichkeit und gesunder Vernunft gleichmäßig verurtheilt wird. Laßt uns hoffen, daß sie gemeinsam diesen großen moralischen Sieg erringen, und dadurch den ewigen Dank der Menschheit verdienen werden.“ Es ist eigenthümlich, wie man gegenwärtig wieder mit schönen Sentenzen spielt, als ob die Regierungen nur wie Raubthiere darauf lächen, auf einander loszustürzen; die gesteigerten Verbindungen der Menschen unter einander, der Handel und Verkehr sind so mächtige Garantien des Friedens, daß sie sicherlich nicht muthwillig gebrochen werden, aber wo unversöhnliche Ansprüche einander gegenüberstehen, wird stets der Krieg entscheiden, und die Nation, welche entwaffnen wollte, würde nur die Anmaaßungen der andern steigern. Eine seltsame Rolle spielt namentlich Elihu Burrit darum, weil er weit besser thun würde, in Amerika gegen den gewaltsamen um sich greifenden Geist seiner Landsleute zu predigen, wozu ihm gerade jetzt der Orden vom einsamen Stern eine bedeutende Veranlassung gibt. Die Times haben über diesen Orden zuerst Lärm geschlagen, und seitdem ist er in Amerika und Europa vielfach besprochen worden: auf der einen Seite hat man seine Bedeutung sehr herabzusetzen versucht, indem man behauptete, das ganze System mit seinen verschiedenen Eintheilungsgraden, wofür jedesmal bezahlt werden muß, sey nichts als eine Speculation, um den Gimpeln das Geld aus der Tasche zu locken, während die Vorstellungen, die der spanische Gesandte zu Washington an die dortige Regierung gerichtet hat, darauf hinweisen, daß der Bund nicht bloß ein Schemen ist, und die Einrichtung des Ganzen erinnert auch zu sehr an die Jägerlogen im Norden, welche vor zehn oder zwölf Jahren, bei Gelegenheit der Zerwürfnisse mit England, über den ganzen Norden der Ver. Staaten sich ausbreiteten.

Nach den Times ist der Zweck des Ordens vom einsamen Stern nicht bloß Cuba von der spanischen Herrschaft loszureißen, sondern die „Ausdehnung der Institutionen, der Macht, des Einflusses und des Handels der Vereinigten Staaten über die westliche Halbkugel und die Inseln des atlantischen stillen Oceans.“ Dieser Zweck ist so sehr bei den Amerikanern eingewurzelt und das Ziel des allgemeinen Strebens geworden, daß es in der That der Entdeckung eines geheimen Ordens nicht bedarf, um hinter das offene Geheimniß zu kommen; die Entdeckung könnte höchstens so viel besagen, daß eine Partei neuerdings thätig ist, diesen Zweck durch mehr oder minder gewaltsame Mittel in's Leben zu rufen. Was es überhaupt mit dieser etwas seltsamen Entdeckung in dem gegenwärtigen Augenblick auf sich hat, wollen wir alsbald zu erklären suchen und senden nur eine Bemerkung

voran, die man bei der Betrachtung solcher amerikanischen Verhältnisse nicht aus den Augen verlieren darf. Zu den Zwecken des Ordens soll „die Ausdehnung der Institutionen der Ver. Staaten“ gehören. Dieß trifft auffallend mit früher schon in Botschaften der Präsidenten gemachten Erklärungen zusammen, daß die Vereinigten Staaten die Errichtung einer monarchischen Gewalt in Mexico nicht mit gleichgültigen Augen betrachten würden. Seit einer Reihe von Jahren, namentlich schon vor dem Kriege der Vereinigten Staaten mit Mexico, und vielleicht einer der geheimen Gründe desselben, ist das Project auf dem Tapet, Mexico unter einem spanischen Prinzen wieder als Monarchie aufzurichten. Dafür war bekanntlich der reiche Yucateke Gutierrez de Estrada in Europa Jahrelang thätig. Daß Mexico mit seiner Bevölkerung von 5—6 Mill. Indianern verschiedener Abstammung, etwa einer Million Mischlingen und einer Million Creolen kein Land für republikanische Institutionen ist, das hat eine dreißigjährige Erfahrung, während welcher Mexico an politischer Kraft immer tiefer sank, deutlich genug gezeigt. Das Land ist so tief gesunken, daß es sich der Angriffe verächtlicher Indianerstämme im Norden und Süden nicht mehr erwehren kann. Eine allgemein anerkannte Regierung, die nicht jeden Augenblick um den Beifall der Provinzialmachthaber buhlen muß und auf Dauer rechnen kann, vermöchte allein ein System zu organisiren, das einen fernern Bestand des Staats sichert. Das weiß man in Nordamerika so gut wie in England, und während letzteres einem solchen Plane vielleicht nicht abgeneigt ist, zeigt sich eben in Nordamerika ein heftiger Widerstreben, weil dadurch europäische Macht und europäischer Einfluß in dem reichen, mit allen Gaben der Natur so üppig ausgestatteten Mexico wieder festen Fuß fassen könnten, während die Amerikaner nach dem Besitz der mexicanischen Silberbergwerke streben, wodurch sie die Hauptsilberausbeute wie die Goldausbeute der neuen Welt in die Hände bekämen. Die Machricht, daß Frankreich in neuester Zeit England Vorschläge in Bezug auf Mexico gemacht habe, ist deßhalb vielleicht nicht ganz unrichtig, wenn gleich über die Mittel zum Zweck, der kein anderer als die Befestigung und Sicherung Mexico's gegen das Umsichgreifen der Amerikaner ist, nichts näheres verlautet hat. Werden diese Pläne in irgend einer Weise zur That, so wird man die amerikanische Regierung dagegen auftreten sehen, und der Orden vom einsamen Stern ist dann nur der Vorläufer des Sternenbanners. Die Fischerei-Frage, die Cuba-Frage, die Nicaragua-Frage, die Sandwich-Inseln-Frage und die japanische Frage sind dann nur so viele Necessorien und Erweiterungen der merikanischen Frage. Daß die letztere streng von den Nordamerikanern im Auge behalten wird, zeigt sich auch der Behandlung des sogenannten Garay-Grants im nordamerikanischen Senat. Diesem Garay, als einem Mexicaner, hatte die Regierung Mexico's sehr ausgedehnte Vollmachten in Bezug auf die Anlegung eines Transitwegs über den Isthmus von Tehuantepec ertheilt, Vollmachten, welche namentlich in Betreff der Colonisation des Landes das Souverainetätsrecht der mexikanischen Regierung sehr beschränkten.[1] Diese letztere wollte die Privilegien, welche sie einem Mexicaner gemacht, in keiner Weise einem Fremden, und namentlich nicht einem Nordamerikaner machen, und soll auch die Ausführung des Unternehmens bereits mit gewaffneter Hand gehindert haben. Der nordamerikanische Congreß hat aber am Ende vorigen Monats den Garaygrant für verbindlich erklärt, und die Handhabe, einen Streit mit Mexico anzufangen, ist also jedenfalls schon gefunden.

[1] S. N. 131 v. 1 Junius.

Wir müssen auf diese einzelnen Fragen etwas näher eingehen, weil sie zum Theil sehr verwickelt scheinen, namentlich die Fischerei-Frage, die sich indeß allen Umständen nach auf die einfachste Weise gelöst hat. Die englische Regierung hatte die Interessen ihrer eigenen Unterthanen, der Colonisten in Neubraunschweig, zu vertheidigen, aber nicht bloß gegen die Nordamerikaner sondern auch gegen die Franzosen. Davon ist in den europäischen Journalen kaum, desto mehr in den amerikanischen die Rede gewesen. Das New York Journal of Commerce ließ sich darüber folgendermaßen vernehmen: „es ist eine, wenn auch nicht allgemein bekannte Thatsache, daß ein großer Theil der dieß Jahr von dem Admiral Seymour an den brittisch-nordamerikanischen Küsten verwendeten Seemacht gegen die französischen Fischer an den Küsten von Neufundland und Labrador gebraucht wurde, wo die Uebergriffe unserer gallischen Freunde die der Amerikaner weit hinter sich gelassen haben. Sie sind in der That in den letzten Jahren in solcher Anzahl erschienen, und ihr Benehmen war so keck, daß sie an einigen Orten Engländer und Amerikaner vertrieben haben. An mehrern Orten sind sie gelandet, haben Holz gefällt und fortgeführt, und endlich auf englischem Boden die französische Flagge aufgehißt. Ein brittisches Kriegsschiff erschien bald, und riß die Flagge nieder, denn die englische Regierung hielt es für vollkommen an der Zeit, dem Treiben dieser Leute Einhalt zu thun; Admiral Seymour hat deßhalb befohlen auf der Hut zu seyn und weiterem Eingriff Einhalt zu thun. Die vermehrte Streitmacht dieses Jahres ist nicht ausschließlich gegen die Amerikaner bestimmt, ja sie ist vielleicht in diesem Jahr geringer gegen die Amerikaner als früher. Die ungeheuren Prämien, welche die französische Regierung für die hier gefangenen Fische bezahlt, sind der Art, daß die Franzosen nach allen Märkten der Welt, selbst auf die amerikanischen, gehen können und wohlfeiler als alle andern verkaufen. Diese Politik kostet dem französischen Staatsschatz bedeutende Summen, ist aber vom Ehrgeiz diktirt und eingestandenermaßen dahin gerichtet, Matrosen zum Vortheil der Kriegsmarine zu ziehen.“ Allerdings nahm die englische Regierung die Miene an, als schütze sie bloß die Colonisten gegen die Amerikaner, und der Lärm in Amerika ging los, aber er ist hingeschwunden, man weiß nicht recht wie, ohne schließliche Uebereinkunft zwischen Hrn. Crampton und Hrn. Webster. Man wird sich hieraus die neueste von den Times (23 Sept.) wiederholte und acceptirte Schlußdarstellung desselben Blatts erklären, wenn es sagt: „die Depeschen von Commodore Perry so wie die Nachrichten aus andern Quellen zeigen, daß Admiral Seymour seine Befehle in einer Weise ausgeführt hat, welche alle Klagen von Seite unserer Regierung ausschließt. Ja die Anwesenheit Admiral Seymours ist in der That für unsere Fischerflotte von großem Vortheil gewesen, indem sie solche gegen die Wegnahmen schützte, welche sonst von den colonialen Kreuzerschiffen auf Grund der in den Colonien üblichen Auslegung des Vertrags vorgefallen wären, auch hat sie die Gedeihlichkeit der Amerikaner geschützt, indem die französischen Fischerfahrzeuge von der Küste von Labrador entfernt wurden. Die brittische ministerielle Presse kann deßhalb wohl sagen, daß die Frage beigelegt ist, sie hat sich selbst beigelegt, und der Stand der Sache ist nun der: auf keiner von beiden Seiten wurde eine Unterhandlung über diesen Gegenstand begonnen, aber auf beiden Seiten hat man sich versprochen, zur Vermeidung von Collisionen die größte Vorsicht und Nachgiebigkeit eintreten zu lassen.“ Nach dieser Mittheilung sollte man glauben, es sey eine Farce aufgeführt worden, um unter der Hand die Franzosen zu treffen.

Daß dieß jedenfalls beabsichtigt war, zeigt auch das Ergebniß einer großen zu Halifax abgehaltenen Versammlung, wo wegen der Fischereien eine Petition an die Königin beschlossen und namentlich auch über die Franzosen, welche durch ungeheure Prämien ihre Fischerei schützten, Klage geführt wurde. Indeß für eine bloße Farce hat der Streit zu tief gegriffen und in England sind manche Klagen über die ungemessenen Forderungen der Amerikaner laut geworden. Das Auftreten der englischen Regierung zu Gunsten der colonialen Fischerei sollte wohl auch ein Zeichen seyn, daß das jetzige Ministerium die Angelegenheiten der Colonien sich ernstlicher zu Herzen nehme als das vorige, welches, in den Banden der Freihändlerpartei, die Colonien fast nur als lästiges Anhängsel behandelte, worüber von der Gegenpartei viel und nicht ungegründete Klage geführt wurde. Canada ist ein zu wichtiger Theil des brittischen Reichs, als daß man ihn je gutwillig mit den Vereinigten Staaten verschmelzen sehen würde; zudem nehmen diese Provinzen so rasch, ja rascher zu als die Vereinigten Staaten: Obercanada, das in dem Jahre 1811 nur 77,000 Einwohner hatte, hat jetzt 791,000, während die neuen Staaten Ohio, Michigan, Illinois, die sich am ehesten thatsächlich des Klimas und der Producte mit Canada vergleichen lassen, von 1810 bis 1850 nur von 1,126,851 Einwohner auf 3,505,000 gestiegen sind. Das Wachsthum beider Canadas, sowie Neuschottlands und Neubraunschweigs, ist ungeheuer, und wenn England dafür gesorgt hätte den Strom seiner Auswanderung nach Canada zu leiten, so könnte daselbst noch ohne allen Vergleich größer seyn; was ihnen fehlt, sind Straßen und Eisenbahnen, und die Blätter, welche seit langen Jahren den Freihändlern gegenüber ihre Stimme für die Colonien erhoben, verlangen, daß die überschwellenden Capitalien zu solchen Unternehmungen benützt werden. Es ist gar nicht zu läugnen daß die Mißgunst, mit der die Freihändler von jeher die Colonien betrachteten, und sie als die nächste und augenscheinlichste Beute der Vereinigten Staaten betrachteten, ungünstig auf deren ökonomische Entwicklung eingewirkt hat.

Doch dieß nur im Vorübergehen; es scheint jetzt eine andere Ansicht sich in der Sache Bahn zu brechen, und den Colonien Englands, namentlich den amerikanischen, eine größere Aufmerksamkeit zugewendet zu werden; das ist jedenfalls, wenn auch wirklich der Fischereistreit nichts als eine von den Engländern und Amerikanern betriebrete Maaßregel gegen die Franzosen gewesen sein sollte, die Richtung, die sich in den geschehenen Schritten kund gibt. Die andern Streitpunkte bleiben noch ungelöst. Nachstehende Stelle in einem Briefe der Times aus Neuyork vom 21 August drückt wohl die herrschende Ansicht in der Masse der Amerikaner aus: „ich bin überzeugt, daß, mag Wohl oder Wehe über und und Cuba, mag Krieg oder Friede mit Spanien oder irgend einer europäischen Macht kommen, die Zeit vorbei ist, wo amerikanische Staatsmänner, Politiker oder Bürger durch irgend eine europäische Macht eine Schranke zwischen sich und ihrer um sich greifenden Habsucht werden aufführen lassen. Die Zeit des republikanischen Propagandismus ist für unser demokratisches Land gekommen, und die Ereignisse des nächsten Vierteljahrhunderts werden den Commentar zu dieser Prophezeihung liefern." Neben diese Aeußerung stellen wir, um den Gegensatz zu bezeichnen, die der englischen Shipping Gazette vom 7 Sept. welche allerdings nicht in Hrn. Elihu Burrets Horn bläst, aber doch auch schon ihrer allgemeinen Tendenz nach durchaus nicht eigentlich kriegerisch zu nennen ist; sie läßt sich über die Vereinigten Staaten und die gegenwärtigen Streitpunkte folgendermaaßen vernehmen: „der Ehrgeiz der Vereinigten Staaten ist unersättlich; er verlangt für sich die Herrschaft über den ganzen amerikanischen Continent, und es ist nur allzu viel Grund zur Befürchtung vorhanden, daß dieser Ehrgeiz sein Gelüste erfüllt. Großbritannien und Spanien sind die einzigen zwei europäischen Länder, welche ein directes Interesse dabei haben, dem Vormärschdrängen der Musterrepublik Einhalt zu thun; aber Spanien ist machtlos, und Großbritannien vermehrt fortwährend die Stärke und Macht der Ver. Staaten durch die Tausende seiner Bevölkerung, welche täglich unsere Inseln verlassen, um ihre Unterthanenpflicht auf diesen Nebenbuhlerstaat überzutragen. Daß sämmtliche südamerikanische Republiken binnen kurzem Theile der amerikanischen Union sein werden, läßt kaum einen Zweifel zu: diese unglücklichen Länder werden vernichtet durch ihre eigenen innern Uneinigkeiten und Bürgerkriege und bereiten sich solchergestalt vor, dem wachsamen Ehrgeiz der V. St. als leichte Beute zu fallen. Die unvernünftige Veranlassung, welche die Regierung von Washington ergriff, um einen Streit mit Peru anzufangen, hat unserer Ansicht nach einen viel weitern Zweck, als es den Anschein hat; es sind nicht die Lobos-Inseln oder ihr Guano, wonach die V. St. trachten, sondern sie wollen nur einen Vorwand zu Feindseligkeiten gegen Peru. Der Besitz Californiens war eine mächtige Acquisition für die amerikanische Union und muß ihr unfehlbar ein vollständiges Uebergewicht über die verschiedenen Staaten längs den Ufern des stillen Meeres geben. Schon sind die Sandwichinseln bestimmt, das unmäßige Wachsthum der riesenhaften Republik zu schwellen, denn seit mehrern Jahren haben die Amerikaner eine fast unbeschränkte Macht auf diesen Inseln ausgeübt, und sie sind nicht die Leute, einen solchen auf ihrem Wege liegenden Vortheil bei Seite zu lassen. Wir wünschten die öffentliche Aufmerksamkeit auf den rücksichtslosen Ehrgeiz der Vereinigten Staaten zu lenken, theils weil er die wachsamste Aufmerksamkeit Englands bezüglich der Angriffsbewegungen dieser Republik gegen andere Länder in Anspruch nimmt, theils weil er das Räthsel einer Politik löst, welche sonst unerklärlich für alle wäre, welche von Amerika jenes offene vernünftige Benehmen erwarteten, das sich gewöhnlich bei großen Nationen kundgibt. Wir glauben nicht, daß Amerika gerade jetzt einen Krieg mit England provociren wird, es wird eine passendere Gelegenheit abwarten; daß es aber bei der ersten günstigen Gelegenheit den Krieg beginnen wird, davon sind wir fest überzeugt, denn sein Ehrgeiz ist von der rücksichtslosesten Art, der alle schlimmen Folgen übersieht und taub gegen die Stimme der Klugheit ist." Was die Amerikaner anerkannter und selbst eingestandenermaaßen treibt, das ist die Monroe Doctrine, daß Europa auf dem amerikanischen Boden nichts zu thun habe, und daß je bälder alle europäische Herrschaft auf amerikanischem Boden fällt, desto besser, namentlich für die amerikanische Union, welche dann über ganz Amerika einen allgewaltigen Einfluß ausübt. Was damit auf amerikanischer Seite erzweckt wird, ist schon wiederholt zur Sprache gekommen: man will dann den Verkehr zwischen Hinterasien und Europa vermitteln, und durch diese Handelsmacht England von seiner jetzigen Höhe herunterstürzen, denn daß Amerika England die Weltherrschaft, die in Geld und Handel ruht, entreißen müsse, das ist der Katechismus der großen Mehrzahl der politisirenden Nordamerikaner.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 235. 30 September 1852.

Zeitbetrachtungen.

(Schluß.)

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet gewinnen die einzelnen sonst ganz still erschienenden Streitigkeiten, wie die über die Fischereien und über die Lobos-Inseln, eine Bedeutung. Diese tritt natürlich noch mehr hervor, wenn es sich um Cuba handelt, am meisten aber bei den Streitigkeiten über die Straßen, welche vom atlantischen nach dem stillen Meer führen. Bei der Chagres-Panama-Straße hat Amerika den Engländern vollkommen den Rang abgelaufen, denn die amerikanische Eisenbahn, wenn gleich den Engländern nicht verschlossen, wird doch vor allem amerikanische Interesse fördern; übrigens kommt hier keine Frage über Territorialhoheit ins Spiel, der Raum ist zu klein und das Land für nordische Naturen zu ungesund, als daß hier von Colonisation die Rede seyn könnte. Schon ganz andere Rücksichten treten bei der Nicaragua-Straße auf: soll diese Transitstraße hergestellt und unterhalten werden, so gehört eine gewisse Territorialmacht dazu, und in dieser Beziehung haben weder England noch Nordamerika entscheidende Schritte gethan, ja man kann fast sagen, England ist um einen Schritt zurückgewichen: es hatte Greytown oder San Juan de Nicaragua, an der östlichen Ausmündung dieser Straßen, für zum Gebiet der protegirten Mosquito-Indianer gehörig erklärt, soll aber in neuerer Zeit deren Unabhängigkeit — ob auch deren Vereinigung mit dem Staate Nicaragua ist noch unausgemacht — anerkannt haben. Auf der Westseite hatte England sich in Westy der Fonseca-Bay setzen wollen, in welche wahrscheinlich die Transitstraße ausmünden muß, es ist aber vor den Erklärungen Nordamerika's zurückgewichen, und der Staat Nicaragua ist vorerst im Westy der Tigre-Insel, welche jene Bay beherrscht, geblieben. Eben so wenig hat die nordamerikanische Regierung dort einen entscheidenden Schritt gethan, und man hat nicht mit Unrecht das Verfahren beider Regierungen für schwankend und schwach erklärt. Das ist begreiflich, wenn man erwägt, daß ein entscheidender Schritt fast unvermeidlich einen Bruch zwischen beiden Staaten hervorrufen müßte. So besteht die Herrschaft des schwachen Staats Nicaragua durch die Eifersucht beider Mächte fort. Jetzt ist indeß ein neuer Umstand hinzugetreten, der vielleicht eine Entscheidung beschleunigt, jedenfalls, wenn die Nachricht sich bewährt, die Stellung Nicaragua's sehr verschlimmert: es sollen in der Nähe von Greytown bedeutende Goldlager entdeckt worden seyn. Wer soll dann über diese Gegend eine Jurisdiction üben? Rechtlich jedenfalls Nicaragua, aber werden England und Nordamerika sich dieselbe gefallen lassen, wenn sie ihnen lästig oder nachtheilig ist?

Wenn schon die Straße in Nicaragua Schwierigkeiten in Menge darbietet und Territorialfragen von Bedeutung in sich schließt, so ist dieß noch weit mehr mit dem Isthmus von Tehuantepec der Fall. Dieser hat für die Nordamerikaner Einen Vortheil vor den beiden andern Straßen voraus, und dieß ist die große Nähe bei Neuorleans. Von hier nach der Mündung des Goazacoalco ist es eine Fahrt von wenigen Tagen quer durch den mexicanischen Golf. Abgesehen von diesem Vortheil halten wir die Straße für die schwierigste, aber der sogenannte Garay-Grant, für dessen Gültigkeit, wie wir oben bemerkten, der amerikanische Senat sich ausgesprochen, während der mexicanische sich eben so entschieden dagegen erklärt hat, enthält eine Bestimmung, welche Mexico, wenn es ein Staat bleiben soll, nie einem Fremden gestatten kann, nämlich die Erlaubniß, auf beiden Seiten des anzulegenden Canals zehn Leguas weit Colonien zu gründen. Hier handelt es sich augenfällig keineswegs bloß um eine Transitstraße, sondern um eine möglicherweise ganz fremde, den mexicanischen Behörden nicht gehorchende Bevölkerung, welche noch überdieß die Staaten Tabasco und Chiapas völlig von den übrigen mexicanischen Provinzen trennen würde, Yucatans gar nicht zu gedenken, das ohnehin bei der Machtlosigkeit der mexicanischen Regierung sich, so gut es gehen will, gegen die südwestlich wohnenden Indier wehren muß, welche in neuerer Zeit selbst gegen Norden in der Richtung von Mexico hin Einfälle gemacht haben. Allenthalben tritt die Unmacht der spanisch-amerikanischen Race theils gegen die Indianer, theils und noch mehr gegen die Nordamerikaner hervor, die sich als die natürlichen Protectoren und Beherrscher dieser Länder ansehen, welche sich nicht einmal gegen die Eingebornen vertheidigen können. Die Richtung der Amerikaner geht daher immer mehr dahin, sich alles Landes bis nach der Landenge von Darien hin zu bemächtigen und dadurch den Verkehr zwischen dem atlantischen und stillen Meer zu beherrschen. Daß in einem solchen Falle das spanische und englische Westindien mehr und mehr in die Hände der Nordamerikaner fallen müßte, springt von selbst in die Augen.

Sollen diese Erwerbungen geschehen und der Handel mit dem Orient, d. h. mit dem östlichen Asien, dadurch in die Hände der Amerikaner geleitet werden, so sind Schiffsstationen in der Südsee unumgänglich nöthig. Für diese würde dann der Hafen von San Francisco, der schönste in der Welt, als Depot und Rückzugsplatz dienen. Der erste Punkt auf den die Blicke sich richteten, sind natürlich die Sandwichinseln, deren eingeborene Bevölkerung rasch dahin schwindet und durch eine bunte Masse aus allen Völkern und Sprachen ersetzt wird. Die gegenwärtigen eingebornen Behörden können die Herrschaft über diese bunt-

schreckige, zügellose Bevölkerung nicht lange mehr behaupten, und die Inseln müssen in die Hände irgend einer größern Seemacht fallen. Man kann sich denken, daß die Vereinigten Staaten nach diesen Inseln, welche die besten Zwischenstationen von der Westküste Amerika's nach Japan, China und dem englischen Archipel bilden, die Hände ausstrecken, und sie haben die Einwohner durch ihre Missionäre längst an den Gedanken einer nordamerikanischen Herrschaft gewöhnt. Auch sollen bereits von dem jetzigen König der Sandwichsinseln Vorschläge wegen Uebertragung der Souverainetät an Union sregierung in Washington gelangt sein, wenigstens haben amerikanische Journale wiederholt davon gesprochen, und namentlich sollen die Senatoren aus Californien sich bestimmt in diesem Sinne geäussert haben. Deßhalb richtete der Senat eine Zuschrift an den Präsidenten um Auskunft über den Gegenstand, erhielt aber unter dem 12 Junius eine abschlägliche Antwort, indem „solche Mittheilungen gegenwärtig nicht mit dem öffentlichen Interesse vereinbar seyen." Die Regierung ist also jedenfalls mit der Sache beschäftigt, und es ist bezeichnend, daß Hr. Seward, der officiöse Adjutant Websters in allen auswärtigen Angelegenheiten, den Vorschlag machte, der Präsident solle eine Commission nach den Sandwich-Inseln senden, um über die Dienlichkeit (expediency) einer Erwerbung der Souverainetät über dieselben Nachforschungen anzustellen. Diese Commission wird wahrscheinlich in der nächsten Congreßsitzung berichten, und die Sache dann an die Oeffentlichkeit treten.

In diesem Zusammenhang erst erhält die Unternehmung nach Japan ihre volle Bedeutung. Wie es um die dahin angeblich bestimmte Expedition steht, weiß man nicht genau. Ein Schreiben des Präsidenten an den Kaiser ist zur öffentlichen Kenntniß gekommen, welches hauptsächlich dahin geht, daß durch das Absperrungssystem der Japaner die zahlreichen Schiffe, welche in jenem Meere fahren, den größten Gefahren ausgesetzt seyen, indem sie bei Sturm und Unwetter und im Fall von Beschädigungen keinen Schutz und Unterstützung fänden; im Namen der Menschlichkeit und des internationalen Rechts wird gefordert, daß ein solcher Zustand aufhöre. Dieser Brief kann, wie natürlich, viel und wenig bedeuten, er kann die Einleitung zu größern Feindseligkeiten seyn, oder auch nur einen Verkehr anbahnen wollen. Das halten wir für sicher — und hierin stützen wir uns auf die Ansicht von Holländern, den einzigen competenten Beurtheilern in dieser Sache — ein Angriff auf Japan würde nicht so leicht seyn als ein Angriff auf China, obwohl es selbst hier keineswegs an tapfern Männern gebrach, welche sich bis aufs Aeußerste wehrten. In Japan würde dieß noch weit mehr der Fall seyn, und ein Artikel im Amsterdamer Handelsblad (vom 8 März d. J.) sagt geradezu, ein Angriff sey nicht unmöglich, würde aber jedenfalls Ströme von Blut kosten. Die Japanesen werden durch die Holländer über das was in Europa und Amerika vorgeht, sorgfältig auf dem Laufenden gehalten, und es soll gewissermaaßen zu den Obliegenheiten des dortigen Handelsvorstandes gehören, dieß zu thun. In England scheint man an eine ernstliche Unternehmung zu glauben, dagegen lauten die Berichte der Holländer und der Engländer über die Behandlung der durch Stürme und Unwetter an die Küste getriebenen Schiffe ganz verschieden. Das oben erwähnte Handelsblad bemerkt: „Fremdlinge, die wegen Schiffbruchs oder aus freiem Willen an den japanesischen Küsten anlangen, werden jetzt auf eine ganz andere Weise behandelt, als in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts und noch später der Fall war; keiner der abgewiesenen Fremdlinge kann sagen daß er auf eine grausame oder widerwärtige (targende) Weise behandelt worden sey." Dagegen behauptete der Verfasser eines Artikels über Japan im United Service Magazine (August), [1] „im letzten Jahre seyen nicht weniger als 120 amerikanische Wallfischfänger bei den Sandwichsinseln, eine bedeutende Strecke von dem Feld ihrer Thätigkeit, vor Anker gelegen, aus keinem andern Grunde, als weil sie die Küsten fürchteten, wenn sie in einem der benachbarten und bequemen Häfen Japans einliefen." Das Journal schließt seinen Artikel mit den Worten: „wir müssen jetzt Abschied nehmen von diesen seltsamen Ländern. Ob die amerikanische Expedition, die dagegen ausgesendet wurde, in einem Maaßstabe ausgerüstet ist, um den Erfolg zu sichern, können wir nicht wissen; aber es ist kaum zu bezweifeln, daß die Energie Bruder Jonathans, die sich nicht leicht durch Skrupel im Zaume halten läßt, die völlige Umerforschung Japans bewerkstelligen mag. Große, außerordentliche Veränderungen müssen in kurzem eintreten. Wenn das birmanische Reich mit unsern Besitzungen vereint ist, wird Japan zwischen zwei furchtbaren Gegnern mitten inne stehen, und vor einem derselben muß es endlich weichen." Auch die Indian News (vom 20 Sept.) beschäftigen sich mit der amerikanischen Expedition nach Japan, bringen aber gleichfalls nichts Neues, macht jedoch auf den Umstand aufmerksam, daß der Zweck, den die Expedition verfolgen soll, in tiefes Geheimniß gehüllt, und von General Cass, als „eine der wichtigsten, die je ausgesendet worden," bezeichnet worden sey.

Wie dem auch seyn mag, Japan ist ein Ziel, das die Amerikaner gelockt hat, und das sie nicht mehr aus den Augen verlieren werden: die Plane auf Westindien, auf Mittelamerika, auf die Sandwichsinseln, die „ihnen wie eine reife Frucht in die Hände fallen," stimmen alle zu gut mit dem Plan auf Japan zusammen, als daß er nicht mehr Bedeutung haben sollte, wie die Holländer ihm, wenigstens noch vor einigen Monaten beizulegen geneigt waren. Die Sache ist vielleicht, so seltsam es auch tönen mag, nicht ganz außer Verbindung mit der Frage über Birma. In England soll man einer Einverleibung dieses Reichs in die anglo-indischen Besitzungen abgeneigt seyn, während in Indien selbst die öffentliche Meinung, natürlich der dortigen Engländer, sich entschieden dafür auszusprechen scheint, namentlich mit einem Hinblick auf die Amerikaner. „Die japanesische Expedition, sagt die Indian News (vom 1 Sept.) ist ein Beweis, daß die Amerikaner entschlossen sind, eine asiatische Macht zu werden, es ist aber unser eigener Fehler, wenn dieß zu unserem Nachtheil geschieht. Kein zufälliger Ministerium sollte es in seiner Gewalt haben, einen Schlag gegen diese Interessen zu führen, und zwar in diesem Augenblick, wo ein solcher Schlag einen nicht wieder gut zu machenden Nachtheil bringen kann; unserem Rückzug aus Birma kann das Erscheinen der amerikanischen Flagge im Irawaddy folgen." Der in Calcutta erscheinende Friend of India drückt sich in gleicher Weise aus: „wir wissen, daß Lord Dalhousie's Hände durch Weisungen von dem Premierminister, daß neuer Landerwerb zu vermeiden sey, gebunden sind; aber wenn Lord Derby an Lord Dalhousie Befehl sendet sich zurückzuziehen, so darf er nicht erstaunt seyn, wenn er in kurzem das amerikanische Geschwader zu Rangun findet." Vorerst ist dieß nicht zu fürchten, denn die englische Expedition geht ihren Gang fort, und Prome, oberhalb

[1] Es ist bezeichnend, daß dieß Journal sich jetzt mit Japan beschäftigt; solche literarische Digressionen, die, gelegentlich bemerkt, nichts neues über Japan enthalten, gehen immer voran, wenn man an einem Orte Ereignisse von Bedeutung erwartet. Auch Ch. Macfarlane, ein bekannter Buchmacher, hat eine Schrift über Japan herausgegeben, in der er die verschiedenen Nachrichten zusammenstellt: man will England augenscheinlich in Erwartung ernstlicher Ereignisse mit dem Lande bekannt machen.

der Gabeitheilung des Irawaddy gelegen, ist besetzt und damit der erste Schritt zur Bezwingung der Hauptstadt geschehen.

Wir sind nicht gemeint hier auf diese orientalischen Verhältnisse einzugehen, sondern nur zu zeigen, wie sich Engländer und Amerikaner im fernen Osten begegnen. Dort können sie sich in Frieden ausgleichen, ob es in Amerika selbst eben so wohl möglich ist, diese Frage wollen wir nicht zu beantworten versuchen; sollte aber England ernstlich in Europa und Vorderasien beschäftigt werden, so ist kein Zweifel, daß Nordamerika den Augenblick benützen wird, um seine „Grasping Policy" in vollem Maaße zu entfalten, und seinem Elihu Burrit Gelegenheit zu geben, seine Weisheit im eigenen Lande zur Anwendung zu bringen. Die Rivalität zwischen Amerika und England nimmt mit jedem Tage riesenhaftere Verhältnisse an, sie begegnen sich allenthalben, und in weiten Kreisen herrscht in Amerika eine fast fanatische Stimmung gegen England und seine Superiorität; man sucht diese jetzt auf dem Handelsweg zu untergraben, und wird es gelegentlich, wenn günstige Umstände sich bieten, auf dem Schlachtfeld zu thun suchen. Diese Verhältnisse bleiben nicht ohne Rückwirkung auf Europa: sie legen England Rücksichten auf, die es Jahrelang, namentlich unter Lord Palmerston, nicht beobachtet hat. Freilich konnte Palmerston die Entdeckung der Goldminen Californiens und den unermeßlichen Aufschwung, den sie der amerikanischen Handelsmacht gegeben haben, nicht voraus wissen; aber auch die Amerikaner, welche über die Gewinnung Californiens und damit der Westküste Amerika's frohlockten, noch mehr aber über den Goldfund, haben sich in den Engländern mannichfach getäuscht: manches was sie erstrebten, ist nicht durchgegangen oder steht im weiten Felde, und jetzt, wo sich für die Engländer in Australien ein ähnliches Goldfeld, wie für die Amerikaner in Californien aufgethan, rückt die Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit, den Engländern das Uebergewicht der Geldmacht zu entreißen, abermals in weite Ferne hinaus. Das Auftreten der Engländer in der Fischereifrage, so rücksichtsvoll es für die Nordamerikaner war, erscheint dennoch als eine Warnung: bis hieher und nicht weiter! Die Engländer, welche vor den Amerikanern sein dem Ashburtonvertrage (1842) vorrückend zurückgeschritten, hatten dadurch selbst ihnen eine Zuversicht gegeben, welche die Amerikaner immer kecker gemacht hat; wenn es den Engländern, wozu es freilich bis jetzt noch kaum den Anschein hat, gelingen sollte, sich von den Amerikanern in der Baumwolle unabhängiger zu machen, so dürfte der Ton beider Theile sich ändern, England zuversichtlicher, Amerika minder keck werden. Die Verhältnisse zu Amerika und den übrigen Welttheilen nehmen nachgerade einen andern Charakter an, und dazu hat die Entdeckung der Goldminen in Californien und Australien, wenn nicht geradezu die Veranlassung gegeben, doch die Entwicklung rascher gefördert; doch darauf können wir jetzt nicht eingehen, versparen uns aber den Gegenstand später umständlicher zu besprechen.

Ein Tag in Gretna Green.

(Schluß.)

Nachdem die alte Dame mir alles das gezeigt, breitet sie das seidene Tuch aus, auf dem eine rohe Landkarte Englands abgedruckt ist, hüllt ihren Schatz wieder ein und umschließt ihn fest mit den Armen, während sie fortfährt, mit mir zu sprechen. Sie erzählt mir, daß es vormals durchaus nichts Ungewöhnliches war, dem Pfarrer zu Gretna Green 100 Pfd. St. für seine Bemühung zu geben, und daß selbst in der neuesten Zeit 50 Pfd. keine seltene Trauungsgebühr seyen. Der Pfarrer stellt seine Forderung gemäß den muthmaßlichen Vermögensumständen des Paares. „Der alte Lang" war der ordentliche Dorfpfarrer vor dem verstorbenen Linton; dieser beschränkte sich darauf, flehende Paare zu copuliren. Die Wittwe weiß nichts von dem Schmied und glaubt nicht, daß solch ein Mann jemals Trauungen verrichtet habe. So viel sie weiß, kam diese Art der Vermählung in Gretna vor ungefähr hundert Jahren auf.

Ich gebe den Wunsch zu erkennen, das Zimmer zu sehen, in welchem die Trauung vollzogen wird. Die alte Dame geleitet mich durch einen langen Gang an zwei Schreinen voll ausgestopfter Eulen vorbei nach einem langen Zimmer, welches mit einiger Sorgfalt eingerichtet und geschmückt ist, und aus dessen Bogenfenstern man eine malerische Aussicht auf das Dorf hat. Es ist ein eigenthümliches Gemach. Ueber dem Eingange steht ein ungehemmtes Modell eines Schiffes; die an den Wänden hängenden Gemälde verrathen einen wunderlichen Geschmack. Auf der einen Seite befindet sich ein Bild, das Venus und Cupido darstellt, auf der andern erblickt man zwei große Stücke Leinwand, welche mit Meilern bemalt sind, die einen Fuchs aufs hitzigste verfolgen; beide Stenen schaut das ruhige Gesicht eines Quäkers mit heiterem Blicke an. Das Bogenfenster zeigt die Anfangsbuchstaben von den Namen verschiedener Capitäne — welche, wie ich sehe, festsammerweise die Merkzahl der Besucher bilden. An dieß Zimmer stößt das Brautgemach, mit prächtigen neuen Atlastapeten geschmückt. Auch hier gewahrt man die Spuren der Gewohnheit der Engländer, die Mobilien zu betreigen; ich öffne die Schieblade unter dem Spiegel und finde auch in dieser Inschriften.

Mehr und mehr von den Eigenthümlichkeiten des Ortes eingenommen, kehre ich zum Frühstücktisch zurück und finde, daß die Empfindsamkeit mir den Appetit nicht genommen hat. Dem schönen Schellfisch und der ausgezeichneten Marmelade, die mir Mistreß Linton bereitet hat, lasse ich vollkommene Gerechtigkeit widerfahren, und mit dem Entschluß einen Streifzug durch das Dorf zu machen, und noch mehr von Gretna und seinem Ehehandel zu hören, benachrichtige ich das Dienstmädchen, daß ich zum Mittagessen wieder kommen werde.

Ein kothiger Weg, auf beiden Seiten von Hütten eingeschlossen, führt nach dem Dorfe, welches mit Gretna in einem und demselben Kirchspiele liegt und Springfield heißt. Dieß Dorf ist ansangerlicher als sein berühmterer Nachbar; die Häuser sind größer, überall zeigt sich mehr Leben und es gibt sogar zwei oder drei Gasthäuser. Es kommt mir höchst wahrscheinlich vor, daß ich in einem derselben viel Drolliges über die Gretna-Hochzeiten hören werde und trete in das rinalbandhe ein. Der Anblick der Küche ruft mir unwillkürlich eine von Mittie's Dorfsitzen ins Gedächtniß zurück. Die standfesten dunkelbraunen Grütze unter dem vorspringenden Kamin, der riesige schwarze Topf, der an einem mächtigen Krohn über dem Feuer hängt, die behaubiete, die irdenen und pottellanenen Küchengeschirre, welche stolz in einem Schranke paradiren, dessen Thür absichtlich offen gelassen worden, die Milchgefäße in einer Reihe auf dem Sims stehend, die alte Uhr in einem grob gearbeiteten Gehäuse — alles erinnert mich an die Kunstwerke des großen Schotten; auch die Gestalten sind dieselben wie auf Mittie's Gemälden. Vor dem Fenster steht eine Schneidelade, und auf derselben sitzt die Dorfputzmacherin, deren kleine niedliche Füßchen in der Luft baumeln. Als ich mich dem Feuer nähere, bemerke ich die Gestalt eines jungen Schotten mit einer breiten Mütze, welcher in einem sehr schmutzigen Liederbuch blättert — dieß aber nur deßhalb thut, um der hinter ihm neuben jungen Dame verstohlene Blicke zuzuwerfen.

Offenbar sind das zwei Liebende, und ich bin jedenfalls ein höchst unwillkommener Gast. Der Wirth aber, ein sämmiger, vierschrötiger Mann macht ein heiteres Gesicht zu der Sache und hurrt meiner Befehle; ich fordere ein Glas Whisky und labe jenen ein mit mir zu trinken. Er nimmt die Einladung an. Es scheint mir als ob ich nun auf die Frage der Gretna-oder vielmehr Springfield-Trauungen eingehen könnt, und frage scherzend, ob mein Wirth jemals flüchtige Liebespaare copulirt habe. Das Mädchen hinter mir kichert und der Vater lacht tüchtig über meine Einfalt.

„Copulirt?" ruft er aus. „Gewiß, eine redliche Anzahl hab' ich in diesem Zimmer hier eingesegnet — und dazu recht feine Leute!"

Einen Weidenstock in der Hand drehend und mit den Fersen gegen die Beine des Tisches schlagend, auf dem er sitzt, plaudert er etwa in folgendeweise weiter:

„Ja, manche Uhren sind hier in diesem Zimmer geschlossen worden. Lord Crosine ward getraut, wo ich bin — und zwar in Weiberkleidern. Die Leute, welche sich jetzt einfangen lassen, sind meistentheils arm — sehr viele kommen von Edinburg hieher. Sie können sich ebenso leicht irgendwo anders in Schottland trauen lassen, aber es heißt: Nr. nun einmal hieher — ich vermuthe, daß dieser Ort überall bekannt und berühmt ist. Aber da kommt Lang; er wird ihnen mehr erzählen können als ich."

Ein hagerer alter Mann, nicht als einfacher Dorfbewohner, sondern mehr nach Art der höhern Stände und mit geistlicher Einfachheit gekleidet, humpelt ins Zimmer, sein linkes Bein kläglich reibend. Er leidet an einem scharfen Anfall von Rheumatismus; dieß hindert ihn jedoch nicht, sich an einen kleinen runden Tisch zu setzen und den Becher Whisky anzunehmen, den ich ihm anbiete. Er schlägt es aus, das edle geistige Getränk durch die Beimischung von schlechtem Wasser zu verderben, sähet aber flugend fort, seine linke Wade mit Behemenz zu reiben. Er begreift sogleich, daß man seine Pfarrer-Erinnerungen und Erfahrungen aus ihm herauslocken will, und gibt sich mit Freuden zu der Operation her. Er scheint zu wissen, daß er allen Besuchern ein Gegenstand der Neugierde ist, und fühlt sich deßwegen nicht außergewöhnlich geschmeichelt, daß ich ein besonderes Interesse für ihn verrathe. Natürlich lege ich ihm als Einleitung die Frage vor, ob die Sage vom Schmied irgendwie begründet ist. In meinem Erstaunen erfahre ich, daß niemand in dieser Gegend etwas von dem Schmied weiß. Der Wirth schaut mich mit ungeheuchelter Verwunderung an; er, der sein ganzes Leben hier zugebracht hat, hat niemals von dem Schmied gehört!

„Ja, gewiß," fähet der Pfarrer Lang fort, indem er sein linkes Bein reibt, „der alte Coltheart war der erste ordentliche Pfarrer von Gretna Green, so viel mir bekannt ist, und lebte ungefähr vor 120 Jahren. Er war entweder ein Grobschmied oder ein Nagler — welches der beiden Handwerke er leide, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Sein altes Haus ist niedergerissen; es stand auf dem Platze, wo die Schule jetzt steht, oder nahe dabei."

Das steigende Interesse, welches ich bei der Erzählung des Pfarrers verrathe, gewährt dem hübschen Mädchen und seinem schlauen Liebhaber mit dem schmierigen Lederbuche großes Vergnügen. Ich frage jenen, ob er wie die ordentlichen Pfarrer von Coltheart bis auf ihn herab nennen kann.

Pfarrer Lang reibt mit doppelter Emsigkeit seine Wade und versetzt: „Gewiß, ich kann es. Nach Coltheart kamen Paxley und Elliot, welche zu gleicher Zeit im Amte waren; Paxley war der Oheim meines Vaters. Auf diese folgte mein Vater, der alte Pfarrer Lang, wie die Leute ihn nannten. Er lebte beiden in Gretna Green und hat manches Paar getraut. Nach ihm kam ich."

Die Miene, womit er dieß sagt, verräth, daß er dieß Ereignis als den Kulmar seiner drolligen Geschichte betrachtet.

„Bis zum Jahr 1833 nahmen die Copulationen stets zu," fähet er mit der Wichtigkeit eines Statistikers fort; „ihre Zahl belief sich damals ungefähr auf 300 jährlich. Nach der Zeit fand eine beständige Abnahme statt. Jetzt giebt es durchschnittlich nicht mehr als hundert während des Jahres."

Nach diesem Bericht macht ich eine höchst unglückliche Anspielung; ich frage den Pfarrer, ob er auf dem Gute zu funetioniren pflegt.

„Nein," erwidert er, seine Wade mit großer Behemenz reibend und seine Gesichtsmuskeln zu einem sarkastischen Lächeln verziehend; „nein, nein, ich habe nichts mit dem Gute zu thun. Die Leute dort schrimen zu denken, daß der ihnen gegenüber wohnende Schuhmacher ebenso gut wie jeder andere das Copulieren versteht."

Ich sehe sogleich, daß dieß die wunde Stelle des Pfarrers ist und breche schnell das Gespräch ab, indem ich mich erkundige, ob die Bewohner von Springfield und Gretna auf dem Gute oder von ihm getraut werden. Diese Frage erzögt die beiden Liebenden ganz ungemein und ich bemerke, daß sie bedeutungsvolle Blicke mit einander wechseln.

„Beim Himmel! gewiß nicht!" versetzt der Pfarrer. „Ich bin zweimal verheurathet gewesen, bin aber jedesmal in der Kirche aufgeboten worden. Das geschieht mit allen, welche hier in der Gegend wohnen; ich weiß es nicht genau, wie Gretna zu seiner Berühmtheit gelangt ist, doch habe ich folgende Geschichte darüber gehört. Einst lebte eine Königin mit einer Armee von Schottland nach England zurück. Eine Anzahl Mädchen, welche sich in die Soldaten verliebt hatten, folgte diesen bis zur Gränze nach, und als sie sich dann von ihren Geliebten trennen sollten, begannen sie alle ein gewaltiges Weinen (greeting). Das gab dem Dorfe, wie die Leute sagen, den Namen Gretna oder Gretna Green. [1] Die Königin ward aber durch die Klagen der Mädchen so gerührt, daß sie den Officieren befahl, auf der Stelle Pfarrersdienste zu versehen und die liebenden Paare einzusegnen; darauf setzten alle ihren Marsch nach dem Süden fort."

Der Pfarrer beginnt jetzt über die Leichtigkeit zu philosophiren, welche sich heurathslustigen Personen zur Abschließung der Ehe in Schottland darbietet, und mischt manche erklärende Anekdoten unter seine theoretischen Sätze. Sobald ich aber den Punkt der Sporteln berühre, schweigt er klugee Weise. Er scheint einzuräumen, daß dieselben außerordentlich verschieden sind; ich vermuthe, daß sie von einer Silbermünze und einem Glas Whisky bis zu einer Banknote von beträchtlichem Werth steigen. Vor zwei Jahren habe sich ein Kellner vom ersten Hotel in Carlisle in kurzen Zwischenräumen mit drelen seiner Dienstgenessinnen trauen lassen, erzählt er weiter, die jetzt alle bei der Burschc gänzlich ungetraut geblieben und sey nun zu seiner ersten Geliebten zurückgekehrt.

Nachdem ich alles dieß vom Pfarrer Lang gehört, erhebe ich mich, um meine Mittagsmahlzeit auf dem Gute einzunehmen. Die geistliche Herr läßt sich heraß, mir die Hand zu drücken, die Augen der Liebenden funkeln vor Freude als sie mich aufbrechen sehen, und der Wirth ruft mir auf der Thür ein herzliches Lebewohl nach.

Die alte Wittwe hat mir ein recht nettes Mittagsmahl bereitet. Während ich daselbe verzehre, bringt sie mir ein Exemplar des Formulars, welches die Paare, die bei mir getraut werden, ausfüllen und unterzeichnen müssen: eine kurze Bescheinigung, daß die Copulation nach den schottischen Gesetzen in Gegenwart der benannten Zeugen vollzogen ist.

Ich bemerke, daß man ausgezeichnete Cigarren auf dem Gute haben kann; dieß schreibe ich der Thatsache zu, daß Capitäne in der Regel rauchen. Mit manchen interessanten Notizen versehen, nehme ich Abschied von der betrübten Wittwe des Pfarrers Linn, wohlzufrieden mit der Art und Weise, wie dieselbe ihr Geschäft betreibt. Gretna Hall, der Stammsitz der Marwell, hat noch das Privilegium, Heurathscontracte zu verfassen, und wird — wie ich denen versichern kann, die im Begriff sind, sich zu verheurathen — jenen prosaischen Gästen, welche mich allein von Liebe zu leben vermögen, ein vortreffliches Mittagsmahl liefern.

Ich höre die Eisenbahnglocke.

Die Mormonenprediger Ahmanson und Folkman, deren wir vor einigen Tagen (s. Nr. 229) gedachten, haben ihre Thätigkeit zu Breslg in Norwegen nicht lange fortsetzen können. Der Amtmann erklärte ihnen, da sie nicht zu einer anerkannten christlichen Secte gehörten, so dürften sie keinen öffentlichen Gottesdienst halten und keine Taufe vornehmen. Da sie der Weisung keine Folge leisteten, wurden sie ins Arrestlhaus gebracht. (Aftonbl. 16 September.)

---

[1] Im Schottischen heißt greet weinen, klagen, wofür im Englischen greie gesagt wird. Im Standinavischen haben grata (schwed.) und grande (dän.) dieselbe Bedeutung. A. d. U.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat September.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 236. 1 October 1852.

Kasan.

Aus den Mittheilungen einer Dame.

Ich beginne meine Beschreibung Kasans, wie es jetzt ist, mit unserm dreißigtägigen Einzug in diese Stadt, obschon ich nun nicht mehr unter dem Einfluß der ersten Eindrücke seyn kann; jedoch wird mein Urtheil aus eben diesem Grunde sich schon auf mehr Erfahrung stützen und vielleicht richtiger seyn.

Nachdem unsere Abreise vom Lande durch das schlechte Wetter und die Unmöglichkeit, bei dem hohen Schnee in den großen Equipagen zu fahren, zwei Wochen lang verzögert worden, fingen endlich die erzürnten Elemente an sich zu beruhigen, und schöne Herbsttage begünstigten die Fahrt. Wir begannen sie am 30 October, und obschon unsere Effecten und ein Theil der Dienerschaft schon früher auf einem Schiffe nach Kasan geschickt worden, beburften wir noch drei großer Wagen, um uns gehörig zu beberbergen, und 24 Pferde, uns fortzuziehen. Der Weg war für diese Jahreszeit ziemlich gut, und da wir auf der Station frische Pferde nahmen, so gelangten wir noch, ehe es dunkelte, an die Kama, etwa 75 Werste von Hause. Die Ueberfahrt über diesen Fluß hat immer einige Schwierigkeiten und veranlaßt Aufenthalt, und so war es völlig Nacht, ehe wir auf dem Fahrzeuge waren, und als man den Wagen, in welchem ich saß, auf das Pram bringen wollte, brach die Brücke, die über die seichte Strecke bis zur Fähre führt, und wir riefsten, ein kühles Bad zu nehmen; doch waren so viele Hände bereit den Wagen zu heben, daß wir glücklich eingeschifft wurden und nach einer kurzen Fahrt das jenseige Ufer erreichten, den steilen, kothigen Berg mit Mühe erklimmten, und die Nacht in einem Tatarendorfe zubrachten. Den folgenden Tag um 4 Uhr Nachmittag hatten wir das Ziel unserer Reise erreicht.

Kasan ist unstreitig eine der ersten Städte Rußlands, man nennt sie gewöhnlich nach Petersburg und Moskau; ihre Lage an der maseståtischen Wolga bietet die größten Handelsvortheile dar: man muß nur die Tausende von Schiffen sehen, die im Frühling mit allerhand Waaren und Producten ankommen und abgehen, um einen Begriff von dem blühenden Verkehr dieser Stadt zu haben. Der Ural, Astrachan, Sibirien, China und andere Gegenden schicken ihre Erzeugnisse nach Kasan, welches der Stapelplatz zwischen Europa und Asien ist; daher gibt es in wenig russischen Städten so reiche Kaufleute wie hier, ein Vermögen von 20 bis 25 Millionen Rubel ist keine Seltenheit und wird in kurzer Zeit erworben.

Die Stadt ist in zwei Theile getheilt, in die obere und untere. Erstere ist unstreitig bemerkenswerther, theils durch die Schönheit ihrer Gebäude, theils durch ihre gesündere Lage; die untere Stadt ist ausgedehnter und bevölkerter, jedoch wegen des marastigen Bodens und der Nähe des Wassers im Frühjahr weit ungesunder. Wir hielten unsern Einzug von dieser Seite, und man kann sich keinen Begriff von dem Kothe machen, durch den unsere Equipage im Schritt gezogen wurde und jeden Augenblick in Gefahr war zu versinken. Ich athmete erst freier, als wir die obere Stadt erreichten, wo es so schön trocken wie im Sommer war; überhaupt bin ich keine Heldin im Fahren und leide immer bei diesen Reisen. Alle unsere Wagen hatten mehr oder minder gelitten.

Seit 1552 hat sich die Stadt um das Doppelte erweitert, wie man es in statistischen Documenten ersehen kann; es ist merkwürdig die Fortschritte zu sehen, die Kasan von Jahr zu Jahr trotz der fürchterlichen Feuersbrünste, die es nun schon so oft heimgesucht haben, macht. Heut zählt man hier 5 Kathedralen und 33 Kirchen, 4 Mönchs- und ein Frauenkloster, einen kaiserlichen Palast, 132 Fabriken, eine Universität, 2 Gymnasien, eine geistliche Akademie, ein adeliges Fräuleinstift, mehrere Privaterziehungsanstalten, mehrere Hospitäler und andere Wohlthätigkeitsanstalten, ein schönes Rathhaus, ein Gostinnoi Dwor (Kaufhaus), ein Theater, ein Haus der adeligen Versammlungen, 10 Hotels Garnis, 15 Restaurationen, viele große Plätze u. s. w. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 60 bis 70,000, worunter 6000 Tataren.

Obschon ich die ersten Tage meines hiesigen Aufenthalts bloß mit dem Auspacken und Ordnen meiner Effecten beschäftigt war, so will ich, um meine Leser schneller mit Kasan bekannt zu machen, diese Tage überspringen und mit ihnen meine Ausflüge beginnen. Wir bewohnen ein schönes, dem General Molastwoff gehöriges Haus am schwarzen See; dieser See ist mit schattigen Alleen und Rasenplätzen und einem hübschen, eisernen Gitter umgeben, und dient als öffentliche Promenade; seine Ausdehnung ist bedeutend und seine wohlunterhaltenen Schattengänge mit Ruhebänken und Blumenparterren bieten der Stadt viel Annehmlichkeiten. Leider, daß der See in den heißen Sommertagen sehr unangenehme und nachtheilige Ausdünstungen hat und daher für die Nasewohnenden sehr lästig wird. Ich verfasse also zu meiner ersten Wanderung unser Hotel, und begebe mich über den nah gelegenen, sogenannten Holzmarkt, einen großen und hübschen Platz, wo zweimal die Woche Tschwaschen und Tscheremissen in Menge mit ihren Schlitten ankommen, um die Stadt mit Holz zu versorgen. Wir gelangen auf einer sich allmählich erhebenden Anhöhe zu der Woskresenskaya (Auferstehungsstraße), der schönsten und längsten der ganzen Stadt, deren Anblick wahrhaft im-

posant genannt zu werden verdient; zur Linken dehnt sich das Universitätsgebäude mit seinen zahlreichen Säulen, zur Rechten das Klinikum mit seinen Nebengebäuden aus, dann kommt man an die schönen Häuser des Millionärs Krupenikoff, des reichsten Kaufmanns in Kasan, dessen Reichthum man auch die Erbauung der Auferstehungskirche verdankt, die dieser Straße den Namen gegeben; der Kirche gegenüber ist das weitläuftige Polizeigebäude mit seinem hohen Wachtthurm. Große und schöne steinerne Häuser, unter denen sich vorzüglich das Hotel des Vicegouverneurs auszeichnet, bilden diese lange Straße, und führen bis zu dem hohen Thurm, der sich über dem Thor der Citadelle erhebt. Das Ganze bildet eine sehr schöne Perspective: wie alle Hauptstraßen, ist auch diese mit Holz gepflastert. Ehe man diese Straße völlig durchwandert hat, wollen wir uns links ab zu der Kathedrale von Peter und Paul wenden. Diese Kirche ist eines der bemerkenswerthesten Bauwerke Kasans; ihre Bauart ist sehr eigenthümlich, der Thurm gleicht einer indischen Pagode und ist leicht und zierlich, aber zu gleicher Zeit äußerst bizarr. Die Kirche wurde von dem Negoziant Michelejeff auf seine Kosten zur Erinnerung der Anwesenheit Peters des Großen in Kasan erbaut; sie ist mit Freskogemälden von Heiligen und Gegenständen aus der heiligen Schrift bedeckt, und die Verzierungen und Sculpturen, die man an allen Thüren und Fenstern erblickt, tragen nicht wenig dazu bei, ihr einen eigenthümlichen Charakter zu geben, der sie zu einer der originellsten Kirchen Rußlands stempelt. Drei Kirchen sind es überhaupt, die man in diesem Reich ihrer Eigenthümlichkeit wegen citirt, nämlich die des Wassili Blaschennoi in Moskau, die Strogonoff-Kirche in Nishni und endlich die Peter- und Paulskirche in Kasan.

Im Herabsteigen passirten wir die Eisenmagazine, und nun wenden wir uns in die Prolomnaya, wo sich zuerst die ungeheuren Hotels Garnis von Melnikoff und Jaroff befinden; diese lange Straße sollte eigentlich die Straße der Deutschen heißen, denn hier scheinen sich alle Handwerker dieser Nation vereinigt zu haben. Schneider, Schuhmacher, Tischler, Schlosser, Juweliere, Uhrmacher, Bäcker, Conditoren u. s. w., die hier in Menge wohnen, sind Deutsche. Die Häuser sind meistens von Stein, in der Mitte der Straße ist eine Kirche von ziemlich sonderbarer Bauart, von dort gelangen wir auf den Fischmarkt, der uns an die Tatarenbrücke, den Heumarkt — dessen eine Seite von Stellmachern und Carossiers bewohnt ist, bis in die Tatarenstadt führt — die vielen Moscheen mit ihren eigenthümlichen spitzen Thürmen habe ich noch nie besucht, spare es mir aber auf gelegenere Zeit.

Kehren wir wieder über die Tatarenbrücke um und wenden wir uns links um längs des Bulacks hin zu wandeln. Dieser Canal, welcher den See Kaban mit der Kasanka vereint, ist einen großen Theil des Jahres trocken; im Frühling wenn die Wolga austritt und der Schnee schmilzt, füllt er sich mit Wasser und wird schiffbar. Zu dieser Zeit ist an seinem obern Ende während sechs Wochen eine Art Messe, wo eine Menge von Porcellan, Fayence, Krystallen, Töpfergeschirr, Spielzeug u. s. w. verkauft wird, und welches auf der Wolga aus allen an diesem Strom gelegenen Städten hierher in unzähligen Barken gebracht wird; man begegnet hier allen Damen der Stadt und Umgegend, weil die Hausfrauen hier wohlfeil und gut ihr Gefäße erneuen können, dann kommen auch die Barken mit Orangen und Citronen an, und werden ziemlich billig und in großer Menge verkauft; diese Früchte sind hier ungleich besser wie diejenigen die man in Deutschland kauft, dort werden sie aus Oberitalien, hier aus Portugal, Messina und Palermo bezogen.

Es gibt keine Quais an beiden Seiten des Bulacks, aber man findet daselbst große und schöne Häuser, 4—5 Brücken sind in gewissen Entfernungen über den Canal erbaut; nachdem wir denselben bis zu seiner Vereinigung mit der Kasanka durchwandert haben, und sich in dieser niedrigen Gegend nichts Merkwürdiges findet, wenden wir uns abermals rechts und ersteigen den ziemlich hohen Berg, der uns wieder in die Woskressenskaya führt, auf halbem Wege werfen wir einen Blick auf das Johanniskloster, was mit seinen drei pyramidenförmigen Thürmen, die die Dreifaltigkeit vorstellend, einen schönen Anblick gewährt.

Wir kommen nun an den Gostinnoi Dwor, ein ungeheures ins Gevierte aufgeführtes Gebäude: der ganz asiatische Charakter desselben, da es vollkommen einen türkischen oder persischen Bazar darstellt, macht es für den Fremden zu einem höchst interessanten Gegenstand; durch seine zwei Etagen laufen rund herum gewölbte Gallerien mit breiten gothischen Fenstern, und man würde nicht wissen wo hinauskommen, wenn man sich nicht genau den Eingang merkt. Inmitten des großen viereckigen Platzes, den dieses ungeheure Gebäude bildet, ist ein Thurm, dessen Bauart einzig ist, und als eins der merkwürdigsten Gegenstände der ganzen Stadt Erwähnung verdient; die Verzierung der Thüre und Nischen ist außerordentlich bizarr, und der obere Theil der pyramidenförmigen Kuppel, mit einer Art glänzenden und polirten Fachwerks von grüner Farbe gedeckt, sieht, wenn die Sonne es bescheint, wie die Schuppen eines schönen Seethieres aus.

Der Markt der im Innern des Gostniwoi Dwor gehalten wird, ist immer von einer ungeheuren Menschenmasse aus den niedern Classen, Bauern und Tataren besucht, man findet hier die heterogensten Gegenstände in bunter Verwirrung auf dem Boden ausgebreitet. Alte Waffen, Flinten, Säbel, Dolche, alte Kleider von allen Gattungen, Pferdegeschirr, Meubel, Stiefel, Bücher, Kupferstiche, Gemälde, Porcellan und Glaswaaren, alles liegt unter einander und gibt ein lebendiges Bild von dem regen Treiben des Volkes, das sich hier lärmend und schreiend bewegt, und wo die Weiber besonders nicht die unbedeutendste Rolle spielen. In Gostinnoi Dwor selbst ist Gewölbe an Gewölbe mit allerhand Waaren angefüllt, und Käufer aus allen Classen wogen in bunter Menge in den das Ganze umgebenden Hallen umher; man kann sich kaum vorstellen daß all der Thee der hier verkauft wird, vertrunken werden kann, indeß ist dieses Getränk so beliebt, daß der Russe seinen Genuß allem andern vorzieht. Wieder auf der Woskressenskaya angelangt wenden wir uns zur Citadelle, welche auf mehr als eine Weise unsere Aufmerksamkeit verdient; wir gehen durch das große Thor (Spaßkie Woroty), Porte du Sauveur, in diese Festung hinein; zur Zeit der Tartaren gab es 10 bis 12 Thore, jetzt zählt man deren nur drei, das ebengenannte, welches als Eingang von der Stadt aus dient, das Thor Tainitzkie, welches zum Ausgang dient, und bis ans Ufer der Kasanka führt, und endlich das Thor Pianitzkie im Nordosten der Festung; das Thor Spaßkie Woroty geht durch einen Thurm von ziemlich hübscher Bauart, in dessen Innerem man eine Garnisonskirche angebracht hat; über diesem Eingangsthor auf der Stadtseite ist ein großes Bild des Heilandes, mit einer Tag und Nacht brennenden Lampe; man erzählt, daß dieses Bild unversehrt in einer zu Zeiten Pugatscheffs ganz niedergebrannten Kirche gefunden wurde und es wird als wunderthätig verehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus dem indischen Archipel.

(Von Dr. Huberwald.)

1. Die Insel Rottie.

Von Java aus erstreckt sich in östlicher Richtung gegen Neuholland hin eine Reihe von bedeutenden Inseln, von welchen Timor die östlichste und größte ist. Der südliche Theil dieser Insel ist holländisch, und bildet nebst einer Anzahl in der Nähe liegender Inseln, wie Solor, Rottie, Ombay, Sandelwood, Savo und andern die ausgedehnte Residentie Timor, deren Hauptort Kupang auf Timor am Ausgang der Bay gleichen Namens gelegen ist.

Während des Sommers 1850 war die holländische Kriegs-Brigg Pylades, auf welcher ich damals als Marinearzt fungirte, zu Kupang stationirt und bei den häufigen Kreuzfahrten dieses Fahrzeugs hatte ich vielfache Gelegenheit, die erwähnten Inseln und Küsten und deren Bewohner kennen zu lernen. Obwohl alle diese Inselbewohner zu dem malayischen Stamme gehören, unterscheiden sie sich doch vielfältig in Charakter, Sprache, Sitten und Religion; für mich waren die Bewohner von Rottie die interessantesten und angenehmsten.

Am 31 Julius segelten wir von Kupang ab, um den Residenten, der eine Inspectionsreise auf Rottie machen wollte, nach dieser Insel zu bringen. Sie liegt etwa 12 Meilen südwestlich von Timor unter dem 12ten Grade südlicher Breite. Den zweiten Tag gegen Abend kamen wir auf der Nordküste von Rottie vor dem großen Kampong (Dorf) Termano an. Zwei steil aus dem Meere sich erhebende Felsen, von denen der eine nur durch ein schmales Riff mit dem Lande zusammenhängt, bilden hier eine geräumige Bucht, in welcher wir den Anker auswarfen. Ein Bedienter wurde sogleich ans Land geschickt, um die Ankunft des Tuwan Besaar [1] in dem etwas von der Küste entfernten Dorfe zu melden. Am nächsten Morgen segelten wir einige Stunden weiter bis nach Ba, dem Sitze des Posthouders, eines subalternen Beamten, der die einzige holländische Autorität auf der Insel und eigentlich nur pro forma da ist. Die Rottinesen werden von 16 kleinen Fürsten (Radschas) beherrscht, die nach Gutdünken verfahren, da sich die holländische Regierung nur selten in ihre inneren Angelegenheiten einmischt.

Gleich nach unserer Ankunft wurde eine Schaluppe gestrichen; der Resident, zwei Officiere von der Brigg und ich stiegen hinab und ruderten nach dem Lande, wo wir von den Posthouder, einigen Radschas und einer großen Zahl von Eingebornen empfangen wurden. Man führte uns nach dem Hause des Posthouders, das ziemlich geräumig und gut eingerichtet und nach rottischer Sitte mit einem Walle von lose über einander geschichteten Steinen umgeben war. Hinter dem Walle lagen einige kleine Kanonen, die bei unserer Annäherung abgefeuert wurden. Ein gutes Essen war für uns hergerichtet, das wir mit vielem Behagen verzehrten, und darnach die gewohnte indische Siesta hielten. Auf den Nachmittag war ein Spazierritt bestellt, und als wir uns von unseren Lagerstätten erhoben, fanden wir bereits Hunderte von Reitern im Hofe und am Wege halten. Vier schöne, feurige Pferde wurden uns vorgeführt, und wir versuchten mit einiger Beklommenheit aufzusteigen. In Kupang hatte man uns erzählt, daß man bei den wilden Ritten auf Rottie sich immer auf einige Fälle gefaßt halten müsse. Das Aufsteigen war nicht ganz leicht; denn die Rottinesen steigen immer von der rechten Seite auf und die Pferde sind darum von der linken Seite ganz unnahbar. Mit vieler Mühe kamen wir endlich in den Sattel, ein Reitertrupp lagte uns voran zum Hof hinaus, unsere Pferde wie besessen hinterdrein, und der ganze übrige Schwarm galoppirte uns nach unter fürmlichem Jubeln und Schreien. Bald gelangten wir an den Fuß der Berge, von welchen die Küste umgürtet ist, es ging einen steilen, steinigen Fußpfad hinan und wir waren genöthigt langsamer zu reiten. Auf der Höhe lag das Dorf Ba, etwa ¾ Stunden von der Küste entfernt. Wir schlugen hier einen Seitenweg ein und ritten über zackiges Kalkgestein in eine enge Schlucht hinab, in welcher von hohen, dichtbelaubten Bäumen überwölbt eine starke Quelle hervorsprudelte; dann ging es längs dem rauschenden Wasser die steile Schlucht hinab, die sich bald zu einem anmuthigen, mit grünenden Reisfeldern bedeckten Thale erweiterte. Den Windungen dieses Thälchens folgend gelangten wir bis ans Meer und zur Wohnung des Posthouders zurück; dieser erste Proberitt war ohne Unfall für uns abgelaufen und ich sah nun mit aller Gemüthsruhe dem auf den nächsten Morgen angekündigten größern Ritt entgegen. Früh am folgenden Tage (3 August) machten wir uns auf den Weg nach Thie, das an der Südküste liegt, etwa sechs Stunden entfernt von Ba. Wie am vorhergehenden Tage ritten eine Anzahl Rottinesen voraus und hinter uns folgte eine Reihe von Reitern, an die sich bei jedem Kampong, den wir passirten, ein neuer Trupp anschloß. Ein solcher Ritt ist unbeschreiblich belebt und romantisch. Die Wege, meistentheils Fußpfade, sind uneben und holprig, bald geht es bergan, bald bergab, allein dennoch stets im scharfen Trabe, und blickt man zurück, so zieht sich eine unübersehbare Reihe von trabenden Reitern hinten nach; erlaubt es ein schmaler Seitenpfad oder eine Oeffnung im Gebüsch, gleich sprengt eine Truppe diesen Weg ein, den übrigen voranreitend. Kömmt man auf eine Ebene, so läßt der Vortrab den Pferden die Zügel schießen, die hinteren Reiter entwickeln sich unter Rufen und Schreien auf der Fläche, Staub wirbelt auf und es geht es in tollem Rennen vorwärts, bis der Weg wieder schmäler wird und die sämmtliche Cavallerie in Reih und Glied zurückkehrt.

Im Kampong Lelain, dem halben Wege etwa, hielten wir an; der Radscha des Orts kam herbei, uns zu begrüßen, es war eine närrische Figur, in schwarzem Frack, einem abgetragenen grauen Hut, wollenen Strümpfen und Schuhen, die ihm so weit waren, daß er sie bei jedem Schritte verlor. Diese Kleidung war des Mannes Galacostüm; seit der Einführung der christlichen Religion, die durch Missionäre ziemlich allgemein auf der Insel verbreitet wurde, suchten sich die Häuptlinge und Vornehmen wo möglich europäische Kleidung zu verschaffen, was auf dieser abgelegenen Insel natürlich sehr schwierig ist.

Von Lelain ging es wieder in vollem Rennen durch eine hügelige, cultivirte Gegend, vorbei an einem kleinen See, in dem eine Heerde Büffel herumschwammen, und endlich auf einer waldigen Höhe angekommen, sehen wir die südliche Küste der Insel und das Meer vor uns. Es war neun Uhr Morgens und sehr heiß, der scharfe Ritt hatte uns durstig gemacht und wir verlangten eine Erfrischung. Sogleich erstieg ein Rottinese eine Fächerpalme, [2] die hier überall will wächst, und zapfte uns in ein Bambusrohr eine gehörige Quantität von dem süßen Safte dieser Palme, den die Malayen Tuak nennen. Es ist ein säuerlich schmeckendes erfrischendes Getränk, das wir mit Wohlbehagen schlürften. Nach einem kurzen Halt ritten wir weiter in westlicher Richtung längs der Küste. In einer weiten Sandfläche gab es noch einmal ein wildes Rennen, so daß ich kaum folgen konnte, und bald darnach sprengte die ganze Reiterei in das Dorf Thie ein bis vor die Wohnung des Radscha.

Thie liegt nahe an der Küste, am Eingang einer tiefen, von Kalkfelsen und waldigen Hügeln umgürteten Bay (Boca, Bay oder Gyrus, Hafen). Es ist ein reinliches Dorf, dessen Häuser zerstreut weit auseinander liegen. Wir bezogen eine ehemalige Missionärs-Wohnung, die ziemlich gut durch den Radscha erhalten war, obwohl seit Jahren kein Missionär mehr auf der Insel wohnte; dieser Radscha von Thie, der uns in unsere Gemächer einführte, war ein Christ, hatte aber trotzdem sieben Weiber. Er war in Kupang im Hause eines Missionärs erzogen worden und dadurch mehr mit den Sitten der Europäer bekannt als seine Landsleute. Er hatte eine gute Figur, feurige, lebhafte Augen, war heftig und aufbrausend, Liebhaber von geistigen Getränken und Weibern, kurz ein ächter Typus eines Rottinesen; dieß Völkchen hat einen ganz anderen Charakter als die übrigen Bewohner des indischen Archipels. Sie sind fröhlich, lebhaft, unmäßig im Essen und Trinken, frei und zuleaulich, dabei aber verschlagen und diebisch. Früher hatten sie eine eigenthümliche, ziemlich abgeschmackte Religion, die jetzt großentheils durch das Christenthum verdrängt ist. Zu Thie besuchten wir ein sogenanntes Ruma Pomali (heiliges Haus), dessen Besitzer, ein bejahrter Priester, noch die Reste des früheren Gottesdienstes bewahrte. Die

[1] Bedeutet: „der große Herr." So nennen die Malayen gewöhnlich den ersten Beamten einer Residentie oder sonstigen Abtheilung.

[2] Borassus flabelliformis.

Heiligthümer dieses Tempels waren: Körbchen von Bambus geflochten, Schädel von Schafen und Schweinen, getrocknete Büffelhoren, Thierfelle u. dgl. Vor dem Hause unter einigen Kattlichen Waringa's,[1] hier wie in ganz Indien ein gebeiligter Baum, lagen einige Menschenschädel, die von besiegten Feinden herrührten und ebenfalls als Denkmal (Schlag) vere ehrt werden. Unser Radscha schien nicht viel um diese Heiligthümer zu geben und machte Mine darüber; dagegen zeigten die übrigen Nottinesen, obwohl Christen, eine gewisse Ehrfurcht gegen den Tempel und den Priester; die Priester nennt man Tuwan Tonah (Herren des Landes) und sie scheinen früher die Oberhäupter gewesen zu seyn; auch jetzt haben sie noch großen Einfluß und keine wichtige Unternehmung oder Beeinderung kann ohne ihre Zustimmung begonnen werden.

Von der Priesterwohnung führte uns der Radscha in sein eigenes Haus, das solid aus Holz zusammen und mit Blättern der Bebal-Palme gedeckt war. Das Dach ist sehr hoch und wird von starken, hölzernen Pfeilern getragen; zwischen denselben sind Ruhebänke angebracht und Matten auf den Boden ausgebreitet. Hier ist es lustiger und angenehmer als in der eigentlichen Wohnung, die unmittelbar unter dem Dach ist und zu welcher man mittelst einer bequemen Treppe gelangt. Die Wohnung ist in mehrere Gemächer abgetheilt, das Ameublement sehr unbedeutend. Die Dörfer unterscheiden sich von denen anderer indischen Stämme durch Reinlichkeit und solide Bauart der Häuser. Die Wohnungen der Radschas sind gewöhnlich mit dicken Mauren von losen Steinen umgeben, oft findet man auch ganze Dörfer durch solche Mauren beschieme. Abends ließ der Radscha vor seinem Hause einige Tänze unter Begleitung einer mißtönenden Gongmusik aufführen. Mit Essen waren wir den Tag über wahrhaft überfüllt worden; Schaf- und Schweinefleisch, Hühner, Eier, Reis und Suppe waren die Hauptspeisen, Kaffee, Milch und Backwerk wurden sowohl vor als nach dem Essen präsentirt. Auch hierin macht Rottie einen auffallenden Contrast mit den gewöhnlich armseligen Speisen der Indier; Büffel, Schafe, Schweine, Hühner, Reis und Mais gibt es im Ueberfluß, obwohl der Boden, aus Kalkgestein oder Thonschiefer bestehend, nicht sehr fruchtbar ist; auch fehlt es allenthalben an Wasser. Wo dagegen eine Quelle, ein Bach strömt, trifft man grünende Reisfelder, in welche das Wasser sorgsam dirigirt wird. Die weiten grasbewachsenen Flächen, die man so häufig trifft, sind bedeckt mit weidenden Pferden und Büffeln. So schafft sich der Nattinese auf seiner kürren Kalk-Insel einen Wohlstand, den in Indien andere von der Natur weit mehr begünstigte Gegenden nicht besitzen. Die Tuak-Palme die man überall wild wachsend findet, liefert ihm ein angenehmes Getränk, aus dem er nach Belieben Syrup, Zucker und Essig bereiten kann. Handel wird wenig getrieben, nur zuweilen kommen kleine Fahrzeuge von Kupang, um Pferde und Reis einzukaufen. Geld ist nicht im Gebrauch und die fremden Händler bringen also Messer, Gewehre, Pulver und Blei, Korallenschnüre, Kattun und Seidenstoffe als Tauschwaaren mit; diese letztern Stoffe werden bloß von den Radschas und andern Vornehmen benützt. Der gewöhnliche Nattinese versertigt seine Kleidung selbst. Ein Käppchen von Palmzweigen geflochten, eine kurze, weite Hose, dazu eine Art von Shawl, der lose über die Schultern hängt oder um die Brust gewunden ist, machen seine Bekleidung aus. Alle diese Stoffe sind von grobem Kattun gewebt, gewöhnlich grau mit breiten, bunten Streifen; um den Leib trägt der Nattinese einen Gürtel mit einigen Taschen, worin die unentbehrliche Betelbose und ähnliche Dinge bewahrt werden; die Vornehmen tragen wohl auch silberne Gürtel. Die Frauen tragen Sarongs von demselben Zeuge wie die Männer; es sind dieß Röcke, die von der Taille bis zum Knöchel reichen, Arm und Brust sind bloß, manche hängen noch einen Shawl um die Schultern.

Die Nacht brachten wir etwas unbehaglich zu auf den harten Bettstätten; es war ziemlich kalt und wir hatten weder Decken, noch Nachtkleider mit uns gebracht. Den folgenden Morgen mit Sonnenaufgang erhoben wir uns, ließen den Radscha rufen und die Pferde vorführen. Bevor erschienen aber wieder die Weiber und Sklavinnen der Radscha mit Kaffee und einer Mahlzeit, die für 20 Mann hingereicht hätte. Trotz allem Zureden unserer freundlichen Wirthe konnten wir zu dieser frühen Stunde nur wenig genießen und bestigen bald unsere Pferde. Es ging nun wieder fort im sausenden Galopp, eine große Caravade hinter uns, wie den Tag zuvor. Die Pferde von Thie gelten für die besten auf Rottie; ich ritt einen kräftigen Braunen, der ungemein flüchtig war und mehrmals allen andern Pferden vorauneilte; das Aufsteigen war übrigens etwas beschwerlich gewesen und der ungewohnte Sattel schien ihm gar nicht zu gefallen. Die Nottinesen gebrauchen statt des Sattels nur eine lose auf dem Pferde liegende Matte, und lenken das Thier mittelst eines von Bambus geflochtenen Zaumes und einer Stange von zähem Holz.

Unsere Reise ging zunächst nach dem Kampung Della an der Nordwestküste. Wir ritten durch anmuthige, schattige Thäler und über dicht bewaldete Hügel, wo sich von Bewohnern kaum eine Spur zeigte. Bald wurde die Gegend flacher und kahler, und von den Höhen herabsteigend überblickten wir ausgedehnte Grasebenen, von weidenden Heerden bedeckt, gestreute Häuser und einzelne Reisfelder. Es gab hier eine treffliche Gelegenheit die Schnelligkeit unserer Pferde zu erproben; wir jagten im scharfen Trabe ohne anzuhalten über diese weiten Flächen hin, die wir endlich nach einer Stunde etwa in dem von einer Steinmauer umgebenen Dorfe Della antamen. Auch hier fanden wir eine Missionärs-Wohnung, die jetzt vom Schulmeister, einem gebornen Nottinesen bewohnt wurde. Wir besuchten die Schule, wo die Kinder, Mädchen und Knaben, ein Lied absangen, das nicht enden wollte, bis der Aeltest endlich den Schulmeister darum ersuchte. Nun sollten die Kinder lesen, bestanden aber darin weit schlechter als im Singen.

Wir besichtigten noch flüchtig den Kampung, der sanst nichts besonderes darbot. Die Bewohner dieses Dorfes gelten auf Rottie für große Schelme; ob es wahr ist, weiß ich nicht. Die Mädchen hatten jedenfalls sehr schelmische, schwarze Augen, außerdem niedliche Figuren und eine besonders helle Hautfarbe; sie waren sehr freundlich und gefällig, und beklagten uns junge Leute, daß wir in die glühenden Mittagsstrahle wieder ausreiten wollten. Obwohl der Aeltest durchaus nicht den Tag in Della zubringen wollte, mußten wir uns wenigstens nach an die Tafel setzen, die in kurzem durch unsere niedlichen Wirthinnen mit einem reichlichen Mahle beladen wurde. Mit Mühe konnten wir uns endlich von den hübschen Geschöpfchen losmachen und wieder zu Pferde steigen.

Wir hatten einen sanftigen ebenen Weg, der längs der Nordküste hin nach dem Dorf Olnale führte, wo wir nach einem scharfen Ritte von anderthalb Stunden anlangten. Auch hier wollte uns der Radscha durchaus über Nacht behalten, was ihm aber nicht zugestanden wurde. Wie mußten pro forma wieder essen und Kaffee trinken, inspicirten darnach die Wohnung des Radscha und ritten um 1 Uhr in einer angenehmen Mittagshitze weiter nach Ba zurück. Der Weg führte durch wenig bewohnte, bergige und waldige Gegenden ziemlich nahe an der Nordküste hin; erst in der Nähe von Ba zeigten sich wieder Häuser und angebaute Felder. Gegen 5 Uhr kamen wir nach einem scharfen Trab auf eine Bergplatte, wo wir durstig und ermüdet anhielten. Tuak-Saft von den nächsten Bäumen zapfen ließen und eine kurze Zeit und unsern Pferden Ruhe gönnten. Wir mußten jedoch bald weiter, da die Sonne schon sehr niedrig stand, und kamen gegen Sonnenuntergang über den kahlen Thonschiefer-Berg, den wir Tags zuvor beim Wegreiten überstiegen hatten, vor der Wohnung des Postbeamten an. Der größte Theil unserer Begleiter, die ihre Pferde nicht so oft wechseln konnten, war zurückgeblieben, nur der Radscha von Thie und einige Dutzend Weiber von Dinale waren uns zur Stelle geblieben.

(schluß folgt.)

[1] Ficus religiosa.

Das Land am Rio Novo ist kürzlich durch Capitän Marey näher untersucht worden. Es war bis dahin einer der unbekanntesten Theile Nordamerika's, soll aber für Ackerbau-Unternehmungen herrlich geeignet seyn. Capitän Marey legt jetzt seine Papiere und Sammlungen dem Präsidenten vor, und wahrscheinlich werden erstere bald öffentlich erscheinen. (Athen. 25 September.)

Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 237. 2 October 1852.

Simla.

Da in neuerer Zeit dieser Ort so vielfach als der Aufenthalt des Generalgouverneurs von Indien genannt wird, so halten wir es für angemessen, aus Th. Thomsons neu erschienener Schrift, „Western Himalaya and Tibet", die Beschreibung desselben auszuziehen. „Die Bergstation Simla, welche ursprünglich als Sanatarium, d. h. als passender Aufenthaltsort für Diener der Regierung oder andere Europäer, deren Gesundheit durch zu langen Aufenthalt in einem tropischen Klima oder durch Krankheiten gelitten hatte, angezeuhlt worden war, ist während der letzten Jahre in Folge des politischen Zustandes des nordwestlichen Indiens und der wachsenden Zahl pensionirter Beamten und anderer, auch im öffentlichen Dienst nicht verwendeter Personen, die es zu ihrem Aufenthaltsort gewählt haben, ein Ort von großer Bedeutung geworden. Außer einem großen Bazar, den man allein fast als eine kleine Stadt der Eingebornen bezeichnen kann, enthält Simla beinahe 400 Häuser, die längs dem Kamm verschiedener Bergketen zerstreut sind. Seine Lage ist äußerst günstig an der Hauptbergkette südlich vom Setledschfluß, an einem Punkt, wo ein massiver Bergkegel 8100′ hoch aufsteigt, und an dem den indischen Ebenen zunächst liegenden Theil, der ziemlich hoch, wohl bewaldet und mit Wasser reichlich versehen ist. Der größte Theil der Station liegt auf der Hauptkette, umgibt zum Theil den Berg Dschako, und ist theilweise auf dem nördlich laufenden Kamm in einer Höhe von 7000′ zerstreut bis zu einem kleinen Gipfel, wo die Hauptkette scharf gegen Westen umbiegt, und die Wohnungen fast noch eine (engl.) Meile weit fortlaufen. Wegen dieser zerstreuten Lage der Häuser scheint Simla viel bedeutender, als die Anzahl derselben vermuthen läßt. In Folge der plötzlichen Erhebung der Bergkette an der Stelle, wo Simla liegt, zeigt sich ein vollständiger und erstaunlicher Wechsel in der Vegetation und im allgemeinen Anblick der Umgegend. Dieß bemerkt man beim letzten Ansteigen des Weges aus den Ebenen deutlich, obwohl wegen der großen Verheerungen, welche die Nähe einer so zahlreichen Bevölkerung in den Eichenwäldern angerichtet hat, am Südabhang nur einige verkrüppelte Büsche stehen geblieben sind. Zwischen den Ebenen und Simla sind die Berge ganz baumlos, so wie man aber den Gipfel des Bergkamms erstiegen hat, auf welchem Simla erbaut ist, so betritt man einen schönen Wald, der alle breiteren Theile der Kette bedeckt, namentlich die nördlichen Abhänge, und hier reicht der Wald an manchen Stellen bis in die Thäler 2000 Fuß tief hinab."

Kasan.

(Fortsetzung.)

Das Erste was man im Innern der Festung erblickt, ist die Kirche des h. Kuprian und der h. Justina: sie wurde von Iwan IV am Tage der Einnahme von Kasan zur Erinnerung an diese Begebenheit gegründet; die Gläubigen behaupten sogar, daß sie am Morgen begonnen und des Abends vollendet war; ihr Alter ausgenommen bietet sie keine besondere Merkwürdigkeit dar. Dicht neben dieser Kirche finden wir das Kloster Spasso Preobraschensky (Verklärung Christi), das einige Jahre später gestiftet und bei den Russen in hohen Ehren steht, weil hier bis 1694 die Ueberreste des h. Barsonofy ruheten; die Liebhaber von Alterthümern würden hier viel Interessantes finden. Im Innern des Klosters befindet sich eine Capelle mit fünf Gräbern, das 1ste enthält die Gebeine Jeffrems, des Metropoliten von Kasan, das 2te die des Hephyhany, Erzbischofs von Jerusalem 1614, das 3te die des Erzbischofs Arsene, der verbannt und zu einer geistlichen Strafe verurtheilt war; man weiß nicht wer in den beiden andern Gräbern ruht.

Dieses Kloster war mehreremale ein Raub der Flammen, und bei der Belagerung durch den Rebellen Pugatscheff wurde es beinahe völlig zerstört, ist jedoch immer wieder aufgebaut worden. Gegenüber diesem Kloster ist der Generalstab und das militärische Gefängniß.

Wir kommen nun an die Kathedrale. Diese imposante Kirche heißt die Verkündigungskirche; die völlig byzantinische Bauart dieses Doms ist ausgezeichnet, besonders zieht der Thurm die Aufmerksamkeit auf sich; die Kirche wurde 1561 auf dem vom Tzar Iwan IV selbst bezeichneten Platze erbaut, und war anfangs ganz von Holz, von 1596 bis 1742 wurde sie viermal fast gänzlich von den Flammen verzehrt, bei einer dieser Feuersbrünste 1684 wurde nicht allein die Kirche zerstört, sondern selbst die Glocken fielen herab und zersprangen. Man versichert, daß die wunderthätigen Gebeine des h. Guriy, die in dieser Kathedrale aufbewahrt werden, unversehrt blieben, während alles andere von den Flammen zerstört wurde. Mehrere werthvolle Gegenstände, die man in diesem Dome aufbewahrte, sind eine Beute des zerstörenden Elements geworden, z. B. die vom Tzar Iwan verliehenen Meßbücher, die Priestergewänder und die Glocken, ebenfalls von diesem Fürsten, und die eigenhändigen Briefe des h. Guriy an den Abt des Klosters zu Swiask, Herman. Aber man zeigt noch bis heute ein Abbouka (A B C Buch), eigenhändig vom h. Guriy geschrieben, ein Stück des Sarges, worin die Gebeine des Heiligen beigesetzt wurden; die Krücke, auf die er sich in seiner letzten Krankheit stützte, und ein geschriebenes Evangelium, das einzige gerettete Buch von denen, die Iwan IV verliehen hatte. So inter-

essant auch alle diese Gegenstände sind, so müssen wir sie verlassen, und nun befinden wir uns vor dem wirklich einzigen tatarischen Bauwerk, unter dem Namen des Thurms der Sumbeka bekannt; Sumbeka, die schöne unglückliche Sumbeka, war die Tochter eines mächtigen Khans der Nogaier, und Gemahlin von drei Beherrschern Kasans. „In einem sehr zarten Alter verließ sie den Hof ihres Vaters, um sich mit Chaley, dem Tzaren von Kasan, der damals kaum 15 Jahre zählte, zu vermählen; dieser junge Monarch war weit mehr mit dem Vergnügen seines Alters, wie mit der Verwaltung seines Reiches beschäftigt, und erregte bald die Unzufriedenheit seiner Unterthanen. Es entspann sich eine Verschwörung gegen ihn, die mit der Ermordung des unglücklichen Kindes und der Wiederberufung des seit drei Jahren verbannten frühern Tzar von Kasan, Sapha Ghirey, endigte. Kaum aus der Krim hier angelangt, wurde er von den Reizen Sumbeka's, welche, nach allen Schriftstellern, von seltener Schönheit war, ganz bezaubert. Die Thränen der schönen Wittwe waren noch nicht versiegt, so mußte sie den zurückberufenen Tzaren als zweiten Gatten annehmen. Es war ein ausschweifender Mann, der seinen Tag in Unthätigkeit oder in grausamen Handlungen, seine Nächte in Trunkenheit und ekelhaften Ausschweifungen hinbrachte. Nach 13 oder 14 Leidensjahren befreite der Himmel Sumbeka von diesem Gemahl, in einem Zustand der Trunkenheit that er einen Fall gegen eine Mauer und verletzte sich so stark am Kopfe, daß er augenblicklich starb. Er hinterließ zwei Söhne, wovon der ältere nur zwei Jahre zählte.

Noch waren jedoch die Leiden der armen Sumbeka nicht zu Ende. Einige Zeit nach Sapha Ghirey's Tode faßte sie eine lebhafte Zuneigung für einen jungen und schönen Tataren, Namens Koschcha. Diese Liebe mißfiel den Unterthanen — der Jüngling verlor die Freiheit und wurde gefangen nach Moskau geführt. Doch dieß war nicht genug, man zwang die Fürstin auf Befehl des russischen Tzaren der Krone zu entsagen und sich als Gefangene dem Gesandten des Tzaren zu ergeben. Karamsin beschreibt auf eine rührende Art die Abführung der Prinzessin nach Moskau. „Nicht allein Sumbeka", sagt er, „sondern ganz Kasan zerfloß in Thränen, als man erfuhr, daß die beklagenswerthe Fürstin als Gefangene dem Tzaren von Moskau ausgeliefert werden sollte. Ohne sich weder über die Großen noch über das Volk zu beklagen, bewrinte sie nur ihr Schicksal; in der Verzweiflung küßte sie das Grab Sapha's und beneidete ihn um seine Ruhe. Das Volk beharrte in finsterem Schweigen; die Großen suchten sie zu trösten, sagten ihr, der Tzar sey großmüthig, daß mehrere muselmännische Fürsten ihm ihre Dienste gereicht hätten, und er ohne Zweifel aus ihrer Mitte einen ihrer würdigen Gatten wählen würde, der ihr einige Souveränität verleihen könne. Die ganze Bevölkerung begleitete sie bis an die Ufer der Kasanka, wo ihrer ein prachtvolles Fahrzeug wartete. Langsam näherte sich Sumbeka in ihrem Wagen, bloß von ihrem Sohne und seiner Amme begleitet. Bleich und vernichtet hatte sie kaum die Kraft zum Hafen herabzugehen, und als sie ins Schiff stieg, grüßte sie mit Thränen der Rührung und Liebe das Volk, welches knieend und schluchzend den Himmel um Mitleiden für ihre verehrte Herrin flehte.

Der Fürst Obolensky empfing sie an den Ufern der Wolga, begrüßte sie im Namen des Tzaren von Rußland, und segelte gen Moskau, indem er auch den kleinen Uemysch Ghirey und einige Familien der Großen aus der Krim mitnahm.

Sumbeka wurde zum drittenmal mit Schig Alley, vormaligem Tzar von Kasan, vermählt. Dieser Fürst war eben so abscheulich durch sein Aeußeres, als Sapha Ghirey es durch seinen Charakter gewesen.

Dieß sind die Hauptbegebenheiten des Lebens dieser Fürstin, deren Schicksale und Schönheit den russischen Dichtern älterer und neuerer Zeit Stoff zu ihren Gedichten lieferten.

Der Thurm der Sumbeka erhebt sich in dem westlichen Theile der Festung, an einem der Thore, wo die Russen den ersten Angriff bei der Belagerung dieser Stadt machten. Die Schönheit seiner Architektur, die Zierlichkeit seines Aeußern können dem, der ihn nicht gesehen, kaum begreiflich gemacht werden. Er ist viereckig und besteht aus mehrern Stockwerken, die allmählich enger werden bis zur Spitze, wo die oberste Stufe eine lange und spitze Form annimmt, die mit einer ehernen Spitze endet, welche einen auf zwei halben Monden befestigten russischen Adler trägt, das Sinnbild der Geschichte und des Schicksals dieser Stadt. Ueber dem Adler erhebt sich ein Knopf, der, wie man versichert, aus purem Golde besteht. Die Tataren widmen demselben ein besonderes Interesse, weil sie in seinem Innern wichtige Documente, ihre Freiheit und Religion betreffend, vermuthen.

Der Thurm ist aus Ziegelsteinen erbaut, die durch ein ganz besonders festes Cement verbunden und vermuthlich Ursache sind, daß das Gebäude von außen wenig durch den Einfluß der Zeit und die Raubheit des Klima's gelitten hat; seine Höhe beträgt 245 Fuß, eine im Innern angebrachte Treppe führt zu den verschiedenen Stockwerken, ist jedoch so gebrechlich, daß die Ersteigung schwierig und gefährlich ist.

Ganz nahe an diesen Thurm stieß noch vor mehrern Jahren ein anderes ebenfalls viereckiges Gebäude von beträchtlicher Ausdehnung, dessen zweites Stockwerk auf einer gewölbten Galerie bestand, die es mit ihren Arkaden umgibt. Auch dieses Gebäude ist aus Ziegelsteinen aufgeführt, seine Architektur ist vollkommen mit der des Thurmes übereinstimmend und wohl keinem Zweifel unterworfen, daß es eine Moschee war; heut ist es die noch nicht völlig vollendete Kirche, die mit dem neuen kaiserlichen Palast, von dem ich weiter unten sprechen werde, durch einen bedeckten Corridor zusammenhängt.

Sein langer Zeit sind beide alten Gebäude der Gegenstand ungeschlichteter Streitigkeiten. Die einen, als abgesagte Feinde aller Poesie und Legenden, bestreiten die Meinung, daß der Thurm und der Palast schon lange vor der Eroberung Kasans bestanden haben, und behaupten, daß Tzar Ivan nach Einnahme dieser Stadt im Jahre 1552 diese beiden Gebäude als Monumente seines Sieges und als Demüthigung der Besiegten aufführen ließ; andere versichern, daß es die Ruinen des Palastes der alten Khane von Kasan wären, und daß die schöne und unglückliche Sumbeka, von der der Thurm noch den Namen führt, ihren mit 15 Jahren ermordeten Gemahl in dem Thurm begraben ließ; auf seinem Grabe überlieferten die Tataren auch die beklagenswerthe Sumbeka den Russen als Gefangene. Leider fehlen alle historischen Belege, um diesen Streit auszugleichen. Ich neige mich natürlich mehr zur Tradition. Die Aussicht, die man von hier auf die Wolga, die Kasanka, die Wolga-Berge und die Klöster Zylantoff und Kysticsh genießt, ist sehr schön und contrastirt sonderbar mit der öden und wüsten Gegend, die sich weiter rechts ausbreitet; kein Baum erheitert diese Einförmigkeit, die, ehe ich mich hier heimisch fühlte, stets einen unaussprechlich traurigen Eindruck auf mich machte.

Der kaiserliche Palast ist in einem einfachen edlen Style erbaut, mit englischen Gartenanlagen umgeben und im Innern ge-

schmackvoll möblirt; das unsere Geschoß bewohnt der General-Gouverneur, oben sind die kaiserlichen Gemächer, und im Erdgeschoß befinden sich nächst einigen Fremdenzimmern, die Küchen und die Wohnungen für das Dienstpersonal. Der Generalgouverneur Barasinsky ist ein durch Bildung, Verstand, Liebenswürdigkeit und Güte gleich ausgezeichneter Mann, der allgemein geliebt wird, und mit dem wir in ganz besonders freundschaftlichen Verhältnissen stehen. Seine Frau, eine geborne Fürstin Ada Mekel, eine Armenierin, ist die reizendste Frau, die ich je gesehen; ihre Schönheit ist so selten, daß sie jetzt mit 33 Jahren noch jedes junge Mädchen verdunkelt. So ausgezeichnet ihr Aeußeres ist, dessen Vorzüge sie durch die geschmackvollste Toilette zu erhöhen weiß, ebenso ausgezeichnet ist ihr Verstand und ihre Bildung; sie spricht außer dem Russischen französisch und englisch mit seltener Fertigkeit, und kann wirklich eine strahlende Erscheinung genannt werden, die nichts von ihrem Glanze bei näherer Bekanntschaft verliert, da sie liebenswürdig, gut und natürlich ist.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kohi-Nur,

dieser berühmte Diamant, dessen Geschichte eine nicht unmerkwürdige Episode der allgemeinen Geschichte bildet, wurde bekanntlich auf der großen Industrieausstellung in London ausgesetzt und täuschte von einem Diamantenschleifer geschliffen. Es zeigt sich jetzt, daß er höchst wahrscheinlich nur ein Stück eines viel größern Diamanten ist, den einst Tavernier, der bekanntlich ein Juwelenhändler war, in Indien sah, und seine Form als die eines Eis beschrieb. Dr. Bee las in der vorjährigen Naturforscher-Versammlung eine Abhandlung zur „über eine Diamantplatte (sind), die wahrscheinlich vom Kohi-Nur abgeschnitten wurde." Bei der Einnahme von Gutschan fand man unter den Juwelen des Harems von Nerza Kuli Chan eine große Diamantplatte von 130 Karat, welche Spuren eines Durchschnitts an der Flachen und größten Seite zeigte und in Größe dem Kohi-Nur zu entsprechen schien. Ein Prof. Tennant hat Modelle in Flußspath gemacht, sie dann zerbrochen und Stücke erhalten, die in Spaltung, Gewicht und Größe mit dem Kohi-Nur übereinkämmen. So wachte es es wahrscheinlich, daß das von Dr. Bee beschriebene Stück, und vermuthlich auch der große russische Diamant, nur Theile eines großen Diamants bildeten. Der Diamant läßt sich leicht in vier Richtungen spalten, die den Flächen der regelmäßigen Octaedrons parallel sind. Zwei der größten Flächen des Kohi-Nur waren Spaltflächen und die eine nicht einmal polirt. Dies bewiest, daß das Stück kaum ein Drittheil des ursprünglichen Krystalls ist, der vermuthlich ein rhombisches Dodekaeder gewesen, das, wenn man es sich leicht vereängert denkt, wo das gewöhnliche Form des Diamants ist, mit Tavorniers Beschreibung übereinstimmt.

Skizzen aus dem indischen Archipel.

1. Die Insel Rottie.

(Schluß.)

Wir hatten von diesem Tage über 9 Stunden zu Pferde gesessen, und mehr als 20 Stunden Wegs zurückgelegt. Gesicht und Hände waren roth gebrannt und mit einer Kruste von Sand und Schmutz bedeckt, unsere Kleider, die wir zwei Tage getragen hatten, waren voll Schmutz und klebten uns am Leibe; ich fuhr folglich mit der Schaluppe an Bord, wo ich eine Stunde Arbeit hatte, um mich etwas zu säubren und schlief darnach von 8 Uhr Abends bis 7 Uhr Morgens.

An Bord führten unsere Matrosen ein gutes Leben; die Radscha von Rotsie hatten eine Anzahl Büffel als Geschenke gesandt, und jeden Tag wurde einer dieser Quadrupeden geschlachtet. Obwohl ein Matrosenmagen viel vertragen kann, bekam ich doch verschiedene Indigestionen zu behandeln, die sich die Leute durch unmäßiges Fleischessen zugezogen.

Unser Radscha von Thie besuchte uns mit einigen seiner Fremdrn und bewunderte die schöne Einrichtung des Schiffes. Auch Brod ergießen ihm übrigens unser Madera, Rum und Genever, lauter Getränke, die er sehr liebte und mit seichter Ruhr hinabgoß als wäre es Wasser. Der Residrnt war am Lande geblieben und beschäftigte sich mit den bürgerlichen und politischen Angelegenheiten der Rottinesen. Am 6 August ließ er uns zu einer weitren Tour durch die Insel einladen, was wir mit Vergnügen annahmen. Nachmittags lamen wir ans Land und ritten um 4 Uhr in Begleitung einer großen Cavalcade nach Termano; der Weg führte an der Küste hin und dann über steinige, grasbewachsene Thonschiefer-Hügel. Auf einer kahlen Bergfläche hielten wir an, um den Residenten zu erwarten, der zurückgeblieben war. Wir kamen auf den Einfall, unsere Reiter in Reih und Glied aufzustellen, was uns mit einiger Mühe gelang. Wir stellten sie in zwei Reihen, die Köpfe der Pferde gegen einander gewandt, jeder neue Ankömmling wurde eingereiht und ich zählte zuletzt, die Reihen hinabreitend, ungefähr 220 Pferde. Plötzlich erschien ein Reiter mit der Nachricht, daß der Residrnt einen andern Weg eingeschlagen habe und bereits in Termane angekommen sey, und nun stürzten sich die Rn die Reihen und mit der ganze Schaar flog mit verhängtem Zügel einen Berg hinan nach Termane, wo wir den Residenten mit einem Gefolge von 60—80 Reitern trafen. Kaum waren wir in dem zu unserer Aufnahme bereiteten Hause abgestiegen, so erschienen einige hundrrt Schulkinder, angeführt von zwei Schulmeistern, die in klattlichen schwarzen Kleidern klafen; die Kinder sangen ein malayisches Lied, das einer der Schulmeister zu Ehren des Residenten gedichtet hatte. Zur Begleitung spielten einige Knaben auf Flöten, die auf Rottie aus Timor von Bambus verfertigt werden; diese Flöten haben einen sanften, haemonischen Klang und ersetzen in den Kirchen die Orgel. Die Schulmeister waren gebornr Rottinesen, zeigten sich aber in ihren schwarzen Fräcken und Cravatten nicht wenigrr gravitätisch und gebietend als unsere europäischen Schulmonarchen bei einer ähnlichen Gelegenheit es zu thun pflegen.

Nach Beendigung des Gesangs zogen die Schulkinder ab und wir machten uns auf, um den Kampong zu besichtigen. Er liegt auf einem hohen, steilen Berge, und man hat eine weite Aussicht über die See und den östlichen, hügligen Theil der Insel; rechts windet sich ein Bach um den Fuß des Berges und fällt, ein Gebirg durchströmend, ins Meer. Tief unter uns sahen wir die beiden Flüsse, zwischen welchen einige Tage vorher unsere Brigg geankert hatte und die von dieser Höhe gesehen, sehr niedrig erschienen. Rahe bei dem Dorfe führt ein steiler, steiniger Pfad in eine tiefe Schlucht, in welcher eine Quelle entspringt, die den Einwohnern das Trinkwasser liefert. Enorme Kalkblöcke liegen in dem Grunde der Schlucht und bilden, indrm sie den raschen Abfluß des Wassers hindern, zwei natürliche Bassins von krystallklarem Wasser. Waringas und ähnliche hohe Bäume, die man sonst auf Rottie selrrn findet, entsprießen dirsem steinigen Boden und werfen dunkle Schatten über den Grund der Schlucht und die Quelle; es ist hier fortwährend kühl, da kaum ein Sonnenstahl durchdringen kann. Die Seitenwände der Schlucht sind stelle Kalkfelsen, theils kahl, theils bewachsen mit Gesträuchen und Bäumen. Mit einiger Beschwerde stiegen wir wieder den steilen Pfad hinauf, betrachteten noch die Kirche und die Wohnung des Radscha, und kehrten in der Dämmerung nach unserem Hault zurück. Ein homerisches Mahl wurde alsbald aufgetragen, von dem wir nicht den sechsten Theil vergehrrn konnten. Wir unterhielten uns noch einr Zeitlang mit den Leuten und begaben uns dann in unsere Schlafgemächer, die besser und bequemer waren als zu Thie. Für die fremden Rottinesen war eine große Tafel in der Galerie des Hauses bereitet, und ich hörte sie bis Mitternacht lärmrn und schwatzen, während draußen ein schafter, rauher Wind über die Berge pfiff.

Früh am Morgen rrhoben wir uns, tranken einige Tassen Kaffer, drn uns die hübschen Kinder Termanos erndrnzten und bestiegen bald nach 6 Uhr unsere Pferde. Wir ritten nach Pelag in südöstlicher Richtung, rrst über kahle Bergebenen und eine steile, waldige Gebirgsleite hinan, von deren Gipfel man eine weite Aussicht über die Insel genießt. Ein Pfahl bezeichnet hier die Gränze zwischen dem Gebiete von Termano und Pelag; dieser Punkt, etwa 1200 Fuß über der Meeresfläche, schien mir der höchste der Insel zu seyn. Von da führte der Weg wie-

der etwas abwärts und gegen 4 Uhr kamen wir in Telag an; dieser Kampong liegt wie Termano auf einer beträchtlichen Höhe, ein steiler Abgrund umgibt ihn im Süden und von drei Seiten dehnen sich Ebenen aus, die nach dem südlichen Ocean, den östlichen Theil von Rottie und die Küste von Timor. Essen und Schlafzimmer waren für uns bereit, allein wir hatten Eile und bestiegen nach kurzem Verweilen frische Pferde; ein großer Theil unseres Gepäckes dagegen, verunter der Madscha von Thie, blieb bei diesen Häuptlingen zurück.

Wir mußten einen steilen, steinigen Pfad hinab, der so eng war, daß man oft mit den Knieen gegen die Felswände anstieß, die zu beiden Seiten emporragten; dann ging es längs dem südlichen Abhang des Gebirges, stets im Gesicht des Meeres. Die Gegend war wenig angebaut, wüstig und starrend von Kalkfelsen; manchmal ritten wir eine halbe Stunde lang an einer fortlaufenden Reihe solcher Felsen hin. Nur selten sahen wir eine Hütte oder Maisfelder und Cocospalmen. Endlich fuhren wir auf einer Höhe ein Dorf, in welchem eine holländische Flagge wehte; unser Pfad ging steil abwärts über Kalkfelsen, die glatt wie Marmor abgeschliffen waren; doch unsere Pferde waren an solche schwierige Gebirgspfade gewöhnt und gl iten leicht auf den Hinterfüßen hinab; nun sprengten wir die Höhe hinan in den Kampong Kecka, wie gewöhnlich dreifallkommt von einigen Kanonenschüssen, wodurch unsere Ankunft schnaten und beinahe durchdringen. Wir sitzen bei dem Madscha ab und tranken einige Tassen eines Getränkes, das vermuthlich Thee sein sollte. Das Gebiet von Kecka ist klein, arm und war in diesem Jahre, gleich wie Thie und Della, von den Blattern arg heimgesucht worden.

Nach kurzem Verweilen machten wir uns wieder auf den Weg; ich hatte im Telag ein treffliches Pferd bekommen und behielt auch hier dieß tüchtige, sicher auftretende Thier bei. Die Bergkette, welcher sich von Telag nach Westen duch die Mitte der Insel hinzieht, überstiegen wir nun zum zweitenmale in einer nordwestlichen Richtung. Es ging stets bergauf, bergab und wir konnten nur selten die Pferde austraben lassen. Nach einem mehrstündigen, beschwerlichen Ritte gelangten wir endlich über steile Berge, an gähnenden Abgründen vorbei, durch Schluchten und Thäler nach Lole, einem Dorf, das etwa in der Mitte der Insel am nördlichen Abhang des Gebirges, 700 Fuß über der Meeresfläche gelegen ist. Auf dem waldigen Wege von Telag bis Lole waren wir trotz des ungünstigen Terrains noch manchmal scharf geritten, jeden Augenblick in Gefahr, gegen einen Baum anzurennen oder gleich Absalon in den tiefhängenden Zweigen hängen zu bleiben. Da galt es Ducken und Bücken, und peitschlich sah es aus, wenn unter einem Ast durchreitend die gesammte Reiterei, einer nach dem andern, seinen Bückling machte; dabei war mein Sattel so schlecht befestigt, daß er bald nach dem Halse, bald nach dem Steiß des Pferdes rutschte und ich die größte Verlegt gebrauchen mußte, um nicht herabzugleiten.

Zu Lole bewillkommnte uns der Schulmeister mit seinen Zöglingen, und was uns noch weit angenehmer war, ein tüchtiges Essen war für uns bereitet, das wir uns trefflich schmecken ließen. Es war 2 Uhr und wir hatten seit 6 Uhr Morgens noch nichts genossen. Eine Stunde verweilten wir hier, dann wurden frische Pferde vorgeführt und mit Mühe gesattelt; als ich aufsteigen wollte, ward mein Pferd sehr unruhig, bäumte sich und setzte zuletzt seinen Fuß auf die Zehe des Nottinesen, der das Pferd hielt. Trotzdem hielt der arme Teufel das Thier eisenfest, und erst als ich im Sattel saß, zeigte er mir seine blutende Zehe und hinkte weg. Wir hatten noch eine steile Höhe hinabzureiten und sagten dann wieder mit verhängtem Zügel über weite Flächen und niedrige Hügel auf dem Wege nach Oe, wo wir gegen 6 Uhr Abends ankamen. Wir hatten an diesem Tage 10 Stunden zu Pferde gesessen und etwa 18 Stunden Wegs zurückgelegt.

Wir halten nun die Insel in allen Richtungen durchstreift, und trotz des wilden Reitens war niemand von uns vom Pferde gefallen, wie man zu Kupang vorher verkündet hatte. Obwohl wir während unserer viertägigen Reiterpromenade eine Masse Staub geschluckt, in der Mittagssonne geschwitzt und bei Nacht auf dem harten Bette gefroren hatten, hatte doch diese Tour uns allen ungemein behagt. Das wunderschnelle Reiten hatte etwas Aufregendes, und die Heiterkeit und Gastfreiheit der Nottinesen erregte beinahe den Wunsch in mir, auf der isolirten Insel fern vom Gedränge Europa's zurückbleiben zu dürfen.

Was mir zu Rotte auffiel, ist die Lage der Dörfer; dieselben liegen meistens auf Höhen, die wie unsere alten Burgruinen die Umgegend beherrschen, und wo man oft nur mit Beschwerde Trinkwasser bekommen kann, wie zu Termano und Thie. Die westlichen Malayen-Stämme von Sumatra oder Linga wählten im Gegentheile Thäler und sumpfige Flußufer zu ihren Wohnstätten. Die losen Steinmauern, mit welchen die Nottinesen ihre Kampongs einfassen, haben wahrscheinlich ihren Ursprung den häufigen Kriegen zu verdanken, obwohl die Art der Kriegführens kaum an eine ordentliche Belagerung denken läßt. Die feindlichen Truppen rücken sich nämlich auf einer vorher bestimmten Ebene entgegen; die Anführer parlamentiren über die gegenseitigen Klagen, und wenn sie sich nicht vereinigen können, so treten von jeder Seite eine bestimmte Anzahl Bewaffnete (Mee's genannt) aus der Schaar, und beginnen das Gefecht. Diese Mee's sind auf eine phantastische Weise mit bunten Federn, Seidentüchern und Shawls aufgeputzt, und mit Gewehren, Lanzen und Schwertern bewaffnet. Sind von einer Partei einer oder mehrere dieser Kämpfer gefallen, so wird sie als überwunden angesehen und zieht sich zurück. Oft ist der Krieg damit beendigt; wo hier, wie verheeren sich solche ähnliche Scenen, doch immer bei Tag und im offenen Felde — eine ritterliche Art von Kriegführen, auf die sich die Nottinesen nicht wenig einbilden, während sie die feigen, nächtlichen Ueberfälle und Diebereien der Timoresen aufs tiefste verachten. Auch tödtin sie niemals Frauen oder Kinder, wie die feigen Timoresen, scheuen aber gerne die Pferde und Büffel der Gegenpartei von den Weideplätzen weg.

Die Nottinesen haben eine große Anhänglichkeit an ihren heimathlichen Boden, wie die meisten ackerbautreibenden Stämme. Sesshaft ist ihnen ganz unbekannt, doch wandern sie oft aus nach dem benachbarten Kupang, wo eine ziemliche Anzahl von Nottinesen ansässig ist. Weiter scheinen sich jedoch ihre Reisen nie zu erstrecken. Die holländische Regierung hatte früher einmal einige Hundert junge Nottinesen als Soldaten angeworben und nach Java übergebracht, allein die armen Buschefkinder starben großentheils am Heimweh, obwohl sie sehr beliebt waren und gut behandelt wurden; nur ein kleiner Ueberrest wurde nach Rottie zurückgeschickt. Auch die Pferde von Rottie kommen auf Java nicht gut fort, während sie auf ihren eigenen Weiden stets wohlgenährt und kräftig aussehen.

Die Sprache der Nottinesen ist ebenfalls von dem malayischen abgeleitet, jedoch ziemlich von letzterem verschieden, sie hat sehr wenig Consonanten und ist sehr wohllingend, wie alle malayischen Dialekte. Die meisten der Eingeborenen verstehen übrigens malayisch und die Kinder werden in dieser Sprache unterrichtet, da man bis jetzt kein Bücher in die nottinesische Sprache übersetzt hat und auch die Missionäre selbst meistens diese Sprache nicht verstanden. Es war uns dadurch leicht mit den Leuten zu plaudern, und sie über ihre Gebräuche und Lebensweise auszufragen.

Am 7 August, gleich nachdem wir von unserer letzten Tour an Bord zurückgekehrt waren, wurde unser Anker gelichtet und wir segelten mit einer frischen Brise um 8 Uhr Abends ab. Am nächsten Morgen konnten wir kaum noch einen Streifen von der Küste Rotties erblicken, und gegen Mittag ließen wir den Anker wieder vor Kupang fallen und eilten ans Land, um unsere Fahrten und Abenteuer unseren Freunden, zu erzählen.

Uncle Tom's Cabin ist der Titel eines gegen die Sklaverei gerichteten Buchs von Mrs. Harriet Stowe, das nach der Liter. Gaz. vom 25 September in England und Amerika einen ungeheuren Absatz haben soll. Außer einer guten Originalausgabe sind alsbald zahllose Nachdrucke erschienen, selbst auf einzelnen großen Bogen, wovon 6, je zu einem Penny, das Werk voll machten. An den Eisenbahnstationen sollen von diesem Werk mehr Abdrücke verkauft worden seyn als von irgend einem andern.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 238. 4 October 1852.

Beiträge zur Sittenkunde der Nordafrikaner.

(Von Karl Zill)

Zwei Briefe als Epilog.

An Herrn B . . . zu Marseille.

El-Demb-Sassaf den 6 Jan. 1851.

Sie beklagen sich über mein langes Stillschweigen, mein bester B . . ., und ich muß es gestehen, nicht mit Unrecht; auch bekenne ich mich schuldig und unterlasse daher Ihnen irgend eine der mancherlei banalen Entschuldigungen, die gewöhnlich nachlässigen Briefstellern zu Gebote stehen, zu meiner Rechtfertigung vorzubringen; denn ein Mann, wie beschäftigt er auch seyn möge, findet, wenn er ernstlich will, in Zeit von zwei Monaten wohl einige Viertelstündchen, um auf einen freundschaftlichen Brief eine freundschaftliche Antwort zu schreiben. Nach diesem vorläufigen Confiteor beeile ich mich Sie über ihre theilnehmenden Befürchtungen hinsichtlich meiner vollkommen zu beruhigen, und ich bin so glücklich Ihnen melden zu können, daß ich weder das Französische über dem Arabischen verlernt habe, noch von irgend einer verrätherischen Kabylenkugel incommodirt worden bin; ich hoffe vielmehr — mit Erlaubniß des Fiebers jedoch — noch lange genug zu leben, um Ihnen meine Erlebnisse mündlich, und zwar in Ihrer Muttersprache, erzählen zu können.

Der Demb-Sassaf hat seit meiner Ankunft daselbst in einer Hinsicht bedeutend gewonnen, in der andern aber bedeutend verloren: gewonnen durch den neuen Reiz, den der Frühling einer wilden Landschaft, wo die Natur noch nicht von der Kunst verdrängt worden, verleiht; verloren durch den giftigen Hauch der Sümpfe, der sich verrätherisch in die Düfte von tausend Blumen mischt. Letzteres ist die Schattenseite an meinem Gemälde, und eine solche hat ja jedes Ding in dieser Welt. Ich hoffe den hinterlistigen Feind, wie es mir schon mehrmals gelungen, auch noch fernerhin mit einem Päckchen Chinin zurückzutreiben. Im Ernste gesprochen, bin ich entschlossen, zur vollkommenen Erreichung meiner Zwecke, noch zwei Monate auszuharren, und dann in irgend einer Seestadt des Landes meiner etwas geschwächten Gesundheit mit Muße zu pflegen.

Was meine bisherige Existenz unter meinen halbwilden Kabylen anbelangt, so kann ich sie, von meinem Gesichtspunkt aus betrachtet, eine glückliche nennen, da sie ganz meinen, von jeher von vielen vernünftigen Leuten für bizarr gehaltenen Neigungen entspricht. Ich habe übrigens so wenig Bedürfnisse, daß ich in dieser Hinsicht kaum von Entbehrungen sprechen kann, und nur derjenige, welcher den Hochgenuß, die Natur in ihrer Werkstätte zu belauschen, aus eigener Erfahrung kennt, kann meine Vorliebe für solch ein wildes Jägerleben ganz begreifen. Und was fehlt dann, einige verfeinerte Genüsse der Civilisation abgerechnet, meinem Glücke? Meine Nachbarn sind von ihrem Vorurtheil, das sie bei meiner unberufenen Ansiedelung in ihrer Mitte gegen mich hegten, zurückgekommen, und ich lebe mit ihnen in recht leidlichen Verhältnissen. Ich bin für sie eine exceptionelle Person, und als solche keiner lästigen Controle meiner Handlungen unterworfen; sie lassen mich auf meine Weise gewähren, wie ich sie auf die ihrige gewähren lasse. Ich bin unumschränkter Herr aller meiner Handlungen, was ich vor manchem regierenden Fürsten voraus habe; bin der intime Freund der Großen des Landes, und dadurch in den Stand gesetzt Gutes zu stiften und Böses zu verhindern. Mein Riesdenzschloß ist zwar klein, enthält aber doch, außer meinem fürstlichen Gemach, meine Bibliothek, mein Naturaliencabinet, mein Arsenal und meine Küche. Mein Thomas ist, wie weiland Olivier le Daim bei König Ludwig XI, zugleich mein Kammerdiener und mein Premierminister, und cumulirt noch außerdem zu diesen Functionen diejenigen eines Präparators und Aufsehers meiner naturhistorischen Sammlungen; mein Hofstaat besteht aus zwei Jagdhunden, einem jungen Schakal, einem Schlangenadler, einem Raben und einem Heherkukuk: wie können Sie also sagen daß ich allein sey?

Meine Lebensweise ist noch immer ganz dieselbe: mit Tagesanbruch gehe ich auf die Jagd, wobei ich, wenn dieselbe nicht eine bloße Küchenspeculation ist, gewöhnlich meine Hunde zu Hause lasse. Oft neckt mich dann irgend ein seltenes, scheues Individuum stundenlang hin und her, und wenn ich dasselbe endlich durch einen glücklichen Schuß erlegen konnte, so sehe ich mich plötzlich von meinen beiden Hunden umstürmt, die mir pflichtig nachgeschlichen waren, und sich nicht eher sehen ließen, als bis sie die Explosion meiner Flinte vernommen hatten. Manchmal begegne ich auch, in meilenweiter Entfernung von meiner Wohnung, meinem an seinem rothen Halsband kenntlichen Schakal, der bei meinem Anblick ich schnell zu verbergen sucht, weil er weiß daß er jedesmal gepriigelt wird, wenn er ohne Urlaub spazieren geht. Er ist übrigens weit zahmer als ein Kabylenhund, und ich lasse ihn jetzt gewähren, da er jedesmal, nachdem er einige Stunden im Walde herum gezagabundirt hat, sich von selbst wieder einstellt. An den Sumpf gehe ich jetzt, aus Furcht vor dem Fieber, sehr ungern, und doch darf ich diesen gefährlichen Ort noch nicht vernachlässigen, da die Vögel noch alle im Hochzeitskleide prangen, welches sie aber, so wie sie einmal Familie haben, bald mit dem schmucklosen Hauskleid vertauschen werden. Dagegen ist der Wald mein Lieblingsaufenthalt; nur schade, daß jetzt schon die meisten Waldvögel der Mause nahe sind. Ich habe für Ihre Samm-

lung ein prächtiges Pärchen der niedlichen Muscicapa Luetuosa, die ich noch nirgends schöner und ausgefärbter als eben hier antraf, bei Seite gelegt; auch eine neue Ibisart kann ich Ihnen vielleicht mittheilen, wenn mir anders das Glück günstig ist. Hr. P... zu P... will durchaus einige Pirole von hier haben, weil er glaubt, daß der afrikanische Vogel von dem europäischen verschieden sey, was nach meiner Meinung ein großer Irrthum ist. Von dem hiesigen Finken, dem Grün- und dem Buntspecht, so wie auch von der blauwangigen Elster, die doch gewiß einige schöne Arten ausmachen, spricht er kein Wort. Nun, es muß auch solche Käuze geben!

Ich bemerke so eben, daß ich mich wieder nach meiner beliebten Manier von zoologischen Kleinigkeiten hinreißen lasse, die mir nur ein leidenschaftlicher Liebhaber der Naturkunde wie Sie zu gute halten kann, und ich komme daher zur Sache zurück.

Gegen 10 Uhr kehre ich gewöhnlich von der Jagd heim. Thomas hat indessen das Frühstück bereitet und sitzt manchmal eine Viertelstunde lang ungeduldig auf dem Dach unsrer Hütte, um meine Rückkehr zu erspähen. Ist doch der Wildbraten schon übergar und der nachlässige Papa will noch immer nicht kommen! Endlich steigen Herr und Diener von der dampfenden Schüssel, und hinter ihnen betteln Hund, Schakal, Adler und Rake um ihren Antheil an der Mahlzeit; allein sie müssen warten, bis die Herrschaft gespeist, und fressen dann aus einer Schüssel, wobei es nicht immer ohne Hader abgeht. Mein alter Hühnerhund Diamant wollte sich nie recht in diese Gemeinschaft fügen; er verabscheut noch heute seinen ihm aufgedrungenen Cameraden, den Schakal, trotz der zudringlichen Schmeicheleien desselben, aus herzlichste, und nur die Furcht vor dem Stock des Meisters läßt ihn geduldig hinnehmen was nicht zu ändern ist. Der Adler ist ein phlegmatischer, grämlicher Patron, der sich nichtsdestoweniger mit dem schalkhaften Raben sehr gut verträgt, den Schakal aber oft für seine groben Späße nachdrücklich züchtigt.

Den Nachmittag bringe ich mit Schreiben oder Zeichnen zu, während Thomas die eingebrachten Naturalien präparirt, wobei ich ihm oft, wenn die Arbeit drängt, an die Hand gehen muß. Zuweilen werde ich durch unberufene Besuche von Seiten meiner Nachbarn unterbrochen, die ich nicht immer abweisen kann; ich lerne indeß immer etwas über die Sitten und Gebräuche ihres Volkes, und somit ist die Zeit doch nicht ganz verloren. Wir essen gewöhnlich spät zu Nacht und gehen dann zeitig zu Bett, wo wir entweder noch eine Zeitlang lesen oder allerlei Gespräche führen, bis uns der Schlaf überwältigt. Nur gibt uns manchmal der Schakal noch zu schaffen, da er durchaus bei dem einen oder dem andern schlafen will, so daß wir dem Armen für seine Anhänglichkeit mit Prügeln danken müssen, wenn wir Ruhe vor ihm haben wollen.

Aus allem diesem können sie also sehen, daß es uns weder an Beschäftigung, noch an Unterhaltung fehlt, und daß man auch bei den Kabylen vergnügt leben kann, wenn man anders nur ein Bischen guten Willen dazu mitbringt. Wenn nur das leidige Fieber nicht wäre! Pah! nur noch zwei kleine Monate, und ich kann mir eine vollständige, interessante Campagne mehr aufschreiben!

Kasan.

(Fortsetzung.)

Verlassen wir nun die Festung und wenden wir uns nach dem Kloster Unserer lieben Frau von Kasan. Dieses Nonnenkloster besteht aus vielen Kirchen und Capellen, die Hauptkirche verdankt ihre Entstehung folgender Begebenheit:

Im Jahre 1570 zerstörte eine Feuersbrunst das Haus des Streltzen Daniel Onuitschin. Als er seine Wohnung wieder aufbauen wollte, sah seine zehnjährige Tochter mehreremale im Traume die heilige Mutter Gottes, die ihr befahl, unter den Trümmern des väterlichen Hauses ihr göttliches Bild zu suchen, und die Obrigkeit davon zu benachrichtigen; vergeblich setzte sie diese davon in Kenntniß, und entschloß sich endlich das so wundervoll angefündigte Bild zu suchen, und fand es auch wirklich an dem Ort, wo früher der Herd gewesen war. Nun wurden die höchsten Geistlichen und Civilbehörden von diesem Wunder in Kenntniß gesetzt, und nach einiger Zeit erhielt der Erzbischof Jeremias, der den Izaren Ivan davon benachrichtigt hatte, den Befehl, eine Kirche zu erbauen, die man dem Wunderbilde weihen könne, und zu gleicher Zeit ein Frauenkloster zu gründen, dessen erste Aebtissin die Tochter Onuitschins war. Es bleibt uns noch das Kloster von Zolantoff zu besuchen. Um es zu erreichen, fährt man auf einem hohen und schönen Damm, der zur Zeit der Ueberschwemmung die Verbindung mit der Admiralität und dem Hafen unterhält. Auf halbem Wege kommt man an das pyramidalisch aufgeführte Monument zur Erinnerung der bei der Eroberung von Kasan Gefallenen. Dieses Monument ist auf einem Hügel errichtet, diesen Erhöhung von den Leichen der Krieger entstanden ist. Die Kirche ist von einfacher Eleganz, und unter derselben befindet sich eine Gruft, in deren Mitte ein Sarkophag die Schädel und Gebeine enthält, die man bei Gründung des Monuments gefunden. Alle Jahre am 2 October wird hier ein Todtenamt gehalten, dem der General-Gouverneur und das Militär mit großer Ceremonie beiwohnen.

Im Frühjahr, wenn die Ebene die Kasan umgibt, auf einer Strecke von 20 Werste (3 Meilen) von den Gewässern der Wolga und Kasanka bedeckt ist, ragt allein der Gipfel des Hügels, der das Monument trägt, aus dem Wasser empor: Wir kömmen nun an das Kloster Zolantoff; dieser Name soll eigentlich Dschitantau, Berg der Schlange, heißen, von dem tatarischen Worte Dschitan (Schlange) und Tau (Berg). Die Tradition dieser Benennung ist folgende. In den ersten Jahren der Gründung Kasans hatte sich ein geflügelter Drache auf diesem Berge niedergelassen; alle Tage in der Mittagsstunde durchflog er die Luft, um im Kaban (See) zu trinken; die Einwohner fielen alsdann auf ihr Angesicht, und er zog vorüber ohne ihnen ein Leid zuzufügen. Als nun der Zauberer ihn so wie die Schlangen tödtete, nannte der Khan diese Erhöhung Schlangenberg. Das sich heut hier erhebende Kloster wurde vom Izar Ivan zu Ehren seiner bei der Belagerung von Kasan gefallenen Krieger gegründet; seine Kirchen und weitläuftigen Gebäude bieten außer der sehr malerischen Lage nichts interessantes dar. Im Frühling ist Zolantoff eine sehr besuchte Wasserpromenade, und unter den hohen Bäumen am Fuß der Klostermauern sieht man überall Gruppen von Spaziergängern Thee trinken und Collationen verzehren.

Nicht weit davon ist die Admiralität, dann die Pulvermühlen und noch weiter rechts das Kloster Kyzyschi mit seinen alterthümlichen Mauern und seiner sonderbaren Bauart; ein Brunnen, gleich am Eingang, besitzt eine wunderthätige Kraft, und wird von den Gläubigen für eine Menge Krankheiten gläubig getrunken.

In diesem Kloster ist auch der Kirchhof der Kasan'schen Aristokratie, und man findet viele alte und einige schöne Monumente. Am 25 Junius bietet dieses Kloster einen sehr merkwürdigen Anblick dar, denn zu dieser Zeit bringt man aus dem

Kloster der sieben Seen das Wunderbild der Mutter Gottes von Smolensk nach Kasan. Die ganze Bevölkerung Kasans mit Ausnahme der Tataren geht kann der Prozession entgegen; um 5 Uhr Abends kommt der Zug in Kyyschch an, und bringt die Nacht daselbst zu; den folgenden Morgen hält er seinen Einzug in Kasan, die ganze Geistlichkeit, alle Militär- und Civilbehörden und alle Einwohner gehen dem Zug feierlich entgegen; das Bild hält seinen Einzug beim Geläute der Glocken in die Cathedrale. Folgende Begebenheit ist die Ursache dieser Ceremonie: im Jahre 1654 verbreitete die Pest, welche in Moskau und einigen andern Städten des Reiches gewüthet hatte, sich auch in Kasan. Ein Kaufmann kam auf den Gedanken das Bild Unserer lieben Frauen von Smolensk aus dem Kloster der sieben Seen nach Kasan bringen zu lassen; es geschah mit allen dabei üblichen Feierlichkeiten, und die Pest hörte auf; als man aber das heilige Bild wieder fortbrachte, wurde die Stadt aufs neue davon heimgesucht und das zweitemal durch Wiederbringung des Bildes gerettet. Als nun die Wuth dieser Krankheit durch die Wunderkraft des göttlichen Bildes gänzlich vorbei war, beschloß man aus Dankbarkeit und zur Erinnerung an den Schutz der Mutter des Heilandes, alljährlich das Bild nach Kasan zu bringen, es bleibt bis zum 26 Julius hier, und dieselbe Procession begleitet es bis zum Kloster; jeder Hausbesitzer wünscht es wenigstens eine Stunde in seinen Mauern zu haben, und so wird es während dieser vier Wochen Tag und Nacht unter dem Geläute der Glocken — denn sobald es sich auf der Wanderung befindet, läutet man — von Haus zu Haus getragen; da nun jeder Hausbesitzer dafür bezahlt, so kommen dem Kloster durch diesen alljährlichen Besuch ungeheure Summen ein, denn der Gläubige ist nicht karg mit seinen Spenden. Man kann nicht läugnen, daß diese Procession etwas Imposantes ist, da ungeheure Menschenmassen aus der Nähe und Ferne dazu herbeikommen.

Wieder in Kasan angelangt, besahen wir noch die Gruftkirche Straße, so benannt von der Georgienkirche, welche sich in derselben befindet, es ist eine schöne und lange Straße, welche sich von der Citadelle bis zum Arskischen Felde (wo die Russen den Tataren eine große Schlacht lieferten) in gerader Linie erstreckt; sie ist wie alle großen Straßen mit Holz gepflastert, und hat große und schöne Häuser, die Georgienkirche mit ihren silbernen Kuppeln und ziemlich hohem Thurme, der Exercierplatz, das neue schöne Theater, das Haus der adelichen Versammlungen, einige schöne Häuser reicher Privatpersonen, das erste Gymnasium und das Invaliden-hospital mit der daran stoßenden sehr alten Kirche sind die merkwürdigsten Gegenstände dieser wirklich schönen Straße, welche von der Pokrowskischen an den Namen Pokrowskaya führt, und wegen ihrer hohen Lage zu den gesündesten Theilen der Stadt gehört. Es würde zu weit führen alle Straßen dieser weitläufigen Stadt zu nennen und zu beschreiben, deren Häuserzahl jährlich bedeutend zunimmt, und die sich nach der Feuersbrunst von 1842, wo 1800 Häuser ein Raub der Flammen wurden, und der von 1848 bei der ich zugegen war, wobei 1500 Häuser niederbrannten, ungemein verschönert, da die neuerbauten Häuser alle von Stein seyn müssen, und das Innere derselben gewöhnlich prachtvoll, sowohl in Hinsicht der Tapeten und Parquets, als auch der Möbles und Bronzen ist; überhaupt ist der Luxus hier unerhört, und obschon Feuersbrünste hier im Sommer äußerst häufig sind (im Jahre 1848 hatten wir in 14 Tagen 17mal Feuerlärm), so scheint es doch daß Jedermann eine eigene Schatzkammer zur Verschönerung seines Hauses hat.

Ich kann nicht aufhören von Kasans Gebäuden zu sprechen ohne des adelichen Fräuleinstiftes zu erwähnen, welches vor einigen Jahren von einer Frau von Radionoff, einer Verwandten des Gen. Molostroff, gestiftet worden. Sie vermachte 2000 Bauern, welches gewöhnlich die Revenuen von 100,000 Rubel, circa 30,000 Rubel bringt, zur Gründung eines adelichen Fräuleinstiftes, wo arme Fräulein unentgeldlich erzogen werden; die Kaiserin ist Beschützerin dieser Anstalt, und hat 12 Personen in demselben, die Stadt auch eine Anzahl, die übrigen Zöglinge bezahlen ihre Pension, so daß gegen 200 Mädchen daselbst erzogen werden. Ein schönes Gebäude mit einem herrlichen Garten, vortrefflichen Lehrern und Lehrerinnen machen diese wohlthätige Anstalt sehr angiehend und merkwürdig. Die Vorsteherin ist jedesmal von hohem Rang, eine Generalswittwe oder dergleichen.

Die hiesige Universität, welche Reisende das „Wunder der Steppe" nennen, ist schön und großartig. Die Hauptfront dieses in der Bockressenskaya gelegenen, im neuen Styl errichteten und mit 24 Säulen versehenen Gebäudes ist wirklich imposant. Der Eingang ist eine mit schönen Büsten der Alten versehenen Halle, die zu der Paradetreppe und zu einer von oben erleuchteten Kirche führen, wo täglich Messe gehalten wird und die Studenten vortrefflich singen. Die Naturalien- und andere Cabinette sind reichhaltig; das Münzcabinet enthält sehr seltene Stücke, die zu weitläuftig wäre, hier anzuführen. Andere imposante Merkwürdigkeiten sind vom Prof. Kovalenskyy von seinen Reisen nach China, Japan und der Mongolei mitgebracht, andere vom Prof. Simonoff von seinen Reisen um die Welt, wie Neu Seeland, Neu Holland u. s. w., und es gewährt ein großes Vergnügen, alle diese seltenen und sonderbaren Gegenstände zu betrachten. Das zoologische Cabinet ist nicht weniger merkwürdig durch die Menge von Thieren und Vögel, die es besitzt, und die man selten so wie hier finden wird. Die mineralogischen, physikalischen und chemischen Cabinette sind sehr reichhaltig versehen, eben so soll das anatomische Theater interessant seyn. Die Buchdruckerei der Universität ist auch wegen der Menge orientalischer Schriften, die aus ihren Pressen herausgeben, anführungswürdig; man besitzt in derselben arabische, mongolische, tatarische, kalmükische, tibetanische, slavonische, russische, französische und deutsche Lettern. Das Observatorium ist in edlem Styl erbaut und besitzt vortreffliche Instrumente von Fraunhofer, Ertel, Upschneider und andere mehr; der große Refractor soll ein herrliches, von Fraunhoffer und Upschneider in München verfertigtes Instrument seyn, durch welches der Professor der Astronomie, Simonoff, uns zuweilen den Mond und die Gestirne betrachten läßt. Die Bibliothek, im gothischen Styl erbaut, besitzt 40,000 Bände und eine kostbare Sammlung von Manuscripten, besonders orientalische. Der botanische Garten mit seinen herrlichen Orangen ist drei Werste von der Stadt entfernt und wird fleißig von Spaziergängern benutzt. Das Klinikum ist sehr gut organisirt, und es werden daselbst unter zwei berühmten Aerzten, Jellatich und Bekeroff, außerordentliche Operationen gemacht.

Noch muß ich in der Gegend der Stadt und mit derselben verbunden die schönen Spaziergänge erwähnen: die russische und die deutsche Schweiz, die von der Natur und auch von der Kunst für das öffentliche Vergnügen reich ausgestattet sind.

Dieß sind ungefähr die merkwürdigsten Gegenstände Kasans, denn die Tatarenstadt und die andern niedern Theile sind schwer zu beschreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Verhandlungen der englischen Naturforscher-Gesellschaft.

In der Abtheilung der Geologie und physikalischen Geographie las Major Bicarn, ein geborner Irländer, eine Mittheilung vor „über die Geologie eines Theils der Himalaya“ nach Beobachtungen, die er mitten im activen Dienst und selbst im Angesicht des Feindes gemacht hatte. Ein Durchschnitt von Umballa in der Ebene nach den Seiten des Himalaya oberhalb Sabathu zeigt, daß alle Formationen von der jüngern Tertiärbildung bis zu dem krystallinischen Gestein der großen Kette eine verkehrte Lage haben, indem die jüngern Knochen- und Kieslager unter die ältern tertiären oder Nummulitformationen, und diese wieder unter die großen Felsenmassen der Kette, die von dem höchsten Alter sind, hineinlaufen. Sir J. Murchison wies auf die Analogie dieses Phänomens im Himalaya mit der großen Umkehr der Ordnung in den Alpen hin.

•

Oberst Sabine legte ein Schreiben vor von Prof. Henry in Nordamerika, der dem bekannten Smithsonischen Institut angehört. Der Zweck des Schreibens ist die englische Regierung zu veranlassen, daß sie die Beobachtungen über die Meteorologie Nordamerika's in der Art, wie sie durch Prof. Mitchell aus Nordcarolina eingeleitet wurden, in ihren Besitzungen fortsetzen lasse. Der Gegenstand sind die immer noch nicht recht aufgeklärten rotatorischen Stürme, wie sie über Nordamerika vom mexicanischen Golf herauf hinziehen. Die „atmosphärischen Veränderungen in Lufdruck, Temperatur und Wind“ sind die Gegenstände, welche man ermitteln will, und man hat deßhalb schon bei mehreren Stürmen „auf einer Reihe von Karten alle Phasen und Bewegungen der Atmosphäre vom Anfang bis zum Ende der Störung vergeichnet.“ Man will bereits auf mehrere interessante, doch noch nicht genügende Ergebnisse gekommen seyn.

•

Dr. G. Buist las „über tägliche und jährliche atmosphärische Fluctuationen“, und will aus den täglichen und jährlichen Oscillationen des Barometers östlich von 44° N. B. nachweisen, daß die Meinung, der jährliche Wechsel (range) des Barometers nehme in dem Maße als man von dem Aequator sich entferne, zu, und die täglichen Fluctuationen ab, falsch sey“, indem so viele Beispiele des Gegentheils sich ergeben, daß die Regel dadurch umgestossen werde.

•

Ein Geistlicher, Dr. Lloyd, theilte „Bemerkungen über die Meteorologie Irlands mit, wie sie sich aus den Beobachtungen an den Stationen der Küstenwache unter Leitung der königl. irischen Akademie ergeben.“ Wir müssen uns auf einige Notizen aus der umfangreichen Mittheilung beschränken. Die mittlere Temperatur nimmt von Süden nach Norden gerechnet um 3° 5′ (F.) ab, indem die mittlere Temperatur bei Castle Townsend 52° 2′, bei Bencrana 48° 7′ ist; das Verhältniß der Abnahme beträgt 1° auf 80 geogr. Meilen (60 = 1°). Ebenso nimmt die Temperatur von Westen nach Osten hin unter gleicher Breite ab, und zwar von Westport nach Dublin um 1° 3′, die durchschnittliche Abnahme beträgt 1° auf 130 geogr. Meilen; die Westküste ist demnach im Durchschnitt um 2° wärmer als die Ostküste. Dieß hängt wohl hauptsächlich mit dem Golfstrom zusammen, wie sich aus folgendem ergibt. Die Isothermallinien bilden mit dem Meridian in den verschiedenen Jahreszeiten verschiedene Winkel, im Frühjahr S. 63° O, im Sommer N. 77° O, im Herbst S. 27° O, im Winter S. 47° O. Die mittlere Richtung das ganze Jahr hindurch ist S. 57° O. Die Richtung der Isothermallinien macht also im Laufe des Jahres eine bedeutende Oscillation, und zwar um einen Winkel von fast 80°. Die größten Unterschiede sind in den zwei auf einander folgenden Jahreszeiten, Sommer und Herbst. So auffallend dieß auch erscheinen mag, so erklärt es sich doch leicht aus der Form und den jährlichen Bewegungen der Isothermallinien, wie sie in Dove's Karten erscheinen. In der Nähe der britischen Inseln zeigt sich in den Herbst- und Wintermonaten eine rasche Beugung, indem sie, von W nach O gerechnet, zuerst nordöstlich und dann nach einer raschen Biegung südöstlich sich wenden. Diese Biegung, welche eine Folge des Golfstromes ist, fängt an im Monat September sich zu zeigen, und das Maximum rückt mit der fortschreitenden Jahreszeit westlich vorwärts, so daß sie auffteigenden und abbiegenden Theile der Curve in rascher Aufeinanderfolge durch Irland gehen. Dieser Biegung dankt man die milden Winter Irlands. Damit hängt wohl auch noch eine andere Erscheinung zusammen. Der mittlere Durchschnitt von 11 Jahren zeigt einen Regenfall von 28″ 01 im Jahre, der stärkste Regenfall ist im October, nämlich 3″ 34, der geringste, 1″ 74, im Februar. Das Zusammenstoßen der warmen Dünste aus Südwesten und der kalten Luftströmungen aus Nordosten, welches im Septbr. einzutreten beginnt, macht den October vorzugsweise zum Regenmonat, während im Februar die trockene nordöstliche Luftströmung völlig das Uebergewicht erhält. Der letzte, von Dr. Lloyd erwähnte Punkt bietet noch ein allgemeines Interesse dar, nämlich das häufige Vorkommen der cyklonischen Bewegungen in der Atmosphäre. Da die Beobachtungen an allen Stationen zu gleicher Zeit gemacht werden, so entdeckt man solche Bewegungen durch eine Vergleichung der Windrichtungen in demselben Augenblick an den verschiedenen Stationen. Es zeigt sich nun daß die rotatorische Bewegung der Luft, die einen Cyklon bildet, keineswegs sich auf die heftigen Stürmungen beschränkt, sondern in dem leichtesten Winde nachgewiesen werden kann.

•

Die Einwirkung des Golfstroms auf das Klima der brittischen Inseln führt uns noch auf ein anderes Thema, die Pflanzen und Thiere der benachbarten See. Prof. Dickie sprach über die „Vertheilung der Seralgen an der brittischen und irischen Küste mit Bezug auf den (wahrscheinlichen) Einfluß des Golfstromes.“ Bekanntlich gibt es Seealgen, die für die nördlichen und solche, die für die südlichen Küsten charakteristisch sind. Die, welche man gewöhnlich dem südlichen Typus zuschreibt, kann man in dreierlei Abtheilungen bringen, erstens solche, die sich auf die südlichen Theile Englands und Irlands beschränken, zweitens Arten von größerer Verbreitung, die auch auf den Nordern Irlands und den Südwesten Schottlands sich ausstrehen, drittens solche die in Menge im Süden Englands gefunden werden, und länge der Westküste beider Inseln bis zu den Shetlands und Orkneys hinaufreichen. Die drei Classen enthalten mehr als 20 Arten, und zehlen, so viel man bis jetzt weiß, an einigen Theilen der Ostküste Schottlands, ein bedeutender Theil erscheint an den Shetlands und Orkneys wieder. Die Seevegetation an diesen nördlichen Inseln und an der Nordküste Irlands sind einander ähnlich, obgleich ein Raum von 4 bis 5 Breitegraden dazwischen liegt. Die Seepflanzen einiger nordöstlichen Grafschaften Schottlands, die der Breite nach dazwischen liegen, haben einen mehr nördlichen Charakter. Das Treiben tropischer Früchte nach den westlichen und nördlichen Theilen Irlands und Großbritannniens ist ein Beweis der Richtung des Golfstroms, die Entwicklung von südlichen Algenformen an den äußersten nördlichen Stricken gleichfalls und scheint noch eine Andeutung zu seyn, daß der Golfstrom seinen Einfluß auf die Temperatur des Meeres ausübrt. Ueber diesen Punkt fehlt es aber noch durchaus an den nöthigen Untersuchungen. Prof. C. Forbes bemerkt, was Hr. Dickie über die Seepflanzen gesagt, gelte auch von den Seethieren, und der Beschluß wird gefaßt die Regierung zu bitten, in dieser Beziehung Nachforschungen anstellen zu lassen.

•

Aus einer Mittheilung Oberst Chesney's „über die Vorzüge der verschiedenen Straßen nach Indien“, ersieht man daß die türkische Regierung in England zwei Dampfboote zur Befahrung des Euphrat erbauen lasse, welche demnächst auf demselben vom Stapel gelassen werden; es glaubt jedoch diese Unternehmung werde aus Mangel an einer geeigneten Leitung, wie sie sich bei Engländern finden würde, scheitern; er selbst schlägt vor, daß man eine Telegraphenleitung von Scanderun nach dem Euphrat bauen solle, die nicht über 50—80,000 Pfd. St. kosten und den Vortheile bedeutend erleichtern würde.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 239. 5 October 1852.

Kasan.

(Fortsetzung.)

Lebenswesen in Kasan.

Für diejenigen, die ihre Befriedigung in Essen, Trinken und Lustbarkeiten finden, die von Ball zu Ball gehen, Besuche machen oder empfangen, für die endlich, die lärmende Belustigungen bedürfen, um sich zufrieden zu stellen, für diese ist Kasan ein wahres Eldorado; es gibt wohl keine Stadt auf Erden, wo die gesellschaftlichen Zerstreuungen häufiger sind, und wo man mit mehr Eifer strebt, sich durch Feste und Vergnügungen zu übertreffen.

Zu Ende des Monats October, wenn die Gutsbesitzer ihre Landgüter verlassen und sich in Kasan einfinden, kann man den Anfang der Wintersaison entnehmen; denn nun fängt dieser Wirbel von Vergnügungen an, der alle Welt mit sich fortreißt, indem der Adel dieser Stadt die Raubigkeit des Klimas zu vergessen sucht, und sich bemüht ein Schutzmittel gegen die Langeweile zu finden. Die Maskenbälle, die öffentlichen und Privatbälle, die Abendgesellschaften, die Rauls, die Diners, die Schlittenfahrten, die Concerte und Schauspiele folgen in gedrängter Reihe auf einander, und es findet sich in diesem Zeitraum kaum ein Tag, der nicht eine oder die andere dieser Lustbarkeiten mit sich brächte; ja während der Feiertage gibt es zuweilen an demselben Tage Schlittenpartie, Déjeuner dansant und Ball, so daß man an solchen Tagen oft von 2 Uhr Nachmittags bis 3 Uhr nach Mitternacht tanzt, also 13 bis 14 Stunden.

Die Einwohner Kasans sind solche Liebhaber des Tanzens, daß sie, kaum in der Stadt angekommen, schon ihre Maaßregeln treffen, um diese Belustigungen zu organisiren; gewöhnlich sind die Freitage zu Abés dansants und der adeligen Versammlung festgesetzt, Sonntags ist Soirée oder Ball beim Gouverneur, Dienstag beim Commandanten, Donnerstag bei Hrn. Lebedeff, und es fehlt nicht an Mitbewerbern für die andern Tage. Auf diese Weise sind alle Tage der Woche unter die ersten Personen der Stadt vertheilt. Gleich am Anfang des Winters richtet man sich ein, wo und wie man seine Abende hinbringen will. Nun wollen wir einen Blick auf die übrige Tageszeit werfen.

In keinem Lande der Welt gibt es so viel Kirchen und andere Festtage wie in Rußland. Man hat berechnet, daß mehr als die Hälfte des Jahres aus Feiertagen besteht. Es ist Sitte, an jedem Feiertage seinen Verwandten, Freunden und Bekannten Glück zu wünschen, und da sich der Adel mehr oder weniger kennt, so kann man leicht berechnen, wie viel Zeit es bedarf, bis alle diese Gratulationsbesuche gehörig abgestattet sind, und wenn man auch um 11 Uhr anfängt und bis 4 Uhr Besuche macht, so braucht man doch 5 bis 6 Tage, um diesem Höflichkeitsgebrauch zu genügen. Glücklich ist der, dessen Freunde abwesend, krank oder beschäftigt sind, und der mit der Abgabe seiner Karte lostömmt. Außer dem außerordentlichen Zeitverluß, den eine solche Sitte verursacht, ist die Kälte, die oft bis 30 und 32 Grad steigt, ein sehr wesentlicher Uebelstand: denn man läuft oft Gefahr, bei dem schnellen Uebergang dieser Kälte zu der Wärme der Gemächer eine Brustentzündung zu bekommen. Nicht allein bei großen Festen findet dieser Gebrauch statt — der Russe feiert gewissenhaft den Geburts- und Namenstag, seinen Hochzeit-, Tauf- und Verlobungstag. Zu allen diesen Familienfesten muß man sich in den Wagen werfen und seinen Gratulationstribut darbringen, und es ist kein seltener Fall an einem und demselben Tage 10 bis 12 Personen, die alle irgend einen Festtag feiern, Glück zu wünschen. Daraus folgt oft eine gleiche Anzahl von Déjeuners, das einer von diesen Gefeierten am Abend durch einen Ball forsetzt. Bei allen diesen Gelegenheiten fließt der Champagner in Strömen; jeder Besucher ist genöthigt, wenigstens ein Glas auf die Gesundheit des Amphitryons zu trinken, und da diese Libationen sich in jedem Hause wiederholen, so ist es beinahe unvermeidlich für die Herren sich zu schaden. Man behauptet, und wohl mit Grund, daß in Rußland mehr Champagner als in jedem andern Lande getrunken werde; bei allen Veranlassungen, selbst bei den unbedeutendsten, ist der Champagner unerläßlich, und dieß in den allerentferntesten Punkten des Reichs, wo die Bouteille nicht weniger als 14 Rubel kostet.

So vergeht der Morgen mit Besuche-Machen und Empfangen, mit Déjeuners oder Schlittenfahrten; dann zieht sich jeder zurück, oder begibt sich in ein gastfreies Haus zum Mittagessen. Ich kenne keine Stadt, wo eine größere Gastfreiheit herrscht, wie Kasan. Die adeligen Familien halten beinahe sämmtlich offene Tafel. Ein unverheuratheter Mensch speist nie zu Hause, und je mehr sich Gäste einfinden, desto schmeichelhafter ist es für den Herrn von Hause. Uebrigens ist die Ausübung dieser Tugend in einem Lande wo die Lebensmittel so billig sind, nie so kostspielig, die Hauptausgabe ist der Wein, den man oft sehr theuer bezahlt.

Außer einigen feierlichen Gelegenheiten bittet man seine Bekannten nie besonders zu Tische; der, welcher einmal gebeten war, ist es für immer, und man nimmt an, daß er kommen werde wenn es ihm gefällig ist; das Vergnügen ist immer auf Seiten des Hausherrn. Da es nun wenigstens 20 bis 30 solche gastfreie Häuser gibt, wo sich täglich ohne Einladung mehr oder weniger Personen einfinden, so bleibt nur die Wahl, wo man

das meiste Vergnügen hofft. Nach dem Kaffee zieht sich jeder zurück, um Mittagsruhe zu halten, eine ziemlich allgemeine und beinahe nothwendige Sitte, da man die Nächte meist schlaflos hinbringt. Dann kommt der Abend, man trinkt Thee, macht Toilette, um um 10 Uhr auf den Ball zu fahren, der gewöhnlich mit einem glänzenden Souper endigt. Oft kommt man erst um 4 bis 5 Uhr Morgens nach Hause, und steht natürlich erst spät auf, um den Tag wie den vergangenen zu verleben.

Eine andere Belustigung, die beinah in unumgänglicher Gewohnheit ausgearbeitet ist, und die dazu beiträgt die Zeit zu tödten und den Beutel zu leeren, ist das Spiel. Es ist wirklich unglaublich, welchen Einfluß die Karten hier haben, alles spielt: die Reichen, die Armen; die Großen, die Geringen, die Alten, die Jungen; Männer, Frauen, Kinder, ja während die Herrschaft im Salon ihre Partie spielt, haben die Diener die übrigen im Vorzimmer. Die jungen Herren sind besonders merkwürdig durch den Eifer, mit dem sie sich diesem Vergnügen hingeben, selbst junge Mädchen sitzen, bis die Aufkleidestunde zu Balle schlägt, am Spieltische. Die Preferenze oder Whist Preferenze ist das beliebteste Spiel bei den Damen, die Herren spielen das letztere, Boston, Whist, Piquet und Ecarté, das Pharao Spiel war sehr gebräuchlich, ist aber nun ausdrücklich verboten.

Das Theater ist auch eine Hauptbelustigung der Kasaner, es ist äußerst geschmackvoll und hübsch gebaut und wird, seit eine recht gute Truppe engagirt worden, fleißig besucht. Die Logen sind meistentheils für den ganzen Winter abonnirt, eben so die ersten Reihen der Fauteuils im Parterre, die Herren sind gewöhnlich im Parterre. Es trifft sich zuweilen, daß irgend ein ausgezeichneter Künstler hierher kommt, um Gastrollen zu geben, vor einigen Jahren kam der erste Schauspieler von Moskau, Herr Schepkin, mit seiner Tochter hierher, und gab mehrere Vorstellungen, dann verdorrelt, verderbsacht man die Einnahmspreise, und das Theater faßt kaum die Zahl der Zuschauer; dasselbe war der Fall als Maximoff vom Theater in Petersburg und Bantyschoff, einer der ersten Sänger aus Moskau, und voriges Jahr die Familie Corbaxl von der italienischen Oper aus Petersburg, mit noch einigen andern Itallienen, und die berühmte Samoiloff aus Petersburg hierher kamen. Reiche Geschenke, Blumenbouquets und Kränze und andere schöne Gaben wurden diesen Künstlern gewicht und gewiß verließ keiner die Stadt ohne reiche Ernte.

Die Freunde der Tonkunst finden auch ein reiches Feld. Während des Winters, besonders während der langen Fasten, finden viele Concerte statt, meistens sind durchreisende Künstler die Concertgeber, und wir hörten die Christiany, Schiff, Maller, Le Grand, Serré und andere mehr. Schade nur, daß die Eintrittspreise so hoch gestellt werden, daß man sich oft diese Vergnügungen versagen muß.

So vergehen in einem beständigen Wirbel die Wintermonate, und die Butterwoche (der Karneval) naht heran. Ueberall in ganz Rußland ist diese Woche der Moment der vollsten Fröhlichkeit und Lust; in Kasan gesellt sich zu all den gewöhnlichen Lustbarkeiten noch eine Eigenthümlichkeit, die erwähnt zu werden verdient: Tausende von Tataren kommen in die Hauptstadt ihrer Väter, jeder von ihnen hat einen Schlitten mit zwei Pferden bespannt, ihr Zweck ist einiges Geld zu gewinnen, indem sie für einen niedrigen Preis, für einige Kopeken, durch die ganze Stadt fahren, und dadurch den ärmern Volksclassen die Möglichkeit verschaffen, sich in dieser dem Vergnügen geweihten Woche zu belustigen; diese Sitte hat jedoch ihre Schattenseiten: die so in Menge versammelten Tataren durchjagen nun die Straßen mit einer so unglaublichen Schnelligkeit, daß es beinah unmöglich ist, in eigener Equipage zu fahren, ohne zu rücksten Pferde und Wagen beschädigt zu sehen, zu Fuß zu gehen ist eben so unmöglich; um sich also in beiden Fällen von diesen Gefahren sicher zu stellen, bleibt nichts übrig als sich selbst ihrer miserabeln Schlitten zu bedienen, d. h. die Herren, für Damen ist es nicht thunlich, und sie fahren wo es unumgänglich nothwendig ist, in ihren bequemen Wasaks. Die Obrigkeiten Kasans haben umsonst versucht, diese allstörlichen Besuche abzustellen, bis jetzt hat jedoch dieser uralte Gebrauch allen gegen sie gerichteten Versuchen widerstanden.

Auf diese lärmende Lust des Karnevals folgt die Strenge der großen Fasten: keine Vergnügungen, keine Bälle, Maskeraden, Diners, Schauspiele, alles hört plötzlich auf. Schlechte mit Oel bereitete Speisen treten an die Stelle der wohlschmeckenden Ragouts; alle Welt schreint mager zu werden, die Gesichter verlängern sich, werden blaß, und selbst der Geist schreint unter dieser plötzlichen Veränderung zu leiden. Die Karten und der Wein sind die einzigen erlaubten Dinge, um die Langeweile zu verjagen und die Zeit zu tödten.

Jedoch auch die Zeit, wie alles in der Welt, hat ein Ende. Zu Ostern scheint Kasan aus diesem finstern Zustand zu erwachen, und seinen frühern frohen und glänzenden Charakter anzunehmen. Von der langen Ruhe und Enthaltsamkeit ermattet haben die Einwohner Kasans nichts eiligeres zu thun, als mit den Osterfeiertagen die frühern Belustigungen wieder zu beginnen, zu denen sich noch ein neuer Reiz „die Umarmung" gesellt. Jeder der uns mit den Worten „Christus ist erstanden" anredet, hat das Recht uns zu umarmen.

Der schnelle Uebergang von Ernst zur Lust, von strenger Beobachtung der kirchlichen Gesetze zur allgemeinen Fröhlichkeit, ist von einem sonderbaren Wechsel im Anblick der Stadt selbst begleitet, die sich zu dieser Zeit auf eine sonderbare Weise verändert. Kasan liegt, wie schon gesagt, in einer ausgedehnten Fläche, die nur die und da von Strauchwerk unterbrochen ist; die Kasanka fließt dicht unter der Festung, die auf einem Berge erbaut ist, vor derselben erblickt man die vier Werste weit entfernte Wolga. So ist Kasan zu jeder andern Zeit des Jahres gelegen; der Reisende, der indessen gegen das Ende des Aprils hierher käme, würde sich sehr wundern, diese früher in einer Ebene gelegene Stadt jetzt wie durch Zauberei auf einer ungeheuren Wasserfläche emporsteigen zu sehen. Wo ist die Wolga? wo die Kasanka? man unterscheidet sie nicht mehr, beide haben ihre Gewässer vereint; wo sind die Gebüsche, die Ebene, die Straßen, die Brücken, die Häuser, die man früher hier erblickte, alles ist von dieser ungeheuren Wassermasse bedeckt. Hunderte von Schiffen, Kähnen, Barken, Dampfschiffen, kreuzen auf den Wogen umher, und ein wunderschöner drei Werste langer Damm ist die einzige Communication zu Lande bis nach der Admiralität. Es ist schwer sich zu überzeugen, daß das dieselbe Stadt sey die man früher hier sah.

Der schnelle Uebergang entsteht durch die periodischen Ueberschwemmungen der Wolga und der in dieselbe fallenden Kasanka. Das Austhauen der Schneemassen vermehrt sich so bedeutende Anschwellung des Stromes, daß er austritt und eine Strecke von 25 bis 30 Wersten überschwemmt; das Wasser wächst nach und nach und bleibt ungefähr einen Monat stehen. Diese Ueberschwemmung ist für Kasan und alle an der Wolga liegenden Ortschaften eine Quelle des Wohlstandes durch die Leichtigkeit des Transports aller Producte.

Der Anblick der Stadt ist zu dieser Zeit imposant und schön. Ihre Kirchen mit ihren Thürmen und vergoldeten Kuppeln, die tatarischen Moscheen mit ihren zierlichen, mit einem Halbmonde endenden Minarets, die zahlreichen Gebäude von so verschiedenen, oft sonderbaren Formen, diese so mannichfaltigen Gegenstände von allerhand Farben scheinen wie durch Zauberei aus den Fluthen zu steigen.

Gegen das Ende Mai nimmt das Wasser schnell ab, der Strom, der Fluß, treten in ihr Bett zurück, die vor kurzem mit Wasser bedeckte Ebene zeigt eine schlammichte Oberfläche, die von der brennenden Sonnenhitze bald getrocknet wird. Die Ebene ist für kurze Dauer mit glänzendem Grün bedeckt, welches jedoch bald wieder durch die brennenden Sonnenstrahlen vertrocknet, und nun ist die Gegend wieder öde und kahl wie vorher.

Die Stadt selbst, wo im April das Thauwetter wahre Moräste gebildet hatte, in denen die Pferde beinahe versanken, erleidet eine andere Umgestaltung. Die Straßen sind nun so mit Sand und Staub bedeckt, daß man kaum frei athmen kann, und sowohl das Innere der Häuser als auch die Kleider sind mit einem dichten Staub ganz belegt; dabei ist die Hitze wirklich unerträglich. Um diesen Uebelständen zu entfliehen, eilt, wer es nur irgend möglich machen kann, aufs Land, und wer nicht selbst ein Landgut besitzt, miethet eine Sommerwohnung oder findet bei gastfreien Freunden einen Zufluchtsort gegen diese schrecklichen Plagen.

(Schluß folgt.)

Beiträge zur Sittenkunde der Nordafrikaner.

An meine Tochter.

Philippeville den 25 Sept. 1851.

Heute, mein liebes Kind, bin ich besser im Stande, Dir von meinen jüngsten, leider sehr traglichen Erlebnissen Kunde zu geben, als ich es unlängst in den wenigen, zu Deiner einstweiligen Beruhigung an Dich gerichteten Zeilen zu thun vermochte, und ich bin glücklich Dir jetzt melden zu können, daß meine Genesung, die während zwei langer Monate nur langsam voranschritt, in der letzten Zeit die sichtlichsten und erfreulichsten Fortschritte gemacht hat, so daß ich bald meine längst ruhenden Arbeiten wieder werde aufnehmen können.

Zur bessern Uebersicht des Ganzen muß ich Dich zuvörderst bitten, Dich mit mir im Geist nach dem Demd-Sassaf, wo mich meine vorletzten Nachrichten gelassen, zurückzuversetzen.

Ich habe Dir in mehrern meiner letzten Briefe von wiederholten Fieberanfällen gesprochen, die wechselseitig mich und meinen armen Thomas heimsuchten, die aber jedesmal der schleunigen Anwendung des Chinins wichen. Die Leichtigkeit, mit welcher wir jedesmal diese Anfälle abschnitten, verminderte unsere Besorgniß in Hinsicht auf die Gefährlichkeit des Sumpffiebers, und ließ uns glauben, daß, schon längst an das afrikanische Klima gewöhnt, unser Körper weniger empfänglich für die Sumpfmiasmen sey, und daß wir davon nicht mehr als die hier ansässigen Kabylen, bei welchen sich die Krankheit selten unter einer gefährlicheren Form als derjenigen eines gewöhnlichen Wechselfiebers äußert, zu befürchten hätten. Wir wiegten und um so lieber mit diesem beruhigenden Gedanken ein, als die zweite Hälfte des Frühjahrs gerade die beste für meine Saumungen war, da die schönsten und werthvollsten während des Winters nach dem Süden emigrirten Wandervögel erst spät nach den Sümpfen des Sahels zurückkehren, und man derselben zu keiner andern Zeit habhaft werden kann. Zudem sagte mir meine wissenschaftliche Eitelkeit beständig vor, daß noch kein Naturforscher vor mir sich rühmen konnte, die für so gefährlich verschrieenen Sumpfgegenden Nordafrika's genauer erforscht zu haben, und daß man für die darin erbeuteten naturhistorischen Schätze wohl einige Fieberanfälle aushalten könne. Nichts ist bekanntlich demoralisirender als das Fieber; auch saßen wir bei jedem neuen Anfall den ernstlichen Entschluß, sobald als möglich nach der Seestadt zurückzukehren; kaum hatte uns aber das Fieber verlassen, so hatten wir auch gleich das Ueberstandene trin vergessen, und wir fuhren fort mit verdoppeltem Eifer zu arbeiten. So muthlos wir auch an den Fiebertagen waren, so fest war in der fieberfreien Zeit auch unser Entschluß, bis ans Ende auszuharren.

Dieser Entschluß ward uns unerschütterlich. Eines Morgens, als ich von der Jagd heimkehrte, fand ich meinen Thomas zwar wie gewöhnlich an der Arbeit, allein er klagte über große Kopfschmerzen und über ungewöhnliche Mattigkeit in allen Gliedern. Nichtsdestoweniger wollte der gute, pflichtgetreue Junge seine Arbeit vollenden, und nur durch ernstliches Nöthigen konnte ich ihn dazu bewegen, sich zu Bette zu legen. In Zeit von einer halben Stunde hatte er ein glühendes Fieber, und die unerträglichsten Kopfschmerzen ließen ihn von Secunde zu Secunde laut aufschreien, so daß man ihn in dem eine Viertelstunde entfernten Duar-Serdun hören konnte.

Dieser unerwartete, heftige Fieberanfall machte mir großen Kummer, denn ich liebte den guten Jungen, wie man einen sanften, liebreichen, uneigennützigen und treuen Gefährten, der Freude und Leid, Mühe und Gefahren, Strapazen und Entbehrungen aller Art so lange mit seinem Herrn getheilt, dem er mehr Freund als Diener war, lieben mußte. Was mich noch am meisten beunruhigte, war, daß wir gerade jetzt kein Ständchen Chinin mehr vorräthig hatten; ich sandte daher sogleich einen Kabylen nach der Stadt, um die benöthigte Arzenei zu holen, und einen andern nach dem Sumpf, um einige Blutigel zu fangen, deren ich dem Kranken bald eine hinlängliche Anzahl an beide Schläfe anlegen konnte, was ihm einige Linderung verschaffte. Jetzt aber wurde ich selbst vom Fieber befallen; ich hatte kaum noch so viel Kraft, um einen Krug Wasser und ein Gefäß mit Buttermilch neben das Bett zu stellen, auf welches ich mich dann neben meinen Kranken hinstreckte und bald darauf die Besinnung verlor.

Gegen Tagesanbruch kam ich zu mir selbst, und meine erste Bewegung war meinem Leidensgefährten das Gesicht zu befühlen, das ich zu meinem Schrecken ganz kalt fand. Ich rüttelte ihn, rief ihn ängstlich bei seinem Namen und hatte die unerwartete Freude ihn sich aufrichten zu sehen. „Verdugen sie sich, guter Papa“ (er nannte mich immer so), sagte er mit schwacher Stimme, „mir ist nun ganz wohl; die Blutigel, die Sie mir gestern angelegt, haben eine vortreffliche Wirkung gethan, und wenn heute Mli-Bel-Haussin mit dem Chinin aus der Stadt zurückkömmt, so wird eine gute Dosis desselben das Uebel bald gehoben haben.“ Ich sah, er hatte seine volle Besinnung, denn er stand trotz meinen Abwahnens auf, machte mir ein Glas Zuckerwasser und unsern Hunden eine Schüssel voll Suppe zurecht. „Die armen Thiere haben seit gestern morgen keinen Bissen genossen“, sagte er mitleidig. Mittlerweile war der Tag vollends angebrochen, und es war jetzt hell genug in unserer Hütte, um meinen Kranken näher betrachten zu können. Ein bedauernswürdiger Anblick! Der arme, frühre so frische und lebenskräftige Jüngling schwankte mit tief eingesunkenen Augen,

todtbleichem Antlitz und ungewissem Schritt im Gurbie umher, und ich sah jetzt nur zu deutlich, daß diese momentane Aufregung nur ein trügerisches Symptom gewesen war. Ich brachte ihn wieder zu Bette, wo er mich mit den süßesten Schmeicheleien überhäufte und mir seinen herzlichen Dank für alles was ich an ihm, dem armen, verlassenen Jungen gethan, aussprach. Nach und nach wurden seine Athemzüge kürzer und schwerer. Nachmals wendete er sich nach mir um und sagte mit gebrochener Stimme die letzten Worte, die ich aus seinem lieben Munde vernahm: „Grämen Sie sich nicht, mein guter Vater; ich fühle, daß meine Stunde nahe ist! Der allgütige Gott hat meine tägliche Bitte, mich vor Ihnen zu sich zu rufen, erhört, denn was hätte ich nach Ihnen noch auf dieser Welt thun sollen? Das einzige was mir den Abschied erschwert, ist der Gedanke, daß Ihnen mein Tod Kummer machen werde, denn ich weiß daß Sie mich lieben und mich bereinen werden.“ Bald darauf begann er etwas irre zu reden, und verfank dann in eine Art von Lethargie, aus welcher er gegen 2 Uhr Nachmittags schmerzlos und ohne Zuckungen in ein besseres Leben überging. Ich hatte, als die ersten Vorboten des Todes sich einstellten, meine fabylischen Nachbarn herbeigerufen; diese, schon längst von ihrem Fanatismus in Hinsicht unserer zurückgekommen, beteten mit auswärts gekehrter Hand und erhobenem Zeigefinger über dem Haupt des Sterbenden, was mich ungemein rührte. Nur Schade, daß dieser Eindruck durch die Entwendung einiger kleinen Silberstücke, die während der allgemeinen Andacht durch irgend einen der Beistehenden verübt wurde, zerstört ward.

Jetzt hat ich die Kabylen mich mit dem Verblichenen allein zu lassen. Mit mir noch heute unbegreiflicher Stärke erhob ich den geliebten Leichnam in meinen Armen, entkleidete ihn um ihn zu seiner letzten Reise aufs beste zu schmücken, und erst nachdem dieser letzte Liebensdienst nichts mehr zu wünschen übrig gelassen, verließ mich die Spannkraft der heftigen Aufregung, und ich sank entkräftet neben dem lieben Todten auf das Bett nieder, wo ich bis gegen Abend unter heftigen Fieberschauern liegen blieb. Mittlerweile hatten meine zwei nächsten Nachbarn in einem nahe gelegenen Wäldchen unter einer grünen Wölbung von Eichen, Ulmen und Lorbeeren ein Grab eröffnet, dann brachten sie die frisch abgeschälte Rinde eines dicken Korkeichenstammes herbei — der gewöhnliche Sarg der Bewohner dieser Waldgegenden — welche die irdische Hülle meines Freundes aufnehmen sollte. Die Sonne ging eben unter, als sich der beschiedene Leichenzug, bestehend aus den mir am meisten befreundeten Einwohnern der Sriba in Bewegung setzte. Ich hatte mich aufgerafft, um trotz des noch immer fortdauernden Fiebers meinen treuen Gefährten zu seiner letzten Ruhestätte zu begleiten. Flora, die Lieblingsbündin des Verstorbenen, ging traurig hinter den Trägern her. Bei dem Grabe angelangt, küßte ich noch einmal die bleichen Wangen des Guten; ein junger Mohammedaner bestreute den kunstlosen Sarg mit grünen Myrtenzweigen, und bald hatte die Erde meinen einzigen Freund in ihren friedlichen Schooß aufgenommen. Ich konnte mich nicht enthalten meinem Schmerz freien Lauf zu lassen, und ich kehrte, von zwei Männern unterstützt, laut weinend nach meinem einsamen, verwaisten Gurbie zurück.

Mein Entschluß war gefaßt: es wäre mir unmöglich gewesen länger in meiner verödeten Hütte zu verweilen; es kam jetzt bloß darauf an das Fieber noch einmal zu stillen um die Reise ertragen zu können. Mit anbrechender Nacht kam mein Bote aus der Stadt zurück. Eine starke Dosis der von ihm mitgebrachten, für meinen unglücklichen Freund bestimmt gewesenen Arzenei stellte mich insofern einwal her, daß ich mich mit den Anstalten zur Abreise beschäftigen konnte. Ich packte nach und nach, mit Hülfe Ali-Ibrads, meine Habseligkeiten ein, miethete drei Maulthiere und verließ am 14 Julius, dem dritten Tag nach dem Abschreiben meines Thomas, Abends um acht Uhr, mit aufgehendem Monde, den Demb-Saffaf, wo ich so manchen müheseligen, aber auch so manchen frohen Tag verlebt hatte. Ich reisete die ganze Nacht hindurch und erreichte am folgenden Tage um zehn Uhr Morgens die Stadt Philippeville, wo ich äußerst schwach und krank ankam.

Zur Charakteristik der Kabylen und als neuen Beleg zu der guten Meinung, die ich immer von diesen braven Leuten hatte, muß ich hier einschalten, daß meine Maulthiertreiber, lauter Bekannte, denen ich oft Gefälligkeiten erwiesen, mit unternegs meine zwei Bettdecken stahlen, und dieselben bis zu ihrer Rückkehr in einer am Wege stehenden hohlen Eiche verbargen. Einer derselben ward acht Tage darauf von einem Nachbarn ermordet, den andern ließ ich seidem vor dem Kaid belangen, der ihn durch eine hinlängliche Anzahl von Stockprügeln zum Geständniß und zur Rückgabe vermochte.

Hier war ich also in der Seestadt, wo ich meine Gesundheit wieder herzustellen hoffte. Damit ging es aber nicht so schnell. Eine gänzliche Abgespanntheit der Leibes- und Seelenkräfte hatte sich meiner bemächtigt; das Fieber hatte sich zwar vermindert, mich aber nie ganz verlassen, und ich vegetirte so einige Tage ohne Gram über das Vergangene und unbekümmert über die Zukunft. Eines Tages bekam ich wieder einen ungewöhnlich heftigen Fieberanfall, der sich ganz unter denselben Symptomen, wie derjenige, der meinen Thomas weggerafft, einstellte. Man rief den Arzt herbei, ehe derselbe aber ankam, verlor ich das Bewußtseyn und hatte während sieben Tagen nicht das geringste Gefühl meines Daseyns. Während dieses Zustandes besuchten mich täglich mehrere meiner Bekannten, deren Anwesenheit ich eben so wenig, als diejenige des Arztes, der mich täglich dreimal besuchte, wahrnahm. Eines Morgens erwachte ich aus diesem sonderbaren Schlaf, und ich erfuhr jetzt, daß der Arzt, an meinem Aufkommen verzweifelnd, ein vorteilgtes Urtheil gesprochen hatte.

Von dieser Zeit an ging es täglich besser; das Fieber hatte mich verlassen, allein ich war so schwach und abgemagert, eher einem Skelett als einem lebenden Wesen ähnlich, daß ich noch einen ganzen Monat lang das Bett nicht verlassen konnte, und noch eben so lang oder noch länger zu thun hatte, um mich zuerst wieder an das Sitzen und endlich an das Gehen zu gewöhnen. Heute, wo ich dieses schreibe, fühle ich mich vollkommen hergestellt, meine Arme und Wangen beginnen sich wieder zu runden, nur mein, unter dem Einfluß des afrikanischen Klima's frühzeitig ergrautes Haupt- und Barthaar will nicht wieder schwarz werden.

Dieß ist der traurige Ausgang meiner letzten naturhistorischen Campagne, die ich unter so glücklichen Auspicien begonnen hatte. Gott gebe, daß die nächstfolgende glücklicher ausfallen möge!

Indianerkrieg in Yucatan. Nach den neuesten Nachrichten aus Mexico (s. Shipp. Gaz 30 September) ist der Kampf zwischen Weißen und Indianern wieder in vollem Gang; bemerkenswerth ist dabei, daß mehr und mehr indische Namen auftreten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 240. 6 October 1852.

Die Dänen und Nordmänner in England, Schottland und Irland.

(Von J. J. A. Worsaae. Deutsch von Dr. P. P. W. Meißner.)

Begierig haben wir dieß Buch, das einen so interessanten, noch immer nicht hinreichend untersuchten Gegenstand behandelt, zur Hand genommen, aber nicht sonderlich befriedigt wieder niedergelegt. Ein allermodernster dänischer Patriotismus, der daraus hervorleuchtet, würde weniger störend seyn, wenn er nicht von einer ziemlich engherzigen Auffassung und Darstellung begleitet wäre. Der abenteuerliche Geist, der die germanischen Stämme in der gewöhnlich unter dem Namen der Völkerwanderung bekannten Bewegung trieb, und vom Ende des 4ten bis ins 12te Jahrhundert, ja noch später, die Wanderungen und Züge der nordischen Stämme von Dänemark und Norwegen aus nach Westen, von Schweden aus mehr nach dem Osten leitete, ist eine der wichtigsten Erscheinungen in der europäischen Geschichte; billig sollte man erwarten, daß in einem Werke, das die Wanderungen der Dänen und Normeger nach dem Westen sich zum Ziel gesetzt hat, ein einleitendes Capitel die Zustände in Skandinavien, welche die wahrscheinliche Veranlassung bilden, und die von Süden nach Norden hinaufrückende Bewegung geschildert hätte, aber der Verfasser behandelt auf drei Seiten die „frühern Bewohner Englands, Britten, Römer und Angelsachsen," als ständen letztere nicht in engster Verbindung mit den dänischen, noch dazu anfangs und lange Zeit hindurch vorzugsweise fürstlichen Zügen. Von dem Augenblick an, wo Hengist und Horsa den englischen Boden betraten, und wahrscheinlich sogar von noch früherer Zeit her hören die Züge von den deutschen und skandinavischen Westländern nach England und Schottland nicht auf, und selbst in einer Zeit, wo die eigentlichen skandinavischen Züge längst das Uebergewicht hatten, nahmen noch Friesen einen weit größern Antheil daran, als man gewöhnlich glaubt. Es ist also hier keine exclusiv dänische oder normegische, sondern eine germanische Völkerwanderung zur See, und wenn dieß nicht hindert, die dänischen Züge besonders herauszuheben, und das Entstehen und das Wachsthum der dänischen Colonisation und Herrschaft in England zu schildern, so darf man doch den Zusammenhang des Ganzen nicht außer Acht lassen, wenn man nicht ein schiefes und theilweise geradezu unrichtiges Bild geben will. Diese Bemerkung erstreckt sich dann bis auf Einzelnheiten hinaus, denn nirgends ist deutsches und skandinavisches Wesen gehörig geschieden, vieles allgemein germanische ist, namentlich in den sprachlichen Erörterungen, als besonders dänisch oder jütländisch hervorgehoben.[1] Daneben sind wirklich skandinavische Reste, wie sie namentlich in der Aussprache des höhern Englisch im Gegensatz gegen manche Provinzialdialekte liegen, geradezu übergangen.[2] Germanische Sprachkenntnisse scheinen überhaupt des Verfassers starke Seite nicht zu seyn; und so hat er wohl in antiquarischer Hinsicht manches Interessante und Wichtige gesammelt, aber weder in historisch-literarischer, noch in linguistischer Beziehung gehörig zu verarbeiten gewußt. Das Werk trägt dadurch den Charakter eines höchst oberflächlichen Machwerks, obgleich es dieß keineswegs in allen Theilen ist, sondern mehr die ungeschickte Art der Darstellung und der beschränkte Dänismus die Schuld tragen.

Wenn der Verfasser (p. 62) sagt, „so ist es denn durch zahlreiche und unbestreitbare Beweise entschieden, daß die Dänen während eines kurzen Zeitraums England beherrschten u. s. w.", so stößt er, wie man zu sagen pflegt, eine offene Thüre auf, denn das hat noch niemand bestritten, und steht in jeder Geschichte Englands; für die Nachweise, wo die Dänen und Normeger in England gewohnt und sich massenhaft niedergelassen, hat er im Grunde zu viel und zu wenig gethan, und er hätte aus den englischen Provinzialdialekten wohl einen viel stringenteren Beweis liefern können. Schlimmer ist aber, daß er in dem Abschnitt über den Einfluß der Dänen auf England sich erst noch auf allgemeine Darstellung der Normannenzüge einläßt, dabei aber nichts sagt, was wir nicht aus Fischers Geschichte des deutschen Handels und aus Depping schon eben so gut und zum Theil viel umständlicher wissen. Von einem Skandinavien hätte man erwarten sollen, daß er die Sagas umständlich benützt, und danach gleichsam eine documentirte Geschichte der Normannenzüge geliefert hätte, die uns noch fehlte, und nur von einem Manne hergestellt werden kann, der mit der altskandinavischen Literatur möglichst vertraut ist. Eine solche Vertrautheit ist nicht Jedermanns Sache, und Skandinavien ist ein solches Studium schon an und für sich leichter als Englandern und Deutschen. Auch den Handel bringt der Verfasser im darauf folgenden Abschnitt zur Sprache, aber hier wiederum, einige Einzelnheiten abgerechnet, nichts Neues; dennoch fühlt derselbe die Wichtigkeit dieser Gegenstände und läßt sich sogar auf den Handel ein, den die Ost-Skandinavier über Rußland nach

[1] Dieß ist namentlich in der p. 58 gegebenen Tabelle von „hundert dänischen oder normegischen Worten aus der norwegisch-dänischen Volkssprache" aufzufallen, und was soll man sagen, wenn der „Rock" (Spitzenrock), die „Epaulette" (Epaule) und die „Garnwinde" als ursprünglich skandinavische Worte bezeichnet werden (l. p. 55.)

[2] Es ist doch gewiß skandinavisch, wenn das angelsächsische blood (lang o oder u) ganz scharf wie „blot", eben so uns, im Niederdeutschen gedehnt, im Hochenglischen scharf intonirt „oos," aus gesprochen wird wie im Skandinavischen.

Asien und Konstantinopel trieben, der ihn, seiner frühern selbst auferlegten Beschränkung nach, nichts angeht. Der Handel zwischen England, Frankreich, Deutschland, Dänemark und Norwegen scheint ziemlich bedeutend gewesen zu seyn, aber der Verfasser beschränkt sich auf sehr allgemeine Bemerkungen, durch welche der Kreis unsers Wissens keineswegs ausgedehnt wird.

Ziemlich neu und interessant dagegen, obwohl wahrscheinlich noch einer größern Ausdehnung und Bestimmtheit fähig, ist die Schilderung, wie die Normänner und Dänen mit den Angelsachsen allmählich verschmolzen, „die Kluft zwischen Dänen und Angelsachsen kann bald nicht mehr so streng gezogen worden seyn als man allgemein denkt.“ Die nahe Verwandtschaft beider Stämme, die sich doch wohl in der Sprache so ziemlich verstanden, machte die Verschmelzung leicht, um so mehr, als unter den Skandinaviern, so wenig als unter den Angelsachsen, eine fest gegründete Aristokratie bestand, wenigstens nicht eine solche, wie man sie nach der normännischen Eroberung verstand. Die germanischen Stämme hatten diese Aristokratie überhaupt nicht, und wenn wir in der alten Lex Saxonum von Edelingen hören, so hat dieß wahrscheinlich seinen Grund in dem steten Kriegsverhältniß dieser Völker zu den Slaven; in dem hofparischen Gesetz finden wir nur vier erlauchte Familien, wahrscheinlich die der Anführer der vier Stämme, welchen bei der Vertheilung der Länder nach der großen Schlacht gegen Cilak, Attila's Sohn, das Land zwischen Böhmen und Italien zufiel; im allemannischen Gesetz finden wir nur eine erlauchte Familie, die herzogliche, und was die Skandinavier betrifft, sa erwähnt Worsaae selbst (p. 66), die Wikinger hätten auf die Frage, welchen Rang ihr Anführer habe, geantwortet: „keinen, wir sind alle gleich.“ Ist dieß freilich, wie natürlich, nur mit Einschränkungen zu verstehen, sa zeigt es doch den Geist, der diese Stämme belebte und auch in der angelsächsischen Bevölkerung vorherrschte. Leibeigene Knechte, hauptsächlich Kriegsgefangene und deren Nachkommen, gab es überall, in den Krieg zogen aber wesentlich nur die Freien, und insaweit war die Antwort der Wikinger ganz richtig. Die deutschen Stämme brachten die Aristokratie nach Spanien, Frankreich und Italien, wahrscheinlich auch in einen großen Theil der slawischen Länder, weil sie als erobernde Krieger auftraten, um aber das eigenliche Lebenwesen nach England zu bringen, bedurfte es der Uebertragung der Verhältnisse, die zwischen den Normannen und den unterworfenen Galliern sich gebildet hatten, auf England, wa ein solches Verhältniß während der angelsächsischen Periode nicht bestand, und es ist deßhalb charakteristisch, wenn Worsaae (p. 67) erwähnt, daß im Nordosten, wo auch die Vermengung der Skandinavier mit den Angelsachsen am weitesten gegangen zu seyn scheint, beide vereint den Kampf gegen die erbarmten Normannen auch nach der Unglücksschlacht bei Hastings fortsetzten (s. p. 112 ff.). Im nördlichen England ist Wilhelm der Eroberer und seine nächsten Nachkommen noch nicht vollständig Herr gewesen, wie sich auch aus dem Umstande ergibt, daß das alte Damedag-Boak Northumberland nicht umfaßt; auch ist das sogenannte Danelag (dänische Gesetz) nach Jahrhunderte lang in einem sehr großen Theil Nordenglands gültig geblieben. [1] Worsaae polemisirt (p. 100) gegen diejenigen Engländer, welche die Bedeutung der scandinavischen Einwanderung und Eroberung läugnen wollen und behaupten, „die Dänen hätten vergebens versucht die Institutionen Englands umzustoßen“; sie hatten gar keine Veranlassung dazu: sie benahmen sich als Sieger vielsach hart und hochmüthig, aber ihre Institutionen beruhten allzu sehr auf derselben Grundlage, wie die angelsächsischen, als daß sie dieselben hätten umstürzen sollen. Ueber das Verhältniß angelsächsischen und dänischen Rechts wird wohl dasselbe gelten, wie so oft in Deutschland, wo sächsisches und fränkisches Recht nahe neben einander bestanden, und wie bekannt noch manchmal die verschiedensten Rechte neben einander bestehen.

(Fortsetzung folgt.)

Kasan.

(Schluß.)

Das Klima und das Wasser.

Die oben erwähnte Hitze ist in der That so groß, daß man sich, war man zu dieser Epoche nicht selbst in Kasan, keine Vorstellung davon machen kann; das Steinpflaster ist während der glücklicherweise kurzen Dauer des Sommers wie am Feuer geglüht, und brennt durch die Sohlen der Fußbekleidung, und da nicht das geringste Küchlein weht, um die Athmungswerkzeuge des Unglücklichen zu erfrischen, der genöthigt ist seine Wohnung zu verlassen, so ist man wirklich ganz abgemattet. Myriaden von Mückliad und Mücken schwirren in der Luft, und machen durch ihre schmerzhaften Stiche einen Sammertag vollends unerträglich. Die einzige Tageszeit, wa man allenfalls ohne zu ersticken das Haus verlassen kann, ist nach Sonnenuntergang, sedach muß man sich der zu großen Feuchtigkeit der kalten Nächte nicht aussetzen. Kasan ist der Sitz hartnäckiger Fieber, und einmal davon befallen, kann man sich schwer wieder los machen.

Diese große Hitze dauert zwei bis drei Monate, dann kommt, was man hier Herbst nennt, abschon diese Jahreszeit hier wirklich nicht existirt; denn sobald die Sanne ihr Feuer verloren hat, wird die Luft plötzlich sehr kalt und feucht, und oft geschieht es, daß die Erde zu Ende Septemberk schon mit Schnee bedeckt ist. Heftige Stürme und Regen sind an der Tagesordnung, selten ist schönes, heiteres Wetter und starke Nachtfröste treten ein. Der Novembber ist gewöhnlich schon weit angenehmer, nun fängt die Kälte an beständig zu werden, Seen und Flüsse starren, haber Schnee bedeckt die Erde, die Kälte steigt ose bis 30 und 34° R., die Theater werden geschlossen, und der nach meiner Meinung classisch schöne Winter beginnt und dauert in beinahe gleichen Graden bis in den März, wa die Sanne in den Mittagsstunden mit Kraft auf Eis und Schnee wirkt, bis Ende April der Frühling eintritt.

Der Monat Mai gilt in Kasan für den angenehmsten, die Kälte hat gänzlich aufgehört und die Sonne versendet noch nicht ihren glühenden Brand; die Wolga hat ausgegassen und eine Art Jahrmarkt beginnt am äußern Ende der Stadt, wa eine ungeheure Anzahl von Schiffen mit allerband Waaren aus allen an der Wolga gelegenen Städten ankommen. Zu dieser Zeit ist der Anblick der Stadt wirklich zauberhaft schön zu nennen.

Die ärmern Classen der Einwohner verlassen nun ihre unsaubern, engen Wohnungen, am freie, reine Luft zu schöpfen; man sieht sie des Nachts in den Höfen und oft sogar auf niedrigen Dächern ihre Schlafstätte aufschlagen; die Weiber sehen blühender aus und die Kinder, die den Winter über in engen, niedrigen Stuben, die keiner Luft zugänglich waren, ihre Kräfte verloren haben, kräftigen sich und springen fröhlich herum. Selbst die Kaufmannsfrauen, die mit wenigen Ausnahmen beinahe das ganze Jahr nicht ausgehen, spazieren nun, roth ge-

[1] Ob Worsaae mit Recht die Jury aus dem Danelag ableitet, müssen wir dahin gestellt seyn lassen; uns will bedünken, daß er auch hier etwas zu viel hineinsieht, denn ganz ähnliche Formen, wie die englische Jury, finden sich bekanntlich mehr oder minder scharf ausgeprägt, bei den andern deutschen Völkern.

schminkt und mit Juwelen bedeckt, längs des Kremls einher, um den wahrhaft prächtigen Anblick der Ueberschwemmung zu genießen. Kaum fängt jedoch das Wasser an sich in seine Gränzen zurückzuziehen, so wird die Luft aufs neue kälter, und oft fällt noch Schnee auf die Bäume, die bereits Knospen und Blüthen trugen. Das Klima ist sehr unangenehm, wird aber doch noch vom Wasser übertroffen. Was kann in der That unangenehmer seyn als dieser Wassermangel, oder die schlechte Beschaffenheit desselben, da es meist von der Art ist, daß es zu den nothwendigsten Lebensbedürfnissen nicht taugt. Es gibt drei Arten von Wasser in Kasan, die erste ist bloß schlecht, nämlich das Wasser aus dem See Kaban, und dieses wird gewöhnlich gebraucht; um aber zu begreifen, wie weit es entfernt ist für gut zu gelten, muß man anführen, daß es ein stehender See ist, der im Sommer von Myriaden Infusionsthierchen wimmelt, fügt man nun noch hinzu, daß alle Unreinigkeiten der Stadt hineingeworfen werden, daß man die Pferde darin badet, und alle Wäscherinnen der Stadt hier ihre Wäsche schweifen, so wird man sich von der Unsauberkeit einen Begriff machen können. Während des Winters wird hier ein Markt gehalten, und die Wege auf dem Eise durchkreuzen sich in allen Richtungen, so daß der See zu Ende des Winters mit Stroh und Dünger bedeckt ist, welches beim Aufthauen natürlich ins Wasser sinkt und demselben eine Menge Bestandtheile beimischt, die der Bewohner Kasans dann verdauen muß. Die zweite Sorte enthalten die zahlreichen Brunnen der Stadt; dieses ist noch schlechter, obschon man es, genau genommen, in der Küche gebrauchen kann, sonst taugt es wenig; besonders wird der Thee, ohne den man in Rußland nicht leben kann, ganz schlecht mit diesem Wasser. Das schlechteste aller Wasser ist jedoch die dritte Art, nämlich das Wasser aus der Kasanka. Es ist unmöglich, es auf irgend eine Weise zu gebrauchen, da es eine Menge Kalk und Schwefelsalzsäure enthält, und selbst Badende seinem nachtheiligen Einfluß ausgesetzt sind. Das einzige gute Wasser befindet sich 4 Werste von der Stadt, in der sogenannten deutschen Schweiz, und wer nur ein Pferd besitzt, holt seinen Bedarf von dort; jede halbwegs bemittelte Haushaltung hat daher ein Wasserfaß, was den ganzen Tag zu thun hat, das Wasser aus der deutschen Schweiz oder dem Kaban zu holen oder die Wäscherinnen mit ihren Körben hinzuführen. Die schädlichen Eigenschaften des Wassers sind eine der Ursachen der hier herrschenden hartnäckigen Fieber, und man hat bemerkt, daß die näher an der Kasanka Wohnenden diesem Uebel mehr unterworfen sind als die, welche die höher gelegenen Stadttheile bewohnen.

Als Kasan unter der Herrschaft der Tataren war, soll das Wasser viel besser gewesen seyn, man nimmt und wohl nicht mit Unrecht an, daß die Tataren, welche, wie alle orientalischen Völker, eine religiöse Verehrung für das Wasser haben, vermuthlich für die Reinerhaltung des Kabans gesorgt haben, und er nicht wie jetzt, der Sammelplatz alles Unraths gewesen ist.

Eine Ausfahrt

von Astrakhan bis zur zweiten Katarakte und zurück nach Bulak, in den Monaten December 1849, Januar und Februar 1850.

Zweiter Abschnitt.

Rückreise von Wady Halfa nach Bulak.

Während unseres Ausfluges nach der zweiten Katarakte hatte der Rais die erforderlichen Einrichtungen zur Rückreise getroffen. Die Bohlen des Verdecks waren zu Ruderbänken zusammengefügt und an die Stelle des großen Segels, dessen gewaltige Stange die ganze Länge der Barke einnahm, das kleinere vom Hintermaste befestigt worden.

Am Morgen des 22 Januar ließen wir von Wady Halfa ab, und bei herrschender Windstille ruderten unsere Matrosen unter lustigem Gesange anfangs kräftig vorwärts. Allein gegen 10 Uhr begann sich die bis dahin geebnete Fläche des Flusses zu kräuseln, und des immer zunehmende Nordwind nöthigte uns bald die Ruder einzuziehen und von einem Ufer zu dem andern lavirend, langsam mit dem Strom hinabzuschwimmen, während zwei heraufkommende Barken mit Reisenden dem Ziele ihrer Fahrt schnell entgegeneilten. Nicht besser ging es am folgenden Tage, so daß wir an demselben erst gegen 9 Uhr Abends in die Nähe des vor Abusimbel am östlichen Ufer gelegenen Tempels Feraxy kamen. Wie ließen die Dahabie weiter treiben und ruderten mit dem kleinen Boot an das felsige Ufer heran, um das Innere des Tempels bei Fackelschein zu besichtigen. Es ist ein kleiner, in den Felsen gehauener Tempel aus der Zeit Ammenoph III (1430 v. Chr.), bestehend aus einer von vier Säulen getragenen Vorhalle, zwei Seitengemächern und einem Adytum, in welchem sich eine grobsändliche Vertiefung vorfindet. Er war den Göttern Ammuna und Knephy geweiht, und schein1 von den ersten Christen benutzt worden zu seyn, da man an der Decke des Adytum zwei Figuren, Cherubim und Johannes darstellend, erblickt.

Wir hatten die Dahabie bald wieder ein und legten kurze Zeit darauf vor dem Gestade von Abusimbel an. Daselbst befinden sich in geringer Entfernung von einander dicht an dem schroff emporsteigenden Ufer zwei in den gelblichen Sandstein gehauene Tempel, aus der Zeit Ramesses des Großen (1355 v Chr.) Kammend, von denen der größere, welcher der südlichere ist, wohl das interessanteste Denkmal ägyptischer Baukunst unter allen Ruinen des Nilthal entlang, mit alleiniger Ausnahme derer zu Theben, genannt werden darf, da er, abgesehen von seiner Großartigkeit und architektonischen Schönheit, besonders ausschnitzreiche Sculpturen enthält.

Vor der zwischen 60 und 100 Fuß hohen Façade dieses Tempels befinden sich fünf sehr bedeutende Kolosse, Ramses II darstellend, die bei Beschauer umsomehr überraschen, da er bei ihrer ungeheuren Größe Schönheit und richtiges Verhältniß der Formen nicht vermißt. Sie sitzen, wenn man den Nil heraufkommt, schon aus weiter Ferne sichtbar, auf Thronen und ihre Hände ruhen ausgestreckt auf den Schenkeln. Sie sind aus der Felsenwand herausgearbeitet und, mit Ausnahme des Kopfstückes, mit der Façade verbunden. Die ganze Höhe der Kolosse, von denen leider der erste links vom Eingange verstümmelt ist, mag, mit Ausnahme des 8—10 Fuß hohen Piedestals, 60—70 Fuß betragen und die Größe einzelner Theile wird von Sir Gardiner Wilkinson angegeben wie folgt: Länge des Ohres 3 Fuß 5 Zoll, des Zeigefingers 3 Fuß, von der innern Seite des Ellenbogengelenkes bis zur Spitze des Zeigefingers 15 Fuß.

Das Innere des Tempels, dessen totale Tiefe vom Eingange bis in das Adytum gegen 200 Fuß beträgt, ist gleichfalls aus dem lebendigen Felsen herausgearbeitet. Durch das schmale Thor, welches aller Klerikalen entbehrt, tritt man in eine große Halle, deren durch gemalte Decke von acht in zwei Reihen vertheilten, mit den Statuen des Osiris geschmückten Säulen getragen wird. An diese Halle schließt sich eine zweite mit vier viereckigen Säulen, dann folgen ein transverser Corridor und das Adytum mit zwei Nebengemächern. Acht andere, meist unregelmäßig ausgehauene Grotten, deren einige mit niedrigen Steinen versehen sind, öffnen sich zu beiden Seiten der großen Halle. Die Höhe der in der letzteren befindlichen acht Statuen beträgt, ausschließlich des Piedestals und der hohen Kopfbedeckung, durch welche Osiris sich auszeichnet, zwischen 17 und 18 Fuß; von der Schulter bis zum Ellenbogen messen sie 4 Fuß 6 Zoll, vom Ellenbogen bis zur Faust 4 Fuß 3 Zoll, von der Nase bis zum Kinn 8 Zoll. Länge des Gesichtes gegen 2 Fuß. Sie halten die Arme kreuzweis über einander gelegt und in der rechten Hand den Krummstab, in der linken die Geißel, die Symbole der ineinlenkenden Kraft.

In der Mitte des Adytum erhebt sich ein kleiner Altar, auf welchem unsere Begleiter ein Feuer anzündeten, dessen hell aufleuchtende Flamme die Fledermäuse aus ihrem Versteck scheuchte und die auf einer Erhöhung

im Hintergrund ſpenden wier Götterbilder beleuchtete, worvon eins den Gott Ra (Helios) darſtellte. Er iſt der Herr des Tempels und Beſchützer des Platzes, und ſeine Statue erblickt man noch über dem Eingange des Tempels, wo ihm Rameſes in knieender Stellung einen Vogel darreicht.

Die Wände der großen Halle enthalten farbige Sculpturen, welche Schlachtſcenen zur Verherrlichung der kriegeriſchen Thaten des Gründers des Tempels darſtellen. Die Truppen des Königs kämpfen zu Wagen und zu Fuß gegen Nubier und Aethiopier, welche theils unter den Streichen der Sieger fallen, theils als Gefangene vor den Thron des Königs geführt werden, der einige von ihnen mit eigener Hand ertegt. Die Aegyptier ſind von rother, die Nubier von kupferbrauner und die Neger von ſchwarzer Farbe, welche letztere ſich am vorzüglichſten ers halten hat.

Südlich vom Eingange finden ſich an der Façade und der Baſis der beiden Koloſſe einige hieroglyphiſche Zeilen und mehrere Inſchriften, von welchen letzteren eine von karischen und ioniſchen Miethstruppen des Pſammetich herrühren ſoll, welche bei Verfolgung einheimiſcher, von ihrem Könige abgefallener Truppen bis hieher vorgedrungen ſind. Dieſe waren nämlich unter der Regierung des Pſammetich auf der Inſel Elephantine Kationirt geweſen, um das Land vor den Einfällen der Aethiopier zu beſchützen. Als ſie daſelbſt drei volle Jahre in Garniſon ſtanden, ohne daß ihr oft wiederholter Wunſch, abgelöſt zu werden, Berückſichtigung gefunden hätte, beſchloſſen ſie einſtimmig vom Könige abzufallen und zu den Aethiopiern überzugehen. Sie ſetzten ihren Plan ins Werk. Sobald Pſammetich hiervon Nachricht erhielt, eilte er ihnen nach und verſuchte, als es ſie eingeholt hatte, ſie durch Bitten und Verſprechungen zu bewegen, ihr Vaterland, ihre Götter, Weiber und Kinder nicht zu verlaſſen. Aber ſie ſetzten, kaut ſie ſeine Gründe, ihren Marſch weiter fort und ſtellten ſich nach ihrer Ankunft in Aethiopien dem Könige dieſes Landes zu Gebote; dieſer empfing ſie freundlich und belohnte ſie mit den Ländereien widerſpänſtiger Aethiopier, welche ſie bare aus zu vertreiben angewieſen wurden. Die Inſchrift ſelbſt rühet von einem Theokles her und meldet kurz, daß die Begleiter des Pſammetich (ſeine Truppen) die Abgefallenen verfolgt hätten, während der König auf der Inſel Elephantine geblieben ſey. Außerdem ſind noch die Namen mehrerer Griechen eingegraben, welche den Platz wahrſcheinlich in ſpäteren Zeiten beſucht haben; ſo lieſt man Theovumpus, Sohn des Plato, Ptolemäus, Sohn des Timoſtratus, und mehrere andere.

Dieſer Tempel lag lange Zeit unter dem Sande vergraben, welcher von den darüber liegenden Hügeln herunterrann. Erſt im Jahre 1817 wurden die Koloſſe und der Eingang durch Belzoni, Irby und Mangles vom Sande frei gemacht; doch ſteht zu befürchten, daß dieſes intereſſante Monument bald wieder verſchüttet ſeyn wird, da der unaufhaltſam herabſtrömende Sand bereits die beiden nördlichen Koloſſe bis an das Kinn bedeckt hat und bis in die Mitte der großen Halle eingedrungen iſt.

Der kleinere Tempel, von dem größeren etwa 300 Schritte entfernt, war der Göttin Hathor (bei den Griechen Aphrodite Urania) geweiht, deren Gemahlin, die heilige Kuh, im Adytum und an den Wänden des Tempels vielfach eingegraben iſt. Die Façade zieren ſechs Statuen en relief, deren vier den König Rameſes, die übrigen die Göttin darſtellen. Das Innere geſtaltet in eine Vorhalle, deren Plafond von ſechs viereckigen mit dem Haupte der Göttin geſchmückten Säulen getragen wird, in einen transverſen Corridor mit einem kleinen Nebengemache zu jeder Seite und in das Adytum. In der Vorhalle ſind die Gottheiten Ra, Amunra, Iſis, Phtah, Knuphi, Satis und andere abgebildet. Die ganze Ausdehnung hat eine Tiefe von ungefähr 90 Fuß.

Da der Wind heftig aus Norden wehte, ſo blieben wir den ganzen Tag vor Abuſimbel liegen und machten erſt nach Sonnenuntergang einen Verſuch weiterzukommen; er mißlang jedoch, denn 2 engl. Meilen hinter Abuſimbel mußten wir wieder anlegen, indem die Barke anfuhr vorwärts zu gehen, zurückgetrieben wurde. Auch am Morgen des 26 Januar blies der Wind noch aus derſelben Richtung, weßhalb wir das Segel aufſpannten und nach Abuſimbel zurückkehrten. Während mein Freund fixirte, ſetzte ich nach einem am öſtlichen Ufer gelegenen Dorfe über, wo mitten im bebauten Lande einige recht nette, einſtöckige Häuſer ſtanden, welche ſogar mit zierlich geſchnitzten Fenſterladen verſehen waren. Unter den Palmen ſaßen ſpinnende Frauen, welche, als ſie meiner anſichtig wurden, das Geſicht nicht verhüllten, wahrſcheinlich weil ſie recht hübſch waren und die ſorgſam geflochtenen Löckchen nicht in Unordnung bringen wollten. Indeß hätte ich mich doch in beſcheidener Entfernung halten ſollen, denn ſobald ich verſuchte, zu ihnen heranzutreten, erhoben ſie ſich und ſuchten unter Geſchrei und Gelächter das Weite; ich vertrieb mir die Zeit mit Jagen, von einigen nubiſchen Männern und Knaben begleitet, die ſich zu mir geſellt hatten und mir die zwiſchen den dichten Zweigen der Palmen verſteckten Turtelkauben zeigten, und wenn ſie getroffen herabfielen, dieſelben bereitwilligſt holten, ohne dafür Bakſchiſch zu verlangen. Kurz vor Sonnenuntergang nahm ich von meinen Begleitern Abſchied, beſchenkte ſie für ihre Mühe mit Pulver und Schrot, und kehrte mit Beute beladen nach der Barke zurück.

Am 28 Januar hatte ſich der Wind einigermaßen vermindert und wir fuhren von Abuſimbel ab; doch ſchlug der Nil noch ſo große Wellen, daß der Aufenthalt auf der Barke unangenehm wurde. Ich ließ mich deßhalb an das linke Ufer ſetzen und ging an demſelben einige Stunden hin, um das langſam nachkommende Fahrzeug unter einer ſchattigen Anzie zu erwarten. Da ſich die Sonne bereits neigte, ohne daß ich die Barke erblickte, ſo trat ich den Rückweg an und traf endlich auf unſeren Dragoman, welcher mit dem kleinen Boote ausgefahren war, um mich zu ſuchen, da man wegen meines langen Wegbleibens beſorgt geworden war. Wir ruderten raſch den Strom hinauf und erblickten plötzlich auf einem Felſenvorſprunge den Mais mit einem Geſolge von ſechs bewaffneten Matroſen, welche, wie ich bald erfuhr, ausgezogen waren, um mich aus den Händen herumſtreifender Beduinen zu befreien; ich mußte über ihren vergeblichen Zug umſomehr lachen, als ich auf meiner Wanderung zur eine nubiſche Familie getroffen hatte, die mich in ihrer Anpflanzung herumgeführt, und mir Steine und Früchte zum Kauf angeboten hatte.

Am 27 Januar kamen wir kurz vor Sonnenuntergang an Ibrim (Primis parva) vorüber, welches am öſtlichen Ufer auf dem Gipfel eines hohen Felſens gelegen iſt, welcher die Waſſer- und Landſtraße beherrſcht. Da der Ort, mit Ausnahme der Ueberreſte des aus der Römerzeit ſtammenden Walles, welche man vom Fluß aus erblickt, keine ſehenswerthen Ruinen enthält, ſo ruderten wir vorüber und hatten uns gegen 9 Uhr der Stadt Derr ungefähr bis auf ½ deutſche Meile genähert, als wir das Fahrzeug verloren und auf Steinen ſaß fuhren. Zehn Mann ſprangen ſogleich auf Befehl des heftig erſchrockenen und um das Wohl ſeines Fahrzeuges beſorgten Rais in den Fluß, um die Barke loszuheben, allein ihre Anſtrengungen waren ebenſo vergeblich, als der Verſuch die Barke nach Weſten eines Ankers an derſelben heranzuziehen. Zum Glück kam gegen ½10 Uhr noch eine andere Barke den Fluß herab, welche uns noch acht Matroſen an Bord ſendete, mit deren Hülfe es uns endlich nach harter Arbeit gelang, gegen 12 Uhr wieder flott zu werden. Zwiſchen Eſneh und Wadi Halfa iſt das Flußbett überhaupt ſehr felſig und die Barkenführer reiſen deßhalb, obgleich man gewöhnlich von Aſſuan aus einen Piloten an Bord nimmt, ſehr ungern bei Nacht.

(Fortſetzung folgt.)

Das Wetter in England. Von verſchiedenen Seiten Englands meldet man, daß der Winter mit Macht heranziehe (gewiß eine merkwürdige Erſcheinung bei unſerer jetzigen oft lauwarmen Witterung in Süddeutſchland), die Gebirge von Nordwales waren ſchon in der vorlegten Woche Septembers mit Schnee bedeckt; die Schwalben ſammelten ſich in großer Zahl viel früher als gewöhnlich. Ebenſo meldet man aus Dublin vom 29 September, daß der Winter plötzlich ohne alle vorgängige Warnung eingebrochen ſcheine. Ein Regen war gefallen mit ſolcher Heftigkeit, wie man ſich ſeit Jahren keines ähnlichen erinnert, und gleich darauf ein furchtbarer Sturm losgebrochen.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 241. 7 October 1852.

Die finnische Nationalität.

(Nach dem Russischen von Baranowski. Journal des Ministeriums des Innern. Sept.)

Die schwedische Sprache war in Finnland stets und ist noch jetzt das unerläßliche Mittel zur Bildung: in allen Unterrichtsanstalten werden die Wissenschaften schwedisch gelehrt, und nur durch die schwedische Sprache eröffnet sich der Zutritt zur schwedischen Literatur und zur europäischen Civilisation. Die Literatur der finnischen Sprache war immer arm, und man kann sagen, daß sie nur eben beginnt. Bis zu den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts wurden nur Bibeln, Psalmen und einige andere Kirchenbücher in finnischer Sprache gedruckt; erst nach der Vereinigung Finnlands mit Rußland sprach sich unter den Finnen ein Streben aus ihre eigene Sprache zu erlernen und auszubilden. Dieß Streben rief die Gründung der finnischen Literaturgesellschaft hervor, welche jetzt thätig zu Erreichung ihres schönen Zweckes wirkt. Die Schweden hatten auf die Finnen immer etwas hoch herabgesehen, und die Finnen auch lange das Uebergewicht der Schweden anerkannt; dieß sprach sich darin aus, daß jeder Finne, der nur konnte, zum Schweden wurde; manche heuratheten schwedische Frauen, und lehrten ihre Kinder nicht einmal das Finnische. Die finnländischen Schweden bestehen großentheils aus Nachkommen schwedischer Einwanderer, aber nicht wenige auch sind verschwedete Finnen, und diese Mischung, so wie der Jahrhunderte andauernde Einfluß der Localität hat die schwedische Bevölkerung Finnlands so verändert, daß die eigentlichen Schweden ihr vornehmes Herabsehen auf den finnischen Stamm auch auf die finnländischen Schweden ausdehnten.

So ist es nicht zu verwundern, daß man in Finnland nicht wenige „Fennomanen" trifft, selbst unter Leuten welche gar nicht finnisch verstehen. Die Abscheidung Finnlands von Schweden und seine Umgestaltung in ein russisches Großfürstenthum machten das Emporkommen der finnischen Nationalität möglich, die schwedische Sprache mußte ihre politische Bedeutung an die neu eingeführte russische abgeben, blieb aber doch noch, und ist noch jetzt die Sprache der Bildung in Finnland. Jetzt wollen sich die Finnen eine eigene Literatur schaffen, ihre biegsame Sprache ausbilden, und die besten Erzeugnisse fremder Literaturen ins Finnische übersetzen. Die finnische Literaturgesellschaft hat diesen Gedanken mit allen Kräften unterstützt: sie hat die Uebersetzungen durchgesehen und verbessert, sie hat die Mittel zur Herausgabe geliefert, Preise für Uebersetzungen ausgesetzt, und selbst solche veranlaßt. So erschienen in finnischer Sprache einige Lehrbücher für Elementarunterricht, und einige Bücher von poetischem Werth und christlich sittlicher Richtung.

Die russische Regierung ihrerseits unterstützte die finnische Nationalität und die finnische Sprache: auf Befehl des Kaisers wurde ein russisch-schwedisch-finnisches Wörterbuch herausgegeben, und verordnet, eine vollständige Kenntniß des Finnischen von den Geistlichen in finnischen Kirchspielen und von den Richtern zu fordern; alle Urtheile und Entscheidungen müssen, wenn jemand es verlangt, in finnischer Sprache abgefaßt werden, und auf der Universität wurde ein Lehrstuhl für die finnische Sprache errichtet. So hat diese jetzt in dem öffentlichen Leben Finnlands eine offizielle Bedeutung erhalten. Die Fennomanie ist in Finnland eine ganz neue Erscheinung: sie strebt das öffentliche Leben in Finnland umzugestalten, und die ausschließliche Herrschaft der schwedischen Sprache in Finnland zu verhindern; es ist darum nicht zu verwundern, daß selbst viele Finnländer die Fennomanie nicht begreifen, und die Schweden den Fennomanen Undankbarkeit vorwerfen. Die finnische Literaturgesellschaft ist bemüht, die finnische Sprache zu bearbeiten, die Denkmale der finnischen Nationalität, der finnischen Poesie und des finnischen Geistes zu sammeln. Zu diesem Ende arbeitet sie an einem finnischen Wörterbuch und einer Grammatik; man sammelt und druckt die Volkslieder, Märchen, Sprüchwörter, Sagen und die schriftlichen Denkmäler des Alterthums, auch einige Zeitungen, theils geistlichen, theils landwirthschaftlichen Inhalts erscheinen; man druckt Lehrbücher, kurz sucht auf alle Weise die Sprache zu bestimmen und zu bereichern. Die Schriftsprache ist noch nicht gehörig festgestellt, einige ziehen diesen, andere jenen Dialekt vor; welcher der herrschende werden, oder ob sich aus diesem Kampf eine besondere, beide Hauptdialekte umfassende Schriftsprache entwickeln wird, das kann erst die Zeit entscheiden.

Das finnische alte Gedicht „Kalewala" und viele andere finnische Nationallieder gehören ohne Zweifel zu den vorzüglichsten poetischen Erzeugnissen, man trifft darin lebhafte Phantasie und tiefes Gefühl. Aber die Musik ist nicht die Sache des Finnen; die eigentlichen finnischen Gesänge sind einförmig, wie das Rauschen eines öden nordischen Waldes. Man hat schon eine reiche Sammlung dieser Lieder zusammengebracht, und die Sammlung dauert noch fort; namentlich Lönnrot hat alle finnischen Länder durchwandert, Materialien für sein finnisches Lexikon gesammelt, finnische Lieder und Volkssagen aufgeschrieben und die Züge der Nationalität zu zeichnen versucht. Die ethnographischen Wanderungen von Castren, Europäus und Warelius, von denen der zweite auf Veranlassung der finnischen Literaturgesellschaft, Warelius in Auftrag der kais. russ. Akademie reiste, sind bekannt.

So dankt die finnische Nationalität Rußland ihre Entwicklung und verbindet sich mit diesem immer enger und enger.

Die Dänen und Nordmänner in England, Schottland und Irland.

(Fortsetzung.)

Das Verhältniß zwischen Angelsachsen und Skandinaviern war einfach: daß die erstern in dem eroberten, reicheren und civilisirteren Lande mannichfach entarteten, und durch die Jahrhunderte lang andauernden Zuzüge der Skandinavier, deren sie sich nicht erwehren konnten, zum Theil unterdrückt wurden, bis beide mit einander dem Andrang einer wohl organisirten Herrschaft erlagen. Der Kampf zwischen beiden — Haralds Heer hatte kurz zuvor gegen die Skandinavier gefochten — bahnte der normannischen Eroberung den Weg, und beide erlagen mit einander der Uebermacht. Mit der normannischen Eroberung hat auch das skandinavische Uebergewicht in England ein Ende, die Angriffe der Wikinger hören auf, weil sie eine stärkere Abwehr finden, und was von Ansiedelungen der Skandinavier, namentlich im nördlichen und östlichen England, zurückgeblieben, davon haben sich nur Spuren wenn auch bis auf den heutigen Tag erhalten. Ob Worsaae der Behandlung dieser Ueberreste Genüge gethan, möchten wir, wie schon gesagt, bezweifeln, aber er hat namentlich in der Aufzählung ländlicher Beschäftigungen und ihrer Namen (z. B. p. 55), sowie in dem Versuch über die Gesellschaftsverfassung Dingerzeige gegeben, die man weiter verfolgen sollte, und wozu nur ein gründlicheres Studium der Provincialdialekte und der Rechtsgeschichte Englands führen kann.

Worsaae bezeichnet die „Watlinga-Strät", eine Hochstraße, die in sehr alter Zeit von der Merseymündung nach London hinführte, und wovon sich noch eine Erinnerung in der Londoner „Watling-Street" erhalten hat, als die Abtheilung, jenseits deren sich hauptsächlich die skandinavischen Besatzungen und skandinavischer Einfluß festgesetzt hätten. Da es keinem Zweifel unterliegen kann, daß Angelsachsen in großer Anzahl auch nördlich dieser Straße sich behaupteten, und schon in alter Zeit sich über die jetzige schottische Gränze verbreiteten, so haben also die Skandinavier sich zwischen die nördlichen und südlichen Angelsachsen hineingedrängt, und dadurch die erstern in bedeutender Zahl nach Norden getrieben, d. h. nach Südschottland. Da die Dänen fast immer gegen die angelsächsischen Könige im Kampfe lagen, so mußte ihre Hauptmacht gegen Süden gerichtet seyn, und die Angelsachsen in Schottland gewannen Zeit und Raum sich in Schottland auszubreiten. Darum ist die Anzahl der skandinavischen Ortsnamen in den schottischen Niederlanden sehr unbedeutend, und auf der Stellung beider Völker läßt sich erklären, weßhalb so lange Zeit wüthende Kämpfe in dem „Vorder", d. h. der Gränze zwischen Schottland und England stattfanden; daß feindliche Verhältniß mußte noch steigen, als nach der Normanneneroberung nach und nach auch viele Skandinavier vor dem Regiment der Normannen in die schottischen Niederlande flüchteten. Die Normannen drangen zuerst an der Ostküste herauf, um die Zuzüge von Dänemark und Norwegen her abzuwehren, und wandten sich dann erst gegen Westen, wodurch die in Northumberland und Cumberland hausenden Skandinavier genöthigt wurden über die Solwaybucht zu setzen, und sich in dem gegenüberliegenden Dumfriesshire niederzulassen, von wo aus sich die skandinavischen Namen nach Osten und Westen bogenförmig verzweigen. In den schottischen Niederlanden hatte die Spaltung zwischen Angelsachsen und Skandinaviern keinen sonderlichen Grund sich in vielfachen Kämpfen zu entwickeln, da beide den gälischen Bewohnern des West- und Nordlands gegenüber standen. Die Wikingers, welche ihre Angriffe in Ostschottland so gut trieben wie in Ostengland, fließen hier auf mannichfachen und kräftigen Widerstand, die Sage und Geschichte wissen viel mehr von Niederlagen der Dänen zu berichten, und es ist sehr auffallend, daß Worsaae (p. 139) geradezu sagen kann, „der ganzen östlichen Küste Schottlands von den Cheviotbergen bis zum Moray-Meerbusen fehlten charakteristische und unzweifelhafte skandinavische Monumente." Sey es nun die Tapferkeit der hier zusammengedrängten und in stetem Kampfe mit den Gälen gestählten Angelsachsen; sey es daß die Skandinavier im 9ten, 10ten und 11ten Jahrhundert ihre Kraft hauptsächlich gegen England richteten, immerhin bleibt der Umstand, daß sie in den schottischen Niederlanden sich weniger festsetzten, um so auffallender, als zu gleicher Zeit die Shetlands, Orkneys und Hebriden von den Skandinaviern vielfach heimgesucht und erobert wurden. Der „kreitschettische" Dialekt der Niederlande ist also wesentlich angelsächsisch, zum Theil wohl auch jütisch, aber nicht skandinavisch. [1] Dagegen ist die Oſtküſte von Caithneß, d. h. der nordöstlichste Theil von Schottland großentheils skandinavisch, eben so wie die Orkneys und Shetlands, wenn auch jetzt vielfach englisirt.

Ist hier die ethnographische Vertheilung leicht gemacht, und die Erscheinungen erklärt, so stoßen wir im äußersten Norden und Westen auf ein ganz anderes Verhältniß, das sich viel minder leicht enthüllen läßt. Die ältere Geschichte Schottlands liegt sehr im Dunkeln; selbst der Name Schottland soll aus Irland herüber gekommen seyn mit einem gälischen Volke der Scoten. Wir wollen dieß auf Treu und Glauben annehmen, aber wer sind die Picten? Die Römer kannten nur die Caledonier, Picten und Scoten sind eine spätere Erscheinung. Worsaae beachtet, mit seinen Skandinaviern ausschließlich beschäftigt, diese Verhältniß gar nicht, und doch geht es ihn vielleicht näher an als er glaubt. Er stellt unbedenklich Picten und Caledonier als gleichbedeutend neben einander, was sehr gewagt ist. Dürfen wir der Tradition glauben, welche die merkwürdigen halb unterirdischen gemauerten Wohnungen, die sich an verschiedenen Punkten in Schottland finden, den Picten zuschreibt, so kommen wir auf ein ganz anderes Ergebniß hinaus. Diese Pictenhäuser sind auf einem augenscheinlich ziemlich viel ausgegrabenen Grunde aufgemauert, gewölbt und kann 10 bis 12′ hoch mit Erde überschüttet; man muß um hineinzutreten etwas hinabsteigen, und oft führt noch ein unterirdischer Gang nach der See, an welcher sie durchgängig aufgeführt sind, gewöhnlich nahe an Seebuchten und guten Landungsplätzen. Sie haben also jedenfalls einem Volke angehört das die See befuhr, und deßhalb ist Element einleuchtender der Ansicht, daß sie skandinavischen Ursprunge seyen. Indeß sind sie sehr verschieden von den fast zweckmäßig skandinavischen Thürmen, deren Zahl in den Hebriden und Nordschottland groß ist, und die zum Theil noch skandinavische Namen führen. Dazu kommt, daß die Schotten und Irländer (s. Worsaae p. 35) deutlich schwarze und blonde Fremdlinge, Dubgall und Finngall, unterschieden, und merkwürdig genug ihnen einerlei Heimath geben, denn sie sollen beide aus Lochlin oder Lochlan, womit Skandinavien und speciell Dänemark bezeichnet wird, gekommen seyn, weßhalb sie die einen Dub-Lochlannach und die andern Finn-Lochlannach nennen. Liegt diesen Benennungen eine Wirk-

[1] Das ist auch die Ansicht von Clement, der in dieser Beziehung als Autorität gelten kann; er sagt ausdrücklich, ihr kleinster Theil sey skandinavisch; hierin gerathen mit Worsaae im Streit, welcher (p. 131) sagt, „wenn man nach der gegenwärtigen Volkssprache urtheilen wollte, so wäre man zu glauben versucht, daß sich in den schottischen Niederlanden eine weit größere Anzahl von Normännern angesiedelt habe als in den mittlern und nördlichen Theilen Englands."

tlichkeit, wenigstens ein Wink der Wahrheit zu Grunde? Wenn dem so ist, so kann es kaum anders seyn, als daß die schwarzen Lochlannach Gäten aus Dänemark [1] und Südschweden gewesen sind, die vor den andringenden Germanen übers Meer flüchteten, da sie durch die Besetzung der Nordseeküste durch deutsche Völker von ihren Stammverwandten in Gallien getrennt waren, und somit kein anderer Ausweg mehr für sie war, als übers Meer zu fliehen.

Es wäre gewagt, bei dem jetzigen Stand unserer Kenntnisse die Frage über die Herkunft und Abstammung der Picten lösen zu wollen, indeß ist die Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie ein gälisches Volk waren, und wir möchten hierin Worsaae gegen Clement Recht geben. Auf den Orkneys, namentlich auf den Ostküsten ist die Zahl der Pictenhäufer ungemein groß, viel größer als auf der Westküste. Auch Worsaae sagt, die Orkneys, den Römern schon unter dem Namen Orcaden bekannt, seyen, eben so wie die Shetlands, von keltischen Picten bewohnt gewesen [2]; mag dem seyn wie ihm wolle, so folgten ihnen die Norweger und Dänen, im 9ten und 10ten Jahrhundert sind die Orkneys und Shetlands vollständig von diesen colonisirt, und diese Race soll sich auch noch jetzt trotz einiger schwächen Colonien in Kirkwall und Lerwick erhalten haben. Merkwürdig ist dieß darum, weil im Gegensatz damit die Westinseln sämmtlich, sowohl die Hebriden, als die näher am festen Lande liegenden Arran, Bute, Mull, Skye, gälisch geblieben sind, obwohl die skandinavischen Ueberreste nirgends fehlen; es sind dieß Thürme von eigenthümlicher Construction, völlig rund, sehr fest und meist mit doppelten Mauern, so daß Ein Mann den Eingang in dieselben leicht vertheidigen konnte; Sagen und Namen schreiben diese Thürme dem Volk auf Lochlin zu, „diesem Schreckensland der Saga, das, wie Clement sagt, die gälischen Insulaner immer noch mit Scheu und Ehrfurcht nennen.“ Die Orkneys und Shetlands „wurden die Mittelpunkte der normännischen Züge nicht allein noch den brittischen Inseln, sondern auch nach Island und Grönland“ (Worsaae p. 141), man kann hieraus wohl sich erklären, wie diese Inseln völlig germanisirt wurden, falls sie, wie wahrscheinlich ist, ehemals eine keltische Bevölkerung hatten. Die Fahrten der Normannen nach Island und Grönland berühren uns hier nicht, desto mehr aber die südwärts nach den Hebriden hin, wo ihr Auftreten und wahrscheinlich ihre Kämpfe mit den Eingebornen und unter einander den Stoff zu Ossians Gesängen gaben, die nicht über das 9te Jahrhundert hinaufreichen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Ausfahrt
von Atfeh bis zur zweiten Katarakte u. s. w.
Zweiter Abschnitt.
Rückreise von Wady Halfa nach Bulak.

(Fortsetzung.)

Bald nach ein Uhr erreichten wir Derr, die Hauptstadt Nubiens. Sie liegt am östlichen Ufer von einem Palmenhaine umgeben, etwa 25 Meilen von Assuan und ist der Sitz eines ägyptischen Statthalters. Es befindet sich daselbst östlich von der Stadt ein zum Theil in Felsen gehauener Tempel, aus der Zeit Ramesses des Großen; derselbe zerfällt in ein Pylon, eine größere Halle mit sechs viereckigen Säulen, so wie in ein Adytum mit zwei kleinern Gemächern an jeder Seite und einer Nische mit vier sitzenden Figuren. Die totale Tiefe des Tempels beträgt ungefähr 110 Fuß. In dem Vorhofe finden sich Ueberreste von Sculpturen, welche Schlachtscenen darstellen, und in der Tempelhalle erblickt man den König Ramesses, von einem Löwen begleitet, wie er Gefangene in Gegenwart des Gottes Ammuna erschlägt. Die Hauptgottheit des Tempels war Ra, wovon die alte Stadt Ei-Ra, Wohnung der Sonne, hieß. Wir besuchten noch die Wohnung des Gouverneurs, und die Moschee, vor welcher sich ein freier Platz mit einer herrlichen Sycomore in der Mitte befindet. Das Innere der ziemlich geräumigen Moschee war weiß übertüncht, die Decke gewölbt und der Fußboden mit Matten aus Palmenbast belegt, welche die Gläubigen nur mit entblößten Füßen betreten. Auf dem Rückwege nach der Barke kamen wir an einem Ort vorüber, wo Schule (Kuttab) gehalten wurde. Der Lehrer (Scheck oder Fikky) saß, mit einem Stock bewaffnet und neben sich die Pfeife, auf dem Erdboden an die Mauer eines Hauses gelehnt, einige Schritte von ihm die lernbegierige Jugend, 20—25 Jungen, welche weiß angestrichene Holztafeln in den Händen hielten, von denen sie das darauf geschriebene Alphabet mit lauter Stimme ablasen, wobei sie den ganzen Oberkörper beständig vor- und rückwärts bewegten; der Präceptor entblößte sich nicht, uns um einen Backschich anzusprechen, dessen er allerdings wohl bedürftig seyn mochte, da er von jedem seiner Zöglinge wöchentlich und zwar jedesmal Donnerstags nur einen halben Piaster (10 Pfennige) Schulgeld erhält. Auch in den größeren Städten Aegyptens, Cairo nicht ausgenommen, beträgt das Schulgeld nicht mehr, doch erhalten in der Hauptstadt die bei, mit Moscheen oder andern öffentlichen Gebäuden in Verbindung stehenden Schulen angestellten Lehrer allfährlich aus öffentlichen Fonds noch einen Turbuch, ein Stück Musselin zu einem Turban, Leinewand und ein paar Schuhe.

Von Derr begaben wir uns nach dem zwei englische Meilen davon am westlichen Ufer gelegenen Tempel Amada, der schon unter der Regierung Thutmosis III (1495 v. Chr.) vollendet gewesen seyn soll. Er war bereits da gewesen und besteht aus einem Pronaos und nach Süden einem transversen Corridor und dem Adytum mit zwei Seitengemächern. Die Sculpturen sind besonders merkwürdig wegen des wohl erhaltenen Zustandes der Farben, die an vielen Stellen so frisch erscheinen als wenn sie vor nicht allzulanger Zeit aufgetragen worden wären; dafür ist man den ersten Christen zum Danke verpflichtet, welche, wie hier so noch in andern Tempeln, um die heidnischen Zeichen und Bilder ihren Blicken zu entziehen, die Wände mit Mörtel bewarfen, wodurch sie wider ihre Absicht in deren Erhaltung beigetragen haben. Die westliche Wand des südlichen Seitengemaches ist zum Theil noch damit überzogen, doch ist die Hülle mit leichter Mühe zu entfernen.

Als wir vom Tempel nach der Barke zurückgingen, kam länge dem Ufer ein Zug herauf, welcher wahrscheinlich zur Vornahme der Beschneidung nach dem Grade irgend eines Heiligen wallfahrtete, denn die Beschneidungen werden zwei Knaben im Alter von 8—10 Jahren. [1] Den Zug eröffnete ein Kubier zu Pferd, dann folgten die beiden Knaben in bunter Tracht auf Eseln, welche von Dienern geleitet wurden, hierauf ein Paukenschläger zu Kamel und endlich eine Anzahl Männer und Frauen, welche letztere von Zeit zu Zeit das bei festlichen Gelegenheiten übliche, weithin schallende Freudengeschrei, Zaghareit genannt, ertönen ließen, welches durch scharfes Hervorstoßen der Stimme, verbunden mit einer schnellen tremulirenden Bewegung der Zunge hervorgebracht wird. Von Knaben wurden einige Kälber nachgetrieben, welche dem Heiligen wahrscheinlich zum Opfer bestimmt waren. Als der Zug in unsere Nähe kam, gerieth er in große Unordnung, da viele, unter ihnen der Führer zu Pferde, auf uns zueilten um einen Backschisch zu erbitten.

Am 29 Januar besuchten wir den Tempel zu Sebua, am westlichen

[1] Daß in Dänemark Gäten gewohnt, und zum Theil germanisirt worden sind, zeigt sich auch auf dem nicht rein germanischen Zahlensystem der Dänen, die, wie die Gäten in Frankreich und in England, nach Zwanzigen oder Schocks rechneten, wovon sich zahlreiche Spuren erhalten haben; wenn die Dänen die Zahl 90 mit „halvfemsindstyvanzig“, die Zahl 80 mit „vier-matsvanzig“ ausdrücken, so ist dieß gerade, wie wenn der Franzose „quatre-vingts vingts dix“, und „quatre vingts“ sagt.

[2] Dieß wird durch den Umstand wahrscheinlich, daß sich mächtige Cairne (Steingrabhügel, verschieden von den skandinavischen Bautasteinen) und Steinkreise daselbst finden; die „Steine von Stennis sollen nur denen von Stonehenge an Größe nachstehen.“ Dieß spricht gegen Clements Ansicht, daß die Orkneys und Shetlands nie eine keltische, sondern stets eine skandinavische Bevölkerung gehabt hätten.

[1] Es ist in Aegypten allgemeine Sitte die Knaben vor der Beschneidung im festlichen Aufzuge herumreiten zu lassen.

Ufer gelegen; derselbe ist zum großen Theile mit Sand bedeckt, aus dem sich nur der obere Theil der Vorhalle, so wie die pyramidenförmigen Thore erheben. Vor diesen nach dem Ufer zu liegen zwei umgestürzte Statuen und 20 Schritt von letzteren stehen vier Sphinxe. Gegen Mittag erhob sich leider wieder heftiger Nordwind, welcher bis nach Sonnenuntergang andauerte und unser Fortkommen hinderte. Bei Nacht kamen wir an Mehareka oder Usferna und Kerti vorüber, wo sich Ruinen von sehr geringer Bedeutung finden sollen.

Am 30 Januar war Windstille, das günstigste Wetter um stromabwärts schnell vorwärts zu kommen. Wir beziehen bei einer Hitze von 45—50 Grad R. die Tiefe zu Dalleh, Gerf Hossayn und Dendur, und langten gegen 9 Uhr vor Kalabschi an.

Der Tempel zu Dalleh ist von dem äthiopischen Könige Ergamun oder Ergamenes, einem Zeitgenossen des Ptolemäus Philadelphus, begonnen, und später von den Ptolemäern und römischen Kaisern ausgebaut worden. Er ist aus Sandstein gebaut, gleicht hinsichtlich seines Styles den ägyptischen Tempeln und ist mit einer Mauer umgeben, von der nur die östliche und südliche Wand theilweise erhalten ist. Der Tempel zu Gerf Hossayn, welcher mit Ausnahme des Portikus in den Felsen gehauen ist, stammt aus der Zeit Ramesses des Großen und war dem Phthah geweiht. Das Innere, von einer Tiefe von ungefähr 130 Fuß, gerfällt in eine Vorhalle, deren Dach von acht kolossalen osirischen Säulen getragen wird und deren Seitenwände je vier Nischen mit drei Statuen enthalten; dann folgt eine kleinere Halle mit zwei viereckigen Säulen und zwei Seitengemächern, an welche sich das Adytum mit einem Altar anschließt. In letzterem erblickt man in einer Nische vier sitzende Figuren, von denselben roher Arbeit als die in der großen Vorhalle, welche seinem Vergleiche mit denen im Tempel zu Abusimbel unterworfen werden können. Einige Schritte von dem in Trümmern liegenden Portikus befindet sich das Grab eines nubischen Schech. Eine grüne Fahne mit weißen Kanten weht auf der flachen Grabstätte, auf welcher die Bewohner der umliegenden Hütten ihre ärmlichen Weihgeschenke niedergelegt hatten. Gerf Hossayn gegenüber am östlichen Ufer erblickt man die modernen Ruinen der zerstörten Stadt Sabagura, auf dem Gipfel und Abhange eines Berges gelegen, woselbst ein nubischer Häuptling dem Ibrahim Pascha lange Zeit kräftigen Widerstand geleistet hat.

Der Tempel zu Dendur liegt gerade innerhalb des Wendekreises. Er wurde wahrscheinlich von Augustus erbaut und war der Isis geweiht. Er besteht aus einem Portikus mit zwei Säulen, zwei Gemächern und dem Adytum, in welchem sich eine Statue der Göttin vorfindet. Die Sculpturen sind von geringer Arbeit.

Nach unserer Ankunft vor Kalabschi (Talmis) ging wir sofort an das Land und unternahmen noch einen Spaziergang nach dem größeren von den beiden deutlich bezeichneten Tempeln, dessen umfangreiche Ruinen bei dem klaren Lichte des Vollmondes einen sehr malerischen Anblick gewährten. Die genauere Besichtigung so wie den Besuch des kleineren Tempels verschoben wir indessen auf den folgenden Tag (31 Januar).

Der größere Tempel wurde unter Augustus begonnen, und von den späteren Kaisern, namentlich Caligula, Trajan und Severus weiter gebaut, er ist aber nie ganz vollendet worden. Die Decken sind sämmtlich zusammengestürzt und die meisten Säulen liegen in Trümmern. Von dem mit Quadern großblattiger Propylon führte eine breite Treppe nach dem Eingange, zu dessen beiden Seiten sich hohe, pyramidenförmige Thürme erheben. Durch dieses Thor gelangt man in eine mit Trümmern angefüllte Vorhalle, an welche sich ein Gemach, eine Halle und das Adytum anschließt. Das ganze Gebäude umgeben zwei Mauern, zwischen denen sich ein Zwischenraum von mehreren Ellen befindet. Von dem Plateau der Thüre, nach dem eine ziemlich erhaltene Treppe führt, hat man die Aussicht auf die offenen Wohnungen der Nubier, die sich um den Tempel angesiedelt haben, so wie auf die nordwestlich hinter dem Tempel befindlichen Steinbrüche, aus denen die Werkstücke zu dem Baue gebrochen worden sind. Der Tempel war dem Gotte Mandulis oder Maluli geweiht, welcher seinem Wesen nach dem Ra sehr nahe steht.

Ueber die Steinhaufen, welche die Lage des einstigen Talmis bezeichnen, und an den Steinbrüchen vorüber, in deren Nähe sich einzelne zerstreut liegende Gebeine von Mumien fanden, gelangten wir zu dem kleinen in Felsen gehauenen Tempel Bet el Wally, „das Haus des Heiligen“ genannt. Er war den Göttern Amunra und Knuphis geweiht und besteht aus einem Pronaos, einer kleinen Halle mit zwei geriefelten Säulen und einem Vorhofe, an dessen beiden Wänden vortreffliche Sculpturen erhalten sind, die sich auf die von Ramesses II, dem Gründer des Tempels, mit den Aethiopiern geführten Kriege beziehen. Auf der Wand, rechts vom Eingang empfängt der König, unter einem prächtigen Thronhimmel sitzend, die Geschenke, welche die besiegten Aethiopier unter Vortritt ihres Fürsten und der beiden Söhne desselben ihm überbringen. Unter den Gaben, die sie an den Stufen seines Thrones niedergelegt haben, befinden sich Ringe und Armbänder von Gold, Leopardenhäute, reicherzierte Sessel, Elephantenzähne, Straußeneier und Fächer, und in der Ferne nahe eine Gruppe, welche einen Löwen, eine Giraffe, einen Stier und einige Gazellen herzuführt. In der zweiten Reihe sind ägyptische Heerführer dargestellt, denen besiegte Aethiopier folgen, um dem Könige mit Gegenständen ihres Landes, Pflanzen, Früchten, verschiedenen Thieren und Häuten ein Opfergeschenk zu machen. Auf der zweiten Abtheilung tiefer Band ist der Kampf des Königs gegen seine Feinde und deren Vernichtung dargestellt. Von dem mit wuthigen Rossen bespannten Streitwagen herab schießt Ramesses seine Pfeile gegen die bereits in Unordnung geratheenen Reihen der Feinde, welche durch seine Geschosse gezwungen sich in die Wälder zurückziehen. Dem König folgen zwei Kämpfer, jeder in einem Wagen, deren Rosse von Wagenführern gelenkt werden. Am Ende der Wand erblickt man einen verwundeten Häuptling, welcher von seinen bekümmerten Gefährten aus dem Kampfe nach seiner Wohnung geleitet wird; der eine seiner Söhne besteuert sein Haupt mit Asche, während der andere voranseilt, um die traurige Kunde der Mutter zu bringen, welche unter einer Sycomore bei einem hoch emporlodernden Feuer mit Kochen beschäftigt ist.

Auf der entgegengesetzten Mauer erlegt der Eroberer in Gegenwart seiner Söhne und einiger Heerführer einen feindlichen Fürsten im Zweikampf; dann erblickt man ihn im Streitwagen an der Spitze seiner Truppen, wie er den Führer der Feinde mit eigener Hand zum Gefangenen macht und mit dem Schwerte erschlägt. Die ihres Führers beraubten Gegner fliehen nun nach allen Richtungen in ihre befestigte Stadt zurück, gegen welche der König unaufhaltsam vorrückt. Sein Sohn sprengt die Thore und die Anführer werden getödtet, die übrigen zu Gefangenen gemacht. Am oberen Ende der Wand sitzt Ramesses wieder auf einem Thron, und zu seinen Füßen liegt ein Löwe, sein Gefährte in der Schlacht. Es werden ihm Gefangene vorgeführt, von denen einige in Fesseln geschlagen sind.

Dieß sind die hauptsächlichsten Gegenstände in dem Vorhofe dieses Tempels, welcher nächst Abusimbel gewiß das interessanteste Monument in Nubien ist.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hafen von Salonichi scheint in immer größere Aufnahme zu kommen; nach niederländischen officiellen Berichten liefen im vorigen Jahr 418 Schiffe daselbst ein, welche an Waaren einen Werth von beinahe 27 Mill. Piastren einführten. Davon brachten englische Schiffe für 10,6 Mill., 235 griechische für 4 Mill., 90 türkische für 7,7 Mill. Die Ausfuhr betrug nicht völlig 10 Millionen Piaster. Diese besteht hauptsächlich aus Landesproducten, namentlich Korn, Mais, aber auch Tabak scheint ein bedeutender Ausfuhrartikel zu werden, so wie Wein, Oel, Wolle u. dgl. Alle diese Gegenstände sind noch einer sehr großen Ausdehnung fähig, und es ist kein Zweifel, daß unter einer heilsamen Herrschaft das Land sich sehr schnell entwickeln würde; wenigstens würde bald die Ausfuhr der Einfuhr gleichkommen. (Shipp. Gaz. 30 September.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 242. 8 October 1852.

Die Fahrten des Schiffes Herald.

Die ersten Abschnitte der botanischen Ergebnisse der Reisen des Herald sind herausgekommen, und das Athenäum vom 2 October leitet sie mit folgenden Worten ein: „der Herald, der in den neuerlichen Expeditionen zur Aufsuchung Sir J. Franklins eine so bedeutende Rolle spielte, wurde ursprünglich abgesendet, um die Aufnahme der Westküste Amerika's fortzusetzen, welche Capitän Fitzroy begonnen und bis zur Bay von Guayaquil fortgesetzt hatte. Anfang 1848, als die Aufnahme Südamerika's vollendet war, erhielt Capitän Kellett Befehl, nach den Polarmeeren abzugehen, um bei der Expedition zur Erlösung Franklins mitzuwirken. Er kehrte zurück ohne einen Erfolg erreicht zu haben, und nahm noch einer neunmonatlichen Abwesenheit im J. 1849 seine vorherige Arbeit wieder auf. Im März ging er abermals nach der Behringsstraße ab, um gegen Norden vorzudringen, doch mit keinem besseren Erfolg als das Jahr zuvor, und abermals kehrte er nach einer Abwesenheit von acht Monaten zu seinen Arbeiten an der Westküste Nordamerika's zurück. Im April 1850 ward eine dritte Kreuzfahrt nach Norden unternommen, und abermals in Bezug auf den Hauptzweck ohne Erfolg; im Herbst desselben Jahres sagte der Herald den arktischen Regionen Lebewohl, um über China und das Cap der guten Hoffnung nach Hause zurückzukehren. Im Junius 1851 kam er nach sechsjähriger Abwesenheit in England an. Wenige Schiffe haben in gleichem Zeitraum einen größern Raum auf dem Erdball durchlaufen, mehr hydrographische Daten gesammelt, eine größere Sammlung von naturhistorischen Gegenständen und wichtigere Beobachtungen gemacht als der Herald. Die gesammelten Nachrichten werden ein großes Licht auf die Geographie vieler Länder am nördlichen stillen Meer werfen. Durch die freigebige Unterstützung der Admiralität kommen jetzt die botanischen und zoologischen Ergebnisse — von Bertholt Seemann gesammelt und zusammengestellt — heraus; die Geschichte der Reise für die allgemeine Lesewelt wird in wenig Monaten erschienen. Die Botanik wird umfassen 1) die Flora des westlichen Celimo-Landes, 2) die Flora des Isthmus von Panama, 3) die Flora des nordwestlichen Mexico's, 4) die Flora des südlichen China's, 5) Pflanzen die auf den Hawaii-Inseln, in Peru, Ecuador und Kamtschatka gesammelt wurden."

Die Dänen und Nordmänner in England, Schottland und Irland.

(Fortsetzung.)

Clement führt aus eigener vielfacher Anschauung aus, daß die Bewohner des nordwestlichen Schottlands, der Hebriden und der westlichen Inseln ein sehr gemischtes Geschlecht seyen, obgleich sie durchaus gälisch sprechen; daß die germanische Race am Pentland Frith, am Loch Inongue, Loch Eribol und Loch Durneß, den drei großen Buchten an der nördlichsten Küste Schottlands, sich gar nicht verkennen lasse, während innen im Lande weder die Lieder Ossians bekannt seyen, noch auch die gleichen Racenzeichen sich bemerklich machen; er stellt die Ansicht auf, daß nicht nur viele einzelne Colonien durch die Nothwendigkeit mit ihren Umgebungen sich zu verständigen, sich zur gälischen Sprache gewendet hätten, sondern auch daß die ursprünglichen skandinavischen Häuptlinge durch Heurathen mit Töchtern von Clanhäuptlingen selbst zu Gälen geworden seyen. Manche der großen Gutsbesitzer, obgleich gälische Namen führend, rühmen sich noch ihrer skandinavischen Abkunft,[1] und sie ist allerdings sowohl aus der körperlichen Constitution ersichtlich, als sie sich aus den Ueberlieferungen ergibt. Die Macleods sollen zu den ältesten gehören und ein tausendjähriges Alter haben. Man spricht den Namen bekanntlich Mac Laud aus, weil die Gälen ihn Ljaotje aussprechen sollen, und Clement glaubt, daher stamme auch der Name des Orts Lewis, der nichts sey als Liodhus. Wir führen dieß Beispiel nur an, um zu zeigen wie noch jetzt die Nachkommenschaft der alten Nordgermanen sich bemerklich macht, und wie sie ehemals ihr Uebergewicht über die ächten Gälen behaupteten, die Clement als geistig und körperlich unter ihnen stehend schildert.

Wenn man Worsaaes Schilderung der skandinavischen Alterthümer auf den Shetlands und Orkneys durchliest — gewiß einer der gelungensten Theile der Schrift, wo der Verfasser mit seinem antiquarischen Sinn für Einzelnheiten sich ganz besonders frei bewegt — so kann man nicht umhin zu erstaunen, daß hier so völlig alles Keltische bis auf einige Steinrümmer ausgerottet ist; auch an der Küste von Caithneß herab war die Bevölkerung germanisch, und erst in späterer Zeit hat sich südlich von Wick das Gälische wieder geltend gemacht, zum Theil mit entschiedenen Andeutungen von Sprachvermengung.[2] Was auf der Ostseite auf einer vergleichsweise kurzen Strecke der Fall war, das ist auf der Nord- und Westseite, wo zuverlässig wenigstens bis zum Lorsford herab skandinavische Bevölkerung hauste, die Regel. Weiter hinab als Lorsford ist das Land zu wild und felsig, war darum den Angriffen der Gälen zu sehr ausgesetzt, und bot den ackerbauenden Skandinaviern zu wenig Vortheile, als daß sie sich bleibend dort hätten niederlassen sollen; räuberische Angriffe geschahen freilich oft, und haben in der dortigen gälischen Bevölkerung ein so unauslöschliches Andenken zurückgelassen, daß Worsaae, als er das Land auf seinen sehr friedlichen antiquarischen Excursionen besuchte, für einen Spion angesehen wurde, der das Land nur auskundschaften wolle und dem ein Heer aus Dänemark

[1] Nach Clement sollen sich auch viele alte Friesen darunter befinden, und durch Rechtlichkeit mit den Friesen in Niederdeutschland sich auszeichnen.

[2] So findet sich z. B. der Name Strath Halladale; die Gälen verstanden den Namen nicht, und setzten „Strath" hinzu, was gleichfalls „Thal" bedeutet.

(Lochlin) auf dem Fuße folge. Haben aber die Skandinavier hier auf dem festen Lande sich nicht dauernd niedergelassen, so waren sie desto mehr auf den Hebriden und den südlicher gelegenen Inseln zu Hause, und doch ist hier das Gälische völlig Herr geworden, obgleich in dem physischen Charakter vieler Bewohner die germanische Abkunft, wie auch Clement bemerkt, ganz unverkennbar ist. „Ueberall in Harris und Lewis," sagt Worsaae p. 168, sind die gälischen Bewohner klein, haben dunkles Haar und sind in der Regel sehr häßlich; nicht sobald aber kommt man in Neß [1] an, so trifft man auch Leute von ganz anderem Ansehen: sowohl die Mannspersonen als auch die Frauenzimmer haben gemeiniglich helleres Haar, größere Gestalt und weit schönere Züge. Ich besuchte mehrere ihrer Hütten, und fand mich von so norwegischen Physiognomien umgeben, daß ich hätte glauben können, ich sey in Skandinavien selbst, wenn die Leute nicht die gälische Sprache geſprochen und ihre elenden Wohnstätten mich nicht daran erinnert hätten, daß ich mich in einem jener armen Bezirke befand, wo man den Gälen oder Kelten noch eine kümmerliche Existenz erlaubt hat." Noch vor kurzem unterschieden sich diese Bewohner von Neß auch durch ihre Tracht von den Gälen und hatten die Erinnerungen an ihre Abstammung aus Lochlin nicht ganz verloren. „In der Küste von Lewis und Harris sind mehrere kleinere Inseln mit noch erkennbaren norwegischen Namen;" „im Südwesten befinden sich drei große Inseln in einer Reihe, North Uist, Benbecula und South Uist (in den Sagas Ivist) wo auch offenbare Spuren einer norwegischen Bevölkerung sind," an norwegischen Namen selbst sehr kleiner Inseln fehlt es nicht. Worsaae führt noch eine Menge Einzelnheiten über andere Inseln auf, und bemerkt endlich: „wegen der häufigen gälischen Endungen und Verderbungen norwegischer Namen ist es hinreichend offenbar, daß die norwegische Sprache ihre frühere Herrschaft auf den Inseln verloren und das Gälische seine alte Stelle wieder eingenommen hat." Damit nicht genug fährt der Verfasser fort: „sowohl in den westlichen Bezirken von Skye als auch auf den schon erwähnten nördlichen Inseln von Lewis bis Barrahead sind gerade jene Orte in den Hochlanden, wo die gälische Sprache am unvermischtesten ist, und wo die größte Menge altgälischer Sagen und Lieder noch unter dem Volke lebt. Hier war es auch, wo eine große Anzahl von den weltberühmten Gesängen Ossians gedichtet wurde. Sie haben für den skandinavischen Norden ein ganz eigenthümliches Interesse wegen der auffallenden Uebereinstimmung in Gefühlsweise und Geist, welche sie mit einigen Gesängen der Sagas und Edda bieten. Diese letztern gewähren wieder einen starken Beweis für die Aechtheit der dem Ossian zuerkannten, weil die Gesänge der Sagas und der Edda zu der Zeit, wo Macpherson seinen Ossian veröffentlichte, entweder gar nicht, oder doch nur sehr unvollkommen bekannt waren, sogar in Skandinavien selbst, von andern Ländern gar nicht zu sprechen." Vergleicht man damit die Angaben, daß bei den Bergichoten selbst im Innern des Landes die Gesänge Ossians unbekannt, so stehen wir zuverlässig vor einem merkwürdigen Räthsel. Daß eine fremde, eingedrungene Bevölkerung sprachlich wieder von der einheimischen überwältigt wurde, ist nichts auffallendes, daß sie aber gerade das reinste Gälisch spricht, und daß von ihr Gesänge ausgehen, welche gerade den Geist der fremden Eindringlinge und nicht der ursprünglichen Eingebornen athmen; daß in den Gesängen selbst die mythische Gestalt Fingals, gerade des augenscheinlich nicht einheimischen Helden, allein im Stande ist, mit den Fremdlingen aus Lochlin den Kampf aufzunehmen, das sind höchst auffallende Erscheinungen, und Worsaae weiß darüber nichts zu sagen als: „das wahre Zeitalter von Ossians Gesängen ist sehr ungewiß und sehr schwer zu ermitteln; so viel ist aber klar, daß sie einen lebhaften Verkehr zwischen Alba (Schottland) und Lochlin (Skandinavien) lange vor den Zeiten der Wikinger und vor allen geschichtlichen Nachrichten von Verbindung zwischen diesen Ländern anzeigen." Wir stoßen also hier auf sehr alte Völkerzüge, wofür wir allerdings nirgends einen rechten Anhaltspunkt finden; doch vermuthet schon Tacitus, daß die Bewohner Schottlands zum Theil aus dem nördlichen Deutschland oder Skandinavien gekommen seyn müßten, und scheint das Vorhandenseyn einer dunklern und hellern Race anzunehmen. Noch sind unsere Kenntnisse von den schottischen Alterthümern zu schwach, als daß wir hoffen könnten, eine Leuchte in die Finsternis zu tragen; auch Wilson in seinem Buche „the archeology and prehistoric Annals of Scotland" hat durch seine Zusammenstellung nur so viel Licht in die Dunkelheit gebracht, daß wir etwa erkennen, wie sterne es noch ausſieht, daß aber hier in einer über unsere Geschichtskenntnisse ziemlich weit hinausliegenden Zeit Völker gelebt haben, die manche Kunstfertigkeit besaßen und große, bedeutende Arbeiten ausführten, das ist nicht zu läugnen.

Doch wir wenden uns von diesem für jetzt noch unfruchtbaren Thema ab, um wieder auf die ossianischen Lieder zu kommen, von denen man wohl sagen kann, daß nur die Sprache gälisch, der Geist aber skandinavisch sey. Dieser seltsame Umstand erklärt sich aus der Geschichte der Hebriden und der andern westschottischen Inseln, namentlich aber aus der der Insel Man, auf welcher bekanntlich noch jetzt ein eigenthümlicher gälischer Dialekt, das Manx, gesprochen wird, die aber in ihren Denkmalen, und selbst in ihren jetzt noch gültigen Einrichtungen die unverkennbarsten Spuren der skandinavischen Herrschaft trägt. Man möchte der Darstellung Worsaae's etwas mehr Ordnung wünschen, sonst aber gehört sie, wie die über der Orkneys und Shetlands, zu den besten Theilen seiner Schrift. „Die Inseln südlich von Mull führten bei den Skandinaviern den Namen Sudreyar, d. h. die Südinseln; davon waren Islay und die Halbinsel Cantire Hauptsitze der skandinavischen Macht, wie die zahlreichen Namen beweisen; aber Arran, Bute und die sogenannten Cumreyar (Inseln der Kymren?) scheinen von jeher gälisch geblieben zu seyn; auch Islay war, wie mehrere der Hebriden, auf der Ostseite nicht von Skandinaviern bewohnt, weil die Oktsäße den Angriffen der Gälen zu sehr ausgesetzt war. Der Hauptsitz der norwegischen Macht befand sich jedoch noch südlicher als Islay, nämlich auf der Insel Man, welche zwischen den Küsten von Cumberland und Irland liegt." Der merkwürdigste Ueberrest dieser Inseln sind eine Anzahl Runensteine als Grabkreuze, somit bereits christlich, wahrscheinlich auch der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts; die skandinavische Sprache deutet auf die entschiedene Herrschaft von Skandinaviern hin, aber schon in jener frühen Zeit finden sich gälische Namen eingemischt, welche beweisen, daß bereits zu jener Zeit eine Vermengung zwischen gälischem und skandinavischem Blut vor sich gegangen. Eine Inschrift hat bloß gälische Namen, wenn gleich skandinavische Sprache; dagegen scheinen einige bisher unerklärliche Bruchstücke auch gälische Worte zu enthalten. Zuverlässig ist, daß die Skandinavier ihre eigene Schrift hingebracht haben, und daß diese allmählich auch auf die Ureinwohner von Man überging, ob aber auch das Christenthum durch die Skandinavier hinkam, ist mehr als zweifelhaft: nicht

[1] An der Nordspitze der Insel Lewis.

nur ist zu der Zeit, wo die Runenstäbe geferigt wurden, also vor der Mitte des 11ten Jahrhunderts, das Christenthum dort völlig herrschend, sondern es soll Bischöfe der Sudreyar schon im Jahr 838, Bischöfe von Man schon vor 700 gegeben haben; das Christenthum kam also von Irland her, wie auch die Kirchen und Klöster der „heiligen Insel", d. h. der Insel Jona, beweisen, die ins 6te Jahrhundert hinaufgehen sollen, und wiederholt von den noch heidnischen Skandinaviern gepländert wurden. Dieses Bildungselement kam also aus Westen, und erscheint wiederum die Bestimmung der Zeit Ostland, weil die Hinderung auf die Prediger des Christenthums, die dort sich finden, eben sowohl und vielleicht eher auf die aus Irland gekommenen Apostel sich beuten lassen, wir also jedenfalls zwischen dem 6ten und 10ten Jahrhundert hin- und herschwanken.

Die frühzeitigen Spuren der Erhaltung und des Wiederemporkommens der gälischen Sprache und des gälischen Elements auf der Insel Man, wie es auch den Runeninschriften sehr deutlich hervorgeht, ist ein wichtiger Fingerzeig für den Gang der Dinge auf diesen westlichen Inseln überhaupt, und auf den Hebriden insbesondere. Im 10ten bis 12ten Jahrhundert, ja noch in der ersten Hälfte des 13ten sind die Skandinavier völlig Herrn, aber ihre vielfachen Kämpfe unter einander mußten dem gälischen Element zu gute kommen, und als 1263 König Hakon, der noch die Herrschaft über die nördlichen wie über die südlichen Inseln führte, in der Nähe von Largs an der Mündung des Clyde in einer entscheidenden Schlacht von dem schottischen Könige geschlagen wurde und gleich darauf auf den Orkneys starb; als vollends sein Sohn gerathen fand, die Niederlage nicht zu rächen, sondern sein Oberlehensrecht über die Südreyar und Man an die schottische Krone zu verkaufen, da mußte das skandinavische Element aus Mangel an fernerem Zuzug und kräftiger Unterstützung aus dem Heimathlande schnell sinken. Man geht also wohl kaum fehl, wenn man das Wiederehererschendwerden der gälischen Sprache und des gälischen Elements in die Zeit nach jener entscheidenden Schlacht bei Largs versetzt. Die Umwandlung scheint indeß keinedwegs sehr schnell, noch weniger sehr gewaltsam vor sich gegangen zu seyn, wie sich aus dem Umstand ergibt, daß nicht nur auf der Insel Man sich die alten augenscheinlich ganz skandinavischen Einrichtungen behauptet haben, sondern daß namentlich die Sudreyar fortwährend von denselben Häuptlingen beherrscht wurden, welche die Inseln schon unter norwegischer Oberhoheit regierten (s. p. 182), und daß in den Hebriden wie auf Lewis u. s. w. dieselben auf Lochlin stammenden Familien im Besitz geblieben sind bis auf den heutigen Tag. Zu einer nationalen Erhebung gegen das fremde Element scheinen somit die Gäten zu schwach gewesen zu seyn; zu dieß ist so wenig der Fall, daß selbst mehrere der Hochland-Clans behaupten, daß sie von Lochlin abstammen, eine Behauptung, die auch durch die Namen bestätigt wird, wenn gleich auf der andern Seite nicht zu läugnen, daß die Zahl der Gäten entschieden überwogen haben muß, um das Resultat des gänzlichen Ueberwiegens der gälischen Sprache herbeizuführen. Es wäre sehr wohl möglich, daß die ossianischen Lieder, von denen man im innern Lande nichts weiß, ursprünglich skandinavisch verfaßt gewesen wären, mit dem steigenden Uebergewicht des gälischen Elements aber allmählich ins Gälische übersetzt worden wären; die Sagen, die sie enthalten, sind jedenfalls mehr locales als nationaler Art.

(Schluß folgt.)

Eine Ausfahrt
von Assuan bis zur zweiten Katarakte u. s. w.
Zweiter Abschnitt.
Rückreise von Wady Halfa nach Bulak.

(Fortsetzung.)

Wegen des heftig wehenden Nordwindes blieben wir den ganzen Tag vor Kalabschi liegen und brachten den Abend in Gesellschaft zweier Engländer zu, mit denen wir die Reise von Triest nach Alexandrien gemacht hatten, und die heute früh auf der Rückreise von Wady Halfa vor Kalabschi angelangt waren.

Am 1 Februar reisten wir schon mehrere Stunden vor Sonnenaufgang von Kalabschi ab. Zwischen letzterem Orte und der Insel Philä befinden sich Ruinen zu Wady Tafa (Taphis), Gertasse und Dabod, von denen wir nur die zu Gertasse besuchten, welche aus einem offenen Hofe mit sechs Säulen bestehen. Einige Meilen hinter Kalabschi passirt man Bab el Kalabschi, ein durch Felsenmassen gebildetes Thor, welches einen ebenso romantischen Blick als die einige Meilen hinter Gertasse gelegene Insel Morgoze gewährt. Nach Sonnenuntergang legten wir eine englische Meile hinter dieser Insel an, brachen jedoch am folgenden Morgen schon um 3 Uhr auf und ruderten rüstig zwischen den hohen Felsenufern hin, bis wir gegen 8½ Uhr die am östlichen Ufer gelegene Moschee Bilal, und wich weil davon Philä mit seinen reizenden Umgebungen erblickten, welche wir mit großer Anstrengung seitens unserer Matrosen gegen 9 Uhr erreichten, da sich der seit einigen Tagen beständig wehende Nordwind wieder heftig aufmachte. Wir konnten deßhalb die Fälle nicht passiren und ich ritt, während mein Freund noch eine Ansicht von Philä aufnahm, vom Dorfe Schilal aus noch einmal nach den Gräbern der Kalyphen und den östlich von diesen gelegenen Granitsteinbrüchen, aus welchen die Obelisken zu Luxor und viele Werkstücke zu ägyptischen Bauten gebrochen worden sind. Ueber Assuan kehrte ich nach der Barke zurück und beschloß den Tag mit einem kurzen Ausflage nach der Insel Biggeh.

Am Morgen des 3 Februar passirten wir die Fälle; 24 Ruderer brachten uns schnell nach dem westlichen Thor, zwischen dessen hohen Felsenwänden der Strom sich brausend durchdrängt und an einem gegenüberstehenden schroffen Felsen sich schäumend bricht. Die Barke schoß pfeilschnell durch die Wellen, welche bis in die innersten Räume der Barke drangen und die Ruderer von ihren Plätzen trieben, verweilt aber, geschickt gelenkert, ihr bisher entgegenstehenden Felsen. Dann war jedoch die Barke wieder in den Strom gelenkt, so verkündeten drei heftige Stöße, daß sie auf Felsen geratben war. Die Verzweiflung des Katarakten-Reis, welcher sich vor den Kopf schlug und in die Finger biß, ließ mich einen Augenblick für die Dahabie fürchten, doch ohne Grund. Sie hatte nur einen unbedeutenden Leck bekommen, welcher schnell mit Talg und Werg verstopft wurde. Nicht weit von der Stelle wo wir aufsuhren, lag auf einem aus dem Flusse hervorragenden Felsen eine mitten von einander gebrochene Barke. Die Mannschaft verscherte unserm Dragoman, daß die Dahabie deßhalb nicht zerschellt sey, weil sich ein 100jähriger Greis, der Vater des jetzigen Häuptlings der Katarakten-Naise, mit an Bord befand. Gegen 9 Uhr erreichten wir glücklich Assuan, ebenso zwei andere Barken, welche gleichzeitig die Fälle passirten. Wir erfuhren daselbst, daß bereits Ingenieure mit den erforderlichen Maschinen eingetroffen wären, um die Felsen zu sprengen und das Flußbett von Steinen zu reinigen, so daß in Zukunft auch Dampfschiffe die Katarakte passiren werden.

Nach unserer Ankunft vor Assuan, wo einschließlich der unsrigen 5 Barken mit europäischen Reisenden lagen, setzten wir nach der Insel Elephantine über. Ihr südlicher Theil ist mit den Ueberresten früherer Wohnungen angefüllt, unter denen sich auch die vereinzelten Ruinen eines Thorwegs aus rothem Granit, einst der Eingang zu einem jetzt ganz zerstörten Gebäude, so wie eine auf einem Throne sitzende Statue von demselben Steine vorfinden. Von dem Mittelser sind nur noch wenige Spuren des untern Theils und der Treppe übrig, da die obern Gemächer im Jahre 1822 von Mohammed Bey niedergerissen worden sind, um die Steine beim Aufbau eines in der Nähe von Assuan gelege-

nen Palastes zu verwenden. Der nördliche Theil der Insel ist bebaut und enthält schöne Palmengruppen, unter deren Schatten Rudera ihre Hütten errichtet haben. Während wir am Rande der grünenden Fluren dahinschritten, kamen die Bewohner der Insel von allen Seiten herbei und boten uns verschiedene Artikel zum Kauf an. Die Männer brachten Speere, Messer und Keulen, die Weiber Schmuckſachen aus Glasperlen, bunte Steine und zierlich geflochtene Körbchen, die Kinder Lebensmittel, Münzen und manchmal andere Gegenſtände, wobei auch gar seltsame Sachen zum Vorſchein kamen. So offerirte uns ein Junge einen alten Holzlöffel, ein anderer einen blank geſcheuerten Zahnſtumpf und ein dritter ein Stück von einer Weinflaſche, auf welchem die Worte Château Lafoſe ausgeprägt waren, für welche letztere Antiquität ich dem Eigenthümer vergeblich fünf Para bot, während er mir für denſelben Preis eine recht hübſche römiſche Münze überließ.

Nachdem wir mehrere Gegenſtände gekauft hatten, verließen wir, von dem Geſchrei bereit, denen wir nichts abgenommen hatten, verfolgt, die Inſel und ritten in Begleitung eines ägyptiſchen Lohndieners, welcher ziemlich geläufig italieniſch ſprach, nach dem großen Quarzfelſen, der 1½ Stunde von Aſſuan ſtromabwärts am öſtlichen Ufer mitten in einem ſandigen Landſtriche gelegen iſt; derſelbe iſt von ziemlichem Umfange und enthält durchaus keine anderen Steintagen; nicht weit davon, dicht am Ufer, befindet ſich ein einfaches Landhaus Abbas Paſcha's, in welches wir vergeblich Einlaß zu erhalten ſuchten.

Gegen 5 Uhr kehrten wir nach der Barke zurück, und eine Stunde ſpäter ſetzten wir unſere Rückreiſe weiter fort. Von wildigem Winde beſtändig aufgehalten, kamen wir nur langſam vorwärts und erreichten erſt am 4 Februar gegen Mittag die Ruinen von Kom Ombos, welche auf einem hohen Vorſprunge des öſtlichen Ufers liegen und, ſchon von weitem ſichtbar, einen maleriſchen Anblick gewähren. Unmittelbar am Ufer erhebt ſich ein pyramidenförmiges Gebäude, welches dem Gotte Sovak (Sevek), dem Krokodillöpfigen, geweiht war; ſeitwärts davon, etwa fünfzig Schritte vom Ufer, befinden ſich die Ueberreſte des unter Ptolemäus Philometor begonnenen Tempels, von dem nur die Vorhalle mit 15 prachtvollen Säulen erhalten iſt, und um dieſe reihen ſich amphitheatraliſch die Ruinen der ehemaligen Ombos. Nach einſtündigem Aufenthalte ruderten wir weiter und brachten einen angenehmen Abend mit den Engländern zu, welche wir zum Abendeſſen eingeladen hatten. Während ſie bei uns an Bord waren, wurden die beiden Backen zuſammengelegt, ſo daß man bequem von dem Verdeck der einen auf die andere ſteigen konnte. Am Morgen des 5 Februar fuhren wir vor Sonnenaufgang feſt und wurden erſt nach einſtündiger angeſtrengter Arbeit wieder flott. Der Zug war ſchon ſehr zurückgegangen und wiewohl von kleinen Sandbänken, welche die Paſſage äußerſt ſchwierig machten.

Am Vormittag des 6 Februar erreichten wir das Sandſtein-Gebirge Silſſileh, welches ſich in einer Ausdehnung von ungefähr 2 engl. Meilen zu beiden Seiten des Stromes hinzieht und großartige Steinbrüche enthält, welche die Werkſtücke zum Baue der meiſten ägyptiſchen Tempel geliefert haben. Die an der öſtlichen Bank des Niles gelegenen ſind bedeutender als die am andern Ufer. Die ſchroffen Wände ſteigen oft zu einer Höhe von mehr als 100' empor, und man erblickt in ihnen überall die Spuren von Werkzeugen, mit deren Hülfe die oft rieſigen Blöcke losgeſprengt worden ſind. Aus dem Innern ſind an mehreren Stellen nach dem Fluſſe zu 6—10' breite und zwiſchen 80—100' hohe Gaſſen gebrochen, durch welche die Werkſtücke jedenfalls auf die Schiffe geſchafft wurden. Dieſe mächtigen Steinbrüche, auf welche die Worte des Plinius quantislibet molibus caedendis sufficiunt paſſend angewendet werden können, bringen einen impoſanten Eindruck hervor, und wenn von den Banten der alten Aegyptier ſelbſt keine Spuren mehr vorhanden wären, ſo würden ſie genügen, um uns einen Begriff von der Großartigkeit und dem Umfang derſelben zu verſchaffen. An dieſem Ufer, nahe wo die Brüche beginnen, ſtand die alte Stadt Silſſis, von welchen jetzt nur der Unterbau eines kleinern Gebäudes, jedenfalls eines Tempels, erhalten iſt. In der weſtlichen Bergkette finden ſich mehrere Grotten vor, von denen nur die nördlichſte beſondere Erwähnung verdient. Sie beſteht aus einem Vorhaus und einer breiten, nicht ſehr hohen Vorhalle mit vier einfachen Säulen, in welcher die Wände mit Sculpturen bedeckt ſind. Den Gründer der Grotte Horus, Nachfolger Amunophs III, erblickt man in einem Streitwagen, wie er mit geſpanntem Bogen die fliehenden Feinde verfolgt, bis ſie um Gnade bitten. Dann wird er von ägyptiſchen Großen, unter dem Vortritt ſeiner ſiegreichen Truppen und zahlreicher Gefangenen, auf einem prächtigen Thronſeſſel einhergetragen, nachdem ein Trompeter das Zeichen zum Abmarſch gegeben hat. An einer andern Stelle bringen verſchiedene Truppenabtheilungen Gefangene ein, und zuletzt iſt der König nochmals dargeſtellt, wie er vom Gott Amunra das Symbolen des Lebens erhält. Die übrigen Grotten ſind meiſt nur kleine Nischen, in denen Figuren verſchiedener Gottheiten ſtehen.

Gegen 12 Uhr Mittags verließen wir Silſſilis und langten erſt in den Vormittagsſtunden des 8 Februar vor dem Geſtade von Edfu, dem alten Apollinopolis Magna an, welches am weſtlichen Ufer, etwa eine halbe Stunde landeinwärts gelegen iſt.

Von den zwei daſelbſt befindlichen Tempeln iſt der größere von beſonderer Bedeutung, da er vermöge ſeines äußerlich im Ganzen wohlerhaltenen Zuſtandes ein gutes Bild von ägyptiſchen Tempeln gewährt. Er ſoll von Ptolemäus Philometor gegründet und unter Euergetes II, Ptolemäus Lathyrus und Alexander vollendet worden ſeyn. Durch das hohe gen Süden zu gewendete Thor, über welchem am Portale die geflügelte Kugel prangt, und zu deſſen Seiten ſich, wie auf der Inſel Philä, hohe pyramidenförmige Thürme erheben, tritt man in den geräumigen, offenen Vorhof, in welchem ſich vom Eingange aus nach beiden Seiten hin und von dieſen bis an die ſich anſchließenden Tempelvorhalle Säulengänge ziehen. Die Zahl der Säulen im Vorhofe beträgt 32, je 12 an jeder langen Seite und 8 an der innern Seite der Façade. Die Decke der Vorhalle ſtützen 18 koloſſale Säulen, deren Capitäle meiſtens Palmenzweige darſtellen, und ſich durch Eleganz des Styles und Vortrefflichkeit der Arbeit auszeichnen. Leider ſind dieſe Säulen bis zur Hälfte der Schäfte in den die Halle anfüllenden Staub vergraben, welcher das Vorhaus und die dazu gehörigen Gemächer ganz unzugänglich gemacht hat. Die äußeren Wände des Vorhauſes ſind mit Bildniſſen verſchiedener Götter und Hieroglyphen verziert, ebenſo die Ueberreſte der Umfaſſungsmauer, welche ſich bis zur Vorhalle erſtrecken. Auf den vorderen Seiten der Thürme erblickt man die koloſſalen Bilder des Ptolemäus und ſeiner Schweſter Cleopatra Tryphäna, und wohlerhaltene Treppen führen nach den inneren Räumen und auf das Plateau, von welchem man in das Innere der unterirdiſchen Lehmhütten Edfu's blicken kann, die beſonders an der öſtlichen Seite die Ruine ganz umgeben, ſogar auf dem Dache des öſtlichen Säulengangs und den Mauern des Vorhauſes errichtet ſind. Einzelne Seitengemächer der Vorhalle, welche zum Theil intereſſante Sculpturen enthalten, werden als Viehſtälle benützt, und es gehört nicht geringe Ueberwindung dazu, dieſelben in Augenſchein zu nehmen.

Der allgemeine Eindruck, welchen dieſes großartige Gebäude hervorbringt, iſt außerordentlich impoſant, und die Feſtigkeit mit welcher dasſelbe aufgeführt iſt, ſetzt uns, daß es nicht bloß religiöſen Zwecken, ſondern auch als feſter Platz der Stadt zum Schutze gedient haben mag, um gleichzeitig jeden Verſuch des Volkes ſich gegen das Regiment ihrer Prieſter aufzulehnen, zu nichte machte.

Der kleinere Tempel, von dem größeren in geringerer Entfernung ſüdlich gelegen, iſt gleichfalls unter Ptolemäus Physcon und Lathyrus erbaut worden, und beſteht aus zwei Gemächern mit einem Säulenperiſtyl. Der früher dazu gehörige Vorhof liegt jetzt in Trümmern, da er in neuerer Zeit abgebrochen wurde, um die Quadern zu dem brabſchätzten, aber nicht ausgeführten Anbau einer Kaſerne zu benützen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Bewegung der koſtbaren Metalle iſt gegenwärtig ungeheuer: in der Woche vom 27 September bis 2 October langten in England 875,000 Pfd. St. an, darunter 530,000 Pfd. auſtraliſche Gold. Die Ausfuhr war 450,000 Pfd. (Shipp. Gaz 4 October.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 243. 9 October 1832.

Der Ackerbau um Panama.

(Aus Berthold Seemann's: Botany of the Voyage of H. M. S. Herald.)

In einem Lande, wo die Natur fast alle Lebensbedürfnisse liefert, und der Verbrauch einer beschränkten Bevölkerung kaum gefühlt wird, da fehlt dem Ackerbau sein eigentlicher Sporn und er kann keine großen Fortschritte machen. Auf dem Isthmus ist er beßhalb im allerprimitivsten Zustande: ein Spaten ist eine Merkwürdigkeit, ein Pflug etwas unerhörtes, und die einzigen Werkzeuge, um Wälder in Felder umzuwandeln, sind die Axt und der Machete. Ein Stück Boden, das man anbauen will, wird im Walde ausgewählt, die Bäume gefällt und verbrannt, darauf der Platz mit einem Zaun eingeschlossen. Im Anfang der nassen Jahreszeit wird das Feld mit Pflanzen besetzt, indem man einfach mit dem Machete ein Loch macht und den Samen oder die Wurzeln hineinlegt. Die große Hitze und Feuchtigkeit locken den Keim bald hervor, die Fruchtbarkeit eines jungfräulichen Bodens gewährt reichliche Nahrung, und ohne weitere Hülfe des Menschen erfolgt eine reiche Ernte. Daßelbe Stück wird zwei oder drei Jahre nach einander angebaut, dann ist der Boden so hart, und die alten Baumstumpen haben so kräftig getrieben, daß ein neuer Fleck ausgewählt werden muß. In den meisten Ländern wäre ein solcher Anbau ganz unthunlich, aber in Neugranada ist alles unbesetzte Land Gemeingut, das jeder sich aneignen kann wie er will, vorausgesetzt daß er es einhegt. So lang dieß geschieht, bleibt es in seinem Beßz; gefällt der Zaun, so wird das Land wieder Eigenthum des Staats. Zucker, Kaffee, Cacao, Tamarinden u. s. w., die mehr Arbeit und Aufmerksamkeit erfordern, als die Einwohner gewöhnlich verwenden wollen, werden bloß für den einheimischen Verkehr gebaut, und obwohl die Provinzialregierung durch Prämien zum Anbau aufmunterte, und Boden wie Klima günstig sind, so hat doch, mit Ausnahme einiger unternehmender Fremden, niemand besonders mit diesem Anbau sich abgegeben, und so wird es auch bei der dünnen Bevölkerung und dem theuern Taglohn wohl noch lange bleiben. Die Cerealien sind Reis und Mais: erstere haben die Spanier eingeführt, der letztere war vor der Eroberung bekannt, und von den Eingebornen benützt, um Brod daraus zu backen und Chicha, eine Art Bier, zu bereiten. Auf den Bergen von Veraguas hat man mit Weizenbau einige gelungene Anfänge gemacht, was voermuthlich zu weiterem Anbau führen wird. An kostbaren Früchten liefert das Land eine große Mannichfaltigkeit.

Die Dänen und Nordmänner in England, Schottland und Irland.

(Schluß.)

Wenn wir in der allgemeinen Uebersicht der westlichen Wikingerzüge die Fahrt nach Großland und Frankreich, so wie endlich weiter südlich hinab sehr begreiflich finden, wenn die Festsetzung der Skandinavier im Norden Schottlands, namentlich auf den Orkneys, sich durch die Nähe und die Strömungen des Meers genügend erklärt, so ist dagegen das sehr frühe Erscheinen derselben in Irland eine höchst auffallende, kaum genügend zu erklärende Thatsache, denn nach Worsaae (p. 194) „stimmen sowohl die irländischen als auch die skandinavischen Urkunden darin überein, daß sich Norweger und Dänen schon in einer sehr frühen Zeit in Irland angesiedelt hätten.“ Der erste Angriff soll im J. 795 erfolgt seyn. [1] Es zeigt sich hier der bedeutende Mangel des Werks an historischer Auffassung. Von England ist nicht angegeben, wann die Wikinger Züge begannen oder sich auch nur in stärkerem Maaße geltend machten; so viel wir immer wissen, geschah letzteres nicht vor dem Anfang des 9ten Jahrhunderts; wie kommt es nun, daß Wikinger schon am Ende des 8ten in Irland erschienen? Es ist kaum anders anzunehmen, als daß die Wikinger nicht zuerst nach England gingen, sondern daß Auswanderung und Kriegszüge schon geraume Zeit vorher nach Nordschottland, nach den Orkneys, Hebriden und endlich nach Irland begonnen hatten, ehe sie sich nach England wandten. Die Vermuthung von Tacitus, daß ein Theil der Bewohner Schottlands aus dem germanischen Norden herüber gekommen sey, erhält dadurch eine Bedeutung: Auswanderung, Raub, Krieg und Handel mit den britischen Inseln reichen in eine Zeit hinauf, wo man von den speciell sogenannten Wikinger Zügen noch nichts wußte. Die Vermuthung, daß aus dem germanischen Norden ein fremdes Geschlecht verdrängt worden und sich übers Meer geflüchtet habe, erhält durch den schon oben erwähnten Unterschied der „schwarzen“ und „blonden“ Fremdlinge — ein Unterschied, den die ältesten irischen Sagen, nicht die skandinavischen Berichte, eben so wenig die aus Schottland und England machen — eine neue Bedeutung. Auf den Orkneys und in der Umgegend wird zwar ein Unterschied zwischen Dänen und Normegern gemacht, weil man dort mit diesen Ländern näher bekannt war, aber kein Racenunterschied, wie in Irland zwischen den Dubh-Lochlannogh's und den Fionn-Lochlannogh. Worsaae ist wohl kaum gerechtfertigt,

[1] Nach einigen Münzen zu schließen sollte man die Ankunft und Festsetzung sich noch höher hinaufsetzen, da jedenfalls von der ersten Ansiedelung bis zum Münzenschlagen geraume Zeit verfloß.

wenn er diese Unterscheidung auf die Dänen und Normeger bezieht (p. 195), denn die schwachen Sprach- und Stammesunterschiede zwischen Normegern und Dänen lassen eine so schroffe Unterscheidung nicht zu. Auch scheint der Unterschied nur in den ältesten Sagen der Iränder, nicht in den spätern Nachrichten gemacht zu werden. Die Zeit der Wikinger beginnt, wie Worsaae selbst an einer andern Stelle (p. 170) gelegentlich bemerkt, mit dem Ende des 8ten Jahrhunderts, aber die Züge können nicht mit Irland, dem äußersten Westen, begonnen haben, wir werden also jedenfalls in eine viel frühere Zeit zurückgeführt, und die Erklärung, warum die irländischen Nachrichten einen Unterschied zwischen den „dunkelhaarigen“ und „fellhaarigen“ Fremdlingen machen, steht noch aus.

Wir sind berechtigt, auf diese irischen Nachrichten um so mehr Gewicht zu legen, als die Normänner hier auf ein vergleichsweise gebildeteres Volk stießen, das seine eigene „Ogham“ genannte Schrift hatte, und diese von der normännischen Runenschrift „Ogham na Lochlannach“ unterschied. Schriftliche Aufzeichnungen, die allerdings verloren gegangen sein mögen, aber gewiß stets durch andere spätere wieder ersetzt wurden, waren also sehr wohl möglich; und die Ausbreitung welche hier sehr früh das Christenthum gewonnen, die Missionen, welche anerkanntermaaßen nach Norden gingen, und die Insel Jona zu einem weitberühmten Heiligthum machten, zeigen eine Cultur, die in jener Zeit den skandinavischen Wikingern noch größtentheils fremd war. Worsaae ist (p. 206) geneigt die Cultur der Iränder gering anzuschlagen, es fragt sich aber sehr, wie dieß zu verstehen ist: spricht er von der Masse der Iränder, so hat er gewiß Recht; spricht er aber von der Geistlichkeit, so hätte er eben so gewiß Unrecht, allein er vindicirt dieser ausdrücklich „einen nicht geringen Grad von Civilisation.“ Wann erhielt Irland das Christenthum, und zu welcher Zeit erreichte es seine hohe Bedeutung, daß Irland selbst wieder andern Völkern das Christenthum bringen konnte? Die Geschichte läßt uns hier begreiflicher Weise ziemlich im Stich, das Wahrscheinliche ist jedoch wohl folgendes. Zur Zeit als das Christenthum noch unter den Römern in Britannien festen Fuß gefaßt hatte, wurde es wohl auch nach Irland gebracht, als aber im 5ten Jahrhundert die heidnischen Angelsachsen nach Britannien kamen, und den Vernichtungskrieg gegen die entarteten Britten begannen, mag die Geistlichkeit vielfach nach Irland sich geflüchtet haben, nicht nach Wales, wo noch das Druidenthum herrschte; die festere Begründung und Ausbreitung des Christenthums in Irland fällt also wohl ins 6te Jahrhundert. Die Reste der römischen Cultur, welche die Geistlichkeit in Frankreich, Spanien und Italien bewahrte, und der Einfluß, den sie dadurch auf die rohen wenn auch waffengewaltigen Völker etrang, mag einen Hingerzeig geben, was sie in Irland zu erreichen vermochte. Wir können also eine vergleichsweise hohe Ausbildung der Geistlichkeit annehmen, wenn auch eine sehr zurückgebliebene Cultur der Massen, die um so erklärlicher ist, je weniger sie Handel trieben, und je mehr sie das Meer scheuten, was bei den gälischen Völkern meist, im Gegensatz gegen die germanischen, ein charakteristischer Zug ist. Die Wikinger dagegen trieben den Handel, wie den Raub, denn beides war, wie bei den ältesten Griechen, fast unzertrennbar verbunden: die Nothwendigkeit in den wilden fremden Ländern gewaffnet aufzutreten, führte auch zu Gewaltthaten, und der weitgereiste Wikinger war sicher ein gewandterer Mensch als der Gäle, welcher sich ihm gegenüber nicht aufs Meer traute. Worsaae führt Beispiele an, wie die Wikinger regelmäßigen Handel trieben, und diese Ansicht wird auch durch den Umstand unterstützt, daß die Skandinavier in Irland sich vielmehr in Städten und Burgen festsetzten als auf dem Lande ausbreiteten; die Städte und Burgen, welche letztere oft auch neben den irischen Städten errichtet wurden, um diese in Unterwürfigkeit zu halten, wurden zugleich die Waarenniederlagen, wie sie die Waffenplätze waren.

Die Herrschaft der Skandinavier oder Ostmänner, wie sie gewöhnlich genannt wurden, dauerte in Irland vom Anfang des 9ten bis nach der Mitte des 12ten Jahrhunderts. Die von den Iränder so sehr als ihre Befreiungsschlacht gerühmte Niederlage der Ostmänner zu Clontarf (1014) scheint von keiner großen Bedeutung gewesen zu sein, denn man findet die Könige der Ostmänner in Dublin und Limerick nachher wie vorher. Der Einbruch der Engländer (1170) machte die erste Diversion; letztere verbanden sich nicht selten mit den Irländern gegen die Ostmänner, und mehrere Ereignisse beweisen, daß damals Irländer, Engländer und Ostmänner nahezu gleiche Macht in Irland besaßen. Allein um diese Zeit war der Wikinger Geist durch das Christenthum bereits gebrochen, die Unruhen in der alten Heimath hinderten neue, stärkere Zuzüge, nur die skandinavischen Häuptlinge auf den Hebriden und der Insel Man leisteten öfters Beistand. Ein Jahrhundert nach dem ersten Auftreten der Engländer scheinen die Ostmänner sehr bedrängt gewesen zu sein, denn sie schickten um Hülfe an König Hakon Hakonson, der damals (1263) an der Westküste Schottlands mit seiner Flotte lag. Die schon erwähnte Niederlage bei Largs (1263) und der Tod Hakons wurde, wie der norwegischen Herrschaft auf den Hebriden, so auch der der Ostmänner in Irland verderblich. Die Engländer ließen ihnen ihre eigenen Gesetze, wie dieß vielfach auch in England geschah, wo das Danelag noch sehr lange herrschte, aber als abgesonderte Macht nahmen sie ein Ende. Die Vermischung mit den eingebornen Iränder war schon seit Jahrhunderten im Gange, und die mit den Engländern machte sich natürlich noch leichter; doch lassen sich zahlreiche skandinavische Familiennamen, oft mit irischer Corruption, noch jetzt nachweisen. Bezeichnend für die Bedeutung und Macht der Skandinavier in Irland ist, daß sie sich zwei volle Jahrhunderte nach der Eroberung Englands durch die Normannen noch selbstständig behaupteten, also ihre Kraft theils auf sich selbst, theils aus den Zuzügen von den Orkneys und Hebriden her zogen.

Worsaae ist unseres Wissens der erste, der die lang andauernde Herrschaft der Skandinavier in Irland nachgewiesen hat, und manche Erscheinungen der Geschichte und Literatur sind dadurch erklärt und erscheinen in ihrem Zusammenhang. Daß die Skandinavier der englischen Eroberung Irlands Bahn brachen, leidet keinen Zweifel, denn sie brachen die Macht der Iränder lange ehe die Engländer dahin kamen. Eine historisch-politische Bemerkung können wir hiebei nicht unterdrücken: Worsaae streicht den dänisch-normannischen Geist heraus, der die Engländer zu ihren großen politischen und commerciellen Erfolgen gehoben habe, in Einer Beziehung aber widerspricht er sich dabei selbst: das skandinavische Wesen war auf die Gemeinfreiheit gebaut, und stand dem normannischen Herrschaftsgeist streng gegenüber; die Nachkommen der Skandinavier haben sich dieser normannischen Aristokratie in England, in Schottland und in Irland widersetzt, allenthalben mit unglücklichem Erfolg; das aristokratische Güterssystem ist es hauptsächlich, was Hochschottland und Irland entvölkert, und was den eigentlichen freien Bauernstand in England vernichtet hat. Dieß streng durchgeführte aristokratische Güterssystem steht der altgermanischen Gemeinfreiheit, welche auch die Skandinavier belebte, schnurstracks entgegen, und

trägt jetzt in England neben manchen guten auch sehr schlimme Früchte. Die Normannen konnten nur eine Lehensaristokratie mitbringen, denn diese mußte sich unter dem mit dem Schwert bezwungenen Volke fremden Stammes entwickeln. Die Geschichte Englands besteht darin, zu zeigen wie die germanische Gemeinfreiheit, die sich unter Angelsachsen wie unter Skandinaviern erhalten, durch die Adelsfreiheit der Normannen unterdrückt wurde, und in langen Jahrhunderten sich allmählich wieder Bahn brach. Betrachtet man die einfachen Grundideen der germanischen Völker und die Grundsätze der Lehensaristokratie, wie sie auf fremdem Boden sich ausbilden mußten, so hat man eine ganze Reihe historischer Entwicklungen der merkwürdigsten Art vor sich, und einen Fingerzeig für die Staats- und Rechtsgeschichte Englands, die noch ungeschrieben ist; denn die Engländer laboriren, wie auch Worsaae an verschiedenen Punkten andeutet, an sonderbaren Vorurtheilen: sie wollen gern ihre Rechtsgeschichte und Rechtsinstitutionen auf das Uralterthum zurückführen, das will aber nicht recht gehen: auf die besiegten, unterjochten und fast vertilgten Britten können sie sich nicht mit Stolz berufen, die normännische Eroberung hat einen zu französischen Beigeschmack, also haften sie an den Urvätern, den Angelsachsen; dadurch werden sie einerseits ungerecht gegen die Skandinavier, die einen so großen Einfluß auf ihr Land geübt haben, andrerseits fallen sie in einen starken Irrthum, denn ihr gesellschaftlicher Bau ist in seinen Hauptzügen noch normannisch, d. h. ein Kind der Eroberung durch einen stark ausgeprägten, noch immer in seinen Hauptzügen erkennbaren Lehnadel, nicht angelsächsisch und eben so wenig skandinavisch. Die Engländer müssen erst zu einer gerechteren Würdigung ihrer Bevölkerungselemente kommen, ehe sie ihre Geschichte und die ihrer Institutionen richtiger schildern können, als es bis jetzt geschehen ist. Es fehlt nicht an den Leuten, um dieß auszuführen, wohl aber an solchen, die den nöthigen Muth haben, eingewurzelten Nationalvorurtheilen offen entgegenzutreten.

Dazu kommt noch die leidige Philanthropie, die schon mehr Unheil angestiftet hat als man glaubt. Den sehr schönen Grundsatz des Christenthums, daß alle Menschen vor Gott gleich seyen, hat eine falsche Philosophie als Gleichheit aller Menschen hinsichtlich ihrer Kräfte und Entwicklungsfähigkeit gedeutet. Diese Gleichheit besteht nicht: alle Geschichte zeigt, daß es Völker mit stärkerer und schwächerer Lebenskraft gibt. Ist es zufällig, daß die gälischen Völker seit anderthalb Jahrtausenden vor dem germanischen Schwert oder dem germanischen Gesetz fallen? Das ist einer der bedeutsamsten Punkte in der Geschichte der deutschen und skandinavischen Züge nach England und Irland, daß sie alle, jeder Theil in seinem Kreise, darauf hingewirkt haben, dieß gälische Element zu brechen. Warum wurde es gebrochen? weil es das schwächere war: rohe Völker, die in einem dunkeln Drange des Instincts und im rohen Gefühle ihrer Kraft handeln, werden dadurch zu Vollstreckern eines Urtheilsspruches, vor dem ein raffinirteres Zeitalter zurückschaudert, den Urtheilsspruch aber selbst in seiner Weise nicht minder vollziehr. Ob die Wikingerschaaren mit dem Schwert eine Anzahl Irländer niedermetzelten oder das englische Gesetz die irischen Grundbesitzer beraubt, so daß jetzt Noth und Elend deren Nachkommen zu Hunderttausenden aus dem Land treibt, das kommt in der Wirkung und in den Folgen auf eines hinaus. Wenn der Angelsachse im Grimm gegen die wallisischen Berge anstürmt, und die letzten Reste des fremden Geschlechts vollends dort vertilgen will, oder wenn Schriftsteller der neuern Zeit sich nicht genug ereifern können, daß die Walliser noch etwas anderes lesen und lernen wollen, als Englisch, so gehen beide von derselben Anschauung aus, wenn auch die äußere Form ihrer Handlungen sehr verschieden ist; von dem wahren Geist der Humanität ist keiner von beiden Theilen belebt. Die Aufgabe unserer Zeit, die in der Erkenntniß solcher Völkerunterschiede fortgeschritten ist, geht dahin, jedem Volke und Volkstheil die Mittel der Bildung und fortschreitenden Entwicklung in seiner Sprache zu verschaffen und das Verschwinden kleinerer Stämme und ihre Verschmelzung mit größern mächtigern Völkern der Zeit zu überlassen. Aber diesen Maaßstab können wir nicht an jene rohen Zeiten anlegen: Kraft und Tüchtigkeit machten sich geltend, der Stärkere siegte und der Schwache mußte weichen, das war und ist ein Naturgesetz, und Worsaae hätte sich die Mühe sparen können, seine Wikinger von dem Vorwurf der Grausamkeit und Zerstörungswuth zu rechtfertigen; zum mindesten hat er indeß ganz Recht, wenn er sagt, die Irländer und die schottischen Gälen hätten es unter einander selbst nicht besser gemacht; die Thaten der Sieger, die etwas lange dauerndes gründeten, hat die Geschichte aufbewahrt, die Metzeleien der Eingebornen unter einander sind größtentheils vergessen.

Unsere Einwürfe gegen Worsaae's Werk haben wir im Eingang erwähnt; es fehlt an einer allgemeinen Uebersicht und zum Theil an Ordnung, für die speciellen Verhältnisse Nordschottlands, der Hebriden und Irlands hat er Namhaftes geleistet, da hier seine speciellen antiquarischen Kenntnisse ihm von Vortheil waren; was er in Bezug auf Skandinavien selbst nicht geleistet, vielleicht aus einem Mißverständniß, daß dieß nicht zu seiner Aufgabe gehöre, nicht leisten wollte, das hoffen wir in Hrn. Münchs „Geschichte des nordischen Volks", von dem der erste Band erschienen seyn soll, zu finden.

Eine Nilfahrt

von Atfeh bis zur zweiten Katarakte u. s. w.

Zweiter Abschnitt.

Rückreise von Wady Halfa nach Bulak.

(Fortsetzung.)

Gegen Mittag stießen wir von Edfu ab und erreichten am Morgen des 7 Februar Esneh, wo wir nur kurze Zeit verweilten. Während unser Dragoman einige Einkäufe besorgte, begaben wir uns zu dem Mudir, welchem mein Freund das Porträt einer Schönen überreichte, um dessen Anfertigung er ihn bei unserem ersten Aufenthalte gebeten hatte. Das Bild verursachte ihm eine kindliche Freude, und als er erfuhr, daß wir keine Citronen mehr hatten, gab er uns sofort einen Brief an einen ihm befreundeten Gutsbesitzer, dessen Landgut eine Stunde unterhalb Esneh am westlichen Ufer lag, in welchem er denselben ersuchte, uns von den Früchten seines Gartens mitzutheilen. Der Eigenthümer, auf welchen unser Empfehlungsbrief lautete, war nicht zugegen, allein sein Geschäftsführer, Effendi betitelt, empfing uns sehr freundlich, ließ uns Scherbet und Kaffee reichen, und erkundigte sich, während die Körbe mit allerlei köstlichen Früchten gefüllt wurden, nach der Art und Weise der Feldbestellung in Deutschland, worüber wir ihm durch Vermittlung des Dragoman nach Kräften Auskunft ertheilten. Die oft eintretenden Pausen füllte der Effendi dadurch aus, daß er uns wiederholt willkommen hieß.

Da wir im Laufe des Nachmittags mehrere Stunden lang durch einen leichten Südwind, der unsere Barke rasch stromabwärts gleiten ließ, begünstigt wurden, so erreichten wir Abends gegen 10 Uhr Luxor, vor dessen Gestade eine nicht unbedeutende Anzahl Barken lag, und unter diesen 12—16 mit fränkischen Reisenden.

Am Morgen des 8 Februar setzten wir mit der Dahabie nach dem westlichen Ufer über und langten in der Nähe der Tempelruine von Kurneh an. Wir bestiegen sofort bereitstehende Pferde, um in Begei-

tung unseres Dragoman und eines vertrauten Führers zuerst die sogenannten Gräber der Könige Bab aber Biban el Moluk zu besuchen. Nordöstlich von der Tempelruine von Karneh öffnet sich das Felsenthal, zwischen welchem sich der mit Felsenstücken und Steinen besäete Weg hinzieht, der nach der Ruhestätte der Todten führt. Je mehr die geblichen Felsen emporsteigen, je enger wird die Schlucht, bis sie sich endlich wieder mehr erweitert und durch einen vorgeschobenen hohen Rauksäufer in südlichen Seitenthäler Gräber Bibân el Moluk, deren Zahl sich auf 40 belaufen soll, von denen jedoch nur 21 geöffnet und zugänglich sind. Letztere sind mit Nummern bezeichnet, welche von Sir Gardner Wilkinson herrühren, der sich eine Reihe von Jahren in Theben aufgehalten hat. Bei unserem verhältnismäßig kurzen Aufenthalte in Theben haben wir nur die interessantesten Gräber (Nr. 17, 9, 11, 14, 15, 16, 6, 8 und 2) besucht, von denen ich im nachstehenden eine kurze Schilderung zu geben versuchen will.

Unter allen das bedeutendste Grab ist wohl das von Belzoni entdeckte (Nr. 17), sowohl hinsichtlich seiner Sculpturen als auch des gut erhaltenen Zustandes. Eine steile Treppe von 24 Schuh perpendiculärer Tiefe und 28' horizontaler Länge führt auf einen Gang von einem Falle von 18' zu 9', dem sich ein Thorweg und eine zweite Treppe von 25' perpendiculärer Länge anschließen, von welcher man durch zwei Thoren auf einen andern Gang von 29' Länge kommt, der in ein nicht allzu großes Zimmer in Gestalt eines Oblongum führt. Aus diesem Gemache tritt man in eine Halle mit sechs und in eine andere mit zwei Säulen, in welcher letzteren an Wänden und Säulen die Hieroglyphen und Bilder vorgezeichnet, aber von dem Bildhauer unausgeführt gelassen worden sind. Zum ersten Entwurf der Umrisse ist rothe, zum zweiten und sorgfältigeren schwarze Farbe verwendet. Kehrt man aus dieser Halle wieder in die erste zurück, so gelangt man auf einer 13—17' langen Treppe, zu welcher sich der Eingang in der linken Ecke der hinteren Wand öffnet, durch zwei kleinere und ein größeres, von sechs Säulen getragenes Gemach mit zwei Seitenkammern, in eine große gewölbte Halle, in deren Mitte früher ein alabasterner Sarkophag gestanden hat. An diese Halle schließt sich noch ein Gemach mit vier Säulen, welches jedoch unvollendet gelassen worden ist.

Ehe man die eben erwähnte gewölbte Halle betritt, öffnet sich in der linken Wand des darin befindlichen größeren Gemaches der Eingang zu einem kleineren, in welchem an drei Seiten ein breiter, vier Fuß hoher Sitz ausgehauen und in jeder Wand eine Nische angebracht ist, über welchen sich ein eleganter ägyptischer Karnieß befindet. Diesem Gemache dienten ehedem zwei viereckige mit Hieroglyphen und Bildern reich ausgestattete Säulen zur Zierde, deren eine, und zwar erst in der Neuzeit, muthwillig zertrümmert worden ist. Auch aus dem Karnieß sind große Stücke herausgebrochen, und man legt diese Zerstörung, welche von Franzosen, Engländern und den wenigen Deutschen, die diese Stätte betreten haben, durch auf die entstandenen Lücken und herumliegenden Trümmer angebrachte Inschriften gedührend gezeichnet worden, allgemein einem deutschen Gelehrten zur Last. Unser arabischer Führer erzählte, daß er dabei gewesen, als jener Gelehrte den Versuch gemacht die Säule hinwegzunehmen, welcher mißlungen sey und die Zertrümmerung derselben zur Folge gehabt habe.

Die Sculpturen in dem ersten Gange bestehen aus Hieroglyphen, die sich auf den einstigen Inwohner des Grabes, König Osiri, den Liebling des Phtah, beziehen, welcher der Vater Rameses II. war. In der darauf folgenden Treppe erblickt man auf der einen Seite 37, auf der andern 39 Genien von verschiedenen Gestalten, unter denen eine Figur besonders auffallend ist, deren Augen ein Strom von Thränen entquillt.

An dem folgenden Gange sind die Boote des Lunghis dargestellt und verschiedene sich neigende Flächen, an deren Ende Thüren geöffnet sind, sollen wahrscheinlich das Hinabsteigen zum Amenthes, dem furchtbaren Todtenrichter, versinnlichen.

Auf den Säulen in der ersten Halle wird der König nach seinem Tode von mehreren Göttern empfangen; die interessanteste Gruppe ist aber hier ein Zug von 16 Personen, die vier verschiedenen Nationen angehören. Sie sind von rother, weißer, schwarzer und wieder weißer Farbe, schreiten zu Vieren einher und werden von dem Gotte Ra begleitet; die vier rothen Figuren sind Aegypter, die nächstfolgenden, dem weißen Geschlecht zugehörig, mit blauen Augen, langen starken Bärten und in kurzer Tracht, sollen vielleicht Völker des Nordens repräsentiren, wie die Schwarzen Völker des Südens, und die letzten, gleichfalls von weißer Farbe — mit gefangten Bärten, Federn in den Haaren und in lange, wallende Gewänder gekleidet — Völker des Ostens.

An der hinteren Scene nimmt noch eine andere Gruppe die Aufmerksamkeit in Anspruch, wo der König durch Horus vor Osiris und Hathor geführt wird.

Die Farben sämmtlicher Sculpturen in dieser Halle sind so lebendig und erscheinen so frisch, daß man glauben möchte sie wären erst vor kurzem, nicht vor Jahrhunderten aufgetragen worden.

An dem Fuße der Treppe, welche aus dieser Halle nach der zweiten Abtheilung führt, befand sich früher eine höchst interessante Gruppe, welche von Champollion hinweggenommen worden ist.

Unter den verschiedenen Sculpturen der übrigen Gemächer und Hallen will ich nur noch eine Reihe von Mumien in dem großen Gemache vor der gewölbten Halle erwähnen, die eine jede in einem besonderen Schrein liegen, deren Flügelthüren weit geöffnet sind.

Die totale Länge dieser Katakombe beträgt 320 Fuß und ihre Tiefe 90.

In Nummer 11, Bruce's oder des Harfners Grab genannt, welches Rameses III geweiht gewesen seyn soll, sind die kleinen Kammern in den beiden ersten Gängen am interessantesten, da die darin vorhandenen Bilder über Sitten und Gebräuche der alten Aegypter Aufschluß geben.

In der ersten links vom Eingange ist eine Küche dargestellt, deren einzelne Gruppen zwar zum Theil verwischt, doch noch hinlänglich erkennbar sind. Einige schlachten Ochsen und werfen die davon losgetrennten Stücke in den auf einem Dreifuß stehenden Kessel, unter welchem ein Holzfeuer lodert. Unter dieser Gruppe ist ein Mann der sachkundigen Augen Riemen aus einer Haut zu schneiden, die er mit den Füßen festhielt, eine Gewohnheit, die sich bis auf die jetzige Zeit erhalten hat. Ein anderer hält etwas in einem großen Mörser klein, während drei Nachher bereits die Speisen zerlegt. An der entgegengesetzten Seite knieten zwei Männer Teig mit den Füßen, und andere bereiten Kuchen und Pasteten, während eine dritte Gruppe aus weißen Vasen Flüssigkeit in Krüge abläßt. An der hinteren Wand wird Brod bereitet; der Teig wird mit der Hand geknetet, und nachdem der einzelnen Kuchen mit schwarzen Körnern bestreut worden, werden sie auf hölzernen Schiedern nach dem Ofen gebracht.

In dem gegenüber gelegenen Gemache erblickt man eine Anzahl Boote mit viereckigen, bunt gemusterten Segeln, von denen einige geräumige Cajüten, andere nur einen Sitz nahe am Maste haben. Sie sind reich gemalt und zum Theil mit Zierrathen überladen. Bei denen in den unteren Reihen ist der Mast über die Cajüte niedergelassen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Brücken in London. Das Athenäum vom 2 October bemerkt hierüber: „die Brücken gehören zu den architektonischen Glanzpunkten Londons; seine Hauptstadt Europa's kann sich solcher rühmen, und Canova erklärte, der Anblick der Waterlookbrücke allein sey eine Reise nach London werth. Paris hat mehr Brücken, aber die Seine ist bei weitem minder breit und tief als die Themse. Die Donau bei Wien ist kein der Ebbe und Fluth ausgesetzter Strom, und doch hat die österreichische Hauptstadt nur eine Holzbrücke über denselben; der Rhein hat vom Meer bis Basel keine stehende Brücke. So prächtig aber die Zahl unserer Brücken ist, so reichen sie doch jetzt für die Bedürfnisse des überströmenden Lebens nicht mehr aus, und eine neue ist im Werk, welche zwischen Blackfriars und London Bridge errichtet werden soll. Das fortdauernde Wachsthum der Bevölkerung auf beiden Ufern macht die Anlage einer neuen Brücke durchaus nöthig, und die Cityobrigkeiten sind auch bereits mit dem Plane beschäftigt."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 244. 11 October 1852.

Beiträge zur Kenntniß der Insel Curaçao.

(Von S. Friedmann.)

1. Eigenthümlichkeiten dieser Insel im allgemeinen. — Die Fahrt von Suriname nach Curaçao. — Der Golfstrom. — Ansicht der Süd- und Ostküste. — Einfahrt in den Hafen.

Nicht die riesenhafte vulcanische Erhebung des Grundes ist es, welche für diese in ihrem Bau ganz eigenthümliche und von den meisten übrigen Antillen abweichende Insel vor allen andern unser besonderes Interesse erweckt; auch tritt uns hier keineswegs der das Gemüth erhebende, von den meisten Reisenden mit lebhaften Farben geschilderte jungfräuliche Zustand der Pflanzenwelt entgegen, welcher uns in das Dickicht selten betretener Wälder, deren hohe Stämme mit blumenreichen Schlingpflanzen umflochten sind, führt; im Gegentheil ist diese wahrscheinlich einst vorhanden gewesene großartige Pflanzendecke allenthalben verschwunden, und die über 10 Quadratmeilen Oberfläche enthaltende Insel trägt in allen ihren Theilen das Gepräge einer alten, zum Theil verfallenen Cultur, welche die Thäler, die Hügel und Berge ihres herrlichen Pflanzenschmuckes beraubte, so daß nur der stachlichte Cactus und die Mancinella-Sträucher das übrigens nackte Gestein der Berggipfel bedeckt. Es bietet sich hier das seltene Schauspiel eines von Natur gleich den Nachbarinseln fruchtbaren Tropenellandes dar, dem jedoch der Mensch eine eigenthümlich fremde Physiognomie aufgedrückt hat, so daß er sich nicht nur zum Herrn der Natur, sondern zu ihrem Tyrannen aufgeworfen. Aber eben diese künstliche Umgestaltung eines Landes durch Menschenhand gibt uns wichtige Aufschlüsse über den Einfluß der bewaldeten und waldlosen Strecken auf die Fruchtbarkeit, das Klima und das animalische Leben, ein Gegenstand, der auch in Deutschland in jüngster Zeit häufig zur Sprache kam, und der weniger vom ökonomischen und staatswirthschaftlichen als vom wissenschaftlichen Standpunkt beleuchtet werden kann. Ebenso bieten die steilig gebauten, mit zahlreichen Plantagen, steinernen Häusern und Ruinen spanischer Landhäuser versehenen Thäler Curaçao's so wie viele mit Festungswerken gekrönte Berggipfel eigenthümliche, im Glanze der Tropensonne höchst reizende Ansichten dar, welche um so mehr überraschen, je schroffer sich der Gegensatz mit den meisten gegenüberliegenden, mit dichtem Wald bewachsenen südamerikanischen Küsten herausstellt. Rechnet man hiezu noch die ziemlich gebildete europäische und Creolenbevölkerung Curaçao's, wo die Freuden des geselligen Lebens mehr als in irgend einer Colonie grossen werden können, so wie den lebhaften Verkehr, den diese Insel durch ihren Handel mit so vielen Völkern unterhält, und endlich den wunderbaren Hafen, der wohl der schönste der Welt genannt werden kann, und an dem die Kunst auch nicht ein Steinchen hinzuzufügen brauchte, da er fertig und wie zum Verkehr der Völker bestimmt aus der Hand des Schöpfers hervorging, so finden wir Ursache genug, dieses merkwürdige Stück Land noch einmal uns vor das Gedächtniß zu rufen.

Wenn die Transport- und Kriegsschiffe nach längerem oder kürzerem Aufenthalt in dem feuchtheißen Surinam wieder den vaterländischen Küsten zugesegln dürfen, so erhitten sie sich, im Falle sie hieyu nicht braustragt sind, gewöhnlich die Erlaubniß, den nicht sehr bedeutenden Umweg über Curaçao zu nehmen und dort einige Tage verweilen zu dürfen. Die für die Seeleute besonders angenehme Lage des Schiffes dicht am Lande und zwischen freundlichen Häuserreihen, denen sich das schwimmende Gebäude mit seinen selbst die Uferfelsen überragenden Masten vertraulich anschließt, die milde, von Insectenschwärmen befreite Luft, und endlich die bekannte Gastfreundschaft der Bewohner haben den Aufenthalt zu Curaçao bei der Marine in ein sehr günstiges Licht gestellt. Die Reise von Paramaribo nach Curaçao kann mit einem Segelschiffe braucht in 7 bis 8 Tagen zurückgelegt werden, während die Zurückreise von Curaçao nach Surinam nie unter 5 bis 6 Wochen dauert, und in den Monaten Julius und August gar nicht ohne sehr große Umwege unternommen werden kann. Die Ursache hievon liegt einestheils in den Passatwinden, welche von Nordost und Ost wehend den ebenfalls östlich segelnden Schiffen ungünstig sind, anderntheils aber in dem westlich sich hinziehenden Golfstrom, dessen Geschwindigkeit 15 bis 18 Meilen täglich beträgt. Diese den Passaten und der durch sie auf dem Erdball hervorgerufenen äußerst wohlthätig wirkenden Luftcirculation analoge Meeresströmung kann für das atlantische Meeresbecken als von der afrikanischen Küste und zwar von dem Busen von Biafra aufgehend betrachtet werden, von wo aus sie sich westwärts wendet und von den nach dem Cap oder nach Rio Janeiro segelnden Schiffen jedesmal bemerkt wird, indem sie mehr als sie beabsichtigen nach Westen getrieben werden. Die selbige Küste am Cap Roque in Südamerika aber hält diesem Strome das Gegengewicht, und er erhält wie ein Ricochetschuß eine andere Richtung, indem sich der größere Theil, der Landfiguration folgend, nordwestlich wendet. Bekanntlich ist es derselbe Strom mit seinen Verzweigungen und Fortsetzungen, dem unsere europäischen Westküsten das im Vergleiche mit den Ostküsten Amerika's ungleich günstigere Klima zu danken haben. Es ist mir aber auch nicht unwahrscheinlich, daß die großen Excavationen, welche das caribische Meer und der mexicanische Meerbusen zwischen Nord- und Südamerika bilden, durch das

Westwärtsdrängen des Golfstroms entstanden sind, daß vielleicht nach Jahrtausenden die Landenge von Panama von selbst durchstoßen wird, in welchem Falle ein großer Theil der jetzigen Golfströmung nach dem stillen Ocean sich richten und das Klima der europäischen Westküsten einen Theil seiner Milde verlieren wird. Ich wage diese Vermuthung um so eher auszusprechen, da auch an der afrikanischen Küste gerade dem Zusammenstoßen der südatlantischen Strömung mit dem Guineastrom die große Ausbuchtung der Bay von Benin und Biafra entspricht.

Schon in einer Entfernung von 9 Meilen beginnen am Horizont die steilen Küsten der Insel Curaçao emporzusteigen, während das Meerwasser beständig seine tiefblaue Färbung behält, die es bis an der Brandung der Küste nicht ändert; denn schroff steigt letztere an den meisten Punkten aus der Tiefe des Meeres, und auch die zur Regenzeit entstehenden kleinen Bächlein der Insel vermögen keine Farbenänderung des Meeres auch nur in kleiner Entfernung hervorzubringen. In langer Reihe stehen die zum Theil wellenförmig gebogenen, mit zahlreichen Gebäuden gezierten Hügel, und gewähren einen ungemein malerischen Anblick. Da man hier den die Meeresküste begränzenden Waldsaum und das hohe Palmengebüsch entbehrt, welches ein gewöhnliches Attribut der Tropenküsten ist, so könnte man sich vorstellen, daß man einer Insel der gemäßigten Zone sich nähert, wenn nicht das weit intensivere Sonnenlicht und das tiefe Blau der Atmosphäre uns an die Tropenregion erinnerte. Der schon durch die Flagge auf dem Fort Berkendung von dem Herannahen eines Kriegsschiffes unterrichtete Lootse von Curaçao eilt im schwankenden, bald unter den Wellen sich verlierenden, bald auf deren Spitze schwebenden Kahn dem Fahrzeug entgegen, um es längs der gefahrdrohenden Felsenecke am Eingange des Hafens in den letzteren zu bringen. Hoch steigen die durch die Brandung zurückgeworfenen Wellen, es bemächtigt sich der Schiffsbewohner ein unwillkürliches Grauen durch den Gedanken, daß wenige Ellen zu weit rechts oder links gerückt, das Schiff unrettbar von den Wellen zertrümmert würde. Denn der von NNO. nach SSW. laufende Hafen ist an seiner Mündung durch einen großen Canalfelsen, auf welchem das schöne und feste Kloff erbaut ist, beinahe geschlossen, so daß den Schiffen nur ein schmaler Raum zum Hineinsegeln gegönnt ist und die beiden gegenüberstehenden Felsen mit ihrer schäumenden Brandung eine Scylla und Charybdis bilden, welche beide nur die geübte Hand des Lootsen durch geschickte Manipulation mit dem Steuer und den Segeln zu meiden vermag. Ist aber der kritische Moment vorüber und hat das Schiff die gefährliche Stelle passirt, so hören wie mit einem Zauberschlage die vor wenigen Secunden noch heftigen Bewegungen des Schiffes auf, es befindet sich im ruhigen Hafen auf der glatten blauen Wasserfläche, und wie ein Schwan im künstlich angelegten See des Lustgartens schwimmt es langsam und majestätisch dem Hafen entlang, längs welchem auf beiden Seiten hohe, schöne Gebäude stehen, aus deren Fenstern die neugierigen Bewohner den neuen Ankömmling bewillkommen. Nicht nur der schnelle Uebergang von den hohen Wellen zum spiegelglatten Hafen, auch der Anblick des weiten Oceans verwandelt sich plötzlich in das städtische Perspectiv einer häuserbesetzten breiten Straße, durch deren Mitte der Hafen schöner als irgend ein künstlich angelegter Canal des nordischen Antwerpens oder Rotterdams sich hinzieht. Auf der rechten östlichen Seite passirt man zuerst den Palast des Gouverneurs, ein stattliches, zweistöckiges Gebäude, vor welchem einige Kanonen aufgepflanzt sind. Hierauf folgt die Ausfcht in eine Querstraße, endlich nahen die gewölbereichen Kaufmannshäuser der Willemstadt, während an der Westseite (Otrabanda) die Häuser der neu angesiedelten Holländer sich hinziehen. Zahlreiche Schiffe verschiedener Nationen, besonders aber die zur Handelsmarine Curaçaos gehörenden Schooner liegen am Rande des Hafens mit Ketten an den steinernen Säulen befestigt, eben zur Ausfahrt nach dem nahe gelegenen Venezuela oder einer der großen Antillen bereit, oder von dorther kommend, so wie man auch an den zahlreichen Schiffswerften entweder das Gerippe neuer Schiffe oder die zur Reparation bestimmten alten Fahrzeuge bemerkt. Ein reges, frohes Leben zeigt sich allenthalben, rund all dieß drängt sich dem überraschten Blicke auf, der noch den Eindruck des draußen stürmenden und eben verlassenen Oceans lebhaft fühlt. Aber nicht unangemeldet kommt der kriegerische Gast in dieses städtische Gewühl. Ein Salut von 24 Kanonenschüssen erschallt rechts und links aus den Geschützöffnungen, welche heftig wiederhallend von den Häusern und Felsen den Einwohnern die Ankunft des Kriegsschiffes verkünden. Das Risfort oder eines der andern zahlreichen Forts beantwortet das Salut mit einer gleichen Anzahl Schüssen. Unterdessen hat unser Schiff das Anker fallen lassen, entweder im Hafen selbst oder in dem großen Binnenwasser, welches eine Verlängerung und Ausbreitung desselben bildet, dem sogenannten Schottegat oder St. Annabay, wo über 300 Schiffe bequem und sicher liegen können.

Amerikanischer Despotismus.

Keine von den Repräsentationen der Staaten Nordamerika's kokettirte mehr in Bezug auf Jugend- und Menschenbildung, als die von Massachusetts. In der Verfassung desselben sind nach diesen Seiten hin Grundsätze von höchstem Schwunge ausgesprochen. Paulsdaliger ließ sich kaum austreten, und wie verhält sich nun die Wirklichkeit mit Praxis dagegen? davon erlebten kürzlich die Deutschamerikaner in Boston ein erbauliches Beispiel. Alljährlich bis auf ungefähr 10,000 Köpfe heranzewachsen, stellte sich bei den deutsch redenden Bostonieren immer mehr und dringender das Bedürfniß von Schulen heraus, in denen die deutsche Sprache zum Grunde gelegt werde. Nichts erschien gerechtfertigter als ein dahin zielender Antrag bei dem dasigen Schul-Committee, denn die Schulen werden aus allgemeinen Mitteln hergestellt, wozu alle beisteuern und woran demgemäß auch Alle Forderungen zu machen vollständig berechtigt erscheinen. Da aber die Mitglieder des Schul-Committees, demokratischen Grundsätzen gemäß, von der Majorität gewählt werden und die Majorität in Boston aus Englischredenden besteht, so ist natürlich das Schul-Committee auch nur durch Yankees besetzt. Boston gilt allgemein für das Athen der Vereinigten Staaten, und die Noblesse von Boston nimmt diese Art von Hegemonie ziemlich direct in Anspruch.

Die Mitglieder des Schni-Committee's von Boston würden es aber gewaltig übel vermerken, wollte man sie nicht zur Noblesse rechnen. Nun, diese Schul-Committee-Noblesse antwortete den deutschen Antragstellern wörtlich: „Die Gründung einer deutschen Schule zu unterstützen, läge ihnen so ferne, als etwa eine Schule in China zu errichten.“ Schamlos, frech, roh, brutal, sind gewiß die bezeichnenden Worte zur Charakteristrung solcher Sprache drüben in Deutschland. Hier in Amerika finde ich „common“ und „yankeelike“ weit treffender; denn damit bezeichnet man sowohl alles oben Angeführte wie noch außerdem „gemein“, „ordinär“, und vor allem „heuchlerisch!“ Die Armuth der eng-

tischen Sprache erscheint in diesem Falle wirklich geeigneter als der Reichthum der deutschen. Wer diese Yankeeschaft in wahrhaft thierischer Willkür candy-naschend heranwachsen sieht zur wahnsinnigsten Dollarjägerei, der wundert sich nicht nur keineswegs über Erscheinungen, gleich der oben angeführten, sondern vielmehr darüber, daß die verstumpfte Masse von sechs Millionen Deutschamerikanern noch einzelne Spuren geistigen Lebens zeigt. Ohne die fortgesetzte Einwanderung aus der alten Heimath wäre sie gewiß schon thatsächlich auf eine Stufe mit einer zum Englischreden gezwungenen Masse weißer Arbeitssklaven zusammengedrückt, welche das dollarjagende Yankeethum unter Fußtritten aller Art ausbeutet.

E. Silas.

Das alte Orange.

(Nach der Revue archéol. September.)

Es gibt wenige Städte in Frankreich, welche, wie Orange, fast vollständige Denkmäler, Zeugen und Beweise der römischen Civilisation enthalten. Ein Triumphbogen, die ungeheure Façade eines Theatres, Mauerreste eines Hippodroms, Säulen, Mosaiks, alles erinnert an den Aufenthalt des großen Volks. Der celtische Name von Orange, das ursprünglich auf dem Hügel lag, war Arausion, wenigstens gibt ihn so Strabo an nach Artemidorus, der 110 Jahre vor Chr. lebte. Er ist abgeleitet von seiner Lage über dem Flusse Cygnes, der ehemals Araus hieß, noch im 16ten Jahrhundert an den Mauern der Stadt hinströmte und ihre Vorstädte mehrmals zerstörte. Nach der römischen Herrschaft stieg das Schloß an den Fuß des Berges herab. Unter August gaben die Veteranen der zweiten Legion der Colonie den Namen Arausio Colonia Secundanorum. Aller Wahrscheinlichkeit nach theilte man heerenlose Ländereien unter sie aus. Die neue Colonie sah bald in ihren Mauern Tempel, Wasserleitungen, Bäder, Arenen, einen Hippodrom, ein Theater und einen Triumphbogen sich erheben, lauter unerläßliche Dinge für diese alten Sieger der Welt, welche dadurch an die Pracht ihrer Mutterstadt erinnert wurden. Mit Ausnahme der beiden letzten Bauten sind alle Denkmale verschwunden oder in einem Zustande von Zerstörung, der den Beobachter trübselig stimmt und zugleich doch die Einbildungskraft in Erstaunen setzt. Der Raum, den Orange unter der römischen Herrschaft einnahm, war nothwendig sehr groß und umfaßte einen bedeutenden Theil des Berges. Man kann sich einen Begriff davon machen, wenn man den Trümmern der sogenannten barri viei (alten Mauern), die aber größtentheils aus einer neuern Zeit stammen, folgt. Der Umfang der gallorömischen Stadt war etwa 3000 Schritte.

Eine Nilfahrt
von Atfeh bis zur zweiten Katarakte u. s. w.
Zweiter Abschnitt.
Rückreise von Wady Halfa nach Bulak.

(Fortsetzung.)

Das nächste Zimmer zur Rechten enthält Waffen und Rüstungen der alten Aegyptier, Helme, Panzer, Speere, Wurfgeschosse, Bogen, Pfeile, Schilder, Yatagans, Messer, Dolche und die sichelartigen Schwerter, deren sich die Könige auf den Bildern gewöhnlich zur Erlegung der Gefangenen bedienen. Die blaue Farbe der Mehrzahl dieser Waffen scheint darauf hinzudeuten, daß sie zum Theil aus Stahl gefertigt wurden. An jeder Seite des Eingangs befindet sich eine schwarze Kuh, geziert mit dem Kopfschmuck der Hathor.

Im vierten Gemach erblickt man Möbel und verschiedenes Geschirr, die von dem verfeinerten Geschmack der alten Aegyptier sprechendes Zeugniß geben. Sophas, Stühle, Ruhebetten von eleganter Form und mit reichen Ueberzügen sind hier im bunten Gemisch mit Vasen aus Porcellan und Kupfer, Kesseln, niedlichen Körbchen, gedruckten Stoffen und Leopardenhäuten dargestellt.

In der fünften Kammer trifft man auf landwirthschaftliche Scenen. Der vom Nilschlamm gedüngte Boden wird durch den mit Ochsen bespannten Pflug aufgerissen, dem der Sämann folgt, welcher die Körner streut, dann wird die gereifte Saat geschnitten und von Stieren ausgetreten; die gewonnenen Körner werden auf Boote geladen, welche auf den grünlichen Fluthen des Stroms, an dessen Ufer farbige Blumen prangen, nach Unterägypten hinabtreiben.

Embleme verschiedener Gottheiten zieren die Wände des zweiten Gemaches zur Linken und unterschiedliche Vögel, Pflanzen und Sträucher das dritte.

Im folgenden sind Ruder, so wie mannichfache heilige Embleme dargestellt, und in dem letzten bilden die Hauptfiguren zwei blinde Sängerinnen, welche vor dem Gotte Ra (Herkules) die reich verzierten Harfen schlagen, von welcher Gruppe das ganze Grab den Namen erhalten.

Jede dieser Kammern ist mit einer jetzt verschlossenen Nische versehen, in welcher vielleicht Officianten des königlichen Hofstaats begraben liegen, deren einstige Chargen durch die Sculpturen angedeutet werden sollen.

Der übrige Theil des Grabes ist sehr zerfallen, was wohl an der Weichheit der Felsenmasse liegen mag. In der großen Halle befand sich ein Granit-Sarkophag, welcher durch den Engländer Salt daraus entfernt worden ist. Das Grab war schon unter der Herrschaft der Ptolemäer offen, und seine totale Länge beträgt gegen 400 Fuß.

Nr. 9 wurde von den Römern Grab des Memnon genannt, wahrscheinlich als das bedeutendste, welches zur damaligen Zeit geöffnet war, obschon es Rameses V geweiht ist. Von Griechen und Römern, die es besucht, sind zahlreiche Inschriften darin zurückgelassen worden, die fast alle in dem Punkt übereinstimmen, daß unter sämmtlichen Gräbern (von ihnen σύριγγες genannt) das des Memnon am meisten ihre Bewunderung erregt habe. Die ganze Länge des Grabes, dessen Schönheit in der Regelmäßigkeit der Gänge und Hallen besteht, beträgt 342 Fuß und die perpendiculäre Tiefe 24 Fuß 6 Zoll.

Die Sculpturen stehen hinsichtlich ihrer Ausführung denen der oben erwähnten Gräber nach, doch sind auch sie, namentlich die astronomischen Gegenstände, nicht uninteressant.

In der großen Halle, deren Plafond mit kleinen Figuren reich verziert ist, liegt der Granit-Sarkophag nicht weit von dem Platze, den er im unversehrten Zustande einnahm, in Trümmern, und dieser hat die Bewunderung eines gewissen Epiphanios in so hohem Grade erregt, daß er in einer noch erhaltenen Inschrift erklärt, er habe außer dem Stein, womit er den Sarkophag meint, nichts Bewundernswerthes gefunden: „Ἐπιφάνιος πώρισα οὐδὲν δ' ἐθαύμασα ἢ μὴ τὸν λίθον.“

In Nr. 8, dem König Pthahmen, Sohn Rameses II, geweiht, befindet sich an der linken Wand des ersten Ganges eine Gruppe von vorzüglicher Arbeit, die den König und den Gott Ra darstellt. Hinsichtlich des Planes gleicht es dem Grabe Nr. 17, und es finden sich auch in der ersten Halle die oben erwähnten Repräsentanten von vier verschiedenen Völkerschaften. Im übrigen haben die Sculpturen von der eingedrungenen Nässe sehr gelitten; die ganze Länge des Grabes beträgt vom Eingang bis zum Ende der großen Halle, wo es durch Sand und Erde verschüttet ist, ungefähr 200 Fuß.

Auch die Sculpturen des Grabes Nr. 6, dessen Inwohner Rameses VII war, unterliegen mit denen der vorerwähnten, namentlich denen in Nr. 17 und 11 keinem Vergleich; nur in der Sarkophaghalle ist die Figur des Harpokrates zu erwähnen, welcher auf einer geflügelten Kugel sitzend dargestellt ist, welche Allegorie den Glauben an eine Auferstehung zum Leben nach dem Tode anzudeuten scheint; die ganze Länge des Grabes, welches schon zur Zeit der Ptolemäer zugänglich war, beträgt 243 Fuß.

Nr. 2, Rameses IV geweiht, ist ein kleines, aber elegantes Grab von 218 Fuß Länge, welches ebenfalls schon unter den Ptolemäern offen war. Der Sarkophag, obschon an den Seiten beschädigt, befindet sich noch an seiner ursprünglichen Stelle.

Nr. 14 haben sich verschiedene Könige nach einander zugeeignet, unter andern auch Osirei II, dessen Name auf dem in Stücken liegenden Sarkophag eingegraben ist. In einer Seitenkammer eines der Gänge erblickt man eine Bahre, welche Anubis begleitet, und in der ersten ge-

wölbten Halle sind unter dem Karnieß, welcher um den unteren Theil der Wände läuft, verschiedene Gegenstände ägyptischen Hausgeräths dargestellt, als metallener Spiegel, Kästchen, Vasen, Fächer u. dgl., auch einige Schmuckſachen, wie Armſpangen und Halsbänder. Die Gegenstände in den folgenden Räumen gleichen zum Theil denen in der unvollendeten Halle der Kolossomäen Nr. 27. Die ganze Länge des Grabes, deſſen letzter Theil unvollendet geblieben, beträgt gegen 360 Fuß.

In Nr. 15 ist nur der erste Gang ausgeführt, die übrigen Räume sind unvollendet geblieben.

Der Eingang zu Nr. 16 ist fast ganz verschüttet und nur eine kleine Oeffnung gestatten, durch welche man sich auf Händen und Füßen mit Mühe hindurchwindet. Es ist das älteste unter den bisher entdeckten Gräbern und gehört unter die Zahl derer, welche Belzoni geöffnet hat; der Sarkophag in der großen Halle befindet sich in wohlerhaltenem Zustande.

Gegen 1 Uhr kehrten wir auf demselben Wege, den wir gekommen, nach der Barke zurück und rilten nach kurzer Rast den Ruinen von Medinet-Hobu zu. Sie gewähren aus der Ferne einen malerischen Anblick, der sich jedoch verliert, wenn man in ihre Nähe gelangt und die Ueberreste der Lehmhütten erkennt, welche die ersten Christen in ihrem rohen Sinne auf die großartigen Bauten gesetzt haben. Der kleinere Tempelpalast von Thothmes II begonnen und erst unter seinem Nachfolgern vollendet, ist theils zerfallen, theils mit Sand und Syrm angefüllt, nur der südwestliche Theil der hohen Mauren des eigentlichen Palastes hat sich erhalten. Die Zimmer sind eng, aber mit weiten Fensteröffnungen versehen, durch welche man einen hübschen Blick auf den Saalenteppich, der vor den Ruinen sich ausbreitet, und auf das gegenüberliegende Luxor hat. Hinter dem kleineren liegt der größere von Rameses III erbaute Tempelpalast mit einem Vorhofe, deſſen prächtige Säulen den verschiedenen Zerstörungen, die an ihnen vorübergegangen sind, wunderbar getrotzt haben. Hier wirken nicht blos Massen, man bewundert die Schönheit und Eleganz des Styles. Je zwei massive Säulen stützen östlich und westlich, je eine Reihe von acht osirischen Säulen nördlich und südlich den Periſtyl, an deſſen nördlicher Seite sich ein Corridor mit acht Säulen anschließt, die sich durch ihre geschmackvolle Form vor allen anderen, die wir bis dahin gesehen, vortheilhaft auszeichneten.

Die inneren und äußeren Wände des Vorhofes sind mit Sculpturen reich bedeckt, die sämmtlich feiergeschichte Thaten Rameses III zum Gegenstand haben und im allgemeinen den früher geschilderten Schlachtscenen gleichen. Besonders zu erwähnen ist aber eine Seeschlacht an der äußeren Seite der nordöstlichen Mauer; die Schiffe beider kämpfenden Nationen haben ziemlich dieselbe Gestalt. [1] Es sind kleine Galeeren, zum Schutz der Ruderer mit einer hohen Brustwehr versehen, die sich vom Vordertheil bis zum Stern erstreckt. Die Bemannung besteht aus Bogenschützen, die auf dem Vordercastell und Hintertheil der Galeeren postirt sind. Die Aegyptier schlagen die Gegner, entern deren Schiffe und machen viele Gefangene. Ein feindliches Boot schlägt um, und die Bemannung sucht schwimmend das Ufer zu erreichen, welches der König mit einem Theile seiner Truppen besetzt hält. Unter dieser Scene führt die siegreiche Armee die im Seekampf gemachten Gefangenen im Triumph auf, und Hansen abgeschlagener Hände liegen vor den Aufsehern.

Am Summe des bebauten Landes hin ritten wir von hier zu den berühmten Kolossen, welche zwischen Medinet-Hobu und dem Ramesseum, einige 100 Schritte vorgerückt, aus dem weiten Gefilde sich erheben, und von denen der östlichere — der sprechende Memnon — nach der Fabel einen Ton von sich gab, sobald die aufgehende Sonne seine Lippen berührte. Sie sitzen, wie die Kolosse zu Abusimbel, auf Thronen, die Hände ruhen ausgestreckt auf den Schenkeln und die verwitterten Geschlechter schauen nach Süden, dem Flusse zu. Sie ragen mindestens 60 Fuß über dem Boden empor und messen ungefähr 18' über die Schultern, 10' von dem Schritel bis zu der Schulter, 16' von letzterer bis zum Ellbogen, 17' von diesem bis zur Spitze der Hand und 19' vom Knie bis zur Fußsohle. Die Kolosse selbst sind aus schlechtem Granit zusammengesetzt, die Throne, welche mit Figuren des Gottes Nil geziert sind, so wie die Unterstützungen aus Sandstein. Die Basis der sprechenden Statue ist mit zahlreichen Inschriften von Reisenden aus dem Alterthum bedeckt, welche bestätigen, den Ton vernommen zu haben. Auch wir vernahmen denselben durch Erwittlung eines Felsahe, welcher auf einen in dem Schooße der Statue liegenden Stein schlug, was einen messingartigen Klang verursachte.

Ein kurzer Ritt brachte uns nun nach dem Rameseum, auch Memnonium genannt. Von diesem einst so prachtvollen Palaste Rameses II sind jetzt nur spärliche Ueberreste noch vorhanden. Vor dem zum Theil erhaltenen Vorhof liegen die Trümmer der kolossalen Statue des Königs, welche aus herrlichem feinkörnigem Granit gearbeitet einst auf einem Thronr vor diesem Hof saß; der mit dem Helme geschmückte Kopf und der Oberkörper bilden ein Stück, um daselbe herum liegen zerstreut Theile des Thrones, der Füße und Hände. Die Dimensionen dieses auch in seinen jetzigen Trümmern noch wunderbaren Kolosses mögen denen der vorhin erwähnten beiden Statuen entsprechen haben, und bei Betrachtung dieser riesigen Stücke drängt sich unwillkürlich die Frage auf, wie war es möglich den gewaltigen Monolith von Assuan hieher zu verschaffen, und welche Mittel standen dem einbringenden Feinde zu Gebote, um diese feste Kunstwerk zu zerstrennen?

Interessant sind die Tableaux an den Mauerüberresten des Thurmes und Vorhofes. Die siegreichen Truppen des Königs, in ihrer Mitte die Gefangenen, welche grausam behandelt werden, beziehen ein großes Lager, an deſſen vier Thoren Wachen ausgestellt sind; dann wird die gemachte Beute gemustert und auf Maultieren fortgeschafft, welche unter deren Last schier zusammenbrechen. An einer anderen Stelle erblickt man den König in dem von muthigen Rossen gezogenen Streitwagen, an der Spitze seiner in Zügen marschirenden Armee gegen den Feind ziehend, den er durch die Gewalt seiner Geschosse zum Rückzug zwingt; die Stückligen setzen über einen Fluß und werfen sich in ihre befestigte Stadt, die auf einem steilen Felsen gelegen. Die Aegyptier nahen sich unter Schutzdächern den Mauern und erklimmen sie auf Sturmleitern, nicht achtend die Geschosse, welche die Belagerten ihnen entgegensenden. Die Stadt wird genommen, der König gewährt aber den Flehenden Frieden und kehrt im Triumph nach seiner Hauptstadt zurück, wo er den Göttern das Beste der Beute darbringt.

Während die Sonne hinter den libyschen Bergen hinabsank, ritten wir noch nach der kleinen Tempelruine von Kurneh, die in geringer Entfernung vom Flusse liegt. An der vorderen Seite des Tempels besindet sich eine Colonnade, deren 10 Säulen, von verschiedenem Durchmesser, der ältesten ägyptischen Ordnung angehören. Jede Säule stellt mehrere Wasserpflanzen dar, deren Stiele durch einen Abacus zusammengehalten werden. Das Innere besteht aus einer größeren, ungefähr 60' langen, von sechs Säulen getragenen Halle und mehreren Seitengemächern, deren Wände sämmtlich mit Sculpturen geziert sind.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Doch unterscheiden sich die Aegyptischen von denen der Feinde durch einen am vordern Theil angebrachten Löwenkopf.

Nachrichtrn aus Australien besagen (s. Shipp. Gaz. 6 October), daß der Goldgewinn noch immer so ungeheuer ist wie bisher, ja noch zu wachsen scheint, indeß scheinen die Goldgräber selbst nicht immer sehr gut daran zu seyn. Wie in Californien ist alles unmäßig theuer, die Tonne Mehl (2000 Pfd.) kostet 100 Pfd. St. und ist noch im Steigen, so daß man gar nicht absieht, wie im Winter (der Brief ist vom 24 Mai datirt, der Winter fand also unmittelbar bevor) die Goldgräber unterhalten werden sollen. Eine Karre Ladung von Melbourne nach den Mount Alexander Minen, etwa 80 engl. Meilen, kostet 90 Pfd. St. Wer nicht sehr wohl mit Kleidung und allem Erforderlichen ausgerüstet ist, sezt sich Krankheiten aus, die man so leicht nicht wieder los wird. Man schätzt die Zahl der Goldgräber jetzt auf etwa 50,000. Den Lynchlaw hört man noch nichts, Räubereien und Mordthaten sind aber zahlreich, und der Briefsteller sagt, eine Ladung guter Pistolen möchte gegenwärtig die beste Speculation nach den Minen seyn.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widrmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 245. 12 October 1852.

Nordamerika in geographischen und geschichtlichen Umrissen.

(Von Dr. Karl Andrée.)

Die neue Welt zeigt immer noch ihre Anziehungskraft, und das Bedürfniß, wie der Wunsch sich mit derselben bekannt zu machen, ist fortwährend lebendig. Wir haben im Augenblick von einer einzigen Buchhandlung nicht weniger als drei Werke vor uns liegen: die Buchhandlung Rudolf Kunze in Dresden hat „Byams Wanderungen durch Chile und Peru," „Byams wildes Leben im Innern von Centralamerika" rasch nach einander herausgegeben, und jetzt soll eine Reihe Schilderungen folgen, die mit dem bekannten Werke des zu früh verstorbenen Burton beginnt und den Titel führt: „Jenseits des Oceans. Beiträge zur Kunde des amerikanischen Lebens." Was bis jetzt immer noch fehlte, das ist ein Werk, das ganz Amerika, oder wenigstens einen der bedeutenden Theile, wie Nord- oder Südamerika umfaßt. Andrée hat dieß für Nordamerika zu leisten versucht, und in einem großen Bande [1] ganz Nordamerika geschildert. Das Buch enthält sehr viel, enthält sehr lehrreiches, zeigt einen hohen Grad von Sachkenntniß und Beleiehheit, sucht in Einem Band fast mehr zusammenzudrücken als hinein geht, hat aber einen großen Mangel, der dem Buche schadet, und ihm kaum den Leserkreis verschaffen wird, den es verdient, das Buch hat keine, oder richtiger gesagt, eine falsche Methode. Der Verfasser hat dieß selbst gefühlt, und bemerkt in der Vorrede, „er hätte dem Werke leicht eine schulgerechte Fassung geben und dasselbe sehr reichlich mit Citaten ausstatten können," dabei verwechselt er aber Methode und schulgelehrten Kram; daß er letzteren vermieden, dafür kann man ihm nur dankbar seyn: denn wer sich etwas in der Literatur umgesehen, der weiß wie leicht man einem solchen Buche einen gelehrten Anstrich geben kann, ohne daß es dieses Prädicat im mindesten verdient. Die Anordnung des Buchs aber, die Methode, müssen wir für fehlerhaft halten, und sie hat auch auf die Abfassung ungünstig zurückgewirkt.

Das Buch zerfällt in 6 Hauptstücke, 1) Island und Grönland, 2) die Polarreisen, 3) Amerika im Norden des fünfzigsten Breitegrads, 4) die Indianer in Canada und in den Vereinigten Staaten östlich vom Mississippi, mit einer Unterabtheilung über amerikanische Alterthümer im Stromgebiet des Mississippi, 5) die britischen Colonien in Nordamerika, 6) die Vereinigten Staaten mit zwei Unterabtheilungen, a) Entdeckung des Mississippi und Besiedelung des Westlands, b) die einzelnen Bestandtheile der Vereinigten Staaten. Die Eintheilung scheint geographisch richtig, indem sie von Norden nach Süden geht, allein die Naturbeschaffenheit des Landes, die allenthalben wohl berücksichtigt ist, und die Entdeckungsgeschichte lassen sich nicht in dieser Weise trennen. Der Verfasser hätte die Entdeckungsgeschichte als einleitendes Capitel behandeln sollen, vorerst die isländische Entdeckung, dann Cabots Fahrten, hierauf die spanischen Expeditionen an der Westküste hinauf, und nachdem so die äußere Umgränzung so weit möglichst festgestellt war, zuerst die Entdeckungen der Spanier von Mexico herauf und bis nach Florida hin zu Lande, hierauf die der Franzosen im Mississippi-Thal und von Canada westwärts und südwärts, Entdeckungen welche auf den politischen Gang der Begebenheiten nicht wenig eingewirkt haben; sodann das Vordringen der Amerikaner über die Alleghannies, und endlich das der Engländer und Nordamerikaner über die Felsengebirge und nach dem Westen hin. Damit sind nicht nur die allgemeinen Umrisse des Landes festgestellt, sondern auch die Grundlage der früher zu so vielen Streitigkeiten und Kriegen führenden Ansprüche der verschiedenen Nationen gegeben. Die angegebenen Punkte finden sich so ziemlich alle, aber Ferdinand de Soto's Zug nach Florida (1539), Peter Marquette's zufällige Entdeckung des obern Mississippi im J. 1674, la Salle's abenteuerliche Fahrten (1682 bis 1684) und die wissenschaftlichen Expeditionen zur Entdeckung der Mississippiquellen (1820 ff.) stehen auf 10 Seiten neben einander in der Unterabtheilung des sechsten Hauptstücks, während die mit den letztern zusammenhängenden Entdeckungen des großen nordamerikanischen Gebiets im Westen der Felsengebirge im dritten Hauptstück stehen. Auch die Indianer, ihre Zustände und Verhältnisse sind im dritten, vierten und zum Theil auch im sechsten Hauptstück vertheilt. Das alles ist die Folge der unpassenden geographischen Eintheilung und des Mangels an einer richtigen Methode.

So wird man die einzelnen Abschnitte mit Vergnügen lesen, wir erwähnen hier nur den Abschnitt über das Jagdgebiet der Hudsonsbaigesellschaft und die Geschichte der Pelzcompagnien. Ueberhaupt ist die Geschichte der Handelsverhältnisse in Nordamerika diejenige Partbie, welche er mit der meisten Vorliebe und Sachkenntniß behandelt hat. Augenscheinlich ist auch der Gedanke zu dem Buche von dem commerciell politischen Standpunkte ausgegangen und das andere ist mehr Beiwerk, obwohl man die Zusammenstellung der Polarreisen und deren Zusammenhang mit Vergnügen lesen wird. Zur allgemeinen und gründlichen Kenntniß der Vereinigten Staaten, namentlich auch der Entwicklung der einzelnen Staaten derselben wird das Buch das Seinige gewiß beitragen, da man hier, was in sehr weitläufigen Werken und

[1] Braunschweig bei Georg Westermann.

Zeitschriften abgehandelt ist, zusammengestellt findet. Man merkt es auch schon aus dem Umfang des sechsten Hauptstücks, daß mehr als die Hälfte des ganzen Buchs umfaßt, daß der Verfasser eigentlich ursprünglich den Plan hatte eine commentirt politische Geschichte der Vereinigten Staaten zu schreiben. Im Fortgang seiner Arbeit merkte er aber, daß er sich nicht auf die Vereinigten Staaten beschränken könne, daß die zufällige politische Abtheilung nichts wesentliches sey, daß zur Erklärung der Verhältnisse der Vereinigten Staaten eine Behandlung der noch vorhandenen englischen Besitzungen erforderlich werde; und war er einmal so weit gegangen, so konnte der Wunsch nicht ausbleiben, die Sache zu vervollständigen. Aus dieser wahrscheinlichen Entstehungsgeschichte des Buchs erklären sich seine Mängel, man wird sich namentlich in der Darstellung der innern Entwicklungsgeschichte der Vereinigten Staaten vielfach unterrichten, aber man wird immer nur Einzelnes lesen, weil die logische Reihenfolge der Materien fehlt.

Beiträge zur Kenntniß der Insel Curaçao.

(Von S. Friedmann.)

2. Geologische Structur. — Die Kalkfelsen der St. Annabay und der nördlichen Küsten. — Die Grotte von Hato. — Die Savonetbay, ihre Conglomerate und fossile Körper. — Der Christoffelberg. — Eine Kupfermine.

Obgleich der größere Theil der Antillen aus einer fortlaufenden Gruppe von Vulcanen besteht, deren Erhebung aus dem Meeresgrunde den Kern der innern Structur jener Inseln gebildet hat, und der im genauen innern Zusammenhange mit den vulcanischen Oeffnungen des südamerikanischen Festlandes steht, so besteht dennoch wieder eine andere Gruppe, deren geologischer Bau nichts mit dem Vulcanismus gemein hat, auch nicht zu den endogenen Formationen gehört, sondern der Hauptmasse nach zu den Sedimentgesteinen zu zählen sind. Eigentlich vulcanischer Natur mit kegelförmigen, zum Theil noch thätigen, zum Theil erloschenen Vulcanen sind die in einer Reihe liegenden Inseln: Granada, St. Vincent, St. Lucie, Martinique, Dominique, Guadeloupe, Montserrat, St. Christoffel, Nieves, St. Eustachius. Hingegen sind die östlich und westlich von den genannten Inseln gelegenen Eilande von ganz anderer Structur, und besonders ist der geologische Bau von Curaçao schon dem äußeren Anblick nach kein vulcanischer. Denn es fehlt jene spitze kegelförmige Erhebung der Berge, der oft isolirt wie St. Kitts, St. Eustachius aus der Tiefe des Meeres emporsteigt, oder wenigstens einen Hauptkegel hat, zu dem sich die Nebenerhebungen nur wie die untern Baumzweige zur Baumwasse der Krone verhalten. Die Gestalt der Berge Curaçao's ist im allgemeinen eine unregelmäßige, wie übereinander geworfene Schichten, und nur zum Theil zeigen ihre Häupter wellenförmig gebogene lange Kämme. Die den Hafen von Curaçao und die nördliche Fortsetzung desselben, die St. Annabay begränzenden Felsen bestehen aus grauem, im Bruche erdigem, weichem Kalkstein, welcher Helieen und Bulimen in den obern Schichten enthält. Er setzt sich bis an die nördliche Küste, deren äußerster Punkt nach neuerer Messung auf 12° 24′ 10″ N. B. liegt, fort und bildet hohe unregelmäßige, oft in ziemlich horizontaler Ebene fortlaufende Massen, deren unterste, an der Küste sichtbare Schichten viele fossile Muscheln aus der Gattung Cerithium enthält. Es ist dieß eine junge Formation und hat sich wahrscheinlich aus dem Meere niedergeschlagen. Aber gewaltige aus centralen Kräften erfolgte Erschütterungen in der Vorzeit mögen diese ursprünglich horizontalen Massen aus ihrer Lage aufgerichtet und einzelne Theile übereinander geworfen haben. Eine solche Erschütterung mag es auch gewesen seyn, welche die Kalkschicht in einer langen schmalen Reihe gewaltsam auseinanderriß und den Hafen und die Bay von St. Anna bildete.

Auch die Grotte von Hato am nordwestlichen Theile der Insel besteht aus aufgelockertem Kalkstein. Dieses Labyrinth von unterirdischen finsteren Gängen und Vertiefungen, in welche man sich nur mit einem kundigen Führer wagen darf, und wo das Thermometer beständig 20½° R. zeigt, haben die früher hier wohnenden spanischen Colonisten Hato, d. i. Versammelplatz der Hirten, genannt, worauf entnommen werden kann, daß die jetzt ziemlich kahle Gegend früher wahrscheinlich zahlreiche Heerden ernährte. An manchen Stellen der unterirdischen Höhlen ist das Meerwasser von oben durchgedrungen und bildete, indem es einen Theil des kohlensauren Kalkes auflöste, Stalaktiten von wunderbarer Form, die beim Scheine der Fackeln ein gespensterartiges Ansehen haben. Stelle man sich hiezu noch die schwarzen Negergestalten vor, welche als Führer und Fackelträger voran gehen, so wird man gestehen, daß kein Theater eine Höllenscene besser vorstellen kann als ich sie dort gesehen. Aus dem finstern Gewölbe kommend überrascht aber dieß blendende Tageslicht, und es währt eine Zeitlang, bis das Auge den Reiz der Sonne erträgt. Die Kalkhöhlen liegen an der Küste, über welche sie sich jedoch mehr als 300′ P. erheben. Gegen Norden, Nordost und Nordwest verliert sich der Blick in der Meeresfläche, an dessen scheinbar emporsteigendem Rande einige Schiffe wie glänzend weiße Punkte erscheinen. Höchst prachtvoll und interessant ist die Erscheinung des sich wie ein Gebirge hebenden Gesichtskreises, so daß das Meer nicht mehr, wie vom niedern Standpunkte besehen, als eine runde und flache Scheibe, sondern wie ein Teller mit gehobenen Rändern erscheint. Vielleicht hat dieses von den Höhen aus dem Auge sich darstellende Bild des Meeres zur Vorstellung der Alten von der tellerförmigen Gestalt der Erde beigetragen. Auch auf St. Helena, als ich von den Höhen des Landvorbell mich an dem Anblick des Meeres ergötzte, überraschte mich seine scheinbar tellerförmige Gestalt. Ich erkläre mir diese eben so ergötzliche als wissenschaftlich interessante Erscheinung durch die Strahlenbrechung der Luft. Bekanntlich steht man schon die Sonnen- und Mondscheibe, so wie alle Himmelskörper von wahrnehmbarem Durchmesser bei ihrem Auf- und Niedergang in größerem Umfang als wenn sie über unserm Haupte im Meridian stehen. Denn die weit größere Luftmasse, welche sich vom Standpunkte des Beobachters bis zum Aufhören der atmosphärischen Schichten in horizontaler Ausdehnung befindet, und durch welche man wie durch ein convex geschliffenes Glas die hinter dieser Luftschicht befindlichen Körper sieht, bewirkt auch, daß das Luftbild vergrößert auf unsre Netzhaut fällt. Befindet sich der Beobachter noch auf einer bedeutenden Höhe, und ist der Horizont wie in diesem Falle frei, so breitet sich eine noch weit größere Luftmasse zwischen ihm und den letzten noch wahrnehmbaren Wasserbreiten aus, welche daher wie durch eine Lupe gesehen als näher gerückt erscheinen und so das Bild einer allmählich sich hebenden Fläche gewähren. Westlich in bläulichgrüner Schale liegen malerisch die Plantagen Savonet, Hieronimo und St. Antonio, und hinter denselben der an der Südseite fanft aufsteigende, an den nördlichen aber schroff herabfallende Christoffelberg, der höchste 1150′ P. über der Meeresfläche erhobene Punkt Curaçaos. Die Aussicht gegen Südwesten bedecken die Felsen großentheils, und nur zwischen ihnen glänzen die Häuser der

Plantagen, umgeben von dem dunkeln Grün der Tamarindenbäume und einzelner Cocospalmen. Aber auch traurige Erinnerungen an die Schrecken des Krieges gewährt der Anblick mehrerer in Ruinen verwandelter ehemaliger Wohnstätte, welche im J. 1806 durch den englischen Admiral Murray in diesen Zustand versetzt wurden.

Gegen Westen von der St. Annabay hinaus am westlichsten Punkte der Insel liegt die Savonetbay. Ihre Nähe meldet sich durch ein fürchterliches, in Pausen ertönendes Brüllen an, indem hier die Meeresbrandung eine Höhe erreicht, wo ich sie nur noch an der Südküste Java's in jenen Gegenden sah, wo die ebbaren und sehr gesuchten Vogelnester der Javaschwalbe (hirundo javanica) mit großer Gefahr aus den dort ebenfalls sich bildenden großen Höhlen der Kalkfelsen herausgeholt werden. Man hat mir in der Stadt gesagt, daß an der Savonetbay Mammuthknochen und andere Gebilde aus der Vorzeit gefunden wurden. In der That sah ich hier ein Conglomerat, dessen Grundbestandtheil der kohlensaure Kalk war, welcher aber an vielen Stellen mit Grünsteinkugeln, einzelnen Stücken Basalt und mandelsteinartigem Dolerit vermengt war, und außerdem fossile Muscheln und Knochen enthielt. Aber letztere gehören fast alle noch jetzt lebenden Species von Säugethieren an, so daß diese Formation ebenfalls als eine ganz neue, noch immer vor unsern Augen sich bildende betrachtet werden muß. Dieses Conglomerat durchzieht die Insel von Westen nach Osten, indem man auch an der Ostküste ähnliche Gebilde antrifft. Mit donnerndem Getöse schlagen die Wellen an die zum Theil zu Höhlen ausgewaschenen Felsen. Der Schlag der Brandung geschieht in Pausen von mehreren Secunden, so daß die Höhlen in Innervallen ganz vom Wasser entleert werden, das aber bald darauf mit Ungestüm wieder in dieselben dringt. Nicht selten gelangen einzelne Tropfen der sprizenden Salzfluth bis zu den Füßen des einsamen Wanderers, der mit Staunen und Grauen diese gewaltige Naturscene mitansieht. Nicht weit von der Küste auf einem hohlen Kalkfelsen steht ein großer viereckig ausgehauener Stein. Es liegen unter demselben die Körper zweier Negersklaven, die bei diesen Höhlen Steine für die Kalkbrennereien zu holen geschickt wurden, aber sich zu nahe der Brandung gewagt, von dieser ergriffen und an die Felsen geschleudert wurden. Im strengen Dienste fanden sie ihren Tod, der zugleich ihre Ketten löste, sie selbst aber ihrem Gebieter gleich stellte.

Gegen die Mitte der Bay endigen die Kalkfelsen, weißlicher Sand bedeckt die Küste und eine Menge Konchylien spült die hier ruhigere See an die Küste, um dem erfreuten Naturforscher willkommene Geschenke anzubieten. Auch Knochen fand ich hier, weiß wie Elfenbein, die ich als menschliche Wirbel erkannte.

Mit der den größten Theil der Insel bedeckenden fast reinen Kalkschicht, der von Westen gegen Osten streifenden Schicht des oben genannten Conglomerats ist der geologische Bau der Insel Curaçao selbst in seinen Hauptzügen noch nicht geschlossen. Der Christoffelberg enthält Syenit, Chalcedon und Porphyr. An seiner Ostseite erhebt sich ein Hügel, der reich an Kupererz ist. Der Gang hat eine Richtung von NW nach SO mit einer Inclination von etwa 35 Graden, so daß derselbe südlich aufgerichtet ist und nördlich sich in die Tiefe senkt. Vielleicht ist der Christoffelberg der Kern, um welchen sich die Insel einst gebildet, und deutet die südliche Erhebung auf den Zusammenhang mit den Gebirgen des südlichen Festlandes.

Verkehr zwischen Amerika und Irland.

Bekanntlich wird gegenwärtig vielfach die Frage besprochen, ob es möglich sey England oder Irland mit Amerika durch den elektrischen Telegraphen zu verbinden. Die außerordentliche Schwierigkeit, wo nicht die baare Unmöglichkeit dieß durch einen unterseeischen Draht zu thun, hat auf den anscheinbaren Gedanken geführt, den Draht über die Orkneys, Shetlands, Farör, Island und Grönland zu ziehen, ein wohl ebenso unausführbarer Plan. Inzwischen bis diese Pläne reifen, wird man wohl thun den sonstigen Briefverkehr zu verbessern, der in Amerika an manchen Schäden leidet, denn statt ist das Verschicken der Briefe auf geringe Entfernungen von den bedeutendern Städten oft mit großen Schwierigkeiten und Kosten für die Verwaltung verbunden. Auch die Seepost ist immer noch ziemlich theuer und ein Dubliner Blatt, der Dublin Advocate bringt den Umstand zur Sprache, daß ein sehr bedeutender Theil des Briefverkehrs zwischen Nordamerika und Liverpool durch Irland genährt wird. Von 76,599 Briefen, welche im December 1850 von Liverpool nach den Vereinigten Staaten und Canada gingen, waren 18,018 aus Irland. Die meisten dieser Briefe waren Verkehr zwischen den Auswanderern und daheimgebliebenen Verwandten. Nach der Größe des seitdem vor sich gegangenen Exodus zu schließen — denn seit dieser Zeit müssen gegen 500,000 Menschen aus Irland nach Amerika gezogen seyn — muß dieser Zahl von Briefen bedeutend gewachsen seyn.

Eine Ritfahrt
von Kosch bis zur zweiten Katarakte u. s. w.

Zweiter Abschnitt.

Rückreise von Wady Halfa nach Bulak.

(Fortsetzung.)

Am Morgen des 9 Februar setzten wir zeitig nach Luxor über und besuchten zunächst den seines Bruders benachbarten Obelisk „aus rothem Granit", der sich majestätisch über die schmutzigen Hütten erhebt, welche die Fellahs um und in die Ruinen gebaut haben. Die wohnlichsten Hallen hat man zur Moschee und Schule umgestaltet, in einander Theil wird als Wohnung und Viehstallung benutzt, und nur mehrere Reihen großer Säulen, welche vom anderen Ufer einen malerischen Anblick gewähren, sind von der Besudelung frei geblieben. Hinter dem Obelisk, dessen vier Seiten mit zahlreichen, an manchen Stellen zwei Zoll tief eingegrabenen Hieroglyphen bedeckt sind, ragen zwei sitzende Statuen Ramses II aus dem Sande hervor, der sie bis an die Hüften bedeckt. Sie befanden sich unmittelbar vor dem Thore, durch welches man früher in eine große Vorhalle, und jetzt nach der Moschee und dem Ort, wo Schule gehalten wird, gelangt. Wir mußten an letzterer vorüber, um auf des Plateau des Thurmes zu gelangen. Lehrer und Zöglinge schrieben wild durcheinander, und sobald einer der letzteren die Stimme etwas sinken ließ, spornte ihn der Vorsteher durch Stockschläge zu erneuter Thätigkeit an.

Von Luxor ritten wir nach den großartigen Ruinen Karnak's, zu denen der Weg durch brachliegende Felder führt, auf denen Halfah und Gras reichlich wucherten.

Eine kurze Strecke hinter dem Dorfe Karnak beginnt eine Sphinx-Allee, an deren Ende sich ein prächtiges Thor erhebt, welches mit den wohlausgeführten Figuren des Ptolemäus Euergetes, des Erbauers des Thores, und seiner Schwester Berenice geschmückt ist, die ihren Vorfahren dem Philadelphus und der Arsinoe, Gaben darreichen. Von diesem Thor ziehen sich zwei Sphinxreihen bis zu den Pforten eines kleinen, von Rameses IV gegründeten Tempels, welcher aus einer Vorhalle mit 28 Säulen, einem kleinen Corridor mit 8 Säulen und einem Rhythum besteht. An die nördliche Seite dieses Tempels ist eine, nur von zwei Säulen gestützte Halle mit drei kleinen Seitengemächern angebaut, die sich durch die gute Ausführung der darin befindlichen Sculpturen auszeichnen. Etwa 150 Schritt südlich von diesem Anbau liegen in geringer Entfernung von einander die Ueberreste dreier Thore; vor dem einen stößt man auf Spuren einer Sphinx-Allee und vor dem mittelsten sind zwei

stehende Statuen aufgestellt, während sich in der Nähe der dritten ein kleiner See findet.

Abgesondert von diesen Ruinen liegt das große Tempelgebäude; der Haupteingang desselben befindet sich auf der nordwestlichen Seite, dem Flusse und dem am westlichen Ufer gelegenen Dair el Bahry gegenüber. Einst begleiteten zwei Reihen Widdersphinxe den Weg vom Flusse nach dem Haupthore, zu dessen Seiten sich pyramidenförmige Thürme erheben, deren Mauern ohne Sculpturen sind. Nur einer dieser kolossalen Thürme hat wenigstens theilweise seine ursprüngliche Höhe bewahrt, während der andere fast ganz in Trümmern liegt. Durch dieses Thor tritt man in einen offenen Hof von 273′ Länge und 349′ Breite, dessen rechte und linke Seite Colonnaden einschließen, deren Säulen jedoch beinahe sämmtlich umgestürzt sind; durch ein zweites Thor, gleichfalls mit Seitenthürmen, gelangt man in die große Säulenhalle von 170′ Länge und 328′ Breite. 12 Säulen, eine jede 66′ hoch und 12′ im Durchmesser haltend, bilden den mittelsten Gang, zu dessen beiden Seiten 122 Säulen, eine jede 41′ 9 Zoll hoch und von 27′ 6 Zoll Umfang in sieben Reihen vertheilt sind. Aus diesem Säulenwalde führt ein drittes Thor — dem vollkommen ähnlich, durch welches wir bisher getreten — vor welchem einst zwei Obelisken standen, von denen jetzt nur einer noch vorhanden ist. Hat man diesen Obelisk passirt, so erheben sich zwei kleine Thürme, deren Pforte den Eingang zu einem Hof öffnet, den früher zwei Obelisken zierten, von denen jedoch ebenfalls nur einer noch steht, aber so gut erhalten, daß man glauben könnte, er sey erst vor kurzem aufgerichtet worden; seine Höhe beträgt 92′. Zwei gefallene Thore führen von hier nach einem anderen Hof, in dessen Mitte eine Capelle von rothem Granit erbaut ist, auf deren wohlerhaltenen Wänden man das Bild der Amunra Generator, des Gottes Thebens, erblickt. Ueber Trümmern hinweg gelangt man nun zu dem geschmackvollen Säulengebäude Thetbes III, hinter welchem man Spuren von Säulen bemerkt. Den Schluß des Ganzen bildet ein Thor ohne Thürme; die totale Länge des Tempelgebäudes, von dem Haupteingange bis zu dem oben erwähnten Thore beträgt nach der Angabe Wilkinson's gegen 1100′, die Breite 306. Von den Mauern, welche das ganze Gebäude umgaben, sind nur spärliche Ueberreste vorhanden. Südöstlich davon erhebt sich noch ein verringertes Thor, welches sinnschildt seines Styles dem von Ptolemäus errichteten zwar gleicht, aber in der Ausführung nachsteht.

Am Morgen des 10 Februar ritt ich zeitig noch einmal nach Bab el Molük, und nahm einige der Katakomben genauer als es am ersten Tage geschehen konnte, in Augenschein; dann ging ich über den Rücken des libyschen Gebirges nach den Ruinen von Dair el Bahry und Dair el Medineh, von denen die ersteren unmittelbar am Fuße des Gebirges liegen; beide sind von geringerem Interesse. Kurz vor Sonnenuntergang setzte ich wieder nach der Barke zurück.

Am 11 Februar ritt ich bald nach Sonnenaufgang mit einem arabischen Führer, welcher etwas Englisch sprach, nach der großen Katakombe unter dem am Fuße des libyschen Kammes sich erhebenden Berge Assassif. Vor dem Eingange befindet sich ein geräumiger Vorhof, von Mauern aus Backsteinen umschlossen, aus dem eine Treppe von mehreren Stufen in die inneren Räume der Katakombe führt, mit welcher sich hinsichtlich der Ausdehnung keine der Gräber der Könige messen kann. Zwei große Hallen, deren erste von Säulen getragen wird, liegen in gerader Richtung hinter einander, dann öffnet sich eine Halle zur Linken und eine Reihe von Gemächern zur Rechten. Von Fledermäusen umflattert, die der Schein der Fackeln welche in der dicken Luft jeden Augenblick zu ersticken drohten — aufgescheucht hatte, tappten wir durch eine Anzahl dumpfiger Kammern, und gelangten an eine Treppe von ungefähr 50 Stiegen, die nach einer anderen Reihe Grotten hinabführte, in deren Verfolg wir in eine große Halle kamen, in deren rechter Wand sich eine Oeffnung befindet, die durch ein herabgestürztes Felsenstück geschlossen ist. Der widerliche Geruch und die dicke Atmosphäre zwangen mich bald zur Rückkehr, und ich athmete mit Wollust die frische Luft ein, als ich aus diesem unheimlichen Ort wieder heraus war.

Nach der Angabe Wilkinsons soll die ganze Ausdehnung unter dem Assassif einen Raum von 22,217 Quadratfuß einnehmen.

Von hier aus besuchte ich einige der zahlreichen Gräber in dem hinter dem Ramesseum gelegenen Hügel Schech Abd el Kurneh. Das interessanteste von denen, die ich gesehen, ist jedenfalls Nr. 35, welches wegen seines wohlerhaltenen Zustandes von Fledermäusen bewohnt wird. Es besteht aus einem transversen Corridor und einem langen schmalen Gange, dessen Decke nach der hinteren Wand zu aufsteigt, während der Fußboden in derselben Richtung fällt. Es gewährt dieß von der hinteren Wand aus eine falsche Perspective. In dem Corridor links beim Eintritt ist in fünf Reihen ein großer Zug äthiopischer und atlantischer Häuptlinge dargestellt, die dem ägyptischen Herrscher ihren Tribut darbringen. In der obersten Reihe steht man Schwarze und andere von voller Farbe in kurzer Kleidung, welche Leoparden, Affen, Felle, Elfenbein und getrocknete Früchte bringen; die zweite Reihe bilden Personen von hellerother Farbe, mit langem schwarzen Haar, welches in Locken auf ihre Schultern herabfällt, aber ohne Bart, ihr Kleidung besteht in einem langen Schurz um die Lenden und reich gearbeiteten Sandalen. Sie führen kostbare Geschenke mit sich, unter anderen mit Blumen gezierte Vasen von eleganter Form und Halsketten.

In der dritten Reihe kommen die Reisigen, die Führer im ägyptischen Costüm, die übrigen mit einem bärenen Schurz bekleidet. Sie bringen goldene Spangen, Elfenbein, Federn, Straußeneier, Häute, Affen, Leoparden, Hunde mit reichen Halsbändern, eine Giraffe und einen Zug lang gehörnter Stiere.

Die vierte Reihe enthält Männer von weiser Farbe mit kurzem Haupt und Kinnbaar, bekleidet mit langen weißen Gewändern. Unter ihren Geschenken bemerkt man Handschuhe, Vasen, Wagen mit Pferde, einen Elephanten und einen Eber.

In der fünften Reihe erblickt man Aegyptier an der Spitze, denen äthiopische Frauen folgen, welche ihre Kinder in Schwingen tragen, welche vom Halse hernieder hängen.

Die Gaben werden in Gegenwart des Königs, welcher auf einem Thron sitzt, niedergelegt und ein Verzeichniß derselben von ägyptischen Schreibern aufgenommen.

Auch der schmale Gang enthält Gegenstände der interessantesten Art. An der linken Wand sind Säulenmaler, Zimmerleute, Seiler und Bildhauer in voller Thätigkeit, von welchen letzteren einige einen großen Block behauen, während andere an einer Sphinx und zwei Statuen arbeiten. Weiter hinauf werden Ziegel geformt und ein Mann, welcher eine Flüssigkeit über einen Kohlenfeuer wärmt, sucht letzteres durch einen Blasebalg, den er mit dem Fuße tritt und dann wieder an einem Stricke emporzieht, zu hellerer Flamme zu bringen. An der rechten Wand werden Gäste, Männer und Frauen, welche letztere inzwischen abgesondert von den ersteren sitzen, durch Musik unterhalten und eine Sklavin reicht einer Dame Wein in einer Schale, welche diese dann einem hinter ihr stehenden Sklaven zurückgibt.

Von Kurneh ritt ich nach Medinet-Habu, wo ich einige Stunden in dem großen Tempelvorhofe zubrachte und holte dann meinen Freund im Memnonium ab, wo derselbe skizzirte. Wie bestiegen die höchste Spitze des libyschen Gebirges, von welcher man sämmtliche Ruinen Thebens übersehen kann und gingen dann nach Bab el Molük hinab. Hier trafen wir unsere Pferde und ritten im langsamen Schritt durch die kahle Felsenschlucht nach der Dahabie zurück. Als wir den Tempel von Kurneh erreichten, neigte sich die Sonne, und von ihren letzten heißen Strahlen vergoldet, gewährten die Ruinen von Luxor und Karnak einen äußerst malerischen Anblick.

(Fortsetzung folgt.)

Die amerikanische Expedition nach Japan scheint noch etwas in weitem Felde zu ſeyn, denn der Commodore Perry, der sie commandiren soll, wird erst nach beigelegter Fischereistreitigkeit an den Ort seiner Bestimmung abgehen. Er meldet wenigstens das Austerdauische Handelsblad (vom 6 October), das der Sache stets große Aufmerksamkeit schenkte.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 246. 13 October 1852.

Die Alterthümer Mesopotamiens.

Nicht leicht hat eine antiquarische Entdeckung ein so allgemeines, die gelehrten Kreise überschreitendes Interesse erweckt, als die Auffindung einiger alten Paläste aus den Zeiten des assyrischen Reichs. Die Pracht und Großartigkeit der Entdeckung stand mit der antiquarischen Wichtigkeit in Verhältniß, und wenn die Langsamkeit, mit der das überflüssig kostbare Werk Botta's in Paris ans Tageslicht trat, das Interesse hätte erkalten lassen, so trat Layard mit seinen Entdeckungen und seiner für ein großes Publicum berechneten Ausgabe dazwischen, um es wieder anzufeuern. Seitdem sind in England mehrere populäre Werke erschienen, namentlich das von Hrn. Kob, das auch ins Deutsche übersetzt wurde, um dem größern Lesekreis das Verständniß dieser Entdeckungen und ihres Zusammenhangs mit der alten Geschichte zu eröffnen. Eben liegt wieder ein solches Werk vor uns von einem sehr sachkundigen Mann, Joseph Bonomi. Es führt den Titel „Nineveh and its Palaces, a Description of the discoveries of Layard and Botta, und bildet die erste Nummer der Illustrated London Library, von welcher Sammlung jeder Band nur 6 Schilling kostet. Daß man ein solches Werk an die Spitze einer solchen Sammlung stellt, beweist das hohe Interesse, das die größere Lesewelt für diese Entdeckungen hegt. Auch in Deutschland ist dieß Interesse im Wachsen, was wir nicht bloß den allzeit fertigen Uebersetzungen solcher englischen Werke entnehmen, sondern auch aus dem Erscheinen von Schriften, wie Max Dunkers Geschichte des Alterthums, wovon der erste Band, die Aegypter und Semiten enthaltend, bereits erschienen ist, und eine Gesammtdarstellung bietet, wie wir sie jetzt noch nicht besitzen.

So staunenswerth der Fortschritt der mechanischen und physikalischen Wissenschaften in unserer Zeit ist, so ist es der Fortschritt der antiquarischen und philologischen Wissenschaften nicht minder: der Geist, gestählt durch die logische Philosophie des 18ten Jahrhunderts, hat auf diesem Gebiete Fortschritte gemacht und Entdeckungen herbeigeführt, die man noch vor wenigen Jahrzehnten nicht für möglich gehalten hätte. Wir haben vor kurzem eine Schilderung der wissenschaftlichen Arbeiten Burnoufs mitgetheilt, und man konnte daraus ersehen, wie er mit einemmale das Verständniß der persischen Keilinschriften, an deren Entzifferung sich der wunderbare Scharfsinn Grotefends so lange mit einem schmächtigen Anfang von Erfolg abgemüht, der gelehrten Welt eröffnet, und dadurch die ächtesten und unläugbarsten Documente der altpersischen Geschichte eröffnet hat. Gießt diese Entdeckung einen Strom von Licht auf die alte Geschichte Nordindiens, Ost- und Westpersiens, so hat Youngs Entdeckung und Champollions Anwendung des Hieroglyphenschlüssels mit einemmal das Verständniß der alten ägyptischen Geschichte aufgeschlossen, einer Geschichte, die, trotz Manetho und Herodot, wie ein Buch mit sieben Siegeln vor uns lag. Burnouf's Entdeckung ist jetzt etwa 10, die Champollions jetzt gerade 30 Jahre alt.[1] Durch diese beiden Entdeckungen war der Weg zur Erforschung Alt-Persiens und Alt-Aegyptens eröffnet, und Großes ist seitdem geleistet worden.

Aber größeres stand und steht noch aus. Persien und Aegypten waren eröffnet, und über das Land zwischen dem Mittelmeer und Tigris schien man sowohl durch die Bücher des alten Testaments als auch durch die Profanschriftsteller, wenn auch nicht genügende, doch ziemlich ausgiebige Kenntnisse zu besitzen, um so mehr als man wußte, daß die persische Monarchie erst auf die babylonische und assyrische gefolgt sey, und letztere gewissermaaßen zur Grundlage gedient haben. Allein die Entdeckungen in der ägyptischen Geschichte eröffneten einen Einblick in die assyrische wie man ihn nicht erwartet hatte. Zudem hatte der Agent der ostindischen Compagnie in Bagdad, Hr. James Rich, wenige Jahre vor der Entdeckung Champollions (1816) eine Reise durch Mesopotamien herauf gemacht, und man kann sagen, aber Andeutungen als Anzeichen großen ehemaligen Glanzes entdeckt. Die Sache fand damals so wenig Interesse in England, daß die erste Schrift von Rich in Deutschland herauskam. Erst eine zweite Abhandlung ward in London (1818) gedruckt. In dieser äußerte er sich über den nachmaligen Fundort Botta's folgendermaßen: „Mossul gegenüber ist eine geschlossene Erhöhung (inclosure) von achteckiger Form, die den Cardinalpunkten des Compasses entspricht; die Ostwestseiten sind die längsten und stehen dem Fluß gegenüber. Die Fläche, die jetzt angebaut ist, und keine Spur von Gebäuden bietet, ist zu klein um eine Stadt größer als Mossul enthalten zu haben, aber man kann annehmen, daß sie dem Palast von Nineveh entspricht. Die Gränze, welche man rund herum vollständig verfolgen kann, sieht jetzt aus wie ein Aufwurf von Erde und Schutt von unbedeutender Höhe, daneben aber und in einer Linie damit sind an mehreren Stellen Erdhügel von größerer Höhe und Festigkeit. De erste bildet die Südwestecke und auf demselben ist das Dorf Nebbi Junis (Prophet Jonas) gebaut, wo man sein von den Mohammedanern hochverehrtes Grab zeigt. Der nächste und größte von allen ist der, den man

[1] Am 27 September 1822 las er der französischen Academie sein Verröhmtes „Memoire sur les hieroglyphes phoneliques" vor, und im October gab er dasselbe unter dem Titel „Lettres à Mr. Dacier, secrétaire perpétuel de l'academie" heraus.

für das Denkmal von Nimrud halten kann. Er liegt nah an der Mitte der Westseite, und es stößt an ihn, wie an die andern, eine Gränzmauer; die Eingebornen nennen ihn Kujunschik Tepe. Seine Form ist die einer abgestumpften Pyramide mit regelmäßigen stellen Seiten und einem flachen Dach; er besteht, so viel ich aus einigen Ausgrabungen entnommen, aus Stein und Erde, und die letztere herrscht dinreichend vor, daß sie von den Bewohnern des Dorfes Kujunschik, das auf dem Nordostende erbaut ist, angebaut werden kann.“ Das ist ungefähr die ganze Nachricht; dabei hatte Rich von einem mächtigen Basrelief, das aus einem Hügel in der Nähe des Dorfes Ninivéh ausgegraben worden sey, gehört. Indeß befanden sich in den verschiedenen Museen Europa's eine Anzahl Siegel und Cylinder mit mythologischen Emblemen, welche zwar bewiesen, daß die Assyrier das härteste Material bearbeiten konnten, doch aber nicht gerade auf großartige Kunstentwicklung schließen ließen. Indeß waren die Andeutungen doch stark genug, um die Hoffnung auf weitere Entdeckungen zu rechtfertigen, und als Botta im Anfang des Jahres 1842 zum französischen Consul in Mosul ernannt wurde, drang unser Landsmann, Julius Mohl, eifrigst in ihn, in der dortigen Umgegend Ausgrabungen anstellen zu lassen. Der glänzende Erfolg, so wie die spätern Arbeiten Layards, sind im Allgemeinen bekannt.

Wie es gewöhnlich geht, so weckte die neue Entdeckung Aussicht auf eine Menge anderer. Der allgemeine Charakter der mesopotamischen Kunst und Machtentwicklung lag vor Augen; war man aber früher nur allzu häufig durch die Mangelhaftigkeit der Denkmale in Verlegenheit gesetzt worden, so war dieß jetzt durch den Reichthum der Fall. Botta und Layard haben eine Unzahl Säle mit zahllosen Bildern und Inschriften entdeckt, selbst die Reichsarchive glaubt man jetzt gefunden zu haben, und nun fehlt nichts mehr als — die Erklärung. Mit dieser steht es nun allerdings noch ziemlich fatal aus. Der Weg der Entzifferung ist bekanntlich der, daß die dreisprachige Inschrift von Behistun und besonders die darin enthaltenen Namen benützt werden, um das Alphabet der andern Schriftarten zu finden, und so zur Entzifferung fortzuschreiten. Oberst Rawlinson, der die Inschrift von Behistun genaume Zeit allein besaß, hat zwar die persische Inschrift erklärt, so daß wenig zu wünschen und zu verbessern übrig bleibt, aber seine sehr umständliche Erklärung der babylonischen Inschriften, die er in dem Journal of the royal asiatic Soc. Vol. XIV. Part. I. niedergelegt, sind mehrern sachkundigen Männern als höchst verdächtig vorgekommen, denn schon sein Alphabet aber vielmehr Syllabarium von 246 Zeichen, von denen siebenundzwanzig gar nicht zu erklären versucht werden und eine gute Anzahl sehr zweifelhaft angegeben ist, weisset für die Gesammterklärung, die er gibt, durchaus nichts gutes, und competente Beurtheiler haben eben darum auch sehr starke Zweifel über die Richtigkeit seiner Aufstellungen ausgesprochen. Wie dem indeß seyn mag, so viel ist durch ihn und auch andere, namentlich Botta, der einen ganz andern Weg ging, und Hincks entschieden, daß in der assyrischen Schrift sehr viele ägyptische Elemente sich finden, deren Ermittlung und Deutung das Lesen der Inschriften wohl noch mannichfach erschweren dürfte. Zudem muß man nicht vergessen, daß der Zeitraum in welchem die Keilschrift benützt wurde, ein sehr langer ist; daß die Keilschrift zwar mit Alexanders Eroberung wahrscheinlich im wesentlichen aufgehört hat, daß aber die Keilschrift selbst in den verschiedenen Zeiten bedeutend sich geändert, sogar in den drittehalb Jahrhunderten der achämenidischen Herrschaft, wie weit mehr in der langen assyrischen und vielleicht noch längern babylonischen Zeit; die babylonische Schrift, welche man bis jetzt immer noch für die älteste hält, hat so bedeutende Veränderungen erfahren, daß schon Rawlinson eine alte babylonische und eine achämenidisch babylonische vollständig unterscheidet. Wie steht es nun mit den Sprachen selbst? Wenn es wohl keinem Zweifel unterliegen kann, daß die assyrischen [1] und babylonischen Inschriften dem sogenannten semitischen Stamme angehören, so bieten jedenfalls dieselben einen oder vielmehr mehrere Dialekte, welche dem uns bekannten Hebräischen, Chaldäischen und Syrischen um eine Anzahl Jahrhunderte, vielleicht um ein Jahrtausend und mehr voranstehen. Für die Zendsprache und die achämenidischen Inschriften Persiens haben wir den doppelten Anhaltspunkt des Versichen, wie es noch im Firdust vorliegt, und des Sanskrit, dessen älteste Formen mit denen des Zend und der achämenidischen Inschriftensprache sehr nahe zusammenhängen; für das Assyrische fehlt uns aber dieser Haltpunkt, wir haben wohl die spätern Sprachen im hebräischen, chaldäischen und syrischen vor uns, entbehren aber eines ältern Vergleichungsmittels, wie das Sanskrit für das Altpersische ist, völlig. Hier liegt die große Schwierigkeit, welche durch die Einmischung ägyptischer Elemente nicht gehoben, sondern verstärkt wird.

Es fragt sich ob die historische und ethnologische Forschung bis jetzt einen Anhaltspunkt darbietet. Röth führt die Hauptvölker auf: erstens den arischen Stamm, über dessen Ausdehnung von Indien bis zum Tigris hin, so wie nordwestlich, schon genugsam gesprochen worden; „der zweite Stamm“, sagt Röth, „hatte die Länder zwischen dem persischen und arabischen Meerbusen bis an die Küsten des mittelländischen Meeres inne, und man ist überein gekommen, ihn, obgleich unrichtig, den semitischen zu nennen. Der dritte Stamm bewohnte die afrikanischen Länder längs dem Nil, Aegypten und das südlich von Aegypten gelegene Aethiopien. Die Sprachen der arianischen Völker sind sämmtlich nahe verwandt, das Aegyptische bildet ebenfalls einen eigenthümlichen, selbstständigen Sprachstamm. Zwischen beiden in der Mitte stehen die Sprachen der sogenannten semitischen Völker, die, obwohl zu einer eigenthümlichen grammatischen Ausbildung gelangt, in vielen Beziehungen sich an den ägyptisch-äthiopischen Sprachstamm anschließen, und dagegen von dem indogermanischen bedeutend abweichen.“ Röth denkt sich den Ausgangspunkt der arischen Völker im Nordosten von Baktrien, also auf den Hochebenen von Mittelasien, den des äthiopischen Stammes im abyssinischen Hochlande, von wo aus der eine Theil längs den Ufern des Nil nach Meroe und Aegypten hinabzog, der andere über die Straße von Bab el Mandeb nach dem südlichen Arabien übergesetzt und längs dem Euphrat und Tigris nach Mesopotamien und Syrien sich ausgebreitet habe.“ Wir führen diese Ansicht nur an, um zu zeigen wie Röth diese beiden Völker, die später in Mesopotamien zusammentrafen, im Ursprung als gänzlich verschieden bezeichnet; gegen seine Ansicht erheben sich indeß bedenkliche Zweifel, da die Negerrace schon in sehr alten Zeiten bis weit über die Gebirge herabreichte, und wir schon auf einer Menge ägyptischer Darstellungen und Schlachtscenen den Negerjagden begegnen, wie wir solche, wenn auch unter ganz verschiedenen Verhältnissen, jetzt noch sehen. Die Feinde, welche die Pharaonen bekämpfen, sind sehr oft Neger, und wir

[1] Aber Röth rechnet in seinem geistreichen, nur der physiologischen Forschung etwas stark vorauseilenden Buche „die Aegyptischen und vorasiatische Glaubenslehre“ (erschienen 1846) das Assyrische noch zum arianischen Stamm, warum wird sich weiter unten zeigen.

mußten also ein sehr frühzeitiges Vordringen der eigentlichen Neger-Race in Sennaar annehmen. Nichtsdestoweniger hat seine Annahme viel Wahrscheinliches, insofern als die äthiopisch-ägyptische Race ursprünglich die eigentlich rothe Race gewesen zu seyn scheint. Im südlichen Arabien herrschten lange Zeit die Himjari, d. h. die Rothen; der persische Meerbusen hieß bei den Griechen das erythräische oder das rothe Meer, und wahrscheinlich hat das jetzt sogenannte rothe Meer gleichfalls von dieser rothen Race den Namen. In Aegypten selbst ist die Masse des Volks roth: die Darstellungen in den Hypogäen zeigen, so wie von Arbeitern aus dem gemeinen Volk die Rede ist, einen dunkelrothen, kupferartigen Teint und eine an der Wurzel eingedrückte Nase, während die höhern Classen, namentlich die Könige, einen weit hellern Teint zeigen und der Gesichtswinkel fast 90° beträgt. Daß in Aegypten, wie überhaupt in solchen Ländern mit ausgebildeter Kastenordnung, eine Eroberung die Grundlage der Gesellschaft bildete, leidet keinen Zweifel, und daß die Volksmasse in Aegypten roth war, eben so wenig. Die sogenannten semitischen Völker, Araber, Juden, Phönicier nahmen also auch in der Farbe, wie nach dem obigen in der Sprache, eine Mittelstellung zwischen dem rothen äthiopisch-ägyptischen und dem weißen arischen Stamm ein; wie entstand diese Mittelrace, die eine so große Rolle in der Weltgeschichte gespielt hatte, eine Rolle, wie kaum eine andere? Das werden wir wohl nicht mehr ergründen. Merkwürdig ist, daß in dem Höhlentempel von Abusimbel in Nubien Sesostris oder Rameses zehn Köpfe in der Hand hält, mit welchen augenscheinlich zehn verschiedenartige Völker, die er besiegte, bezeichnet seyn sollen: drei davon sind ganz schwarz, und einer hat die ausgesprochenste Negerphysiognomie, vier andere sind gelb, mehr oder minder dunkel, mit etwas aufgeworfener Nase und zurückweichender Stirne; es sind dieß augenscheinlich asiatische Köpfe; zwei andere sind dunkelroth, und einer von rosiger Farbe. Dieß Bild soll nach Rosellini die Gesammtheit der damals bekannten Völker der Erde unter dem Joch der großen Ägyptischen Monarchen darstellen. Die rothen Köpfe sind augenscheinlich theils im Süden Aegyptens, theils in Südarabien zu suchen, während die rein gelben Köpfe zuverlässig asiatische Physiognomien zeigen. Was schon in jener Zeit so auffallend ausgebildet war, können wir nicht weiter in seinem Ursprunge verfolgen; merkwürdig aber ist der weiße und rothe Kopf, der augenscheinlich auf ein arisches Volk deutet und die Berührungen Aegyptens mit diesem anzeigt.

Es ist, wenigstens als ein Beweis der Vorstellungen, welche jene alte Zeit von der Verwandschaft der Völker hegte, höchst auffallend, daß die mosaische Stammtafel den Mimrod, den Gründer Babylons, von Kusch, dem Aethiopier, und aus Babel den Assur hervorgehen läßt, welcher Ninive baut und andere Städte im Norden von Mesopotamien. Es herrscht also hier die Ansicht einer sehr alten Volkswanderung aus dem südlichen Arabien nach Mesopotamien herauf vor, und in diesem Zuge nach Nordosten mußten diese Völker mit dem Stammsitz den Südosten ziehenden arischen Stamm zusammentreffen. Wir haben in Herodot eine bestimmte Angabe hierüber, die einen Fingerzeig gibt. Nach den eigenen Anslagen der Phönicier und den historischen Berichten der Perser soll die Verdrängung der Phönicier von der Ostseite des erythräischen Meeres (des persischen Meerbusens) 2300 Jahre vor seiner Zeit, also um 2700 vor Chr. stattgefunden haben. Die Wanderung und das Drängen von Osten her scheint nicht so schnell zum Ziele gelangt zu seyn, denn um das Jahr 2300 v. Chr. drangen die Hirtenvölker — wohl ohne allen Zweifel semitische Asiaten — in Aegypten ein, zuverlässig von Osten her durch mächtigere Völker gedrängt. Das Vordringen der Arier gegen Westen in das Land Mesopotamiens muß aber dann auf Widerstand der einheimischen Bevölkerung gestoßen seyn, denn nicht nur ist die Erzählung Firdusis von Zohak ein deutliches Kennzeichen einer semitischen Reaction gegen Osten, sondern die Sage versetzt auch die Gründung Ninivehs und die Herrschaft des Ninus in das Jahr 2000 v. Chr. Nach der Vertreibung der Hirtenkönige (Hyksos) aus Aegypten beginnt die großartige Blüthezeit der ägyptischen Monarchie, und die Züge des Sesostris und Rameses Meiamun gegen den Orient beginnen. In diese Zeit muß also der ägyptische Einfluß fallen, der sich in der Schrift und zum Theil auch in der Architectur Assyriens bemerklich macht.

(Fortsetzung folgt.)

Lieutenant van de Velde in Palästina.

Dieser Officier der niederländischen Marine hat in neuester Zeit — die Nouv. Annales des Voyages (August) geben seine nähere Bestimmung an — Palästina bereist, und man betrachtet die Ergebnisse der Reise als sehr wichtig für die Kenntniß des heiligen Landes. Er begann seine Untersuchung mit der Bereisung des Westabhangs des Libanon bis zum Leontes, dessen romantischen Lauf er in seiner ganzen Ausdehnung verfolgte, durchzog dann Galiläa, dessen nördlicher Theil, Belad Beschareh genannt, bisher wegen des wilden Charakters seiner Eingebornen fast unbekannt geblieben war. Die Bekanntschaft des Scheichs, welche von de Velde machte, erleichterte ihm die Erforschung des Landes: er entdeckte die Ruinen mehrerer bedeutenden Städte, darunter die von Hazor. Wadi Korrain mit einem gleichnamigen Schloß soll der schönste Theil dieses an die versteckendsten Wasser reichen Landes seyn, das nur sehr schwach bewohnt sey. Von de Velde begab sich von da nach Akka, wandte sich dann gegen Samaria, und sah die Ruinen von Dothan, Ai und andern bedeutenden Städten. Von Jerusalem aus begab er sich nach der Westküste des todten Meeres, und von da gegen Norden, wo er die Ruinen von Arabi, Daumeh, Bhafadie, die Oase von Kurrame, Wadi el Farioyeh und andere interessante Punkte auffand. Er folgte dem Jordan-Thal bis zum See Huleh, und bis zu den Quellen des Flusses, die Oststeile desselben aber, so wie die des See Tiberias konnte er nicht untersuchen wegen der Feindseligkeiten zwischen Drusen und Beduinen. Er durchzog hierauf den Libanon und Antilibanon bis Damascus, kehrte nach Sidon zurück, besuchte die Quellen des Orontes und studirte die Sauwenswerthen Denkmale dieser Gegend sehr im Einzelnen. Die Ergebnisse dieser sehr reichen Reise sollen, wie man hofft, bald erscheinen.

Eine Wallfahrt von Aekeh bis zur zweiten Katarakte u. s. w.

Zweiter Abschnitt.

Rückreise von Wady Halfa nach Bulak.

(Fortsetzung.)

Wir setzten noch an demselben Abend mit der Dahabie nach Luxor über, besuchten am 12 Februar früh noch einmal die Ruinen Karnaks und kehrten Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr von dem ihedelichen Gestade ab, die Augen nach den Ruinen gewendet, bis sie unsern Blicken entzogen wurden.

Am Morgen des 14 Februar hatten wir uns dem von Theben etwa 50 englische Meilen entfernten Kineh auf 10 Meilen genähert, als conträrer Wind uns anzuhalten zwang. Wir entschlossen uns die Strecke Wegs bis Kineh zu Fuß zurückzulegen und dort die Ankunft der Barke zu erwarten. Wir erreichten unser Ziel gegen Mittag, nahmen ein orientalisches Bad und in demselben unser Frühstück ein, und begaben uns dann nach dem am westlichen User gelegenen Denderа. Drei Pil-

ger, welche vom Grabe der Propheten nach ihrer Heimath Tunis zurückkehrten, setzten mit uns zugleich über den Fluß; sie waren ziemlich ein Jahr aus ihrem Vaterlande entfernt und hatten den größten Theil des Weges zu Land und zu Fuß zurückgelegt.

Zu Denderа befinden sich die Ruinen dreier Tempel, von denen der größere, unter Kaiser Tiberius erbaut, unter allen Tempeln die ich im Nilthale gesehen, im besten Zustande iſt. Eine moderne Treppe führt in die Höhe von 24 Stufen getragene Vorhalle, die über den Wänden, welche die sechs Säulen der ersten Reihe verbinden, offen iſt. Zu jeder Seite dieser Halle öffnet sich der Eingang zu einer schmalen Grotte, und es folgt eine Halle von sechs Säulen getheilt, mit drei größeren Gemächern an jeder Seite, und welcher man in eine dritte Halle tritt mit zwei kleinen Kammern zur Linken und einer zur Rechten, in welcher letzteren eine Treppe nach dem Plateau des Tempels führt. Der dritten Halle schließt sich ein Corridor mit einem Gemache an jeder Seite an, welcher unmittelbar vor dem Sanctuarium liegt, um dessen äußere Wände ein Gang läuft, an welchem neun Zimmer liegen. In den Gang, so wie in sieben dieser Zimmer fällt das Licht durch runde Oeffnungen in der Decke; die ganze Länge des Tempels beträgt gegen 220′, die Höhe ungefähr 50. Er war der Göttin Hather geweiht, deren Bildniß und Emblème die inneren Räume zieren. Das Haupt der Göttin schmückt die Capitäle in der ersten Halle, an deren Plafond sich auch ein Zodiakus befindet. Etwa 80—90 Schritt vor dem Hauptein-gange steht ein Thor, welches jetzt mit dem Tempel durch Mauern aus Backsteinen in Verbindung steht, wahrscheinlich um das weitere Eindringen des Sandes zu verhindern.

Rechts von diesem Tempel iſt ein kleinerer — ein Mammeiſi (?) — für die Niederkunft der Göttin bestimmt, welche mit ihrem Sohne auf dem Schooße an den Wänden mehrfach dargestellt iſt. Dieses Gebäude besteht aus zwei Gemächern und iſt, die vordere Seite ausgenommen, mit einem Perístyl von 22 Säulen umgeben, deren Capitäle mit dem Kopfe der Typhonien geziert oder eichtiger vorunstaltet sind.

Der dritte, der Iſis geweiht, liegt hinter dem großen Tempel. Ein transverser Corridor und drei neben einander liegende Aryte bilden sein Innéres. Einige 100 Schritt östlich von diesem Tempel steht ein Thor, welches jedenfalls zu demselben gehört hat. 500 Schritt östlich von diesem Thor befindet sich ein anderes, mit dem geflügelten Kallen im Portal, welches vielleicht ein Ueberrest der alten Stadt Tentyris iſt, deren Schutthaufen sich von hier aus um die Tempel herum erstrecken.

Als ich von dem Plateau des großen Tempels die umliegenden Ruinen überblickte, sah ich einen Franken auf dreisehen zukommen, in dem ich sofort meinen Freund D. erkannte; ich eilte die Treppe hinab und sand ihn bereits in der großen Halle. Er war mit einer Barke die Kneh genannt und wollte, nach längerem Aufenthalte daselbſt, vielleicht noch weiter hinauf bis zur zweiten Kataracte gehen. In freudiger Stimmung über das zufällige Zusammentreffen wanderten wir bis gegen Sonnenuntergang unter den Ruinen herum, gegenseitig nähere Reiseabenteuer austauschend und gingen dann nach dem Ufer in der Hoffnung, die Dahabie vorzufinden; da dieselbe indeß noch nicht angekommen war, begleiteten wir D. nach seiner Wohnung, die er bei einem italieniſchen Apotheker, Fiorani, aufgeschlagen hatte. Es war ein recht nettes Zimmer, mit Möbeln nicht überfüllt, denn diese bestanden nur in einer Matte und einem Reiſekoffer. Nachdem wir bei dem Nachtmahl traulich gepluudert, ſetzten wir uns in der Stube des Hauswirthes zum Abendeſſen und waren fröhlich und guter Dinge, bis der Dragoman aus der Ankunft der Dahabie meldete. Wir nahmen Abſchied von dem freundlichen Wirth, der uns trotz des ihn überfallenden schwankenden Zustandes begleiten wollte, und ritten mit D. von einem Theile unserer Mannſchaft escortirt nach der Barke, um dort das unterbrochene Fest fortzuſetzen. Bald erklangen auf derselben deutsche Lieder, und nachdem die Matrosen zu Ehren des Gastes eine Phantaſie aufgeführt hatten, ruderten wir in dem kleinen Boote nach den Strom hinauf und liefen unter dem Sternenzelt eine dampfende Bowle. Gegen 3 Uhr Morgens kehrten wir zurück, und als D. trotz der Krokodile noch ein Bad genommen, begaben wir uns zur Ruhe.

Beim Erwachen befanden wir uns bereits mehrere Meilen unterhalb Kineh, indem der Rais nach Sonnenaufgang aufgebrochen war; D. schied deßhalb von uns und nach gemeinſchaftlich eingenommenem Frühſtück.

Gegen Mittag stießen uns einige Krokodile von ungewöhnlicher Größe auf, nach denen wir vergeblich feuerten.

Abends begegneten wir einer steomaufwärts gehenden Barke mit Engländern an Bord, welchen unser Rais auf die Frage: welcher Nation wir angehörten? die passende Antwort ertheilte: „Geht nach der Flagge, um es zu erfahren!“

Am 16 Februar Nachmittags erreichten wir Bellianah am westlichen Ufer. Wir schickten die Dahabie bis Girgeh voraus, verschafften uns Pferde und ritten nach den 2 Stunden landeinwärts am Fuße der libyſchen Bergkette gelegenen Ruinen von Abydus, die für uns von wenig Interesse waren, doch entschädigte uns der Weg, welcher durch zahlreiche, unter Palmen versteckte Dörfer und grünende Saaten führte. Da gerade die Zeit war, wo die Aegyptier ihr Vieh auf das Grüne zu ſtellen pflegen, so erhoben sich überall aus den lachenden Fluren Zelte und Hürden, um welche Pferde, Kühe, Büffel, Kamele, Schafe und Ziegen weideten. In der Nähe eines ſtaatlichen Zeltes waren mehrere schöne Renner Abbas Pascha's angelegt, doch bäteten wir uns, um mögliche Unannehmlichkeiten zu vermeiden, für nähere zu betreten, da die Aegyptier das „böſe Auge“ fürchten. Auf dem Wege nach Girgeh trafen wir gegen Sonnenuntergang überall regen Leben. Die Heerden, welche nicht unter freiem Himmel blieben, wurden mehr in die Nähe der Dörfer getrieben, aus welchen Frauen in ihren langen blauen Gewändern schritten, große Waſſerkrüge geſchickt auf dem Kopfe balancirend, um ſie an den Cisternen zu füllen. Wir ritten noch anderthalb Stunden bei klarem Mondſchein und erreichten gegen 9 Uhr Girgeh, in dessen Nähe mehrere Schwadronen ägyptiſcher Cavallerie ihr Lage aufgeſchlagen hatten.

Am 16 Februar hatten wir conträren Wind, ebenſo am 27ſten, an welchem Tage wir Nachmittags die Gubag kamen und anlegen mußten. Es liegt am westlichen Ufer und zählt einige gut gebaute Häuſer und drei Moscheen; auch beginnt hier ein großer Canal, „Tura“ oder „Kaliq“ genannt, welcher ſich zur Zeit der Ueberschwemmung füllt und die Ebene von Oſſut verſorgt.

Am Morgen des 19 Februar fanden wir uns vor dem Dſchebel Schech Heridi, einem Ausläufer des öſtlichen Bergzuges, die ſich dicht am Ufer hinzieht. Wir mußten von dem Versuche, seinen Rücken zu erſteigen, abſtehen, da das letzte Drittel ſchroff in die Höhe geht; einige Grotten, an denen wir beim Herabſteigen vorüber kamen, boten nichts Bemerkenswerthes dar, doch fanden wir vor der einen ein hübſches Stück Kryſtall. Nach der Fabel hauste vor Zeiten auf diesem Berge eine Schlange, die die Macht gehabt von jedem Uebel zu befreien. Nach dem Frühſtück unternahmen wir einen Ausflug nach der Stadt Tahta, die uns auf dem Herabſteigen vom Gebirge in Augenſchein zu nehmen. Sie liegt anderthalb Stunden vom westlichen Ufer und enthält mehrere Moscheen und geräumige Bazare, deren Hallen jedoch meiſtens geſchloſſen waren. Wir kehrten in einem am Markte gelegenen Kaffeehauſe ein, beſuchten den mit herrlichen Orangenbäumen bepflanzten Garten eines reichen Kaufmanns und ritten dann auf erbärmlichen Gſeln dem Sahel oder Landungsplatze zu, vor welchem die Dahabie, langſam den Strom hinaufgetrieben, bald eintraf.

(Fortsetzung folgt.)

Wetter in England. Der Sturm, welcher in Deutſchland am 4 und 5 October hauste, hat in Dublin ſchon am 29 October begonnen, und hat in Schottland am 29 und 30 ordentlig gehauſt. Das Dampfſchiff Journal (i. Shipp. Gaz. 7 October) bringt ſchauerliche Berichte aus Nordſchottland. An manchen Orten, namentlich in Morayſhire ſtiegen die Fluthen zu einer Höhe, wie man ſie ſeit der denkwürdigen Fluth vom 3. 1829 nicht mehr geſehen. Es wäre von Intereſſe den Gang dieſes Sturms, der in Deutſchland weit weniger von Sturzregen begleitet war, umſtändlicher zu verfolgen.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 247. 14 October 1852.

Etwas über die Tannenregion im nördlichen Europa.

(Nach Alfred Maury. Bull. de la Soc. de Geogr. Juillet.)

Die gemeine Tanne (Picea) ist nach der gemeinen Fichte (Pinus sylv.) der einzige Zapfenträger aus der Ordnung der Abietinen, die man im nördlichen Rußland als einheimische betrachten kann. Die Hochtanne erscheint nur als Vorläufer von Pflanzen des mittlern Europa im südlichen Polen. Die Westgränze dieser Region und die des russischen Reichs fallen zusammen, im Norden wird sie durch das Eismeer begränzt, im Osten ist es eine Linie, die vom weißen Meer durch den Laschasee nach dem Gouv. Olonez, durch den See von Kubinsk nach dem Gouv. Wologda bis zur Vereinigung der Kama mit der Wolga und bis etwas unterhalb des Flusses Kostroma hinabläuft; im Süden geht die Gränzlinie mitten durch Wolhynien, läuft zwischen Grinyoff und Pogar durch nach dem Gouv. Tschernigoff, und zwischen Bieloff und Koleisk durch nach dem Gouv. Kaluga, geht dann bis Saraisk im Gouv. Rjäsan, und trifft im Gouv. Kasan mit der Linie des sibirischen Zapfenträgers zusammen. Der Vegetationscharakter dieser Region ist einförmig, allenthalben trifft man die europäische Tanne, der Anblick der Flora ist überall derselbe; indeß unterscheiden sich da und dort einzelne Districte durch eigenthümliche Charakterzüge, und Käzchenbäume, Bäume die ihre Blätter fallen lassen und sonstige Pflanzen haben an diesen Stellen ihre eigene Physiognomie. Um aber die allgemeinen Züge der Tannenregion aufzufassen, muß man diese zufälligen Verschiedenheiten übersehen, und nur die gemeinsamen Züge der vegetabilischen Welt, welche in allen Theilen Westrußlands ins Auge fallen, berücksichtigen. Dieß ist um so leichter, als in Rußland die Natur selbst es übernommen hat, die Gränzen bestimmt zu zeichnen: die verschiedenen botanischen Regionen sind nicht, wie in Schweden, verschlungen. Wenn man allmählich von Polen nach Kola hinaufgeht, so kommt man nach und nach aus der Region der Buche in die subalpinische, und die klimatologische und geognostische Constitution hält eine in ihren Modificationen gewissermaßen regelmäßige Reihenfolge ein.

Die Tannenregion läßt sich in fünf Abtheilungen theilen, in vier continentale und eine am Seegestade; die ersten sind die der Weißbirke, der Eiche, der Hagebuche, der eigentlichen Buche, und die letzte wird durch die Küste des baltischen Meeres gebildet. In der Region der Weißbirke hat die Baumvegetation unter den Abietinen keinen andern Repräsentanten, als die gemeine Fichte und die gemeine Tanne, die Eiche fehlt gänzlich, dagegen herrschen die Zitter- und Ebereiche vor, und die Weißbirke steigt bis zum Eismeer hinauf. Das Meer bildet im Norden die Gränze der Tannenregion, dagegen erstreckt sich letztere westlich über Rußland hinaus nach Norwegen und Schweden hinein; östlich wird die Gränze gebildet durch eine Linie, die vom weißen Meer durch den Onega-Golf bis Kargopol und die Mündung der Schekona geht; die Südgränze bildet eine Linie, welche vom finnischen Golf nach dem Gouvernement Novogorod läuft. Dieß ist vorzugsweise eine Waldregion: Holz und alles, was man daraus zieht, Theer, Pech, Pottasche, bilden den Hauptreichthum des Landes und die Stapelartikel der finnischen Ausfuhr. Nur am Ufer des Eismeers und des weißen Meeres werden die Bäume selten und verkrüppelt, machen den Moosen Platz u. s. w., kurz die Tundras beginnen. Unter den Bäumen Finnlands gibt es nur eine kleine Zahl in der eigentlichen Region der Weißbirke, die meisten finden sich nur im Südwesten derselben und hören auf, ehe die Eiche auftritt. Dieß sind die Taxus buccata, Berberis vulgaris, Ribes uva crispa, Prunus spinosa, Evonymus europæus und Rhamnus cathartica. Andere Arten wachsen längs des bothnischen Golfs, dringen aber nicht ins Innere; dieß sind die gewöhnliche, die Stein- und Stieleiche. Die Nordgränze der Eichen ist eine Linie, die vom Bähuslund durch Wermland, Nerike, Westmannland, Upland und Gestrikland bis Arwaan geht, d. h. von West nach Ost aufsteigt, dem Wener- und Hjelmar-See folgt, und vom Mälar-See an längs dem bothnischen Golf aufsteigt. Diese Linie erreicht Finnland in der Höhe der finnischen Inseln, steigt diesen Golf bis Björneborg hinauf, dringt aber nicht ins Innere ein. Südlich vom finnischen Golf trifft man Eichen auf der Insel Oesel, in Ingermannland, Esthland, selten in Olonez und im Gouv. Novogorod hören sie ganz auf. In derselben Categorie befinden sich noch andere Bäume, z. B. die Hochesche, welche in der Provinz Helsingland an der bothnischen Küste, bei Björneborg, kurz ungefähr an derselben Gränze, wie die Eiche, aufhört. Der Sandborn reicht bis in die Provinz Westerbotten in Schweden, überschreitet aber nicht die Nord- und Westküste Finnlands, und fehlt im ganzen übrigen Gebiet der Weißbirke, selbst mehr im Süden, auf der Insel Oesel, in Livland, Kurland, und vergebens sucht man ihn in ganz Rußland bis zum Kaukasus hin. Der Weidstorn (Crataegus oxyacantha) hat gleichfalls beinahe dieselben Gränzen, wie die Eiche; er hört in den Gouv. Wologda und Wjätka auf, und kommt in dem von Kasan vor, von wo er in die Wälder von Orenburg übergeht. Die Linden fehlen im Gouv. Olonez; von O nach W durchschneidet ihre Gränzlinie die Gouvernements Wologda, Novogorod und Petersburg, umfaßt das südliche Finnland, und geht von den Aland-Inseln nach Augermannland, Dalecarlien und Wermland. In Norwegen

wächst die Linde zu Drontheim, und steigt nicht über Hernösand hinauf. Die Ulmen gehen in Schweden bis Jemtland, hören in Finnland auf zu Satakunda, Tavastehus und an den Inseln des finnischen Golfs, und durchschneiden, wie die Linden, die Gouv. Petersburg, Novogorod und Wologda.

(Fortsetzung folgt.)

Die Alterthümer Mesopotamiens.

(Fortsetzung.)

Aegypten war damals bereits ein ziemlich hoch civilisirtes Land: die Astronomie war bei ihnen hinreichend entwickelt, daß sie einen sehr verbesserten Kalender einführen konnten, und daß sie, wie Biot bewelst, richtigere Kenntniß vom Laufe des Mondes hatten, als die Griechen zur Zeit der höchsten Blüthe ihrer Astronomie. Röth führt außerdem auch an, daß damals schon der König Amaſis eine Darſtellung der ägyptiſchen Glaubenslehre durch einen ſaltiſchen Oberprieſter abfaſſen ließ. Kein Wunder daher, daß eine Eroberungsperiode für die Aegyptier jetzt begann: „Seſoſtris aus der 18ten Dynaſtie, der von 1570 bis 1503 vor Chr. regierte, und Rameſes Meiamun aus der 19. Dynaſtie um 1450 traten als Eroberer auf. Seſoſtris machte große Heereszüge durch ganz Vorderaſien bis an das ſchwarze Meer. Auf einem dieſer Heerzüge wahrſcheinlich war es, wo Seſoſtris eine Prieſtercolonie nach Babylon führte und eine andere ägyptiſche Colonie in Colchis zurückließ, die noch zu Herodots Zeiten vorhanden war, und ägyptiſche Sitten behalten hatte. Seſoſtris ſcheint ſeine Unternehmungen ſelbſt nach Südaſien und Indien hin ausgedehnt zu haben, wozu er eine Flotte im rothen Meere ausrüſtete. Auf dieſen Heereszügen ſcheinen die Aegyptier den größten Theil der ſogenannten ſemitiſchen Völkerſchaften, der Babylonier und der Phönicier und denjenigen Theil der arianiſchen Völker, welche in Kleinaſien wohnten, der ägyptiſchen Herrſchaft unterworfen zu haben.“[1] Die Beſtätigung hiervon findet ſich zum Theil jetzt ſchon in den ägyptiſchen Elementen der aſſyriſchen Schrift, und muß ſich aus den hiſtoriſchen Inſchriften, ſobald dieſe entziffert ſind, noch mehr ergeben. Wenn es richtig iſt, was man bis jetzt angenommen hat, daß die hiſtoriſchen Nachrichten [2] der Babylonier höchſtens auf 2400 vor Chr. hinaufreichen — eine Annahme, die mit der damaligen Bewegung unter den ſemitiſchen Völkern zuſammenſtimmt, dann darf man allerdings auch annehmen, daß die Aegyptier ein wahrhaft bedeutendes Element nach Meſopotamien brachten. Ob indeß der phöniziſche Glaubenskreis ſo entſchieden, wie Röth glaubt, von dem ägyptiſchen abſtamme, möchten wir bezweifeln. Der Fiſchgott Derketo ſtimmt allzu gut mit den Sagen zuſammen, welche der Chaldäer Beroſus vom Oannes berichtet, einem Weſen mit menſchlichem Haupt und menſchlicher Stimme, aber unten wie ein Fiſch geſtaltet; auch hat ſich, ſo viel wir bereits aus den aſſyriſchen Monumenten ſehen, die Religion der ſemitiſchen Völker, namentlich der öſtlichen, ſo abweichend von der ägyptiſchen ausgebildet, daß wir nicht umhin können, ihr einen eigenthümlichen Urſprung zuzuſchreiben, denn es wäre doch höchſt auffallend, und faſt ohne Beiſpiel in der Culturgeſchichte, daß ein ſo bedeutender Stamm, wie der ſemitiſche, der faſt mehr als irgend ein anderer Epoche machte in der Religionsgeſchichte, nur ein aus ariſchen und ägyptiſchen Elementen zuſammengeſetztes Religionsſyſtem gehabt haben ſollte. So viel alſo auch aus Aegypten und vielleicht aus den ariſchen Ländern herüber gekommen ſein mag, ſo können wir doch annehmen, daß ein ſemitiſches Grundelement vorhanden war, und wir werden zu dieſer Annahme um ſo mehr berechtigt, als im Fortſchritt der Zeit die Religionsvorſtellungen bedeutend wechſelten, wie wir aus der Verſchiedenheit der Darſtellungen in Khorsabad, dem augenſcheinlich älteren Denkmal, [3] von denen in Nimrud erſehen; mochten auch die Nationalgötter durch die Macht der ſiegenden Völker eine Zeitlang unterdrückt ſeyn, ſo kamen ſie doch allmählich wieder zum Vorſchein, in dem Maaße, als die Macht des fremden Elements erſchlaffte. Darüber aber werden wir wohl nähern Aufſchluß erhalten, wenn wir einmal die aſſyriſchen Inſchriften zu leſen verſtehen.

Man darf ſich indeß, wie in Aegypten, auf eine höchſt verwickelte Geſchichte dieſer Länder gefaßt machen, und der Streit über die Entſtehung der verſchiedenen Reiche, ihre Aufeinanderfolge oder Nebeneinanderbeſtehen dürfte leicht ſo lange dauern, und ſo wenig ſich löſen laſſen, wie der über die ägyptiſchen Dynaſtien. So viel iſt gewiß, daß wir zwei weſentlich verſchiedene Perioden der Geſchichte vor uns haben, erſtens die des alten babyloniſchen Reichs, das nach der Bibel von Hamiten, von Nimrod, dem Sohn Kuſchs, ſomit wahrſcheinlich von dem rothen Stamm der Hamiten, verwandt mit dem rothen Stamm in Südarabien und dem in Aegypten, gegründet wurde. Von Babel ging Aſſur aus, mag er nun von Nimrud aus den Ebenen von Schinar gedrängt worden oder eine Colonie Babylons ſeyn. Beides iſt möglich, aber beides deutet auf daſſelbe hin, auf die Aehnlichkeit des Stammes. Nach dieſer alten Geſchichte folgt offenbar eine bedeutende Lücke, denn das ſpätere babyloniſche Reich und noch mehr das aſſyriſche ſind augenſcheinlich neue Geſtaltungen aus den Trümmern der frühern zerſtörten Reiche. Ob nun dieſe Zerſtörung durch ariſche Stämme oder durch die Aegyptier in der größten Blüthe ihrer Macht gekommen iſt, das wiſſen wir nicht. Das zweite aſſyriſche, ja ſogar das zweite babyloniſche, etwa um 2200 v. Chr. gegründete Reich, obwohl auf ſemitiſchem Boden, ſollen nach der Anſicht von Geſenius und Röth durch ariſche Eroberer gegründet ſeyn, und namentlich wird auf die Chaldäer [2] als auf einen den unterworfenen Babyloniern fremden Stamm hingewieſen. Wenn dieſe Anſicht richtig iſt, ſo muß die Sprache der älteſten Inſchriften Aſſyriens und Mediens ſowie einzelne babyloniſche es zeigen. Bis jetzt noch läßt ſich hierüber nichts Beſtimmtes angeben.

Die meſopotamiſchen Sagen durchkreuzen ſich auf eine ſonderbare Weiſe, und es iſt wohl verlorene Mühe ſie zu entziffern und unter einander zu verbinden. Die Sage von Nimrod, d. h. dem Zuge der Hamiten ins Land Meſopotamien, gehört gewiß zu den älteſten, und das babyloniſche Reich, das Nimrod ſtiftete, iſt wohl zuverläſſig ein anderes, als daſſenige, in welchem ſpäter die Chaldäer die Herren- und Prieſterkaſte bildeten. Die Sternkunde der Chaldäer geht bis über 2200 v. Chr. hinauf, da man aber nicht mit ſolcher Sternkunde anfängt — und am wenigſten mit einer ſo genauen, wie die Chaldäer (ſ. Max Dunker p. 132), daß ſie den ſynodiſchen und periodiſchen Monat nur um Secunden zu groß annahmen — ſo kommen wir bei Babylonien auf ein Alter des Reichs zurück, das dem ägyptiſchen nicht viel nachgegeben haben kann. Die chaldäiſche Periode des babyloniſchen Reichs iſt alſo ſchon eine zweite Entwicklung. Vielleicht hängt ſie mit der in der Geneſis erwähnten Sage zuſammen, daß „die

[1] S. Geſchichte des Alterthums von Max. Dunker.

[2] Nineve and its palaces. By Bonomi p. 307.

[3] Zu der Bibel Cuſchim. Der Uebergang von l und n iſt nicht ſelten; man hat ſchon verſucht, den Namen Kaſdim dahin zu erklären, daß es die Leute ſind, die den „Koſt“, d. h. den eigenthümlichen perſiſchen Kopfputz tragen, wodurch ſich Jean von Antiochien (Nichtkenner) unterſchied.

Söhne der Götter herabſtiegen zu den Töchtern der Menſchen," eine Sage, welche auf eine Racenvermengung deutet. Die Sage von der Fluth, welche vorzugsweiſe eine ſemitiſche ſchint, denn die Babylonier erzählen ſie faſt genau ſo, wie die Bibel, läßt die Bewohner der Ebene, namentlich den hebräiſchen Stamm ſelbſt, aus dem gebirgigen Lande Arphachſad (Arrapachitis bei Ptolomäus) nordwärts von Aſſyrien herabſteigen, und Noah ſpricht einen Fluch gegen Ham aus, was den Gegenſatz der ſemitiſchen und den von Süden heraufgekommenen hamitiſchen Stämme andeutet. Sind die Semiten hervorgegangen aus einer Vermiſchung eingedrungener ariſcher Stämme mit einer hamitiſchen Mehrzahl, und hat dieß fremde Element den ſemitiſchen Sprachen den eigenthümlichen Stempel aufgedrückt, der ſich zwar dem hamitiſchen Stamm, der Sprache der rothen Race, nähert, aber doch den Unterſchied beider begründet? Wie dem auch ſey, ſo viel ſcheint aus den abgeriſſenen, zum Theil ſich widerſprechenden Sagen hervorzugehen, daß in Meſopotamien eine ſtarke Vermengung ganz verſchiedener Racen, und ſomit auch eine Sprachenmengung vor ſich ging, von der wir im ſpätern Pehlwi, wie im neueren Kurdiſchen, die deutlichen Proben erkennen. Hatte ſich, als das aſſyriſche Reich begann, ſchon eine Sprache beſtimmt fixirt, daß ſie in der Schrift ſich ausdrücken ließ? zeigen ſich in derſelben Spuren von Sprachmengung, wie man nach einigen Angaben faſt ſchließen ſollte? Bonomi bemerkt (p. 345): „bezüglich der Keilinſchriften von Khorsabad iſt ein beachtenswerther Umſtand hervorzuheben: man bemerkt nie oder höchſt ſelten eine Veränderung am Anfang oder in der Mitte des Worts, nur die Endungen ändern ſich. Dieſe Eigenthümlichkeit beweiſt nach Botta zur Genüge, daß die Sprache nicht ſemitiſch iſt, da in den letztern die Aenderungen (faſt) immer im Anfang vorkommen"; wenn er hinzuſetzt, daß die Sprache auch nicht ariſch ſeyn könne, da keine Spuren von Präpoſitionen und zuſammengeſetzten Worten vorkommen, ſo möchte gerade der letztere Umſtand wieder für den ſemitiſchen Charakter ſprechen. Indeß iſt alles dieß nutzloſe Vermuthung, bis Botta mit ſeinen Forſchungen etwas weiter gelangt iſt. Rawlinſon hat in dem oben erwähnten Heft des Journal of the Royal Aſiatic Society die Entzifferung der aſſyriſchen Schrift kaum verſucht.

Bis wir durch die Inſchriften nähere Aufſchlüſſe über das aſſyriſche Reich erhalten, müſſen wir uns auf die bisherigen Angaben beſchränken. Unter dieſen fällt vor allem die ſagenhafte Geſchichte des Ninus und der Semiramis auf welche zuerſt Babylon erobern, und dann ſich gegen Oſten wenden und den ariſchen Stamm bis nach Indien verfolgen. Was man auch von den ziemlich mythiſchen Namen dieſer beiden Perſonen halten mag, über den Zug gegen die Baktrier und bis nach Indien hinein ſtimmen die Nachrichten zuſammen; merkwürdig genug fällt dieſer Eroberungszug entweder in die Zeit der Herrſchaft der Hirtenkönige in Aegypten, und würde ſomit eine bedeutende eigene Kraft des ſemitiſchen Stammes in jener Zeit bekunden, oder etwa ein Jahrhundert nach dem von Ramſes Meiamun und zwei Jahrhunderte nach dem von Seſoſtris. Es ſcheint alſo, als hätten dieſe beiden die ariſchen Völker zurückgedrängt, ihre eigene Herrſchaft am Tigris begründet — es ſoll eine ägyptiſche Prieſtercolonie nach Babylon von Seſoſtris gebracht worden ſeyn — und als nach ihrem Tode dieſe Herrſchaft erſchlaffte, ſo hätten die Aſſyrier begonnen aufzutreten, die lange Zeit als Gränzmacht gedient zu haben ſcheinen. So läßt ſich der ungefähre Zuſammenhang der Begebenheiten und der Völkerbewegungen denken.

(Fortſetzung folgt.)

Meridianmeſſung in Schweden.

Der Jahresbericht der ruſſiſchen Akademie vom J. 1850 hatte die durch die HH. Lindhagen und Klouman vollendete Vermeſſung des Meridians in den norwegiſchen Finnmarken angezeigt. Die Inſtrumente ſollten dann nach Stockholm gebracht werden, wohin ſich auch die HH. Lindhagen und Wagner begaben, um ſich mit den ſchwediſchen Gelehrten zu beſprechen, namentlich mit dem Director des Obſervatoriums Selander. Sie begaben ſich hierauf nach Torneo, um mit Hülfe deſſelben Inſtrumente, welche ſchon zu Fuglenäs gedient hatten, die Polhöhe zu beſtimmen. Die Verbindung der ruſſiſchen und ſchwediſchen Triangel war indeß mit dem beſten Erfolg vor ſich gegangen, und die ruſſiſchen Aſtronomen nahmen nun thätigen Antheil an der Meſſung einer Grundlinie von 1520 Toiſen bei Ober-Torneo. Zwei unabhängige Meſſungen ergaben nur einen Unterſchied von 2⅘ Pariſer Linien oder 1/691,000 der Geſammtlänge, ein entſcheidendes Zeugniß für die Genauigkeit der Meſſung und die Güte der Inſtrumente. Seit dieſer Zeit haben die ſchwediſchen Aſtronomen auch die Verbindung ihrer Triangel mit den norwegiſchen bewerkſtelligt, ſo wie die der Grundlinie mit einer der Seiten der bedeutendſten Triangel. „Wir können nun ſagen, heißt es in dem Bericht, daß die Meſſung unſeres Meridianbogens an ſeinem nördlichen Ende völlig beendigt iſt, und daß man nur noch die zahlreichen Beobachtungen der Berechnung unterwerfen darf." (Ann. des Voy. Auguſt.)

Eine Eilfahrt
von Aſſeh bis zur zweiten Katarakte u. ſ. w.
Zweiter Abſchnitt.
Rückreiſe von Wady Haifa nach Bulak.

(Fortſetzung.)

Gegen Mittag des 20 Februar erreichten wir Et Hamra, den Sahel Oſiut's. Wir ritten ſofort nach der Stadt und nahmen ein Bad; der Nais, welcher uns begleitete, verrichtete, ſobald wir in die Ankleidehalle zurückgekehrt waren, ein Gebet, während wir Ungläubige uns zum Frühſtück ſetzten, womit wir uns indeß beeilen mußten, da die Damen, welche in Oſiut des Nachmittags das Bad zu beſuchen pflegen, ſtürmiſch Eingang begehrten. Von hier vertrieben, durchſtrichen wir die Bazars, in denen, ungeachtet manche Halle geſchloſſen war, doch reges Leben herrſchte. Die Verkäufer von Früchten, Gemüſen, Fliſch, bunten Stoffen, gebrauchten Teppichen, kurzen Waaren und andeeen Dingen ſaßen gemächlich in ihren Hallen, während die Schuhflicker, Deechſtee, Schleifer, Sattler und Pfeifenkopfverfertiger eifrig die Händr rührten. Kauf- und Schautuſtige zu Fuß und zu Eſel, Treiber, Bettler und Narren drängten ſich wie in der Hauptſtadt durch die engen Gaſſen, ſo daß an manchen Stellen die Circulation oft minutenlang gehemmt war. Nachdem wir die nöthigſten Einkäufe beſorgt, beſuchten wir das Innere des Gerichtshauſes (vergl. Abſchnitt I. S. 440), wo eine Maſſe Schreiber beſchäftigt waren, und ritten dann nach den weſtlichen von der Stadt in einem Vorſprunge der libyſchen Bergkette befindlichen Grotten. Vom Gerichtsgebäude aus läuft der Weg, am Galgen und den Magazinen des Paſcha vorüber, auf einem mit Akazien bepflanzten Damme hin, an welchen ſich eine große aus Sandſteinen gebaute Brücke ſchließt, die über den Turaeanal führt. Rechts von der Brücke ab geht es nach dem Gottesacker, links nach den Grotten hinauf, die den ehemaligen Bewohnern von Lycopolis als letzte Ruheſtätte dienten; ſie liegen in vier Reihen über einander und ſind von verſchiedener Breite und Tiefe, doch iſt keine tiefer als 100 Fuß. Die Malereien und Sculpturen, welche einſt Eingänge und Wände zierten, ſind größtentheils vernichtet und nur in einer der zweiten Reihe ſah ich eine Anzahl Kämpfer, die mit Speeren und großen, faſt den ganzen Mann deckenden Schilden bewaffnet ſind. Belohnender als das Innere der Grotten iſt der herrliche Blick, welchen man von dem Bergrücken auf die Stadt und die grünende, von dem ſich vielfach windenden Fluß durchſchnittene Ebene hat. Mitten aus derſelben erhebt ſich die Stadt mit den weißen Mauern des Tribunals und des von Ibrahim Paſcha erbauten Palaſtes und ihren dunkelfarbigen

Häusern, über welche hin und da schlanke Palmen und 15 luftige Minarets emporragen. Am Fuße des Berges, wo die Wüste beginnt, liegen die modernen Gräber, ein jedes von zackigen Mauern eingeschlossen, auf denen eine Kuppel ruht. Als sich die Sonne neigte, kehrten wir nach der Barke zurück und setzten unsere Reise bei dem klaren Lichte des Mondes die ganze Nacht hindurch fort; doch am andern Morgen erhob sich kurz vor Monfalut ein zu heftiger Nordwind, daß wir trotz aller Anstrengungen unserer Matrosen die Stadt nicht erreichen konnten, sondern ihr gegenüber am östlichen Ufer anlegen mußten. Monfalut, dessen Häuser durch die Ueberschwemmung alljährlich viel leiden, ist ein Markt, flecken (Bender) und Sitz eines Kaschef oder Nazir. Als wir durch die Straßen schritten, nahten wir uns zufällig seinem Hause, unter dessen Vorhalle er auf Kissen lag und, von Sklaven und Beamten umgeben, seine Pfeife rauchte. Wir waren schon einige Schritte daran vorüber, als er uns durch einen Janitscharen einladen ließ, bei ihm einzutreten; der Nazir war ein äußerst gemüthlicher Patron mit festem rothen Boden, der uns mit einem herzlichen Bon jour empfing. In der Meinung, daß er französisch spräche, erwiederten wir sofort einige Worte, allein er ließ uns durch den Dragoman eröffnen, bon jour sey alles, was er vom Französischen wisse. Als wir ihm dann im Laufe des durch François vermittelten Gespräches unsere Vaterstadt genannt, deren Name auch ihm bekannt war, gab er sein lebhaftes Erstaunen zu erkennen, wie man lediglich um des Vergnügens willen sich aus seiner Ruhe reißen und eine so weite Tour unternehmen könne, und auf unsere Frage, ob er sich nicht einmal in der Welt umsehen und Monfalut wenigstens auf einige Zeit verlassen möchte? erwiederte er: er würde gern reisen, wenn es nur nicht mit Strapatzen verbunden wäre; im übrigen befinde er sich äußerst wohl, da er den ganzen Tag nichts zu thun habe, gut esse, trinke, rauche und faulenze, auch recht leidlich Einkünfte habe! — Ein Blick auf seine Taille überzeugte von der Wahrheit seiner Rede. Nachdem wir Kaffee genommen, schieden wir von ihm.

Den 22 Februar fanden wir uns beim Erwachen dem Tel el Amarna gegenüber, in welchem sich mehrere Grotten befinden. Später, in der Nähe von Mellawi, begegneten wir 25—30 Transportschiffen, welche der Nordwind schnell stromaufwärts führte, während wir nur langsam vorwärts kamen.

Den 23 Februar passirten wir bald nach Sonnenaufgang die Ruinen von Schech Abady, dem ehemaligen Antinoe, bei denen wir uns jedoch nicht aufhielten, da sie ziemlich unbedeutend seyn sollen; dagegen stiegen wir einige englische Meilen hinter Schech Timay an das Land, um die eine Stunde vom östlichen Ufer und ungefähr eine englische Meile südöstlich vom jetzigen Dorfe Beni Hassan in einem Felsenthale gelegene Grotte der Diana, Stadt Antar von den Aegyptiern genannt, zu besuchen. Dieselbe ist in den Felsen gehauen und besteht aus einem Vortheil, dem Naos und einer für den Bildniß der Göttin oder deren Emblem bestimmt gewesenen Nische. Im Vortheil, welchen oft in zwei Reihen vertheilte Säulen tragen, von denen jedoch nur die eine vollständig erhalten ist, findet sich der Name Amunoph III (1430 v. Chr.) und das Bild der löwenköpfigen Herrin der Grotte. Am Fuß der Bergkette hin, kamen wir an den Ueberresten einiger Dörfer vorüber, welche von Ibrahim Pascha vor ungefähr 30 Jahren zerstört worden sind, weil deren Einwohner sich als unverbesserliche Diebe erwiesen hatten, und gelangten dann an die Stelle, wo es nach den Grotten von Beni Hassan emporgeht, welche, 36—40 an der Zahl, im Abhange der am östlichen Ufer sich erhebenden Hügel ausgehauen sind. Nur die größeren haben wegen der Malerei einige Bedeutung. In der einen sind Weber, Spinner, Wasserträger, Barbiere, Tänzer in der Ausübung ihres Handwerks, beziehentlich ihrer Kunst begriffen, in einer andern befindet sich ein Jagdzug, und im Hintergrunde führen zwei Kämpfer die verschiedenen Touren des Ringkampfes aus; die Farbe des einen Ringers ist schwarz, die des andern roth. In derselben Katakombe wird die Wasserader entdeckt und zwar Männern und Frauen, nur mit dem Unterschiede, daß die ersteren am Boden liegen und während der Züchtigung gehalten werden, die letzteren dagegen sitzen und die Schläge auf die entblößten Schultern empfangen. Neben dieser Scene weidet eine Schaar bunt gemusterter Stiere, und den übrigen Theil der Wand füllen Boote und allerhand Früchte aus. Auch Schreiber erblickt man, die ein Verzeichniß verschiedener vor ihnen liegender Gegenstände aufnehmen; dieselben Gegenstände wiederholen sich übrigens mit wenig Abwechslung auch in den übrigen Grotten. Noch ist die Form der Säulen zu erwähnen — denen jede der größeren Grotten sechs enthält — welche, wie im Tempel zu Karnak vier unterhalb der Blume zusammengebundene Wasserpflanzen darstellen.

Von den Grotten stiegen wir auf den Rücken der Hügelkette, von welchem die Aussicht auf das Nilthal prächtig war, da die dünne Luft und die über die ganze Gegend ausgebreitete Klarheit die entfernteren Gegenstände erkennen und auch das deutlichste unterscheiden ließ. Wir nahmen den Rückweg die östliche Seite hinab, und kamen in ein fruchtbares Beit des Nils, welches uns nach dem Ufer führte. Gegen 5 Uhr rudern derten wir von Karim Abu Omar, wo die Dahabie angelegt hatte, weiter, kamen 2 Stunden nach Sonnenuntergang an Minieh vorüber, und setzten die Reise die ganze Nacht hindurch fort.

Im Laufe des 27 Februar passirten wir den Hagar es Salam (Abschnitt I. S. 436); der leichte Südwind, welcher uns den ganzen Tag sehr schnell vorwärts brachte, hielt auch nach Sonnenuntergang die gegen Mitternacht an und es war eine der schönsten Nächte, die wir auf dem Nil zugebracht haben, denn es ist ein unbeschreiblicher Genuß, bei heller Mondnacht auf den grobweiten Fluthen, in denen sich der Mond und Myriaden Sterne prächtig spiegelten, von einem leichten Winde sanft dahin getragen zu werden.

Am 26 Februar gegen 8 Uhr Morgens langten wir vor Mitrahenny an, eine halbe Stunde vom westlichen Ufer gelegen. Wir verließen die Barke, welche ihren Lauf nach Gizeh verfolgte und ritten nach der eine halbe Stunde von Mitrahenny entfernten Stelle, wo einst Memphis gestanden. Keine Ruinen sind geblieben, die dessen einstige Größe bezeugen könnten, nur ein umgestürzter Koloß, Ramesse II darstellend, und eine Anzahl kleiner Hügel bezeichnen die ungefähre Lage dieser einst so gewaltigen Stadt. Ihre Trümmer ruhen unter grünen Rasen, von hohen Palmen beschattet, die sich bis zu den Pyramiden von Daschur hinziehen.

Von Memphis führte der Weg eine Zeitlang durch grünende Saaten, bis wir in einen Palmenwald einritten, der erst eine Stunde vor Gizeh endigte. In Hamadieh, inmitten dieses Waldes gelegen, fassen vor dem Hause eines Verstorbenen 30—40 Weiber und mehrere Männer, darunter einige Blinde, welche von Zeit zu Zeit Zagharits und andere herzzerreißende Töne ausstießen, sich ganz in der Art gebärdend, wie es in Tausend und einer Nacht geschildert ist.

Wir erreichten die Barke noch vor Gizeh, da aber der Tag bereits zu weit vorgerückt war, um die Pyramiden noch heute besuchen zu können, so setzten wir nach Alt-Cairo über und ritten von da nach der Medineh, um unsere Briefe in Empfang zu nehmen. Der Sonnenuntergang trafen wir wieder auf der Barke ein, welche an einer kleinen Insel in der Nähe Gizeh's angelegt hatte.

(Schluß folgt.)

Die Cedern auf dem Libanon. Zwei Amerikaner besuchten kürzlich die berühmten Cedern des Libanon. Nach ihrer Zählung sind nicht mehr als 400 dieser Bäume übrig. Der Umfang der ersten zwölf ist 25 Fuß, einer derselben aber hat gegen 30 Fuß im Umfang. Bei den ältesten Stämmen beginnt die Verzweigung bei 10 bis 15 Fuß Höhe vom Boden, bei andern mit 25 Fuß. Die Aussicht als ob solche Cedern, außer einigen besonders verpflanzten, nirgends anderes sich fänden, ist irrig. Diese Amerikaner selbst fanden solche Cedern auch an andern Orten Syriens. Ihr Holz ist von weißer Farbe und hat einen angenehmen Geruch, ist aber nicht so fest als das Holz der gewöhnlichen rothen Ceder. (Nord. Biene. 23 September.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Vibrmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 248. 15 October 1852.

Ein literarischer Hoax der Amerikaner.

Die Nordamerikaner machen sich zuweilen den Spaß den Europäern, gegen welche sie eine Verachtung affectiren, wie die Gauchorotter gegen die „Geringos“, einen tüchtigen Bären aufzubinden. Das einemal haben sie einen uralten Canal durch Mittelamerika entdeckt, das andermal sind sie auf dem Amazonenstrom so weit westwärts gefahren, daß es nur noch einen Canal von einer Stunde bedarf, um ins stille Meer zu gelangen; die Seeschlange haben sie schon wirklichgesehen, einmal sogar erlegt, jetzt aber kommen sie mit einer literarischen Windbeutelei, die der andern vollkommen werth ist und von der Literary Gazette (9 October) ohne weitere aus dem Boston U. S. Weekly Journal aufgenommen wird. Dießmal ist es die geheimnißvolle Indianerstadt in den Gebirgen zwischen Yucatan und Guatemala, die den Stoff liefert, und aus der einige ägyptische Kinder bereits nach Neuyork gebracht worden sind. Die Stadt heißt, wie sie genau wissen, Coarchenringo oder „das Geheimniß der Berge.“ Dort sind etwa 50 Bände aufbewahrt, welche nach Auslage der Priester von einer viel größeren Sammlung in Mexico bei der Eroberung durch Cortez gerettet wurden. Einem indianischen Händler gelang es einen solchen Band zu stehlen, und er verkaufte denselben an einen indianischen Pfarrer. Von diesem kam er durch einen Reisenden, der Tehuantepec besucht hatte, in die Hände der Redaction des New Orleans Picayune, der nun darüber Bericht erstattet. Es ist eine große Anzahl Pergamentblätter mit breyerlen Klassen zusammengeheftet, natürlich voll Hieroglyphen, folglich unverständlich. Dagegen ist ein Umstand von der höchsten Wichtigkeit: auf einigen Blättern sind unmittelbar unter den Hieroglyphen griechische Inschriften, die Worte aber verkehrt „in orientalischer Weise“ geschrieben. Eine dieser Inschriften lautet *ωιερπιν τον σογολ* was man also lesen muß *ὁ λογος τῶν πάντων*, welche Worte „Welt aller Dinge“(!) bedeuten. Der natürliche Schluß ist, daß diese Azteken die verlorenen zehn Stämme Juda's sind, und diese Juden die vor etwa 2000 Jahren in Palästina sehr gewöhnliche griechische Schrift mitbrachten. Wenn man lügen will, muß man doch gewiß es klüger angreifen.

Die Alterthümer Mesopotamiens.

(Fortsetzung.)

Wir haben für die Dauer des assyrischen Reichs keine ganz bestimmten, doch genügende Angaben. Kiesse, Diodor, Velleius, Kephalion, Eusebius, Synnellus, geben Königslisten und Zahlen an, die sich innerhalb tausend und 1460 Jahre halten. Die tausend Jahre, welche Kephalion angibt, sind wohl nur eine runde Zahl. Nehmen wir eine Mittelzahl von 1250 Jahren an, und nehmen die 606 Jahre vor Christi Geb. — denn die Zerstörung Ninivehs kann man (s. Dunker p. 265) völlig genau bestimmen — so erhalten wir eine Zeit von 1850 Jahr v. Chr., was von der gewöhnlichen Annahme daß Ninus 2000 Jahre v. Chr. das Reich gegründet habe, nicht zu sehr abweicht. Die große Ausbreitung der ägyptischen Macht gegen Osten fällt in das 16te und 15te Jahrhundert; in dieser Zeit mochte die assyrische Herrschaft ziemlich unterbrochen seyn, und daraus mögen sich die verworrenen Angaben über die Zahl der Könige und die Dauer des Reichs erklären. [1] Ueber die Dauer der ägyptischen Herrschaft haben wir keine Kunde, da die Aegyptier den Verfall ihrer Herrschaft im Osten nicht durch Darstungen beleuchtet haben. Es handelt sich also um eine Zeitbestimmung über die Entstehung des neuassyrischen Reichs, und über diese gibt uns Herodot folgende Auskunft. Er setzt die Zeit der assyrischen Herrschaft auf 520 Jahre vor dem Abfall der Meder an; die Herrschaft der letztern berechnet er auf 128 Jahre, wozu noch die 28 Jahre der skythischen Herrschaft [2] kommen; da nun Astyages von Cyrus im J. 560 oder 558, wahrscheinlich im letzteren Jahre, besiegt wurde, so erhalten wir, durch Zusammenrechnung dieser Zahlen 1234 Jahre vor Chr.; die andern Angaben schwanken zwischen 1240 und 1290. Man kann also mit allem Fug den Anfang des neuassyrischen Reichs ins 13te, vielleicht ins 14te Jahrhundert vor Chr. setzen, wonach also der Anfang desselben um 100 bis 150 Jahre nach Ramses Meiamun fällt. Die ägyptische Herrschaft muß wohl einige hundert Jahre gedauert haben, und die Erscheinung ägyptischer Elemente in der assyrischen Schrift hat somit nichts auffallendes mehr. Eine Bestätigung dieser historischen Ansicht liegt in der Geschichte Babylons: dem alten chaldäischen, nach den gewöhnlichen Annahmen arischen Herrschergeschlecht ist um das Jahr 1500, also zur Zeit der ägyptischen Uebermacht, eine alo arabisch bezeichnete Dynastie gefolgt, und Syncellus hat die Angabe, daß auf die Chaldäer sechs arabische Könige während 215 Jahren gefolgt seyen. [3] Wenn die Züge des Sesostris und Ramses Meiamun gegen die arischen Völker gerichtet waren, so würde es sich erklären, daß die „rothen,“ mit den Aegyptern Rammverwandten Südaraber, von letzteren unterstützt, die arische Herrschaft der Chaldäer gebrochen hätten, und der Verfall der ägyptischen Herrschaft in Mesopotamien auch die arabischen Könige wieder stelen; denn ihre Herrschaft muß bis ins 13te Jahrhundert herein, also bis in den Beginn des neuassyrischen Reichs gedauert haben,

[1] Ein viel späteres ähnliches Beispiel ist zu beziehnen, als daß wir es nicht erwähnen sollten. In einem arabischen, so viel wir wissen, bis jetzt nur handschriftlich vorhandenen Geschichtswerk, einem eigentlichen Lehrbuch „Mark der Chroniken“ genannt, ist die persische Geschichte, natürlich nach Firdusis Werke, in Kürze mit Angaben der Regierungsjahre verzeichnet, aber die Periode Alexanders und der Seleuciden geradezu ausgelassen, so daß die Geschichte von Darius Codomannus auf Arschak I übersprungt. Die Lücke ist auch gar nicht auszufüllen versucht.

[2] D. h. der über den Caucasus her eingedrungenen Saken.

[3] Berosus spricht von neun arabischen Königen, welche 245 Jahre regiert hätten.

welches bald der neuen Herrschaft des rothen Stammes wieder ein Ende machte.[1] Geht man nämlich in die verworrene Geschichte Arabiens ein, so finden wir wiederholt ein Sinken und Steigen der Himjariten, bis endlich, etwa 150 bis 170 Jahre vor Mohammed, die Macht Südarabiens, wo ehemals der rothe Stamm vorherrschte, durch die Minäer aber ganz gebrochen wird. Der südarabische Stamm war längere Zeit der cultivirtere und mächtigere, mit bedeutenden Städten, und behauptete beyhalb auch nach Niederlagen noch ein Uebergewicht über die nomadischen Stämme Mittelarabiens.

Diese Feststellung des Beginns des neuassyrischen Reichs ist nicht ohne Bedeutung für die alte Völker- und Culturgeschichte, denn sie hängt mit der Frage zusammen über die Kraft und den Bestand der semitischen Race in jener ältern Zeit. Das Zusammenstoßen der ariischen und äthiopisch-ägyptischen Stämme in den Ebenen von Schinar leidet wohl kaum einen Zweifel, und das Volk, welches auf dem Grabmal Rameses des Großen abgebildet und mit dem Namen Schto oder Schetu belegt ist, muß fast nothwendig ein ariisches seyn. Champollion sagt in seinen Briefen über Aegypten (p. 263 ff.) bezüglich der kriegerischen Darstellungen der Eroberungen dieses Königs, welche die Seiten des Pylonen am ersten Hof des Palastes zu Theben bedecken: „diese Basreliefs beziehen sich augenscheinlich auf einen und denselben Feldzug gegen asiatische Völker, die man nach ihrer Physiognomie und ihrem Costüm nirgends anders suchen kann, als in dem weiten Lande zwischen Tigris und Euphrat auf der einen, Indus und Orus auf der andern Seite, kurz in dem Lande, das wir ziemlich unbestimmt Persien nennen. Dieß Volk oder vielmehr das von ihm bewohnte Land hieß Schetu oder Schto. Es ist hier nicht der Ort, die Gründe auseinander zu setzen die mich veranlassen zu glauben, daß es sich hier von den Völkern des nordöstlichen Persiens, von Baktrien oder baktrischen Skythen handelt." Dieselben Völker erscheinen nicht bloß auf andern Basreliefs desselben Palastes, namentlich auf denen der westlichen Wand, wo man den Empfang von Gesandten dieses Volkes im Lager des Königs sieht, sondern auch im Innern des großen Tempels von Abu-Simbel in Nubien, in den Basreliefs des Pylonen von Luxor, auf den Sculpturen von Karnak und andern, vielleicht noch ältern Denkmalen, so daß Champollion[2] geradezu sagt, „diese Völker mit rothen Haaren und blauen Augen erschienen wie die ewigen Feinde der alten ägyptischen Monarchie." Rosellini geht in seinen Monum. Stor. (Cap. V. §. 5) noch weiter und sagt: „die Hieten waren eine skythische Nation. Die ursprünglichen Denkmäler der 18ten Dynastie zeigen uns häufig die Gestalten dieser Barbaren, welche Champollion zuerst als die Hyksos des Manetho betrachtete. Ich habe eine große Anzahl solcher Figuren auf den großen und kleinen Denkmälern Aegyptens gesehen, und da wo die Farben unverletzt geblieben sind, erscheinen sie als große magere Männer, mit weißem Teint, einem Bart, rothen Haaren und blauen Augen." Dieser Ansicht, wonach die Hirtenvölker, welche Aegypten über 500 Jahre beherrschten und durch die Könige der 18ten Dynastie wieder vertrieben wurden, Skythen, d. h. ariaische Völker, gewesen seyn sollen, steht die von Röth vertheidigte Ansicht gegenüber, daß diese Hirtenvölker Phönizier gewesen; und diese letztere hat um so mehr für sich, als nicht nur Manetho sie Phönizier, sondern Josephus sie Araber nennt, und es viel wahrscheinlicher ist, daß die benachbarten arabischen Hirtenstämme Aegypten überzogen und beherrscht haben, als ein so entfernter Stamm, wie die Arier Baktriens. Die Sache hat insofern ein besonderes Interesse, als, wenn Rosellini Recht hat, sämmtliche semitische Völker von den Ariern völlig unterschieden gewesen seyn müßten, während bei der andern Ansicht die semitischen Völker nur von den Ariern gedrängt sind, und darum auf die Aegypter sich werfen. Die letztere Annahme hat viel mehr Wahrscheinlichkeit, aber aus den Abbildungen geht wenigstens die mannichfache sowohl kriegerische als friedliche Verbindung der Aegypter mit den ariischen Völkern hervor, deren frühzeitiges Auftreten in Vorderasien dadurch außer Zweifel gestellt ist. Das ältere assyrische Reich unter Ninus und Semiramis scheint die erste Reaction gegen die ariischen Einbrüche, die ägyptische Herrschaft im 15ten und 15ten Jahrhundert vor Chr. die zweite, und die Gewichtung des neuassyrischen Reichs im 13ten Jahrhundert die dritte zu seyn. Der Rückschlag erfolgte dann unter Cyrus.

(Schluß folgt.)

[1] Berosus enthält die sonst unerklärliche Nachricht, nach den arabischen Königen hätte Semiramis geherrscht, was kaum einen andern Sinn haben kann, als daß die Assyrier sich des Landes bemächtigten.

[2] Lettre à Mr. le duc do Blacas I. p. 56.

Etwas über die Tannenregion im nördlichen Europa.

(Fortsetzung.)

Die Arten, welche ins Innere der Zone der Weißbirke dringen sind 1) der gemeine Apfelbaum (Pyrus malus), welcher in Schweden bis Upsala aufsteigt, auf den Alands-Inseln und denen des finnischen Golfs sich findet, nach Ruprecht bis nordwärts vom Ladoga-See steigt, aber weiter innen in Rußland wieder mehr südlich herabgeht; der wilde Apfelbaum steigt nicht über das Gouv. Kasan hinauf. Der spitzblättrige Ahorn (acer platanoides) fehlt im Gouv. Olonetz vollkommen, und endet an einer Linie, die von Angermann in Schweden nach dem Gouv. Petersburg und Novogorod in Rußland über die finnische Noremark und Tornio geht. Die Gränze der Salix Fragilis durchläuft Daleacarlien und Gestrikland, Südfinnland und durchschneidet die Gouv. Petersburg und Wologda. Die Haselstaude (Corylus Avellana) folgt ziemlich derselben Linie, wie der spitzblättrige Ahorn. Die skandinavische Ebereiche (sorbus sc.) nähert sich dem Pol nicht so weit, und wenn Fries sie im größten Theil Finnlands gefunden hat, so kommt sie dagegen nur noch in Curland und auf der Insel Oesel, aber nicht weiter nach Osten vor. Die finnische Ebereiche gehört Schweden und Finnland ausschließlich, und hört erst in der Höhe von Lappland auf. Die gemeine Erle, der gemeine Schlingbaum, der Wegdorn (Rh. frangula), die Lonicera caerulea dringen bis ins Innere Finnlands; Ribes alpinum und Myrica gale steigen bis Torneo und Kuusamo im finnischen Lappland hinauf; die Traubenkirsche, die gemöhnliche Tanne, die gemeine Fichte dringen bis an den Golf von Kola; eine Art Ebereiche (sorbus aucuparia), die geaue Erle, verschiedene Weidenarten (Salix hastata und phylicifolia), so wie die Zitterpappel gehen noch weiter gegen Norden und erreichen die Ufer des Eismeers. Die letztere Art endet in geringer Entfernung von der weißen Birke, nach Wahlenberg trifft man sie als Busch noch zu Kiistrand am Porsangerfjord und zu Tana, und als kleinen Strauch zu Polmack. Die Zitterpappel findet sich in der ganzen Ebene des Kreises Kola.

In Schweden erheben sich die Birken (B. alba und pubescens) nach Wahlenberg bis 71°, nach Hellmann umeingen sie den Golf von Tana und erscheinen zu Ustjoki bis auf einer Höhe von 1800', dann ziehen sie am Waranger-Golf hin bis zur Halbinsel der Fischer, wo sie nach Böthlingk noch kleine Wälder von 12'

Höhe bilden sollen. Die Weißbirke ist deßhalb die letzte Schildwache der Baumvegetation, und bildet in der That die Gränze derselben in der Halbinsel Kola und im Lande der Samojeden. Der gemeine Wachholder folgt ihr auf dem Fuße, und man trifft ihn in Lappland bis Magerö und Maaseö; auch wächst er in der ganzen Halbinsel von Kola.

Alle diese Thatsachen zeigen uns, daß die Reihenfolge der Gränzlinien der Baumvegetationen in Schweden dieselbe ist wie in Rußland. Diese Reihenfolge ist von Süden nach Norden: die Steineiche, der gemeine Weadorn, der Weißdorn (Cr. oxyacantha), der Schlehdorn, der gemeine Schlingbaum, die Haselstaude, die gemeine Erle, die Heckenkirsche (Lonicera xylosteum), der gemeine Gagel (myrica gale), die Zitterpappel, die Traubenkirsche und die Ebereesche. Doch ist zu bemerken als eine seltsame Ausnahme, daß die gemeine Tanne und Fichte im russischen Lappland um 3° höher hinaufsteigen als in Schweden.

Die Zonen oder Regionen, welche Wahlenberg in der skandinavischen Halbinsel erkannt hat, finden sich auch im russischen Reiche wieder als Unterabtheilungen der vom Trauvetter sogenannten Birkenregion, doch mit Ausnahme der Region der Eichen, der Buchen und der Gletscher; die Region der Eichen erstreckt sich in der That südlich von dem finnischen Golf, die Buche hält sich mehr im Süden und Südwesten, und deßhalb nimmt Trautvetter für die Region der Weißbirke folgende Unterabtheilungen an: 1) Zone des Ahorn bis Normarkt und Tornis; 2) Zone des Gagel (regio sylvatica inferior) bis Torneo und dem See Kuusamo; 3) Zone der Tannen (regio sylvatica superior) bis zum südlichen Ufer des Enarea-Sees und bis zum Golf von Kola; 4) Zone der Fichte um die Ufer des Enarea-Sees und im Osten sich mit den vorhergehenden verschmelzend; 5) Zone der Birke (regio subalpina) an den Ufern des Eismeers; 6) Zone der Niederalpen, die im Norden an's Ufer des Meeres hinabsteigt; 7) Zone des Schnees (alpes nivales). Was Wahlenberg die Zone der Gletscher nennt, fehlt in Rußland völlig, obwohl man in der Halbinsel von Kola den Ranunculus glacialis und Gentiana glacialis findet, denn im russischen Lappland gibt es keine der Zone, welche durch die Gränze des ewigen Schnees bezeichnet ist, entsprechenden Höhen.

Der Torf ist in diesen hyperboreischen Ländern in Menge vorhanden, und vertritt gleichsam die Stelle der Vegetation. Am Waranger Golf trifft man ihn bis zum Abhang der Berge hinauf, aber er hat, wie Middendorf bemerkt, nicht immer denselben Charakter. Feuchter im südlichen Theile dieser Region, da er namentlich aus Torfmoos (Sphagnum) gebildet ist, wird er weiter gegen Norden trockener, da an die Stelle des Torfmooses verschiedene Arten von Wiedertrion, vermischt mit der schwarzen Rauschbeere, mit Brombeersträuchen (R. chamæmorus) und Knotenmoosen treten. In der Finnmark hat die Vegetation der gemeinen Fichten und der Anbau der Gerste eine Gränze unter 70°. Am Enarea-See aber nähert sich die Gerste weniger dem Pole, und ihre Gränze ist zu Kyrö unter 68° 30', d. h. südlicher als die Tanne. In Finnland geht der Roggen nur bis Uleaborg, obwohl man weiter gegen Norden, zu Kaita-Pjemi, der letzten Niederlassung am Kemi, noch da und dort an einigen gut gelegenen Stellen beide Cerealien baut; indeß ist die Ernte stets sehr prekär. In der Halbinsel Kola ist aller Getreidebau verschwunden, und auf der Westküste des weißen Meeres ist der Roggen sehr selten. Im allgemeinen bildet die Gränze des Landbaues im russischen Lappland eine Linie, welche von Kyrö nach dem Golf von Kandalaksk, um die Nordseite des Imandra-Sees herum, dann bis Meien geht, wo sie wieder nördlich ansteigt. Kemistrask ist das letzte Kirchspiel in Finnland, wo man eine Stener vom „Ackerbruch" erhebt. [1]

Man baut wenig Hafer im Gouv. Uleaborg, desto mehr in dem von Wiborg. Weizen wird im Süden des Gou. Uleaborg, und namentlich in den GG. Ado und Nordand gebaut; im Gouv. Wiborg baut man noch viel Buchweizen. Dagegen gewinnt man in den südlichen Theilen des Gouv. Olonez den Sommerweizen nur mit Mühe, in den südlichen Theilen Finnlands erntet man aber Hopfen, Hanf und Lein, der minder weit gegen Norden geht, als der Hanf. Rüben und Kraut kommen bis in die Halbinsel Kola fort. Börthlingk hat zwischen Helsingfors und Uleaborg in der Entwicklung der Vegetation einen Unterschied von nahezu 15 Tagen bemerkt. Zu Torneo reift die Gerste in 10 Wochen, im südlichen Finnland in 14 bis 16.

Die Region der Weißbirke, die großentheils aus metamorphischem Gestein besteht, ist gewissermaßen nur eine minder hohe Fortsetzung der skandinavischen Halbinsel, und bietet eine Reihe einförmiger, von eingeeinkten Thälern durchschnittenen, und mit Sümpfen und Torfmooren abwechselnden Hügel dar. Von den verschiedenen Seen ist der Enarea der höchste, denn er liegt mehr als 400' über dem Meere, der Ladoga nur 50'. Palajoensjuu (1004') am Muonio und Enontelis (1341') sind die höchst gelegenen Städte. Im Norden Finnlands beträgt die größte Kälte — 40° C., die größte Hitze im Schatten + 28° C., während im Süden die strengste Kälte selten — 30° C. übersteigt. Zu Kola fallen die Blätter im August, zu Enontelis im September. Der 67° kann als die Gränze jeder dauernden Wohnstätte betrachtet werden; in der ganzen Halbinsel Kola steht man nur schwache Weiler, und der einzige Flecken ist Kola unter 68° 25'; wenn es auch am Golf von Kandalaksk einige Weiler gibt, so ist doch das Innere der Halbinsel nur von nomadischen Lappen bewohnt.

(Schluß folgt.)

Eine Ausfahrt
von Assuan bis zur zweiten Katarakte u. s. w.

Zweiter Abschnitt.
Rückreise von Wady Halfa nach Bulak.

(Schluß.)

Der 27 Februar fand uns zeitig auf dem Wege nach den Pyramiden, welcher von dem unbedeutenden Dorfe Gizeh aus länger als zwei Stunden durch eine, halben Wegs von einem Canale durchschnittene Ebene führt, an deren Ende, wo die Wüste beginnt, unweit des Beduinen-Dorfes El Kafr die Pyramiden sich erheben. Sie sind auf einem Felsenplateau erbaut, welches sich von Norden nach Südwest erstreckt; die nördliche ist die des Cheops, dann folgt in genauer Richtung Nord gegen Süd, die des Chephren und endlich die des Mycerinus, an deren südlicher Seite sich noch drei kleinere von verschiedener Höhe von Ost nach West hinter einander erheben, während sich auch vor den östlichen Wänden der beiden größeren Ueberreste kleinerer Pyramiden vorfinden. Von einer Anzahl Beduinen umschwärmt, die am Fuß Kafr uns entgegengekommen und ihre Dienste beim Ersteigen der Pyramiden anboten, eilten wir, an der riesigen Sphinx vorüber, zunächst nach der Cheops-Pyramide. An ihrem Fuße angekommen, hatte ich kaum Zeit einen Blick nach der Spitze des unendlichen Steinberges zu werfen, denn es ergriffen sofort zwei Beduinen meine Hände und rissen mich

[1] Das Verschwinden des Bodenbaues ist jetzt der einzige unterscheidende Zug zwischen dem Lande der Lappen und dem der Finnen, denn letzteres Volk ist in Lappland eingedrungen, und ihre Niederlassungen begegnen sich jetzt 180 Werste am Kemi aufwärts.

förmlich die ersten Blicke hinauf, während zwei andere schiebend nachhalfen; ich machte indeß die Hülfeleistung des nachfolgenden Paares bald überflüssig, da ich im gleichen Schritt mit meinen beiden eifrigen Führern emporeilte, die mir aber auch nicht eher Ruhe gönnten als bis wir die Plattform erreicht hatten. Wir waren von der nordöstlichen Kante aus emporgestiegen und hatten gerade 12 Minuten dazu gebraucht, in Folge dessen ich mich so erschöpft fühlte, daß ich mehrere Minuten kaum sprechen konnte.

Nachdem mein Freund, der Deagoman, die Beovianträger, der Scheich der Beduinen und einige Jungen mit Wasserkrügen nach und nach angekommen waren, besanden sich mindestens 20 Personen auf dem Plateau, und es würden wohl noch einmal so viel darauf Platz gefunden haben, da dasselbe ungefähr 35 Fuß ins Geviert mißt. Der Himmel war uns nicht günstig, vom heftigen Nordwinde aufgeregte Staubwolken verschlossen uns jede Fernsicht, und kaum hatten wir gefrühstückt und auf das Wohl der Lieben in der Heimath eine Flasche Champagner geleert, so begann es heftig zu regnen. In der Hoffnung, daß der Regen nur vorübergehend sein werde, verweilten wir noch einige Zeit; da sich aber der Himmel immer mehr nmzog, traten wir den Rückzug an, nachdem wir noch auf Bitten der dazu mit Instrumenten versehenen Beduinen ausnahmsweise unsere Namen auf diesem gemeinsamen Punkte der Weltgeschichte hatten eingraben lassen, wie schon viele Reisende aus den verschiedensten Zeiten und Ländern vor uns gethan. Abwärts ist die Hülfe eines Beduinen nöthiger als beim Ersteigen, denn man spreizt von Block zu Block, von denen viele eine nicht unbedeutende Höhe haben, und muß sich wohl hüten, auch nicht den kleinsten Fehltritt zu thun.

Glücklich am Fuße wieder angekommen, besuchten wir noch kurze Zeit das Innere. In der Mitte der nördlichen Seite, einige Ellen über der Basis befindet sich der kleine Eingang, über welchem eine Inschrift die Summe angibt, welche von dem Erbauer der Pyramide zu Beschaffung der Lebensmittel für 100,000 Mann, die 20 Jahre lang beim Baue beschäftigt gewesen und alle drei Monate von einer gleichen Anzahl abgelöst wurden, verausgabt worden sein soll. Auf einem ungefähr 80 Fuß langen Gang, dessen Neigung gegen 27 Fuß beträgt, und dessen Fußboden und Wände mit herrlichen polirten Granitplatten ausgelegt sind, gelangt man in ein kleines mit herabgefallenen Steinblöcken angefülltes Gemach, aus welchem rechter Hand einige nach Süden zu sich wendende Stufen auf einen steil emporgehenden Gang führen, von dem man nach der sogenannten großen Galerie gelangt, an deren Anfang zur Rechten sich ein Brunnen befindet. Etwas höher hinauf öffnet sich in der linken Wand dieser Galerie ein horizontal laufender Gang, der uns in das sogenannte Zimmer der Königin brachte. Es ist hoch, aber ziemlich klein und ungefähr 70 Fuß über der Grundfläche, 400 Fuß unter der ursprünglichen Spitze der Pyramide gelegen. Die Wände, in denen östlicher unweit vom Eingange sich eine Nische befindet, sind mit fein polirten Granitplatten belegt, die so geschickt auf einander gefügt sind, daß sich die einzelnen Kanten schwer unterscheiden lassen; der Fußboden dagegen ist uneben und holperig. Auf die große Galerie zurückgekehrt, steigt man dieselbe weiter hinauf und bemerkt an ihrem Ende zur rechten oder nördlichen Seite eine Schlucht, von unseren Führern „Bir“ (Brunnen) genannt, welche gegen 200 Fuß tief seyn soll und mit dem Gange, an welchem sich die große Galerie anschließt, in Verbindung steht. Auf letztere folgt nun ein horizontaler Gang, der in „das Zimmer des Königs“ führt. Es ist das größte in der Pyramide, 30' lang, 27' breit und gegen 20' hoch, und liegt ungefähr 70' über dem Zimmer der Königin; Decke und Wände, in welcher sich kleine viereckige Oeffnungen zu Einlassung der Luft befinden, sind mit rothen Granitplatten bekleidet, und nahe an der südlichen Wand stehen die Ueberreste eines Sarkophags aus demselben Stein, welcher durch Plünderung von Reisenden sehr gelitten hat. In diesem Gemache führten die Beduinen, welche kein Mittel unversucht ließen einen Extra-Backschisch zu erpressen, einen Tanz auf, dessen Touren im Wesentlichen den Phantasien glichen, mit denen wir seitens unserer Bootsleute die letzten drei Monate sattsam unterhalten worden waren. Ueber dem Zimmer des Königs liegen noch vier Gemächer, die wir jedoch nicht besuchen konnten, da wir mit den dazu erforderlichen Stricktleitern nicht versehen waren.

Als wir das Tagelicht wieder begrüßten, hatte sich zwar der Regen gelegt, der Wind aber dermaßen zugenommen, daß wir den beiden übrigen Pyramiden, so wie der Sphinx, welche in einiger Entfernung östlich von der Pyramide des Cheophren sich aus dem Sande erhebt, nur einen flüchtigen Besuch abstatteten und den Rückweg nach der Barke antraten, auf welcher wir gegen 4 Uhr ziemlich ermüdet eintrafen, nachdem wir noch in Gizeh einen der Oefen in Augenschein genommen, in welchen alljährlich eine bedeutende Anzahl von Hühnereiern auf künstliche Weise ausgebrütet wird. Es war drollig anzusehen wie die Thierchen aus der Schale hervorkrochen, und sich bemühten gänzlich von der weißen Hülle loszukommen.

Heute am 28 Februar kehrten wir nach den Pyramiden zurück und bestiegen, nachdem mein Freund eine flüchtige Bleistiftskizze entworfen hatte, die Cheops-Pyramide zum zweitenmale. Kaum waren wir auf der Plattform angelangt, wozu ich wie diesmal mehr Zeit gebrauchen, so begann es abermals zu regnen, doch hörte es nach einigen Minuten wieder auf, und die sich heute gestaltende Himmel gestattete uns einen Ueberblick der ganzen Landschaft. Von Nord nach Süd breiteten sich, so weit das Auge reichte, von den Windungen des Stromes und durch Canäle vielfach durchkreuzte lachende Fluren aus, deren frisches Grün einen grellen Contrast mit der unendlichen Wüste im Westen darbot. Uns gegenüber am Rande des bebauten Landes wurde die Hauptstadt mit ihren unzähligen Minareets und der Citadelle sammt der neuen, im Ausbau begriffenen Moschee sichtbar, dahinter die Kette des Mokattam mit den Steinbrüchen von Masarah, die so manchen Blick zum Bau der Pyramiden gelistet haben. Nördlich kamen die Höhen von Abuhseosch zum Vorschein, und im Süden die Pyramiden von Abuhr, Sakkara und Daschur, deren scharfe Spitzen sich theilweis über die Palmenhaine erheben, was einen äußerst malerischen Anblick gewährt. Lange Zeit fesselte uns dieses herrliche Panorama, und erst als die Sonne in der Mitte ihrer täglichen Laufbahn angekommen war, verließen wir unsere hohe Warte.

Nachdem wir die Pyramide nach umeilten hatten, wozu wir, da man sich nicht immer dicht an der Basis halten kann, 25 Minuten brauchten, besuchten wir auch das Innere wieder und traten dann den Rückweg an von dem lohnenden Bewußtseyn erfüllt, zweimal auf diesem klassischen Boden gestanden zu haben.

Die Pyramiden haben meine Erwartungen weder übertroffen noch enttäuscht, weil ich mir unter ihnen nie etwas anderes als endlose Massen aufgethürmter Steine vorgestellt hatte. Als ich am Fuße des Steinberges stand und hinauf nach seiner schwindelnden Höhe schaute, hoch ich allerdings bei dem Gedanken gestaunt, daß menschliche Kräfte ihn aufgerichtet, aber entgangen, wie ein Sohn Albions bedauerte, konnte mich der Anblick nicht — denn Massen können nur Staunen, niemals Entzücken erregen. Nur aus weiter Ferne im Rahmen eines großen Bildes sind die Pyramiden ein malerischer Gegenstand.

Sobald wir auf der Barke angelangt waren, ruderten wir nach Bulak, welches wir gegen 5 Uhr erreichten und von wo uns rasche Eilschnell nach der Hauptstadt trugen. Fast drei Monate hatten wir auf dem wunderbaren Strome zugebracht, und doch wurde uns der Abschied schwer, wir hätten gern noch längere Zeit auf ihm verweilt.

Herm. Fr. Gräfner.

Eisenbahn zwischen Neuschottland und Maine. Diese Eisenbahn, welche den östlichsten Theil der englischen Besitzungen in Nordamerika mit dem östlichsten Staate der Union verbindet, ist jetzt der Ausführung nahe und die Contracte bereits abgeschlossen. Der oft ausgesprochene Wunsch, die englischen Besitzungen mit mehr Communicationsmitteln auszustatten, erhält dadurch eine neue Beleuchtung, und man sucht durch solche Unternehmungen den „Annexation-Geist“ entgegenzuarbeiten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 249. 16 October 1852.

Das Schiff Ericsson.

Schon seit einer Reihe von Jahren ist von einem Hrn. Ericsson die Rede, der mit dem Gedanken umging, die gewöhnliche Luft zu erhitzen und als bewegende Kraft zu gebrauchen. Man nannte dieß das „caloric principle.“ Seit mehreren Jahren war die Sache wie verschollen, jetzt tritt sie plötzlich wieder auf, soll in mehreren Maschinen erprobt und brauchbar gefunden worden seyn, so daß man jetzt ein Schiff von 2000 Tonnen, das mit einer solchen Maschine versehen ist, probiren will. Das Schiff erhielt nach dem Erfinder den Namen Ericsson und soll im November seine Probereise antreten. Die Ausdehnung der gewöhnlichen Luft durch Hitze ist die bewegende Kraft und ein besonderer Mechanismus, der „Regenerator“, vertritt die Stelle des „Condensators“ in den gewöhnlichen Dampfmaschinen, indem er die Luft, wie sie in den Cylinder tritt, erhitzt, und die Hitze, wie die Luft sich zurückzieht, in seinen heißen Drahtmaschen zurückerhält, mit Ausnahme von etwa 30°, welche von 480 durch Strahlung verloren gehen. In der Theorie ist der Vortheil ungeheuer, namentlich wegen der geringen Menge Brennmaterial. Der niedere Druck erfordert einen großen Raum in den Cylindern, deren das Schiff vier je von 13 Fuß Durchmesser hat. Die amerikanischen Journale hoffen sicher auf Erfolg, und das Risico, das einige wenige Neuyorker Kaufleute durch die Erbauung eines so mächtigen Fahrzeugs laufen, zeugt von Vertrauen. Am Lande hat die Maschine gut gearbeitet, und es fragt sich nur ob sie sich auch bei Wind und Wellen erprobt. Wenige Wochen müssen diese Frage, die wichtigste in der Wissenschaft der bewegenden Kräfte seit Erfindung der Dampfmaschinen, lösen. Das gute Schiff wird bald den Hudson verlassen, wie die amerikanischen Journale sagen, „mit einem eingesperrten, künstlich erzeugten und vollkommen unter Leitung stehenden Orkan an Bord.“ (Liter. Gaz. 9 Oct.)

Etwas über die Tannenregion im nördlichen Europa.

(Schluß.)

Die Abietinen erscheinen im Gebiet der Eiche wie in dem der Weißbirke, aber man sieht in dem Gebiet der Eichen weder Hagebuchen noch Ahorn, noch wilde Birnbäume. Das Gebiet der Eiche ist im Norden durch den Golf von Finnland und das Gouv. Olonez beschränkt; seine Ostgränze ist eine Linie, die von Kargopol zwischen den Seen Bielosje und Kubinskoje nach der Einmündung der Oka in die Wolga und dann diesen Strom hinab nach Kasan geht. Eine Linie von Kasan bis Saratsk, d. h. die Südgränze der gemeinen Tanne, begränzt auch diese Region. Die Region der Eiche enthält nur wenig Pflanzenarten mehr als die der Weißbirke, weil letztere größer und minder einförmig ist.

Ermann fand zu Petersburg die Vegetation um einen Monat hinter Berlin, und um 40 Tage hinter Breslau zurück, dagegen geht die Entwicklung viel schneller: die Ebereesche treibt nur zwei Tage nach der Birke, zu Breslau sechs Tage. Der Bodenbau ist weit entwickelter in dieser als in der vorhergehenden Region: die Gemüsegärten von Jaroslaw und namentlich in den Gemüsegärten von Rostoff und Borissoglebsk sind berühmt. Die Aepfelbäume kommen zu Novogorod und Waldai nur schwer fort[1], aber zu Korostino am Ilmensee geben die Baumgärten der Krone Aepfel und Kirschen.[2] Das Gebiet der Eiche ist fast allenthalben flach, außer im Süden, wo der Boden aus altem, rothem Sandstein besteht, und theils eingelne flache Hügel von 1000 bis 1100′, theils Hügelketten zwischen dem Peipussee und der Düna von 6 bis 800′ bildet. Die Temperatur der Quellen in der Region der Eiche wechselt von 2°5 bis 4°5 R.

Die Region der Hagenbuche unterscheidet sich von der Region der Eiche durch die gänzliche Abwesenheit dieser letztern, während alle bedeutenden Zapfenträger Westrußlands, die Fichte und die Tanne, vorkommen. Die Hagebuche hat, wie Wahlenberg bemerkte, ihren Wohnsitz zwischen der Eiche und Buche. Doch erstreckt sich in Westrußland die Hagenbuche über die Gränze der Buche hinaus, und findet sich also mit ihr in denselben Strichen. Im Westen enthält das Gebiet der Hagebuche den breitblättrigen Spindelbaum, den alpinen Wegdorn, die Sumpfheide (erica tetralix) die den berühmten Wald von Bialowies bevölkern, gegen Osten aber ist der alpine Wegdorn gänzlich verschwunden. Die Region der Hagebuche ist im Nordosten durch eine Linie vom Nordende Curlands nach Saratsk begränzt, eine Linie, welche die Südgränze des wilden Birnbaums und des Ahorns bildet, im Südosten theilt sie die Gränzlinie mit der gemeinen Tanne, die Westgränze läuft aus Wolhynien durch das östliche Polen nach Königsberg, so daß Podlachien und Augustowo eingeschlossen sind; dieß ist auch die Ostgränze der gemeinen Buche. So viel die noch unvollständige Kenntniß der Flora der Hagenbuchenregion beurtheilen läßt, so überschreiten nachfolgende Pflanzen ihre Nordgränze nicht, nämlich der gemeine Epheu, eine für die westlichen Theile und den Süden Rußlands charakteristische Art, die weiße Mistel, der gemeine Birnbaum, die schwarze und die weiße Pap-

[1] In Schweden gedeihen sie bis Umea, wo der Winter alle andern Fruchtbäume tödtet.

[2] Zu Dronthein ist der Kirschbaum der einzige Fruchtbaum, der nicht an Spalieren gezogen zu werden braucht.

pel. Gewisse Pflanzenarten, die der Eichenregion eigenthümlich sind, fehlen in der Hagebuche gänzlich.[1] Der Boden gehört allgemein der eocenischen Periode an mit Ausnahme der Nordgränze, wo alter rother Sandstein und Kreide auftreten. Er hat wenig Erhebungen und die höchste Spitze, die Höhen von Smolenek, haben nicht mehr als 850'.

Die Buche zeigt sich in den Woiwodien Lublin, Masovien, Plock, Sandomir, Kalisch und Krakau, also in ganz Polen mit Ausnahme von Podiachien und Augustowo. Man kann diese Region in eine nördliche und südliche theilen, in die letzte gehört ausschließlich die Hochtanne und die europäische Lärche; beide Regionen unterscheiden sich auch durch ihre geologische Beschaffenheit: im Norden herrscht die eocenische Formation vor, im Süden die neptunische von der Kreide bis zum silurischen System. Polen ist in physischer Beziehung einerseits nur eine Fortsetzung der karpathischen Länder, andererseits der nordteutschen Ebene, und steigt erst gegen die Karpathen hin an; das Klima ist etwas wärmer als die Region der Hagenbuche.

Hr. Fischer, welcher den Theil Lithauens, welcher den Regionen der Hagenbuche und gemeinen Buche entspricht, und namentlich den Kreis von Slusk im Gouv. Minsk erforscht hat, sammelte ungefähr 600 Arten von Phanerogamen; die Vegetation dieses Landes erinnert an die der Heiden Nordteutschlands, aber mit einem nördlicheren Charakter. Mächtige mit Heidekraut, Ginster und Wachholder bedeckte Heiden wechseln ab mit Buschwerk von Stieleichen oder in niedern feuchten Ebenen mit schmalblättrigen Weiden, kurz es ist derselbe Anblick den Livland und Curland bieten.

Die Alterthümer Mesopotamiens.

(Schluß)

Wir wissen über die Geschichte des neuassyrischen Reichs sehr wenig, doch scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß die Herrschaft über Babylonien, dessen arabische Könige verdrängt wurden, so wie die über Medien und Armenien behauptet wurde; wie weit die Macht in Iran und in Kleinasien reichte, ist noch nicht zu ermitteln, indeß gibt der ungeheure Reichthum, der in Ninive aufgehäuft wurde, einen bestimmten Wink, daß die Herrschaft von Dauer und geschert war, auch möchte es sich als ziemlich sicher herausstellen, daß zwei der jetzt aufgedeckten Paläste, deren Pracht ein solches Staunen erregt, in der Zeit vor dem Jahre 800 aufgeführt wurden. Denn um diese Zeit ward das „Geschlecht der Semiramis", wie Dunker sich ausdrückt (p. 353) d. h. wohl das seit einigen Jahrhunderten regierende Geschlecht, von einem der Großen des Reichs gestürzt, und die neue Dynastie kann nicht ohne Kämpfe im eigenen Lande ihre Herrschaft befestigen. Diese Kämpfe scheinen die neue Dynastie mit den stammverwandten Nachbarn in Hader verwickelt zu haben, denn wir sehen jetzt Assyrien „Schritt vor Schritt gegen Westen vordringen." Bald stand Assyrien an den Gränzen Syriens, und die Uneinigkeit der Herrscher dieses Landes, der Könige von Damascus, von Israel und Juda, der Phönicier u. s. w. gab ihm leichtes Spiel und führte die Herrschaft der Assyrier an die Küste des mittelländischen Meers, ja selbst nach Cypern, wie einige Ueberreste auf jener Insel vermuthen lassen. Durch die Eroberung der syrischen und phönicischen Küste sah sich Aegypten gefährdet, und Hosea, König von Juda, wandte sich an dasselbe um Hülfe. Sie ward gewährt und im J. 714 vor Chr. zog Tirhaka, der äthiopische König Aegyptens, nach Juda und gegen Sennacherib. Es kam nicht zur Schlacht, weil eine Seuche die Assyrier zum Rückzug nöthigte.

Die Jahreszahl 714 ist bemerkenswerth, denn die Einmischung Assyriens in die westlichen Händel blieb nicht ohne Folgen. Haiten wir uns an die bestimmten Zeitangaben Herodots, so ergibt sich folgende: die Herrschaft der Meder und der Skythen dauert zusammen 156 Jahre; die Meder werden von den Persern geschlagen im J. 558 oder 560, und addiren wir diese Zahlen, so kommen wir auf das Jahr 714 oder 716 hinaus, als dasjenige in welchem die Meder abfallen von Assyrien, eben so, wie acht Jahre später, die Babylonier unter Merodach Baladan. Die Babylonier werden von Sennacherib nach drei Jahren wieder unterworfen, aber die Meder stritten, wie Herodot sagt, „als tapfere Männer und wurden frei." Die veränderte Stellung der assyrischen Fürsten und ihr Vordringen gegen Westen hatte also den Abfall der Meder und aller Wahrscheinlichkeit nach auch den der andern arischen Völker zur Folge, denn die Landschaft Zara ward nach kurzer Zeit eine mediche Provinz. Von dieser Zeit an dauert das Reich noch ein Jahrhundert, denn im Jahr 606 wird Ninive, wie wir gewiß wissen, zerstört. An den Kämpfen von Syrien erlag das assyrische Reich. Tyrus wurde fünf Jahre vergebens belagert, Samaria fiel erst nach dreijähriger verzweifelter Gegenwehr, und die gewaltthätige Maaßregel der Hinwegführung ganzer Bevölkerungen zeugt für die Nothwendigkeit, den aufrührerischen Geist dieser Länder zu brechen. Von jetzt an entwickelt sich das Schicksal des Reichs mit einer für jene Zeiten überraschenden Schnelle. Sennacherib ward von zweien seiner Söhne ermordet, welche aber vor ihrem Halbbruder Assarhaddon, den Sennacherib zum Statthalter in Babylonien eingesetzt hatte, weichen mußten und nach Norden flohen, wahrscheinlich zu den aufgestandenen Medern. Bald erheben sich letztere, ziehen unter Phraortes gegen die Perser, unterwerfen sich diese, und wenden sich nun von den Gebirgen herab gegen Assyrien; aber Phraortes wird geschlagen, und als sein Sohn Cyaxares, um den Tod seines Vaters zu rächen, gegen Ninive zieht, wird er durch den Einbruch der Skythen (634) zurückgerufen. Endlich gelingt es ihm sein Land zu befreien, und er breitet nun seine Herrschaft nordwärts gegen den Kaukasus hin, westwärts nach Kleinasien aus. Im Bunde mit zwei verrätherischen Statthaltern, Nabopolassar von Babylon, und Syennesis von Cilicien glaubt er den entscheidenden Schritt wagen zu können. Im Jahr 609 zogen die Heere von Babylonien und Medien von Norden und Süden heran gegen Ninive, und nach drei Jahren war es ein Schutthaufen.

So viel auch über einzelnes dieser Geschichte Zweifel bestehen mag, so kann doch über den allgemeinen Gang, und namentlich über die ethnographischen Verhältnisse kaum ein Zweifel seyn; besonders wird man über den semitischen Charakter der assyrischen Herrschaft, da das ganze Reich in den ersten 4 bis 500 Jahren seines Bestandes sichtlich gegen die Arier des Ostens gerichtet war, kaum einen gegründeten Zweifel aufstellen können; die assyrische Sprache, wie sie sich auf den Inschriften von Khorsabad, Nimrud und Kujunschik zeigt, muß also semitisch seyn, falls man nicht annehmen will, die assyrischen Herrscher hätten sich, wie die Arsaciden des Pehlwi, so hier in Folge eines ehemaligen arischen Uebergewichts einer arischen, wenn man will, medopersischen Sprache bedient. Aus den Bildern, so zahlreich sie auch

[1] So Galium trifidum, Plantago maritima, Cornus suecica, Primula farinosa, Allium sibiricum, Juncus balticus, Polygonum viviparum, Orchidium arcticum, Rosa acicularis, Cakile maritima u. s. w.

sind, hat man noch keine sichern ethnographischen Schlüsse gezogen, wie aus den ägyptischen, und das einzige Volk — mit Ausnahme der semitischen — das man mit einiger Sicherheit nachgewiesen hat, sind die Sagartii, deren Herodot erwähnt, und die man in die Ebenen südlich vom Kaukasus versetzt; sie sind in Schaffelle gekleidet, und führen, namentlich wenn sie als Reiter auftreten, einen Lasso, indeß findet man die schaffellgekleideten Völker auch bei Vertheidigung von Städten, und Bonomi ist mit einigen Vermuthungen, es seyen Myser u. dgl. schnell bei der Hand, ohne daß man irgend einen sichern Anhaltspunkt zur Bestimmung der ethnographischen Verhältnisse hätte. Ehe nicht die Sprache aufgefunden ist, kann man in keiner Art und Weise zu einiger Sicherheit gelangen, außer vielleicht durch eine genauer als bisher durchgeführte Vergleichung der Processionen tributbringender Völker in Persepolis mit denen in Khorsabad. Diese Vergleichung kann, da wir die Tafel der persischen Provinzen besitzen, zu einigen Ergebnissen führen, man darf aber billig verwundert seyn, daß es bis jetzt noch nicht zu solchen geführt hat. Bonomi's Schilderung der Darstellungen ist ziemlich trocken, und seine Erklärungen, wo er überhaupt solche gibt, so sehr auf Daniel und also auf ähnliche viel spätere Verhältnisse in Babylon gebaut, daß man ziemlich mißtrauisch wird. Die Hoffnte, die im Orient so dauernder Art ist, kann diese Vergleichungen zulassen, die ethnographischen und historischen Verhältnisse schwerlich.

Es ist sehr auffallend, daß sich aus den so zahlreichen Bildern, wenn man gleich die Sprache noch nicht lesen kann, so wenig bestimmtes entnehmen läßt; außer den Sagartii Herodots im Norden und im Süden sind nur die Araber mit einiger Sicherheit nachgewiesen; wenigstens gilt dieß von dem ältern Palast, dem zu Khorsabad, und nur in dem von Nimrud will man etwas mehr ermittelt haben. Das Wichtigste ist hiebei das verschiedene Alter beider Paläste. Bonomi äußert sich nach dem Vorgang anderer und der Ansicht Rawlinsons und Layards gemäß dahin, daß der Palast zu Khorsabad der ältere sey, und der zu Nimrud aus den Zeiten des Verfalls datire: „vergleicht man die Paläste zu Khorsabad und Nimrud," so heißt es p. 201. „so sind, zwar die allgemeinen Kennzeichen dieselben, doch drängen sich gewisse Verschiedenheiten auf. Die allgemeinen Grundsätze des Baues, wie der hohe Unterbau, die dicken Mauern, die auseinander folgenden langen und schmalen Säle, die Höhe und die Art der Verzierung scheinen in beiden Bauten ziemlich gleich; untersucht man aber die Einzelnheiten der Sculpturen, namentlich ihre Vertheilung an den Wänden, so stößt man auf sehr starke Verschiedenheiten. Bei Khorsabad ward der Palast nach einem regelmäßigen, wohl entworfenen Plane aufgeführt, zu dem die Sculpturen als integrirender Theil gehörten, während im Palast zu Nimrud, obwohl die Anlage der Säle und Höfe augenscheinlich nach einem vorbedachten Plane entworfen wurde, die Sculpturen doch das Ansehen eines zufälligen Beiwerks haben, das wahrscheinlich aus andern Palästen beigebracht und in die Mauern eingefügt wurde. Im ersten Bau ist der Charakter vorzugsweise königlich und historisch, die Gottheiten steht man nur als Schützer der Eingänge, sie sind nicht in unmittelbarer Nähe oder zum Dienste des Königs. Zu Nimrud dagegen nehmen die historischen Darstellungen nur einen vergleichsweise kleinen Theil in der Verzierung der Mauern ein, und selten bieten sie eine solche Reihenfolge, während der König unwandelbar in Verbindung mit der Gottheit dargestellt ist. In einigen Fällen dienen ihm die Gottheiten, in andern ist er in der Anbetung begriffen, oder wird vom Symbol seines Gottes in die Schlacht oder zum Siege geleitet. Eine andere merkwürdige Eigenthümlichkeit ist, daß ganze Kammern zu Nimrud besondern Gottheiten oder den Darstellungen des von Gottheiten begleiteten Königs gewidmet sind, während zu Khorsabad keine ähnlichen Säle oder Darstellungen sich finden. Zu Nimrud ist ein Symbol (wahrscheinlich Baal)[1] auf jeder historischen Darstellung wiederholt, wo der König erscheint, zu Khorsabad findet sich kein Beispiel dieses Symbols. Zu Nimrud haben wir die bartlose Gottheit mit vier Flügeln und die Bilder vergötterter Menschen, während zu Khorsabad keine dieser Gottheiten erscheint." Wir wollen diese Angaben der einzelnen Unterschiede nicht weiter anführen, und nennen nur noch zwei Punkte, weil sie auf die historischen und ethnographischen Verhältnisse einiges Licht werfen. „Zu Khorsabad," sagt Bonomi, scheinen die Hauptkriege des Königs mit dem in Felle gekleideten Hirtenvolke zu seyn, zu Nimrud tritt dieß nie auf, und der Kampf ist unwandelbar mit dem Volke, welches die negartige Binde (fillet) trägt. Zu Nimrud ist der vor den König niedergelegte Tribut oder die Beute stets von Gefangenen oder von gedemüthigten, um Gnade bittenden Leuten begleitet, während zu Khorsabad die zahlreichen Tribut bringenden Processionen den Gedanken erregen, daß die Gaben freiwillige Tribute regelmäßiger Vasallen sind, welche durch die die Herrschaft des großen Königs anerkennenden Gouverneure dargebracht werden." Sonach wäre in der Zeit wo Khorsabad erbaut wurde, die Herrschaft unbestritten gewesen, in der zweiten das Reich nur noch durch Zwang zusammengehalten worden. Ist das in Felle gekleidete Volk wirklich die Sagartii, ein nach dem Kaukasus hin wohnendes Volk, so haben die alten assyrischen Könige über Iran oder wenigstens die Westhälfte desselben in Ruhe geherrscht, und nur im Norden die rohen Völker zwischen dem kaspischen und schwarzen Meer zu unterwerfen gesucht, während in der Zeit, wo Nimrud gebaut wurde, die Völker, welche die negartige Kopfbedeckung tragen, d. h. die persischen, mit Assur im Kriege sind, und der Abfall der Meder die Bekämpfung der nördlichen Völker unmöglich macht.

Bonomi geht der Autorität Layards zufolge noch weiter, und behauptet, der Palast von Nimrud sey gar nicht vollendet gewesen, als er zerstört wurde: „die planmäßige Anordnung der Sculpturen zu Khorsabad steht in starkem Contrast mit der Unregelmäßigkeit und der Art der Darstellungen auf den Mauern von Nimrud. Der Anblick von Khorsabad macht den Eindruck eines reifen, methodisch durchgeführten Plans, zu Nimrud deutet alles auf Eilfertigkeit, der allgemeine Plan ist schon vorhandenen Beispielen nachgeahmt und augenscheinlich mit Materialien, welche schon frühere Bauten verziert hatten, ausgeführt. So finden wir einige Gegenstände nach der Reihenfolge gestellt, einige über einander, andere brechen plötzlich ab, und es beginnt etwas neues, das mit dem Vorhergehenden in seiner Verbindung steht. Einmal beginnt eine doppelte Linie von Darstellungen in der Ecke des Zimmers, dauert eine Weile fort, und ist dann plötzlich durch eine Reihe kolossaler Platten abgebrochen; anderswo sind solche kolossale Platten ungeschickt, ohne Rücksicht auf die architektonische Wirkung, in die Ecke gestellt, als hätten die Erbauer ihr Werk mit ungebührlicher Eilfertigkeit beenden müssen, und die

[1] So erklärt es Bonomi, wir möchten es aber fast bezweifeln; es ist eine Männergestalt, die aber statt der Füße ein in Federn auslaufendes Unterstell hat. Die Stellung, welche die Figur neben, oberhalb dem König und abwechselnd mit dem Zapfen oder Adler einnimmt, erinnert sehr stark an den persischen Feuerwer, wie er sich auf den persepolitanischen und andern Darstellungen findet.

ersten Materialien die sich boten, genommen. Zum Bereis für die Ueberreilung des Baues und der Anwendung von Materialien, die zu frühern Gebäuden gehört hatten, ersehen wir aus Layard, daß er in einem Theil der Ruinen mehrere Platten fand, die augenscheinlich von einer Stelle zur andern fortgeschafft werden sollten, woraus hervorgeht, daß der Palast nicht bloß erst in der Erbauung begriffen war und eilfertig aus den Ruinen früherer und größerer Gebäude aufgeführt wurde, sondern auch, daß das Werk plötzlich vor dem Schluß zu Ende kam.* Sind diese Bemerkungen Layards und Bonomi's richtig, wie kaum zu bezweifeln, und ist der Unterschied in den religiösen Vorstellungen so groß, so muß eine nicht unbedeutende Zeit verlaufen seyn zwischen der Erbauung des Palastes von Khorsabad und dem von Nimrud. Der erstere fällt also wohl in die Zeit vor 800, als noch die alte Dynastie in Sicherheit herrschte, der zweite in die letzte Periode des Reichs, wie sich aus dem Umstand ergibt, daß aller Wahrscheinlichkeit nach der Erbauer des Nimrudpalastes bereits vorhandene ältere Darstellungen benützte und durch Hinzufügung neuer Inschriften, die oft quer über die Sculpturen hinlaufen, die darauf dargestellten rühmlichen Thaten für sich in Anspruch nahm. Der neue Regentenstamm mochte natürlich nicht sehr geneigt seyn, eine besondere Pietät gegen den alten zu zeigen. Wir können indeß nicht umhin zu bemerken, daß M. Dunker gerade der entgegengesetzten Ansicht ist, und den Palast zu Nimrud für den ältern, den von Khorsabad für den jüngern (p. 278) hält, ohne sich weiters auf eine Auseinandersetzung einzulassen. Die von Bonomi angeführten Gründe scheinen indeß überwiegend gegen Dunkers Ansicht zu sprechen. Die Frage ist darum von besonderer Bedeutung, weil die Erklärung der Bilder und Inschriften von Nimrud, wenn Bonomi's Bemerkungen richtig sind, weit größere Schwierigkeiten zeigen und mehr Verwirrung anrichten muß, als die von Khorsabad.

Man ersieht daraus, welche Schwierigkeiten den Erklärer erwarten. Karslinson will bis jetzt mehrere Inschriften gelesen haben, wenigstens den allgemeinen Inhalt, so lange aber nicht der Schlüssel zur Schrift mit Sicherheit aufgefunden ist, muß alles dieß bloße Conjectur bleiben. Ohne allen Zweifel werden wir indeß, sobald dieß geschehen, über die alte Geographie und Ethnographie Vorderasiens von Indien bis ans Mittelmeer bedeutende Aufschlüsse erhalten. Das ist aber bei weitem nicht alles: die hohe Stufe mechanischer Kunstfertigkeit, die sich in den assyrischen Ueberresten zeigt, ist wohl schwerlich den Assyriern ausschließlich eigen gewesen, sondern die meiste Kunstfertigkeit war gewiß von Babylonien und Phönicien her übergetragen; auch von Aegypten scheint manches gekommen zu seyn, was die fortdauernde Verbindung dieser Länder unter einander beweist. Bonomi führt eine Menge Einzelnheiten hinsichtlich der Kunstentwicklung auf, die wir übergehen müssen, da sie natürlich noch zu keinem allgemeinen Ergebnis geführt haben, und voraussichtlich sobald auch noch nicht führen werden. Es ist eine sonderbare und für unsere jetzige Anschauung fast unbegreifliche Erscheinung, daß eine so ungeheure Stadt, wie Ninivet, kurze Zeit nach der Vernichtung des Reichs verlassen und verödet gestanden habe, erwägt man aber den Charakter der orientalischen Herrschaft, so hört das Staunen auf. Noch jetzt erreicht der Hofstaat eines orientalischen Herrschers die Zahl von Tausenden, damals bei jenen kriegerischen Monarchien mußte er noch viel größer seyn; das ganze Heer gehörte zum Hofstaat, und war in seiner Mehrzahl um die Person des Herrschers, wenigstens in seiner unmittelbaren Nähe, versammelt. Diese versammelten Tausende wollten leben, und man brauchte nicht gerade Zwangsmittel, um die Menschen zusammenzutreiben, obgleich diese auch angewendet wurden. Erwägt man, daß die Herrscher über ein stets bereites Heer von Hunderttausenden geboten, daß dieß Heer zugleich die Besatzung der Hauptstadt war, daß also aller Reichthum, alle Beute, alle Tribute in einer solchen Hauptstadt zusammenflossen, so kann man den scheinbar ausschweifenden Berichten von Kteslas doch ziemlich Glauben zuschreiben. War ein solches Heer, ein solcher Hofstaat vernichtet, so war für die Hunderttausende, die sich darum gesammelt hatten, auch wenn sie nicht im Kriege umkamen, doch gar kein Grund mehr da zusammenzubleiben, da ihre Unterhaltsmittel aufgehört hatten, und sie noch übrigens den Angriffen der Nachbarn und der mißtrauischen Beobachtung der neuen entfernten Herrscher ausgesetzt waren. Ninivet besaß einen ungeheuren Handel, weil es eine ungeheure volkreiche Hauptstadt war, durch seine Lage war es aber kein Emporium, wie Babylon, das sich deßhalb noch geraume Zeit behauptete. Man darf sich darum eben nicht sonderlich wundern, daß Xenophon auf dem Rückzug der 10,000 Griechen 200 Jahre nach der Zerstörung die Stadt schon verlassen fand; seine Beschreibung stimmt indeß ziemlich mit der von Kteslas zusammen, nach welchem die Stadt einen Umfang von 480 Stadien (12 Meilen) gehabt hätte.

Die Untersuchungen über Ninivet befinden sich, wir möchten sagen, in einem wunderlichen Stadium. Man lese nur, was Ritter 1844 in seiner Erdkunde mühsam zusammengestellt und wie er kaum noch nachträglich den Anfang der Entdeckungen Botta's berichten kann. Seitdem sind die Entdeckungen in Masse erfolgt, so daß den gewöhnlichen Erörterungen gleichsam der Boden unter den Füßen weggezogen ist; wären die Inschriften nicht, wir würden eine Fluth nicht bloß von Beschreibungen, sondern von Beurtheilungen der verschiedensten Art haben; jetzt dagegen fühlt jeder, daß er mit dem Urtheil zurückhalten muß. Die Inschriften sind so reichlich und müssen so manches Wichtige enthüllen, daß man kaum eine Conjectur wagt. Darum ist Bonomi's Werk fast eine dürre Aufzählung, alles wartet auf die Entzifferung der Inschriften und spart die Conjecturen, um nicht vielleicht in einigen Jahren auf eine eclatante Weise Lügen gestraft zu werden.

Miscellen.

Industrie im Gouvernement Archangel. Die Fischereien beschäftigen jedes Jahr von Mitte März bis gegen Ende April 2—3000 Menschen, und der Fang hat einen Werth von etwa 154,000 R. S. (gegen 300,000 fl.). Die Zahl der Schiffe im Gouvernement beträgt 756 Fahrzeuge, welche mit 2876 Menschen bemannt sind. Der Schiffbau beschäftigt eine nicht unbedeutende Anzahl Menschen, und auch der Holzhandel ist bedeutend. Man rechnet an Fichten- und Laubwäldern die Schiffbauholz liefern, 800,000 Dessjätinen die der Krone angehören, und überhaupt im ganzen Gouvernement 29 Mill. Dessjätinen Wald. Jährlich werden zwischen 70 und 80,000 Bäume zu Brettern verjägt. (Nordische Biene. 22 September.)

Seidenzucht in Rußland. Die Mennoniten von Berdiansk haben dieß Jahr 30 Maaß Cocons eingesammelt, welche 30 Pfd. Seide ergaben. Diese geklet so, daß man noch in diesem Jahre Maulbeerbäume zu Tausenden gesetzt hat, so daß man deren jetzt im Kreise Berdiansk zwischen 40 bis 50,000 zählt. (Nord. Biene. 23 September.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 250. 18 October 1852.

Beiträge zur Kenntniß der Insel Curaçao.

(Von S. Teichmann.)

3. Uebersicht der Flora.

Wenn es überhaupt in den seit längerer Zeit von civilisirten Völkern bewohnten Ländern schwer ist die ursprüngliche Flora von der jetzigen zu unterscheiden, oder das was durch die alleinwirkenden Naturkräfte zur Keimung gelangt ist, von jenen Pflanzenarten zu sondern, die der Mensch willkürlich oder unwillkürlich mit ins Land gebracht; so bietet diese Untersuchung noch viel mehr Schwierigkeiten, wenn wir es mit einem kleinen Fleck Landes zu thun haben, das allenthalben sein reiches natürliches Kleid abgeworfen, um sich nach dem Willen seines Beherrschers mit dem nothdürftigen, an vielen Stellen unterbrochenen Gewande der Cultur zu überziehen. Der Mensch nimmt auf allen seinen Zügen seine Culturpflanzen mit. Von den Hochebenen Asiens haben sich auf diese Weise unsere wichtigsten Pflanzen aus der Familie der Gramineen nach Europa und von hier nach der neuen Welt verpflanzt. Dasselbe ist der Fall nicht nur mit einer Menge anderer Culturpflanzen, sondern auch mit jenen Gewächsen, welche gewöhnlich in Gesellschaft der Culturpflanzen leben, oder deren Samen zufällig mit denselben ins Land gebracht wurden. Durch Ausrottung der Wälder hingegen wird oft ganzen Strecken Landes nicht nur eine andere Physiognomie gegeben, sondern auch das Klima des Landes, besonders wenn dieses ein Eiland ist und vermöge locales und vulcanischer Verhältnisse nicht in den Kreis der klimatischen Einwirkungen des nächsten Continents hineingezogen werden kann, wird in vieler Beziehung geändert, so daß auch hiedurch die Flora modificirt wird.

Die Inselflora gleicht im allgemeinen jener des nächsten Continents, und ist um so reicher, je mehr seine Küsten der Insel genähert sind. Deßhalb ist beispielsweise die ursprüngliche Flora von St. Helena weit ärmer als die der canarischen Inseln. Noch dieser Regel sollte man in Curaçao die reichhaltige Flora der nahegelegenen südamerikanischen Küste erwarten; aber der Umstand, daß die bei weitem vorherrschenden Winde die nordöstlichen sind, das amerikanische Festland aber südlich gelegen ist, macht, daß die Samen der Pflanzen nicht leicht durch den Wind von letzterem nach Curaçao geweht werden. Hingegen mögen nicht selten einzelne Palmen, mit Früchten versehene Zweige und Stämme von Laubbäumen vom südamerikanischen Festlande durch den Golfstrom nach dem Strande Curaçao's angeschwemmt worden seyn, und von dorther die Flora der Insel sich bereichert haben. Denn obgleich der Pflanze ein unverrückbarer Ort von der Natur angewiesen ist, den das Individuum wenn es einmal Wurzel gefaßt hat, nicht mehr verlassen kann, so treten doch die Eier durch eigene, vielen Pflanzen zu diesem Zweck gegebene flügelartige Gebilde große Wanderungen an, und selbst der Ocean, welcher den Wanderungen der Thiere, mit Ausnahme der Zugvögel, eine natürliche Gränze setzt, hindert die Wanderungen der Pflanzensamen nicht.

Man findet gegenwärtig auf Curaçao fast alle Culturpflanzen des südamerikanischen Continents, wovon einige nur kümmerlich gedeihen, andere wieder einen sehr guten Boden gefunden haben. An Pflanzenindividuen aber zeigt die Insel große Armuth, und weite Strecken des nackten Gesteins, wo nur einzelne Sträucher der mit Stacheln bewaffneten Aloe und Cactus aus den spitzen Felsen emporschießen, zeugen von der im allgemeinen geringen Fruchtbarkeit des Bodens. Während an den gegenüberliegenden Küsten die Berge mit dichten Waldungen bedeckt sind, lassen sie hier an vielen Stellen ihr Steingerippe sehen, und die trockene Hitze erlaubt den zarten Pflanzenkeimen nicht, in der dünnen Schichte von Dammerde zu wurzeln, welche ihre Spitzen bedeckt. Nur in den Thälern, wo Plantage an Plantage gränzt, gewinnt der fleißige Pflanzer in der Regel für sich und seine Sklaven hinlänglichen Ertrag aus dem Boden. Hier ist es vorzüglich, wo das Auge gerne auf der Vegetation ruht, die sich zusammendrängt, um dem menschlichen Bewohner zu dienen. Von den Gräsern wachsen in großen Feldern nicht nur der gewöhnliche Mais (Zeamais), welcher als Nahrung dem Neger und vielen Creolen dient, sondern es wird eine besonders beliebte Art Wanicum, von den Bewohnern Sorghim genannt, häufig gebaut. Von dieser Grasart wird Mehl gemahlen, sowie auch die ganzen Samenkörner als Speise zubereitet werden. Auf den Viehweiden findet man unter den Gräsern mehrere Cyperus-Arten, so wie die Bemirea maritima.

Steigen wir auf zur Classe der Helobien, so prangt uns die schöne Lemnocharis Humboldtii, sowie Hydrocleis Humboldtii auf vielen Plantagen als Zierpflanzen entgegen, welche augenscheinlich von Surinam hieher gebracht wurden. Die auf Curaçao sehr beliebten Knollen der Dioscoren Mata und Sativa erlangen dort nur eine geringe Größe, wogegen von den Inseln St. Martin und St. Eustachius eine ziemliche Quantität derselben herbeigeführt wird. Die Classe der Ensaen repräsentirt auf Curaçao die bekannte Agave Americana, welche auf Savonet und andern Plantagen gefunden wird. Versuchsweise ist auch die Maranta Indica, aus deren Wurzel das Arrowroot gewonnen wird, gepflanzt worden, aber wie sichs wohl erwarten ließ, fand diese Pflanze auf Curaçao einen viel zu trockenen Boden. Aber

der Pisang und die Banane (Musa paradisiaca und M. sapientum) erfreuen sich eines kräftigen Gedeihens, und lieblich zieren ihre dunkeln Gebüsche die Abhänge der Hügel und gewähren dem Wanderer erquickenden Schatten. Da wo weder die für den Menschen Nahrung gebenden Maisforten grünen, noch die Yinda, eine auf Curaçao vielfach benutzte Schotenfrucht, fortkommt, weiden entweder zwischen den wilden Gestrüppe der fürchterlich bewaffneten Aloe und Cactus, oder unter dem mehr gastlichen Schatten einzelner Palmengebüsche, wie Cocos Nucifera, Rhapis Flabelliformis, oder endlich bei dem saftreichen Bananengestäude die Heerden der Capriten, eine kleine schlanke Ziegenart, welche ich in keinem andern Lande außer dieser Insel gesehen.

Besucht man eine der großen Plantagen, besonders an der Westseite der Insel, so fällt die große Zahl der Culturbäume und kleineren Pflanzen auf, welche der durch einige Jahrhunderte hindurch gepflogene Verkehr mit den Nachbarküsten auf diese Insel gebracht. Da zeigt uns der Plantagenbesitzer den von Jamaika eingeführten Brodfruchtbaum (Artocarpus incisa), dessen schöne Blüthen die Vorläufer einer hier freilich wenig benützten nützlichen Frucht sind. An den Gräben sehen wir das Chenopodium Ambrosioides blühen, dessen Wurzeln kräftig wurmwidrig wirken. Auch den Kaffeestrauch sieht man am Gemäuer oder von großen Bäumen beschattet, jedoch in nicht so großer Anzahl, daß er im Handel in Anmerkung kommen könnte. Er blüht gewöhnlich im Monat November und December. Mehrere Jrora-Arten, auch die Poinciana Pulcherrima, der Oleander (Nerium Oleander), so wie die Gardenia Florida blühen als Ziersträucher in der Umgebung des Hauptgebäudes der Plantage, das sie wie einen duftenden Blumengürtel umgeben.

Besonders wohl gedeihen die mit fleischigen Blättern versehenen Asclepiaden, als Stapelia Carnosa, A. Curassavica. Die Aloe vulgaris Miller so wie die Rhizophora Mangle sollen nach dem Zeugniß der Pflanzer in frühern Zeiten viel reichlicher als gegenwärtig an den Küsten gefunden, aber durch die Spanier großentheils ausgerottet worden seyn. Um die mir gezogenen engen Gränzen nicht zu überschreiten, übergehe ich die zahlreichen, zum Theil mit schönen Blüthen versehenen Pflanzen aus der Familie der Labiaten, welche nicht zu den Culturpflanzen gehören. Von den Lubisforen sind zu nennen: die Capsicum-Arten, welche zur Würzung der Speisen verwendet werden und auch als Zierpflanzen dienen; die rothen, gelben und weißen Schoten des Capsicum frutescens, C. Baccatum und Globiserum werden täglich von den Sklavinnen in den auf Palmenwedeln geflochtenen Körben zur Stadt getragen, wo sie sich zwischen den ungeheuren Melonen Cucurbita Pepo, den Wassermelonen (Cucurbita Citrullus L.) und den Sabadillen (Achras Sabadilla), welche drei Früchte zu Curaçao von ausgezeichneter Güte gefunden werden, besonders gut ausnehmen. Daß die Novaleen in der Pflanzenphysiognomie Curaçao's eine große Rolle spielen, wurde schon einigemal angeführt. Es ist nur noch zu bemerken, daß eine Art aus dieser Pflanzenfamilie, die Opuntia Cochinillifera, in großen Feldern durch Stecklinge fortgepflanzt wird, um dem Cochenillewurm zum Aufenthalt und zur Nahrung zu dienen. Das gute Gedeihen der letztgenannten saftreichen Pflanzen auf dem durch seine Trockenheit ausgezeichneten Curaçao gibt einen neuen Beleg zu dem schon bei einer frühern Gelegenheit ausgesprochenen Satz, daß gerade die saftreichsten Gewächse, auf die absolute Feuchtigkeit der Luft angewiesen, durch die Natur in relativ trockene Klimate versetzt wurden, wo sie den Thieren als lebendige Quellen dienen, weßhalb sie hygroskopische Pflanzen zu nennen sind.

Unter den Malvaleen blühen auf Curaçao mehrere Hibiscus-Arten, worunter der H. Esculentus besonders angeführt werden muß, sowie der die und da angepflanzte Baumwollstrauch (Gossipium herbaceum, G. hirsutum). Von den Citrus-Arten, welche auf Curaçao besonders gedeihen, sind die merkwürdigsten: Citrus limosum, C. aurantum, Curassavicum, auf welchem der bekannte Liqueur bereitet wird.

Vom Seifenbaum (sapindus saponaria), von welchem die Plantage Savonet den Namen hat, habe ich nur wenige Exemplare auf Curaçao gesehen. Hingegen findet man von der Familie der Tricoccae (Endl.) einige Euphorbia-Arten, worunter der Saft von E. Erythrocarpa mit Erfolg gegen syphilitische Blennorrhöen gebraucht wird. Eben so gehört die Ricinusstaude (Ricinus communis) so wie der Croton Balsamiferum zu dieser Pflanzenfamilie. Unter die Classe der Leguminosen sind als Culturpflanzen anzuführen: der Indigo (Indigofera anil), Arachis Hypogaea mit wohlschmeckenden Früchten, so wie einige Arten Phaseolus Caranus Indicus und die herrliche, auch diese Insel zierende Tamarindus Indica.

4. Bevölkerung. — Religionen. — Merkwürdiges Actenstück. — Sprache.

Obwohl in diesem Jahrhundert die Bevölkerung Curaçao's vorzüglich durch Auswanderung nach dem nahe gelegenen Venezuela sich bedeutend verminderte, da der wie es scheint an Fruchtbarkeit abnehmende Boden nicht mehr jene Menschenzahl zu ernähren im Stande ist, welche in den letzten Jahrhunderten auf Curaçao lebten, so betrug doch die Einwohnerzahl noch im J. 1842 etwas über 15,000 Seelen, welches auf eine Quadratmeile etwa 1300 Seelen gibt. Merkwürdig ist das Ueberwiegen der weiblichen Bevölkerung. Es bestand nämlich im genannten Jahre die Bevölkerung Curaçao's aus männlichen Individuen 6680

weiblichen „ 8352

Gesammtbevölkerung 15,032 Seelen.

Wenn auch die bei der männlichen Bevölkerung vorzüglich vorkommenden Auswanderungen diese Erscheinung einigermaßen erklären, so liegt derselben doch noch eine tiefere mit dem Tropenklima und dessen Eigenthümlichkeiten zusammenhängende Ursache zu Grunde, da diese Thatsache keineswegs isolirt dastehet, sondern sich auch in den meisten Districten Java's wiederholt.

Nach der Farbe theilt sich die Bevölkerung in 2600 Weiße, 2700 Farbige und 9732 Neger.

Unter den Farbigen verstehet man die Abkömmlinge der Mischungen europäischer, afrikanischer oder indianischer Racen, wovon es eine Menge Nuancen gibt. Vergebens aber sucht man auf Curaçao noch Individuen der ursprünglichen indianischen Bevölkerung. Noch im Jahre 1795 lebten einige greise Personen dieses unglücklichen und allenthalben verfolgten Stammes, der jetzt auf Curaçao in seiner Reinheit zu bestehen aufgehört hat. Es erregt ein wehmüthiges Gefühl, einen ganzen Menschenstamm dahin schwinden zu sehen, und mit der Vergänglichkeit des Individuums auch des des Geschlechtes gewahr zu werden.

Die Creolen zu Curaçao verstehen in der Regel, daß sie von einer indianischen Ahnfrau abstammen, da die Vermengung ihrer Vorfahren mit Sklavinnen ihnen weniger ehrenvoll erscheint.

Nach den Confessionen stellt sich die Bevölkerung folgendermaßen heraus:

	Protestanten.	Katholiken.	Israeliten.
Weiße	1671	180	747
Farbige	45	2655	—
Neger	2	9730	—
	1718	12565	247

Es fällt in dieser Uebersicht sogleich in die Augen, daß die Negerbevölkerung ausschließlich aus Katholiken besteht, die Europäer aber bei weitem der Mehrzahl nach der reformirten Kirche zugehören; die erste Ursache hievon muß in der Geschichte Curaçao's gesucht werden. Als ursprüngliche spanische Provinz war auf Curaçao nur der katholische Cultus geduldet, und auch die Negerbevölkerung mußte wenigstens dem Namen nach diese Religion annehmen. Als die meistens reformirten Holländer in den Besitz der Insel kamen, ließen sie ihre Sklaven nicht nur in der angenommenen Confession, sondern sorgten auch, daß die neu Angekommenen in dieser Religion unterrichtet wurden. Zum Theil lag dieser anscheinend sonderbaren Handelsweise die vielleicht nicht unrichtige Ansicht zu Grunde, daß der katholische Cultus als mehr auf die Sinne wirkend sich eher für diese Menschenclasse eigne als der mehr spiritualistische Protestantismus, andernitheils aber wollten die Holländer durch die confessionelle Trennung von ihren Sklaven auch die Verschiedenheit des Standes mehr hervortheben, so wie sie einem etwaigen Annäherungsversuch oder einem Freiheitsgelüste, das durch den Besuch derselben Kirche mit ihren Herren bei den Sklaven entstehen könnte, vorbeugen wollten. Die zu den Weißen gehörenden Katholiken Curaçao's sind meistens spanischer Abkunft. Daß keine Farbigen oder Neger sich zum Judenthume bekennen, hat einen aus religiösem Stolze der Juden entspringenden Grund, da sie selbst ihre eigenen mit einer Negerin oder Mulattin erzeugten Kinder in ihre Gemeinde nicht aufnehmen.

Außer einigen kleinen Capellen wird zu Curaçao gegenwärtig nur ein thurmloses Gebäude als katholische Kirche benützt. Es liegt an der Westseite des Hafens und hat die Aufschrift:

Non est hic aliud nisi domus Dei et porta coeli (Genes.)

An der Ostseite des Hafens befindet sich die mit Mauern umgebene und verhältnißmäßig sehr kleine Willemsstadt, die im ächt spanischen Styl erbauten, mit Gallerien versehenen Häuser stehen in dichten Reihen, indem sie oft nur 6 Fuß breite Gäßchen bilden, wo die Kleinlichkeit keinesweges ihr Lager aufgeschlagen hat. Glücklicherweise verschafft sich der die Insel beständig durchstreichende Wind auch durch dieses Häuserlabyrinth einen Durchgang, wodurch die Bewohner von mancher perniciösen Krankheit, die außerdem unter solchen Verhältnissen unfehlbar ausbrechen würde, geschützt werden. Etwa in der Mitte dieser engen Gäßchen, wovon ich etwas Aehnliches nur in dem von den Chinesen bewohnten Theile Macao's sah, befindet sich die reinlich gehaltene, im einfachen Style erbaute Synagoge. Sie steht, wie die Aufschrift lehrt, seit dem Jahre 1730, und wurde von den aus Jamaika kommenden spanischen Juden erbaut, deren Vorältern bei der großen Auswanderung von 1498 sich in drei Welttheilen verbreiteten. In einem im Hofraume stehenden kleinen Gebäude ist eine schätzbare Sammlung von spanischen, arabischen und hebräischen Handschriften, welche wahrscheinlich aus Spanien mitgenommen wurden. Unter ihnen befindet sich das von Ferdinand und Isabella ausgefertigte, die Verweisung der Juden aus Spanien enthaltende Edict. Es ist datirt: Granada den 30 März 1498, auf einem langen Stück Pergament geschrieben und noch ziemlich lesbar.

So wie in Surinam unter der Neger- und Creolenbevölkerung ein Dialekt sich ausgebildet hat, der den Namen Negerenglisch führt, so spricht dieselbe Volksclasse auf Curaçao einen ähnlichen, aber ungleich besser klingenden, aus dem spanischen und afrikanischen gebildeten Dialekt, das Papiament (von papiar, sprechen), in welchem auch in der katholischen Kirche gepredigt wird. Unter der holländischen Bevölkerung, wozu alle Beamte und Officiere gehören, ist bloß die holländische Sprache üblich. Hiezu kommt, daß in mehrern wohlhabenden und gebildeten spanischen Familien die reine spanische Sprache sowohl durch Bücher als durch Verkehr mit den Bewohnern von Venezuela sich erhalten hat, so wie daß die Juden sich am liebsten der ihnen noch von Jamaika her geläufigen englischen Sprache bedienen, so daß man auf diesem Eiland eine Polyglottie wie wohl nirgends in einem kleinen Lande findet.

Chronik der Reisen.

Kieslers Aufenthalt an der afrikanischen Westküste.

Zweiter Abschnitt.

Dieses Land ist so schön und reich, und sein Klima hat für den ersten Anblick gar nichts gefährliches und schreckliches, und doch ist es so tückisch; kaum glaublich erscheint es, daß es von 13 Männern, welche alle gesund und wohl waren, und wenigstens zum größern Theil und dem Anscheine nach in keinerlei Weise sich entkräftet hatten, neun, also beinahe $^3/_4$ Theile weggerafft hat, und wer weiß, wer von uns noch als Opfer fallen wird. Nie ist man hier sicher, man mag so lange hier seyn als man will; noch vor kurzem ist der Doctor in Cap Coast gestorben, der zwei Jahre hier war und sich ganz wohl befunden hatte, auch von der Landeskrankheit unangefochten geblieben war, und leider nur drei Tage vor seiner Abreise nach England mußte er durch einen plötzlichen Fieberanfall sein Leben lassen. Den Gefahrungen zufolge, daß, je früher die Landeskrankheit eintritt, desto heftiger sie wird, möchte ich fast sagen, braunwüthig mich mein Wohlseyn, denn wie leicht kann mich die Landeskrankheit in der Regenzeit, wo das Klima noch ungesunder ist, ergreifen, und mit um so stärkerer Wuth meine Kraft brechen, oder ich erleide ein ähnliches Schicksal wie der englische Doctor. Nun, wie Gott will! Vielleicht trägt mich meine treffliche Constitution über alle Gefahren hinweg, und läßt mich in zwei Jahren gesund und glücklich das Vaterland wieder erreichen.

Wie ich in Butry erfahren, befanden wir uns gerade in einem gefährlichen Landstrich, nämlich in dem Hanla-Gebiete, dessen nicht geradezu ruhige Bewohner vor ein paar Jahren den Gouverneur, fast sämmtliche Officiere und ein Paar hundert Mann Soldaten erschossen, welche sie wegen eines Mordes an zwei Officieren zu strafen ausgezogen waren; darauf wurde General Brever von Europa mit Truppen gegen sie ausgeschickt und dieser trieb ihren König auseinander. Auch befanden wir uns nur vier Stunden von der Gränze des Aschanti-Reiches, deren Bewohner zwar mit den Holländern im freundlichen Vernehmen stehen, dieses jedoch nach ihrer wilden und kriegerischen Art leicht lösen können. In dieser Beziehung sind wir ganz bloß gestellt, denn wir können uns gegen einen Angriff nicht schützen, und die zwei Soldaten (mindestens 25 sollten hier seyn), die wir haben, dienen mehr als Aufseher und zur Autorität. Die Tiger sind auch etwas unbescheiden geworden, und Schlangen, so wie anderes gefährliches Gewürme habe ich in der letzten Zeit zahlreich entdeckt.

Die mittlere Temperatur ist nach den bisherigen Beobachtungen 27 bis 28° C.

Was ohne alle Arbeiter aus unserer Expedition werden wird, weiß der Herr. Wir haben zwar zwei schwarze Zimmerleute und zwei schwarze Schmiede, allein sie führen mit Unrecht diesen Namen, und sind faule und ungeschickter als Hunde. Material ist gar nicht oder unvollkommen da, und von den mitgebrachten Geräthen fehlen viele und nothwendige,

z. B. die Bohrer zum Röhrenbohren; Holz ist zwar genug da, aber als grünende saftige Bäume, und entweder fürchterlich schwer und hart oder weich, wie Kork. Seit Wochen schinde ich mich schon mit diesen Hindernissen herum, um Pumpen zu bauen; ich denke, diese oder künftige Woche soll ich endlich fertig werden.

Dabotrom, den 7, 4, 45. Die Berg- und Werkleute sind nun sämmtlich ein Opfer des hiesigen Klima's geworden; doch mit diesen zahlreichen Opfern begnügt sich der Tod noch nicht, sondern er lichtet auch unsere Reihen, und wer weiß, wann und wie bald vielleicht die Reihe an mich kommen wird; vorgestern erhielten wir die Nachricht, daß am 31 März d. J. Kindermann in Elmina in Folge der Landeskrankheit verstorben ist. Er war allerdings viel zu alt, um sich an ein solches Klima, wie das hiesige, noch gewöhnen zu können, und sowohl seine körperliche, noch durch eine, kurz vor seiner Abreise von Sachsen eben erst überstandene Krankheit angegriffene Constitution, als auch sein mit allen möglichen Arten von Furcht und dem peinlichsten Mißtrauen stets erfüllter Geist waren nicht geeignet, diese süe jenen Europäer hier und an ähnlichen Orten nothwendige Transaction zu erleichtern. Doch ich will schließen; wollte ich von den Verstorbenen Charakter ein wahres Bild entwerfen, wozu ich leider und zu meinem Nachtheile nur zu sehr in den Stand gesetzt worden bin, so müßte ich das alte Provverbium: „de mortuis nil nisi bene“, wofür freilich viele nisi vere setzen wollen, außer Augen lassen.

Von 13 lebte also nur noch 3, nämlich außer Hausch und ich hier, der ich mich immer noch ganz wohl befinde, Knothe als Reconvalescent in Elmina. Er ist der Einzige, der bis jetzt die Landeskrankheit überstanden hat, die demnach beispielloS und ärger als Pest, Cholera und gelbes Fieber gehaust hat; sie kam ihm eigentlich sehr zu passe, denn da er sich, als Kindermann mit den Leuten von hier nach Saccondie zurückkehrte, wider ausdrücklichen Befehl und heimlicherweise ebenfalls dahin begab (er sollte eigentlich wegen Untersuchungen zu Wäschereisuchen den andern Tag nach Hotopo), so war vom Gouverneur bereits Anordnung getroffen worden, ihn zur Strafe dafür als Gefangenen in dem Fort St. Jago zu halten, und die Weisung, sich dahin zu begeben von hier schon an Kindermann unterwegs, als die Nachricht von dessen Ertrinken hier eintraf und diese Maaßregel verschob oder aufhob.

Ohne alle Arbeiten und Aufsichten muß ich nun mit meinen Wilden Pumpen bauen, ja und selbst ohne viele und die nothwendigsten Geräthschaften und Materialien, so z. B. ohne Bohrer, Holz, verschiedenes Eisen u. s. w. Brauche ich Holz, so muß ich in den Wald schicken, und da die mir taugliche Sorte, leider triefend von Saft, holen lassen, was sich nicht nur schlecht bearbeiten läßt, sondern auch springt und im günstigsten Fall, wenn es nicht verfault, so schwindet, daß man die Arbeit von vorn wiederholen muß, wenn man damit zu Ende zu seyn glaubte. Alle eisernen Gegenstände muß ich aus unserer einzigen Seele, ganz starkem Stabeisen, fertigen lassen, was meine schwarzen Gesel, die sich dabei wahrhaft wie Teufel anstellen, in der Regel verbrennen. Von früh bis Abends muß ich bei der Arbeit seyn, denn sonst machen sie nichts oder verderben das Gemachte; alles, das Unbedeutendste, was jeder Lehrjunge bei uns versteht, muß ich diesen Menschen zeigen und vormachen, wobei ich mir sehr oft selbst zu helfen genöthigt bin. Dieses Volk ist so dumm, daß ich die Holzarten, welche der Wald zu Gebote stellt, jetzt schon besser kenne als sie, und daß es in der Führung der Werkzeuge, womit es sein Leben lang beschäftigt war, mehr noch als auf der Stufe der Kindheit steht, und ich oft ihnen diese gehörig zeigen muß. Se bin ich genöthigt, will ich etwas, wenigstens Brauchbares, liefern, die Arbeitskunden der Landsklaven selbst einzuhalten, und ich freue mich auf die Stunden der Rast und den Sonntag, wie zur Zeit meiner Knabenjahre im Institut.

Daß ich unsäglichen Aerger und viel Mühe dabei habe, bedarf wohl kaum der Erwähnung; doch tröste ich mich mit dem Gedanken an meine Pflicht.

Die letzten 14 Tage haben wir anhaltend trockenes Wetter gehabt, freilich auch heiß, denn die Sonne culminirt jetzt in unserem Zenith.

Dabotrom, den 12, 4, 45. Unsere Menagerie hatte sich kürzlich wieder um eine junge Zibethkatze vermehrt, die sich aber, alle Nahrung zu sich zu nehmen halsstarrig verweigernd, mit dem Geiste ihrer Väter wieder vereinigte. Es war ein interessantes hübsches Thier, grau und schwarz gestreift; diese Meschuckatzen nennt man hier Kankang.

Mein Befinden fängt an den Einfluß des schädlichen Klima's endlich anzuerkiesen; schon kürzlich war mir so unwohl, daß ich glaubte das Fieber zu bekommen, allein meine Kräfte schlugen diesen Angriff wieder zurück. Heute jedoch ist mir, nachdem ich 3—4 Tage an einem dumpfen Kopfschmerz gelitten, gar nicht wohl. In der Regel schwitzt man Tag und Nacht, heute ist aber meine Haut trotz der fürchterlichen Hitze (28—30° R. im Schatten) ganz trocken, dabei jedoch drennend heiß; ich habe einen sehr ringenommenen Kopf, schrecklichen Durst, sehr schnellen fieberndes Pulsschlag und jenes brennende, unleidliche und empfindliche Gefühl, welches vor und bei den Fiebern sich einstellt. Es ist möglich, daß sich dieses Unwohlseyn wieder verliert, auch ist nicht jedes Fieber die Landeskrankheit, sollte diese aber mich endlich auch packen, dann halte ich gut, Junge, und laß dich nicht werfen.

Wenn auch seit ein paar Tagen regelmäßig zu Mittag sich wiederholende Gewitter anzeigen, daß weiter im Innern die Regenzeit schon begonnen hat, wo sie früher eintritt als in den Küstenregionen, so haben wir noch noch keine Tornados hier gehabt, die stets Vorläufer dieser Jahreszeit, und können noch getrost so eine bis drei Wochen hier bleiben, vielleicht länger, in welcher Zeit die Pumpen, die ich nun bis auf weniges zu Stande gebracht habe — eine so mühselige und gallige Arbeit, daß sie meiner Gesundheit wird sehr zugesetzt haben — endlich in voller Arbeit seyn werden, um dann nach Elmina oder einem andern Platze zu gehen.

Dabotrom, den 30, 4, 45. Endlich bin ich wieder im Stande, wenn auch nicht ohne Anstrengung, einige Zeilen zu schreiben; die Landeskrankheit hatte mich endlich gepackt, und es warf mich den 12, 4, 45, ein Fieberanfall auf das Bett, der zwar nur 1½ Tag anhielt, mich jedoch so fürchterlich entkräftet und angegriffen hat, daß ich heute noch nur an dem Stock ein paar Schritte und nicht ohne gänzliche Geschöpfung 20—30 Schritt weit bumpeln kann; der Appetit ist noch sehr schwach. Am 13, 4, 45, war Gelegenheit nach Europa, ich habe sie benutzt, indem ich meinen Eltern einen Brief nebst Primawechsel über 499 L. 38 Gr. geschickt habe; jetzt ist wieder Gelegenheit, ich werde aber schreiben und den Secundawechsel mitschicken. In diesen Tagen erhielt Hausch, der, so weit es geht, sammelt, rinne schöne, aber giftige Schlange, einen Scorpion und einen Panther, welcher ziemlich groß ist.

St. George d'Elmina, den 8, 6, 45. Meine Kraftlosigkeit verlor sich nicht, daher kehrten wir den 21, 5, über Saccondie nach Elmina zurück (wo wir den 22 Januar ankamen), zumal da Knothe den 3, 5, nach Dabotrom zurückgekehrt ist und die Ausstellung der Pumpen, so wie das wenige andere besorgen kann. Die letzte Zeit in Dabotrom habe ich des Abends, zuweilen auch von Mittag ein Fieber bekommen, welches sich auch den Abend in Saccondie einstellte, so wie die ersten Tage hier; seit ein paar Tagen bin ich jedoch befreit davon, dagegen seit einiger Zeit von einem fürchterlichen Magendrücken oder Krampf geplagt, welcher alles übertrieft, was peinlich schmerzhaft ist, sich bis in den Rücken erstreckt und mir das Athmen so beschneidet, daß ich häufig zu erstücken fürchte. Meine Kräfte sind etwas wiedergekommen, wie ich hoffe, im Zunehmen; mein Appetit ist auch gut, doch mit der großen Diät, die ich halten muß, in wenigem Einverständniß. Die bis zum Ueberdruß oft erwähnte Regenzeit ist nun ohne Tornados oder Trabados und vier Wochen später als gewöhnlich eingetreten.

(Fortsetzung folgt.)

Neues Ringgeld. Die Klagen über Mangel an Silbergeld wachsen in England, und man schlägt vor 5 Sh. Stücke in Gold zu prägen. Das wollen aber viele nicht, weil die Stücke zu klein seyen, und deßhalb räth man nun wiederum Ringgeld zu schlagen. So kommt die Civilisation durch einen seltsamen Umweg auf die älteste und rohefte Münzform zurück.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 251. 19 October 1852.

Der große Salzsee jenseits der Felsengebirge.

Im Frühjahr 1849 schickte die Regierung der Vereinigten Staaten eine Expedition ab, um den großen Salzsee von Utah und seine Umgebung zu erforschen. Führer derselben war Howard Stansbury, Capitän im Corps der topographischen Ingenieurs. Das Ergebniß dieser Reise — freilich abgesehen von den officiellen Berichten an die Regierung über diese als Sitz der Mormonen und als Etappe auf der Straße nach Californien doppelt interessante Gegend — ist ein Werk, das den Titel führt: An Expedition to the great Valley of the Salt Lake of Utah. Der Verfasser hat hauptsächlich die geographische und naturhistorische Abtheilung über sich genommen, doch sind auch seine Bemerkungen über die Mormonen nicht ohne Interesse, obwohl er diesen Gegenstand seinem Gefährten, einem Lt. Gunnison, überließ, der ein ganzes Buch über die Mormonen herausgab, seinem Gegenstande aber nicht sonderlich gewachsen zu seyn scheint. Stansbury und seine Leute waren wohl die ersten Weißen, welche diesen merkwürdigen See umkreisten, von dessen Existenz man seit 1689 Kunde hat, wo Baron La Houtan ihn beschrieb, doch hiebei seiner Einbildungskraft ziemlich freien Spielraum ließ. Der Umfang des Sees beträgt, abgesehen von einigen Ausläufern, 291 (engl.) Meilen. Die Umgebung ist in eben so vielenfachem Maaßstab und besteht aus Wüsteneien von 60 bis 70 Meilen Breite, die durch steile Felsenhöhen von einander getrennt sind; viele dieser Wüsten sind absolut flach, so daß man einen Meridian mit großem Vortheil auf denselben messen könnte. Das Wasser ist außerordentlich rein, völlig krystallklar und enthält 20 Theile reines Kochsalz nebst etwa 2 Proc. anderer Salze, ist also außenehmend schwer und so salzig, daß ein Tropfen, der ins Auge kommt, heftige Schmerzen und ein zufälliger Schluck rasches Zusammenziehen des Schlundes verursacht. Sehr interessant ist, was Cap. Stansbury über den geologischen Charakter der Gegend sagt: „Auf dem Abhang einer die Ebene hoch überragenden Kette steht man deutlich 13 aufeinanderfolgende Bänke oder Wassermarken, welche augenscheinlich einst von dem Wasser bespült gewesen seyn müssen. Der höchste dieser Bänke ist jetzt etwa 200 Fuß über dem Thal, das der See verlassen hat, wahrscheinlich in Folge allmählicher Erhebung durch vulcanische Kräfte. Ist diese Ansicht richtig — und alle Anzeichen sprechen dafür — so muß hier einst ein ungeheures Binnenmeer bestanden haben, das sich Hunderte von Meilen weit erstreckte, und die einzelnen Anhöhen, die sich jetzt thurmartig über die Fläche erheben und das westliche und südwestliche Ufer bilden, waren ohne Zweifel mächtige Inseln, ähnlich denen, die noch jetzt aus der verminderten Wassermasse des Sees emporsteigen.“

Beiträge zur Kenntniß der Insel Curaçao.

(Von S. Friedmann.)

5. Bemerkungen über die klimatischen und sanitärischen Verhältnisse.

Die in unsern Zonen so verwickelten scheinbar gesetz- und regellosen Witterungsverhältnisse lösen sich in der Tropenregion in eine bewundernswürdige Regelmäßigkeit auf, so daß auch dort in der Einfachheit ihrer Entwicklung die Gesetze der atmosphärischen Niederschläge, die damit zusammenhängende Schwere und Dichtigkeit der Luft und der Wechsel der Luftströme zuerst erforscht werden müssen, um bei nachheriger Vergleichung zu finden daß sie auch in unsern Zonen ihre Haltung finden. Kaum aber möchte ein Eiland in diesen Beziehungen mehr Interessantes und Lehrreiches bieten, als das durch seine Lage, seine eigenthümlich gefurchte Oberfläche und die durch Cultur veränderte Gestaltung der Pflanzendecke gleich merkwürdige Curaçao.

So wie schon früher in diesen Blättern angeführt, ist der Zusammenfluß der von beiden Hemisphären herwehenden Passate und der dadurch entstehende Gürtel von Windstille, welcher je nach der Sonnendeclination nördlich oder südlich vom Aequator sich befindet, Ursache der sich in der Atmosphäre anhäufenden und zu reichlichen Niederschlägen Anlaß gebenden Dünste in den Tropenregionen. Deßhalb ist der Ausdruck der Seeleute, daß die Regen in der heißern Zone „die Sonne verfolgen“, im Allgemeinen ganz richtig und sehr bezeichnend. Zu Curaçao sollte dieser Regel gemäß in den Monaten Mai und Juni die Regenzeit seyn. Aber gerade in diesen Monaten hielt ich mich (1849) abwechselnd zu Curaçao auf, ohne daß ein einziges Mal Regen gefallen wäre. Der Wind strich im kühlen Strome über die trocknen Felsen und Thäler, der Himmel war entweder ganz rein oder im Süden mit bläulichen Haufen- oder Lagerwolken begränzt, welche jedoch die Felder Curaçao's nicht tränkten, sondern sich stets in ziemlicher Entfernung von der Insel hielten. Es gehört Curaçao überhaupt zu den regenärmsten Ländern der Welt, und oft vergehen Jahre, ohne daß ein atmosphärischer Niederschlag entsteht. Ueber die Ursache dieser Erscheinung herrschen unter den dortigen Bewohnern die sonderbarsten Ansichten, welche zum Theil in den wenigen holländischen Schriften über Curaçao wiederholt werden, obwohl der gegenwärtige Stand der Meteorologie eine vollkommen genügende Erklärung dieser Erscheinung erlaubt. Gewöhnlich wird angegeben daß die Attractionskraft die Berge an den

Küsten Venezuela's den Wolken nicht gestattet über der Insel Curaçao zu verweilen und sich zu entleeren. Wenn gleich aber an den Bergen in der Regel Wolken entstehen und man in gebirgigen Gegenden ihre Bildung mit Augen sehen kann, so ist es dennoch nicht die Anziehungskraft der Berge, welche die Wolken-Bildung begünstigt; vielmehr werden die horizontalen Luftströme sobald sie an die mehr oder weniger steilen Berge kommen, genöthigt in die Höhe zu steigen, wo sie, eine Erniedrigung der Temperatur erleidend die vorher in ihnen aufgelösten Dünste nicht mehr in solchem Zustande erhalten können, weßhalb sie als Wasserbläschen sich condensiren was eben die Wolke ausmacht. In unserm Falle tritt noch der Umstand ein, daß zur Zeit der nördlichen Sonnendeclination die ausgedehnten Flächen Venezuela's und besonders der heißen Llanos ungeheure Quantitäten Wärme entwickeln, so daß die kühlen Seewinde mit Heftigkeit hinzuströmen um die aufsteigende verdünnte Luft zu ersetzen. Deßhalb kann in dem die Küsten des festen Landes begränzenden Meere die zur Bildung dieser atmosphärischen Niederschläge nöthige Windstille nicht stattfinden, und es wiederholt sich hier im Großen, was die täglich an allen Küsten beobachteten nur wenige Meilen land- und seewärts sich erstreckenden Land- und Seewinde im kleinen bieten. Außer diesem auf größere locale Verhältnisse gestützten Grund der Abweisenheit des Regens auf Curaçao zur Zeit seines gesetzmäßigen Erscheinens ist aber auch noch eine andere Ursache vorhanden, welche die Oberfläche der Insel selbst bietet, und welche auch die außerdem aus engern localen Ursachen bei günstigern Verhältnissen entstehenden Regen vereitelt. Geschichtliche Urkunden erzählen von einer großen Fruchtbarkeit der Insel, und die Pflanzer Curaçao's versichern ebenfalls, daß ihre Vorältern ein weit glücklicheres Land, als es heutigen Tages ist, bewohnt hätten. Es ist auch nicht einzusehen, weßhalb die Natur nicht auch dieser Insel kenselben Reichthum der Vegetation geschenkt haben sollte, womit sie die wenig nördlicher und östlicher liegenden Eilande bedacht hat. Aber die Spanier, welche bei der Zunahme der Bevölkerung allenthalben die Wälder ausgerottet, haben ohne Zweifel hiedurch auch der Insel den größten Theil ihrer Fruchtbarkeit benommen. So wie Curaçao jetzt vor uns liegt, bietet es vollkommen das Bild einer ziemlich baumarmen Gegend, welche in den Tropen im Innern der Continente gewöhnlich bald zur Sandwüste wird. Denn was in den gemäßigten und kalten Zonen die Steppe, das ist die Wüste in den wärmern Zonen. Denken wir uns, wie es wahrscheinlich ursprünglich auf Curaçao war, die Gipfel und Abhänge der Hügel mit Wäldern bedeckt, so werden diese die aus den Thälern täglich aufsteigenden Dünste durch den ungeheuren Flächenraum ihrer kühlen Blätter condensiren, wie ein Destillirhelm die aufsteigenden Dämpfe in sich sammelt, sie werden sich oft in Nebel hüllen, was man in waldigen Gegenden aller Zonen, selbst auf Ebenen, öfters zu beobachten Gelegenheit hat, es entladen sich häufige Gewitterregen, welche zur Bildung von Quellen und Bächen Anlaß geben und die Vegetation in ihrer Ueppigkeit erhalten. Die Ausdünstung aus den Thälern steigt durch die Wärme der Sonnenstrahlen abermals in die Höhe, es wiederholt sich derselbe Proceß des Niederschlages, und so entsteht eine locale Feuchtigkeitscirculation, welche macht daß eine Gegend beständig die zu ihrer Fruchtbarkeit nöthige kleine Regenmengen erhält. So geschieht es denn in vielen Gegenden der wärmern Zone, wie ich dieß zu Buitenzorg auf Java beobachten konnte, daß besonders in den mehr windstillen Jahreszeiten täglich zu einer bestimmten Zeit Gewitterregen eintreten, nach deren Ablauf der Himmel sich wieder vollkommen klärt, und Pflanzen und Thiere einer erquickenden Frische sich erfreuen.

Anders ist es, wenn die Hügel ihres Schmuckes, der Baumvegetation, beraubt sind. Auch in diesem Falle steigen Dünste aus den Thälern auf, aber das nackte Gestein, welches die Sonnenstrahlen noch mehr als die mit Dammerde bedeckten Thäler reflectirt, wirft sie nicht condensirten, und sie erhalten sich im aufgelösten Zustande; der Wind treibt sie nach entfernten Gegenden, in unserm Falle nach der Küste Venezuela's, wo sie, das kühle waldbedeckte Küstengebirge berührend, sich dann erst zu Wolken verdichten. Da der Wald die Eigenschaft hat die Extreme der Temperatur einigermaßen abzustumpfen, so verhindert auch sein ausgebreitetes Laubdach während der Nacht eine übermäßige, der baumlosen Ebene eigene Wärmeausstrahlung, so wie er am Tage einen sichern Schutz gegen die Hitze bietet. Auf Curaçao jedoch wird durch die beständig über die Insel streichenden Nordostwinde sowohl die Thaubildung als ein bedeutendes Fallen des Thermometers während der Nacht verhindert.

Unsre Insel bietet aber nicht das einzige Beispiel eines durch eine unvernünftige Landescultivirung seiner Fruchtbarkeit beraubten Landstriches. Der Spanier, welcher den Baum wie den Ureinwohner mit gleicher Unbarmherzigkeit behandelte, hat auch auf den canarischen Inseln nicht nur die Guanches, die ursprüngliche Bevölkerung dieser vom Alterthum das Land der Glückseligen genannten Inseln vernichtet, sondern auch durch Ausrottung der Wälder ihm einen großen Theil der Fruchtbarkeit benommen. Alonzo de Lugo, der, wie L. v. Buch berichtet, Teneriffa fast ganz entwaldete, hat eben dadurch zur Versiegung der meisten seiner Quellen Anlaß gegeben. Die Stadt Laguna, in deren Nähe ein See war, an dessen Ufern eine Menge Palmen und Laubbäume sich spiegelten, erhielt den Namen von eben diesem See, den man jetzt vergebens mehr sucht. Auch St. Jago auf den Cap Verdischen Inseln bietet ein solches Bild einer entwaldeten und unfruchtbaren Insel.

Die beiden angeführten Gründe erklären zur Genüge die Regenarmuth Curaçao's, insofern locale Verhältnisse auf den Regen einer Gegend Einfluß haben. Es muß übrigens noch in Bezug auf die allgemeinen tellurischen Verhältnisse, welche locale Einwirkungen nicht leicht abändern können, bemerkt werden, daß Curaçao gerade in jenem Erdgürtel gelegen ist, dem überhaupt nicht sehr viel Regen zugedacht ist. Denn zwischen der eigentlichen Aequatorialzone, wo die tropischen Regen herrschen und den Wendekreisen, wo die subtropischen Winterregen beginnen, giebt sich ein Streifen regenarmer Gegenden durch, welche je nach localen Verhältnissen entweder nur des Sommers eine kurze Regenzeit haben oder bei entgegengesetzten Sonnendeclinationen, wo vom nächsten Continente Landwinde herwehen, mit einigem Regen bedacht werden. Dieß letztere ist auf Curaçao der Fall. Der meiste Regen fällt nämlich in dem Monate October, wo vom abgekühlten Festlande gegen den wärmern Ocean Landwinde herüberwehen, welche so lange anhalten, bis der Nordostpassat wieder die Oberhand gewinnt. Im J. 1840 fiel im Monat October, dem bei weitem regenreichsten Monat des Jahres, auf Curaçao, 320 M M Regen, im J. 1841 140 M M, im J. 1842 170 M M. 1843 310 M M.

Man wird nur um weniges irren, wenn man die jährliche mittlere Temperatur Curaçao's auf 19¼° R. annimmt. Die mir vorliegenden Beobachtungen des Monates Mai und Juni 1849 geben folgende Resultate:

Mittlere Temperatur dieser beiden Monate: 21°,3 R.

Höchste von mir beobachtete Temperatur 12 Junius 1 Uhr Mittags 29° R.
Niedrigste Temperatur 17½° R.
Die tägliche Differenz beträgt 5—6° R.
Die mittlere Temperatur des beobachteten Thermometers war 18°.1 R.
Demnach die psychrometrische Differenz 3°.2 R.
Daraus ergeben sich folgende Resultate:
1) Für den Dunstdruck 8‴.07 P.
2) Thaupunkt 16°7 R.
3) Relative Feuchtigkeit 704.
4) Absolute Menge der in einem Cubikfuß Luft enthaltenen Dünste: 12.°2 Gran.

Trotz der Regenarmuth zeigt sich demnach auf Curaçao dennoch eine relative Feuchtigkeit, welche die unsrer Sommermonate, wie sie sich durchschnittlich zeigen, übertrifft.

Der mittlere Stand des Barometers betrug 336‴,86 P. (auf 0° R. reducirt)
Der höchste von mir beobachtete Stand 337‴.08
Der niederste „ „ „ „ 335‴.10
Differenz 2‴.88

Tägliche größte Schwankung von 4 Uhr Morgens bis 10 Uhr Vormittage 0‴.92.

Wenn wir aus allem Vorhergehenden zuerst einen theoretischen Schluß auf den Grad der Salubrität Curaçao's ziehen, so kann dieser nur zum Vortheil dieser Insel ausfallen. Nicht nur daß das Insularklima überhaupt die Extreme der Temperatur mildert, haben auch die im Zuge der Passatwinde gelegenen Inseln das eigenthümliche, daß mit jedem Augenblicke eine Erneuerung des Luftstroms aus dem Ocean stattfindet, und daher der Verbreitung von fremdartigen, besonders aus sich zersetzenden organischen Stoffen entstehenden Gasen entgegengewirkt wird. Berücksichtigen wir die oben angeführte geologische Beschaffenheit der Insel, so finden wir in den fast die Structur der ganzen Insel ausmachenden Kalklagen die Eigenschaft, den Kohlenstoff zu absorbiren, wodurch die Luft für das animale Leben tauglicher wird, wenn gleich für den Pflanzenwuchs ein solcher Boden weniger günstig sich zeigt. Ueberhaupt habe ich in mehrern Landstrichen der Tropenländer bemerkt, daß das Pflanzenleben sich oft im umgekehrten Verhältniß zu dem höhern Thierleben insofern verhält, daß gerade jene Strecken, wo die Wucherung der Pflanzen den höchsten Grad erhält, der verniedne Einfluß der Luft auf den Menschen deste schrecklicher ist. Der Grund hievon liegt in der Verschiedenheit der zur Ernährung der Pflanzen und Thiere dienenden Stoffe. Während die Pflanzen durch den Kohlenstoff und dessen Oxyde, welche in den sumpfigen Gegenden sich bilden, sich ernähren, und in Verbindung mit der hohen Temperatur und der Luftfeuchtigkeit den höchsten Grad der Entwicklung erreichen, wirken dieselben Gase lähmend auf die thierische Blutzelle, so daß die Gegenden mit dem üppigsten Pflanzenwuchse auch die Erzeuger der gefährlichsten Tropenkrankheiten sind. Hingegen ist die mehr trockene, über Kalk und Quarzgrund gehende Luft zwar der pflanzlichen Entwicklung nicht so günstig, so wie auch die Insecten und Amphibien in solcher Luft und solcher Bodenbeschaffenheit weniger sich entwickeln, aber die höhere Thierwelt fühlt sich behaglicher, und der Mensch ist gesünder und glücklicher. Die letztern Verhältnisse finden sich auf Curaçao, und die Erfahrung bestätigt die durch die Theorie gewonnenen Sätze. Fremd sind auf Curaçao jene endemischen Fieber, welche in Guiana ihr Lager aufgeschlagen haben. Die Lepra findet sich fast nur an Individuen, welche von Surinam oder ähnlichen Oeten gekommen sind. Ich kenne unter der europäischen Bevölkerung der Insel einige Individuen, welche im Jahre 1849 mehr als 80 Lebensjahre zählten, sehr ihrer Jugend auf Curaçao gelebt und ein glückliches, durch wenig Gebrechen getrübtes Alter genießen. Einen Neger sah ich auf der Plantage Jan Hendrik, dessen Alter auf 107 Jahre geschätzt wird. Die Mortalitätslisten des auf Curaçao stationirten Militärs weisen nach, daß von 2220 Mann in 10 Jahren (1838—1848) 67 Mann gestorben sind, so daß die jährliche Mortalität unter dem Militär sich herausstellt wie 1 : 38. Dieses Verhältniß aber ist ein günstigeres als das in Holland und selbst in Frankreich beobachtete.

Unter den herrschenden Krankheiten ist das gelbe Fieber glücklicherweise ein nicht häufig wiederkehrender Gast. Man hat einigemal die Beobachtung gemacht, daß diese schreckliche Krankheit in den im Hafen stationirten Schiffen aufgebrochen ist, ohne daß die Bevölkerung der Insel davon befallen wurde.

Die Ausstattung des neuen Krystallpalastes mit Sculpturen.

Ein Correspondent des englischen Athenäums (9 October) berichtet aus Neapel, daß zwei Engländer Digby Wyatt und Owen Jones in Italien angekommen seyen, um für den neu zu erbauenden Krystallpalast Copien und Abgüsse von Statuen zu kaufen. „In wenigen Monaten wird also das britische Publicum alle die schönen Bronze- und Marmorfiguren des Musée Bourbonico, den Toro Farnese, die herrliche Büste, die kolossale Flora, den trunkenen Faun, kurz alle die schönen Werke aus Herculanum und Pompeji betrachten können, welche die Zeit verschont und der Zufall aufgedeckt hat. Allerdings muß sich das englische Publicum mit Gypsabgüssen begnügen, aber wenigstens was die Form betrifft, braucht es jetzt nicht mehr nach Italien zu gehen, um die schönsten Gegenstände des griechischen Meißels zu finden. Vor einigen Jahren erlaubte die neapolitanische Regierung von den Hauptstatuen im Nationalmuseum Abgüsse zu machen, nachdem aber wenige Copien gemacht waren, besaht sie die Formen zu zerschlagen. Zum Glück wurde dieser Befehl nicht vollständig ausgeführt, so daß einige Kosten erspart seyn werden. Die HH. Wyatt und Jones haben sogleich Befehl gegeben die noch erhaltenen Formen zu benützen und die Fehlenden wieder herzustellen. Von Neapel haben sie sich nach Rom begeben, und werden von da aus alle großen Städte Italiens besuchen, um allenthalben Abgüsse bedeutender Werke zu erhalten. Auch besteht der Plan: ein Haus nach dem Muster eines pompejanischen im Krystallpalaste zu Sydenham zu bauen, in welchem Falle ein neapolitanischer Künstler, Sign. Abbate, der sein Leben den Maneovergierungen Pompeji's gewidmet hat, die Frescomalereien ausführen wird."

Chronik der Reisen.

Kieblers Aufenthalt an der afrikanischen Westküste.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

St. George, den 17, 6, 45. Dennoch aber, sahre ich fort, sind jene nicht ausgeblieben, denn vor ein paar Tagen, gleich nach dem Frühstück, begann es, wie schon den ganzen Morgen der Himmel gedroht hatte, zu regnen, und zu gleicher Zeit erhob sich ein so starker, gegen 2 Stunden anhaltender, vom Lande wehender Sturm, daß der Regen in fast die an die Decke spritzenden Fontänen durch meine Jalousien getrieben wurde und die Hälfte meines Zimmers unter Wasser setzte; freilich ist die Lage günstig dazu, sich bewohne nämlich den linken der beiden viereckigen Thürme, welche vorn nach der See hinaus St. George zieren. Wie ich schon erwähnte, war Knothe in Dabokrom zurückgeblieben, um die Aufstellung der Bauwerken zu vollbringen u. dgl. m., und dann uns in einigen Wochen zu folgen; Hensch hatte ihm eben zu letzterem die Weisung

geschickt, als wir die Nachricht erhielten, daß er am 12, 6 d. J., also ¼ Jahr nach seiner Landeskrankheit in Dahomey gestorben sey. Freilich bezeichneten seine dicke Constitution und höchst excessive Lebensweise ihn wie in meinem Innern schon früher als Opfer des Klima's, daß er aber nach Ueberstehung der Landeskrankheit und Genesung von dieser dennoch gestorben ist, ist unerwartet. So sehen wir zwei denn allein, Hrusch und ich, die einzigen von 13, die Behufs unserer Expedition ausgezogen; 2 Ingenieure und 9 Rebeller haben wir verloren, ein unschätzbarer Verlust, den das Gouvernement mit Mühe wird durch ein Paar holländische Werkleute ersetzen können, wenn es nicht vorzieht, uns zurückzubeordnen. Mein Befinden ist jetzt wieder Gott sey Dank, recht gut; der Magenschmerz hat mich verlassen und die Verdauung geht gut von Statten.

St. George, den 12, 8. 45. Fast zwei Monate sind es, daß ich hier nichts notirt habe, allein um es offen zu gestehen, ich weiß auch fast nicht, was ich hier notiren soll; es können fast nur allgemeine Bemerkungen seyn, die zu jeder Zeit gemacht worden können, denn das Leben fließt hier so gleich- und einförmig hin, daß nur höchst selten ein Tag vergeht, welcher dem andern nicht ganz gleicht.

Mein Gesundheitszustand ist jetzt wieder verhältnißmäßig sehr besser digend; ich befinde mich im allgemeinen recht wohl, und habe nur alle drei Wochen ungefähr so ein 3—4 Tage an Fieber und seinem Gefolge zu leiden. Es ist dieß, wie ich wohl schon erwähnt habe, Wechselfieber, beginnt mit Uebelbefinden, Mangel an Appetit, Mattigkeit u. dgl., worauf sich das kalte Fieber einstellt, welches dann mit hitzigem in dem gewöhnlichen Grade wechselt; Kopfschmerz ist sein Begleiter soll immer. Merkwürdigerweise bezeichnet dadselbe fast ganz von dem Wetter, denn es stellt sich in der Regel mit Kälte und Regen ein, während ich mich bei Wärme und heiterem Wetter wohl befinde, so daß der Gouverneur, ein prächtiger, herzensguter Mann, wie ich nicht oft genug bemerken kann, mich mit Recht scherzweise ein Wettermännchen nannte. Im Anfange meines Aufenthaltes hier hatte ich fast alle Abende ein kleines Fieberchen, dann alle acht Tage, und nun alle 3—4 Wochen; ich habe es jedoch keineswegs Kaut und in dem Grade wie andere, denn wenn ich auch zwei, drei oder vier Tage unwohl bin, so befinde ich mich dabei doch nur den kleinsten Theil, nämlich den, wo sich das Fieber einstellt, im Bett.

Jedoch ist, wenn ich von Wohlbefinden spreche, dasselbe keineswegs im allgemeinen mit dem in Europa zu vergleichen, man hat zwischenbei immer von diesem und jenem zu leiden. Selbst von den tropischen Plagen abgesehen ist der Europäer, der sogar das Klima hier gut aushält, namentlich bei längerem Aufenthalte hier von mancherlei Uebeln heimgesucht; diese sind vorzüglich der sogenannte „rothe Hund“ (lichen tropicus), der sich weniger in der Regen-, durchgängig und fast ohne Unterbrechung aber in der warmen Zeit einfindet; er ist ähnlich den sogenannten Hitzblättchen und verbreitet sich als ein rother Friesel über den ganzen Körper, theils das fürchterliche Jucken, dem von Mückenstichen ähnlich, theils ein schmerzliches Gefühl, so als ob man mit Nesseln gepeitscht wird, erregend. Es ist dieß keine Krankheit, sondern ein, vielleicht allen tropischen Ländern gemeinschaftliches Uebel für den Europäer, so sogar ein gutes, nämlich ein Zeichen der Gesundheit, so daß man, so heimgend und lästig er auch fällt, ihn doch willkommen heißen muß. Solange man sich hat, so lang ist man gesund, so wie er aber ausbleibt, wird man krank, was sich auch durch trockne und warme Haut anzeigt; während der Fiebers hat man ihn nicht, ist dieses aber im Weggehen begriffen, so stellt er sich erst mit dem schmerzlichen, dann mit dem juckenden Gefühle ein, und nun kann man überzeugt seyn, daß die Krankheit vorüber ist oder in kurzem vorüber seyn wird. Wie schon erwähnt, ist er in der Regen-, d. h. in kühlerer Zeit seltener, auch soll er bei längerem Aufenthalte an der Küste von Guinea sein rothes, friesleartiges Ansehen verlieren, wenn auch nicht zugleich seine Heftigkeit. Eine fernere Plage des Europäers sind von Zeit zu Zeit die größten, höchst langwierigen und schmerzlichen Blutgeschwüre, die den Gesunden befallen und Monate lang anhalten; ferner Materie ausschwitzende Löcher an den Füßen und Händen, die oft unter einem halben Jahre nicht heilen; der Scorbut, der Guineawurm, heftiger Magenkampf, Leber- und Milzkrankheiten, überhaupt Gallenübel mit den heftigsten Schmerzen verbunden, und endlich von Zeit zu Zeit und oft plötzlich Wechselfieber. Bei längerem Aufenthalte entgehe keiner diesen Uebeln, und bei fürzerem beginnt dieses und jenes schon zu plagen; ich bin noch befreit, Fieber und zuweilen Schmerzen in der Leber oder Milz, auch in den Lungen und der Brust ausgenommen (letztere gehören auch dazu), jedoch in minderem Grade. Leider bemerke ich aber eine große Verschlechterung meines Auges, durch den hellen Glanz des immer und überall verbreiteten blendenden und grellen Sonnenlichts herbeigeführt, namentlich höchst lästige Flecken auf der Hornhaut beider Augen; ich muß schon eine grüne Brille zu bekommen, welche für das Gesicht durch wohlthätige Milderung des Lichts höchst conferirend ist.

Die „große Regenzeit“ ist nun vorüber; sie dauert Mai, Junius und Julius, während welcher Zeit es jedoch keineswegs fortdauernd regnet, sondern alle acht Tage, 14 Tage, ja oft erst drei Wochen ein, zwei oder drei Tage. Jedoch nur an der Küste (in specie), mehr im Innern regnet es viel mehr; auch gilt dieß namentlich nur für den eminalschen Strich, nach Arim zu fällt eine ungleich größere Quantität Regen, während nach Acera zu dieselbe bedeutend geringer ist, so daß dort oft über Trockenheit geklagt wird. Der August ist im allgemeinen frei von Regen, durch große Hebel und seine Staubregen charakterisirt, jedoch angenehm und viele schöne Tage darbietend. Im September oder August es wetter aus dieß ist die „kleine Regenzeit.“ Im November wie März, so wie vorher und nachher herrschen die Tornados und zwischen diesen zwei Monaten die Harmattan's. Jedoch gelten diese Angaben nur allgemein; manchmal regnet es viel mehr, manchmal minder, ebenso beginnt es zuweilen früher oder endet früher oder später. Auffallend ist hier der fast regelmäßige Einfluß des Mondes auf das Wetter, der einigermaßen auch in Europa beobachtet wird. Selten tritt eine andere Mondphase ein, ohne das Wetter zu verbessern oder zu verschlechtern. Jetzt ist in Elmina wieder viel Leben, denn in kurzer Zeit bis Neujahr sind die meisten Costumes; Costume nennen die Europäer hier (und die Neger nach ihnen) die mit öffentlichen Aufzügen, verschiedenen Ceremonien und Tractten begleiteten Feierlichkeiten und Feste, sowohl allgemeine, das ganze Volk betreffende als auch nur Familien angehende. So war vor ungefähr sechs Wochen das Schützenfest oder das Schlachtfest; es gehen da nämlich die Junge mit Mummer auf Beschl des Fetischen die Jungen und Mädchen herum mit Trommeln u. dgl., und scheiten die Mädchen und Frauen vor ihren Häusern oder auf der Straße, genug wo sie sie treffen, aus, d. h. sie überhäufen sie mit Schelt- und Schimpfworten; daß dieß weder in einer zarten noch derenten Weise geschieht, kann man daraus abnehmen, daß der erste Tag der Schützenfest damit beginnt, daß die Männer mit großen Feuren (langen Spänen von Palmbeez) im Kreis und am Ufer des Flusses herumlaufen, um unter Geschrei die „Jungfrauschaft“ zu suchen. Dafür aber ist dem weiblichen Geschlechte drei Wochen spätere als Rache die „Schlagzeit“ oder das Schlagfestum gegeben; hier nämlich steifen auf Befehl der Abgälin Jadede, das Haupt mit grünenden Schlingpflanzen umwunden und die Hände mit tüchtigen Oskenzeinern aus geflechtenen Ranken bewaffnet, herum und prügeln die Männer wo sie sie nur antreffen, mit der barbarischen Unbarmherzigkeit; es ist sehr sonderbar diese Zeit mit 3—4 Tagen gegen die Schläge umhüllt, unbesonnlich oft vor dem kleinsten Mädchen stehen zu sehen; die Schlagzeit dauert drei Dienstage während drei auf einander folgenden Wochen, die Schützeit aber volle drei Wochen. Auch beginnt nun bald das Pamseofium, ein allgemeines Fest entweder für die Verstorbenen, also eine Art „aller Seelen“, oder eine Art Frühlings-, oder Erntefest, oder beides zusammen; ich habe es noch nicht genau erfahren können.

(Fortsetzung folgt.)

Werth der Guanoeinfuhr in England. Wie vortheilhaft die Guanoinseln für Peru sind, geht aus dem Umfang hervor, daß England in zehn Jahren von 1841—50 857,204 Tonnen zu einem Werth von mindestens 10 Mill. Pd. St. einführte. (Journ. du Comm. d'Anvers. 15 October.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 252. 20 October 1852.

Reise durch Sennaar nach Mandera, Nasub, Cheli im Lande zwischen dem blauen Nil und dem Atbara von Ferdinand Werne.

Wir haben im vorigen Jahr dem höchst nachlässig geschriebenen, aber vielfach interessanten Werke Werne's über den „Heerzug nach Taka, Basa und Beni Amer" eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, nicht bloß weil es viele bisher unbekannte Aufschlüsse über die ägyptischen Herrschaftsverhältnisse in dem „Bellad Sudan", zu deutsch „Land der Schwarzen" gibt, sondern auch weil darin manche Nachrichten über die ethnographischen Verhältnisse jener Länder enthalten sind. Das oben erwähnte Werk ist etwas minder nachlässig geschrieben, aber die Nachrichten über die Ethnographie sind um nichts klarer, wenn sie gleich manche Fingerzeige geben. Wir haben in diesem Jahre (Nr. 170 f.) nach Leyssius eine genauere Zusammenstellung der ethnographischen Verhältnisse versucht, und wollen auch jetzt wieder das Interessanteste ausheben, obgleich die Sache mit jeder neuen Angabe sich zu verwickeln scheint. Will man aber die verschiedenen Menschenstämme auf unserer Erde nicht als eine sinnlose Agglomeration betrachten, so muß man suchen einen Zusammenhang hineinzubringen, und was hierin zu leisten ist, das haben wir aus der Geschichte des arischen Stammes gesehen, dessen Ausgang aus dem Hochlande Centralasiens, aus dem Quellland des Oxus und Jaxartes, und dessen Ausbreitung nach Indien, nach Persien und weiterhin in weiten Zügen nordwärts und südwärts vom kaspischen und schwarzen Meer nach Westen über Europa hin, jetzt eine nicht mehr zu läugnende, vielmehr durch die klarsten philologischen Beweise hergestellte Thatsache ist. Von den westaffatischen und nordafrikanischen Stämmen südlich vom Taurus und nördlich von den mittelafrikanischen Gebirgen kann und wird sich wahrscheinlich mit der Zeit ein ähnliches Ergebniß herausstellen, so große Schwierigkeiten die Nachweisung auch noch haben mag, denn das ist kein Zweifel, daß sich dieß Geschlecht nicht bloß von dem nördlich und östlich wohnenden arischen, sondern und noch viel mehr von dem Geschlechte der Neger durchaus unterscheidet, indem es sogar in seinen südlichsten Ausläufern stolz darauf ist, der weißen Race anzugehören. Wir haben kürzlich in dem Artikel über die mesopotamischen Alterthümer einen Theil der ethnographischen Frage berührt, aber noch sind wir weit entfernt, allenthalben einen sichern Boden gefunden zu haben. Röths Ansicht, daß der äthiopische Stamm ursprünglich von dem abyssinischen Hochlande ausgegangen, und als rother oder rothbrauner Stamm, wie die untern Classen des alten ägyptischen Volks in den Darstellungen abgebildet sind, sich von da weit abwärts und nach Arabien hinüber verbreitet habe, hat noch immer am meisten Wahrscheinlichkeit für sich: die Sagen der Genesis von Kusch und seinen Söhnen stimmt mit der ältesten ägyptischen Geschichte, wie sie in ihren Denkmälern vorliegt, mit dem Herabrücken des Stammes dem Nilufer entlang nach Aegypten, alles gut überein, als daß wir ihr nicht einen bestimmten Werth beilegen sollten.

Müssen wir aber das Vorrücken der äthiopischen rothen Race nach Aegypten, ihr Hinübergehen nach Arabien und ihr Vordringen nach Mesopotamien, wo Nimrud, der Sohn Kuschs die Stadt Babylon erbaut haben soll [1], als ein fast erwiesenes Factum annehmen, so steht diesem ein nicht minder bedeutendes zur Seite, nämlich die Mischung verschiedener Racen, wie sie uns in dem Kastenwesen Aegyptens entgegentritt, und wie sie die Darstellungen in den Hypogäen deutlich aufweisen; war aber die höhere Kaste, die Priester- und Kriegerkaste, im Nilthale so mächtig geworden, daß manche ihr und nicht der äthiopisch-ägyptischen die ältere ägyptische Cultur zuschreiben [2], dann müssen wir fragen, wie ist es dem rothen Stamme zwischen Aegypten und dem Tigris ergangen? Das Vorrücken der rothen Race nach Mesopotamien gehört noch der ältesten Sage an, das Umfichgreifen der Semiten in Arabien, das allmähliche Unterliegen der Homeriten oder Himjariten in Arabien und der Uebergang der Semiten nach Habesch ist eine bereits durch antiquarische Zeugnisse so gut wie erwiesene Thatsache; die reine rothe Race wird also zurückgedrängt nach ihrer Urheimath, dem Land zwischen den Gebirgen Abyssiniens und Aegypten, und der Sturm der Araber nach Mohammed breitet sich endlich auch über diese Urheimath wie ein Schleier aus, der jedoch durchsichtig genug ist, um die Grundverschiedenheit der untern Schichten noch zu erkennen. Was die Sache noch schwieriger macht, als sie ohnedem schon ist, liegt in dem Umstand, daß in sehr alter Zeit schon ächte Neger unter den Aethiopiern auftraten, wie die Unterscheidung Diodors in zweierlei Arten von Aethiopiern ganz unzweifelhaft erkennen läßt. Die Neger sind zwar in dem Lande zwischen dem abyssinischen Hochgebirg und Aegypten zuverlässig nie Herren geworden, aber eben so gewiß haben sie ein Element mit in die Bevölkerung hinein getragen; ohne Zweifel sind indeß diese Neger vom weißen Nil abwärts gekommen, nicht vom blauen oder am Atbara, denn eben an den Oberläufen dieser beiden Ströme hausten und hausen noch Stämme, die nicht zu den Negern gehören, und deren Herkunft, so weit sie nicht arabisch, keine andere seyn kann,

[1] Merkwürdig ist, daß die LXX die mesopotamische Ebene von Schinar, „Sennaar" nennen, gerade wie die Hochebene zwischen dem weißen und blauen Nil und dem Atbara.

[2] So Letronne, Journal des Savants Jahrgang 1844.

als die von dem alten äthiopischen rothen Stamm, wie noch jetzt nach Werne ihre Farbe sehr deutlich ausweist. Dieser Umstand ist es, welcher allen ethnographischen Nachrichten aus jenen Gegenden ein besonderes Interesse gibt, denn Lepsius hält, wie wir früher (s. Nr. 170) gesehen, die Bischari für die Nachkommen der alten, ächten Aethiopier, und die Verwandtschaft derselben mit den Nachbarstämmen ist es, welche hier vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Werne's Darstellung in dem Werke über den Feldzug nach Taka sowohl, wie in dem vorliegenden, leidet an mannichfachen Widersprüchen und Unbegreiflichkeiten, aber nur darum, weil er seine persönlichen nicht sehr geordneten Ansichten mit hineinbringt, sonst sind seine Angaben, da er zuverlässig nicht absichtlich lügen will, wozu er auch gar keine Veranlassung hat, von großem Interesse. Wir wissen aus dem ersten Werke (p. 160), daß vor der Ankunft der Türken im Lande Einem Herrscher aus dem Geschlechte der Fungh „nicht nur fast die ganze Insel (Sennaar) sondern auch das Land zwischen dem blauen Fluß und Atbara angehörte, und daß ihm die Völker von Gos Radscheb (am Atbara), die Taka und Beni Amer bis an die abyssinische Gränze und das rothe Meer tributär wären," zugleich erfahren wir, daß die Hallenga, Habdenda, Mitkenab, Bischari, Homrân, Beni Gerar, Beni Amer und auch ein Theil der Schukurie d. h. die Völker am Nordabhang des abyssinischen Gebirgs vom rothen Meer bis zum blauen Nil hin, „Eine Sprache reden;" die Hammegh am Nil vermischen sich mit den Fungh (s. Reise durch Sennaar p. 42) und „sprechen das Maiois der Habdenda," die doch weit östlich jenseits des Atbara hausen. Werne erfährt (s. Reise nach S. p. 41) daß sich „das Königreich Sennaar gegen S. über Fazogl hinaus, gegen Norden bis Wadi Halfa und gegen Osten bis Sauachinn (Suakim) am rothen Meer erstreckt habe," so wie daß „die Fungh in ihren Panzerhemden, welche ihnen der Sultan in Aegypten geliefert, fortwährend die Abyssinier geschlagen hätten." Wir haben also hier in bester Form ein äthiopisches Reich von den Gebirgen Abyssiniens bis auf eine geringe Entfernung von Aegypten, und vernehmen daß die bedeutendsten darin auftretenden Völker Eine Sprache reden, sich wenigstens verstehen. Berghaus Karte dehnt die Fungh oder Nuba bis weit gegen Westen aus. Erstere besetzen nach Werne (Reise durch Sennaar p. 41) „als Kriegs- und Ackerbauer die drei Hauptstädte des Landes, Sennaar, Arbagi am blauen, El Aeh am weißen Nil. Die Barabra und die Nuba bilden einen großen Theil der heutigen Bevölkerung von Sennaar, und mehrere Orten tragen außerdem den Namen von beiden Völkern bis Fazogl hin" (s. Reise nach S. p. 40). Diese Nuba wollen zwar mit denen im Gebirge von Kordofan durchaus nicht verwandt seyn, aber diese Abneigung hat ihren Grund nur im Hochmuth der Moslems gegen die Ungläubigen, die man zu Sklaven machen kann, sie sind ihnen dennoch „wegen der Aehnlichkeit der Sprache und Gesichtsform stammverwandt" (i. Reise nach Sennaar 39). Was der Name Nuba bedeutet, und daß er ursprünglich kein Volk bezeichnet, wissen wir schon, was mit dem Namen Barabra anzufangen, das ist noch nicht entschieden, [1] man kann sich aber, namentlich wenn man hört, daß viele arabische Schriebe Hrn. Werne übereinstimmend versicherten, „die Einwohner von Dongola setzen aus einer Vermischung von Eingebornen und Arabern hervorgegangen, und die von Mahaß und Sokkot hätten sich reiner erhalten," auch hier der Ansicht nicht erwehren, daß wir hier nur verschiedene Nüancen desselben Volks, mehr oder minder mit Arabern vermengt und vom Islam umgewandelt, vor uns haben. Erwägt man nun, daß die bedeutendsten Stämme von Wadi Ollaki oder Elofi (unter 22° N. B.) bis zu den abyssinischen Gebirgen, und vom rothen Meer bis zum Nil, hinter welchem gleich die Wüste beginnt, wie Bischari, Habdenda, Hallenga u. s. w. Einer Abkunft sind, daß hauptsächlich nur einzelne Handelsstraßen von eigentlichen Arabern besetzt, daß im Mittlal selbst die Ureinwohner mit Arabern daß mehr, bald minder gemischt sind, daß die Fungh mit den Habdenda, Bischari u. s. w. entschieden zusammenhängen, beide aber nach den Angaben Werne's noch heidnische Stammverwandte in den Gebirgen haben, dann kann man sich kaum enthalten aus allem dem den Schluß zu ziehen, daß dieser ganze Strich ursprünglich von einerlei Stamm bewohnt war, der aber in sehr alter Zeit einen Theil seiner Bewohner an Südarabien abgab, wie er sie von dort in umgewandelter Gestalt später wieder zurück erhielt. Alles hängt somit von der Erforschung der Sprachen dieser Völker ab, für welche bis jetzt noch sehr wenig geschehen; was wir von Lepsius in dieser Beziehung zu erwarten haben, ist früher schon angegeben.

Eine genauere wissenschaftliche Untersuchung des Landes, so viel Europäer auch in neuerer Zeit in dasselbe kommen, hat seine großen Schwierigkeiten: der Fremde kann die Unterjochung der türkischen Machthaber nicht entbehren, und dadurch wird er den Landeseingebornen verdächtig. Werne, der sich auf dem Feldzug gegen Taka mit mehrern angesehenen Männern des Landes durch erwiesene Gefälligkeiten befreundet hatte, konnte die Reise in das Land zwischen dem blauen Nil und dem Atbara mit Sicherheit machen, der Großsicheik der Schukurie, der ihm das Geleit geben ließ, sagte ihm aber (s. p. 71), „daß er der erste Fremde sey, der das Innere dieses Landes betrete, und daß das Volk vor seiner Zeit keinen Weißen hier habe reisen lassen, sondern sie getödtet habe." Bei den Stämmen in der Nähe des Gebirgs ist ohnedin der Fremde ein Feind, und es möchte nicht gelingen, sobald in jene Gegenden zu dringen. Dieses barbarische Verfahren mag sich aus dem seit Jahrhunderten dauernden Zustande des Landes erklären, denn die Araber und die zu Moslems gewordenen Landeseingebornen hielten gegen die Ungläubigen alles für erlaubt. Das Land, welches Hr. Werne auf seiner diesmaligen Reise betrat, und in dem er Ruinen aus dem Alterthum zu finden hoffte, worin er sich jedoch getäuscht sah, [2] trägt zahlreiche Spuren, daß es früher viel besser bebaut gewesen, aber die jetzigen Herren des Landes, die Schukurie, die auch hier wieder als den Bischari und Habdenda sprachverwandt angegeben werden (s. p. 75), haben einen andern, angeblich arabischen, Stamm daraus verdrängt und wollen das Land nicht bauen, weil sie sich durch solche Anfässigmachung nur den Plackereien der Türken Preis zu geben fürchten. Der Name Araber ist gleichfalls ein Irrlicht in ethnographischer Hinsicht: man nennt einen Nomadenstamm, wenn er nur moslemitisch ist, und einige Leute etwas arabisch sprechen, ohne weiteres Araber und eben so die Schaaren leichterer Reiterei. So wird die Schaigiehreiterei, welche in den dortigen Kämpfen eine ziemlich bedeutende Rolle spielte, und selbst die

[1] Sie nennen sich indeß gleichfalls „Volk des Bodens" in Sennaar, zum Unterschied von den eingewanderten Arabern.

[2] Auf den letzten Seiten der Schrift gibt Hr. Werne einige Auszüge aus dem Tagbuch seines verstorbenen Bruders, der auf der Rückkehr aus dem Feldzug nach Taka gleichfalls einen Theil des Landes links (d. h. westlich vom Atbara) betreten hatte; hier ist von mehrern Orten gesagt, es fänden sich Ruinen, Reste von Pyramiden, Steine mit halberhabener Arbeit u. dgl., er sagt aber nicht, ob er solche selbst gesehen, und dieß macht die Nachricht verdächtig; denn man sagte auch Hrn. Beeb. Werne äußerst schätzlich vor, er werde da und dort bedeutende Ruinen sehen, und er fand zwar Ueberreste ehemaliger Wohnungen, aber nirgends einigermaßen erweisliche Baureste eines civilisirten Volkes.

Schukurie Arab genannt; Werne erklärt dieß aber auch (s. p. 109) sogleich mit den Worten, „was so viel als Beduine bedeutet;“ man darf also daraus, daß ein Stamm Araber genannt wird, nur einen Schluß auf seine Lebensweise, nicht auf seine Abstammung machen. Dabei ist indeß nicht aus der Acht zu lassen, daß namentlich seit der türkischen Herrschaft das Arabische als die Sprache der Bildung, wie in ganz Nordafrika, bedeutende Fortschritte macht, und mehr und mehr zur Verkehrssprache der Vornehmern wird, die nur noch mit ihren Untergebenen ihre eigene Sprache, ihr „Aggem“ wie Werne sagt, sprechen.

Diese Fortschritte werden vielleicht auch dann nicht aufhören, wenn die Herrschaft der Türken ihr Ende erreichen sollte. Langsam zieht sich gegen diese ein Sturm zusammen. Werne gibt in seiner frühern, wie in seiner neuern Schrift zahlreiche Beweise an, daß die Türken von den Eingebornen ohne Unterschied tödlich gehaßt werden, aber einestheils ihre überlegenen Feuerwaffen, anderntheils die Uneinigkeit der mannichfach gespaltenen Stämme läßt einen eigentlichen Bund gegen die Türken so leicht nicht aufkommen. In neuester Zeit — Werne's Nachrichten sind aus dem Jahre 1841 — hört man über diese Verhältnisse gar nichts mehr, und es scheint fast, als ob das Interesse, welches europäische Mächte an dem Handel in Sennaar nehmen, den Türken zu gute komme, indem man sich bemüht, die Härte ihrer Herrschaft zu mildern. Kaum möchte man aber derselben eine lange Dauer versprechen.

Werne's Buch ist eigentlich sehr leer an Nachrichten, denn es ist eine äußerst dürre Reiseerzählung, und dennoch liest man es, namentlich wenn man sich durch die Lesung seines frühern Werkes in einige Kenntniß der Verhältnisse so zu sagen hinein gelesen hat, mit Vergnügen. Trop mannichfacher Ausstellungen, die man an dem nur 125 Seiten enthaltenden Schriftchen zu machen geneigt ist, muß man doch zugestehen, daß er die Wahrheit sagt, und — nicht mehr sagt als er weiß, oder zu wissen glaubt. Das ist kein geringer Vorzug, wie jeder zugeben wird, der viel Reisebeschreibungen liest, und die wissenschaftlichen Notizen herauszuziehen sich bemüht. Wir dürfen um so dankbarer für ein solches Buch seyn, da die Gelegenheit, so manches zu sehen, wohl in jenen Gegenden vorerst vorüber ist, denn als sich Werne dort befand, war der Dan, in der Halbinsel Sennaar einen Posten zu begründen, von dem aus man in Abyssinien eindringen könne, noch sehr lebendig, und Achmed Pascha, der Generalgouverneur von Bellad Sudan, durch welchen Mehemed Ali den Plan ausführen lassen wollte, noch Generalgouverneur. Derselbe trag sich bekanntlich, wie auch Werne ohne Umstände zugibt, mit dem Gedanken, sich von Mehemed Ali unabhängig zu machen, ein Plan, den er mit dem Tode büßte, welchen er in einer vergifteten Tasse Kaffee trank. War auch das Mittel, sich eines verdächtigen Beamten zu entledigen, ächt türkisch, so war doch der Verdacht Mehemed Ali's nicht ungegründet. Seit jener Zeit suchen die Türken mehr zu erhalten was sie gewonnen, als ihre Herrschaft weiter auszubreiten; von solchen Kriegszügen hört man nichts mehr. Die Europäer, welche dahin kommen, müssen, wenn sie etwas gründlichen über Land und Volk berichten wollen, so zu sagen eine doppelte Schichte durchbrechen, die türkische, welche aus den höhern Militär- und Civilbeamten besteht, und die arabische, welche die vornehmere Kaste bildet. Bleiben sie auch lange genug, um dieß thun zu können, so stoßen sie auf mehrere Sprachen, zu deren Erlernung kein Mittel vorhanden ist, als der Umgang mit rohen Menschen, Sprachen ohne Schrift, ohne Literatur, deren Kenntniß nur für den Ethnologen und Philologen Interesse hat. Wenn nicht gerade Männer, wie Lepsius, hinkommen, welche für solche Studien Interesse haben, so erfährt man nichts. Das im Anfang der vierziger Jahre noch herrschende kriegerische Leben brachte die verschiedenen Schichten der Bevölkerung mit einander in Berührung, jetzt ist dieß weit schwerer geworden. Zudem ist das Klima nicht bloß für Europäer, sondern selbst für Aegyptier verderblich. Werne berichtet in seinem „Feldzug von Sennaar nach Taka u. s. w.“, daß die Kopten wie die Fliegen wegsterben, und daß daß immer durch neue aus Aegypten der ersetzt werden müssen. Niemand hält sich also gern in dem gesundheitlichen Lande lang auf. Wir haben somit nicht so leicht Aussicht unsere Kenntnisse über den äthiopischen Menschenstamm, den Lepsius und Werne, wenn gleich beide auf sehr verschiedenen Wegen, in den Bischari und den verwandten Stämmen wieder erkennen, vervollständigt zu sehen.

Die asiatische Bank.

So nennt Winkler Cort den wenig tiefen Meeresboden, der sich von den südlichsten Theilen Asiens aus tief in den Archipel hinein erstreckt, nämlich etwa 1000 (engl.) Meilen weit, oder bis auf eine geringe Entfernung von Celebes, vielleicht noch über das Südwesteude dieser Insel hinaus, doch ist hier die Meerestiefe noch nicht untersucht worden. Die Tiefe des Wassers auf dieser Bank ist durchschnittlich etwa dreißig Faden, am Strande der Bank nimmt die Tiefe sehr rasch zu und gegen das Land hin sehr allmählich ab. Alle Länder, welche auf dieser Bank liegen, haben den Charakter des Continents, zu dem sie gehören, während diejenigen Länder, welche in der tiefen See liegen, sämmtlich von vergleichsweise neuer vulkanischer Formation sind, mit Ausnahme weniger kleinen Korallen-Inseln, welche aller Wahrscheinlichkeit nach auf den Gipfeln versenkter Vulkanen ruhen. (Aus dem Journ. of the Indian Archipel. Mai 1852.)

Chronik der Reisen.

Kleßlers Aufenthalt an der afrikanischen Westküste.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Eigenthümlich ist die Art der Vornamen der Neger, welche nicht wie bei uns willkürlich gewählt werden, sondern von dem Tag, an dem das Kind geboren und davon abhängen, das wievielte Kind von einer und derselben Frau es ist. So heißt ein am Montag geborner Junge: Kodjo, ein Mädchen Adjuwa; Dienstag-Junge: Kodena, Mädchen Adenaba; Mittwoch J.: Kwaku, Mdch. Akuwa; Donnerstag J.: Kwaum, Mdch. Aba; Freitag J.: Kossi, Mdch. Afüa; Sonnabend J.: Kwamena, Mdch. Anaba; Sonntag J.: Kwassi, Mdch. Akussua. Das erste und 2te Kind hat bei den Ciminesen keinen besondern Namen, der 3te Sohn aber heißt Maisang, die 3te Tochter Manjang, die Sohn: Knan, Tochter Emanan; 5, 6 und 7 Kind ist nicht besonders benannt, das 8te, gleichviel ob Sohn oder Tochter, heißt Kubje, das 9te Kon, der 10te Sohn: Baddu, Tochter Baddua, 11te Kind Dukung und das 13te Duanfa. Zwillinge heißen Atta, und zwar der Erstgeborne Atta Panin, der 2te Atta Kakra (Katra heißt klein); Drillinge heißen Ahjaanhang. Es kann demnach ein Neger drei Benamen haben, oft aber auch nur einen.[1]

Im Khanta-Lande wird das 10te Kind getödtet, indem es sofort nach der Geburt begraben wird, in Faalie das 11monatliche — was erst nach 11 Monaten, nicht nach 9 nach der Ausnahme, geboren wird. Khanta ist das Land von Sarcoabie, incl., bis Butry und Dixcove, von dem Strande nach dem Innern zu bis an die Gränze von Aschanti; Fantie oder wie die Holländer sagen, das fontein'sche Land (jenes aber ist der Name, wie die Neger selbst es aussprechen) ist das Land zwischen dem süßen Flusse — die Gränze zwischen Elmina und Cape Coast — Cape

[1] Uebrigens ist es bei den Negern allgemein Sitte, Mißgeburten sogleich durch Lebendigbegraben zu tödten.

Cosa die Barracon nach den Innern ebenfalls die Achanti; es gehörte früher Elmina dazu, welches sich aber frei gemacht hat und von einem eigenen König beherrscht wird. [1] Fanti stand früher unter Achanti, hat sich aber befreit; Ahanta ist stets frei gewesen und nie von den Achantie unterworfen worden. Dadurch liegt in Ahanta, bewohnt von einer wilden Nation, die vor mehreren Jahren, nämlich 1838, zwei an sie abgeschickte holländische Officiere erschossen, und darauf, als der damalige Gouverneur Tonneboer mit fast sämmtlichen Beamten, der sämmtlichen Besatzung von St. George d'Elmina und mehreren hundert Eliminesern gegen sie zur Bestrafung auszog, diese sämmtlich ohne Ausnahme (höchstens bis auf ein paar Neger) theils erschossen, theils auf andere Weise umgebracht hat; der General Verveer, der 1837 bereits als königlicher Commissär hier war, und zwar an der Spitze einer Gesandtschaft wegen Rekrutirungs-Angelegenheiten nach Goemasse, wurde darauf von Holland gegen Ahanta mit europäischen Truppen hieher geschickt und dieser hing den König desselben auf.

Die Neger der holländischen Besitzungen unterwerfen sich freiwillig der Gerichtspflege der holländischen Beamten, die von diesen nach strengem Recht und Billigkeit gratis ausgeübt wird; dadurch ist in den Besitzungen anderer Staaten der Fall. Ich habe früher von den schönen Zähnen der Neger gesprochen; dieselben sind sehr regelmäßig gewachsen und blendendweiß, welches letztere sein Wunder ist, denn nach der geringsten Nahrung spülen sich die Neger wiederholt und sorgfältig den Mund aus, und wenn nicht fast immer, so doch ungemein häufig haben sie die Holzstäbchen in dem Mund, womit sie die Zähne putzen; sie kauen beständig daran und reiben die Zähne damit. Das Holz dieser Stäbchen ist beliebt, hart, zäh und bitter schmeckend, und weder die Wurzel eines besonderen, noch das Holz des Citronen- oder Orangenbaumes, sondern das eines von mir noch nicht gesehenen Baumes, des Kuapia, welcher hier nicht, sondern in Achanti wächst; es ist dieß das eigentliche und beste Holz für die Zähne, doch gebrauchen die Neger zuweilen auch anderes. Ich glaube noch nicht erwähnt zu haben, daß das Meer hier reich ist an Haifischen und Krokodilen; die letzteren finden sich auch zahlreich in den Flüssen, so wie eine 4—6 Fuß große Art Eidechse, gelb mit schwarzen Punkten und Flecken, Mampoes oder Mampans von den Negern genannt. Die Ufer der Flüsse sind vielfach mit dem Mangrove- oder Mangelbaum unburchdringlich bedeckt, dessen Zweige wieder Wurzel schlagend zu neuen Bäumen werden. Zwischen ihnen hält sich die Mangrove- oder Sumpfkrabbe gern auf, so wie eine Amphibie — halb Eidechse, halb Fisch, jedoch letzteres mehr — die ich noch nie gesehen habe, und deren Name Leguidechse ist, ein ganz merkwürdiges Thier. Buch habe ich wohl noch nicht erzählt, daß bei der hiesigen Besatzung (etwa 30 Mann Neger) ein Musikchor von 8—12 Mann besteht, welch Sonntags von 8—9 des Abends und Donnerstags von 8—½9 im Fort spielen. Diese schwarzen Musiker verstehen weder Noten noch den vollen Gebrauch der Instrumente und spielen europäische Märsche, Pieces aus Opern u. s. w. nur aus dem Gedächtniß, wie sie es früher von europäischen Militärmusiktern gehört und gelehrt bekommen haben. Fürchterliche Mißtöne kommen vor und wir gehen allemal aus dem Fort, so abscheulich sind diese Stümpfchen; allein bedenkt man, daß diese Kerle ohne Noten und nur aus dem Gedächtniß spielen, ferner den Mangel an Musikinn bei den Negern, die nicht unbedeutende Zahl der Stücke, welche sie können, so wie, daß doch höchstens nur ein Paar die Melodie spielen und die anderen nur mitwirken, indem sie die zweite Stimme spielen oder nach gewissen Pausen und Taktschlägen, die sie nicht kennen, an und für sich unmelodisch einfallen, so muß man über ihre Leistungen staunen.

Gegenwärtig brauchen Mars und Venus, so wie des Morgens vor Sonnenaufgang, so wie ich meine, [2] der Saturnus prächtig, und mit einem Licht und einer Größe, wie bei uns kaum der Jupiter in seinem Perigäum. Auch kann man den Polarstern jetzt ziemlich gut sehen, indem theils der Dunstkreis am Horizont nicht so dicht und hoch als in der trockenen Jahreszeit an nicht nebligen Tagen ist, theils in Folge seiner Stellung.

Die Geographen und unter ihnen selbst noch Berghaus in seinem neuesten Werke „der Grundriß der Geographie" von 1843, geben die Höhe des Kong-Gebirges viel zu niedrig an, nämlich 2—3000 Fuß, und zwar schließe ich dieß daraus, daß die Neger, welche von dem Kong-Gebirge kommen, den Schnee kennen und erzählen, daß die Gipfel jenes Gebirges ein weißes Haupt haben, wie sie sich ausdrücken, was nichts anderes heißen kann, als daß sie mit Schnee bedeckt seyen; sie haben auch ein eigenes Wort für Schnee in ihrer Sprache, nämlich Slaffchowa: die hiesigen Neger kennen weder den Schnee, noch haben sie ein Wort dafür.

Da nun unter dem Aequator die Schneegränze 15,000 Pariser Fuß hoch ist, und es nach A. von Humboldt eben daselbst erst bei 12,000 Fuß Höhe schneit, so müssen jene Berge diese Höhe haben, oder doch mindestens — wenn man annimmt, daß jene Neger von dem Ansehen jenes Gebirges in der Negerzeit gesprochen haben, und man in Anschlag bringt, daß in der Negerzeit in Saccondi 12½ C. (54° F.) und in der trockenen Zeit in Coomassi in Achanti 13½° C. (56° F.) beobachtet werden sind, für Troyen eine äußerst niedrige Temperatur — eine von 12—13,000 Pariser Fuß; doch haben jene Neger nicht von solchem momentanen, sondern von einem steten Ansehen des Kong-Gebirges gesprochen.

Mit Schnsucht erwarte ich das nächste holländische Schiff, denn ich bin nun in ein paar Tagen 10 Monate von Hause entfernt, und habe noch keine Zeile Nachricht von daher. Ende Junius war die Barke Elmina von Amsterdam hier, aber zudringlichenweise hat sie die gebesten Briefe nicht.

St. George, den 15, 8, 45. Herr C. H. Bartels, ein sehr gebildeter Mann und Kaufmann hier, welcher seine Erziehung in England und Holland genossen, ersteres Land vor ein paar Jahren auch wieder besucht hat, besitzt nebst einer sehr schönen Bibliothek und trefflichen Atlasen diverse astronomische u. dgl. Instrumente, und unter diesen ein vorzügliches Dollond'sches Teleskop für 25 Pfd. St. Durch dieses hatten wir das Vergnügen, den Mars zu betrachten, an dem wir deutlich seine Polarzonen (durch einen hellglänzenden Lichtschimmer, den die Astronomen von Schnee herrührend erklären, ausgezeichnet) wahrnehmen konnten; der Mars befindet sich im Perigäum, darum leuchtet er so prächtig. Jener Stern, von dem ich im letzten Artikel sprach, ist nicht der Saturn, sondern der Jupiter; er ist im Apogäum, darum unscheinbarer und leicht zu verkennen.

Das vielgerühmte Kreuz des Südens kenne ich nun auch; ich habe es schon seit ein paar Monaten gesehen, jedoch nicht dafür gehalten, denn so schön es auch ist, entspricht es seiner Beschreibung bei weitem nicht. Ein interessanter Stern war in der letzten Zeit sichtbar, nämlich der Stern Eins im Schiff; es ist dieß einer von denen, welche ihre Größe und ihr Licht periodisch verändern; gegenwärtig ist er von der ersten Größe und strahlt mit feurigem rothem Lichte. Interessant war es im April und Mai ihn, den wahren Repräsentanten eines tropischen Himmels, am südlichen Himmel in gleicher Höhe mit dem schönen, am nördlichen Himmel strahlenden Arctur zu sehen. Ein herrliches Sternbild ist der Scorpion.

(Fortsetzung folgt.)

Land umschlossene Häfen im indischen Archipel. Es gibt mehrere solcher gegen Wind und Wetter geschützten Häfen, aber sie werden von den Eingebornen nicht benützt: auf Lombok z. B. ist ein Handelsplatz, wohin jährlich Hunderte von Schiffen kommen; diese halten auf einer offenen Rhede, die einen zum Theil sehr gefährlichen Meeresschwellen ausgesetzt ist, während wenige Stunden davon ein von Land umschlossener ganz sicherer Hafen liegt. Man wußte nicht warum, jetzt aber scheint man darauf gekommen zu sein: das Klima ist an diesen landumschlossenen Plätzen so ungesund, daß sie lieber nicht bewohnt werden können. Die Holländer haben auf Amboina die Erfahrung gemacht. (Journ. of the Indian Archipel. April.)

[1] Elmina liegt in der Landschaft Fetu, von den Negern Aetutu genannt, die sich an der Küste von dem süßen Zuckr bis Chooma und nach dem Innern als eine schmale Zunge bis Zamie erstreckt; sie gehört unter den König von Elmina und soll vordem ein Königreich gewesen sein.

[2] S. weiter unten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 253. 21 October 1852.

Fünfjähriger Aufenthalt in Westindien.

Unter diesem Titel ist von einem Hrn. Ch. W. Day ein Werk erschienen, das unter den gegenwärtigen Umständen ein besonderes Interesse in Anspruch nimmt. Kann der Verfasser den „Coxcomb“ und ein gut Theil englische „Cruisteneß“ nicht verläugnen, spricht er gleich über die „widerwärtigen“ Bewohner Nordamerika's ein ziemlich allgemeines Verdammungsurtheil aus, so kann man ihm doch Geist und Wahrheitsliebe nicht absprechen, obwohl das Zusammenstellen des Widerwärtigen, was er gesehen und erfahren, seinem Buch nothwendig etwas so zu sagen Zänkisches geben und ihn dem Vorwurf der Uebertreibung aussetzen mußte. Seine Ansicht geht dahin, daß die Emancipation die westindischen Inseln nicht bloß in materieller, sondern auch in geistiger Cultur heruntergebracht habe, daß die weiße Gesellschaft in Reichthum und Bildung — da die Angesehenern und Wohlhabenden ausgewandert — gesunken sey, und die schwarze Bevölkerung verwildere. Der Verfasser ist augenscheinlich ein Anhänger der Roenarikokratie [1] und des Grundsatzes, daß man den Mohren nicht weiß waschen kann, obgleich viele seiner Angaben sich sehr günstig für die schwarze Race, wenn auch freilich nur bis zu einem gewissen Grade, deuten lassen. Er verwahrt sich schon in der Vorrede gegen diejenigen, welche den Neger auf einzelnen Proben, die nach Europa kommen und einen gewissen Grad von Bildung erlangt haben, beurtheilen; wer sie richtig beurtheilen wolle, müsse sie in Masse sehen, und darin hat er allerdings ungweifelhaft Recht. Hr. Day muß also mit seinem Buche gegen die Philanthropen von Handwerk, und noch mehr gegen die Freihändler anstoßen, denn obwohl er sich mit Handelssachen so gut wie gar nicht befaßt, so geht doch aus dem ganzen Inhalt seines Buchs hervor, daß er nicht bloß die Negeremancipation, sondern auch den Freihandel, der die Erzeugnisse der englisch-westindischen Inseln, nachdem sie noch nicht einmal von dem Stoße der Emancipation sich erholt, der Concurrenz der ganzen Welt, und namentlich der Sklavenarbeit, bloßstelle, als die Hauptursachen des Sinkens der westindischen Inseln betrachtet. Die gutmüthige, philosophisch seyn sollende Ansicht der Philanthropen, daß die freie Arbeit der Sklavenarbeit weit vorzuziehen sey, hat sich schlecht bewährt; wenn man in Europa den Boden frei machte, so war die Folge allerdings, daß der Landmann, der jetzt die Früchte seines Schweißes mehr genoß, sich eifriger anstrengte. Dieß ist nun allerdings, wie wir weiter unten sehen werden, auch zum Theil mit dem Neger der Fall; aber wenn nicht der Staat als eine Art Vormund an die Stelle der Pflanzer tritt, so möchten diese Anfänge von Negercultur keinen großen Bestand haben. Man muß nicht europäische Verhältnisse auf die der Negerbevölkerung und der Tropen anwenden: der Neger ist träg, und die Natur gibt ihm so vieles ohne Mühe, daß man sich nicht verwundern darf, wenn er sich auf die faule Haut hinlegt und unsern Hergott einen guten Mann seyn läßt. Darum ist es auch sehr erklärlich, daß der Neger in Westindien auf die anders woher eingeführten Arbeiter, auf Culis aus Ostindien und Portugiesen aus den Canarien, gar nicht gut zu sprechen ist. „Die Abneigung der Neger auf Trinidad,“ sagt Day (p. 182), gegen die Einführung von Einwanderern aus Indien und Madeira ist sehr groß, und sie ergreifen jede Gelegenheit, die Neuankommenden zu beleidigen und zu verspotten. Die Art, wie die Portugiesen in Vergleich mit ihnen arbeiten, beschämt die Neger, und sie fürchten die Folgen, da sie voraus sehen, daß sie mit der Zeit werden arbeiten müssen wie nie vorher; auch zeigt es ihnen, daß das Land nicht so ausschließlich ihr Eigenthum ist als sie glaubten; es ist deßhalb an der Politik der farbigen Demagogen, welche die Neger leiten, nicht zu zweifeln: sie wünschen die Weißen ganz zu verdrängen und Westindien zu ihrem Eigenthum zu machen.“ Hayti ist, für sie wenigstens, höchst verführerisch.

Der Verfasser sagt gleich in Bezug auf Barbados, wo er zuerst landete: „man glaubt, und nicht ohne Grund, daß die Insel in wenigen Jahren ganz in den Händen der Neger seyn wird, die Freiheit in Westindien kann in der That nichts mehr thun als die Neger aufstacheln, von diesen Inseln Besitz zu nehmen; sie sind viel gefünder als die Weißen, und glauben daß sie mehr Recht an den Boden haben, wie die weiche von Natur aus so wenig dahin taugen.“ Wenn das in Barbados geschieht, wo doch die Weißen noch etwa den fünften Theil der Gesammbevölkerung (225—230,000 S.) ausmachen, und die Schwarzen durch ihre große Zahl und den mangelnden Boden genöthigt sind zu arbeiten, und zwar um sehr mäßigen Preis, nämlich zu einem Schilling für 9 Stunden — zu mehr versteht sich der Schwarze nicht, auch arbeitet er höchstens vier Tage in der Woche — so kann man sich vorstellen, wie dieß auf andern Inseln geht, wo das Mißverhältniß noch größer ist, und mehr Boden sich findet, auf dem der Schwarze sich niederläßt, ohne nach dem Eigenthumsrecht sonderlich viel zu fragen. Es ist vielleicht für diesen Stand der Dinge nichts bezeichnender als die freilich in anderer Beziehung höchst lächerliche Art, wie die Neger einander anreden: die Weiber werden nie

[1] In einer Abbildung stellt er (p. 182) den Kopf eines Culi und den eines Negers neben einander. Beide sind gleich schwarz, aber man kann nicht umhin, über den Unterschied in den Physiognomien zu staunen. Die feinen Züge des Culi bilden einen Contrast gegen den rohen, fast thierischen Ausdruck des Negers, den man sich kaum stark genug vorstellen kann.

anders als Ladies und Misses genannt, während sie den Weißen gerade die gemeinern Benennungen absichtlich beilegen. Dazu kommt, daß der größte Theil der niederen Polizei in den Händen der Farbigen ist, welche notorisch die Schwarzen gegen die Weißen begünstigen, und wenn dann noch hie und da ein Gouverneur, wie der Fall vorgekommen, in den Armen einer gelben Dulcinea befunden wird und sich dadurch dem Spott Preis gibt, so darf man sich nicht wundern, wenn allerlei „Yankee-notions" auftauchen, und wie es einmal geschehen, auf das Häuschen der gelben Donna des Gouverneurs von ungezogenen Burschen das Sternenbanner aufgepflanzt wird. Die weiße Bevölkerung besteht großentheils aus Irländern und Schotten von sehr geringer Herkunft; namentlich die ersteren sind den Engländern geradezu abgeneigt, und sehr viele sprechen ganz ungescheut davon, daß sie im Falle eines Kriegs zwischen England und Nordamerika bei der ersten günstigen Gelegenheit das Sternenbanner nicht zum Spott, sondern sehr im Ernste aufpflanzen werden. Der sichtliche moralische Verfall der englischen Herrschaft wird nämlich noch bedeutend verstärkt durch den Umstand, daß die alten Pflanzer aus angesehenen englichen Familien, welche die eigentliche Aristokratie der Insel bildeten, jetzt großentheils verschwunden sind: sie haben meist ihre Pflanzungen um Spottpreise an ihre ehemaligen Verwalter verkauft, die um einige starke Stufe niedriger in der gesellschaftlichen Sphäre stehen, und sie konnten auch in der That nicht bleiben, da die Zuckererzeugung zwar kaum gesunken ist, wohl aber der Preis, um den sie solchen verkaufen; ihre alte Lebensweise konnten sie somit nicht fortsetzen. Day hörte die neuern Pflanzer in folgender Weise schildern: „sie sind eine niedrige, engherzige Race, die an nichts denkt als an Zuckermachen, Schweinefleisch- und süße Bataten-Essen und in einem elenden Fuhrwerk herumzufahren. Der gute alte westindische Pflanzer der frühern Zeiten existirt nicht mehr, der neuere ist gewöhnlich ein Advocat oder ein Verwalter, der seinen Herrn betrogen hat und in seine Schuhe geschlüpft ist, oder irgend ein Krämer, der über baar Geld zu verfügen hatte und es auf die Pflanzungen hypothecirte; da diese Schulden nun wegen Entwerthung des Grundeigenthums nicht mehr abgetragen werden konnten, fielen die Pflanzungen nach und nach in schlechte Hände." Es ist nicht schwer, die Schwäche, die englische Exclusiveneß in diesem Urtheil zu erkennen, man darf aber auch das Wahre, was darin liegt, nicht gering achten: die Gesellschaft ist bereits eine andere geworden, und strebt immer mehr eine andere zu werden; die alten Plantagenbesitzer, durch Bande der Verwandtschaft eng mit England verbunden, und darum diesem anhänglich, sterben nach und nach oder wandern aus, und eine geringere, die sich, wenn es ihr Vortheil so mit sich bringt, eben so leicht an Amerika anschließt, kommt hervor; wir können nicht einmal sagen, „steigt empor", denn ihr folgen die farbigen Racen auf dem Fuße, und es kann niemand vorher sagen, wann es den neuen Grundbesitzern zu warm in Westindien wird.

Dieß muß eintreten, da manche Neger, oder wie sie sich lieber nennen lassen, Farbige, zu Landbesitz kommen. „Das Geldsparen versteht der Neger, und gerne legt er es in Land an, wodurch er ein kleiner Grundeigenthümer wird; da dieser Boden ihm gehört, so baut er ihn sorgfältig an, lebt von weniger als dem halben Ertrag, und kann den Ueberrest leicht verkaufen; da er keinen Credit gibt, so hat er keine schlechte Schulden, und hebt sein Geld auf; er braucht keinen Thee und Kaffee, hat eine Menge Ausgaben der Weißen nicht, und lebt fast allein von den Erzeugnissen seines Bodens. So schränkt er allmählich die großen Plantagen ein, und wird selbst ein großer Landbesitzer. Das findet nicht bloß auf einer Stelle, sondern auf der ganzen Insel statt. Der Neger haßt den Weißen, und sieht mit Verlangen der früh oder spät eintretenden Zeit entgegen, wo die Colonie dem farbigen Volk gehören muß. Er monopolisirt die Negerarbeit, und seine Arbeit geschieht früher als die des weißen Pflanzers, denn diese Leute hängen eng unter einander zusammen. Die Gründe des weißen Pflanzers bleiben aus Mangel an Arbeiten unbebaut liegen, man arbeitet für ihn nur um schweres Geld, und die Pflanzung muß fallen. Dieß weiß der Neger sehr gut und wartet seine Zeit ab, wo er mit baarem Gelde von der Beute so viel an sich reißt als er kann." Die Emancipation hat eine Menge fauler, herumlungernder Neger hervorgerufen, die man in Barbados sehr bezeichnend „Outlaws" nennt, aber die europäische Civilisation und die geordnete Herrschaft der Engländer sichert denen, welche wirklich arbeitsam sind, ein Fortkommen; nur ist es augenfällig, daß der alte gesellschaftlich-ökonomische Zustand unhaltbar geworden ist, und daß wenn die Sache so fortgeht, der Handel Englands mit Westindien immer mehr abnehmen muß, weil diejenigen Menschen, welche englische Waaren brauchen, in ihrer Zahl und ihrem Vermögen mehr und mehr abnehmen; die Frage ist dann nur, ob, wenn dieser Proceß auf einen gewissen Punkt gediehen ist, die Inseln noch des Haltens werth sind, und die bisherige ziemlich kostspielige Verwaltung noch tragen können.

Hier finden wir die Erklärung, weßhalb die öffentliche Meinung in England neuerdings wieder anfängt, sich mit den westindischen Inseln zu beschäftigen. Die verhärtetsten Freihändler läugnen die Noth der westindischen Colonien, d. h. der Pflanzer und des mit diesen ehemals reichen Grundeigenthümern betriebenen Handels nicht mehr. So fand am Ende Septembers zu Glasgow eine von mehr als 2000 Menschen besuchte Versammlung statt, bei der sich auch Abgeordnete der Pflanzer einfanden, und wo die Mittel zur Besserung des Zustandes der Colonien in Berathung gezogen werden sollten. Einwanderung und abermals Einwanderung von Arbeitern ist der Ruf, und man denkt einerseits an Madeira, dessen Einwohner in neuester Zeit durch die Traubenkrankheit in große Noth versetzt worden sind, andrerseits an China, von wo aus schon 8000 Arbeiter nach Cuba auf dem Wege seyn sollen; ähnliches soll nun auch für Westindien, namentlich für Jamaica, versucht werden, aber die Pflanzer haben schon zu sehr an ihrem Vermögen gelitten, als daß sie selbst ein solches Unternehmen durchführen könnten, die Regierung soll also ins Mittel treten. Allein es ist sehr die Frage, ob das Mittel nicht etwas spät kommt, und ob es überhaupt sonderlich wirksam werden kann. Day hat das richtige, aber höchst selbstsüchtige Mittel angegeben, das man hätte ergreifen sollen, aber nicht ergriffen hat: er meint, man hätte dem Neger bei der Emancipation verbieten sollen Land zu erwerben; Geld zu erwerben auf welche Weise er sonst will, hätte man ihm freistellen sollen, nur nicht den Landerwerb. Darin hat Day vollkommen Recht: will eine fremde Race, die den Boden nicht bauen kann, sich behaupten, so darf sie der dienenden Classe kein Recht an dem Boden lassen; wer den Boden bebaut und besitzt, wird nothwendig Herr im Lande. Jetzt aber ist der schwarzen Race der Weg zum Bodenerwerb geöffnet, man kann ihn ihr nicht mehr nehmen, und so wird sie fortwährend Land erwerben, bis sie die Weißen nahezu verdrängt hat. Ist dieß noch zu verhindern? Auf einigen Inseln vielleicht, auf andern gewiß nicht. Wir haben natürlich von keiner Insel — die größte und wichtigste, Jamaica, besuchte unser Verfasser gar nicht — so genaue Aus-

kunft, daß wir dieß zu beurtheilen verständen, allein die eifrigen Bestrebungen, fremde Arbeiter herbeizuschaffen, lassen die Befürchtung, daß die Neger allenthalben werden Herrn werden, sehr deutlich durchscheinen. Day sagt ohne Umschweife, „es sey sehr wünschenswerth eine Bauernbevölkerung, die dem Neger überlegen sey", nach Westindien zu führen, und selbst kleine Inseln, wie St. Vincent, lassen es sich etwas kosten. Man sehe nur, wie Day sich hierüber äußert: „Man hat in St. Vincent Einwanderer aus Madeira erhalten, da Neger, wenn auch nützlich als bloße Sklaven, als freie arbeitende Bevölkerung gar nicht sonderlich zu empfehlen sind. Der Einwanderer aus Madeira ist eine höchst wünschenswerthe Erwerbung: fast akklimatisirt leidet er beinahe nichts durch die Hitze, während er ruhig, ausdauernd und ein viel freundlicheres Wesen ist als der Neger. In St. Vincent befinden sich bereits 800 Einwanderer aus Madeira, und mit Ausnahme der Schwarzen sind alle zufrieden mit ihnen. Man bezahlt ihnen die Ueberfahrt, und dagegen verlangt man bloß, daß sie die nächsten zwölf Monate dienen: sie erhalten ein Stück Land zum Anbau, und 8 Pence an Geld für den Tag während dieser ganzen Zeit, nebst freien Lebensmitteln für die ersten sechs Monate, oder bis der ihnen angewiesene Boden Früchte trägt. Nach Ablauf dieser Zeit erhalten sie dieselbe Summe täglich für ihre Arbeit, aber die Lebensmittel werden ihnen entzogen, da der ihnen angewiesene Boden den größten Theil ihrer Bedürfnisse deckt. Ihre Arbeit wird sauberer geliefert, als dieß vom Neger geschieht, bis jetzt aber arbeiten sie nicht so viel. Ihre größere Regelmäßigkeit aber, und die höhere menschliche Stellung, die sie einnehmen, gilt als Ersatz."

Man ersieht hieraus, welches Experiment gegenwärtig auf den westindischen Inseln im Gange ist: zunächst hat man zwar nur den Zweck, den Plantagenbau im Großen zu erhalten, der mit der Faulheit, Arbeitsunwilligkeit und den hohen Preisen, die der Neger fordert, nicht aufrecht zu halten ist, eben so wenig wenn der Boden in kleinen Antheilen an Neger fällt und von diesen als Grundeigenthümern bebaut wird. Wenn Neger und nicht arbeitende Weiße allein in Westindien bleiben, so geht der große Anbau zu Grunde und die weiße Race wird unvermeidlich verdrängt, ein Proceß, der am einen Ort länger, am andern kürzer dauern wird. Nur die Herbeischaffung einer großen Anzahl anderer Arbeiter, seyen es Madeirer oder Chinesen, kann der Sache eine andere Wendung geben; diese fremde Arbeiterrace tritt aber mit der schwarzen in Concurrenz und ist vorerst wenigstens an Zahl bei weitem die schwächere. Soll sie das Uebergewicht über die Schwarzen erhalten, so müssen in wenigen Jahren etwa 100,000 nach Westindien geschafft werden, wo nicht mehr, denn es handelt sich für England nicht bloß darum das Herrwerden der schwarzen Race zu hindern und den Plantagenbau zu erhalten, sondern auch dem steigenden Einfluß der Nordamerikaner entgegen zu arbeiten, was eben dadurch geschieht, daß sie den Plantagenbau erhalten, weil der große dadurch mögliche Handel stets den Engländern verbleiben wird. Es kommt aber noch ein bedeutender Umstand hinzu. Die Engländer fühlen sich mit jedem Jahr unbehaglicher in ihrer Abhängigkeit von den Ver. Staaten hinsichtlich der Baumwolle, die nun einmal in England gegen drei Millionen Menschen beschäftigt. Die Fabrikation hat noch in diesem Jahr bedeutend zugenommen, aber auch Nordamerika ist nicht zurückgeblieben: man berechnet, daß es in diesem Jahr um 250,000 Ballen Baumwolle mehr verbraucht als im vorigen Jahre; auch Frankreich und Deutschland haben zusammengenommen wohl 200,000 Ballen mehr gebraucht. Was wäre aus der Fabrikation geworden, wenn die Ernte des Jahres 1851 nicht überschwänglich reich gewesen wäre! schreitet der Verbrauch im nächsten Jahre fort, wie in diesem, so sind 3½ Mill. Ballen nothwendig. Um nun diesem Bedürfniß abzuhelfen, wird vorgeschlagen, Westindien, das im vorigen Jahrhundert schon an 100,000 Ballen lieferte, dessen Baumwollenbau seitdem aber sehr zurückgegangen ist, mit mächtigen Arbeitskräften zu unterstützen. Man sieht, in welchem Dilemma sich England befindet: dem natürlichen Gang der Dinge nach geht Westindien seinem Verfall entgegen, aber mächtige Hülfsmittel können es in den Stand setzen für England eine Quelle agricolen Reichthums zu werden. Zu dem Ende aber müssen die Arbeiter zu Tausenden von einem Ende der Welt ans andere geschafft werden, und man stelle die eine Race als Concurrentin der andern gegenüber.

(Fortsetzung folgt.)

Die vulkanischen Inseln des indischen Archipels.

(Nach Windsor Earl. Journ. of the Indian Archipel. Mal.)

Die Linien vulkanischer Thätigkeit lassen sich ziemlich leicht verfolgen. Eine derselben erstreckt sich längs der Westküste von Sumatra und der Südküste von Java, von wo sie durch eine Kette von Inseln welche durch schmale aber tiefe Canäle getrennt sind, die Neu-Guinea fortläuft, und man kann sie durch diese Inseln hindurch nach dem Archipel der Louisiaden verfolgen; wahrscheinlich geht sie dann durch Neucaledonien und die Norfolk-Insel nach Neuseland, und bildet somit eine geschlossene Linie, die einem ∞ gleicht. Die andere Linie beginnt in Kamtschatka, erstreckt sich durch die Kurilen, Japan und Luschu nach den Philippinen, wo sie in zwei Aeste sich theilt, von denen der eine durch Palawan und den nordwestlichen Theil von Borneo läuft, und nahe den Gränzen der sogenannten großen atlantischen Bank endet, während der andere in südlicher Richtung fortläuft, die er mit der Sumatra-Linie in Berührung kommt. In der Nähe dieser Berührungspunktes ist die vulkanische Thätigkeit am stärksten, und hat die Inseln in phantastische Formen gestaltet, wovon Celebes und Gilolo Beweise liefern. Diese Inseln steigen alle schroff aus einer unergründlichen See auf, was der Feuchtbarkeit dieser Inseln schadet, da ein großer Theil des reichen, durch die Zersetzung des vulkanischen Gesteine entstandenen Bodens wieder ins Meer gewaschen wird. Java ist diesem Nachtheil nicht so ausgesetzt, da die große atlantische Bank sich nach seiner Nordküste ausdehnt, so daß der Boden hier nicht verloren geht, sondern in den ungeheuren Ebenen zwischen der Bergkette und dem Meer sich ablagert.

Chronik der Reisen.

Kießlers Aufenthalt an der afrikanischen Westküste.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Jetzt ist in Deutschland die schöne und wärmste Zeit theils gewesen, theils noch, wir aber haben wie die Schneider zuweilen gefroren und noch ist es Morgens, Abends und Nachts empfindlich kalt, freilich nur für uns, an eine größere Hitze gewöhnten Leute, denn es bleibt immer noch bei einer sehr schönen europäischen Wärme; wir gehen jetzt ganz vollkommen europäisch, warm und in Tuch gekleidet. Unangenehm ist es aber, daß in der Mittagszeit, so von 10–5 Uhr, doch eine oft lästig werdende Wärme herrscht, so wie auch, daß man bei der geringsten Bewegung schaudert wird. Die Temperatur wechselt in der Regenzeit im allgemeinen zwischen 68 und 84° F., das ist 20 und 28–29° C., wenn gleich man auch in einzelnen Fällen niedrige und höhere Temperatur beobachtet hat, so einmal in Saccomi 52° F. etwa 11° C.

Die Tage sind jetzt auch einige Minuten länger; auch die Dämmerung ist jetzt für Tropenland bedeutend und sehr bemerkbar, was wohl Folge der durch die Regen bewirkten Veränderungen in der Atmosphäre seyn mag; in der trocknen Zeit ist sie kaum bemerkbar.

Wie ich schon mehrfach zu bemerken Gelegenheit hatte, ist das Land erstaunlich reich, und wenn jetzt der Handel so sehr steckt und damit der Wohlstand, so ist dies eine Folge des Aufsehens des Sklavenhandels und des Mangels der Plantagen; der letzteren existiren wohl ein Paar, doch sind dies erbärmlich kleine Dinger, die mit Unrecht diesen Namen führen. Wenn hier ein ordentliches ausgebreitetes Plantagensystem eingeführt wird, das sich nicht allein auf die rohen Produkte beschränken darf, sondern auch eine erste und zweite Verarbeitung dieser nach sich ziehen muß, wenn die Etablissements — denn einen andern Namen verdienen sie nicht — durch Uebersiedlung von so ein 50 und mehr europäischen Familien zu eigentlichen Colonien werden, dann wird die Küste von Guinea ein zweites Ost- und Westindien, und aus bekannten Gründen ließe sich dann auch eine Verbesserung des Klimas erwarten, wie dies auf Java der Fall ist. Tabak, Kaffee, Baumwolle, Zuckerrohr, Indigo, der Strauch, aus dessen Samen des Caffeöl bereitet wird u. s. w., wachsen hier wild, und in für diesen Zustand besonderm Güte; Thee würde wohl auch gedeihen, außerdem sind die Berge reich an den schönsten Wäldern, an Pflanzen, Sträuchern und Bäumen, welche treffliche Farbstoffe liefern, an ebharen Früchten und Gemüsen u. dgl. Nahrungsmitteln, leider nur halb und sehr wenig gekannt, so wie sicherlich an vielem, was bei Cultivirung des Landes einen herrlichen Handels- oder Nahrungszweig abgeben würde, doch erst durch dieselbe zur Kenntniß gebracht werden kann; des mineralischen oder besser metallischen Reichthums nicht einmal zu gedenken.

Vergessen ist hier wieder ein junger Assistent, Namens Bouwmeester der erst vor 5—6 Wochen mit der Elmina von Holland ans gekommen war, an der Landesfrankheit gestorben; seine Constitution schien ganz für hier geeignet, auch war er mehrere Jahre in Lissabon gewesen, also schon mehr an ein südliches Klima gewöhnt, und doch ist er ein Opfer des Landes geworden. Er kam in diesem Jahre und innerhalb 5 Monaten 12 Europäer gestorben — eine fürchterliche Sterblichkeit. [1]

Vorigen Sonntag waren wir, der Gouverneur, der Buchhalter Bel, der Militärcommandant Oeth und ich, in Anticonia, einem hübsch gelegenen Krom am Steande, ungefähr eine Stunde von hier nach Saccondi zu. Es sollte eine Jagdpartie seyn, doch boden wir nur ein Paar kleine Vögel geschossen und außer vielen Reihern kein anderes Wild gesehen; es ist noch zu naß. Trotzdem haben wir ungemeinen Spaß gehabt, und den ganzen Tag gegessen und getrunken; ich kann mich nicht erinnern, in Afrika so viel gelacht zu haben als an diesem Tage.

St. George, den 20, 8, 45. Am Sonntag war Feuer hier in der Stadt, es brannten gegen acht Häuser an der großen Straße ab, welche vom Flusse nach dem Fort heraufsühet. Glücklicherweise wehte der Wind von der Stadt abwärts, sonst hätte eine bedeutende Feuersbrunst entstehen können, zumal fast sämmtliche Dächer mit Palmblättern oder Buschgras gedeckt sind, und die Neger fast theilnahmlos zusehen und sämmtliche Schutzarbeiten den zu Hülfe eilenden Soldaten des Forts überlassen oder, falls sie zu Hand ans Werk legen, dieß verkehrterweise an den schon brennenden und nicht mehr zu rettenden Dächern thun. während sie oft durch das Niederreißen eines einzigen guten das Weiterdringen des Feuers abwehren können. Das Geschrei, Gewühl und Leben ist nicht zu beschreiben; es war unglaublich und erhöhte das Schauspiel, welches an und für sich schon, besonders durch die schwarzen Gestalten der Neger in und auf den brennenden Häusern ein infernalisches Ansehen hatte. Es ist zu verwundern, daß nicht öfter Feuer ausbricht, da die Neger auf dem Boden unmittelbar unter dem Strohdache ohne Herd ihre Küchenfeuer machen.

Gestern sind zwei Handelsgüter Schiffe, eine Brigg und ein Schooner auf die Rhede gekommen, es ist mir ein unendlicher Genuß wieder einmal mit Landsleuten umgehen und in der Muttersprache mich unterhalten zu können; der Supercargo des Schooners ist ein Hamburger, Namens Wagemann, den ich schon im Januar hier kennen lernte, der den andern Schiffes aus Frankfurt an der Oder, Namens Al. Baetsch, ein liebenswürdiger, treuherziger, ächter Deutscher. Ich hoffe, von ihnen Zeitungen zu bekommen, wornach ich außerordentliches Verlangen trage. Man glaubt nicht, was für eine Freude es ist Landsleute zu sehen, selbst die auf die Matrosen, und nun vollends junge gebildete Leute; das Herz im Leibe lacht einem, wenn man ihnen mit deutschem Gruß entgegentritt. Und sind sie nun gar aus nicht zu fernen Gegenden von dem Vaterlande in specie oder in den bekannten Städten gewesen oder bekannt mit eigenen Bekannten oder Freunden, so nimmt das Fragen kein Ende, und unbeschreiblich nun die übrige Gesellschaft und Conversation wird mit einem Eifer fortgeplaudert, für den der längste Abend und die halbe Nacht zu kurz sind.

St. George, den 27 August 45. Gestern starb wieder ein junger Assistent, Tellekamp, 23 J. alt, welcher mit mir die Reise hieher gemacht hatte; er hatte die Landeskrankheit überstanden, jedoch immer gekränkelt und an diesem und jenem gelitten, zuletzt beklam er eine durch das Klima hervorgerufene Schleimkrankheit, welche mit Diarrhöe, fürchterlichen Leibschmerzen und ungewöhnlichem Dickwerden des Unterleibes verbunden ist, zuletzt die Schleimhaut der Gedärme ablöst, worau und den begleitenden Schmerzen der Mensch sterben muß. Wir haben ihn diesen Morgen mit den gewöhnlichen militärischen Ehren begraben.

St. George, den 8, 9, 45. Heute ist vorigen Dienstag, den 1ten Mai zurückgekehrt und dald werden wir nun wohl wieder nach Dabe from zurückkehren, zumal wir Depeschen von dem Minister erwarten, welche der in Chome angekommene und heute hier erwartete Kutter de By (die Biene) von Amsterdam hoffentlich mitbringen wird. Sowohl auf sie als und mehr noch auf endliche Nachricht von Hause, die ich nun 11 Monate entbehre, worte ich mit Sehnsucht und, wie es bei so langem Zeitraume kaum anders möglich ist, mit einer gewissen Bangigkeit. Wenn Gott, was kann nicht alles geschehen sein! — Bitter wäre es, würde ich auch diesmal in meiner Hoffnung getäuscht. wie im Junius, wo die holländische Barke Elmina hier war und ich vergebens beim Ausgehen der Briefe auf mein Paket harrte.

St. George, den 24, 9, 45. Meine Hoffnung, Briefe zu erhalten, ist wieder getäuscht worden, weder mit der Boy, noch mit ein Paar englischen Schiffen von Hutton, und Forster und Smith in London ist auch nur eine Zeile an mich oder Heusch gekommen, so nicht einmal von De Bruin, so wenig wie Depeschen vom Minister. Es ist mir dies rein unerklärlich, denn die drei ersten Briefe, zu vielleicht auch der vierte, sind bestimmt in den Händen meiner Eltern, so daß ich, selbst wenn sie unvorzeihlicherweise mit Schreiben bis auf meinen ersten Brief gewartet haben, von ihnen einen boden könnte.

St. George d'Elmina, den 26, 10, 45. Ich habe die Zeit her in dem gewöhnlichen Gange fortgelebt, im allgemeinen nicht über Langeweile zu klagen gehabt und mich immer des besten Wohlseyns erfreut, was Gott mir auch in der Zukunft erhalten möge. Vorvorige Woche waren zwei Kriegsschiffe hier, das erste ein dänisches mit sehr angenehmen Officieren und neuen Beamten für Accra, bei deren Diner beim Gouverneur vorwaltend deutsch gesprochen wurde, und das zweite ein nordamerikanisches, dasselbe, welches schon Beginn dieses Jahres hier gewesen ist. Auch passirte kürzlich ein englisches Kriegsdampfschiff hier die Rhede; ein schöner Anblick, wie dieses große Schiff ruhig, wenn auch sehr schnell, von Strom, Wind und Dampf getrieben, vorüberfuhr.

(Fortsetzung folgt.)

Der Druck der Papierfteuer in England laßet ungemein schwer, und es fangen die Versammlungen, um sich derselben zu entledigen, bereits wieder an. Als einen Beweis führte einer der Redner zu Manchester an, daß die Eigenthümer der Morning Post sich nicht mehr hätten halten, und ihr Eigenthum an den Papierhändler verkaufen müssen, obgleich sie mehr als 3000 Abonnenten hatten; auch dieser könne sich nicht halten, außer indem er die Sun mit der Morning Post verschmelze.

---

[1] Bouwmeester brachte sich ein Faß Wasser und ein Dito Beschute (Biscuit) mit; er dachte wohl, es gäbe hier nichts zu essen und zu trinken.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 254. 22 October 1852.

Der Indus-Strom.

Das Land Sind wäre ohne seinen prächtigen Strom so öde, wie die Wüste von Mekran im Westen und der Thaar, der es von Hindostan trennt, im Osten, ein Landstrich in welchem nur der wilde Esel und das Kamel Unterhalt finden könnten. Aber die große Wassermasse, die aus dem westlichen Tibet und dem Himalaya herabkommt und durch diese Provinz ihren Weg nach dem indischen Ocean findet, so wie die Ueberschwemmungen durch den tropischen Monsun und den schmelzenden Schnee befruchten einen breiten Landstrich ganz in ähnlicher Weise, wie der Nil das Land der Pharaonen. Der Indus bringt indeß eine weit größere Wassermasse herab, und doch ist er wegen seines reißenden Laufs, seiner Sandbänke und Untiefen weit minder leicht zu beschiffen: er wird stets eine Hochstraße des Handels sein nicht bloß für die Städte und Ortschaften an seinen Ufern, sondern auch für Oberhindustan und Centralasien, aber ihm selbst das große Erforderniß eines schiffbaren Canals, ein offener Hafen an seiner Mündung. Karatschi, welches westlich von dem Indusdelta liegt, ist der einzige Punkt, wo der Seehandel seine Waaren gegen die Producte des Innern austauschen kann, und dieß ist ein schlechter, zu allen Zeiten schwer zugänglicher und während des Südwestmonsuns, wo die ganze Küste ein der Gewalt von Wind und Wellen ausgesetztes geschlossenes Meer bildet, höchst gefährlicher Hafen. Die Macht des Monsun schützt durchgängig die Mündungen des mächtigen Indus. In dieser Beziehung hat der Ganges einen ungeheuren Vortheil voraus, und solange große Schiffe bei Calcutta ausladen können, ist nicht zu erwarten, daß der große Handel sich je aus dem östlichen Theil Indiens hinweg nach dem Westen ziehe. (Aus dem Quart. Review. September.)

Fünfjähriger Aufenthalt in Westindien.

(Fortsetzung.)

Unter den Weißen bestanden vor der Emancipation mehrere Parteien, wie sich bei einer so sonderbar gemischten Bevölkerung nicht anders erwarten ließ: die Pflanzer bildeten eine eigene und mächtige, ja die mächtigste Partei, die andere Classe von Kaufleuten, Advocaten u. s. w. verfolgte andere Zwecke. Seit der Emancipation hat dieß, wie natürlich, aufgehört, und die gemeinsame Furcht vor den Farbigen hat sie einiger gemacht. Der ärgste Streit bestand zwischen den Pflanzern und den wesleyanischen oder hauptsächlich Geistlichen, welche vorzugsweise als die Vorsprecher der Neger auftreten, und begreiflicher Weise darum von den Pflanzern, die sich oft heftig über sie wegen Aufhetzerei beklagten, übel angesehen waren. Selbst nach der Emancipation noch machten diese Missionäre die Vorsprecher der Neger, besonders in Bezug auf das „Squatten,“ [1] das die Pflanzer durch gesetzliche Mittel, aber vergebens zu hindern suchten, stemmten sich gegen die Einführung anderer Arbeiter, vertheidigten die hohen Taglöhne als billig, bis die Sache so weit kam, daß die Pflanzer großentheils nicht mehr zahlen konnten, und die Neger, welche allmählich erkannten, daß die Pflanzer nicht mehr alles gegen sie vermöchten, nun auch ihre ehemaligen Vorsprecher im Stich ließen: Schulen und Predigten sind weit nicht mehr so besucht wie ehemals, und der Einfluß der Missionäre ist großentheils dahin. Die Neger sind einestheils faul und liederlich, anderntheils unabhängig geworden. So sagt Day in Bezug auf St. Vincent: „der Neger, wie der Caraibe, bringen sich so leicht fort, daß sie fast gar nicht mehr nöthig haben für andere zu arbeiten. Sein Stück Feld liefert alles, was für einen Neger nothwendig ist, und wenn er nur sechs Pence in der Woche gewinnt, um Salzfisch, einen bloßen Luxusgegenstand, zu kaufen, so hat er alles was er braucht. Dieß gewinnt er mit der Arbeit eines einzigen Tages. Auf einer solchen Insel, wo nur der siebente Theil des Bodens angebaut ist, wird der Neger squatten, oder höchstens einen Acre Landes um eine Dublone (16 Dollars) jährlich miethen. Der Umfang des gepachteten Bodens ist nur nominell, und bedeutet nur so viel Boden, als er und seine Familie bauen können, so weit er nämlich nicht auf den Grund und Boden seines Nachbars hinüber greift; seine Erzeugnisse kann er leicht verkaufen. Großen Vortheil zieht der Neger auch aus der eben so angenehmen als nahrhaften Brodfrucht, die ihn im „Busch“ [2] gegen Hunger vollkommen schützt. Kurz, solange der Neger die Kraft hat die Hand in den Mund zu stecken, stirbt er nicht Hunger, und wenn eines seiner gewohnten Lebensbedürfnisse fehlt, so bieten sich ihm zwanzig andere dar. Fische finden sich in jedem Bach, Wild braucht er nur zu schießen oder in der Schlinge zu fangen, Schweine und Geflügel werden umsonst aufgezogen, da sie allenthalben Futter finden, Mais, Bananen, Pisang, Mangos wachsen, auch wenn man sie frisch pflanzt, in unglaublich kurzer Zeit. So ist es nicht zu verwundern, wenn der Neger eigenwillig und launisch gegen seinen Herrn, wenn auch im allgemeinen höflich ist.“ [3] Der europäische Pflanzer muß es unter diesen Umständen

[1] D. h. die Ansetzung auf herrenlosem oder noch europäischer Aufsicht der Kroar gehörigem Boden; sie nähreten sich hier leicht, und brauchten nicht für die Pflanzer zu arbeiten.

[2] Es ist in den Benehmen der Neger auf verschiedenen Inseln ein großer Unterschied: in St. Vincent z. B. schützet sie Day als durchweg höflich, namentlich gegen die Weißen, während sie in Barbados sich durch Unverschämtheit auszeichnen. Der Unterschied läßt sich vielleicht erklären durch den Umstand, daß auf letzterer Insel alles Land besetzt ist, und der Pflanzer bei der Emancipation einen guten Theil seiner ihm unnütz gewordenen Neger fortschickte, weil er sie nun nicht mehr zu unterhalten brauchte. Ein Theil dieser Leute kam in große Noth, daher die Erbitterung gegen die Pflanzer und Weißen überhaupt; dagegen auf St. Vincent, wo noch Boden genug übrig ist, machte sich das Verhältniß viel freundlicher. Uebrigens unterschieden sich die Stadt-Neger gewöhnlich sehr unvortheilhaft von den Land-Negern, obwohl man letztern gleichfalls Trunksucht und einen sklavischen Geist vorwirft.

faßt für eine Gefälligkeit ansehen, wenn der Neger arbeiten will, und diese Schilderung zeigt somit deutlich genug, welch eine ungeheure Veränderung im gesellschaftlichen Zustande vorgegangen ist, und vorgehen mußte. Man sieht dieß nirgends deutlicher als an kleinen Plätzen, wo man leicht zählen kann: die kleine fruchtbare Insel Bequia in der Nähe von St. Vincent hatte vor der Emancipation elf Zuckerpflanzungen. Day sah schon im Frühjahr 1847 nur noch vier, alle andern waren in den Besitz der Neger bereits übergegangen, und man erwartete, daß mehrere andere bald nachfolgen würden. Day sagt bei Gelegenheit eines Ganges durch das schöne Mariaqua-Thal in St. Vincent: „unser Weg führte über einen hohen Berg, und war dicht mit Negerhäusern und anstoßenden Gärten besetzt, meist freies Eigenthum. Jedes Stück Feld reichte hin den Eigenthümer factisch unabhängig von aller Arbeit, den Anbau seines eigenen Bodens abgerechnet, zu machen, so daß, wenn er für andere arbeiten will, er nothwendig reich werden muß, was die Mehrzahl auch wirklich ist. Wenn in England nicht eine energische Bewegung stattfindet, um die Weißen aus den Klauen der Schwarzen zu reißen, so sehe ich nicht, was den Schwarzen verhindern könnte allen Boden zu monopolisiren, und den Weißen völlig zu verdrängen."

So weit, d. h. was den Neger betrifft, ist die Emancipation völlig günstig abgelaufen, und wenn die englische Herrschaft fortbesteht, so daß die Schwarzen nicht einander selbst in die Haare gerathen, so ist auch nicht zu zweifeln, daß sie in Unabhängigkeit und Wohlstand nach ihrer Art Fortschritte machen. Day beschreibt einen Ball von Farbigen, auf dem es, wenigstens äußerlich, ganz anständig herging, auch zeigten die schwarzen und gelben Damen nicht übeln Geschmack, indem sie hier nicht die ihnen lächerlich anstehenden Pariser Moden trugen, sondern mehr spanisch, oft mit Turbanen, gekleidet gingen, kurz sich ganz malerisch ausnahmen. Der „erleuchtete" Hr. Day fand auch, daß sie in der Bildung hinter den niedern Classen der weißen Creolen nicht zurückstanden. Die philanthropischen Engländer können sich über solche Erfolge nur freuen; war dieß aber der einzige oder auch nur der Hauptzweck der Emancipation? Wenn es wahr ist, was namentlich die Amerikaner den Engländern vorwerfen, daß sie ihr Westindien aufopfern wollten, um durch die allgemeine Abschaffung der Sklaverei den Anbau der Colonialwaaren in Amerika überhaupt zu ruiniren, und die große Erzeugung nach Ostindien zu verlegen, wo sie dann den Handel in ihrer Hand gehabt hätten, so hat der Erfolg diese Erwartung nicht gerechtfertigt: Cuba ist ungläublich herangewachsen, und Ostindien ist nicht das große Stapelland der Colonialerzeugnisse geworden; dagegen sind in Westindien ungeheure Capitalien zu Grunde gegangen, und ob sich diese jetzt durch eine neue Einwanderung von Arbeitern, durch Madeirier, Culis und Chinesen wieder gewinnen lassen, steht sehr dahin. Der ersteren haben wir schon erwähnt, man ist mit ihrer Arbeit sehr zufrieden, aber sie sind viel zu schwach an Zahl, um an dem Stand der Sache etwas zu ändern. Die Culis benehmen sich sehr ordentlich, haben nicht die Insolenz des Negers, die sehr bald hervortritt, wenn er fest daß man seiner bedarf; auch tritt allenthalben die höhere Denkkraft der Asiaten vortheilhaft hervor, aber dagegen taugen sie zu schweren Arbeiten nicht, und die leichte Art das Leben zu gewinnen, hat auch an einigen Orten, z. B. in Trinidad, sie bereits arbeitsscheuer gemacht. Wie es mit den Chinesen geht, weiß man noch nicht: gelingt es sie in größerer Zahl herbeizuschaffen, so ist sehr zu fürchten, daß sie nur eine Zeitlang den Boden bauen, und dann als Handwerker sich in den Städten niederlassen, so daß man die Feldarbeiter unaufhörlich erneuern muß, abgesehen von dem Uebelstande, daß die Chinesen keine Weiber mitbringen, und somit eine neue „Mongrel-Race" von Chinesen und Schwarzen oder Mulattinnen entstehen wird. Zudem begründen die Engländer durch eine solche Einwanderung einen Racenstreit, der gegen Culis und Madeirier bereits begonnen hat, und doch ist dieselbe, wie Day sagt, „das einzige Mittel diese Colonien vom Verderben zu retten, und zu hindern daß sie nicht ganz einer Race anheimfallen, die, wie Roß und Esel, nur zum Knechtdienst taugt." [1] Man kennt die Mängel der Culis und der Portugiesen, aber man rechnet, daß sie doch jedenfalls die Zahl der untern Arbeiter vermehren, ein Gegengewicht gegen die Neger bilden, „deren Sklaven jetzt die Weißen sind", wie man sich in Trinidad ausdrückt, und hofft, daß in einigen Generationen, „wenn die neue Lage ihre religiösen Vorurtheile modificirt haben, ihre Kinder Christen geworden seyn werden, und der Kastenstolz sie nicht mehr hindert, in der Gesellschaft ihre angemessene Stelle zu finden", sie sehr nützliche Mitglieder dieser gewiß sehr seltsam zusammengewürfelten Gesellschaft seyn werden.

So sehr Hr. Day gegen die Neger und ihr oft übermüthiges Betragen, sowie gegen ihre Faulheit ergrimmt ist, so sehr er Recht haben mag, wenn er sagt, „daß für Neger nur eine beschränkte Freiheit taugt, da sie nicht die Beurtheilungskraft haben, sich angemessen zu benehmen, wie weiße Freie thun würden" (I. I. p. 312), so ist doch auf der andern Seite auch anzuführen, daß man nicht selten sie betrügt; Hr. Day führt eine Plantage auf Trinidad an, wo über der Pflanzer geradezu sagte: „ich nehme gar keinen Anstand meine Neger zu züchtigen, wenn sie es verdienen; dennoch wird meine Arbeit besser gethan als irgendwo hier in der Umgegend, denn da ich sie nie betrüge, wie viele Plantagenverwalter thun so sind sie ganz zufrieden mit mir." Dem war auch so, die Neger gingen ihn alle freundlich an, als sie ihn wieder sahen. In welcher Art es aber häufig zugeht, mag nachstehende Schilderung (I. I. p. 333) einer Pflanzung, gleichfalls auf Trinidad, zeigen: „hier waren die Negerarbeiter noch unverschämter und ungehorsamer und behandelten ihre Arbeitgeber als Leute denen sie eine Gunst erwiesen. Wie vorher verlangte ich so sehr nach der Peitsche, um dieß Gesindel zu züchtigen. Die britische Colonialgesetzgebung hat diese schrecklichen Folgen herbeigeführt. Ich fand indeß, daß diese Insubordination zum Theil aus den Zweifeln der Neger entsprang, ob sie auch schließlich bezahlt werden würden. Es ist nämlich Herkommen, sie nur alle sechs Wochen zu zahlen, eine Periode, welche oft nahezu auf drei Monate ausgedehnt wird, und da sie inzwischen aus Mangel an Geld alle ihre Bedürfnisse zu einem sehr hohen Preise aus dem zur Pflanzung gehörigen Laden beziehen müssen, so bekommen sie oft nur einen sehr kleinen Rest heraus. In der That ist in Trinidad der Negerarbeiter viel zu hoch bezahlt, höher als der Zuckerpflanzer bezahlen kann, indem er ein Schilling acht Pence (1 fl. rh.) täglich erhält, nebst freier Wohnung, und keine Steuern zu zahlen hat. Man bemüht sich, den Taglohn zu ermäßigen, aber die Neger wiedersetzen sich entschieden. Daher die Nothwendigkeit, in langen Perioden zu bezahlen, und sich mit dem hohen Gewinn des Kaufladens zu entschädigen." Ob der Lohn höher ist als

[1] Einzelne Punkte haben indeß bereits eine höchst gemischte Bevölkerung: so trifft man in Port of Spain (Trinidad) Indianer, spanische Amerikaner, Franzosen, Engländer, Culis, Schotten, spanische und französische Neger und Mulatten, kurz ein wahres Babel, wie kaum Bombay oder Colombo bieten.

der Pflanzer bezahlen kann, wollen wir hier nicht untersuchen, aber das befolgte System ist ein blanker Betrug, den auch der Neger durchschaut. Daß dieser sich, wenn man ihn bezahlt, gelegentlich durchprügeln läßt, stellt ihn auf der Stufenleiter der menschlichen Gesellschaft sehr niedrig, aber der civilisirte Mensch, der seine geistige Schwäche benützen will, ihn zu betrügen, steht nicht nur moralisch nicht höher, sondern begeht auch eine Thorheit, denn ein solches Trugsystem ist durchaus unhaltbar. Es läßt sich auch mit Culis, Portugiesen und Chinesen nicht halten, und man darf deshalb nicht resultiren sehn, daß die beiden ersteren auch bereits an manchen Orten die Feldarbeit aufgeben, wenn sie irgend können.

Mit der oben erwähnten Schilderung des unerblichen Verfahrens gegen die Neger wollen wir keineswegs den Mohren weiß waschen. Man begreift es vollkommen, wenn Hr. Day im hellen Grimm die Peitsche zurückwünscht, denn die rohe unwissende Classe fühlt, daß sie Herr geworden ist, weil man ihre körperliche Kraft nicht entbehren kann, und sie läßt die weißen und selbst ihre farbigen Herrn diese Uebergewicht oft in der insolentesten Weise fühlen. Daß man hiebei ein gewisses Prickeln in den Händen spürt, ist erklärlich und verzeihlich; daß die weißen Herrn 1½ Sch. (1 fl.) nebst freier Wohnung für einen guten Taglohn halten, daß sie wirklich einen höhern nicht zahlen können, wenn sie die Concurrenz bestehen wollen, daß es unklug ist, diesen hohen Taglohn durch betrügerischen Verkauf von Lebensbedürfnissen wieder hereinbringen zu wollen; daß man endlich schwer sich entschließt, den gewohnten Anbau, in welchem sehr häufig das ganze Vermögen des Pflanzers steckt, aufzugeben; das ist alles richtig und begreiflich, macht aber den Zustand der Dinge nicht besser, und zeigt nur daß der ökonomische Zustand dieser Inseln, so weit er die Plantagen betrifft, kaum zu halten seyn wird, auch mit den bedeutendsten Anstrengungen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Kieslers Aufenthalt an der afrikanischen Westküste.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Das Wetter ist seit längerer Zeit sehr gut, daher schon längst wieder Gelegenheit, die Arbeiten zu beginnen; jedoch mit wem? Mit den Negern, wenigstens bevor sie nicht einen guten Zutrauen von europäischen Arbeitern darin belehrt worden sind, haben wir leider gesehen, ist es eine fruchtlose Bemühung. Trotzdem aber, und ohne daß wir neue Leute von Europa, noch Briefe vom Minister haben, werde ich und zwar schon diese Nacht, nach Secondi und von da nach Dabakram aufbrechen, um — daselbst Häuser zu bauen. Heusch ist wieder von Sicht und Rheumatismus gepeinigt und zeigt Fieber.

Dabokrom, den 31 October 45. Meine Absicht war es, den vergangenen Montag 27. 10 früh 2 Uhr von Elmina abzureisen; da es jedoch regnete, so konnte ich dieß erst um 4 Uhr thun, wesswegen ich mich dennoch um ½11 Uhr auf den Köpfen von sechs Negern in Chama anlangte. Dieses Fort liegt wunderlieblich, nicht zu hoch, vorn von dem dicht am Strand liegenden Krom, hinten von höhern, üppig mit Wald bewachsenen Bergen begränzt; es hat viel Ähnliches von dem, wie ich mir ein feenländisches oder opalisches Bergschloß am Meer vorstelle; jedoch steht man es nicht weit, weder von Secondi aus, dem es durch ein großes Promontorium verborgen ist, noch von Elmina und dem Wege von daher, selbst nicht von dem Bossum-Pra oder Chamasluß aus, einem schönen, breiten, äußerst schnell fließenden, mit der wuchernsten Waldstaffage bis in das Wasser hinein vergierten Wasser, welches vom Fort eine zwanzig Minuten entfernt ist. Ich wollte zwar gegen zwei Uhr um Mittag nach Secondi weiter, allein ich war etwas ermüdet durch das Tragen am Strand, die Sonnenhitze und das Kleistern durch Wald wilder als Felsen, zudem wollte ich Chama selbst einmal näher besehen, weßhalb es mir erwünscht war, daß die Träger meiner Güter zurückgeblieben waren und erst gegen Abend ankamen. Ich nahm daher die Gastfreundschaft des Hrn. J. Gaillard-Sloope, Factors des Hauses Boelen und Comp. in Amsterdam, welcher daselbst residirt, in Anspruch, und brach erst den andern Tag 28. 10. um 10 Uhr früh auf und kam gegen 10 Uhr in Secondi an. Hier gab es nun alle Hände voll zu thun; glücklicherweise hatte ich den Tag vorher einen Botschafter an den König geschickt um Träger, die ich auch ziemlich zahlreich antraf, was mich in den Stand setzte, in einem Tage mit etwa 50 Mann unsere sämmtlichen Güter fast bis Dabokrom zu senden und den andern Tag, nachdem ich den König zu mir kommen lassen und mit Rum beschenkt hatte, mit unserem Dolmetscher, meinen vier Dienern und den Landsklaven per Korb und Negerschädel selbst dahin abreisen zu können, wo ich gegen vier Uhr nach Mittag (den 29 October) ankam. Sofort schickte ich Botschafter an die Kabosiré der umliegenden Krame wegen Arbeiter, hatte auch selbst auf der Reise mit ein Paar in dieser Absicht gesprochen; sie waren außerordentlich erfreut mich wiederzusehen, und kamen zum Theil selbst den anderen Tag hieher. Das Beam ließ ich vor allem säubern, denn es hat etwas verwildert aus, trotzdem daß in unserer Abwesenheit ein Corporal und zwei Soldaten hier waren (und noch sind), um etwas auf Ordnung zu sehen; dann ließ ich mehrere Veränderungen in meinem Hause (bester Hütten) anbringen, und ein neues Dach aufsetzen, auch veränderte ich total das Arrangement und schmückte mein Wohnzimmer mit verschiedenen Sitzern. Neben vielen anderen Sachen steckte ich den Grund zu einem großen Wohnhause für uns mit steinernem Fundament ab, und will nun an ein dergleichen für die zu hoffenden Arbeiter und an die Reparatur des Hauses für Heusch und den Obersten u. s. w. gehen. Daß ich dabei das nächste zu thun habe, versteht sich von selbst, denn aller Otten muß ich bald da, bald dort sein, ehe verschiedenerlei Sachen muß ich angeben und tausenderlei dabei bedenken, so daß ich 3—4mal des Tages die Wäsche wechseln muß und Abends wie zerschlagen bin. Doch so ist mir's recht, recht arbeiten und handeln! Dann vergeht die Zeit, und man hat die Belohnung auf die fertige Arbeit mit Freude sehen zu können. Wenn es nur keine Neger wären, nicht so faul, einen so sehr arbeiteten und ein klein wenig mehr Verstand hätten, dann wäre es nicht halb die Mühe. Auch will ich nicht gerade sagen, daß es schaden könnte, wenn die Hitze etwas minder groß wäre; es beginnt wieder ganz entsetzlich warm zu werden, und die Augen brennen mir von der Gluth oft wie im Fieber.

Hat man längere Zeit an der See gewohnt, wir ich jetzt in Elmina über 5 Monate, dann ist der Eindruck, den der üppige Urwald, diese tropische Wildniß mit seinem Aroma, dem kühlen Schatten, freilich kein Ersatz für die leckere Seebrise und nur auf den engen Waldwegen, und bei dem Gedränge, welches seine Tausende verschiedener Bewohner verursachen, immer wieder neu und reizend. Die Nächte sind jetzt wunderschön, vier Planeten (Jupiter, Mars, Saturn und Venus) in überraschender Pracht sichtbar, und Himmel und Erde funkeln, jener von Glanz der Sterne, diese von den Leuchtkäfern, welche die Luft und den Boden mit dem lebhaftesten Lichte durchschwärmen und bedecken.

Dabokrom, den 22 November 45. Gestern nach Mittag schaß ich eine große Schlange auf der großen Oelpalme, dicht hinter meinem Hause am Saume des Waldes, welche nach Aussage der Neger oft schon von ihnen bemerkt worden war, stets zur Reife der rothen Oelnüße, die sie gern fetzt, sich einfand, und in der That hatte ich auch schon lange vorher angefressene Oelnüße am Fuße der Palme bemerkt, jedoch geglaubt, dieß rühre von kleineren, die Nacht belebenden Thieren her, und jetzt erst höre ich, daß ein alter Neger unseres Werkvolks, der eine große Kenntniß von Pflanzen, Heilmitteln und diesen und jenen nützlichen besitzt, auch Palmwein zu zapfen versteht und in Elmina Negerdoctor war, schon früher aus diesen Anzeigen vor der Nähe jenes Baumes als gefährlich gewarnt hat. Die Schlange war in den unteren, mit Schlingpflanzen durchzogenen Zweigen, ich wartete die ihr Kopf frei und nicht von anderen Theilen des Leibes verdeckt war, um diese nicht zu verletzen, und

schoß auf sie; war der Schrot zu grob, ich hatte das Gewehr am Morgen für Habichte (eigentlich Sperber, Milus) geladen, oder was anderes, denn fehlen konnte ich sie kaum, jedoch sie war nicht tödlich getroffen, sondern flüchtete eilend nach oben; sogleich schickte ich ihr aber den zweiten Lauf nach, der flüchtig geladen war, und sie glitt todt auf den Boden. Sie war sehr gut geschossen, nichts am ganzen Fell verletzt und nur einige Schrote in den Kopf; dennoch aber wand sie sich wohl noch über eine halbe Stunde, und sperrte in blinder Wuth uns den Rachen entgegen, so klaff war das physische Leben der Muskeln und Nerven. Befagter Neger holte schnell ein Kraut, welches er laute und in die Hände rieb, dessen Geruch und ausgepreßter Saft die Schlangen betäubt, packte sie dann und ich steckte sie in eine Flasche mit Spiritus, um sie zu bewahren; sie ist gegen 8 Fuß lang, in der Mitte $1^1/_2$—2″ dick, von gelber, ins Orange fallender Grundfarbe, geschuppt, und die Schuppen mit schwarzer und grüner Zeichnung an den Rändern; übrigens ist sie giftig, und darum durch ihre Größe um so gefährlicher. Ein einglesemal ist mir früher hier so eine Schlange auf einem schmalen Wegpfade begegnet, verlor sich aber im Dickicht; außerdem habe ich nur kleinere, zum Theil giftig. zum Theil nicht, gesehen, jene weiß schön, oft schwarz sammtartig gefleckt, mit zwei kleinen Hörnchen oder Büschein auf dem Kopfe. Vorgestern Nacht hat ein Tiger in Pobe, ½ Stunde von hier, 6 Schafe gerobtet; hier habe ich bisher noch nichts in der neuern Zeit gespürt, vermuthlich weil ich jetzt in der Regel kein Vieh habe, sondern das, was ich brauche, holen lasse. Eine schöne Milchziege starb mir letzthin, wie ich vermuthe, in Folge des mechanisch und wohl auch chemisch zu scharfen Futters, weßhalb auch Pferde hier nicht aufdauern, zunächst vielleicht aus klimatischen Ursachen, oder auch an großer Austrocknung des Leibes durch Mimbr. Eine andere junge Ziege ward beim Fangen, um sie zu schlachten, so wild und verschüchtert, daß sie in den Wald flüchtete; hier war sie nun als verloren zu betrachten, denn man muß diesen dichten Wald sehen, um sogleich den Gedanken an ein Eindringen und Jagen in demselben aufzugeben, außerdem mußte sie über kurz oder lang ein Raub der Tiger werden oder verenden. Einmal zeigte sie sich auf einem der schmalen Negerpfade durch den Wald, ich folgte ihr, doch sie eilte endlich seitab in das Dickicht, so daß ich die Jagd aufgeben mußte, zumal ich, ihr nachspürend, bis in die Hüften in schlammigen Morast und mit jedem Schritt immer tiefer versank, aus dem ich mich mit knapper Noth mit Hülfe meines Gewehrs und eines in der Nähe befindlichen umgestürzten Baumstamms errettete; den andern Tag erlegte ich sie aus weiter Ferne, als sie sich am Waldesſaume blicken ließ, so daß sie sofort zusammenstürzte.

Heuschl ist noch nicht da; ich bin in voller Thätigkeit, ruhe und raste nimmer, bin der erste und letzte, und muß aller Orten seyn, bald nur zu dirigiren, anzuordnen, zu lehren, zu bessern und selbst zu bessern, bald zu strafen und schelten oder zu loben. Ja und dennoch ist alles dieß, da wir noch keine neuen zuverdächten Arbeiter haben, nur mittelbar, und entfernt unseren eigentlichen Zweck der Expeditionen unterstützend; diese war aber auch gar nicht vorbereitet und in vielen Fällen so schlecht ausgerüstet, und so vieles nicht beachtet und vernachlässigt, daß es selbst mit Europäern schwer gewesen wäre, ans Ziel zu gelangen.

Wir haben jetzt wieder sehr heiße Tage, unter 25—30° C. sinkt das Thermometer im Schatten selbst bei Nacht und nach starkem Regen nicht. Aber das Wetter ist unbeständig; Tornados, jene fahren Regengüsse mit heftigem Gewitter und Sturm, der hier durch den Wald gemäßigt oder abgemehrt wird, unterbrechen es nur zu oft. Ach und das ist so erbärmlich hier; alles bleibt lange naß, der Wald schwimmt nachher in unduchdringlichen Dunstmassen, dir dann am Morgen und Abend das Land wieder im Thau erfäuſen, ja nicht einmal in den Häusern, oder Hütten, denn eine nur halbweg ordentlicher Scheune ist ein Palast dagegen, bleibt es trocken; die elenden Palmblattdächer schlechter als Stroh, leden überall und was Seewasser, allerhand Ungeziefer und das feuchte Klima noch unverdorben gelassen hat, verzehrt nun dadurch.

Diese Regengüsse bringen auch jene majestätischen Erscheinungen wieder, die Baumsäuge; Schauspiele kann man nicht sagen, denn sie treffen nur das Ohr gewaltig. Oft lange nachher regnete es gegen Mittag, wie meistens, dann im Beginn der Nacht Kürzl einer jener Riesen, bäume, wie sie an Größe und Zahl wohl nur eine tropische Wildniß aufzuweisen hat, aus Alter und gedrängt durch die Regenlast, oder vom Blitz verletzt, mit donnerndem Krachen zu Boden (und wann der Sturm im Walde brauſt und knarrt, die Riesenstämme stürzend Nachbarstämme und Nachbarstämme quetschend niederstreift, und ihren Fall dumpfhohl der „Hügel donnert“ u. s. w. — Faust); ein Berg kann mit mehr Ruhrube und fürchterlicherem Getöse nicht zusammenstürzen, und ängstlich gespannte Lauschen fesselt das erschreckte Ohr des Europäers, war er zum erstenmale Zeuge davon.

Daborkrom, den 23, 11, 45. Vorgestern tödtete ich eine sehr große Tarantel und auch letzthin schon eine kleinere in meinem Schlafzimmer, die ich für eine Spinne damals ansah; ich habe mich gegraubt, daß auch diese gefährlichen Thiere hier sind, und hatte schon an den Scorpionen genug. Je länger man hier ist, umsomehr entfalten sich die dergleichen Unnamehmlichkeiten.

Ich habe hier zwei Delpalmen, elais guineensis, fällen lassen, um daraus Palmwein zu zapfen; zu diesem Behufe wird, wenn der Baum mit der Wurzel ausgegraben ist und auf dem Grund liegt, in den oberen Theil desselben parallel der Axe des Stamms ein paralleloyipedisches Loch geschnitten, welches gleichsam als Sammelraum dient, dieses wird unten durchbohrt und dahinein ein feines Röhrchen gefleckt, durch welches der Palmwein abfließt, den man in einem untergestellten Gefäß sammelt. Gern läßt man den Baum acht Tage liegen, bevor man ihn anzapft, der Wein ist dann bitter, lieblicher und nicht so berauschend. Doch kann so der Wein noch nicht gewonnen werden, vielmehr erfordert dieß noch eine besondere Manipulation mit Hülfe des Feuers; es wird nämlich ein Bund brennender Späne in das vierlantige Loch gehalten und das Feuer davon gegen die Wand des Loches, welche gegen die Wurzel des Stammes hin gelegen ist und woraus der Saft hervorquillt, mehrmals geblasen, dann diese angeblasene Stelle abgeschnitten, das Loch gereinigt, bedeckt und nun ein Gefäß untergestellt. Nach zwölf Stunden ist dieses (hält es etwa 4 Flaschen = 1 Gallone) in der Regel voll je nachdem der Baum alt und groß und saftreich ist, und wird durch ein anderes ersetzt. Gewöhnlich nimmt man diese Operation des Anblasens Abends vor. Der Wein der ersten paar Tage ist nicht besonders wohlschmeckend, der spätere aber sehr angenehm, oft moſtartig, oft wie Gose schmeckend, je älter, je säuerlicher; er mousirt, ist schwach möglich von Anschen und unversüßlich ziemlich berauschend; das Ausschäumende schwinge Abschneiden geht nur bis zu einem gewissen Punkte, und die Masse, welche man nach und nach abschneiden kann, ist ungefähr $1^1/_2$—2′ lang. Das feine, welche Innere der Palme, das durch das Ausschneiden frei und nach dem Innern des Loches zu (welches in das selbe hineingeschnitten ist), bloß gelegt ist, dringt nach dem jedesmaligen Schneiden etwas hervor, es quillt heraus, so lange nämlich der Baum noch Saft hat, noch Wein gibt; thut es das nicht mehr, so ist dieß ein Zeichen, daß es mit dem Zapfen sein Ende hat. Das Abschneiden und Fenestanblasen dient dazu, diesen feinen weichen inneren Theil, aus dem der Wein quillt, trocken zu halten und vor dem Verderben und Versaulen zu bewahren und wird, wie schon gesagt, einmal in 24 Stunden und zwar des Abends vorgenommen; während man den abgeflossenen Wein in der Regel zweimal des Tages, des Morgens und Abends, wegnimmt und ein neues Gefäß unterstellt, was übrigens gleichgültig ist.

(Schluß folgt.)

Weitere Goldfunde. Man will jetzt allenthalben Gold finden, und nicht bloß an den bisher bekannten Orten. Die neuesten englischen Nachrichten (Shipp. Gaz. 18 October) melden, daß man Gold in Costa Rica und im Mosquito-Lande, ebenso in Peru etwas nordwärts von Lima gefunden habe; doch soll letzteres die Arbeit nur mit Maschinen lohnen. Man scheint in Amerika mit dem Goldauffinden jetzt ziemlich fest zu seyn.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 255. 23 October 1832.

Die amerikanische Originalliteratur.

Uebersichtliches vom laufenden Jahre.

Multum sed non multa!

Vor allem ist ein Schreib- oder Druckfehler zu berichtigen, der sich im vorigen Artikel (f. Nr. 97 vom 22 April d. J.) eingeschlichen hat: nicht in Washington, sondern zu Philadelphia wurde der Congreß abgehalten, wo man über die herrschende Geschäftssprache abstimmte, und es möge dieß darum besonders berichtigt werden, weil auch die kleinste Irrung zur willkommenen Faulbank für Träge sich zu gestalten pflegt.

Zwar fehlt noch viel daran, daß die Speisekarte des amerikanischen Literaturmarktes eine Länge aufweiset, wie solche etwa Deutschlands Verhältnisse hervorbringen; indessen arbeiten doch schon verhältnißmäßig genug, wenn nicht zu viel Köche am Stopfen des Riesenmagens unseres Publicums, der an Verdauungskraft wo möglich noch den europäischen, respective deutschen, überbietet. Rechnet man die Nummern der Küchenzettel vom Febr. bis April d. J. zusammen, so liefert allein die Section „Religion“ nicht weniger als 31 Artikel, darunter nur eine Predigtsammlung von Beecher und ein Band Vorlesungen über die Apokalypse von Wordsworth. Das Publicum ist demnach bei all seiner kirchengängerischen Neigung gleichwohl genügsam, indem es an den zahllosen mündlichen Sermons ein Genüge zeigt. Es wird aber auch wirklich hier zu Lande so heillos viel gepredigt, (von to speech) wie unsere Pennsylvanier-Deutschen sagen, daß man sich über einige Genügsamkeit mit dem Felde der Buchliteratur gar nicht wundern kann. Von welchem Caliber übrigens diese Religionsliteratur in ihrer Mehrheit ist, ergibt sich schon aus den Titeln: 1) der Weg Gutes zu thun von Abbot; 2) über Offenbarungen von Barnes; 3) erschütternde Begebenheiten für Eltern und deren Kinder bis ins dritte und vierte Glied, von Belden; 4) Capitel aus dem kurzen Katechismus; 5) die Haspel in der Flasche für Jack, d. i. Abenteuer der zwei Königsseelente auf ihrer Reise nach den himmlischen Gefilden, von Cheever; 6) Tägliche Schritte zum Himmel; 7) Uebersetzung von E. Kipps wahrer Praxis der Religion; 8) die triumphirende Unsittlichkeit von Dodd (NB. europäische Leser können sich übrigens trösten, Mr. Dods beweist gleichwohl die Wirksamkeit der göttlichen Offenbarung); 9) Rächte und Morgen, oder Trostesworte an solche, welche Thränen säen und Freude ernten sollen, von Dowling; 10) der gekreuzigte Christus, die Summe und Wirkung des Evangeliums, die einzige Hoffnung des Sünders und die Glorie des Christen von Harlbo; 11) Skizzen eines Missionszuges von Hall; 12) Vorlesungen über Universalismus von Hawas; 13) Warum sollte ich ein Pastor seyn? Unterhaltungen über das Evangelium ꝛc.; 14) Vier Vorlesungen des Cardinal Wisemann über den Dienst der heiligen Woche; 15) ein Band fromme Abhandlungen des alten Buntan; 16) Murray's Romanismus daheim (in Amerika), 17) Sammelsurium (gatherings) aus eines Pastors Schublade von Nelson; 18) Stephan Olles Werke; 19) devote Uebungen für die Töchter Israels von Harshall; 20) Weizen oder Spreu? von Ryle (habe nicht gehört, welches von beiden hier zu Tage gefördert wurde); 21) die Glorie des Christen von Spring; 22) der Sonntags-Schullehrer; 23) der Freund des Trauernden von Syme; 24) die sieben Kirchen Asiens von Willis. Unter den wenigen Artikeln, die einen wissenschaftlichen Anstrich verrathen, sind zu nennen: eine Uebersetzung von Neanders Erklärung des Jakobs Briefes; ein Commentar zum Sprüchwörterbuche von Stuart; Thom über die Epistel Pauls an die Corinther, und Laurs's Missionen in Tonga und Fitschi (Feedjee).

Weßhalb ich das Titularmisere der Religions-Literatur so speciell zergliedere? Ei, weil es sonst nicht geglaubt werden könnte und nebenbei charakteristisch für den ganzen Speisezettel ist. Blicken wir z. B. ins Fach der Erziehungswissenschaft mit dahin gehöriger Philologie, so bieten sich in der Dreimonatperiode 18 Artikel dar: 1) der Agamemnon, ins Englische übersetzt, also Fleischkräcke, von W. Peter; 2) ein Handbuch griechischer Alterthümer mit Illustrationen, 437 Seiten 12mo. stark, von Anthon; 3) ein spanisch-englisches Wörterbuch von Cadena und 4) ein französisch-englisches von Collot; 5) Erklärung der Gesetze der lateinischen Sprache von Harrison; 6) Meadows spanisch-englisches Wörterbuch; 7) Owens Griechisch-Leser. Auswahl; 8) P. Parley's erste Buchstabir- und Lesebuch; 9) der Musterspreecher von Sargent (Declamationsstücke); 10) Schmitz' lateinische Elementargrammatik; 11) die Elektra des Sophokles ins Englische verpolaistert. Fleischkräcke; 12) praktische Arithmetik von Stodhart; 13) und 14) französisches Handbuch und Reisegenoß nebst Wörterbuch (franz.-engl.); 15) Walkers Wörterbuch der englischen Sprache; 16) Websters Phonographie-Lehrer; 17) Whaleh's Auswahl englischer Synonymen; 18) Worcesters historischer Atlas in 12 Karten, 4te neue Auflage. Man wird da allerdings nur Oberflächliches finden, aber das ist ja eben so bezeichnend in diesem Lande der Self-made-men (selbstfabricirten Leute), wo von Erziehung eigentlich keine Rede sein kann, indem dabei die Jugend nicht immer alles thun könnte was sie will, was hier gerade der Cardinalpunkt aller Erziehung ist.

(Schluß folgt.)

Fünfjähriger Aufenthalt in Westindien.

(Schluß.)

Ist das Verhältniß der dienenden Classe, auch bloß gesellschaftlich gesprochen, ein höchst unangenehmes, so läßt sich leicht begreifen, wie widerwärtig unser exclusiver Hr. Day berührt seyn mußte, daß er in dem Umgang mit seinen Landsleuten selbst, mit Ausnahme der Officiere, unter denen er „Gentlemen" traf, so wenig Erholung fand. Seine Urtheile über diese Landsleute gehen bis zur Härte, und namentlich hat er die Schotten, was man sagt, auf dem Strich. Unter vielen Stellen, wo er seinen Aerger über diese ausläßt, führen wir nur eine (I. p. 174) an, wo es von Port of Spain heißt: „französische und spanische Mulatten sind hier zahlreich, und fast jeder weiße Eingeborne Großbritanniens ist ein Schotte, gemein, roh, unwissend und dogmatisch. Der abscheuliche Dialekt von „Glaskie", Ayr und Dumfrieshire herrscht hier vor, und der ganze Auswurf Schottlands scheint seinen Weg nach Westindien gefunden zu haben, Bauern dem Stand und Krämer dem Geist nach. In der That, ein Gentleman ist, das Militär stets ausgenommen, ein seltener Vogel in diesen Colonien." Indeß verschont er auch seine speciellen Landsleute, die Engländer, nicht. Er machte eines Tages einen Ausflug mit „Einem Engländer, drei Deutschen, zwar Kaufleuten, doch gebildeten Leuten, denen ein französischer Creole würdig sich anschloß. Wir hatten einen sehr angenehmen Tag, aber Eins mußte mir auffallen, die ungeheure Ueberlegenheit aller hier sich aufhaltenden Fremden über die Engländer von gleichem Rang; unsere Landsleute, Engländer sowohl als Schotten, erscheinen ungebildet und gemein. Die brittischen Trinidadier sind kalt, selbstsüchtig und voll lächerlicher Anmaßung, ohne irgend Eigenschaften zu besitzen, welche dieselben rechtfertigen. Irländer sind sehr wenig in Trinidad und diese von sehr gemeiner Herkunft. Unter allen Classen herrscht ein gänzlicher Mangel an Grundsätzen, und es ist bekannt, daß in vielen amtlichen Stellungen starke Unterschleife vor sich gehen, niemand aber hat Lust einzuschreiten." Fügt man hinzu, daß auch sonst, namentlich in dem Verhältniß zu den farbigen Frauen, ziemlich allgemein eine sehr laxe Moral herrscht, so kann man sich das Bild selbst vollends ausmalen, das allerdings grell genug ausfallen mag.

Hr. Day ist weder mit der englischen Colonialpolitik, noch mit der Verwaltung sehr zufrieden, und meint, mit wenigen Ausnahmen habe es den Gouverneuren an Energie gefehlt, und sie hätten sich von ihren Umgebungen und Untergeordneten dupiren lassen. Der Fehler mag wohl darin liegen, daß sie englische Verwaltungsformen unter einer solchen Bevölkerung anwenden sollten. Auf den französischen Colonien ist die Haltung der Negerbevölkerung nicht um einen Deut besser als auf den englischen, sie gebärden sich aber ordentlicher, weil eine strenge militärische Polizei geübt wird, an der es auf den englischen Inseln, wenn wir Hrn. Day glauben dürfen, bedeutend fehlt. Bemerkenswerth ist sein Urtheil über die Amerikaner, denen er sonst im allgemeinen sehr schlimme Epitheta gibt, und über ihre Art die Neger zu behandeln; so sagt er (I. p. 220): „Die Segnung einer ungemischten weißen Bevölkerung kann nur derjenige schätzen, der in Westindien gewesen ist: nur wer sich unter den Negern und Mischlingen dieser Inseln befand, kann sich den geringsten Begriff von der Noth machen, wenn man mit ihnen und ihrem infernalischen Temperament zu thun hat, jetzt nämlich, wo sie frei sind und die Macht haben, es zu zeigen. In den Sklavenstaaten Nordamerika's weiß Bruder Jonathan, wie er sie in Ordnung zu bringen hat, und selbst in den freien Staaten sind sie genöthigt, höflich, anständig und fleißig zu seyn." Und an einer andern Stelle (II. p. 157): „So wenig ich die Amerikaner liebe, so muß ich doch gestehen, daß sie die einzigen Leute sind, welche mit Negern umzugehen verstehen. Die Amerikaner kennen sie und handeln darnach. Ehe ich Westindien besuchte, war ich anderer Ansicht, jetzt aber bin ich überzeugt." Mag man über diese Ansichten denken, wie man will, jedenfalls haben sie das Verdienst der Aufrichtigkeit. Nachdem der Verfasser die Franzosen in Guadeloupe mehrfach belobt, sie als gebildeter, artiger und minder selbstsüchtig [1] geschildert, und namentlich die strengere Ordnung, welche die Franzosen halten, hervorgehoben hat, sagt er doch: „Das moralische Erdbeben der Revolution hat in Guadeloupe viel schlimmer gewirkt als das physische, denn es hat alles was achtbar war, niedergeworfen, und die abscheulichen untern Classen nicht nur stehen gelassen, sondern sie gedeihen auf dem Ruin der andern. Der Neger singt, tanzt, lacht, schlägt in die Hände, denn komme was kommen mag, er hat eine Unabhängigkeit, welche der Weiße nie erwerben kann, bis der Europäer mit den Barbaren um ihn her verschmilzt. Das ist ein furchtbares, aber wahres Gemälde. Mit einer weißen Bauerschaft, so unwissend sie seyn mag, kann der gebildete und verfeinerte Mensch sympathisiren, aber mit dem Neger, der in jeder Beziehung so widerlich, so geistig stumpf, so voll wüthender, teuflischer Leidenschaften ist, ist dieß unmöglich. Gleichheit, Brüderlichkeit, so abgeschmackt diese Worte selbst in den gebildetsten Ländern sind, hier, in Bezug auf Neger, sind sie mehr als lächerlich. Was bleibt also dem Weißen übrig? Entweder diese Menschen zu ihrer angemessenen Stellung zurückzuführen, und sie zur Arbeit für das allgemeine Beste zu zwingen, oder die Inseln zu verlassen. Das erste ist wegen ihrer numerischen Ueberlegenheit unmöglich und das letztere wird früher oder später der unheilvolle Ausgang seyn." (II. 164.)

Dahin führt mit fast unwandelbarer Sicherheit der jetzige Bestand der Dinge, aber dennoch ist der Verfasser, und, wie uns scheint mit Recht, der Ansicht, daß England diese Colonien nicht aufgeben kann. „Einige Leute, sagt Day (I. p. 218), sind thöricht genug zu behaupten, diese Colonien hätten keinen Werth für das Mutterland, aber selbst wenn sie ihm kein Einkommen bringen, so sind sie doch die Marksteine, auf denen es über die Welt hinschreitet. Gebt sie auf und es ist als nehme man dem Löwen Mähne und Schweif; es könnte der Welt nicht länger zügeln (lash). Nein, wenn das Werk der Zerstörung nicht schon vollendet ist, so muß England auf jede Gefahr hin seine Colonien behaupten. Gibt es sie auf, so werden die Amerikaner sie nehmen, denn diese kennen ihren Werth sehr wohl." Die Anstrengungen, welche gegenwärtig in England gemacht werden, um die Regierung zu Schritten in Bezug auf die Colonien anzutreiben, sind der Beweis, daß man den Werth dieser Colonien, und namentlich die Folgen des Verlustes, in vollem Maaße erkennt, aber was soll geschehen? Das ist schwer zu sagen. Beförderung der Einwanderung allein wird nicht zum Ziele führen, es muß in Beziehung auf die Neger selbst, welche durch ihre besondere Fähigkeit das Klima zu ertragen und durch ihre Körperkraft stets die

[1] Dieß gilt namentlich von den Kaufleuten, und der Unterschied ist nach den Schilderungen allerdings höchst auffallend, hat aber seinen bestimmten Grund, der auf die ganze Verwaltung der Colonien zurückwirkt: der Engländer will bloß Geld zusammenscharren, und dann davongehen, um als unabhängiger Mann in seiner Heimath zu leben; der Franzose hat meistens im Sinne zu bleiben, nimmt daher Antheil an dem Zustand der Colonie, und sucht sie, so gut es geht, europäisch einzurichten. Von allem dem ist auf den englischen Colonien nicht die Rede, und die Folgen sind sehr sichtlich.

deutendste Classe der Bevölkerung bleiben werden, etwas geschehen. Hierin hat sich aber die Regierung selbst durch ihre lange Unterstützung der theoretischen Philanthropen sehr geschadet, sie wird von diesen einen sehr bedeutenden Widerstand erfahren, und die öffentliche Meinung muß in England in dieser Beziehung wesentlich umgestaltet werden, wenn man Maßregeln durchführen will, die speciell gegen die Neger gerichtet sind, auch wenn sie schließlich für die Neger selbst vortheilhaft sein sollten. Welche Ansichten in dieser Beziehung im Colonialamt noch herrschen, kann man aus dem von Hrn. Day angeführten Factum ersehen, daß die Gouverneure durch Privatinstructionen angewiesen sind, die Ausgleichung und Vermengung der verschiedenen Gesellschaftsclassen durch Einladungen an Farbige, wie an Weiße, zu fördern. Die Weißen wissen, daß dieß Vorschrift ist, und halten es den Gouverneuren zu gut, ein Erfolg wird aber dadurch nicht erzielt, denn die Racenabneigung herrscht nicht minder vor, und so werden diese Einladungen zu einem unpassenden Possenspiel. Man hat bisher die Neger und Farbigen verdorben durch das Interesse, das man in Europa für sie zeigte oder zu zeigen schien; das haben sie ihrer Vorzrefflichkeit und Bedeutung zugeschrieben, und benehmen sich jetzt wie verzogene Kinder. Ein strengeß ziemlich militärisches System, das, bei aller Billigkeit und Gerechtigkeit, sie in ihre Schranken weist, kann viel ausrichten, und ist vielfach nöthig, denn man muß sa nicht glauben, als ob sie ihre Insolenz nur gegen Weiße zeigen, im Gegentheil, sie haben vor diesen im Ganzen genommen noch einen bedeutenden Respect, unter einander aber erlauben sie sich die abscheulichsten Handlungen (II. 197), und wenn einer sich statt genug glaubt, seine schwächern Nachbarn zu tyrannisiren, so ist von Recht und Gerechtigkeit nicht mehr die Rede. Wären einmal die Weißen fort, so würde die Anarchie auf den Inseln vollkommen anbeben. Bis jetzt hat man in Westindien die Neger auf eine wahrhaft kindische Weise gefürchtet, „und diese Furcht zeigten (s. II. p. 199) die Behörden in ganz Westindien bei allen Gelegenheiten. Man ließ sich alle ihre Insolenz mit der tiefsten Demuth gefallen, als eine ganz natürliche Sache, und das haben die Schwarzen bald begriffen. Dieß sind die Folgen einer schwachen, auf Unwissenheit und falsche Ansichten gegründeten Gesetzgebung in England; man fesselte die Colonialbeamten, indem man sie hinderte ihre locale Erfahrung zu benützen. Ich kenne nichts klägligeres als einen schlecht unterrichteten Minister, der von England aus das Benehmen derjenigen leiten will, die durch ihre Stellung sehen, und sehen müssen, wie die Sachen wirklich stehen. Oberst Reid, ein edelgesinnter, milder, philanthropischer, aber energischer Mann, sah klar was nöthig sey, und handelte darnach, deßhalb ward er über Bord geworfen.“ Wir führen diese Stelle an, um zu zeigen daß im englischen Colonialamt, dem eigenwilligsten und häufig unwissendsten von allen, ein ganz anderer Geist wach werden muß, wenn ersprießliche, zum Zweck führende Maaßregeln ergriffen werden sollen. Wir sagen das Colonialamt, denn man kann die wesentlichsten Aenderungen ohne das Parlament auf dem Verwaltungswege durchführen, und dieß ist es, was man von dem jetzigen Ministerium mit einiger Zuversicht erwartet; es wird aber auf manche Klippen stoßen.

Chronik der Reisen.

Kieslers Aufenthalt an der afrikanischen Westküste.

Zweiter Abschnitt.

(Schluß.)

Ueber den Ursprung des Palmweins herrscht folgende Sage unter den Negern: In frühen alten Zeiten, als noch kein inländisches und europäisch-berauschendes Getränk den Negern bekannt war, lebte in einem Waldthom im Königreich Fanti ein mächtiger und reicher Caboffr, welcher einen Jäger hatte; dieser Jäger ging einß auf die Jagd und stieß auf einen Trupp sehr großer Affen (wohl Schimpanse, welche hier existiren, groß sind und Aehnlichkeit mit der menschlichen Gestalt haben); er wollte den größten erlegen, der ihn aber in demselben Augenblicke mit menschlicher Stimme bat, seiner zu schonen, wofür er ihm etwas zeigen und lehren wolle, was die Menschen noch nicht kennten, sie aber fröhlich und glücklich machen würde. Und hierauf zeigt der Affe dem Neger das ganze Verfahren mit der Oelpalme, um sie auf Wein zu benutzen. Der Neger begnügt sich, sammelt einen großen Topf voll Palmwein und bringt diesen seinem Herrn, dem er auch die Art und Weise, wie er dazu gekommen, und dem ganzen Vorgang der Sache erzählen muß. Der Caboffr und seine Freunde tiefen sich den neuen Trank wohlschmecken, aber schon nach wenigen Calebassen ward er trunken und fiel in Schlaf; als dieß seine Freunde sahen, glaubten sie, der Jäger habe ihm ein Leides mit dem Wein angethan, und tödteten ihn auf Wuth und in der eigenen Trunkenheit. Der Caboffr aber erwachte bald wieder, und wenn er auch über den Tod des Jägers grämte, so war er doch im Besitz der Zubereitungsart des Weins, was weit mehr gal als das Leben eines hier als Sache betrachteten Menschen. Er ging in den Wald und zapfte sich Palmwein, der nun bald bekannter und verbreiteter wurde.

Der Wein der Oelpalme ist der eigentliche Palmwein und der wohlschmeckendste; äußerdem wird noch aus vier Palmen Wein gezapft, nämlich aus der Kriffia, welche 3—4' über dem Boden abgehauen und der Stock gehöhlenne Rumpf oben ausgeschält wird; in dieser Höhlung sammelt sich der Wein, der durch ein angestecktes Röhrchen in ein angehangenes Gefäß fließt; die Corospalme und Pardon (wohl identisch mit Rinde, woraus hier im Akanias'chen der meiste Palmwein gewonnen wird), bei welchen zwei oben die Krone abgeschlagen, und der Stamm ausgehöhlt und sofort verfahren wird, wie bei Kriffia und der Palmiet; diese und die Cocos dienen besonders an der untern Küste dazu. Bei diesen vier Arten wird jedoch das Feuerbrennen nicht angewendet.

Der Palmwein ist ein Lieblingsgetränk der Neger, Alum oder Gnewer geht natürlich aber über alles. Uebrigens leben sie sehr einfach von Pisang, die trocken am Feuer geröstet werden, von Yams und Kanje, das ist Mehl aus groben und schweren, geschälten oder gebrannten Maisbrodyn, wozu der Mais auf einem großen Steine mit einem kleineren gerieben wird; doch ist Kanje schon etwas Gutes, noch mehr aber eine Dillon oder Stindfisch, d. i. in der Sonne getrockneter Fisch dazu, und ein gefrorenes Gericht Suppe, deren Hauptingredienz afrikanischer Pfeffer ist und wozu oft Palmöl kommt; den Vorrang nimmt die Malachet ein, eine Suppe, bestehend aus allen Arten afrikanischen Pfeffers, dessen gelindeste schon wie die Hölle und Schwefelsäure brennt, besonders die rothe Malachet, wozu noch die fleischige Hülle der Palmölnüsse, die das Palmöl geben, kommt; das Innere dieser Nüsse ist ein schwarzer, steinhafter Kern, der zuweilen zu einem weißen Brei oder Oel benutzt wird, welches unter anderem als Medicin dient.

Daboskrom, den 25, 11, 45. Gestern und auch zum Theil vorgestern war ein Höllentag für mich; ich wurde nämlich wieder einmal von dem fürchterlichen Schmerze im Hinterkopfe gepiagt. Gewöhnlicher Kopfschmerz, selbst die heftigste Migraine ist nichts dagegen, so daß ich sogar schon froh bin, wenn er sich dahin mildert, dann ist es doch zum Ertragen und Hoffnung, mit einem Tage davonzukommen. Es ist eine fürchterliche Pein, weder liegen, stehen noch sitzen kann ich, trostloses Umherelen, gleichsam sich selbst entfliehen wollen, ist das einzige noch. Tage und Nächte bohrt es brennend und nagend im Gehirn, und oft schlage ich verzweifelnd mit dem Kopf gegen das Bett, wenn Erschöpfung und Müdigkeit mich diesen qualvollen Aufenthalt in der Nacht suchen ließ; ich ließ geßern, als ich es nicht mehr aushalten konnte, den alten Palmweinzapfer Abaka rufen und mit Negermedicin machen. Erst brachte er eine graue Pflanze, welche mit Wasser zerrieben, Citronensaft hinzugepreßt und damit mir der Kopf gesalbt, gerieben und dann mit Wasser förmlich ersäuft wurde. Für den Moment half es, aber um so schmerzlicher stehte die Pein bald wieder zurück; nun brachte er mit in Kugel-

form, von der Größe einer Kartätsche zusammengeknetete, weißlich gelbe Masse, auch aus dem Pflanzenreiche, diese wurde mit Wasser und Citronensaft verdünnt, theilweise so auf den Kopf gerieben, theilweise in den Mund von einem meiner Diener genommen und so als feiner Sprühregen ausgespritzt. In der That verließ mich der Schmerz auch gegen Abend, ob in Folge dieser Maßkrätzionen meiner Hirnschale oder von selbst oder durch das gebotene Beßglas guten Magenbitters, was ich genommen hatte (ein Mittel, das mir zuweilen schon gute Dienste geleistet), weiß ich nicht; stark genug sind übrigens diese Negerembeinen, und oft wünscht man sich bei ihnen für einige Zeit etwas von der Natur eines Wilden. Möglich daß dießmal der Magen Schuld trug, denn, wir schon erwähnt, sept sich in heißen Klimaten ungemein viel Galle ab, die auch durch den unvermeidlichen häufigen Aerger vermehrt wird, und dadurch so wie durch andere der Hitze zuzuschreibende Ursachen wird die Verdauungskraft geschwächt. Jener Bitter, sonst nicht mein Freund, wie alles derartige, ist dennoch gerade hier sehr gut; er besteht aus gutem Genever, der auf Pommeranzenschalen und eine eigene hiesländische gelbe Rinde gegossen ist, die hier schmeckt, gut für den Magen und besonders heilsam gegen die Galle ist.

Gestern kam auch Heusch, leider allein; der Gouverneur und der Militärs-Kommandant Lieutenant Orth, ein sehr guter mir bekannter Mann, kommen noch des Königs (den 6 December) Geburtstag hieher.

Die Neger sind närrisches Volk, und wer ihre Art nicht kennt, versteht sie gerade umgekehrt. So sagen sie z. B. wenn ich frage: „war der Gabofie nicht zu Hause?“ so heißt mir; oder: es fehlen 6 Flaschen Wein, um zu sagen. sie sind noch da, wobei sie jedenfalls im ersten Falle die in der Frage befindliche negative Vermuthung bestätigen und im zweiten sagen wollten, es fehlen noch 6 Flaschen, dann sind sie alle leer, der ganze Wein auf; sie stellen sich das Ausleeren als starke Arbeit vor, wie viel noch zu thun ist, das fehlt also noch an der Verrichtung davon. Höchst komisch drücken sie sich auch oft in ihrem gebrochenen Holländisch und nach ihrer eigenen Sprache und Denkweise aus; so mußte ich in Elmina einen Diener verabschieden, weil er krank war, und trug ihm auf, mir einen andern zu besorgen; er brachte auch einen, der zufällig denselben Namen führte, wie der alte sehr ehrliche Magazinverwalter des Lieutenant Orth; ich fragte daher, ob er ein Sohn von diesem sey; darauf antwortet mir der alte Diener: nein, Menschen großen Fetisch machen — d. h. ein Kind, und wollte damit sagen, daß dieser ein Sohn des Fetischpriesters des ersten Fetisches in Elmina (des dortigen Flusses Benjan) mit einer der demselben geweihten Negerinnen (Fetischmädchen) sey.

Daboforom, den 2 Dezember 45. Vorigen Freitag (28 November) bin ich aus meinem bisherigen Hause ausgezogen in mein jetziges, von mir in den letzten Wochen neu hergerichtetes; ich hatte zwar in dem alten eine neue Verabredung getroffen, und es war alles noch den Umständen recht gut, allein schon in den ersten Tagen meines jetzigen zweiten Aufenthaltes in Daboforom entdeckte ich mit Schrecken, daß es vom Grund die Fest gänzlich ein Raub der weißen Ameisen geworden war; die Wände und deren Gicke, das Dach in allen seinen Theilen hatten sie zerfressen und ich mußte fürchten, daß mir dieses mit dem ersten Tornade auf den Kopf stürze; aller Orten lamen diese kleinbasten und höchst schädlichen Thiere — in einer Nacht können sie einen Ballen Nowoolt durchfressen und nichts, besonders Holzwerk nicht, ist vor ihnen sicher — hervor, und um nur den Tisch und Stuhl, so wie mich selbst davon frei zu erhalten, mußte ich im Wohnzimmer über mir gleich einen Baldachin ein großes Bettluch aufspannen. Nun war guter Rath theuer, denn ein neues Haus ist sobald nicht gebaut, da der Lehm trotz der großen Hitze dennoch schwer trocknet, was seinen Grund in der durch die häufigen und starken atmosphärischen Niederschläge stark mit Feuchtigkeit geschwängerten Luft hat, und an dem allen war nichts mehr zu hallen. Schwer jedoch war die Wahl aus dem Grunde wieder nicht, weil außer unseren Wohn- und Wirthschaftsschlössern nur noch ein einziges im ganzen Krom war, welches meinem Zweck entsprach und nach meinen Bedürfnissen hergerichtet werden konnte; und zwar ist es das des alten guten Gobefiee, weßhalb ich es ungern nahm, doch ist es fast immer mit seinem Bruder in Brija, einem etwas größeren Krom, etwa zwei Stunden von hier, außerdem aber mit so ergeben, daß mir alles, was er besitzt, mit Freuden zu Gebote steht. Daboforom ist kein eigentliches Krom, sondern war früher ein Platz, wo sich die Einwohner der verschiedenen Dörfschaften von fast ganz Abanta während einer gewissen Theile des Jahres ansiedelten, um hier und in der Nähe das reiche Land auf Gold zu vermaschen; daher war früher hier eine außerordentliche Zahl von Häusern, die aber jetzt mit wenigen Ausnahmen verfallen und spurlos verschwunden sind, zuweilen noch trifft man jetzt Spuren davon an Punkten, die mit dichtem Wald bewachsen sind; damals mag es in der bewohnten Zeit ungemein lebhaft, ja wie auf einem großen Markte hier hergegangen seyn, jetzt kann man sich von dem elenden, erbärmlichen und traurigen Ansehen, und von dem todtenstillen Leben oder vielmehr Nichtleben kaum einen Begriff machen, es weht außer uns und unseren Dienern und einmaligen Arbeitern nur von zwei Menschen bewohnt, zwei alten Männern mit ihren nicht zahlreichen Frauen; es gehört übrigens unter Brija. Das erwähnte Gebäude bildete das Haupthaus eines kleinen, festzugen Meierhofs, vor ihm war ein kleiner freier Platz, an dessen Seiten rechts und links, so wie gegenüber, sich andere Häuser befanden; diese sind ich bis auf das letztere, welches ich für den Gobefie übrig ließ, weg, wodurch ich einen großen freien Raum erhielt, diesen ebnen und mit Kies besternen und daran unser zweites Logergelt, von dem lustig die Flagge weht, aufschlagen ließ; so ein Zelt ist in dem heißen Klima außerordentlich angenehm. Im Hause selbst aber mußte ich nicht weniger wirthschaften, Wände einreißen, Thüren und Fenster einsetzen, Grund und Wände repariren und das Ganze von innen und außen weißnen lassen; das alte Dach behielt ich bei, denn es ist wenn Rauch ganz schwarz und durchtrungen, wird also wohl etwas länger den Angriff der Ameisen und anderer Insecten widerstehen, doch ließ ich ein neues oben darauf legen; diese Dächer sind, wie schon früher erwähnt, von Palmblättern und sehr schlecht, sie lecken sehr leicht. Thüren und Fenster — will aber sagen Oeffnungen, die sie vorstellen, denn es sind nichts als Löcher, vor welche, bereiten sie Läden, eine Wand oder Tafel von Palmzweigstöcken gestellt wird, außer denen ich mir aber auch noch von demselben Stoff eine Art Rouleau für die Fenster habe machen lassen, in die ich äußerdem Rahmen mit Gaze überspannt, gestellt habe. Die Wände sind etwa 6—7 Fuß hoch, und wenn auch krumm und dünn, und das Ganze elend und erbärmlich, so habe ich es doch durch Ordnung und Reinlichkeit, aufgehängte Spiegel und Bilder, ausgebreitete Matten und Decken erträglich gemacht, für einen Neger palastähnlich und fürstlichen Ansehens. Ich habe drei Zimmer, nämlich ein großes Wohnzimmer, dann in der Mitte ein Schlafzimmer und an dem anderen Ende eine kleine Diele, das Wochzimmer. Von meiner vorigen Wohnung liegt die neue um die ganze Breite des Kroms entfernt, dicht am Wald und gegenüber dem Wege nach den alten Gruben; der ausgebogene Raum, auf welchen sich das Krom desinnt, ist nah genug rund, in ihn münden drei Wege, ungefähr in den Punkten einer rechtwinklichen Dreieck, der eine von Anteuft, der andere von Bobo und der dritte von den alten Gruben.

Aegyptische Alterthümer im Louvre. Das ägyptische Museum hat jetzt Clot Bey's Sammlung erhalten. Es finden sich darin zwei schöne Sarkophage von Basalt, aus der saitischen Epoche, sehr fein gravirt, eine bedeutende Reihe von Bronzefiguren, welche Gottheiten und heilige Thiere darstellen, Vasen von verschiedenen Steinen, Holzschnitzereien, unter anderem einen Thronsitz, der in Basrelief einen Fürsten aus der Familie Sapsis darstellt, den Erbauer einer der Pyramiden, ein kleines Goldgefäß mit dem Rahmen von Menes u. s. w. Auch hat das ägyptische Museum Vasen und kleine Figuren aus Terra Cotta von Hrn. Botsiffer erhalten; diese merkwürdigen Denkmäler zeigen die Umgestaltungen, welche die Griechen Alexandreins mit den ägyptischen Gottheiten vornehmen. (Revue archéol. October.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 256. 25 October 1852.

Ueber die geologischen Verhältnisse des indischen Archipels.

(Nach Windsor Earl im Journal of the Indian Archipelago. Mai 1852.)

Wer im indischen Archipel reist, bemerkt bald, daß in dem Bau der verschiedenen Inseln ein großer Unterschied ist: einige sind mäßig hoch, und das Land fällt sehr allmählich gegen das Ufer ab, so wie auch die Meerestiefe allmählich zunimmt; andere steigen aus unergründlicher Tiefe auf, und enthalten hohe Berge, worunter thätige Vulcane, während eine dritte Classe, namentlich die größeren, wie Sumatra und Borneo, einen gemischten Charakter haben, wobei jedoch die beiden Formationen sehr deutlich getrennt sind. Der Zweck dieser Abhandlung ist, eine übersichtliche Darstellung zu geben, wie sie sich mir bei einer mehrjährigen persönlichen Bekanntschaft mit dem indischen Archipel aufdrängte.

Der Contrast, den die vulcanischen Inseln des Archipels bieten, wenn man sie mit dem australischen Continent vergleicht, fällt namentlich auf, wenn man von Port Essington herkömmt, und zum erstenmal das Meer durchschneidet, das die Continente Asiens und Australiens trennt. Ehe man noch über die große Bank hinaus ist, welche sich längs der Nordufer Australiens ausdehnt, steigen die hohen Berge Timors auf. Wie man sich dem Lande nähert, geht die Farbe des Wassers plötzlich von Grün in ein tiefes Blau über: man ist jetzt über den steilen Rand der Bank hinaus, und schwimmt auf dem unergründlichen Meer, das die vulcanischen Inseln des Archipels umgibt. Bei näherer Untersuchung findet man, daß das Land von Timor schroff aus der Tiefe des Meeres aufsteigt, so daß an manchen Stellabstürzen, welche das Meer überhängen, ein langes Senkblei den Grund nicht erreicht, während die wenigen Stellen, wo der Anker Grund findet, so nahe am Ufer liegen, daß man sie nur benützen kann, wenn der Wind vom Lande herrecht. Die ganze Inselkette von Java bis Timor trägt denselben Charakter: hohe vulcanische Gipfel, von denen mehrere wirklich in Thätigkeit sind, während die Inseln von einander durch schmale Canäle von unergründlicher Tiefe getrennt werden, durch welche die Strömung vom stillen Meer her, durch die herrschenden Ostwinde getrieben, mit Macht sich drängt. Ist aber der Reisende über diese hinaus, so bemerkt er abermals einen Wechsel in der Farbe des Meeres: das tiefe Blau geht wieder in Grün über, und wenn man sondirt, findet man einen Grund von feinem, thonartigem Schlamm, der genau der Bank entspricht, welche an der Nordküste Australiens hinläuft: er befindet sich nun auf der großen Bank, welche von dem Südostende Asiens weit hinein, gegen 1000 (engl.) M., in einer durchschnittlichen Tiefe von 30 Faden in die Meere des indischen Archivels sich erstreckt. Die Inseln verlieren jetzt den vulcanischen Charakter, und wenn man nach Singapore, nahe an der Südspitze der malayischen Halbinsel, kommt, so ist die allgemeine Aehnlichkeit des Landes mit dem um Port Essington stark genug, um auch dem sorglosesten Beobachter aufzufallen. Das Land ist niedrig und wellenförmig, am Ufer wechseln rothe Klippen mit sandigen Ufern ab, sogar der rothe Eisenstein, den die indischen Geologen unter dem Namen Laterit kennen, ist vollkommen derselbe mit dem an der Coburger Halbinsel, und selbst bei näherer Untersuchung findet man, außer in der Vegetation, sehr geringen Unterschied.

Die Aehnlichkeit in der Richtung der Bergketten im südöstlichen Theile Asiens ist schon oft bemerkt worden. Diese laufen unwandelbar in gleicher Richtung von NNW nach SSO, und sind alle von Urimärformation. Die Kette, welche längs der malayischen Halbinsel hinläuft, ist die auffallendste: sie setzt sich mit Unterbrechung nach Billiton und Banka fort, und vielleicht kann man sie bis an die Nordküste Java's verfolgen. Diese Kette ist die metallreichste, jedenfalls diejenige, wo man Minenoperationen mit dem größten Erfolg betrieben hat, wahrscheinlich weil die Schichten vermöge ihrer centralen Lage am wenigsten durch die Convulsionen gelitten haben, welche die Länder auf beiden Seiten erschütterten. Der Reichthum der Goldminen auf der malayischen Halbinsel, so wie der Zinnminen von Banka ist wohl bekannt. Diese Kette kann man als den Rückenwirbel der großen asiatischen Bank betrachten. Sumatra, das auf seinem Westabhang liegt, war vulcanischen Erschütterungen unterworfen, doch nicht so stark, um die Richtung seiner Bergkette zu stören, welche mit der der malayischen Halbinsel parallel läuft. Die dritte und letzte Kette, die man in den indischen Archipel hinein verfolgen kann, ist die, welche Laos und Cambodscha durchzieht, an dem Südende dieser Länder einen Augenblick verschwindet, sich auf Pulo Condor und den Natunas wieder zeigt, bis sie am Nordwestende von Borneo wieder auftaucht und sich durch die ganze Westküste bis zum südlichen Ufer fortsetzt. Hier verschwindet sie abermals, und zeigt sich nur wieder an der Ostküste Java's, wo sie ganz ausförrt. Es ist sehr auffallend, daß der berühmte Teckbaum, der an dem cambodschanischen Theil dieser Kette in Menge sich findet, in Borneo gar nicht auftritt, aber hier sich wieder findet, indem der vorspringendere Theil der Nordseite Java's zwischen Samarang und Surabaya ein ungeheurer Teckwald ist, aus dessen Holz der größte Theil der Schiffe erbaut wurde, die im Archipel verwendet werden. Java ist die einzige Insel in dem östlichen Meere, wo der Teckbaum einheimisch ist, auch gedeiht

derselbe nicht in dem vulcanischen Theile der Insel, wo man den Anbau versucht hat. Diese Kette, welche wir die cambodschanische nennen möchten, ist gleichfalls reich an Mineralien, namentlich in Borneo, wo große Massen Goldes und viele Diamanten gefunden werden. Die vulcanischen Inseln des Archipels enthalten gleichfalls Metall. Goldstaub wird auf dem Grund vieler Bergwasser gefunden, aber Gold existirt nicht in Adern, wie in der malayischen Halbinsel und auf der Westküste von Borneo, denn diese Inseln sind augenscheinlich durch die heftigen Erschütterungen, denen sie ausgesetzt waren, zerrissen worden, das Metall findet sich deßhalb nur in den Bergströmen, wo es abgelagert wurde, als die Erde, in der es enthalten war, heruntergespült werden.

Die Bemerkung, welche in Bezug auf die Bergketten in dem südöstlichern Theile von Asien gemacht worden war, gilt auch von Australien, denn einer der auffallendsten Züge in der Geographie dieses Continents ist die Gleichförmigkeit in der Richtung aller fortlaufenden Bergketten, die bis jetzt entdeckt worden sind. Die Darling-Kette im Westen, die große Kette im Südosten nebst der Kette, welche einen Theil Südaustraliens durchzieht, verfolgen eine Richtung von NNW nach SSO, und obwohl die Ketten an der Ostküste von Neusüdwales etwas abweichen, so ist doch diese Abweichung sehr gering. Daß diese Regel auch für die geringern Ketten gilt, zeigt sich wenigstens in Bezug auf die Meeresufer durch alle die tiefen Einschnitte an der nord- und südaustralischen Küste, welche die allgemeine Richtung beibehalten, d. h. den Hauptketten parallel laufen. Dasselbe gilt für Vandiemensland, welche Insel in der That nur eine Fortsetzung Australiens ist, denn sie steht mit dem Continent durch eine Bank in Verbindung, auf welcher die Tiefe nicht mehr als 35 bis 40 Faden beträgt.

Die große Bank, welche die Nord- und Nordwestküste Australiens umgibt, beginnt in der Nähe des Nordwestcaps, und erstreckt sich in nordöstlicher Richtung nach Neuguinea, wo sie an Fuße der hohen, aber schmalen Bergkette endet, welche den östlichen und westlichen Theil dieser Insel verbindet, und das Land und Meer vom großen stillen Ocean trennt. An diesem Punkt ist der Rand der Bank am weitesten vom australischen Ufer entfernt, indem die Entfernung nach dem nächsten Punkt der Nordküste 400 Meilen beträgt. Sie erscheint wieder an der Südküste von Neuguinea in der Nähe der Torresstraße, und erstreckt sich längs der Nordostküste Australiens, indem die sogenannten großen „Barrier Reefs“ an ihrem äußern Rande sich befinden.

Die Arru-Inseln und Neuguinea werden dadurch mit dem australischen Continent verbunden, und es ist ein seltsames Zusammentreffen, daß das Känguru, ein Thier das, wie man glaubte, Australien allein zukomme, sich auch auf den Arru-Inseln und dem südlichen Theile von Neuguinea findet; da kein Thier dieser Art auf den Nordküsten der letztern Inseln durch Torresstraße und die französischen Seefahrer, welche dort waren, gefunden wurde, so scheinen sie bloß auf demjenigen Theile vorhanden zu seyn, der in den Umfreis der großen australischen Bank fällt. Der nördliche Theil Neuguinea's, d. h. derjenige, welcher nördlich und nordwestlich von der oben genannten Kette liegt, theilt den zerrissenen Charakter der vulcanischen Inseln des Archipels; aber der südwestliche ist niedrig und unbulrend, und wir können daraus schließen, daß er eine bedeutende Aehnlichkeit mit dem nördlichen Theil des australischen Continents hat, da mehrere holländische Seefahrer, welche den Golf von Carpentaria besuchten, und auf ihrem Wege auch den gegenüberliegenden Theil der Südküste von Neuguinea betraten, beide als Theile desselben Continents, betrachtete, und sie waren auf unsern Karten auch so dargestellt, bis Cooks Fahrt durch die Torresstraße Neuguinea als Insel herausstellte.

Die Gruppe der Arru-Inseln liegt am Nordrand der großen australischen Bank, und erstreckt sich von Norden nach Süden etwa 100 (engl.) Meilen weit; da aber die Ostseite noch nicht erforscht ist, so sind ihre Gränzen in dieser Richtung unbekannt. Einige der östlichen Inseln sind groß, aber die nördlichen, die hart am Rande der Bank liegen, haben selten mehr als fünf bis sechs Meilen im Umfang. Das Land ist niedrig, nur wenige Fuß über dem Meere, außer an Stellen wo Felsen bis zur Höhe von 20' ansteigen, aber die hohen Bäume, die auf den Inseln wachsen, lassen das Land viel höher erscheinen; nur die östlichsten Inseln machen in ihrer Höhe eine Ausnahme. Korallenriffe dehnen sich an den Ufern all dieser Inseln aus, und in den östlichen Theilen der Gruppe sind sie oft von großer Ausdehnung. Diese Inseln sind durch schmale Canäle von einander getrennt, die oft von großer Tiefe sind, und in einem derselben soll ein so furchtbarer Wirbel seyn, daß die Eingeborenen sich demselben sogar in ihren großen Fahrzeugen nicht zu nähern wagen. Augenscheinlich ist diese Gruppe von den vulcanischen Erschütterungen nicht ganz unberührt geblieben, was man schon nach der Lage am Rande der Bank und bei der großen Nähe der vulcanischen Kette — die große Ki-Insel ist nur 60 Meilen entfernt — erwarten durfte.

Wenn man erwägt daß die Urgebirgsketten im südwestlichen Asien und in Australien genau dieselbe Richtung verfolgen, und daß die westlichste asiatische Kette, wäre sie fortgesetzt, auf das Nordwestcap stoßen würde, wo die westliche australische Kette beginnt, während die Bänke an diesen beiden Continenten sich so weit ausdehnen, daß sie einander auf 450 (engl.) Meilen nahe kommen, so entsteht ganz natürlich die Frage, ob diese Continente einst verbunden waren. Diese Untersuchung würde uns zu weit führen, sie hat aber ein Interesse, das über gewöhnliche geographische Fragen hinausliegt; denn wenn es sich ergibt, daß die Bergketten Australiens ursprünglich eine Fortsetzung der östlichen Asiens waren, so ist zu erwarten, daß sie gleichfalls den Mineralreichthum enthalten, durch welchen die letztern so berühmt sind. Gegen eine solche ehemalige Verbindung sprachen indeß die Ansichten der bekanntesten geologischen Forscher, namentlich Oxens, bis Strzeleckis Werk die Verbindung durch die Uebereinstimmung der fossilen Flora nachwies. Immer aber blieben noch Zweifel, namentlich weil man die durch vulcanische Einwirkung betroffenen Landstriche, die aber doch einigermaßen die Kennzeichen der Urformationen behalten hatten, nicht gehörig kannte. Dabei ist der Umstand wichtig, daß man an verschiedenen Stellen auf Erhebungsflächen stieß, wo die Gewalt des unterirdischen Feuers weite Landstriche emporgehoben hat, ohne die Schichten wesentlich zu stören, im Gegensatz zu der Linie der thätigen Vulcane, wo alle Spuren des frühern Charakters verloren sind in dem Chaos, das durch die Stärke der vulcanischen Hitze entstand. Die Hauptkennzeichen der Erhebungsflächen bestehen in der allgemeinen Vertheilung von Kalkfleinformationen, und in der Anwesenheit hervorstehender Metalle an derjenigen Stelle, wo die Linie der Erhebung Urketten durchkreuzte, und die unterirdische Hitze stark genug war, um Metalle hervorzutreiben. Diese Erhebungen dauern zum Theil noch jetzt fort, wie man sich an manchen Orten durch die jetzige Höhe der Korallenriffe mit den bestimmten Angaben früherer Seefahrer überzeugen kann.

Die Primärketten erreichen selten eine große Höhe, 6000′ scheint der höchste Punkt; in dieser Beziehung stehen sie den vulcanischen und den erhobenen Ketten nach, dafür aber zeichnen sie sich durch ihre Breite aus, indem jede Kette aus einer Menge kleiner Parallelketten zu bestehen scheint, welche die ursprüngliche Grundlage in einer Breite von 300 und selten weniger als 100 Meilen überlagern. Die höhern Punkte sind meist massiv und abgerundet, obwohl hohe Gipfel, namentlich in der Nähe der vulcanischen Striche, nicht ungewöhnlich sind. Die einzigen bekannten Tafelländer von großer Ausdehnung sind die von Laos oder Obercambodscha und die Ebenen an der Nordgränze von Neusüdwales; letztere sind etwa 2000′ über dem Meere. Die Primärketten im südöstlichen Asien und im Archipel sind alle mehr oder minder metallhaltig, aber die Arbeit unter dem Boden, das Gewinnen der Metalle aus dem Muttergestein, sind so schwer, daß sie nur in despotisch regierten Ländern gewöhnlich sind. In Australien sind nur die südlichen Theile der Primärketten genauer untersucht worden, und diese Untersuchung hat bewiesen, daß die Primärformationen hier eben so metallreich sind als die des südöstlichen Asiens. [1] Der productive Charakter der Oberfläche, die hauptsächlich aus zerriebenem Sandstein und krystallinischen Felsen besteht, steht dem der vulcanischen und Erhebungsflächen bedeutend nach. Dagegen ist das Waldholz vortrefflich. In Australien unterscheidet sich die herrschende Vegetation bedeutend von der des südöstlichen Asiens, und die jetzt vorhandenen Formen sind mit denen in den Kohlenbetten von Neusüdwales identisch. Indeß ist es merkwürdig, daß nicht nur in dem nördlichen Theile Australiens, in der Coburg Halbinsel, der Waringin oder Bantanenbaum der indischen Inseln, so wie der Karani, ein Baum der eine sehr kleine Nuß erzeugt, nebst mehreren andern auf den Gewürzinseln gewöhnlichen Bäumen vorkommt und selbst häufig ist, sondern daß auch in Australien mächtige, Tausende von Acres enthaltende Strecken mit orientalischer Vegetation auftreten welche vorwährend landeinwärts vordringt, weit über den Wendekreis hinaus, und daß sie die australische Vegetation vor sich her treibt und austrottet, wie die Beuteithiere allmählich vor den Thieren Europa's verschwinden. Der Boden gewinnt dadurch bedeutend, denn statt der Eucalyptus-Arten, welche die Sonnenstrahlen wegen ihrer schiefstehenden Blätter allenthalben durchlassen, bildet sich jetzt ein den Sonnenstrahlen undurchdringliches Blätterwerk, welches die Bodenvegetation schützt, so daß diese saulen und einen neuen Boden bilden kann.

(Fortsetzung folgt.)

Die amerikanische Originalliteratur.

Uebersichtliches vom laufenden Jahre.

(Schluß.)

Sehen wir uns in andern Fächern der Literatur um, so findet sich die Biographie am reichsten mit 22 Artikeln ausgestattet, während das Gebiet der übrigen Geschichte mit Inbegriff der Reisen nicht mehr als 41 Artikel hat. Obgleich unter der Biographie das Maiden and married life of Mary Powell, the Heroines of history by Miss Mary E. Hewitt, der erste Band von Rev. D. Smith's gems of female biography, Mary Russell Milford's recollections of a literary life, und Stuart's lifes of the three Mrs Judson enthalten sind, so sage ich doch — aller Ehrfurcht vor der Ladyschaft und dem Blaustrumpfwesen ungeachtet — in Bezug auf sämmtliche 22 biographische Bissen, mit dem nun glücklicherweise verstorbenen Redacteur der St. Petersburger Zeitung, Hrn. v. Oldekopp, ein kritisches „Strunz", was genau so viel als das „Bosch" des Persers und ungefähr das deutsche „Lappalien" heißen will. Dabei rechne ich jedoch auf Discretion, denn wenn mein Name von den Queens of America, wie neulich eine Lady in Philadelphia ihr Geschlecht nannte, entdeckt würde, so wäre ich eine verlorene Person. Was die reine Historie anlangt, so dürfte, Vol. 4 von Bancrofts süßlicher History of the U. S. abgerechnet, kaum noch von Vol. 4 der Collection of the New Jersey Historical Society die Rede seyn, welcher die Papiere von Lewis Morris bringt. Im Gebiete der Reisen läßt sich eher einiges mehr anführen, da sind namentlich zu finden: Williams the Isthmus of Tehuantepec; zwei Schriften über die artlichen Expeditionen, um Franklin zu suchen, von Richardson und Simmonds; Nr. 1 der Illustrated notes of an expedition through Mexico and California, Vol. 2 von Schoolcrafts information respecting the history, condition and prospects of the Indian tribes of the U. S. und mehreres ganz Wasable.

Auf medicinischem Boden sind nur 9 Artikel gewachsen, worunter nichts von Bedeutung und Originalität, was bei hiesigem Zustande der Medicin und Medeiner auch nicht anders seyn kann. Mir ist wohl, nichts von der Seite zu vernehmen.

Wenn man mit Amerikanern als Europäer spricht, so lassen sie gern fühlen daß sie eine Self-made-practical-Nation seyen, und die Deutschen, welche gegen das unpraktische Gelehrtenwesen Deutschlands sodziehen, finden allesseit Anklang unter den Angloamerikanern, denen aber in der Mehrzahl Geringschätzung jeder Wissenschaftlichkeit am meisten zusagt. Wenn hinter dieser Erscheinung Achtungswerthes läge, so müßte dieß in der Literatur sichtbar werden, welche hier wie überall die Neigung der Bevölkerung sehr gut bezeichnet. Es ist demnach überaus interessant, das Literaturfach ein wenig genauer zu betrachten, welches hier unter „Physics"-rubricirt zu werden pflegt. Die angegebene Dreimonatperiode bringt hierin folgendes: Nr. 1. Allen's Rural Architecture. Being a complete description of farm houses, cottages and outbuildings. Also eine vollständige Landbaukunst für $1^1/_4$ Dollar auf 384 Seiten 12mo, wobei noch eingedruckte Abbildungen vielen Raum einnehmen. Es ist also nichts als eine buchhändlerische Marktspeculation nach deutschen Begriffen. Nr. 2. Arrowsmith's paper hangers companion, 108 Seiten 16^m, wogegen also die bekannten Voigtschen Fabrikartikel Muster der Vollständigkeit zu nennen sind. Nr. 3. Brooks der Sturm von 1851 in Medford, West Cambridge und Waltham, 72 S. 18mo. Nr. 4. Brown and Joys carpenters assistant and rural architect. Neue Auflage, etwa 200 Platten in 4to enthaltend, hat fast nur den hiesigen uniformen Baugeschmack im Auge, und findet daher Abgang, ist praktisch! Nr. 5. Byrne's practical modelcalculator for the engineer, mechanic, mechanist etc. 591 S. in 8. Nr. 6. Downings Cottage Residences, neue Aufl. von 215 Zeichnungen. Nr. 7. Grahams Elements of Chemistry, erneuerter Nachdruck des englischen Originals. Nr. 8. Lurretia Irvings 1000 Rezepte, oder moderne Kochkunst. Nr. 9. Liebers Münzwardeins-Wegweiser, 116 S. 16to mit Abbildungen. Nr. 10. Mr. Mullens Handbuch der Weine, Liqueure ꝛc. (darin könnte vielleicht mancher Wink über hiesige, ins erstaunliche gehende Getränkeverfälschung enthalten seyn!) Nr. 11. Norris Handbuch für Locomotiven-Ingenieure. Nr. 12. Prices Elementarbuch der Curven, Functionen und Potenzen, 1ter Band,

[1] Darum hat Strzelecki auch schon auf die Goldfelder Australiens hingewiesen, und Murchison hat, auf die Angaben Strzelecki's gestützt, das Auffinden von Gold vorausgesagt (s. Quarterly Rev. Sept. 1852).

neue Aufl. Nr. 13 und 14 zwei Schriften von Richardson über Schweinezucht und schädliche Thiere für den Landwirth, ähnlich dem Dueblinburger Wanzen-, Ratten- und Flöhevertilger. Nr. 15. Riddell Catalogus florae Ludovicianae. Nr. 16. Smees Elemente der Electro-Metallurgie, Nachdruck. Nr. 17. Stuart the Naval Dry-Docks of the United States 4te mit 24 Stahlstichen (bloßes Bilderbuch ohne allen wissenschaftlichen Werth, auf den beliebten Show (Schimmer) berechnet. Nr. 18. Thomas erstes Buch der Etymologie, ist auch unter den Physics aufgeführt, vermuthlich aus Unwissenheit des Katalogmachers. Nr. 19. Trinks Jahrbuch der Thatsachen im Gebiete der Wissenschaften und Künste. Nr. 20. Spuren der Naturgeschichte der Schöpfung, neue Aufl., ganz auf die amerikanische Neugierde ohne Neigung zum ernsten Lernen berechnet. Nr. 21. Wells Jahrbuch der wissenschaftlichen Entdeckungen. Simmelsammelsurium! Daß, und wirklich nur dieß ist die dreimonatliche Ausbeute auf dem sogenannten Gebiete der angloamerikanischen Literatur.

Unter der Rubrik „Various“ geben die Kataloge noch 16 Titel von verschiedenen Werken an, worunter eine Anekdoten-Encyclopädie, ein Lexicon der Freimaurerei u. dgl. Kriekkrams befindlich, und am Schlusse heißt es wörtlich: the remainder of the list consists almost entirely of books for children, fictions, and works of kindred character (der Rest der Liste besteht fast ganz aus Kinderschriften, Erdichtungen und Werken dieser Art), und man kann dieses offenherzige Geständniß auf Treu und Glauben annehmen, welches dem Herausgeber als Amerikaner englischer Zunge Ueberwindung genug gekostet haben mag. Als leidiger Trost steht ihm die niederschlagende Thatsache zur Seite, daß gegen sechs Millionen Deutschamerikaner, außer ihrer fast durchaus kümmerlichen Tagesliteratur, gar nichts produciren, und also ganz vom europäischen Almosen leben, während die Angloamerikaner doch einige Regsamkeit entwickelten.

In spätern Artikeln werde ich nicht verfehlen auf einzelne Erscheinungen im amerikanischen Literaturreiche hinzuweisen, welche Anfänge eines ernsteren Strebens nach gründlichem Wissen verrathen, und dadurch zu Hoffnungen auf bessere Zukunft berechtigen. An diesem Orte möge im allgemeinen nur noch bemerkt seyn, daß die gegenwärtige literarische Leichtigkeit und Leere ihren natürlichen Grund in der herrschenden Richtung nach materiellem und Geld-Erwerbe, so wie in der eigenthümlichen Erziehung hat. Letztere verbietet allen und jeden Zwang bei der Jugend, als den angenommenen Ideen von Freiheit zuwiderlaufend. Dadurch entsteht nun allerdings ein uns Unglaubliche gränzende Selbstvertrauen, das gute Seiten haben mag, dem jedoch weder nachtheilige noch lächerliche Parthien fehlen. Die in höhern europäischen Gesellschaftskreisen sich geltende Fiction der Eingebung von Oben, an die Besichtigung des heiligen Geistes — wovon die Schrift spricht — erinnernd, findet sich unter den Amerikanern thatsächlich allgemein verbreitet. Lernen, ernstlich studiren und Lehre- oder Studienjahre durchmachen, pah, das schmeckt nach europäischer Despotie nebst dazu gehörigem, unpraktischem Zopfthum; nur einzelne Ausnahmen befolgen diesen Weg und zwar meist oberflächlich genug. Ich könnte eine Menge von Beispielen dafür anführen, begnüge mich aber nur mit einem einzigen, das jeder charakteristisch nennen wird, der hiesige Zustände näher kennt. Ein Bekannter suchte einen englischen Lehrer in der Arithmetik für seine Kinder. Es meldet sich dazu Jemand, und um zu hören was von ihm zu gewärtigen sey, wird ihm die Frage gestellt: wie er seine arithmetischen Studien gemacht habe? Die Antwort lautete: „Ich habe mich bis jetzt gar nicht damit befaßt!“ Und als er hiernach befragt wurde, daß an Unterrichtertheilen bei so bewandten Umständen ja gar nicht zu denken sey, hieß es: „O, das findet sich, das werde ich schon machen!“ — Daher stößt man hier auch fast durchweg, wo etwas Tüchtiges in Künsten und Wissenschaften geleistet werden soll, auf Nichtengländer, besonders Deutsche, deren sich die herrschenden Englischen zu bedienen wissen, um überall die gebratenen Kastanien aus dem Feuer zu holen. Umgedreht haben deutsche Unternehmer, zumal auf literarischem Gebiete, ihre liebe Noth, um halbweg Taugliches herzustellen, wenn sie Englische dabei zu Uebertragungen benutzen wollen oder müssen. Gute Uebersetzer aus dem Deutschen ins Englische, die mit Sachkenntniß und Fleiß voranschreiten, sind ungemein schwer aufzutreiben; allein es behauptet eine große Menge Bezahlgung dafür zu besitzen. Selbst ganz conversationell Gehaltenes wird von Leuten, die für einzelne Fächer bei Unterrichtsanstalten angestellt sind, auf das Lächerlichste bei Uebertragungen verhunzt. So sah ich z. B. einzelne Capitel des Textes zum Brockhaus'schen Bilder-Atlas fürs Conversationslexicon dermaßen von angloamerikanischen s. g. Professoren zugerichtet, daß der Verleger sie als völlig unbrauchbar zur Seite legen mußte, um sich nicht zu blamiren.

Als die französische erste Revolution eine Menge französischer Flüchtlinge und solche, die sich für Flüchtlinge ausgaben, nach Rußland warf, fanden sie durchs ganze Reich ihre Gebühr gute Aufnahme; die Familien rissen sich um dieselben als Erzieher für ihre Kinder, obschon das Französische keine Stammverwandtschaft mit dem Russischen hat. Die jüngste Revolution hat eine Menge gebildeter Deutscher als Gesinnungsgenossen unter die stammverwandten Anglo- und Deutsch-Amerikaner geworfen, und — man weiset sie in einer überwiegenden Mehrzahl von Fällen, oft sogar mit rohem Hohn, zur rein physischen Beschäftigung, z. B. hinter der Karre bei Eisenbahnbauten u. s. w. — Wenn daher in der alten Welt vielfach über Treibhausculture geklagt wurde, so wird man hier recht lebhaft in den bekannten Satz im Virgil erinnert: incidit in Scyllam qui vult vitare Charybdin.“

Die Insel Pitcairn. Gutlich hört man wieder etwas von dieser in der weiten Südsee wie verlornen Insel, die einst der Schauplatz vieler tragischen Begebenheiten gewesen, da ein Theil der meuterischen Matrosen, welche den Lt. Bligh und die andern Officiere des Kriegsschiffes Bounty auf dem Meere ausgesetzt hatten, sich dahin mit ihren aus Tahiti mitgenommenen Frauen flüchtete. Mehrere Matrosen fielen durch die Hände ihrer Genossen, und endlich blieb nur einer übrig, Namens Christian, der aber jetzt auch — denn die Begebenheit datirt schon von 50 Jahren her — gestorben ist. Jetzt wird den Nachkommen dieser Matrosen und der tahitischen Frauen, bei welchen schon seit 24 Jahren ein anständiger Geistlicher der englischen Hochkirche haust, ihre kleine Insel zu eng, obwohl ihrer nur 170 Personen sind. Der Boden fängt an minder fruchtbar zu werden, mehrere Landschilfe sind an verschiedenen Orten, wahrscheinlich in Folge des Ausbarens der Bäume, erfolgt, und haben den brauchbaren Boden noch mehr geschmälert, kurz sie können auf ihrer Insel nach einem Schreiben des Admiral Moresby (s. Shipp. Gaz. 20 October) höchstens noch sieben Jahre ausdauern. Deßhalb senden sie jetzt ihren Geistlichen, Namens Nobbs, nach England, um die Regierung zu bitten, sie nach der Norfolk-Insel zu versetzen, aus der die Verbrecher jetzt entfernt sind. Diese Insel zwischen Neusüdwales und Neucaledonien gelegen, hat nur 14—16 englischen Meilen im Umkreis, ist aber viel fruchtbarer als Pitcairn.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 257. 26 October 1832.

Mexicanische Alterthümer.

Endlich beginnt man in allem Ernste, und wie es scheint nicht ohne Erfolg, das Studium der amerikanischen Alterthümer, und fängt auch am rechten Ende an, nämlich man studirt die Sprachen. Im neuesten Hefte der Revue archéologique (October) findet sich eine Mittheilung von Hrn. Brasseur de Bourbourg über ein noch nicht erschienenes „Mémoire sur la peinture didactique et l'écriture figurative des anciens Mexicains," von einem Hrn. J. M. A. Aubin. Dieser, thematiger Professor an der Pariser Universität, ging im J. 1830 auf Antrieb der Hh. Arago und Thénard nach Mexico, um sich daselbst mit physikalischen und astronomischen Studien zu befassen. Durch uns glückliche Umstände verlor er gleich im Anfang seines Aufenthalts in Mexico seine Instrumente, und konnte somit seinem eigentlichen Zweck nicht obliegen. Deßhalb griff er nach dem Studium der Alterthümer, die er in erstaunlicher Menge vorfand. „Außer einer unglaublichen Zahl von Aexten, die auf dem Boden dieser ungeheuren Landes zerstreut sind, sagt er, fand ich bloß in den Sammlungen der Hauptstadt 3—4000 Proben alter Sculptur: Idole, Statuen, Büsten von Gottheiten, Bilder von Thieren, Urnen, Vasen und verschiedene Werkzeuge. Mehrere dieser Stücke, die sich hinsichtlich der Ausführung dem Schönsten, was das europäische Mittelalter erzeugt hat, an die Seite stellen lassen, zeugen gegen die allgemein angenommene Ansicht von dem Nationalen Zustand der einheimischen Künste, während eine Menge unbekannter Documente, die zu öffentlichen und Privatsammlungen gehören, unsere Ansichten über die Geographie Mexico's gänzlich ändern zu müssen scheinen." Nachdem Humboldt die alte, im vorigen Jahrhundert gelenkende Ansicht gestürzt hatte, daß die alten Mexicaner nichts als Wilde, kaum mit einem Anfang von policirtem Leben, gewesen seyen; nachdem Lord Kingsborough in seinem berühmten aber leider wegen seines hohen Preises so gut wie unzugänglichen Werke fast alles gesammelt, was die europäischen Bibliotheken zerstreut darbieten, scheint Aubin ganz ernstlich Anstalt zu machen, den Schleier, der über diesen amerikanischen Alterthümern schwebt, zu lüften. Er durchstöberte zuerst das Nationalmuseum in Mexico, das sehr reich, aber aus Mangel an Mitteln in sehr schlechtem, kaum die Benützung gestattendem Zustand ist, so wie mehrere sehr schöne Privatsammlungen, deren Besitzer mit lobenswerther Freundlichkeit den Freunden der Alterthümer den Zugang gestatten, erwarb selbst den größten Theil der Manuscripte und Bilder aus dem Nachlaß des berühmten Astronomen Gama,[1] dessen Sammlung nach Humboldt die reichste der Hauptstadt war, und da der Reichthum an historischen Documenten ihm bald nicht mehr gestattete das Studium derselben zugleich mit dem der Kunstdenkmale fortzusetzen, so beschränkte er sich auf die alte Geschichte des Landes und ein gründliches Studium der mexicanischen oder Nahuatl-Sprache, zu welchem Ende er sich zwei Jahre lang nach Tezcuco zurückzog, welches auf der andern Seite des Sees liegt, und einst als das Athen von Anahuac galt.

Hier begann er die Uebersetzung der mexicanischen Geschichtsbücher, welche dem bekannten Getürini gehört hatten und jetzt einen Theil seiner eigenen Sammlung bilden. Diese Bücher sind in Nahuatl-Sprache und in den ersten Jahren nach der Eroberung von angesehenen Mexicanern geschrieben. Mehrere führen, Jahr um Jahr aufsteigend, auf den Anfang unserer Zeitrechnung zurück und sind manchmal von historischen Liedern in einem sehr schwierigen Dialekt begleitet. Dazu gehört z. B. eine Geschichte der Tolteken, Chichimeken und Mexicaner nebst der der vornehmsten Fürstenthümer von Anahuac, die Hr. Brasseur de Bourbourg selbst, unter dem Namen Codex Chimalpopoca, in den spanisch und französisch zu Mexico erschienenen „Briefen über die Urgeschichte der civilisirten Nationen Nordamerika's" herausgab. Diese Geschichte wurde von einem angesehenen Manne am Hofe Montezumas geschrieben; er erzählt darin die merkwürdigsten Ereignisse der Regierung dieser Fürsten, denen er als Augenzeuge beiwohnte. Sie ist gleichsam auf den Trümmern der Chroniken der Städte des Thals von Tenochtitlan, die durch die Authentizität ihrer Archive am berühmtesten sind, nämlich Tezcuco, Cuitlahuac und Culhuacan abgefaßt, und vom höchsten Interesse. Die meisten dieser Geschichten bestehen nur aus einer mehr oder minder fortlaufenden Reihe von Daten mit summarischen Angaben der entsprechenden Ereignisse. Obgleich im allgemeinen sehr wenig belehrt, enthalten sie doch manchmal schätzliche Reste alter mündlicher Ueberlieferungen oder historischer Gesänge. Ueber den Ursprung dieser Stücke kann man gar nicht fehl gehen, denn ganze Stellen finden sich fast von Wort zu Wort in den mexicanischen Manuscripten von Chimalpain, Cortilo, Tezozomoc und mehreren gleichzeitigen Fragmenten. Zahlreiche Auszüge von einem schreckhaften Lakonismus scheinen nur die Umschreibung der historischen Nachrichten in Bildern, wie sie für die gemeinste Classe der alten mexicanischen Gesellschaft bestimmt waren. Andere, oft wenn auch mit leichten Varianten, citirte Stellen scheinen die in den Schulen von Anahuac auswendig gelernten Texte dieser Gemälde oder kurze für das junge Alter berechnete Uebersichten gewesen zu seyn. „Wir sind überzeugt, sagt Aubin in seinem Memoire, daß die Mehrzahl der Tlacelli oder Reden, die von den Indiern mehr auswendig hergesagt als improvisirt scheinen, in einer Menge von Fällen Reste solcher alten in den Schulen auswendig gelernten Redeblöcke sind. Dieß geht deutlich genug hervor aus der ungemein großen Uebereinstimmung derselben mit der Schriftsprache, wovon die modernen Patois meist nur den dritten Theil der Worte behalten haben."

Was die Angaben dieser Mittheilung des Hrn. Brasseur de Bourbourg über die Schrift der Mexicaner betrifft, so können wir nicht auf ein näheres Detail eingehen, und bemerken bloß, daß die Mexicaner durch einen Proceß, ähnlich dem ägyptischen und chinesischen, auf eine Art Sylbenschrift hinaufgekommen zu seyn scheinen, und es ist unter anderem in Hrn. Rubins Memoire eine Liste von 104 Sylbenzeichen

[1] Don Antonio de Leon y Gama gilt als einer der ausgezeichnetsten Männer, die Mexico hervorgebracht hat. Er war in schriftlichem Verkehr mit Lalande und den ausgezeichnetsten Astronomen Europa's, und hat mehrere handschriftliche Werke hinterlassen über die Geschichte und Astronomie der alten Mexicaner, die jetzt meist in den Händen Hrn. Rubins sind. Eines dieser Werke ist gedruckt worden unter dem Titel: Descripcion historica y cronologica de las dos piedras etc. Gama wurde 1735 geboren und starb 1802.

mit ihrer phonetischen Erklärung, ihrer Uebersetzung und den Quellen aus denen sie gezogen wurden, beigefügt. Die vorhandenen Reste von Bildern und wirklicher Schrift sind indeß verschiedener Art, und zerfallen hauptsächlich in historische, juridische und Verwaltungsurkunden. Die beiden letztern haben deßhalb ein besonderes Interesse, weil sie die Anwendung dieser theils Bilder-, theils Lautschrift in den ersten spanischen Zeiten und ihre Beweiskraft als Actenstücke zeigen, indem es sich nach dem gewaltigen Umsturz sehr häufig um die Rechtsansprüche auf diese oder jene Besitzung handelte. Sehr merkwürdig ist, was Brasseur de Bourbourg über die Priesterschrift hinzufügt: die gewöhnlichen Ritualien lassen sich noch durch Anwendung des von Gama und Aubin aufgestellten Systems erklären, aber „etwa ein Hundertheil aller der Documente, der Codex von Dresden und ein anderer der Nationalbibliothek in Paris bieten zwar einzelne Aehnlichkeiten mit den Rituallen dar, trotzen aber aller Erklärung; sie gehören, wie die Inschriften von Palenque und andern Städten von Chiapas und Yucatan, so wie auf den Monolithen Centralamerika's, zu einer genauer ausgearbeiteten Schrift art, wovon man in allen vor sehr alter Zeit civilisirten Theilen beider Amerikas Spuren zu finden glaubt."

Wer die Basreliefs von Palenque und Xochicalco gesehen, die schönen Trümmer der Statuen, welche den Palast Montezuma's zu Chapultepec zierten, die fast etruskischen Gräber im Mixtekenlande, die große unter den Wassern des Sees halb verborgene Triumphpforte auf der alten Straße von Cuitlahuac u. s. w., der kennt die Bedeutung, welche die amerikanischen Alterthümer erhalten können, wenn sie mehr bekannt seyn werden. Außer dem, was sich in dem Nationalmuseum zu Mexico findet, enthält diese Stadt und ihre Umgebungen noch eine Menge Gegenstände: die kleinen Statuen und Vasen aus gebrannter Erde, von jeder Form und Größe, sind unzählig, werden allerdings auch nachgemacht, die ächten lassen sich aber bei einiger Erfahrung leicht unterscheiden, und die alten gemalten Töpfergeschirre von Cholula sind unnachahmlich. Die Statuetten und Vasen von Alabaster und hartem Stein, die Bronzearbeiten von Tezcuco, die Masken und Schmucksachen von Obsidian und Gold in der feinsten Filigranarbeit, können noch manches Museum schmücken. Wenn es wahr ist, daß in der ganzen Ausdehnung von Mexico die Wälder noch Trümmer von Städten und alten Gebäuden bergen, so muß dieß namentlich in den Provinzen der Fall seyn, die den Mexicanern unter dem Namen Tlapallan — Gegend der Farben, so genannt wegen der Farbhölzer — bekannt waren; dort war Palenque die erste Hauptstadt und es müssen sich dort die bedeutendsten und interessantesten Denkmale finden. Zu dem Ende aber müßte man den Usumasinta und seinen Zufluß, den Passion, hinaufsahren bis zum See Peten-Itza und dem Lande der Lacandonen. Hier an diesem großen Flusse findet man die Reste der ältesten amerikanischen Civilisation. Hier herrscht die Tzendal-Sprache, aus der die Maya-Sprache und die guatemalitekischen Dialekte stammen. Villagutierrez, der Geschichtschreiber der am Ende des 17ten Jahrhunderts abgesendeten Expedition zur Entdeckung des Peten-Sees bezeichnet mit Erstaunen die große Anzahl von Städten mit Tzendal- oder Maya-Namen, aus denen die Einwohner bei der Annäherung der Spanier entflohen und deren Ruinen ein sehr hohes Alterthum andeuten sollen. Hieher kamen die Spanier nur einmal, und seit dieser Zeit hat kein europäischer Fuß dieß weite Land mehr betreten.

Ueber die geologischen Verhältnisse des indischen Archipels.

(Schluß.)

Die Gränzen des vulcanischen Striches, der den Archipel durchzieht, sind durch die thätigen Vulcane so scharf gezeichnet, daß man sie ohne alle Mühe verfolgen kann. So beschränkt unsere Kenntniß von den Gesetzen ist, welche die vulcanischen Strömungen leiten, so können wir doch mit Zuversicht behaupten, daß der vulcanische Strom in der Nähe von Kamtschatka beginnt, südwestlich durch die Kurilen, Japan, Lutschu und an den Gränzen Asiens hin nach Formosa geht, wo er sich plötzlich südlich und südwestlich durch die Philippinen und Mindanao nach den Molukken wendet, das Ostende von Celebes und die westliche Halbinsel von Neuguinea einschließt, dann westwärts durch die transjavanische Kette nach der Sunda-Straße umbiegt, wo er eine nordwestliche Richtung durch Sumatra und die Andaman-Inseln nach der Cheduba-Insel im nördlichen Theil der Bay von Bengalen nimmt. Wahrscheinlich läuft auch ein Arm von Japan aus über Fatzima, die Boni- und Marianen-Inseln nach Neu-Irland und durch die Salomo-Inseln und Neuhebriden nach Neuseeland, vielleicht noch weiter nach Süden. Auf diesem vulcanischen Strich war die Macht der unterirdischen Hitze so groß, daß wo derselbe die Primairketten durchschneidet, kaum eine Spur ihres ehemaligen Charakters übrig bleibt: die Felsen sind umgestaltet, selbst die Metalle zusammengeschmolzen und zerstreut, mit einziger Ausnahme der unzerstörbarsten aller metallischen Substanzen, des Goldes. Der Proceß, durch den die vulcanischen Formationen emporgeworfen, und weite Landstriche, in denen die unterirdische Kraft nicht durch die Oberfläche brach, zu ihrer jetzigen Höhe emporgehoben wurden, scheint unwandelbar von einem entsprechenden Sinken der Oberfläche in ihrer unmittelbaren Nähe begleitet gewesen zu seyn, und Darwin führt Beweise an, daß dieß Sinken in manchen Strichen noch fortdauern. Der productive Charakter der vulcanischen Fläche unterscheidet sich durchaus von der der ursprünglichen Formationen. Mit Ausnahme des Goldes, das in kleinen Theilchen zerstreut in dem Boden der Berggewässer sich findet, lohnt keine einzige in den Primairketten übliche Metallgewinnung hier die Mühe des Sammelns. Dagegen ist der aus dem vulcanischen Gestein zersetzte Boden erstaunlich reich. Die natürlichen Producte sind unbedeutend, die Muskatnuß ausgenommen, welche über den dem australischen Continent nahen Streifen ausgedehnt ist. Aber die Fügsamkeit der Eingebornen ist so groß, daß sie sich leicht zum Arbeiten zwingen lassen, und der gekrümmte vulcanische Streifen, der den Archipel durchzieht, füllte sich deßhalb der Länge und Breite nach mit europäischen Niederlassungen. Im nördlichen Theil der Philippinen ist der berühmte Manilla-Tabak das Haupterzeugniß, Zuckerplantagen nehmen den mittlern Theil ein, und die Musa Textilis, welche den Manilla-Hanf liefert, ist das Hauptproduct des Südens. Gewürze sind fast das einzige Erzeugniß der holländischen Niederlassungen in den Molukken, da man, wie in Ländern, welche Gold erzeugen, geringere Artikel vernachlässigt. Einige Inseln östlich von Java sind noch immer unabhängig von europäischer Gewalt, und diese liefern Erzeugnisse für den Verbrauch der Eingebornen in so reichlicher Menge, daß ein Ausfuhrhandel nach allen Theilen des Archipels besteht. In Java sind Kaffee, Zucker, Reis und Tabak die bedeutendsten Handelsartikel und werden, namentlich die beiden ersten, in bedeutenden Massen nach Holland ausgeführt. Kaffee und Pfeffer sind die Hauptproducte Sumatra's, wo der Boden minder fruchtbar ist als in einigen andern Inseln dieses Streifens; die vulcanische Kraft scheint hier schwächer zu werden, und ist auf die äußere Küste beschränkt.

Unter den Hebungsflächen verstehen wir alle diejenigen Massen von Land, welche zu ihrer jetzigen Höhe durch unterirdisches Feuer gehoben wurden, wo aber die vulcanische Hitze entweder nie durchbrach, oder vor der jetzigen Epoche wieder sich verlor. Diese Flächen lassen sich in zwei Classen theilen: die erste besteht in Ausläufern aus der Westseite des vulcanischen Streifens, der den Archipel auf der Ostseite umgürtet, die zweite

aus Massen erhobenen Landes, die parallel und neben dem vulcanischen Streifen liegen. Die erste Abtheilung zeigt krystallinisches, vulcanisches und neptunisches Gestein, das in verschiedenen Zeiten zu ungeheurer Höhe emporgehoben wurde, in allen Stadien von Zerwortenheit, von der bloßen Zerreißung der Schichten bis zu einem chaotischen Zustand, welcher dem der vulcanischen Flächen kaum nachsteht. Diese Ausläufer bieten Beweise dar, daß sie einst von vulcanischen Ausläufern durchzogen wurden, deren Thätigkeit wahrscheinlich dann aufhörte als der Hauptstrom die Primairketten an den Stellen durchbrochen hatte, die den wenigsten Widerstand leisteten. Das Vorherrschen der Kalksteinformationen, die oft sossile Ueberreste noch vorhandener Seethiere zeigen, ist der überwiegende Zug der größern und kleinern Flächen, und die letztern unterscheiden sich von den andern nur dadurch, daß sie unmittelbar von dem vulcanischen Streifen abhängen. Die erste Erhebungsfläche beginnt am Manilla in den Philippinen, geht durch Mindoro, Palawan und den nordwestlichen Theil von Borneo, wo die unterirdische Gewalt die Primairketten durchbrochen und über einander gethürmt hat, aber durch die westlichste Kette aufgehalten worden zu seyn scheint, die zwar zerstört, doch nicht durchbrochen wurde. Das außerordentliche Vorschlagen der Metalle in der Oberfläche am westlichen Fuße der Kette hat wohl, da keine sonstige sichtbare Ursache vorliegt, ihren Grund in diesem einst thätigen vulcanischen Strom. Eine zweite Fläche erstreckt sich von Mindanao durch die Sulukette nach dem Nordostende Borneo's, läßt sich aber wegen mangelhafter Kenntniß nicht weiter verfolgen. Eine dritte Linie läuft vom Nordostende von Celebes, wo der Klobat noch ein thätiger Vulcan ist, durch die nördliche Halbinsel, und kleine Erhebungsflächen mit entsprechender Senkung der anstoßenden Oberfläche lassen sich durch die kleinen Paternosster-Inseln, Pulo Laut und Salombo nach Bawian verfolgen; die östliche Halbinsel von Celebes, die Xulu-Inseln, Buru, Ceram und Mysol gehören alle zu diesem System. Die vierte Erhebungsfläche erstreckt sich von dem südlichen Theil der westlichen Halbinsel von Neuguinea durch die Ki-Inseln, Timor Laut, die Serwatty-Inseln und Timor nach Sumba oder der Sandelholz-Insein, und hat auch die östlichen Arru-Inseln auf 80 bis 150 Fuß emporgehoben, obwohl Fauna und Flora entschieden mit denen von Australien übereinstimmen und anbeuten, in welchem Zustand ehemals die große australische Bank gewesen. Die fünfte Erhebungsfläche läuft längs der Mitte der großen und östlichen Halbinsel von Neuguinea hin, läßt sich aber aus Mangel an geographischer Erforschung nicht näher angeben; Spuren von Erhebung zeigen sich indeß an der Westküste des Golfs von Carpentaria und im Innern der Halbinsel Arnheim; nur der Kalkstein fehlt, um die Aehnlichkeit dieser Fläche mit der sogenannten Timor-Fläche, welche von dem südlichen Theil der westlichen Halbinsel Neuguinea's ausgeht, zu vervollständigen. Die sechste und letzte Fläche der ersten Classe findet sich im südöstlichen Theile Australiens und im östlichen Theile von Vandiemensland, und ist namentlich von Graf Strzelecki untersucht worden. Die Flächen der zweiten Classe dehnen sich unwandelbar in einer dem vulcanischen Streifen entsprechenden Richtung aus, und man kann sie von der Inselkette längs der Küste von Xenasserim über die Westküste von Sumatra, das Südostende von Java nach Bali u. s. w. verfolgen.

Die außerordentliche Fruchtbarkeit des vulcanischen Strichs herrscht nicht in diesem vor, nichtsdestoweniger haben die befruchtenden Eigenschaften des zersetzten Kalks einen Boden gegeben, der für die Erzeugung von Lebensmitteln besser taugt, als der reiche fette Boden des vulcanischen Strichs. Mais, Bergreis, Yams gedeihen zu großer Vollendung, und die nährenden Eigenschaften der Erzeugnisse machen sich in der größern Kraft der Bewohner dieser Erhebungsflächen sehr bemerklich. Der Anbau von Erzeugnissen für den Handel ist dagegen noch in der Kindheit, obgleich die Ausstichten keineswegs entmuthigend sind. Indeß wird der Mineralreichthum dieser Flächen den europäischen Unternehmungsgeist mehr anziehen. Kohlen finden sich allenthalben, Eisenerz von vortrefflicher Qualität ist überall reichlich, wo die Erhebungslinie Primairketten durchschnitten hat, und Kalkstein, so nöthig als Flußmittel beim Schmelzen der Metalle findet sich allenthalben.

Kommen wir nun auf die Frage über den ehemaligen Zusammenhang Asiens mit Australien zurück, so ist der Umstand von Bedeutung, daß sich unter den zahlreichen Fossilien, welche bereits aus Australien gebracht worden, keine Säugethiere von höherer Gattung als Beutelthiere vorfinden; die Trennung muß also zu einer Zeit vorgegangen seyn, wo die Beutelthiere noch die einzige Form von Säugethieren in Australien und wahrscheinlich auch in Südasien waren. Eine Untersuchung der jetzt vorhandenen Formen von Säugethieren im indischen Archipel wird einiges Licht auf diesen interessanten Punkt werfen. Der braune Affe ist am weitesten vom asiatischen Continent aus vorgedrungen, nämlich über Sumatra und Java bis nach Timor, die 30 Meilen Meerenge zwischen Timor und Letty aber hat er nicht überschritten, denn er findet sich auf der Serwatty-Gruppe nicht im wilden Zustande. Nördlich geht dieser Affe durch Borneo und Celebes und findet sich auf einer einzigen Insel in den Molukken auf Batschian. Dieß Thier, welches die Flußufer bewohnt, kann leicht auf Massen von Treibholz, die manchmal auf diesen Inseln fortgerissen werden, ins Meer hinaus gelangen, aber mit den schwerern Pachydermen ist dieß nicht der Fall, und deßhalb ist ihr Auftreten entscheidender. In Borneo erstirt der Elephant neben dem schwarzen Bären, der riesenhaften Ziegerkatze Sumatras (F. macrosceli) und so vielen Varietäten der Vierhänder, daß ihre Einführung kaum zufällig seyn kann. Auf Java findet sich das Rhinoceros, der Königstieger, der wilde Ochse der malayischen Halbinsel und mehrere kleinere Varietäten der Vierhänder noch in den Dschungeln. Sumatra und die malayische Halbinsel haben alle Formen von Säugethieren, die sich in Java und Borneo finden, nebst dem Tapir. Diese Thatsachen beweisen daß Java, Borneo und Sumatra in einer vergleichsweise neuen Epoche noch mit dem asiatischen Continent verbunden waren. Der gemeine braune Affe ist das einzige Glied der Familie der Vierhänder, das Celebes und Bali erreicht hat, obwohl die Strecke, welche letztere Insel von Java trennt, nur zwei Meilen breit ist.

Wir wollen jetzt den Kreis der Beutelthiere von Australien nach dem asiatischen Continent hin verfolgen. Eine Varietät des Kangurun (macropus), zwei Varietäten des Opossum (Didelphis), eine Varietät des Datzurus und eine der kleinen fliegenden Opossume haben sich im südwestlichen Theile von Neuguinea und selbst auf Celebes gefunden; das Känguru hat sich seitsam genug an das halb überschwemmte Land gewöhnt, und bewohnt die Bäume. Eine Varietät des Kängurun existirt noch auf den Arru-Inseln, auf Ceram das ringschweifige Opossum und das kleine fliegende Eichhörnchen, lauter Beutelthiere und in Formen und Gewohnheiten identisch mit denen, welche in Australien unbestrittenen Besitz der Waldbäume haben. Der Schluß ist: der zoologische Zusammenhang von Timor, Ceram, Celebes, Neuguinea mit

dem australischen Continente ist so augenscheinlich, wie der von Java, Sumatra und Borneo mit dem asiatischen.

Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß die große Fruchtbarkeit der vulcanischen Gegenden des Archipels in den ersten drei Jahrhunderten europäischer Machtentfaltung in diesen Gegenden ausschließlich die Ackerbauniederlassungen hervorrief; die kleinen Niederlassungen auf Malacca, Timor und Macassar hatten allein den Zweck den Seehandel zu beherrschen. Die frühern Versuche der Portugiesen hatten keine Dauer. Die erste erfolgreiche Ausdehnung wurde im J. 1565 durch die Spanier auf den Philippinen begonnen, wo eine kluge Mischung von Gewalt und priesterlichem Einfluß die Eingebornen zu folgsamen Arbeitern machte, und die Pflanzungen allmählich durch die vulcanischen Inseln der Gruppe bis Mindanao ausdehnte, wo sie so rasch fortschritten als der widerspenstige Geist des Islam in dieser seiner östlichen Feste es gestattete. Die Holländer begannen dieselbe Laufbahn etwa ein halbes Jahrhundert später auf Java und den Molukken, aber allenthalben wurden die Eingebornen nur durch Gewalt gebeugt, außer auf Amboina, wo sich eine so geordnete, anständige und vielleicht so gut unterrichtete Bevölkerung findet, wie in den abgelegenen Theilen Europa's; dieß zeigt welch ein großer Segen die holländische Herrschaft hätte werden können, hätte der Fortschritt der Eingebornen anderswo eine gleiche Aufmunterung gefunden. Einge der Einfluß der niederländischen Macht in diesem Augenblick zu Ende, so würde am Ausgang des nächsten Jahrhunderts keine Spur ihrer Einrichtungen mehr übrig seyn, außer in Amboina und den benachbarten Gruppen, wo die Bekehrung ganzer Gemeinden nicht bloß zu den Lehren, sondern auch zur Ausübung des Christenthums unverlöschliche Spuren zurücklassen wird, daß hier einst bessere Grundsätze als schmutziger Gewinn geherrscht haben.

Wir schließen diese Mittheilungen mit einigen Bemerkungen über das Klima. Die Länder der Primairformation sind ohne allen Vergleich gesünder als die übrigen, was sich durch die Abwesenheit endemischer Krankheiten in allen den Strichen des südöstlichen Asiens und Australiens zeigt, welche ausschließlich den Primaircharakter an sich tragen. Diese Eigenthümlichkeit — denn es ist eine solche in Ländern unter dem Aequator — ist namentlich der Art des Bodens zuzuschreiben, welcher rasch die Feuchtigkeit einsaugt, und der frei ist von den verderblichen Elementen, welche den Geruch frisch umgebrochenen Bodens in vulcanischen Gegenden widerwärtig und fast ekelerregend machen. Hier ist der Boden, welcher das Aufbrechen neuer Ländereien begleitet, kaum schrecklicher als der, welcher den Landmann Europa's kräftigt, und den Landbau zur gesündesten Beschäftigung macht. Der Einfluß dieses gesunden Klimas auf den Charakter europäischer Unternehmungen ist ziemlich augenfällig. Man sieht hier nicht die krankhafte Hast eine Ernte einzuthun, wie sie sich sonst in tropischen Gegenden zeigt, wo das Klima einen längern Aufenthalt für Europäer unangenehm und selbst gefährlich macht. Daß dieser Vortheil, verbunden mit der günstigen geographischen Lage, früher oder später Singapore zum Konstantinopel des fernen Osten machen wird, ist kaum zu bezweifeln. Das Binnenland der Primairregionen hat, so viel man bis jetzt weiß, ein gesundes Klima. Gray, welcher die Halbinsel von Malacca bis Pahang durchreiste, und Logan, welcher neuerlich die Hochlande von Dichobor untersuchte, litten bei dem Durchwandern der Dschungeln nur durch Erschöpfung, und Dr. Leichhardt durchzog den australischen Continent von Süden nach Norden, ohne auch nur einen Tag durch Krankheit eines seiner Reisegefährten aufgehalten zu seyn. Zu Port Essington entdeckte er zum erstenmal, daß eine Malaria in Australien existire; letztere hat bekanntlich zum Aufgeben der Niederlassung geführt.

Wenn wir nach dem kräftigen Aussehen der Bergbewohner von Timor, Ceram und Celebes urtheilen dürfen, so ist das Klima der höhern Theile der Erhebungsflächen eben so gut als das der Primairketten. In der That möchte man dem Hochlande von Timor den Vorzug geben, wo der Charakter des Landes so offen und so australisch ist, daß man die Bergluft einer der australischen Ketten einzuathmen glaubt. Die Küsten der emporgehobenen Striche sind aber von sehr zweifelhafter Natur, und die von Timor namentlich notorisch ungesund. Eine interessante Abhandlung über „Korallenriffe als Ursache des Fiebers" erschien vor einiger Zeit in dem Journal of the Indian Archipelago, fand aber starken Widerspruch; wenn der Verfasser seine Theorie verdiren und sie nur auf Krang-Riffe (fringing reefs) anwenden wollte, wo der Proceß der Erhebung fortgeht und stets neue Flächen lebender Korallen der Zerstörung durch die Atmosphäre ausgesetzt werden, dann wird er vielleicht einen höchst werthvollen Beitrag zur medicinischen Topographie bieten, ohne sonderlichen Widerspruch zu finden, namentlich von solchen, welche in diesem Punkte praktische Erfahrungen besitzen.

Miscellen.

Alterthumsforschungen in Frankreich. Die französische Regierung hat, wie es scheint aus Veranlassung der Anregungen durch Firmenich, die dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts beigegebenen Comités für schriftliche und Kunst-Denkmäler in einer vereinigt, das den Titel führen soll „Comité für Sprache, Geschichte und Künste in Frankreich." Dieß Comité, das die unter den Auspicien des Ministeriums erscheinenden Werke beaufsichtigen und die Nachforschungen der Correspondenten leiten soll, zerfällt von nun an in drei Sectionen für Philologie, Geschichte und Archäologie. (Revue archéol. Octobr.)

Arsacidische Münzen. Bartolomei, Oberst und Assistant des General-Commandanten der Kaukasus-Armee hat seinen Aufenthalt im Orient benützt um alle Münzen zu sammeln, und außer 300 sasanidischen auch mehr als 600 arsacidische zusammengebracht. (ibid.)

Auckland-Insein. Aus diesem fernen Flecke südlich von Neuseeland vernimmt man eine faß burleske Geschichte. In der Absicht dem englischen Wallfischfang wieder aufzuhelfen, hatte die Regierung mit dem Hause Enderby, das früher den Wallfischfang stark betrieben, aber sehr zurückgekommen war, die Verabredung getroffen, eine Actien- und Colonisationsunternehmung auf diese Inseln zu beginnen, und zu dem Ende wurde ein Mitglied der Familie Enderby zum Vicegouverneur ernannt. Indeß ging die Actiencompagnie wegen unnöthig großartiger Anlagen von Baulen schreckt, und die Actiengesellschaft schickte neulich einen Bevollmächtigten dahin, der die Sache untersuchte, und für gut fand, Hrn. Enderby seines Amtes als Compagniedirector zu entsetzen; als er aber weiter gehen und ihn durch einen andern ersetzen wollte, trat Enderby in seiner Eigenschaft als Vicegouverneur auf, der naher seiner Controle einer Compagnie stehe; der Commissär drohte ihn mit Gewalt nach einem Schiff bringen zu lassen, man weiß aber noch nicht ob er diesen Schritt gewagt hat. Bis jetzt scheint der Doppelcharakter als Compagniedirector und als Vicegouverneur Hrn. Enderby gerettet zu haben.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 258. 27 October 1832.

Zeitbetrachtungen.

Den großen Geschicken sollen ihre Geister voranschreiten, sagt man; gehören zu diesen Geistern auch die Gerüchte, die falschen Nachrichten, die unrichtigen telegraphischen Botschaften? Vor kurzem verkündigte eine solche, daß 9000 Mann Engländer in Bender Buschir gelandet seyen, in der Absicht, die Unabhängigkeit Herats mit Heeresmacht zu schützen. Eine solche Nachricht glich der Ankündigung, daß die Kriegsposaune demnächst über Asien und Europa erschallen werde. Untersuchen wir einen Augenblick das Historische der hier zur Sprache gebrachten Frage, und man wird finden daß, diese Ansicht, ein solches Ereigniß verkünde einen nahen allgemeinen Krieg, keineswegs übertrieben ist. Als Feth Ali Schah (1834) starb, handelte es sich in Persien um die Frage, ob Feth Ali's Enkel, von dem ein Jahr zuvor verstorbenen Abbas Mirza, oder ob Abbas Mirza's Bruder, der damalige Firman Firmai oder Generalgouverneur von Fars, den Thron besteigen werde. Ersteres entsprach den europäischen, letzteres den asiatischen Ansichten von Erbfolge; die öffentliche Stimme in Persien betrachtete den Sohn Abbas Mirza's als den russischen, den Bruder desselben als den von England unterstützten Thronprätendenten, und die achtpersische Bevölkerung des Südens schien nicht übel geneigt, mit den Engländern gemeinsame Sache gegen die in Nordpersien herrschenden Turkomanenstämme zu machen. Man sah fast einen Krieg zwischen England und Rußland voraus, aber siehe da, gegen die allgemeine Erwartung verständigten sich beide, und Abbas Mirza's Sohn wurde mit Hülfe englischer Officiere und englischen Geldes auf den Thron erhoben. Den Dank hiefür ernteten die Engländer zwei Jahre später, als der Schah, nach Befestigung seiner Herrschaft in Chorasan, sich mit seinen Truppen gegen Herat wandte, und unter Anwesenheit und Mitwirkung des russischen Gesandten Simonitsch diese Stadt belagerte, welche nicht nur der Mittelpunkt des ostpersischen Handels, sondern auch die beste Etappe auf dem Weg nach Indien ist. Ein entschlossener englischer Officier begab sich dahin, vertheidigte die Stadt, die Engländer schickten noch mehrere Officiere und besonders Geld nach, rüsteten sich einem gefürchteten russisch-persischen Einfall in Indien zu begegnen, und das Zusammentreffen russischer und englischer Agenten in Cabul führte den wohlbekannten afghanischen Krieg herbei. Ehe dieß aber noch geschah, wurde am Ende des Jahres 1837 von der englischen Regierung eine sehr energische Note an das Petersburger Cabinet übergeben, und Aufschlüsse über die russischen Plane in Afghanistan ziemlich kategorisch verlangt. Rußland fand es nicht gerathen, den Kampf in dem damaligen Zeitpunkt aufzunehmen, desavouirte seinen Agenten, den bekannten Cap. Wikowitsch, und gab England eine begütigende Antwort. Der Feldzug nach Afghanistan wurde nichts destoweniger unternommen, und sein Ausgang, so wie die daraus entsprungenen Kämpfe in Sind, Gwalior und gegen die Sikhs sind bekannt. Die Eroberung von Sind und dem Pendschab haben die Engländer abermals vor die Thore von Afghanistan geführt, und wir haben in den Rückblicken des Jahres 1850 bereits nachgewiesen, daß die Gelüste, abermals Afghanistan zu besetzen, neuerdings auftauchen, und daß man darauf rechnet, von der Höhe des Hindukusch herab die Nomadenstämme Centralasiens gegen Rußland zu führen, das inzwischen in aller Stille bis an den Jaxartes und wahrscheinlich auch bereits an den Oxus mit seinen Truppen und Befestigungen vorgerückt, so daß es jetzt Rußland ist, welches diese Nomadenstämme gegen Persien und vor die Thore Indiens führen kann.

Im vorigen Jahr starb endlich Jar Mohammed, der Westr des ehemaligen Fürsten von Herat aus der Familie der vormaligen durch die jetzigen Herrscher Afghanistans gestürzten Dynastie, und alsbald erwachten wieder die eifersüchtigen Bestrebungen sich dieses wichtigen Punktes zu versichern: die verschiedensten Nachrichten durchkreuzen sich, bald sollten Perser bald Afghanen in Herat eingerückt seyn; jetzt scheint es — denn auch die englischen Nachrichten aus Centralasien sind höchst auffallend mager und unzusammenhängend — als ob die Perser das Uebergewicht in Herat erhalten hätten. Mitten in diesen Sachverhalt hinein fällt nun die Nachricht, daß die Engländer 9000 Mann stark in dem persischen Golf bei Bender Buschir gelandet seyen, in der ausgesprochenen Absicht, die Unabhängigkeit Herats zu sichern. Die englischen Blätter fanden diese Nachricht an sich nicht unglaublich, doch nicht sehr wahrscheinlich, was so viel heißen will, als — man könne einem solchen Ereigniß jeden Augenblick entgegensehen. Was auf den ersten Anblick gegen die Nachricht zu sprechen scheint, ist der Umstand, daß man aus Indien von keinen besondern auf den persischen Golf berechneten Rüstungen, namentlich nicht von großen Rüstungen in Bombay hörte, allein dagegen läßt sich ein ziemlich verdächtiger Punkt bezüglich des Kriegs in Birma anführen. Kein Mensch kann den Gang des dortigen Kriegs recht begreifen, und am wenigsten, weßhalb man eine so ungewöhnlich starke Truppenzahl gegen einen bereits halb niedergeworfenen Feind verwenden will. Die Times vom 5 Oct. enthält einen auch in die englischen Militärjournale übergegangenen Artikel über den birmanischen Krieg, worin sie erklärt, das ganze Verfahren des Generals Goodwin sey rein unbegreiflich; Cap. Tarleton sey mit fünf Dampfern den Irawaddy bis Prome hinaufgefahren, habe die feindlichen Werke und Kanonen

zerstört, nirgends einen ernstlichen Widerstand gefunden, und nur bedauert, daß seine Instructionen ihm nicht erlaubten, vollends bis Ameravura zu gehen. Er sey dann zu dem commandirenden General zurückgegangen, habe ihm seine Erfolge gemeldet, und dieser, der mit eilf bei ihm befindlichen Dampfschiffen daselbe und noch mehr hätte leisten, ja dem ganzen Krieg ein Ende machen können, blieb stehen, um ein von ihm verlangtes und von dem Generalgouverneur ihm zugesagtes Heer von 20,000 Mann zu erwarten. Zu allem Ueberfluß wird nun auch besagter Capitän Tarleton, dessen kecke Entschlossenheit den Streich vollführte, der jeden Augenblick dem Kriege ein Ende machen konnte, von dem Schauplatz seine Thaten entfernt. Das ist doch gewiß des Unbegreiflichen genug, und zudem wird auch noch gemeldet, daß demnächst ein Vorrücken gegen Prome mit nur 7000 Mann statt finden soll; man kann sich somit kaum des Gedankens erwehren, daß die großen Vorbereitungen gegen Birma der Deckmantel gewesen seyen, um die Expedition gegen den persischen Golf auszurüsten — vorausgesetzt, daß an der Absendung eines solchen Heeres, denn das sind 9000 Mann europäisch exercirter für Asien — etwas wahres ist. Nimmt man dazu den Umstand, daß nach neuern Nachrichten aus England zwischen der englischen und russischen Regierung wegen Herat Noten gewechselt worden seyen, so erscheint das Ganze nicht mehr so unglaublich und fabelhaft, als es auf den ersten Anblick aussieht.

Es ist, seit diese telegraphische Depesche veröffentlicht worden, Zeit genug verlaufen, daß sie sich hätte bestätigen können, wenn die Landung wirklich erfolgt wäre; aber die Nachricht selbst, mag sie nun aus was immer für einer Quelle entsprungen seyn, ist der Beweis, daß man ein solches Ereigniß für möglich, ja wahrscheinlich hält, und schon diese Wahrscheinlichkeit ist unter den jetzigen Verhältnissen Asiens, und der Türkei insbesondere — die Meldung soll auch von Konstantinopel ausgegangen seyn — von Bedeutung. Daß eine solche Landung Herat zum Zweck, wenn auch nicht zum Ziel hätte, ist einleuchtend; es würde sich aber die Frage erheben, ob Persien für oder gegen England sey. Das läßt sich durchaus nicht mit Genauigkeit sagen, denn wenn auch früher eine kaechlische Unterwürfigkeit gegen Rußland vorherrschte, so hat sich seit vier Jahren, seit die französische und deutsche Revolution Rußlands Aufmerksamkeit gegen Westen lenkte, die persische Regierung mehr von Rußland abgewendet, und nicht nur sind vornehme Perser, welche notorisch Rußlands Anhänger waren, in Ungnade gefallen, ja hingerichtet worden, sondern die Fama schreibt auch einen blutig unterdrückten Aufstand der persischen Garderegimenter in Teheran russischer Anstiftung zu. Die Gesahr für den persischen Hof liegt indeß in einer Entscheidung für oder wider Rußland: denn im letztern Falle droht ihm ein russisches Heer und der Abfall einer Anzahl Turkomanenstämme, die im russischen Interesse stehen, und bisher der selbst zu den Turkomanen gehörenden Kadscharenfamilie als Stützpunkt dienten; im erstern Fall hat Persien den Abfall der Bachtiaris und anderer ächtpersischen Stämme in Loristan zu besorgen, die seit Jahren die Turkomanenherrschaft mit Mißmuth sehen, und seit langer Zeit von englischen Agenten bearbeitet werden sollen. Diesen würden ein Paar tausend Mann englischer Truppen als Stützpunkt dienen, und englisches Geld würde mit geringen Kosten — man hat sie auf 128,000 Pfd. St. berechnet — ein zahlreiches irreguläres, doch den nicht minder irregulären Turkomanen gewachsenes Heer ins Feld stellen. Der persische Hof ist also übel daran, er mag es anfangen wie er will. Mit sonderlichem Mitleiden für diesen durch die schändlichsten Intriguen und Mordthaten befudelten Hof können wir uns freilich nicht befassen, und wenden und zu den Engländern zurück, und zu ihren Aussichten in Mesopotamien.

Diese scheinen keineswegs glänzend: die Araber sind in voller Auflregung, und, allen Nachrichten zufolge, den Engländern nicht sehr freundlich gesinnt; sie können die Engländer im Rücken beunruhigen und sehr belästigen. Die neuerlich wieder vorgekommenen Seeräubereien der Araber im persischen Golf, wobei mehrere englische Fahrzeuge geplündert und ein Engländer ermordet wurde, könnten an und für sich schon einen Zug gegen diese hervorrufen, und zeigen die erhitzte Stimmung gegen die sonst gefürchteten Engländer. Die türkische Macht gilt dort gar nichts mehr, und wenn die Engländer sich nicht selbst schützen, von den Türken haben sie keine Abhülfe zu erwarten; es möchte sich sogar fragen, ob ohne englischen Beistand die türkische Herrschaft sich dort auch nur dem Namen nach noch erhalten kann. Wir haben in frühern Monaten schon auf die Lage der Dinge in Arabien, Syrien und Mesopotamien hingewiesen, und die neuesten Nachrichten lassen sie im trübsten Lichte für die Türkei erscheinen: die Drusen im Westen und im Hauran im Aufstande, die unruhigen Turkomanen im Norden jeden Augenblick geneigt in die Ebene hervorzubrechen und die Araber im Osten zum Theil mit den Drusen im Bunde; das ist ein Stand der Dinge, welcher mit 12 bis 15,000 Mann unbezahlter und zum Theil selbst ganz neu ausgehobener Truppen schwerlich besser gemacht wird; mit einem Wort, der geringste Zufall macht dem türkischen Reiche jenseits des Taurus ein Ende, und dann werden die theilnehmenden Freunde mit Heeren auf ihre eigene Faust dazwischentreten. Wir erinnern nur an jenen aufrichtigen Engländer, der ein Bündniß mit den Ansairiern in Syrien vorschlug und bei dieser Gelegenheit sagte, es sey eben keine sehr schwer auszuführende Sache ein indobritisches Heer vom Indus auf Persien, und ein anderes von der mittelländischen Küste aus das Land bis zum Tigris erobern zu lassen, so daß beide Heere in Mesopotamien aufeinander stießen. Es könnte gar wohl den Engländern beikommen, sich dieses Centrallandes vorzuherein zu versichern: denn ein Angriff von Indien her hat wegen der Transportmittel keine großen Schwierigkeiten, und eine Besetzung Syriens ist unthunlich, so lange nicht der Krieg in Europa offen erklärt ist. In Bender Buschir oder auch an der arabischen Küste kann man landen, ohne noch den Krieg offen zu erklären.

Wir würden und auf diese müßig scheinenden Eventualitäten nicht eingelassen haben, gingen nicht in der Türkei sehr verdächtige Dinge vor, die einen baldigen Bruch wahrscheinlich machen. Wir haben im vorigen Monat des türkischen Anlehens erwähnt, das in Paris und London einen so fabelhaften Aufschwung nahm, in Petersburg aber mit sehr ungünstigem Auge angesehen worden seyn soll; jetzt hören wir von einem abermaligen Sturze des türkischen Ministeriums, dem zweiten in wenig Wochen, und von der Verwerfung des Anlehens durch den Sultan. Es ist für den Fernstehenden unmöglich, den wahren Sinn dieser Ministerveränderungen zu ergründen, aber allgemein behauptet man, die letzte Ministerrevolution sey in russischem Sinne geschehen, wofür auch das Verwerfen des Anlehens spricht. Wenn übrigens Rußland durch diesen letztern Schritt die Handhabe zu zerstören glaubt, welche England durch das Anlehen an die Türkei sich bereit gehalten hat, so möchte es im Irrthum seyn, denn die Times haben bereits bemerkt, das Anlehen sey, welche Praktiken dabei auch mit untergelaufen seyn möchten, doch in aller Form Rechtens zu Stande gekommen, und „der türkische

Staat ein- für allemal haftbar." Man wird die günstig gesinnten Minister zu unterstützen, die feindlich gesinnten mit dieser Handhabe zu quälen wissen, die eine Zeitlang mühsam behauptete unabhängige Haltung der Pforte dürfte ihrem Ende sich nahen, und sie, wie der perfidie Hof, sich gezwungen sehen eine jedenfalls bittere Wahl zu treffen. Die Ministerrevolutionen sind das Resultat der drohend herannahenden Nothwendigkeit einer Wahl, einstweilen aber haben sie eine europäische Macht der gleichen Nothwendigkeit überhoben. Rußland hat nämlich auf eigener Machtvollkommenheit Montenegro, über welches die Pforte das Suzeränetätsrecht niemals aufgegeben, als unabhängiges Fürstenthum anerkannt — ein Schritt, auf welchen in andern Zeiten die Pforte mit einer Kriegserklärung geantwortet hätte. Das Ministerium Mesched, so wie sein unmittelbarer Nachfolger, protestirten, und luden auch Oesterreich ein, sich dieser Protestation anzuschließen; der Fall war kitzlich, und eine entschiedene Antwort ließ sich unter den augenblicklichen Umständen kaum geben. Inzwischen erfolgte statt einer Kriegserklärung der hohen Pforte ein Ministerwechsel in russischem Sinne, der wohl auch Oesterreich der Nothwendigkeit überhebt, eine entscheidende Antwort auf eine Frage zu geben, die das neue ottomanische Ministerium schwerlich wiederholen wird. Diese Umstände erhalten um so mehr Gewicht, als zu gleicher Zeit mit der Unabhängigkeitserklärung von Montenegro auch der benachbarte Woiwode von Gran den jährlichen Tribut verweigert, in Bosnien und Türkisch-Croatien das Feuer fort und fort unter der Asche glimmt, und Albanien mit neuen Aufständen droht, weil es sich der Conscription nicht fügen will, die doch durch die allenthalben bedrohte Ruhe und namentlich den Mangel an Truppen in Asien dringend geboten ist.

Inzwischen machen die verschiedenen Flotten Spazierfahrten, um nöthigenfalls gleich bei der Hand zu seyn, und Frankreich sucht neuerdings Verbindungen mit Aegypten anzuknüpfen: Baccicchi's Sendung hat schwerlich nur ägyptische Alterthümer und eine Ausgleichung Said Pascha's mit Abbas Pascha zum Zweck; schon die öffentlich gewordene Bemerkung, daß es sich in den Unterredungen Bacciocchi's mit Abbas Pascha auch, falls die Türkei nicht Lust haben sollte noch einmal den Gefangenenhüter zu machen, um Abdel-Kader gehandelt habe, weist darauf hin, daß dieser merkwürdige Mann nicht ewig sein Leben unthätig hinbringen soll, sondern vielleicht bestimmt ist, im Orient unter seinen Glaubensgenossen, wo ihm seine Thaten einen großen Namen gemacht haben, noch eine Rolle zu spielen, deren Art man ihm vielleicht französischerseits vorschreiben zu können glaubt. Dieß wird um so wahrscheinlicher, als bekanntlich das Gerücht geht, daß Ludwig Napoleon außer dem Titel eines „Kaisers der Franzosen und Königs von Algerien" auch den eines „Beschützers der heiligen Orte" anzunehmen gedenke; Rußland kann nicht hoffen, in Syrien, das ihm viel minder als den Engländern zugänglich ist, eine directe Rolle zu spielen, während Frankreich mit seiner Flotte, seinem alten Einfluß im Libanon und seinen Ansprüchen als Protector der lateinischen Christen im Orient hiezu viel geeigneter erscheint. Bei dieser Gelegenheit müssen wir noch auf einen andern Zwischenfall aufmerksam machen, der gerade jetzt die Verhältnisse im Mittelmeere, dieses französischen See's in spe, in ungewöhnlichem Maaße berühren kann. Der Bey von Tunis ist dem Tode nahe, und seine Erbschaft sehr bestritten. Frankreich schützte ihn gegen die Ansprüche der Türkei, die ihrerseits an England einen Haltspunkt fand; der Plan ging dahin, Tunis, wo sich seit einigen Jahrhundenten eine Familie erblich hingesetzt hat, eben so, wie vor etwa 15 Jahren Tripoli, wieder zu einem türkischen Paschalik zu machen. Mehrmals erschien die türkische Flotte zu diesem Endzweck vor Tunis, aber jedesmal pflanzte sich eine französische Flottenabtheilung vor der Goulette auf, um Zwangsmaaßregeln gegen den Bey zu hindern. Die englischen und französischen Zwecke sind gleich deutlich: Frankreich war sehr zufrieden einen unmächtigen Bey, der sich noch überdieß durch sein von Mehemed Ali abgelerntes Erpressungssystem verhaßt gemacht hatte, neben sich zu haben, und denkt wohl gelegentlich durch einen Marsch zu Lande von Constantine aus die Regentschaft Tunis seinen afrikanischen Besitzungen, dem baldigen Vicekönigreich Algerien, einzuverleiben, und auf dem wichtigen Platz des alten Carthago ein Gegengewicht gegen das englische Malta zu begründen, während England nicht nur diese Absicht stören, sondern durch die Einsetzung eines nicht eben schwer zu influencirenden Pascha's die Ausbreitung der französischen Macht und des französischen Handels in Afrika zu hindern sucht, noch wirksamer als dieß durch die türkische Besetzung von Tripoli geschehen ist; auch läßt sich von Tunis aus nöthigenfalls der Herrschaft in Algerien ein Stoß beibringen, der bei gleichzeitiger Unterstützung Marocco's tödlich werden könnte. England muß im Mittelmeer übermächtig bleiben, wenn nicht seine rasche Verbindung mit Indien von dem guten Willen seiner Nebenbuhler und Feinde abhängen soll. Wir müssen uns hier auf diese Andeutungen theils schon vorhandener, theils hervorstehender Zerwürfnisse im Mittelmeer, die mit der türkischen Frage und mit den afrikanischen Kämpfen zwischen Rußland und England im engsten Zusammenhang stehen, beschränken, da die Spärlichkeit und Abgerissenheit der Nachrichten keine umständlichere Darstellung bis jetzt noch gestattet.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus dem indischen Archipel.

(Von Dr. Hubermath.)

2. Ombay, Dely und die Nordwestküste von Timor.

Wenn ein Europäer zum erstenmale nach Indien kommt, so ist seine Phantasie gewöhnlich erfüllt mit Bildern von Wildnissen, Tigern, wilden Menschenfressern und fürchterlichen Krankheiten. Zu Batavia angekommen, findet er an Java ein wohl angebautes und regelmäßig regiertes Land, wo die Tiger gerade nicht auf der Landstraße heerumlaufen, und nach Wilden und Menschenfressern, wie wir sie von Robinson Crusoe her noch im Gedächtniß haben, sieht man sich vergebens um. Diese Menschengattung verschwindet mehr und mehr vor der unruhigen, stets nach neuen Eroberungen haschenden Cultur Europa's. Ich war bereits einige Jahre in Indien gewesen und hatte noch kein Individuum erblickt, das ich mit dem schmeichelhaften Titel „Wilder" hätte beehren können. Es war mir darum erwünscht, als mir zu Kupang eines Tages der Commendant unserer Brigg Pylades ankündigte, ich möge mich zu einer Reise nach Ombay, Dely und anderen Orten von Timor fertig machen. Von Ombay, das nur selten von Europäern besucht wurde, erzählt man nämlich, daß ein wilder Volksstamm im Innern der Insel wohne, und so durste ich hoffen, endlich einmal ächte Wilde im reinen Naturzustande sehen zu können.

Am 10 Junius 1850 segelten wir von Kupang ab und steuerten nach Norden längs der Westküste von Timor. Wir hatten wenig Wind, dagegen einen starken, nach Süden ziehenden Strom, so daß wir in drei Tagen kaum einige Meilen vorwärts kamen. Die Küste von Timor ist hoch und steil, und eine heftige Brandung donnert fortwährend gegen ihre Kalkfelsen an. Am vierten Tage waren wir nahe bei dem Vic von Timor, dem höchsten Berg der Insel, der sich etwa 5000 Fuß über die Meeresfläche erhebt. Weiter nördlich, am Fuße eines hellen, rauhen, durch unzählige Schluchten zerrissenen Gebirges liegt der große

Kampong Olcuir; dieser Ort steht unter der Herrschaft der Portugiesen, die sich von hier aus über die Nordwestküste von Timor bis zu dem Hauptort Delly erstreckt. Die nächste Umgebung von Diense schien fruchtbar, das Dorf selbst lag unter einem Wald von Palmen und Fruchtbäumen versteckt.

Auf der Höhe von Diense bekamen wir endlich einen besseren Wind, segelten von der Küste von Timor weg gerade nach Norden, und gelangten bald an den Eingang der Allor-Straße, welche Ombay von der westlich gelegenen Insel Pantar scheidet. Beide Inseln sind gebirgig und größtentheile mit Wald bewachsen. In der Mitte der Straße liegt die Insel Pura, ein ausgebrannter, kegelförmiger Vulcan, der etwa 4000 Fuß hoch seyn mag. Oestlich von Pura ist eine schmale, tief in Ombay eindringende Bay, die rings um von steilen Bergen umgürtet ist. Es war Abend als wir in diese stille Gewässer einliefen, das Mondlicht glitzerte auf der spiegelglatten Fläche und man gewahrte deutlich die scharfen Umrisse der Berge, kein Lüftchen war zu fühlen, die Segel hingen schlaff an den Raaen, allein eine starke Strömung trieb uns in die Bay hinein bis zu einem Orte, den die Eingebornen Djalone nennen, wo wir sehr nahe an der Küste den Anker fallen ließen.

Früh am folgenden Morgen fuhr ich mit zwei Officieren unserer Brigg nach diesem, selten oder nie von Europäern betretenen Lande. Nahe am Strande standen, wie auf einige ermüdige Hütten, aus denen uns magere Hunde bellend entgegensprangen. Bald erschienen auch einige Leute, die wie gewöhnlich Waaren geflochten waren und keineswegs wild aussahen; sie verstanden ein wenig Malayisch und gaben uns bereitwillig Aufschlüsse über die nähern Verhältnisse des Landes und der Bewohner. Die Küstenbewohner von Ombay seyen Mohammedaner, wohnten in einzelnen größern Dörfern und seyen von kleinen Fürsten (Radjahs oder Capitans) beherrscht. Im Innern des Landes dagegen, in den Gebirgen, wohne ein unabhängiges, uncultivirtes Heidenvolk, mit welchen die Küstenbewohner in Friedenszeiten Tauschhandel trieben, Djalone und ein zweiter, tiefer in der Bay gelegener Ort seyen die Bafara, wo jeden Donnerstag beide Theile zusammenkämen, um ihre Waaren gegen einander auszutauschen. Unsere Berichterstatter waren eigentlich aus dem Dorfe Aller, das an der gegenüberliegenden Seite der Bay liegt, und hielten sich hier blos einige Zeit auf, um in den Malzeichern zu arbeiten, die sie an dem Abhang des Berges angelegt hatten. Sie erzählten uns ferner, daß die Dörfer der Orang Gunong (Bergbewohner) ziemlich weit entfernt seyen, und daß es auch gefährlich sey, sich unter sie Leute zu wagen; doch kämen sie häufig an die Küste, wo wir Gelegenheit haben würden, sie zu beobachten; einige derselben wohnten im Grunde der Bay ziemlich nahe an der Küste, wohin wir leicht mit einem Boote kommen könnten.

Da wir wenigstens einen Spaziergang machen wollten, so erbat sich einer der Leute, uns zu begleiten; der einzige gangbare Weg war ein steiniger Fußpfad, der gerade den steilen Berg hinaufführte. Es ging über rauhes Kalkgestein, durch Gebüsch und Allang-Allang (mannshohes Gras, wie man es häufig in Indien findet). Höher oben trafen wir auf Maisfelder und einige leere Hütten, die unserem Begleiter und seinen Freunden gehörten. In einer nahen Schlucht wuchsen wilde Mangos und Bastlicke, mit reifen Früchten behangene Canarl-Bäume.[2] Nach einem langen, beschwerlichen Marsch kamen wir endlich auf die waldbewachsene Spitze des Berges und sahen nach dem Innern des Landes tiefe Thäler und waldige Bergrücken. Wir ruhten einige Zeit im Schatten der dichtbelaubten Bäume, und machten uns dann auf den Rückweg nach dem Strande.

Gegen Abend begab ich mich wieder ans Land und entdeckte zu meinem Vergnügen 10—12 Bergbewohner, die gerade den steilen Bergpfad herabgekommen waren. Sie saßen schweigend auf dem Boden und starrten mich gleichgültig an als ich zu ihnen trat, um sie in der Nähe zu betrachten. Ihre einzige Bekleidung war ein schmales, um die Lenden geschlagenes Tuch. Um den Hals trugen sie Korallenschnüre, während ihre nackten Arme mit Ringen von Kupferdraht oder kleinen Muscheln geschmückt waren; um die Knöchel hatten sie schmale Streifen von Thierfellen gebunden. Ihr Haar war sehr lang, in einem Büschel nach auswärts gestrichen und in dieser Richtung durch einen breiten Baststreifen befestigt; die meisten hatten noch lange Hahnenfedern in ihr Haarbüschel gesteckt, was sich sonderbar ausnahm. Sie waren bewaffnet mit langen Bogen, Pfeilen und Messern; die Bogen trugen sie in der Hand, die Pfeile und Messer in einem von Rohr geflochtenen Gürtel. Die Pfeile waren dünne, fein zugespitzte Bambusstäbe, einzelne noch mit eisernen Spitzen versehen, die sehr scharf und ziemlich fein geschmiedet waren. Einige Weiber, die sich bei der Gesellschaft befanden, trugen Sarongs, die von der Taille bis ans Knie reichten, Hals und Armbänder, wie die Männer, und schwere Ohrringe von Kupferdraht. Gesichtsbildung und Haarfarbe dieser Bergbewohner sind wenig verschieden von den übrigen Malayenstämmen. Die Haut ist gelbbraun, das Gesicht breit, die Backenknochen hervorstehend, die Nase etwas platt, die Stirne hoch und schmal. Sie zeichnen sich übrigens durch einen kräftigen, wohlgebauten Körper aus, Arme und Beine sind muskulös, die Brust breit und gewölbt, der Wuchs übermäßig. Gang und Haltung steif und fest. Mit leichtigkeit klimmen sie die rauhen Bergpfade auf und ab, und über den ein Strauch umgürtenden Steine schreiten sie mit ihren bloßen Füßen außerordentlich schnell dahin, mehr laufend als gehend. Auch die Frauen sind schlank und gut gebaut, sind aber weniger etwas gebrugt, was wohl von der Arbeit herkommt, die, wie es scheint, ausschließend durch sie verrichtet wird; ich sah die armen Geschöpfe oft schwere Körbe voll Mais oder Melonen von den Bergen herabschleppen, während die Herren ledig mit ihren Bogen nebenher spazierten.

Charakteristisch an diesen Wilden ist ihre Schweigsamkeit; stundenlang ihnen sie bei einander und starren vor sich hin, ohne einen Laut von sich zu geben. Zuweilen schlagen sie die Augen auf und blicken forschend um sich her; ihr Blick hat dann etwas Unstätes, Scheues, Lauerndes, wie man es bei Affen oder andern in der Wildniß lebenden Thieren bemerken kann, wenn sie plötzlich einen Menschen erblicken. Ich hatte mich ganz unbefangen unter sie gemischt, und sie schienen wenig Notiz von mir zu nehmen als ich ihre Waffen und Schmuckstücken untersuchte, doch bemerkte ich bald das sie mir häufig ihre verstohlenen, scheuen Blicke zuwarfen, und jede meiner Bewegungen genau beobachteten. Sprechen konnte ich nicht mit ihnen, da sie kein Malayisch verstanden, ich gab daher einem der Leute zu verstehen, daß ich seine Pfeile gegen mein Taschentuch eintauschen möchte. Er begriff mich sogleich, bot mir aber nur drei von seinen Pfeilen, die ich annahm und ihm das Tuch überreichte. Er schien mit dem Tausche zufrieden, nickte mehemals mit dem Kopfe, und zeigte das Tuch seinen Cameraden, die ein stupides, heiseres Lachen ausstießen, ohne ein Wort zu sprechen.

Bald kamen einige Küstenbewohner zu uns, und es war mir auffallend, wie sehr ihnen die Kinder der Berge an Kraft und Schönheit des Körperbaues überlegen waren. Beide sind aber offenbar von derselben Abkunft, ihre Sprachen haben eine große Uebereinstimmung, so weit ich wenigstens aus einer Anzahl von Worten schließen konnte, die mir die Küstenbewohner mittheilten; diese letztern wurden durch Verkehr mit benachbarten Stämmen und durch die Einführung der mohammedanischen Religion etwas cultivirt, während die Bergbewohner in ihrem Naturzustande verharrten.

(Fortsetzung folgt.)

---

[1] Mangifera indica.

[2] Die Frucht des Canari schmeckt wie Mandeln. Man bereitet ein feines Oel aus demselben, das dem Provencer-Oel nahe kommt.

Die große Rattenjagd in Paris oder vielmehr in seinen fünfhundert Kilometres Abzugsgräben hat nach französischen Blättern am 20 October begonnen und gleich am ersten Tage 5000 todte Ratten geliefert. Solche Rattenjagden werden bald fast eine europäische Angelegenheit seyn, denn in großen Städten häusen sie sich furchtbar an. Die nämlichen Klagen, wie aus Paris, vernimmt man auch aus Wien (s. Presse vom 22 October.).

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 259. 28 October 1852.

Die Stadt Panama.

(Nach Andersons Schilderungen der Weltumseglung der schwedischen Fregatte Eugenie. Aftonbl. 28 Sept.)

Die Bucht, in deren Hintergrund Panama liegt, wird von einer Gruppe kleiner rundlicher Inselchen und dem bekannten Landvorsprung gebildet, der mit einigen Bergen besetzt und bis hinauf mit einer äußerst üppigen Vegetation bekleidet ist. Von einer zusammenhängenden Anlage sieht man hier keine Spur, doch ist der Landstrich im Ganzen genommen bergig. Der Hafen ist voller Riffe, die man bei niedrigem Wasserstande sieht, und außerhalb demselben liegt die Handelsflotte, die, wenn auch nicht sehr zahlreich, doch nicht unbedeutend ist, und größtentheils aus Packetboten für Passagiere nach Californien besteht. Wir blieben hier einige Tage, in welcher Zeit wir Besuche in der Stadt und deren Umgebung, so wie auf den Inseln außerhalb der Rhede machten. Die Stadt ist auf einer niedrigen vorspringenden Landspitze gebaut und zur Ebbezeit bleibt das Wasser in vielen kleinen Pfuhlen stehen, was nicht wenig zu den verschiedenen Arten von Fiebern beitragen soll, wegen deren Panama ziemlich berüchtigt ist, und wovon seine Bevölkerung den offenbaren Beweis in einer allgemeinen Magerkeit und Abzehrung an sich trägt. Früher war die Stadt befestigt, und eine starke Mauer lief rings um dieselbe, jetzt ist sie in hohem Grade verfallen und gleicht einer Ruine. Eine einzige Kanone steht noch unterhalb der neugranadischen Flagge, welche hier in all ihrer Pracht weht. Dieß verursachte eine gewisse feierliche Langsamkeit, als unsre 21 Salutschüsse von dieser einförmigen Batterie beantwortet werden sollten.

Auch innerhalb der Stadt sieht man die und da mehrere in Ruinen fallende Höfe und Häuser, welche von bessern jetzt entflohenen Zeiten sprechen. Die Straßen der Stadt sind ziemlich regelmäßig, aber elend gepflastert und im höchsten Grade schmutzig und trübselig; eigentlich bemerkt man nur auf einer etwas Circulation, und selbst diese Hauptstraße kann keinen Anspruch auf ein elegantes Aussehen machen. Die Häuser haben gewöhnlich zwei Stockwerke, bei den meisten ist das untere Geschoß von Stein, das obere aus Holz, plump und finster, mit massiven Balcons bestehend in grünbemalten plumpen Holzgittern. Worin aber Panama excelliert, das sind die Schilder: längs dem Hause von der einen Straße zur andern, und an der einen Seite weit hinaus, in die Luft erstrecken sich unmäßig große Bretter mit verhältnißmäßig großer Schrift in allen möglichen europäischen Sprachen, und mit den Anzeigen aller möglichen Beschäftigungen, selbst der Aerzte. Aber wenn diese Schilder in hohem Grade die Aufmerksamkeit fesseln, so kann man dieß keineswegs von den Boutiquen sagen, diese sind vielleicht nicht schlecht versehen, was die Hauptsache ist, aber ohne allen Geschmack in der Anordnung der Waaren oder Luxus in der Einrichtung. Die Preise sind allenthalben übertrieben, namentlich von Lebensmitteln; ein Ferkel z. B. kostet 10 Piaster (25 fl.) und eben so viel verlangt man für das Rudern eines Boots nach dem Ankerplatz der Fregatte auf der Rhede. Andere öffentliche Gebäude als Kirchen scheinen nicht vorhanden, und selbst diese waren augenscheinlich nicht im besten Stande; wenigstens vermißte ich darin die sonst in katholischen Kirchen gewöhnlichen Schmuckſachen und Kostbarkeiten im Innern, und die oft sie begleitende Pracht und großartige Architektur im Aeußern. Die Kathedrale auf dem Markt, ein mit zwei Thürmen versehenes Gebäude, sah ganz verlaſſen und abgenützt aus, und daſselbe kann man in noch höherem Grade von den andern Kirchen sagen.

Was endlich die Bevölkerung betrifft, so kann man über diese wenig allgemeines sagen; überall sieht man europäische Arbeit, Kleidertracht, Sitten, überall hört man die Sprachen der alten Welt in babylonischer Verwirrung durcheinander gemischt, und nirgends zeigt sich etwas eigenthümliches oder, was daſselbe ist, interessantes. Dieß fand sich indeß zum Theil außerhalb der Stadt, wo in ein Paar ausgedehnten, hohen Kokospalmenhainen mehrere Reihen Negerhütten errichtet waren, die das neue Schauspiel einer fremden Colonie boten. Die Wohnungen hier sind von der nothdürftigſten Einfachheit, denn sie bestehen bloß aus vier Eckpfählen und dazwischen eingeschlagenen Latten oder gespaltenen Bambusrohren, die zu einer sehr schlecht gedeckten Wand zusammengefügt sind, ohne die geringste Fensteröffnung, und bloß gedeckt mit einem sehr hohen und spitzigen Dach von Palmblättern oder einer Binsenart. Innen in dieser Höhle auf dem bloßen, zu einer ebenen Fläche gestampften Boden, zwischen verschiedenem elendem Hausgeräth, bestehend aus einem Topf, einigen Calebassen und einer oder der andern zerfetzten Hängematte, bewegt sich eine Familie, oft reich an Kindern, die ganz nackt auf dem Boden oder auf einer Ochsenhaut vor der Thüre herumrollen oder spielend und heulend herumspringen. Die Neger waren sehr lustig gekleidet mit einem Paar Hosen, aber ihre Damen fast ohne Ausnahme in weiße oder sehr bunte Kleider gehüllt, mit einer unsäglichen Menge Spitzkrägen von verschiedenen Breiten um Achsel und Brust, eine und die andere auch mit natürlichen Blumen in dem krausen Haar, mit Einem Wort, ganz schön und charmant herausgeputzt. In diesen staunenerregenden Spitzenkrägen und Haarblumen sah man sie haufenweise beisammen, stets lachend und ein angenehmes, sorgenfreies Leben führend.

(Schluß folgt.)

Zeitbetrachtungen.

(Fortsetzung.)

Es ist indeß nicht bloß die Spärlichkeit der Berichte, es ist auch der Mangel an einer bestimmten Richtung, welcher das Urtheil erschwert, und es nothwendig macht, sich auf die Andeutung gewisser jedenfalls wichtiger Punkte zu beschränken; denn noch kann niemand mit Bestimmtheit sagen, nach welcher Richtung hin Frankreich in dem schlicht beginnenden Streite auftreten gedenkt. Wenn die unabhängige Presse Englands fast ohne Ausnahme sehr heftig gegen den neuen Gewalthaber in Frankreich auftritt, wenn dieser dafür durch Blätter, welche für Regierungsorgane gelten, der Text gelesen wird, so ist weder das eine noch das andere ein bestimmter Fingerzeig, und nur das scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß Frankreich und England ihre Seerüstungen auffallend steigern, sich somit auf alle Eventualitäten gefaßt machen. Sind wir wiederum in das Jahr 1847 versetzt, wo das Bündniß zwischen Rußland, Oesterreich und Frankreich gegen England offen lag und England, um seine Gegner zu spalten und sie zu beschäftigen, die Revolution auf dem Continent anblies? Fast möchte es scheinen, doch ehe wir hierauf eingehen, müssen wir unsere Blicke auf die Verhältnisse Englands zu Amerika wenden, die wir im vorigen Monat besprochen, und welche seitdem eine etwas andere Wendung genommen haben.

Die Fischereifrage ist, wie wir früher meldeten, factisch beigelegt, denn der Wortlaut der Verträge sprach zu deutlich für England, als daß hier von Seite der Amerikaner, falls sie nicht geradezu den Krieg anfangen wollten, etwas zu gewinnen gewesen wäre, und zudem haben die Engländer sich wohl gehütet, die Empfindlichkeit der Amerikaner zu reizen. Jetzt ist dieser Streit in eine Handelsunterhandlung übergegangen, und die canadische Regierung hat in Bezug auf einige Canalzölle retaliatorische Maaßregeln ergriffen, um die Vereinigten Staaten zu zwingen, ihnen die freie Durchfuhr durch ihr Gebiet zu gestatten. Webster soll mit Unterhandlung eines Handelsvertrags emsig beschäftigt seyn, und wird sich wohl glücklich schätzen, durch Abschluß eines solchen Vertrags sich mit guter Art aus einem schlimmen Handel zu ziehen. Er hat offenbar im Beginn der Fischereifrage den Mund etwas voll für die Ansprüche der Amerikaner genommen, und war augenscheinlich bemüht, was man sagt politisches Capital aus dieser Frage zu Gunsten seiner Präsidentschaftscandidatur zu machen. Das ist gänzlich mißglückt, hauptsächlich durch die Art, wie er sich gegen Peru in Bezug auf die Lobos-Inseln benahm, wo er geradezu den Rückzug antreten mußte.

Der Verlauf der Sache ist zu interessant, und der Ausgang zu wichtig für England und Amerika, als daß wir sie nicht näher berühren sollten. Wie wir früher erwähnten, war es die Absicht der Amerikaner, auf den Lobos-Inseln Guano zu laden, ohne sich um das Eigenthumsrecht der Peruaner zu kümmern, und Webster hat dieß gewaltthätige Verfahren geradezu begünstigt. Ein Cap. Jewett stand an der Spitze einer Expedition von 20 Fahrzeugen, von denen die meisten zum Kampf ausgerüstet waren, wie sich aus den bekannt gewordenen Instructionen Cap. Jewetts an den Commandanten des Geschwaders dd. 23 Jul. aus Neuyork ergibt; es heißt in diesen Instructionen wörtlich: „falls Sie von irgend jemand belästigt werden, werden Sie sich mit der unter ihren Befehlen stehenden Macht, so weit dieß in Ihren Kräften steht, vertheidigen. Sollten Sie in der Südsee oder sonst auf ein amerikanisches Kriegsschiff stoßen, so werden Sie sich an Bord desselben begeben, dem commandirenden Officier Ihren Bestimmungsort und Ihr Geschäft mittheilen und seinen Schutz gegen Beeinträchtigung durch fremde Gewalt verlangen, indem Sie ihm die angeschlossene Abschrift eines Schreibens des Ehrenwerthen Staatssecretärs der Ver. St., so wie diese Instructionen vorzeigen. Sie werden bei jedem Mißverstand gegen eine Beeinträchtigung Ihres Geschäfts und Ihrer Rechte die Flagge Ihres Landes auf Ihrem Schiffe wehen lassen." Es geht aus dieser Stelle der in ihrem ganzen Umfang bekannt gewordenen Instructionen hervor, daß Webster die gewaltthätige Besetzung der Lobos-Inseln, folglich einen Eingriff in die Rechte der peruanischen Regierung schriftlich, nicht bloß mündlich, gut geheißen hatte, und Cap. Jewett beruft sich auch noch darauf in einem Briefe an Webster vom 16 August. Aber am 21. desselben Monats antwortete Webster, daß die peruanische Regierung Ansprüche auf die Lobos-Inseln erhoben habe, und daß somit die unter Cap. Jewetts Leitung stehende Eskadre keinen Gebrauch von ihren Waffen machen dürfe. Zugleich wurde unter dem 25 August ein Befehl an M^r^Aulay, den Commandanten der Seemacht der Ver. St. im Stillen Meer, abgefertigt, worin die unter dem 16 Juniu^s^ gegebenen Befehle, die Bürger der Ver. Staaten bei der gewaltsamen Besetzung der Lobos-Inseln zu unterstützen, widerrufen wurden. Der Plan datirt also in die erste Hälfte des Jahres zurück, und es leidet keinen Zweifel, daß die Einsprache Englands das gewaltsame Vorgehen gegen Peru gehindert hat. England stellte sich somit als der Vertheidiger der schwachen spanisch-amerikanischen Staaten gegen das um sich greifende Nordamerika auf. [1] Wenn Cap. Jewett noch am 16 Aug. im vollen Vertrauen auf Websters Versicherungen an diesen schreiben konnte, und schon am 21. eine ganz entgegengesetzt lautende Antwort kam, auch Webster just am 21. dem peruanischen Geschäftsträger die Versicherung zugehen ließ, daß Nordamerika die Rechte Peru's respectiren werde, so kann man nicht umhin anzunehmen, daß wenige Tage vorher ernste Vorstellungen Englands und, wie man sagt, auch Frankreichs, Webstern von dem Entschluß, sich zu gewaltthätiges Verfahren zu unterstützen, abbrachten. [2] In einem Lande wie Nordamerika, wo alles an die Oeffentlichkeit kommt, und auch die Correspondenz Jewetts mit dem Commandanten des Guanogeschwaders, sowie mit Webster, gedruckt wurde, konnte ein solches Mißlingen eines seit so geraumer Zeit angelegten Streichs nicht ohne Folgen bleiben: Websters Präsidentschaftscandidatur ist plötzlich gesunken, und mehrere Cabinetsberathungen in Washington, denen Webster nicht anwohnte, bewiesen daß die Regierung sich durch ihn compromittirt fühlt, und seine Rolle so ziemlich ausgespielt seyn dürfte.

Wenn man erwägt, daß selbst ein alter Whig, wie Webster, sich aus Popularitätssucht in ein so ungerechtes Unternehmen einließ, so kann man abnehmen, wie stark der Drang zu gewaltthätiger Ausdehnung der nordamerikanischen Macht im Volke ist, da die Whigs, welche gegen die Einverleibung von Texas und gegen den mexicanischen Krieg waren, noch weit mehr gegen eine solche Ausdehnung der nordamerikanischen Herrschaft, namentlich gegen die neuerdings betriebene Annexation Cuba's seyn sollten, da diese nur die sklavenhaltenden Staaten verstärken kann. Es

[1] Das kürzlich erst (am 16 Oct.) angelangte Dampfboot Orinoco brachte auch den neuernannten peruanischen bevollmächtigten Minister, General Mendiburu, nach England. Dieselbe soll mit sehr umfänglichen und merkwürdigen Beweisen für das Recht Peru's auf die Lobos-Inseln, Beweise, die bis in die Inca-Zeit hinaufreichen, ausgerüstet seyn. Die englische Regierung wird indeß so alter Beweise kaum bedürfen, um sich für die Rechte Peru's auszusprechen.

[2] Nach der im Congreß bekannt gemachten Correspondenz zwischen Webster und dem peruanischen Gesandten hatte dieser unter dem 25 Jun., 3 Jul. und 3 August vergebens dem Staatssecretär Vorstellungen gemacht.

soll aber neuerdings von der nordamerikanischen Regierung an Spanien das Angebot ergangen seyn, Cuba um 180 Millionen Dollars anzukaufen, ein Anſinnen, das jedoch Spanien zurückwies, mit dem Bedeuten, nicht mehr mit ſolchem Anträgen zu kommen. Es handelt ſich für Spanien hinſichtlich Cuba's um mehr als Geld, es gilt ſeinen ganzen noch übrigen Einfluß und Handel in Amerika, die es nicht für eine Summe von 180 Mill. Dollars in die Schanze ſchlagen kann: die ſpaniſche Regierung tritt gegenwärtig ſehr entſchieden zur Behauptung Cuba's auf, die längere Zeit von der Madrider Preſſe in Abrede geſtellten Verſchwörungsgerüchte waren doch nicht ohne Grund, denn es ſind zahlreiche Verhaftungen und ſelbſt Hinrichtungen erfolgt; bekanntlich wird auch gegenwärtig eine Expedition in Spanien ausgerüſtet, um die Beſatzungstruppen auf Cuba zu verſtärken. Will England ſich wirklich, wie es den Anſchein hat, jetzt ernſtlich gegen das Umſichgreifen der Nordamerikaner ſtemmen, ſo muß es vor allem Cuba für Spanien zu erhalten ſuchen, denn nur mit Hülfe des moraliſchen Einfluſſes, den Spanien noch immer im ſpaniſchen Amerika ausübt, kann es ihm gelingen ſich wirkſam den Nordamerikanern zu widerſetzen, und dieß Zuſammenwirken in Amerika, das der gemeinſame Vortheil mit ſich bringt, dürfte auch auf die gegenſeitige Stellung in Europa einwirken, die in den letzten Jahren bekanntlich nichts weniger als ſehr freundlich war.

In Amerika iſt ſeit den letzten Jahren eine Partei herangewachſen, welche ſeinen und im Gehirn daraus hinarbeitet, alles was Spanien noch in Amerika beſitzt, ſo wie das Gebiet von Mexico und der noch ſchwächern benachbarten Staaten ſpaniſcher Abkunft durch allmählliche Uſurpation oder durch offenen Kampf an ſich zu reißen, und es iſt ein ſehr böſes Zeichen, daß ſelbſt Leute wie Webſter dieſen Gelüſten Opfer zu bringen ſich veranlaßt ſehen. Dieſe Partei hat durch den Vorfall mit den Lobos-Inſeln eine Niederlage erlitten, und die moraliſche Niederlage iſt noch größer als die politiſche, die bald verſchmerzt ſeyn würde. Die engliſche Preſſe übt in Amerika nicht weniger Einfluß aus als in Europa, und manche Artikel ſind geradezu für Amerika geſchrieben. Man wird vollkommen begreifen, warum die Times, welche in der Fiſchereifrage zum großen, vielleicht nur ſcheinbaren Aerger der andern engliſchen Blätter faſt den Amerikanern Recht gab, in dem Augenblick wo die Niederlage der gewaltthätigen Partei in der Frage der Lobos-Inſel entſchieden war, am 6 Sept. einen Artikel brachte, worin angeführt war, daß den Vereinigten Staaten zwei Wege offen ſtünden, die Politik des Handels und die Politik der Eroberung. Welchen Rath die Times ertheilte, iſt unſchwer zu errathen, der Artikel war indeß ſo gut auf die Amerikaner berechnet, daß er einen großen Eindruck machte, und in einer Menge amerikaniſcher Journale wieder abgedruckt wurde, [1] denn in der That iſt dieß eben ſo wohl eine innere als eine äußere Angelegenheit in den Vereinigten Staaten, und die Partei, welche die „Politik des Handels“ einſchlagen will, iſt nicht gering, aber der Eindruck des Schlags, den die gewaltthätige Partei erlitten hat, iſt ſchwerlich von langer Dauer, und der amerikaniſche Correſpondent der Times (ſ. Nr. vom 14 Oct.) äußert ſich hierüber folgendermaaßen: „Ich glaube nicht daß eine Majorität oder auch nur eine ſehr bedeutende Zahl unſerer Mitbürger mit den Anſichten dieſer Leute ſympathiſirt, oder ſie ausgeführt zu ſehen wünſcht, aber ihre Zahl iſt doch ſo groß, ihre Verzweigungen ſind ſo ausgedehnt, ſie haben ſo viele Mittel die Regierung und die Nationalwahlen zu influenziren, ſie wiſſen die Leidenſchaften der müßigen, abenteuernden Claſſen ſo wirkſam zu entflammen, und die Anſicht, es ſey unſere Miſſion als Republik die Grundſätze der Demokratie in der Welt zu verbreiten, iſt in den Amerikanern ſo eingewurzelt, daß meiner Anſicht nach dieſe neue Entwicklung wahrſcheinlich eine nationale Form annimmt; deßhalb fürchte ich, daß trotz aller Verurtheilungen auf die geſunde Vernunft große Gefahr verhanden iſt, daß wir, ehe viele Jahre vergehen, mit fremden Mächten in Colliſion gerathen.“

Wir ſind keineswegs geneigt, wie die Engländer ſo gern thun, mit den Nordamerikanern zu moraliſiren, können uns aber der Anſicht nicht erwehren, daß ſie zwar wohl Canada, nicht aber Mexico, Cuba und Weſtindien verdauen könnten. Darum handelt es ſich aber hier für uns nicht, ſondern um die Stellung, in welche England bei allenfallſigen Zerwürfniſſen in Europa und Aſien mit Amerika kommt; die Wahrſcheinlichkeit iſt dafür, daß die Amerikaner jede Verlegenheit Englands benützen und ſich für den ſo eben erhaltenen Schlag zu rächen ſuchen werden. [1] Es mag ſehr wohl überlegt ſeyn, daß die Engländer endlich die unbedingte Nachgiebigkeit gegen die Amerikaner aufgeben, daß ſie endlich gegen ihren um ſich greifenden Geiſt ſich zu ſtemmen ſuchen, allein es fragt ſich ſehr, ob ſie nicht die rechte Zeit dazu verſäumt haben. Dieſe rechte Zeit war das Jahr 1846 und der Krieg mit Mexico; hier aber werden wir auf den Zuſammenhang der politiſchen Verhältniſſe in Amerika und Europa geführt. Das Jahr 1846 war ein ſehr ungünſtiges Jahr für England: nicht nur hatte man eben eine halbe Hungersnoth durchgemacht und ſtand vor einer zweiten, ſondern es hatte ſich eben im J. 1846 auch das Bündniß von Rußland, Oeſterreich und Frankreich gegen England gebildet; ſollte letzteres unter ſo häklichen Innern und äußern Verhältniſſen auch noch das Wageſtück eines Kriegs gegen Amerika auf ſich nehmen? Hat man es nicht auch im Cabinet zu Waſhington erwogen, daß England in ſeiner damaligen Lage nicht wohl einen weit ausſehenden

[1] Da der Artikel ſolchen Rumor in Amerika machte, ſo ſegen wir die prägnanteſten Stellen hieher: „Wahrſcheinlich gab es ſeit der Welt Anfang kein Beiſpiel ſo ſelber, wieder und glänzender Wohlfahrt, als die der Ver. Staaten in den letzten fünfzig Jahren. Durch friedliche Induſtrie und kühne, wohl ermogene Unternehmungen ſind ſie zu einem Grad materieller Wohlfahrt fortgeſchritten, der denen, welche die Welt blos aus Büchern kennen, faſt unglaublich erſcheinen muß. Sie brauchen nur auf demſelben Wege fortzufahren, und die Triumphe, die auf ihrer Bahn liegen, kennen keine Gränze. Sie haben noch ein grünendes Gebiet, in deſſen Beſitz ſie kein Nachbar ſtört, zu beſetzen und anzubauen, und eine Sendung von Civiliſation und Verbeſſerung ihrer Macht, wie ſie keinem Volk ſo groſſartig zutrug. Aber die bisherigen Triumphe ihrer Induſtrie und ihres Unternehmungsgeiſtes waren ſo raſch und bedeutend, daß ſie auf dem Punkte ſcheinen, die Nation von ihrem ſelbſt Verwirklichkeiten abzulenken und ſie zu gänzlichem, aber viel minder ſichern Vergrößerungsplanen zu verlocken. Eine Nation von durchgebildeten Handelsleuten und Speculanten, welche Tag für Tag mit preiswürdiger Ausdauer nach dem Beſitz des „allmächtigen Dollars“ ſtrebt; dieß Volk, ſo ſchlau und berechnend in ſeinem Privatverkehr, wird, wenn es an öffentliche Angelegenheiten taſtet, ausſchweifend und ſchwankend in ſeinen Beſtrebungen und unverſtändlich in ſeiner Haltung. Gegenwärtig ſind zwei Wahnen der Politik für die Ver. Staaten offen: die Politik des Handels und die der Eroberung. Sie können Handelsbeſchränkungen beſeitigen, den Geiſt des Verkehrs anfpornen und eine Macht gründen, ähnlich der des Mutterlandes, die mehr auf den Gewerben als auf den Waffen beruht; oder ſie können an die Stelle des Handelszieles den Kriegszweck ſetzen, und ein für die Einheit ſchon jetzt zu großes Gebiet durch die gewaltſame Anfügung von Ländern vergrößern, die zu ſchwach ſind dem Angriff des mächtigen Bundes zu widerſtehen. Niemals ſtand die Wahl zwiſchen Gut und Böſe ſo unverſchämt vor einem Volke, und niemals war dieſe Wahl zweifelhafter und verdunkelnder.“ Man ſieht wie kunſtvoll hier Schmeichelei und Lauge gemiſcht ſind, um einen Eindruck auf die Amerikaner zu machen.

[1] Nach den neueſten Berichten aus London herrſcht in Novemberella abermals große Aufregung wegen Cuba, wo der Generalcapitän Boeſchetsmaſſergein ergriff, durch welche ſich die Nordamerikaner für verletzt hielten.

den Krieg mit Europa beginnen werde? Ist dem also, dann hat der Stand der Dinge in Europa auf Amerika und die dortigen Begebenheiten zurückgewirkt, und eine Wiederholung ähnlicher Erscheinungen ist mehr als bloß wahrscheinlich.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus dem indischen Archipel.

2. Ombay, Pely und die Nordwestküste von Timor.

(Fortsetzung.)

Wir blieben etwa 10 Tage in dieser Bay, die von den Eingeborenen Kebola genannt wird, liegen, und so hatte ich Zeit genug, um die Küsten der Bay näher zu untersuchen. In das Innere des Landes konnte man nicht kommen, da es keine ordentlichen Wege gab und auch nirgends Pferde vorhanden waren.

Die Bay ist sehr schmal und erstreckt sich etwa vier Meilen in das Land hinein, ihre Tiefe ist bedeutend, erst dicht am Strande findet das Senkblei Grund. Die Berge, welche von allen Seiten die Bay einschließen, senken sich steil hinab; eine Menge herabgerollter Steine liegen an ihrem Fuße und machen das Gehen längs dem Strande sehr beschwerlich. Das Land ist überhaupt sehr steinig, Felsen und Klippen starren allenthalben empor, und nur ein tropisches Klima ist im Stande aus diesem rauhen Boden eine Vegetation hervorzurufen. Die steilen Hänge sind oft mit Mais bepflanzt, und allenthalben sieht man in Thälern und auf den Vorhöhen schöne Gruppen von Fächer- und Cocospalmen, Orangen- und anderen Fruchtbäumen, in deren Schatten kleine Hütten versteckt liegen. Die Gipfel der Berge sind bewaldet, und in manchen Schluchten, die von Quellwasser durchströmt sind, gewahrt man eine Fülle saftgrüner Bäume und Sträucher; Tamarinden und Waringa's machten überall wild, letztere sah ich oft, mit ihren zahlreichen Wurzeln um kahle Felsen gewunden, emporragen.

Die Basis der Gebirge ist Kalk von der ältesten Formation, wie zu Timor und Nettie; diese Kalklager sind übrigens durch spätere vulkanische Eruptionen gehoben und gespalten worden, wodurch das Gebirge seine jetzige Stelle, von Schluchten zerrissene Gestalt erhalten hat. Auf den Höhen findet man gewaltige Basaltmassen über die Kalklager emporragend, und die Schluchten sind oft erfüllt mit gewaltigen Blöcken, die in der Regenzeit herabgeströmt werden und den Strand mit einem Steinwalle umgeben. Seltener als Basalt findet man vulcanischen Sandstein, Diorit, Trachyt und ähnliche Eruptions-Gesteine.

Mehr als diese Berge interessirten mich ihre Bewohner; doch hielt es schwer mit ihnen in nähere Berührung zu kommen. Bei meinen Jagdzügen in der Bay sah ich sie oft am Strande mit Fischfang beschäftigt. So wie ich aber Anstalt machte zu landen, liefen sie wie der Blitz weg, und verschwanden bald hinter den Bäumen. Eines Tages begegnete mir ein Kahn, in dem etwa sechs Bergbewohner saßen. Kaum bemerkten sie meine Schaluppe, so lebten sie rasch um und fuhren zurück in die Bay hinein; ich trieb meine Ruderer zur Eile an, konnte aber den Kahn nur einholen. Dieser legte übrigens bald an, die Wilden sprangen ans Land und liefen weg; ich landete an derselben Stelle wo ich sie aus den Augen verloren hatte, und fand einen Fußpfad, der durch dichtes Gebüsch in ein enges Thal hineinführte. Bald kam ich an Maisfelder und einige von Bambus construirte Hütten, wahrscheinlich die Wohnungen der Flüchtlinge, deren Kahn wir verfolgt hatten. Frische Fußspuren und glimmende Räucherkapsen verriethen, daß die Leute noch nicht lange weg waren, allein weder ich noch die Matrosen, die mir von der Schaluppe gefolgt waren, konnten eine Spur von einem lebenden Wesen entdecken; ich begnügte mich also, die häusliche Einrichtung der Hütten zu untersuchen, während meine Begleiter einige Cocospalmen erstiegen, um Nüsse herabzuholen. Die Hütten ruhten auf Pfählen und hatten ein hohes, pyramidales Dach; die Wohnung ist gerade unter dem Dach und mittelst einer Leiter von sechs bis acht Sprossen, die an eine Lucke angelehnt ist, steigt man hinauf. Diese Wohnung bildete nur ein Gemach und hatte keine andern Wände als das aus Palmblättern, die an Bambusstangen befestigt sind, construirte Dach; das Licht fällt durch kleine Oeffnungen im Dache herein. Die einzigen Möbel waren einige Bettstätten, grobe von Rohr geflochtene Matten, Körbe voll Mais, alte Waffen und Küchengeschirre. Bei jeder Hütte war ein Gerüchen, in dem außer Fruchtbäumen, Pisang und Cocospalmen einige Melanen und Capsicum-Sträuche angepflanzt waren; ich hatte nun wenigstens die Wohnungen der Bergbewohner gesehen und kehrte endlich, da sich noch immer kein lebendes Wesen blicken ließ, nach der Schaluppe zurück.

Bald nach unserer Ankunft war ein Markttag zu Djalone, und die Bergbewohner hatten sich schon früh Morgens in großer Anzahl eingefunden. Sobald sie aber eine Schaluppe von unserem Schiff nach dem Lande rudern ahen, nahmen sie alle Reißaus und flogen wie Rehe den steilen Bergpfad hinauf. Einige Strandbewohner folgten ihnen und suchten sie zur Rückkehr zu bewegen, allein vergebens. Sie kehrten bald in ihre Wälder zurück und der Handel war für diesen Tag gestört. Am nächsten Vasartage kamen sie wieder, doch höchstens 40—50 Leute, während sonst einige Hundert erschienen. Um sie nicht wieder zu verschrecken, waren wir schon vor ihrer Ankunft an Land gegangen und hielten uns etwas abseits. Nach und nach kam der Handel in Gang; die Weiber hatten Mais, Melonen, Hühner, Orangen, Eier u. dgl. von den Bergen herunter gestiegen und tauschten für diese Gegenstände allerlei Kleinigkeiten ein, wie Korallenschnüre, Kupferdraht, Messer, Tücher. Die Frauen besorgten den Handel, während die Ehemenn müßig dabei standen. Bei den Strandbewohnern, die in ziemlich großer Anzahl gekommen waren, ging es umgekehrt; ihre Weiber blieben weitens in den Booten zurück, während die Männer die Tauschwaaren ans Land brachten und verhandelten. Allmählich mischten wir uns auch ins Gedränge und fingen an Hühner, Früchte und Waffen einzutauschen, wobei wir aber stets von den Bergbewohnern mit argwöhnischen Augen beobachtet wurden.

Mit den Strandbewohnern waren wir bald bekannt geworden; sie kamen häufig zu uns an Bord, und Fische und Früchte zu verkaufen und wir kamen manchmal in ihre Dörfer; das größte derselben heißt Aller und liegt gegenüber Djalone an der nördlichen Seite der Bay; etwas tiefer in der Bay liegt ein anderes großes Dorf Drolo. Von weitem nehmen sich diese Dörfer gut aus; sie liegen terrassenartig an den Berghängen und sind umgeben von stattlichen Waringa's, von deren mächtigen Aesten sich zahlreiche Luftwurzeln gleich natürlichen Stützen auf den Boden hinabsenken. Ein von Cactus umzäunter Weg führt von der Küste hinauf zum Dorfe, das in der Nähe gesehen ein schmutziges, armseliges Nest ist; die Häuser haben weder Fußboden, noch Plafond, noch abgesonderte Gemächer. An den Wänden sind Bettstätten von Bambus, theilweise mit Vorhängen umgeben, Körbe voll Mais, Kleider, Waffen, Küchen- und andere Geräthschaften hängen und liegen unordentlich umher; in der Mitte des Gemachs brennt ein Feuer, das einen erstickenden Rauch verbreitet. Etwas besser eingerichtet sind die Wohnungen der Häuptlinge, die gewöhnlich am höchsten Punkte des Dorfes liegen. Die Einwohner leiden hauptsächlich Landbau und Fischfang; ihre Boote sind sehr klein, meistens aus einem einzigen Stamm verfertigt und schlagen leicht um.

Auf der kleinen Insel Pura, die am Eingang der Bay liegt, machte ich ebenfalls einen Besuch. Es ist ein isolirter, mächtiger Pic von beträchtlicher Höhe, dessen Seiten durch tiefe Schluchten zerrissen sind. Gerne hätte ich den Berg erstiegen, allein ohne Pferde ließ sich dieß nicht machen; ich begnügte mich also, bis zu einem kleinen Kampong hinaufzureiten, den ich in einer ziemlichen Höhe auf einer schroffen Felsenwand bemerkte. Der Pfad war sehr rauh und steil, und gerade unter dem Dorfe kam ich durch eine von gewaltigen Basaltblöcken erfüllte Schlucht, wo ich mich auf Händen und Füßen klimmend weiter arbeiten mußte. Die Aussicht von dem sechzehnigen Dorfe war übrigens prachtvoll und belohnte mich hinreichend für die ausgestandenen Beschwerden.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 260. 29 October 1852.

Gold und Silber.

Die Zeichen einer herannahenden Aenderung des Werthverhältnisses beider Metalle mehren sich wieder, nachdem sie eine Zeitlang geruht haben, bedeutend. Das Journal des Debats vom 23 Oct. enthält einen Artikel, welcher sich durch eine fast schneidende Sprache gegen diejenigen, welche nicht sehen wollen, auszeichnet. Der Verfasser, Emile Chevalier, weist nach, daß die Goldproduction jetzt mindestens 7mal so stark ist als im Anfang dieses Jahrhunderts; daß zwar Rußland und Amerika jetzt noch bedeutende Massen Gold prägen, daß aber dieß, selbst bei dem jetzigen Ertrag der Minen, in wenigen Jahren aufhören, und daß dann die Entwerthung beginnen müsse. Wir glauben, sie ist bereits im Zuge, und nur weil sie unmerklich langsam geht, fällt sie nicht auf; aber in England, wo Gold der Werthmesser ist, hat man in neuester Zeit das Silber mit 61⅛ P. die Unze bezahlt, was einem Werthverhältniß von 1 : 15,26 gleich kommt, also bereits um etwa 1½ Procent höher ist als der Silberpreis in Frankreich, und Hr. Emil Chevalier macht auf das unvermeidliche Hinausgehen der Silbermünze aus Frankreich aufmerksam, wenn man hartnäckig darauf beharre, das Gesetz festzuhalten, vermöge dessen der verhältnißmäßige Werth des Goldes und Silbers wie 1 : 15,5 festgesetzt ist. Andererseits bringt der Morning Herald vom 21sten eine merkwürdige Tabelle über die Silberausfuhr aus England; sie betrug vor der Entdeckung der californischen Minen etwa 4½ Mill. Unzen jährlich, schon im J. 1849 aber stieg die Ausfuhr auf 8½ Mill., im J. 1850 auf 9, im J. 1851 auf mehr als 9½ und in den ersten 9 Monaten dieses Jahrs hat sie bereits beinahe 8 Mill. betragen, so daß sie bis zu Ende dieses Jahrs auf mehr als 10 Millionen steigen wird. Daher der Mangel an Silber in England und noch mehr in Amerika, woher das meiste bezogen wird, und wo man bereits für Silber 3 bis 4 Prot. Aufgeld zahlt. Der Morning Herald berechnet, daß in den letzten 4 Jahren 20 Mill. Unzen mehr Silber als gewöhnlich aus England nach dem Continent verschickt worden seyen. Dieß Lärmschlagen von zwei, durch ihre Stellung so bedeutenden Blättern, wie Morning Herald und Journal des Debats, ist wohl nicht ohne Bedeutung, namentlich aber darf man nicht vergessen, daß der Vorschlag des Schatzsecretärs Corwin in Nordamerika, die Silbermünze zu verschlechtern und dadurch sich ganz der Goldwährung zuzuwenden, nicht im Congreß angenommen worden ist, im nächsten Jahr also wohl ein anderes System vorgeschlagen werden wird.

Zeitbetrachtungen.

(Fortsetzung.)

Ein Continentalkrieg gegen England, das ist es, was die englische Presse und wohl auch die englische Regierung beunruhigt, daher die starken Seerüstungen, die emsig betriebene Aushebung der Miliz und die Befestigung der Canal-Inseln. Das Morning Chronicle meint geradezu, ein Bischen Belagerung Londons durch die Franzosen möchte den Continentalmächten nicht unlieb seyn, man besorgt einen „Staatsstreich nach Außen“, und die Times setzt wenigstens starke Zweifel in die Aechtheit der Friedensversicherungen zu Bordeaux, denen zufolge das Kaiserthum in Frankreich den Frieden bedeute. „Solange“, sagt die Times, „die ganze Armee Frankreichs in schlagfertigster Rüstung dasteht und ihre effective Stärke noch beträchtlich vermehrt ist, und ferner vermehrt wird, und solange auf allen französischen Werften eine ungewöhnliche Thätigkeit herrscht, und die Flotte so ungeheuer vermehrt wird, als es in den letzten Monaten geschehen; so lange sind wir außer Stande diese Thatsachen mit den Erklärungen der französischen Regierung in Einklang zu bringen, und diese handgreifliche Folgewidrigkeit steigert natürlich das Mißtrauen, mit dem die neue kaiserliche Regierung betrachtet wird.“ Diese Thatsachen und Erwägungen sind der Kern alles dessen, was man über das Verhältniß zwischen beiden Ländern weiß, es drängt sich aber die Vermuthung auf, daß der zuzünftige Kaiser der Franzosen vorerst nur eine ihm angewiesene Rolle in dem Vorspiel des Dramas spielt, das vielleicht in nicht sehr ferner Zukunft aufgeführt wird. Daß ein Seekrieg mit England allein unternommen zu Frankreichs Verderben ausschlagen müsse, bezweifelt wohl niemand, und vielleicht die leitenden Personen Frankreichs selbst am wenigsten; wenn aber Frankreich eine feindselige, wenn gleich noch nicht kriegerische Haltung gegen England beobachtet, werden diesen Streitkräfte im Westen festgehalten, und England kann nicht mit dem gehörigen Nachdruck auch im Osten auftreten, wo, wie wir gesehen haben, die Verhältnisse sich verwirren und zum Bruche neigen. England in seinen orientalischen Interessen bedroht und durch die fortschreitende Zerrüttung des türkischen Reiches zum Handeln gedrängt, wird endlich an irgend einer Stelle losschlagen und „wehe dem der eine Collision herbeiführt!“ Es ist gewiß für die zweideutige Haltung Frankreichs sehr bezeichnend, daß Ludwig Napoleon, wie bestimmt verschert wird, in Bordeaux das Wort „coalition“ gebraucht habe; das wäre eine Drohung gegen die östlichen Mächte gewesen; im amtlichen Moniteur steht „collision“, was einen sehr allgemeinen Sinn haben, aber auch direct gegen England gebraucht seyn kann, das vielleicht genöthigt ist, jedenfalls ge-

drängt werden soll, den ersten Schlag zu thun. Das mag als Beispiel dienen, wie selbst in solchen auf Schrauben gestellten einzelnen Worten eine weitere, auf Erhaltung der Täuschung und Ungewißheit gerichtete Berechnung liegt. England wird sich durch solche Zweideutigkeiten nicht hinters Licht führen lassen.

Es ist indeß noch keineswegs banach angethan, daß die Entscheidung so schnell erfolgt, denn gegen einen Bruch in Europa, so nahe, vielleicht unvermeidlich derselbe auch in Asien seyn mag, bestehen noch sehr wesentliche Hindernisse, die keineswegs so leicht zu beseitigen sind. Frankreich kann seiner alten Tradition nach einen Ersatz für russische, englische und österreichische Erwerbungen im Orient nur in Savoyen, am Rhein und in Belgien finden. England wird aber Belgien, und namentlich Antwerpen, nie gutwillig in französische Hände fallen lassen, und hat dieß bis in die neueste Zeit herein deutlich zu erkennen gegeben; eben so wenig kann Preußen einer Eroberung Belgiens ruhig zusehen, weil sonst seine Rheinprovinz strategisch schon verloren ist. England und Preußen haben also hier gemeinsame Interessen, während diese Interessen in Schleswig-Holstein geradezu auseinandergehen. England, nicht Rußland, gebietet gegenwärtig in Dänemark, wie man aus der Verwilligung der Querreisenbahn durch Schleswig hindurch an eine englische Compagnie deutlich erkennt. England leitet dadurch nicht nur den schleswigischen und holsteinischen Handel großentheils von Hamburg ab, es kann nicht bloß nach Gefallen Waarenmassen nach der Oster schaffen, sondern diese Eisenbahn kann auch eine Militärstraße gegen Rußland werden. Man ersieht aus der Stellung Englands in Belgien und Dänemark, wohin seine Plane gehen: es will nicht nur alle deutschen Ausfuhrhäfen beherrschen, sondern auch Frankreich von Antwerpen, Rußland vom Sund abhalten. Um ein schlagfertiges Heer zu haben, verhinderte es seit Jahren so viel möglich die vielfach geforderte Ermäßigung der belgischen Armee, und die Beherrschung und Benützung der dänischen wird ihm wohl auch nicht entgehen. Man begreift somit leicht den politischen und militärischen, wie commerciellen Sinn des Plans, den die Engländer in ihren Journalen so eifrig verfechten: Preußen vom Verband mit dem deutschen Süden abzureißen, den Freihandel zu begünstigen und die schlagfertige preußische Armee nebst der dänischen, holländischen und belgischen gegen Frankreich und — gegen Rußland zu benützen. Als eine Art Zwangsmittel, recht in terrorem, soll die Ausführung des dänischen Gesetzentwurfs hinsichtlich der Verlegung der Zollinie an die Eider — ein Gesetzentwurf, der bereits an den kürzlich zusammengetretenen Reichstag gebracht wurde — in die Hände der Regierung gelegt werden. So naht für Preußen auch hier eine schmerzliche schwere Entscheidung.

In die Enge getrieben zwischen den beiden großen Militärmonarchien, Frankreich und Rußland, zwischen denen im J. 1829 schon über die künftige Abtretung des linken Rheinufers verhandelt war, und ungeneigt sich zum Klopffechter Englands auf dem Continent zu machen, wird seine Stellung von Tag zu Tag unhaltbarer. Die öffentliche Stimmung Preußens ist sehr stark gegen den präsumtiven Kaiser in Frankreich, weil man recht wohl weiß was von Frankreich her droht, aber mit der „ausweichenden und passiven Stellung", welche Preußen bei der Proclamation des neuen Kaiserthums einzunehmen gedenken soll, wird es bald nicht mehr gethan seyn. Wenn es wahr ist, daß alles was die französische Regierung in Bezug auf die Veränderung der Staatsform mit den auswärtigen Mächten zu verhandeln hatte, bereits auf dem Wege gütlicher Verständigung ist; wenn der Uebertritt der Prinzessin Carola Wasa zur katholischen Religion als ein Beweis, daß sie den französischen Kaisertron besteigen werde, angesehen werden darf, dann scheint allerdings der Weg geebnet, und vorerst, wie auch die englischen Blätter melden, von außen her der Wiederherstellung des Kaiserthums kein Hinderniß in den Weg gelegt zu werden. Die Correspondenzen der Times im Mai und der vom Morning Chronicle veröffentlichte Vertrag sind dann falsch oder bloß aufgeworfene, aber aufgegebene Pläne, und man wird einem Ergebniß, das man nicht hindern kann, auch keine nutzlosen Hindernisse in den Weg werfen. Preußen, das bei der Wiedererrichtung des Kaiserthums vor allem ausgesetzt ist, konnte dieser Politik nur zögernd und widerwillig folgen, um so mehr, als das fortdauernde Handelsuchen an Belgien ihm nur allzu klar zeigt was im Werke ist.

Wir haben im vorigen Monat die Handelsstreitigkeiten besprochen, welche zu dem unerwarteten Beschluß der französischen Regierung führten, die bisherige Bevorzugung der belgischen Kohlen und des belgischen Eisens auf dem französischen Markte größtentheils aufzuheben. Damit war eine Art Bruch eröffnet, und, wie gewöhnlich in solchen Fällen, haben beide Theile ihr Verfahren durch öffentliche Schriften zu rechtfertigen gesucht, die französische Regierung durch den Moniteur, der gleich im Eingang seine Leser versichert, daß „die französische Regierung im ganzen Laufe der letzten Handelsunterhandlungen mit Belgien fortwährend die versöhnendsten Absichten kundgegeben habe", die belgische Regierung durch einen den Kammern vorgelegten Bericht über die Handelsunterhandlungen mit Frankreich. Diese sehr umständliche historische Auseinandersetzung des Verlaufs der Unterhandlungen läßt, trotz aller Vorsicht in den Ausdrücken, deren sich Belgien als der schwächere Theil stets befleißigte, ein ganz anderes Urtheil fällen, das freilich nichts nützen würde, da es doch der Anerkennung der französischen Regierung ermangelte; die Erklärung, weßhalb man die belgischen Unterhändler den Frühling und Sommer hindurch um die Erneuerung des Vertrags von 1845 bitten ließ, und solche dann später als unerläßliche Bedingung des ferneren Friedens verlangte, ist in dem belgischen, doch nicht im französischen Actenstück gegeben; ersteres ist für die Zeitgeschichte ein höchst wichtiges Document, da es den ganzen Gang der Verhandlung offen, ohne Beleidigung, aber auch ohne Schwäche darlegt. Man muß nie vergessen, daß man in Belgien die weiter gehenden Absichten der französischen Regierung sehr wohl ermißt, und darauf mag sich auch die Geschicke der Wahl eines Präsidenten der zweiten Kammer erklären, welche die scheinbare Veranlassung zum Rücktritt des Ministeriums wurde. Wer dem Gang der Verhältnisse gefolgt ist, kann sich kaum des Gedankens erwehren, daß hier eine Comödie gespielt wurde, um die Minister nicht der Nothwendigkeit auszusetzen in häkliche Erörterungen vor der Kammer einzugehen. Indeß kann diese Mummerei nichts helfen, da der Tag der Wiedereröffnung der Kammern (25 Oct.) doch erscheinen mußte, und man sich nur der — angeblich — sehr unangenehmen Möglichkeit aussetzte, die Kammer aufzulösen, falls nicht auch diese Möglichkeit in Berechnung gezogen und beabsichtigt ist, um die Verhandlungen hinauszuschieben und das Land zu einer erklarten Kundgebung zu veranlassen, in demselben Augenblick, wo einzelne Theile Belgiens, namentlich Hennegau, mit französischen Agenten und kaiserlich französischen Flugschriften, welche die Vereinigung des Landes mit Frankreich fordern, überschwemmt seyn sollen.

(Schluß folgt.)

Die Stadt Panama

(Schluß.)

Panama liegt, wie oben schon bemerkt wurde, auf einem niedrigen Landvorsprung, der bei der Ebbe weit hinein in den Hafen bloßgelegt wird. Der nächste Landstreifen ist auch niedrig, doch in geringer Entfernung von der Stadt erheben sich auch mehrere ziemlich hohe Hügel, und der ganze Strich im Hintergrund ist gleichfalls äußerst coupirt. Die ganze Landenge von Panama soll in derselben Art durch die zerrissene Cordillerenkette belegt seyn, und der Weg von Panama nach Chagres am atlantischen Meere ist darum äußerst malerisch. Die Berge sind im allgemeinen nicht sonderlich hoch, nur 500 bis 1000 Fuß, aber von Giganti aus steht man beide Meere. Die Natur ist hier äußerst mannichfaltig. Affen in großen Massen und in mehreren oft unmäßig großen Arten, Armadillos, Faulthiere, Ameisenfresser, Tapire, Papageien von den schimmernsten Farben, Schlangen von unmäßiger Größe, unter andern die hier sogenannte Boa, Schmetterlinge, die schönen flatternden Blumen gleichen, und tausend andere lebhafte und lärmende Thiere füllen die Wälder, welche in dichten Massen Thal und Höhen bedecken. Eine Eikadenart sitzt zu Tausenden auf den Baumästen, und gibt einen so schneidenden, scharfen Laut von sich, daß man ihn mit gar nichts als mit dem Signal einer Locomotive vergleichen kann. Die Vegetation bietet eine nicht minder lebendige Mannichfaltigkeit dar, und nicht nur die Schönheit ihrer Erzeugnisse lockt hier den neugierigen Beschauer an und macht ihn staunen, sondern auch ihr Nutzen ist überwiegend: Gummiarten, Balsam, Farbstoffe und Bauholz sind hier üppig, und sicherlich gehört Panama zu den Orten, wo der größte Reichthum von Gegenständen, die für die verschiedenen Zwecke des Menschenlebens anwendbar sind, gedeiht.

Unser kurzer Aufenthalt gestattete mir nicht, mehr als ein paar Tage Wanderungen in der Umgegend von Panama anzustellen; das zerrissene Terrain und die unerträgliche Hitze, welche mir einen bis auf die Augen herunter einwirkenden Kopfschmerz verursachten, machten diese Wanderung äußerst mühsam, besonders die Ersteigung der Berge. Ueberdieß war die Jahreszeit für botanische Funde keineswegs günstig, da der größte Theil der Gewächse abgeblaut war — so weit sich dieß hier sagen läßt, wo kein allgemeiner Blätterfall statt hat — oder in Früchten stand. Den Charakter der Vegetation fand ich indeß natürlicher Weise rein tropisch, einen außerordentlichen Reichthum an anomalen Baumbildungen, wunderliche Blattformen, erstaunliche Fruchtbarkeit und einen fast gänzlichen Mangel an leuviartigen Pflanzen. Der Boden hatte deßhalb nicht die grüne Bedeckung, die so angenehm und lebendig ins Auge fällt, und aus dem rothen Grunde schossen nur zackige riesige Büsche oder große zweigreiche Bäume auf, die zum Theil mit einem herrlichen Laubwerk und prachtvollen Blumen prangten.

Das jetzige Panama ist nicht das alte, das in den ersten Zeiten der Entdecker gegründet wurde; die Ruinen des letztern liegen in der Entfernung von einigen Meilen. Die jetzige Stadt dieses Namens war früher weit blühender; ich weiß nicht, ob es zufällig ist, aber allgemein klagte man über Stockung in den Geschäften, Geldmangel und Lahmheit in Unternehmungen. Günstigere Zeiten dürften indeß anbrechen, da beide durch die Landenge getrennte Meere vollständig durch die Eisenbahn werden vereinigt werden, welche jetzt von Manganilla, gerade östlich von Chagres, bis auf 28 Meilen von Panama geht, welch letzteren Theil man auch bald vollendet zu sehen hofft. Der Handel auf der Eisenbahn ist bereits sehr lebendig, und wir hatten während unsers Besuchs Gelegenheit eine Probe davon zu sehen. Von San Francisco kam eines Tags ein Dampfboot vollgepfropft mit 800 Passagieren, die auf, über und unter dem Verdeck aufeinander gepackt waren. Als das Schiff dieser Masse sich entlud, füllte sich die Stadt auf einmal mit den seltsamst aussehenden Californiafahrern, die man sich denken kann, lange bärtige halbwilde Gestalten in curiosen Costümen, und kleinere, schwarze, abgehärtete Figuren, alle in bunter Mischung, die nach dem Ausgraben und wahrscheinlich auch Einsammeln des vielbegehrten Metalls mit mehr oder minder erfüllten Hoffnungen nach der Heimath zurückkehrten. Das summte hier eine Stunde lang, belagerte Fleisch- und Weinbuden, füllte die Läden an und wimmelte auf den Straßen, und gegen Abend sah man lange Züge von ihnen mit beladenen Maulesein abziehen nach der Eisenbahn und Chagres, wo ein anderes Fahrzeug sie nach Nordamerika überführt. Diese den Ocean durchfurchende Fahrzeuge sind wahre Wunderthiere, die schnaubend und stampfend über weite Entfernungen Tausende von Passagieren fortschaffen und einen unmäßigen Gewinn ernten. Vormals war auf denselben hinsichtlich der Festsetzung der Passagierzahl, hinsichtlich ausreichender Lebensmittel und Schutz für die Gesundheit minder gut gesorgt, jetzt aber hat sich durch die Einmischung der Regierung manches wesentlich gebessert; man kann sich aber doch leicht vorstellen, von was für Scenen man an Bord Zeuge seyn kann, da unter den unzähligen Massen auseinander geschichteter Menschen oft Krankheiten und Armuth ihre abschreckenden Wirkungen äußern, und namentlich bei der Auflader nach dem gelobten Land Verzweiflung, kaum geahnte Entbehrungen und eine von den goldenen Träumen scharf abstechende Wirklichkeit oft niederschlagende Bilder darbieten.

Skizzen aus dem indischen Archipel.

2. Ombay, Dely und die Nordwestküste von Timor.

(Schluß.)

Zu Aller wohnt ein holländischer Postbouder und der Commandant unserer Brigg war beauftragt, im Verein mit diesem Beamten die Streitigkeiten mit sonstigen Anliegen der kleinen Fürsten in diesen Gegenden beizulegen. Täglich kamen einige von diesen Herren zu uns an Bord und brachten nach indischer Sitte Früchte, Hühner, Mais und ähnliche Gegenstände als Geschenke, wogegen sie Arak erhielten, den wir zu diesem Zweck von Timor mitgebracht hatten. Obwohl Mohammedaner, kannten sie doch diesen Spiritus mit Wohlbehagen, und wenn wir sie einmal mit Wein oder Liqueur bewirtheten, so konnten wir sie nicht eher wieder los werden als bis sie betrunken waren.

Einer der Radschas war erst kürzlich zur Regierung gelangt und wurde feierlich in seiner neuen Würde bestätigt. Officiere und Matrosen waren in großer Uniform auf dem Deck aufgestellt, sämmtliche Radschas der Umgegend hatten sich in ihren seltenen und sammetnen Staatsgewändern eingefunden. Nun wurde das Decret der Anstellung erst in holländischer, dann in malayischer Sprache vorgelesen, der neue Prinz schwor auf den Koran, den ihm ein Priester auf den Kopf hielt, daß er stets der holländischen Regierung gehorchen wolle und erhielt dann eine holländische Flagge; zu gleicher Zeit wurde eine Salve von sieben Kanonenschüssen gelöst, die den Gästen einigen Schrecken einzujagen schienen.

Nachdem wir 10 Tage in der Kebola-Bay verweilt und alle Angelegenheiten abgethan hatten, wurde der Anker gelichtet und wir segelten durch die Aller-Straße nach Norden, dann östlich längs der Nordküste von Ombay, die wir die Schwefelküste in Folge, gelblichen Aussehen hat. Bald tauchte die Nordküste von Timor vor uns auf, und am vierten Tage nach unserer Abreise von Ombay kamen wir auf die Rhede von Delp, dem Hauptort der portugiesischen Besitzungen auf Timor.

Der Ort liegt materisch an der Küste hin, die hier halbkreisförmig

eingeschnitten ist. Nur wenige, weißgetünchte Häuser sind von der Rhede aus sichtbar, die übrigen liegen versteckt unter einem Wald von Fenchtbäumen. Südlich von Dely ist eine ausgedehnte, grüne Ebene, während nach Norden und gegen das Innere der Insel sich steile, spursam bewachsene Berge erheben.

Die einzigen Europäer zu Dely waren der Gouverneur und sein Sohn, die übrigen Bewohner sind Timoresen, Chinesen und sogenannte schwarze Portugiesen. Diese sind Abkömmlinge der früher eingewanderten Portugiesen, die man auch in den holländischen Besitzungen häufig findet. Ihre Hautfarbe ist fast so dunkel als die der Neger, doch wird behauptet, daß sie in direkter Linie von den alten Portugiesen abstammen und sich nie mit Eingebornen vermischt hätten. Allerdings haben sie die laukasische Geschichtsbildung und gleichen keineswegs den Sprößlingen von Europäern und malayischen Frauen, die von den Holländern gewöhnlich Liplappen genannt werden. Diese schwarzen Portugiesen bekleiden zu Dely sämmtliche Beamtenstellen und haben als solche meistens einen militärischen Rang, der Secretär war Obristlieutenant, der Fiscal Major, ein dritter Capitän u. s. f.; mit Officiersstellen schien man die heute sehr freigebig betacht zu haben, diese spursamer aber mit Gehalt. Seit einigen Jahren halten sie gar keinen Gehalt mehr erhalten. Von Portugal kommen sehr selten Nachrichten, noch seltener Geldsendungen, und die Colonie ist so ziemlich auf ihre eigenen Mittel angewiesen. Beamte und Officiere erhalten bloß Landesprodncte, die von den Eingebornen als Abgaben entrichtet werden; mit diesen treiben sie Handel und sichern so ihren Lebensunterhalt. Auf diese Art fehlt es ihnen nicht an den gewöhnlichen Bedürfnissen, allein umsomehr an Kleidern, Schuhen, Wein und andern europäischen Waaren, die nur selten dahingebracht und dann nur gegen hohe Preise verkauft werden. Die Wohnungen, auch die des Gouverneurs sind sämmtlich von Holz erbaut und weiß übertüncht. Die Bauart ist die in Indien bei Europäern gebräuchliche; vorne Galerie, im Innern geräumige, hohe Zimmer und eine schmale Galerie auf der hintern Seite; auch die Möbel waren europäisch, nur etwas armselig.

Das Militärwesen zu Dely schien gar schlecht bestellt; die Soldaten trugen meistens zerrissene Uniformen, und ihre Gewehre sahen rostig und baufällig aus; einige hatten die Bajonnette mit Stricken am Gewehr befestigt. Zur Vertheidigung des Plages ist an der Küste ein Fort errichtet, d. h. eine viereckige Mauer, die 6 Fuß hoch und von lose über einander geschichteten Steinen erbaut ist. An jeder der vier Ecken stehen ein paar Kanonen, die vor Altersschwäche kein Feuer mehr geben.

Der Gouverneur wohnte etwa eine halbe Stunde von Dely am Fuß der Berge. Sein Haus liegt auf einer Anhöhe, von wo man eine herrliche Aussicht genießt über die grüne Ebene und die See. Zufällig war Seine Excellenz krank, und ersuchte mich ihn zu behandeln, da er dem dortigen Arzte Alvarez, einem schwarzen Portugiesen, der seine Studien zu Goa in einem Hospital gemacht hatte, nicht sonderlich zu vertrauen schien; ich wurde also täglich in der altertümlichen Carrosse des Gouverneurs abgeholt, obwohl ich mehrmals erklärte, daß ich weit lieber nach dem Landhause reiten würde. Der Gouverneur sprach französisch, von den übrigen Würdenträgern verstanden einige malayisch, so daß wir uns ziemlich gut mit ihnen unterhalten konnten.

Im übrigen sind diese schwarzen Portugiesen ein gastfreies Völkchen. Bereitwillig liehen sie uns ihre Pferde, luden uns zum Essen und waren keines mit Cigarettos und Branntwein auf, wobei sie stets behaupteten, daß das Haus des chinesischen Weinhändlers abgebrannt und sein Tropfen mehr auf Dely zu haben sey. Nur der Gouverneur war mit Porto und Madera versehen; die Pferde sind flüchtig und kräftiger als die von Kupang, wir machten einige hübsche Touren nach den Bergen, wobei es oft ein Wettrennen gab zwischen unseren Gastherrn und uns.

Der Boden bei Dely ist ziemlich fruchtbar, die vorherrschende Steinart Thonschiefer und Quarz. Die Eingebornen sind meistens zum Christenthum bekehrt und scheinen arbeitsamer als die Bewohner von Kupang. Reis, Gerste, Obis (eine der Kartoffel ähnliche Knollenfrucht), Mais wachsen in Ueberfluß. Auch Kartoffeln, die erst kurz vorher eingeführt waren, gedeihen sehr gut, ansserdem alle Arten von Südfrüchten, wie Ananas, Orangen, Pisang, Mange und andere. Auch die Viehzucht ist nicht unbedeutend, man hält hauptsächlich Büffel und Schafe; die letztern sind übrigens sehr mager und haben keine Wolle, sondern ein kurzes, kruppiges Haar, wie Ziegen.

Nach einem Aufenthalt von fünf Tagen segelten wir ab und trieben vor einem schwachen Winde an der Küste hin. Nach einigen Stunden wurde es ganz windstill, und die Strömung trieb unser Schiff stets mehr und mehr gegen das Land. Das Schiff gehorchte dem Steuer nicht mehr, wir kamen bald in die Brandung und stießen endlich, etwa 20 Schritte vom Lande entfernt, auf den Grund. Zum Glück war die See still, und das Schiff lag ganz ruhig im Sande fest. Ein Anker wurde sogleich mit der Schaluppe ausgebracht und die ganze Schiffsmannschaft an die Arbeit gesetzt. Es dauerte länger als eine Stunde bis wir wieder flott waren. Das Schiff entfernte sich etwas von der Küste, allein die Windstille dauerte fort, und wir waren stets in Gefahr zum zweitenmal auf den Strand zu gerathen. Gegen Abend erhob sich endlich ein leichter Landwind, mit dessen Hülfe wir weiter von dem Lande wegsegeln konnten. Am folgenden Tage gelangten wir in die Ombay-Passage, eine breite Straße, die den östlichen Theil Ombaye von Timor scheidet. Wir segelten stets an der bergigen Küste von Timor in südwestlicher Richtung hin, und kamen nach drei Tagen vor Kialarang, wo wir in ziemlicher Entfernung vom Lande vor Anker gingen.

Kialarang nebst einigen umliegenden Dörfern ist holländisch, liegt aber nördlich von Olenfe und mitten im portugiesischen Gebiete. Diese isolirte Lage hatte oft Veranlassung zu Gränzstreitigkeiten gegeben, die auch jetzt noch fortdauerten, obwohl schon mehrmals Commissäre von beiden Regierungen zur Bestimmung einer festen Gränze abgeschickt worden waren. Der ganze Streit drehte sich übrigens um einige unbedeutende Dörfer, die nicht so viel werth sind als das Papier, das wegen dieser Sache verschrieben wurde. Der Postbote von Kialarang kam zu uns an Bord, und lud uns ein ans Land zu kommen, was wir auch thaten. Der Ort liegt am Ausgang eines tiefen, engen Thales, und hat eine sehr pittoreske Umgegend. Viele Berge und ungeheure Felsen erheben sich allenthalben, enge Schluchten ziehen sich zwischen den Bergen hin. Der Postbote verschaffte uns einige lendenlahme Pferde, die uns in der Umgegend umher trugen; wir stießen jedoch überall gegen Felsen und waldige Berge an, die für unsere elenden Pferde viel zu steil waren. Einige Schluchten, in denen wir herumritten, sind von kleinen Gewässern durchströmt, und so eng und tief, daß um 10 Uhr Morgens noch kein Sonnenstrahl hineinfällt.

Die vorherrschende Gebirgsart ist Basalt und Quarz; in der Umgegend von Kialarang findet man häufig Kupfererz, wir hatten übrigens keine Zeit, um so weit zu reiten. Auch in den portugiesischen Besitzungen auf Timor findet man häufig Kupfererz, manchmal auch Gold. Die Eingebornen suchen aber jeden Fremden von solchen Orten abzuhalten, wo man Erz findet, unter Vorgeben, daß sie Pomali (heilig) seyen. Ein gewisser Dr. Sommer hatte vor einigen Jahren die Umgegend von Kialarang genau untersucht und reichliche Kupferadern gefunden, wurde aber von einer bösartigen Dysenterie hingerafft, ehe er seine Pläne zur Ausbeutung dieser Minen realisiren konnte.

Wir blieben nur einen Tag zu Kialarang, und setzten dann unsere Reise nach Süden fort, passirten zum zweitenmale Olenfe und den Pic von Timor, und kamen nach einer Abwesenheit von fünf Wochen nach Kupang zurück.

Sonderbare Assecuranz-Compagnie. Das Journal du Comm. d'Anvers, vom 25 October meldet, daß in England eine Assecuranz-Compagnie für das Leben Ludwig Napoleons sich gebildet habe. Man wird gegen eine Prämie die Geschäfte und langdauernden Unternehmungen, welche durch den Tod des künftigen Kaisers gestört werden könnten, garantiren.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 261. 30 October 1832.

Die Feier des Johannisfestes in einigen Provinzen Frankreichs.

(Nach dem Französischen von Dr. Ed. Z.)

Die französischen Bauern betrachten Johannes den Täufer als ihren besondern Schutzpatron und verehren ihn demgemäß höher als alle übrigen Heiligen: sein Fest ist in ihren Augen die wichtigste Feierlichkeit im ganzen Jahre. Zu bemerken ist überdieß, daß die bei demselben stattfindenden Gebräuche zur Hälfte einen heidnischen Charakter tragen. Setzte ein in der andern Hemisphäre geborner Mensch am Abend vor dem Johannisfeste seinen Fuß auf französischen Boden, so würde er sehr erstaunt seyn, rings um am ganzen Horizonte unzählbare Feuer aufloderu zu sehen, und sein Erstaunen würde noch größer werden, wenn man ihm sagte, daß das Anzünden solcher Feuer eine Sitte sey, deren Ursprung niemand kenne und an der die Geistlichkeit theilnehme, um nicht gegen den hergebrachten Brauch zu verstoßen. Er könnte die Bewohner Frankreichs recht wohl für alte Feueranbeter halten, die bald zum Christenthum übergetreten seyn, und vielleicht möchte er nicht ganz Unrecht haben. Das St. Johannisfeuer ist in der That nicht nur ein einfaches Freudenfeuer, es ist zu gleicher Zeit auch ein christliches Fest zu Ehren des Vorläufers des Messias, von dem es heißt: Multi gaudebunt in nativitate ejus, und eine ächt cosmogonische und heidnische Ceremonie, welche dazu bestimmt ist, den höchsten Stand der Sonne und ouzugen den Gipfel ihres Ruhmes zu feiern. Die Nachbarn Frankreichs jenseits der Rheins, welche das Johannisfest beinahe auf dieselbe Weise feiern, nennen das Feuer, welches bei dieser Gelegenheit angezündet wird: „das Rettungsfeuer.“ Gewiß ist es, daß dieser Zeitpunkt in den meisten französischen Provinzen als die Erneuerung des landwirthschaftlichen Jahres betrachtet wird und außerdem der Termin zur Auszahlung des Gesindelohns ist. Die Fuhrleute, Ochsenhirten, Knechte und Feldarbeiter empfangen am Johannistage ihren Lohn, und diejenigen, welche ihre Herren nicht verlassen, stecken gewöhnlich einen ungeheuren Strauß an deren Thür. Dieß Engagement dauert vier Monate, nämlich bis Allerheiligen, wo ein neues für die geschäftsstille Zeit abgeschlossen wird; dasselbe wird jedoch in Hinsicht auf die Bezahlung den beiden übrigen Dritteln des Jahres gleich geschätzt.

Das Johannisfest wird überall mit denselben Gebräuchen gefeiert und gibt zu abergläubischen Meinungen Anlaß, die sowohl im Norden wie im Süden wenig von einander verschieden sind. In den Pyrenäen bleibt das Fest, welches Hailloles (Fackel) genannt wird, ein prächtiges Schauspiel dar. Die gewandtesten und lustigsten jungen Bursche jedes Dorfes, Fackeln tragend, die aus Tannenholzspänen gemacht sind, steigen von den Bergen herab und zünden dieselben tanzend an dem großen Johannisfeuer an, worauf sie sich in den Thälern zerstreuen oder die Abhänge des Gebirges um die Wette erklimmen. Wenn dann die Nacht hereinbrechnt, so erhellen sich all jene dunklen Bergeisenmassen plötzlich mit tausend Lichtern, welche die finstern Höhen und Gründe nach allen Richtungen durchschweifen, sich bald kreuzen und sich bald von einander trennen, bis sie sich endlich um die leuchtenden Brennpunkte sammeln und auf allen Gipfeln der Gebirgskette flammen gleich einer riesenmäßigen Illuminasion.

In den südlichen Departements besteht das Johannisfeuer aus einigen zwanzig Reisbündeln, welche man in der Mitte des großen Dorfplatzes um eine Stange herum aufstapelt, die der St. Johannisbaum genannt wird. Der Geistliche, an der Spitze einer mit brennenden Kerzen versehenen Procession, umwandelt den Holzhaufen siebenmal, weiht ihn und zündet ihn mit eigener Hand an. So wie dieß geschehen ist, lösen sich die Glieder der Procession auf und mit den ersten Flammenfäulen steigen tausend Jubelrufe empor. Die Frauen und die Kinder, welche kleine aus Schwertlilien und künstlich gestochtenem Binsenmark versertigte Kreuze in der Hand halten, nähern sich mit haftigem Eifer dem Feuer, um dieß geheiligte Zeichen darin zu reinigen und zu weihen, welches noch an demselben Abend an den Balken über der Hausthür genagelt wird, um Haus und Hof vor allem Unglück zu schützen. Bald darauf wird auch das Feuer selbst zerstört, da jeder einen geweihten Brand zu erhaschen sucht, den man oft noch ganz brennend auf das Dach wirft, um dadurch die Gewitter zu bannen. Während dieser Zeit springen die jungen Leute durch die Flammen (flammas trausiliique sacras), gleichsam um die Feuertaufe zu empfangen, eine halb heidnische Tradition, welche vielleicht bis auf die Johannischriften zurückgeht.

In Limousin tragen zwei in weiße Gewänder gehüllte Bauern, welche (man weiß nicht weßhalb) moun seu drau genannt werden, das Bild des Heiligen um das Feuer herum. Ebenso bringen die Ammen von allen Seiten ihre Säuglinge herbei und lassen diese siebenmal den brennenden Holzstoß umkreisen. Um seine Andacht pünktlich und vollkommen zu verrichten, muß man barfuß gehen und in der einen Hand eine brennende Kerze und in der andern einen belaubten Zweig tragen, den man zu wiederholtenmalen durch die Flamme zieht; dieser Zweig, der Feuillorade heißt, wird bei jedem Fenster aufgehängt und für ein Heilmittel gegen unzählige Uebel gehalten. Ein weißes, mit einem Stückchen dieses Feuillorade gemärmtes Hemd verreibt das Wechselfieber besser als alle Vorschriften des Arztes.

In den basischen Landdistrikten singt man am brennenden Holzstoß die Litaneien der Jungfrau Maria, indem man bei der Schlußstrophe beginnt; die Bauern tragen gewöhnlich einen Wundkrautstengel (sedum telephium), den sie durch die Flamme ziehen und dem sie die Kraft zuschreiben, die Lubinae (spiritus familiares) zu vertreiben. Wenn die Pflanze um Mariä Himmelfahrt noch blüht, so ist dieß eine glückliche Vorbedeutung; wenn sie aber schon verwelkt, so ist das ein Zeichen, daß ein Glied der Familie im Lauf des Jahres sterben muß. Das Wundkraut ist glücklicherweise eine sehr ausdauernde Pflanze und es ereignet sich nur selten, daß sie die Segnungen und Freuden des Johannisfestes stört.

Im Poitou feiert man häufig das Fest, indem man ein mit einem getheerten Strohseil umgebenes Rad auf den Wegen hinrollt: ein Bild der Sonne im Sestillum, deren Strahlen die Früchte zeitigen. Die Brände, welche man am Johannisfeuer anzündet, sind mit Bändern geschmückte Nußbaumzweige; jeder Bäuerin weiht in demselben außerdem den Stengel einer Königskerze (verbascum), welcher unter den Pflicht

des Bettes gelegt wird, um es vor allen Zaubereien zu bewahren. Die zu Asche gebrannte Kohle eines Brandes vom Johannisfeuer schützt das Getreide vor Mehlthau. Wer einige Stückchen desselben unter einen Stein legt, findet am andern Morgen unfehlbar ein Haar des St. Johannes darunter.

Das Johannisfest hat ebenfalls in der Bretagne einen vorherrschend ländlichen Charakter bewahrt. Ungeheure Meisbündelhaufen, welche gegen Abend in allen Dörfern angezündet werden, umgeben den Horizont mit einem Feuerkreis. Ein lustiger Tumult erhebt sich in den Thälern beim Schall der Muschelschörner der Hirten, die alle zur Ceremonie herbeieilen. Man schließt einen Kreis um den brennenden Haufen, und während die jungen Burschen hin und her durch die Flammen springen, zerstreuen sich die Mädchen und laufen in Feldlieden durch die Felder in der sichern Hoffnung, im Lauf des Jahrs einen Mann zu bekommen, wenn sie am Johannisabend neun Feuer besuchen. Der geweihte Brand wird hier wie an andern Orten einer Reliquie gleich geachtet und zwischen einen Zweig vom Palmsonntage und ein Stück Kuchen vom Dreikönigstage neben das Bett gelegt. Die wunderbarsten Eigenschaften schreibt man indessen den Blumen des Kranzes zu, welcher auf den Gipfel des Holzhaufens gelegt wird. Fast jedes junge Mädchen trägt eine solche in ein kleines Säckchen gestickte Blume an einem rothen wollenen Faden auf dem Busen, da man glaubt, daß alle nervösen Schmerzen dadurch geheilt und sogar die Qualen der Seele gelindert werden.

In dem Eure- und Loire-Departement glaubt man, daß ein am Abend vor dem Johannisfest an der Quelle von Regent le Rateau geschöpftes Gefäß das Haus vor dem Blitze sichert; der während der gesegneten Nacht gesammelte Thau heilt Krätze und Geschwüre; der reine Elmer Wasser, welcher am Tage vor dem Johannisfest aus einem Brunnen geschöpft wird, heilt das Fieber; jeder Liebhaber, welcher die Neigung der Erwählten gewinnen will, braucht an diesem Abende nur Nußbaumblätter unter seinem Fenster auszustreuen.

Wenn ein junger Mann in gewissen Cantons an der Nieder-Loire wissen will, mit welchem jungen Mädchen er sich im Lauf des Jahres verheirathen wird, so geht er dreimal darfuß um das St. Johannisfeuer, nimmt einen geweihten Brand heraus, läßt ihn in seiner linken Hand verglühen, wickelt ihn in ein vor drei Tagen verfertigtes Hemd und legt dieß unter den Pfühl seines Bettes; alles aber muß mit geschlossenen Augen vollbracht werden. Am folgenden Morgen beim Erwachen weiß er den Namen seiner Braut.

Zeitbetrachtungen.

(Schluß.)

Erwägt man die Stellung Belgiens, die Wichtigkeit seiner Lage für England und Deutschland, so kann man nicht umhin, dem Verlauf der französisch-belgischen Verhältnisse mit einer Art ängstlicher Spannung zu folgen: se sind gleichsam ein Barometer, an welchem man das politische Wetter beobachtet. Für jetzt hüllt sich Belgien in seine Ministerkreise ein, und läßt sich nicht zwingen, auf irgend etwas bestimmte Antwort zu ertheilen; sollte die Auflösung der Kammer erfolgen, und eine neugewählte ein feierliches Verdict zu Gunsten der belgischen Nationalität erlassen, vielleicht gerade im ersten Taumel der kaiserlichen Größe, so dürfte dieser Mißklang nicht ganz ohne Folgen bleiben. Prinz Ludwig Napoleon hat indeß seine Reise triumphirend beendigt; zwar ist ihm die üble Nachrede wie ein böses Gewissen nachgeschlichen, und hat Rechnung gehalten, inwieweit der enthusiastische Empfang von Schein oder von falschem Gepräge gewesen, aber es hilft gar nichts diese mühselige Rechnung auseinanderzusetzen; das officielle Resultat ist da, man hat sich in Folge des „unzweideutigen Ausdrucks des Nationalwillens“ bewogen gefunden den Senat auf den 4 November zu berufen, und durch ihn eine Vorlage zur Wiederherstellung des Kaiserreichs ausarbeiten zu lassen, die sodann dem Volke zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden soll. Trotz einiger Zweifel, ob das allgemeine Stimmrecht auch dießmal den gewohnten Dienst thun werde, ist doch anzunehmen daß der Entbusiasmus, welcher im vorigen Jahr 7½ Mill. Stimmen zu Gunsten des Staatsstreichs hervorrief, keineswegs schon so abgenützt sey, daß er nicht, wenn auch mit einiger officiellen Nachhülfe, woran man es nicht fehlen lassen wird, ein ziemlich ähnliches Resultat abermals erzeugen werde. Kurz gesagt, wir betrachten das Kaiserthum als fertig, und es fehlt nichts mehr als, um mit Homer zu sprechen, „den goldenen Knopf aufzusetzen.“

Abgesehen von den officiösen Paraphernalien des Senatusconsults, der Plebiscite und der Proclamation des Resultats durch den gesetzgebenden Körper, befestet dieser „Knopf“ oder Schlußact in der Sat das Werk des neuen Herrschers durch den Papst. Wird sich der heilige Vater zu dieser Handlung bequemen? Das ist eine Frage, die man in letzter Zeit vielfach aufgeworfen hat. Gewiß scheint, daß Bartholi und General Goze im Anfang dieses Monats das Anstimmen an den Papst gestellt haben, über die Antwort gehen aber bloß Gerüchte: nach den einen soll der Papst die Sache in den schonendsten Ausdrücken von der Hand gewiesen, nach den andern auf den Monat Mai nächsten Jahrs zugelagt haben. Jedenfalls hat sich Ludwig Napoleon um den Papst allzu große Verdienste erworben, als daß eine kurz angebundene Weigerung am Platze wäre; aber manche wollen behaupten, die übergroße Sorge für die Sicherheit des Papstes werde demselben so lästig, daß er sich ihr durch eine Flucht zu entziehen gesucht habe, bei welcher Gelegenheit eines ähnlichen Falls gedacht wird, wo General Gemeau den Weg nach einem an der neapolitanischen Gränze liegenden Schlosse, wohin der Papst sich zu seiner Erholung begeben wollte, so gut mit französischen Truppen besetzt hat, daß der Papst angewissen gefunden habe, die Erholungsreise nicht zu machen. Gerade heraus gesagt, die Franzosen behandeln, wie wir schon im vorigen Jahre bemerkt, den Papst als ihren Gefangenen, und in solchen Verhältnissen ist es um die schuldige Dankbarkeit für geleistete Dienste eine mißliche Sache. Alles wohl erwogen wird sich indeß, wenn Ludwig Napoleon darauf beharrt, der Papst doch fügen müssen: denn als italienischer Fürst hat er die freie Verfügung über sich selbst verloren, und die schriftliche Uebereinstimmung, mit der Oesterreich und Frankreich vorerst in Italien handeln, wird ihm wohl kaum eine Wahl lassen.

Was er selbst dabei sich denken mag, kommt nicht mehr in Betracht: der Clerus in Frankreich hat sich mit wenigen Ausnahmen so offen und entschieden für Ludwig Napoleon ausgesprochen, daß die einzelnen widerwilligen Stimmen, und selbst die des großen Vorsprechers der geistlichen Partei, des Grafen Montalembert, unbeachtet verhallen. Letzterer hat zu früh eingesehen, welche Grube er sich selbst und seinen Bestrebungen gegraben, welche die unbedingte Freiheit und Obergewalt der Kirche zum Zweck haben, während für den Neffen, wie einst für den Oheim, die Kirche nur ein Nebenweg der Politei seyn soll. Es ist ein Beweis der Ehrenhaftigkeit seiner Gesinnung, daß er sich treu blieb, und der Redaction des Univers den bekannten Ablaßbrief schrieb, worin er ihr die knechtische Unterwürfigkeit unter jede weltliche Gewalt, um augenblicklichen, oft nur scheinbaren Vortheils willen, bitter vorwarf, aber seinem Verstande gereicht es keineswegs zur Ehre, daß er die Entdeckung, was die Kirche dem neuen Cäsar seyn soll, so spät gemacht hat, und sein bevorstehendes Werk über die Unabhängigkeit der Kirche und über den Parlamentarismus wird jetzt wie eine Bombe im

Sumpf erſticken, ſtatt unter ſeinen Feinden Tod und Verderben zu verbreiten. Er iſt zu ſpät zur Erkenntniß gekommen, daß die katholiſche Kirche durch ſolchen Knechtsdienſt gegen eine ſo roh und gewaltſam auftretende weltliche Gewalt in ihrem innerſten Weſen und in der öffentlichen Meinung Europa's leidet, und die Symptome fehlen nicht, daß die franzöſiſche Geiſtlichkeit dieß fühlt, ſonſt würde nicht eine Mehrzahl von Biſchöfen, ſo wenig man ihnen dieß von Seiten der weltlichen Macht in gutem gedenken wird, ſich mehr oder minder entſchieden gegen das Treiben der Redaction des Univers ausgeſprochen haben. Der Papſt als ſolcher muß jedenfalls wünſchen, unter dieſen Verhältniſſen durch die Krönung Ludwig Napoleons nicht gleichſam Partei nehmen zu müſſen.

Wenn wir oben bemerkten, daß der Papſt als italieniſcher Fürſt nicht frei handeln könne, ſo gilt dieß, wie natürlich, von dem König beider Sicilien nur in beſchränktem, von dem Königreich Piemont aber in ziemlich vollem Maaße. Wenn vor dem vorigen December Piemont ſich entſchieden zu Frankreich hinneigte, und dieſe Hinneigung ſeitdem gewachſen iſt, ſo ſetzt dieſe Verbindung bei dem Einverſtändniß, das gegenwärtig zwiſchen Oeſterreich und Frankreich herrſcht, Piemont nicht mehr in den Stand eine Oeſterreich geradezu feindſelige Politik zu verfolgen. Der Streit zwiſchen der kirchlichen und liberalen Partei hat ſich in neuerer Zeit an manchen einzelnen Vorkommenheiten neu entzündet, und iſt ſo weit gegangen, daß ſchon eine Anzahl Städte die Einziehung der geiſtlichen Güter fordert; ſollte dieſe erfolgen, ſo wäre an eine Ausſöhnung zwiſchen Rom und Piemont nicht mehr zu denken. Frankreich aber ſoll Piemont ſeine Vermittlung in dem Streit mit Rom angeboten haben, vorausgeſetzt, daß die Einziehung der Kirchengüter nicht erfolge, was Frankreich als neuer ſelbſtkreirter Schirmherr der Kirche freilich durchaus nicht wollen kann. Die Regierung, nicht mehr durch die Nähe eines revolutionären Frankreichs auf der Bahn der Revolution vorwärts gedrängt, ſondern durch die neue Wendung der Dinge in Frankreich und das Einverſtändniß des letztern mit Oeſterreich in der Enge, ſieht die Betreibung der Kirchengüterfrage mit Mißvergnügen, und es ſoll ein neues Miniſterium Azeglio-Revel, d. h. ein franzöſiſch-öſterreichiſches im Werke ſeyn, das dann mit ſtrengen Maaßregeln gegen die Preſſe aufträte, wozu überdieß bereits ein Anfang gemacht iſt. Man erſieht hieraus, wie wenig wahre Selbſtändigkeit ſogar ein Staat wie Piemont beſitzt, und wie ſehr ſeine innern Verhältniſſe von der Rückwirkung der äußern abhängig ſind.

Die gegenwärtige Uebereinſtimmung Oeſterreichs und Frankreichs in Bezug auf Italien iſt hiezu natürlich ein ſtark mitwirkender Umſtand, und dieſe gibt ſich in noch ſchwächern Staaten auf eine viel ſchroffere Weiſe kund. So wird jetzt berichtet, daß der Vertrag Oeſterreichs mit Toscana abgeſchloſſen ſey, ohne daß Frankreich eine Einſprache erhoben. Dieſem Vertrag zufolge ſoll Toscana demnächſt in die öſterreichiſche Lega doganale treten, die durch den Beitritt von Parma und Piacenza bereits ans tyrrheniſche Meer vorgerückt iſt; Livorno ſoll der Handels- und Kriegshafen Oeſterreichs an dieſem Meere werden und eine ſtändige öſterreichiſche Beſatzung erhalten; natürlich würde der Zollſchutz von der ſardiniſchen bis an die römiſche Gränze Oeſterreich anheimfallen, und nur Rom wäre noch das Hinderniß, um dieſen öſterreichiſchen Zollbund über ganz Mittelitalien auszubreiten; indeß ſoll auch in dieſer Beziehung Einleitung getroffen ſeyn, und wenigſtens die Ausführung der Eiſenbahn von Rom nach Ancona, von Ancona nach Bologna ſtark betrieben werden. Eine ſo machtvolle Ausdehnung des öſterreichiſchen Einfluſſes und Handels über Mittelitalien wird zwar vor allem übel von England empfunden werden, allein auch Frankreich wird und kann ſie ſeinen alten Traditionen nach nur mit Widerwillen bemerken, und früh oder ſpät müſſen Zerwürfniſſe zwiſchen beiden daraus entſpringen, auf welche auch ſchon die Italiener mit ihren raſchen Hoffnungen rechnen, und deßhalb das Kaiſerthum mit einer vorzeitigen Freude begrüßen.

Es fragt ſich alſo namentlich, zu welchen Verwicklungen kann und wird das franzöſiſche Kaiſerthum führen? Daß eine neue Epoche beginnt, wird niemand läugnen; hat das Kaiſerthum einen ſichern Boden, oder wird es im Innern einen Kampf entzünden, der Frankreich ſchwächt, und ſeine Regierung, trotz aller ſchönen Friedensreden zu Bordeaux, nöthigt die Bewegung, die es im Innern nicht mehr meiſtern kann, nach außen zu werfen? Dieſe Frage iſt noch immer ungelöst, und es läßt ſich auch mit keiner Art von Gewißheit etwas über dieſe Zukunft ſagen. Napoleons Stern ſcheint noch immer im Steigen, warum? Das wollen wir hier nicht unterſuchen. So gewiß er aber geſtiegen iſt, ſo gewiß wird er allmählich oder ſchnell wieder ſinken, wenn er nicht die Kraft und die Klugheit beſitzt, die übel errungene Macht zum Vortheil der großen Maſſe zu verwenden. Wir haben bis jetzt viel Muth, Entſchloſſenheit, ſelbſt Klugheit geſehen, aber ſehr wenig von jener ruhigen Bemeſſung der Lage und Verhältniſſe des Landes, die einen ſoliden Ruhm begründet. Schöne Reden über die Eroberungen, die noch im Innern zu machen wären, ſind eine leichte Waare im Vergleich mit jener ausdauernden Kraft, welche die Verbeſſerung des Zuſtandes von Ackerbau, Induſtrie und Handel erfordern. Das Schwert der unbeſchränkten Gewalt zu ſchwingen, dazu gehört eines Rieſen Kraft, und wir ſehen im ganzen Verlaufe ſeiner rechtlichen Präſidentengewalt viel ſchlaue und am Ende einen gelungenen Anlauf ſich zum Oberherrn zu machen, aber nichts von der Stärke und Tiefe des Geiſtes, welche ihn zur Fortführung der Macht moraliſch berechtigen. Es iſt in dieſer Beziehung höchſt charakteriſtiſch, daß die Correſpondenzen aller Blätter, ſelbſt wo ſie bloße Berichterſtatter des erſtaunlichen Schauſpiels ſind, das gegenwärtig in Frankreich aufgeführt wird, in einem gewiſſen Ton der Nichtachtung und des Unglaubens an deſſen Dauer ſprechen. Noch hat ſich keine der alten Notabilitäten des Landes an ihn angeſchloſſen, und ſelbſt Graf Montalembert, der ſich angeſchloſſen hatte, zog ſich wieder feindſelig zurück, Thiers, der die Erlaubniß zur Rückkehr angenommen, ging oder geht wieder fort — um auszuweichen. Einige Legitimiſten, und zwar ſolche, die ſonſt im Vertrauen der alten Familie ſtanden, wie der Marquis von Paſtoret, haben ſich angeſchloſſen, und die Fama will wiſſen, daß mit der Proclamation des Kaiſerthums, wozu die Ernennungen der Hofchargen bereits gedruckt ſeyn ſollen, fünfzig Legitimiſten zu Senatoren ernannt werden würden. Das iſt möglich, es können ſelbſt vornehme Namen darunter ſeyn, werden ſie aber der Staatsregierung jenen Grad von politiſcher Erfahrung zubringen, deſſen eine neue Regierung ſo ſehr bedarf? Wir zweifeln.

Die Bewegung in Frankreich iſt eine ſehr oberflächliche, vielfach gemachte: ſie kann bei der Gleichgültigkeit der Nation gegen Regierungsformen eine dauernde werden, wenn die Regierung wirklich im Sinne der bedeutendſten und einflußreichſten Claſſen handelt, wo nicht, ſo geht die Anhänglichkeit der Bauern und Soldaten allmählich in Gleichgültigkeit über, und die kaiſerliche Regierung wird das Schickſal der Reſtauration und des Julikönigthums, und zwar in noch viel kürzerer Zeit als dieſe, theilen.

Der Frieden, wenn er erhalten bleibt, kann viele Wunden heilen, aber die Regierung, welche die Erwartungen so unmäßig hoch gespannt hat, muß, statt ungeheure Summen zu verschleudern, wie sie es seit einem Jahre gethan, sich einer großen Sparsamkeit befleißigen, und mehr staatsmännische Klugheit zeigen als bisher. Thut sie dieß nicht, so wird ihr der Krieg zur Nothwendigkeit, und — Unfälle darf sie nicht erleiden, sonst ist sie verloren, und die Revolution steht wieder da Stärker als je. In der Masse der Nation, auf die man sich jetzt stützen will, bedeutet das Kaiserthum eine großartige, gebietende Stellung in Europa; das weiß die Regierung sehr wohl, und deßhalb ist an die Friedensrede zu Bordeaux die Clausel angehängt: si la France est satisfaite, ein sehr dehnbarer Begriff, zu welchem die Umtriebe in Belgien und Savoyen, sowie das Offenhalten alter Streitpunkte den Commentar liefern.

Wir kehren zu unserer obigen Alternative zurück: beginnt in Frankreich mit dem Kaiserthum eine neue Periode der Stärke und Consolidation der Macht, kann wird der Continentalfrieg unvermeidlich, oder der innere Kampf entwickelt sich, und dann steht die Revolution wieder gerüstet da. Diese Alternative würde nur vermieden durch ein System berechneter Mäßigung und Klugheit, durch das definitive Aufgeben aller Vergrößerungsgedanken und den Entschluß, durch Entwicklung aller friedlichen Kräfte die Kriegsgelüste einzelner Classen niederzuhalten. Wer der jetzigen Regierung von Frankreich dieß Maaß von Klugheit, Besonnenheit und Mäßigung zutraut, mit dem wollen wir nicht rechten, denn das ist eine Glaubenssache, wir selbst glauben nicht daran, und gewiß werden auch nur wenige dazu versucht seyn. Beide Fälle der aufgestellten Alternative schließen aber eine Zerrüttung Europa's in sich, von der so leicht kein Ende abzusehen, und wo, wer sich, sich wohl versehen muß daß er nicht falle. Die Times hat neulich (7 October) das Kaiserreich und die Verhältnisse der europäischen Mächte zu demselben besprochen und äußert sich darüber folgendermaaßen: „Wir glauben, daß das Wiederaufleben der kaiserlichen Würde in Frankreich aus demselben Lichte betrachtet werden sollte, wie man die andern Evolutionen dieses Staats betrachtet hat, und wir stimmen vollkommen mit der im Hauptorgan der russischen Regierung in der Continentalpresse neuerlich ausgedrückten Ansicht überein, daß die Clausel in den Verträgen von 1814 und 1815, wodurch die großen Mächte sich zur ewigen Ausschließung der Familie Napoleon Bonaparte von der obersten Gewalt in Frankreich verpflichten, als null und nichtig betrachtet werden kann. Diese Clausel hatte zweierlei den Zweck, die Monarchie der Bourbonen zu schützen; da aber diese und ihre Erben sein langer Zeit durch mehrere aufeinanderfolgende Revolutionen, welche sämmtlich von dem übrigen Europa anerkannt worden sind, gestürzt wurden, so wäre es abgeschmackt auf einer Stipulation zu bestehen, welche jetzer keinen Zweck hat. Es ist jetzt eine gleichgültige Sache für England und wahrscheinlich auch für ganz Europa, ob ein Mitglied der Familie Bonaparte in Frankreich die oberste Gewalt ausübt oder nicht. Von der höchsten Wichtigkeit für England und ganz Europa ist aber, daß, wer immer die oberste Gewalt in Frankreich ausübt, die Territorialgränzen anerkennt, und alle ausgemessenen Friedensverfügungen und Garantien gibt, welche wir von der französischen Nation unter den beiden Zweigen der Monarchie und unter der Republik erhalten haben.“ Es ist für die alten europäischen Dynastien sicherlich eine bittere Erfahrung, daß das Legitimitätsprincip, das vor 60 und 40 Jahren so entschieden aufgestellt wurde, durch die aufeinander folgenden Revolutionen Frankreich eine solche Einbuße erlitten hat, daß kaum etwas anders übrig bleibt, als den republikanischen Grundsatz Nordamerika's anzunehmen, und jede Regierung eines Landes, wenn das Volk sich derselben unterwirft, anzuerkennen. Für die vom Continent abgeschlossenen Engländer hat dieß wenig zu sagen, desto mehr für den Continent, wo gar manche politische Verhältnisse damit verknüpft sind. Wenn aber der Engländer über das Legitimitätsprincip die Achseln zuckt, so hat man auf dem Continent ein Recht über die „Friedensversicherungen und Garantien“ in Bezug auf die Verträge von 1814 und 1815 die Achseln zu zucken, denn wer hat diese Verträge hinsichtlich des Königreichs der Niederlande zuerst und gröblichst verletzt? England erntet jetzt die Folgen, denn ein Königreich der Niederlande mit 6—7 Mill. Menschen wäre ein anderer Damm gegen Frankreich als das isolirte Belgien. Es war nicht das erste und nicht das letztemal, daß ein kurzsichtiger Kaufmannsgeist über die Winke einer vorsichtenden Politik den Sieg davon trug. Zudem, was soll und was kann England anworten, wenn Frankreich erklärt: „die Verträge von 1815 sind schon so und so oft verletzt worden; warum sollen sie allein gegen mich gelten?“ Und wenn vollends der Krieg im Orient ausbricht, und Rußland und England einander in die Haare gerathen, glaubte irgend jemand, daß Frankreich den ruhigen Zuschauer machen, und nicht im Trüben zu fischen suchen werde? Jener Artikel der Times und viele ähnliche zeigen nur die Besorgnisse, in denen man lebt, und welche überall durchbrechen. Zwischen den streitenden Interessen der übrigen europäischen Mächte hindurch geht Frankreich seine Bahn, und — wehe dem der eine Collision herbeiführt!

Miscellen.

Beschreibung der Newgoroter Kurgane. Auf Betrieb des Gouvernements von Nowgorod soll eine genaue archäologische Beschreibung der alten Befestigungen und Kurgane, welche sich im Gouvernement Nowgorod in großer Anzahl finden, vorgenommen werden, mit einer umständlichen Schilderung ihrer äußern Form, Größe, Lage u. s. w., so wie auch es sich auf denselben Denkmälern, Gavelle, Kreuze, Steine u. dgl. finden, ob Ueberlieferungen hinsichtlich derselben im Umlauf sind, und welche Gegenstände sich beim Aufgraben einzelner Kurgane gefunden haben. Diese Zweifel reichen die Kurgane in die heidnischen Zeiten, sie wer in die Zeiten der Kämpfe zwischen Lithauern, Schweden, Schwertrittern u. s. w. hinauf. Bei Aufgrabung der Kurgane wurden alte Münzen, Waffen, Ringe, Spangen, Kreuze, Ketten u. s. w. gefunden. Die Arbeit wurde im J. 1851 durch ein Mitglied der kaiserlich archäologischen Gesellschaft, N. N. Zgnatieff, begonnen, und die Ergebnisse werden wohl im nächsten Jahre veröffentlicht werden. So weit die Nordische Biene vom 7 October. Der Djennik Waterjawskij (s. Gaa vom 9 October) enthält einen Bericht von einem Priester, Namens Slawowskij, über ähnliche Forschungen in Weißrußland. Man scheint jetzt mit einer allgemeinen Schätzerung der Kurgane im Norden umzugehen, die sich wohl in Herkunft und Bestimmung von denen in den südrussischen Steppen unterscheiden.

Meerestiefe zwischen Irland und Schottland. Aus den Untersuchungen, welche mit Bezug auf die Telegraphenleitung zwischen Irland und Schottland angestellt wurden, ergibt sich, daß die Tiefe in der Mitte zwischen beiden Ländern bis auf 84 — 100 Faden anstegt. (Shipp. Gaz. 22 October.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Otober.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 262. 1 November 1852.

Hauseinrichtung der Völker

(Von Franz Löher.)

Es ist bei den Culturvölkern der Gegenwart unverkennbar, daß ihre Wohnungen, ihre Volks- und Familienfeste, ihre Sitten und Gebräuche überhaupt mit jedem neuen Jahre nicht nur am eigenthümlich Nationalen einbüßen, sondern daß auch ihre ganze Lebenseinrichtung und Gewöhnung fort und fort mehr von den Formen und Perioden abstreift, durch welche sonst die Sitten, Geschäfte und Ansichten der verschiedenen Glossen einen festen äußern Ausdruck, die Bildung und Entwicklung der einzelnen einen sichern normalen Gang erhielten. So hat z. B. das Zünftige nur noch ein steches Dasein, bei den Handwerkern ist weder die Lossprechung des Lehrlings noch das Meisterstück des Gesellen noch mit besondern Feierlichkeiten verknüpft; der junge Mediciner muß zwar den Doctorhut noch annehmen, aber das Staatsexamen ist ihm die Hauptsache. Die sieben freien Künste haben sich aufgelöst in eine zahllose Menge von Künsten, von denen jede frei ist. Die Kleidung ist nicht nur unter den Gebildeten aller Nationen eine Art Uniform geworden, sondern sie verdrängt auch mit merkwürdiger Schnelligkeit die seltsamen Trachten, an welchen das Landvolk bisher festhielt; man kann in vielen Gegenden schon die alten Mütter und Väter bezeichnen, nach deren Tode auch die Tracht ihrer Gegend verblichen seyn wird. Die Kleidung streift bei Frauen und Männern mehr und mehr auch das ab, was die Festkleidung von der Haus- und Geschäftskleidung unterschied, und es kommt bereits in nicht wenigen Kreisen ebenso wenig mehr auf die Form und Farbe des Rockes als auf die Stunden an, in denen man Besuche macht. In allen Dingen dieser Art macht sich das subjective Gefallen und das einfach Praktische, Zweckmäßige und allgemein Anständige geltend, und verbreitet sich, bei der Vermengung und Zersetzung der Völker und Volksclassen unter einander in den letztern Jahren mit außerordentlicher Schnelligkeit bis in alle Kreise und Länder.

Am deutlichsten zeigt sich diese Strömung der Zeit in der Hauseinrichtung, von da aus greift das allmähliche Gleichwerden und Ausgleichen der Völkersitten und Volksclassen am tiefsten und nachhaltigsten um sich. Im festen Wohnhause, welches die Geschlechter überdauert, mußte sich Klima, Beschäftigung, Denkungsart, Sinn und Seyn der Menschen ausdrücken. Hat das Leben des einzelnen einen bestimmten Bildungsgang, das Leben des Volkes ein festes Gepräge, so wird demgemäß auch das Haus eingerichtet seyn, und jeder Theil in demselben seine unwandelbare Bestimmung haben. Das folgende Geschlecht wird dadurch in die Sitten der Altvordern eingewöhnt, seine Ideen und Sinnesart formen sich gleichsam nach den Räumen und regelmäßigen Vorkommnissen in denen es aufwächst, das nationale Leben wird so zu sagen an Hauseinrichtung des Volkes steif und straff. Wenn daher in die Hauseinrichtung eines Volkes etwas Schwankendes und Unsicheres kommt, so ist das jedesmal ein gewisses Zeichen, daß das Volk selbst in einer Umbildung begriffen ist.

Die Völker, welche auf der niedrigsten Bildungsstufe stehen, die Neger, Hottentotten, Kaffern, Neuholländer und Neuseeländer haben auch in ihrer Wohnung wenig bestimmte oder Ehrenplätze. Sie haben Form und Aufrichtungsweise ihrer elenden Hütten von ihren Eltern überliefert bekommen, das ist das Nationale daran, sonst werfen sie sich darin durcheinander wie das liebe Vieh, kaum daß die Geschlechter von einander getrennt sind. Nach Nothdurft, Wind und Wetter, Armuth oder Fülle von Lebensmitteln richten sie sich ein, wie sie es eben verstehen oder die Mittel haben.

Anders dagegen die Südseeinsulaner, die amerikanischen Indianer, insbesondere die nordamerikanischen Wilden. Bei ihnen hat in Zelt und Hütte alles seine feste Norm und Bestimmung, so der Lagerplatz für Mann, Frau und Kinder, der Feuerplatz, der Ehrensitz für den Gast, der Platz für die Waffen und Vorräthe. Im selben Maaße, als diese Völker ihre Wohnungen verändern, verlieren sie ihr Charakteristisches, und je ärmlicher, loser und zufälliger in Form und Einrichtung ihre Stammeswohnungen waren, um so tiefer standen sie noch auf der Stufe der bildungsfähigen Geschöpfe.

Wie klar und lieblich schildert und dagegen die Bibel die Wohnungsweise der alten Hebräer. Die ganze Ordnung ihrer Zeltwirthschaft war streng angemessen der patriarchalischen Idee. Wie entschieden kehren dieselben Züge wieder in den häuslichen Sitten und Einrichtungen bei allen Nomadenvölkern, von den Arabern, Beduinen und Kirgisen bis zu den Mongolen, Lappländern und Kamtschadalen. Auch hier gilt derselbe Grundsatz: je ärmlicher und unwissender das Volk lebt, je weniger es auf sich selbst, seine religiösen Ueberlieferungen und seine ganze Lebensweise hält, desto unsicherer und gedrückter zeigt sich das Nationale in seiner Hauseinrichtung.

Mannichfaltiger ausgeschmückt, wechselnd je nach Klima, Bildungsstufe, Religion, Verkehr vor dem Alter und Familienzusammenhang, ist der Charakter der Wohnungen bei den Völkern, welche zu festeren Sitzen, zu Ackerbau und Gewerben fortgeschritten sind, z. B. bei den untergegangenen Peruanern und Mexicanern, Chinesen, Hindus und andern ackerbautreibenden

Völkern Aſiens. Bei ihnen allen hat ſich das enge Zuſammengehörten der Familie ſowie die Herrſchaft des Familienhauptes über Frau, Kinder, Diener und Sklaven in jeder derartigen Beziehung auch in der häuslichen Einrichtung ausgedrückt.

Ehrwürdig und in allen ſeinen Theilen ſtreng abgemeſſen nach Volksſitte und Religion erhebt ſich über die Wohnungen der vorgenannten Völker das mohammedaniſche, vorzugsweiſe das türkiſche Haus. Jahrhunderte lang bewahrt es unabänderlich ſeine innere Einrichtung, welche der einfachen Lebensanſchauung des Korans angemeſſen iſt. In jedem Hauſe waltet das uralte Geſetz, deſſen Verletzung nicht bloß als Verachtung des Hausherrn, ſondern auch als Religionsfrevel angeſehen wird. Jedes der zahlreichen Völker, welche von der großen Kette des Mohammedanismus umfaßt wird, hat ſeinen nationalen Typus auch in ſeiner Hauseinrichtung angebracht, jedoch hat ihr die gleiche Religion bei allen mohammedaniſchen Völkerſchaften einen gewiſſen Charakter aufgedrückt, der minder oder ſtärker überall wiederkehrt. Die feſte, äußere Haltung, der Gleichmuth, die feine kalte Schlauheit und die vornehme Würde, wodurch der Türke dem Franken imponirt, ſind eine Folge der ſtrengen Etikette im Hauſe, in welcher der Knabe und Jüngling mit Härte eingeſchult wurde. Aber eben damit hängt auch die Bornirtheit zuſammen, mit welcher der Türke ſich gegen europäiſche Cultur wehrt.

Weit weniger als die mohammedaniſche Religion hat die griechiſche Religion auf Geſtalt und Einrichtung der Wohnhäuſer bei den ihr angehörigen Völkern eingewirkt. Das Muttergottesbild mit der Lampe davor iſt faſt ihr einziges weit verbreitetes Symbol. Auffallend iſt auch, daß die Slaven, deren Ausdehnung zum Theil mit dem Bereiche der griechiſchen Religion zuſammenfällt — und zu ihnen müſſen wir auch die Neugriechen rechnen — trotz ſo deutlicher Charaktergemeinſchaft doch in ihren Wohnungsweiſen keinen ſo gemeinſamen nationalen Zug haben, wie die germaniſchen oder romaniſchen Völker. Die Verſchiedenheit der Stämme war zu ſtark, als daß ſie nicht vorab ſich auch darin hätte geltend gemacht. Wie feſt und unwandelbar lebnt ſich das ſerbiſche Haus und die ſerbiſche Hausſitte an den innigen Zuſammenhang und die ſtrenge Ordnung in der ſerbiſchen Familie. Wie haltungslos und verflüchtigt erſcheint dagegen das Nationale in der Hauseinrichtung der Czechen und Polen. Wenn es eine Gemeinſamkeit im Hausbau aller Slaven gibt, ſo beſteht ſie darin, daß ſie nicht feſte hochträumige Häuſer mit Gewölben und hohen Giebeln lieben, ſondern kleine, viereckige, niedliche Häuſer, einſtöckig mit angemeſſenem einfachem Giebel, und lieber zwei, drei kleine Häuſer dicht neben einander ſetzen, als durch ein einziges großes ſich denſelben Gelaß ſchaffen, den ihnen die mehrern kleinen Häuſer gewähren. Auch die Nothwendigkeit oder Gewöhnung, mit Holz allein zu bauen, ſcheint ihnen jene kleinen, aber ziemlich rechtwinklichen Häuſer vorgeſchrieben zu haben.

Merkwürdig iſt dieſe Einförmigkeit beſonders in Rußland. Durch all die vier Regionen dieſes weiten Reiches, von der nordiſchen bewaldeten an, durch die ſteinige und halbbewaldete, und ferner durch die fette fruchtbare Region hindurch bis zur Steppengegend, findet ſich immer das kleine ruſſiſche Bauernhaus wieder, das mit ſeiner Giebelſeite und den drei kleinen Fenſtern darin, welche für die eine und gemeinſame Stube des Hauſes dienen, auf die Straße ſieht; über den Stubenfenſtern fehlt im Dachgiebel niemals das eine Fenſter für die Kammer der Töchter oder Mägde. Auch die Häuſer des Adels im Innern von Rußland ſind der Regel nach einſtöckig und von Holz, nur mit dem Unterſchied, daß ſie geräumiger und mit einigen meiſt ſehr überflüſſigen Säulen vor der Thüre oder einem Balcon geziert ſind. Auch das ruſſiſche Bürgerhaus in den Städten iſt nur das verſchönerte und bemalte kleine ruſſiſche Bauernhaus; beſſere Bürgerhäuſer ſind, wie der Bürgerſtand überhaupt, in Rußland nur importirt, nicht auf nationalem Boden erwachſen. Im ruſſiſchen Hauſe aber richtet ſich die ganze Einrichtung und Lebensweiſe nach der patriarchaliſchen Sitte; alle Mitglieder der Familie ſtehen einander völlig gleich, aber ſie alle ſind auch gleichmäßig unterthan dem Familienhaupte, der Vater oder der älteſte Bruder ſtatt des Vaters hat unbeſchränkte Gewalt. Es finden ſich daher für ihn oder ſeinen geehrten Gaſt die beſondern Ehrenplätze, und die Familienmitglieder vermeiden nicht ſelber einzeln im beſondern Raum, ſondern im gemeinſamen Saale. Die vornehmen Ruſſen ſchieppen nun freilich noch mehr als ihre Standesgenoſſen im übrigen Europa zu ihren Häuſern alle möglichen Bauſtyle und Geſchmacksrichtungen zuſammen; aber wie unter all der gefälligen Politur, welche der vornehme Ruſſe ſo leicht annimmt, doch das Herbe und Gewaltſame des ruſſiſchen Charakters immer wieder durchbricht, ſo ſtehlt ſich auch in den modernſten ruſſiſchen Wohnungen immer wieder die nationale Sitte an und ſammelt die Familie im gemeinſamen Raume, wie die Leibeigenen in dem ihrigen. Die Ruſſen finden ſich ſtets unbehaglich in Häuſern mit vielen kleinen Zimmern, welche noch dazu vollgepfropft ſind von Möbeln und Hausrath; die ruſſiſchen Großen bauen daher ihre Häuſer um ſo viel größer, und die Familie wandert aus einem Zimmer ins andere, um ſich dann hier, dann dort gemeinſam niederzulaſſen.

Wir wenden uns jetzt zu den Culturvölkern.

Unter ihnen allen iſt die nationale Sitte, welche ſich in Bau und in der Einrichtung der Häuſer zeigt, im ſchnellen Abnehmen begriffen. Schwach und vereinzelt erhalten ſich noch die Spuren deſſen, was einſt dem häuslichen und geſellſchaftlichen Leben eines jeden dieſer Völker ſein eigenthümliches feſtes Gepräge gab, nur das Klima fordert noch immer ſein altes Recht. Das ſchwediſche und norwegiſche Haus iſt zugleich Vorrathshaus und eingerichtet für den langen Winter; das alte finniſche hatte ſeiner kleinen Fenſterlöcher wegen ſelbſt am hellen Tage nur Zwielicht. Das ſpaniſche Haus kann des nationalen Balkons, auf welchem man friſche Luft und den Blick in die Straßen genießt, nicht entbehren. Das italieniſche behält noch immer das Leichte und Freie eines Landhauſes, in welches Licht und Luft von allen Seiten eindringt.

Am ſteifſten halten noch die Holländer und Engländer feſt an der Hauseinrichtung ihrer Vorfahren. Der Holländer baut noch immer nur wenige Räume, welche ausſehen als wären ſie nur der Reinlichkeit wegen da. Den beſten Theil des Hauſes hält er den größten Theil des Jahres verſchloſſen, weil er ihn nur für feſtliche Lage öffnen und ihm durch den täglichen Gebrauch nicht den Anſtrich des Verwohnten geben will. Seine Küche hat er wie der Engländer halb in der Erde. Der Engländer legt noch immer auf den Saal, der allen Hausbewohnern gemeinſchaftlich iſt, das Hauptgewicht; die Privatzimmer ſind klein und überaus einfach, aber der Saal muß geräumig ſeyn und wohlgelegen, einen großen Tiſch und einen kleinen mit einer Menge von Seſſeln, und unfehlbar ſeinen Kamin mit einem Kaminge ſtus haben, welches mit irgend einer kleinen glänzenden Ausſtellung prunkt.

Noch viel mehr in feſtſtehenden Formen bauen die Nord-

amerikaner. Dieses Volk hat sonst alles abgestreift, was die freie Bewegung in Handel und Gewerbe, und die freie Meinungsbethätigung in Politik und Religion behindert, in seinem Hausbau aber befolgt es sklavisch eine gleichförmige Regel. Ein Blockhaus ist freilich schon an sich so einfach, daß es nicht viele Geschmacksentfaltung zuläßt, aber merkwürdig bleibt es doch, daß jedesmal, wo man es in weiten Gebiete der Vereinigten Staaten antrifft, Herd, Ehebett, Bank, Fenster und Thür in dem einen sich genau an derselben Stelle befinden, wie in dem andern, das Dach überall gleich gebaut, so selbst ein Normalmaß, nämlich 16 Fuß Breite und 24 Fuß Länge vorhanden ist, von welchem die meisten nur wenig abweichen. Aber auch das Backstein- und Bretterhaus in und bei den amerikanischen Städten trägt dieselbe Einförmigkeit von innen und außen zur Schau, mag es am atlantischen oder am indischen Ocean stehen. Im Erdgeschoß sind Küche, Vorrathszimmer und die Wohnstube des Gesindes; vor dem Hause stehen nicht ein paar Stufen, dann tritt man in einen schmalen Gang und von diesem ins Sprachzimmer (Parlour). Dieses hat nothwendig einen runden oder halbrunden Tisch (Central Table) mit einem nie fehlenden Durcheinander von schöngebundenen Büchern, Daguerrotyp-Etuis und kleinen Ehrengeschenken. Hinter dem Parlour ist, nur durch eine hölzerne tapezirte Zwischenwand getrennt, das gewöhnliche Wohnzimmer, wo ebenso gewiß jedesmal ein Piano steht, und wäre es auch der ärgste Schnarrkasten von der Welt. Die Zwischenwand wird nach Belieben, besonders des Abends bei Gesellschaft, weggeschoben, und dann hat man ein großes Zimmer. Reichere haben im ersten Stock auch noch Bibliothek-, Zeichnen- und andere kleinere Zimmer, welche ebenfalls zum allgemeinen Gebrauche dienen. In einem Anbau des Hauses nach hinten befindet sich der Regel nach das Eßzimmer. In zweiten und dritten Stock sind Privatzimmer, ganz oben sehen noch kleine Fenster aus der Gesindeschlafkammer heraus.

Der Amerikaner hält, wie der Holländer und Engländer, noch darauf daß jede Familie ihr Haus für sich hat. Der Hausfrieden, das Gefühl daß man im Hause sein eigener Herr ist, wird ihnen durch die Miether gestört. Wer miethen muß, hat auch gleich ein ganzes Haus zu miethen. Die Folge davon ist, daß die Privathäuser klein und ziemlich einförmig sind. In Deutschland und Frankreich, und zum Theil auch schon im übrigen Europa, sind der Beamten und solcher, welche nicht für ihre Lebenszeit auf einen festen Sitz rechnen, zu viele, hier mußten daher immer eine Reihe Zimmer zum vorübergehenden Aufenthalt zu miethen seyn. Es ergab sich daraus, daß man hier die Häuser nicht so groß baute, als man sie für seine eigene Familie brauchte, sondern als man Geld oder Credit oder Laune zum Bauen und Aufsteht zum Vermiethen hatte. Man richtete mehrere für sich abgeschlossene Reihen von Zimmern als besondere Familienwohnungen in einem und demselben Hause ein, und der Miether hatte nun den Vortheil, nach Belieben und Jahreszeit seine Wohnung wechseln zu können. Der Junggesell aber hat auf dem Continent von Europa nicht nöthig, sich in ein Kosthaus (Boardinghouse) zu begeben, wo er gern oder ungern sich die Kost und Mitgliedschaft der Familie und die Pflicht, deren Damen den Hof zu machen, gefallen lassen muß, sondern er miethet sich Zimmer und Hausschlüssel, und bleibt so frei wie ein Vogel in der Luft. So zeigt sich in tausend solchen kleinen Dingen, daß bei uns der Einzelne im Privatleben freier und ungebundener ist als bei den politisch bedeutenderen Völkern. Dafür ist auch bei uns das Volk, wenn es als Masse denken und handeln soll, schwächer an hausbackenem Verstand, an Energie und Haltung. Es ist wohl unter allen Völkern anerkannt, daß man in keinem Lande unter so angenehmen und heitern Sitten, so entiedigt alles Zwanges der Etikette und hergebrachter steifer Förmlichkeiten, so unbeengt von confessionellen Rücksichten und stocknationalen Vorurtheilen, so rein hingegeben den Freuden, welche Kunst und Literatur im Verein mit schöner Geselligkeit gewähren, kurz so ächt human leben kann als in Deutschland; aber trägt nicht eben dieß kosmopolitische Talent der Deutschen einen großen Theil der Schuld daran, daß sie noch immer so schwächlich sich geberden, wo es gilt, als geeinigtes Volk politisch tüchtig aufzutreten und an Herrschaft und Vortheilen in den Ländern dieser Erde auch ihren Theil in Anspruch zu nehmen?

Sehen wir nun den Bau und die Einrichtung der Häuser näher an, wie sie jetzt hauptsächlich in Frankreich und Deutschland gewöhnlich sind, so erkennt man kaum noch etwas vom nationalen Sinnyel darin, das nicht schon verwischt ist. Man baut die Häuser eben nur, um möglichst viele Menschen darin, jeden egoistisch für sich gesondert, unterzubringen. Da liegt denn die Kasernenform sehr nahe, der untere Stock muß zu Kaufläden und Werkstätten verwendet werden, die Armen müssen mit Kellergeschoß, Dachräumen und Hinterhöfen vorlieb nehmen. Architektonischer Schmuck und gefälliges Aeußere sind mehr als Nebensache geworden. Wer so viel Geld und Geschmack hat, daß er eben nur nach seinem Behagen ein Haus haben will, und darauf verzichtet noch mehr Geld zu gewinnen — und dieser Leute gibt es heutzutage merkwürdig wenige — der baut sich nach irgend einem Baustyl aus der altgriechischen oder mittelalterlichen Zeit, nach Palladio oder nach eigenem Genie sein Haus, in der Regel aber verfällt er auf die freundlichen Formen von Gartenhäusern oder Landsitzen, welche glücklicherweise jetzt einmal in Mode gekommen sind.

(Schluß folgt.)

Die Hochzeitsgebräuche in den verschiedenen Provinzen Frankreichs.

(Nach dem Französischen von Dr. Ed. Z.)

Bei einer französischen Bauernhochzeit hat alles seine feste, unveränderliche Regel, welche tief in das Gedächtniß eines jeden dabei Betheiligten gegraben ist. Von dem Tage der Verlobung an gibt es keinen Schritt in der einen und der andern Familie, der nicht vorausbestimmt, kein Compliment und keinen Gruß, der nicht formulirt, keine Ceremonie, deren Anordnung und Bobeinung nicht allen bekannt ist; kurz, es ist eine völlig dramatische Darstellung, bei welcher jede Person ihrem Range gemäß und jede Sache je nach ihrer Wichtigkeit stets dieselbe Rolle spielt.

Die Hauptpersonen, welche in diesem häuslichen Drama figuriren, sind außer Braut und Bräutigam die Eltern derselben, der Freiwerber mit seinem Gefolge, der Pathe und die Pathin, und Brautführer und Brautführerin, ein junger Bursche und ein junges Mädchen — deren Namr in den verschiedenen Provinzen verschieden ist. Die Sachen, welche in demselben eine symbolische Rolle spielen, sind die Thürschwelle, der Herdstein, der Besen, der Spinnrocken, das Strumpfband der Neuvermählten, Brod und Wein, Knoblauch und einige andere Dinge; das sind fast überall die Personen und das unveränderliche Zubehör dieser ländlichen Ceremonie; das Gespräch, die Lieder und die Tänze aber wechseln mit der Sprache und den Gebräuchen jeder Provinz.

Eine Hochzeit in den Vogesen ist eine wichtige Sache. Die langen Winterabende, wo die beiden Geschlechter sich gesellschaftlich zusammenfinden, sind meistentheils die Veranlassung zu Liebschaften, aber es vergeht häufig noch eine lange Zeit, ehe sich die beiden betreffenden Familien

über die Hausfrau verständigen. Wenn ein junger Mann sein Auge auf ein Mädchen (hacelle) geworfen hat, und wenn er rathschlossen ist, um diese zu werben, so sendet er an die Eltern derselben einen seiner Vettern oder irgend einen gewandten, hübschen Burschen seines Dorfes ab, welcher den seltsamen Beinamen trouite bondon führt. Gegen Abend erscheint dieser im Hause der Auserwählten in der Gestalt eines Wanderers und bittet um gastfreundschaftliche Aufnahme für die Nacht. Nach den herkömmlichen Begrüßungen: „Guten Abend!“ (bonn vépoun) und: „Seyd willkommen!“ (benian sia vot) setzt er sich und trägt sein Anliegen vor. Willigen die Eltern ein, so kommt es am zweiten Tage darauf wieder und bringt dem jungen Mädchen Kraspfen und andere kleine Kuchen, welches „donner les fiançailles“ genannt wird. Geben die Eltern ihre Zustimmung nicht, so ist es Sitte, dem abgewiesenen Liebhaber eine kleine Katze zu schicken. In jenem Fall erhält der letztere die Gelaubniß, seine „Blende“ in der Nachmittagsgesellschaft der Frauen (conairaige) aufsuchen zu dürfen, und dieß kann übrigens mit gutem Gewissen die kleinen Geschenke ihres „Blondin“ annehmen.

Ist der Hochzeitstag herangekommen, so versammelt sich die Hochzeitsgesellschaft früh am Morgen im Hause des Bräutigams. In Begleitung seines Gefolges und geführt von einem Ehrenburschen (carpon feanc) begibt sich der letztere darauf zur Wohnung seiner Braut. Sein Vater überscheritet die Schwelle der Hausthür zuerst, und den Herrn des Hauses grüßend fragt er diesen, ob er gestatte daß seine Tochter am Feste theilnehme und in der Gesellschaft guter Leute die Messe höre. Während dieses Gespräches sitzt die Braut, in ihren gewöhnlichen Arbeitskleidern in einem Winkel des Kamins, spinnt an ihrem Rocken und stellt sich als ob sie nichts von dem bemerke, was rings um sie her vorgeht. Auf die bejahende Antwort ihres Vaters heben sie die daneben stehenden Ehrenmädchen empor und tragen sie in ihr Zimmer, indem sie rufen, daß sie die Schöne der Braut suchen würden.

Die Männer schließen darauf einen Kreis um den Herd, und ergehen sich um die Wette in Lobeserhebungen des jungen Paares. „Der Bräutigam ist ein guter Räsebereiter (marcaire); es fangt trefflich sie das Vieh und die Wiesen; niemand weiß den Pflug besser zu führen als er; im ganzen Canton gibt es keinen geschickteren Dreschee.“ „Die Braut übertrifft spinnt zwei Rocken Tag sie Tag, weiß die Kühe ebenso gut als sehr anderen, und versteht sich auf das Buttern besser als irgend ein Mädchen des Landes.“

Während dieser Unterhaltung befestigt eine der Ehrenmädchen einen mit Bändern geschmückten Vorderstaum am Knappsack eines jeden Gastes. Ist diese Ceremonie beendet, so nähert sich der Vater des Bräutigams abermals dem der Braut, und sagt ihm daß es zufolge des zwischen beiden Familien geschlossenen Vertrages komme, um das junge Mädchen für seinen Sohn zur Gattin zu begehren. Hierauf richtet der Vater der Braut eine kleine Danksagungsrede an jenen, welche stets mit folgendem Gespräche schließt:

„Gelaubt mir, zu fragen, wohin Ihr meine Tochter führen wollt.“

„Nach N . . . . .,“ entgegnet der andere.

„Aber sind die Wege, welche nach diesem Dorf führen, nicht schlecht?“

„Ich kann Euch versichern, daß ein frischer Rasen deren Ränder bedeckt.“

Der Vater der Braut erwidert, daß seine Tochter Herrin in seinem Hause sey, und daß er sie nur unter derselben Bedingung einem andern geben könne. Jener anwortet, daß er diese Bedingung annehme.

„Wenn dem so ist,“ entgegnet der Vater der Braut, „so kann ich Euch sagen, daß diejenige, welche Ihr begehrt, in diesem Augenblicke sich im Garten befindet: sie zeigt ihren Freundinnen, wie die Rosen gezogen und gepflegt werden müssen. Wenn sie nicht zu sehr beschäftigt ist, will ich sie Euch herrühren.“

Mit diesen Worten geht er hinaus, und kehrt bald darauf mit einem der Ehrenmädchen zurück.

„Ich habe mich viel Zeit gebeandt, um die zu holen, welche Ihr begehrt,“ sagt er.

„In Wahrheit, sie ist recht hübsch!“ antwortet der Vater des Bräutigams; „allein es ist diejenige nicht, welche ich wünsche.“

Jener geht abermals fort, führt ein anderes junges Mädchen herbei und spricht:

„Ich habe noch einmal im Garten gesucht, und dießmal habe ich mich nicht geirrt.“

„In Wahrheit, sie scheint ebenso klug als schön zu seyn, und ist würdig, einen rechtschaffenen Gatten zu bekommen,“ entgegnet der Vater des Bräutigams, „allein es ist diejenige nicht, welche ich suchte.“

Der Pathe der Braut stellt dem letzteren nun seine Tochter ohe irgend eine seiner Verwandten vor und sagt:

„Seht, hier ist Eine, die Ihr zwar nicht begehrt, da sie ohe eine gute Arbeiterin ist, so könnt Ihr sie vielleicht bei einem Freunde anbringen.“

Nach diesen Worten macht der Vater des Bräutigams eine abermalige Verbeugung und setzt hinzu:

„Ich werde sie selbst im Garten suchen, wo es Blumen aus allen Ländern gibt; ich weiß, daß die schönsten den Schatten lieben.“

Er geht hinaus und kehet in der That mit der Braut zurück, welche in Schwarz (die bei Festlichkeiten übliche Farbe) gekleidet ist und ein Silberband als Gürtel trägt. Er ergreift das Taschentuch, welches sie in der Hand hält, und spricht:

„Hier ist Eine, welche wegen Ihrer Tugend und Frömmigkeit mir diejenige zu seyn scheint, welche ich suche; ich habe nichts weiter zu wünschen.“

Der Vater der Braut übersieht dem Bräutigam darauf eine weiße Henne, das Symbol der Jungfräulichkeit, und empfiehlt ihm, gut für dieselbe zu sorgen. Alle knieen nieder, um seinen Segen zu empfangen, und die jungen Mädchen schluchzen um die Wette.

„Ein schöner Frühling und eine schöne Ernte sind lieblich,“ sagt er, „aber noch lieblicher sind zwei Gatten, welche einträchtig mit einander leben.“ Nachdem er noch einige moralische Regeln zu Nutz und Frommen des jungen Paares hinzugefügt hat, schließt er folgendermaßen: „Wenn der Himmel Euch Kinder schenkt, so lehre sie, Gott und ihre Eltern zu lieben. Sagt ihnen, daß die Undankbaren dem Berge Thely gleichen, welcher den Regen einsaugt, den der Himmel ihm sendet, und der dennoch stets trocken ist.“

Nun beginnt die Hochzeitsfestlichkeit. Der Zug begibt sich nach der Kirche; voran schreiten Spielleute und ein Ehrenbursche, welcher eine an das Ende einer Stange angebundene weiße Henne und zwei Spinnrocken voll Flachs trägt, die mit Bändern geschmückt sind. Unterwegs feuern andere dicht neben den Ohren der jungen Paares Pistolenschüsse ab, welche als Zeichen der Freude gelten und in dem dortigen Patois Hieder heißen.

Sobald die Priester den Ring geseguet hat, schlingt die Schwester oder die Base des Bräutigams ein schwarzes Band herum und derselbigt denselben am Finger der Braut mit den Worten:

„Ich gebe Dir ihn im Namen meines Bruders (meines Vetters); erinnere Dich, daß Du ihm Liebe und Treue schuldig bist.“

(Fortsetzung folgt.)

Ballitten in Neuerleans. Ein englisches Blatt (Skipp-Gaz. vom 23 Octobre) enthielt eine heitige Mittheilung über das, was auf Bällen in Neuerleans — seitlich mögen diese sehr gemischter Art seyn — von den Gästen vor dem Eintreten, als „implements“ abgelegt wird, wie bei uns Mäntel, Schirme u. dgl.; man erwahnt nämlich jedenfalls gewöhnlich vor dem Eintritt die Bowie-Messer und Derbyrisolen abzulegen, und beim Weggehen kann der Bowohne solche „implements“ aufsuchen hören: „Nr. 41, eine sechsläufige Pistole;“ „Nr. 100 eine achtläufige Derbyrisole, und Bowie-Messer mit Totenkopf und ins Kreuz gelegten Knochen auf dem Handgriffe u. s. w. Alles dieß wird als ganz natürlich angesehen, und die Leute stecken ihre Messer und sechsläufigen Pistolen so kaltblütig in den Gürtel, als zögen sie einen Sturtout an.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 263. 2 November 1852.

Eine Wolfsjagd im Bialowieser Wald.

Die ersten Kanonenschüsse des letzten russisch-polnischen Krieges waren gefallen und hatten einen weiten Wiederhall gefunden. Zerstreute Truppenkörper zogen sich überall zusammen, um sich in Corps zu vereinigen, und bis die Bewegungen der vereinigten Corps begannen, gönnte man den durch forcirte Märsche im strengen Winter theilweise höchst angegriffenen Truppen gern eine sehr nöthige kurze Rast und Erholung. Wer je Gelegenheit hatte Litthauen kennen zu lernen mit seinen armseligen Dörfern, in denen Rauchfänge als entsetzlicher Luxus betrachtet werden, in denen die patriarchalische Einfachheit der Sitten es noch immer verschmäht, sich von denjenigen allerdings sehr nützlichen Vierfüßlern, welche uns Schinken liefern, als Stubengenossen zu trennen; wenn je dort auf dem schlechtesten Strohlager von der Welt die schönsten Träume von nahem Kriegesruhm und unerhörtem Glück durch den störenden Besuch einer nachtwandelnden Henne zerrissen wurden, welche, empört über die ihr in Folge dessen zu Theil werdende gewaltthätige Behandlung, im eiligen Fluge und mit durchdringendem Geschrei die finstere rauchgeschwängerte Atmosphäre durchschneidend, unglücklicherweise ihr Ziel verfehlt und nun auf irgend einen zweiten rauhen Krieger niederfällt, der, in den ungemessensten Kraftausdrücken seinem Unmuthe Raum gebend, die lebende ganze Naturgeschichte von der Erde vertilgt wissen will ꝛc., wer je dergleichen in Litthauen nur zu häufig sich wiederholende Episoden zu erleben hatte, wird in vollem Maaße die innere Satisfaction zu würdigen wissen, mit der zwei Officiere des N.schen Regiments damals in einen stattlichen Edelhof einritten, der ihnen als Quartier und einstweiliger Rastort angewiesen und dicht am Saume des großen Bialowieser Waldes gelegen war.

Der Besitzer, einer jener schönen Greise, die man unter den Polen sehr häufig findet, angethan in vollkommen altpolnischer Nationaltracht, empfing, unter seinem Thore stehend, die fremden Gäste mit so gutem Ton in Worten und Gebärden, daß man sofort den Gebildeten sowohl als auch den alten Militär in dem Ganzen seiner Erscheinung erkennen mußte, und wir daher doppelt erfreut über die Leitung unseres guten Sternes schnell aus den Sätteln springend und den sarmatisch dichtfallenden Schnee von den Mänteln schüttelnd, gern seiner Einladung zum willkommenen Frühstück folgten.

Der Schnee fiel fortwährend und zwar in unglaublichen Massen vom Himmel, die jetzt noch überdieß durch gräulichen Sturm zu Wirbeln gestaltet wurden, welche dem in jenen Gegenden Reisenden häufig so äußerst gefährlich werden, weil alle Mittel sich zu orientiren dann sofort verloren gehen, der Weiterreitende sich gewöhnlich verirrt und in der nächsten Nacht erfriert. In Litthauen schon wie im ganzen nördlichen Rußland ꝛc. dauern dergleichen Schneestürme oft zwei Tage und noch länger. Wehe dem Reisenden, der sich gerade unterwegs selbst auf ziemlich befahrenen Straßen befindet, wenn er nicht das einzige Mittel zu seiner Lebensrettung ergreift, nämlich still zu halten, bis der Sturm vorüber. Dauert der Sturm lange, so wird freilich die Lage höchst kritisch, so daß auf diese Weise, namentlich in Rußland, eine Menge von Menschen alljährlich ihr Leben verlieren. Kaum glaublich ist aber auch die traurige Situation, in welche derjenige geräth, welcher, die Warnungen der Eingebornen verachtend, von einem solchen Schneesturm im Freien überrascht wird. Uns selbst erging es einst so, und wir verdanken unsere Rettung nur der kurzen Dauer des Sturms. Die Spur des Weges verschwindet fast augenblicklich, der Gesichtskreis reicht nicht zwei Schritte weit, die Massen des fallenden Schnees sowohl als das Gejeul des Sturms verhindern das Vernehmen irgend eines Geräusches, welches uns die Nähe von Menschen oder bewohnter Orte verkünden könnte; man weiß daß alle die sich im freien Felde befinden, augenblicklich still stehen bleiben und daher keine Zurechtweisung möglich ist; man weiß es und fühlt es, daß man rettungslos verloren ist, dauert der Sturm längere Zeit. Leute, die sich nur noch wenige hundert Schritte vor Einritt des Sturms von ihren Wohnungen entfernt haben, verunglücken, weil sie sich nicht nach Hause fanden. Die dichte Finsterniß würde man mit Vergnügen diesem Zustande vorziehen, denn die Hoffnung ein Asyl zu finden, wäre vielfach größer. Selbst die Dorfbewohner entfernen sich nicht zehn Schritte weit außerhalb ihres Dorfes während des Sturmes, denn sie kennen dessen wirklich unglaubliche Gefährlichkeit. Wir werden Gelegenheit finden, bei anderer Veranlassung zu erwähnen, wie mehr als fünfhundert Eingeborne nach großer gemeinschaftlicher Arbeit durch solchen Schneesturm auf einmal ihr Leben verloren!

Um so gemüthlicher aber befanden sich unsere rastenden Krieger während eines dergleichen ungeheißaren Naturzustandes unter dem festen Dache ihres freundlichen Wirthes, der des Sturmes spottete, welcher ihm seine Giebel zu zertrümmern drohte. Die Unterhaltung lenkte sich sehr bald auf den vor uns liegenden Bialowieser Urwald, der, bei gutem Wetter aus den Fenstern gesehen, wie eine ungeheure blaue Woike sich am Horizonte hinzog und verlor. Die Stunden des Unwetters konnten kaum besser angewendet werden, als möglichst genaue Nachrichten einzuziehen über diese monströse Waldwasse und seine Bewohner. Welche bessere Quelle hätte sich hiezu finden lassen können als

der Besitzer des Gutes, das uns beherbergte, der als langjähriger, vollkommen vertrauter Nachbar des übel berüchtigten Waldes, sich auch mit einer gewissen Feierlichkeit sofort anschickte, unserer Neugierde Genüge zu leisten.

Meine Herren, hab er an, wenn ich Ihnen zuvörderst Rechenschaft geben möchte von dem eigentlichen Flächeninhalte des Waldes, so gerathe ich in einige Verlegenheit, denn die Angaben hierüber lauten höchst verschieden und variiren zwischen 50 und 500 Quadratmeilen, wie wir auf den Werken namhafter Gelehrten ersehen; die mir hier zur Seite stehen. Können sich die Geehrten hierüber vereinigen, so sind doch wir, die Bewohner des Landes, darüber einig, daß der Wald wohl einen Flächenraum von nahe an 100 Quadratmeilen bedeckt. Große Theile desselben sind noch völlig unbekannt, denn sie bestehen aus ungeheuren Sümpfen, vorzüglich am Ursprung der Narew und Jasiolda. Im Sommer völlig unzugänglich und im Winter gefürchtet, bietet diese Gegend eine wahre terra incognita. Der Wald, auf den trockenen Flächen fast durchgehends mit Föhren besetzt und in den nässern Theilen Erlen erzeugend, wird nur von sehr wenigen Straßen durchschnitten, und enthält auf seinem weiten Flächenraume nur ein einziges Dorf, Bialowies. Im Innern des Waldes steht es häufig gar wüste aus. Stürme sowohl als die Zeit stürzen eine Menge van Bäumen um, die, oft fünf- bis sechsfach übereinander liegend, natürliche, schwer zu durchdringende Verhaue bilden und in dieser Lage endlich verfaulen.

Die Bewohner des Waldes sind zuerst die so merkwürdigen, in Europa nur noch hier erhaltenen Auerochsen, dann Bären, Wölfe, in großer Zahl. Luchse, nicht sehr häufig, und manche andere jagdbare Thiere minderen Werthes. Ueber den König des Waldes, den Auerochsen, berichten neuere Augenzeugen [1] übereinstimmend folgendes:

Er ist das größte Landsäugerthiere nächst dem Elephanten und Nashorn, und das größte europäische. Seine Länge beträgt an 10 Fuß, die Höhe 6. gleich der des tscherkessischen Ochsen, die Farbe im Sommer schwarz, im Winter und Frühling schwarzbraun. Das Aeußere des Thieres hat etwas äußerst wildes, selbst furchteinflößendes, denn der Kopf ist von unmäßiger Größe und Breite, die Augen groß und schwarz, dabei wie roth entzündet und mit tragig boshaftem Blick, die Mähne wirft sich zu beiden Seiten des Halses wild herunter, die Brust selbst, viel breiter als bei dem gemeinen Ochsen, ist, sowie der Hals, ebenfalls mit 6—12" langen zottigen Mähnen bedeckt; übrigens sind bei der großen Länge des Thieres die Füße unverhältnißmäßig kurz, weit kürzer als die des gemeinen Ochsens und viel stärker, der Schweif kurz, aber von oben an mit langen steifen Haaren besetzt. Auf dem unmäßig großen und breiten Kopfe stehen zwei nur 12 bis 14 Pariser Zoll lange aufgebogene glänzend schwarze Hörner, zwischen denen ein Büschel steifer Haare auf die Stirn herabhängt. Der Rücken ist mit einem Buckel besetzt. Sonderbarerweise findet man bei diesen Thieren zwei Rippen mehr als bei dem zahmen Vieh, nämlich 14 anstatt 12, daher auch ihre größere Länge; sonst nach ist der Leib schlanker gestaltet. Die Geehrten wollen den Auerochs durchaus nicht als Stammrace des gemeinen Ochsen gelten lassen. Ihre Zahl beträgt im ganzen Bialowieser-Walde mit dem jungen Vieh noch beinahe ein halbes Tausend. Sie halten sich in kleinen Heerden zusammen, 10, 15 bis 40 Stück sieht man auf einmal, aber nie mehr. Man hegt sie so viel als möglich, und bei schweren Strafen ist es verboten auf sie zu schießen. Im ganzen genommen halten sich diese Thiere sehr verborgen; sie thun niemand etwas zu Leide, man darf sich ihnen ziemlich nähern, doch dabei nicht schreien oder sprechen, sonst ergreifen sie die Flucht.

Hr. von Baumersroda sah eine zweijährige und eine achtjährige Kuh todt in der Nähe, die durch vom Sturm umgeworfene Bäume unter den Aesten umgekommen waren. Die vorhin gegebene Beschreibung dieser Thiere sowie das Vorhandenseyn von 14 anstatt 12 Rippenpaaren bestätigte sich vollkommen.

(Schluß folgt.)

[1] Unter anderen H. Collegienrath Baumer von Baumersroda zu Grohno, im Sydan 1824. (Lehrbuch der Zoologie von Hofrath T. E. Voigt, Stuttgart 1835).

Hauseinrichtung der Völker.

(Schluß.)

In der innern Einrichtung all dieser unseren modernen Häuser ist aber das nach nationaler Sitte feststehende vollständig verschwunden; die Weltsitte bedingt nur möglichst selbstständige Räume für jeden Hausbewohner oder Gast, und einige größere Zimmer, um Gesellschaft zu empfangen. Wie wenig Willkür erschien dagegen bei unsern Vordern in der ganzen Einrichtung des Hauses, wie angemessen war da alles der damaligen Ordnung der Familie und des Haushaltes. Da war vor allem die große Familienstube mit dem Ehrensitze für Hausherrn und Haustrau, den erhöhten geschmückten Räumen in den Erkern oder in den Fensternischen für die Töchter, dem schimmernden Schrein für Silbergeräth und Ehrengeschenke. Da war ferner die Diele oder die Hausflur vor der etwas höher liegenden Familienstube, wo die Kinder spielten — die heiligsänzende und geräumige Küche, wo man sich manchmal am Herde sammelte — der große Saal mit altertümlichen Bildern für besondere festliche Gelegenheiten. Die ehelichr Kammer hatte ihren bestimmten Platz im Hause, sie war stets so angebracht, daß die Herrschaft durch ein Kuckensster überschauen konnte was im Hause vorging. Oben im Hause lagen die Schlafstuben für die Söhne und Töchter, die Gastzimmer, die Leinenkammer, die Bibliothek; hinten im Hause nahe an der Küche die Mägdekammer, auf dem Hofe nahe den Stallungen die Knechtskammer, unmittelbar an der Küche war die Gesindestube. Zu den weiten Kellern unter dem Hause kamen andere Räume für die Vorräthe auf dem hohen Boden. Diese ganze Einrichtung ist in den neuern Häusern abgeworfen. Das deutsche Bürgerhaus mit dem hohen Giebelbach ist fast gänzlich aus der Mode gekommen, man braucht keinen Boden mehr zum Aufbewahren des Vorraths, weil man bei den erleichterten Verkehrsmitteln das Nöthige täglich auf dem Markte oder in den Läden kaufen kann.

Man kann vielleicht nach den vier großen ethnographischen Gebieten Deutschlands vier verschiedene Formen van deutschen Bauernhäusern unterscheiden. Das niedersächsische Bauernhaus ist hochgiebelig und weiträumig, besteht aus Fachwerk und hat Tenne, Ställe für Pferde und Rindvieh mit den Wohnungen unter einem Dache. Unten an der langen Tenne befindet sich das Einfahrtsthor, zu beiden Seiten derselben die Stallung, so daß die Krippen unmittelbar von der Tenne aus beschüttet werden. Oben im Hause ist die um einige Stufen erhöhte Familienstube mit der Kammer für die Eheleute, davar die Küche, zu deren beiden Seiten kleine Thüren in Hof und Garten führen. Diese Hausform findet sich im ganzen Norden bis tief in Norwegen hinein. Die zweite ist die süddeutsche; sie ist zunächst durch den Holzbau bedingt, ist einfacher als die niedersächsische, hat für die

Familienstube einen Vorbau und an einer oder auch der andern Seite des Hauses läuft außen am zweiten Stock eine Gallerie her, während unten sich die Stallungen befinden. Während das westpyrkäische Haus einen Hof hat, aber die Giebelseite nach der Straße zukehrt, steht das südteutsche meist gleich an der Straße und zwar mit der Langseite. Eigenthümlich ist darin eine gewisse rauhe Dunkelheit und Geschlossenheit in den vielerlei kleinen Räumen. Diese Hausform ist bis auf die Alpen und die Donau hinunter verbreitet. Mehr ins Oesterreichische hinein bekommt das Haus etwas mehr wohlhäbiges, festes, helles und geräumiges, während in der Schweiz die Holzverzierung zunimmt, aber auch das Dach geneigter und schwerer, das Innere des Hauses dunkler wird. Im Westen von Deutschland, besonders am Rhein und Main und in Thüringen herrscht die dritte vor, die fränkische. Das Haus hat ein mehr bürgerliches Ansehen mit hellen Fenstern, ist kleiner, aber fester, in der Regel von Steinen gebaut und eingerichtet auf einen sorgsamen Anbau von nicht vielen Morgen Landes. Das Vieh ist untergebracht in abgesonderten Ställen, welche entweder neben dem Hause stehen oder demselben angebaut sind. Endlich im Osten von Deutschland, soweit früher die Slaven ihre Sitze hatten, begegnet uns am häufigsten die vierte Form, welche wir die slavische nennen können. Sie ist sofort daran kenntlich, daß das Haus ein kleines Viereck, sey es nun aus Erde und Lehm oder Stein oder Holz gebaut; sowohl zu den Vorrathskämmern als für die Stallungen sind besondere kleine Häuser neben das Wohnhaus gebaut. — Ueberall aber nimmt in Deutschland auch auf dem Lande die willkürliche Einrichtung des Hauses bei Neubauten und Reparaturen je nach zufälligem Gefallen oder Bedürfniß überhand. Selten kann ein Bauer noch ein Haus streng in der Weise seines Landes, eine kleine Verbesserung oder sonstige Neuerung müsse, glaubt er, daran angebracht werden.

Daß wir nun bei solcher Willkür und Regellosigkeit, wie sie jetzt in Bau und Einrichtung unserer Häuser und in den Hausstuben überhaupt besteht, uns schlecht befinden, kann man gewiß nicht sagen; ein Umgegenwirken würde auch völlig vergeblich seyn. In der letzten Zeit der römischen Welt riß ein ähnliches Durcheinanderwerfen von Baustilen und Volkssitten und ein Abstreifen der Sitten und Ordnungen der Vordern ein. Auch heute ist die gleiche Erscheinung ein Zeichen, daß um uns ein Absterben vorgeht; aber es ist nur das Absterben der mittelalterlichen Weltanschauung und socialen Einrichtungen. Die Fülle und Energie jedoch der Ideen, welche jetzt die Welt bewegen, die riesige Kraft der Literatur und Philosophie, noch mehr die ungeheuren Eroberungen auf dem Felde der Naturwissenschaften, durch welche neue Naturkräfte entdeckt und die bekannten bezwungen werden; das alles gibt Bürgschaft, daß die Culturvölker sich in einem Zustande der Erneuerung und des Uebergangs befinden. „Von einem Iser abgefahren und noch nicht am andern gelandet," sagt ein russisches Sprüchwort, das drückt unsere jetzigen Zustände aus. Vielleicht liegt bereits darin, daß unsere Häuser so häufig etwas Gasthof-, Fabrik- und Kasernenartiges annehmen, eine Hinderung darauf, welche neue Gemeinschaftsverhältnisse sich allmählich, wenn auch erst in langer Zeit, entwickeln werden. Aber ebenso gewiß hängt mit dem Vorherrschen jenes Willkürlichen und Zufälligen in unserer Hauseinrichtung zusammen, daß das Leben des Einzelnen wie das Leben der Völker seine festen Normen und seinen ruhigen sichern Gang verloren hat, und daß statt dessen Bewegungen, welche flos- und schwungweise alles mit sich fortreißen, um bald darauf für eine Zeitlang wieder Ruhe und Ermattung folgen zu lassen, in der Gegenwart so gewöhnlich sind.

Die Hochzeitsgebräuche in den verschiedenen Provinzen Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Dieser Ring ist gewöhnlich von Silber und hat einen Stein, welcher zwei von einem Kranz umschlossene Herzen vorstellt. Nach der Trauung muß die Neuvermählte beim Herausgehen aus der Kirche sich stellen, als ob sie zum Hause ihres Vaters zurückkehren wolle. Sie entwindet sich sogar eintgemale den Händen, welche sie zurückhalten. Endlich führen die Ehrenburschen die halb Nachgebende und halb Widerstrebende in das Haus ihres Gatten.

Vor dem Festmahl reicht man ihr eine Milchsuppe, von der sie einen oder zwei Löffel voll essen muß, und einen Besen, mit welchem sie zum Schein die Vorderstelle des Herdes abkehrt. Den übrigen Theil des Abends nehmen Gesang und die Aufführung der dort üblichen Tänze ein. Gegen Mitternacht schleichen sich die jungen Ehegatten davon; aber kaum haben sie sich zu Bette begeben, als die Ehrenburschen auch schon die Thüre des Brautgemaches mit gewaltigem Lärm erbrechen und jenen eine mit heißem Wein zubereitete und mit Zimmet, Pfeffer und Muskatnuß gewürzte geröstete Brodschnitte präsentieren, in welche die Neuvermählte trotz ihrem Widerstreben hineinbeißen muß.

Die Sitte, auf der Gränze jedes Dorfs ein Lösegeld für die junge Ehegattin zu bezahlen, darf nicht außer Acht gelassen werden.

Diese Gebräuche sind in allen Departements des Jura faß dieselben; nur der Dialeg ist je nach der geistigen Bildung und der Mundart verschieden. In dem eigentlichen Jura verbieten sich die jungen Mädchen, um ihre Reellen in der oben beschriebenen Scene besser durchführen zu können. Wenn der Bräutigam vor dem Hause seiner Braut anlangt, findet er die Thüre verschlossen. Er pocht zu wiederholtenmalen an und ruft: „Mich wie das Lamm zurück, welches mir gehört!" Man läßt ihn endlich ein, und die ganze „Heerde" defilirt vor ihm vorbei, bis er seine Verlobte gefunden hat. Den zur Kirche wallenden Hochzeitszug eröffnet gleichfalls ein Ehrenbursche mit der weißen Henne und mit Hülfe eines Bindfadens nöthigt er sie, von Zeit zu Zeit zu scheuen. Je lauter und durchdringender dieß Geschrei ist, desto größere Tugenden wird die künftige Ehegattin entfalten. Wenn diese am Altar den Trauring aus der Hand ihres Mannes empfängt, muß sie denselben auf eine geschickte Weise zwischen das erste und zweite Glied des Ringfingers gleiten lassen, damit sie den Nachstellungen des Bösen entgeht. Auf der Schwelle ihrer neuen Wohnung reicht man ihr ein Stück Schwarzbrod, von dem sie mit den Zähnen einen Bissen abbeißt.

Bei den Bauern der vormaligen burgundischen Landschaft Bresse und bei den Ghlireris des Ain-Departements ist die Braut ebenfalls schwarz gekleidet, und trägt einen mit Silber gestickten seidenen Gürtel und um den Hals eine goldene Kette. Sie verläßt das Haus ihres Vaters beim Klang der Dudelsäcke und wird von den Ehrenbuschen begleitet, welche die Luft mit dem uralten „lou iohe!" erfüllen, welches Geschrei in der Bresse „huchement" genannt wird. Vor der Kirchthür angelangt, stellen sich Braut und Bräutigam zum Schein, wer von beiden die Ehre haben soll, zuerst einzutreten; ihr Beispiel ahmen die jungen Bursche und Mädchen des Hochzeitszuges um die Wette nach. Allein dieser schrindare Streit muß auf ein gegebenes Zeichen plötzlich aufhören. Wenn der Segen gesprochen ist und die Hochzeitsgesellschaft paarweise die Kirche verläßt, macht sich die Neuvermählte vom Arm ihres Gatten los und spricht meinend zu ihm:

„Warum hab du mich gestohlt? Ich war glücklich: Du hättest mich bei meiner Mutter lassen sollen u. s. w."

Der junge Ehemann antwortet ihr, indem er auf eine Weise den Wes Catull's umschreibt: „Non aequum est pugnare, pater quod tradidit ipse. Man trennt sich darauf in zwei Gesellschaften: die Männer speisen bei dem Vater und die Frauen bei der Mutter der Braut. Auf das Hochzeitsmahl folgt die Ceremonie der „Abholens." Der Neuvermählte erscheint an der Spitze einer Schaar junger Burschen, welche

die Farandole tanzen, um seine Gattin zu holen. Er ist gewissermaßen genöthigt, sie mit Gewalt den Händen der jungen Mädchen, welche sie umeingen, zu entreißen. Sie weint und klagt, indem sie den Schafen, den Kühen, dem Geflügel, dem Hausgeräth und endlich auch der Schwelle der Hausthür Lebewohl sagt. Die Etiquette verlangt, daß sie die zum Abend mit Weinen fortfährt.

Die meisten dieser Gebräuche beginnen sich in den südlichen Departements schon zu ändern. Nichtsdestoweniger verbieten die oftmals sehr alten Hochzeitslieder, welche man noch immer singt, denselben einen eigenthümlichen Charakter.

In der Gascogne holt die erste Brautjungfer, Gouronelle genannt, an der Spitze einer Schaar junger Bäuerinnen das Beil (toubidago), die Truhe und den Spinnrocken der Braut am Vorabend des Hochzeitstages ab, welche Gegenstände auf einem mit Laubwerk geschmückten Wägelchen nach ihrer neuen Wohnung geschafft werden. Nachdem sich in der Frühe des folgenden Morgens die Eingeladenen, Verwandte und Freunde hier versammelt haben, muß sich die Braut auf einen in der Mitte des Zimmers stehenden Stuhl setzen. Während nun die Gouronelle mit Hülfe der Ehrenmädchen die mit langen Leinwandstreifen versehene Haube und den mit Cantillen durchflochtenen Orangenblüthenkranz auf dem Haupt der Braut befestigt, setzen sich ein Bursche und ein Mädchen zu ihren Füßen und zu ihrer Linken nieder, stützen die Hand auf die Lehne ihres Stuhls und stimmen eins jener Lieder an, welche die Griechen ἐπιθαλάμια nannten, und bei welchen die Sänger sich antworten, indem einer des andern Worte abwechselnd aufnimmt. Einige dieser Strophen drücken die verschiedenen Phasen der Toilette der Braut aus; z. B.:

„Setzen wir ihr den Kranz auf, den Kranz, welchen ihre Mutter ihr gegeben" u. s. w.

Andere sind dazu bestimmt, sie zu rühren, indem man ihr dadurch ihre Freuden als junges Mädchen, das Vaterhaus, das sie verlassen soll, den Kummer ihrer Eltern ins Gedächtniß zurückruft:

„O Braut! Du mußt sie fest halten, Hey haben: Deine Mutter weint um Dich, und Du weinst nicht um sie?! . . . . Braut, lege die Hand aufs Haupt und sprich: „„Schöne Zeit, wo bist du geblieben?"" Die Hand aufs Haupt, den Fuß auf den Ofen und sage deinen schönen Tagen Lebewohl!"

Mit diesen Ermahnungen und Vorwürfen fährt man fort, bis die Braut in Thränen zerfließt. Ist die Toilette beendet, so erhebt sich die letztere in ihrem Putz und befestigt eigenhändig am Kleide jedes Eingeladenen zwei kreuzweis gelegte Stückchen schmalen Seidenbandes von verschiedenen Farben, welche „la camaligo" (das Strumpfband) genannt werden. Sie empfängt dafür einen Kuß und einige kleine Geldstücke, die man in ihre linke Hand gleiten läßt. Wenn sie sich nach der Kirche begibt, muß sie dreierlei dieser Münzen in der Tasche behalten, von denen eine für den Pfarrer bestimmt ist. Der Hochzeitszug setzt sich in Bewegung; Spielleute und kleine weißgekleidete Mädchen schreiten voran, welche letztere auf dem ganzen Wege Blumen entblättern, was „faire la souchée" genannt wird. Beim Herausgehen aus der Kirche singen die Weiber aus voller Kehle verschiedene Strophen, dessen letzte Zeilen die Männer in der Octave wiederholen.

In einigen Cantons der Girande muß das junge Ehepaar, nachdem es die Schwelle der Kirchthür überschritten hat, aus Leibeskräften nach dem Hause des Bräutigams laufen, wo seiner das Hochzeitsmahl harrt. Dem allen Vorurtheil gemäß — transfer omine cum bono limen — muß die Braut die Schwelle der Wohnung zuerst mit dem rechten Fuß überschreiten. Gleichermeise ist es Sitte, daß sie die Gäste bei Tische bedient. Gegen das Ende der Mahlzeit erscheint die erste Brautjungfer in Begleitung eines Spielmannes und eines andern Mädchens, welches einen Korb mit Blumen trägt, umarmt jeden Gast nach der Reihe, und heftet singend „die Blume des Königs" an seine Brust. Nachdem Braut und Bräutigam verschwunden sind, sammeln sich die jungen Burschen und bringen ihnen eine stark gewürzte Knoblauchsuppe vor das Bett, von welcher Beide einen Löffel voll essen müssen.

Im Landes-Departement zeichnet sich die Verlobungs-Ceremonie durch den alten Gebrauch aus, daß das zur Ehe begehrte Mädchen dem Freiwerber als ein Zeichen einer abschlägigen Antwort Nüsse auf den Teller legt (clare nuces). Beim Heraustreten aus der Kirche streiten sich die Ehrenmädchen (donzeles) und Ehrenburschen (donzelous) um das Taschentuch der Braut, welches man schließlich an das Ende einer Stange bindet, und der junge Ehemann schlingt ein Band um seine Taille, um allen seine Erabarung kund zu thun. Eine gewisse Anzahl Personen, welche mit Besen versehen sind und deßhalb Gasteous (Besenknechte oder Küttergehülfen) genannt werden, laden sämmtliche Gäste ein, und fegen für alles, was zur Hochzeit gehört. Gegen Mitternacht bringt man ebenfalls dem jungen Ehepaar eine mit Knoblauch gewürzte und stark mit Pfeffer besteute Brodschnitte.

In der Landschaft Labourd und im Lande der Basken entfalten die Bauern am Hochzeitstage einen sehr komischen Luxus. Es ist nichts Seltenes, daß sich hier die Kosten des Festes ebenso hoch belaufen als die Mitgift der Braut. Die jungen Leute pflegen unter anderem das ganze umliegende Land in abenteuerlichen Verkleidungen zu durchziehen, um eine Art von Contribution zu erheben, welche in Lebensmitteln aller Art besteht und la craquonde genannt wird. Am Hochzeitstage begeben sich die Gäste beim Tan der Ehrenta, einer Flöte mit drei Löchern, welche von einer Art Dudelsack begleitet wird, zum Hause des Bräutigams. Die jungen Burschen führen ein mit Blumen und Bändern geschmücktes Lamm im Triumphe mit sich, welches dazu bestimmt ist, für den Hochzeitsschmaus geopfert zu werden, und die Mädchen tragen Körbe mit Früchten, Wein und all jenen kleinen Vorräthen, welche die oben erwähnte Craqonde geliefert hat. Die Eltern im Hause lassen von Zeit zu Zeit ein Geschrei aus, das einem langgezogenen Glucken ähnelt (l'irricina genannt), ein allen baskischen Völkern wohlbekanntes Signal. Die Mädchen singen ihrerseits verschiedene Stanzen zu Ehren der Braut; z. B.:

„Ihr Auge gleicht einem Zauberwerk; ihre Farbe ist weiß und roth. Sie besitzt alle Vollkommenheiten. Ihr Blick würde einen Kranken heilen."

„Der Vogel in der Luft ist sehr schön, aber noch schöner, wenn man ihn eingefangen hat. Gibt es wohl ihres gleichen in ganz Frankreich, Spanien, ja unter der Sonne?"

Wenn die Braut in ihre neue Wohnung eintritt, wird sie auf der Schwelle von der Herrin des Hauses (die eichekandere heißt) empfangen, welche jene alle Hausgeräthe der Reihe nach berühren läßt und ihr dabei sagt: „alles dieß gehört Dir, uns und der ganzen Familie."

In Limousin findet man die Sitte mit der Henne wieder, welche den Neuvermählten gegeben wird, und welche ein junger Bursche aus der Hochzeitsgesellschaft dem Zuge voranträgt; diese Henne muß am Sonntage nach dem Feste, welches die Ehrenburschen (memeros) dem jungen Paare geben, und welches dieß lou reideno heißt, gegeben werden. Bisweilen wird dieselbe auch am Hochzeitstage selbst gekocht und den Neuvermählten in der ersten Nacht präsentirt. Ein junges Mädchen, Meneto oder die Diectere genannt, trägt sie denselben feierlich hin, während der übrige Theil der Gesellschaft das alte Lied singt:

„Ach mein Gott! arme Gattin, meine nicht so sehr!" (Eh moun Dioou! pouure novio, isolio pas tan pura!)

(Schluß folgt.)

Zeichenschulen in England. Seit die Engländer in der großen Weltindustrie-Ausstellung die Bemerkung gemacht haben, daß ihnen die Franzosen in allem, was Kunst und Geschmack fordert, bedeutend überlegen sind, hat man in fast allen bedeutenden Städten Zeichenschulen errichtet, und das Handelsbureau hat förmlich (s. Richtenum vom 23 October) diesen sämmtlichen Zeichenschulen Muster zum Studium der Ornamentik und anderer Zwerge der Kunst zu liefern versprochen, da man die Wichtigkeit allen Klassen des Volks hinterlicht im Elementarzeichnen zu geben erkannt habe." In ähnlicher Weise hat sich auch kürzlich (19 October) der Herzog von Newcastle bei einem Besuch der Zeichenschule zu Sheffield geäußert, und auf die Nothwendigkeit einer höhern Kunstausbildung zur Leitung der Industrie hingewiesen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 264. 3 November 1852.

Zustand der Literatur in Frankreich.

Die Literary Gazette, welche sonst regelmäßig Berichte über den Gang der Literatur in Frankreich brachte, hat seit geraumer Zeit geschwiegen, und der Grund dieses Schweigens ist vollkommen klar aus einem Briefe vom 20 Oct. aus Paris, der in der Nr. der Liter. Gaz. vom 23 Oct. steht, und in welchem es heißt: „Beim Antritt der gegenwärtigen despotischen Regierung hegte man ernste Furcht, daß die Literatur unmöglich blühen könne, und diese Befürchtung hat sich leider nur zu sehr verwirklicht. In den letzten neun Monaten ist so wenig erwähnenswerthes erschienen, daß man die Werke, welche wirklich Erwähnung verdienen, an den Fingern herzählen könnte. Gegenwärtig ist die Lage der Literatur noch kläglicher. Ich habe die officielle Liste der in der letzten Woche erschienenen Schriften vor mir liegen, und diese ist so erbärmlich, daß man seinen Augen nicht traut. Das ist indeß nicht zu verwundern, denn es wird durchaus nichts gelesen. Einer der ersten Buchhändler sagte mir neulich: „‚ich erinnere mich so schlechter Geschäfte wie jetzt, gar nie, wir verkaufen durchaus nichts.‘“ Auf meine Bemerkung, daß man bei dem Zustande der Zeitungsliteratur das Gegentheil glauben sollte, entgegnete er: „‚das scheint so, das Gegentheil ist aber der Fall; wir sind in eine Art stupider Lethargie versunken, und finden die Uebung der geistigen Kräfte eher schmerzlich als angenehm. Wenig Schriftsteller schreiben, und die wenigen können ihre Manuscripte nicht verkaufen. Ein ausgezeichneter Componist, musikalischer Kritiker und Schriftsteller, erhielt neulich mit Mühe 200 Fr. für ein sehr lesbares, mit ewigen Anekdoten und Erzählungen gespicktes Buch von 3—400 S., und dennoch ist der Verfasser bekannt, und in England und Deutschland eben sowohl als in Frankreich geschätzt. Ein Mitglied der französischen Academie, das stets für einen glänzenden Schriftsteller galt, konnte sein Manuscript um keinen Preis loswerden. Das Publicum kauft nichts, und wir können unser Capital nicht ohne Ausssicht auf Vortheil aufopfern.‘“ Die Lage, in welche die Literatoren versetzt sind, ist kläglich: Hunderte nagen am Hungertuch, manche haben als Schreiber und in noch geringern Stellen Beschäftigung gefunden oder fallen ihren Familien auf dem Lande zur Last, und diese sind noch glücklich, denn einer soll sogar an einem Bäckerladen Brod gestohlen haben, um seine hungernden Kinder zu speisen.“

Eine Wolfsjagd im Bialowieser Wald.

(Schluß.)

Was die Bären anbelangt so gibt es deren in ziemlicher Menge im Bialowieser Walde. Es sind dieß die grauen, fast gelben, sogenannten Honigbären mit einem weißen Ringe um den Hals, oft über Mannshöhe lang. Sie werden auf mancherlei Weise gefangen und getödtet, mehrere Theile ihres Körpers geben ein sehr schmackhaftes Gericht, wie wir bald erfahren sollten. Sollen die Bären geschossen werden, so bedient man sich dieß eigenthümlicher Gewehre, die in Deutschland wenig bekannt seyn dürften, und die wir zum Nutzen und Frommen aller Jagdfreunde etwas näher beschreiben wollen.

Bekanntlich wird der verwundete Bär äußerst gefährlich, greift seinen Feind an, und richtet denselben oft fürchterlich zu, wovon unser Wirth in der That gräßliche Beispiele erzählte. Es handelt sich also darum die dem Bär beizubringende Schußwunde so schnelltödtend als möglich zu machen, wozu die Kugel nicht hinreicht, da, wie die Erfahrung lehrte, die Wunde von der Kugel sich beim Bär schnell schließt, keine Verblutung, sondern, ist derselbe nicht gerade durch das Herz geschossen, erst sehr später Tod erfolgt. Dieß zu vermeiden wird der Lauf der Bärenbüchse von starkem Caliber, um reichliche 2 Zoll länger gemacht, als es eigentlich nothwendig wäre; der Lauf wird nun wie gewöhnlich innerlich ausgearbeitet, gezogen und dann das vorhin erwähnte Stück von 2 Zoll Länge an der Mündung abgeschnitten. Dieses Stück dient nun für immer als Kugelform für den Lauf von dem es abgeschnitten, und liefert, mit geschmolzenem Blei ausgegossen, einen Cylinder von etwas mehr als 2 Zoll Länge, der ganz genau in den Lauf paßt, dessen Züge ausfüllt und als Kugel geladen wird. Zu größerer Sicherheit sind die Bärenbüchsen mit einem fast Dreiviertel Ellen langen, äußerst spitzigen, unten sehr breiten zweischneidigen und scharf geschliffenen Bajonet versehen.

Sind Auerochsen und Bären von den Anwohnern des Bialowieser Waldes wenig gefürchtet und im allgemeinen als ziemlich harmlose Geschöpfe betrachtet, so ist dieses aber um so weniger mit den Wölfen der Fall, die in dem ungeheuren Walde völlig zu Hause sich stark vermehren und durchaus nicht auszurotten sind, namentlich in strengen Wintern in großen Schaaren aus dem Walde brechen und dann alles zerreißen, was ihnen von Lebendigem in den Weg kömmt. Selbst in die wohlverwahrten Güter wissen sie bei Nacht einzudringen und richten große Verwüstungen in den Pferde- und Viehställen an, so daß man ihrer sich kaum erwehren kann. Im Großherzogthum Posen, das bei weitem weniger als Litthauen von Wölfen belästigt ist, wurden laut amtlichen Nachrichten allein im Jahre 1820 16 Kinder und 3 Erwachsene von Wölfen zerrissen und verzehrt! — Wohlbewaffnete Ulhanen-Ordonnanzen verschwanden plötzlich auf ihrem Ritte von einem Orte zu dem andern; später fand man die wenigen Ueberbleibsel von Mann und Roß im Walde auf, selbst ein gro-

ßer Theil der Knochen war von den Wölfen verzehrt, und nur Holz und Eisen ganz verschont worden.

Wie schnell Unglücksfälle in dieser Hinsicht und in dieser Gegend eintreten, davon möge das folgende Beispiel sprechen, welches sich noch am ersten Tage unserer Anwesenheit in dem Anfangs erwähnten Kastquartiere zutrug: der Leser wird bei dieser Gelegenheit Anlaß finden, Leben und Sitte in Litthauen etwas näher betrachten zu können.

Es war zufällig der Namenstag unseres Wirthes, und mehrere Verwandte desselben waren schon Tages vorher eingetroffen, um den Festtag bei ihm zu begehen. — Nachdem die Gratulationscour in großartigem Style vorüber, wurde vor dem darauf folgenden majestätischen Diner das sogenannte Schälchen im Gesellschaftszimmer aufgetragen. Das Schälchen ist ein durch den ganzen Norden verbreiteter Gebrauch, wird bei großen Gelegenheiten wohl eine Stunde vor dem Essen servirt, und besteht aus lauter Gegenständen, die der Franzose des stomachiques nennt. Wie man das in Litthauen versteht, wollen wir dem Leser nicht vorenthalten. Eine große Tafel fand sich beschwert mit geräuchertem Schinken, dito Gänsebrüsten, Kieler Strömlingen, mehreren Arten von geräuchertem und marinirten Fischen, Gallert von Kalbsfüßen, feinem Käse ꝛc., lauter kalte Speisen, zu deren Anfeuchtung eine Batterie von Flaschen bestimmt ist, welche vielerlei feine Liqueurs, Rhum und Porterbier aus den Ostseeländern enthalten. — Der Gebrauch will, daß bei dem sogenannten Schälchen kein Wein erscheint, der dem Diner vorbehalten bleibt, eben so wenig darf ein Stuhl an den Tisch gerückt werden, auf welchem sich die servirten Speisen befinden.

Hatte sich bei diesem hors-d'oeuvre schon der alte Erfahrungssatz zum Erstaunen bewährt, daß die nordischen Körperconstitutionen gewohnt sind ein weit bedeutenderes Quantum von Alimenten in sich aufzunehmen als die südländischen, so sollte dieß doch noch in einem viel höheren Grade bei dem nachfolgenden Mittagsmahle der Fall seyn, denn es verschwanden nun Gebirge von Comestibles, in denen eine italienische Haushaltung vielleicht Jahr und Tag geschwelgt haben würde. — Ganz besonderen Beifall erlangten die irdischen fleischigen Ueberreste eines Bären, welche auf allerdings höchst geniale Weise von dem scythischen Koch als côtelettes à la Soubise, die Tatzen à la maréchale und die Schinken au vin de Bourgogne nach eigener Ansicht zubereitet worden waren. Der Enthusiasmus sowohl als der culinarische Ruhm des Künstlers stiegen aber noch bedeutend bei dem Erscheinen einer Garnitur von Eapaunen à la grönlandaise, die freilich ganz wohlschmeckend, aber unbesonnener Weise zum totalen Ruin des hauswirthlichen Weinkellers mit einer Masse von feingemeigtem Häring gebraten wurden. Welche unabsehbaren Folgen diese Gedankenlosigkeit des Kochs nach sich ziehen mußte, war vorauszusehen, jedoch nicht mehr abzuwenden. Die Salzfische, die so lange im scharfen Bratfener geschmachtet hatten und endlich an dem Orte ihrer Bestimmung angekommen waren, machten bald auf gewaltthätige Weise ihre Sehnsucht nach Flüssigkeit geltend, und erzeugten bei ihren Besitzern einen so phänomenalen mittelalterlichen Durst nach dem furstenden Ungarwein, daß nothwendig eine ziemlich grünliche Erfreuung der menschlichen Herzen eintreten mußte, welche wegen der beschleunigten Geschwindigkeit in Ausleerung der Flaschen sich auch in geometrischer Progression zu steigern drohte. — Die Toaste mehrten sich — eine ergötzliche Heiterkeit lagerte über der ganzen Versammlung — man vergaß die Welt umher und lebte nur dem fröhlichen Momente — rauschender Jubel folgte eben einem äußerst treffend ausgebrachten Toaste — horch! da schmetterten, gleich den Posaunen zu Jericho, plötzlich Töne in die Ohren der Anwesenden, welche die Reiteroffiziere im Nu und wie elektrisirt von ihren Sitzen auffahren und nach ihren Säbeln eilen ließen. — Es waren Cavallerie-Trompetersignale begleitet von einigen Pistolenschüssen aus geringer Entfernung erschallend, und zwar das selten etwas Gutes verkündende Allarmsignal in kurzen Absätzen schnell niederfolt. Der nächste Gedanke des Cavalleristen, wenn er diese Töne vernimmt, ist der an sein zweites Ich, an sein Pferd. So auch hier. Die Officiere flogen fast die Treppen hinab den Ställen zu; doch kaum im Hofraum angelangt, stürzten uns im gestrecktesten Laufe der Pferde bereits drei Reiter mit blanken Säbel in der Hand entgegen, augenblicklich darauf gefolgt von zwei andern Reitern auf in der That kaum zu bemeisternden schnaubenden Rossen. Die barsch und schnell gewechselten militairischen Anrufe gaben uns in der dichten Finsterniß nun leitende Jäger vom N.schen Regimente zu erkennen, darunter zwei Stabsofficiere. Das Räthsel löste sich sofort. Die Herren kamen eben aus einem sehr gefährlichen Gefechte mit einer starken Schaar von Wölfen, denen sie sehr leicht im Laufe der Nacht einzeln unterlegen seyn würden, hätte sich ihnen nicht zu ihrem großen Glücke in einer Gegend, wo Dörfer und Güter sehr zerstreut liegen, der Gutshof unseres Wirthes als einziger Zufluchtsort dargeboten. Die Trompetenstöße rührten von einem in Begleitung der Stabsofficiere sich befindenden Escadronstrompeter her, welcher, die bekannte Macht der Töne seines Instrumentes gegen Wölfe wohl kennend, auf freie Faust und aus eigener Machtvollkommenheit Allarm geblasen hatte, zugleich alle Kriegskameraden in weiter Runde zu seiner Lebensrettung aufforderend.

Das Nächste was erfolgen mußte, war die Untersuchung der vorgefallenen Wunden, wobei sich ergab, daß einer der gemeinen Reiter eigen schweren Biß in den linken Unterschenkel davon trug, und daß drei Pferde aus häßlichen Wunden sowohl an den Bäuchen als am Hintertheil stark bluteten. Nachdem so gut wie möglich für die Patienten gesorgt worden, sorgte denn auch der freundliche Wirth für die in der That bald erfrorenen Unbeschädigten durch Stärkung jeder Art. Wir erfuhren nun das Nähere. Die Stabsofficiere hatten sich von ihrem Rastquartiere aus in wichtigen Angelegenheiten zu ihrem Obersten nach N. begeben wollen, das sie noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen wohl hoffen durften. Dem sollte jedoch nicht so seyn, denn ihr berittener Führer machte sich mit guter Gelegenheit bei einbrechender Dunkelheit aus dem Staube, in Folge dessen die Reiter in dem Theile des berüchtigten Bialowieser Waldes, den sie passiren mußten, sich schließlich verirrten, von den zahlreichen, im tiefen Winter heißhungrigen Wölfen angefallen, verfolgt und zu ihrem Glücke aus dem Walde so zu sagen herausgetrieben worden waren, um bald darauf in unserer Mitte den sehr nöthigen Schutz zu finden.

Ist die Gefahr vorüber, sagt das Sprüchwort, so wird sie auch bald vergessen; dieß war auch hier, wenigstens bei den Unbeschädigten der Fall, denn ein paar Stündchen waren hinreichend sie vollkommen in den status quo ante bellum zu versetzen und schlüpflich Morpheus Armen zu überliefern.

Nach ihrem Weggange nahm jedoch unser Wirth ziemlich ernst das Wort, und meinte, daß, so sehr er sich freue, größeres Unglück verhütet zu sehen, für ihn selbst die Sache doch keineswegs abgethan sey. Sie hören, fuhr er fort, rings um meinen Hof das Geheul der Wölfe; durch die einzelnen Schüsse, welche mein Jäger, Kutscher ꝛc. so eben auf dieselben abfeuerten, werden sie

keineswegs vertrieben, sondern durch das Abenteuer mit den fremden Herren einmal aus dem Walde gelockt und erbittert, werde ich wochenlang von ihnen zu leiden und wahrscheinlich weiteres Unglück zu gewärtigen haben, wenn ich nicht zu kräftigern Maaßregeln schreite und ihnen geradezu den Krieg erkläre. Wir ergreifen nur ungern dergleichen Maaßregeln, da die Execution desselben übel ablaufen kann, jedoch muß es geschehen, ich würde mich sonst in nächster Zeit bei hellem Tage nicht aus meiner Wohnung wagen dürfen; wollen die Herren theilnehmen an der Expedition, so sind Sie hiemit eingeladen. Gern wurde acceptirt und diejenige der nächsten Nächte zur Ausführung bestimmt, in der etwas Mondenschein bei bedecktem Himmel stattfinden würde. Drei Tage vergingen, ohne daß dieß der Fall gewesen wäre, und in der That befand sich das Gut während dieser drei Nächte geradezu von den Wölfen blokirt, so daß mehrfache Wachen ausgestellt werden mußten, um ihren Einbruch zu verhüten. Am vierten Abende spät erklärte der Besitzer die Umstände als günstig, und sofort begannen alle Vorbereitungen zur nächtlichen Jagd. Sechs Doppelgewehre, schon früher in den besten Stand gesetzt, wurden mehrmals durchgesehen, und diese, eben so wie alles was von Pistolen und Carabinern disponibel, scharf mit Posten geladen. Nach Mitternacht war die Zeit zum Aufbruch gekommen. Ein geräumiger Schlitten, mit vier muthigen Pferden bespannt, erschien vor der Thür, fünf Personen setzten sich ein, die Thore wurden geöffnet, schnell und still flogen wir dem Walde zu. Bemerkbar war, daß die um das Gut zerstreut gewesenen Wölfe dem Schlitten sehr bald folgten, jedoch in gemessener Entfernung. Eine gute Viertelstunde mochten wir in dem lautlos stillen Walde weiter gefahren seyn, als die Pferde mit großer Unruhe heftig zu schnauben anfingen und kaum weiter zu bringen waren. Dennoch ging es vorwärts; der Wirth deutete auf einen nahen Busch, aus welchem zwei feurige Punkte roth hervorleuchteten; es waren die Augen eines Wolfes. Die Pferde flogen pfeilschnell davon, und der Augenblick der Krisis erschien. Ein bereit gehaltenes junges Schwein, an dessen einem Hinterfuße eine lange Leine stark befestigt sich befand, wurde in den Schnee geworfen und so ohne weiteres dem Schlitten nachgeschleift. Das arme Thier fing ganz natürlich zu schreien an, und nicht ein und eine halbe Minute dauerte es, so sahen wir hinter und einen großen Knäuel von Wölfen, die sich theils auf das noch immer fortgeschleifte Schwein stürzten, theils unter einander um die Beute wüthend balgten. Jetzt knackten alle Hähne unserer Doppelgewehre, ein Wort gebot dem Kutscher Halt, die Wölfe drängten sich näher zusammen, und nun erfolgte auf Commando eine Generaldecharge, die den Wald erdröhnen ließ und, wie zu sehen war, arge Verwüstung unter den Wölfen angerichtet hatte. Mehrere lagen todt auf dem Platze, einige Schwerverwundete regten sich, leichter Verwundete waren wohl entflohen. Sofort wurden zeit mitgebrachte Kienfackeln angezündet, die Wölfe fern zu halten, und um den Schlachtplatz zu beleuchten. Es fanden sich nun drei todte Wölfe, und zwei schwerverwundete, denen man sich überhaupt nur mit äußerster Vorsicht zu nähern hat, mußten noch durch Flintenschüsse besonders getödtet werden.

Die Rückfahrt wurde eilig betrieben, da es hier wenig geheuer und der erste Schreck der entflohenen Wölfe zu benutzen war. Besondere Schwierigkeiten hatte das Aufladen der todten Wölfe; die Pferde witterten die Nähe ihrer Todfeinde und drohten jeden Augenblick durchzugehen, dennoch lief alles glücklich ab; unter hellem Fackelscheine durchschnitten wir im gestreckten Laufe der Pferde den Wald, und gelangten nach zwei Uhr glücklich wieder zu Hause an, wo uns warme Zimmer und ein Glas vortrefflichen Punsches erwarteten, bei welchem nach Jägersitte die Eingzelnheiten der gelungenen Expedition gründlich durchsprochen werden mußten.

Am nächsten Tage zog man den todten Wölfen das Fell ab, ließ die Cadaver steif gefrieren und stellte so dieselben durch Hölzer unterstützt eingeln um das Gehöfte auf. Diese Procedur, der Zweck unserer Jagd, bewährte sich vollkommen, denn die Wölfe aus dem Walde blieben von nun an dem Gute fern.

Die Hochzeitsgebräuche in den verschiedenen Provinzen Frankreichs.

(Fortsetzung.)

In der Vendee und in Poitou wird die Hochzeit einen oder zwei Monate nach der Verlobung gefeiert; die Tänze des Dudelsacks (vore) rufen früh am Morgen alle Gäste nach dem Hause der Braut. In dem Augenblick, wo man sich nach der Kirche begeben will, reicht die letztere jedem ein Stückchen Band, welches ihr Strumpfband vorstellen soll, und welches die Männer in das Knopfloch binden; dieß nennt man: „die Leute der Hochzeitsgesellschaft zeichnen.“ Hiebei vergißt man nicht, in jeden Schuß der Braut ein Geldstück gleiten zu lassen, um den schädlichen Einwirkungen der Zauberer vorzubeugen. Wenn diese Herrin im Hause seyn will, muß sie Sorge tragen, daß der Trauring nicht über das zweite Glied des Ringfingers herabfällt. Bei ihrer Rückkehr von der Kirche empfängt sie die „Offerte,“ das heißt: kleine Geschenke an Geld oder Hausgeräthe. Wenn man die Speisen aufgetragen hat, erscheinen zwei junge Mädchen, denen der Dorfspielmann voranschreitet, und präsentiren ihr ein Stück Kuchen und einen Strauß, wobei sie eine Art Klagelied singen, dessen Sinn in der Kürze folgender ist:

„Siehe hier einen Kuchen, den meine Hand Dir bereitet; nimm Dir ein Stück davon; das wird Dich lehren, daß man arbeiten muß, wenn man Brod essen will. Nimm diesen Strauß, er wird Dich lehren, daß Deine schönen Farben wie Blumen verschwinden werden. Morgen in der Frühe, wenn Du aufgestanden bist, stecke diese Stiefmütterchen an Deine Brust und diese Ringelblumen an die vier Ecken Deines Bettes. Heute ist Dein festlicher Tag, alle Welt beneidet Dich, aber morgen wird nicht mehr davon geredet werden.“ Und das Lied endigt sich mit folgendem naiven Couplet:

Die kleine Nachtigall,
Die singt im grünen Wald,
Wenn Junge sie hat gebracht,
Verdreht den Ton gar bald.

Am Tage nach der Hochzeit müssen sich die beiden Ehegatten der seltsamen Ceremonie des „Beschlagens“ unterziehen. Der Hufschmied des Dorfes erscheint in baumwollener Mütze, Hammer und Zange in der Hand, und stellt sich als ob er einige Nägel in ihre Schuhe schlüge, gleichsam um ihnen zu sagen, daß es auf dem Wege des ehelichen Lebens manche schlüpfrige Stelle gebe, wo man fein achtsam seyn müsse, um nicht zu fallen. Die jungen Burschen der Hochzeitsgesellschaft beschliessen die Ceremonie damit, daß sie einen mit Bändern geschmückten und am Ende einer langen Stange befestigten Besen in Procession singend um das Haus tragen.

Eine seltsame Sitte herrscht noch in der Picardie in der Gemeinde Chauny. Hier setzt man nämlich für den ganzen Hochzeittag bis zu dem Augenblick, wo der Bräutigam die Braut forttet, um sie in das Brautgemach zu führen, einen behenden, kräftigen jungen Burschen als Wächter über die letztere. Alle möglichen Kniffe werden angewendet, um die Wachsamkeit desselben zu vereiteln, und manchmal sucht man ihm sogar mit Gewalt seinen Schützling zu entreißen. Wird er nur ein einzigesmal überlistet, so muß er am folgenden Tage, versehrt auf einem Esel sitzend, dessen Schwanz er statt des Zügels in der Hand hält, und von den Spielleuten und Hochzeitsgästen gefolgt, das ganze Dorf durchreiten.

Der lothringische Bauer wählt seine künftige Gattin gewöhnlich am Abend des St. Valentinstages oder des ersten Fastensonntages. Wenn aus der Heirath nichts wird, so verlangt die Sitte, daß die Verlobte ihren Ex-Bräutigam in effigie, und zwar in der Gestalt eines Strohbündels, verbrenne. Die Neuvermählten müssen mitunter am Hochzeitstage beim Ton der Instrumente aus kleinem Gesträuch und Buschwerk ein Reisobündel machen, welches mit nach Hause genommen und angezündet wird; um dieß Freudenfeuer pflegen die Burschen und Mädchen dann herumzutanzen. Die Braut muß in der linken Tasche ihrer Schürze eine Handvoll Salz tragen, welches sie auf die Thürschwelle des Hauses streut, um den Nachstellungen der Zauberer zu entgehen.

Im Aisne-Departement führt man die beiden Gatten am Tage nach der Hochzeit in feierlichem Aufzuge nach einem Sandstein, welcher als Gränzzeichen neben einem Acker steht, und in den man zwei Furchen gegraben hat. Man gießt Wein hinein, und während Braut und Bräutigam, einander gegenüber niederkniend, nach Herzenslust denselben schlürfen, stößt man sie unter dem schallenden Gelächter der Umstehenden mit den Köpfen zusammen.

Eine ganz besondere Eigenthümlichkeit haben die Hochzeitsgebräuche in der Gegend von Chartres, dem alten Druidenlande, wo alle Gebräuche der Vorzeit eingewurzelt zu seyn scheinen. Die Braut wird hier von ihrem Vater oder dem ihrem Pathen auf eine höchst seltsame Weise zur Kirche geführt: sie hält den Zipfel einer weißen Serviette in der Hand, und derjenige, welcher sie führt, den entgegengesetzten Zipfel. Wenn ihr der Bräutigam den Trauring an den Finger steckt, muß sie wohl Acht geben, daß der Reif nicht unter das zweite Gelenk herabfällt, da die Zauberer nur das dritte Glied der Fingers haben, um „die Nistel zu knüpfen.“ Am Fuß des Altars wird ein gewöhntes Brod unter die beiden Verlobten getheilt, nachdem man das erste Stück für die Brautjungfer zurückbehalten hat. Ehe sich beide erheben, schlägt man dreimal mit der Klinge eines Messers unter ihre linke Ferse, um alle Zänkereien, Eifersucht und Streitigkeiten im ehelichen Leben zu verhindern. Nachdem die Messe gelesen ist, hebt der Pathe der Braut die letztere auf und übergibt sie dem nächsten Verwandten des Bräutigams, welcher die Pflicht hat, sie heimzugeleiten. Im Canton Bonneval muß die Braut im Vorhof der Kirche vor einem Bilde der heiligen Anna niederknien, neben welchem ein Spinnrocken voll flachs steckt. Nachdem sie hier dreimal das Zeichen des Kreuzes gemacht hat, hängt sie den Rocken an ihren Gürtel und spinnt drei Strähne. Während dieser Zeit eilen die jungen Burschen nach Hause und bereiten eine geröstete Brodschnitte mit Wein, welche der jüngste dann unter einer um seinen Hals geknüpften Serviette den Neuvermählten in feierlichem Aufzuge hintezgt. Beide müssen einen Bissen davon essen und mit Hülfe einer eisernen Röhre einen Schlauch Wein aussaugen; diese ganze Scene geht vor der Kirchthür vor sich. Endlich führt man einen Esel herbei, welcher eine Strohpuppe trägt, und läßt die Braut hinten aufsitzen; der übrige Theil der Hochzeitsgesellschaft geht mit dem Bräutigam davon. An der Schwelle des Hauses angelangt, reicht man dem letztern ein dickes Schwarzbrod, in welches er mit aller Kraft hineinbeißt, und darauf ein Glas Wein. Ist diese Ceremonie vorüber, so bewaffnet sich einer der kräftigsten Burschen mit einer eingeräucherten Pfanne, und bemüht sich, dem Bräutigam den Eintritt in das Haus streitig zu machen, indem er ihm bald die Thür vorstoßt und bald versucht ihm einen Ruß in Gesichte beizubringen. Es ist ihm Glück für den Neuvermählten, wenn er Kräfte genug besitzt, um sich gegen diese Angriffe zu schützen. Zieht er den kürzern, so bindet man ihn mit Hülfe eines langen Strickes, den man mit unauflöslichem Knoten rings um ihn her schlingt, an einen Thürpfosten. In dieser Stellung muß er die Ankunft der Braut abwarten, welche ihn dann mit eigner Hand aus seinen Fesseln erlöst. Die letztere hat ihrerseits ebenfalls verschiedene Prüfungen zu bestehen; so muß sie unter andern, wenn sie für eine gute Wirthschafterin gehalten seyn will, einen wie zufällig neben den Weg hingeworfenen Besen aufheben. Bei dem Hochzeitsschmause dagegen ist sie es, welche den obersten Platz am Tische einnimmt, während der Bräutigam die Gäste bedient. Wenn das Dessert aufgetragen wird, reicht der jüngste der anwesenden Burschen unter den Tisch und kindet ihr heimlich das Strumpfband ab, welches alle unter sich theilen, und ein junges Mädchen übervreicht ihr eine weiße Taube mit folgenden Worten:

„Es ist ein kleines Vögelchen; es ist klein, aber es hat Kraft. Es hat an seinem Körper Flügel wie Pfeile, und um die Augen drei schöne Ringe. Es ist ein kleines Vögelchen; nimm Dich in Acht, daß es nicht davonfliegt.“

Hierauf stimmen die Umstehenden aus voller Kehle ein Weihnachtslied an, durch dessen Mittheilung wir den Leser nicht ermüden wollen.

Während des Abendessens bringen die jungen Landleute ein ungeheures Bouquet herbei, welches „Van“ genannt wird und alle Attribute ihrer Handthierung in sich schließt: einen kleinen Pflug, eine Kornsarbe u. dgl.. Derjenige, welcher brauftragt ist die Ankunft dieses Riesenstraußes anzukündigen, trägt einen alten Degen in der Hand, mit dem er bei bei jedem Refrain der folgenden Ballade zu wiederholtenmalen auf die Schwelle des Hauses schlägt:

Auf der Brücke dort' ich singen die Schöne
Strech einem Thränlein klein:
Sie lang gar süße Töne!

Sobald die jungen Ehegatten sich zurückgezogen haben, beginnen die Bursche mit der Vertheilung einer zweiten Karl gewürzten Brodschnitte; um dieselbe ihnen aber hinzutragen, bauelt es sich vorher darum, ihren Schlupfwinkel ausfindig zu machen. Dieß ist ein Geheimniß, in welches einzig und allein die Mütter eingeweiht sind. Die fröhliche Schaar versammelt sich darauf vor dem Hause und stimmt aus voller Kehle folgende Ballade an, deren Anfangsstrophen nicht ohne Originalität sind: [1]

Ouvrez la porte, ouvrez, nouvelle mariée.
— Comment que j'ouvrirais? je suis au lit couchée.
Ouvrez la porte etc.
— Comment que j'attendrais? j'ai la barbe gelée.
La barbe et le menton, la main qui tient l'epée.
Ouvrez la porte etc.
J'ai mon cheval prison qui en a eu la tranchée,
Et mon petit chien blanc, qui mord dans la gelée.
Ouvrez la porte etc. etc.

Nach dem letzten Refrain stürzen sich die Sänger auf das Haus, gleich als ob sie dasselbe im Sturm nehmen wollten, sprengen alle Thüren, dringen in das Brautgemach und reichen dem Neuvermählten die Brodschnitte (la roustie). Die letztern müssen diese ohne eine Wort zu sprechen verzehren, und dürfen nicht einmal durch Gebärden auf die Fragen antworten, welche man an sie richtet. Kaum ist diese Ceremonie beendet, so stürzen sich alle auf das Brautbett, reißen die Decken und die Leinlücher weg, tragen die Matragen fort und erschlagen mitunter auch die Bettstelle zur größten Verwirrung der Neuvermählten, welche genöthigt sind, anderswo ein ruhiges Lager zu suchen.

Am folgenden Tage beginnen die Hochzeitslustbarkeiten von neuem, bieten aber keine besondere Eigenthümlichkeiten dar, mit Ausnahme eines Tanzes, la pouchette tousse genannt, einer Art von Menuet, welchen eine Schwester oder eine nahe Anverwandte der Braut tanzt, und wobei sie unter dem Kleide eine große mit Nüssen gefüllte Tasche trägt. Die jungen Leute stehen rings umher, raffen die fallenden Nüsse auf, und knacken und schmausen um die Wette.

Heilung eines Bisses der Cobra Capelle. Bei Gelegenheit des neuerlichen Unfalls mit einer Cobra Capelle macht ein ehemaliger ostindischer Officier bekannt, daß er gleichfalls in Ostindien von einer solchen gebissen worden sey, auf den Rath der Eingebornen eine starke Menge Branntwein zu sich nahm, und dann, von zwei Sipahis unterstützt, drei Stunden lang ohne Unterlaß hin und wieder lief. Eine unmäßige Ausdünstung war die Folge, die kleine Bißwunde schloß sich und der Officier war hergestellt. (Engl. Bl.)

[1] Wir theilen den französischen Text mit, weil bei einer Uebersetzung die Hauptcharakteristikalitäten verloren, namentlich in Bezug auf den Stein, verloren gehen würden. A. d. U.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 265. 4 November 1852.

Etwas über ökonomische Verhältnisse Englands.

Kaum ist je eine Parlamentssession herangerückt, in Bezug auf welche man von dem Stande der Parteien so wenig wußte wie dießmal; die Parteien sind völlig aus den Fugen, die Benühungen Lord John Russells als neuer Führer einer Oppositionspartei aufzutreten, sieht man als durchaus gescheitert an, und des alten Hume Mißtrauensvotum gegen ihn und seine liberale Rede zu Perth verstärkt diese Ansicht in nicht geringem Grade; überhaupt ist diese Erklärung des alten Mannes, der sich sehr bitter über die Parteien und Parteiführer ausspricht, sehr bezeichnend: sein stetes Bestreben eine bürgerlich liberale Partei zu bilden, und in dieser Beziehung der Whigs sich nur als Mittel zu bedienen, ist entschieden mißglückt; daher seine Klage, und diese ist um so gegründeter als er mit der „irischen Brigade" unmöglich gehen kann, während Bright der Quäker, und wie man hieraus vermuthen sollte, auch Cobden, sich für das „religious equality movement" in Irland erklärt hat. Diese Bewegung hat keinen andern, als den auch bereits ganz oft ausgesprochenen Zweck, die englische Hochkirche in Irland zu brechen. Es läßt sich nicht läugnen, daß der Bestand dieser Kirche bei dem vorherrschenden katholischen Glaubensbekenntniß in Irland etwas monströses hat, aber, wenn diese Kirche in Irland gebrochen wird, dann ist ihr rechtlicher Bestand auch in England gefährdet, und man wird sich deßhalb diesem Beginnen auf alle Weise entgegenstellen. Es läßt sich erwarten daß hierin wenigstens Lord Derby eine sehr starke Stütze im Unterhause finden wird, und daß eben in der Opposition gegen diese irische Bestrebungen seine wahre Stärke liegt. Sonst ist das Ministerium Derby schwach, schon weil eine nicht unbedeutende Zahl seiner Mitglieder ihrer Aufgabe nicht gewachsen ist. Daraus mögen sich wohl die Gerüchte, vielleicht auch die Versuche, erklären, Palmerston im Cabinet Lord Derby's zu sehen, nachdem eine versuchte Annäherung zwischen Lord John Russell und Lord Palmerston entschieden mißlungen. Hat aber eine Verbindung Lord Palmerstons mit Lord Derby an sich schon manches unwahrscheinliche, da zwei durch ihre Stellung gleich bedeutende Männer kaum in Einem Cabinet neben einander bestehen können, so stellen sich wohl auch Hindernisse anderer Art, die in der äußern Politik liegen, derselben entgegen. Wie das Ministerium Derby selbst seinen tiefern Entstehungsgrund in der auswärtigen Politik hatte, da man es rathsam fand, den fremden Cabinetten andere, durch die frühern Vorkommnisse minder compromittirte Männer entgegenzustellen, so können bei stärkerer Verwicklung der äußern Verhältnisse diese Rücksichten auch wieder wegfallen, und dann ist, wie schon früher oft bemerkt wurde, Lord Palmerston mit seiner staunenswerthen Kenntniß der politischen Fragen der eigentliche Mann, den man ins Ministerium berufen muß; sein Eintritt würde die Erklärung seyn, daß die Zeit des Schwankens vorüber und die des bestimmten Handelns gekommen ist. [1] Da dieser Fall vielleicht nahe bevorsteht, möglicher Weise aber auch noch sich verzögern, so wird vorerst Lord Derby im Amte bleiben, wenn gleich die Schwäche mehrerer seiner Collegen für ihn eine Ursache großer Verlegenheiten ist.

Zudem haben die Wahlen den Erwartungen der Regierung und ihrer Partei nicht völlig entsprochen: man hoffte auf eine ziemliche Mehrheit für protectionistische Ansichten, und diese Mehrheit ist nicht gekommen; das ist eine offenkundige, von dem Ministerium selbst anerkannte Wahrheit. Maaßregeln der Protection also werden nicht vorgeschlagen werden, und das Ministerium wird dieß wohl auch in der Thronrede erklären, wenigstens zu verstehen geben; wer indeß daraus schließen wollte, daß die protectionistische Partei ihre Hoffnungen aufgegeben, würde sich sehr täuschen: diese Hoffnungen beruhen auf gewissen national-ökonomischen Sätzen, deren Verwerfung oder Bestätigung der Zukunft vorbehalten bleibt; für jetzt wird man das „große Experiment" seinen Gang gehen lassen, damit es seine Folgen naturgemäß entwickle. Inzwischen erkennt man auf dem Ton und der Haltung der ministeriellen Blätter, daß die Regierung die herrschenden Ansichten von Freihandel schonen, aber die Daten sammeln wird, auf denen sich nach der Ansicht der Protectionisten die Nothwendigkeit ergeben muß, die bisherige Gesetzgebung zu ändern; doch darüber werden wir uns später auszusprechen haben.

Muß und wird das Ministerium alle ökonomischen Maaßregeln, welche dem Freihandel, d. h. der unbeschränkten Kornein-fuhr und der Abschaffung der Navigationsacte, entgegen seyn könnten, durchaus bei Seite lassen; werden die financiellen Gesetzentwürfe selbst wie natürlich auf die Frühjahrssession verwiesen; so fragt sich was in dieser bevorstehenden, jedenfalls nur etwa sechs Wochen dauernden Sitzung vorgenommen werden kann? Die äußern Angelegenheiten sind gegenwärtig zu verwickelter und prekärer Art, als daß sie Anlaß zu weitläufigen Erörterungen geben sollten, in denen kaum mehr gesagt wird, als dem diplomatischen Geheimniß förderlich ist; daher werden sie, wenn nicht besondere Ereignisse dazwischentreten, das Parlament gewiß sehr wenig in Anspruch nehmen, wenn man nicht etwa die Gesinnungsandeutungen hinzurechnen will, welche bei den Trunkreden zu Ehren des Herzogs von Wellington fallen. Die Opposition, als deren Führer sich vielleicht Lord John Russell, aber vergebens,

[1] Graf Walewski soll gegenwärtig mehr mit Lord Palmerston, als mit Lord Malmesbury unterhandeln.

gebärden wird, mag vielleicht einen Anlauf nehmen und einen allgemeinen alle Oppositionsfractionen umfassenden Satz aufstellen, um das Ministerium zu sprengen; das wird aber, wenn es auch versucht werden sollte, zuverlässig mißlingen, denn die Opposition ist viel zu wenig compact, es sind viel zu viele ganz neue unverrückte Mitglieder des Parlaments — etwa ein Drittheil — vorhanden, als daß man sie zu einem wenig Aussicht versprechenden und die Verlegenheiten nur vermehrenden Generalsturm auf das Ministerium bringen könnte; die Mehrheit ist also wohl dafür, daß ein solcher Versuch nicht gemacht wird. Dagegen ist es so zu sagen gewiß, daß die Regierung mit einem die katholische Kirche oder wenigstens die katholische Geistlichkeit betreffenden Gesetzentwurf umgeht, der nach frühern Vorgängen bei der Titelbill und sonstigen Anzeichen zu schließen mit sehr großer Mehrheit durchgehen, und wobei die sogenannte „irische Brigade“ sehr vereinzelt stehen möchte. Ob die englischen Radikalen mit derselben völlig gemeinsame Sache machen, ist sehr die Frage; wahrscheinlich ist, daß sie sich auf den Standpunkt philosophischer Toleranz stellen, und ohne das Verfahren der irischen Brigade zu billigen, gegen den Regierungsantrag stimmen wird. Dadurch gewinnt die Regierung bedeutend, denn sie zeigt ihre große Majorität, sowie es sich um einen wesentlichen Artikel der alten englischen Constitution handelt, und die Radikalen werden sich in der öffentlichen Meinung Englands durch ihre Abstimmung nicht auf Rosen betten. So interessant und bedeutsam das Schauspiel indeß seyn wird, wenn die alte englische Staatsgesellschaft dem ultramontanen Princip entgegentritt, so ist es doch nicht dieser Punkt, der hier unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, der Streit wird auch nicht so schnell entschieden werden, denn Alt-England, das durch sein exclusives Kirchenthum gesetzt ist, wird wie mit gelähmten Arme kämpfen. Immerhin wird ein Schlag gegen die katholische Geistlichkeit vorbereitet und vorerst durchgeführt; das ist aber mehr eine äußere, als innere Angelegenheit, es ist die Abwehr eines von außen kommenden, wenn auch im Innern Anhänger findenden Angriffes, der jedenfalls seine europäische Seite hat. In England selbst ist der Streit noch immer derselbe, es ist der auf dem ökonomischen Gebiet, der je länger, je mehr sich verwickelt, und in einem „neuen“ Haus ohnehin nicht zu einem Abschluß kommt, weil viele Mitglieder zu unerfahren sind, den Umfang der Frage gar nicht erwägen, und erst im Lauf der Debatte und der Committeeberathungen auf Punkte stoßen, von denen sie sich vorher wenig hatten träumen lassen. Die ökonomischen Fragen werden deßhalb großentheils bei Seite geschoben werden, weil man sie weder lösen kann noch mag, dagegen aber werden die financiellen, die sich nicht abweisen lassen, einen großen Theil der Zeit des Parlaments hinwegnehmen.

Was die Frage über die ökonomischen Zustände des Landes gegenwärtig verwirrt, das ist das Zuströmen des Goldes. Wir werden uns in keine weitläufigen Discussionen über die möglichen Folgen dieser Thatsache einlassen; eine ist aber schon vorhanden, eine sehr bedeutende Vermehrung der industriellen und Handelsthätigkeit, und in vielen Beziehungen eine Steigerung der Preise. Die Banken von Frankreich, von England und Neuyork, welche im J. 1848 zwischen 17 und 18 Mill. Pf. St. baar Geld hatten, besaßen in der Mitte dieses Jahrs 48 Mill., eine Vermehrung von mehr als 30 Mill. Pf. oder 360 Mill. Gulden. Die Vermehrung der papiernen Werthzeichen hat nicht ganz, doch großentheils damit gleichen Schritt gehalten, und alle Unternehmungen wurden zu einer Zeit, wo die politische Unsicherheit eine Einschränkung hätte erwarten lassen sollen, ausgedehnt. In England standen im October 1848 die Dreiprocent 84, jetzt stehen sie über Pari, und würden vielleicht noch höher gehen, wenn nicht ein höheres Steigen eine Zinsenreduction alsbald zur Folge haben müßte. So lange aber, durch den niedrigen Zinsfuß gesport, der Unternehmungsgeist noch eine andere Verwendung des Capitals möglich macht, wird man den Preis der Fonds nicht auf eine solche Höhe steigen lassen, daß eine Reduction bei einer Capitalsumme von nahezu 600 Mill. Pf. St. stattfinden könnte. Das Geld zieht sich dahin, wo es die vortheilhafteste und leichteste Verwendung findet, und da Nordamerika in dieser Hinsicht noch lange einen großen Vorzug haben wird, so gehen riesenhafte Summen dahin. Nordamerika hat in seine Unternehmungen nach Californien vielleicht 150 Mill. Dollars gesteckt, und eine ähnliche Capitalsverwendung hat seit einem Jahre von England nach Australien begonnen. Das wichtigste, so weit Geld in Betracht kommt, an diesen Unternehmungen ist, daß die ungeheuren Massen von Gold, welche nach England geströmt sind und fortwährend strömen, allen Unternehmungen eine sicherere Grundlage geben als sie vorher hatten; daher das Aufhören der sogenannten „Panics“ seit dem Jahre 1847. Wenn England seit dem Jahre 1849 nahe an 40 Mill. Unzen Silber auf den Continent schickte, so ist damit schon angedeutet, daß kein sehr ungünstiger Stand des Wechselcourses für England eintreten konnte, da es nicht mehr wie früher nöthig hatte, seine Goldmünzen hinaufzusenden, und nachher die Schraube anzuziehen, um das Gold wieder in die Koffer der Bank zu leiten, wie dieß in der Zeit nach den Jahren 1839 und 1847 auf eine für England und die übrige Handelswelt so empfindliche Weise der Fall war. Bliebe der Metallvorrath in der Welt so ziemlich auf demselben Niveau, so könnte ein ungünstiger Wechselcurs in kurzer Zeit England mit einem empfindlichen Geldmangel bedrohen, wie dieß seit 1819 wiederholt und periodisch der Fall war; bei einem stets wachsenden Zufluß, wie er in den letzten vier Jahren statt hatte, verschwindet alle Furcht vor einem plötzlichen Abzug der edlen Metalle, man hat nicht nöthig den Credit zu beschränken, und der Unternehmungsgeist fühlt sich sicher vor den unerwarteten Erschütterungen, denen er früher ausgesetzt war. Die Zahl der Capitalisten eines Landes ist nothwendig eine beschränkte, die meisten Geschäfte werden aber mit entlehntem Gelde gemacht, und so lange diese Classen, die Geld zu ihrem Geschäfte entlehnen müssen, es noch zu geringen Zinsen haben können, werden Handel und Industrie in einem blühenden Zustande seyn.

Das ist die Erklärung des fabelhaften Aufschwunge, den Nordamerika in den letzten vier Jahren genommen hat, und der hohen Prosperität die England genießt, und welche die Freihändler als eine Folge der von ihnen angerathenen und unterstützten Handelspolitik rühmend herausstreichen — mit welchem Rechte wollen wir hier dahingestellt seyn lassen, und bloß erwähnen, daß in Folge des Geldüberflusses und des dadurch gesponnen Unternehmungsgeistes in vielen Theilen Englands der Häuserwerth in den letzten vier Jahren sich verdoppelt hat; und wenn der Werth der liegenden Güter keineswegs in demselben Maße gestiegen ist, so hat der Ueberfluß von Gold doch das Fallen ihres Werthes gehindert, um so mehr, als der Zinsfuß für Hypothekschulden in großem Umfang von 5 und 4½ auf 4 und sogar auf 3½ gesunken ist. Bei einem solchen Stande der Dinge können die Gegner des Freihandels unmöglich mit ihren Schlußfolgerungen aufkommen: die Prosperität ist da, und die Masse fragt wenig nach den Gründen. Da die Freihändler ihr vorgerebet, daß aus dem Freihandel eine Aera der Prosperität hervorgehen

müsse, und diese Proviorität wirklich gekommen ist, so nahm man gläubig den Freihandel als die Ursache dieser Proviorität an.

Wir brauchen kaum zu bemerken, daß es Leute gibt, welche in das Lied von allgemeiner Prosperität nicht einstimmen, und Wolken am Horizont erblicken, die, wenn auch noch fern, doch in einiger Zeit drohend werden könnten. Wir führen einige derselben an, ohne sie vorerst in ein Bild zusammenfassen zu wollen, sondern bloß um zu zeigen, daß die Protectionisten, wenn sie auch jetzt sich ruhig verhalten, noch nicht todt sind. Man berechnet, daß England jetzt um etwa fünf Millionen Quarter Weizen weniger baut als zur Zeit des Protectionssistems; die Angabe ist aus den Verkaufslisten der verschiedenen Märkte geschöpft, also im Ganzen genommen, wenn auch vielleicht übertrieben gerechnet, nicht unrichtig. Die Sache läßt sich auch vollkommen erklären: der Weizenbau, als der einträglichste, weil diese Frucht vorzugsweise durch die Kornesetze geschützt war, wurde künstlich gesteigert, wie wir dieß früher mehrfach bemerkt haben; so wie die zollfreie Einfuhr stattfand, mußte dieser künstlich gesteigerte Weizenbau schwinden, und dieß ist geschehen; allerdings bleiben deßhalb die Felder nicht unbebaut, man säet Gerste und Hafer, welche unter den jetzigen Verhältnissen besser rentiren, aber der Geldertrag muß gegen früher nothwendig abgenommen haben, und die Einfuhr von etwa fünf Millionen Quarter Weizen in einem Werth von mindestens 8 Mill. Pf. St. ist ein bedeutendes Item der allerdings gesteigerten Ausfuhr brittischer Erzeugnisse gegenüber. Zudem ist diese Vermehrung der Ausfuhr ein schlechter Ersatz, da sie gerade nicht nach denjenigen Ländern statt fand, welche sein einigen Jahren am meisten Korn einführten: aus Rußland wurden im J. 1845 184,000 Quarter Korn eingeführt, im J. 1850 953,000 Q., aus Frankreich im J. 1845 82,740, im J. 1850 über eine Million. Die Ausfuhr nach Rußland hat im J. 1850 gerade um ein Drittel abgenommen, nach Frankreich wenigstens um ein Siebentel. Allerdings kann man sagen, ein so unnatürlich gesteigerter Weizenbau, wie er in England stattfand, könne ohne Schaden für das Land fallen, und der ganze Verkehr- und Geschäftsbetrieb habe dadurch eine natürlichere Richtung genommen, aber England hat sich jedenfalls hinsichtlich seiner dringendsten Bedürfnisse vom Ausland viel abhängiger gemacht; um die 10 Mill. Quarter Korn einzuführen, welche England seit vier Jahren durchschnittlich eingeführt, bedarf es 10,000 Schiffe von 250 Tonnen, und die Zufuhr könnte unter Umständen schwierig werden; zudem hat England seit der Aufhebung der Kornzölle keine eigentlich schlechte Ernte, im vorigen Jahr sogar eine sehr gute gehabt, und wie sich die Sache bei einer positiv schlechten Ernte, wie sie in den Jahren 1838 und 1839 aufeinander folgten, gestalten wird, das ist noch nicht abzusehen. Jedenfalls hat aber bei dieser Lage der Sachen der Ackerbau nicht gewonnen, und scheint überdieß durch einen besondern Umstand mit einem noch herbern Verlust bedroht.

Die starke Auswanderung, welche in diesem Jahre auch England ergriffen hat, beginnt auf die Taglöhne einzuwirken; bereits meldet man aus Irland, daß der Taglohn bedeutend gestiegen; bei der unmäßigen Auswanderung aus Irland, die immer noch fortgeht, ist dieß nicht zu verwundern, aber auch in England machen sich stellenweise schon ähnliche Erscheinungen bemerklich, und in den mittlern Ständen, namentlich unter Kaufmannsgehülfen, ist das Steigen aller Löhne durch die rasche Auswanderung nach Australien schon sehr erschöpft. Die Folgen können auch für die eigentlichen Fabrikunternehmungen nicht ausbleiben, in manchen Kohlen- und Eisenwerken haben die Anforderungen höhern Lohns schon begonnen, kurz die Arbeit beginnt in den einzelnen Zweigen mehr, in den andern minder stark im Preise zu steigen, und die Folgen machen sich an manchen Orten bemerklich durch gesteigerte Productionskosten, denen keine gesteigerten Preise entsprechen. Nach den Mittheilungen eines angesehenen Handlungshauses (Williams and Suteliffe) hat dieß selbst in Manchester, wo im Laufe dieses Jahres eine gute Anzahl neuer Spinnereien entstanden ist, auf die Fabrication gröberer Stoffe so schlimm eingewirkt, daß mehrere Webereien, selbst eine der größten, nur theilweise gehen sollen. Werden in England die Taglöhne gesteigert, so verlieren die Fabrikanten den Vortheil, den ihnen die Ermäßigung der Kronpreise bot, indem sie dadurch die Taglöhne ermäßigen konnten, und sollte noch der Umstand hinzukommen, daß das Gold im Preise fällt, was man schon hie und da im Steigen der Rohstoffe bemerken will, dann düefte die Sache für die englische Fabrication, insofern sie für den Weltmarkt handelt, sehr ernsthaft werden.

Wir führen diese einzelnen Punkte nur an, um zu zeigen, auf welch merkwürdig schwankendem Boden sich gegenwärtig die ökonomischen Verhältnisse Englands befinden, und auf diesem schwankenden Boden soll nun das finanzielle Gebäude aufgeführt, oder richtiger gesprochen, etwas umgestaltet werden. Manche Aenderungen sind dringender Art, aber wir möchten im allgemeinen die Ansicht des Quarterley Review (Sept. 1852 in seinen Parl. Prospects) theilen, daß wenig Veränderung zu erwarten, oder auch nur wünschenswerth ist. Die Stelle ist zu interessant, namentlich aus dieser Quelle, als daß wir sie nicht ausheben sollten: „wir zweifeln nicht, heißt es, daß die Regierung in dieser Sache Geschicklichkeit und gesunden Verstand zeigen wird, aber wir alle kennen die Karten, die sie in der Hand haben muß, und versprechen uns weder eine besondere Aenderung in der allgemeinen Abrechnung, noch eine besondere Manipulation in den Einzelnheiten. In der That wünschen wir solche auch nicht. Wir können uns keine Veränderung denken, die der Natur der Dinge nach mehr thun könnte, als einige Last von der einen Schulter auf die andere zu wälzen, und — alles wohl erwogen — möchten wir sie lieber auf den Schultern, welche sie zu tragen gewohnt sind, und durch Gewohnheit oder sonst ausgleichende Umstände sie weniger fühlen, als neue, unvorbereitete Opfer sehen." Große Veränderungen hat man also trotz aller Anstrengung der „Financial Reform Associations", die sich jetzt in London zu einem großen Club zusammengeschaart haben, nicht zu erwarten.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Kießlers Aufenthalt an der afrikanischen Westküste.

Dritter Abschnitt.

Dabokrom, den 1 Januar 1846. Wieder ein Monat ist verflossen, seit ich die letzten Zeilen hier niederschrieb, und mit ihm das ganze Jahr. Freudiger als das nun vergangene hat es mich nicht begrüßt; damals saß ich auf dem Spiegel des Schiffes im atlantischen Ocean — der Sternenhimmel über und das leuchtende Meer unter mir, genoß ich die einzige Kühle der tropischen Nacht, während mein Geist noch einmal das Jahr durchschweifte, der frühern Vergangenheit, besonders in dieser letzten Nacht, gedachte, und mit einem eignen gemischten Gefühle von dem dichten Schleier der Zukunft stand; jetzt lag ich zu Bett (wohin Erschöpfung mich zeitig getrieben hatte) im afrikanischen Urwald; doch während der Körper ruhte, war der Geist geschäftig, und weckte mich genau um 12 Uhr, dem letzten Augenblicke. Doch, angeweht von der feuchten, für mich jetzt kalten Luft aus dem Walde, mit zum Theil ge-

wordenen Gisamgerud zeichwängert, zog ich die Decke herauf und suchte durch Schlaf die vor- und rückwärts schwirrenden Gedanken zu vergessen.

Aus der letzten Zeit habe ich hier noch einiges nachzutragen; das erstere ist nicht besonders erfreulich; den 17 Dezember vor. J. nämlich fühlte ich mich nach dem Frühstück, nachdem ich bereits eine sehr schlechte Nacht gehabt hatte, so unwohl, daß ich mich zu Bett legen mußte, und nicht lange, so stellte sich ein starkes Fieber ein als ich es kaum früher gehabt hatte; in fast gleicher Heftigkeit hielt es Tag und Nacht an, und plagte mich acht Tage beinahe unausgesetzt, so daß ich ganz abfiel und sehr schwach wurde, und in der That recht krank und schlecht mich befand. Den 21sten war der Gouverneur mit dem Lt. Orth u. s. w. hier, reiste aber schon den andern Tag wieder ab; ich fühlte mich ein wenig besser, darum that ich mir Zwang an und stand auf, konnte jedoch das Dinner nicht auswarten. Es that mir dauwelt leid, daß ich gerade jetzt krank war, da ich es schon lange vorher besprochen und mir vorgenommen hatte, bei dieser Gelegenheit mit dem Oberst und Orth die Obama zurückzureisen und daselbst mit ihnen die 2—3 Tagereisen den Bassum Pra aufwärts befindlichen Wasserfälle zu besuchen. Den ersten Weihnachtsfeiertag befand ich mich wieder so weit besser, daß ich bei Tisch erscheinen konnte; diesen und die folgenden Tage erhalte ich mich immer mehr, so daß ich den 27 Dezember, als einem Sonnabende, mit Heusch die seit längerer Zeit zur Zerstreuung vorgenommene Tour nach Butry unternehmen konnte. Wir wollten diesen Tag bis Halopo, und daselbst übernachten, doch ein heftiger Regen ließ uns erst um 4 Uhr hier abreisen, so daß wir nur bis Blakafrem, ½ Stunde von Halopo, kamen, und daselbst wegen einbrechender Dunkelheit übernachten mußten, was, nachdem wir im Freien etwas zu Nacht gegessen und bei einer Flasche Wein eine Cigarre geraucht hatten, in einem recht leidlichen, in Besitz genommenen Negerhause geschah, das sogar ein Steckwerk hoch war. Meine Einrichtung war bald gesichtet; ich hatte mich nämlich nicht im Korbe, sondern in meiner westindischen Hängematte tragen lassen, diese schlug ich nun unter dem, weit über das Haus vorragenden Dache an zwei Sparren auf und schlief darin köstlich. Den andern Morgen brachen wir nach Hotopo auf, fuhren von da in unserem stets bereitliegenden Canot den Fluß abwärts und gelangten gegen 11 Uhr auf Sr. Maj. Fort Valentstein in Butry bei dessen Commandanten Van Hien an. Die Partie auf dem, die an die Ufer dicht bewachsenen Flusse (Antem) bleibt stets gleich angenehm, und die ceizende Lage des Forts auf einem hohen und steilen Berge an der Mündung des Flusses auf der einen Seite und einer lieblichen Meeresbucht auf der andern festeit immer von neuem. Den Tag darauf, den Montag, machten wir eine sehr angenehme Jagdpartie auf einem Arme, welcher etwa eine halbe Stunde aberhalb links vom Flusse abgeht; die Ufer sind rechts und links dicht und ununterbrochen mit Mangreve (Mangel-) Bäumen bewachsen, die oft so weit hereinreichen, daß das Canot eben durchgleiten kann. Wir erstiegen nicht viel, sahen jedoch auf einer Fläche, an der der Arm endet, und welche mit einer Parkanlage verglichen werden kann, viele sältige Spuren von Büffeln, bei der Fahrt selbst häufig größere Affen springen, ohne jedoch auf sie schießen zu können, und hörten auch, als wir bei einbrechender Nacht zurückkehrten, das tiefe, fast fürchterliche Gebrüll (haou, haou!) eines Schimpanse, jenes Menschen ähnlichsten großen Affen. Bei Butry sind viel Tiger; fast jede Nacht hatte in der letzten Zeit einer aus dem mit einer 8—9 Fuß hohen Mauer umgebenen Viehzwinger eine Ziege oder ein Schaf geraubt; in der Nacht vom 22 zum 23 Dezember holte er ein sehr großes schönes Schaf, und in der folgenden einen großen Bock. Außerordentlich ist die Springkraft eines solchen Tigers, denn er setzt über die sehr hohe Mauer hin, und mit einem schweren und großen Thiere im Rachen zurück, ohne weder in ihr noch auf dem (allerdings trockenen und lehmigen) Boden die kleinste Spur zurückzulassen.

Van Hien hatte in der Umgegend nach den Ueberbleibseln des Schafes suchen lassen, und ich ging mit ihm den Dienstag Morgens, als jene gefunden worden waren, darnach zu, in der Hoffnung, in der Nähe auf den Tiger zu stoßen und ihn schießen zu können. Auf dem gegenüberliegenden linken Gehänge in einem tiefen Dickicht fanden wir das zurückgelassene Vorderthei des Schafes, suchten aber vergeblich in dem ganzen umliegenden dichten Walde nach dem Räuber.

Den Mittwoch früh kehrten wir zurück, wobei uns Van Hien bis Hotopo begleitete und krafen gegen 4 Uhr hier wieder ein.

Wie sehr verschieden ist doch das Klima am Strande und hier: dort weht immer eine angenehme See- oder Landbrise, welche die Hitze des Tages mildert und trotz der erfrischenden Kühle der Abende. Nächte und Morgen, diese nie kalt, sondern stets höchst angenehm werden läßt; übrigens regnet es in der guten Zeit nur selten. Hier ist des Tages eine erstickende, fürchterliche Hitze, während die Abende, mehr aber noch die Nächte und Morgen, voll dicker Nebel, feucht, unheimlich und empfindlich kalt sind, dabei regnet es, ich möchte sagen, fast täglich, wodurch eine sehr Feuchtigkeit erhalten wird; ich halte den Aufenthalt im Walde hier für durchaus ungesund, wodurch ich dem am Strande, besonders wo morastige Flußmündungen sind und durch die örtliche Lage nicht genug Wechsel der Luft stattfindet, jedoch keineswege das Wort reden will.

Dabakrom, den 5 Januar 46. Wir haben seit hier häufige und anhaltende Harmattans, die früher, als noch europäisches Blut in meinen Adern floß, gar keinen, jetzt aber den empfindlichsten und unangenehmsten Einfluß auf mich äußern; der Himmel ist seit Tagen trüb, fahl und staubigen Ansehens, so daß selbst Aeltlas Sonne bleich hernieder scheint, die Luft ist trocken und erstickend heiß, und dabei die Nächte äußerst kalt, so daß das Thermometer, welches am Tage auf 45°. 50° C. gestanden, die 20°, 19° und 18°, 6 C. herabsinkt. Mein Befinden ist dabei äußerst schlecht, und mir zu Muthe wie an einem Fiebertage; das Blut geht schnell und stark, der Kopf ist eingenommen und schwindlig, die Haut trocken, und in Nase und Luftröhre beim Athmen ein unangenehmes staubiges Gefühl; der Appetit schwindet und man ist zu nichts tauglich. Ich kann weder lesen noch schreiben; vom Skubi leg' ich mich in meine Hängmatte, von da ins Bett, und wieder herauf; nirgends wird einem wohl.

Die Harmattans herrschen eins im Dezember, Januar und Februar, und wehen aus Norden, die Tornados im November und März, so wie natürlich mehr oder weniger vor und nach diesen Monaten, und kommen aus Nordosten. Zu derselben Zeit und aus der nämlichen Weltgegend wehen beide in Acera; dieß zur Berichtigung der falschen Angaben in Ritters Erdbeschreibung.

Der Morbus Venereus herrscht ungemein unter den Negern; noch gestern haben wir unsern Koch deßhalb weggeschickt, der dermaßen damit behaftet war, daß man von der grandis mombri virilis auch nicht die Spur mehr sah. In Elmina herrscht eine gute, aber barbarische Sitte in dieser Beziehung; ein solcher Mensch wird von einem Trupp alter Weiber an den Strand gebracht, und das Membrum da von ihnen mit Sand und Seewasser gescheuert und gerieben, wie ein Thürknopf; dabei wird er von den stärksten Männern gehalten, und muß in der Regel von diesen nach Hause getragen werden, da er gemeiniglich besinnungslos mit Schaum vor dem Munde hinfällt.

(Fortsetzung folgt.)

Herenkunst in Indien. Kürzlich klagte in Bombay ein altes Weib einen jungen Mann an, daß er ihr eine Herensalbe gestohlen habe. Diese sollte folgendermaßen bereitet seyn: Ein Knabe wird gut gefüttert, gelegentlich Burgirmittel eingegeben, ihm arabische Zeichen auf den Leib geschrieben, und er dann in einer Pfanne von heißem Oel gesotten. Der Richter, Sir C. Perey, sagte ihr, wenn das alles wahr wäre, und sie wirklich sich die Salbe auf eine solche Art verschafft hätte, so würde er sie als Missethäterin eines Mords verhaften lassen und prozessiren; er halte sie nur für eine Quacksalberin. So entließ er sie mit der Erklärung, daß er ihr hinsichtlich der Bereitung kein Wort glaube. Die alte Hexe erklärte, sie werde nun fortgehen und ihre kostbare Wundersalbe in Arabien verkaufen, worauf ihr der Richter glückliche Reise wünschte. Der Dieb wurde zu sechs monatlicher Einsperrung mit harter Arbeit verurtheilt. (Shipp. Gaz. 29 Octobet.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 266. 5 November 1852.

Die Fluthwelle in der Seine.

Hr. Babinet, Mitglied des französischen Instituts, theilt in der Revue des deux Mondes (1 Nov.) seine Bemerkungen über eine Erscheinung mit, die sich in vielen Strömen, im Maranon unter dem Namen Pororoca [1], in mehrern Armen des Ganges, an der Küste Schottlands, in der Severn und dem Humber in England bemerklich macht, und wahrscheinlich auch zur Bildung der Barren an vielen Flußmündungen wesentlich beiträgt. Babinet beobachtete die Erscheinung namentlich an der Seine, die zu Quilleboeuf plötzlich eine Breite von mehrern Kilometern annimmt. Während im allgemeinen, und selbst an der äußersten Mündung bei Havre, Honfleur, Berville, das Meer zur Zeit der Fluth unmerklich anfleigt, steht man oberhalb und unterhalb Quilleboeuf die erste Welle in gewaltiger Höhe und in der vollen Breite des Stroms, 10 bis 12 Kilometres, heranrauschen, alles vor sich niederwerfen, und das ungeheure Seinebassin plötzlich anfüllen. Die Gewässer des Stroms werden dadurch in der Geschwindigkeit eines galoppirenden Pferdes zurückgedrängt, die benachbarten Wiesen überschwemmt, die Sand- und Schlammbänke emporgeworfen. Der Anblick ist wahrhaft majestätisch und um so staunenswerther, als die Erscheinung in der tiefsten Ruhe und bei völliger Windstille eintritt. Jahrelang beobachtete Babinet diese Erscheinung, ohne sie erklären zu können, bis ihm endlich die bekannten Untersuchungen Russells über die Schnelligkeit der Wellen in Canälen von bestimmter Tiefe den Schlüssel der Erscheinung gab. Es geht daraus hervor, daß die Fluthwelle in sehr tiefem Wasser ungemein rasch — 600 Kilometres und darüber in der Stunde — in minder tiefem Wasser viel minder rasch fortschreitet. Das Gesetz ist so genau nachgewiesen, daß man dadurch die durchschnittliche Tiefe des atlantischen Meeres zu 4800, die des stillen Meeres zu 6400 Metres berechnet hat. Da nun die Geschwindigkeit der Fluthwelle mit der Tiefe des Wassers abnimmt, so läßt sich der Mascaret der Seine leicht erklären. So wie der Strom allmählich minder tief wird, werden die ersten durch die geringere Tiefe zurückgehaltenen Wellen von den nachfolgenden überholt, die spätern fallen über die ersten, wie ein Wasserfall herab, und es bildet sich die ungeheure Sturzwelle, die den Mascaret ausmacht; daß sie durch die Localität, durch die Winde, durch den wechselnden Stand des Strombettes mannichfach modificirt werde, versteht sich von selbst.

[1] An der Dordogne zeigt sich dieselbe Erscheinung, und dort nennt man sie Mascaret, welchen Namen ihr Babinet in Uebereinstimmung mit Arago beilegen will. Der an der Seinemündung übliche Name „Barre de Flot" gibt zu Mißverständnissen Anlaß.

Die genaue Kenntniß dieser Fluthwelle ist für die Schifffahrt und die Wasserbauten von hohem Interesse: jetzt legen in den schottischen Flüssen und selbst in der Themse die Fahrzeuge in einer einzigen Fluth einen Weg zurück, zu dem sie sonst zwei bis drei Tage brauchten. An der Seine hat man jetzt die Schiffe vor dem Umstürzen und die Wiesen vor der Ueberschwemmung geschützt, oder ist wenigstens an der Arbeit: Arago hat die Weisung gegeben, man solle das Seinebett zu vertiefen suchen. Dieß ist geschehen, indem man das Strombett oberhalb Quilleboeuf verengte, und der Erfolg scheint die Unternehmung zu krönen.

Etwas über ökonomische Verhältnisse Englands.

(Fortsetzung.)

In England gibt es, eben so wie in Deutschland, sehr curiose Ansichten über das Steuerwesen, und es fehlt an Leuten nicht, die wie in Deutschland mehr in der Stube sitzen und Theorien ausspinnen, als daß sie ins praktische Leben hinüberstehen. So ist unter anderem die Ansicht aufgestellt worden, daß die Steuerlast Englands unmöglich so drückend sein könne, da sie jetzt der Summe nach geringer als nach dem Kriege, und der Reichthum des Landes bedeutend gestiegen sey. Das steht sehr plausibel aus, ist es aber gar nicht, und wäre nur dann wahr, wenn man den Stein der Weisen gefunden, d. h. eine Besteuerungsart entdeckt hätte, welche jeden just nach seinem Vermögen und Einkommen besteuerte. Da dieß aber eine Chimäre ist, und man sich diesem Ideal nur insoweit nähern kann, daß man keine allzu schreienden Ungerechtigkeiten begeht, da ferner der Werthmesser aller Dinge, das Korn, sich sehr im Preise geändert haben kann, wie dieß in England geschehen, so kann die Steuerlast nominell abgenommen haben, und doch auf den Schultern, welche sie tragen müssen, allzu schwer lasten. In England war noch am Ende des 17ten Jahrhunderts die Landtaxe, nebst einer bereits aufgelegten Accise, der Malzsteuer, das Haupteinkommen des Staats, dann kamen allmählig die Zölle, und die Zahl der Accisegaben stieg, weil man das sich entwickelnde bewegliche Besitzthum treffen wollte. Endlich hatte sich aber aus dem großen beweglichen Reichthum und dem dadurch gesteigerten Werth des Landbesitzes eine Classe Vermögen gebildet, die man weder mit den Accisegaben, noch mit den Zöllen in genügendem, der Billigkeit entsprechendem Maaße traf, daher fiel man schon im Laufe des Kriegs auf die Einkommensteuer, die allerdings, wäre sie in gleichem Maaße umzulegen, die richtigste Steuer wäre; charakteristisch ist, daß Sir R. Peel, als er die Einkommensteuer, die man bisher nur als eine Kriegssteuer betrachtet hatte, mitten im Frieden wieder

einführte, alle Einkommen unter 150 Pf. St. ausnahm. Es war dieß ein Anerkenntniß, daß die Leute von geringem Einkommen durch die Accise und die Zölle hart genug besteuert seyen, und daß man nur diejenigen treffen müsse, welche bei einer größern Einnahme, ohne daß sie deßhalb an den accisbaren und zollbaren Gegenständen verhältnißmäßig mehr verbrauchten, der Steuerlast großentheils entgingen. Man hat bekanntlich eine Berechnung aufgestellt, daß ein armer Arbeiter, der höchstens ein Pfund wöchentlich verdient, an Zoll und Accise nahezu 50 Proc. seines Einkommens zahle, während ein Mann mit 100,000 Pf. Einkommen höchstens 4000 Pf. zahle, und nur durch die Einkommensteuer mit weitern 3000 Pf. beigezogen wurde. Es herrscht also hier eine schreiende Unbilligkeit, und in England, wie anderswo, ist die Steuerausgleichung ein stehendes Thema geworden. Wäre die Sache nur nicht so außerordentlich schwierig und der Staat nicht ein so harter Gläubiger, der alle Zahre befriedigt seyn will, und möglichst wenig Rückstände duldet.

Man hat in den letzten zehn Jahren sehr viele Steuern abgeschafft oder vermindert, aber es waren meist Accisesteuern, weil sie auf dem consumirenden Volke zu schwer lasteten, oder solche welche der Entfaltung der Industrie hemmend in den Weg treten, wie die Glasaccise und die Steuer auf rohe Baumwolle, die bei dem gegenwärtigen Verbrauch 900,000 Pf. St. betragen würde, und also von dem Gewinn der Baumwollfabricanten abgehen und den Gewinn ihres Absatzes auf dem Weltmarkt vermindern würde. Das System der indirecten Abgaben, welche auf dem Verbrauch der Consumtibilien aller Art lasten, erklärte Sir R. Peel als erschöpft, und ging deßhalb, wie auch schon sein Vorgänger gethan, auf dem Wege fort, die Accisesteuern zu vermindern. Er hatte die Einkommensteuer anfangs hingestellt, als eine Uebergangssteuer, die nur so lange erhoben werden sollte, bis die großen financiellen Aenderungen sich bewährt und befestigt hätten, aber das Andringen der durch die Accise beschwerten Volksmassen war so stark, daß man ihnen bei jeder Annahme des Einkommens willfahren mußte, und die Einkommensteuer immer von drei zu drei Jahren verlängert wurde. Das Russell'sche Ministerium wollte sogar im J. 1849 diese Einkommensteuer, wie sie stand, von 3 auf 5 Proc. erhöhen, was aber geradezu abgeschlagen wurde, und im vorigen Jahr ward dieselbe auf Hume's Antrag nur auf ein Jahr verlängert, weil man die Ungleichheiten derselben allzu schreiend fand. Im Laufe dieses Jahres war nichts zu machen. Der Finanzminister, Herr Disraeli, war noch zu neu im Amte, als daß man von ihm, namentlich da man die Session möglichst abzukürzen suchte, eine so durchgreifende Maaßregel hätte erwarten können; es blieb also vorerst beim Alten, nur die über die Einkommensteuer niedergesetzte Committee legte die Zeugenaussagen vor, aus denen sich nun freilich eine Menge Anstände ergeben, welche eine einfache Erneuerung der bisherigen Steuer nicht wohl zuließen.

Die über die Einkommensteuer niedergesetzte Committee hat formell keinen Bericht abgestattet, wohl aber materiell, d. h. als es zur Abstimmung kam, ob der von Hrn. Hume entworfene Bericht dem Parlament vorgelegt werden sollte, trug Hr. Disraeli darauf an, „daß, in Erwägung der Wichtigkeit des Gegenstandes, des Standes der Geschäfte in dem Parlament und der Aussicht auf eine zeitige Prorogation desselben, die Committee der Ansicht seyn daß sie durchaus keine hinreichende Zeit habe, einen Bericht, welcher diesem verwickelten Gegenstand Genüge thue, zu discutiren und zu entwerfen, und daß sie deßhalb bloß die Zeugenaussagen und den Gang der Verhandlungen dem Hause vorlegen wolle.“ Dieß ward angenommen, und so ward kein Bericht an das Haus erstattet. Hrn. Hume's Bericht wurde indeß doch bekannt, und wie zu erwarten, vielfach commentirt. Am Schlusse ist die Ansicht ausgesprochen, und dieß ist die merkwürdigste Seite des nicht abgestatteten Berichts, „daß die Committee bei der Führung der Untersuchung habe annehmen müssen, daß die Steuer ein permanenter Theil der Besteuerung des Landes werden müsse; je gewisser aber dieß sey, desto mehr sey die Committee überzeugt, daß die Einkommensteuer in ihrer jetzigen Ungleichheit keine dauernde Steuer werden könne“, und es ward hinzugefügt: „eine parteiische oder ungleiche oder ungewisse Steuer stört die Sicherheit des Eigenthums und lähmt die Industrie. Wenn unter dem Vorwand der Bequemlichkeit der Einsammlung oder der Schwierigkeit die Steuer in billiger Weise umzulegen, in der einen Form drei Procent vom Interesse des Capitals, in der andern 14 Procent, und in der dritten gar nichts vom Interesse des Capitals genommen wird, so verbreitet dieß ein allgemeines Gefühl von Unsicherheit in den Gemüthern aller derjenigen, welche Eigenthum besitzen, da niemand voraussehen kann, wie weit ein System, das die Grundsätze einer billigen Besteuerung verletzt, getrieben werden kann.“ Zur Erklärung hievon mag dienen, daß wer 1000 Pfd. St. aus Consols bezieht, nur drei Procent zahlt, wer sie aber aus Annuitäten bezahlt, namentlich solchen, die bald erlöschen, jetzt bereits 14 Proc. bezahlt, weil durch die Auszahlung von Annuitäten zugleich das Capital erlischt, und wer unter 150 Pfd. aus Capitalien bezieht, zahlt gar nichts. Es hat sich aus diesen Uebelständen ein eigenthümlicher Handel mit Annuitäten nach Irland gebildet, das bekanntlich der Einkommensteuer nicht unterworfen ist. Im Jahre 1842, als die Steuer aufgelegt wurde, gab es 1,293,947 Pfd. langer Annuitäten, von denen nur 489 Pfd. in Irland waren. Im J. 1852 betrugen diese langen Annuitäten noch 1,293,022, wovon nur 210,789 in England sind, alles übrige ist nach Irland gewandert, wo es die Steuer nicht zahlt. Nach der Aufdeckung so valpabler Mißstände kann die Einkommensteuer nicht in ihrem jetzigen Zustande bleiben, sie muß verändert werden.

Die schreiendste Ungleichheit ist die, daß zwischen dem festen Einkommen aus Vermögen und zwischen dem bloßen Erwerb kein Unterschied gemacht ist. „Die bauptsächlichsten und schlagendsten Einwürfe gegen die jetzige Einkommensteuer“, sagt der Morning Advertiser, „wurden von Leuten gemacht, deren Einkommen von ihrer persönlichen Arbeit, der Erfüllung ihrer verschiedenen Berufspflichten herkommt. Sie arbeiten ein mühsames Leben hindurch im Schweiße ihres Gehirns oder ihres Angesichts, und können jeden Augenblick der Kraft dazu beraubt werden; und doch müssen sie dieselben drei Procent zahlen, wie wenn ihr Einkommen aus einem Ertrag flöße, welches den Besitzern, ob sie krank oder gesund, fleißig oder träge seyn mögen, zufließt, und ohne Mühe ihrerseits bei ihrem Tode an ihre Erben übergeht. Ueber diesen wichtigen Gegenstand spricht die Committee in einer Weise, welche eine Veränderung unerläßlich macht, sobald die Regierung Gerechtigkeit gegen das Volk üben will.“ Das ist sehr wahr, allein es läßt einen gewichtigen Einwurf zu, dessen Bedeutung man auch auf dem Continent bei der neuerlichen Auflegung von Einkommensteuern wohl gefühlt, und der wahrscheinlich in Frankreich die Auflegung einer Einkommensteuer hauptsächlich gehindert hat: so wie man im Einkommen einen Unterschied machte, der allerdings in der Natur der Sache begründet und billig ist, dann hat der Charakter der Einkommensteuer aufgehört, und es ist eine Erwerbsteuer, die nach wesentlich andern Grundsätzen

aufgefaßt werden muß. Die Einkommensteuer, wie man sie bisher aufgefaßt hat, ist ein Nothbehelf: man will diejenigen treffen, welche der Grund- und Häuserſteuer entgehen und an den Zöllen und Accisen in keinem ihrem Einkommen entſprechenden Maaße mittragen.

Die Besteuerung des laufenden Jahreseinkommens mochte eine ganz angemeſſene Maaßregel ſeyn, ſo fern ſie temporär war, ſobald ſie aber permanent werden ſoll, treten die Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten ſchroffer hervor, das zeigt der ganze Inhalt des von Hume verfaßten Berichts. Sollten dieſe aufgeglichen werden, ſo wird die ganze Maſchinerie der Einkommensteuer eine höchſt complicirte: man darf nur leſen, wie das Einkommen aus Landgütern, von Häuſern u. ſ. w. mit Abzug der Verwaltungskoſten, Verluſtmöglichkeit u. ſ. w. berechnet werden ſoll, um ſaßt vor einem ſolchen Unternehmen zu erſchrecken; auch die Berechnung der Abgaben von Annuitäten wird ſehr complicirt [1], und die von Amtseinkommen, von Advocaten- und ähnlichem Erwerb würden als Annuitäten berechnet, kurz die Sache iſt ſo verwickelt, daß man Hrn. Diſraeli nicht übel nehmen kann, wenn er alles dieß nicht als einen Vorſchlag der Committee ans Unterhaus gelangen laſſen wollte. Er wird als Finanzminiſter alle die Bedenken, alle die Zeugenausſagen benützen, er wird precäres Einkommen von feſtem, aus Capitalvermögen herfließendem unterſcheiden müſſen, und man kann ſich wohl erklären, warum er ſich, während die meiſten ſeiner Collegen noch auf dem Lande waren, in ſein Cabinet und unter Papieren vergrub; er hat eine unſägliche Arbeit vor ſich, wenn er die vorhandenen Mißſtände nur einigermaßen ausgleichen will. Und doch muß dieß geſchehen, denn die Einkommensteuer muß bleiben, und es gibt vorerſt kein Mittel, durch das ſie erſetzt werden kann. Eine geht aber, ſowohl aus der Arbeit der Committee, als aus frühern Aeußerungen Diſraeli's hervor, daß man von der durch Peel feſtgeſetzten Gränze von 150 Pfd. Einkommen abgehen, und wahrſcheinlich alles Einkommen über 50 Pfd. beſteuern wird. Der Bericht trägt ganz entſchieden darauf an: „die große Claſſe der Arbeiter, deren Verdienſt geradezu reicht, ihre Familien mit den Nothwendigkeiten des Lebens zu verſorgen, ſolle aus Gründen einer weiſen und humanen Politik von der Bezahlung directer Steuern befreit bleiben“, alle andern dagegen ohne Unterſchied beſteuert werden. Welch einen Unterſchied dieß machen wird, kann man aus nachfolgenden Angaben erſehen: man berechnet, daß die jetzige Einkommensteuer von etwa 340,000 Perſonen bezahlt wird; wenn man mit der Steuer bis auf 50 Pfd. herunterginge, ſo werden 1,370,000 Perſonen derſelben unterworfen, und der Ertrag wäre ſtatt 5¼ Mill. über 8 Millionen. Bei der Hausſteuer ſind jetzt nur etwa 433,447 Häuſer beigezogen, und 3,663,437 zahlen gar nichts, weil ihr Nachwerth unter 20 Pfd. des Jahres iſt. Die Anſichten gehen in Bezug auf die Häuſerſteuer auseinander, ob man ſie von dem ſogenannten Inhaber oder von dem Eigenthümer erheben ſolle; mehrere erfahrene Steuerbeamte, namentlich aus größern Städten, erklärten ſich dahin, daß man ſie von den Eigenthümern erheben müſſe, weil man ſie ſonſt ſehr häufig nicht würde erheben können. In dieſem Fall aber fällt die Hausſteuer in die Categorie der Einkommensteuer, und wir haben hier eine Andeutung, daß man allmählich unter die Einkommensteuer alle directen, auf Realeigenthum ruhenden Steuern rechnen wird, ſo daß man dann nur noch zwei Arten von Steuern haben dürfte, die Einkommen- oder directe Steuer, und die Verbrauchsſteuer, welche in innere und äußere, Acciſe und Zoll, zerfällt.

(Schluß folgt.)

Altägyptiſche Literatur.

In der Revue archéol. vom October d. J. findet ſich von dem Aegyptologen Emm. de Rougé eine „Notiz über ein ägyptiſches Manuſcript,“ das ſeiner Angabe nach in die Zeit von Ramſes II, dem Zeitgenoſſen von Moſes, hinaufreicht. Es iſt dieß, was man nicht erwarten ſollte, weder eine Prieſter- noch eine hiſtoriſche Schrift, ſondern eine Novelle in orientaliſchem Style, worin das Wunderbare, ſo wie die Glaubensanſichten der alten Aegypter eine hervorſtechende Rolle ſpielen. Auffallend iſt, daß die Erzählung mit einer Begebenheit beginnt, die ſtark an die Geſchichte der Potiphar erinnert. Das Manuſcript, aus dem die Erzählung entnommen iſt, gehört augenſcheinlich zu der ſchönen Sammlung der 19ten Dynaſtie, welche im Beſitz des brittiſchen Muſeums iſt, und von dieſem vor einigen Jahren herausgegeben wurde. Einer Angabe des Manuſcripts zufolge iſt es geſchrieben zur Zeit Meriamythahas, des Vaters von Seti II, dem das Manuſcript gehört zu haben ſcheint. Es findet ſich in demſelben einer der „Schreiber“ (Grammateus) genannt, die auch in den von dem brittiſchen Muſeum herausgegebenen Manuſcripten aufgeführt ſind. Eine Literatur und noch dazu eine ſchöngeiſtige aus dem 14ten Jahrhundert vor Chr., das erweitert den Blick in die alte Culturgeſchichte auf eine ſeltſame Weiſe.

Chronik der Reiſen.

Kießlers Aufenthalt an der afrikaniſchen Weſtküſte.

Dritter Abſchnitt.

(Fortſetzung.)

Dabokrom, den 7. 1. 46. Ich habe vergeſſen zu erwähnen, daß ich trotz dem Mangel aller Privatnachrichten doch ſo ziemlich, wenn auch nicht über die ſpeciellen Zuſtände, doch über die allgemeinen Deutſchlands unterrichtet bin. Jener früher erwähnte Supercargo Carl Baatſch hatte nicht nur bereits damals die Güte, mich mit einem tüchtigen Pack der ziemlich geleſenen „Hamburger Nachrichten“ zu verſehen, ſondern auch jetzt, wo er von ſeiner Reiſe nach der unteren Küſte, an die Mündungen des Canarun, Gabun, Calabar, Niger u. ſ. w., bis zu den Inſeln Fernando-Po und St. Thomas, zurückgekehrt iſt, und ein oder zwei neue Schiffe von Hamburg (Eyſenhauſer und Comp.) erhalten, hat er mir wieder neue, bis zum 5 September vor. J. von Divroe mit dem jungen Swanzy, der mit dem Oberſt hier war, geſchickt; zugleich ſchrieb er mir, daß ein Urlaub am Fuß ihn verhindere, mich hier perſonlich zu beſuchen. Ich bedaure dieß ungemein, denn der Umgang, wenn auch nur von ein paar Tagen, mit dieſem liebenswürdigen, offenen, herzlichen, gebildeten, echt deutſchen jungen Manne würde meiner Seele ein wahres Labſal geweſen ſeyn. Er machte mir in Elmina die Offerte, ja bat mich dringend, ihn auf der erwähnten Reiſe zu begleiten, er wartete mit zwei Schiffen in Cap Coaſt und Anamabu, ja noch in Accra auf mich — doch leider, wie er ſich aus meinen Briefen überzeugte, vergebens.

Mein körperliches Befinden iſt jetzt wieder äußerſt ſchlecht, ich bin ſchwach, fieberig und elend, und der fürchterliche Magenſchmerz, der mich letztes Jahr nach meiner Krankheit hier und in Elmina ſo entſetzlich bis zur Erſtickung und dem Tode faſt plagte, beginnt von neuem, trotz der gräßlichen Diät. Mein Ausſehen iſt dabei auch höchſt Küſtenausſehen geworden, bleich, grau und fahl, die Augen tiefliegend und ohne Feuer, und begränzt von blauen Schatten. Freilich ändert es ſich hier ſofort mit dem Geſundheitsgrunde.

Dabokrom, den 8. 1. 46. Nun bin ich ein Jahr, ein ganges langes Jahr ſchon in Afrika, denn heute vor'm Jahre war es, daß wir mit dem Anthony auf die Rhede von Elmina kamen, und ich den erſten Fuß in Elmina auf Afrika's Boden ſetzte, wir werden dieſen Tag mit einer Flaſche ſuperben alten Rüdesheimer feiern, den Hensch von

[1] Man ſoll (ſ. 114 des Berichts) den Werth der Annuitäten jedes Jahr berechnen, man ſoll den Weizenpreis berückſichtigen u. ſ. w.; man würde ſich damit in ein Labyrinth verwickeln.

Mannheim geschickt bekommen hat, denn er ist endlich so glücklich gewesen Ende vorigen Jahres Briefe und verschiedene Sachen von zu Hause zu bekommen.

Diese Nacht gegen 1 Uhr habe ich das zweitemal (das erste vor etwa drei Wochen) mein Haus vor einem Zuge Wanderameisen verlassen müssen; diese Ameisen sind Fingerglied groß, schwarz, und schlagen ihre Klauen so tief ins äußerst schmerzhaft in das Fleisch, daß sogleich das Blut hervorquillt, und oft noch diese mit dem Kopfe sitzen bleiben, wenn man das Thier gewaltsam noch zerknicht hat. Die Züge sind so lang, daß es oft einen halben, ja einen Tag erfordert, ehe sie vorbei sind. Mit reißender Schnelligkeit nehmen sie von einem Hause Besitz, zuerst vom Dach, wo sie nach Nahrung (Insecten, Eidechsen oder Schlangen) suchen, und ein Geräusch, wie Rauf auffallender Regen, verursachen, dann aber sind sie auch mit einemmale auf dem Boden, an den Wänden, sogar im Bett; kaum war ich erwacht und hatte mich von der Ursache des Geräusches überzeugt, als mir auch schon nicht mehr genug Zeit blieb, unangekleidet nach meinen Kleidern und dem Mantel zu greifen, und über Hals und Kopf aus meinem Hause zu Heuch zu flüchten, denn unzählige dieser wahren Raubthiere waren in diesen wenigen Momenten schon an mir hatten gebissen und peinigten mich. Glücklicherweise verlassen sie mit der Sonne so ein Gebäute und ziehen in den Wald; zwar ist es jetzt schon Mittag, aber selbst der anströmende Theil des Zuges ist noch nicht zu Ende. Auch die Küche haben sie heimgesucht, zum Glück war aber gerade kein Fleisch dort. Zu meinem Schrecken entdeckt ich jetzt, daß der ankommende Theil des Zuges seine Richtung neben meiner Hütte vorbei geändert hat.

Dabefrom, den 8, t, 46. Neue Flucht; ich konnte gestern nicht vollenden, denn wie ich oben erzählen wollte, stürmten die Ameisen, die, wie ich glaube, die Geschlechtsiere der weißen Ameisen sind der Oken ist mir nicht zur Hand und der Kamp sehr mangelhaft) wieder auf mein Haus, und füllten es in einem Augenblicke. Feuer von innen und außen, Asche — ihre größten Feinde — halfen nichts, sie hatten sich viet Löcher durch die Mauern des Hauses gemacht, und strömten da heraus und herein, ja sie durchzogen auch das Innere der Wände selbst; das eine Loch ging dann noch gegen 8 Fuß unter dem Boden fort und das andere durch eine 2 — 3 Fuß breite und 1½ Fuß hohe, eine Art Sitz vor dem Hause seitwärts Lehmmauer. Gegen 7 Uhr Abends waren sie erst verschwunden. Mit gespannten Ohr und wie in einem Uebersall befürchtenden Lager ging ich zu Bett, hatte jedoch eine Hängematte und alles andere zur Flucht bereit gelegt; sie ließen mich aber in Ruhe.

Dabefrom, den 28, t, 46. Das Fieber hat mich schon wieder aufs Bett gewworfen, den 13ten erkannte ich heftig, und kann mich erst seit dem 23sten, 24sten als genesen betrachten, wenn auch natürlich immer noch äußerst schwach. Es ist merkwürdig daß die Fieber außerordentlich heftig sind, und dieß in viel stärkerem Grade als jemals früher; so habe ich z. B. vorige Woche in einer Fiebernacht an zwei Stunden anhaltend kaltes Fieber gehabt, und ich habe doch in Elmina gehörig daran gelitten. Doch wundere ich mich über mein häufiges Erkranken und noch häufigeres Uebelbefinden im mindesten nicht, es ist dieß die nothwendige Folge des Klimas und der in demselben eintretenden, Gott weiß wie weit schon gehobenen Zersetzung und Veränderung des Blutes.

Seit nun mehr als vier Wochen hat es nicht geregnet, dennoch aber herrschen des Nachts und besonders des Morgens die 8, 9 ja ½10 Uhr die dichtesten, stinkendsten Nebel, die selbst die tropische Sonne kaum zu zerstreuen im Stande ist. Um die Mitte des Tages ist die Schattentemperatur 28—34° C. und des Nachts, besonders gegen Morgen, 19—25° C.

Uebrigens ist die Existenz jetzt schauderhaft hier; wir sind fast ohne Bedienung, denn die Diener von Heusch, dem ich noch einen von mir gegeben hatte, sind gleich den zweiten Tag nach seiner Ankunft weggelaufen, der Koch ist soeigenschick, einer meiner Neger ist jenen gefolgt und es bleibt mir nur noch einer, der das efelhafteste Essen in vicibus des Koche bereitet; außer ihnen haben wir nur noch den Wächter, den verstorbenen Kei den die Sonne je beschienen hat; beide sind so faul, dumm und verstockt als je ein Neger (diese Thiere, die uns zur Schande menschliche Gestalt tragen!) seyn kann, besitzen sich aber dennoch, uns in jeder Beziehung zu betrügen und zu bestehlen. Auch sind unsere Vorräthe, selbst die nothwendigsten, fast sämmtlich aufgezehrt. Wir sind daher auf elende geschmacklose Ziegen und Schafe um Yams Tag für Tag gewiesen, die, wie gesagt, noch so schlecht bereitet werden, daß sie der Bod bei Gott unter zehnmalen sicher achtmal nicht fräße.

Dabefrom, den 3, 2, 46. Nun habe ich die Bezeutung des Namens Dabefrom erfahren; Krom heißt, wie aus dem früheren bekannt, so viel als Dorf, Negerei, und Dabe ist der Negername für eine gewisse Gazelle, welche kastanienbraun von Farbe ist und einen schwarzen Strich längs dem Rückgrat hat, jedoch ohne Böckel auf dem Kopf; die sogenannte Königsgazelle — von der Größe eines ganz kleinen Schoofhündchens und daher beste Zwerggazelle genannt — heißt in der Negersprache der Golofüße Ndua. Blafa — in Bezug auf das kürzlich berührte Blafafrom — nennen die Neger den letzten einer Familie, an alle weggestorbenen Glieder seiner Familie Uebrelebenden; wie dieß zur Benennung dieses Krems Veranlassung gegeben hat, weiß ich nicht, Dabefrom hat aber die seinige von dem häufigen Vorkommen jener Gazellen in seiner Umgebung, von denen ich bis jetzt hier zwar nur eine gesehen habe, was jedoch seinen guten Grund darin hat, daß seit dem größeren Leben, welches unsere Gegenwart hier macht, diese scheuen Thiere sich tiefer in den Wald geflüchtet haben, und daß die faulen und feigen Neger — laufen sie gleich immer mit Flinten und gutem Mesfeen — nur etwas schießen, wobei keine Gefahr vorhanden ist und was ihnen der Zufall braucht in die Hände führt; die Jäger werden, hiemit im Einklang, meist durch Selbstschüsse getödtet.

Es stehen hier in der Umgebung mehrere der riesigen Kapock- oder Seidenbaumwollen-Bäume in Reife, die die Luft mit ihrem in seidenartige Wolle gehüllten Samen anfüllen, so daß es, zumal wenn etwas Wind dem Zuge eine bestimmte Richtung gibt, klappani einem tüchtigen Schneegestöber gleicht; doch sind die kleinen Würchen und Fasern sehr kätig, sie kleiben überall hängen, kleben an Händen und Gesicht, und fliegen in die Augen. Uebrigens ist es gar nicht feuerlich jetzt, sondern im Gegentheil sehr heiß; besonders weht heute ein unerträglicher Harmattan, was mir sehr unlieb ist, da er mir in der Regel großes Uebelbefinden verursacht, und ich erst gestern und vorgestern wieder sehr starkes Fieber gehabt habe.

Gestern hat es in die halbe Nacht hinein geregnet, trotzdem aber macht dieß keinen Unterschied auf die Temperatur, deren Gang im allgemeinen jetzt folgender ist: 11—2 Uhr 45° C., ½4 Uhr 46°, 3 Uhr 47°, ½4 Uhr 45°, 4 Uhr 45°, wobei, da sich nun schon die mittäglichen Gewitter und Tornadoe einstellen, die Flagge über dem Fort — ohne rückstrahlende Wand! — in der Sonne hängenden Thermometer etwas weht; im Schatten ist es 29, 30—34° C.; jedoch bekommen wir noch heiße Tage. Merkwürdig ist, daß die Nächte dreifeigen Tage, an denen der Harmattan gewebt hat, außerordentlich kühl sind; so hatten wir gestern Harmattan, und diese Nacht war es so kalt, daß heute Morgen das Thermometer ⅗8 Uhr noch auf 19°,5 Raum.

Wenn man jetzt mit dem Strohhute zwischen 10 und 11 Uhr in die Sonne geht, so beginnt er sofort zu knistern, und tritt man in ein Haus, so empfängt einen jener eigene Geruch, der bei uns in den heißesten Tagen auf den Böden herrscht, und auch die Dächer knistern und knarren vor Hitze.

(Fortsetzung folgt.)

Arbeiter-Auswanderung aus Flandern. Täglich ziehen durch Kortryk nach Lille eine Menge flämischer Arbeiter, namentlich Weber, um Arbeit in Frankreich zu suchen. Oft verlassen sie Weib und Kind, schicken anfangs Unterstützung, diese hört aber bald auf, und gewöhnlich gehen sie in Frankreich andere unerlaubte Verbindungen ein. (Journal du Comm. d'Anvers. 31 Octobre.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 267. 6 November 1852.

Die Juden in Jerusalem.

Ein englischer Geistlicher, Namens J. Aitoun, gab kürzlich unter dem wunderlichen Titel: the Lands of the Messiah, Mahomet and the Pope, as visited in 1851 ein Buch heraus, worin mehrere nicht uninteressante Angaben über die Juden in Jerusalem kommen, deren Zahl bekanntlich früher schon bestritten war: er schlägt sie jetzt auf etwa 10,000 an, andere leben zu Hebron, Jaffa, Japhet (Safed) Tiberias, Acre, Sidon und Beirut, es ist aber sehr schwer etwas über ihre Anzahl zu erfahren, da die Türken kein Register halten, und die Consuln eine sehr oberflächliche Namensliste verer, die unter ihrem Schutze leben. Bis auf die neuere Zeit gestatteten die türkischen Gesetze nur 300 Juden sich auf einmal in Jerusalem aufzuhalten; in neuerer Zeit ist aber ihre Angahl stark gewachsen, und diese erhalten Unterstützung von Juden in andern Theilen der Welt, namentlich aus Holland, zum Theil auch aus Amerika. Boten werden oft ausgeschickt um das Geld zu sammeln, oder es wird von reichen Freunden und frommen Juden übermacht, auch von jüdischen Pilgern gebracht, welche das heilige Land von Zeit zu Zeit besuchen. Wie aber auch das Geld kommen mag, es wird alles den Händen der Rabbiner anvertraut, die es unter ihre Gemeinden vertheilen, und dadurch einen großen Einfluß auf dieselben erhalten. Viele Juden in Jerusalem sind reich, und besitzen selbst Eigenthum in der Stadt, aber sie verbergen ihren Reichthum, um nicht die Habsucht der Türken zu reizen. Sie wohnen meist auf dem rauhen Abhang des Berges Zion und im untern Theile der Stadt, nahe an den Schlachtbänken. Es ist ein elender Ort, mit engen, schmutzigen Straßen, in denen man eine verpestete Luft einathmet. In den elenden zerfallenen Wohnungen sind die Leute zusammengepreßt in Armuth und Schmutz. Die meisten der in Jerusalem wohnenden Juden werden durch jährliche Beiträge der verschiedenen Synagogen in andern Ländern unterstützt. Die welche bei der Abreise aus Europa einiges Vermögen haben, übermachen es gewöhnlich ihren Freunden unter der Bedingung, ihnen während ihres Aufenthalts im heiligen Lande eine Annuität zukommen zu lassen. Die jährlich aufgebrachte Summe beträgt etwa fünf Ducaten [1] für den Mann. Dieß Geld wird einem reichen jüdischen Kaufmann in Amsterdam übermacht, welcher der Präsident des heiligen Landes heißt. Dieser überschickt es dem österreichischen Consul zu Beirut, der es zur Vertheilung nach Jerusalem übermacht. Durchschnittlich mag die Summe 3000 Pfd. betragen, das Geld erzeugt aber nur Streit und Trägheit, denn im Ganzen sind die Juden durch Haß und Eifersucht sehr unter einander gespalten. Sie leben keineswegs als Brüder einträchtig unter einander, und kein Jude traut auch nur seinem Bruder. Jeder Jude, der einsam über die Straße geht, macht den Eindruck eines Menschen, der jeden Augenblick insultirt zu werden fürchtet.

[1] Im Text heißt „oder 3½ Pf. St.“, was 42 fl. ausmacht, während fünf Ducaten nur 27½ bis 28 fl. ausmachen würden. Die eine oder die andere Zahl ist also falsch.

Etwas über ökonomische Verhältnisse Englands.

(Schluß.)

Fast sämmtliche vor der Untersuchungscommittee vernommene Zeugen sprechen sich dahin aus, daß keine Art von Realeigenthum unbesteuert bleiben solle, wie dieß jetzt mit den kleinen Häuschen und mit den nicht als Wohnhäusern dienenden Gebäuden der Fall ist; hält man sich an den Eigenthümer und nicht an den Inwohner, so hat man es mit einer vergleichsweise geringen Zahl von Menschen zu thun, und der bei weitem größte Theil des von Taglohn lebenden Volks kommt mit dem Steuereinnehmer in gar keine Berührung zieht man dann vollends alles Realeigenthum zur Steuerzahlung mit bei, so kann man von der Häusersteuer allein auf 2 Mill. statt 700,000 Pf. rechnen; und wenn man die Einkommensteuer auf die Einkommen bis auf 50 Pf. herab ausdehnt, auf 8 statt 5 Mill. Dieß würde einen Gewinn von 3½ bis 4 Mill. geben, und man könnte mehrere sehr lästige Taxen, die noch überdieß durch die Art ihrer Erhebung sehr kostspielig werden, und die Industrie hemmen — wir führen hier nur die Papiersteuer an — ganz aufheben. Wir behaupten keineswegs, daß ein solches Verfahren wirklich oder jetzt schon im Plane der Regierung liege, sondern führen es nur an, um zu zeigen mit was sich die Finanzmänner des Landes, namentlich solche, die nicht in der Regierung sind, beschäftigen. Die Verhandlungen darüber, die nicht ausbleiben werden, dürften für die Kenntniß der Besteuerungsverhältnisse und für die Praxis derselben nicht ohne Folgen bleiben. Uebrigens können wir nicht umhin zu bemerken, daß die immer energischer betriebenen Kriegsrüstungen Englands leicht auf die nächsten finanziellen Vorlagen nicht ohne indirecten Einfluß bleiben könnten. Es ist sehr wohl möglich, daß man die Ausdehnung der Häusersteuer auf alle Gebäulichkeiten, somit die Erhöhung derselben auf 2 Mill. und die der Einkommensteuer auf alle Einkommen von mehr als 50 Pf. einleitet, die Abschaffung anderer Steuern dagegen in Aussicht stellt ohne sie noch ausgeführen, und sich so die Mittel zu einer energischen Kriegsführung bereit hält. Einiges hievon dürfte vielleicht schon in der Vorsession sich zeigen, wäre es auch nur durch Ernennung entsprechender Committee's. Diese

innere, wir möchten faſt ſagen geheime Thätigkeit des Parlaments nimmt faſt immer, und jetzt in doppeltem Maaße, die Aufmerkſamkeit eines jeden in Anſpruch, der ſich über die innern und äußern Verhältniſſe Englands unterrichten will.

Die Engländer haben, während man auf dem Continent ſich mit Cadaſtern plagte, die Sache ſo ziemlich beim Alten gelaſſen. Es gibt noch manche Umlagen, die ſechzig Jahre alt ſind, ſehr viele, die ſeit dem Ende des vorvorigen Jahrhunderts nicht verändert wurden, und doch war es unvermeidlich in einem ſo langen Zeitverlauf, daß an einem Orte der Bodenwerth ſtieg, am andern ſank; daß alſo auch, die frühere möglichſt große Richtigkeit der Umlagen vorausgeſetzt, allmählich durch die veränderten Umſtände ſich eine Ungleichheit ergab. Die Nachläſſigkeit, welche ſich die Regierung und das Parlament zu ſchulden kommen ließen, erklärt ſich daraus, daß die Grundſteuer (landtaxe) einen im Vergleich zu den übrigen Laſten ſehr unbedeutenden Betrag zeigte, in England und Wales zuſammen nur etwas über 1,700.000 Pf. Früher, wo die Ackerbauer durch die Korngeſetze begünſtigt waren, achtete man dieß vollends nicht, jetzt aber fängt man an genauer zu rechnen. Die Unterſchiede ſind ſchreiend: während Buckinghamſhire 1 Sch. 1½ d vom Pfund d. h. 5½ Procent bezahlt, zahlt Lancaſhire nur ¼ d vom Pfd. oder 0,2 Procent. Dieſe Ungleichheit wird noch ärger, wenn man erwägt daß ein großer Theil des Realeigenthums an Häuſern und Gebäuden gar nichts zahlt, was namentlich in Agriculturdiſtricten der Fall iſt, wo ein großer Theil der Steuer durchaus nur auf dem Lande ruht. Es konnte dieß kaum anders ſeyn: die große Ausdehnung der Induſtrie datirt aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts; ſeit dieſer Zeit ſind in der Landtaxe keine Aenderungen eingetreten, wohl aber im Bodenwerth der verſchiedenen Grafſchaften ein ungeheurer.

Man erkennt aus dem Umſtand, daß dieſe Ungleichheiten jetzt ſo hervorgehoben werden, ganz deutlich die Abſicht, zu zeigen wie ſehr in manchen Beziehungen die Agriculturdiſtricte gegen die Manufacturdiſtricte benachtheiligt ſind. Dieſe Ungleichheit tritt auch in den einzelnen Stadtbezirken hervor: der Borough von Buckingham z. B. zahlt in der Landtaxe 1 Sch. 7½ d. vom Pfund, was über acht Procent ausmacht, während Liverpool nur ¹/₂₈ d. zahlt, was 0,0115 Proc. gibt. In London ſelbſt herrſcht im Vergleiche zwiſchen den alten und neuen Diſtricten dieſelbe Ungleichheit: St. Paul's Covent-garden ſteht oben an mit 1 Sch. 10¼ d. vom Pfd., was 9¼ Proc. gibt, während St. Maneros, Marylebone und Paddington nur ¼ d. zahlt, was 0,104 Proc. ausmacht. Dieſe Ungleichheit, wie ſie ſich aus der fortgeſchrittenen verſchiedenartigen Entwicklung der einzelnen Stadttheile ergibt, tritt am deutlichſten hervor, wenn man den Anſatz der im J. 1842 aufgelegten Eigenthumsſteuer mit der auf ein Jahrhundert und darüber zurückgehenden Landtaxe vergleicht: ſo iſt das Kirchſpiel St. Pancras in der Eigenthumsſteuer mit einem Capital von 1,247,478 Pfund angeſetzt, und zahlt in der Landtaxe 1,399 Pfund, während der „Liberty of the Rolls“ beliebte Diſtrict in der Einkommenſteuer mit einem Capital von 13510 Pfund angeſetzt iſt, und in der Landtaxe 1437 Pfund zahlt. Darum ſagt ein ziemlich protectioniſtiſches Journal, die Circular to Bankers in ſeiner Nummer vom 18 September: „Wir haben von Perſonen im Holbornbdiſtrict vernommen, daß die Laſt auf einzelne Häuſer ſehr empfindlich drückt, und dieß darf kein Erſtaunen erregen, wenn man die obigen Angaben lieſt. Wir können die Bewohner von Marylebone, Pancras und Paddington nicht tadeln, daß ſie über ihre Begünſtigung keine Klage führen; auch iſt es nicht wahrſcheinlich, daß Liverpool, Manchester und Leeds eine Deputation an Hrn. Diſraeli ſenden werden, um die Ausgleichung der Landtaxe zu verlangen. Sir J. Graham hat vorausgeſagt, der Plan einer ſolchen Steuerausgleichung werde in leere Luft verſchwinden. Wir wagen indeß die Vorausſetzung, daß wenn der Kanzler der Schatzkammer einen Feldzug in dieſer Richtung eröffnet, er feſten Boden unter ſeinen Füßen finden wird, von dem ihn kein Geſchrei und keine parlamentariſche Tactik verdrängen kann: denn er wird damit nicht bloß den Beifall des Publicums erlangen, ſondern auch die Gerechtigkeit auf ſeiner Seite haben. Warum ſollten denn die ſtolzen Höfe und Gäßchen von London in ſo unmäßiger Weiſe jährlich zu einer Steuerſumme beitragen, während die großen Sitze des Manufacturreichthums vergleichsweiſe frei ſind? Das iſt keine Frage der Parteipolitik, ſondern eine Nationalfrage.“

Es ſcheint keine Parteifrage, iſt es aber doch, inſoweit als dadurch eine Ausgleichung der Laſten angebahnt wird, wodurch die Agriculturdiſtricte erleichtert werden müſſen. Wenn der Kanzler der Schatzkammer ſich zu einem ſolchen Schritte entſchließt — und es ſcheint faſt daß dieß beabſichtigt ſey, da man ein altes Verſprechen löſen muß — ſo findet er die ihm nöthigen Zahlen ſchon faſt alle in den ihm bereitwilligſt Journalen, falls er nicht ſelbſt dieſe Zahlennagaben ihnen zur Verfügung geſtellt hat. Mit Zahlen gepanzert kann er ſeinen Gegnern gegenübertreten, und die Abſchaffung der Landtaxe vorſchlagen, wenn er zugleich die Einkommenſteuer, unter welche Rubrik dann auch die Häuſerſteuer gehören wird, verallgemeinert. Eine Steuereinrichtung, deren Hauptbeſtimmungen vom J. 1692 datiren, muß bei der unglaublichen induſtriellen Entwicklung Englands ſurdiſch unhaltbar geworden ſeyn, und der Neu-Altengländer Diſraeli kann ſich hier auf einen ganz modernen Standpunkt ſtellen; nur möchte ſeiner Partei ſchlecht damit gedient ſeyn, wenn man dadurch die Princip auch auf die Wahlen ausdehnen wollte, wie Cobden, Hume und die ganze radicale Partei verlangen, auf welches Feld aber der Whig Lord John Ruſſell nach den bisherigen Erfahrungen, trotz ſeiner demokratiſchen Rede in Perth, nicht folgen wird.

Man ſcheint der Manchester und andern „Financial-Reform-Aſſociations“ einen Damm entgegenſtellen zu wollen: ſie haben bis jetzt mehr Phraſen als wirkliche brauchbare Reformvorſchläge vorgebracht; hier aber kommt man mit ſolchen, wodurch gerade dieſe Theile des Reichs, in denen hauptſächlich die Manufacturinduſtrie zu Hauſe iſt, ſtärker ſollen angelegt werden; ſie haben immer behauptet, das Realeigenthum ſey zu ſchwach beſteuert, und dieß iſt inſofern richtig, als auf allgemeinen Verbrauchsgegenſtänden noch immer verhältnißmäßig ſehr große Abgaben liegen, aber die auf anderm Eigenthum liegenden Laſten ſind an einzelnen Orten nicht unbedeutend, während ſie an andern ſehr wenig betragen. Eine Ausgleichung, wie ſie oben dargeſtellt iſt, muß dem Staate eine ſehr bedeutende Rente abwerfen, und führt eine Neuerung im engliſchen Steuerweſen ein, nämlich eine bleibende bedeutende directe Steuer, was man die Landtaxe nicht nennen kann, die zwar bleibend, aber nicht bedeutend iſt. Dieſe ganze directe Steuer, die man, wenn ſie durchgeführt iſt, wahrſcheinlich auf mindeſtens 10 Millionen rechnen kann, ſoll unter Eine Hauptkategorie, die der Einkommenſteuer, die dann in ſehr viele Zweige zerfallen würde, vereinigt werden. Es iſt indeß nicht wohl möglich, daß eine ſo bedeutende großartige Veränderung auf einmal durchgeführt werde, oder wenn Diſraeli dieß leiſtet, ſo hat er mehr gethan als je ein Finanzminiſter vor ihm, und das Quarterly Review mit ſeiner Anſicht, daß

keine bedeutende Aenderung eintreten werde, hat insofern Recht, als in der allgemeinen Summe kein großer Unterschied stattfinden wird.

Während aber so der Finanzminister und die ihm verbündeten Journale mit allen Segeln auf ein directes Abgabensystem hinsteuern, geht in England die schon oben von uns bezeichnete Veränderung vor, daß der Taglohn steigt, und eben dadurch die Classen, welche ihr Vermögen auf Industrie und Handel wenden, im Gegensatz zu den Handarbeitern in Nachtheil gerathen. Wir können das Dilemma, in welches England hiedurch kömmt, nicht besser schildern, als mit den Worten der neuesten Times vom 30 Oct. wo es heißt: „seit der Kanzler der Schatzkammer zuerst sich niedersetzte, um sein finanzielles Problem zu lösen, hat eine wunderbare Aenderung in den Gefühlen und im Geschick des Volks stattgefunden. Hunderttausende, die im Februar noch keinen andern Gedanken hatten, als ihre Laufbahn in ihrer Heimath mit Betreibung einer geringen Industrie zu schließen, warten jetzt ungeduldig auf die Zeit, wo sie den Boden Englands gegen einen entlegenen Continent vertauschen können. Als Hr. Disraeli unsere finanzielle Regeneration in die Hand nahm, schien Australien seine goldenen Schätze umsonst vor uns zu entsalten, und es war als ob Furcht oder Unwissenheit unser Volk an den Boden gefesselt hätte. Das dauerte bis zum Anfang des Sommers, dann aber schüttelte der öffentliche Geist plötzlich seine Apathie ab, und es begann ein Hinausströmen der Bevölkerung, dessen Ende sich noch nicht absehen läßt. Es ist in der Natur dieser Auswanderung, daß sie, einmal begonnen, sich fortsetzt und erweitert. Die, welche fortzegogen sind, werden ihren überflüssigen Reichthum zurücksenden, um Verwandte und Freunde nach sich zu ziehen, und die welche zurückbleiben, werden durch die verminderte Concurrenz erhöhten Lohn erhalten, und diesen oft gleichfalls zur Auswanderung verwenden. Der Strich goldhaltigen Landes ist bis jetzt nur noch schwach erforscht, er ist aber von ungeheurer Ausdehnung, und saft allenthalben, wo man Gold sorgfältig gesucht hat, fand man es auch in größerer oder geringerer Menge. Bis dieß ungeheure Tafelland vollständig besetzt und erschöpft ist, darf man ein Aufhören dieser Menschenströmung, die so eben begonnen hat, nicht erwarten; denn so sehr auch die Lage unserer arbeitenden Classen sich verbessern mag, so können wir doch in den Taglöhnen mit dem Gewinn des Goldgrabens nicht concurriren, und es ist deßhalb nur zu wahrscheinlich, daß die hohen Löhne, welche in gewöhnlichen Zeiten die Auswanderung aufzuhalten geeignet sind, sie durch die Erleichterung, welche sie gewähren, noch fördern werden. Wir hoffen, diese erstaunliche Veränderung wird in der Erwägung neuer finanzieller Maaßregeln nicht außer Acht gelassen werden, und wir lenken die Aufmerksamkeit auf die Frage: welchen Einfluß wird die fortdauernde Auswanderung auf die Last und die Verhältnisse des Steuerwesens ausüben? In neuen Ländern, wo die Arbeit theuer ist, werden Steuern saft nothwendig auf die eine oder die andere Weise von den Arbeitslöhnen erhoben. Während die untern Classen im Ueberfluß schwelgen, sind die Arbeitgeber oft in Noth durch die hohen Taglöhne, welche trotz alles Wechsels von Gewinn oder Verlust bezahlt werden müssen. Die Einkünfte unserer Colonien bestehen in mäßigen gleichförmigen Zöllen, die nie hoch genug sind, um den Verbrauch zu beschränken, und würden diese Zölle abgeschafft, so wäre gar kein Ersatz zu finden. England steht auf dem Punkte, hinsichtlich der Belohnung der Arbeit in eine ähnliche Stellung, wie solche neue Länder, zu kommen, und unsere finanziellen Reformer würden wohl thun, die bereits gemachten Erfahrungen über diesen Zustand der Gesellschaft, dem wir uns mit jedem Tag mehr nähern, zu benützen. Die ganze Handelsgesetzgebung der letzten zehn Jahre war auf den vernünftigen Satz gebaut, daß die Steuerlast mehr auf die Zahler als Empfänger von Taglöhnen anzulegen sey; daß so viel möglich directe Besteuerung an die Stelle der indirecten zu treten habe; und daß die Regierung nicht durch ihre Anforderungen die Noth einer durch ein mildeldses Geschick zu einem unabläßigen Kampfe um ihre Existenzmittel verurtheilten Menge steigern solle. Sollen wir denselben Grundsatz noch jetzt anwenden, wenn die Noth dieses Kampfes durch andere Ursachen vermindert, die Productionskosten der Arbeitgeber vermehrt, ihr Gewinn vermindert, und die Consumtionskraft des Arbeiters bedeutend gesteigert wird? Das ist das Problem des Tages, die Frage die unsere Staatsmänner lösen müssen, die neue Gestalt welche die ungeheure Vermehrung der Auswanderung allen unsern Finanzmaaßregeln gibt."

Niemand wird die Stärke dieser Bemerkungen, welche noch weit über die finanziellen Fragen hinausreichen, und den ganzen ökonomischen Zustand des Landes zu ändern geeignet sind, verkennen. Wir wollen die Folgerungen, die sich daraus ergeben, jetzt nicht zu entwickeln suchen, und bemerken nur, daß wir die zu erwartenden Finanzvorlagen zu geeigneter Zeit aus diesen Gesichtspunkten beleuchten werden.

Chronik der Reisen.

Kieslers Aufenthalt an der afrikanischen Westküste.

Dritter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Daboskrom, den 8, 2, 46. Gestern ist es ein Jahr gewesen, daß ich hier das erstemal ankam; Gott, wie weit könnten wir seyn! Endlich ist auch die bestellte Provision an Schinken, Salzfleisch, Speisen in Blech u. dgl. von England gekommen, und wir können doch nun uns wenigstens den Hunger stillen, was vorher sehr oft deßhalb nicht möglich, weil das lumpige Essen verdorben, verbrannt, stinkend u. s. w. war.

Daboskrom, den 21, 2, 46. In der letzten Zeit haben wir wieder verschiedene interessante Thiere gehabt, die aber zum Theil schapriet, zum Theil erspriet hirax; z. B. ein Nashornvogel — Buceros thinoceros — ein Paar junge hirax arboreus, Stachelschweine, kleine Affen mit kapuzenartigen Rückchen cercopithecus petaurista — größere junge einer Art, welche die Größe der Paviane hat, und schwarz mit weißem Gesicht und weißer Schwanzspitze ist — Colobus personatus — zwei kleine suchsähnliche Thierchen und eine sehr schöne Gazelle; sie war fast kastanienbraun, hatte eine weiße Brust und bis Bauch, große rundlöffelige Ohren, einen außerordentlichen dicht behaarten, büschelförmigen Schwanz von der Länge fast einer Hand und über das Rückgrat einen weißen Streifen, von welchem nach beiden Seiten wie Rippen andere dergleichen abgingen; das Thier war sehr jung, kaum einen Monat alt, und hatte doch schon eine Höhe von etwa ½ Meter, erreicht daher wohl die Größe einer Hirsches; die Läufe sind dünn und denken auf große Flüchtigkeit; die hinteren kamen mir verhältnißmäßig höher vor, vielleicht daß das Thier besonders zum Springen bestimmt ist. Zuweilen bringen die Neger auch eine Schlange oder ein Chamäleon. Jetzt haben wir nur Hrn. Jäck (wie die Holländer das englische Jack sprechen), einen gemeinen Pavian — cynocephalus sphinx, papio sphinx — den Heusch von Acera mitgebracht hat, und einen jungen Hirax.

Die Hitze ist jetzt außerordentlich, oft habe ich von 11—4 Uhr ununterbrochen das Thermometer nicht unter 50° C., in der Sonne und im Schatten 30—35 C. Gestern wieder Fieber, damit ichs nicht verliere.

Daboskrom, den 2 März 1846. Am Donnerstag ist Heusch wieder von Butry gekommen; er brachte einen angeschossenen Adler mit, der

vielleicht erhalten werden kann. In Butry hat er das Fieber einen Python gesehen, den Hr. von Hiern kürzlich geschossen hat und welcher bei der Dicke eines Mannschenkels 18 Fuß lang war. Den folgenden Tag — den 27sten, 2 — hatte ich wieder Fieber und fürchterliche an Dysenterie grenzende, schon über acht Tage währende Schleimdiarrhöe; ich war so elend, daß ich mich mehr als gewöhnlich auf das Scheiden aus diesem Leben gefaßt machte.

Dabokrom, den 8, 3, 46. Gestern Fieber, häufige Tornados und heftige Regen die in die Nacht; das Thermometer steht in der Sonne 30, 40 und 50° C., im Schatten am Tage 28, 30, 35° C., in der Nacht 22, 25, 28° C., dennoch nicht so fühl, selbst nach starken Regen als wenn der Harmattan geweht hat, oft jedoch noch empfindlich für uns.

Dabokrom, den 16 März 1846. Daß eine derartige Hitze, die sich wie in allen Aequatorialsegenden weniger durch eingene außerordentliche hohe Stundzunhe des Thermometers — wenn gleich man diese leicht ergiebig ersinden könnte, welche man dieser so auffangen, sondern es in der Regel in Europa, selbst oft von Physikern geschieht — sondern durch eine ziemlich flätige, Tag und Nacht sich fast gleich bleibende und nur innerhalb geringer Gränzen schwankende, anschnliche Temperaturhöhe auszeichnet, außerordentlich beschwerlich fallen muß, liegt auf der Hand. Bei der geringsten mechanischen Beschäftigung oder Bewegung, selbst bei etwas eifrigen geistigen Arbeiten, ja sehr oft sogar beim ruhigen Sitzen wird man so von ihr gepeinigt, daß man sie kaum ertragen kann und oft sozusagen aus der Haut fahren möchte; der Schweiß fließt am Körper herunter, wie wenn man mit Wasser begossen würde, man fühlt es, wie er in Rinnchen den Beinen entlang in die Stiefeln läuft, und im Bett sammelt er sich so an, daß man diesen oft mit der Hand ausstreichen muß, wie wenn man das Wasser aus einem Pinsel drückt. Und dabei ist man mit nichts bekleidet als Hemd und Beinkleidern. Uebrigens habe ich die Bemerkung gemacht, daß der Europäer, wenn er frisch von Europa kommt, also noch europäischer Blut, europäische Constitution hat, viel weniger von der Hitze gepeinigt wird, als nach längerem Aufenthalte in der heißen Zone; er erträgt sowohl sie, selbst wenn sie sehr geschwächt, leicht und ohne Beschwerde, als ihn auch die oft plötzlichen Temperaturabnahmen, die kühlen Nächte nach den Harmattans, und die kühlen Luftzüge der Tornados nicht hindern; daß man jene heißen Winde Anfangs gar nicht spürt, sondern nur an den Rollen der Papiere u. dgl. bemerkt, später aber gar sehr den ungesunden Einfluß fühlt, ist schon weiter oben bemerkt worden. Die nämlichen Beobachtungen haben auch andere gemacht und fügen noch hinzu, daß man bei der Rückreise weit später wärmere Kleider anzulegen sich genöthigt sah, als dieß die nur kürzere Zeit aus der gemäßigten Zone entfernt gewesene Schiffsmannschaft that; doch scheint mir dieß im directen Widerspruche mit allen Erfahrungen zu stehen; denn gerade in gemäßigten Breiten erweist der Mensch die Fähigkeit, alle Klimate zu ertragen, hier in hohen oder südlichen wieder verliert und nie erwirbt. Durch längeren Aufenthalt hier gewöhnt sich der Körper an die große Hitze, ohne sie beshalb ertragen zu lernen; darum aber ist ihm auch schon eine geringe Temperaturabnahme empfindlich. Wie könnte man sich aber auch den Durst löschen oder sich abkühlen durch das Trinken und Waschen von und in 28—29° C. warmem Wasser? Selbst früh, aus dem schottigen Walde und tiefen Gruben geholt ist es 25—28° C. warm. Wie könnte man sonst auch des Nachts bei 2, 3, 4 oder 25 Grad frieren, und sich dicht in eine dick wattirte Decke wickeln?! Früher war jede Bedeckung im Bett fast zu viel, selbst bei dieser seltenen niedrigen Nachtwärme, die man jedoch leicht ertrug, da sie der in Europa gewöhnten Temperatur nahe stand; meist ist es weit wärmer, so daß das Bett jetzt oft zur Hölle wird, selbst wenn man ohne Bekeckung darlegt oder sich nur, wie dieß in der Regel geschieht, eines Bettlackes als Decke bedient; doch auch solche ungewohnte Wärme ertrug man durch die eigenthümlicher, noch ungeschwächte, gleichsam elastische Beschaffenheit der Haut, und wußte nichts von schlaflosen Nächten. Wenn ich mich zuweilen längere Zeit, vielleicht 1—2 Stunden hinstreinander, oder an einem Vormittage recht vielemale der Sonnenhitze aussetzen muß — z. B. bei Anstellung und Leitung einer Arbeit, wobei ich viel sprechen und da und dort sein muß, so schaudere ich mich bis zu einem unglaublichen Grade, und die Folge ist in der Regel Uebelbefinden und Fieber. Jedoch erinnere ich mich, daß mich früher dergleichen im mindesten nicht tangiret hat, ja daß ich einst bei den Gruben von 10—3 Uhr in der senkrechten Sonne des April einen Canal, den ich hatte graben lassen, nivellirte, dabei zwar tüchtig schwitzte, aber auch weiter nichts dabei und nachher empfand. Ich bin jetzt genöthigt gewesen, meine europäische Linnenwäsche fast der afrikanischen baumwollenen zu tragen, habe mir aber dadurch eine sehr starke Erkältung zugezogen und drohe mich noch sehr leidend; so empfindlich ist jetzt meine Haut. Im wahren Innern, so wie hier, ist es natürlich viel heißer als am Strande, wo durch die Seebrise und das Meer selbst die Luft sehr abgekühlt wird; der Aufenthalt daselbst ist natürlich viel gesünder und schwächt auch die Haut nicht so in Bezug auf Empfindlichkeit gegen Wärme und Kälte; man findet sich gleichsam um eine Stufe dem europäischen Zustande näher. Die Wahrheit hiervon habe ich an mir selbst und an anderen beobachtet; unter andern fand es Hr. von Hiern, der vor kurzem von Butry hier war, nicht so drückend heiß als wir; er wurde von einem 4stündigen Wege, den wir zusammen zurücklegten, gar nicht angegriffen, während ich wie aus dem Wasser gegogen war und sogleich sämmtliche Kleidung wechseln mußte, dagegen fand er es aber auch freilich so angenehm, daß er im Hemd herumging, da wie und die Glöcke zuknöpfen, und nannte einen Wind, den wir empfindlich kalt und gefährlich zum Erkälten fanden, eine teckere Brise. Dieß ist zugleich ein schweres Argument für die Wahrheit meiner obigen Bemerkungen.

Seit vielen Wochen bin ich entschlich vom „rothen Hunde“ geplagt; das Verhalten der sogenannten Hypoxen kenne ich nicht, wenn sie aber mit dem rothen Hunde identisch sind, so habe ich sie im höchsten Grade. Der ganze Körper ist mit rothen Bläschen und Punkten, oft auch kleinen, eine wässerige Flüssigkeit enthaltenden Blächen, die beim Aufdrücken oder Aufschlagen knallen und mir das schmerzhafte dabei zu sein scheinen; fortwährend wird man von dem unleidlichsten Jucken oder einem schmerzhaften Gefühle belästigt, das entweder dem durch Schlagen mit Nesseln erregten gleicht — oder so ist, als ob der Körper mit kleinen Brand- oder andern Wunden bedeckt sey, die gestoßen oder gebrückt werden; dieß letztere habe ich erst jetzt dabei bemerkt, frühre hatte ich es nicht; es ist unstreitig das Schlimmste bei diesem Uebel, denn es wird beim Liegen und Sitzen, ja bei der geringsten Berührung, z. B. dem Aufsegen eines Armes erregt und gleicht vollkommen demjenigen, welches den an Variolis oder ähnlichem Leidenden diese Krankheiten so peinlich macht. Zwar wird soll allgemein behauptet, der rothe Hund sey gefund oder ein Zeichen der Gesundheit; doch ist dieß grundfalsch, es ist vielmehr ein krankhafter Zustand der Haut, herbeigeführt durch bereu Schwäche, die natürwenig durch die große Hitze, das unmäßige Transpiriren, durch die hiesigen häufigen Erkältungen, Krankheiten und andre Einflüße des Klimae einleiten muß. Was zu dieser unrichtigen Ansicht Veranlassung gegeben hat, ist der Umstand, daß der rothe Hund, wenn man mit ihm einmal behaftet ist, wegbleibt, so wie man krank wird, und wieder kommt, wenn sich die Gesundheit wieder nähert oder eingestellt hat. Im Gegentheil wird man sich fete ohne rothen Hund wohler fühlen und einer vollkommeneren Gesundheit erfreuen. Ich habe z. B. in den ersten 3½ Monaten meines Aufenthaltes in Afrika von ihm keine Spur gehabt, aber doch eine Gesundheit genossen, wie nur immer in Europa; da wurde ich Mitte April wor. J. krank und habe von da an, wo ich davon wieder genoß, den rothen Hund gehabt, bis er in der kühleren Witterung der Regenzeit verschwand. Nach dieser und die ersten Monate der trockenen Zeit habe ich ihn nicht gehabt und mich doch recht wohl befunden, bis ich in der letzten Hälfte des Decembers wieder krank wurde und von wo an er mich auch wieder peinigt. Doch bekommen ihn auch viele, besonders mindere gesunde Personen ohne vorher krank geworden zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 268. 8 November 1852.

Die drei Hauptheiligen der Vereinigten Staaten Nordamerika's.

Federzeichnung von C. Silas.

Misce stultitiam consiliis brevem.
Dulce est desipere in loco.
Horat.

Mens' in weiseren Ernst wenige Thorheit ein:
Süß ist albernes Thun zur Zeit.

Nichts überrascht einen Beobachter der Menschen, dem vorher St. Petersburg näher bekannt wurde, in Newyork mehr, als die Menge der zwischen beiden Städtebevölkerungen obwaltenden Aehnlichkeiten, bei mancherlei starren Gegensätzen. Zu den ersteren gehört auch der eigenthümliche Mangel an einer öffentlichen Geselligkeit, wie solche in etlichen Ländern Europa's, namentlich im Süden zu finden ist, und die dem Nichteinheimischen so überaus wohl thut. Um sich zu vergnügen zieht sich indessen der Petersburger doch gerne in Familien- und Bekanntenkreise zurück; er ist ursprünglich geselliger Natur, was sogleich aus dem Bau seiner Wohnhäuser erkennbar wird, die den socialen Stempel an sich tragen. Ganz anders und entgegengesetzt zeigt sich unter gleichem Verhältniß der Newyorker; er erscheint gewissermaßen schon durch eine charakteristische Monotonie der Wohngebäude auch zur häuslichen Fortsetzung der Ungeselligkeit angewiesen, denn die Räume sind durchweg nur für den Familiengebrauch eingerichtet, der Gastlichkeit und Geselligkeit keinen Spielraum im europäischen Sinne darbietend. Der gleiche Mangel an eigentlicher, öffentlicher Geselligkeit bringt also keineswegs gleiche Resultate hervor in St. Petersburg und Newyork. Er macht die Petersburger gesellig, während die Newyorker mit angelsächsischer Starrheit an der alten Isolirtheit lieben bleiben, meist als engherzige Dollarjäger, mit denen man sich so schwer amüsirt wie der Heitere mit Pedanten, der Poetische mit Utopisakern, der Idealist mit dem Materialisten, der Gesellige eben mit dem Ungeselligen.

Gleiche Leiden bringen Menschen fast noch leichter einander näher als gleiche Freuden, und das Leiden der Langeweile verschaffte mir in Newyork gelegentlich auch die Bekanntschaft eines umherwandelnden Recensenten-Exemplars, dessen europäische Nordlandsnatur der angelsächsischen Zähigkeit, die sich im Yankeeleben ausspricht, überdauernden Humor entgegensetzte. Wir trafen uns in einer Restauration, wo ich bisweilen Kaffee trank, um einem Bekannten zu begegnen, der eben auf sich warten ließ und mir dadurch die nicht eben sehr angenehme Aufgabe stellte: ein Rudel Broadway-Loafers kauen, rauchen, spucken, Brandy trinken und sich auf Tischen und Stühlen herumrekeln zu sehen, wobei die famose Yankeepostur: Beine höher als der Kopf, oder wenigstens diesem gegenüber zu placiren, natürlich eine Hauptrolle spielte. Ehe ich noch mehrfach in Yankeekösse geblickt hatte, imponirte mir das bei Einnahme erwähnter Hauptposition immer beobachtete Stillschweigen der Positionskünstler. Ich grübelte indessen gelegentlich darüber nach, anatomistirte mehrere Köpfe solcher Künstler und fand, daß eben auch nur höchstens — Dollarberechnungen und Speculationen darin standen. Seitdem waren sie mir so langweilig und ekelhaft wie die Tabakkauer und Spucker, welche ich so ziemlich mit der Straßenpolizei in Portopolis[1] rangirte.

Mit den gewöhnlichen Eingangsworten: „Sie sind gewiß ein Deutscher!“ eröffnete der erwähnte Recensent ein Gespräch mit mir, das einen ungemein heitern Fortgang nahm. Er gab mir mehrere höchst pikante Schilderungen aus dem ungeselligen Gesellschaftsleben in den Vereinigten Staaten, die er durch eine lange Reihe von Jahren genau kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte, und es waren dabei seine leitenden Gedanken etwa folgende:

Die Menschen bedürfen der Götter, und da die Amerikaner als Christen nur einen Gott haben können, so machen sie sich Nebengötter oder Heilige, die dann einen größern oder geringern Grad von Gewalt oder Einfluß auf sie ausüben, wenn sie nicht von ihnen als Mittel zur Befriedigung ihrer Leidenschaften benutzt werden. So wirkt diese Heiligengewalt doppelt: einmal durch sich selbst, zum andernmal durch gefälschte Benutzung derselben Speculanten.

Als Hauptheilige stellte der Recensent ein Trifolium hin, dessen Wirksamkeit er auf die ergötzlichste Weise zu erklären wußte. Ich will versuchen wiederzugeben, was derselbe über den directen Einfluß dieses Kleeblattes auf sein eigenes Leben in Amerika erzählte, obschon es mir nicht gelingen kann, den leichten, angenehm scherzenden Ton ganz zu treffen, welcher seinen Mittheilungen einen unnachahmlichen Reiz verlieh. Persönliches mit Stimme und Vortrag vermögen ja auch sogar Stenographen nicht wiederzugeben.

Als ich nach Nordamerika kam, so sagte ungefähr mein Gewährsmann, war ich im Besitze hinlänglicher Geldmittel, um völlig unabhängig leben zu können. Meine alleinige Absicht war darauf gerichtet: Land und Leute kennen zu lernen; besonders interessirte mich der Einfluß den die politischen Institutionen etwa auf die Bevölkerung ausüben. Bald gewahrte ich, daß man als Reisender nur sehr oberflächliche Erfahrungen machen kann, daß

[1] Portopolis ist der Spitzname für Cincinnati, wo — wie in den meisten andern Städten Nordamerika's — die Schweine im Herumlaufen das Amt der Straßenreinigung besorgen. A. d. B.

man oft gefliſſentlich zur Hervorbringung günſtiger Urtheile hintergangen wird und durchaus engeres Anſchließen an die Menſchen erforderlich ſey, um tiefere Blicke zu thun. Ich gab darum demnächſt das Hotelleben auf und wandte mich den Boardinghäuſern zu, wobei mir ſofort der amerikaniſche Heiligendienſt ziemlich lebhaft aufſtel und auf den Hals ſprang. Zuerſt war es St. Cuſtom (das Herkommen), deſſen gewaltige Macht ich kennen lernen ſollte. Es wurde ſklaviſche Unterwürfigkeit auch von mir unter dieſe Herrſchaft verlangt. Der geringſten Abweichung von den getroffenen Anordnungen des Hauſes, dem kleinſten Verſtoß gegen die geltenden Vorſchriften, wurde ſtets ein lakoniſches „That's not Custom in this country," oder „in this house" entgegengeſetzt, und ohne Fügſamkeit und Aufgeben europäiſcher Anſichten oder Gewohnheiten war durchaus nicht ſeetig zu werden. Verſäumte ich z. B. die Eiſchreit nur um eine Viertelſtunde, ſo hatte St. Cuſtom mit ſolcher Gründlichkeit Schüſſeln und Teller geleert, daß mir nur Faſten oder der Beſuch eines Speiſehauſes übrig blieb, wo St. Cuſtom immer offene Tafel geſtattete. Jedem Aufkommen einer Privatneigung in unſern Boardinghäuſern, ſtemmt ſich ſofort St. Cuſtom vermittelſt der Einſaſſen mit anerkennenswerther Zähigkeit entgegen. Jede thatſächliche Abſchweifung wurde mit ächt angelſächſiſcher Hartnäckigkeit bekämpft und abgewieſen. Dabei aber ertönte jedoch unabläſſig die feſte Verſicherung: „We live in a free country;" die Freiheit beſtand darin: den Vorſchriften des St. Cuſtom nachleben zu müſſen, wenn man mit den Lebenden leben wollte. Den Ukaſen der ruſſiſchen Zaren zu entſchlüpfen, erſchien als Kinderſpiel gegen den Verſuch die Verordnungen des St. Cuſtom zu umgehen, der obendrein in der St. Faſhion eine Vizepräſidentin zur Seite ſtehen hatte, namentlich wo ſich um Dinge handelte, bei denen das ſchöne Geſchlecht beſonders ins Spiel trat. Da gab es faſhionable und unfaſhionable Stunden zum Beſuch von Promenaden und dergleichen; ja die Seite der Straße, wo promenirt werden ſollte, war genau beſtimmt und alle Theile des Anzuges, der hochwichtige Dreß, bis auf die Halstuchſchleifen hin, erſchienen dabei auf das ängſtlichſte vorgeſehen, ſo daß ein deutſcher Hofceremonienmeiſter aus dem vorigen Jahrhundert ſeine Herzensfreude daran gehabt haben müßte. Jedem Verſtoße folgte die ſtrenge Rüge auf dem Fuße: „that's not fashionable!" und beharrliche Sünder verfielen in einen Bann, gegen den ein päpſtlicher Kleinigkeit genannt werden muß. Der über die Excommunicirte wird wie das räudigſte aller Schafe geſtoßen, und man kann in faſhionablen Kreiſen weit eher im Verdachte ſtehen „infidel" zu ſeyn, als für einen beharrlichen Verläugner der Faſhionsgeſetze zu gelten, um noch immer umgangbar zu werden.

Als ich eine feine Weile gebaardet und mit allerlei Boardern ziemlich anſehnliche Maſſen Salz gemeinſchaftlich verzehrt hatte, als man mir das A B C der Geſetze des St. Cuſtom und der Sta Faſhion nicht nur beigebracht, ſondern auch meine Unterwerfung darunter ziemlich vollſtändig bewerkſtelligt, rieth eine wohlgeſinnte Perſon: „You must do any business, it is the custom in this country and our fashion demands it!" Wenn die Amerikaner von der Generalregel des beliebten help yourself abweichen, ſo pflegen ſie zwar beim guten Rathe in Worten, die kein Geld koſten, ſtehen zu bleiben; allein man erwehrt ſich ihrem Anbrängen zur Ausführung ſehr ſchwer, weil ſie es häufig verſtehen, da wo ſie kein Geld geben, doch welches ſelbſt zu machen. Daher kamen denn auch allerhand Partnerſhipvorſchläge, die ich jedoch von der Hand wies, indem ich behauptete: mein Geſchäft beſtehe eben darin, Land und Leute zu ſtudiren. Es wurde darauf eingewendet: „dieß ſey kein Buſineß, dabei verzehre man nur Geld, gewinne aber keines."

Umſonſt war es, den Amerikanern einen Begriff vom geiſtigen Gewinn zu geben, ſie blieben insgeſammt dabei, nur Geldgewinn ſey wirklicher Gewinn, und ich würde das Vertrauen der Amerikaner erſt dann recht erlangen, wenn ich mich zu einem ordentlichen Buſineß entſchlöſſe.

Da mir nun ſehr darum zu thun war, ſo tief als nur irgend möglich in die hieſigen Verhältniſſe einzudringen, ſo blieb zuletzt nichts übrig, als auch hierin dem St. Cuſtom und ſeiner Patronin Sta Faſhion zu gehorchen. Ich ſchrieb einige Aufſätze für Zeitſchriften, und galt nun als „Author", was meiner Umgebung erſichtlich keinen ſonderlichen Begriff von meiner Verſtandeskraft gab; einige der nächſten Bekannten ſagten mir ganz offen, „ich hätte das ſchlechteſte Buſineß ergriffen, indeſſen ſey es doch beſſer als gar keines." Dieſe üble Meinung wurde noch ſehr geſteigert, als ich mich weigerte gegen gewiſſe Bezahlung Artikel zu ſchreiben, wie ſie von mir verlangt wurden. Dem einen ſollte ich die Saſſaparilla lobpreiſen, welche er verkaufte, der andere wollte ſeine indianiſchen Kräuterpillen herausgeſtrichen haben, der dritte verlangte von mir eine Lobeserhebung des Temperanzgeſetzes, während ein vierter mir zumuthete, ich ſollte den General X als Präſidentſchaftscandidaten bis in den Himmel erheben, welchen ein Fünfter als notoriſchen Schuft dargeſtellt ſehen wollte, gegen ganz anſehnliches Honorar. Alle aber betheuerten auf meine Gegenvorſtellungen: dieß ſey alſo vom Cuſtom und der Faſhion hergebracht, und als ich meine Unfähigkeit bekannte: ohne eigene, innere Ueberzeugung für oder gegen etwas zu ſchreiben, zuckte man mitleidig die Achſeln, und ich habe alle Urſache zu glauben, daß ich von ihnen für einen completen „Idiot" angeſehen wurde. Trotz alledem und alledem blieb ich bei dieſem Buſineß, das mir nichts als dieſe Geringſchätzung einbrachte, denn der Schriftſteller wird in Amerika nur geſucht und bezahlt, wenn er ſich in die Verhältniſſe fügt und ein wenig Lakeienblendt nicht ſcheut. Ich ſollte, mußte nun einmal ein Buſineß haben, und ſo blieb ich um ſo mehr bei dieſem, als es mir zur Bekanntſchaft einer Dame verhalf, die ſelbſt ſchriftſtellerte, hübſch, unverheurathet und dem Vernehmen nach ſehr reich bei vollkommener Unabhängigkeit war. Miß Clara N. nahm meine Huldigungen ſehr gnädig auf; bald durfte ich mich unter die Begünſtigten in ihrer Nähe zählen, und ihre ſchönen Augen ſachten endlich ein ſolches Feuer in mir an, daß es zu einem förmlichen Heurathsantrage kam. Dieſer wurde angenommen, und ſo hatte mir denn der zweite Haupttheilige in den Vereinigten Staaten, St. Buſineß, zu einer vortrefflichen Gelegenheit verholfen, auch noch den dritten Großheiligen, St. Show, von einigen recht intereſſanten Seiten kennen zu lernen, obgleich mein Buſineßdienſt — wie angedeutet — nach amerikaniſchen Anſichten nur ein ſehr unvollkommener geweſen war. Nicht nur, daß der aufgezeichnet ſchöne Teint meiner Frau, wie noch gar manches Aeußere an derſelben, ſich als Huldigung der St. Show erwies, auch ihr ſanftes Weſen, das ſie ſtets in Geſellſchaft zeigte, war eben nichts anderes, gehörte gleichfalls zum Tempeldienſt des letztgenannten Heiligen, der mir oft als ein recht wunderlicher erſchien und ſehr viel Taſchenſpielerartiges an ſich hatte. Man glaubt dabei Schönheit zu erhaſchen, und es findet ſich, daß in Wirklichkeit nur Häßlichkeit vorhanden iſt; gar mancherlei erſcheint als höchſt materielle Realität, wie z. B. angenehmer Embonpoint u. dgl., während in der That nichts als leere Spiegelfechterei, hohle Fiction und Seifenblaſerei in etwas Watte oder

in kunstreichsten Luftkissen und derartigem vorhanden ist. Die Zeiten der Zauberei scheinen zurückgekehrt in einem Lande, wo man doch so eifrig dem Materiellen hingegeben erscheint! Der alte Fürst Rübezahl in den Sudeten mit seinen Verwandlungen der Goldstücke in Blätter dürren Laubes wird zum Stümper in der Hexerei, wenn die Verwandlungskünste amerikanischer Ladies dagegen gehalten werden. Die liebenswürdige Miß Clara N. überbot sich noch an Liebenswürdigkeit als Mrs Henry C**ff.[1], sobald irgend ein Fremder zugegen war, während sie in unserm Hause ohne fremde Zeugen das eigensinnigste, herrischste Wesen annahm, das sich nur denken ließ, und es wurden da an ihr die tiefen Schattenseiten amerikanischer Erziehungsweise recht sichtbar, demzufolge Kinder durchaus in allem ihren Willen haben müssen. Die rasende, von keiner Selbstbeherrschung gezügelte Sucht zu gefallen, ruft sehr häufig eine angedeutete, kobolttartige Heuchelei der Gesellschaft gegenüber hervor, welche mit extremen Sprüngen umzuspringen pflegt.

Unter solchen Verhältnissen wurde ich selbst mit in diese Anbeterei des St. Show hineingerissen; im Falle einer Widersetzlichkeit und Widerspenstigkeit würde ich als infidel, ungenteel, unpropre, unfashionable und die Götter mögen wissen als was sonst noch verschrien worden seyn, das sich mit in oder un anfängt. Hätte ich, um durch Beispiele zu reden, meine Frau nicht allsonntäglich dreimal zur Kirche führen wollen, die sie wirklich nur besuchte, um ihren „Dreß" zu zeigen, also um St. Show zu opfern, so wären mir ganz unausbleiblich die Prädikate infidel und unpolite zugleich von aller Welt, mit der ich doch leben mußte, an den Hals geworfen worden. Ohne mich den Besuchern unsers Hauses stets als ersten Kammerdiener und Lakeien meiner Frau zu repräsentiren, würde jedermann mich mindestens für unfashionable erklärt haben, obgleich hinter meiner Dienstfertigkeit nichts als Huldigung des St. Show lag; denn ich schmeichelte mir damit, allzeit hinter diesem Zwang in Wirklichkeit selbständig zu bleiben, wenn auch etliche todsmäßige Bekannte behaupten wollten, ich mache nur die Faust in der Tasche. Jede Beschränkung der wirklich auffallenden Putzsucht meiner Ehehälfte hätte sicher nur als ungenteel gegolten, und die Einführung der Cigarre in den Parlour als unpropre, obschon meine Fügsamkeit nach diesen Seiten hin gleichfalls zum größten Theil nur äußerer Dienst der St. Show genannt werden konnte, da ich den Ausgaben für Putz durch allerlei Tricks entgegen zu arbeiten wußte und in Abwesenheit von Besuchern durchs ganze Haus rauchte. Wenn von mir endlich der Verzicht unseres einzigen Töchterleins beharrlich entgegen getreten worden wäre, dem jedergelt alles nach dem kleinen, von der Frau Mama ererbten Stumpfsopfchen gehen mußte, wie entschieden unsinnig es auch seyn mochte, das stets gleich einer Modepuppe auf Gemäldlantenweise herausgeputzt erscheinen mußte, um aller Welt auf eckelhafte Weise präsentirt zu werden, so hätte ich sicher für den allerärgsten Barbaren gegolten, der seine bedauernswerthe Familie unglücklich mache, und für den der Ausdruck unbecoming viel zu gelind erschien. Kurzum, die Wucht der vierthalb Hauptheiligen der U. S.[1] mit Gefolge eines ganzen Schwarmes von Nebenheiligen lastete schwer auf mir Armen, der ich meine europäische Wohlbeleibtheit sehr bald gegen das windspielartige amerikanischer gutdrefsirter Ehemänner vertauschte und dahin schlich als ein Schemen. Da veranlaßte St. Custom eine Wendung meines Geschickes. Vorher schon anhaltend mit der amerikanischen Modekrankheit Dispepsie geplagt, folgte meine holde Gattin dem Gebot des eben genannten Oberheiligen, legte sich aufs Krankenbett, wollte nur von angloamerikanischen Aerzten behandelt seyn, wehrte sich dabei mit Entschiedenheit gegen die Autokratie eines eingelnen, und bestand durchaus auf demokratischer Consultation mehrerer, demgemäß viele Köche endlich den Brei dermaßen verdarben, daß der Tod der Patientin als Kunstresultat erschien. Sta Fashion verlangte, daß ich eine Trauerreise unternehme, wozu St. Bußneß einen passenden Vorwand gab, indem die Untersuchung der Wohlthätigkeitsanstalten Nordamerika's und Vergleichung derselben mit denen der alten Welt als trefflicher Stoff zur Herausgabe eines Buches erschien. Eine solche Beschäftigung schien so passend zur Ueberwindung eines trostlosen Zustandes, daß St. Show nicht besser abgefunden werden konnte.

Mein Töchterchen habe ich den Händen einer tüchtigen deutschen Erzieherin übergeben, die seiner Verzogenheit schon Zaum und Zügel der Civilisation anlegen wird, und so finden Sie mich dann nach einer Reihe von Jahren hier auf dem Schauplatze meines ersten Auftretens in Amerika, gewitzigt durch vielerlei Erfahrungen, und entschlossen einen Besuch in Europa abzustatten, um vermuthlich mit neuem Muth zum Hierbleiben in den Vereinigten Staaten von dort zurückzukehren. Denn einmal gewöhnt an die völlig freie Bewegung in politischer Beziehung hier zu Lande, bin ich gesaßt darauf, durch das freiere Gesellschaftsleben in Europa nicht dafür entschädigt zu werden.

Am Schlusse seiner pikanten Mittheilung sagte meine Bekanntschaft noch besonders zu mir: „Wenn Sie etwa daran denken sollten, meine Geständnisse drucken zu lassen, wie ihr Literatenvolk dieß nun einmal so zu treiben pflegt, mit allem was euch vor den Schnabel kömmt, so vergessen Sie nicht, sich vorher in Bezug auf die Amerikaner an folgende wahre Anekdote zu erinnern: ein reicher Newyorker kauft allerlei Bilderkram zusammen, und glaubt lauter Originale guter Meister zu erwischen. Letzthin lud er mich ein, ihn zu besuchen, um einige Gemälde zu besehen, die ihm als Originale zum Kauf angetragen worden waren und worüber er meine Meinung hören wollte. Er endete seine Einladung mit den Worten: „ich bat gestern Mr. Z. die Bilder zu sehen, und denken Sie sich nur: der Narr hält sie für Copien!" Der Amerikaner, welcher einen Spiegel kauft um sich darin zu beschauen, will durchaus von demselben geschmeichelt seyn; das merken Sie sich!"

Ich wußte das längst und mache daher meine Federzeichnungen nur für Europa.

Eisenbahnen im westlichen Indien.

Nicht bloß in Bengalen, wo die Natur des Landes die Anlegung von Eisenbahnen mehr begünstigt, auch im westlichen Indien von Bombay aus haben die Eisenbahnen begonnen. Nach den Indian News vom 29 October ist die ganze Linie von Bombay nach Callian jetzt an die Unternehmer vergeben, das Capital eingezahlt und die Arbeiten auf drei verschiedenen Punkten begonnen. Callian liegt so ziemlich am Fuße der Ghats, d. h. der Berge, die in geringer Entfernung von der Küste hinlaufen; jetzt sollen auch diese Ghats überschritten werden. Die vorläufigen Aufnahmen im Innern sind schon beendet. Mit dieser Bahn gelangt man in das bedeutendste Baumwollenland Indiens, von der bisher die Baumwolle auf Büffeln nach Bombay geschafft wurde. Die Ausdehnung des Baumwollenabsatzes, wenn man die wohlfeile Fracht der Eisenbahnen berühren kann, läßt sich noch gar nicht bemessen.

[1] Die Fashion scheint vor, daß ein Weib bei der Verheirathung Vor- und Zunamen ihres Mannes annehme. Miß Clara N. wurde also durch ihren Mann zur Mrs Henry C**ff umgeschaffen. D. B.

[1] U. S. für united states — Vereinigte Staaten.

Chronik der Reisen.

Kieslers Aufenthalt an der afrikanischen Westküste.

Dritter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Dem rothen Hund gesellt sich ein anderes Uebel bei, welches, so einfach es auch erscheint, vielleicht auch ist, dennoch zu den qualvollsten gehört; es ist dieß eine Entzündung der behaarten Stellen, besonders unter den Armen, unter Ausschwitzung einer feinen, glänzenden, klebrigen Feuchtigkeit, welche beim Trocknen die Haut krustenartig befleidet, die feinen Haare zu Resseln, dicken Hörnchen zusammenleimt und auf der Wäsche Flecke macht, als ob man sie mit Gummi Arabicum benetzt habe, so steif, durchflechtig und gelblich erscheinen sie; ich habe diese krankhafte Erscheinung an mir besonders in der letzten Hälfte der Tage und in den Nächten nach den Tagen bemerkt, an welchen ich mich besonders stark erhitzt, sey es auf was für eine Art, oder eine außerordentliche Hitze herrschte; doch auch wenn beides nicht der Fall war, und nach Alteration, Aergerüberhaupt heftigen inneren Bewegungen unangenehmer Art. Sowohl wenn die Feuchtigkeit noch ausschwitzt als auch wenn sie abgetrocknet ist, empfindet ich den heftigsten, qualvollsten brennenden Schmerz, den man sich nur vorstellen kann; ich bin wie gelähmt, denn ich muß, um ihn nur einigermaßen zu ertragen, die Arme den Schultern gleich in die Höhe heben und auch so wie gekreuzigt auf dem Rücken im Bett liegen; ich möchte oft schreien, und alle Gründe, die ich mir selbst vorsage, reichen oft nicht hin, diese Qualen auszuhalten. Es gibt gewisse Grade der Nervenaffection, wo der Mensch das menschliche trotz aller Moral und Philosophie nicht bekämpfen oder besser verläugnen kann.

Der Knippshäuser ist endlich den 11 Mai in Arim arrivirt, morgen wird er in Dixcove seyn, und Hrusch dahin und nach Butry gehen, weil Geräthschaften für uns an Bord sind; zwei große Briefpakete sind schon den Freitag nach Elmina, und ich kann, wenn, wie ich hoffe, dabei etwas endlich für mich ist, dieß morgen erwarten.

Dobotkom, den 19, 3, 46. Ich habe mehrfach schon die an Höhe und Umfang wahrhaft gigantischen Bäume der hiesigen Wälder erwähnt; am meisten zeichnen sich darin die Copolbäume aus, doch stehen ihnen viele andere, z. B. Eisenholz, Cantá-, Abokro- und viele dergleichen, oft sehr schönes, dichtes und festes Holz liefernde Bäume nicht nach; ich habe mir nach der Ihre, welche dem Kilometer Bergkonfes zu Grunde liegt, ein Instrument zu ungefähren Höhenmessen construirt, und mit ihm gefunden, daß die hier herumstehenden Bäume 100, 150 und 180 Fuß hoch sind, und dieß sind nicht etwa besonders hohe, sondern nur gerade hier in der Umgebung sich in dem Walde auszeichnende; es gibt deren noch weit höhere. Was sie besonders imposant macht, ist die Stärke derselben (5′—15′ und mehr im Durchmesser), und die ungemeine Regelmäßigkeit und Schönheit, mit der sie bis zu dem, eine schöne volle Krone bildende Gipfel ihre riesigen Stämme emporstrecken. Auch sind sie keinesweges Seltenheiten, sondern sie füllen die hiesigen Wälder, zuweilen mit prächtigen Guttiaden der verschiedensten Lianen gepaart.

Nicht durch Höhe, aber durch seine Eleganz und Riesenblätter zeichnet sich der Pitong aus. Kürzlich hatte ich ein solches Blatt gemessen, es war drei Metres lang und in der Mitte 0,80 Metre breit, konnte also einen großen Mann vollkommen bedecken; der Stiel hatte unten 0,12 Metres, oben 0,02 Metres in Umfang. Ich habe mich selber vergeblich bemüht, die riesige, violettrothe, aber äußerst schöne Blüthe zu trocknen, die sich besonders schön ausnimmt, wenn sich schon die zierliche Frucht in vielfachen Reihen, wie volle Epauletts, angesetzt hat. Unter den Blumen zeichnet sich eine große weiße Lilie mit Bamillengeruch aus, so wie eine brennendrothe Lilie[1] mit schilfartigen Blättern.

Merkwürdig ist, daß oft die größten Bäume sich mit den kleinsten Blättern belauben; sie müssen zu den Reagien gehören und sind diejenigen, deren horizontale Ausbreitungen den tropischen Landschaften einen so eigenen Typus geben. Auch die oft fußbarken Lianen haben zuweilen die kleinsten zierlichsten Blätter, doch gibt es auch andere mit großen, dicken, wie von Wachs, und besonders eine Art mit 1—1½′ langen und ½—¾′ breiten, die eine besondere Zierde der Wälder bilden, wenn sie sich wie eine Laubpyramide an den Riesenbäumen hinaufwinden.

Dobotkom, den 23, 3, 46. Jedem, der sich in fremden Ländern aufgehalten hat, wird bekannt seyn, wie schwierig und langwierig es ist, sich auch nur einigermaßen mit den Sitten und Gebräuchen der Bewohner derselben bekannt zu machen; diese Schwierigkeiten treten bei den hiesigen wilden und fremdartigen Volke umsomehr entgegen, da seine Sitten und Gebräuche der Art und so abweichend von denen der civilisirten Nationen sind, daß man sich von der geistigen Folgerung und Verbindung ganz verlassen und einzig auf das mühselige Zusammentragen einzelner Erfahrungen angewiesen sieht. Unkenntniß der Sprache und Mißtrauen tragen hier nur zu sehr das ihrige bei; daher wundere man sich nicht, wenn hier zuweilen ziemlich viel Bemerkungen kommen, die vielleicht viel früher erwartet wurden, sich auch da weit besser angeschlossen hätten, umsomehr, so ich ausserordentlich gewissenhaft, ja geübt in meinen Beobachtungen bin.

Schon früher habe ich die durchgehende bei den guineischen Negern und selbst den Gfärbten gebräuchliche Sitte erwähnt, ihre Todten in den Wohnungen zu begraben. Reichen und Vornehmen, d. i. Gabesser's, vielleicht mehr oder weniger jedem Neger, wird die Hälfte bei von ihm bei Lebzeiten besessenen Gottes, ferner Spiegel, allerhand Panje, Waschdecken, überhaupt von allem etwas mit in das Grab gegeben, was ein Neger im Leben braucht, um damit in dem dortigen Leben gleich versehen zu seyn und keinen Mangel daran zu haben. Früher an der Küste allgemein, jetzt aber durch die Europäer verhindert, jedoch in Aschanti, Apollonia u. s. w. noch ungeschrt in Gebrauch ist die Sitte, die Lieblingssklaven und Sklavinnen des Verstorbenen zu tödten, und denn ihm als Pfühl, worauf sein Sarg zu ruhen kommt, in das Grab zu werfen, so wie darauf auf dem Grabe eine Anzahl sie nachdem der Verstorbene begütert war, 100—1000 zuweilen) Sklaven zu opfern (mit Knitteln oder Aexten zu erschlagen), die aber entweder liegen bleiben oder dahin und dorthin geworfen werden, wo sie unter freiem Himmel verwesen. Im Geheimen wird diese Sitte wohl noch in den die Oberherrschaft der Europäer anerkennenden Distrikten, selbst in Elmina ausgeübt.

Ist in den Häusern für einen Verstorbenen kein lediger Begräbnißplatz mehr, so kann er an dieser Stelle begraben werden, wo der am längsten Verstorbene liegt, wenn nämlich das nunmehrige Haupt der Familie — der die Pflicht des Begrabens auch obliegt — glaubt, daß dieser gänzlich verwest sey; in diesem Falle hat dieser auch das Recht, das mit jenem damals ‚vergrabene Gold an sich zu nehmen, thut er dieß früher, selbst wenn er ganz verarmt und in Schulden ist und sich dadurch wieder könnte emporbringen, so tödtet es der Sammon des Begrabenen. Nicht nur den Gabesser, sondern jedem Neger wird die Hälfte seines Goldes, Panje u. s. w. mit in das Grab gegeben; zuweilen gibt ein reicher Verwandter etwas dazu hin, wenn der Verstorbene nichts besaß, in welchem Falle auch oft allerhand Goldgeräthen zusammengebrgt werden, um die Leiche im Sarge zu schmücken, doch entfleidet man diese vor dem Begraben wieder davon.

Die bei Gelegenheit des Begrabens eines Gabesser zu opfernden Sklaven und Sklavinnen werden durch Schläge mit Elephantenjähnen ins Genick getödtet; den auf dem Grabe so getödteten Sklaven schneidet man den Kopf ab; besaß der Verstorbene viele Sklaven, z. B. in verschiedenen Kroms, um für ihn dazu arbeiten, zu handeln u. s. w. so werden auch von diesen einige geopfert — außer denen für das Grab und auf dem Grabe — und in den Wald geworfen oder aufs Feld, oder auf derselben Stelle liegen gelassen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Steine vom Grabe Davids sind in Louvre angekommen, und vorerst im ägyptischen Museum niedergelegt worden. (Fr. Bl.)

[1] Das ist der sogenannte Cardinalshut, sein Same sind die Magnatsbündeln.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 269. 9 November 1852.

Ethnographische Streifzüge ins Alterthum.

II. Die Philister.

Wir können nicht umhin über den Gang, den wir mit diesen Betrachtungen einschlagen, einige Aufklärung zu geben, da derselbe allerdings oft nur an einem sehr dünnen Faden zusammenhängt. Wir haben zuerst die unmittelbar nördlich vom Kaukasus wohnenden Völker in Betracht gezogen, und sind allmählich darauf hinausgekommen, den ganzen Zug der arischen Stämme vom Quellland des Orus und Jaxartes nördlich vom kaspischen Meer bis nach der Spitze der Ostsee ins Auge zu fassen; dann haben wir die Unterbrechung des Zugs durch den Einbruch der finnischen Stämme geschildert und sind ins Heimathland des arischen Stammes zurückgegangen. Dieser hat sich, wie nach Nordwesten, so nach Südosten und Südwesten ausgebreitet, und trifft auf letzterem Zuge mit den Hamiten, d. h. mit dem rothen äthiopischen Stamme zusammen, welcher Südarabien erfüllt, und dem das Hochland von Sennaar in Aethiopien, wie die weite Ebene von Sinear in Mesopotamien angehört. Bei der Besprechung der mesopotamischen Alterthümer haben wir auf dieß Zusammentreffen der Hamiten und Arier im Lande zwischen Tigris und Euphrat aufmerksam gemacht. Die Arier haben diese Länder nie anders denn als Eroberer betreten, und sich nie dauernd in denselben angesiedelt; die Hamiten aber sind zurückgewichen, verdrängt durch die Semiten, über deren Entstehung wir bis jetzt nichts bestimmtes wissen. Ist es eine Mischrace, worauf die in der Bibel erhaltene Sage hinweist, derzufolge Söhne der Götter herabstiegen zu den Töchtern der Menschen? Wir wissen es nicht. Es verlohnt sich aber der Mühe, das was wir davon wissen können, zu verfolgen, und wenigstens das Zurückweichen der eigentlichen Hamiten, ihre Bewältigung oder Verdrängung durch die Semiten zu zeichnen, denn darüber liegen uns manche Sagen und Andeutungen vor, die man nur zu sammeln braucht, um daraus wenigstens die Umrisse eines Gesammtbildes entwerfen zu können. Noch ist aber dieß Studium zu jung, die nüchterne Zusammenstellung keineswegs vollständig, Räth hat über manches mehr Ansichten als Beweise aufgestellt, und wir müssen uns vorerst noch auf einzelne Punkte beschränken. Zu den wichtigen rechnen wir die Philister, die von mehreren mit den Pelasgern gleichgestellt und zu einem indogermanischen Stamm gemacht wurden, eine Annahme, der ihre Lage geradezu widerspricht, um so mehr, da an der Verschiedenheit der Philister und Phöniker kein Zweifel bestehen kann. Das Volk der Philister ist untergegangen, nur der Name ist in dem Worte Palästina, aber in einem viel weitern Umfang als im Alterthum, zurückgeblieben.

Wir ziehen hierüber ein jüngst erst erschienenes Werk von Stark, Professor der Philologie in Jena, zu Rathe. Dasselbe führt den allgemeinen Titel: „Forschungen zur Geschichte und Alterthumskunde des hellenistischen Orients," und den besondern: ‚Gaza und die philistäische Küste." Der allgemeine Titel zeigt, von welchem Gedanken der Verfasser ausging: er wollte die eigenthümliche zu so seltsamen Erscheinungen führende Verbindung hellenischen Lebens und hellenischer Weltanschauung mit denen des Orients schildern, ein Thema, das in unserer Zeit, wo der Occident wiederum, aber in einem bei weitem größeren Umfang als vor 2200 Jahren, über den Orient sich zu ergießen droht, ein besonderes Interesse darbietet. [1] Wie es bei solchen Studien gewöhnlich geht, so führt immer eines aufs andere: die in so mannichfacher Beziehung interessante alexandrinische Epoche, wo das gelehrte Wissen der Alten kritisch verarbeitet wurde, wo der Hellenismus, d. h. die occidentalische Bildung der damaligen Zeit, wohl einen stillen keineswegs unmächtigen Gegner in dem altägyptischen Wesen, seinen mannichfachen Kenntnissen, seiner Mythologie und Weltanschauung fand, aber auf keine gewaltsame Reaction stieß, führte nach Syrien, und namentlich nach Palästina, wo der occidentalische Geist mit dem orientalischen, namentlich mit dem starren Monotheismus der Juden, in einen furchtbaren Conflict kam, welcher geraume Zeit, namentlich unter den Makkabäern den Hellenismus mit dem Untergang bedrohte. Das Heldenthum der übrigen Völker Syriens konnte sich mit dem Polytheismus der Griechen versöhnen, das streng monotheistische Judenthum nicht, und dieß gibt dem Kampf der Juden unter den Makkabäern gegen die Griechen, wie dem spätern Kampf gegen die Römer, der mit dem Untergang des jüdischen Staats endete, seine welthistorische Bedeutung, und so engbegränzt der zweite Titel des Buchs „Gaza und die philistäische Küste" seyn mag, so erkennt man doch die weitgreifende Wichtigkeit des Gegenstandes, so wie die Richtigkeit der Bemerkung des Verfassers, daß er sich vor Abschweifungen in nahe gelegene Gebiete besonders zu hüten gehabt habe.

Die Stellung des Landes zwischen Joppe (oder weitestens dem Karmel) und Pelusium zu Aegypten, zu Judäa, zum übrigen Syrien war eine so eigenthümliche, daß der Verfasser unmöglich erst von der Zeit Alexanders ausgehen konnte, sondern in die ältere Zeit zurückgehen mußte. Daher bespricht er „die

[1] Wie wir wissen, beschäftigt sich gegenwärtig auch ein französischer Gelehrter, Hr. Renan, mit einer Geschichte des Hellenismus unter den orientalischen Völkern (s. Ausland Jahrg. 1850. Nr. 128 und 1852 Nr. 125); aller Wahrscheinlichkeit nach soll aber diese Arbeit vorzugsweise eine literarische und philosophische, keine antiquarische werden.

ältesten, in diesem Striche ansässigen Völker, das Auftreten der Philistäer, als eines ritterschaftlichen und kaufmännischen, in geordnetem Städtewesen sich consolidirenden Stammes, ihre Beziehung zu Unterägypten, ihre eroberude und herrschende Stellung gegenüber den Israeliten und andern Nachbarn, das Sinken ihrer Macht, ihre Zwischenstellung zwischen der assyrischen und ägyptischen Weltmacht, ihre allmähliche Verschmelzung mit vordringenden oder länger benachbarten Stämmen*, und bezeichnet hiedurch den Umkreis des ersten Buches, welches die Zeit vor Alexander bespricht oder die Zeit „orientalischer Abgeschlossenheit.“

Begreiflicherweise berührt uns hier dieser erste Theil vorzugsweise, denn wir betreten damit unmittelbar das ethnographische Gebiet, das wir bei Gelegenheit der mesopotamischen Alterthümer besprochen; die Frage über Ausdehnung und Verhältnisse des semitischen Stammes tritt sogleich hervor, und der Verfasser nennt als die Ureinwohner dieses Landstrichs die Anwäer (Anwim im Hebräischen), welche „der großen, (im biblischen Sinne) hamitischen Völkermasse, deren Zurückdrängen im Tigris- und Euphrathal, in Arabien und Palästina durch aramäische, chaldäische, eigentlich semitische Stämme eine immer mehr historisch begründete Thatsache wird, zugehörten; daß sie aber einer älteren Völkerschichte derselben beizuzählen sind, als die Kananäer, mit denen sie jedoch auf gemeinsamem Sprachboden stehen.“ Diese Anwäer werden in den Stammtafeln der Völker, d. h. der semitischen, nirgends aufgeführt, man muß sie also als ein von den Semiten verschiedenes Geschlecht betrachten, und durchliest man mit dieser Ansicht im Auge den Anfang des fünften Buches Mosis, namentlich das zweite Capitel, wo den Israeliten geboten wird, die Ammoniten, die Moabiten als Nachkommen Lothe, und die Söhne Esau's nicht zu bekämpfen, wohl aber die Emuim und Anwim zu schlagen, so erkennt man deutlich, daß sie die verwandten Stämme schonten, um nicht alles rings umher gegen sich aufzubringen, aber die fremdartigen theils unterjochten, theils austreteten; der Rest der bezwungenen Stämme zieht sich gegen das Meer hin, wo sie also in den dortigen Anwäern stammverwandte, befreundete Völker gefunden haben müssen. Man kann annehmen, daß die entschieden semitischen Hebräer den schon vorhandenen, allenthalben sittlichen Kampf gegen die Hamiten fortsetzen, und dadurch dem Lande allmählich den völlig semitischen Charakter aufdrücken. Daß das Handelsvolk der Phönikier zu demselben Stamm gehörte, unterliegt ihrer Sprache nach keinem Zweifel, aber die Philister, das Land Pelästäa, woraus die Griechen ihr Palästina gemacht — welcher Name erst viel später auch auf Judäa überging — sind ein von Phönikern und Juden verschiedener Stamm. Wem gehören diese nun an? Stark macht es aus einer Vergleichung vieler Umstände höchst wahrscheinlich, daß sie ursprünglich zu den unterägyptischen Stämmen gehörten, die in uralem Gegensatz zu den oberägyptischen standen, deren Sprache später völlig die herrschende und die eigentlich sogenannte ägyptische wurde. Diese Philister betrachtet er, nach den Andeutungen Herodots, als die eigentlichen Hyksos, die in Verbindung mit kananäischen oder urarabischen Stämmen die Herrschaft in ganz Unterägypten anbüßten, bis sie durch das Wiedererstehen der oberägyptischen Macht vertrieben wurden.

Der Gedanke ist auffallend, und weicht darum namentlich von den bisherigen Ansichten ab, weil wir gewohnt sind, uns das ägyptische Reich als ein nationell und culturhistorisch durchaus geschlossenes zu denken, verdient aber um so mehr unsere Beachtung, als wir bei der unläugbaren innern Verwandtschaft der hamitischen Sprachen mit den semitischen, und bei der jetzt noch in keiner Weise ausgefüllten Kluft zwischen beiden ein besonderes Gewicht auf alles legen müssen, was zwischen ihnen die Brücke schlagen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Volksfeste, Sitten und Gebräuche in Frankreich.

(Nach dem Französischen [1] von Dr. E. Z.)

1. Die Procession des grünen Wolfes zu Jumièges.

Zu Jumièges, der uralten, halbzerfallenen, normannischen Abtei, an welche sich so manche historische Erinnerungen knüpfen, hat sich bis auf die neueste Zeit ein höchst eigenthümliches Fest erhalten, die Procession des grünen Wolfes genannt, dessen Ursprung jedenfalls in einer sehr frühen Zeit zu suchen ist. Wahrscheinlich steht folgende Legende mit demselben in Verbindung.

Der heilige Philibert, der Gründer von Jumièges, stiftete ebenfalls das Kloster Pavilly, welches vier Stunden von dem ersteren entfernt liegt, und dessen erste Aebtissin die heilige Austrebertha war. Diese fromme Frau, welche bis zu ihrem Tode eine tiefe Verehrung von dem heiligen Philibert hegte, hatte es nebst ihren Nonnen übernommen, das Leinengeräth des Klosters Jumièges zu waschen. Dasselbe ward gewöhnlich einem Esel anvertraut, und dieser transportirte es ohne Führer von einem Kloster zum andern. Eines Tages ereignete es sich, daß dieß dienstfertige Thier von einem ihm begegnenden Wolf erwürgt wurde. Die heilige Aebtissin, welche darauf zukam, belud den letztern mit der Last des Erwürgten und befahl ihm, dieselbe an den Ort ihrer Bestimmung zu tragen. Der gefräßige, wilde Waldbewohner beeilerte sich nicht allein, diesem Gebot Folge zu leisten, sondern verfah späterhin die Functionen des Esels mit musterhafter Sorgfalt und Treue.

Der Verlauf der Festlichkeit ist folgender. Am 23 Junius, am Tage vor dem Feste Johannis des Täufers, holt die unter dem Namen dieses Heiligen gestiftete Brüderschaft das neue Haupt dieser frommen Gesellschaft von dem Dörfchen Conihous ab, wo dasselbe einzig und allein gewählt werden muß. Dieses Haupt der Brüderschaft, welches „der grüne Wolf“ heißt und einen außerordentlich weiten, langen, grünen Rock und eine sehr hohe, kegelförmige, grüne Mütze ohne Rand trägt, stellt sich an die Spitze der Brüder, und darauf ziehen alle, die Hymne Johannis des Täufers singend, unter dem Donner der Petarden und Musketen, mit Kreuz und Fahne zu einem Platze, welcher le Chouquet genannt wird, um hier den Pfarrer zu erwarten. Durch das Geräusch von der Ankunft des Festzuges benachrichtigt, erscheint dieser inmitten seiner geistlichen Diener, vereinigt sich mit der Brüderschaft und führt sie in die Pfarrkirche, wo man sogleich die Vesper singt. Eine sehr kärgliche Mahlzeit im Hause des „grünen Wolfes“ und einige Tänze, die man vor der Thür desselben aufführt, nehmen den übrigen Theil des Tages in Anspruch bis zu der Stunde, wo das Feuer des heiligen Johannes angezündet werden muß.

Nachdem man das Te Deum bei dem Holzhaufen gesungen, welchen ein kleiner Knabe und ein kleines Mädchen, mit Blumen und Kränzen geschmückt, beim Klange der Glöckchen feierlich angezündet haben, stimmt irgend jemand ein geistliches Lied in normännischem Patois an, eine Art von Parodie des Ut queant laxis, und während dieser Zeit laufen der „Wolf“ und die Brüder, sich alle bei der Hand fassend, rings um das Feuer hinter

[1] Illustration de Paris, Mai und Junius 1852.

demjenigen her, welchen ſie für das nächſte Jahr zum „Wolf“ auserſehen haben. Dieſe drolligen Jäger, die auf dieſe Weiſe nur über zwei Hände verfügen können, über die des erſten und letzten der Reihe, müſſen trotzdem den künftigen Wolf, der fliehend mit einem großen Stecken blind auf ſeine Verfolger losſchlägt, dreimal einſchließen und fangen, denn nur unter dieſer Bedingung iſt die Wohl desſelben gültig. Haben die Brüder ſich ſeiner endlich bemächtigt, ſo trogen ſie ihn im Triumpf zum Holzſtoß und machen eine Bewegung, als ob ſie ihn ins Feuer würfen.

Iſt dieſe ſeltſame Ceremonie beendet, ſo zieht man zum Hauſe des „fungirenden“ Wolfes, wo man ein Abendeſſen einnimmt, welches wie die Mitogsmahlzeit kärglich iſt. Das geringſte unzienliche, oder der Feierlichkeit des Augenblicks unangemeſſene Wort wird durch den geräuſchvollen Ton der kleinen Glöckchen kuntgemacht, welche neben einem Cenſor und Richter auf dem Tiſche ſtehen und durch dieſen Ton wird der Uebertreter des Geſetzes verurtheilt, ſtehend und mit lauter Stimme das Pater noſter herzuſagen. Sobold oder das Deſſert erſcheint, oder die Mitternochtsſtunde ſchlägt, folgt die ungebundenſte Freiheit, gelinde ausgedrückt, dem Zwange; ſtolt der frommen Lobgeſänge erſchollen bacchiſche Lieder, und die kreiſchenden Töne des Dorfſiedlers ſind vor dem wilden Schreien der luſtigen Zecher kaum zu vernehmen.

Endlich brgibt man ſich zur Ruhe, um ſich von den Beſchwerden und Strapazen des Tages zu erholen; um folgenden Morgen oder wird das Feſt des heiligen Vorläufers von druſelben Perſonen und mit neuen Gebräuchen gefeiert. Dieſe beſtehen hauptſächlich darin, daß man beim Donner des Musketenfeuers ein ungeheures thurmartiges Brot, welches gleichſom mehrere Stockwerke bildet und eben mit einer von Bändern umflatterten Lourpyramide geſchmückt iſt, in Prozeſſion herumträgt, worauf die auf die Stufen des Altars niedergelegten Kirchengläckchen demjenigen, welcher für das nächſte Jahr zum „grünen Wolf“ erwählt iſt, als Inſignien ſeiner künftigen Würde übergeben werden. Es iſt leicht zu erachten, daß die Freuden der Tafel gleichwie am Tage vorher alſo auch bei dieſer Feierlichkeit eine große Rolle ſpielen.

Die nordamerikaniſche Telegraphenlinie,

welche bekanntlich, abgeſehen von zahlreichen Ausſtrahlungen gegen Oſten und Weſten, die ganze Strecke des Landes von Norden nach Süden durchzieht, ſoll nun, nach einem dem Congreß vorgelegten Plan, nach der Südſee fortgeſetzt werden. Die Linie ſollte zu Natchez, der weſtlichſten Stadt im Staate Miſſiſippi, beginnen, wie mit dem angeführten Regwerk der amerikaniſchen Telegraphen bereits in Verbindung ſteht. Zu Natchez ſoll der Draht den mächtigen Miſſiſippiſtrom überſchreiten, dann längs den nördlichen Theilen von Louiſiana hin nach Texas laufen bis zum El Paſo am Rio Grande. Von da ſoll der Zug gerade gegen Weſten gehen durch die niedrigen Landſtriche Neumexikos bis zur Vereinigung des Gila und Colorado. Von dieſem Punkt aus ſollen die Drähte nach San Diego am ſtillen Ocean, und von da am Ufer hinauf nach Monterey und San Francisco laufen. Die ganze Strecke iſt 2400 Meilen. (Athen. 30 Oktober.)

Chronik der Reiſen.

Kießlers Aufenthalt an der afrikaniſchen Weſtküſte.

Dritter Abſchnitt.

(Fortſetzung.)

Die Neger glauben an Himmel und Hölle, doch kommen in jenen nur die Vornehmen und Reichen, in dieſe die Armen, gleichviel ob ſchlecht oder gut.

Die Verſtorbenen werden im Familienhaus, wo die meiſten anderen Familienglieder begraben liegen, begraben, außer wenn ſie ein anderes, z. B. wo ſie lau leben gewohnt, ausdrücklich beſtimmt haben.

Der Erbe, nicht das Haupt der Familie, hat die Pflicht, den Verſtorbenen zu begraben; Erben ſind: 1) die Brüder und Schweſtern des Verſtorbenen nach dem Alter; 2) in Ermanglung derſelben die Neffen und Nichten des Verſtorbenen nach dem Alter; 3) in der Ermanglung erſt die Onkels; 4) die Eltern und 5) dir Kinder des Verſtorbenen, aber nicht nach dem Alter, wonach Aelteſte Erben wären, ſondern zu gleichen Theilen. Ebenſo bekommt aber auch der Erbe in dem Falle, daß der Verſtorbene an einen Platz muß begraben werden, wo ſchon die Gebeine eines anderen liegen, das mit dieſem vergraben und nun zu hebende Geld.

Die Neger geben ihren Verſtorbenen alſo Geld, Kleider, Geräthſchaften und Sklaven mit, weil ſie glauben daß dieſe dergleichen nach dem Tode nöthig haben; es ſcheint aber auch, daß ſie glauben daß dieß aufhöre, oder daß der Gamman nicht mehr herumgehe, wenn die Erbe des Verſtorbenen gänzlich verwoet ſey, wenigſtens geht dieß aus dem Gebrauch, daß das Geld nicht früher, bei Strafe des Todtgemachtwerdens durch des Verſtorbenen Geiſt, aus dem Grabe genommen werden dürfe, herwor; eigen iſt es, daß bloß auch nur dann geſchehen darf, wenn — neben der gänzlichen Verwelung — auch noch die Nothwendigkeit vorliegt, jemanden an demſelben Platze zu begraben.

Uebrigens herrſcht viel Reichthum unter den Negern, mancher hat mehrere Flaſchen und Töpfe voll Gold; doch darbt er lieber oder erwirbt ſich ſeinen Bedarf lieber durch mühſamere Gaben und Waſchen, als daß er dieſen vergrabenen Schatz antaſtete; hat er viel Sklaven und Weiber, ſo müſſen natürlich dieſe für ihn arbeiten und der Lohn oder Gewinn iſt ſein. Demnach darf der ungehenre Reichthum des Königs von Aſchanti nicht verwundern, denn die ſämmtlichen Unterthanen ſeines großen Reichs ſind ſeine Sklaven und er hat Tauſende von Weibern, die er, wenn ſie ſeinem perſönlichen Bedürfniſſe nicht mehr genügen, im Lande herumſchickt, um ſeine im Ganzen aufgekauften Waaren im Einzelnen zu vertreiben; er geht oft mit goldenen Sandalen, und die Hände und Arme bermaßen mit goldenen Spangen und großen Stücken gediegenen Goldes geſchmückt, daß er, wenn er ihm auf jeder Seite zwei Neger vorwegg gehen müßen, auf jeden Schultern er ſeine Arme legt, um von der Laſt nicht zu Boden getrückt zu werden. Es darf darum nicht wunder, wenn man glaubt, daß er wohl ein Hogshead (Oxhoft) mit Gold füllen könne. Bei ſolchen Ausgängen und anderen öffentlichen Gelegenheiten umgeben ihn Tauſende von Frauen, mit aſchanitiſchen Zeit eingekleiden — eine Art Pflanzenbutter — und dann mit Goldſtaub beſtreut. So werden auch oft die Leichen reicher Verſtorbenen ausgeſtattet, und ihnen überdieß noch Gold in den Mund geſteckt und überall angehangen.

Ebenſalls durchgehend bis zum Königen Aſchanti, vielleicht auch im Innern, iſt das ſogenannte Gongſchlagen als Mittel etwas bekannt zu machen in Gebrauch, ſo wie in Oeſterreich dazu die Trommel, in Holland die Klingel dient. Das Gongſo iſt ein hohles, oben offenes Eiſen, ungefähr in der Form einer etwas platt gedrückten umgekehrten Flaſche, welches mit einem Stock angeſchlagen wird. Zwei Mann dienen beim Gongſchlagen, einer der die Operation ſelbſt vornimmt, ein anderer, der das öffentliche bekannt zu machende ausruft. Gelbſt die Gouverneure bedienen ſich desſelben. Im Aſchanti iſt es auch in Gebrauch, und zwar ſehr häufig, denn oft ſällt es z. B. dem König ein, einem Fetiſch Gold zu opfern; er wirft dann ein Stück Gold, oft mehrere Unzen ſchwer, weg, ſagt aber Wächter dazu und läßt Gongſo ſchlagen, daß jetzem, der dieſes Stück Gold aufſtehe, der Kopf abgeſchlagen werden würde, was übrigens etwas ſehr gewöhnliches iſt; dieſe Strafe trifft z. B. denjenigen, der ſich des Nachts in den Straßen von Cowmaſſi — der Hauptſtadt — ſehen läßt, ſo ſind nur am Tage für ihre Bewohner gangbar.

Wie jedes ſüdliche Volk ſind die Neger hitzig, mißtrauiſch, leicht erregbar, es herrſcht daher unter ihnen ein emiger Streit, ein ſtetes Anklagen und Beſchuldigen, und ſie haben darum auch mehr als jedes andere Volk Mittel nöthig ſich zu reinigen, zu rechtfertigen. Es ſind dieß „Schwüre,“ meiſt mit Ceremonien, und zum Theil ausgeſprochen,

zum Theil stillschweigend in der Handlung begriffen. Wird z. B. eine Frau von ihrem Manne der Untreue beschuldigt und sie stellt sich von diesem Verdachte frei, so sagt sie zu ihrem Manne z. B. laß mich „Fetisch schwören“; der Mann läßt ihr dann einen „Fetisch ansetzen,“ worauf sie acht Tage nicht aus dem Hause gehen darf, und in dem Falle, daß ihr nach dieser Zeit nichts fehlt, sie sich nicht krank und unwohl fühlt, unschuldig ist; sie bekleidet sich dann mit weißen Panjen und bitet Korallen, und besucht alle ihre Verwandte und Freunde, um sich als gerechte fertigt zu präsentiren; fehlt ihr aber nach den acht Tagen etwas, so ist dieß ein Beweis ihrer Schuld. Sie fordert hier du dem Antedem d. i. fegenannten Essen des Fetisches denselben gleichsam auf, ihr zu schaden, wenn sie fevole und diese Handlung schuldig vornehme. Nehmlich ist das „Fetischwasser trinken“; wird einer z. B. von einem andern des Diebstahls beschuldigt, so sagt er z. B. nun, laß mich zum Zeichen, daß ich schuldig oder unschuldig bin, Fetischwasser trinken; es wird daraus ein Fetisch gewaschen und das sehr oft ekelhafte Waschwasser — denn über die Fetische gießen sie oft oyerno Eier, oder Gedärme von Hühnern, Schafen u. dgl. werden darauf gehangen u. s. w. — muß der Angeschuldigte trinken; gibt er es von sich, so ist er unschuldig, gibt er es nicht von sich, so ist dieß ein Zeichen seiner Schuld. Man bestigt ihn dann, daß man ihm z. B. Excremente um den Mund schmiert und mit einer Feder im Halse kitzelt, das Wasser wieder von sich zu brechen, damit der Fetisch ihm nicht schade. Auch können beide, der Kläger und der Angeklagte, das Wasser trinken; übergeben sich beide, so hat der letztere Recht und der erstere infofern, als ihm etwas gestohlen worden ist — nämlich in diesem Beibiele — nur hat er sich in der Person des Diebes geirrt. Die größte Schwur, oder als was man diese Ordalien betrachten will, ist das „Fetischtrinken.“ Es wird bei schweren Anschuldigungen, z. B. der, daß man ein Zangerdief sey, angewendet. Der Glaube an diese Zangerdiewe dieses Wort ist holländisch geschrieben, in welcher Sprache das J wie ein leises S lautet, und scheint bald portugiesischen — sang, Blut — bald holländischen Ursprungs — diet, dieven, Dieb — zu seyn; ist ganz dieselbe, wie der alte europäische an Bampyre — Menschen, welche anderen das Blut aussaugen, wodurch diese sterben. Besonders glauben die Neger die Kinder diesen Blutsaugern aufzegen. Es sitzt noch jetzt in Elmina auf St. Jago eine Frau, die von den Negern für eine Zangerdiewin gehalten und mehrere Kinder getödtet zu haben beschuldigt wird. Der Glaube ist so stark, daß der Gouverneur durchaus nichts dagegen kann thun, er muß die Frau auf dem Fort in Sicherheit halten, weil sie sonst sofort von den Negern getödtet werden würde. Die Zangerdiewe werden entweder lebendig verbrannt oder erst getödtet und dann verbrannt würde.

Das Fetischtrinken besteht nun darin, daß die beiden Parteien einer solchen oder anderen Beschuldigung zu Fetischeray geben, und daß dieser dem Beschuldigten oder auch beiden (dem Beschuldiger mit, wie bei der vorigen Art) die Rinde, den Bast des Nhomm-Baumes (si edumm, dieß ist ein ganz anderer, sehr gutes Nutzholz gebender), der bei Anim und Apollonia wächst, zu kauen und dabei eine große Quantität gewöhnlichen Wassers zu trinken gibt; dieß bewirkt ein großes Aufreiben des Leibes; wer sich übergibt ist unschuldig, wer es behält, schuldig, und diesen nützigt man durch dieselben angenehmen Mittel, den schädlichen Inhalt wieder von sich zu geben, wie bei der vorigen Art, indem dann auch dieselben Ghanen eintreten, wenn alle zwei gekrunken haben. Diese Rinde, eingenäßt und an einer Schnur um den Hals getragen, ist ein gutes Amulet gegen Sangrdiewe, das man besonders den Kindern umhängt. Leicht wird man hierin auch wieder ein mächtiges Mittel zu Betrügereien in den Händen der Fetischpriester erkennen.

Uebrigens haben die Neger auch wirkliche eigentliche Schwüre, z. B. bei dem Fetisch, der hier unter der Erde oder in dem Flusse u. dgl. ist, schwöre ich, daß ich dieß thun werde, er möge mich tödten, wenn ich es nicht halte u. dgl. Gewöhnlich schwört jeder bei seinem eigenen Fetisch.

Hotopo, den 29, 3, 40. Endlich den 23 Mai habe ich die ersten Briefe von der Heimath erhalten, zwei Sendungen zugleich, jede einen Brief von der Mutter und einen von dem biedern Freunde Louis Seyffertz. Leider sind die erhaltenen Briefe nicht die ersten die gesendet wurden, sondern Sendungen vom Ende August und September und vom Ende October 1845; die zwei ersten Sendungen vom Junius und Julius, die capitser sonn sollen und nach denen ich mich darum so sehr sehne, weil sie da ankwimen, wo ich selbst in Sachsen aufstehe, sind verloren oder kommen noch; Heusch nämlich hat auch Briefe früherer Perioden noch nicht bekommen, und wir vermuthen daß sie auf den englischen Schiffen Cumely und Guineaman sein werden, welche zwar schon frühzeitig gesegelt sind, jedoch durch Stürme genöthigt waren, wieder einzulaufen. Die erhaltenen Briefe enthalten wenig Tröstliches und viele Räthsel, da ich die früheren eben noch misse, die mich aufklären würden; sie sind nicht mit dem Knipphäuser, sondern mit dem am 18 Mai in Elmina arrivirten Willem angekommen, der das vermeintliche Kriegsschiff gewesen ist.

Auch haben wir Gouvernementsnachrichten — endlich, was nicht vorwundern darf, da der Minister erst Ende vorigen Jahres Bericht dem König erstattet hat. Es werden die gesorbenen Ingenieurs, Berg- und Werkleute in der früher vorhandenen Zahl wieder engagirt; ferner fünf eiserne Häuser, wovon eines als Apotheke und Hospital dienen soll, und ein Corteur geschickt werden, sobald nämlich der Gouverneur, dem übrigens die ernehmlichste Unterhaltung und Betreibung der Erzeleien in sehr unzweideutigen Worten befohlen worden ist, der Regierung die Herstellung von Häusern en Dabotrom für alle diese Leute wird gemeldet haben, denn die eisernen, resp. hölzernen, Häuser sollen nur als erste Niederlassung dienen. Auch sind mehrere Instrumente und Geräthschaften mitgekommen, um die wir nun gerade vor einem Jahre geschrieben hatten, z. B. Bohrer für Pumpen; zugleich ist dem Gouverneur der Befehl geworden, das Militär in Elmina zu verstärken, um ein Detachement nach Dabotrom zu unserer Beschützung abgeben zu können.

Der Gouverneur Anthony Van der Eb tritt den ersten künftigen Monats das Gouvernement an Denk ab, welcher mit de Willem nebst drei Assistenten gekommen ist.

Da der Transport sehr theuer und äußerst schwierig nach dem im Innern gelegenen Dabotrom ist, so war es schon längst der Plan, den Fluß, an welchem Hotopo liegt und welcher bei Butry mündet, den Anim, der nur bis zu erwähnten Krom und auch bis dahin nur mühselig schiffbar ist, jedoch bei Dabotrom in etwa ½ — ¾ Stunde Entfernung vorbeifließt, bis dahin schiffbar zu machen, und so eine gute und ordentliche Communication per Canot auf dem Flusse und das letzte Stück durch den Wald per Schienen- oder Holzbahn herzustellen. Doch ließ sich diese bedeutende und schwere Arbeit nicht früher vornehmen, als bis in der letzten Hälfte der trockenen Zeit der tiefste Wasserstand eingetreten seyn würde; dieß ist nun der Fall. Darum ist Heusch am 25 Mai von Butry, resp. Dircove, zurückkommend, hier geblieben, und ich habe mich am 26 Junius mit fast sämmtlichen Leuten und einem improvisirten Haushalt mit ihm hier vereinigt. Nur unser Dolmetscher Attovoh und ein Soldat sind mit ein paar Arbeitern in Dabotrom geblieben, um den Bau des größern Wohnhauses und die übrigen nothwendigen Arbeiten mit Hülfe der Böschungen fortzuführen. Von Entdeckungen und oft ärmlichen Lebenslungen rede ich nicht, sie sind schon zu lange unser Theil, als daß sie hier, wo sie einigermaßen Grund haben, Aufmerksamkeit von unserer Seite verdienten.

(Fortsetzung folgt.)

Luftschifffahrten in den Vauxhall-Gärten. Diese von der Kew Committee der brittischen Gesellschaft zur Beförderung der Wissenschaften veranstalteten Aufsahrten werden fortgesetzt: am 21 October fand eine dritte Aufsahrt statt unter Leitung des Herrn Green. Die Abfahrt fand um 2 Uhr 45 Minuten statt, und um 3 Uhr 29 Minuten befand er sich schon 12,400' hoch; leider war die Erde wegen Wolken ganz unsichtbar. An der Erde war die Temperatur 58° F., von 1500' bis 4400' (1000' über den Wolken 50—52½); dann aber nahm die Temperatur schnell ab, und in 12,400' war sie nur noch 25° (— 3° R.). Eine vierte Aufsahrt soll stattfinden, sobald die Witterung es erlaubt. (Liter. Gaz. 30 October.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 270. 10 November 1852.

Etwas über Hinterindien.

(Revue Britannique. October 1852.)

Das mächtige Land, das sich zwischen Bengalen und China erstreckt, ist von mehreren Stämmen bewohnt, die unter einander gewisse Aehnlichkeiten haben, aber einen auffallenden Contrast mit den andern Völkern Asiens darbieten. Die physische Bildung ist bei den meisten der auf diesem Raume wohnenden Völker wesentlich dieselbe; ihre Sprachen, obwohl von einander abweichend und in verschiedener Weise mit Sanskrit- und chinesischen Worten durchsetzt, haben einen gemeinsamen Bau, allenthalben herrscht dieselbe Religionsform mit sehr wenig merklichen Varianten, allenthalben findet man ziemlich dieselben Sitten, dieselbe Literatur, dieselben Gebräuche, dieselben Einrichtungen. Wir wollen diesen Bemerkungen eine Schilderung von Siam folgen lassen und damit eine ziemlich correcte Skizze von Indochina überhaupt geben. Zu beachten ist, daß mit Ausnahme von Assam und Arrakan die gesellschaftlichen Zustände dieser Nationengruppen von keinem fremden Einfluß sonderlich zu befahren hatten. Ihre natürlichen Gränzen scheinen den Strom der Eroberung und der Civilisation zumal aufgehalten zu haben. Während einer ununterbrochenen Reihe von Jahrhunderten haben diese Völker in einem ununterbrochenen Kriegszustande gelebt, die außerordentliche Eifersucht ihrer Regierungen hat dazu beigetragen, fremde Völker fern zu halten; und sie haben sich so wenig eitig gezeigt, politische oder commerzielle Verbindungen außerhalb ihrer Gränzen anzuknüpfen, daß sie noch immer von den Europäern sehr wenig gekannt sind. Die Portugiesen, die Franzosen, die Amerikaner und die Engländer in Bengalen haben nach einander Anstrengungen gemacht, um sich mit ihnen auf einen freundschaftlichen Fuß zu setzen; bis jetzt aber hat der Erfolg den Erwartungen nicht entsprochen, sie haben stets die Europäer mit Verachtung und, so oft sie es ungestraft thun konnten, mit Uebermuth behandelt. Einige der Gesandten haben sich die größte Mühe gegeben, sich über den Charakter, die Sitten und den socialen Zustand des Volkes, so wie über die natürlichen Hülfsquellen des Landes zu unterrichten, und ihren Nachforschungen verdanken wir das wenige, was wir von diesen Ländern wissen.

Ethnographische Streifzüge ins Alterthum.

II. Die Philister.

(Fortsetzung.)

Wir können dem Verfasser unmöglich in die oft sehr polemischen Einzelnheiten seiner historischen und etymologischen Auseinandersetzung folgen, müssen vielmehr den Leser, der sich darum interessirt, auf das Buch selbst verweisen. Hier handelt es sich bloß um die allgemeine Auffassung, das ethnographische Bild, wie es sich der Verfasser aus seinen Forschungen zusammengestellt hat, und dieß möchte ungefähr folgendes seyn. Von Aegypten ostwärts wohnen theils semitische theils semitische Stämme, zum Theil cultivirt und in Städten, zum Theil als Hirten; der östliche Theil Unterägyptens selbst eignet sich mehr zum Hirtenleben, weßhalb hier auch Hirtenstämme wohnen, die aber zum ägyptischen Stamme selbst gehörten. Um sich gegen die Einbrüche der östlicher wohnenden Stämme zu sichern, haben die ägyptischen Könige aus diesen ostägyptischen Stämmen ein mächtiges Heer organisirt, und die Führer dieses Heeres, das sich auch den benachbarten Hirtenstämmen rekrutirte, traten als die Hykos, d. h. Hirtenkönige, in der ägyptischen Geschichte auf. Daher die Erklärung: „die Hykos sind durchaus keine abgeschlossene fremde Nationalität, keine mit eigener Sprache auftretende Macht in Aegypten, wie später die Assyrier und Perser, sondern sie erscheinen vielmehr als eine an der Gränze, bei der Eroberung selbst sich bildende militärisch starke Volksmasse,[1] die vor allem aus den Weidelländern östlich vom Nil sich ergänzt, aber welche in den andern Stämmen Unterägyptens ihren materiellen Schwerpunkt besitzt." Stark macht es nun höchst wahrscheinlich, daß viele Erscheinungen in der ägyptischen Geschichte, namentlich die deutlichen, noch nicht erklärten Wechsel im Cultus sich aus der langen Herrschaft der unterägyptischen Stämme und deren endlichen Verdrängung durch die mittelägyptischen Herrscher erklären lassen, daß nach dieser Verdrängung der unterägyptischen Herrscher sich erst die politische und religiöse Abschließung als Staatsprincip feststellte, und daß andererseits in der philistäischen Mythologie deutlich der altägyptische Götterkreis wieder hervortritt. Zugleich ergibt sich daraus die tiefe Spaltung der ägyptischen und semitischen Sprache: die unterägyptischen Stämme hamitischen Ursprungs, mit den oberägyptischen und der Mehrzahl der Stämme in Kanaan verwandt, bilden gleichsam eine Uebergangsstufe; wie diese durch die Verdrängung der Hirtenkönige gebrochen wird, und in Aegypten die Sprache des oberägyptischen Stammes zur Herrschaft gelangt, wird in Kanaan und unter den Philistern allmählich das Semitische Herr. Durch das Ausfallen des Mittelgliedes muß hier die Kluft weiter werden, und noch weiß man nicht, ob sie sich ausfüllen läßt.[2]

[1] Sie treten in sehr großer Zahl als Hapiten auf und bilden allenthalben Besatzungen; auch werden sie bei ihrer schließlichen Vertreibung von Polemon als „ein Theil des ägyptischen Heeres" bezeichnet.

[2] Mitte führt (Assen XIV. 20) das Itinerarium des Staius Antonius Martyr an, der in einem Kloster am Sinai drei Mebe fand „welche die griechische, lateinische, syrische, ägyptische und Bessa- oder Beßahsprache redeten." Das Itinerar ist aus dem Jahre 600; daß die Mebe griechisch und lateinisch redeten, was die Sprachen der Bildung und Herrschaft waren, ist natürlich; unter Syrisch mochte wohl das benachbarte Semitische überhaupt verstanden seyn; was ist aber die Bessa- oder Beßahsprache? Erinnert der Name nicht an die Bega oder Beschapsprache, welche die Bischari-Neger reden? (s. Lepsius Briefe aus Aegypten p. 263). Man kann sich kaum des Gedankens erwehren, daß diese Sprache eine dem Aegyptischen verwandte aber rohe Sprache gewesen sey, daß somit in jener Zeit noch zwischen dem rothen Meer und dem Mittelmeer hamitische Stämme wohnten, wo jetzt seit dem Neuerstaunen alles semitisch geworden ist.

Stark kann indeß diesen Zusammenhang der Begebenheiten und Völker aus der Geschichte bloß wahrscheinlich machen, was nicht verwundern darf, da die alte Geschichte Aegyptens noch immer sehr im Argen liegt, und man mit der Reihenfolge der Dynastien noch immer nichts weniger als im Reinen ist. Was seine Beweise aus der philistäischen Sprache betrifft, so können wir diese für so gut wie nichts rechnen, da unser ganzes Wissen in 14 Worten besteht, unter denen sich noch überdieß zwölf Namen befinden. Das heiße, was man hierüber sagen kann, ist, daß die Andeutungen, welche in der Sprache liegen, den historischen nicht widersprechen. Anders ist mit den mythologischen Ansichten der Philistäer, mit Starks Hinweisung auf die merkwürdige militärische Ordnung, die sich in der Geschichte der in Kanaan auftretenden Philistäer zeigt, so wie mit dem „lebendigen Verwandtschaftsgefühl für Aegypten, das in zahlreichen Beispielen von Hinneigung ihrer Städte zu den Pharaonendynastien wie zu den Ptolemäern hervortritt."

Durchliest man Ritters Auseinandersetzung über das Volk der Philistäer (XVI. 168—192), so erkennt man wohl, daß er im Wesentlichen derselben Ansicht ist, wie Stark, nur nicht mit der gleichen Bestimmtheit und Schärfe sich ausdrückt; seine Aufgabe war es die verschiedenen Ansichten und Meinungen zu sichten, und in ihrem Zusammenhang darzustellen, Stark dagegen spricht seine Ansicht unumwunden aus. Bemerkenswerth ist übrigens, daß Ritter gleichfalls die hergebrachte Ansicht, denjenigen Theil der Philister, welche den Namen Kereti führen, aus Kreta abzuleiten, zwar noch rücksichtsvoll behandelt, im Ganzen aber doch als keineswegs sonderlich begründet hinstellt. Er rechnet indeß die Völker, welche jene mächtigen Heere der Hyksos bildeten, gleichfalls zu dem rothfarbigen Menschenstamm, betrachtet die Stadt Pelusium — jedenfalls eine griechische Corruption — als einen der Heimathsorte der Philister oder Philisia, nimmt an, daß „in dem unterägyptischen Reiche der Fremdherrn aus der Zeit der Zwangsherrschaft der Hyksos, der verhaßten Erbauer der Pyramiden, deren Namen die Aegypter nur ungern aussprechen wollten, sich auch schon Zwerge der später sogenannten Philister vorfanden," kurz seine Darstellung, die mit Zuziehung aller möglichen Vorarbeiten entworfen ist, kommt im Wesentlichen auf die Starks hinaus, „daß die Philister und ihre Verbündeten unterägyptische Stämme gewesen."

Sieht dieß so ziemlich fest, so brauchen wir uns, hier wenigstens, um die Einzelnheiten, namentlich um die Namen Gaphtorin und Kaslukhim,[1] nicht sonderlich zu kümmern. Interessanter für uns ist der Umstand, daß die berühmte Stadt Avaris, welche 10,000 Auren umfaßte und den Kern des Hyksos-Heeres, 240,000 Mann, umschloß, in der Nähe von Pelusium gelegen haben muß, und von den oberägyptischen Herrschern nicht mit Gewalt bezwungen werden konnte, weßhalb man sie mit den Hyksos verglich, und sie mit Hab und Gut ostwärts abziehen ließ. Wohin wollten diese gehen, als in das nächst gelegene Ufferland, das später den Namen Philistäa erhielt? Es war ihr ganz natürlicher Rückzug. Ein so großes Heer, so stark, so wohl bewaffnete Schaaren mochten wohl auch auf weitere Abenteuer ziehen, und daher mögen die dunklen Sagen von Danaos, Cadmus und andern ähnlichen Abentheurern stammen, sowie die Spuren philistäischer Mythologie auf Karte, Cypern u. s. w. Hängen damit die Namen der Kreti, der Kreter, Karer u. s. w. zusammen, sind dieß die fabelhaften, allenthalben auftretenden und allenthalben wieder verschwindenden Pelasger? Auf diese und ähnliche Fragen wollen wir und hier nicht einlassen, sondern beschränken uns auf die Bemerkung, daß der natürliche Rückzugsort einer aus Aegypten verdrängten starken Heeresmacht der Uferstrich von Wed el Arisch bis Joppe hin war. Läßt sich der Beweis — so weit in solchen Dingen von einem strengen Beweise die Rede seyn kann — führen, daß die Herrschaft der Hyksos in Aegypten und ihre endliche Verdrängung mit dem Einbruch der Philister in Kanaan zusammenhängt, so wird nicht nur auf die altägyptische Geschichte ein starkes Licht geworfen, sondern auch auf die Ursache, weßhalb wir in Griechenland und Kleinasien die zahlreichen Spuren eines Zusammenhangs der ägyptischen und griechischen Mythologie treffen, und auf die ältere, freilich nicht älteste, Geschichte der Semiten fällt wenigstens ein Schimmer von Licht.

Wir haben oben bemerkt, daß sich die Hyksosherrschaft mit ihrer langen Dauer nur begreifen läßt, wenn man annimmt, daß die Häupter der unterägyptischen Stämme, die, wie wir eben auch nach Ritters Ansicht vernommen, zur rothen Race gehörten, mit den rückwärts von ihnen wohnenden verwandten Stämmen in Verbindung gewesen, so daß sie aus diesen ihre fortwährend sehr bedeutende Kriegsmannschaft recruirten. Die Rückkehr der Krieger unter diese verwandten Stämme, wenn auch unter Führung der unterägyptischen Kriegsanführer, konnte nicht von großen Schwierigkeiten begleitet seyn, ja man kann sich denken, daß diese Niederlassung der Philistäer ziemlich friedlich vor sich ging. Dagegen stellt sich sehr bald gegen die Israeliten, deren Abzug aus Aegypten jedenfalls nicht mit dem der Philistäer zusammengeworfen werden darf, sondern ziemlich später fällt, ein nationaler Haß heraus, und man erkennt auch schon aus der Art des Auszugs der Israeliten aus Aegypten, aus dem langen Umweg durch die Wüste, wohurch sie von Often her in das ihnen verheißene Land kamen, daß die Israeliten den wohlgerüsteten Philistern ausweichen wollten, was aus 2. Mos. 13, 17 deutlich hervorgeht. Wenn es nun weder den neueindringenden Israeliten, noch den ältern Einwanderern, den Philistäern, an Freunden und Verbündeten fehlte, wenn die Israeliten schließlich die einen freundlich und friedlich behandeln wollen, die andern mit der Schärfe des Schwerts schlagen, so fragt sich, welcher Art war die Bevölkerung des Landes Kanaan, oder um eine geographische Beziehung zu gebrauchen, des Landes zwischen Jordan und dem todten Meer einer- und dem Mittelmeer andererseits.

Nach der Völkertafel im 1. B. Mosis sind Hams Söhne Chusch, Mizrain, Phuth und Kanaan, d. h. mit deutschen Worten, die Stämme, welche in dem Lande zwischen dem todten Meer und dem Mittelmeer wohnen, sind dem rothen Stamm, der in Aegypten und in Babylonien zu Hause ist, verwandt. Ihnen stehen die semitischen Stämme der Edomiten, Ammoniten und Moabiten, welche von den Israeliten aus Klugheit geschont werden, feindlich gegenüber. Ritter macht in seiner Erdkunde auf einen beachtenswerthen Umstand aufmerksam; Bd. XV. p. 108 heißt es: „die frühern Zustände (des Landes Kanaan) waren ganz andere, als in den mosaischen Zeiten, ein halbes Jahrtausend später; das Land war wenig angebaut und wenig bevölkert, Heerden mit ihren Hirtenfamilien durchzogen es ungehindert von einem Ende zum andern, denn Abrahm richtete seine Hütte am Berge Bethel auf, und sagte bei der Trennung zu seinem Bruder Loth: steht dir nicht alles Land offen? Von den zahllosen kriegsgerüsteten Städten und den kampfgerüsteten streitbaren Lan-

[1] Letzterer ist ziemlich genügend durch Kas-Beth, „Berg an der kären Wüste" erklärt. Der Berg Kas, noch jetzt in dem Namen Kas el Kerum erhalten, und im Alterthum unter dem Namen Mons Kasius bekannt, liegt westlich von Pelusium in der Nähe des Sirbonis-See.

desbewohnern, wie ein halbes Jahrtausend später zu Josuas Zeit ist noch keine Spur.“ Abrahams Zeit fällt in die ersten Jahrhunderte der Hyksosherrschaft, Moses um mehrere Jahrhunderte nach derselben; in der Zwischenzeit war also das Land von den starkgerüsteten Stämmen besetzt, und die festen Städte erbaut worden. Dazu gehören namentlich die Amoriter, von denen Abraham (1. Mos. 15, 16) nur im Traume vernahm, daß ihre Schuld noch nicht voll sey. Während sie zur Zeit Abrahams in Canaan kaum genannt werden, treten sie in der mosaischen Zeit als der mächtigste Stamm, als Kriegervolk, auf. Kaum läßt sich dieser außerordentliche Umschwung der Dinge im Lande Canaan anders erklären, als durch den Abzug der wohlgerüstesten Heere der Hyksos oder Hirtenkönige nach diesem Landstrich, in welchem eine theils semitische, theils hamitische Bevölkerung wohnte [1], von denen die letztere durch den Zugang der hamitischen Hyksos das Uebergewicht bekamen, bis mit der Ankunft der Israeliten das Blatt sich wendete, und nun die langen Kriege derselben mit den Philistern, sowie mit den andern Landeseingebornen beginnen. Stark legt wohl auf die Scheidung der übrigen Landeseingebornen von den Philistäern etwas zu viel Gewicht, denn gewiß hielt das mächtige Heer der Hyksos nach seinem Abzug aus Aegypten nicht so streng zusammen, und zahlreiche Häuptlinge mochten auf eigene Faust handeln; daher wohl die zahlreichen Könige, welche Josua bezwingt und die allmähliche Flucht der eingebornen Stämme gegen Süden zu den verwandten Philistäern, Amoriten u. s. w. Stark nimmt an, daß die Philistäer damals ihre Pentapolis, nämlich Gaza, Asdod, Askalon, Gath und Ekron, noch nicht inne gehabt hätten, allein dieß ist wohl ein Streit um Worte: das Land ist weitbin, bis gegen den Jordan, erfüllt mit größern und kleinern Städten, und allenthalben stehen einzelne kriegerische Gewalthaber, wo zu Abrahams Zeit das Land noch sehr schwach bevölkert war. [2] Die Großmacht der Philistäer, oder wenn wir einen umfassendern Namen wollen, der Hyksos, Raub im Süden, und sammelte sich erst recht als die Israeliten von Nordosten her ins Land einrückten. Vorher war ihre Herrschaft und Macht nicht befestigten, dann aber drohte ihr Gefahr, deßhalb schließen sich die Städte und Fürsten der Philistäer enger an einander an. Ihre ganze Bewaffnung und Rüstung deutet auf Aegypten hin, so namentlich die ungeheure Anzahl von Streitwagen. „Die Wagen“, sagt Stark, bestiegen natürlich die Helden, der schwer bewaffnete Adel, jene Nachkommen der aus Aegypten ausgezogenen Hopliten massen. Wie eine geregelte Schlachtordnung, so kennen sie auch feste Lager, legen Besatzungen, Militärstationen in das feindliche Land, befestigen zugleich ihre eigenen Städte und suchen sie uneinnehmbar zu machen.“ Wenn man einigermaßen die Zustände des Landes zu Abrahams Zeit mit dieser merkwürdigen kriegerischen Ausbildung vergleicht, so kann man nicht umhin, dieselbe jedenfalls der Verbindung mit Aegypten zuzuschreiben, wenn man sie auch nicht, wie Stark thut, geradezu von Aegyptern selbst ableitet.

[1] Eine der ältesten Völkerschaften waren die Hethiter, die schon Abraham hier findet, und denen die große Stadt Hebron gehörte, aber schon im 1 B. Mos. (26, 34) ist von Verbindungen Esaus, d. h. der Edomiter, mit den Töchtern der Hethiter die Rede, also jedenfalls eine Verschmelzung dieser Stämme mit überwiegender Macht der semitischen Edomiten. Es ist nicht ganz klar zu lassen, daß Esau, wegen der Verbindung mit diesen canaanitischen Stämmen Edom, der Rothe genannt wird.

[2] Es ist ganz augenscheinlich, daß an diesen Orten (s. z. B. 5 Mos. 2, 23) die Urein wohner Anwim unter der Hoheit der kriegerischen Philistäer ruhig verblieben. Später wohl in gleicher Weise unter den Israeliten, wie die Spuren später noch vorkommender Namen der Urvölker zu beweisen scheinen.

(Schluß folgt.)

Die Beschiffung des Murray in Australien.

Der Murray bildet gegen das Ende seines Laufs einen See, den Alexandrinasee, und dieser hat keinen bis jetzt bekannten fahrbaren Ausgang ins Meer. Kann ein solcher gefunden werden, so kann man vermuthlich auf dem Alexandrinasee und dem Murray, vielleicht auch den Darling, einen Zufluß desselben hinauf weit ins Land hinein in die Nähe der Goldlager gelangen. Begreiflicherweise setzt man auf diesen Fahrweg jetzt einen großen Werth, und ein Cap. Cadell hat sich gegen eine angemessene Belohnung erboten auf einem Dampfschiff direct in den See und den Murray hinauf bis zur Vereinigung mit dem Darling, und vielleicht auf diesen noch eine bedeutende Strecke hinaufzufahren. Die Erfahrung von Californien hat bewiesen, daß der Fortschritt eines Gold producirenden Landes hauptsächlich von der Einführung von Maschinerie zum Zertrümmern des Gold führenden Quarzgesteins, so wie der Anwendung großen Capitals und systematischer Arbeit abhängt. Der Landweg ist außerordentlich beschwerlich und kostspielig, und jede Meile Flußfahrt wird für die Gewinnung des Goldes von sehr bedeutendem Werth seyn. Das eigentliche Goldland gehört hauptsächlich zu Neusüdwales, aber die australischen Alpen stellen einem raschen Verkehr wesentliche, fast unübersteigliche Hindernisse entgegen; man muß also dem Goldlande von Westen und Süden her beizukommen suchen. Dieß kann nur zu Wasser geschehen. Die Beschiffung des Murray ist also für die Ausbeutung der australischen Goldfelder von überwiegender Wichtigkeit. (Nach dem Athen. vom 30 October.)

Chronik der Reisen.

Kieslers Aufenthalte an der afrikanischen Westküste.

Dritter Abschnitt.

(Schluß.)

Aber das Eröffnen des Flusses von hier ober- und unterhalb verdient einige Worte, denn es ist eine Riesenarbeit; man denke sich einen in der trockenen Zeit nicht sehr tiefen, aber in der Regenzeit außerordentlich angeschwollenen, durch das Alluvium langsam fließenden Fluß, der sich in unendlichen Windungen durch den undurchdringlich dichten Urwald hinzieht, der seine Ufer nur zu oft mit den Mangroven wie mit Schanzkörben einfaßt. Bäume und Lianen senken ihre dichten Zweige bis auf die Oberfläche des Wassers, wie Schlagbäume liegen alle Orten die größten Stämme querüber, und der Boden ist bedeckt mit Farnkräutern, Baumwurzeln, die den sehr oft nicht bis über die Oberfläche ragenden entblößten Theil wie Pallisaden den Fahrzeugen entgegenstrecken. Weiches dieser Hindernisse das größte und mühseligste zu überwindende sey, läßt sich kaum angeben; doch bedenke man die fürchterliche Hitze, das arbeitsscheue und arbeitungewöhnte, faule, ungeschickte, weibische Volk, dem ich mit äußerster Mühe und ganz gegen seinen Willen den Gebrauch der Baume (Perlen-) Säge und des Hebels geliehet und aufgedrungen habe, dazu noch wenig Volk und die fürchterliche Schwere des Holzes, so wird man sich einen schwachen Begriff von den Anstrengungen machen können, die wir ausstehen müssen, um nur einigermaßen zum Zwecke zu kommen. Zuweilen sind die Stämme von Eisenholz oder doch von einem anderen dergleichen ungemein dichten, festen und schweren Holze, welches meist im Wasser nicht schwimmt, und dadurch daß es, Gott weiß wie lang, darin gelegen hat, wahrhaft unorganischer Natur geworden ist. Ich weiß, daß 30 Menschen ein Stück Stamm von etwa 6 Fuß Länge und 1½ Fuß Stärke mit Tauen und Hebeln keinen Zoll das Ufer in die Höhe zu ziehen vermochten; fruchtlos geht einem auch die reformirteste Geschicklichkeit ab.

Heusch leidet schon an den Folgen, er liegt seit gestern an einem sehr starken Fieber darnieder; Gott weiß, wie lang ich es ausstehen werde, die Omina sind nicht gut, ich ließ mich heute beim Baden von dem etwas angeschwollenen Fluß abwärts treiben, wobei ich mit den Händen auf dem Boden mich fort stieß — es war an einer seichten Stelle — und wurde mit den linken Arm so gegen ein im Boden verschwemmten Baumstamm angeschlendert, daß der Arm fast rund herum aufgerissen wurde und ich ihn jetzt fast gar nicht gebrauchen kann. Ich

vertraue auf meine außerordentliche Natur in Bezug auf das Heilen von Wunden.

Hotopo, den 8, 4, 46. Meine Ahnung hat mich nicht betrogen; schon denselben Tag, an welchem ich obiges schrieb, erkrankte Hensch an einem sehr heftigen Fieber, zu dem sich bald die schrecklichste Diarrhöe gesellte, so daß er heute noch nicht sich erholt hat; auch ich ward den ersten Mai durch das Fieber auf mein hartes Lager — zu ebener Erde — geworfen, und bin erst seit gestern so weit wieder hergestellt, daß ich die Arbeiten auf dem Gtuß inspiziren kann. Es ist aber auch bei Gott kein Wunder, denn die an und für sich schwierige Arbeit wird durch das Blutwolk und das heiße Klima zu einer kaum ausführbaren und der mühevollsten, die ich je unternommen habe. Die Hitze ist jetzt so groß daß, besonders wenn man über eine Savanne geht, es ist als ob man über Kessel siedendes Wasser schritte, so glühend steigen die der feuchten Erde entquellenden Wasserdämpfe auf; muß man auch nur eine kleine Weile still in der Sonne zubringen, so wird es so unerträglich brennen wie vor einem Schmelzofen, und das Holz und der Sitz im Canot so heiß, daß man es weder anfassen, noch sich darauf niederlassen kann.

Eine Unzahl Affen gibt es hier, welche, da sie Fetisch sind, sehr unverschämt sich betragen, uns sogar oft mit Resten zu werfen; sie kommen die auf die Cocosnußbäume von und im Krom, und geben besonders über uns durch Brummen ihre Verwunderung zu erkennen. Vorzüglich schöne Vögel sind auch am Flusse, unter andern köstlich blaue mit langen rothen Schnäbeln. Im allgemeinen sind auch viele wilde Tauben in den hiesigen Wäldern, welche durch ihren traulichen Ruf mich an die heimathlichen Föhren erinnern.

Morgen ist der zweite grüne Donnerstag, den ich hier verlebe und der Sonntag die zweiten Oktern, wenn ich mich in meinem Kalender nicht versehen habe; diesmal glaube ich nicht, daß ich Honig, den die wilden Bienen sehr beliebt hier machen, bekommen werde, obgleich ich darnach ausgeschickt habe; wir haben auch kein Brod dazu, nicht einmal Negerbrod — cassje — haben wir heute bekommen können, trotzdem daß wir nach fünf Kroms geschickt haben; dieses Cassje ist Maisbrod und schmeckt, wenn es fein und gut bereitet, so wie nach unserer Art gebacken ist, sehr gut; das aber, was die Neger essen und womit wir hier noch sehr zufrieden sind, da Reisfeld die Brodbliesernngen von Dahomkrom sehr unregelmäßig schickt und hier kein Ofen ist, ist von ganz grobem Mais, der erst mit einem Pfahle in einem kurzen Stück eines ausgehöhlten Baumes mit Wasser gestampft, dann auf einem größern mit einem kleinen Steine gröblich zerrieben und in Klumpen, die man ungefähr mit zwei Händen ballen kann und in Pfangblättern eingeschlagen werden, gekocht worden ist; dieses Brod ist schwer wie Blei, schlüssig und glanzig, und voller Hülsen, so daß die Schärfe eines Messers, wenn man es ein Paarmal durchschnitten hat, förmlich damit belegt ist und man nicht mehr schneiden kann. Gewohnheit lehrt alles, und die nicht unangenehme Säure desselben gibt ihm vor dem süßen mit Palmwein statt Sauerteig gebackenen Weizenbrode noch einen gewissen Vorzug.

Nach und nach richtet sich nun schon die Regenzeit ein, die im Wassa'schen und Aschan'schen, überhaupt im Innern, schon begonnen hat; wir haben zuweilen schon ganze Tage lang Regen. Dadurch schwillt der Fluß sehr an, so z. B. von gestern zu heute gegen 4 Fuß, was die Arbeit auf demselben ungemein aufhält und schwierig macht, schon die täglichen Schwankungen, welche die hiehre die Ebbe und Fluth hervorbringt, wirken sehr störend.

Dabokrom, den 16, 4, 46. Das Wasser blieb immer auf dem außerordentlichen hohen Stande, den es in der letzten Zeit angenommen hatte, wahrscheinlich weil die Regenzeit im Innern stark begonnen hat, die umliegenden Krome unterstützten uns nicht hinreichend und zuletzt gar nicht mit Mannschaft, daher mußten wir von dem Eröffnen des Flusses abstehen und kehrten den 12 Mai — den ersten Ostersesertag — nach hier zurück, umsomehr als das Klima von Hotopo mit seinem Flußwasser, welches man trinken muß, sehr ungesund scheint. In dem Hause, in welchem ich wohnte, fand es stets wie stark verwesende Kleyer; ich bin fest überzeugt, daß daselbst nach ihrer Gewohnheit vor kurzem ein Neger begraben worden war; doch vermiße ich schmerzlich das herrliche Bad im Flusse.

Die Regenzeit meldet sich schon sehr ungestüm, wir haben oft zwei bis drei Tage trüben Himmel und halbe, ja ganze Tage lang entsetzlichen Regen, der in der letzten Zeit häufig während der Nacht mit den fürchterlichsten elektrischen Entladungen eintrat. Trotzdem aber ist die Hitze noch austerordentlich, 32 — 35° C. den Tag über im Schatten. Unsere Dächer von leicht vergebenden Palmenblättern sind von den Würchten und Cornerien schon so zugerichtet worden, daß es bereits immer bei starkem Regen leckt; da diese aber nun häufiger einkreten, so vertreiben sie die Ratten aus ihren unterirrischen Schlupfwinkeln, welche nun Zuflucht bei uns suchen und sodann wollende an den Dächern bemerken, was noch nicht schadhaft ist, so daß es aller Orten leckt und zwar so stark, daß es in mein Bett durch die feinere Decke meines Moskitokleides an mehreren Stellen fließt. Es gibt einem wahrhaft einen Stich durchs Herz, wenn man sie des Nachts gleich neckischen Unholden hindurchfahren oder die Blätter der Länge nach absichtlich zerreißen hört; doch begnügen sie sich damit nicht, sondern unterminiren die Mauern und stehlen und zerfressen alles, so die Matten auf dem Boden, eine schöne Flagge u. s. w. Ich verfolge sie mit Arsenik und Falle, doch habe ich von ersterem den Nachtheil, daß die verwesenden Ratten über oder unter mir einen Geruch verbreiten, als wohnte ich auf dem Schinderanger, und dadurch die fürchterlichen Wanderameisen anziehen; und letztere helfen nicht viel, denn wenn ich auch eine gefangen habe, so sehe ich doch zu gleicher Zeit zwei, drei oder vier den nächtlichen Reihen um mich tanzen.

Ehoma, den 21 Mai 1846. Immer heftiger und ungestümer, immer anhaltender wurden die Regen, so daß die Erösnung in Dabokrom in der That aufhörte, für einen Europäer möglich zu seyn, daher mußten wir unseren Rückzug antreten, der nach Heusch's Ider vorerst nach Butry (von wo der Commandant von Hien nach Axim seit kurzem versetzt worden ist, und was daher leer steht), geschehen sollte, die aber in Betracht der in Abanta im allgemeinen stärker als in Fanti, und je weiter nach Apollonia, je heftiger eintretenden Regenzeit, wornach uns sist die nächsten 6—8 Wochen die Reise nach Elmina rein abgeschnitten worden wäre, aufgegeben wurde. Den 19ten d. begaben wir uns nach Sarcondi; hier empfing Heusch die Nachricht, daß ein englischer Schiff antommen und nach Elmina segeln würde, welche Gelegenheit er vorzog, während ich gestern hieher gereist bin, um auf dem so angenehm gelegenen Fort hier ein paar Tage bei dem factoreyhaltenden Herrn J. Maillard-Steeve zuzubringen, und mit ihm wo möglich die schöne und so lang schon vorgenommene Tour, den dicht vorbei sich windenden großen Fluß Bossum-Pra aufwärts, vielleicht bis zu den Wasserfällen in demselben zu machen. Wie froh bin ich, daß ich aus dem dichten Urwalde nun endlich wieder heraus bin, in freie Umsicht, und den wachsig schönen Anblick der Oceans an den reizenden Küsten werder habe! Daß ich frei bin von dem Druck der oft sehr lästigen Verhältnisse! Angenehm, wenn auch zuweilen mühselig ist die Reise nach Chama, zumal sehr interessant in geognostischer Beziehung, indem man den hier an den Küsten vorherrschenden bunten Sandstein durch Glimmerschiefer verdrängt sieht, der durch nach Mächtigkeit und Zusammensetzung äußerst verschiedene Granitgänge in wahrhaft seltsamer Weise durchsetzt wird.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Gesänge der Serben.

Von

Siegfried Kapper.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr. Geb. 4 Thlr.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 271. 11 November 1852.

Volksfeste, Sitten und Gebräuche in Frankreich.

2. Die Maifeste in der Provence.

Die Stadt Arles wird zum erstenmal von Julius Cäsar in dem Theil seiner „Commentare“ erwähnt, welcher von dem Bürgerkriege handelt. Unter und nach ihm bildeten die blutigen Kampfspiele des Circus, welche die kaiserliche Politik aus wohlberechneter Absicht dem Volke gab, in Gallien sowohl als in Rom und in allen Theilen des Reichs die Hauptlustbarkeit. Constantin, dem Christenthum huldigend, war der erste, welcher diese unmenschlichen Gebräuche abzuschaffen und zu mildern suchte; vorzüglich that er dieß zu Arles, welches er bekanntlich vor allen bevorzugte und nach seinem Namen benannte. Durch eine seltsame Vermischung des alten und des neuen Cultus setzte er hier an die Stelle der barbarischen Gladiatorenkämpfe die durchaus friedliche Feierlichkeit der Maios, eine Reihe heidnischer Feste zu Ehren der Göttin Maia. Am ersten Mai mußte sich ein schönes, reichgeschmücktes Mädchen unter einen Thronhimmel setzen, während ihre Freundinnen und Begleiterinnen sich von den Vorübergehenden mit eben so viel Höflichkeit als Zudringlichkeit einige Geldstücke erbaten, um der Maio einen Ring, eine Tunica, eine Schärpe oder ein Halsband zu kaufen.

Bei dieser Einrichtung scheint der große Constantin eben kein erfinderisches Genie bewiesen zu haben, denn diese Ausstellung einer Maio, selbst wenn das Mädchen ungewöhnlich schön war, mußte den Menschen jener Periode, die seit undenklichen Zeiten an rauchendes Blut, an Angstgeschrei und Todeszuckungen gewöhnt waren, ziemlich langweilig vorkommen. Aber oft gilt es, mit dem vorlieb zu nehmen was geboten wird, und in Ermangelung der feierlichen Metzeleien voriger Tage verbreitete sich das Fest der Maios im südlichen Theile Galliens, und hat sich dort bis auf die heutige Zeit erhalten. Die wachsenden Fortschritte der christlichen Religion haben diese heidnische Fest indessen modificirt und es auf eine Belustigung für Kinder zurückgeführt.

Heutiges Tages stellt man keine Venus mehr den Blicken der Menge zur Schau, sondern ein kleines Mädchen. Seit den ersten Tagen des Monats Mai und besonders an Sonntagen, sieht man an allen Straßenecken provenzalischer Städte solche junge Maios, welche ganz mit Blumen überdeckt, kerzengerade und regungslos auf einfachen Sella's (gewöhnlichen Stühlen) sitzen und ihre Füße auf Schemel stützen, die mit einem bis zur Erde herabhängenden weißen Tuch bedeckt sind. Die Menge der Blumen, welche diese Maios von Kopf bis zu Fuß schmücken, zeigt den Grad des Reichthums der betreffenden Eltern an. Eine sucht es der andern in Putz und Tracht zuvorzuthun:

Unterdessen durchstreifen die jungen Gespielinnen der Maio, ebenfalls aufs schönste geschmückt, ihren Distriet und bestürmen den Vorübergehenden, um einige Sous von ihm zu erhalten. Sie folgen ihm überall hin auf dem Fuße nach und weichen nicht eher, als bis er ein Geldstück herausgerückt hat. Wenn derselbe ein Fremder ist und als solcher diese uralte Sitte nicht kennt, so vermag er kaum zu begreifen, wie so junge und so wohlgekleidete Kinder schon so bedeutende Uebung in der schweren Kunst der Bettelei erlangt haben können. Ein ähnliches Gefühl muß sich in der Seele der Engländer, Russen und Anhänger anderer Confessionen regen, wenn sie am Frohnleichnamstage die Straßen von Paris durchwandern, wo kleine Kinder des Stadtviertels im Namen der unzähligen „kleinen Capellen“, von denen fast jede Straßenecke eine besitzt, und mit Zustimmung ihrer meistens angesehenen und wohlhabenden Eltern die Vorübergehenden um ein Almosen bitten. Unsere „kleinen Capellen“ und die Maios der Provence unterscheiden sich nur insofern, als bei den ersteren ein Altar und bei diesen eine Madonna figurirt, im Grunde aber sind Ceremonien und Zweck gleich. Aus allen diesen Sou bei Sou gesammelten Beiträgen werden die Kosten eines kleinen Vesperbrodes bestritten, welches in Gemeinschaft am nächsten Sonntage verzehrt wird. Diese Sammlung erzwungener Gaben beginnt an den Wochentagen von neuem, und am Sonntage folgt wiederum ein gemeinschaftlicher Schmaus. So geht es fort bis zu Ende des Maimonates.

Diese dreißig Tage, welche ganz besonders der Jungfrau Maria geweiht sind, charakterisirt in der Provence und in andern Gegenden überhaupt eine eigenthümliche Mischung von Andacht und Vergnügen, welche ganz mit der leichten, toleranten Manier der italienischen Frömmigkeit übereinstimmt. Ein solches doppeltes Gepräge tragen auch die folgenden Gebräuche, welche ebenfalls im Monat Mai stattfinden.

Vier oder fünf Lieues von Toulon entfernt, erhebt sich auf einem hohen Berge, dessen Fuß das Meer umwogt, eine ganz kleine Capelle, welche der heiligen Jungfrau geweiht ist, die hier unter dem Namen Notre Dame de la Garde, der Beschützerin der Seefahrer, angerufen wird. Neben derselben wohnt ein Einsiedler, welcher das Heiligthum behütet. Am ersten Sonntage des Mai strömt eine zahllose Menge von Gläubigen aus der Stadt und den umliegenden Dörfern nach diesem Berge. Wenn kaum der Tag im Osten dämmert, ist das Meer schon mit kleinen Nachen und mit den Dampfschiffen, welche den Dienst zwischen La Seyne und Toulon versehen, bedeckt; alle Fahrzeuge sind so mit Wallfahrern überladen, daß man jeden Augenblick einen Unglücksfall erwarten sollte. Die verschiedenen geistlichen

Brüderschaften des Arrondissements ziehen in Procession zur Einsiedelei. Von den Privatversonen, welche sich in Masse dorthin begeben, wollen diese ein Gelübde erfüllen, jene der Jungfrau eine freiwillige Gabe bringen. Niemand vergißt die ein oder zwei Pfund schwere Wachskerze, welche, um einen Unfall zu verhüten, in ein gespaltenes Schilfrohr gesteckt wird. Oft sieht man arme Mütter nackten Fußes die rauhe Küste erklettern, welche Kinder im Arme tragen, die eine der heiligen Jungfrau verheißene Opfergabe vom unglücklichen Tode errettet hat. Dort erscheint ein frommer Jäger und hängt vor dem Bilde der Schutzgöttin die alte Flinte auf, welche ihm unter den Händen zersprungen ist, ohne ihn zu verletzen; er vermag seinen Glauben an die Lehren der Kirche nicht besser zu beweisen. Vor dem Altar und an allen Mauern des Gebäudes sieht man Krücken, die durch die Fürbitte der Jungfrau überflüssig geworden sind, sechs bis achtzehn Zoll lange Schiffe mit vollen Segeln, die Zeugniß von der rettenden Kraft der Schützerin der Seefahrer ablegen u. dgl. Die letztgenannten Gegenstände erblickt man besonders in großer Menge in der Capelle, und es ist ein ergreifendes Schauspiel, wenn eine ganze Schiffsmannschaft, ihren Capitän an der Spitze, erscheint, und die Gaben auf den Altar der Jungfrau niederlegt, welche sie dieser während eines heftigen Sturmes oder bei einem Schiffbruch verheißen hat.

Der Einsiedler, welcher den Gottesdienst in der kleinen Kirche versieht, besitzt einen ganzen Vorrath von gewebten, gläsernen Rosenkränzen von allen Farben, und jeder, der zur schützenden Jungfrau wallfahrtet, nimmt einige derselben zum Andenken mit.

Nach der Messe zerstreuen sich alle Pilgrime gruppenweise in der Ebene und nehmen ein Mittagsmahl im Schatten der Fichten ein. Der prächtige Hochwald bietet dann ein ungemein belebtes, anmuthiges Bild dar, welches nach geendigter Mahlzeit noch bewegter und farbenreicher wird, da man inmitten eines improvisirten Jahrmarktes von Kinderspielzeug, Mandelnougten und Pfefferkuchen zu tanzen beginnt und diese Lustbarkeit bis zum späten Abend fortsetzt.

Bei dieser Festlichkeit tragen die jungen Leute das vorgeschriebene Costüm der Gesellschaften, denen sie angehören. Diese Uniform besteht gewöhnlich aus einem weißen Beinkleide, einer Blouse oder einem Kamisol von Nankin und aus einem Strohhut, der nach Schäferweise mit einem rosenrothen Band geschmückt ist. Wenn sie wieder in die Stadt einziehen, singen sie lustige Lieder und schwingen kleine bunte Fähnchen, auf denen die Einsiedelei von Notre-Dame de la Garde abgebildet ist. Ein solches Andenken kostet einen Sou, und deßhalb geht man sehr verschwenderisch damit um. Statt eines Federbusches trägt das Pferd, welches das Wägelchen oder die Halbchaise der Familie zieht, ein derartiges Fähnchen auf dem Kopf. Auf gleiche Weise sind das mit einem Zeltdach versehene Wägelchen und die von der Achse bis zur Imperiale mit Laub- und Blumengewinden gezierte Kutsche mit ganzen Pflanzungen jener Fähnchen geschmückt, die aus den grünen Zweigen, womit man die letztern umflochten hat, gar anmuthig hervorschauen.

Ernstere oder frömmere Personen, welche sich in ihrer Andacht durch jenen Festlärm gestört fühlen, wählen einen der Wochentage zu ihrer Pilgerfahrt nach der Einsiedelei, und lassen sich von einem Priester begleiten, den sie eingeladen haben, in der Capelle die Messe für sie zu lesen. Den ganzen Monat Mai hindurch sieht man dergleichen Privatcaravanen auf dem Wege zur Einsiedelei dahinziehen.

Ethnographische Streifzüge ins Alterthum.

11. Die Philister.

(Schluß.)

Kann nach historischen und geographischen Angaben und Verhältnissen über den Auszug der Philister aus Aegypten kaum ein Zweifel seyn, läßt sich der Gegensatz der Semiten und Hamiten im Lande Kanaan selbst gar nicht bestreiten, so muß es allerdings auffallen, daß wir in den Berichten der Juden keinen Unterschied hinsichtlich der Sprache erwähnt finden. Bitter sagt geradezu: „so treten beide auseinander folgende Wechselreden ein und beziehen Landes, obwohl beide dem semitischen Sprachstamm angehörig, doch in den größten Gegensätzen auf, die auch in dauernden Haß und Zwietracht ausschlagen.“ Ist ein solch dauernder Gegensatz, den man Jahrhunderte hindurch verfolgen kann,[1] ohne eine gewisse Verschiedenheit der Sprache möglich? Wir dürfen nicht vergessen, daß Semiten und Hamiten, mag nun der Ursprung der erstern gedeutet werden wie er will, auf einerlei Sprachboden fußen, wie weit aber die östlichen hamitischen Stämme von den westlichen in Aegypten und im Lande zwischen Aegypten und Abyssinien damals schon abwichen, das wissen wir nicht; gering indeß kann diese Abweichung schon damals nicht gewesen seyn, und wir bemerken z. B. daß die Veränderung des Namens Aegyptus für den großen Strom des Landes in den Namen Nil (aus dem spätern semitischen Nahar oder Nahal) in die Zeit der Hyksos, d. h. der mehr östlichen hamitischen Stämme gefallen seyn soll. Erwägt man nun, daß zwischen den beiderseitigen Dialekten schon eine ziemlich alte und weite Kluft bestand, daß die Ausstoßung der Hyksos und das Uebergewicht der ober- und mittelägyptischen Sprache die Kluft erweitern mußte, während die innige, bald feindliche bald freundliche Berührung der Philister und anderer hamitischen Stämme mit den Semiten die zwischen letzteren und den östlichern hamitischen Stämmen bestehende Kluft allmählich auszugleichen geeignet war, daß eine lange Zeit, die der Richter, etwa 400 Jahre lang, verfloß, wo die Philister zum Theil als Herren im Lande Kanaan saßen, so läßt sich eine engere Verschmelzung der beiden Dialekte wohl denken, so daß zur Zeit als die historischen Bücher der heil. Schrift abgefaßt wurden, von keiner wesentlichen Verschiedenheit mehr die Rede seyn konnte. Ob dem so ist, müssen spätere Sprachforschungen, sowohl der schwachen Sprachüberreste der einzelnen Stämme zwischen Aegypten und dem Euphrat, als eine historische Untersuchung der ägyptischen und assyrischen Sprache herausstellen. Das ist aber ein Feld, auf das wir uns nicht einlassen können, weil uns hiezu die Mittel fehlen.

Nachweisen läßt sich dagegen der Gegensatz der hamitischen und semitischen Stämme in dem langen Zeitraum von Moses bis tief herab in die Zeit der Könige Juda's auf allen Blättern der Geschichte; wir sehen namentlich die Philistäer wiederholt im Bunde mit Cuschiten (2 Chr. 14, 13), andrerseits „mit Midianiten, Ibumäern, den Arabern, die den Cuschiten zur Seite wohnten; sie werden oft zusammen genannt, auch als gemeinsam in kriegerischen Unternehmungen. Im Verlauf der Geschichte werden wir ein fortdauerndes Vorschreiten dieser Stämme zur philistäischen Küste und vielfache Vermischung mit den Bewohnern derselben verfolgen können.“ (Stark p. 152). Also allenthalben Unterscheidung der hamitischen und semitischen Stämme mit all-

[1] Wir erinnern hier nur an die Amalekiter, welche schon dem Auszug der Israeliten sich widersetzten, und noch unter den Nachfolgern Davids bekämpft werden, wo die Hebräer ihre Wohnsitze fürwärts ausdehnen in das Land, wo „die Hamiten vor Zeiten gewohnt“ (s. 1 Chron. 4, 39 — 43.)

mählichem Ueberwiegen der letztern, mochten sie nun Feinde oder Verbündete seyn. Der Gegensatz giebt sich in der ältern Geschichte vollkommen greifbar hindurch, und wenn die letzten Spuren der hamitischen Bevölkerung sich vielleicht bis weit in die christliche Zeit verfolgen lassen, so ist das Uebergewicht der Semiten mit dem machtvollen Auftreten der Assyrer und dem Sinken der ägyptischen Macht entschieden. Vergleicht man die ältere Geschichte Mesopotamiens und Aegyptens, so läßt sich vielleicht das Machtverhältniß der Philister in der Epoche der Richter und in der Epoche der Könige David und Salomo aus dem Verhältniß der assyrischen und ägyptischen Macht zum Theil erklären. Wie wir in dem Artikel über die mesopotamischen Alterthümer gesehen, fällt die Gründung des neuassyrischen Reichs etwa ins dreizehnte Jahrhundert, und ihr war eine Periode ägyptischer Herrschaft vorangegangen. Das neuassyrische Reich tritt in den ersten Jahrhunderten wesentlich nur gegen die arischen Völker im Osten und Norden auf, nicht gegen die Semiten, noch weniger gegen Aegypten. In diese ersten Jahrhunderte des assyrischen Reichs fällt das völlige Ueberweigen der philistäischen Macht über Israel in der Zeit der Richter.[1] Während des Sinkens der ägyptischen Macht in den nächsten Jahrhunderten nach Ramses Meiamun wird noch die nächstgelegene schützende Vormauer Judäa mit Gewalt festgehalten, im zehnten Jahrhundert ist dieß Sinken entschieden, und eben damit fällt auch die gewaltige Uebermacht der Philister im Lande Canaan. In späterer Zeit tritt dieß Wechselverhältniß der ägyptischen und assyrischen Macht stärker hervor, allein hier ist die Macht der semitischen Zwischenstaaten schon mehr gebrochen, und erstere stehen unmittelbar auf einander. In jener ältern Zeit trägt das Ganze ein Gepräge des Kampfes zwischen semitischen und hamitischen Stämmen, erst in späterer Zeit tritt ein entschiedenes politisches Staatsinteresse hervor.

Stark faßt das Verhältniß der semitischen und hamitischen Bevölkerung im Lande vom Tigris bis zum Mittelmeer folgendermaßen (i. p. 191) zusammen: „Neuere genauere Untersuchungen, besonders der Dynastienangaben des Berosus beim armenischen Eusebius haben gegenüber der von Kretschmer und danach Diodor ausgesprochenen Priorität von Ninive die viel frühere und ursprüngliche Machtbildung in Babylon, überhaupt im Lande Sinear, erwiesen. Und wie hierin der Bericht der Genesis über Babylon, Nimrod und Ninive seine volle Bestätigung findet, so ist ebenfalls die ursprüngliche Völkerschicht, welche hier im fruchtbaren Tieflande eine Culturmacht entwickelte, als eine hamitische im biblischen Sinne und zwar näher als eine kuschitische zu betrachten, welche in einem weiten Bogen an beiden Seiten des persischen Meerbusens über Südarabien und dann nach Abyssinien hinüber sich erstreckt, und schließlich später immer weiter südlich besonders zwischen dem Euphratland und der Sinaihalbinsel verdrängt ward, erst durch die ismaelitischen Stämme, dann durch die zu den Hebräern gehörigen von Ammon, Moab, Edom. Allerdings ist diese kuschitische Machtbildung durch eine sehr frühe, siegreiche Einwanderung von der nördlichen Hochebene unterbrochen und modificirt worden; mit der sogenannten medischen Eroberung, die zugleich den Beginn der Rechnung nach Sonnenjahren bezeichnet, und von Lepsius auf das Jahr 2413 v. Chr., von Niebuhr auf 2234, nach Hupfeld auf 2278 bestimmt wird, beginnen die historischen Königsreihen. Wir sind überzeugt, daß mit diesen Medern zugleich die Chaldäer, jener nördliche, semitische, aber auf dem Grenzland mit den arischen Stämmen zusammenwohnende und gemischte Stamm zuerst in Babylonien erschienen sind; vorher werden sie nach dem armenischen Eusebius nicht genannt. Ist nun auch hiemit eine bedeutende Veränderung vorausgegangen im religiösen Leben, wohl auch in der Sprache, so ist jene kuschitische Bevölkerung vormächtend noch ein sehr wichtiges Element; wir haben zwischen den medischen sogenannten Tyrannen und den chaldäischen Königen noch eine Reihe einheimischer, so wie eine Dynastie arabischer Könige. Dieses babylonische Reich, welches in seiner vollen Selbständigkeit von der medischen Eroberung an noch 927 Jahre, außer den für uns fehlenden Zahlen der elf Könige der zweiten Dynastie, bestand, hat allerdings in vielfacher Beziehung und Einwirkung zu Palästina gestanden; es ist vor allem auf den gemeinsamen hamitischen Ursprung der Amalekiter, der Urbewohner Kanaans, mit den Bewohnern Sinears hinzuweisen."

Mancher mag wohl glauben, an diesen Erörterungen über alte Völkerzüge, worüber man doch am Ende nur Vermuthungen und höchstens Wahrscheinlichkeiten habe, sey sehr wenig gelegen. Wenn wir das bloße historische Ergebniß betrachten, so ist dieß allerdings richtig; auf der andern Seite aber haben diese ethnographischen Erörterungen ihren eigenen Werth: sie zeigen die Verbindungen und Ursiedlungsarten verschiedener Völker, ihre Zusammensetzung, ihre Entwicklung und werden somit zu einer wichtigen Darstellung geistiger Vorsichte und geistigen Verfalls; andererseits haben sie ihre Wichtigkeit für die Religionsgeschichte, welche selbst wieder ein Mittel wird, um die ethnographischen Verhältnisse aufzuklären. Fassen wir den vorliegenden Gegenstand von dieser Seite auf, so stoßen wir auf merkwürdige Ergebnisse, welche die Entstehung und die Bestandtheile des canaanitischen Volks erklären. Wir finden in den philistäischen Städten namentlich vier Gottheiten verehrt, nämlich Dagon, Derketo, Astarte und Baal. Davon sind vorerst Dagon und Baal, der Fischgott und der Herr des Himmels, als ächt hamitische Gottheiten herauszuheben, die sich auch in Babylon sehr frühzeitig finden, und in der ganzen babylonischen Mythologie hervortreten. Was die Derketo betrifft, so müssen wir unsere Ansicht suspendiren, da der Name erst in der griechischen Zeit genannt wird, und mit dem arischen der Atergatis zu sehr zusammenfällt; daß sie in Syrien als wirkliche Gottheit in früher Zeit vorkommt neben Baal, ist richtig; ob aber nicht im alten Philistäerlande Astarte die weibliche Gottheit neben Baal ist, wäre eine andere Frage. Neben dem althamitischen Dienst macht sich noch das ägyptische Element bemerklich, das Stark in folgender Weise einleitet: „die Philister sind uns einer der vielfachen Stämme der Hyksos, einer hamitischen und zwar einer Mischbevölkerung, die zwischen den Aegyptern, Kanaanern und den Nordarabern in der Mitte steht, und die meist von Unterägypten aus sich ausgebreitet hatte in langer Herrschaft über das Nilthal und das angränzende Arabien und Libyen; sie sind nur der Kriegerstamm der Hyksos, der noch am längsten in Avaris oder Pelusium sich gehalten und nach Osten hin endlich verdrängt wurde. Hier also in den Resten eigenthümlicher unterägyptischer Cultur, oder vielmehr noch in dem geistigen oder religiösen Rückschlage, den die Hyksoherrschaft und ihre endliche Besiegung auf die oberägyptische, durchdringende religiöse Anschauung und Cultus ausgeübt, haben wir die Grundlagen unserer Untersuchung zu suchen. Hauptsächlich werden sie nach Hekataus Abderita die verschiedenen Sitten in Bezug auf Religion und Opfer und die dadurch entstandene Veränderung der herkömmlichen Götterverehrung als Grund zur Vertreibung der Hyksos angegeben, also eine religiöse Mischung und dann die

[1] Vor dieser Zeit unter Ramses Meiamun waren, wie natürlich, die Philister selbst von den Aegyptern bezwungen. S. Stark 195 ff.

heftigste Reaction des oberägyptischen Glaubenskreises bleibt jedenfalls Thatsache."

Stark macht es sehr wahrscheinlich, daß die Verehrung Typhons hauptsächlich in Unterägypten zu Hause war, daß sie mit der Vertreibung der Hyksos aus Aegypten auch vertrieben wurde, und daß Typhon ganz natürlich im Glauben der Bewohner Mittel- und Oberägyptens als feindseliger Gott auftritt.[1] Das Nilpferd, das ihm geheiligt war, wird gefesselt dargestellt, von den Priestern geschlagen, und nach der Sage hat sich Typhon in dem See Sirbonis versteckt; mit Sirbonis aber bezeichnet man die Reihe von Seen, welche von Pelusium, der Philisterstadt, sich hinziehen bis an den Bach Aegyptens, den heutigen Wadi el Arisch. Ob sich die Ausführung Starks, wonach Typhon als Meeresgott der Unterägypter dem Dagon entspricht, durchführen läßt, müssen wir dahin gestellt seyn lassen; wir würden der Ausführung größere Wichtigkeit beilegen, wenn nicht der Fischgott als Gott des rothen Stammes schon in der ältesten Mythologie der Babylonier vorkäme; was aber vielleicht der Ausführung nicht zu statten kommt, ist daß seine Gattin Nephthys [2], von Herodot und Diodor als Aphrodite bezeichnet, auch als Fischgöttin betrachtet wird, und somit der Aschtoroth keineswegs entspricht. Astarte erscheint als hamitische Göttin, als Mondgöttin neben dem Sonnengott Baal, weßhalb sie auch Baalis heißt. Die Fischgöttin Derketo, wie wir oben bereits bemerkt haben, ist nicht als alt im Philisterlande erwiesen. Auffallend bleibt indeß jedenfalls der Haß, den die ägyptischen Priester gegen das Meer kundgeben, und natürlich auch gegen die Meeresgottheiten, deren Cultus hauptsächlich nur in Unterägypten bestehen konnte, und gegen den sie sich vollkommen abzusperren suchten. Dieser Umstand spricht unserer Ansicht noch mehr als die andern, für die Uebereinstimmung von Typhon und Dagon vorgebrachten Gründe, welche jedenfalls noch mancher Aufklärung bedürfen, dieser auch wohl fähig sind, denn manche Anklänge, welche Stark bezüglich der fischschwänzigen Meergottin in Griechenland und Italien nachweist, lassen sich noch weiter ausführen, und vielleicht mit der Zeit ihr Zusammenhang mit der philistäischen Fischgöttin besser herausstellen.

Sollen wir mit wenigen Worten das Ergebniß der Starkschen Schrift in Bezug auf die Urgeschichte herausheben, so möchte es ungefähr auf folgendes hinauslaufen: er hat den Zusammenhang der Hyksos und der Philistäer nahezu bewiesen; er hat den merkwürdigen, für die Cultur- und Menschengeschichte so höchst wichtigen Kampf der hamitischen und semitischen Stämme klarer als bisher hervorgehoben; er hat die gänzliche Verschiedenheit der Phönicier und Philister gezeigt — er hat den in der Urgeschichte des Mittelmeeres vogirenden Ansichten von Kretern und Karern wahrscheinlich den natürlichsten Erklärungsweg gezeigt; er hat die von einigen Franzosen aufgestellte Ansicht, daß Skythen, baktrische d. h. arische, Völker die Hyksos gewesen, so ziemlich gründlich beseitigt, wenn er gleich das Auftreten einer weißen Race unter dem rothen ägyptischen Volke nicht erklärt hat, freilich auch durch den Kreis seiner Forschungen nicht dazu angewiesen war. Der zweite Theil seines Buchs „die Geschichte des Hellenismus an der philistäischen Küste" gehört nicht in unsern Kreis, und auch dem ersteren haben wir hauptsächlich nur darum eine so besondere Aufmerksamkeit gewidmet, um zu zeigen, welche Resultate für Ethnographie und Culturgeschichte aus den antiquarischen Forschungen in Aegypten, Assyrien und Babylonien sich erwarten lassen. Die assyrischen Inschriften müssen eine ungeheure historische Ausbeute liefern, und gestützt auf diese werden wir vielleicht nähere Einsicht erlangen in die Entstehungsgeschichte des semitischen Stammes, der für die Entwicklung des Menschengeschlechts von so großer Bedeutung geworden ist, als irgend ein anderer, selbst den kaukasischen oder arischen nicht ausgenommen.

Wir haben gegenwärtig vier Punkte, auf welche das antiquarische und philologische Interesse gerichtet ist: Aegypten mit seinen Alterthümern selbst, namentlich den ältern über die Hyksoszeit hinaufreichenden, Assyrien mit seinen unermeßlichen Palästen, Babylon nebst dem elamitischen Reiche, und endlich das südliche Arabien, jener Hauptsitz der rothen Race, abgeirrt von mehrern nicht unbedeutenden Nebenvölkern, so namentlich dem Lande zwischen dem Mittellauf des Nil und dem rothen Meer, das bis jetzt, einige Karawanenstraßen ausgenommen, noch ein unbekanntes Land ist. Der Verlauf der antiquarischen und sprachlichen Untersuchungen auf einigen dieser Gebiete scheint seit einiger Zeit ins Stocken gerathen, namentlich hören wir nichts mehr von den südarabischen Forschungen, obgleich die Papiere Arnauds in Paris seyn müssen. Alle diese Studien müssen sich gegenseitig ergänzen, vor allem die sprachlichen: die babylonische Schrift ist noch nicht ermittelt, und wenn auch einzelnes ermittelt seyn sollte, so haben wir in Babylon ein Alter vor uns, das wahrscheinlich nicht geringer als das ägyptische ist; die Sprache der babylonischen Inschriften kann also unmöglich immer die gleiche seyn: man hat in den persischen Keilschriften von Cyrus bis Darius Codomannus, also in einem Zeitraum von 200 Jahren, Verschiedenheiten entdeckt, die Schrift und wahrscheinlich auch die Sprache der babylonischen Inschriften vor und während der Achämenidenzeit ist nicht dieselbe, und Rawlinson hat sie beide bestimmt getrennt. Wie anders aber wird sich die Sache noch gestalten, wenn ältere, vielleicht auf 2000 Jahre und mehr vor Chr. hinaufreichende Alterthümer Babyloniens zur Sprache kommen! denn daß die Hamiten dort zuerst und lange Jahrhunderte geherrscht, möchte wohl keinem Zweifel mehr unterliegen; wir wird es aber dann mit den Sprachforschungen anstehen, da wir kein hamitisches Sanskrit haben, das als Grundlage für die Erforschung der ältesten babylonischen Sprache dienen könnte, wie das arische Sanskrit als Grundlage für die persische Sprachforschung gedient hat! Indeß wachsen die Alterthümer, die babylonischen und die assyrischen massenhaft an, und werden eine Grundlage liefern, wie wir sie bis jetzt entbehrt haben. Vielleicht dauert es nur noch einige Jahrzehende, und wir haben über den hamitischen und semitischen Stamm so genaue Erörterungen, wie über den arischen.

[1] Er führt auch den Namen Seth, und am Ende ist vielleicht das biblische Satan von dem ägyptischen ausgestoßenen Gott Seth abzuleiten.

[2] In dem ältern ägyptischen Götterreiche treten vier Götterpaare auf, Sub und Nut (oder Neyet), Osiris und Isis, Typhon und Nephtys, Horus und Hathor. Lepsius weist die Reihen auf Denkmalen nach.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gabelentz (H. C. von der),

Beiträge zur Sprachenkunde. Erstes bis drittes Heft. 8. Jedes Heft 24 Ngr.

Auch unter besondern Titeln:

I. Grammatik der Dajak-Sprache. 24 Ngr.
II. Grammatik der Dakota-Sprache. 24 Ngr.
III. Grammatik der Kiriri-Sprache. 24 Ngr.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 272. 12 November 1832.

Die jonischen Inseln

(Von Dr. Brandes.)

Von fast allen Reisenden, welche die jonischen Inseln besucht haben, werden sie als einer der interessantesten, reizendsten Punkte des Erdballs geschildert. Es ist als wetteiferten hier die unerschöpflich reichen Erinnerungen der Vergangenheit mit einer prachtvollen physischen Ausstattung, als wiese die bunte Abwechselung der Landschaften auf das eigenthümliche Gewebe ihrer Erinnerungen und Schicksale hin. Um so lebhafter müssen wir es bedauern, in der neuesten Zeit diesen „classischen Boden" von dem düstern Verhängniß politischer Rathlosigkeit umwölkt zu sehen, von dort her Klagen und Beschwerden ertönen zu hören, für deren Beseitigung oder befriedigende Lösung kaum eine Aussicht sich öffnet.

Indeß darf man von vornherein nicht vergessen, daß die Vereinigung dieser Inseln zu einem Gesammtstaate (der zuletzt officiell festgesetzte Name ist bekanntlich Etats-unis des Iles Ioniennes) als das Ergebniß politischer Fügungen und Regulirungen eingetreten ist, bei welchen dem natürlichen und geographischen Verhältnisse nicht eben Rechnung getragen wurde. Dieß ergibt schon der erste Blick auf die Landkarte, die Betrachtung des Abstandes zwischen Corfu und Paxo einerseits, und der fünf übrigen Inseln (Santa Maura, Ithaki, Cephalonia, Zante, und dann von diesen noch weit ab das am Ausgange des kolophynischen Meerbusens, an der Südspitze der Halbinsel Morea gelegene Cerigo) andererseits. Offenbar gehört Corfu nebst Paxo, seiner geographischen Lage nach, der albanesischen Terrassen-Landschaft zu; Cerigo kann nur als ein Zubehör von Morea angesehen werden, die vier übrigen Inseln bilden einen besondern Kreis, als dessen Hauptglied Cephalonia, dem Umfange nach die größte des Sieben-Inseln-Staats, hervortritt. Im übrigen ist bekannt, daß die Bildung dieser „Heptinsular-Republik," wie wenig sie sich geographisch rechtfertigen mag, aus den gegebenen historischen Verhältnissen mit einer gewissen Nothwendigkeit hervorgegangen ist, und bereits Jahrhunderte hindurch bestanden hat. Die Grundlage ihrer Vereinigung, oder wenn man will, das sie gemeinsam umschlingende Band bildete der Gegensatz gegen die Osmanische Herrschaft auf dem anliegenden Continent, welchem sie ihrer Lage nach zugehören. Seitdem in den neuesten Zeiten ein Theil dieses Continents dem griechischen Namen wiedergegeben wurde, ist das Unnatürliche eines längs den Küsten hin gleichsam verstreuten besondern Inselreiches mehr und mehr zum Vorschein gekommen. Im grauen Alterthum hat faß jeder dieser Inseln ihre eigene Individualität, ihre besondern mythologischen und sagenhaften Erinnerungen. Das sichelförmige Korfu, für welches neben dem antiken Namen Corcyra aus dunkler Vorzeit die dunkle Bezeichnung Drepane (δρεπάνη oder δρέπανον, Sichel) sich erhalten, war das Land der Phäaken; Ithaka, das Reich des „vielgewanderten" Ulysses, der Schauplatz der treuen Beharrlichkeit seiner Penelope, Leucadia (das moderne Zante) trägt den Felsen, vor welchem die hochgefeierte liebliche Sängerin ihr tragisches Ende nahm. Die historischen Zeiten sind für diese Inselwelt von Anfang an wechselvoll, verhängnißreich und in den mannichfachsten Beziehungen denkwürdig gewesen. Corcyra, von den Corinthern colonisirt, ist nach einander unter der Herrschaft der Athener, der Syracusaner, der Könige von Epirus und von Illyrien gewesen, bis es zum Weltreiche der Römer gelangte. Fortan mußte dann der Glanz des mythischen Namens erbleichen; es war eine beiläufige Rügung, daß die dortige Begegnung des Cicero mit seinem Freunde Cato nach der entscheidungsvollen Schlacht von Pharsalia, die dort vorzugene Hochzeitsfeier des Antonius mit Octavia auch jene alten Sagen in das Andenken der Menschen zurückriefen.

Im Mittelalter folgten der Theilung des römischen Reiches und der dadurch eingeleiteten byzantinischen Herrschaft eine normannische Eroberung unter Robert Guiscard, und dann weiter die Besitznahme der Könige von Neapel. Auch an einzelnen verheerenden Ueberfällen fehlte es nicht; in der Mitte des 5ten Jahrhunderts (466) trat die Invasion der Vandalen unter Genserich ein, in der Mitte des 6ten Jahrhunderts ein Ueberfall von Ostgothen und Slavoniern (550). Es darf neben der geographischen Lage großentheils diesen Rückschlägen zugeschrieben werden, daß die jonischen Inseln für die Cultur- und Kirchengeschichte des Mittelalters so weit hinter den Inseln des griechischen Archipelagus zurückstehen, die als Vermittelungspunkte zwischen der abendländischen und morgenländischen Bildung eine weltgeschichtliche Bedeutung haben. Unter solchen Wechseln war das Schicksal der immer mannichfaltiger gemischten Bevölkerung, deren alte Elemente während der ewigen Unruhen und bei dem unabweisbaren Zuflusse neuer Ankömmlinge theils auf einen geringen Rest zusammengeschmolzen, theils auch wohl vielfältig zerfetzt wurden, ein außerordentlich verschiedenes: Perioden gewaltsamer Knechtung und roher Unterdrückung wurden durch Zwischenpausen gänzlicher Vernachlässigung unterbrochen, in welchen die Einwohner den Gebrechen und Schwächen anarchischer Willkür erlagen. So kamen sie nicht durch Eroberung, sondern durch freiwillige Uebergabe im J. 1386 endlich unter die Schutzherrlichkeit der Republik Venedig, aber vielmehr unter das Joch des Löwen von St. Marcus, denn die vier Jahrhunderte der venetianischen Herrschaft sind ihnen schwere und drückende Zeiten geworden: an freie Institutionen, an selbständige Entwicklung und lebensvolles Gedeihen war nicht

zu denken, da es ihren Schutzherren nur auf Ausdehnung ihres Handels, auf Ausbreitung aller im Bereich ihrer Macht liegenden Mittel für eigene Zwecke ankam. Daher bestand in neuerer Zeit das Verwaltungspersonal von Corfu ausschließlich aus geborenen Venetianern, die ihre Stellen nach dem Beispiele der ältern Römer nach Möglichkeit zu ihrer Bereicherung benutzten. Die Einwohner wurden verachtet und deßhalb im höchsten Grade verächtlich oder selbst grausam behandelt. Die Justiz und Rechtspflege wurde durch Bestechung, die Finanzverwaltung durch Unterschleif befleckt. Die höheren Interessen der Religion und Sittlichkeit konnten bei der Verfolgung so engherziger Interessen nicht aufkommen, höchstens wurde sie unter einseitiger Begünstigung des römisch-katholischen Cultus, neben welchem der morgenländisch-griechische Ritus nach und nach kaum noch geduldet war, noch in einem eitlen Scheinleben erhalten. Pauperismus, Demoralisation und Verbrechen nahmen überhand, zumal die Flucht der Uebelthäter durch die Wildnisse der entvölkerten Landschaften und durch die Nähe eines für Verfolgung derselben schwierigen Continents begünstigt wurde. Die Sprache sank unter dem Ueberhandnehmen italienischer Formeln und Wendungen zu einem unerfreulichen, vielverunstalteten Mischdialekt herab.

Es würde zu weit führen, hier in die Schicksale der verschiedenen Inseln der jetzigen „Vereinigten Staaten“ im einzelnen einzugehen; sie sind im Ganzen denjenigen der Halbinsel Corfu parallel. Eben so sind die verderblichen Einwirkungen auf den Charakter der Einwohner überall so ziemlich dieselben gewesen.

Das Jahr 1797 hat über die Republik Venedig den Stab gebrochen, und die ihr unterworfenen Länder und Inseln einer neuen Gestaltung entgegengeführt. Für die jonischen Inseln ist es der Anfangspunkt mannichfaltiger, vor der Hand entschieden ungedeihlicher Wechsel geworden. Die französische Republik, welche nach der Besitznahme der alten Lagunenstadt über jene verfügen zu können glaubte, zeigte sich zwar entschlossen, ein für die Beherrschung des adriatischen und selbst eines großen Theils des mittelländischen Meers so äußerst günstig gelegenes Erwerbstück zu behaupten, und dieß hing mit den Plänen Napoleons auf Aegypten und gegen den Orient sehr gut zusammen. Allein es zeigte sich bald, daß die Anstrengungen, welche der Kampf gegen so viele Feinde erheischte, eine solche Zersplitterung der Kräfte unmöglich machten. Im Jahre 1799 bemächtigte sich eine türkisch-russische Flotte der jonischen Inseln, und diese beiden Mächte vereinigten sich am 21 März zu einem Traetat, kraft dessen die Republik der sieben Inseln ins Leben trat. Die Oberhoheit war zunächst der Pforte übertragen, während die politische und religiöse Freiheit von Kaiser Paul I garantirt wurde.

Ein solches plötzliches Umschlagen von einem, wir möchten sagen, mit raffinirter Schlauheit ausgebeuteten Unterwürfigkeitsverhältniß zur freien Selbstregierung mußte nun aber nothwendig die unheilsamsten Folgen haben. Die bisher gebundenen, und unter einer fast barbarischen Strenge zurückgehaltenen Leidenschaften der vielfach irre geleiteten Bevölkerung brachen wie entfesselt hervor, warfen alle hergebrachten Rechte und alle neuen Ordnungen über den Haufen. Keine Localbehörde vermochte sich zu halten; überall siegte eine im schlimmsten Sinne des Wortes demokratische Anarchie. Die unter den Auspicien der Schutzmächte eingesetzte General-Regierung und der Senat mußten bald erkennen, daß nur von außen her Hülfe und Rettung kommen konnte. Es wurde unter dem äußersten Drange der Verhältnisse die Auskunft ergriffen, eine Deputation unter dem Senator Marenzi an den Hof von St. Petersburg abzuschicken. An den Kaiser Alexander wurde die Bitte gerichtet, den eingerissenen Uebelständen und den drohenden Gefahren ein Ziel zu setzen; die zu ergreifenden Mittel und Wege wurden mit unbedingter Ergebung der Weisheit und dem Wohlwollen des Monarchen anheimgegeben. Nur dieser Wunsch wurde mit lebhaftem Ausdruck hervorgehoben, daß das neue Verfassungswerk eine concentrische, von einer imposanten auswärtigen Kriegsmacht unterstützte Gewalt einsetzen möge, denn die Eingebornen der Inseln seyen zu treuen und gehorsamen Soldaten der Republik nicht geeignet. Der Kaiser Alexander ging auf dieses Ansinnen ein; er schickte den Grafen Moncenigo als Bevollmächtigten nach Corfu, um sich von dem Thatbestand an Ort und Stelle zu überzeugen. Darüber kam es denn im folgenden Jahre zu einer neuen Verfassung, und als auch diese den Wünschen und Ansprüchen nicht zu genügen vermochte, zu weitern Verhandlungen, Vorschlägen, Versuchen, bis endlich der Friede zu Tilsit im J. 1807, in Folge des nunmehrigen bekannten Einverständnisses zwischen dem Kaiser Alexander und Napoleon, die Inseln wieder an Frankreich brachte. Und nun war von einer jonischen Septinsular-Republik vorläufig nicht mehr die Rede, sie wurde vielmehr zu einem Bestandtheil der illyrischen Provinzen aufgelöst. Eine starke französische Besatzung — General Berthier übernahm an der Spitze von 17,000 Mann die Festung Corfu von der russischen Besatzung — übte militärische Gewalt und erdrückte jede Regung oppositioneller Elemente.

Allein es ergab sich bald, daß auch dießmal das französische Kaiserreich nicht im Stande war, den für die Beherrschung des mittelländischen Meeres als wesentlich erkannten Posten zu behaupten. Nachdem bei den Befehlshabern des englischen Geschwaders im Mittelmeer die dringendsten Vorstellungen und Bitten um Befreiung von dem schweren französischen Joch seitens der Bevölkerung der Inseln eingelaufen waren, während die englische Besitznahme als Ziel ihrer Wünsche nachgesucht wurde, erschien in Folge der von Vice-Admiral Lord Collingwood auf der Höhe von Toulon unterm 3 August 1809 erlassenen Instruction eine Abtheilung der englischen Flotte den 2 Oct. 1809. Zunächst wurde die Insel Zante am 3 Oct. eingenommen und zum Hauptquartier gemacht; dann ergaben sich in den folgenden Tagen die französischen Garnisonen der Inseln Cephalonia, Ithaka und Cerigo; eine Insel nach der andern fiel in die Gewalt der englischen Flotte, und als der erste Pariser Friede geschlossen wurde, war nur Corfu noch mit einer Besatzung von 14,000 Mann im Besitz der Franzosen. Natürlich konnte die von den Verbündeten eingesetzte Regierung der Bourbons nicht Anstand nehmen, der französischen Garnison sofort den Befehl zur Uebergabe der Festung, Stadt und Insel Corfu an den dermaligen Commandeur der englischen Flotte im mittelländischen Meer, Sir James Campbell, zu ertheilen, und dieser, der die übrigen Inseln bereits durch das Recht der Eroberung inne hatte, besetzte jetzt in seiner Eigenschaft als Bevollmächtigter der großen Mächte auch Corfu, bis die Conferenz über die künftige Regierung der Inseln die erforderliche Beschlussung gefaßt haben würde.

So viel wir sehen, wurde das künftige Schicksal der jonischen Inseln offiziell zuerst am 9 Junius 1815 [1] in einer Conferenz am Wiener Congreß zur Sprache gebracht. Von Seiten Englands wurde der Vorschlag gemacht, dem Kaiser von Oesterreich als Besitzer des ehemaligen venetianischen Gebiets auch die

[1] Martens Nouv. Supplém. Tom I. pag. 449. Das vorige Datum „4 Junius“ ist offenbar unrichtig und wohl nur ein Druckfehler; vgl. Martens Nouveau Recueil des Traités, Tom. II. p. 667.

Schutzherrschaft der sieben Inseln dergestalt zu übertragen, daß ihnen Freiheit und Handelsverkehr gesichert würde. Sehr merkwürdig ist nur, daß dieser Aufkunft, in welche der österreichische Bevollmächtigte unbedenklich einwilligte, gleichwohl nicht Folge gegeben wurde. Der russische Bevollmächtigte sprach nämlich den Wunsch aus, daß man lieber dem seitens der „Sieben-Inselaner“ verlautbarten Verlangen, unter der englischen Schutzherrschaft zu bleiben, nachkommen möchte. In Folge dieses Entwurfes vereinigten sich die Mitglieder der Conferenz dahin, die Erledigung einem demnächstigen Rathe im Generalquartier der Verbündeten vorzubehalten. Am 5 Nov. 1815 [1] wurde diese Entscheidung zu Paris dahin ausgesprochen: 1) daß die sogenannten sieben Inseln einen freien und unabhängigen Staat unter dem Namen Etats-unis des Iles Ioniennes bilden; 2) daß sie unter den unmittelbaren und ausschließlichen Schutz des Königs von Großbritannien und Irland und seiner Erben gestellt werden sollten; 3) die innere Organisation solle von den Staaten selbst unter Genehmigung der Schutzmacht gereget, von der englischen Krone aber ein Lord Ober-Commissär bestellt werden, der auf den Inseln seinen Wohnsitz nehme; 4) dieser würde eine gesetzgebende Versammlung berufen, welche unter seiner Leitung sich mit der Redaction einer constitutionellen Karte befassen werde, um deren Vollziehung vom Könige zu erbitten; bis dahin sollten die bestehenden Constitutionen in Kraft bleiben; 5) dem König wurde das Occupations- und Garnisonsrecht für sämmtliche Festungen und feste Plätze und gleichzeitig der Befehl über die Kriegsmacht der Inseln zuerkannt; 6) die Verwendung der Staatseinkünfte in Beziehung auf Festungen, auf Löhnung der Garnisonen und deren Anzahl in Friedenszeiten solle durch eine besondere Uebereinkunft mit den Staaten festgestellt werden; 7) die Handelsflagge der Vereinigten Staaten solle von sämmtlichen contrahirenden Mächten anerkannt und auch der König beider Sicilien und die ottomanische Pforte eingeladen werden, dieser Uebereinkunft beizutreten.

Die großbritannische Krone erhielt durch diese Urkunde das Protectorat, und wir können soll sagen den Besitz der jonischen Inseln, und mit ihm einen neuen wichtigen Stützpunkt für ihre Kriegsflotte und für den Handel im mittelländischen Meere. So lange Gibraltar, Malta und Corfu in den Händen der Engländer sind, können sie gern das mittelländische Meer als ein „französisches Binnenmeer“ bezeichnen lassen, ohne ein Wort an die Widerlegung einer solchen Phrase zu verschwenden! — Seitdem die ostindische Ueberlandstraße in neuester Zeit einen so großen Aufschwung genommen, ist gerade Corfu ein um so wichtigerer Verbindungsplatz geworden. Es läßt sich mit Gewißheit sagen, daß die englische Regierung dieses am 9 Junius 1815 durch freies Anerbieten — denn man darf doch nicht wohl zweifeln, daß es damit ernstlich gemeint war — freiwillig aufgegebenen Punktes sich jetzt nicht wieder entäußern, daß sie selbst große Opfer zu seiner Behauptung nicht scheuen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus dem indischen Archipel.

(Von Dr. H. Hubermann.)

3. Kupang. Solor. Floris. Sandelwood.

Kupang, der Hauptort der holländischen Residentie Timor, gehörte ursprünglich den Portugiesen, wurde ihnen aber schon im Anfang des 17ten Jahrhunderts durch die holländische Compagnie entrissen, und blieb seitdem Lehe in Holland Besitz. Es gehört übrigens unter die Besitzungen, die der Regierung jährlich eine ziemliche Summe kosten, ohne den geringsten Vortheil zu bringen. Der Handel ist unbedeutend, und wird bloß durch malayische und chinesische Prauwen getrieben. Das Land ist an sich nicht fruchtbar, und die trägen Timoresen produciren nicht mehr als was sie gerade zu ihrem Lebensunterhalte nöthig haben; der einzige Ausfuhrartikel ist Wachs, das von wilden Bienenschwärmen, die man sehr häufig in den Wäldern von Timor findet, gewonnen wird. Sandelholz kömmt im Innern des Landes häufig vor, doch wird nicht viel davon nach Kupang zu Markte gebracht, da die Pflanzer der Timoresen die Ausfuhr dieses wohlriechenden Holzes zu verhindern suchen. In Indien und China wird das Sandelholz hoch geschätzt, und zu Cassetten, Oefen, kleinern Koffern und ähnlichen Mobilien verarbeitet. Für größere Stämme, die übrigens selten gefunden werden, bezahlen die Chinesen sehr bedeutende Summen; sie lassen sich nämlich schon zu ihren Lebzeiten ihre dereinstigen Särge verfertigen, und schätzen für diesen Zweck das wohlriechende Sandelholz weit höher, wie jedes andere.

Größere Fahrzeuge kommen selten nach Kupang; manchmal legt ein Wallfischfahrer an, um Wasser einzunehmen, oder ein Schiff, das von Neuholland nach Calcutta segelt. Von Java kommen jährlich einige Schiffe mit Wein, Bier, Cigarren, Mehl und ähnlichen europäischen Bedürfnissen, und durch diese Schiffe werden Briefe und Zeitungen befördert. So kommt es, daß man oft in einem halben Jahre keine Nachrichten von Java und Europa erhält. Wer längere Zeit dort verweilt, wird bei diesem spärlichen Verkehr nach und nach den Verhältnissen der Welt ganz entfremdet, und versällt in einen gemissen indifferenten Schlendrian, der einzelnen Constitutionen gar wohl behagt, den meisten aber höchst unangenehm wird. Für Europamüde wäre es ein trefflicher Kurort, sie würden bald recht Timormüde werden, und die Vorzüge des europäischen Lebens und Treibens besser würdigen lernen.

Abgesehen von dieser isolirten Lage ist Kupang ein angenehmer und gesunder Ort, und hat ein gutes Klima. Ueber Tag ist die Hitze oft bedeutend (25—26° R), wird jedoch gewöhnlich durch frische Seewinde, die Nächte sind kühl und die ersten Morgenstunden herrlich. Das Südufer des Hafens, der sich an der Mündung eines Baches, der über ein tiefes, felsiges Bett hoch ein enges Thal herabrauscht. Auf dem rechten Ufer wohnen die europäischen Beamten in geräumigen, steinernen Häusern, die von Gärten und Baumgruppen umgeben sind, das größte derselben ist das Residenzgebäude an einem großen, von uralten Waringe- und Canariabäumen beschatteten Platze. Weiterhin am Strande wohnen etwa 600 Chinesen in netten, weißgetünchten Häusern; die Timoresen und übrigen Eingebornen haben ihre Hütten größtentheils am linken Ufer im Thal und gegen die Hügel hinauf angelegt. Hier liegt auch auf einem ins Meer vorspringenden Kalkfelsen das Fort Concordia, das noch von den Portugiesen herrührt und sehr solid gebaut ist. Eine heftige Brandung donnert anhaltend gegen die helle, felsige Küste, und bei stürmischem Wetter spritzen die Wellen oft bis über die hoch auf dem Gehäge liegenden Häuser; durch diese unaufhörliche Brandung werden die Kalkfelsen der Küste allmählich unterhöhlt, und man sieht oft große Blöcke ins Meer hinabstürzen.

Das Thal, in welchem Kupang liegt, hat ein liebliches grünes Ansehen und macht einen anmuthigen Contrast mit den umliegenden, kahlen Höhen. Man findet hier Gärten, die von Bambusbrücken eingefaßt und mit Blumensträuchern, Capsicum, Zuckerrohr und manchen europäischen Kräutern angepflanzt sind. Ueber diese niedrigere Gewächse wölben sich die stattlichen, dichtbelaubten Bäume der Tropenwelt, die Waringa, die Tamarinde mit ihren feinen, gefiederten Blättchen, der Orangenbaum, der Pomdelmos (citrus decumana) mit seinen großen, saftigen Früchten, der nützliche Kapokbaum [2] (bombax pendantrum), mit den horizontal vom Stamme abstehenden Aesten. Breitblättrige Pflanzstauden (musa paradisiaca), Cocos- und Fächerpalmen heben

[1] Abdruck dieses Tractats bei Martens Nouv. Recueil des Traités, Tom II. p. 665—87; auch in Lewis Hertslet Compl. Collection of the treaties and Conventions etc. so far as they relate to Commerce et Navigation. Tome I. p. 44—53. Die letztere Sammlung enthält die Urkunde im französischen Texte mit beigefügter englischer Uebersetzung.

[2] Die längliche, wurstartige Frucht dieses Baumes enthält eine grobe Baumwolle, die man in Indien allgemein zum Ausstopfen von Kissen und Matratzen gebraucht.

überall unter diesen Bäumen zerstreut, und scheinen in ihrem leichtfertigen, hellgrünen Kopfputze zu spotten über das ernsthafte, dunkle Laubfleid der anderen. Alle aber übertreffen an Schönheit und Eleganz die schlanke Arecapalme mit ihrem dünnen, geglätteten Stamme und der zarten, einem Federbusch ähnlichen Laubkrone.

Dieses Thal zieht sich übrigens gleich einer grünen Oase durch das dürre, steinige Land hin. Eine Menge von Wegen und Pfaden führen nach dem Innern über flache, von Kalkfelsen durchzogene Hügel, die mit dürrem Grase oder niedrigen Bäumen und Sträuchern bewachsen sind. Das Land ist ziemlich bevölkert, doch findet man keine eigentlichen Dörfer, die Hütten stehen abgesondert, höchstens manchmal zehn bis zwölf beisammen; sie sind aus den Zweigen und Stämmen der Betelpalme (Chamaerops utilis) versertigt und mit den Blättern derselben gedeckt. Einige Maisfelder, Büffel, Schweine und Pferde machen gewöhnlich das Besitzthum einer Timoresen aus, die Reemeen haben oft nur einige Fächerpalmen, von deren Extrage an Zucker, Syrup und Essig sie ihre nothwendigsten Bedürfnisse bestreiten. Diese sind sehr einfach; die ganze Bekleidung besteht aus zwei Röcken von grobem, weißem Kattun, wovon das eine gleich einem Weiberrock an der Taille befestigt ist, und das andere lose um die Schultern hängt. Die ursprünglich weiße Farbe dieser Kleidung ist übrigens schwer zu erkennen, denn der Timorese denkt nur selten daran sein Kleid zu waschen, um trägt es bis es in Stücken fällt. Seine Nahrung ist vorzüglich Mais, der geröstet oder zerstampft und zu einem Brei gekocht wird; besondere Leckereien sind Kuchen von Mais und Zucker gebacken. Mit einiger Arbeit könnten sich die Leute eine ganz behagliche Existenz verschaffen, allein sie sind unabwendlich träge, und nähren sich manchmal lieber von dem Zucker ihrer Fächerpalmen als daß sie irgend eine Arbeit verrichten. In dieser Hinsicht stehen die zum Christenthum bekehrten Timoresen weit über den anderen. Sie wohnen in netten Hütten, und leben nicht so isolirt thierisch hin. Eines Tages ritt ich in Gesellschaft einiger Freunde nach einer solchen kleinen Christengemeinde, die Oliapya heißt und zwei Stunden von Kupang entfernt ist. Der Weg führte über kahle Hügelreihen längs der Küste hin, und zuletzt ging es über einen waldigen Abhang in ein Thal, wo das Dörfchen lag, etwa zwölf nette, reinliche Häuschen, die von Gemüse- und Baumgärten umgeben waren; in der Nähe sah man grüne, wohlbewässerte Reisfelder. Es war gerade Sonntag, und aus der kleinen von Holz erbauten Kirche schallte uns der Gesang entgegen, unter Begleitung einiger Bambusflöten, deren harmonische Klänge ganz gut die Orgel ersetzten. Auf den Gesang folgte eine lange malayische Predigt, und dann verließen die Leute, die alle sehr anständig gekleidet waren, die Kirche und kehrten ruhig nach ihren Wohnungen zurück. Schulmeister, Vorstand und Prediger dieser Gemeinde war ein geborner Timorese, der ziemlich viele Kenntnisse und einen guten natürlichen Verstand hatte. Man fühlte sich behaglich in diesen netten, reinlichen Dörfchen, wir ließen uns im Hause des Schulmeisters nieder, aßen und tranken von den reichlichen Vorräthen, die unsere Bedienten von Kupang mitgebracht hatten, und ritten endlich in einer acht timoresischen Mittagshitze von 26 Graden nach Hause zurück.

Solcher Gemeinden gibt es noch mehrere, die größte ist zu Kupang, wo ein Missionär wohnt. Im Ganzen hat sich aber das Christenthum auf Timor weit weniger verbreitet als auf Rotile, woran wahrscheinlich die Intoleranz der Timoresen schuld ist.

Der ursprüngliche Gottesdienst besteht in einer Anzahl abgeschmackter Gebräuche, man hat Pomalikshäuser, wie auf Rotile, und die Priester üben einen großen Einfluß aus. In allen wichtigeren Angelegenheiten stehen sie den Radjas zur Seite, und lenken sie häufig nach ihren eigenen Ideen. Diese Radjas, deren es eine Menge gibt, sind hier nicht unabhängig, sondern gehorchen als Vasallen einem Oberfürsten, der den stolzen Titel Kaiser führt. Die in der Nähe von Kupang wohnenden Radjas stehen übrigens alle unter holländischer Herrschaft. Der Kaiser verdient zu Sonabal, ziemlich weit im Innern gelegen, und ist seit mehreren Jahren im Kriege mit Kupang. Kurz vor unserer Ankunft hatte der Residenl an der Spitze von Tausend Rottinesen einen Einfall in das Gebiet Sr. kaiserl. Majestät gemacht, um ihn zum Frieden zu zwingen. Allein die Eingebornen flüchteten aus ihren Dörfern in die Wälder, wo man sie nicht mehr erreichen konnte, und das ganze Resultat des beschwerlichen Feldzugs waren einige Dutzend Gefangene, die im Triumph nach Kupang eingebracht wurden. Später siedelten sich auf Veranstaltung des Residenten einige Hundert Rottinesen an der Gränze des holländischen Gebietes an; sie bildeten dort eine Art von Grenzwehren, wie die Croaten in Oesterreich, und wußten sich bald bei den kaiserlichen Unterthanen in solchen Respect zu setzen, daß ihre Einfälle und Diebereien auf dem holländischen Gebiete seltener wurden, und endlich ganz aufhörten.

Bei den Kriegen, welche die verschiedenen Stämme auf Timor sehr häufig mit einander führen, gibt es selten eigentliche Gefechte. Sie überfallen gewöhnlich zur Nachtzeit kleine Dörfer oder einzeln stehende Häuser, morden Männer, Frauen und Kinder, plündern rasch die Häuser aus und verschwinden mit ihrer Beute. Kommt es einmal zu einem Gefecht, was jedoch selten geschieht, so fechten bloß einige Vorkämpfer von jeder Seite, wie auf Rottile. Früher waren sie mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, gegenwärtig hat aber fast jeder Timorese sein Schießgewehr und führt es gewöhnlich mit sich, wenn er sich von seiner Wohnung entfernt.

Bei der Trägheit der Timoresen kommt ihnen die große Zahl von Pferden auf ihrer Insel sehr zu Statten. Jedermann hat einen oder mehrere Klepper, die bloß zum Reiten verwendet werden; die Pferde sind übrigens weit schlechter als die von den umliegenden Inseln Rottie und Sawe, und werden gewöhnlich für 15—30 Gulden verkauft. Die Timoresen sind gute Reiter, sitzen ohne Sattel zu Pferde und bedienen sich bloß eines von Rottang geflochtenen Zügels zur Lenkung; die Pferde werden nie beschlagen, laufen aber trotzdem mit Leichtigkeit über die scharfzackigen Kalkfelsen, von denen alle Wege besäet sind.

Reiten war auch für mich ein Hauptvergnügen während meines Aufenthalts zu Kupang; ich wohnte bei dem Garnisonsarzte, der mehrere Pferde hatte, und brachte fast jeden Tag mit ihm einige Stunden in der Umgegend umher. Große Abwechslung bieten die Wege nicht dar, es geht stets über schroffe, kahle Hügel von geringer Höhe, die sich nach allen Seiten hin einförmig hinziehen; manchmal trifft man schöne Baumgruppen und einzelne Reisfelder. Am liebsten ritt ich nach Oliwu, einem Dörfchen, das etwa zwei Stunden von Kupang entfernt ist. Der Weg dahin ist schmal und rauh, und führt über flache Hügelrücken in ein Thälchen, wo eine starke Quelle aus dem Boden aufsprudelt und in einen Teich abfließt. Die Quelle ist von schattigen Bäumen eingefaßt, und weiter hinab im Thal ruht das Auge auf ausgedehnten grünenden Reisfeldern, in die das Wasser des Teiches abgeleitet wird. Ein Dutzend Hütten liegen zerstreut durch das Thal.

Manchmal machten wir auch Jagdpartien, doch gibt es nichts anderes zu jagen als Schnepfen und Tauben, letztere an manchen Orten in großer Menge. Hirsche und Wildschweine sind sehr selten, und reißende Thiere gibt es gar nicht auf Timor; Affen und Schlangen sind ziemlich häufig zu sehen, und wilde Büffel, die in den Wäldern hausen, jagen manchmal den Jägern durch ihre plötzliche Erscheinung Schrecken ein. Auch die Eingebornen, die man im Lande trifft, sehen oft mehr wilden Thieren ähnlich als Menschen; manche tragen das dichte, schwarze Haar gleich einen Grenadiersmütze emporgestrichen, und sehen mit den tiefliegenden schwarzen Augen und dem schmutzigbraunen Angesicht finster um sich hin, wie Waldteufel.

(Fortsetzung folgt.)

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Auswanderer.

Eine Erzählung von **Talvj.**

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 273. 13 November 1852.

Nachricht von der französischen wissenschaftlichen Mission im Orient.

Hr. Oppert, der gelehrte junge Deutsche, welcher der französischen Mission zugegeben ist, die die Ruinen von Babylon und der benachbarten Länder untersuchen soll, hat abermals Nachrichten von sich gegeben. Nach einem Brief aus Bagdad vom 21 August ist er bis zum 5 Julius auf dem Boden des alten Babylon geblieben, dann nach Hillah und hinauf nach dem Dorf Bernun gegangen, das etwas nördlich von Mudschelibeh liegt, wo die Hauptruinen des alten Babylon sich finden. „Je mehr ich die Ruinen und die Topographie des alten Babylon studire, schreibt er, desto größere Schwierigkeit finde ich die Lage gewisser Theile und Denkmale dieser einst so riesenhaften Stadt zu bestimmen. Dieß beziehe sich namentlich auf den berühmten Thurm des Belus. Man wird immer gut thun sich auf die vortreffliche Schilderung Herodots zu beziehen, und der von Diodorus Sic. zu mißtrauen, so oft sie von den Nachrichten des Vaters der Geschichte abweicht." Rawlinson hatte in seinen letzten Berichten die Ansichten Oppert's über die Keilschrift auf den Denkmalen Babylons lebhaft bekämpft; es scheint aber, daß Rawlinson in Folge einer Unterredung, welche beide Gelehrten mit einander hatten, seine Ansicht bedeutend geändert habe. (Bull. de la Soc. de géogr. September.)

Die jonischen Inseln.

(Fortsetzung.)

Mit den eben erwähnten Vortheilen, die im Lauf der Jahrzehente eine Reigende Bedeutung gewonnen haben, war nun aber auch eine Aufgabe verknüpft, deren allseitig befriedigende Lösung nicht bloß ihre Schwierigkeiten hatte, sondern selbst ihrer Natur nach für unmöglich erklärt werden muß.

Die englische Krone übernahm die schützende Leitung eines Volks, dessen Religion, dessen Sitten, dessen ganze nationale Eigenthümlichkeit ihr gänzlich fremd war, dessen sittliche und politische Zustände das Bild der tiefsten Zerrüttung darstellten. Sie hatte die Aufgabe übernommen, eine Bevölkerung mit freien Institutionen zu versehen, deren wohlhabende Classen in trägen Parasitismus versunken waren, deren niedere Stände auf eine unglaubliche Weise aller Zucht und Ordnung widerstrebten. Wenn wir in Schilderungen lesen, daß sie italienische Verworfenheit mit griechischer Schlauheit vereinigten, Heuchlerei im Privatleben und Bürgertugend gar nicht kannten; daß ihr Sinn jeder unschuldigen Freude und aller wohlthuenden Heiterkeit verschlossen war; daß die böse Gewohnheit und das sträfliche Wohlgefallen an Betrug und Täuschung sie selbst in ganz gleichgültigen Fällen die Unwahrheit der Wahrheit vorziehen ließ; daß ihre Religion höchstens aus rohem Aberglauben, ihre Gefühle nur aus irregeleiteten Leidenschaften bestand, so erkennen wir in diesen düstern und grellen Farben im günstigsten Falle die unwillkürliche Uebertragung einer Reihe einzelner Erfahrungen auf die Gesammtheit. Aber daß ein politisches Superioritäts-Verhältniß zu einem Volke, welches seit Jahrhunderten von der beherrschenden Nation mißhandelt worden und in den letzten Jahrzehnten unter dem Schwanken der Kriegsereignisse seine Herrschaft wiederholt gewechselt, das unter allen ungünstigen Verhältnissen eine außerordentliche Schlauheit, scharfen Verstand, Entschlossenheit, ja selbst Unternehmungsgeist und Thatkraft ungeschwächt erhalten hatte; daß ein solches Verhältniß an sich schon seine sehr unerfreulichen Seiten haben mußte, war unschwer zu erkennen. Aber zugleich darf nicht übersehen werden, daß im Interesse der Inseln eine günstigere Auskunft, als eine solche Ueberweisung an England, zumal unter den dermaligen Verhältnissen, nicht denkbar war. Ein Königreich Griechenland existirte noch nicht. Die Unfähigkeit der Inseln, sich selbst zu regieren, war durch die im Anfange des Jahrhunderts gemachten Erfahrungen auf eine keinen Widerspruch zulassende Weise ans Licht getreten. Jeder andere europäische Staat hätte von Anfang an die Wünsche der Einwohner gegen sich gehabt, und dürfte kaum im Stande gewesen seyn, ihnen das Maaß politischer und religiöser Freiheiten zu gewähren, mit welchem sie von der englischen Regierung ausgestattet wurden.

Die englische Krone ernannte zunächst den Sir Thomas Mailand zum Lord Ober-Commissär der Vereinigten Staaten der jonischen Inseln. Sie hatte in ihm den Mann gefunden, der mit Umsicht und Beharrlichkeit seine Aufgabe ins Auge faßte, und angesichts ihrer Unlösbarkeit unermüdlich und erfolgreich für die Interessen seines Vaterlandes und für das Gedeihen des seiner Obhut anvertrauten Inselstaats gestrebt hat. Er hatte zwar seine Sorge anfangs hauptsächlich auf den Entwurf einer Verfassung zu verwenden, und hat in dieser Beziehung ein Specimen geliefert, dessen schwache Seite die künstliche Ueberlegung, die erschöpfende Abgemessenheit ist, dem vor allem Einfachheit und praktische Zweckmäßigkeit vielfach abgeht.

Die Grundzüge dieser Constitution [1] sind offenbar der eng-

[1] Sie wurde zuerst am 2 Mai 1817 von der gesetzgebenden Versammlung zu Corfu „einstimmig" angenommen, dann unterm 26 August im Namen des Königs Georges III vom Prinz-Regenten vollzogen und auf den 1 Januar 1848 förmlich publicirt. Die vier ersten, das Wesentliche enthaltenden Capitel sind abgedruckt in R. Montgomery Martins History of the British Colonies, Vol. V. p. 561 — 71. Eine vollständige, aber leider nicht durchgängig richtige und genaue Uebersetzung enthält das Werk „die Constitutionen der europäischen Staaten seit den letzten 25 Jahren." Leipzig 1825" Thl. IV. S. 923—82.

lischen Verfassung nachgebildet, ja sie stellen fast nichts anderes als eine verschwächte Redaction derselben dar. Sie besteht wesentlich aus folgenden Bestimmungen: „die Obergewalt, abgesehen von der höchsten Instanz der englischen Krone als Schutzherrschaft, wird durch den Lord Ober-Commissär in Verbindung mit einer gesetzgebenden Versammlung und mit einem ausübenden (executiven) Senate gehandhabt. Sie bilden in ihrer Vereinigung das „„Parlament der jonischen Inseln.““ Der legislative Körper besteht aus 40 Mitgliedern, unter welchen 29 aus Wahlen hervorgehen, die übrigen 11, den Primärrath ausmachenden, integral, kraft ihrer Aemter und Würden stehende Mitglieder auch der legislativen Versammlung sind; nämlich: das aus 6 Mitgliedern (dem von der Krone ernannten Senats-Präsident und den 5 Senatoren) bestehende Senatscollegium und 5 Regenten (Municipal-Vorsteher) der Inseln.

Hiebei ist zu bemerken, daß die größeren Inseln (Corfu, Cephalonia, Zante und Santa Maura) jede einen, und die kleinern Inseln den fünften Senator ernennen; und daß jede der größeren Inseln immerfort, die drei kleinern dagegen in einer bestimmten Reihenfolge nacheinander durch ihren Regenten im Primärrathe vertreten sind. Die sogenannten Wahlen der 29 Mitglieder geschehen auf folgende Weise: der Primärrath wählt nach Stimmenmehrheit aus den wählbaren Einwohnern jeder Insel (Syndiken) eine sogenannte doppelte Liste oder die doppelte Zahl der von ihr zu stellenden Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung. Aus dieser doppelten Zahl wählen die Syndiken die Repräsentanten der betreffenden Inseln: für die drei größern Inseln Corfu, Cephalonia und Zante je 7, für Santa Maura 4, für die drei kleinern je einen, jedoch so daß wieder nach einer bestimmten Reihenfolge jedesmal eine dieser drei kleinern Inseln zwei Repräsentanten wählt. Die Dauer jedes Parlaments ist auf fünf Jahre festgestellt; während des ersten Parlaments wurde eine alljährliche Zusammenkunft des gesetzgebenden Körpers auf den 1 März, für die folgenden Parlamente dagegen eine zweijährige Zusammenkunft, und zwar jedesmal auf drei Monate, anberaumt. Der Lord Ober-Commissär hat das Recht, sowohl diese Sitzungsperiode zu verlängern und außerordentliche Zusammenkünfte zu berufen, als auch die Versammlung zu vertagen; die Auflösung dagegen muß von der englischen Krone ausgesprochen werden. Für den letzten Fall wird der neue Primärrath aus dem bisherigen Senate und aus fünf von dem Lord Ober-Commissär aus den Mitgliedern der aufgelösten Versammlung zu ernennenden Personen bestellt. Dieser gesetzgebenden Versammlung stehen übrigens sehr bedeutende Rechte zu. Sie ernennt aus ihrer Mitte, mit Vorbehalt der Bestätigung des Ober-Commissärs, die Senatoren. Sie hat das Recht die ordentlichen Staatsausgaben zu regeln. Sie hat ferner das ausschließliche Recht der Gesetzgebung, jedoch mit Vorbehaltung der Bestätigung des Senats in erster und des Ober-Commissärs in zweiter Instanz. Sobald diese Bestätigung ausgesprochen ist (was binnen sehr kurzer Frist geschehen muß), wird das betreffende Gesetz von dem Regierungs-Archivar einregistrirt und tritt sofort in Kraft; der englischen Krone bleibt nur das Recht, es binnen Jahresfrist mittelst einer ebenfalls augenblicklich in Kraft tretenden Cabinetsordre wieder aufzuheben. Die Initiative der Gesetzvorschläge steht sowohl dem Lord Ober-Commissär als dem Senate, als auch, indeß mit einigen Beschränkungen, den einzelnen Mitgliedern der gesetzgebenden Versammlung zu. Endlich hat die letztere das Recht, Besteuerungen und Vorschriften in Betreff des Ganges ihrer Geschäfte und Arbeiten, fofern diese den Verordnungen der constitutionellen Charte nicht widersprechen, unter Gewährhaltung des Lord Ober-Commissärs zu erlassen.“

Es begreift sich leicht, daß eine solche Verfassung nicht geeignet war, selbst in jenen der concentrischen monarchischen Gewalt zuneigenden Zeiten, die Wünsche oder Hoffnungen der Jonier zu befriedigen, oder auch den Erwartungen zu entsprechen, welche ihre auswärtigen Freunde hegten. Offenbar hatte dem Begründer (denn als solchen dürfen wir Sir Thomas Maitland ansehen) die Tendenz vorgeschwebt, die Principien der englischen Verfassung, die Theorien vom Gleichgewicht, von der gegenseitigen Beschränkung und Ergänzung der Gewalten — die Vermeidung der völligen Vereinigung sowohl als der gänzlichen Trennung der vollziehenden und gesetzgebenden Gewalt — zur Darstellung zu bringen. Es mußte ihm dabei aber nothwendig klar werden, welch ein unermeßlicher Abstand zwischen dem politisch gebildeten, mit einer gewissen Ehrfurcht für Form und Gesetzlichkeit erfüllten englischen Volke und den vielfach entarteten, für politische Zartheit gänzlich unempfänglichen Joniern stattfinde. Daher hatte er nicht bloß den starren Ruchhalt des Veto, welches in England durch die gegenseitige discretionelle Auffassung der parlamentarischen Thätigkeit fast in Vergessenheit kommt, mit hinüber genommen, sondern auch einen beschwerenden Ballast zum Theil kleinlicher Beschränkungen der Wahlfreiheit und ein bureaukratisch waltendes Beamtenthum eingeführt. Wenn fortan der Ausdruck „Septinsular-Republik“ noch angewandt wurde, erschien er bei der streng monarchischen — man hat selbst gesagt despotischen — Stellung des Lord Ober-Commissärs fast als ein Hohn. Selbst der eingebornen Aristokratie war kaum die Möglichkeit einer Aussicht gegeben, sich anders als durch enges Anschließen an die Regierung Einfluß und Geltung zu verschaffen. Man kann sich nicht wundern, daß selbst ein Corpodistrias, der bekanntlich aus Corfu gebürtig war, und in den letzten Zeiten der venetianischen Herrschaft in Venedig seine höhere Ausbildung begonnen hatte, den von ihm empfohlenen englischen Procetsrat äußerst abgeneigt wurde und sich gegen Maitland in herben Angriffen ergoß.

Dennoch aber, wenn man alles zusammennimmt, wird man den von Maitland gemachten Weg keineswegs völlig mißbilligen können. Seine Aufgabe war eine unmögliche. Die Inseln konnten nicht dem jetzt kühn aufsodernden Verlangen nach Freiheit und Unabhängigkeit überlassen werden, wenn sie für die englische Krone behauptet und gesichert innern Zuständen entgegengeführt werden sollten. Niemand kann in Abrede stellen: für Ruhe und Ordnung, für Sittlichkeit und selbst für Religion ist unter dem Einfluß seiner Verwaltung sehr viel geschehen.

Einer der ersten Erlasse von Maitland gab den Eingebornen ihre Kirchen und heiligen Plätze wieder, die von den Franzosen während der Occupationsperiode auf eine höchst verletzende Weise profanirt, zu Magazinen, Casernen u. dgl. benutzt waren. Den griechischen Kirchen wurden jetzt ihre Einkünfte gesichert, ja wir finden, daß die englischen Behörden selbst über die Gränzen der bloß gesetzmäßigen Begünstigung hinausgehen, daß z. B. die Regierungspersonen in corpore an den Processionen zum Feste des heiligen Spiridion Theil nahmen.[1] Der Bildung und Neubelebung der einheimischen Sprache wurde große Aufmerksamkeit geschenkt. Während früher alle Angelegenheiten in italienischer Sprache verhandelt worden waren, wurde jetzt (im 1. Capitel der Constitution) erklärt, daß die griechische Sprache seetan die officielle Sprache seyn solle, denn es sey eine Angelegenheit von der

[1] Vergl. Mountg. Martin Hist. of the Brit. Colonies V. p. 366.

größten Wichtigkeit, die Nationalsprache sobald als möglich in ihre Rechte einzusetzen, sie als diejenige anzuerkennen, in welcher alle Regierungshandlungen und alle gerichtlichen Acten abgefaßt werden. Nur während des ersten Parlaments sollte die Behandlung der Landesangelegenheiten in italienischer Sprache noch gestattet seyn. Durch Gründung und angemessene Dotirung einer Universität (zu Corfu 1815), von öffentlichen Schulen und Unterrichtsanstalten der verschiedensten Art wurde alles getban, um Bildung, Nationalsinn und Moralität zu heben. Auch für die Verbesserung des Gesetzwesens, welches aus einem verworrenen Gemisch theils venetianischer, theils griechischer Verordnungen mit oft einander widersprechendem Inhalt bestand, wurde unablässig gewirkt; wie viele Mühe es auch machte, es wurde unter der Verwaltung des Sir Howard Douglas 1835—41 [1] die Redaction eines Gesetzbuches für die Inseln beendet, ein Unternehmen, welches um so wichtiger war, da die Proceßsucht der Einwohner durch den zahlreichen gewinnsüchtigen Advocatenstand unaufhörlich aufs Verderblichste genährt ward. Am meisten wurden Handel und Wohlstand begünstigt. Es wurde berechnet, daß 5 Mill. Pfd. St. (!) vom Jahr 1808 ab aus England nach den jonischen Inseln gebracht und dort verausgabt sind. Der Handel erlitt zwar durch die Gründung des Königreichs Griechenland einige Nachtheile, aber diese sind gegen die unermeßlichen und dauernden Vortheile eines nach allen Welttheilen geöffneten Verkehrs nicht in Anschlag zu bringen. Neben den Palästen, Leuchtthürmen und prächtigen Wohnhäusern wurden auch Kranken- und Armenhäuser gebaut, gute Landstraßen und Wasserleitungen angelegt, Anstalten für milde Zwecke begründet. Ueberall zeigte sich das Walten und die Sorgfalt einer vortrefflich geregelten, auf die Pflege und das Wachsthum der höchsten und edelsten Interessen mit Wohlwollen eingehende Regierung. Es ist äußerst beklagenswerth, daß alle diese Rückschritte nicht nach Verdienst anerkannt und gewürdigt sind, daß eine mißleitete nationale Partei dem unermüdlichen Streben der Schutzherrschaft in fanatischem Eifer den Ruf „Griechenland für die Griechen“ entgegenwarf, und durch eine Reihe blutiger Aufstände zu Zeiten den Zorn der Engländer zu starken Ausbrüchen aufreizte.

(Fortsetzung folgt.)

Behandlung der Frauen bei den Kirgisen und Wolga-Kalmücken.

(Nach Meteilin: Bull. de la Soc. de geogr. Septembre.)

Unter den Kirgisen ist die Frau nur Magd, welche das Haus besorgt, die Kinder pflegt, die Kibitke aufschlägt, die Stuten, Kühe, Schafe und Ziegen melkt, und außerdem die Kleider macht und die Nahrung für die Familie bereitet. Bei den Wolga-Kalmücken sind die Frauen sehr geachtet, der Kalmück betrachtet allerdings auch seine Frau, seine Tochter und seine Schwägerin als Mägde. Für fremde Frauen aber zeigt er nicht dieselbe Verehrung wie die Moslems. Die moslemitischen Frauen nehmen keinen Antheil an den Spielen und Zerstreuungen der Männer, sie langen nie mit ihnen, denn dieß wäre der ärgste Scandal. Bei den Kalmücken aber gibt es viele Spiele, an denen die Frauen frei Theil nehmen, wie die Ritt, wie die Kalmücken dabei die Frauen behandeln, zeugt von der Achtung, in der sie bei den Mongolen überhaupt stehen. Wenn der Kalmück eine Frau zum Tanzen einladet, so beugt er ein Knie und legt die Hand an die Stirn, was bei ihm ein Zeichen tiefer Achtung ist; dann berührt er leicht das Knie der Frau, die er auffordert. Die Kalmückin antwortet, wenn sie ein Mädchen ist, aus Bescheidenheit nichts, eine verheurathete Frau bezeugt ihre Zufriedenheit, indem sie mit der linken Hand über den kleinen seidenen Sack fährt, der ihre Haarflechten enthält. Frauen und Mädchen, die einen Mann zum Tanzen auffordern, begrüßen ihn nicht, sondern nähern sich ihm nur und berühren seine Schuhe.

Wenn ein Kalmück bemerkt, daß eine Frau, die ihm entgegenkommt, vom Pferde steigen will, so bereit er sich abzuspringen, führt sein Pferd am Zügel und hilft ihr absteigen, selbst wenn sie arm und im Klang ihm nachstehen sollte. Niemals faltet eine mongolische Frau selbst ihr Pferd, ein Mann muß dieß thun; eine Frau wird selbst nicht den Zügel des Pferdes ihres Hauptlings halten. Man kann eine Einladung ausschlagen, wenn sie von einem Mann kommt, wird sie aber von der Frau oder Tochter des Hauses ausgesprochen, so wäre es eine Beleidigung sie nicht annehmen zu wollen.

Die Kalmücken mißhandeln gewöhnlich ihre Frauen nicht, es ist ihnen aber gestattet sie wegen Faulheit, Nachlässigkeit in der Wirthschaft oder wenn sie aus Unbedachtsamkeit über die Schlinge springen, mit denen ihre Männer die Pferde einer Heerde zusammenbringen, zu strafen. Dieß geschieht aber nie mit der Hand oder einem Stock, auch nicht mit der Nagaika, die nebst dem Gewehr und der Schlinge die heiligen Attribute des Nomadenstandes bildet, und stets mit letzteren an einem vorstehenden Pfahle in der Kibitke hängt; diese Nagaika wird, wie eine Reliquie, von Geschlecht zu Geschlecht aufbewahrt, und man bedient sich derselben zum Zähmen der wilden Pferde und zur Bestrafung in der Steppe gegen einen Feind, sey es ein Mensch oder ein Wolf. Um seine Frau zu schlagen, bedient sich der Kalmücke der leichten Peitsche, womit träge Pferde angetrieben werden, und diese steht gewöhnlich in einer Ecke der Kibitke. Die Achtung, die sie im allgemeinen den Frauen beyzeugen, wird auch aus einer alten, sonst noch nicht bemerkten Sitte ersichtlich, die darin besteht, daß derjenige, welcher eine fremde Frau mißhandelt, öffentlich drei Rasenstücke erhält.

Die Kirgisen und Baschkiren sind, wie andere moslemitische Völker; berechtigt, mehrere Frauen zu haben, die Kalmücken der Steppe haben aber nur Eine, und die Hochzeiten werden sehr pomphaft gefeiert. Bei den ansässigen Kalmücken ist dieß anders; bei ihnen ist es gebräuchlich, daß die jungen Leute ihre Bräute stehlen. Aber die ansässigen Kalmücken bilden einen besondern Theil der Bevölkerung, sie verachten die alten Sitten ihrer Väter und die religiösen Vorschriften, die Heurath ist bei ihnen kein Sacrament, sondern ein bloßer Contract, wie bei den Mohammedanern.

Skizzen aus dem indischen Archipel.

8. Kupang. Solor. Floris. Sandelwood.

(Fortsetzung.)

Die verschiedenartigen Stämme, aus denen die Bevölkerung von Kupang besteht, und den eigenthümlichen Charakter eines jeden kann man am besten beobachten, wenn man des Morgens auf dem Markt im chinesischen Kampong umhergeht. In den Buden und Kramläden stehen die bejoyssen, gelben Chinesen mit ihren kleinen, schräggestellten Augen, und schachern und verkaufen unter einem grinsenden Lachen, das ganz stereotyp ihren Gesichtern eingeprägt ist; die Rottinesen in ihrer malerischen Tracht, die weißen Strohmützen auf dem Kopfe, eilen geschäftig über die Straße; die Soloresen, meistens Seefahrer, laden kleine Fahrzeuge aus oder bieten frisch gefangene Fische feil; die Timoresen sitzen auf dem Boden und bieten Früchte, -Hühner, Zucker und Mais zum Verkauf an, andere tragen den süßen von der Fächerpalme abgezapften Trank umher oder einen aus denselben bereiteten Syrup, und zwar in Gefäßen, die aus den Blättern desselben Baumes gemacht sind. Manchmal findet man auch unter diesen unciviliserten Leuten ein Bild europäischer Cultur, betrunkene Matrosen, die aus den Kramläden herauskommen oder hoch zu Rosse wie besessen einhersprengen, um an der nächsten Ecke vom Pferde zu stürzen.

Da die meisten dieser Eingebornen Heiden sind, so sieht man auch mehr Weiber und Mädchen umhergehen, als dieß auf Java und in an-

[1] Die frühern Lord Ober-Commissäre waren Sir Thomas Maitland (starb 1824), der zugleich Gouverneur von Malta war; Sir Frederick Adam, dem ausschließlich der Posten der jonischen Inseln übertragen wurde, bis 1832, und Lord August 832—35.

dern mohammedanischen Ländern der Fall ist. Man fühlt sich überhaupt heimischer unter diesem Heidenvolke, obwohl sie weit weniger gebildet sind als die Javanen; diese haben gewisse in ihrer Religion begründete Eigenthümlichkeiten, durch welche ein Europäer stets fern gehalten wird. Sie schlossen ihre Weiber ein, speisen nicht an derselben Tafel mit einem Ungläubigen und trinken keinen Wein. Bei solchen Leuten nun, wit denen wir kein Glas leeren können und deren Weiber sich nicht sehen lassen, finden wir im allgemeinen nur wenig Unterhaltung. Zu Timor und Rottie ist dieß ganz anders, die Leutchen trinken Wein und Arak so viel man ihnen vorsetzt, und ihre Frauen schwatzen und lachen mit Europäern, wie mit ihren Landsleuten, während die mohammedanischen Weiber oft gleich scheuen Rehen weglaufen, wenn sie ein weißes Gesicht erblicken.

Liplappen (Abkömmlinge von Europäern und eingebornen Frauen) gibt es hier eine ziemliche Anzahl. Ihre Lebensweise kommt der unsrigen ziemlich nahe, doch sind sie wenig gebildet und auch ihre Gesichtszüge haben mehr vom malayischen als vom kaukasischen Typus. Man rechnet sie gewöhnlich unter die Europäer; sie sind häufig Schreiber oder subalterne Beamte, zu Kupang sind auch einige derselben Gutsbesitzer und ziemlich wohlhabend.

Schließlich muß ich noch der eigenthümlichen Gebirgsformation von Timor erwähnen. Wie mehrmals erwähnt, besteht das in wellenförmigen Hügeln sich ausbreitende Land fast ausschließlich aus mächtigen Kalklagern von der Uebergangsformation, manchmal findet man auch Thonschiefer und nur selten Quarz oder Porphyr; dieß Kalgestein ist schwärzlich, porös, von Muscheln durchsäet und oft wunderlich ausgezackt. Es hat die größte Aehnlichkeit mit den Kalklagern, die sich auch gegenwärtig aus den Korallenriffen bilden, so daß die Timoresen die Kalkblöcke ihrer Insel halu karang (Korallen) nennen, und die Europäer, die nicht mit der Geologie bekannt sind, dieselben als „Korallen" bezeichnen. Man hat hieran ein interessantes Bild, wie sich in den uralleften Zeiten neue Formationen von Land in derselben Weise aus dem Meere erheben, wie jetzt. Zu Kupang kann man eine solche Vergleichung zwischen alter und neuer Bildung besonders leicht machen, da man in der Bay ausgedehnte Madreporen-Riffe findet.

In den letzten Wochen meines Aufenthalts zu Kupang feierten die Chinesen ihr närrisches Gurt-Boat-Fest. Im chinesischen Kampong war zu dem Ende ein hohes Gerüste erbaut und auf demselben eine aus Papyrusdeckel verfertigte Figur, die den böfen Geist vorstellen soll, aufgestellt. Außerdem befanden sich auf dem Gerüste Schweine, Gänse, Körbe voll Reis, Baumwollenzeuge und ähnliche Gegenstände, am Fuße desselben lag ein hoch aufgeschichteter Haufen von chinesischem Opferpapier. Ein Theater war dabei aufgestellt, und die Schauspieler schrien und sangen unter Begleitung der mißtönenden chinesischen Instrumente, daß man sich die Ohren zuhalten mußte. Die ganze Bevölkerung von Kupang war zusammengeströmt und sah dem Spektakel einige Stunden lang zu. Plötzlich wurde das Opferpapier in Brand gesteckt und der böse Geist von dem Gerüste herab in die Flammen gestürzt. Zu gleicher Zeiten rannten Chinesen und Eingeborne nach dem Gerüste und verfuchten an den Balken hinaufzuklimmen; wer hinaufkam, durfte sich einen der oben befindlichen Gegenstände aussuchen. Am behendesten hiebei waren die wilden Savonesen, Bewohner einer benachbarten Insel, deren man eine ziemliche Anzahl zu Kupang findet. Bald war das Gerüste leer, und jeder zog mit seiner Beute nach Hause; dieses Fest feiern die Chinesen jedes Jahr im August, es kommt dabei nicht selten zu blutigen Händeln, was jedoch diesmal nicht geschah.

Die Zeit unserer Abreise war endlich herangekommen, und wir machten uns fertig zur Rückkehr nach Java. Wir verließen mit Widerstreben dieß Kupang, wo wir ein für Seefahrer ganz behagliches Leben geführt hatten. Auch unsere Kupanger-Freunde sahen uns ungern scheiden, denn mit uns fünf Offizieren vom Pylades verloren sie die Hälfte ihrer bisherigen Gesellschaft. Sie konnten keine ordentliche Lustpartie mehr zusammenbringen; weder L'hombre noch Whist spielen und verloren viel in der Unterhaltung, die durch Seeleute gewöhnlich belebt und aufgefrischt wird. Allein da half kein Widerstreben, der Pylades hatte bestimmte Befehle, gegen Ende August nach Batavia zurückzukehren, mit lichtem also an einem schönen Morgen den Anker und segelten ab.

Wir hatten Befehl auf unserer Rückreise, die Inseln Solor, Flores und Sandelwood zu besuchen, und steuerten also nach Nordwesten gegen die erste dieser Inseln. Nach einigen Tagen sahen wir die Bayspitzen von Lamblen auftauchen und gelangten bald in die Belling-Straße, welche diese Inseln von den westlichen davon gelegenen, etwas kleineren Inseln Solor und Adenara scheidet.

Diese drei Inseln sind durchgängig gebirgig, steinig und unfruchtbar; die Küsten sind steil und von Felsen umgürtet, an welche brausend die Wogen brausend zerschellen. Berge und Hügel sind mit niedrigem, dürrem Grase bewachsen, nur hie und da erblickt man die schlanken, zierlichen Stämme der Fächerpalme. In den Schluchten und Thälchen, die zwischen den Hügeln herabziehen, ist die Vegetation reicher, Bäume und Sträucher stehen dicht bei einander und erscheinen von Ferne wie grüne von den Bergspitzen herabgleitende Ströme. Im Grunde einer solchen Schlucht bemerkte ich eine anmuthige Gruppe von 20—30 Fächerpalmen, die, dicht zusammengedrängt, ein schattiges Laubdach bildeten. Die höhern Bergspitzen sind etwas mehr bewachsen, doch steht man auch da keine dichten Wälder; die Fächerpalme wächst nach in Menge bis zu den höchsten Spitzen.

Der höchste Berg von Lomblen, ein kegelförmiger Vulcan, liegt nördlich am Ausgang der Straße; eine ähnliche Form und Höhe, etwa 4000 Fuß, hat der Wulka auf Adenara, dessen Krater man deutlich bemerken konnte, da kein Rauch daraus aufstieg; diese Vulcane sind weit höher als die übrigen Berge, haben eine Kegelform und sind zerrissen durch tiefe Schluchten, die sich von der Spitze herabziehen. Die Steinwälle zwischen den Schluchten strömten wohl einst als geschmolzene Lava aus dem Krater herab und erstarrten an der Luft; Eruptionen haben lange nicht Ausgangsluft, wie uns die Eingebornen erzählten, und wofür auch der Bannwuchs in den Klüften dieser Berge spricht.

Die Breite der Bolling-Straße wechselt von einer halben bis zu zwei Meilen. Ein leichter Südostwind trieb uns hinein, und die Küsten schienen gleich einem wechselnden Panorama an uns vorbeizuziehen. Die rauhe, zackige Form der Gebirge, die spärliche Vegetation, die kahlen, mächtigen Vulcane und die felsenumgürteten, von der Brandung gepeitschten Küsten verliehen diesen Landschaften einen wildromantischen Charakter, den man in den üppigeren Theilen von Indien nie zu sehen bekommt. Ein leichter Duft ging über den Bergen, der die Nehnlichkeit mit nördlichen Landschaften noch erhöhte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die französischen Missionäre in Tongting. Die Revue de l'Orient vom November enthält ein Schreiben des Missionärs Legrand vom 11 Mai d. J. worin es heißt: „Ich friste mein Leben so gut es geht, ich habe nichts und mein Kopf steht unter dem Beil, das jeden Augenblick niederfallen kann. Schäffer wurde am 1 Mai des vorigen Jahres enthauptet, am 1 Mai d. J. vor 11 Tagen siel das Haupt Hrn. Bonnards. Wir sind jetzt noch acht, die herumirren, so gut wir können, und nur die Stunde abwarten, wo auch uns das Schicksal trifft."

Ein türkischer Uhrmacher in Frankreich. Die türkische Regierung unterhält zu Paris eine gewisse Anzahl ihrer Unterthanen, die für irgend eine Laufbahn eine besondere Fähigkeit zeigten. Unter diesen befindet sich ein Derwisch, Ahmed Efsaki Effendi, der die Uhrmacherkunst studiren soll, für welche er zu Konstantinopel eine seltene Anlage zeigt. Es ist ihm in weniger als zwei Jahren, und ohne daß er das Französische verstünde, gelungen, ein große Vollkommenheit zu erlangen, so daß er einen Regulator ausführen konnte, der mit den besten Arbeiten der französischen Uhrmacher rivalisiren kann. (Revue de l'Orient. November.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 274. 15 November 1852.

Volksfeste, Sitten und Gebräuche in Frankreich.

3. Eine Fronleichnamsfeier in der Provence.

Das Fronleichnamsfest wird heutzutage in den südlichen Städten Frankreichs und besonders in der Provence noch mit all der Feierlichkeit und Glaubensinnigkeit begangen, welche dasselbe vor Jahrhunderten auszeichnete. Jeder beeifert sich, den festlichen Tag nach Kräften verherrlichen zu helfen, gleichsam als ob es gälte einen öffentlichen Beweis seines Glaubens darzulegen. Unter den zahllosen, geschäftigen Händen gewinnen die Straßen plötzlich ein frisches, sauberes und zierliches Aussehen. Rosen- und Nelkenblätter, mit den Blumen des Ginsters vermischt, bedecken alle Wege und bilden einen anmuthigen und duftenden Teppich. Die Fenster sind mit weißen oder farbigen Draperien geschmückt, und Fahnen, Wimpel und Flaggen wehen von allen Häusern, und bilden über den Häuptern der auf- und abwallenden Schaaren ein flatterndes Dach, durch welches ein mildes, durchscheinendes Licht herniederströmt.

Hie und da erhebt sich ein „Ruhealtar", so genannt, weil man die Monstranz auf denselben legt, während man den Gläubigen des Stadtviertels den Segen ertheilt. Um diesen Altar zu schmücken, werden die Teppiche, Vasen, Bronzegitterthüren und Vorhänge der benachbarten Häuser requirirt; niemand verweigert eine solche Beisteuer, im Gegentheil bringt jeder das Schönste und Kostbarste was er besitzt, mit Freuden herbei, da ein frommer Glaube denen Glück weissagt, welche zur Erbauung und Ausschmückung des Altars etwas beigetragen haben. Auf diese Weise wird der letztere ein Wunder von Geschmack und Pracht. Das Altartuch ist mit den reichsten und feinsten Spitzen besetzt, die Armleuchter, Vasen und andere Geräthe sind von den kostbarsten Metallen; und rings herum schlingen sich die reizendsten Blumengewinde, so farbenprächtig und duftig, daß sie allein schon dem Altar einen wunderbaren Schmuck verleihen würden.

Die fröhliche Bevölkerung, im schönsten Sonntagsstaate prangend, wandert schaarenweise durch die so decorirten Straßen, und betrachtet jeden Ruhealtar mit Wohlgefallen und Verwunderung. Längs der Gassen, in den Alleen der Spaziergänge und auf den freien Plätzen stehen mehrere Reihen junger Mädchen, von denen jede einen Korb voll zerpflückter Ginsterblumen trägt. Diese werfen sie mit vollen Händen auf ihre Freundinnen, auf ihre Verlobten, auf die welche ihnen gefallen, auf die welche ihnen nicht gefallen, wie es mit ihrer Laune eben übereinstimmt. Die einen nehmen diese Herausforderungen als verschwiegene Beweise von Freundschaft an, die andern betrachten sie als Feindseligkeiten und als eine förmliche Kriegserklärung. Die Kinder schälern und jubeln nach Herzenslust rings um die Bude des Eisverkäufers, um ihren Durst zu stillen, den ihnen die gedörrten Bohnen verursacht, welche sie als das unerläßliche Hors-d'Oeuvre eines so schönen Tages unaufhörlich genießen. Die kreuzlirenden Sträußchen-Verkäufer fordern die Galanterie der ihre Tischchen umstehenden Herren heraus. Die kleine Ginsterblumenhändlerin vertheilt die Wellen ihrer goldenen Ernte unter die, welche sie von allen Seiten umdrängen. Ueberall Freude, Jubelruf und eine Lebenslust wie sie die Bewohner des Südens offenbaren.

Unterdessen wird die Menge von Minute zu Minute zahlreicher und dichter; die fernen, halbverlorenen Töne einer sanften und getragenen Musik verkünden das Herannahen des feierlichen Festzuges; jeder sucht einen Platz in den dichtgedrängten Reihen zu gewinnen, welche man auf beiden Seiten der Straße bildet, um der Procession einen freien Durchgang zu gewähren. Bald erscheint das Kreuz in Begleitung einer Abtheilung Chorknaben. Zwei Reihen reizender kleiner Mädchen, blonde und braungelockte Cherubine mit unschuldsvollen, holdseligen Angesichtern, eröffnen den Zug. Ihre schwachen, zarten Stimmen vermögen kaum das zur Feier des Tages bestimmte, geistliche Lied herauszubringen. Hinter ihnen her schreitet eine Schaar kleiner Knaben, von denen jeder eine bunte Fahne in der Hand trägt. Wenn man diese kecken, lärmenden, ungestümmen Fahnenschwinger sieht, sollte man sie für künftige Soldaten halten, die in kampffertigen Colonnen aufmarschirt seyen.

Plötzlich geht der Gesang in eine unbekannte, liebliche Melodie über. Frische und reine Stimmen vereinigen sich, flechten sich, mischen sich in verschiedenen Accorden, steigen dann im Tact empor und verschmelzen endlich in eine und dieselbe Harmonie. Es sind die Chöre von Gesellschaften junger Mädchen, welche heilige Lobgesänge singend vorüberziehen. Man folgt ihnen mit dem Auge, man horcht und horcht, bis sie endlich im Hintergrunde einer Allee verschwinden. Es ist als ob ein ungeheurer wunderschöner Rosenkranz sich allgemach von selbst auflöste.

Immer neue Gestalten erscheinen im Zuge. Hier schreitet eine Gruppe jugendlicher Äbbés, vor eine sehr junge Magdalena mit langem, auf die Schultern herabwallendem seidenreichem Haupthaar, die lachend das Sinnbild des Todes zeigt, welches sie in der Hand trägt. Auf diese folgt eine fünfjährige Nonne in einem ehrwürdigen, melancholischen Carmelitergewande. Ein kleiner Bischof, mit allen Insignien seiner Würde bekleidet, theilt Glück und Freude in seinem jungen Segen aus. Hinter ihm erscheint ein niedlicher, jugendlicher Johannes der Täufer, der

außer dem wolligen Fell eines Lammes wenig andere Bekleidungsstoffe aufzuweisen hat. Hierauf folgt eine Legion von blauäugigen Engeln mit Spitzentunicas, rosenfarbigem Gürtel und bunten Flügeln, welche Blumenkörbe tragen, aus denen sie im Weitergehen buntige Blüthen auf den Weg streuen. Nach ihnen erscheinen verschleierte Damen und ernstblickende Greise, denen wiederum verschiedene Brüderschaften Büßender folgen. Beim Anblick derselben glaubt man ins sechzehnte Jahrhundert versetzt zu seyn; es ist als ob das Gespenst Heinrichs III sich unter dem langen, grauen Grabtuche verberge, welches den geschmeidigen, hagern Körper bedeckt, und bis auf die nackten, nervigen, mit Sandalen bekleideten Füße herabfällt; blitzte nicht das Leben aus den funkelnden Augen, die aus der Capuze hervorschauen, welche den Kopf und das geistvolle Gesicht verhüllt, man könnte wähnen, ein namenloses Wesen, eine phantastische Erscheinung an sich vorübergleiten zu sehen.

Wer vermag die Fahnen, Kreuze und Banieren zu zählen, die aus der dichten Menge emportagen, die heiligen Waffen der geistlichen Orden, welche sich um dieselben schaaren! Sehet dort jenes funkelnde Kreuz der blauen Büßer: über dem Haupte Christi ist eine Taube angeheftet. Sie zuckt und zappelt vor Schmerz und Todesangst; allein das unschuldige Opfer, das Sinnbild der Versöhnung, muß verbluten, wie das erbarme, göttliche Opfer verblutete, dessen Symbol sie ist.

Plötzlich geräth die Menge in Bewegung: der funkelnde, mit Federn und Goldfransen geschmückte Baldachin erscheint, gleich als ob ihn unsichtbare Hände trügen. Ein ehrwürdiger Bischof, in prachtvollem Priesterornat, hebt die Monstranz über der knienden Menge empor. Die Priester und Geistlichen bilden eine dichte, glänzende Schaar rings um ihr Oberhaupt. Chorknaben stimmen Jubelhymnen an, streuen Blumen aus und verbreiten Wogen von Weihrauch um sich her, fort und fort die schimmernden Rauchfässer schwingend. Die Glocken hallen und singen in tiefen, mächtigen Tönen ihren Lobgesang von den Thürmen. Die Ginsterblüthen fallen wie ein duftender Regen hernieder und breiten einen leuchtenden Teppich über Gassen und Plätze. Eine militärische Escorte, der kriegerischen Pomp der kirchlichen Pracht hinzufügend, macht diese Procession zu einem Triumphzuge durch die andächtig knieende Menge.

Der Abend kommt heran, die Nacht folgt der Dämmerung, allein nichts vermag dem Eifer der geistlichen Brüderschaften Schranken zu setzen, da ihnen noch ein letzter Ort zu besuchen übrig bleibt, da sie noch einen letzten Segen zu spenden haben, den kostbarsten den es für eine seufzende Bevölkerung geben geben kann. Der Gott welcher den Stürmen gebietet, muß durch die Stimme seines Bischofs das wilde Element segnen, auf dem jene ihr Leben zubringt. Dort am Hafen, im Angesicht des Meeres, ihres Vaterlandes, erhebt sich der Altar der Seeleute. Er ist mit ihren malerischen und feiergerischen Abzeichen, mit Waffen aller Arten und aller Gestalten geschmückt. Die Lichter spiegeln sich in den blitzenden Musketen und den glänzenden Enterbeilen und funkeln spielend durch die Wimpel der Schiffe und durch die patriotischen Fahnen, die leise rauschen, gleich als ob sie sich wunderten, bei einem solchen Feste gegenwärtig zu seyn.

Endlich gewahren die ungeduldigen und freudestrahlenden Augen der Braven die Procession, welche nun einen majestätischen Anblick darbietet. Alle Kerzen und Fackeln sind angezündet; wie ein Feuerstrom schlängelt sich der Zug wogend durch die dichte Menge. Die einzelnen Fackeln gleichen rothglühenden Sternen, welche sich bald gruppiren und bald wieder von einander scheiden; jede derselben bringt durch die besondere Bewegung welche ihr mitgetheilt wird, eine eigenthümliche Wirkung von Schatten und Licht hervor. Bald spiegelt sie sich in den tiefen, blauen Fluthen, welche den Hafen bespülen, bald erhellt sie ein sanftes Angesicht und bald fällt ihr Schein zur Hälfte auf eine Physiognomie voll ausdrucksvoller Kraft. Im Gegensatz zu dem Meer von Licht ringsum liegt die Ferne in tiefem, nächtlichem Dunkel da; die See aber ist klar und ruhig, der Himmel durchsichtig und voll von Sternen. Welt und breit herrscht lautlose Stille, nichts stört die Andacht der knienden Schaaren. Der Bischof tritt auf den Altar. Ein tausendstimmiges Te Deum erschallt da plötzlich, und kriegerische Fanfaren ertönen darein, deren sonst so schmetternde Klänge jetzt weich und milde durch die Lüfte wehen und sich mit den feierlichen Harmonien vereinigen. Von der Rhede hallt der dumpfe Donner der Kanonen, die Monstranz erhebt sich über die Fluthen. Es ist ein feierlicher Augenblick, in welchem mehr als ein Herz betend pocht bei der Erinnerung an ein geliebtes Wesen, das sein Leben dem wilden, tückischen Meer anvertraut hat.

Darauf zieht die Procession wieder von dannen, die Menge verschwindet allgemach, und bald herrscht auf dem Hafendamm tiefes Schweigen und tiefes Dunkel. Nur die Glocken singen noch ihr frommes Lied; endlich verstummen auch sie und verkünden durch ihre letzten Schwingungen das Ende des Festes.

Die jonischen Inseln.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1843 wurde das Ober-Commissariat dem Lord Seaton übertragen, der während der ersten Jahre seiner Verwaltung im besten Sinne des Worts den Spuren seiner Vorgänger zu folgen bestrebt war. Einer derselben, Lord Nugent, besuchte 1845 die Inseln auf der Rückkehr von einer größern Reise in den Orient, und gibt über die Eindrücke dessen, was er bei dieser Gelegenheit sah und hörte den folgenden, für die Beurtheilung des damaligen Zustandes der Inseln in hohem Grade beachtenswerthen Bericht: „Ich kann mich meiner letzten Besuche bei Lord Seaton und meinen alten Freunden auf jenen Inseln nicht erinnern, ohne zugleich die Erinnerung der Freude wieder zu beleben, die mich erfüllte, indem ich in dem von mir immer mit so warmer Theilnahme betrachteten Volke ein volles Bewußtseyn des wohlmeinenden Sinns der Maaßregeln für ihren Wohlstand und für ihr gesellschaftliches Gedeihen entdeckte. Lord Seaton zeigt sich als ein beharrlicher, ruhiger, zugänglicher und unparteiischer Mann, fern von eitlen Vorspiegelungen und kleinlicher Kunstgriffen, von kalter Selbstsucht und eitlem Prunken auf seine Amtswürde; er ist zu gerecht und zu weise, als daß er mit Gewalt oder Hinterlist herrschen sollte, wo er — durch Offenheit seines Wesens, durch Festigkeit und durch das unverkennbare herzliche Streben die Macht eines großen Reiches würdig zu repräsentiren, indem er das Glück und Gedeihen der seiner Leitung untergebenen Staaten fördert — die Liebe eines empfänglichen und wohlgesinnten Volks erwerben kann . . . . ja ich hege die Hoffnung und Zuversicht, daß namentlich seine Verwaltung der Finanzen binnen wenigen Jahren die Dankbarkeit des Volks der jonischen Inseln dauernd sichern wird. — Sie sind ein gutes Volk; dieß werden, um gerecht zu seyn, alle bezeugen welche es kennen lernten. In ihm lebt ein heiterer, sorgenloser, sanguinischer Sinn, der allen starken und hohen Impulsen offen, vermöge seiner Elasticität, wenn man ihn nicht niederhält, der

herrlichsten Entwickelungen fähig ist, aber der auch durch Unterdrückung leicht auf niedrige und schiefe Bahnen geleitet werden mag. Drei Jahrhunderte hindurch sind diese Inseln der wüstesten und erniedrigendsten Tyrannei der Weltgeschichte verfallen gewesen, einer Tyrannei, die noch bei weitem verderbter und verderblicher war als das römische Reich in seinen schlechtesten Zeiten, der venetianischen. — Die Jonier sind anfangs mißtrauisch und verfehen sich verstecker Mouke; es müßte bewiesen, wenn dieß nach so langen schlimmen Erfahrungen anders wäre. Aber ihr Wesen wird frei und offen, sobald sie die Ueberzeugung eines offenen Entgegenkommens gewinnen. Sie haben einen scharfen Verstand und außerordentliche Gewandtheit; wer sie zu täuschen oder zu betrügen versucht, wird ihnen bald unterliegen. Wenn sich von herzlosen Unterdrückern oder niedrigen Heuchlern sagen höre, daß sie überall nur Gesinnungslosigkeit und treulofes Wesen gefunden, dem antworte ich: „Ihr habt böfen Samen da gefäet, wo jeder Same üppig einschlägt und hundertfältige Frucht trägt aber die böse Frucht kommt euch zu, nicht der eigenthümliche: Ertrag eines schönen dankbaren Bodens.“ Ich habe die Jonier als ein gutes Volk bezeichnet; sollte das blinde oder oberflächliche Parteilichkeit seyn? Ich will versuchen zu beweisen, daß sie es nicht ist. Das Gericht über das Verbrecherfahren in den jonischen Gerichtshöfen war von den Venetianern festgestellt und mit der größten Schlauheit so eingerichtet, daß es nach Möglichkeit erschwert war, den Verbrecher zu überführen. Das Motiv ließ sich klar erkennen. Der venetianische Proveditore regierte durch Bestechung. Er unterdrückte alle, die er zu unterdrücken wünschte, durch Spähre, durch willkürliche Einkerkerung. Er bestrafte alle die er zu bestrafen wünschte, durch gedungene Bravos. Unter diesen Umständen konnten ihm wirksame Mittel zur Ueberführung der Schuldigen nicht erwünscht seyn; er wünschte im Gegentheil den Arm der Gerechtigkeit zu schwächen und das Auge der Kriminaljustiz zu verblenden, um seinen Agenten, sein Werkzeug, für den Fall, daß die Verkleidung oder der Dolch fehl schlüge, desto leichter schützen; und verthedigen zu können. — Andererseits bietet die Natur der jonischen Inseln zum Entkommen des Uebelthäters wie zur Ausübung der Verbrecher den günstigsten Vorschub. Bergige, spärlich bevölkerte Inseln, sämmtlich nicht mehr als 14 Meilen von einem fremden Königreiche, ein Levantin, segar nur durch eine Furth davon getrennt. Und trotz aller dieser theils in der Eigenthümlichkeit des Landes theils in der Gesetzgebung enthaltenen großen Erleichterungen und Verlockungen ist das Durchschnittsverhältniß der begangenen Verbrechen zur Einwohnerzahl ungleich geringer als in England gewesen.“

Indem man so in England der Hoffnung Raum gab, daß unter dem allmählichen Eintreten einer Umwandlung zum Bessern in allen Verhältnissen und namentlich auch in der Gesinnung und Denkweise des Volks der jonischen Inseln auch nach und nach mit der Bewilligung der von ihnen gewünschten Verfassungsreformen vorgeschritten werden könne — fiel plötzlich und gleichsam unversehens von einer Seite, wo man es am wenigsten erwartet haben mochte, ein Schlag auf heiterer Höhe, der von unberechenbaren Erfolgen gewesen ist: Lord Seaton ließ sich, ohne Zweifel unter dem Einflusse der Ereignisse in den ersten Monaten des Jahres 1848, zu einer Reihe von Concessionen bewegen, die von einem entschiedenen Tory, von einem ergrauten Kriegsmann, von einem Pair der älteren Schule am wenigsten zu erwarten gewesen wären und daher aufs äußerste überraschten. Nachdem bereits im Laufe des Jahres 1848 die unverkennbarsten Symptome seines Hinneigens zur radicalen Oppositionspartei — ihre Mitglieder gingen unter dem bezeichnenden Namen *Pezomachos* — hervorgetreten und verlautet waren, legte er mit einemmale, wie es scheint in demselben Moment als das vorgesetzte Colonial-Ministerium ihm seine Abberufung als nahe bevorstehend angekündigt hatte, dem eben versammelten Parlamente im März 1849 seine „radicalen“ Reformvorschläge vor. Die Hauptpunkte waren: völlige Freiheit der Presse; Erweiterung des Wahlrechts auf die vierfache Zahl der bisherigen Wähler; Einführung des Ballotirens bei den Wahlen sowohl der Parlamentsmitglieder als der Municipal-Beamten; Abschaffung des Primärrathes; freie Wahl der Repräsentanten seitens der Wähler auf jeder Insel, unter welchen der Lord Ober-Commissär zur die Senatoren auswählen, dagegen die Ernennung der beständigen Mitglieder seitens des Senats abgeschafft werden sollte; besoldete District-Rathscollegien für jede einzelne Insel; endlich freie, keiner Beschränkung seitens der erneuerten Gewalt unterworfene Wahl der Municipal-Beamten.

Es läßt sich wohl denken, daß diese plötzlichen Reformen selbst den gemäßigten Mitgliedern der nationalen Partei der jonischen Inseln bedenklich erschienen mußten, aber wie hätten sie wagen können, den von dem englischen Lord Ober-Commissär eingebrachten Gesetzvorschlägen vor den Volksmassen, welche auf den Gallerien versammelt waren und sie mit enthusiastischem Beifallgeschrei begleiteten, irgendwie zu widersprechen. — Eben so mußte es dem whigistischen Minister zu London lange Zeit unverständlich erscheinen, den Schritten eines Beamten beizutreten, der allgemein für einen Verfechter conservativer Interessen galt. Allein mit der Zeit mußte ihnen doch einleuchten daß es so nicht länger gehe; der Colonialminister entschloß sich nach einigem Zögern, den Lord Seaton fallen zu lassen und seine Stelle anderweitig zu besetzen. Es gelang dazu einen Mann zu finden, der durch Besonnenheit, Mäßigung und Festigkeit des Sinnes durchaus geeignet war, namentlich wo möglich die in rathlose Verwirklung gebrachte Verfassungsangelegenheit wieder in ein praktisches Geleise zu bringen. Das Tory-Ministerium, welches seit März dieses Jahres an die Spitze der englischen Verwaltung getreten ist, hat ihm, der auf dem Gusseltschen Whig-Ministerium hervorging, Anerkennung bezeugt, und ihn gegen die Ausfälle und Anklagen der radicalen Fraction des Jos. Hume in Schutz genommen (man vgl. die Discussion vom 5 Mai und 22 Jun. d. J.).

(Schluß folgt.)

Skizzen aus dem indischen Archipel.

3. Kampong. Solor. Floris. Sandelwood.

(Fortsetzung.)

Von diesen Inseln hat Solor das wildeste Ansehen. Steil erheben sich Felsen und Berge aus den Wogen, nach dem Innern hin überragt von Felsen, spitzen Kegelbergen, zwischen welchen tiefe, baumlose Schluchten gähnen. Trotzdem ist die Insel stark bevölkert. Wir steuerten nach dem großen Kampong Lamaruetta, der auf der Nordküste terrassenartig an einen steilen Berg hinauf gebaut ist. Noch ehe wir auf die Rhede kamen, erschien der Radja des Orts in einer großen Prauwe, die von einer Menge schreiender und singender Menschen angefüllt war. Mit der gewöhnlichen Grandezza der indischen Peinzen stieg der Radja auf das Deck der Brigg und machte dem Commandanten seine Aufwartung. Er hieß Plemban und war ein bejahrter, aber noch rüstiger Mann; seine Kleidung war von bunter Seide, wie sie die vornehmen Indier gewöhnlich tragen, und bestand aus einer Hose, einem kurzen um die Taille geschlungenen Sarong und einem langen Ueberkleid, in der Hand trug er ein Rohr mit silbernem Knopfe, wie es die holländische Regie-

rung gewöhnlich den ihr unterworfenen Fürsten zum Geschenke gibt. Die Begleiter des Radja waren ebenfalls an Bord gekommen, und holen Cacadue, Bogen, Pfeile und Fischnetze zum Verkaufe an; bald war der Handel im Gang, von Geld war keine Rede, man gab Messer, alte Kleider, Teller, Gläser, Wein, leere Flaschen, kurz alles was man nur verkaufen wollte. Es ging dabei sehr gesittet zu, und unsere Gäste suchten mitunter auch etwas zu stehlen; sprechen konnte man leicht mit ihnen, da die meisten malayisch verstanden. Die Sonne war eben unitergegangen als wir auf die Rhede kamen, und dicht vor dem Kampong den Anker fallen ließen; der Radja erhielt einige Geschenke, und was ihm noch mehr Vergnügen machte, das Versprechen einer Salve von neun Kanonenschüssen, die erst am folgenden Morgen gegeben werden sollte, da nach Sonnenuntergang nicht mehr salutirt wird. Nach einigen gegenseitigen Complimenten verließ er uns endlich, und fuhr mit seinem lärmenden Haufen nach dem Lande zurück.

Am nächsten Morgen fuhr ich mit meinen Cameraden durch die festige Brandung nach dem Lande; eine Welle schlug in die Schaluppe und wir kamen ziemlich durchnäßt auf den Strand, wo ein Schwarm von Soloresen auf uns wartete. Wir wollten zuerst einen Spaziergang machen und schlugen einen Pfad ein, der einen steilen Kegelberg hinaufführte. Man sah nichts als Steine und dürres Gras, nur die höhern Berge sind etwas bewachsen und an den Abhängen mit Mais angepflanzt. Auf der Bergspitze angekommen, ruhten wir einige Zeit im Grase, und ergötzten uns an der schönen Aussicht über die Straße und die gegenüberliegenden Inseln. Die Solaresen, die uns unter Lärmen und Schwatzen begleitet hatten, führten uns auf einem anderen sehr beschwerlichen Wege den Berg wieder hinab. Wir kamen über Steingeröll in eine tiefe, von Basaltblöcken erfüllte Schlucht, an deren Ausgang ein tiefer Brunnen sich befindet. Außer diesem Brunnen gibt es kein Wasser auf mehrere Stunden im Umkreise, und die Bewohner der umliegenden Gegend müssen dieß Wasser von ziemlicher Entfernung holen; dazu ist dieß Wasser salzig, und es war mir unmöglich einen Tropfen davon zu trinken.

Von hier gingen wir nach dem Dorfe zurück und machten dem Radja einen Besuch, der gerade beschäftigt war, eine Anzahl Hühner, die ihm von allen Seiten gebracht wurden und die zu einem Geschenk für uns bestimmt waren, in Empfang zu nehmen; das Haus des Radja war ziemlich unscheinbar, die Hütten des Dorfes sind klein und armselig, von Palmzweigen erbaut; manche sind statt der Wände bloß mit Palmblättern behangen. Nur ein Haus war von Brettern erbaut; die Straßen sind traden und steinig, aber mit allerlei Unrath bedeckt, so daß wir froh waren, als wir wieder ins Freie kamen. Wir gingen noch eine Zeitlang an der seichten Küste spazieren, und sahen die Gräber der Radjas; sie waren sehr einfach, von viereckigen Steinhaufen bedeckt, über welche einige zu allerlei Figuren ausgeschnitte Baumstämme lagen.

Die Gebirge gehören der Gangsformation an, und bestehen aus Kalk und Quarz; häufig sind diese Massen durchsetzt von Basaltgängen, die ihren Ursprung wahrscheinlich späteren vulcanischen Eruptionen verdanken. Besonders an der Küste sieht man ungeheure säulenartig über einanbergethürmte Basaltfelsen, die den anprallenden Wogen einen unerschütterlichen Widerstand entgegensetzen.

Die Soloresen sind Mohammedaner, stimmern sich aber nicht sehr viel um die Vorschriften ihrer Religion, und trinken alles, was man ihnen vorsetzt, am liebsten Rack und Branntwein. Ihre Sprache ist eine Abart der malayischen und dieser ziemlich ähnlich. Von den gewöhnlichen Malayen unterscheiden sie sich durch ein mehr ovales Gesicht, die Backenknochen stehen weniger hervor und die Lippen sind feiner, auch ist ihr Haar kurz und gekräuselt. Nach allen Ueberlieferungen sind ihre Vorväter von den melanesischen Inseln eingewandert, und sie scheinen den Uebergang zu bilden von den reinen Malayen zu den schwarzen, negerartigen Papuas auf Neu-Guinea.

Sie sind bloß mit einer weißen Hose bekleidet, manche haben ein Palmblatt um die Stirne gebunden. Ihre Waffen sind Bogen, Pfeile und Lanzen, doch gehen sie meistens unbewaffnet, selbst die Radjas trugen weder Kris (Dolch) noch Klewang (malayisches Schwert). Mit Landbau gehen sie sich wenig ab, Mais und etwas Reis sind die einzigen Producte, Fruchtbäume sah ich gar nicht, bloß einige Cocos- und Fächerpalmen findet man in der Nähe von Lamaraquera. Die Soloresen sind schon durch die unfruchtbare Natur ihres Landes auf einen andern Erwerb angewiesen, und dieß ist Seefahrt und Fischfang, worin sie sehr geschickt sind. Sie bauen sich kleine Praauwen, die etwa 30 Fuß lang sind, nach unten spitz zulaufen und sehr gut segeln. Mit diesen fahren sie an den benachbarten Küsten umher und treiben Handel; ihre Fischerboote sind gewöhnlich aus einem Baumstamme verfertigt und schlagen leicht um. Sie fangen auch manchmal Wallfische, die in diesen Gewässern sehr häufig sind; ich sah verschiedene dieser kolossalen Thiere ihre Wassersäulen mit dumpfem Geräusch in die Höhe spritzen.

Radja Plemban machte uns noch einen Besuch und brachte einige Radjas von Adenara mit. Wir regalirten die Herren mit Wein und Rum, und der alte Plemban fing bald an, die Wirkung dieser ungewohnten Getränke zu spüren. Rue Verstehen wurde ihm einmal aus einer Liqueurflasche eingeschenkt, und kaum hatte er diese kostbare Getränk geschmeckt, so ergriff er mit beiden Händen die Flasche und gab sie nicht mehr los. Auch die andern Herren wollten alles mitnehmen, was ihnen in die Augen stach, und wir waren herzlich froh, als uns diese lästige Gesellschaft sammt ihren lärmenden Begleitern endlich verließ.

Nach einem Ruhetnhalt von zwei Tagen verließen wir die Rhede Lamaraquera, und segelten zwischen Salar und Adenara hin in die Straße van Florie, die Seiler von Florie schützt, und sich von Süden nach Norden erstreckt. Man hat in dieser Straße die schönsten Anschauten, die Küste von Florie ist steil und gebirgig, und nicht weniger pittoresk als die von Salar. Ein sehr heftiger Strom läuft stets durch diese Straße, abwechselnd bald in südlicher, bald in nördlicher Richtung. Wir trafen glücklicherweise den nach Süden stehenden Strom, und gelangten so rasch aus der Straße an die Südspitze von Florie, von wo wir nach Westen an der Küste von Florie hinsegelten. Auch die Südküste dieser Insel ist rauh, wild und gebirgig, an einzelnen Stellen wie abgerissen und von aller Vegetation entblößt; zahlreiche Buchten und Buchten erstrecken sich tief in das Land hinein. Die geräumigste und schönste dieser Buchten ist die Ende Bay, wo wir einen kurzen Besuch zu machen hatten. Diese Bay ist nach Osten begränzt von dem weit in das Meer sich erstreckenden Vorgebirge Gunung Api (Feuerberg), einem Vulcan von 3000 Fuß Höhe. Wir segelten dicht an seinem vom Meere bespülten Fuß hin und konnten ihn ganz genau beobachten. Der Berg ist ohne alle Vegetation, von einer schwärzlichen Erde bedeckt, die ihm wie Staub ausfließt; der Krater, aus dem unaufhörlich dicke, weiße Dampfwolken aufsteigen, befindet sich wie bei den meisten Vulcanen an der Seite des Berges, einige 100 Fuß unter dem Gipfel; außerdem sieht man auch aus kleineren Spalten und Rissen die Dampfwolken aufsteigen. Lange, weißliche Schwefelströmen ziehen sich vom Krater an den Berg hinab und durchfurchen den schwarzen Grund. Der Anblick dieses stets thätigen Vulcans ist wüst und öde, und hat etwas Furchterregendes, man ist beinahe froh, wenn man vorbei ist. Eine Meile von diesem Vulcan in dem Grunde der Bay liegt der große Kampang Ende am Fuße einiger steiler Berge, worunter der Taselberg, ein regelmäßig abgestutzter Kegel ohne alle Vegetation und dem Anscheine nach ein ausgebrannter Vulcan. Ende ist von einer erstaunlichen Menge von Cocospalmen umgeben, die Einwohner scheinen bloß diesen einen Baum zu pflanzen; diese Palmwälder erstrecken sich längs der Küste hin bis zum Fuße des Gunung Api, wo alle Vegetation aufhört.

(Schluß folgt.)

Fernere Goldfunde. Es bestätigt sich, daß in Canada nicht ferne von Quebec Gold gefunden wird. Nach Briefen aus Caracas hat man auch in der Nähe von Carupana eine reiche Goldmine entdeckt, und zu Cumana hat sich deßhalb eine Gesellschaft gebildet, um dieselbe auszubeuten. (Engl. Bl.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 275. 16 November 1852.

Ethnographische Streifzüge ins Alterthum.

12. Das Vordringen der Arier gegen Südwesten.

Das Zusammenstoßen der weißen Arier mit den rothen Kuschiten bildet in der alten Völkergeschichte zuverlässig eine der wichtigsten Erscheinungen, und so wenig wir noch über das Einzelne wissen können, so ist doch dieß Zusammenstoßen selbst eine kaum mehr zu bezweifelnde Thatsache. Die Völkertafel der Genesis zeigt die damalige Anschauung der Völker und ihrer Verwandtschaft; hier (in 1. Mos. 10.) sind die Völker der Ebene in Mesopotamien, Ham und Sem, deutlich geschieden von denen im Norden, den Söhnen Japheth; aber Sem und Japhet werden gemeinsam den Söhnen Hams entgegengestellt (s. 1. Mos. 9. 27); dann wird im Cap. 11 der Zug der Söhne Hams ins Thal Sinear und die Erbauung Babels geschildert, und an den Bau Babels die Sprachverwirrung angeknüpft. Hier ist also das Zusammenstoßen zweier einander an Sprache völlig unähnlicher Völker bezeichnet; nehmen wir hiezu die 1. Mos. Cap. 6. geschilderte Sage von den Söhnen der Götter, die herabsteigen zu den Töchtern der Menschen, und Söhne zeugten, welche die Starken und die berühmten Männer waren, [1] so erkennen wir hier deutlich die Vermischung der Völker. Wir wollen mit dieser Angabe weiter nichts ausdrücken, als daß die älteste, gut erhaltene vorderasiatische Sage diesen Zusammenstoß der arischen und semitischen Stämme wohl bewahrt hat, und sehr deutlich die Semiten als einen Mischstamm zwischen beiden darstellt; dieß wird um so deutlicher, wenn Cap. 10, 22. als die Söhne Sems Elam, Assur, Arphachsad, Lud und Aram bezeichnet werden, obwohl ganz kurz zuvor (Cap. 10, 11.) gesagt ist, daß Assur von Babylon ausgieng und Ninive baute. Dieser Widerspruch löst sich nur dadurch, wenn man annimmt, daß das fremde Volk, welches die Sprachverwirrung brachte oder vielmehr der durch das Eindringen derselben entstandene Mischstamm der Semiten sich dann Elamé (Aliama-Airyana [2]) Assurè und Aramè d. h. Chusistane, Assyrien und Nordsyrien bemächtigte. Verstärkt wird diese Annahme noch dadurch, daß nach einigen Geschlechtern die Erde getheilt ward unter Phaleg, Ebers Sohn, Arphachsads Enkel und Sems Urenkel, wo die Scheidung unter den nordsemitischen und südsemitischen Völkern erfolgte, welche letztere durch Joktan, den Stammvater der ältesten arabischen Geschlechter, bezeichnet ist.

Stellen wir dieser im Westen des Tigris, der großen Scheidelinie, erhaltenen Sage die östliche entgegen, so werden wir die Spuren der Annäherung bald erkennen. Die Zendbücher enthalten die Namen der Landschaften, in welche das arische Volk allmählich vorrückte. Seine Heimath sind die Gebirge des Beluretagh, dann kommen sie nach Sogd, nach Merw, Balkh, Nisae (Nischapur), Herat, Vaekereta (Parikanien, südlich vom Helmend [3]) Vehrkana (Hyrkanien), Harakaiti (Arachosien), Haetâmat (Hindmend, das Land der Zarangen, nach dem Zareh-See hin), Rhagâa (Rai) und endlich Hepta-Henda, die sieben Indien, so genannt nach den Strömen, die das Land bewässern. [4] Diese aus den Zendbüchern entnommene Liste zeigt deutlich das Vorrücken der Arier gegen Westen und Südwesten. Die Aufzählung der Provinzen des persischen Reichs in den Keilinschriften beginnt im Westen und geht nach Osten fort; zu bemerken ist also, daß in dieser politischen Aufzählung das Andenken an die alte Herkunft gleichsam untergegangen ist.

Man muß annehmen, und alle Umstände deuten darauf hin, daß die ältesten Wanderungen des arischen Volks aus ihren Ursitzen den Paropamisaden entlang gingen, aber die Frage erhebt sich: wo beginnt die Scheidung der eigentlich sogenannten Arier und der ihnen bloß verwandten Stämme, welche diesen Namen nicht führen? Der große Völkerstrom, der schlicht von dem Beluretag aus zuerst dem Lauf der Gewässer gemäß ins Oxusland herab, dann westwärts durch die kaspischen Berge bis nach Kleinasien und Europa ging, hängt zwar sprachlich allerdings eng zusammen, aber ein Unterschied besteht, den wir wohl im Auge behalten müssen, und der für die verschiedenen Wanderungen charakteristisch ist: dieß ist der religiöse. In den Zendschriften ist von einer neuen umgewandelten Lehre im Gegensatz gegen die alte die Rede. Die Arier Indiens und Persiens sind in sehr früher Zeit durch zweierlei Entwicklungen derselben Grundidee geschieden: der Jama Indiens, der Gott des Todtenreichs, ist in der Zendsage ein Lichtgott und an die Spitze der iranischen Königsgeschlechter gestellt; am merkwürdigsten ist aber, daß das allgemeine Wort für Gott im Indischen Deva, im Persischen einen

[1] So wird gewöhnlich der Ausdruck Cap. 6, 5 übersetzt, aber die Worte „Maschet-Hachschem" können einerseits eine Anspielung auf Sem oder Schem seyn, andererseits kann das Wort Schem auch Raub und Verwüstung bedeuten, was mit den vorhergehenden Nephilim wohl zusammenstimmt.

[2] So erklärt es J. Müller in seinem Versuch über die Pehlwiinschrift Journ. Asiat. April 1839 p. 299, und Lassen stimmt ihm bei. (Indische Alterthumskunde I. p. 7.)

[3] Die Identificirung dieses Namens ist am schwersten; wir lassen begreiflicher Weise die etymologischen von Burnouf und Lassen aufgestellten und von Ritter (VIII. 50—68) mitgetheilten Kuriositätsforschungen weg; vielleicht ist noch ein Schimmer des Namens Parikanien in dem heutigen Paleskowo übrig.

[4] Diese Benennung verglichen mit der Beschreibung, die Herodot von den weißen Indern entwickelt, scheint die Einwanderung der Arier in Indien in eine vergleichsweise neuere Zeit zu versetzen.

bösen Geist, Dew, bedeutet. So sagt Lassen (Ind. Alterthumskunde I. p. 70): „die bei den indogermanischen Völkern am weitesten verbreitete allgemeine Benennung Gottes lautet im Sanskrit devas, im Griechischen Θεός, im Lateinischen deus, im Lithauischen diewas, im Irländischen dia; in den deutschen Sprachen ist sie auf einen besondern Gott beschränkt worden, der im Altdeutschen Zio, in der Edda Tyr heißt, aber im Gothischen Tiuz genannt sey muß; in der Mehrzahl bedeutet tivar in der Edda Götter und Helden. Das Griechische Zeus, Acol. Deus, findet sich wieder im Sanskrit djaus, Himmel, welches in andern Biegungen die Form div und dju annimmt. Im Lateinischen ist der Genitiv Jovis aus Djovis entstanden, wie der Name des umbrischen Gottes Diovis beweist, und für Jupiter kommt auch Diespiter vor, was dem Beinamen des indischen Jupiters, Indra, divaspati, Herr des Himmels, entspricht. Das Sanskritwort deva hat bei den Anhängern der zoroastrischen Lehre in der Zendform daeva die Bedeutung eines bösen Geistes angenommen; dieß kann aber nicht die ursprüngliche gewesen seyn, sondern erst entstanden, nachdem die von den benachbarten Indern verehrten Götter nach ihrer Ansicht von dem Wesen der Gottheit als falsche und der Verehrung unwürdige erschienen." Religiöse Kämpfe haben also eine Spaltung in dem alten arischen Heimathlande eingeführt, und wahrscheinlich die iranischen Perser oder die Inder zum Auswandern bewogen. Wenn in den westlichen, europäischen Sprachen das altiranische Wort „deva" einen guten Gott bezeichnet, so fragt sich, wie weit reicht diese Bezeichnung des guten Gottes gegen Osten? Jedenfalls bis zu den Armeniern, bei welchen Di einen Helden bedeutet, während Firdusi von vielen Kämpfen mit den bösen Dews im Nordwesten zu erzählen weiß.

Die Armenier gehören jedenfalls zu einem sehr alten Zweig der Arier, denn nur mit Mühe hat man in neuerer Zeit den arischen Stamm ihrer Sprache nachgewiesen; wenn nun das Zendvolk, gleichfalls dem alten Völkerzug folgend, nach Westen zog den Paropamisadan entlang, so mußte es an der armenischen Gränze, wo es auf ein feindliches Volk stieß, inne halten. Hier stehen die Meder, jedenfalls, vielleicht mit einziger Ausnahme der für unrein angesehenen Kurden, die ältesten Arier im Westen. Von da an wandte der Zug um, und zog dem südlichen Gebirge entlang gegen den persischen Meerbusen. Wenn wir nach den astronomischen Berechnungen des Callisthenes die medische, also arische, Herrschaft über Babylonien ins 23ste Jahrhundert vor Chr. (1903 Jahre vor Alexander) setzen müssen, wenn die Nachrichten, welche die Ayrier über ihre Auswanderung vom persischen Meerbusen her Herodot mittheilten, dieß Ereigniß ums Jahr 2700 vor Chr. setzen, so können wir den Auszug des Zendvolks aus ihrer alten Heimath am obern Oxus nicht weniger als in den Verlauf des vierten Jahrhunderts vor Chr. setzen, und in diese Zeit mögen auch etwa die Züge der Arier nach Indien fallen, wenn wir das langsame, nur sehr allmählige Vorrücken solcher Hirtenvölker — denn das waren die Arier Indiens, wie Persiens — in Erwägung ziehen. Da Babylon zur Zeit, als es eine medische Dynastie erhielt (um 2250 v. Chr.) schon ein uraltes Reich war, so gelangen wir mit dem Zuge der Kuschiten nach Sinear und von da den Strom hinauf jedenfalls in eine noch ältere, aber eben so wenig genau zu ermittelnde Zeit.

(Schluß folgt.)

Die jonischen Inseln.

(Schluß.)

Indeß hatte der neu ernannte Lord Ober-Commissär, Sir Henry Ward, der am 31 Mai 1849 in Corfu ankam, die Schwierigkeiten und die Widersprüche schwer zu empfinden, welche sich aus der Lord Seaton'schen Radical-Reform ergeben. Zunächst hatte er eine offene Empörung auf Cephalonia zu bekämpfen, die schon im Sommer 1848 ausgebrochen, dann mit militärischer Macht gedämpft, aber durch die unerklärliche Begnadigung der Rädelsführer seitens des Lord Seaton einer Erneuerung gleichsam entgegengeführt war. Sir Henry Ward ließ von 44 zum Tode Verurtheilten nur 21 — es waren lauter mit den Waffen in der Hand ergriffene Empörer — hinrichten, an andern der Theilnahme überwiesenen Personen militärische Züchtigung vollziehen. Dieß machte viel böses Blut; indeß hatte er die Genugthuung von dem im November 1849 berufenen Parlamente — dem letzten, welches nach der alten Karte zusammen kam — die Erklärung der Gerechtigkeit und Nothwendigkeit seiner Maaßregel entgegenzunehmen.

Im März 1850 trat dann das neue Parlament zusammen, es war das erste auf Grundlage der Seaton'schen Verfassungsreform gewählte. In ihm erschienen nur vier Mitglieder des alten Parlaments wieder, die übrigen waren fast durchgängig homines novi. Jenes frühere Parlament war größtentheils aus den ausgezeichnetern Grundeigenthümern und Gewerbsmännern zusammengesetzt gewesen; in diesem neuen behaupteten Advocaten, Journalisten und Abenteurer ohne Habe den Vorrang. Man konnte über die vorherrschende Gesinnung in einer solchen Versammlung keinen Augenblick zweifelhaft seyn: alles athmete die entschiedenste Feindseligkeit gegen das englische Protectorat; alles forderte unmittelbare Vereinigung mit Griechenland: lauter und gewaltsamer als je ertönte das Feldgeschrei „Griechenland für die Griechen!" Drei Monate saß diese Versammlung, ohne auch nur einen zum Heil der Staaten dienlichen Beschluß zu Stande zu bringen; alle von den ausübenden Gewalten eingebrachten Gesetzvorschläge wurden verworfen. Wie der französische Nationalconvent, so hatte auch das jonische Parlament jetzt seinen „Berg," seine „äußerste Linke" u. s. w. Vor allem fehlte die Besetzung der Galerien durch die tumultuirenden Massen nicht. An irgend eine dankbare Anerkennung für die in so reichem Maaße gewährte Erweiterung von Freiheiten und politischen Rechten war vollends nicht zu denken. — Anfang Junius mußte dieses Parlament auf sechs Monate vertagt werden. Bei der abermaligen Zusammenkunft im December hatten die Radicalen sogleich ihre Verabredungen zum Vorschlage des unmittelbaren Anschlusses an Griechenland getroffen, und es ließ sich voraussehen, daß eine solche Motion nicht allein zu den aufregendsten Reden und Scenen führen, sondern auch von einer weit überwiegenden Stimmenzahl angenommen werden würde. Dem Lord Ober-Commissär blieb daher nichts übrig, als seinen Secretär und den General-Anwalt mit der Vollmacht zur sofortigen Vertagung der Versammlung für den Fall der Einbringung einer solchen Motion zu versehen. Schon am 8 December trat dieser Fall ein und die Prorogation wurde auch sofort ausgesprochen. Darauf vereinigten sich dann elf Mitglieder der Versammlung — alle Abmahnungen, Gegenvorstellungen und Proteste ihres Präsidenten nicht achtend — zu der Erklärung: daß das ohne Zustimmung der Inseln eingeführte englische Protectorat mit dem natürlichen und unbestreitbaren Rechte eines jeden Volks auf Unabhängigkeit, Selbständigkeit und Nationalität unvereinbar, und daß es demzufolge der einstimmige, feste und unwandelbare Beschluß des Volks der sieben Inseln sey, ihrer Unabhängigkeit wieder theilhaft zu werden und sich mit ihrer Nation, d. h. mit dem befreiten Griechenland zu vereinigen. Diese Erklärung sollte in Form einer Botschaft der Versammlung

an die mit der Schutzherrschaft bekleidete Macht überfandt werden, damit diese den übrigen europäischen Mächten auf geeignetem Wege deren Mittheilung machen und in Gemeinschaft mit denselben das weitere veranlassen könne.

Nichts war natürlicher als daß nach solchen Vorgängen das Parlament von der schutzherrschaftlichen Krone aufgelöst wurde. Der betreffende Act erfolgte am 22 Dec. des folgenden Jahres (1851). Bei dieser Gelegenheit versicherte der Lord Ober-Commissär in einer Proclamation: es sey der lebhafte Wunsch J. Maj. der Königin von England und der Minister, ein System wohlgeordneter constitutioneller Freiheit gegründet zu sehen; da indeß die mit dem J. 1849 ins Leben getretenen Abänderungen zur Begründung einer harmonischen Zusammenwirkens noch vieles vermissen ließen, so sey ihm (dem Lord Ober-Commissär) die Ermächtigung geworden, mit dem neu zu wählenden Parlamente über einige fernere Abänderungen der Karte von 1817 zu berathen, vorausgesetzt daß diese neugezählte Versammlung den erforderlichen Sinn bewähre, die liberalen Concessionen J. Maj. in angemessener Weise aufzunehmen.

Die neuen Wahlen wurden im Februar des letzigen Jahres (1852) vollzogen. Sie lieferten anscheinend ein unverhofft günstiges Resultat; es wurde versichert, daß die Regierung auf zwei Drittheile der Stimmen rechnen könne. Gleichwohl aber zeigte sich die neue Versammlung nach ihrem Zusammentritt nichts weniger als fügsam. Ob und wie dieser Umschlag zur Opposition erfolgt ist, mag dahin gestellt bleiben — es wird versichert, daß die Wahl der Senatoren, bei welcher sich viele Deputirte zurückgesetzt und gekränkt gefühlt hätten, der Regierung eine Anzahl ihrer Freunde abwendig gemacht habe — genug, der Lord Ober-Commissär sah sich auch diesmal genöthigt die Versammlung zu vertagen, weil die Opposition, welche wiederum die größere Hälfte bildete, sich consequent aus den Sitzungen entfernt hielt, so daß dieser die beschlußmäßige Anzahl von Mitgliedern fehlte. Es blieb ihm nichts übrig, als in einer Proclamation, die den Ton eines Aufrufs an das ganze Volk annahm, seinen Schmerz über das Mißlingen seiner wohlgemeinten Versuche auszusprechen, während er es doch an Offenheit und Verbindlichkeit auf keine Weise habe fehlen lassen.

Und jetzt schien es in der That eine Zeit lang besser zu gehen. Das durch einige Ergänzungswahlen theilweise erneuerte Parlament wurde auf den Monat Junius wieder einberufen; es ist drei Monate versammelt gewesen, ohne daß die bedauerlichen Coalitete der frühern Versammlung sich wiederholt hätten; vielmehr gewann alles den Anschein, als ob sich allmählich ein gegenseitiges Verständniß und selbst ein gewisses Vertrauen anbahnen wollte. Sir H. Ward hat sogar Veranlassung genommen die regelmäßige Session weiter auszudehnen, um dem fernern Wirken auf parlamentarischem Wege Spielraum zu öffnen. Die Partei der Whigspraften (die radikale, anti-brittische Opposition) wurde wiederholt von den Gemäßigten besiegt; sie brachte mit einer Majorität von 22 Stimmen gegen 17 ein neues Wahlgesetz zu Stande, welches entschiedene Vorzüge vor dem unter Seatons Einflusse 1849 angenommenen hat. Es ist unter anderm durch dasselbe die seltsame Bestimmung beseitigt, vermöge welcher sämmtliche Söhne, die einen wenn auch noch so geringen Antheil an dem Besitze eines selbst im Ganzen kaum zur Wahlqualification genügenden väterlichen Grundstücks hatten, stimm- und wahlfähig wurden; kraft dieser Bestimmung war auf der Insel Cephalonien einer der Hauptanführer der Aufständischen mit seinen sieben Söhnen, sämmtlich der radikalen Partei angehörig, in den Wahlversammlungen erschienen.[1] Allein die letzten Nachrichten haben diese Hoffnungen und Aussichten von neuem verdüstert. Die Klagen und Beschwerden über Verletzung der Wahlfreiheit durch eigenthümliche Modificationen bei der Abstimmung haben die heftigste Aufregung angefacht, und wenn die öffentliche Meinung in manchen Beziehungen den Intentionen und Maaßregeln des Lord Ober-Commissärs sich günstig zeigte, so wird andererseits einem gewissen Mangel an Tact und Geschick das Fehlschlagen seiner Bemühungen, die Angelegenheiten auf eine friedliche Weise zu ordnen, zur Last gelegt. Alle Versuche, den zügellosen Extravaganzen der durch seine Amtsvorgänger freigegebenen Presse durch ein auf verfassungsmäßigem Wege vereinbartes Preßgesetz entgegenzuwirken, sind bis jetzt vergeblich gewesen. Alle Transactionen und selbst sein wiederholtes Erbieten, gegen die Bewilligung seiner beschlußlagen Vorschläge auf die ihm zustehende und eben so verhaßte als gefürchtete „hohe Justiz“ zu verzichten, hat sich immer wieder erfolglos gezeigt. Es ist im Anfang des vergangenen Monats selbst zu einer Vertagung, dann weiter zu einer Auflösung des zehnten jonischen Parlaments gekommen, und einige der letzten Blätter der „Daily News“[2], welche Zeitung als das Hauptorgan der jonischen Beschwerden und als das Organ ihres Stimmführers, Joseph Hume, angesehen werden kann, enthalten die bittersten Klagen über die Regierung des Sir Henry Ward. Ein Artikel in der letzten Nummer des Quarterly Review (Sept. 1852), der vor dem Eintritt dieser letzten Katastrophe geschrieben ist, spricht sich in Folge einer zusammenfassenden Darstellung der Schwierigkeiten des jetzigen Regiments mit unverhohlener Entschiedenheit für eine radikale Umgestaltung der Verhältnisse aus, die im wesentlichen sogar darauf hinausgeht: daß England die Inseln Corfu und Paxo wegen ihrer militärischen und commerciellen Wichtigkeit in der Eigenschaft einer brittischen Colonie seinen Staaten einverleiben, den übrigen Inseln aber die gewünschte Vereinigung mit dem Königreich zu Theil werden lassen möge. Allein wie schwer im jetzigen Augenblick die Meinungsäußerung gerade dieses Tory-Organs ins Gewicht fallen und wie nahe die Vermuthung liegen mag, daß dieselbe nicht ohne tüchtigen Rückhalt ausgesprochen wurde, diese Auskunft tritt doch noch zu neu und zu unverbereitet hervor, als daß wir uns jetzt auf eine Erörterung derselben einlassen könnten.

Fossilien an der Eishscholzbay.

Diese in der Nähe der Behringsstraße gelegene, nach einem der Naturforscher der russischen Expedition unter Kotzebue genannte Bay wurde von dem Schiff Herald unter Capitän Kellet vor wenigen Jahren besucht, und Hr. Prof. Forbes hat nun eine Schrift über die Zoologie dieser Reise herausgegeben, in welcher auch eine Abtheilung über die fossilen Säugethiere von Sir J. Richardson sich findet. Die Klippen an dieser Bay bestehen aus einer Eisschichte von 20 bis 60 Fuß Höhe, dann kommt eine Thonschichte, welche die fossilen Knochen enthält, und endlich eine Schichte Torf. Etwas weiter im Lande stößt man schon in einer Tiefe von 3—4′ auf reines Eis, und die fossilen Knochen sind nicht in diesem eingelagert, sondern in dem Thon und stehen sehr häufig aus dem Boden heraus, als mächtige Stoßzähne und Hörner. Die Knochen gehören hauptsächlich dem Mammuth, dem Pferd, Ochsen und Rennthier an. Unerschöpfliche Lager solcher Ueberreste finden sich in dem Kotelnoi-Archipel, der vor dem Eismeer Meß liegt. Dieser Distrikt verspricht dem Naturforscher eine reiche Ausbeute, und würde

[1] Vgl. den Globe vom 9 Oct. (Caligu. Messenger 11 Oct.)

[2] Namentlich die Nummern vom 20, 23 und 29 October.

die Kosten einer wissenschaftlichen Expedition brachten. Jedenfalls müssen diese Gegenden einst wärmer gewesen seyn als jetzt, wenigstens eine Vegetation erzeugt haben, die eine so ungeheure Anzahl grasfressender Thiere nähren konnte.

Skizzen aus dem indischen Archipel.

3. Kupang. Solor. Floris. Sandelwood.

(Schluß.)

Ein Bruder des Radja kam zu uns an Bord, als wir in die Nähe von Ende kamen, und nachdem der Anker gefallen war, fuhren wir in Begleitung dieses Prinzen nach dem Lande, wo wir von dem Radja und dessen angesehensten Unterthanen mit aller Höflichkeit empfangen wurden; diese Leute sind ziemlich cultivirt und benehmen sich fein und würdevoll, wie die javanischen Prinzen. Von den ungeschlachten, zudringlichen Manieren, die wir in dem so nahe gelegenen Solor, so wie auf Timor und Ombay, bei den Eingebornen gefunden hatten, fand man hier keine Spur. Als wir durch den Kampong gingen, erregten wir wohl einige Aufmerksamkeit, allein die Leute und selbst die Kinder nahten sich uns stets mit Anstand und Bescheidenheit.

Die Einwohner von Ende sind Mohammedaner und tragen eine ähnliche Kleidung, wie die Soloresen. In dem Kampong mögen wohl 3—4000 Menschen beisammen wohnen, die Straßen sind reinlich und die Häuser ziemlich geräumig. Sie ruhen auf hohen Pfeilern von Cocos-Stämmen, sind von dem Holze und den Zweigen dieser Bäume erbaut, und haben Dächer von Cocosblättern; dieser Baum hyielt überhaupt zu Ende eine große Rolle. Die Nüsse werden ausschließlich zur Bereitung von Cocosöl benützt, das durch chinesische und europäische Küstenfahrer gekauft und meistens nach Java gebracht wird. Durch diesen Handelsverkehr sind die Einwohner wahrscheinlich cultivirter geworden als ihre östlichen Nachbarn auf Solor und Timor. Sie unternehmen auch selbst Seefahrten an den Küsten hin, wobei sie sich großer, starker Prauwen bedienen, die zu Ende selbst gebaut werden. Früher sollen sie manchmal Seeraub getrieben haben, und im Jahr 1838 wurde der Kampong von einigen holländischen Kriegsschiffen beschossen, bei welcher Gelegenheit 80 Menschen ums Leben kamen und die meisten Häuser verbrannten. Dieß Ereignis war noch nicht vergessen, doch sprachen die Leute davon, wie von einer ihnen gleichgültigen Sache.

Die Boden in der Nähe von Ende besteht aus schwarzem, vulcanischem Sande und wäre zu mancherlei Anpflanzungen geschickt; das vorherrschende Gestein ist Basalt.

Das Innere von Floris wurde bis jetzt noch von keinem Europäer betreten, und ist so gut als unbekannt. Es ist von einem uncultivirten Volke bewohnt, das, wie die Bergbewohner von Ombay, mit den Mohammedanern an der Küste Tauschhandel treibt, im übrigen aber abgeschlossen lebt und nicht leicht einem Fremden den Zutritt in das Innere gestattet. Ich sah zu Ende mehrere dieser Bergbewohner, die manche Aehnlichkeit mit den Ombawern hatten. Ihre einzige Kleidung war eine kurze Hose; über die Schultern trugen sie eine negartig gewebte Tasche, worin sie ihren Betel und sonstige Gegenstände tragen, und die in eine mit kupfernen Ringen eingefaßte Spitze zulauft. Auf der linken Schulter hing ein Pulverhorn an einer langen Kette von Kupferringen. Doch hatte keiner von den Leuten ein Gewehr; sie trugen lange Bogen und im Gürtel einen Kris und ein Bündel Pfeile. Das Haar trugen sie in einen Büschel gebunden und nach oben stehend, wie die Eingebornen von Ombay. Sie sahen kräftiger aus als die Einwohner von Ende und waren sehr gut gewachsen. Ueber ihre Sitten und Religion konnte ich nicht viel mehr erfahren, als daß sie Heiden sind und etwas Landbau treiben. Sie pflanzen Reis und Mais, auch manche Früchte.

Von Ende segelten wir südlich noch der großen Insel Sumba oder Sandelwood, und ankerten in der Bay von Nangamesse auf der Nordküste dieser Insel. Sandelwood gehört wieder der Kalkformation an, und ist hügelig und kahl, wie die Umgegend von Kupang. An der Bay mündet ein Bach, nachdem er ein anmuthiges mit Pisang und andern Fruchtbäumen bewachsenes Thälchen durchströmt hat. Eine Menge solcher Thäler erstrecken sich vom Innern nach der Küste hin und sind durch niedrige Hügel von einander getrennt, deren Rücken breit und flach ist, und die sich plötzlich steil wie Mauern in die Thäler hinabsenken. Noch allen Richtungen führen Pfade durch das Land hin, und wie auf Nottie sieht man die Eingebornen meistens zu Pferde; die Pferde sind größer und kräftiger als auf Timor, und werden in Menge auf der Insel gezogen. Auf Java sind diese Pferde sehr gesucht, und jedes Jahr wird eine ziemliche Anzahl dahin gebracht. Wir fanden zwei Schiffe in der Bay, wovon das eine 50, das andere 200 Pferde nach Java brachte; dieser Pferdehandel wird meistens durch Vermittlung eines Arabers getrieben, der im Dorfe Kambera in der Nähe der Bay wohnt und gute Geschäfte machen soll.

Die Eingebornen sind kräftig gebaut, wie ihre Pferde, und haben etwas Plumpes, Bäurisches in ihren Manieren. Ihre Dörfer sehen ziemlich gut aus, die Häuser sind theilweise von Holz erbaut. Die Männer tragen gewöhnlich eine Hose und eine Jacke, beide Kleidungsstücke von dunkler Farbe, die Frauen, die kräftig und wohlgebildet sind, tragen bloß einen Sarong, Arme und Brust bloß. Sie haben ziemliche Geschicklichkeit im Weben und verfertigen alle diese Kleidungsstücke aus grober Baumwolle von dem Kapokbaume.

Alle Einwohner der Insel sind Heiden und stehen unter der Herrschaft kleiner Fürsten, die dem Namen nach unter Hollands Botmäßigkeit stehen. Es ist kein einziger holländischer Beamter hier, und niemand kümmert sich um dieß kahle, unfruchtbare Land. Im Innern findet man häufig Sandelholz, das aber selten oder nie ausgeführt wird, da die Priester dasselbe für Pomali erklärt und die Ausfuhr dieses heiligen Holzes bei Todesstrafe verboten haben. In großer Menge wächst dieß Holz gerade nicht, und die Insel verdient keineswege den Namen Sandelwood (Sandelwood), bei dem man sich eine von wohlriechenden Wäldern bedeckte Land vorstellt, während die ganze Insel kahl und dürr aussieht, und höchstens in den Thälern einzelne Baumgruppen zu sehen sind.

Es ist in geologischer Beziehung interessant, daß die Inseln Sumba, Rottie und der südliche Theil von Timor, die alle drei auf derselben Breite zwischen 11—13 Graden liegen, auch dieselbe Gebirgsformation haben. Man findet ausschließlich Kalkgar, häufigen zuweilen Thonschiefer, aber keine Spur von vulcanischen Gebirgen; außerdem sind diese Inseln Hügelländer und haben weder ausgedehnte Ebenen, noch höhere Berge. Ganz verschieden dagegen sind die Inseln, die sich in Einer Reihe von Java an nach Osten erstrecken und etwas nördlicher zwischen sechs und zehn Graden südlicher Breite liegen. Ombay, Solor, Floris haben sowohl ausgebrannte als auch eine Anzahl thätiger Vulcane. Ebenso verhält es sich mit Sumbawa, Lombok und Bali. Nachdem wir Sandelwood verlassen hatten, segelten wir an den südlichen Küsten dieser Inseln hin und beobachteten eine ziemliche Anzahl von Kegelbergen, von denen einige durch dicke Rauchwolken die tagliche Thätigkeit in der Tiefe bekundeten. Eine furchtbare Berühmtheit unter diesen Vulcanen hat der Tambora auf Sumbawa durch die schrecklichen Eruptionen im Jahre 1815, wobei meilenweit die Dörfer und Felder begraben wurden; der natürliche und höchste ist unstreitig der Gunong Agung auf Bali, der sich 9000 Fuß über die Meeresfläche erhebt.

Von Sandelwood segelten wir wie erwähnt, längs der Südküste der Inseln hin, dann durch die schöne Straße von Bali, und kamen endlich nach der Hafenstadt Surabaya auf Java zurück, wo wir begierig über Briefe und Zeitungen herfielen, die während unserer fünfmonatlichen Abwesenheit angekommen waren.

Nachricht aus Senora. Diese Provinz soll sich (s. Shipp. Gaz. 5 November) für unabhängig erklärt haben; die Nachricht ist nicht wahrscheinlich, aber sonderbare Bewegungen scheinen dort vorzugehen, wie man aus der Festsetzung einer Anzahl Franzosen daselbst ersieht, welche die Nordamerikaner ferner ungerne sehen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 276. 17 November 1832.

Englische Eisenbahnen.

Es ist noch nicht viele Jahre her, daß die unabhängigen englischen Blätter wiederhallten von Klagen über die Eisenbahnmagnaten, und über die Macht, welche sich in ihren Händen concentrire. Diese Eisenbahnmagnaten sind nun sehr gefallen, und beginnen sich bittend an das Parlament zu wenden, ihnen in ihrer Noth zu helfen, nicht mit Geld, sondern mit Privilegien, deren Kosten natürlich die Masse des Volks zahlen muß. Die Zeit ist schon lange vorbei, wo der Eisenbahnschwindel das englische Publicum so bethörte, daß, um die Zeit der Eingabe der Eisenbahnplane ans Parlament nicht zu verfehlen, man sich so massenhaft um das Bureau drängte, daß einige der Fernstehenden nicht einmal ihre Papiere ordentlich an den Mann brachten, sondern dieselben über die Mauer in den Hof warfen. Jetzt lauten die Berichte ganz anders: die Unternehmer, die nicht genug Eisenbahnplane ans Parlament bringen konnten, sehen jetzt ein, oder behaupten wenigstens jetzt vollkommen klar einzusehen, daß manche der im tollen Schwindel erbauten Bahnen einander eine verderbliche Concurrenz machen, und um diese Concurrenz aushalten zu können, wird an allen Einrichtungen auf eine Weise gespart, die nicht nur dem Betrieb schadet, sondern die gesunden Glieder und das Leben der Passagiere gefährdet. Die Zahl der Eisenbahnunfälle, welche nur in diesem Jahre vorgekommen sind, geht wirklich ins Fabelhafte; man kann sie in der That nach Dutzenden zählen, und obwohl noch kein Bischof verbrüht oder gerädert wurde, was der witzige Canonicus Smith für unerläßlich erklärte, wenn es endlich zu Maaßregeln gegen strafbare Sorglosigkeit kommen solle, so ist doch schon einem derselben der Ball sehr nahe gestanden. Die Fälle häufen sich, wo die aus Sparsamkeit mangelhafte Aufsicht und daraus entspringenen Beschädigungen juridisch nachgewiesen wurden. Ende Octobers wurde eine alte Frau auf der Eisenbahn zwischen Reading und Basingstoke von der Eisenbahn überfahren und getödtet. Es war hier vorher ein Kreuzweg mit einem Thor und einem Wachposten daneben, beides wurde „aus Sparsamkeit“ eingezogen. Auf der Eisenbahn nach Brighton fand in den letzten Tagen Octobers ein Zusammenstoß statt, wobei die Reisenden mit einigen Beulen davonkamen, doch wurden drei Bahnwärter vor Gericht gestellt, und vertheidigten sich geradezu damit, daß an der Station bei weitem nicht genug Leute angestellt seyen, um das Geschäft mit der nöthigen Aufmerksamkeit zu versehen. Sie warden nach dem alten Spruch, daß man die kleinen Diebe hängt, und die großen laufen läßt, zu dreimonatlichem Gefängniß mit harter Arbeit verurtheilt, während die Directoren, die wahrhaft Schuldigen, frei ausgingen. Die Directoren haben nur Einen Hauptzweck vor Augen, eine angemessene Dividende herauszuschlagen, und so lange sie nicht bei solchen Unfällen in Mitleidenschaft gezogen werden, ist alles umsonst.

Mit allem Sparen in der Verwaltung will es aber doch nicht reichen, mehrere Bahnen machen sich eine verderbliche Concurrenz, und um dieser auszuweichen, soll jetzt das Parlament angegangen werden, daß es den Compagnien gestatte sich zu verschmelzen, da man eine solche Ausdehnung des Freihandels und der Concurrenz, wo es sich um viele Millionen Capital handelt, doch nicht mehr vortheilhaft findet. Die bereits vorgeschlagenen Amalgamationen umfassen ein Capital von wenigstens 50 Millionen. Dabei kann es aber nicht stehen bleiben, und diese in wenigen Händen vereinte Macht muß auch die benachbarten, mehr oder minder concurrirenden Linien nöthigen sich dieser Amalgamation anzuschließen; dann stände eine Compagnie da, welche so ziemlich die Hälfte aller Eisenbahnlinien in England selbst in ihrer Macht hätte. Da die Concurrenz somit ausgeschlossen wäre, und jedermann sich der Linien dieser Compagnien bedienen müßte, so ist natürlich kein Zweifel, wer die Zeche am Ende zu bezahlen hätte. Kein Wunder daher, daß die Journale ihre Stimme gegen ein so furchtbares Monopol erheben, und geradezu erklären, weder Regierung noch Parlament könnte ein solches Monopol ohne Gegengewicht in den Händen einer Compagnie lassen. Es handelt sich für die Directoren der voraussichtlich sich amalgamirenden Compagnien um nichts geringeres, als um die theilweise oder gänzliche Schließung einzelner Linien, um dadurch das Publicum zu nöthigen, sich der allein offen stehenden Linien oder der belassenen Eisenbahnzüge zu bedienen, natürlich zu einem höhern Preis als bisher. Mehrere der großen Linien sind offenbar in einer Sackgasse angelangt, sie können, namentlich wenn sie von dem Parliament und der Regierung gezwungen werden, „zur Sicherung von Leib und Leben der Unterthanen Ihrer Majestät“ eine kostspieligere Verwaltung einzuführen, nicht mehr die bisherigen, meist obnehin sehr schmalen Dividenden zahlen. Die falsche Anlegung der Bahnen, welche zu sehr der Privatwillkür überlassen wurde, vermehrt noch das Uebel, indem manche Landstriche, die es gar wohl nöthig hätten, von Eisenbahnen entblößt sind, während an andern Orten eine vollständige und für die Eigenthümer der Bahnen nachtheilige Concurrenz herrscht. Es stellt sich mehr und mehr heraus, daß die Eisenbahnen ein so kostspieliges Unternehmen sind, daß keine Concurrenz darin bestehen darf und kann; ist aber die Concurrenz ausgeschlossen, so muß der Staat als Vertreter der allgemeinen Interessen dazwischentreten und dafür sorgen, daß das unvermeidliche Monopol nicht zum Schaden der allgemeinen In-

teressen ausgebeutet werde. In Nordamerika hat sich zwar die Union nicht um die Eisenbahnen gekümmert, wohl aber die einzelnen Staaten, und wenn diese auch die und da sich mit allzu großer Hast in die Eisenbahnbauten stürzten, so hat doch der Staat die Oberleitung über dieselben behalten. In Frankreich ist sehr viel Unsinn, zum Theil verbrecherischer Unsinn mit den Eisenbahnen getrieben worden; der Staat hat ein unserer Ansicht nach ganz falsches System eingeschlagen, aber er hat im allgemeinen die Bahnen vorgezeichnet, und keine Concurrenz der Bahnen ist denkbar; in Deutschland haben nicht bloß die Staaten meist selbst gebaut, sondern auch da, wo sie nicht selbst gebaut haben, sich die Bestimmung der Bahnen vorbehalten. Nur in dem reichen England, wo die Capitalien sich eine so furchtbare Concurrenz machen, wo das Parlament so entsetzlich mit den Eisenbahnplanen bestürmt wurde, daß kaum eine regelmäßige Besprechung und Beurtheilung der einzelnen Plane möglich war, hat sich dieß fatale Resultat herausgestellt.

Die Eisenbahncompagnien und ihre Directoren scheinen gar nicht übel Lust zu haben, die Folgen ihrer Thorheit auf das Parlament zu werfen, obwohl dieß nur seine Zustimmung zu den Bahnen auf Grund der vorgelegten und beschworenen Beweisgründe für die Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Unternehmens gab. Wenn also jetzt zwei Compagnien das Parlament angehen, zu gestatten daß sie sich amalgamiren, weil zwei in gleicher Richtung laufende Eisenbahnen nicht neben einander bestehen könnten, ohne sich zu ruiniren, so gestehen sie daß sie sich selbst oder das Parlament gröblich getäuscht haben; im letzten Falle verdienen sie gar kein Mitleiden, im ersten sehr geringes, man wird ihnen antworten, daß sie die Folgen ihrer Thorheit selbst zu tragen haben; man wird ihnen den Beweis abverlangen, daß ihre Concurrenz sie ruinirt, und wenn sie diesen nicht vollständig führen, wenn sie bloß den geringen Ertrag ihres aufgewendeten Capitals beweisen können, so wird man ihnen nothwendig antworten, daß sie sich diesen Erfolg selbst zuzuschreiben haben, und daß viele Handelsunternehmungen gleichfalls nur sehr geringe Zinsen abwerfen. Das Parlament wird sich nicht schuldig bekennen wollen, und somit dürften die Amalgamationsplane wohl vorerst zu Boden fallen. Die Times (vom 5 Nov.) stellt den Compagnien nachstehendes böse Dilemma. „Die Concurrenz, gegen welche die Eisenbahndirectoren jetzt so heftig sich aussprechen, sichert dem Volk einen gewissen Vortheil, und wenn die Concurrenz aufgehoben wird, so muß dagegen eine bestimmte Controle eintreten (a countervailing check). Würde die vorgeschlagene Amalgamation durchgeführt, so würde unser Eisenbahnsystem dieselbe Form, wie auf dem Continent, annehmen, dann müssen wir aber auch, so viel wie möglich, die Vortheile dieser Form mit ihren Nachtheilen erhalten. Die Directoren der Eisenbahncompagnien können aber nicht erwarten, zu ihrem besondern Nutzen die einander entgegengesetzten Vortheile einer Privatunternehmung und eines rechtlich zugesicherten (chartered) Monopols in ihren Händen zu vereinen. Vermöglichungen der Regierungen müssen auch eine Regierungsaufsicht im Gefolge haben, und wenn die Eisenbahndirectoren nicht den gewöhnlichen Geschäftsgang einhalten können, so müssen sie sich eine außerordentliche Controle gefallen lassen."

Ethnographische Streifzüge ins Alterthum

12. Das Vordringen der Arier gegen Südwesten.

(Schluß.)

Wir können hier auf den Streit, ob Zoroaster erst unter Gustasp (Darius Hystaspes) aufgetreten oder ob der wahre Zoroaster in eine viel frühere Zeit falle, nicht eingehen, sondern machen nur darauf aufmerksam, daß die überlieferte Sage von dem Wanderungszuge der Arier offenbar in eine viel frühere Zeit fällt, als die von Darius Hystaspes sich herschreibende Provinzialaufzählung des persischen Reiches. Daß nicht nur Meder und Perser, sondern auch Baktrier und Sogdianen einerlei Sprache redeten, wissen wir aus allerlei direeten und indirecten Angaben, und Strabo sagt es geradezu mit großer Bestimmtheit. In älterer Zeit war der Hauptsitz dieser arischen Monarchie im Osten, namentlich in Baktrh, und es scheint daß die östliche offeicile, vielleicht auch die Priestersprache später noch im Westen, als schon die Volkssprache nicht unbedeutende Veränderungen zeigte, fortgeführt worden sey. Ueber die Zeit der Verlegung des Herrschersitzes, oder wohl richtiger gesagt, der Uebertragung der Herrschaft von einem östlichen auf einen westlichen Stamm wissen wir nichts; es ist aber einleuchtend, daß zwischen der Zeit, wo der Herrscherstz im Osten war, und der wo Cyrus regierte, welcher in einem ganz feindseligen Verhältnisse zu Ostperfen stand, eine geraume Zeit verflossen seyn muß, und wir haben Andeutungen eines lange dauernden Antagonismus von Ost- und Westperfen in der sagenhaften Geschichte Firdusis genug; selbst der Zohak, der gegen Osten zieht und lange von Westen aus alle arischen Stämme beherrscht, war nicht, wie man lange vermuthet hat, ein Semite, sondern ein Arier. [1] Was von dem Zuge der Semiramis gegen Osten bis Indien zu halten, müssen wir dahin gestellt seyn lassen; manches aber deutet darauf hin, daß Semiramis, diese mythische Herrscherin, gleichfalls nicht semitischer, sondern arischer Abkunft gewesen.

Deuten wir indeß diese Züge von Zohak und Semiramis wie wir wollen, immerhin sind sie eine Reaction des Westens gegen den Osten. Die arischen Stämme stießen in ihrem westlichen Zuge einerseits auf die ihnen religiös feindlichen Stämme der Armenier [2], andrerseits gegen Südwesten an ein ihnen physisch feindliches Land, an die heißen Ebenen Mesopotamiens, in welchen sie, die der rauhen Bergluft der Gebirge Irans gewohnt waren, nicht wohl ausdauern konnten, weßhalb wir sie nur zu Zeiten als herrschenden Stamm in den mesopotamischen Strichen finden, welche Herrschergeschlechter in Babylon und Ninive aber arisch, welche semitisch, und welche kuschitisch waren, das ist noch keinesnegs mit Sicherheit ausgemacht; nur das, daß die ersten Herrschergeschlechter in Babylon und Ninive Kuschiten gewesen, möchte wohl, wenn wir irgend das erste Buch Mosis richtig verstehen, keinem Zweifel unterliegen. In dem Zusammenstoß mit Armeniern und Semiten wurden Meder und ihre Stammverwandten ihrer Eigenthümlichkeit sich mehr bewußt, und schlossen sich ab, daher die spätere so scharfe Scheidung zwischen Aniran (Nicht-Iran) und Iran. Dieß Selbstbewußtseyn, diese Ausbildung der Eigenthümlichkeit war im Beginne der Achämenidenherrschaft schon so weit gediehen, daß selbst das alte Heimathland der Arier, das erste Land, wohin sie aus ihren kalten Bergregionen gekommen, schon als ein rohes, halb unreines Land galt; wir wissen nicht, was Saken (Skythen) bedeutet, aber der Umstand, daß die Perser der Achämenidenzeit sämmtliche Nomadenstämme auf dem Nordabhang der Paropamisaden bis über

[1] S. Müller über die Pehlwi-Sprache a. a. O. S. 300, wo er die Uebereinstimmung der Namen Adahaka, die große Schlange (Ahpaga), mit dem armenischen Adahak und dem neuperfischen Dahak (arabisch Zohak) nachweist.

[2] Vielleicht lassen sich auch die spätern religiösen Kämpfe Persiens und Armeniens auf das ursprünglich feindselige Religionsverhältniß zurückführen.

den Jaxartes hinaus, also Parther, Sogder, Charesmier u. s. w. mit einem solchen gemeinsamen Namen umfaßten, der schwerlich ein Ehrenname war, zeigt eine gewisse Entfremdung, wie sie zwischen einer vorgeschrittenen Cultur, gleich der im Westen, und den in ihrer rohen Lebensweise verharrenden Nomadenvölkern eintreten mußte.

Durchliest man Rittere archäologische Uebersicht von Iran, welche durch die neuern Forschungen in den Keilinschriften nur noch eine nähere Bestätigung gefunden hat, so kann man durchaus nicht im Zweifel seyn, daß vom Beluetag bis nahe zum Tigris und bis zu den armenischen Gebirge einerlei Stammvolk herrschte, wenn auch in der Zeit ihrer Einwanderung aus dem Osten hie und da ein ziemlich starker Unterschied seyn mochte, namentlich in Betreff der Kurden, die sicherlich nebst einigen andern kaum mehr sicher nachweisbaren Stämmen der Urier, Marder u. s. w. ein höheres Alter ihres Aufenthalts in diesen Gebirgsstrichen beanspruchen können, denn wir finden, daß diese dem „Gesetz“, d. h. der Lehre Zoroasters, lange widerstreben. Dagegen scheinen alle Umstände sich der Annahme zu widersetzen, daß Hamiten oder Semiten in jener frühen Zeit in dieß Gebirge eingedrungen und sich hier festgesetzt hätten. War also ganz Persien vom Tigris bis zum Indus iranisch? Daß ist nicht wohl glaublich, und mehrere Angaben der Alten sprechen entschieden dafür, daß namentlich im südöstlichen Persien noch fremde, entschieden nicht arianische Völker saßen, von denen die Brahuis in Beludschistan jedenfalls ein Rest sind. Herodot weiß von schwarzen glatthaarigen Indern, die man wegen der Verbindung, in welcher sie vorkommen, nirgends anderd hin als nach Gedrosien versetzen kann; auch spricht Ctesias von einem schwarzen Hirtenvolk am Zarehfee.

Vergleicht man die Angaben des Zendvesta über die Ausbreitung der Arier, so erkennt man leicht, daß sie in einem großen Bogen um Sogd herum sich verbreiteten, nach Norden wie nach Süden, nur gerade gegen Westen sind sie weiter vorwärts gedrungen; im Süden sind sie einerseits nach Indien, wahrscheinlich bereits bis zum Ganges und den Vindhia-Bergen hin, südwestlich bis zum Hilmend verbreitet. Die neuere Geographie kennt auch von Mekran seine andern Bevölkerungen mehr als iranische, mit Ausnahme einerseits der Brahuis, andererseits der sehr schwärzlichen, aber auch sehr gemischten Race am Meeresſaum von Mekran. Was im Innern des Landes, namentlich in den Oasen von Mekran wohnt, ist alles iranisch oder wenigstens umgewandelt, mindestens kennen wir außer den beiden genannten keine fremdartigen Völker, im Gegentheil ist die Stelle, wo die iranischen Beludschen, die von Nordosten kamen, und die Laren oder Luren, die von Nordwesten im Gebirge herabgekommen, an einander stoßen, sehr deutlich bekannt und erkannt (s. Ritters Erdkunde VIII. 731 ff.). Man wird sich indeß sehr leicht erklären, weßhalb von den ehemaligen, im südöstlichen Indien ansässigen, den schwarzen Indern verwandten Völkern nichts mehr übrig ist, wenn man die durch ganz Persien vom chinesischen Turkestan bis zum Tigris, ja über diesen hinaus, und von Aderbeidschan bis nach Beludschistan hin verbreitete, unterworfene, Ackerbau und Gewerbe treibende persisch redende Classe betrachtet, die sich von den Kriegerstämmen, die ihre rohen Claniprachen reden, mannichfach unterscheidet, und bald Tadschik, bald Sarten, bald, wie bei den Beludschen Dehwars (Dörfler) heißen. Der Bestand dieser in dem weiten Raum sehr gleichförmig gestellten Classe, welche die Macedonier schon, namentlich in dem rohern Osten, ganz in ähnlicher Stellung fanden, ist völlig unerklärlich, wenn man nicht einen Jahrhunderte langen Bestand eines arischen Reichs schon vor Cyrus annimmt, und diese Annahme wird auch dadurch erleichtert, daß die östlichen Arier, nachdem sie gegen Cyrus so feindlich aufgetreten, gleich von seinen Nachfolgern ohne große Mühe bis zum Indus hin bezwungen werden, und im Heergefolge der persischen Könige erscheinen. Der Bestand dieses alten arischen Reichs und dessen Dauer sind für uns noch ein großes Räthsel, dessen Aufhellung über die Geschichte Vorderasiens, ebenso wie über die Innerasiens, ein großes Licht verbreiten muß. Wir haben oben angegeben, daß wir drei Vordringen der Arier, nach der Besiegung des babylonischen Reichs und der Verdrängung der Phönikier vom persischen Meerbusen her zu schließen, nicht später als ins vierte Jahrtausend v. Chr. setzen können. Daß aber von diesen westlich vorgedrungenen Ariern wahrscheinlich die Kurdenstämme die ältesten sind, und auf diese erst die Meder folgen müssen, geht aus allen Umständen hervor, denn die Kurden waren augenscheinlich in der ältern Zeit den andern Ariern feindlich und keine Feueranbeter, wohl aber die Meder, deren Land, Atropatene, jedenfalls ein Feuerland bedeutet. In welche Zeit fällt nun die Völkermischung mit Kuschiten, und die Entstehung des Mischstamms der Semiten? Das anzugeben sind wir freilich noch nicht im Stande [1], doch dürften weitere Forschungen, namentlich in dem alten Babylon noch manches aufklären; freilich ist es sehr die Frage, ob wir je dazu gelangen, die Sprache der alten Babylonier, nämlich der reinen Cuschiten, noch zu entziffern, falls nicht allmählich die aufgefundenen und noch täglich ans Tageslicht kommenden Alterthümer eine Folgereihe auffüllen, welche die sprachliche Enträtselung möglich macht.

Chronik der Reisen.

Kießlers Aufenthalt an der afrikanischen Westküste.

Vierter Abschnitt.

St. George d'Elmina, den 6, 6, 46. Hr. Stoove versprach mir, mich nach den Wasserfällen zu begleiten, allein er empfing einen Brief mit der Anzeige, daß ein Schiff seines Hauses, der Knipshäuser Schooner Comtier, in Aeim gelandet sey, daher reiste er den 21ten Nachts nach nach Adjowa, um Geschäfte in Ordnung zu bringen, während ich in seinem höchst eingerichteten Canoe die Reise auf dem Bassum-Fea den 22 Mai früh antrat. Beinahe wäre nichts aus ihr geworden, denn Hensch, seinen Entschluß wieder ändernd, kam den 22sten ebenfalls nach Chama, und die Mimadoes, welche auf meine Botschaft sogleich bereitwillig waren, ließen sagen daß, wenn Hensch miteräse, sie nun nicht rudern würden; Dank seiner Veränderlichkeit, er entschloß sich wieder anders und reiste direct zu Land nach Elmina, freilich erst den 23sten Mittags und mit von der Gattin der Hrn. Stoove geschaffen Trägern, denn in Chama konnte er aller Mittel ungeachtet keine bekommen; der König war geflüchtet und das Volk so aufgebracht, daß es schon von seiner Ermordung sprach. Meine Mimadoes waren bereit als sie hörten, daß ich allein reise, und der König nebst den Großen brachten mein Canot selbst vom Strand in die See. In dieser Beziehung sind wir in der neuesten Zeit wichtige Mittheilungen geworden, denen zufolge ich unsern Mangel an Arbeitern und ihre Arbeitsscheu zum größten Theil ganz anderen als den bisher gegebenen Ursachen zuschreiben muß, so daß ich die Ueberzeugung gewonnen habe, unser Unternehmen, welches ich bisher hauptsächlich wegen dieses Umstandes für verloren hielt, könne unter gewissen anderen Verhältnissen sehr gut reussiren. Es war ein schöner Tag, die leichte Seebrise ließ meine Flagge lässig wehen, und kräftelte die glatte Oberfläche des an und für sich schon bedeutenden, durch die

[1] Es ist ein auffallender Umstand, daß die uralte, angeblich von Cuschiten erbaute Stadt Resen in den LXX Daseu heißt, was mit dem Namen eines Kurdenstammes, Dasku, zusammentrifft.

Regengüsse aber mächtig angeschwollenen Pra, die Rimadors waren, trotzdem daß ich den Rum vergessen hatte, den man ihnen in der Regel gibt, doch guten Muths und ruderten wacker unter steten Schwatzen und Singen ihrer eigenthümlichen Lieder. Anfangs war das Land an beiden Ufern nur wenig erhoben, und dicht bis in den Wasserspiegel mit Mangroven bedeckt, bald aber erhob es sich mehr und mehr, die reiche und üppige Vegetation ward mannichfaltiger, und Bäume aller Art und Größe wechselten mit einander, von den verschiedenartigsten Sträuchern und Schlingpflanzen zu einem fast undurchdringlichen Dickicht verwebt. Hunderte, zu Tausende von Papagaien flogen in Schaaren über unsern Köpfen oder an den Ufern von Baum zu Baum, und erfüllten die Luft mit ihrem Pfeifen oder Geschrei, zuweilen zeigten sich auch andere Vögel, oder im Wasser ein Manyon oder auf einem Baum ein Affe, mit bewundernswürdiger Behendigkeit von Zweig zu Zweig springend; besonders hübsch zeigte sich ein alter Affe, welcher, von seinen Jungen vorsichtig gefolgt, gravitätisch auf einer hohen Palme einen Zweig entlang spazierte, und plötzlich, als er unserer gewahr wurde, in das Dickicht sich stürzte. Es mochte gegen 1 oder 2 Uhr seyn, als wir auf der schönen und reichen Flußinsel Sepum landeten, und zwar in demjenigen der drei Kreoks auf derselben, wo der König residirt. Die Rimadors gingen an das Land, um etwas zu ruhen und zu essen, und ich wollte im Canot bleiben, der König und die Großen aber nöthigten mich ans Land, und ich mußte mit in das Haus des ersteren gehen und mich von der ganzen Einwohnerschaft begaffen lassen; nachdem ich einige Zeit verweilt und ein Glas Palmwein getrunken hatte, von dem mir sogleich ein großer Humpen präsentirt wurde, brach ich wieder auf und setzte meine Reise weiter Flußaufwärts fort. Kaum konnten die Ufer in ihrem Charakter einen malerischeren Anblick gewähren, und doch war dieß gegen 5 Uhr der Fall, als ich nämlich durch eine Region des Flusses uhr, welche von einer Unzahl mehr oder weniger großen Inseln erfüllt war; wie Feengebilde tauchten sie aus den Wellen hervor, feine Ufer, keine Erde zeigend, sondern nur das üppigste Bild der malerischesten Vegetation, das sich gleich einer von Meisterhand geschaffenen Coulisse aus dem mit spiegelhellem Geschwindigkeit in den durch die Inseln gebildeten Canälen entstellendem Wasser hervorhob. Auf der Oberfläche des Wassers zeigten sich schon große Flocken Schaum und deuteten auf die Nähe der Wasserfälle. Doch der Tag begann zu sinken, und schon war die Sonne unter dem Horizonte, als wir durch die Anstrengungen der Rimadors an den kleinen wasserfchen Kreos Bosumassi landeten; dieser Kreos schien nur von Weibern und Kindern bewohnt zu seyn, denn deren sah ich eine große Menge, doch nur einen einzigen Mann während meines 1½tägigen Aufenthalts daselbst; ich wendete mich also an die Cabosire, indem ich von ihrem Gehöfte mit meinen Leuten Besitz nahm und Damo und ein junges Schaf, deren ich viele herumlaufen sah, verlangte, denn da ich weder gefrühstückt, noch sonst etwas gegessen hatte als ein paar kleine Bisenits, so plagte mich ein fürchterlicher Hunger. Etwas Damo bekam ich mit Mühe (denn das Volk frißt nur Pisang und hat nicht einmal Canje, d. i Maisbrod), Schafe aber, meinten sie, seyen nicht da. Ich ging also ganz ruhig mit einem meiner Diener heraus und ließ das erste junge Schaf fangen, was ich sah, und auch sogleich schlachten. Freilich hatte ich es nun mit einem ganzen Haufen Weiber zu thun, die mir schreiend nachgelaufen waren; doch beruhigten sie sich, als ich Stille gebot und ihnen ihr Unrecht auseinandersetzte, denn ich hatte freundlich geboten, wo ich befehlen konnte. Ebenso war es, wie ich den andern Tag bezahlte; ich bezahlte nämlich sechs Stangen Geld, hatte aber nur fünf nöthig zu geben, und ließ die Schale mit dem Gelde ordentlich überschlagen; doch das war nicht genug, sie kamen mit ihrer Negerwage, sagten, meine Waage sey falsch und ich solle mehr Ueberschlag geben; da nahm ich mein Geld ganz ruhig wieder zurück, weg ihnen genau fünf Stangen ab und gab sie ihnen mit den Worten: da habt ihr Euer Recht, da ihr das was ich nach meinem guten Herzen gebe, nicht nehmen wollt — und sie gingen, dieß gut begreifend, beschämt aus dem Zimmer. Dieß ist die beste Manier, mit den Negern umzugehen, durch sie macht man sie sich unterthänig und ergeben, und nur selten, doch aber zuweilen, muß man strengere Maaßregeln ergreifen.

Nachdem ich mein Bett in Ordnung gebracht und mein Mosskitoleid darüber gehangen hatte, ohne das man hier nie reisen darf, setzte ich mich an Tafel, die aus Provisions, d. i. einem frischen Champagner-Korbe und meinem Koffer darauf bestand; das Mahl war gewiß nicht leder zubereitet, brennt aber dürfte es mich köstlich und ich legte mich zufrieden darauf zu Bett. Den andern Morgen ging es wieder ins Canot und ich ließ mich so habe — etwa ¼ Stunde davon entfernt — an den Wasserfall rudern, als es möglich war; als nämlich die äußersten Anstrengungen meiner Rimadors das Canot gegen den mit gesteigerter Gewalt einherströmenden Fluß keinen Zoll weiter hinauf zu rudern vermochten und wir ½ Stunde lang trotz aller Bemühungen, weiter zu kommen, doch auf einer Stelle blieben, ließ ich landen und legte die noch übrige Strecke am Ufer zurück, mich, von einigen begleitet, mühselig durch das Lianengewirr hindurchwindend. Durch die Höhe des Flusses, der durch zwei Inseln in drei Arme gespalten wird, auf deren rechtem sich die Wasserfälle befinden, während ich mich auf dem linken Ufer des linken befand — war ich verhindert, dem Wasserfalle sehr nahe kommen zu können, doch konnte ich ihn über die Breite des Flusses gerade vor mir von meinem Standpunkte aus beschauen; er zeichnet sich weniger durch die Höhe aus, von welcher sich das Wasser herabstürzt, denn diese mag, so weit sich dieß aus der Entfernung schätzen läßt, ungefähr 20 Fuß betragen, als vielmehr durch seine Breite, welche sich quer über den ganzen Flußarm, dem größten der drei, erstreckt, und durch die außerordentliche Wassermasse, die jetzt verdrei- und verviersacht mit unglaublicher Wucht und Gewalt sich herabstürzt, gleichsam mit rasender Wuth in sich hineinwühlend, und sich zu Schaum und Staub zerschlagend. Nachdem ich einige Zeit verweilt und mir ein paar geognostische Handstücke von dem Felsen im Flusse geschlagen hatte, kehrte ich nach Bosumassi zurück, um auf einem Pfade durch den Wald per Land sowohl nähre an den ersten als auch an dem zweiten Wasserfalle zu gelangen; dieß war eine mühevolle Arbeit, und oft mußte ich mich durch Wassersansammlungen tragen lassen, welche so tief waren, daß mir das Wasser bis an die Knie ging, obgleich ich auf den Achseln eines sehr langen Negers ritt. Nachdem ich ein paar Stunden gegangen und so mühe war, daß ich kaum mehr weiter zu gehen vermochte, ohne an dem gewünschten Punkte anzukommen, stellte es sich heraus, daß der Diener des Hrn. Steere, den ich als Wegweiser mitgenommen hatte, den Weg nicht mehr kannte und mich ihre geführt hatte. Ich schickte ihn zwar zurück, um den Bosumassi einen Führer zu holen, allein da ich den Wasserfall, dessen Getöse man anfangs weit durch den Wald schallen hörte, nicht mehr vernahm, so schloß ich, daß ich zu weit von ihm entfernt sey und der Weg dahin mich also mehr Anstrengung kosten würde als ich aufzuwenden hatte. Ueberdieß war ich von unten durch und durch naß, und es regnete heftig, darum kehrte ich nach Bosumassi zurück und blieb auch daselbst, da das Wetter die Rückreise nicht erlaubte; doch war ich nicht leer zurückgekommen, denn wir hatten eine Schildkröte gefangen, die mir eine treffliche Suppe lieferte.

Den andern Morgen kehrte ich zurück, abermals auf der Insel Sepum landend, und traf gegen 3 oder 4 Uhr in Ghama wieder ein. Nachdem ich den König hatte rufen lassen und ihm ein paar Flaschen Rum gegeben, kehrte ich in demselben Canot und mit den nämlichen Rimadors den andern Morgen — den 25 Mai — nach Elmina zurück, wo ich gegen 2 Uhr landete.

(Fortsetzung folgt.)

Die Dampfschiffs-Unfälle in den Vereinigten Staaten in den Jahren 1848—1851 auf den Flüssen und See der Union waren noch einer durch den Congreß angeordneten Aufzählung so bedeutend, daß sie einen Totalverlust von mehr als 2 Mill. Doll. ergeben, nebst 563 Todten. Das Jahr 1850 steiert die meisten Opfer, indeß mit 1852 noch ein Stärkeres Contingent liefern, denn bereits zählt man wenigstens 400 Todte. Man scheint sich doch endlich ernsthaft mit Maaßregeln der Abhülfe zu befassen. (Journ. du Comm. d'Anvers. 13 November.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 277. 18 November 1852.

Die Jugenderziehung in den Vereinigten Staaten Nordamerika's.

Wie wenig auch die Amerikaner, — welchen Namen die Bewohner der Vereinigten Staaten nur sich ertheilen, denn außer ihnen gibt es bloß noch Canadier, Mexikaner, Cubanesen und dergleichen — wie wenig also auch die Amerikaner, ich kann natürlich nur die Englischredenden meinen, geneigt zum Tadel und der Kritik ihrer Landeseinrichtungen sind, wie gern sie da häßliche Kinder mit schönen Namen belegen, über Jugenderziehung werden doch vielseitig recht bittere Klagen laut. Keineswegs vereinzelt und mit vielem Recht wird gesagt: „wohin es mit der Jugend bei uns noch kommen wird, das ist eine Frage, die manchen Bürger mit Besorgniß und oft sogar mit Schrecken erfüllen muß. Es scheint oft fast als ob unsre Schuljugend förmlich zur Rohheit abgerichtet werde. Nicht locale Mängel allein sind Schuld daran, denn wir hören von allen Orten dieselben Berichte." Die rohe, ungebändigte Willkür und Wildheit, gepaart mit Lastern einer Aftercivilisation, tritt wirklich in solcher Mehrheit von Fällen heraus, daß dieser Umstand das bedenklichste Ansehen gewinnt.

Man behauptet, die halbe Heilung sei schon geschehen, indem eine vorhandene Krankheit nur erkannt wäre. Ich möchte diesen sonst recht guten Erfahrungssatz doch nicht so ganz unbedingt auf den vorliegenden Fall in Anwendung bringen, und die Ursache hievon wird bei näherer Beleuchtung der Ursachen dieser verrübenden Erscheinung deutlich genug zum Vorschein kommen.

Die Jugenderziehung hat drei Hauptstützpunkte: das Haus, die Schule und die Gesellschaft. Alle drei wirken auf den jungen Menschen besonders ein, tragen zu seiner Entwickelung hauptsächlich bei.

Fassen wir zuerst das Haus ins Auge, so tritt die Figur der Mutter vor allem in den Vordergrund. Die Stellung des weiblichen Geschlechts ist durch die ganzen Vereinigten Staaten eine recht eigenthümliche in allen Gesellschaftsschichten, und es sag etwas Wahres darin, wenn neulich eine Dame in Philadelphia geradezu sagte: „We are the Queens of America." Wohl hätte dagegen auch nicht ganz mit Unrecht geantwortet werden können: „You are the fools of America" wie schon aus dem einzigen Umstande erhellet, daß der Mann nicht für einen Gentleman gilt, welcher einer Dame überhaupt widerspricht. Das Kind weiblichen Geschlechts genießt schon allerlei Vorrecht im elterlichen Hause vor den benachtheiligten Brüdern es wird besser gepuzt, bekommt mehr Leckerbissen und darf noch mehr der eigenen Willkür nachleben, als ihre Brüder, deren Licenzen in letzterer Beziehung schon sehr weit gehen. Daß Mädchen bis zum vierzehnten Jahre der Mutter in ihrer Hauswirthschaft an die Hand gehen sollten, ist nicht gewöhnlich, und wo nicht Dienstboten gehalten werden können, hat der Hausvater erforderliche Handreichungen zu thun, wenn nicht etwa die Söhne dazu angehalten werden, wobei denselben oft Geld zum Vertauschen als Entschädigung gegeben zu werden pflegt. In den Schulen ist schon durchweg der Gebrauch eingerissen, daß die Lehrer und Lehrerinnen sich nach den Kindern richten müssen, weil diese sonst nicht zum fortgesetzten Schulbesuch zu bewegen sind. Von Einfluß der Erziehung in den Schulen kann also nicht die Rede seyn, sondern kaum von sehr mangelhaftem Unterricht. Die Mütter, selbst nicht besser erzogen und gebildet, pflegen ihren Töchtern und Kindern überhaupt fast ausnahmslos durchweg den Willen zu lassen, und sie gegen etwaige gewagte väterliche Erziehungsversuche obendrein bei allen Gelegenheiten in Schuz zu nehmen. Die körperliche Züchtigung wird selbst bei den starrsinnigsten Rangen verworfen, und es heißt dagegen überall: ein Kind müsse durchaus seinen freien Willen haben, um ein freier Mensch zu werden. Die europäische Methode: das Kind zu erziehen, seine Willkür beherrschen zu lernen und daher strengen Gehorsam, so lange der Verstand noch unentwickelt ist, selbst mit angemessener Körperstrafe zu erzielen, wird als despotisch verachtet und verworfen. Mit prahlerischen Worten werden diese Ansichten besonders auch in Gegenwart der Kinder gern gepriesen. Dreß und Show — Puz und Aeußerlichkeiten — sind alles, was amerikanische Mütter bei ihren Töchtern im Auge haben, die ganz unbekümmert, wie Vögel unter dem Himmel, ohne sich um den Erwerb Sorgen zu machen, im elterlichen Hause so lange bleiben, bis sie heurathen. Einen Mann anzulocken — das ist alles womit die Jungfrauenköpfe beschäftigt zu seyn pflegen, während die Hände fast ganz müssig bleiben. Nur ausnahmsweise betheiligen sich amerikanische Mädchen bei der Hauswirthschaft und sogar in weniger bemittelten Familien pflegt dieß Regel zu seyn.

Die Gemüthsseite, welche Hauptelemente guter Erziehung nach deutschen Begriffen in sich schließt, ist bei der Amerikanerinnen völlig unausgebildet oder ganz vernachlässigt und unterdrückt. Indem die jungen Mädchen ganz eigener Willkür hingegeben aufwachsen, bildet sich bei ihnen eine ungemein grobkörnige Selbstsucht aus, wodurch sie zum Erziehungsfach untauglich werden, bei dem die Befolgung augenblicklicher Aufwallungslaunen und Neigungen durchaus unwandelbar erscheint. Selbstüberwindung und aufopfernde Hingebung, wie solche bei jeder Erziehung unerläßlich sind, fehlen dem amerikanischen Weibsgang. Es heurathet, zum Theil aus Sinnenreiz, zum Theil aus Berechnung und um im Ehemanne jemand zu haben, der die

Mittel zu Dreß und Show im höchstmöglichen Grade herbeigeschafft. So zeigt sich wenigstens die Mehrheit, und daher ist die Amerikanerin die schlechteste Erzieherin. Selbst wo ausnahmsweise Frauen sich dem Erziehungsgeschäft ihrer Kinder widmen, geht dennoch das rechte Gedeihen, weil mütterliche Nachgiebigkeit allein nicht zur Erzeugung von Selbstbeherrschung bei der Jugend ausreicht und dazu väterlicher Ernst, männliche Consequenz und Strenge erforderlich sind. Die Männer in Nordamerika werden vom geschäftlichen und dem politischen Leben so sehr in Anspruch genommen, daß ihnen eine Theilnahme an der Kindererziehung nicht nebenbei möglich ist; daher paßt es ihnen ganz wohl in den allgemeinen Irrthum einzustimmen, daß die Jugend eben ihren Willen haben müsse in einem „freien Lande!“ Wo aber auch ein Vater sich etwa bemüht, seinen jungen Pflanzen Haltung beizubringen, da verdirbt entweder schon der Mutter Anschutznahme mehr als gut zu machen wäre, oder anderweiter Umgang der Kinder thut dieß. Hierzu gehört besonders der Umgang mit dienenden Personen, die der kindlichen Willkür überall gern schmeicheln, um sich in eitle Mutterherzen einzunisten. Ferner gehört dazu die Spielcameradschaft, von der zurückzuhalten es selten eine Möglichkeit gibt. Kömmt dann so ein Hause, von ungezügelter Willkür gesprornter Jugend zusammen, dann gibt es natürlich Ausbrüche der tollsten Rohheit, und das Resultat davon zeigt sich in dem sogenannten Rowdyismus, einem Frakehler- und Tumultuantenthum, das bis zur Unsichermachung des Landes hinführt.

Was könnte unter solchen Umständen auch die beste Schuleinrichtung bessern? Eine gute Schuleinrichtung ist aber in den Vereinigten Staaten obendrein nicht denkbar, weil nur Achtung vor dem Dollarerwerb und Dollarbesitz vorhanden ist und man zu kurzsichtig erscheint, um den Werth des Wissens in gebührenden Ehren zu halten. Weil die Lehrer den übrigen Lebensverhältnissen gegenüber nur niedrig bezahlt werden, so hält man sie gewissermaßen für thöricht, und benutzt sie, ohne ihnen aufrichtige Achtung zu zollen. Daraus entspringt schon viel Uebles. Sie werden nicht viel besser als leidige Bediente der lieben Kinder geachtet, denen von ihnen kein strenges Wort gesagt werden soll, oder die lieben Eltern machen einen Höllenlärm, entziehen dem Lehrer alle Gunst und wenn es geht, den Schulbesuch der Kinder, wirken auf Entlassung des armen, geplagten Mannes u. s. w.

Nur wenn die lieben Rangen über den Lehrer sich beschweren, zeigt sich eine elterliche Theilnahme an der Schule nach verkehrter Seite hin, sonst werden aus allen Gegenden die bittersten Klagen über Mangel an Aufmerksamkeit der Eltern auf das Schulwesen laut. Ferner ist die Beschwerde über unfähige Lehrer gleich groß auf der andern Seite; und das kann gar nicht anders seyn, weil meist nur Leute, die auf andere Weise durchaus nicht fortzukommen wissen, sich in die traurige Schulehrerstellung begeben. Nicht minder zahlreich beschwert man sich über häufigen und nachtheiligen Lehrerwechsel, der gleichfalls in der Natur der Verhältnisse liegt; denn sobald sich für einen armen, geplagten, Lehrer irgend bessere Aussicht zum Fortkommen zeigt, gibt er gern seine Lehrerstellung auf. Hierzu tritt außerdem bei dem größten Theile der Bevölkerung, bei den Landbewohnern, eine sehr kurze Schulzeit von nur vier bis sechs Monaten, bei welcher obendrein zahlreiche Schulversäumniß vorkömmt. Unter diesen Umständen und bei geringer Besoldung müssen die Lehrer sechs bis acht Monate des Jahres auf anderweiten Broderwerb bedacht seyn, weßhalb von ihnen nebenbei irgend ein Geschäft betrieben zu werden pflegt, das sie auch während der Schulzeit zum Nachtheil derselben in Anspruch nimmt. Niemand wird sich hiernach wundern zu erfahren, daß von einer guten Unterrichtsmethode selten die Rede seyn kann, wozu überdem Mangel an guten Lehrbüchern tritt.

Alle diese, hauptsächlich auf den Unterricht sich beziehenden Verhältnisse verstehlen nicht, zugleich nachtheilig auf die Erziehung der Jugend einzuwirken, und um das Maaß voll zu machen, treten obendrein — gewissermaaßen zum Ueberfluß — noch andere Fehler hinzu. Demnächst wird überall das begünstigt und hervorgehoben, was auf materielle Zwecke hinauslänft, wogegen alles Ideale und Spirituelle vernachlässigt oder geradezu geringgeschätzt erscheint. Sodann läuft meist alles auf äußern Schein hinaus; man sucht durch eine Menge von Lehrgegenständen, die nicht anders als höchst oberflächlich behandelt werden können, das Publicum zu blenden, und setzt obendrein der beschränkten Jugend falsche Begriffe von ihren Kenntnissen in die Köpfe. Viele Lehrer versehen es auch darin, daß sie bei den Schülern einen falschen und nachtheiligen Ehrgeiz auf die plumpste Weise erwecken, daß sie der elterlichen Thorheit schmeicheln, um bei ihrer Abhängigkeit von den Zuschüssen und dem magern Lehrergehalt so gut als möglich selbst durchzukommen, ohne Rücksicht auf die übeln Folgen.

Nur den natürlichen Anlagen der Amerikaner und dem vom europäischen Geiste durch Einwanderung und Literatur beeinflußten öffentlichen Leben, mit seinen tausenderlei Beziehungen zum Individuum, ist es zuzuschreiben, daß nicht ein größeres Zurückfallen des Gesellschaftsniveaus in den Vereinigten Staaten gegen die civilisirte Welt stattfindet, daß kein Verfallen in gänzliche Rohheit vor sich geht.

Was die Beziehungen der heranwachsenden Jugend zur Gesellschaft außer dem Hause noch weiter betrifft, so wird es einzelnen Eltern beinahe unmöglich gemacht, ihre Kinder zum Gehorsam und zur Selbstüberwindung zu erziehen. Denn sobald sie unter die übrige Jugend kommen, werden sie sofort von der allgemeinen Unfügsamkeit angesteckt. Ich habe die gutgearteesten Kinder vielfach durch solchen Umgang bis zum Uebermaaß störrisch werden sehen. Das beliebte „I will,“ oder „I will not,“ wird den elterlichen Ermahnungen mit herzloserster Unverschämtheit entgegengesetzt, und nur unbedingtes Zurückhalten von allem andern Kinderumgang, das selten auszuführen ist, würde allenfalls dagegen in gedeihliche Anwendung zu bringen seyn.

Endlich ist noch kirchlicher oder religiöser Einfluß auf die Jugend in Ermägung zu bringen, weil davon viel Geschrei gemacht zu werden pflegt. Ohne Zweifel ist namentlich ein reines Christenthum, das durch die That sich ausspricht und nicht bloß bei Worten stehen bleibt, wohl im Stande, treffliche Hülfe bei dem Erziehungsgeschäft zu leisten, denn es enthält ja die Anweisung zur Beiolgung reinster Moral. Wahrhaft christlich handelnde Eltern werden daher namentlich durch ihr gutes Beispiel äußerst wohlthätig auf den Geist und die Bildung ihrer Kinder einzuwirken vermögen. Allein wer nicht ganz an der Oberfläche des streng sonntäglichen Scheines hängen bleibt, sondern nur einigermaßen auf das Leben und Treiben der Amerikaner im allgemeinen achtet, dem springt sofort der greifte Widerspruch zwischen Theorie und Praxis, zwischen Seyn und Scheinen nach dieser Richtung ins Auge.

So wie die Franzosen den meisten Lärmen um Verbesserung der Gesellschaftseinrichtungen machen, thatsächlich aber am wenigsten dafür thun, eben so finden die Amerikaner kein Ende im

Schwatzen über Religion, Gott, Christenthum, Kirchlichkeit und dergleichen, während in Wirklichkeit der Humanismus faßt von niemand entfernter seyn kann, als von ihnen. Der alte Gemeinplatz: „leere Fässer machen den meisten Lärmen!“ findet volle Anwendung.

Wären Worte Thaten, so müßte Erziehungs- und Unterrichtswesen in den Vereinigten Staaten im ausgezeichnetsten Zustande seyn. Bei allen Gelegenheiten wird auf die Nothwendigkeit und das Erspriesliche einer guten Erziehung hingewiesen, und niemand widerspricht so trefflichen Bemerkungen, wie sie z. B. der ausgezeichnete Theodor Parker in einer Adresse an das Lehrer-Institut zu Syracuse im Staate New-York am 4 Oct. 1849 aussprach: „In England und noch mehr im katholischen Rom bilden die Kirchen — an sich selbst wundervolle Museen von Merkwürdigkeiten und den ganzen Tag offen für jedermann — ein bedeutendes Element für die Erziehung der am meisten vernachlässigten Classen. Allein Sklaverei und Volkserziehung sind ungleich messbare Größen. Keine Summe von Gewaltthat kann deren gewöhnliches Maaß seyn. Die Republik, wo Herr und Sklave gleichmäßig erzogen würden, wäre bald eine rothe Republik. Die Sklavenhalter wissen dieß, und thun demgemäß die Erziehung in den Bann, und glänzen damit, drei Millionen Barbaren im Lande zu erhalten, und erdulden demgemäß die daraus nothwendigerweise entspringende Herabwürdigung. Aber in den freien Staaten des Nordens ist das Government weder eine Theokratie, noch eine Aristokratie, der Staat in der Theorie ist nicht für wenige, noch sogar für die Majorität, sondern für alle; Classen sind nicht anerkannt und deßhalb auch durch kein Privilegium beschützt. Das Government ist eine Demokratie, das Government aller, bei allen, für alle, und im Namen aller. Ein Mensch wird zu allen Rechten des Menschengeschlechts geboren, alle sind für dieselben geboren, und so sind alle gleich. Deßhalb kommt alles, wofür der Staat bezahlt, von den Kosten aller, aber es muß zum Gebrauch und Nutzen aller seyn. So wie demgemäß die Theokratie Priestererziehung verlangt, und eine Aristokratie die des Adels und der Vornehmen, so verlangt die Demokratie die Erziehung aller.“ Das sind ohne allen Zweifel herrliche, ehrlich gemeinte Worte; allein da wo der treffliche Theodor Parker lebt und wirkt, in Boston, erklärte eine Schul-Deputation auf die Bittschrift der zahlreichen Deutschen des Ortes um Errichtung einer deutschen Schule: „es falle ihnen dieß so wenig ein, als die Errichtung einer Schule in China.“ Einer Handvoll Cherokees werden mit großem Aufwande, zu dem alle beitragen müssen, und unter großem Gepränge Schulen in der Cherokeesprache gegeben!

Es sind eine große Menge Aecker Landes zur Bildung eines 5 bis 6 Millionen Dollars betragenden Schulfonds in den Vereinsstaaten bestimmt; außerdem werden in jedem Staate sehr ansehnliche Steuern bloß zur Erhaltung der Schulen alljährlich erhoben, wozu alle direct oder indirect beitragen müssen; dennoch sind drei Millionen Neger völlig und gesetzlich von allem Schulbesuch ausgeschlossen, obschon sie ehrlich mit arbeiten, also mit erwerben und mitsteuern helfen; dennoch werden sechs Millionen Deutsche wohl alle gezwungen, die Schulen mit unterhalten zu helfen, in denen aber ihre Kinder gleichwohl keinen Unterricht in der Sprache empfangen, welche sie meist allein verstehen, die ihre Muttersprache ist, weil sich die herrschende, englischredende Majorität vor einer entstehenden Concurrenz fürchtet, die entstehen würde, wenn die Deutschen vermittelst ihrer herrlichen, reichen Muttersprache gebildet würden. Die Lernfaulheit einer englisch redenden Menge, welche heranerzogen, heranverbildet ist, verlangt als moderner Moloch die geistige Vernachlässigung, die ungerechte Behandlung einer respektablen Menge von sechs Millionen, und es wird unter prahlerischer Scheinheiligkeit fort und fort geopfert!

Man hat seither diese tiefe Schattenpartie, sowie noch manchen andern Uebelstand der Vereinigten Staaten von Seite derer, die sich Anhänger der Demokratie nennen, verschwiegen oder beschönigt, und ich bin sicher, von dieser Seite hart angefochten zu werden, weil von mir ehrlich das beträbende Sachverhältniß dargestellt wird; allein da mein Bestreben nur dahin geht, mich nützlich, nicht aber nur beliebt zu machen, mußte der Wahrheit die Ehre gegeben werden, so weit ich diese zu erkennen vermochte. Die trefflichen Naturanlagen, welche sich beim Amerikaner so unverkennbar im allgemeinen kundgeben, verdienen nicht fort und fort durch den Qualm der Schmeichelei erstickt zu werden, und Europa mag immer in einen Spiegel dieses Landes schauen, der die Dinge zeigt wie sie wirklich sind.

C. Sitas.

Ueber die gothische Baukunst in Rouen.

(Aus einem Schreiben im Athenäum. 6 November.)

Trotz aller Neuerungen ist Rouen noch immer eine der schönsten gothischen Städte der Welt, und der Geist der gothischen Baukunst zeigt sich hier noch in seiner schönsten Entwicklung. Der Justizpalast ist endlich vollendet durch den Ausbau des linken Flügels, und bietet einen grosartigen Anblick dar. Ebenso wurde die Westfronte der Abteikirche von St. Ouen, welche schon in ihrem unvollendeten Zustand eines der schönsten gothischen Gebäude der Welt war, durch die Errichtung zweier Thürme vollendet. Diese westliche Fronte ist ganz im Geist der übrigen Kirche hergestellt, und diese Kirche kann jetzt als eine der schönsten in der Welt betrachtet werden, trotz einiger kleinen Fehler, welche den Anblick des Ganzen etwas verunstalten. Das Departemental-Museum für Alterthümer ist eine Anstalt, welche allenthalben Nachahmung verdient.

Chronik der Reisen.

Kieblers Aufenthalt an der afrikanischen Westküste.

Vierter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

St. George d'Elmina, den 11, 6, 46. Beide Gouverneurs und einige Officiere waren in Cape Coast Castle zur Feier des Geburtstages der Königin Victoria. Von beiden ward ich auf das freundlichste bei ihrer Zurückkunft bewillkommt, und besonders erfreute ich mich eines hohen Grades von Vertrauen und Freundschaft von dem jetzigen Gouverneur Hrn. Derr, während Dr. Hasch mit ihm, wie mit einem jeden hier, in dem freundlichsten und verbindlichsten Verhältnissen steht. Diese Position ist sehr werthvoll für mich bei dem feindlichen Stande, in welchem sich jetzt unser Unternehmen befindet, auf dessen sofortiges Aufgeben Hrasch beim Minister, besonders wegen Mangel an Arbeiterpersonal, angetragen hat. Er wird das Unternehmen allerdings nie zu einem günstigen Resultate führen und besonders nie Arbeiter, weder inländische noch europäische, bei sich halten können. Es bleibt kein Mensch bei ihm, und selbst ich, sein Freund, verlasse meine Stellung, weil ich unter ihm nicht länger Ingenieur bleiben will. Doch ist zu erwarten, daß der Minister auf den Antrag nicht eingehen wird, und der Gouverneur wird seine Mühe sparen, um die Sache durchzudrücken. Früher, als wir noch nicht die Gelegenheit geworben, die Verhältnisse von dem Gesichtspunkte aus zu betrachten, von dem aus wir jetzt die Aussicht eröffnet ist, glaubte ich allerdings auch, es sey unter den hiesigen Umständen auf kein günstiges Resultat zu hoffen; dieß ist aber nun anders, da ich weiß, das diese Umstände nicht local, sondern persönlich sind, wovon ich mehrere auffallende Beispiele erzählen könnte, sprachen

sie nicht so sehr zu meinen Gunsten, daß die Beschwerdeheit sie mich versöhnungen heiß. Jetzt lebt Heusch außerhalb des Forts in einem gemietheten Hause allein, von allen zurückgezogen, von allen gemieden, von seinem geliebt und geachtet.

Am Dienstag verließ der allgemein geliebte Gouverneur Van der Gh nach 12jährigem und der mir sehr befreundete Militärcommandant Orth nach 6jährigem Aufenthalte die Küste; wir begleiteten sie bis an den süßen Fluß auf ihrer Reise nach Cape Coast und Anamabor, und nahmen da nicht ohne Wehmuth Abschied von ihnen. Gestern haben sie sich in letzterem Orte an Bord der Londoner Brigg Emely begeben. Die Emely ist den 13. 6. 46 nach Accra gesegelt. In diesen Tagen habe ich Büffel gegessen, wovon der Gouverneur eine „Vorportion" bekommen hatte; es war das delikateste Fleisch, was ich jemals gegessen habe, und wohlschmeckender als der feinste Hirsch, sowohl als Beefsteak zubereitet als auch gewöhnlich gebraten; dies bildet ein hübsches Kleeblatt mit dem Affen- und Elephantenfleische, welches ich früher gegessen habe.

St. George, den 11 Juliut 1846. Den 7ten dieses ist Hr. Bartel in der Brig Tweed von London zurückgekommen, welcher vor einem Jahre nach Holland mit Urlaub gegangen war; mit ihm zugleich ist Frank Swanzy in Direxve retourniert; Heusch hat kürzlich die traurige Nachricht von dem Tode seines Onkels Morgenstern in Mannheim erhalten; er hat ewig Gicht, Fieber und schlechten Humor, und will mit dem nächsten Schiff nach Holland. Der Capitän der englischen Brigg Mohawk hat ihm die Passage verweigert.

St. George, den 18, 7, 46. In diesen Tagen kam wieder eine Brigg von Bristol, die Timbuctu, Capitän Davis jun. auf die Nhede- und Heusch ist so glücklich gewesen, von dem Capitän die Passage nach England zu erhalten. Den 16ten dieses ist er an Bord gegangen und den 17ten unter Segel, direct von hier nach Europa, was sehr günstig ist, da die heimkehrenden Schiffe in der Regel noch an der unteren oder oberen Küste anlegen und von da erst absegeln. Ich begleitete ihn an Bord; eine sehr angenehme Tour, da das Wetter sehr schön, fast europäisch kühl und die See besonders gut war; wir logten erst an einer französischen Barke, le Singe, Capitän Barquet von Marseille an, um daselbst einige Provision zu kaufen, Capitän und Steuermann, einen sehr angenehmen Mann, kannte ich, darum war es mir nicht unangenehm; das Schiff war geräumig, aber alt und ohne allen Comfort — und entsetzlich schmutzig. Mit Vortheil stach dagegen die englische Brigg mit dem blank geschrubberten Deck, dem blitzenden Kupferwerk, modernem Geschütz u. s. w. ab, so daß ich fast in meinem Vorsatze, mit einem Marseiller nach Haus zu gehen, schwankend wurde. Doch es ist nicht das Angenehme der Seereise, was ich im Auge haltem muß, als vielmehr die Zeit, in der ich zurückreise und die Länder, die ich auf meiner Rückreise berühren kann, wo Frankreich im allgemeinen schon den Vortheil für sich hat, besonders aber in Betracht der herrschenden Kälte und des Umstandes, daß ich einestheils in England schon gewesen bin und zumal von Holland London sehr leicht besuchen kann, und zwar — nachdem ich durch meinen Aufenthalt in den wilden Frankreich wieder reacclimatisiert bin.

Wir haben jetzt blühende Rosen und Georginen — Dalia — hier, erstere bei Hrn. C. H. Bartels und letztere im Gouvernementsgarten — Landsmann; welche angenehme Erinnerungen erwecken diese schönen Blumen, ja wir waren froh, wie die Kinder, als ersteren Abends beim Thee ein paar Blätter der ersten blühenden Rose circulieren ließ. Ich hätte nicht geglaubt, daß diese Blumen in der hiesigen Hitze fortkommen würden, europäische Bohnen z. B. kommen in drei Tage heraus, blühen und sterben; die Georginen waren in sechs Wochen aufgegangen und blühen; die Rosen brauchten längere Zeit, doch standen sie in Kästen und im Hause auf der Veheste.

St. George, den 21 Julius 46. Heute haben wir einen der drei neu ausgekommenen Assistenten Lehmann begraben, der gestern an der Bandrestkrankheit gestorben ist; ich habe noch die letzte Nacht — vom Sonntage zum Montage — bei ihm gewacht, und erwartete bereits damals seinen Tod. Am Sonntage hat der Gouverneur ein 6 — 7 Fuß langes Krokodil im Gouvernementsgarten geschossen; er und der Buchhalter H. S. Pel und ich waren da, um Georginen abzuschneiden, als wir es in dem kleinen daselbst befindlichen stehenden Wasser bemerkten; sogleich ließ ich mein Gewehr holen, wir losten, wer schießen sollte, und das Loos traf mich, ich lud mein Gewehr gut und vorsichtig, präsentierte es jedoch dem Gouverneur, der es mit zwei Schüssen auch erlegte. Heute passierte auch eine englische Dampfsteggesellschaft die Rhede. Mein Befinden ist fortwährend das beste

St. George d'Elmina, den 3, 8, 46. Es ist nichts besonderes vorgefallen; seit 14 Tagen, drei Wochen haben wir fast anhaltend schlechtes Wetter, was hoffentlich mit diesem Monat, der in der Regel seel von Regen ist, aufhören wird; doch ist das Wetter immer noch so, daß wir dann und wann kleine Jagd- oder Fischpartien können machen, so wie unsere täglichen Spaziergänge gegen 6 Uhr nach dem Diner; können wir dies nicht, so spielen wir eine Partie Billard, c'est à dire der Gouverneur, ich und Pel, zuweilen auch der Doctor. In den letzten Tagen passierten drei amerikanische Kriegsschiffe die Rhede; von dem einen blieben die Officiere zum Diner, doch keines salutierte; es sont des vrais manants.

Vorläufig habe ich nun mit dem Capitän Prudhcarie der Brigg l'Aigle von Marseille, laue Regle, meine Passage nach Europa besprochen; er will Ende October oder Anfang November nach hier zurückkehren, und entweder von Elmina oder Accra absegeln, was sowohl als die Zeit mir sehr gelegen ist. Marseille, Lyon und Paris sollen mich für Daboksom entschädigen. Ich wollte zwar das Schiff besuchen, doch die See ist zu schlecht; es ist geräumig, faßt 400 Tonnen (à 1000 Kilgr.) und ich soll neben dem Gebrauch der Cajüte, du Salon), eine große Hütte zu meiner Disposition haben. Nous verrons! Der Capitän scheint ein angenehmer Mann zu sein, in seinen Falle ist er très-poli und ächter Franzose, auch rühmte er zu meinem großen Vergnügen sehr seinen Koch; für Wein und Bier will ich schon selbst sorgen.

Es ist heute der erste Montag im August, und wenn ich mich nicht ganz in der Berechnung irre, beginnt heute das Dreitäger Vogelschießen; ich gedenke, ich möchte wohl einen Tag da sein mit den meinigen; das Leben hier fängt mich an zu langweilen, es ist so monoton, und ich habe gar keine Beschäftigung.

St. George d'Elmina, den 13 August 46. Am Montage den 10ten August war ich mit dem Gouverneur wieder auf einer Jagd- und Fischpartie; dies sind recht angenehme Touren, wir fahren nach dem Frühstück jeder in einem Canot $^1/_2$ — 1 Stunde den Fluß aufwärts und bleiben da an einer günstigen Stelle, um zu angeln, während wir auf dem Hin- und Herwege die Flinte zur Hand nehmen; das vorigemal hatte ich sehr wenig gefangen, denn ich bin nicht so geübt darin, wurde aber dafür entschädigt, daß ich einen schönen Reiher, rothschwarz mit blaulichgrauen Flügeln, auf dem Rückwege schoß. Ich war eben gegen 3 Uhr zurückgekehrt und hatte mich auf das Sopha gelegt, um ein wenig zu ruhen, als der Doctor (Chirurgien-major Bosmann), der zur Consultation bei einem gefährlichen Kranken nach Cape Coast gerufen worden war, zu mir kam, und mich fragte, ob ich ihn begleiten wollte. Ich war dies schon längst willens gewesen, da ich Cape Coast noch nicht gesehen hatte, und willigte daher, obgleich es etwas spät war, gern ein; schnell ließ ich mir Hangmattenträger durch meinen alten Waschjungen (Bessermann) Aser besorgen, nahm ein kleines aber gutes Diner bei dem Doctor und um $^1/_2$5 Uhr ging es fort, leider nicht so schnell, da die See (Springfluth) sehr hoch war und die Träger so nicht auf dem festen nassen Strandsande gehen konnten; doch gelangten wir gegen 7 Uhr des Abends glücklich nach Cape Coast.

(Fortsetzung folgt.)

Regenmasse in Paris während des Monats October. Unter die Merkwürdigkeiten der Witterung dieses Jahres gehört auch, daß im October zu Paris ein Regenfall am Observatorium bemerkt wurde, der 67 Millimeteres (2,6 Zoll rh.) betrug, während ein zehnjähriger Durchschnitt nur 48 Mill. ergibt. (Fr. Bl.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 278. 19 November 1852.

Die Colonien in Neurußland.

(Von G. Neigebaur.)

Das Land scheint seit den alten Zeiten zur Niederlassung fremder Einwanderer bestimmt, obwohl die Fremden hier in der ältesten Zeit der fürchterlichen tauriſchen Jungfrau geopfert wurden; doch mochten dieſe ſelbſt daran Schuld ſeyn, denn die erſten Griechen welche das ſchwarze Meer beſchifften, traten als Räuber des Schatzes zu Kolchis auf. Doch bald entſtanden hier die blühendſten griechiſchen Colonien, deren Ueberreſte noch von ihrer Bedeutung Kunde geben. Nach ihnen führten die Römer ſo bedeutende Einwanderer hierher, daß die Eingebornen ihre urſprüngliche Sprache zur Zeit aufgaben, und in dem ſonſt zu Daeien gehörigen Theile noch heut die rumuniſche Sprache die Landesſprache iſt, während ſich im Oſten am Kimmeriſchen Meerbuſen ſich noch längere Zeit Spuren der gothiſchen Sprache erhielten. Ihnen folgten die bedeutenden Niederlaſſungen der Byzantiner und Venetianer, welche ſich aber nur mehr auf die Hafenſtädte beſchränkten, bis die Tataren hier als die letzten erobernden Einwanderer erſchienen. Seit der Unterwerfung dieſes Landes unter der ruſſiſchen Herrſchaft iſt hier dem friedlichen Coloniſationswerke ein weites Feld geöffnet worden.

Peter der Große war es beſonders, welcher die Nothwendigkeit einſah durch Elemente aus dem gebildeten Europa auf die Civiliſation ſeiner Ruſſen einzuwirken. Katharina fand für nothwendig ihre neuen Eroberungen, welche aus wenniger bewohnten Gegenden beſtanden, mit fremden Anſiedlern zu beſetzen. Es wurden daher große Vorrechte dieſen Fremden geſtattet, welche, meiſtens unter gutsherrlicher Feudal-Leibeigenſchaft oder Erbunterthänigkeit ſtehend, hier mehr Freiheit fanden als unter einem verſchuldeten Edelmann, welcher unter einem ſouveränen Biſchof, Abt, Grafen oder kleinen Fürſten ſtand, gegen den der Kaiſer keinen Schutz mehr gewähren konnte. Hier hatte man es nur mit der Krone und deren Beamten zu thun. Daher die Auswanderungen, beſonders aus Deutſchland, einen ſo außerordentlichen Erfolg hatten, wozu noch der religiöſe Fanatismus kam, mit welchem in Deutſchland jeder verfolgt wird, der etwas anders glaubt als die herrſchende Macht, oder die den größten Einfluß habende Partei.

Die erſten Coloniſationen in Rußland fingen eigentlich mit dem Uebertritt der Koſaken an, welche zur Beſchützung der Gränze gegen die Tataren benutzt wurden. Zu dieſem Ende wurden Linien von Feſtungen angelegt, welche im Laufe der Zeiten fortwährend vorgeſchoben wurden. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fanden ſich die erſten entfernteren Coloniſten ein; es waren nämlich die Serwier in dem Kriege, welcher den Prinzen Eugen von Savoien gegen die Türken berühmt gemacht hatte, bewogen worden, gegen ihren Landesherrn den Groß-Sultan ſich zu erheben, waren aber bei dem Friedensſchluſſe ihrem Schickſal überlaſſen worden, ſo daß ihr Patriarch Arſenius mit einem großen Theil der Serben auswanderte und ſich zu Carlowitz in Slavonien, im Banat und der jetzigen Wolwodina niederließen. Es war ihnen nämlich verſprochen worden, einen eigenen Woiwoden und Patriarchen zu halten; ſpäter fühlten ſie ſich auch hier durch den Bekehrungseifer der Jeſuiten bedrückt und ein großer Theil verließ ihre neuen Sitze, um bei ihren Glaubensgenoſſen Ruhe zu finden. Die Kaiſerin Eliſabetha wies ihnen die bisher häufig von den Tataren verheerten Ebenen ſüdlich von Charkow an, wo ſie die Städte Nowo Serbſk und Slawoſerbſk gründeten, von wo auch ſpäter die Stadt Eliſabethgrod hervorging.

Ferner zog die Kaiſerin Katharina deutſche Colonien nach der Umgegend von Petersburg, wo man bald ſah, welch ein Unterſchied zwiſchen freien Menſchen und Leibeigenen iſt; dieſe Dörfer befinden ſich jetzt in dem bedeutendſten Wohlſtande.

Nachdem Neurußland bis über die ehemals tatariſchen Länder an der Krim ausgebreitet war, wurden die an dieſe Halbinſel gränzenden beinahe ganz menſchenleeren Steppen dazu benützt, um neue Wohnſitze den Duchoborzen, den oft erwähnten Altgläubigen, anzuweiſen, welche ihre Verbitterung darin fanden, ihre Gebete nach den älteſten Angaben ihrer heiligen Bücher zu verrichten, die neuen grammatikaliſchen Abänderungen zu verwerfen, eben ſo wie die griechiſchen Künſtler lange Zeit noch den hieratiſchen alten Styl für Tempelgebilde beibehielten. Katharina benützte dagegen die Verfolgung der mähriſchen Brüder, um neue Colonien derſelben nach Sarepta zu verſetzen.

Endlich nachdem Alexander die Gränzen Neurußlands am Pruth feſtgeſtellt hatte, führte er das großartige Coloniſationswerk aus, welches dieſem Lande eine ganz andere Geſtalt gegeben hat. Beſonders nach dem beendeten Kriege gegen Napoleon zogen, auf ſeine Veranlaſſung und auf die den Coloniſten eingeräumten Vortheile, ganze Schaaren aus Würtemberg, Baden und andern Ländern heran, welche bald die blühendſten Dörfer anlegten, und die Handelsſtadt Odeſſa zu einem ſo ſchnellen Wachsthum brachten, daß ſie jetzt ſchon die erſte Stadt des ganzen Neurußlands, die erſte Stadt am ſchwarzen Meere und die erſte Stadt im ſüdöſtlichen Rußland, die dritte Stadt des Reiches geworden iſt. Unter den deutſchen Coloniſten zeichneten ſich vorzüglich die Mennoniten aus, von denen in einem beſondern Abſchnitt die Rede ſeyn wird.

Der letzte Türkenkrieg brachte nun eine neue Veranlassung zum Anzuge von Einwanderern aus dem Süden. Die Bulgaren hatten gedofft, durch ihre Glaubensgenossen von der Oberherrschaft des Halbmondes befreit zu werden; viele waren compromittirt und suchten bei dem Abzuge des russischen Heeres Zuflucht über der Donau, daher mehrere bulgarische Colonien gestiftet wurden. Dagegen hatten die Duchoborzen durch ihre Nachbarschaft mit den Mennoniten deren ordentliche Lebensart angenommen, und waren zu bedeutendem Reichthum gelangt, so daß die morgenländische Geistlichkeit Besorgniß schöpfte, das Beispiel dürfte so ansteckend seyn, daß sich noch mehrere zu dieser Secte schlagen dürften, welche keiner Geistlichen bedarf, sondern wo jeder als Lehrer auftreten kann, wenn ihn der Geist treibt. Es wurden ihnen daher neue Sitze in Kaukasien angewiesen, wie anderweit erwähnt worden.

Die großartigen, schon von Alexander hauptsächlich in Neurußland angefangenen Militär-Colonien, hat Kaiser Nikolaus nicht weiter ausgedehnt, obwohl seine große Cavallerie-Revue zu Wosnesensk ein berühmtes Schauspiel für alle Freunde der Kriegskunst gewesen ist; ihnen ist ein besonderer Abschnitt gewidmet.

Man unterscheidet daher jetzt in Neurußland folgende Arten von Colonien:

Bulgarische Colonien, welche sich besonders häufig in dem Gouvernement Bessarabien vorfinden.

Polnische Colonien, welche am meisten ebendaselbst vorkommen.

Eine Colonie aus der französischen Schweiz findet sich in der Nähe bei Alterman in Bessarabien.

Griechische Colonien sind zur Zeit des orlowischen Aufstandes in der Krim angelegt worden.

Die Kosaken-Colonien haben eine besondere Verfassung.

Die südischen Colonien sind in der Krim.

Die der Mennoniten im Gouvernement Jekaterinoslaw.

Eine schwedische Colonie gibt es auch hier, welche aber unbedeutend ist.

Für die fremden Einwanderer in Südrußland, wozu man außer Neurußland noch das podolische und slewische Gouvernement rechnet, besteht in Odessa eine besondere Behörde, unter dem Namen „Commission für die ausländische Einwanderung in Südrußland", jetzt unter dem wirklichen Staatsrath Baron von Rosen, welcher ganz für eine solche Stelle geschaffen ist, da er durch seine Humanität das Zutrauen der verschiedensten Menschenarten gewinnen muß. Diese Behörde ward von Alexander gestiftet und hat ihren Sitz in Odessa. Diese Verwaltung zerfällt 1) in die allgemeine Verwaltungsabtheilung unter einen Staatsrath mit einer Kanzlei, Director, einem Colonial-Arzt, Thier-Arzt, Landmesser und einem Baumeister; 2) die Control-Abtheilung für das Rechnungswesen unter einem Collegien-Rath.

Besondere Abtheilungen sind: für die südischen Colonien unter einem Collegien-Rath; für die von jenseits der Donau eingewanderten Bulgaren; für den Juden-Schutz in den hebräischen Colonien des chersonischen und jekaterinoslawschen Gouvernements.

Besondere Aufseher für die Colonien sind, zuvörderst für die deutschen Colonien in dem Ehersen-Gouvernement zu Odessa und Ananio, so wie für die Bulgaren im Bujalikschen Colonial-Bezirk, für den schwedischen Colonial-Bezirk und für einige separate Colonien, z. B. in Neu-Danzig.

Eben eine solche Aufsichtsbehörde gibt es für das jekaterinoslawische, für das taurische und das bessarabische Gouvernement.

Die Bedingungen, unter welchen die Colonisten in Neurußland aufgenommen wurden, enthält folgendes Reglement:

Allgemeine Reglement, die Aufnahme fremder Colonisten in Neurußland betreffend.

1. Die zur Aufnahme der Colonisten bestimmte Gegend ist die Provinz Neurußland, welche aus den Gouvernements von Ehersson, Taurien, und Jekaterinoslaw besteht und sich vom Dniepr bis an das schwarze Meer erstreckt.

2. Diese Niederlassungen sollen ausschließlich von Leuten gebildet werden, welche in jenen Ländern nützlich seyn können. Dergleichen sind gute Ackerbleute erfahrene Weinbauer, Leute welche die Bäume und Viehzucht verstehen, und die mit einem Worte von allem was die Landwirthschaft in sich begreift, gründliche Kenntnisse besitzen. Ferner die auf dem Lande nöthigen Handwerker, als Zimmerleute, Schreiner, Müller, Weber, Maurer, Wagner u. s. w. Andere Handwerker und Künstler hingegen, die nicht von anerkannem und entschiedenem Nutzen sind, und die sich also nicht leicht in den Dörfern ernähren können, sollen nicht zugelassen werden.

3. Da es Grundsatz ist, keine anlockende Mittel anzuwenden, so wird man keine besondern Commissäre aufstellen, um die Colonisten einzuladen, sich in Rußland niederzulassen. Alle diejenigen welche diesen Wunsch hegen, können sich bei den Ministern, Residenten, Geschäftsträgern oder Consuln Sr. Majestät im Auslande melden, welche ihnen, nach eingeholten Erkundigungen über ihre Umstände und Aufführung, die nöthigen Reisepäße nach der russischen Gränze ertheilen werden, wo ihnen vermittelst derselben freier Eingang gestattet ist.

4. Jeder Fremde, der als Colonist sich nach Rußland zu begeben entschlossen ist, und sich bei einem auswärtigen Agenten Sr. Maj. meldet, ist gehalten, durch ein gerichtliches Zeugniß zu beweisen, daß er ein guter Landwirth ist, und die auf ihm haftenden Lasten und Schulden berichtigt hat; ohne diese Formalität soll niemand zugelassen werden.

5. Wenn mehrere Familienväter übereingekommen sind, sich zusammen in Rußland zu etabliren (niederzulassen), so ist es ihnen erlaubt, eine oder mehrere Personen aus ihrer Mitte vorauszuschicken, um das für sie bestimmte Land und dessen Eigenschaften zu beaugenscheinigen und zu untersuchen.

6. Die Minister, Residenten, Geschäftsträger oder Consuln Sr. Majestät sollen niemanden Geldvorschüsse machen, im Gegentheil sollen sie

7. diejenigen Personen, welche sich bei ihnen melden, dazu anhalten, daß sie durch glaubwürdige Atteste oder annehmbare Bürgschaft ein Vermögen von wenigstens 300 fl. in baarem Gelde oder in Waaren, die sie mit sich nehmen, aufweisen. Diese Bedingung ist unerläßlich, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß die Ansiedlung von Leuten, welche nicht etwas eigenes Vermögen mitbringen, nur sehr langsam und mit wenigem Erfolge von statten geht.

8. Sie sollen ferner darauf sehen, daß die Colonisten, welche einwandern, Familienväter seyen, und keine ledige Person zulassen, wenn sie sich nicht an eine andere Familie anschließt, die sie als ihr angehörend annimmt.

9. Da es einer Familie, die bloß aus Mann und Frau besteht, schwer fällt sich zu ernähren und die zu einem gewissen Grade von Wohlstand zu gelangen, wenn sie nicht besondere Arbeiter halten kann, so ist zu wünschen, daß solche Leute sich nicht in Rußland niederlassen, sie müßten denn etwas eigenes Vermögen mit sich bringen.

10. Die Ausländer, welche unter diesen Bedingungen nach Rußland auswandern, werden alle Rechte und Privilegien genießen, welche überhaupt den Colonisten in den neurussischen Provinzen zugestanden sind, und namentlich folgende Vortheile, als:

a) Freiheit der Religion.

b) Befreiung von allen Abgaben und Lasten während der ersten zehn Jahre; nach dem Ablaufe und in den zehn folgenden Jahren sollen sie

c) der Krone jährlich eine Abgabe von 15 à 20 Kopeken für die Dessätine Landes entrichten. Nach dieser zweiten zehnjährigen Zeitfrist werden sie die nämlichen Lasten tragen, welche allen denjenigen, die in jener Gegend Kronsgüter besitzen, auferlegt sind.

Nach Ablauf der Freijahre werden sie gleich allen russischen Unterthanen, unter denen sie wohnen, für ihren Theil zur Unterhaltung der ländlichen Polizei-Anstalten, als der Wege, der Posten u. s. w. beitragen. Von militärischen Einquartirungen bleiben sie auf immer verschont, den einzigen Fall von Truppendurchzügen ausgenommen. Jeder Familie werden unentgeltlich 60 Dessätinen Ackerlands und Wiesen (ungefähr 180 rheinländische Morgen) verliehen.

d) Befreiung von Militär- und Civildienst, wobei es ihnen jedoch frei steht, freiwillig dergleichen zu suchen und anzunehmen. Dieses spricht sie aber weder von den der Krone schuldigen Steuern, noch der Rückzahlung von den derselben erhaltenen Vorschüsse frei.

e) Diese Rückzahlung wird in den zehn Jahren, welche auf die zehn gänzlichen Freiheitsjahre folgen, stattfinden.

f) Von dem Tage der Ankunft der Colonisten an der russischen Gränze bis zu ihrer Ankunft an dem Orte ihrer Bestimmung wird jeder erwachsenen Person täglich 10, und jedem Kinde 6 Kopeken Zehrgeld verabreicht werden, dessen Rückzahlung nur von denjenigen gefordert wird, welche allenfalls nach ihrem Vaterlande zurückzukehren wünschen sollten.

g) Von ihrer Ankunft in der Colonie bis zur ersten Ernte wird dieses Zehrgeld fortbezahlt, jedoch mit dem Unterschiede, daß die Empfänger gehalten sind, solches nebst den sonstigen Vorschüssen, die man ihnen zu machen im Fall sein wird, auf die oben erwähnte Weise zurückzuzahlen.

h) Zum Bau der Häuser, Ankauf des Viehes und der Ackergeräthschaften ist jeder Familie ein Vorschuß von 3000 Rubeln bewilligt. Diese Summe wird bei denjenigen, welche eigenes Vermögen besitzen und die zu irgend einer nützlichen Unternehmung um Unterstützung ansuchen, noch verstärkt werden.

i) Den Colonisten ist es erlaubt, außer der zollfreien Einfuhr ihrer Effecten auch noch Waaren für den Werth von 300 Rubel auf die Familie, um sie zu ihrem Nutzen wieder zu verkaufen, frei einzuführen. Unter einer Familie versteht man Mann und Frau mit den unerzogenen Kindern, oder zwei erwachsene Mannsleute, oder vier Frauenspersonen.

k) Sollte ein Colonist das Land zu verlassen wünschen, so steht es ihm frei, wenn er außer den Geldern, die er der Krone oder sonstigen schuldig ist, eine dreijährige Abgabe gemäß seinem Stande entrichtet.

l) Es ist jedem Colonisten erlaubt Fabriken anzulegen, nützliche Handwerke und Gewerbe zu treiben, sich in die Kaufmannsgilde oder Handwerkszünfte einschreiben zu lassen, und seine Producte im ganzen Reich zu verschleißen.

m) Es ist dem Fremden erlaubt in den Gouvernements von Neurußland Güter eigenthümlich an sich zu kaufen und zu besitzen, ohne andere Auflagen davon zu bezahlen als diejenigen, so der vorige Eigenthümer nach den bestehenden Verordnungen entrichtete. Jeder Fremde aber, der dergleichen Güter gekauft hat, ist verbunden, wenn er sich wieder aus dem Lande begeben will, solche an jemanden, der im Lande bleibt, zu verkaufen oder abzutreten.

n) Im Fall ausmärkte Colonisten sich in andern Gouvernements auf Gütern niederlassen wollen, welche Particuliers (Privatversonen) zugehören, so steht es ihnen frei, und es ist solchen Gutsbesitzern erlaubt, sie nach willkürlich abzuschließenden Uebereinkünften aufzunehmen, diese Colonisten bleiben dem uneingeachtet im Besitz ihrer obengenannten Privilegien, und werden keine andern Auflagen zu tragen haben als diejenigen, so ihre Grundherren im Verhältniß dessen, was sie für ihre ältern Bauern zahlen, für sie an die Krone entrichten.

11. Um den Colonisten alle Vortheile genießen zu lassen, ist für sie eine besondere Aufsicht, unter dem Namen Vormundschafts-Comptoir für Fremde, verordnet, welches für ihre Niederlassungen eigens Sorge zu tragen verpflichtet ist.

12. Im Falle sich ein Colonist des Ungehorsams gegen seine Obern oder eines sonstigen Vergehens schuldig macht, soll er, nachdem er alles, was er der Krone schuldig ist, zurückbezahlt hat, über die Gränze gebracht werden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Lebenszeichen der türkischen Akademie.

Unsere Leser wissen wohl, daß in Konstantinopel nach dem Muster der europäischen Staaten auch eine kaiserliche Akademie der Wissenschaften errichtet wurde. Gar zu oft sind diese nur glänzende Spielzeuge, es ist indeß merkwürdig daß Euch Oesterl, der als Diplomat bekannte Türke, ein keineswegs müßiges Mitglied dieser Akademie ist, und in Verbindung mit einem andern türkischen Gelehrten, Namens Dschemdet Effendi, Mitglied des Rathes des öffentlichen Unterrichts, im vorigen Jahre (1268 der Hedschra) eine türkisch geschriebene Grammatik, die erste in ihrer Art, herausgab; sie wurde in Konstantinopel lithographirt. Das Asiatic Journal (August-September) bem wir diese Angabe entnehmen, spricht sich sehr lobend über diese Arbeit aus, und meint, daß dieselbe künftigen türkisch-europäischen Grammatiken als Muster und Vorbild dienen könne. Eine türkische Grammatik ist bekanntlich eine höchst schwierige Sache, da der alte tatarische Stamm der Sprache durch das Eindringen höchst zahlreicher arabischer und persischer Elemente nicht bloß lexikographisch, sondern zum Theil selbst grammatisch motivirt wurde. Die Errichtung der Akademie hat namentlich die Verbreitung und Vervollkommnung der türkischen Sprachen zum Zweck.

Chronik der Reisen.

Kießlers Aufenthalt an der afrikanischen Westküste.

Vierter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Wir begaben uns sogleich in das Speisezimmer der Offiziere, und wurden auf das freundlichste empfangen; Captain Murray diplomirte sofort über mich, und bekand darauf daß ich bei ihm logire. C. C. ist ein schöner Platz, das Fort nicht so schön als St. George, überhaupt weniger Festung als große Caserne, doch die Stadt reich an den schönsten, ja Paläste gleichen Privathäusern, unter denen sich besonders die zwei des Kaufmann Hutton und das Missionärshaus (Chef Mr. Freemann) auszeichnen. Den andern Tag machten wir viele Visiten, z. B. bei Gouverneur Winniet, einem alten Seeoffizier, der 11 Schlachten und Treffen beigewohnt hat, und hinnten bei Kaufmann Henry Smith; gegen 7 Uhr kehrten wir wieder zurück und gelangten um 10 Uhr nach Elmina. Der Patient, ein Schiffscapitän, ist ein verlorner Mann; auch im Fort war ein schwerer Patient, der vorige Gouverneur Dr. Ellis, der etwa so lang an der Küste ist als ich, jetzo jetzt erst die Landeskrankheit bekommen hat, an der er leider den 11 August gegen 2 Uhr gestorben ist; noch kürzlich war er gesund und wohl mit dem Gouverneur und den Offizieren in Elmina.

St. George, den 31 August 46. Heute vor acht Tagen hatten wir hier ein Schauspiel, welches an Interesse wohl wenige seines Gleichen hat und die höchsten Wünsche des in fremden Ländern und namentlich unter einem wilden, an den seltsamsten Gebräuchen reichen Volkes verlebenden und verlebenden Europäers befriedigt. Bereits früher habe ich erwähnt, daß Elmina in sieben Quartiere zerfällt, ebenso daß in der jetzigen Zeit des Jahres sehr viele Festtäne begangen werden, unter

denen sich besonders das Mamo-Costüm auszeichnet, ein Fetisch-Costüm, welches als eine Art Frühlingsvorläufer betrachtet werden kann und im Kriegszuge gefeiert wird. Zieht es nun schon dadurch, so wie durch das Singen, Blasen und Schreien, die eigenthümlichen Ceremonien und Gebräuche, das entsetzliche Schießen und dabei imitirte Verfahren der Kriegsführung die Aufmerksamkeit des Beschauers im höchsten Grade an, so sollte dieß doch bald auf eine unerwartete und höchst weise gespannt und der Wunsch, ja ich möchte sagen, die Sehnsucht, etwas Ausführlicheres der eigenartigen Weise der Kriegsführung dieser wilden Völker zu erfahren, befriedigt werden. Schon vor Alters haben sich die Quartiere Nr. 1 und Nr. 2 angefeindet, und mehreremale mit abwechselndem Glücke bekämpft, wovon bis auf den heutigen Tag Feindseligkeiten geblieben sind, die sich besonders, und namentlich seit einigen Jahren, bei Gelegenheit des Mamo-Costüme zeigen, und durch Schelten und Schimpfgesänge, vor allem der Weiber, durch erbeutete Trophäen u. dgl. immer neue Nahrung bekommen, so die gegenseitige Erbitterung in den durch Mum und Toten erhitzten Köpfen bis zum thätlichen Ausbruche steigern. Bereits vorm Jahre waren beide Quartiere im Begriff aus der Stadt heraus auf das vom Fetisch dazu bezeichnete Schlachtfeld zu ziehen, doch wurden sie daran vom vorigen Gouverneur mit Truppenmacht gehindert. Vorigen Sonntag nun feierte das erste Quartier sein Mamo-Gelüste; kaum aber waren sie an dem Quartierpfahl von Nr. 2 (an der Brücke) angekommen, wo es wahrscheinlich, vielleicht durch dasselbst aufgehangene, ihnen früher abgenommenen Trophäen (Korallen des Aufübers) noch mehr gereizt, beschimpfende Lieder sangen, als sie vom Quartier Nr. 2 zurückgetrieben und handgemein wurden. Die Vermittlung des Königs und anderer Personen half nichts, und beide Quartiere zogen zu verschiedenen Seiten zur Stadt hinaus in die Nähe des Schlachtfeldes, wo sie, da die Nacht hereinbrach, campirten. Der Gouverneur hinderte sie thätlich daran nicht, da er eingesehen hatte, daß dieß nichts fruchte und es wohl am besten sey, die Erbitterung auf diese Weise abgleiten; doch hatte er ihnen sehr thätliche Anstrengung verboten und im Uebertretungsfalle gedroht, sie von St. Jago zu beschießen; auch ließ er sich bewegen, noch in der Nacht auf Bitten des Königs an beide Parteien zu senden, um sie in Güte zu beschwichtigen. Wir waren aber trotzdem nicht müssig; zugleich mit beiden Quartieren rückte eine Wechtwache unter dem Buchhalter Hrn. Pet auf St. Jago, der ich mich, Hirschfänger und Fernrohr zur Seite, anschloß, auch die Nacht auf dem alten Fort mit blieb, theils um Pet Gesellschaft zu leisten, theils um besser Augenzeuge von dem zu Erwartenden seyn zu können. Prächtig lag der Kampfplatz vor unsern Augen, so daß man ihn gerade noch mit langen 12pfündern bestreichen konnte, ohne die Stücke zu elevieren, ja daß ich mit meinem guten Glase selbst die Person genau zu unterscheiden vermochte. Die Nacht verfloß ruhig, auf beiden Seiten sahen wir die Wachtfeuer glänzen, und von Zeit zu Zeit brachte die Landbrise die Töne der Trommeln und wilden Gesänge zu uns herüber. Den andern Morgen mit Tagesanbruch machten sich schon die gegenseitigen Bewegungen sichtbar, wir sahen sie sich in Tirailleurs-Colonnen formiren, die Fahnen schwenken und wehen, und fast gleichzeitig gegen 6 Uhr ein heftiges Feuer beginnen, welches in kurzer Zeit das Schlachtfeld in Dampf hüllte, denn die Neger schießen mit Artillerieprahler und stopfen ihre langen Gewehre bald voll damit, worauf sie eine gute Portion gehackter Blei oder Kugeln setzen, und stehend oder knieend und gedeckt, meist ohne den Kolben anzulegen, abdrücken. Wir hatten den Tag vorher die nöthigen Stücke geladen, und mit den ersten Feindseligkeiten hißten wir die Flagge und brannten erst zwei ohne Kugeln ab, um sie zu warnen, dann sendeten wir einige Kugeln über sie weg, die sie sehr gut sehen und pfeifen hören konnten, als sie aber noch nicht wichen, richteten wir die Stücke direct auf sie; leider war die Distanz für Kartätschen zu groß, doch hatten unsere niedlichen 12pfündigen Pillen die besten Folgen, denn da sie einige tödteten, andere verwundeten, jagten sie den Negern eine solche Furcht ein, daß sie eiligst das Schlachtfeld flohen, welches Quartier Nr. 1 schon, Nr. 2 hart auf den Fersen, zu räumen anfing und ohne unserer unvortheilhafte Vermittlung wohl nur als kleiner Ueberrest den Händen seiner Feinde entgangen wäre. Diese hatten eine sehr gute Position und waren auch stärker als Nr. 1, welches, als es sich auf einmal nicht nur von vorn, sondern auch von den Flanken und theilweis von dem Rücken her angegriffen sah, folglich zu fliehen begann, namentlich die Alten und Großen davon, indem sie die Jungen zurückließen, worunter sich größtentheils die sogenannten Stadt-Jungen, die Diener der Europäer, die meist zu Nr. 1 gehören, befanden und tapfer auszeichneten. Hätten die Großen länger gestanden, so wäre vielleicht Nr. 2 geschlagen worden, denn in der kurzen Zeit, daß sie Stand hielten, haben sie viele Feinde getödtet. Die Zahl der Gefallenen mag sich auf etwa 40 belaufen, und die der Kämpfenden überhaupt auf etwa 1500—2000; doch verwundet sind sehr viele und fast alle unsere Diener; ich habe leider meinen alten treuen Waschjungen verloren, dessen ich kürzlich erwähnte; eine Kugel in den Unterleib drachte ihn sofoet nieder. Nach Verlauf einer kleinen Stunde war alles wieder vorbei, denn es ist nicht zu läugnen, daß der Krieg, trotz der großen Erbitterung, doch gümpflicher geführt wird als sonstens für zum Beispiele gegen Fanti oder Aschanti; so z. B. dürfen sie bei Kriegen unter einander den Gefallenen nicht die Köpfe abschneiden, welche, wie es anders der Gebrauch ist, als Siegeszeichen mitgenommen werden, und auf den sanktschen Kriegen noch in großer Anzahl hier an den Häusern hängen. Die Todten werden nur entkleidet, und freilich nach barbarischem Hacken und Schneiden mit den Füßen auf dem Grunde festgeschleift, welche wohl noch entsetzlicher ist, da die Gefallenen zuweilen noch nicht ganz todt sind, und die Schulterblätter und der Rücken ganz abgeschunden und abgeschliffen werden. Die Todten werden an den Quartierspfahl gewiesen, und die Familie kann sie von dem Kriegsplatze für 1½ Unze Gold lösen. Die Gefangenen werden durch Hacken und Schneiden auch oft entsetzlich malträtirt und finden zuweilen dabei ihren Tod; ich konnte sehr gut mit dem Fernrohe einen unterscheiden, den sie bei den Füßen über den Boden schleppten und welcher, noch nicht todt, die zusammengebundenen Hände bewegte. Das Kriegscostüm ist eigenthümlich: Quartier Nr. 1 hat z. B. eine Art großer weißer Mützen mit breitem Kopfe und langen Zipfeln, wie Nachthauben, auf; die andern haben meist kleine hohe konische Mützen von Bast geflochten, einige herum mit herabhängenden Troddeln. Gewöhnlich tragen sie, wenigstens die Großen, eine Art Waffenrock mit Hunderten von Klingeln, Muscheln und andern Zierrathen behangen, Hosen von hellen, lebhaften Farben, Kartusche von Tigerfell mit Patronen unt Dolchmessern und Säbel, ohne oder mit Schelle, letzteee weiß von Tigerfell; auch gehen sie oft nackt und haben nur das Kuceab-Panje um die Hüften, in dieses nach vorn und hinten wie Schürzen ein schönes hellfarbiges Panje gesteckt. Trommeln, Elepantenzähne als Trompeten u. s. w. begleiten die brüllenden Gesänge, die dennoch zuweilen nicht ohne Melodie sind, wie ich bei Todtenessäumen in Abanta bemerkt habe; außerdem hat jedes Quartier noch besondere Auszeichnungen, so Quartier Nr. 4 Rothe Pfeifchen, Nr. 1 Trommeln u. s. w. Die Art der Kriegsführung ist Tirailliren, bald mehr oder weniger in Reihen, bald zerstreut. Doch sollen die Aschanti Glieder bilden und auch die Eminesen in den sanktschen Kriegen geschlossen gefochten haben.

Während des Kampfes zogen die Frauen der beiden Quartiere mit weißen Panjen und weiß bemalt in großen Zügen herum, einen entsetzlichen Lärm mit Tanzen und monotonen Sang machend. Jedes Quartier hat 10 Unzen Gold Strafe an das Gouvernement bezahlen müssen, wovon der König ⅕ bekommt.

(Fortsetzung folgt.)

Druckerei bei den spanischen Arabern. Hammer Purgstall hat in dem Journal Asiatique (August-September) eine Stelle aus einem alten spanisch-arabischen Werke einrücken lassen, aus welcher hervorgeht, daß wenn auch sein eigentlicher Buchdruck bei den spanischen Arabern bestand, doch lueze sich oft wiederholende Sätze und namentlich amtliche Schreiben, in denen stets dieselben Ausdrücke gebraucht wurden, in Holz ausgemeißelt und gedruckt wurden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 279. 20 November 1852.

Der arktische Ocean.

Wir haben in Nr. 158 d. J. einige Mittheilungen von Hrn. Augustus Petermann über den arktischen Ocean und die Möglichkeit und Nützlichkeit der Beschiffung desselben eingerückt, und finden jetzt, daß in der Nachricht über die Londoner geogr. Gesellschaft vom 8 Nov. (s. Athenäum 13 Nov.) „die Beschiffbarkeit des Spitzbergen-Meeres," wie er das Meer zwischen Spitzbergen und Nowa Zemlja benennen will, neuerdings zur Sprache gekommen ist. Hr. Petermann bemerkte, daß bei den Forschungsreisen nach Franklin immer nur die amerikanische Seite berücksichtigt worden sey, nicht die asiatische, obgleich es höchst wahrscheinlich sey, daß Franklin gerade hierher gedrungen. Eine Fahrt durch das Meer zwischen Spitzbergen und Nowa Zemlja führe gerade in dieser Richtung. Allerdings sey diese Fahrt seit den letzten zweihundert Jahren als durchaus unmöglich betrachtet worden, obgleich es bei weitem die breiteste und in der That die einzige oceanische Oeffnung ins Polarmeer sey; die herrschende Ansicht von der Nichtbeschiffbarkeit dieses Meeresstriches sey aber völlig grundlos und beruhe durchaus auf Vorurtheil und Einbildung. Er führte dieß, wahrscheinlich um seiner englischen Zuhörer willen, nur durch Zeugnisse noch lebender englischer Seefahrer auf, wie Scoresby, Beechey, Parry u. s. w., und zählte manche Thatsachen auf, die den Beweis liefern, daß dieser Meeresstrich, weit entfernt eine undurchdringliche Eisschranke darzubieten, von allen arktischen Meeresstrichen weitaus der günstigste zur Beschiffung sey. Parry hat in kleinen Booten die Höhe von 83° auf einer Reise von nur sechs Monaten erreicht, mit einem Aufwand von noch nicht 10,000 Pf., während man an America's Nordküste nahezu 100,000 Pf. ausgegeben, viele Menschenleben, Schiffe und Jahre geopfert, um nur bis 76° N. B. zu gelangen. Dabei machte er auf die ungeheure Anzahl von Wallfischen aufmerksam, die sich dort finden, welche eine Quelle großen Reichthums für England werden könnten. Capitän Beechey widersprach, wenn man eine solche Expedition unternehme, so müsse der Versuch auf der Westseite, nicht auf der Ostseite von Spitzbergen gemacht werden. Dagegen bemerkte Hr. Petermann, seit 1676 sey kein ernstlicher Versuch gemacht worden nordwärts von Spitzbergen vorzudringen, und Sir E. Parry habe am Schlusse seines Werks selbst bemerkt, ein Schiff hätte fast bis 82° hinaussahren können, ohne einen Eisschollen zu treffen; jetzt mit Dampfbooten sey noch viel mehr zu erreichen, und der Versuch müsse gemacht werden, um der Menschlichkeit, um des Handels und der geographischen Forschung willen.

Bemerkenswerth ist noch, daß er in seiner Auseinandersetzung auch eines Russen, Namens Scharostin erwähnt, der 39 Winter auf Spitzbergen zubrachte und 15 Jahre ununterbrochen dort blieb; dieser habe unwandelbar vier und manchmal fünf Monate im Jahr die Küste frei von Eise gefunden.

Die Colonien in Neurußland.

(Fortsetzung.)

Die Mehrzahl der neuen Ankauer in Neurußland, wo eigentlich nur in Bessarabien moldauische Bevölkerung und die Tataren in Taurien vorgefunden worden, kam aus den benachbarten russischen Provinzen. Russische Gutsherren erwarben hier große Ländereien und bevölkerten sie mit ihren Leibeigenen, über welche sie nach russischem Recht ihre vollen leibherrlichen Rechte behielten. Von diesen kann also nicht als wahren Colonisten die Rede seyn. Die Krone sucht ihr hartes Loos nach Möglichkeit zu mildern, wenn es auch selbst in Deutschland noch Leute genug gibt, welche ein solches Verhältniß als der guten alten Zeit angehörig als ein höchst patriarchalisches darzustellen suchen, und gern die frühern Verhältnisse zurückführen möchten, wo es nichts als Herren und Knechte gab, wobei sie aber natürlich die Herren bleiben wollen. Die Krone, sehr wohl einsehend, daß diejenigen Unterthanen die zuverlässigsten sind, welche unmittelbar unter derselben stehen, hat die Kronbauern bereits so gestellt, daß sie den ungeheuren Unterschied zwischen freien Leuten und Leibeigenen zur klarsten Anschauung bringen; sie hat daher sehr sorgfältig vorgebaut, daß die fremden Einwanderer nicht wieder unter solche Privatherrschaft treten können, da es sich häufig ereignete, daß fremde Ansiedler sich auch auf herrschaftlichen Grundstücken niederließen. Zu diesem Ende theilen wir folgenden Auszug aus dem dießfallsigen Gesetze mit.

Die gesetzlichen Bestimmungen über die Colonisten.

Auszug aus den Verordnungen in Betreff der polizeilichen Verfassung in den Städten und Dorfschaften. T. XII. Ausgabe 1842.

Neunter Abschnitt.

1) Von den Colonisten, die auf ihren eigenen Grundstücken oder auf den Grundstücken von Privateigenthümern angesiedelt sind.

Erstes Capitel.

Von den Colonisten, die auf ihren eigenen Grundstücken angesiedelt sind.

§. 538. Den Colonisten ist es erlaubt von den Privatpersonen Grundstücke zu erwerben und sich darauf niederzulassen.

§. 539. Ausländer, die sich auf den gekauften Ländern niedergelassen haben, genießen folgende Vortheile.

§. 540. Es wird ihnen geschenkt die für alle Colonisten überhaupt festgesetzte 10jährige Befreiung von der Entrichtung

der Abgaben und Gebühren; nach Verlauf aber der 10jährigen Frist werden ihnen die Abgaben auferlegt in eben dem Maaße, wie den herrschaftlichen Unterthanen (Leibeigenen.)

§. 541. Zu den Verwaltungskosten des Landes aller Art müssen sie nach ihrer Ansiedelung eben so beitragen, wie die einheimischen Bewohner des Landstriches, wo sie sich angesiedelt haben.

§. 542. Sollte jemand von den Ansiedlern, die eigene Grundstücke besitzen, sich entschließen aus Rußland auszuwandern, so muß er bei seinem Abzuge das von ihm gekaufte Land verkaufen, an jemand der in Rußland lebt, sonst wird es der Krone unentgeldlich zufallen.

§. 543. Dieses Recht erstreckt sich nicht nur auf den ersten Erwerber, sondern auch auf ihre Erben, in dem Fall, wenn sie wünschen aus Rußland wegzuziehen.

Zweites Capitel.

Von den Colonisten, die auf den Grundstücken der Privatbesitzer angesiedelt sind.

§. 544. Es ist allen Personen, die das Recht haben Land zu erwerben und zu besitzen, ohne Unterschied des Standes, erlaubt, Colonisten zur Ansiedelung anzunehmen.

§. 545. Die Ansiedelung der Colonisten mit den Grundstücken der Privatbesitzer geschieht zufolge ihrer gegenseitigen Verabredung.

§. 546. Die Gutsbesitzer und andere Eigenthümer von Grundstücken, welche Colonisten zu verschreiben und bei sich anzusiedeln wünschen, müssen darüber vermittelst des Civilgouverneurd den Minister der Reichsdomänen benachrichtigen und ihm anzeigen:

1) Die Anzahl der Dessätinen freien Landes, an welchen Orten, sämmtlich oder einzeln, und aus wie viel Familien sie beabsichtigen eine Ansiedelung zu errichten.

2) Die Hauptpunkte der Verabredung, auf deren Grund die Ansiedelung der Colonisten vorgenommen wird, als zum Beispiel den Bau der Häuser, die wirthschaftliche Einrichtung, Zahl der Jahre und der ihnen aufzulegenen Lasten.

3) Auf wessen Kosten ihre Auswanderung und die Reisekosten bestritten werden sollen? auf Kosten der Gutsbesitzer oder der Colonisten selbst? Im ersteren Fall soll auch die Geldsumme angegeben werden, die man dazu zu verwenden beabsichtigt.

§. 547. Diesen Berichten gemäß wird der Minister der Reichsdomänen seine Vermittelung anwenden, um diesen Leuten jede Erleichterung zu verschaffen, und sie zu verschreiben, in Berücksichtigung des Raums des Landes und der von den Landbesitzern vorgeschlagenen Mittel.

§. 548. Die mit den Colonisten geschlossenen Verträge müssen nach ihrer Einschreibung bei den entsprechenden Behörden, dem Minister der Reichsdomänen zur Bestätigung vorgelegt werden.

§. 549. Solche Verträge müssen jedesmal auf nicht länger als 20 Jahre geschlossen werden, mit der genauen Darstellung aller Umstände, sowohl von Seiten der Landbesitzer, als auch von Seiten der anzusiedelnden Colonisten.

§. 550. Es wird zwar gestattet die Colonisten zu persönlichen (Frohndiensten) auf den herrschaftlichen Grundstücken zu verpflichten, nur muß in ihrem Contract die Art der Arbeit, die Zahl der Arbeitstage und dgl. deutlich und bestimmt bezeichnet werden.

§. 551. Gleichergestalt muß in dieser gutwilligen Verabredung genau bestimmt werden, was zu entrichten, wenn nach Verlauf des contractlichen Termins die Colonisten die Grundstücke verlassen, oder wenn der Gutsbesitzer nicht zulassen will, daß sie über den Termin auf seinem Lande bleiben.

§. 552. Streitigkeiten über diese Contracte werden nach den Gesetzen über Contracte überhaupt entschieden.

§. 553. Wenn der Gutsbesitzer, dem das den Colonisten abgegebene Land gehört, stirbt, oder dieses Land verkaufen oder verpfänden will, so sollen in diesem Fall alle Artikel der gegenseitigen Verpflichtungen unverletzt bleiben, und die Erben oder Erwerber dürfen die Verträge nicht verändern, als mit der Einwilligung der Colonisten, und muß davon die Local-Obrigkeit benachrichtiget werden, um dem Minister der Krondomänen darüber Bericht zu machen.

§. 554. Der Gutsbesitzer, der auf seine Grundstücke Colonisten angenommen hat, muß unverzüglich die von der Gränz-Gordon-Obrigkeit ausgestellten Zeugnisse zum Einschreiben in die Acten des Kreislandgerichts vorlegen. Das Landgericht berichtet darüber jeden Monat an die Gubernialregierung, welche diese Berichte mit den Tabellen der Gränzbehörde vergleicht, und ist er auch verpflichtet dem Cameralhof jedesmal Auskunft zu geben über die Anzahl dieser Leute, über den Stand, den sie sich wählen, und über die Zeit ihrer Ansiedelung, damit er darnach gehörige Verfügungen treffen kann.

§. 555. Ein Gutsbesitzer, der während drei Monaten diese Zeugnisse an das Kreislandgericht nicht abgestattet hat, wird für einen solchen angesehen, der Zuflucht an Flüchtlinge gibt.

§. 556. Alle Colonisten können, nachdem sie alle Verpflichtungen, die sie mit Landbesitzern eingegangen hatten, erfüllt haben, von ihm zu einem andern übergehen.

§. 557. Colonisten, die auf Ländern von Privatbesitzern angesiedelt sind, haben die Freiheit ihrer Religion und sind während ihres ganzen Aufenthalts in Rußland von Militär- und Civildiensten befreit.

§. 558. Sie behalten auf immer ihre persönliche Freiheit, und die Inhaber des Landes dürfen unter keinem Vorwande sie sich zueignen.

§. 559. Die allgemeine Regel der zehnjährigen Befreiung von der Bezahlung der Abgaben erstreckt sich auf Colonisten, die sich auf den herrschaftlichen Grundstücken niedergelassen haben, und zwar so, daß diese Befreiung gerechnet werden soll seit der Zeit ihrer ersten Niederlassung bei den Gutsbesitzern.

§. 560. Die Colonisten, die diese zehnjährige Befreiung schon benutzt haben oder während derselben auf andere herrschaftliche Grundstücke übergehen, oder aus einem Kreisbezirke nach einem andern, oder aus einem Gouvernement nach einem andern übergehen, können zum zweitenmal diese Befreiung nicht erhalten; daher die Local-Obrigkeiten Acht haben müssen, daß die Colonisten ohne ihr Vorwissen ihre Ansiedelungen nicht verlassen.

§. 561. Nach Verlauf der Befreiungszeit müssen alle Colonisten, die sich auf herrschaftlichen Gütern niedergelassen haben, die Privatabgaben entrichten in gleichem Maße, wie die herrschaftlichen Bauern.

§. 562. Die Landes-Verwaltungsgebühren müssen Colonisten tragen von der Zeit ihrer Niederlassung gleich den andern Landleuten des Gouvernements, wo sie sich niedergelassen haben.

§. 563. Die Colonisten, die sich auf den herrschaftlichen oder Privatinhabern gehörenden Ländereien niedergelassen haben, stehen unter der Botmäßigkeit des Ministeriums der Reichsdomänen, aber nur in der Hinsicht, daß die gegenseitigen Verpflichtungen unverletzt bleiben.

Die erste Ansiedelung von Colonisten erfolgte im Jahre 1805, die zweite in den Jahren 1809 und 1810. [1]

Die schon im Jahre 1804 aus Preußisch-Polen und Pommern eingewanderten, etwa 250 Familien, bestanden größtentheils ursprünglich aus Nassau-Usingern, Würtembergern, Badenern und Rheinbayern, die sich nur eine kurze Zeit, ja manche kaum ein Jahr, in Preußen niedergelassen hatten. Die damaligen Kriegsunruhen veranlaßten viele, sich vom Schauplatz der französischen Waffenthätigkeit noch weiter zu entfernen. In größter Armuth hier angekommen, war es für die damalige Colonialverwaltung keine kleine Aufgabe, diese Leute in der damals noch öden Gegend zu erhalten und anzusiedeln. Ein großer Theil dieser Einwanderer waren in ihrem Vaterlande nicht Ackerbauer, sondern theils Winzer, theils herabgekommene, oder schlecht ausgelernte Handwerker, einige gar Militärsüchtige oder sonst unstät Umherziehende. Zu dem allen kam noch, daß sie einige Jahre mit Aus- und

[1] Die hier folgende Schilderung ist aus dem „Unterhaltungsblatt für deutsche Ansiedler im südlichen Rußland.“ Junius 1849.

Einwandern zugebracht hatten, wodurch viele dem Einflusse des Müßiggange mit unbegreiflicher Sorglosigkeit unterlagen.

Der Herr Oberrichter des jekaterinoslawschen Vormundschafts-Comptoirs, wirkliche Staatsrath Contenius, gab sich alle mögliche Mühe mit diesen Leuten. Mehr durch väterliche Ermahnungen als durch Strenge wirkend, ließen Sr. Excellenz dieselben, in acht Colonien getheilt, sich ihrem Wunsche gemäß anbauen, nämlich Monthal, Neudorf und Rosenthal an dem rechten Ufer der Aschingul, Molotschna, Hoffenthal, Nassau, Weinau und Wasserau am rechten Ufer der Molotschna, und verordnete, daß in drei dieser Dörfer zu einer Windmühle, in Molotschna aber eine Schmiede auf Rechnung der Ansiedlungscasse zum Besten der Ansiedler erbaut wurde.

Vielleicht, später nach dem Flusse ebenfalls Molotschna benannt, welcher letztere Name allein der gültige ist, der ehemalige Sitz des Gutsbesitzers Dubinsky, ward auch Sitz der örtlichen Verwaltung, die aus dem Inspector, Freiherrn von Urküll und dem Bezirksamte, dem der Colonist der Colonie Nassau, verschiedener preußischer Rittmeister, als Oberschulz vorstand, zusammengesetzt war.

Die zweite, aus etwa 600 Familien bestehende Einwanderung vom Jahr 1809, traf diese erste Ansiedlung in einem höchst ärmlichen und größtentheils entmuthigenden Zustande an. Unter vorurtheilsvollen Einbildungen brachten diese ersten Ansiedler uns später Ankommenden die sonderbarsten Klagen über das Klima und die Lage der Gegend vor; viele derselben waren nicht ungeneigt, bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit weiter zu ziehen (und wenn es auch in die Türkei gewesen wäre), um ihren Begriffen gemäß ein Paradies zu finden, in welchem Milch und Honig fließt; denn der „Milchfluß“, die Molotschna, enthielt ja auch nur gemeines Wasser. Es fehlte bei dieser gedämpften Geistesstimmung nicht an Betrügern, die unter dem Scheine wichtiger Geheimnißkämerei auf Unkosten der geblendeten Armen lebten. Auch unter den Neuangekommenen gab es leider mehrere, die von dieser Denkungsart angesteckt wurden und diesen Unsinn noch weiter ausbreiteten. Hexen, Gespenster und Schätzegraben sollten endlich die Mittel liefern, um einen Zweck zu erreichen, den eigentlich niemand kannte. Man glaube nicht, daß diese Lächerlichkeiten zu jener Zeit von keiner Bedeutung waren, oder von der Obrigkeit stillschweigend geduldet worden sind.

Unter den Neuangekommenen war der in Deutschland schon wegen schlechter Streiche entwichene Gottlieb Löffler der Hauptbetrüger; durch diesen bekam der Glaube an Schatzgraben u. s. w. bis zum Winter 1812 einen solchen Einfluß auf viele Ansiedler, daß er die Aufmerksamkeit der obgedachten Bezirksverwaltung und des unlängst aus St. Petersburg angekommenen Hrn. Bastord Soderholm auf sich lenkte. Der damalige Oberschulz Jakob Waldher, ein junger Mann von geläuterten Grundsätzen und richtigen Ansichten über die Bestimmung eines Ansiedlers als Christ und Unterthan, hielt nach geschehener Untersuchung ein vielleicht zu strenges Gericht über mehr als 60 zunächst betheiligte Personen: 2 bis 4 Monate Zuchthausstrafe, Kurbenhiebe, gemeinschaftliche Arbeit, mit Androhung der Verschickung über Gränze, bei Frauenspersonen Kirchenbuße, sollte dieses unsittliche, zum Müßiggange lockende Gespensterthum verschuchen, was auch zum Theil gelang, denn von dort an lebte daselbe nur noch bei einigen Personen in behutsamer Verborgenheit.

Unter den neueingewanderten Badenern, Würtembergern und Elsassern waren viele Leute, die mit guten Willen richtige Begriffe von der Landwirthschaft verbanden, viele, die im Auslande theils eigene Landwirthschaften besaßen, theils als Knechte oder Taglöhner solche betreiben halfen. Die etwa noch mitgekommenen Holzschuhmacher, Pfannenflicker, Bürstenbinder, Schäfersknechte, Korbflechter, Mäkler und sonstige Glückritter waren an Zahl und Einfluß zu gering, als daß sie ihre Arbeitslücken auf die größere und bessere Anzahl hätten übertragen können.

Während der Zeit des Winterquartiers schlossen sich die Einwanderer aus verschiedenen Ländern näher an einander, und machten dadurch eine allgemeine Ausgleichung des Ansiedelungswesens möglich. Auf Befehl des Comptoirs ernannten sich je 30 bis 40 Familien einen Obmann, unter dessen Anführung sie im nächsten Frühling nach vollkommen freier Wahl sich die Plätze zu ihren künftigen Niederlassungen an dem ihnen angewiesenen rechten Ufer der Molotschna gen Westen von den unbebauten Kronländereien selbst wählten. Dann wurde ein Bezirksvorsteher unter dem Namen Oberschulz gewählt, und jeder Obmann tauschte seine Benennung gegen die eines Schulzen ein.

Die Bildung einer Gemeinde geschah meistens wie der Zufall die Leute auf der Reise oder in den Quartieren zusammengeführt und befreundet hatte. Niemand dachte an Landsmannschaft oder an Religionsunterschied. Pfälzer, Elsasser, Badener, Würtemberger, Hessen, mitunter einige Ungarn und Böhmen — Lutheraner, Katholiken und Calvinisten hatten nur einen Zweck, den, sich bald im Besitze eigenen Landes zu sehen, und man befolgte willig die Worte des seligen Contenius an die Aeltesten: bei Ernählung seines Ansiedelungsortes darf niemanden aus irgend einem Grunde ein Zwang angelegt werden; eine jeder wähle selbst wo es ihm gut däucht, und beschuldige, wenn er einen Mißgriff gethan hat, nachher niemanden.

(Fortsetzung folgt.)

Plan einer englischen Colonie in Cochinchina.

Das Journal of the Indian Archipelago (Junius) spricht am Ende einer Reise nach Cochinchina von einem Plane, eine englische Niederlassung auf cochinchinesischem Gebiet anzulegen. Wer den Plan entworfen, ist nicht gesagt, doch ist von dem Residenten, Hr. Chapman, ausdrücklich bemerkt, daß mehrere Mitglieder der königlichen Familie nebst den Mandarinen, welche in Bengalen gewesen waren, den Verfasser angegangen hätten, allem aufzubieten, um die Regierung von Bengalen zu einem solchen Schritte zu bewegen; sie würden einen solchen Plan aus allen Kräften unterstützen, und dahin wirken den gesetzmäßigen Heerscher auf den Thron zu heben, und das Volk von dem jetzigen Druck zu befreien u. s. w. Wichtiger als diese Erwägungen möchte wohl seyn, daß die Franzosen schon oft Handel mit Cochinchina angefangen haben, und bei den fortdauernden Verfolgungen der Christen und der Missionäre jeden Augenblick wieder anfangen könnten. Dann wären Turen ein Hafen von äußerster Wichtigkeit für die Schifffahrt nach China, nach Japan, nach dem indischen Archipel, und ein Punkt der sich mit wenig Mühe und Kosten stark befestigen ließe. Bekanntlich hatten die Franzosen ihr Auge auf diesen Punkt schon vor 1789 gerichtet, und Officiere mit einigen Truppen hingeschickt. Bei den Betrachtungen der Franzosen, in jenen Meeren Wegelagerer-Posten zu errichten, wäre es gar nicht unmöglich, daß sie jetzt wieder mit solchen Planen umgingen, und daher die Aufforderung an die ostindischen Compagnie dort eine Niederlassung zu gründen. Man sieht, daß demnächst ganz Hinterindien in den Strudel des Kampfes europäischer Mächte hineingezogen werden soll.

Chronik der Reisen.

Kießlers Aufenthalt an der afrikanischen Westküste.

(Fortsetzung.)

St. George, den 5, 9, 46. Das Wetter im August war nicht gerade so schön als vorm Jahre, da dieser Monat in der Regel frei von Regen ist

und wir während desselben doch mehrere hatten; wir sind nun in der siebenten Regenzeit, und sie ist, wie gewöhnlich, halbschürig. Ueberhaupt kann man die Regenzeit, wenigstens hier in dem eminalschen Landstriche, recht gut mit dem Sommer Deutschlands vergleichen. Eine merkwürdige Erscheinung habe ich an den Georginen in dem Gouvernementsgarten, von denen ich in diesen Blättern bereits gesprochen, beobachtet, nämlich diejenigen, die doppelt gefärbt sind, wie Roth mit Weiß oder umgekehrt, theilen sich wieder in den Grundfarben, so daß ein Stock oft rothe und weiße, diese jedoch immer noch ein wenig an den Rändern gefärbte, Blumen trägt; zuweilen hat eine rothe ein einzelnes weißes, oder eine weiße ein einzelnes rothes Blatt; jedenfalles ist diese Wirkung des heißen Klima's. Auch viele andere europäische Küchenpflanzen ist gepflanzt, und wenn diese auch trägt, so steht sie doch dürftig und übertreibt sich.

In den hiesigen Gewässern kreuzt jetzt ein mexicanischer Freibeuter, eine schöne, gut bewaffnete Fregatte, welche unter Autorisation ihrer Regierung auf alle nordamerikanische Schiffe in Folge des Krieges dieser beiden Staaten Jagd macht. Kürzlich ist auch wieder von Mydah ein Schiff mit 1360 Sklaven glücklich nach Bahia gesegelt; welch ein Gewinn, da die Sklaven an der Küste 1½—2 Unzen kosten und in Amerika mit 20—30 bezahlt werden!

Die Tiger werden jetzt hier recht unverschämt, mehrere sind des Mittags in ganz belebten Theilen der Stadt begegnet worden, ja kürzlich ist gegen 7 Uhr einer von einem Baum der sogenannten Herrenalles hier auf eine Frau mit einem Kinde auf dem Rücken und einem Topfe Malachee auf dem Kopfe gesprungen, den sie mit einem Schrei hat fallen lassen, worauf der Tiger gefüchtet ist. Auch die Hyänen kommen des Abends in die Stadt, um Hunde, besonders aber Schweine zu rauben, und fürchten sich im mindesten nicht vor dem Menschen, wie sie im Gegentheil häufig folgen, besonders wenn er von einem Hausthiere begleitet ist.

Accra, den 23 September 1846. Immer war es mein Wunsch gewesen, die ganze Goldküste wo möglich — wenigstens in ihrer kaupt sächlichen Ausdehnung — zu sehen, und mich nicht allein auf Elmina und wenige andere Plätze beschränken zu müssen; doch es fand sich nur selten eine Gelegenheit dazu, und diese wenigen verhinderten mich, Umstände zu benutzen. Endlich konnte ich mir Hoffnung machen, diesen Wunsch zu befriedigen, indem mir der Gouverneur offerirte, ihn auf seinen bevorstehenden Expeditionsreisen nach Accra und Arim, und den dazwischenliegenden Plätzen zu begleiten, und unerwartet schnell sollte sich die eine davon an die Hand stellen. Die Einwohner der dicht an einander stehenden englisch und holländisch Accra's hatten nämlich Palaver mit einander bekommen, in welchem verschiedene Menschen getödtet worden und sah ganz holländisch Accra abgebrannt war; dieses nun auszugleichen, reiste der Gouverneur direct hierher, wo sich schon seit einiger Zeit der englische Gouverneurs Minutet befand. Ein Canot mit dem jungen lichten Transkeiner (Herrman Lash) und einigen Gütern von uns wurde vorausgeschickt, und wir brachen den 15 Sept. früh 4 Uhr per Kord von Elmina auf, passirten Cape Coast ⅞,7 und gelangten, ⅜8 Mannee vorbeigehend, um 10 Uhr in Anamaboe an, wo wir vom Fort mit Kanonendonner empfangen wurden; wir stiegen bei Hrn. Stanley ab, frühstückten da und setzten ½12 unsere Reise weiter fort, passirten ¼1 Cormantyn und gelangten, nach fürchterlichen Mühseligkeiten und zweistündigem Laufen am Strand, im Wald und über Felsen, da die Nacht in so unweitbarer Gegend es nicht räthlich machte, sich tragen zu lassen, endlich gegen 6 Uhr in Tantum an, wo wir die Gastfreundschaft des Hrn. Hughes in Anspruch nahmen, der zwar nicht selbst da war, aber sich durch Hrn. Hanson vertreten ließ. Dieß war eine Partforce-Tour und eigentlich eine Reise von zwei Tagen, die wir nicht in einem unternommen hätten, wäre der Gouverneur nicht sehr pressirt gewesen und hätte Mr. Mostan (früherer englischer Gouverneur) uns nicht versichert, daß er selbst zu Fuß die Strecke von Anamaboe bis Tantum in fünf Stunden zurückgelegt hätte. Den andern Morgen ½9 setzten wir unsere Reise weiter fort und kamen um 11 Uhr nach Apam, wo wir bis 1 Uhr im Fort verweilten, dann aber weiter nach Winnebah zogen, wo wir um 4 Uhr ankamen und bei Hrn. Sam. Bannerman (Sohn des alten B. in Accra, des reichsten und nobelsten Kaufmanns dort) abstiegen, und sehr erfreut mit Behagen die freie Hospitalität unseres Wirthes genossen. Des andern Morgens um 7 Uhr zogen wir wieder von dannen, gelangten um 10 Uhr nach Barracoe, von wo wir nach kurzer Rast den entsetzlichen und langweiligen Weg längs dem dürren Dünenstrande nach Accra zurücklegten, gegen 8 Uhr hier ankommend. Der Gouverneur war mir so weit voraus, daß ich nicht sehen konnte, daß er erst in das englische Fort und dann zu Hrn. Bannerman ging, wo der englische Gouverneur und der ihm begleitende Officier, Hr. Stewart, abgestiegen waren, da ihr, wie unser Fort, unmöblirt ist; darum ging ich direct nach Gouverneur, war daselbst jedoch nicht lange, als der Gouverneur Dorr und der dänische Gouverneur Kastensen (von dem er inotirt worden), mit Stewart und dem jungen James Bannerman kamen, welcher letztere mich in seines Vaters Haus mit Dan der Ds nach England gegangen ist) baus lud, und darauf bestand, ihm noch diesen Abend zu folgen, was ich mit Vergnügen that, da dieß das vornehmste und comfortabelste Haus an der Küste ist; mit größter Artigkeit ward ich von Charles B., Sohn des B. sen. und sein Stellvertreter jetzt, empfangen.

Accra, den 24 September 1846. Wie unangenehm mußte es mir nun seyn, daß ich in diesem Hause, wo Luxus, Eleganz, Gebrgenheit und der feinste Anstand heimisch sind, wo sich täglich der beste Theil der hiesigen Societät und der Fremden versammelt, in meinen schmutzigen und durch einen Fall sehr zerrissenen Reiseklleidern erscheinen mußte, ja daß ich genöthigt war, mir Wäsche geben zu lassen, um nur wenigstens in diesem Punkte reinlich zu seyn; mir um so unangenehmer aber, als ich ebenso bei dem großen Diner mich präsentiren mußte, welches den Tag nach unserer Ankunft (den 18 September) Gouverneur Kastensen zu Ehren des Geburtstages Christian VIII gab, und wo alles entweder in voller Uniform oder dem feinsten Civil erschien; wie seltsam nahm ich mich neben den drei Gouverneurs und unter den schimmernden rothen englischen Uniformen aus, wie contrastirten all die Ehren und Aufgeschmogen, die man mir erwies, mit meinem Aeußern — doch nicht immer ist es wahr: „Kleider machen Leute.“ Leicht wird man begreifen, daß diese Fatalitäten, die in so gebildeter Gesellschaft, welche sich zu eigener und fremder Behaglichkeit mit Anstand die sogenannte Küstenfreiheit zu eigen gemacht hat, durchaus nicht drücken, wenn sie auch in Europa, zumal unserm lieben Deutschland, tödlich peinlich gewesen wären, daraus hervorgingen, daß die Leute mit unserer fahrenden Habe zurückgeblieben waren. Die Conversation wurde wieder in vier Sprachen geführt, unter denen die deutsche nicht die letzte waren, da die Dänen meist auch deutsch sprechen, und besonders Gouverneur Kastensen recht gut; dennoch wurde ich angenehm überrascht, als ich im reinsten Deutsch, ohne den mindesten Accent angesprochen wurde, nämlich von H. Schiel, einem Württemberger und Mitglied der Baseler Mission, die im Gebiete der dänischen Niederlassungen ihren Wirkungskreis entfaltet.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Das assyrische Denkmal am Nahr el Kelb bei Beirut. Hr. Oppert hat dieß Denkmal (einem Schreiben desselben im Journal Asiatique, August-September, zufolge) besucht, und die von assyrischen Inschriften bedeckenden Sculpturen gesehen. Mehrere Reisende hatten behauptet, dieß Denkmal habe mindestens ägyptischer Beigaben, und haben bereits einen Rahmen mit dem Namen Rhamses bemerken wollen. An allem dem ist nichts, das Denkmal ist rein assyrisch, und Oppert hat aus dieser Beobachtung ein starkes Mißtrauen gegen die Berichte ununterrichteter Reisenden geschöpft.

Die französischen Franciscaner in Aegypten haben eine Waisenschule in Cairo eröffnet.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 280. 22 November 1852.

Eine persische Karte von Meschhed über Bochara nach Balkh.

Das Bulletin de la Soc. de Géogr. (September) theilt nach einer Uebersetzung Garcin de Tassy's eine Reiseroute von Meschhed über Bucharа nach Balkh mit, welche von einer mit allerlei Figuren bemalten Karte begleitet ist; das Itinerar rührt nämlich von einem persischen Ingenieur her, und da wir sehr wenig neuere Reisen aus dieser Gegend haben, und der Perser natürlich ohne alles das Aufsehen reiste, was sich an alle Schritte eines Europäers heftet, so hat er Dinge bemerken und mittheilen können, welche Europäern verborgen bleiben. Wir können aus diesem sonst sehr trockenen Itinerar nur einzelne Punkte ausheben.

Der Verfasser ist der Ansicht, daß Meschhed das alte Thus sey, die Stadt, wo Harun Erraschid und Baber starben, Nasireddin und der bekannte Firdusi geboren wurden; diese Angabe, wenn sie sich bestätigen sollte, würde manchen Zweifel in der mittelalterlichen Geographie des nordöstlichen Persiens lösen. [1] Meschhed hat jetzt noch 40,000 Einwohner, und gilt als die Hauptstadt Chorasans. Von Meschhed kommt der Reisende nach Tschahar Kumbus (die vier Kuppeln), was eine Entfernung von acht Parasangen ist, von da nach Mayerun, sieben Parasangen, mitten durch Berge, auf denen von Strecke zu Strecke Thürme zur Bewachung des Landes errichtet sind, und hinauf nach Schulik, wo eine warme Quelle ist. Gleich darauf befindet sich der Reisende an dem Flusse von Sarakhs, der eigentlich Murghab (Vogelfluß) heißt, in der Richtung nach den Dschihun fließt, diesen aber nicht erreicht, sondern unterhalb Merw einen kleinen See bildet, in der regnerischen Zeit strömt bis zum Dschihun durchzudringen scheint. Von Merw meldet er eine Merkwürdigkeit, die, daß es eigentlich zwei Städte dieses Namens sind, nämlich Als-Merw, oder das Merw Schah Dschehans, und eine neue, zwei Parasangen davon entfernte Stadt, das Merw oder Merw Mohammet Hirkantschie. [2] Das alte Merw ist jetzt verlassen, aber die Zeit hat die Einschreibungsmauer der Burg nicht zerstört. Fünfhundert Schritte davon ist noch ein Merw, das von Sultan Sangiar, wo man das Grab dieses Fürsten findet, nebst mehreren Gebäuden und zahlreichen Thürmen. Gegen Norden ist noch ein großes Schloß, das jetzt keine Bestimmung zu haben scheint. Seddiket, der den Artikel mittheilt, stellt die Frage auf, ob alle diese Bauten in der einst im Mittelalter so berühmten Stadt Merw eingeschlossen gewesen seyen? Jedenfalls scheint sich die Bevölkerung nach der andern Seite des Flusses in das Merw Mohammed Hirkandschie gezogen zu haben.

Der Verfasser überschreitet nun den Orus, der hier eine Parasange Breite hat, beschreibt die reiche Ebene zwischen dem Strom und Bochara, so wie diese Stadt selbst. Von da ist der Weg nur kurz bezeichnet, doch spricht er von mehreren Ruinen. Es hat allen Anschein, als ob man bei einer ungehinderten Besichtigung des Landes noch gar manches Merkwürdige aus alter Zeit finden könnte. Von Balkh weiß der Perser manche moslemitische Merkwürdigkeiten zu erzählen, doch sind auch alte Sagen nicht ganz verklungen: im Innern des Schlosses habe sich der Thron von Kajomars gefunden aus einem einzigen Stück eines rothfarbigen Olivenstammes, und wenn man den frommen Moslems glauben darf, von den Divs oder bösen Geistern ausgemeißelt. Jetzt soll Balkh eine Einöde seyn, nur die Veste sey noch übrig mit etwa 500 Häusern; die Stadt, von der nichts mehr übrig, habe einst einen Umfang von sechs Parasangen gehabt. Es ist augenscheinlich, daß die Sagen von der alten Größe Balkhs, der einstigen Residenz der uralten Perserkönige, noch nicht ganz untergegangen sind.

[1] Ritter (Erdk. 8881) nimmt an, Meschhed (d. h. das Grab, so genannt von dem Grab Iman Rhja's) sey eine neuere, aus dem kleinen Orte Sanabadz entstandene Stadt in der Nähe von Thus.

[2] So und nicht Gurian ist der Name geschrieben; der alte Name Hortamen tritt also wieder auf.

Die Colonien in Neurußland.

(Fortsetzung.)

Die deutschen Colonien insbesondere.

Die deutschen Colonien sind die bedeutendsten in Neurußland durch die Zahl der Bewohner sowohl als auch durch ihr Betragen, obwohl manche eben durch ihre vortheilhafte Stellung zu Grunde gegangen sind. Die armen Würtemberger, welche in der Heimath mit einem kleinen Stückchen Gaeten oder Weinberg hatten zufrieden seyn müssen, welches allerdings bei der sorgwährenden Theilung nicht mehr hinreichte eine Familie zu ernähren, die deßhalb im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod hatten essen müssen, und mit religiösem Sinne den Spruch wahrhaft befolgt hatten: bete und arbeite, — diese sahen sich auf einmal im Besitz einer bedeutenden Feldmark, von der sie sehr leicht leben konnten. Sie hatten aber noch so viel zur Viehweide dabei, daß ihnen der Verkauf des Viehes ein reiches Einkommen gewährte. Als aber die Kinder der ursprünglichen Colonisten ihr Besitzthum theilten, da verengte sich der Raum zum Fortkommen wieder; sie waren aber hier aus einem ackerbauenden Volk, welches die Eltern gewesen waren, ein Hirtenvolk geworden, besonders ihre Enkel. Die Hirtenvölker sind an die schwere Arbeit des Ackerbauers nicht gewöhnt; die Enkel fanden daher sich bereits beengt, und sahen sich nach eben so großen Flächen um, um dort wie ihre Großeltern, das Vieh sich selbst überlassend, bedeutenden Gewinn zu suchen. Religiös waren sie auch geblieben; allein ihr Wahlspruch hieß wie bei den Faulen, und deren gibt es überall: bete, damit du nicht arbeiten darfst! Darauf mauderten in den Jahren 1842 und 1843 so viele, besonders Würtemberger, aus den neurussischen Colonien wieder aus, um in der Moldau und Walachei Land zu suchen. Der damalige russische General-Consul Reigebaur gab sich Mühe, die-

selben bei den Bojaren als Bauern anzubringen; allein es war nicht möglich denselben Eigenthum zu schaffen, in die gutsherrlichen Verhältnisse der dortigen unglücklichen Bauern aber zu treten, konnte ihnen nicht gerathen werden; daher sehr viele über die Donau nach Bulgarien zogen, um dort neue Sitze zu suchen.

Die Mehrzahl der deutschen Colonien befindet sich in Bessarabien, besonders in dem sonst nicht zur Moldau gehörigen Theile, weil dort noch dasselbe gutsherrliche und bäuerliche Verhältniß herrscht, welches schon frühere Hospodare zu Gunsten der Bauern hatten vergeblich mildern wollen, allein der Bojar bleibt sich gleich an dem Pruth, wie an der Oder und der Weichsel.

Die compacteste Colonistengegend nicht fern des schwarzen Meeres ist oberhalb des Sees von Kunduk oder Sassik, unfern der Mündung des Sarata, besonders aber von der Mündung des Kunduk oder Kogilnik aufwärts, bis zu dem ehemals tatarischen Dorfe Abuke, Tschabo aufwärts, welches jetzt von Bulgaren bewohnt wird. Von hier südlich finden sich folgende evangelische Colonien: Leipzig, Kolm, Beressina an dem Kunduksusse, worauf die katholische Colonie Kranna folgt; dann wieder an diesem Flusse weiter abwärts die evangelischen Colonien, Paris, Frere Champenoise I, und eine Meile vom rechten Ufer entfernt Frere Champenoise II; ferner am gedachten Flusse weiter abwärts, Töplitz und Brienne, und eine Meile weiter abwärts Gnadenthal; eine Meile weiter vom rechten Ufer entfernt liegen die Colonien Dennewitz und Ploßk; weiter von dieser Linie entfernt liegen auf der rechten Seite dieses Flusses die ebenfalls evangelischen Colonien Kahbach, von der obengenannten Colonie Beressina etwa sechs Meilen entfernt, Tarutino, und weiter Malojaroslawetz I und II. Bulgarische Colonien umgeben die westliche Gränze der deutschen Colonien.

Bei dem obenerwähnten Brienne fällt die Tschaga in den Kunduk, dort liegt Areis oder Arzis I, und diesem ersteren Fluß aufwärts die ebenfalls evangelischen Colonien Friedenthal, und über drei Meilen diesem Fluß aufwärts die Colonien Klöstitz und Borodin, 1½ Meilen von dem eben erwähnten Beressina entfernt. Endlich ist noch die bedeutende Colonie Sarata an dem Flusse dieses Namens und die daran gränzenden Colonien von Lichtenthal zu erwähnen, sämmtlich evangelische Colonien.

An dem nördlich an diese Colonistengegend gränzenden Dorfe Formaschika erkennt man die walachischen Bewohner, wogegen die auf das Meer zu liegenden Dörfer Tatar Bunar, Bauschalik und Tschischme den tatarischen Ursprung verrathen.

Das Comité für die fremden Einwanderungen befördert ein seit dem Jahre 1846 angefangenes Unterhaltungsblatt für die deutschen Colonien; es erscheint in Odessa in wöchentlichen Blättern und wird unter dem besondern Schutze des obengenannten wirklichen Staatsraths Baron v. Rosen von dem Colonisten Saubereggen redigirt, worin schätzbare Nachrichten über diese Colonien und guter Rath für Deutsche mitgetheilt wird, woraus wir folgende Auszüge geben.

1) Oertliche Nachricht über den Fortschritt der Landwirthschaft in den südrussischen Ansiedlungen.

In den Colonien Süd-Rußlands zählt man 1,309,915 Deßjatinen urbaren, 107,042 Deßjatinen unbrauchbaren, 7632 mit Waldung bepflanzten, in allem 1,424,619 Deßjatinen Landes. Die Bevölkerung besteht aus 95,342 Seelen männlichen und 88,293 Seelen weiblichen Geschlechts, in allem 183,635 Seelen, welche in 21,987 Höfen wohnen, wornach in runder Zahl 8⅓ Seelen auf jeden Hof kommen.

Im Jahre 1846 besaßen dieselben an Vieh:

Pferde	84,653	Stück.
Ochsen . . .	64,292	
Kühe . . .	107,114	
Ueberhaupt Rindvieh . . .	171,406	
Schafe	1,197,838	

Die Getreideaussaaten waren:

Wintergetreide . . .	32,694	Tschetw.
Sommergetreide . . .	182,171	
Kartoffeln	18,361	

Die Ernte des Jahres 1846.

Wintergetreide	166,310 Tschetw.	oder das 5te Korn.
Sommergetreide	775,555 „	„ 4¼ „
Kartoffeln	51,629 „	„ 2⅞ „

Die Fürsorge-Comität hat Maaßregeln getroffen, damit die in den Molotschner Mennoniten-Ansiedlungen angenommene Vierfelderwirthschaft mit Brache, deren Nutzen sich durch langjährige Versuche bewährt hat, zur Ausbreitung und Verbesserung der Landwirthschaft überall in den Colonien eingeführt werde. Diese Ordnung ist in den Bezirken Chortitz, Mariupol und Berdjansk fest begründet und wird in den Bezirken der Molotschner Colonisten und Liebenthal nach und nach eingeführt, woselbst auch die im Jahre 1846 versuchsweise auf Brachfeldern geschehenen Aussaaten sehr glücklich ausgefallen sind. In dem letzteren Bezirke haben diese Versuche nachstehende merkwürdige Ergebnisse gestellt. Der Winterweizen auf Brachfeld gab das 22te, auf den andern Feldern nur das 6te Korn. In den übrigen Bezirken ist noch keine Last erwacht eine regelmäßige Feldwirthschaft einzuführen, und beschränken sich die diesseitigen Bemühungen bloß auf sorgfältigere Bearbeitung des Bodens. Auf dieser Laufbahn ist es schwer durch Zwang zu wirken: um aber die mit verjährten Vorurtheilen und Gewohnheiten befangenen Menschen von dem Nutzen der Einführung besserer Ackergeräthe, der Düngung des Bodens, des Samenwechsels zu überzeugen, dazu bedarf es mancher vorläufigen Versuche und besonders der Mitwirkung der in den Colonien errichteten landwirthschaftlichen Vereine.

Uebrigens hat sich die Fürsorge-Comität im Jahre 1846 einen Vermittler erworben, dessen Einfluß wohlthätig auf die Beförderung der Landwirthschaft in den Colonien wirkt. Auf die Entscheidung der höchsten Stelle ist die Herausgabe einer Monatsschrift für deutsche Ansiedler im südlichen Rußland unter dem Titel „Unterhaltungsblatt“ bewerkstelliget worden. Dieses Blatt hat den Zweck, die Pflanzer mit allen ihnen zugänglichen Verbesserungen bekannt zu machen, und wird ohne Zweifel unter denselben Wißbegierde und Wetteifer erwecken.

Der Ackerbau bildet den wichtigsten Erwerbszweig der Colonisten: im Jahre 1846 wurden nach den eingesammelten Nachrichten durch dieselben etwa 220,000 Tschewert Getreide für die Summe von 835,000 Rubel Silber verkauft. Hier muß bemerkt werden, daß im Jahre 1846 nur die in den Gouvernementen Taurien und Jekaterinoslaw liegenden Colonien eine gute Ernte hatten; in dem Gouvernemente Cherson und der Provinz Bessarabien hingegen fiel sie zum Theil sehr kärglich aus.

Zur Einfriedigung der Felder mit lebendigen Hecken wurde im Molotschner Mennoniten-Bezirke schon im Jahre 1845 geschritten und im Jahre 1846 mit Erfolg damit fortgefahren.

Ueber dieses wurden im J. 1846 in den Bezirken: Chortiz, Liebenthal, Kutschurgan und Beressan die Post- und einige andere Wege mit tiefen Gräben eingefangen und der Aufwurf derselben mit Bäumen besetzt, welche zugleich zur Einfassung der Felder dienen. Dieser Versuch ist schmerlich der erste in Südrußland.

Außer den Heuschrecken, welche überall, wo sie sich zeigten, auch vertilgt wurden, erschien auf den Feldern der Colonien, besonders in der Umgegend von Odessa, eine unzählbare Menge Brachkäfer.

Die dagegen angewendeten Mittel blieben ohne Erfolg. Die Raupen fügten den Obstbäumen, welche ungeachtet vieler Anstrengungen nicht alle gereinigt werden konnten, großen Schaden zu.

Der Futterkräuterbau ist in Südrußland noch in der Kindheit, aber auch in dieser, sowie in vielen andern Beziehungen, gehen die ausländischen Ansänger den andern Ansiedlern mit gutem Beispiele voran. In einigen Colonien in der Keim geht der Futterkräuterbau schon in die Feld- und Wechselwirthschaft über. Im Jahre 1846 wurden die Versuche im Futterkräuterbau, obgleich im kleinen Maßstabe, in den Bezirken Liebenthal und Beressan und bei den Molotschner Colonisten fortgesetzt, beziehungsweise im ersten, woselbst durch die Bemühungen des Oberschulzen Krauß einige wohlgesinnte Wirthe zu diesem Geschäfte ermuntert worden sind. Bei der anhaltenden Dürre konnten die besagten Versuche keinen günstigen Erfolg haben, nichtsdestoweniger hat die gelbe Luzerne und zum Theil die Esparsette Stand gehalten.

Eine künstliche Bewässerung der Wiesen und Felder findet aus Mangel an Wasser in den Colonien nicht statt; zur Zurückhaltung des Wassers aber sind beinahe in allen Colonien Teiche und Dämme. In dieser Hinsicht wurde im Bezirke Chortiz, welcher im Jahre 1845 durch die Ueberschwemmungen des Dnepr's gelitten hat, im J. 1846 bedeutende Arbeiten unternommen.

In den Colonien des jekaterinoslawschen und taurischen Gouvernementes sind zum Ausdreschen des Getreides überall steinerne Walzen eingeführt, und dieses Mittel, sogar daselbst wo gute Dreschmaschinen vorhanden sind, als das wirksamste anerkannt worden. Es ist zu bedauern, daß der Mangel dazu tauglicher Steine der Einführung dieses Werkzeuges in den Colonien des Gouvernements Cherson und der Provinz Bessarabien, woselbst bis jetzt das Getreide durch Pferde ausgetreten wird, im Wege steht.

Nach dem Ackerbau ist die Viehzucht unstreitig der wichtigste Erwerbszweig der Colonisten. Bei dem Umfange der hiesigen Viehzucht stellt die Verbesserung derselben einen Zweck von besonderer Wichtigkeit dar, weshalb vorzügliche Aufmerksamkeit auf die Erwerbung guter Zuchthengste und Bullen verwendet wird. Der ersteren zählt man 256, der letztern 718. Diese Zahl befindet sich beinahe ausschließlich in den deutschen Ansiedlungen vor. Zur Verbesserung der Viehzucht und Unterhaltung des Zuchtviehes wurden im J. 1846 aus den Gemeindesummen 4077 Rubel 7 Kop. Silber verausgabt. Ueber dieses wurden zur Verbesserung der Schafzucht in den mariupoler Colonien für die dortige gemeinschaftliche Schäferei 600 Mutterschafe und 25 Böcke bester Gattung gekauft, das dazu erforderliche Geld aber durch den Verkauf der brackirten Schafe derselben Schäferei gewonnen.

Die Heuernte des Jahres 1846 war dem größten Theile nach sehr unbefriedigend, aber, mit Ausnahme der Bulgarencolonien in Bessarabien, dennoch an Mitteln zur Unterhaltung des Viehes kein Mangel. Der Gebrauch der Strohmesser, Häckselstühle, nimmt in den deutschen Colonien überall zu.

Die deutschen Ansiedler, welche bei allen Feldarbeiten Pferde anwenden, halten das Rindvieh um der Milch willen und ziehen in dieser Hinsicht die Friesländer Gattung, welche hier unter dem Namen „molotschner“ bekannt ist, jeder andern vor. Die Milcherei ist bei den Mennoniten sehr befriedigend eingerichtet, jedoch vernachlässigen auch andere deutsche Ansiedler diesen Wirthschaftszweig nicht, welches man daraus schließen kann, daß im Jahre 1846 für 70,865 Rubel Silber Käse und Butter verkauft wurde.

Der Erlös aus dem Verkaufe des Viehes gewährte im J. 1847 ebenfalls eine ansehnliche Summe.

Es wurden verkauft:

Pferde . . .	4,075	Stück
Rindvieh . .	15,473	—
Schafe . . .	94,400	—

In allem für 280,260 Rubel Silber.

Die Wolle bildet bei der Menge der Schafe in den Colonien ebenfalls eine sehr wichtige Erwerbsquelle.

Der Gartenbau nimmt in den Colonien Südrußlands bedeutend zu. Im Laufe des Jahres 1846 wurden in verschiedenen Colonien 185 neue Obstgärten angelegt, und seit dem J. 1847 bestehen in den Colonien 16,501 Gärten. Im J. 1846 wurden in diesen Gärten 134,900 Obstbäume gesetzt; die Anzahl aller Obstbäume in den Colonien beträgt zum Jahr 1847 in allem 3,618,000; in dieser Zahl sind enthalten: fruchttragende 1,296,000 und veredelte 501,000; Obst wurde verkauft für 10,639 R. S. Der Erlös ist freilich unbedeutend, aber die Ursachen sind: der Mangel an Absatz und der Mißwachs des Obstes in vielen Colonien ursächlich der außerordentlichen Verbreitung der Baumraupen.

Zur Gärtnerei muß man auch den Tabaksbau rechnen, welcher Zweig beinahe ausschließlich die Ansiedler der kleinen Colonie Baltotschakrak in der Krim beschäftigt, aber seit einiger Zeit auch mit einigem Erfolg in den Bezirken Chortiz, Mariupol, Molotschna, Berdjansk, Liebenthal, Kutschurgan und Beressan betrieben wird. In allem beschäftigen sich 629 Familien mit dem Tabaksbau, baeunter 9 in der Colonie Baltotschakrak. Im J. 1846 wurden 1192 Pud Tabak gewonnen, unter welcher Zahl allein die Colonie Baltotschakrak 250 Pud hat; verkauft wurden 377 Pud, in runder Summe zu 2 Rubel 80 Kop. Silber das Pud. Im J. 1846 wurden auf Verfügung der Fürsorge-Comität Samen der besten Tabaksorten zur Vertheilung unter die Ansiedler in die benannten Bezirke verschickt.

Ohne Zweifel wird der Tabaksbau in den Colonien eine glänzende Zukunft erreichen, aber es ist unumgänglich nothwendig, daß die Personen, welche sich damit beschäftigen, sich auch die nöthige Fertigkeit erwerben, weshalb von Seiten der Fürsorge-Comität den Colonisten umständlich gedruckte Anweisungen vertheilt und Belohnungen für die sich hierin Auszeichnenden bestimmt worden sind.

(Schluß folgt.)

Französische wissenschaftliche Expedition nach Süd-Amerika.

Hr. Gm. Deville, der schon den Grafen von Castelnau auf einem Theil seiner Reisen begleitet hatte, wurde von dem Minister des öffentlichen Unterrichts mit einer neuen Forschungsreise betraut. Er soll sich vorerst nach Rio Janeiro begeben, die Provinz San Pablo durchreisen, Ita berühren und die Pampa von Pourana durchwandern, hierauf über den Tiete und Parana nach Porto de San Guechala am Paraguay gehen, diesen bis Assumpcion hinabfahren und später wieder hinauf bis Villamaeina in der Provinz Matto Grosso. Von da soll er nach Villabella, der Hauptstadt dieser Provinz, gehen, den Guapore, Madeira und Maranon hinabfahren bis Para, unterwegs die Mündung des Rio Negro in den Amazonenstrom untersuchen und die Umkreisung Brasiliens beendigen, indem er an der Küste hin über Pernam-

huco und Badia nach Rio zurückkehrt. Eine Commission der Akademie der Wissenschaften, bestehend aus den HH. Elie de Beaumont, Dumeril, Jussieu, Pouillet und Serres, hat sie den Reisenden sehr umständliche Instructionen entworfen. (Bull. de la Soc. de géogr. September.)

Chronik der Reisen.

Kieslers Aufenthalt an der afrikanischen Westküste.

3. Vierter Abschnitt.

(Schluß.)

Den andern Tag war wieder eine Fete bei Gouverneur Karstensen, bei der ich leider nicht erscheinen konnte, da ich früh 8 Uhr Fieber bekam, das mich schon den Nachmittag wieder verließ, so daß ich um 7 Uhr beim Diner erscheinen konnte. Den andern Morgen 20, 9, ging ich mit Gouverneur Dorr, nachdem ich einer großen Verhandlung desselben mit dem König und den Großen von Hell. Accra beigewohnt, nach Dän. Accra — nicht per pedes, sondern in kleinen Wagen, die von 6—8 Menschen gezogen werden. Ich befand mich ganz wohl, doch auf einmal mitten unter dem Ritsch bekam ich wieder das Fieber (1/3); ich legte mich in G. Do. Bett, dann jedoch um 7 Uhr wieder auf, um wenigstens bei dem Diner anwesend zu seyn, mit dem man auf mich wartete, kehrte aber erst den andern Morgen zurück. Gegen 1/2 9 Uhr 21, 9 im englischen Accra angekommen, fesselt mich wieder das Fieber, und den andern Tag den 22ten 1/2 3 nach M. wochmals; hier aber nahm ich von den Chininpulvern, die mir Gouverneur K. geschickt hatte, und es ist gestern nicht wieder gekehrt, hoffe auch daß es ferner nicht einkehrt, denn ich habe gestern wieder Chinin genommen. Es ist ganz merkwürdig, daß ich hier in diesem trockenen und für gesünder gehaltenen Landstrich das Fieber bekommen habe, da ich es während der ganzen Regenzeit und auch lange vorher nicht gehabt hatte, doch schreibe ich es der Strapatze der Reise, so wie den kalten Nächten zu, denn hier weht Tag und Nacht eine sehr starke Brise, wenn es auch in der Sonne sehr heiß bleibt. Merkwürdig ist auch die Art der Wiederkehrens; gewöhnlich haben die täglichen Fieber ein Spatium von 24 Stunden zwischen sich, ich aber hatte es den einen Tag 1 1/2 9, den andern 1/2 3 u. M., den folgenden wieder 1/2 9 früh und den andern wieder 1/2 3 u. M. Accra ist eine schöne Gegend, flach, nur wenig unkultirt und mit niedrigem Buschwerk besetzt, zwischen denen sich zahlreiche bald gelbe, bald rothe, ziemlich hohe Pyramiden der Termiten erheben; den Hintergrund nehmen sehr malerische Gebirgszüge ein. Das Palaver ist gestern beendigt worden, die Englischen müssen den Holländischen gegen 100 Unzen an Werth restituiren. Morgen früh werden wir wahrscheinlich die Rückreise antreten.

Eines Unfalles muß ich hier noch erwähnen, der bei dem Feuern des Salutes in unserem Fort sich ereignete, wobei nämlich ein Mann beim Laden eines Stückes nicht vorsichtig genug war und das Zündloch nicht zuhielt, weshalb sich die Patrone entzündete, den Ladstock herausschleuderte und dem Soldaten den einen Vorderarm und die andere Hand abriß, so wie eine Wunde am Kopf beibrachte; doch ist er glücklicherweise den dritten Tag gestorben.

Elmina, den 2, 10, 46. Endlich hatte der Gouverneur das Palaver ausgeglichen; engl. Accra muß bell. A. eine Schadenersatzung von 1200 Gabes Gauris, 2 Orbest Rum und 2 Stück Rindvieh bezahlen; 1 Gabes Gauris ist 2000 Stück, 2400 aber haben den Werth von 1 Dollar, demnach sind 6 Gabes 5 Dollars. Wir hatten den Donnerstag — 24, 9 — noch ein Diner bei Gouverneur Karstensen, wobei ich einen sehr hübschen Stock von Ebenholz von ihm erhielt, und traten den andern Morgen — Freitag, den 25, 9 — früh 3 Uhr unsere Rückreise an. Ich übergehe alle Details, und bemerke nur, daß wir in allen holländischen Plätzen mit großem Gepräng — Schießen, Trommeln u. s. w. — empfangen wurden und daselbst mehr oder weniger lang verweilten, da der Gouverneur einen neuen Pennen-Contract abschließ, was seit 50 Jahren nicht geschehen war. In Barcalon sahen wir das erwartete dänische Kriegsschiff — wahrscheinlich die Brigg Aller — passiren, in Apam hatten wir Quartier Krieg, wobei schon ein Todter und ein Verwundeter waren, als wir glücklicherweise noch früh genug ankamen, um wieder Frieden zu stiften; in Germanimm und Mouree war alles ruhig. Den 28, 9. um 4 Uhr trafen wir wieder glücklich hier ein.

Zu meinem großen Leidwesen habe ich hier einen Brief vom Capitän Peuchgarte vorgefunden, worin er mir anzeigt, daß ihm empfangene Briefe seines Hauses nöthigen, zweimal nach dem Gabeon zu gehen, so daß seine Adresse erst im Januar oder Februar erfolgen wird. Es ist mir sehr unangenehm, daß dadurch mein Lieblingsplan, über das mittle und schöne Frankreich zu gehen, vereitelt wird, und ich nun genöthigt bin, die Passage auf einem englischen Schiffe zu nehmen.

Auch Freund G. Baalsch traf ich hier wieder, leider segelte er vergestern schon wieder ab, doch war ich denselben Tag mit ihm an Bord seines Schiffes, der dänischen Schoenerbrigg Arolph.

Die accraische Sprache ist gänzlich verschieden von der fantischen, die an der ganzen Küste verbreitet ist und um die Hauptniederlassungen gesprochen wird; die Palavers sind demnach ziemlich unkärtirt, da doppelte Dolmetschung nöthig ist. So heißt z. B. im fantischen die Ameise patakan, im accraischen aber enera, woven auch der Name herkommt, da um Accra unendlich viele Termitenhügel sind. Das Akanlasche und Aschantische ist auch von dem Fantischen verschieden, doch scheinen sie gleiche Stämme zu haben, da die einen die andern wenigstens der Hauptsache nach verstehen.

Mit großem Leidwesen erfuhr ich im dänischen Accra den Tod des mit dem vorjährigen dänischen Kriegsschiffe herausgekommenen Beamten Schumacher — Sohn des bekannten Mannheimer Astronomen in Kiel — dessen Bekanntschaft ich hier in Elmina machte, wo er in Begleitung zweier Officiere von Bord zum Diner war, einem der angenehmsten, dem ich begegnete. Er war ein sehr angenehmer und gebildeter junger Mann, mit sehr guten Aussichten, da der Gouverneur Karstensen künftiges Jahr die Küste verlassen will und er freien Platz einnehmen haben würde; auch gefiel es sich sehr gut in Accra — und doch mußte er ein Opfer der Landesluftseuche an den neunten Tage werden.

Es sind Nachrichten von England angekommen, nach denen der Oberst Van der Eb und Lieutenant Orth mit der Gnade von 17 August nach glücklicher Reise gesund und wohlbehalten in London arrivirt sind. Immer kommen Briefe, die aber an mich, ich kann De Bruin nicht begreifen, besonders mich, warum er die Briefe, die ihm von zu Hause doch zugehen müssen, nicht über England schickt.

Nachtemerlung der Redaction. Es waren bereits Briefe angekommen, aber sie meldeten Hrn. Kiesler den Tod seines Vaters, worauf er ohne Verzug nach England reiste, und ohne sich dort aufzuhalten, den Weg über Holland nach Dresden nahm, wo er Anfangs März 1847 antam. Die trübe Lage seiner Familienangelegenheiten bewog ihn, trotz der gemachten Gesahrungen, abermals den wahrhaft stänzenden Anerbietungen der holländischen Regierung zu folgen; er warf zum Angenieur en Chef mit Majestrang ernannt, und schiffte sich am Anfang Octobers abermals nach der Goldküste ein. Sein Tagebuch an der Goldküste beginnt wieder mit dem 19 Decembre 1847, enthält aber nur wenige Seiten. Die letzten Zeilen sind vom 18 Januar 1848, wenige Tage darauf verschied er an den Folgen einer Diarrhöe, die er, wie es scheint, anfangs zu gering angeschlagen hatte.

Ein merkwürdiger Dolmen. Die Alterthumsforschung kommt in Frankreich immer mehr empor, und die Revue archéol. wird reicher. Im Meerwerthell ist unter anderm eines Dolmens in der Nähe der Mühle von Dunneauweir, im Arrondissement von Boulogne dun auf dem linken Lorenser getacht. Der aus zehn mächtigen Steinen besteht, von denen zwei auf den andern der Art aufliegen, das wenigstens der eine bewegsich sein mußte. Der größte derselben, eben der, welcher fall schwebend ist, hat eine Länge von 2.72 Metres, und liegt etwa drittehalb Metres hoch auf dem einen der Steine auf, so daß das Ganze gegen 4 Metres Höhe hat. Der Berichterstatter, ein Hr. Doublet de Boisthibault, bemerkt, daß Form und Anlage dieses Dolmens der Aufsicht, daß sie zu Menschenopfern bestimmt gewesen, starken Verdacht thue.

Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 281. 23 November 1852.

Das türkische Anlehen.

Wenige Fragen sind in neuerer Zeit so vielzig besprochen worden als das türkische Anlehen, obgleich die Summe, die es beträgt, keineswegs sehr bedeutend ist. Es müssen also andere Rücksichten, als die des Geldes, zu Grunde liegen, und das wird auch von keiner Seite geläugnet; indeß ist durch das viele Hin- und Herreden die Sache noch nicht eben viel klarer geworden, und gerade die Ursachen, weßhalb das Anleihen einen so tiefgehenden Antagonismus hervorrief, liegen noch durchaus im Dunkeln. Der französische Gesandte soll eine sehr heftige Sprache geführt und mit seiner Abreise gedroht haben, wenn das Anleihen nicht anerkannt würde: so lauteten die Nachrichten, der Moniteur wußte aber von einer so energischen Sprache nichts, auch tadelte er die Pforte nicht. Ein nicht geringerer Widerspruch herrscht bezüglich Englands: der englische Geschäftsträger Rose soll anfangs zwar mit dem französischen Gesandten gegangen seyn, dann aber umgewendet, und die Politik Rußlands und Oesterreichs, welche eine Verwerfung des Anlehens forderten, begünstigt haben, während die Sprache der englischen Blätter gleich anfangs der türkischen Regierung ungünstig war und jetzt immer bitterer wird. Welche Intriguen hier zu Grunde liegen, ist für den Fernestehenden, Nichteingeweihten durchaus unklar, und nur Eines, die Verlegenheit und innere Zerrissenheit der Pforte, ist außer Zweifel. Die Bedingungen des Anlehens, wie man vorangestellt hat, sind es nicht, welche den Streit hervorriefen, sondern das Anleihen selbst: die Pforte kannte die Bedingungen des Anlehens seit dem 12 Sept., seit dem 22. desselben Monats war sie im Besitz aller auf das Anleihen bezüglichen Actenstücke. Dennoch verlautete von einem Zweifel an der Anerkennung nichts bis zum 4 Oct.;[1] erst dann begannen die Berathungen im Diwan; wäre die Sache bloß financieller Natur, so wäre sie ohne Zweifel in zwei bis drei Tagen entschieden gewesen, aber andere rein politische Erwägungen müssen die Entscheidung gehindert haben. Am 10 October schrieb die türkische Regierung an die Directoren der Bank, daß „der Diwan, dem auf Befehl Se. kais. Maj. die Frage über das Anlehen vorgelegt worden sey, in diesem Augenblick noch keinen bestimmten Entschluß über dieselbe gefaßt habe.“ Während dieser Periode des Zweifels kam die erste Einzahlung des Anlehens zu Konstantinopel an, und wie englische Blätter behaupten, gerade noch recht, um die Bank von Konstantinopel von der Zahlungseinstellung zu retten. In den nächsten Tagen muß die Verwerfung des Anlehens entschieden worden seyn, denn am 17. ging die Nachricht nach Triest ab. Da vom 12 oder spätestens vom 22 Sept. an nicht ein Schimmer von Zweifel verlautete, so ist die zwischen dem 4 bis 10 Oct. auftauchende Vermuthung, daß das Anleihen verworfen werden könne, als ein Beweis zu erachten, daß die Gegner derselben schon ihre Batterien gerichtet hatten, und der im Schreiben der Regierung an die Bank vom 10 Oct. ausgesprochene Zweifel über eine als sich von selbst verstehend betrachtete Sache ist bereits einer Verwerfung gleich zu achten.

Um und in dieser Dunkelheit zurecht zu finden, müssen wir vorerst die eigentliche Ursache und Bedeutung des Anlehens untersuchen, worüber das Journal des Debats vom 10 Nov. einen über vier Spalten langen Artikel bringt, der viel richtiges, nichts eigentlich unwahres enthält, doch aber die Sache etwas zu einseitig auffaßt. Die Pforte ist seit einer langen Reihe von Jahren in ihrem nationalökonomischen und finanziellen Zustande zurückgekommen, und hat, um sich zu helfen, zu dem unglücklichsten Mittel das ein Staat ergreifen kann, zur Münzverschlechterung seine Zuflucht genommen. Das Uebel ist sehr alt: der Piaster, der ursprünglich fast dem spanischen gleich stand, ist allmählich so schlecht geworden, daß er jetzt nur noch ¹/₄ Frank oder 7 kr. rh. gilt — aber nicht werth ist. Die größte Verschlechterung fand eine Zeit lang nach dem Frieden von Kainardschi (1774) statt, wo er plötzlich auf etwa einen Gulden Conventionsmünze (2 fr. 60 c.) sank; seitdem ist er immer schlechter geworden, und während er noch den jetzigen gesetzlichen Bestimmungen 23 Centimes gelten soll, ist er, wenn wir dem Journal des Debats glauben dürfen, nur 10 oder 12 werth. Letzteres ist wohl etwas zu viel behauptet, und mag sich nur daraus erklären, daß einige Emissionen noch schlechter als gewöhnlich ausgefallen sind. Die Pforte hat nämlich eine Thorheit begangen, und, um der Münze etwas aufzuhelfen, zum Theil unter Abdul Meschid wieder etwas besseres Geld geschlagen, was die einfache Folge hatte, daß dieß bessere Geld zusammengekauft und aufgespeichert oder eingeschmolzen wurde. Nach Ubicini (in seinen Lettres sur la Turquie I. p. 294) hat „die Münze bis zur Regierung Mahmuds, während welcher Werth und Form der Münze sich bezüglich der Goldes 35mal, bezüglich des Silbers 37mal geändert haben, sich stets verschlechert. Im J. 1629, wo die Kupfermünze Beschlit (von beschi fünf) geschlagen wurde, um die russische Kriegsentschädigung von 11½ Mill. Ducaten zu zahlen, fiel der Piaster auf 20 Centimes, was noch seinen innern Werth überstieg, der nicht ganz 13 betrug.“

Dieß mußte für den Handel die verderblichsten Folgen haben, und ein Hr. Chabaud, Director der Escomptebank zu Marseille, ließ sich darüber schon vor zwei Jahren im Semaphore von Marseille

[1] Die Daten sind zu bemerken, da die französischen Dampfboote, mit denen die Bank ihre Correspondenz mit Marseille, Paris und London unterhält, am 5, 15 und 25 jeden Monats abgehen.

folgendermaßen vernehmen. „Die aufeinanderfolgenden Münzverschlechterungen, durch welche die türkische Regierung sich leichte Hülfsmittel zu verschaffen glaubte, war nur eine versteckte Auflage, und zwar von der schlimmsten Art; für die mit der Türkei handeltreibenden Länder waren sie eine unabläßige Ursache von Täuschungen und Verlusten: Waaren, die gegen Wechsel auf lange Sicht und zu einem in Piastern stipulirten Preise verkauft wurden, mußten für die Einfuhrkaufleute starke Verluste ergeben, sobald es sich während der Münzverschlechterungen darum handelt, die Piaster des Großherrn in Wechsel auf Frankreich umzuwandeln.“ Um der Sache abzuhelfen, wurde eine neue etwas bessere Münze geschlagen, die alte außer Curs gesetzt, und befohlen sie in die Münze einzuliefern. Diese Umwandlung begann im Jahr 1844; da aber von der neuen Münze nur etwa 200 Millionen Piaster geschlagen wurden, die für den Umlauf nicht genügten, so blieben die alten Münzen im Umlauf, und die neuen, als werthvoller, verschwanden daraus. Die fremden Kaufleute wollten natürlich nur fremde Münzen, die ihrem angeborenen Werth entsprachen, oder die türkischen Piaster nach ihrem wahren Werth nehmen, und so wäre das Land sehr schnell seiner baaren Geldmittel gänzlich beraubt worden, die Steuern aber dann gar nicht mehr einzutreiben gewesen. Um diesen unvermeidlichen Gang aufzuhalten, wurde die Bank in Konstantinopel errichtet, welche es über sich nahm, Tratten auf Marseille, Paris und London zu einem festen Curs auszustellen, nämlich zu 110 Piaster für 1 Pfd. St., zu 173 Paras (4 Piaster 13 Para) für 1 Frauken. Diese Manipulation konnte nur Verlust ergeben, denn die Bank oder vielmehr die hinter ihr stehende Regierung mußte die Differenz zwischen dem wirklichen und dem fixirten Münzwerth ersetzen. Ubicini (im angeführten Werke p. 299) berichtet: „nach einem von der kaiserlichen Bank im Journal de Constantinople veröffentlichten Bericht betragen die Tratten, welche sie in den zwei Jahren vom 1 März 1848 bis 1 März 1850 dem Handel ausstellte

auf London	635,479,016	Piaster.
auf Marseille und Frankreich	168,225,151	—
auf Wien	6,555,393	—
Zusammen	810,259,560	—

Der Gesammtverlust für diese beiden Jahre war 26,282,744 P. oder 3¼ Proc. der Gesammtsumme, abgesehen von den sonstigen Verwaltungskosten der Bank.“

Man wird nun vollkommen verstehen, was es heißt, wenn das Journal de Constantinople vom 24 Oct. d. J. über die jetzige Krise sich folgendermaßen vernehmen läßt: „bekanntlich wurde die Bank von Konstantinopel nur errichtet, um die Wechselgleichheit zwischen dieser Hauptstadt und Europa aufrecht zu erhalten, und den Handelsoperationen des Landes alle mögliche Regelmäßigkeit zu geben. Sie besteht seit etwa 10 Jahren, und seit dieser Zeit hat sie, um den Zweck ihrer Einrichtung zu erreichen, in Folge des mißbräuchlichen Tarifs der fremden Münzen große Opfer gebracht. Wir glauben nicht zu übertreiben, wenn wir den mittlern Verlust jedes Jahr auf etwa 15 Mill. Piaster angeben, was also einen Gesammtverlust von 150 Mill. Piaster macht.“ Nicht der Tarif der fremden Münzen war mißbräuchlich, sondern das Verhältniß des innern Werthes der türkischen Münzen zu dem vom Gesetz bestimmten. Das Blatt setzt ferner auseinander, daß der kaiserliche Schatz nicht im Stande gewesen sey, dieß Defizit zu decken, daß die Verlegenheiten durch die große Geschicklichkeit und den Credit der Bankdirectoren, J. Alleon und Emm. Baltazzi, bis jetzt überwunden worden seyen, aber „vielleicht eines Tages unüberwindlich geworden wären.“ Unter diesen Umständen war, wie das Journal sagt, nichts zu machen, als ein Anlehen in Europa zu suchen. Das Anlehen war indeß schon gemacht, denn die Bank von Konstantinopel schuldet an französische und englische Häuser 40 — 45 Mill. Fr., die großentheils von Nov. bis Jan. fällig werden; würden diese Tratten nicht bezahlt, so mußte sich die Bank insolvent erklären, und die türkische Regierung mit ihr. Um dieß zu verhindern war schon im Junius ein Anlehen im Werk; vermöge eines Decrets vom 10 Junius sollten 36 Mill. Fr. entlehnt werden mit 6 Proc. Interessen, 1 Proc. Prämie und 2 Proc. Commission, zahlbar in 4 Jahren vom Tribut Aegyptens und der Donaufürstenthümer; [1] dieß reichte nicht nur nicht, sondern auch vier Jahren wäre man auch wieder einer Schuld von 60—80 Millionen Piaster entgegengestanden. Das Anlehen kam nicht zu Stande, eben so wenig ein zweites von 40 Mill., das die Rückzahlung in zehn Jahren und auf den Tribut Aegyptens — nicht der Donaufürstenthümer — versicherte. Endlich kam es zu dem jetzigen Anlehen, das die Rückzahlung auf 23 Jahre vertheilte und zu Stande kam, aber von der Pforte verworfen wurde.

Der Vorwurf, den namentlich die englischen Journale, doch auch, wenn gleich minder herb, die französischen der türkischen Regierung machen, daß sie mit der Verwerfung gewartet habe, bis die erste Einzahlung in Konstantinopel angelangt gewesen sey, ist kaum begründet, denn einerseits sollten die Schulden in Europa mit dieser Anleihe getilgt werden, und andererseits konnte es wenig helfen, diese erste Zahlung anzunehmen, wenn man sie in wenig Wochen wieder zurückschicken wollte. Wir müssen die Erklärung in den widerstrebenden und sich bekämpfenden politischen Interessen suchen. Der Einwurf der Alttürken ist geradezu lächerlich, denn man hat schon lange Interessen an Ungläubige gezahlt, und zwar sehr wucherische; das Journal des Débats vom 10 Nov. sagt geradezu: „die Regierung des Sultans hat durch Vermittlung der Bank seit einigen Jahren 40 bis 45 Mill. Fr. von dem westlichen Europa entlehnt — denn so viel betragen jetzt die Schulden der Bank auf die Plätze von London und Marseille — und dieß Geld ist ihm durchschnittlich auf 15 bis 20 Proc. zu stehen gekommen, da der complicirte Mechanismus der Operationen es unmöglich machte, das Geld wohlfeiler zu erhalten.“ Zudem mußte sich Abbas Pascha, den man um Hülfe anging, gleichfalls nach Europa wenden, und hat auch dort ein Anlehen von sechs, nach andern von 7½ Mill. Fr. gemacht, und muß, abgesehen von andern Spesen 6 Proc. zahlen; dieß Anlehen ist in England gemacht worden. Ob nun die türkische Regierung die Interessen zahlt oder Abbas Pascha, der Koran kommt immer dabei zu kurz. Zudem kann die Verwerfung des Anlehens zu Maßregeln in der Türkei führen die den Ulemas noch weit minder angenehm seyn werden, wenn es sich darum handelt, das türkische Defizit wirklich zu decken. Dieß ist die Einziehung der Wakufs oder religiösen Fideicommisse, die schon früher unter Izzet Pascha, dem Manne der Varna den Russen überlieferte, angetragt wurde. Doch auf dieß Capitel werden wir erst eingehen, wenn es sich um die unerläßlichen finanziellen Reformen in der Türkei handeln wird, Reformen, die sich nicht mehr verschieben lassen, wenn nicht die Türkei gänzlich zerfallen soll.

Wollen wir nach einer Erklärung der Anlehensgeschichte suchen, so müssen wir die Interessen der europäischen Mächte in Erwägung ziehen. Das Journal des Débats vom 10 November

[1] Aegypten zahlt 30 Mill., die Walachei 2, und die Moldau 1, also 33 Mill. Piaster oder 7,590,000 Fr.

eröffnet und wenigstens die eine Seite, indem es sagt: „die ungeheure Wichtigkeit dieser Sache liegt darin, daß man hoffen konnte, dieß sey der erste Schritt der Türkei auf der Bahn zu ihrer Rettung, indem sie eintrat in die Finanzgesellschaft der europäischen Völker, indem sie die Laufbahn des Credits betrat, wodurch sie nach und nach aus ihrer jetzigen kläglichen Münzlage hinauskommen, ihre Verwaltung, welche die Hälfte der steuerbaren Gegenstände entschlüpfen läßt, verstärken, ihre Häfen, ihre Straßen herstellen, Eisenbahnen bauen und aus den reichen Erzeugnissen eines herrlichen Gebiets Nutzen ziehen könnte, das von selbst die fremden Capitalien und den Credit anzöge, wenn nur die Regierung und das Volk wüßten, daß es möglich sey sie auszubeuten." Die Türkei sollte auf die Bahn der „europäischen Civilisation," auf alle die materiellen Verbesserungen geleitet und zugleich in die finanziellen Netze Europa's verstrickt werden, und da die Türken sich dabei nicht hinreichend zu helfen gewußt hätten, so würde es an theilnehmenden Freunden nicht gefehlt haben. Die Franzosen haben sich mit der „Civilisation Aegyptens" mannichfach beschäftigt, und zum Theil dieselbe Thätigkeit in der Türkei entfaltet; in dem Maaße als Straßen angelegt, Bergwerke unternommen, Fabriken angelegt wurden, hätte man Franzosen in Menge kommen sehen. Aus Aegypten sind sie durch die Engländer hinausgeworfen worden, und in der Türkei will England sie nicht groß werden lassen. Darin liegt wohl der Hauptgrund, weßhalb die englische Regierung in der Person Oberst Rose's mit Rußland und Oesterreich gemeinsame Sache machte. Frankreichs Interesse ist es, zwischen Rußland und England die Wage zu halten, und in dieser Stellung sich einen Einfluß zu erwerben, der es in den Stand setzte, unter gewissen Eventualitäten die Bedingungen zu dictiren. Darum haben Rußland und England gemeinsam die Prätensionen der französischen Regierung in Bezug auf das heilige Grab zu nichte gemacht, und sind jetzt auch wieder in der Anleihefrage mit einander gegangen: denn die Zwischenmacht ist beiden unbequem. Die Sprache der englischen Journale bleibt aber sehr herb gegen die Türkei, aus dem einfachen Grunde, weil es das Interesse Englands eben sowohl wie das Frankreichs wäre, die Türkei in ein Netz von financiellen Verbindlichkeiten zu verflechten; nur möchte man nicht mit den Franzosen theilen; wahrscheinlich hat englische und französische Eifersucht in dieser Beziehung die Obligationen der türkischen Anleihe zu so fabelhaften Preisen, 10 Proc. über ihren nominellen Betrag, hinaufgetrieben.

Ob es wahr ist, was mehrere Blätter gemeldet, daß die russische Regierung der türkischen die nöthigen Fonds geliefert, um sich ihrer Verbindlichkeiten zu entledigen, müssen wir dahin gestellt seyn lassen; das Journal des Debats vom 25 Oct. hat es mit Bestimmtheit behauptet. Daß Rußland die Verpfändung der Einkünfte Aegyptens und der Donaufürstenthümer nicht gern sehen konnte, versteht sich von selbst, und es ist sehr charakteristisch, daß in dem ersten Decret bezüglich des Anlehens die Einkünfte Aegyptens und der Donaufürstenthümer verpfändet wurden, im zweiten, vom August datirten, nur die Aegyptens; man hatte also in der Türkei den Vorstellungen Rußlands in Betreff der Donaufürstenthümer nachgegeben, und bestand nur noch auf Aegypten, aber auch dieß wollte Rußland, vielleicht auch Frankreich, nicht, da es die Anwartschaft Englands auf dieses Land nur verstärken konnte; deßhalb kamen beide Anlehen nicht zu Stande. Darauf erst kam das dritte Anlehensproject, welches die allgemeine Garantie der Pforte in Anspruch nahm, welches aber schließlich verworfen wurde. Man ist mit Rücksicht darauf, daß die Pforte schon im vorigen Jahre ein Anlehen in England von 300 Mill. Piaster unter Verpfändung Candiens suchte, aber in Folge des Widerspruchs von Rußland und Frankreich nicht erhielt, gewissermaßen berechtigt anzunehmen, daß Frankreich jeder speciellen Verpfändung entgegen war und insoweit mit Rußland gemeinsam handelte; denn bei einer so speciellen Verpfändung konnte nur das semächtige England gewinnen und die Verpfändung gelteud machen. Bei einer allgemeinen Garantie des türkischen Reichs hatte England keinen Vortheil, weil es nicht die ganze Türkei in Anspruch nehmen konnte, wie Aegypten oder Candia, die gleichsam als Faustpfand gedient hätten. England stellte sich also in diesem Falle auf Seite Rußlands. Wir geben diese Erklärung bloß als Vermuthung, die einigermaßen als Leitfaden dienen kann, um sich in dem Wirrwarr der türkischen Verhältnisse zurecht zu finden. Hinzufügen müssen wir noch die von der Times ausgesprochene Drohung, daß „wenn Oesterreich und Rußland auf dem Wege, den sie in der Sache einschlagen, verharren sollten, sie sich der Gefahr aussetzen, künftig weder zu Paris noch zu London auf dem Geldmarkt eine Unterstützung zu finden." Man ersieht auch aus dieser Drohung, daß die Sache von einer viel größern Tragweite ist, als man nach der vergleichsweise unbedeutenden Summe von 50 Mill. Franken vermuthen sollte.

Der ganze Vorfall hat mit einemmal einen Einblick in die Bodenlosigkeit der finanziellen Verhältnisse der Türkei thun lassen, Verhältnisse, über welche Ubicinis Werk, das der Türkei keineswegs ungünstig gehalten ist, manches Licht verbreitet. Man ersieht auch daraus, daß die Unterschleife, über welche jetzt in den Zeitungen so viel Lärm gemacht wird, schon ein sehr altes Uebel in der Türkei sind, aber in jener ältern Zeit war der Staat noch kräftiger, das Volk noch wohlhabender und zahlreicher, darum wirkten sie nicht so verderblich aufs Ganze wie jetzt, wo die Türkei mit einem Budget von 160 bis 170 Mill. Fr. dasteht, und nur sehr tief in die Verfassung des Reiches einschneidende Reformen die Einnahme bedeuten helfen könnten. Dazu wird wohl der Türkei kaum Zeit bleiben, um so weniger, als seit mehr als einem Jahrzehend die Kräfte des nördlichen Theils desselben umsonst angestrengt werden, um den südlichen in Unterwürfigkeit zu erhalten. Die böse Stunde der Türkei scheint mit raschen Schritten heranzurücken, und die Auflösungsgeschichte nebst den zur Abhülfe ergriffenen, jedenfalls nur temporäre Hülfe gewährenden Maaßregeln ist ein starkes Symptom dieser Annäherung.

Die Colonien in Neurußland.

Die deutschen Colonien insbesondere.

(Schluß.)

Die deutschen Colonisten verbinden mit der Gärtnerei gewöhnlich auch den Gemüsebau, aber größtentheils, entfernt von Orten, wofelbst sie Absatz der Gemüse finden, beschränkt sich deren Anbau meist auf den eigenen Bedarf. Nichtsdestoweniger wurden im Laufe des Jahres 1846 durch den Verkauf des Gemüses, mit Einschluß des Mais und der Melonen, die Summe von 61,160 R. S. gewonnen, jedoch meist in den Colonien, welche in der Nähe von Odessa, Jekaterinoslaw und Simpheropol liegen.

Ungeachtet schon lange Maulbeerbaum-Anlagen in den Colonien bestehen, lag der Seidenbau dennoch bis jetzt darnieder und wird nur in den Bezirken Molotschna und Chortiz mit Erfolg betrieben, wofelbst die Erzeugnisse desselben sich von Jahr zu Jahr verdoppeln, und im J. 1846 Seide gehaspelt wurde:

im molotschner Bezirke 50 Pud 2 Pfund, im chortitzer 15 Pud 8 Pfund; über dieses beschäftigen sich mit dem Seidenbau die Colonisten der Colonie Josephsthal, Rückaldt und Jamburg, und in kleinerem Verhältnisse auch die Bulgaren, die Colonisten des liebenthaler und des molotschner Colonistenbezirkes; in allem wurde im J. 1846 in den Colonien Seide gehaspelt 83 Pud, davon verkauft 63 Pud, das Pfund zu 2 Rubel 88½ K. S.

Die schnelle Ausdehnung der Maulbeerbaum-Anlagen läßt uns hoffen, daß der Seidenbau sich bald nach Wunsch heben wird.

Im J. 1847 wurden 181,587 Maulbeerbäume gesetzt; in allem befinden sich in den Anlagen 562,270, in den lebendigen Hecken 56,747, in den Pflanz- und Samenschulen 564,678.

Die Bienenzucht wird bis bei einigen Wirthen betrieben, besonders in den Bezirken Mariupol und Chortitz.

Der Weinbau hat in denjenigen Colonien, woselbst ihm der Boden und die Lage günstig ist, eine außerordentliche Ausdehnung gewonnen; übrigens zeichnen sich die Colonisten weder durch Behandlung des Weinstockes, noch der Bereitung und Aufbewahrung des Weines von den andern Weinzüchtern dieser Gegend aus. Aus örtlichen Ursachen konnte der Weinbau bisher noch nicht in denjenigen Colonien eingeführt werden, von denen man auch in diesem Fache die größten Fortschritte erwarten dürfte, nämlich bei den Mennoniten und im mariupoler Bezirke. Im J. 1847 wurden neu angelegt 265 Weingärten und zum Jahr 1847 bestehen derselben in allem 12,670; Stutzreben wurden im Jahre 1846 gepflanzt 1,318,000, in allem bestehen Weinstöcke 17,702,000; Wein wurde gekeltert 207,154 Wedro. Davon wurden verkauft 115 000 Wedro, im Durchschnitte zu 64 K. S. der Wedro.

Die in den Colonien vorhandenen Waldanlagen wurden im J. 1846 gehörig besorgt und überdieß 12 neue Pflanzungen angelegt; im J. 1846 wurden, mit Ausschluß der 83 Colonien der in Bessarabien angesiedelten Bulgaren, überhaupt Waldbäume gesetzt 209,000; zum Jahr 1847 bestehen Waldbäume: in den Anlagen 1,858,000, in lebendigen Hecken 77,000, in Baum- und Samenschulen 1,072,000. Ueberdieß wurde im Laufe des Jahres 1846 ausgesäet Wald- und Maulbeerbaumsamen 80 Pud 20 Pfund.

Für Wald- und Seidenbau wurde aus den Gemeindesummen verausgabt 3262 R. S.

In Bezug auf den Häuserbau unterscheiden sich die Colonisten, mit Einschluß der Bulgaren, bei denen jedoch dieses Fach langsamer sich verbessert, schnell von allen andern ackerbautreibenden Ständen. Der Vorrang gebührt den Mennoniten und den Colonien des mariupoler Bezirks, aber auch die andern Colonien haben sich im Laufe des Jahres 1846 durch eine nicht geringe Anzahl neuer Gebäude verschönert; in der letztern Zeit ist die Aufführung geräumiger und schöner wirthschaftlichen Einrichtungen beinahe überall zum Bedürfniß geworden; im J. 1846 sind allein im molotschner Mennonitenbezirke 80 Gebäude verschiedener Gattung aufgeführt worden, unter denen 32 aus gebrannten Ziegeln gebaut und 24 mit Dachpfannen gedeckt sind. In welchem Maaße die vortreffliche Bauart fortgesetzt wird, läßt sich daraus schließen, daß die in demselben Mennonitenbezirke bestehenden Ziegeleien und Dachpfannenbrennereien im Jahr 1846 verfertigt haben: Ziegel mehr als 2,000,000, Dachpfannen mehr als 140,000 Stücke; die mariupoler und molotschner Colonisten folgen rasch den Mennoniten.

Die in den Colonien eingeführte Ordnung der Vertheilung der Ländereien und der Erfolge auf denselben begünstigt das Emporkommen der Handwerke und Gewerbe, welche einer bedeutenden Anzahl Familien, die kein Land benutzen, zum Broderwerbe dienen. Daher kommt es, daß in den Colonien, woselbst die Colonistenwirthe von den Kleinhändlern genau getrennt sind, und der Uebergang aus einem Stande in den andern erschwert ist, wie z. B. bei den Mennoniten, die Gewerbe sich bald vervollkommnen und sich in einem blühenden Zustande befinden. Im Jahre 1846 gab es Familien, welche sich ausschließlich mit Handwerken und Gewerben befassen, 2594, in Gilden eingeschriebener 32, auf Zeugnisse Handeltreibender 108.

Dennoch ist diese Anzahl Handwerker noch nicht hinreichend für die Colonien, weßhalb, vorzüglich bei den Mennoniten, alle Gewerbserzeugnisse theuer sind. Zur Vervollkommnung der Handwerke und Aufmunterung der Meister zum Wetteifer wurde im J. 1843 im molotschner Mennonitenbezirke eine Handwerkeransiedelung begründet, welche aber langsamen Fortgang hat, so daß im J. 1846 erst drei Häuser darin gebaut waren.

Handwerker befanden im Jahr 1846: Maurer 274, Zimmerleute 310, Schmiede 466, Tischler 214, Drechsler 46, Wagner 151, Faßbinder 218, Weber 214, Gerber 128, Sattler 19, Schlosser 28, Schuh- und Stiefelmacher 497, Schneider 545, Färber 51, Müller 235, verschiedene andere Handwerker 324; in allem 3790.

Das Lohnfuhrwesen beschäftigt nur wenige Colonialbezirke, theils weil diese Beschäftigung bei solchen Leuten, welche all ihre Zeit der Wirthschaft widmen, nicht zugänglich ist, theils wesentlich der örtlichen Lage der Colonien. Der Erlös für das Lohnfuhrwesen betrug im J. 1846 31,177 R. S. und wurde meist von den Colonisten der odessaer Ansiedlungen erworben.

(Aus dem Russischen übersetzt durch den Herausgeber der Unterhaltungsblätter.)

Von welcher Seite man auch in die Dörfer des Liebenthaler Bezirkes eintritt, wird man überrascht durch den Anblick regelmäßig gebauter Straßen mit vielen schönen, im Innern oft mit Aufwand ausgestatteten und bequem eingerichteten Häusern, mit reinlichen Höfen, geräumigen Stallungen und gewölbten Kellern, umgeben mit großen Baum- und Weinanlagen, und erquickt es lebhaft, man lebe unter Deutschen, welche sich ihre frühere Heimath hier gerne nachbilden möchten.

Fährt man auf dem Postwege von Odessa nach Großliebenthal, so findet man beim Eintritte auf die Colonialländereien den Postweg auf beiden Seiten mit Gruben und auf dem Walle derselben lebendige Hecken angelegt. Bald erblickt man die durch kaiserliche Freigebigkeit erbaute prachtvolle Landkirche, und überstieht beinahe das ganze Dorf mit seinen Gebäuden und Anlagen; die meist mit Vorrath bedachten Dreschplätze und Heuschober geben einen deutlichen Begriff von dem Betriebe des Ackerbaues, und lassen auf den Wohlstand der Einwohner schließen.

Das Comité für Sprache, Geschichte und Künste in Frankreich hat am 8 November eine erste, vorbereitende Sitzung gehalten, worin sich der Minister über die Richtung der Arbeiten aussprach. Die Liste der nicht in Paris befindlichen Mitglieder und der Correspondenten soll unverzüglich bekannt gemacht werden. Das Studium der Dialekte Frankreichs wird einen Hauptpunkt bilden, und die Revue archéol. vom November enthält in dieser Beziehung einen lesenswerthen Aufsatz von einem Hrn. Breuiler, der auf große linguistische Ergebnisse Hoffnung gibt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 282. 24 November 1852.

Ontariosee und St. Lorenzstrom.

(Von Franz Löher.)

Der Huronsee und der obere See sind von Feldbau, Gewerben und Handel der Menschen noch nicht belebt, sie haben deßhalb auch noch keine Stadt welche für die Geschäfte und Interessen der Menschen dort den Ton angäbe. Auf dem Gebiete des Michiganisees streiten Milwaukee und Chicago um diesen Vorzug, im Bereiche des Eriesees steht Buffalo obenan, aber Detroit, Cleaveland, Toledo keifern sich, ihm nachzufolgen. Auf dem Ontariosee aber ist Toronto die unbestrittene Herrscherin, wie auf dem obern St. Lorenz es Montreal ist und auf dem untern Quebek.

Die Stadt des Ontario hat ihren frühern einfachen Namen „York“ mit dem stolzen ins Gehör fallenden Indianernamen „Toronto“ vertauscht, weil, wie die Landesversammlung 1834 sagte, es der York zu viele gäbe. Diese Namenvertauschung war ganz amerikanisch. Auch das merkwürdig schnelle Wachsthum der Stadt, ihr lebhafter Verkehr, ihre gewagten Speculationen und maaßlosen Handelsunternehmungen sind ganz nach der Weise der Amerikaner, d. h. der Bewohner der Vereinigten Staaten. Denn sobald Toronto als ein wichtiger Verkehrsplatz erkannt wurde, frömten amerikanische Geschäftsleute dorthin und machten ihren Ton, ihre Art und Weise zu leben und Geschäfte zu betreiben, überwiegend. Aber unverkennbar hat die Stadt noch eine solide englische Grundlage, die Häuser sind fester gebaut, das Leben auf den Straßen ist geordneter, der Geschäftsverkehr nicht ganz so stürmisch und unsicher als in den amerikanischen Städten. In Toronto ist auch, obwohl die Stadt ebenfalls einen sehr bedeutenden Theil ihrer Bevölkerung aus Emporkömmlingen und „selbstgemachten Leuten“ bekommen hat, doch mehr Bildung und europäische Geselligkeit ansässig, als in den Städten auf der andern Seite des Ontario. Man findet sich dort in den Häusern der Engländer nach England versetzt; Officiere, Dandies, Damen in den neuesten Londoner Moden leben ganz auf englischem Fuß; jedoch reiten und fahren die Damen mehr und wilder als sie es in den Städten des Mutterlandes ihnen würden. Die Stadt erfreut sich eines vortrefflichen Hafens, den eine lange sandige Halbinsel bildet, welche sich neben der Stadt hinstreckt. Vom See aus nimmt Toronto sich nicht besonders aus, da es weder Thürme und hervorragende Gebäude hat, noch hoch liegt. Seine Ausfuhr besteht hauptsächlich in Getreide, Schiffs- und Bauholz, Ahorn, Ahornzucker und Pelzwerk.

Ich verließ Toronto am Nachmittag des 18 Octobers, und es war bereits in diesen nordöstlichen Gegenden eine solche Kälte möglich, wie bei uns an einem hellen Decembertage. Ich begriff vollständig die Fürsorge meiner Neuyorker Freunde, welche mir angerathen hatten, mich für den Ausflug dieser mit warmen Winterkleidern zu versehen, obgleich am Ende des Septembers über Neuyork eine brennende Hitze lag. Es war auf dem Ontariosee als wenn die Luft dumpf vor Kälte murrte, und es herrschte fortwährend jenes eigenthümliche Dunkel, welches bei uns der Vorbote von starkem Schneefall ist. Der See glänzte weithin wie ein Silberteller. Das südliche Ufer war nicht zu sehen, das nördliche zeigte dann und wann in der Ferne bewaldete Höhen. Kam man näher, so sah man am canadischen Ufer Sandbänen und kleinen Wald, das amerikanische Ufer ist dagegen dicht am See gleich hoch bewaldet. Bald waren wir mitten auf dem See und sahen wiederum nichts als Himmel und Wasser; aber die kurzen Wellen und der eigenthümliche am Land bemerkten auch einen, der kein Seewassermatrose ist, aber einmal die See besahren hat, daß man sich hier auf Süßwasser befindet. Die Luft auf der See hat etwas schweres und salziges, auf einige zehn bis zwölf Seemeilen Landnähe ist sie dagegen reiner, trockner, und alte Matrosen wollen darin einen Erd- und Baumgeruch spüren. So groß aber die amerikanischen Binnenseen sind, so arm sind sie an herrlichen Gestaden; man muß gänzlich auf die Gebirgslandschaften verzichten, von denen in Europa gewöhnlich die Seen umragt sind. Der Abend dunkelte bald heran, der Himmel blieb wolkenlos, aber es war als wenn er mit seinem dunkeln Grau sich kalt und schwer herniedersenkte, die Menschen auf dem Schiffe suchten ihre Ruhestellen, der Wind pfiff flosweise um die Masten und hohen Rauchsänge, das Boot aber brauste weiter auf der stillen dunkeln Wasserfläche. Vorher hatte ich noch einen eigenthümlichen Anblick. Es waren einige Compagnien englische Soldaten auf dem Schiffe, meist verlossene harte Gesichter, Leute in den vierziger Jahren, mit Spielern und Pfeifern, Weibern und Kindern und Sack und Pack. Die Tochter und Gouvernante der Familie des Obersten spazierten auf dem Verdeck umher und tanzten und lachten. Die einfyibige Steifheit, welche dem europäischen Reisenden auf den amerikanischen Dampfschiffen so widerwärtig ist, war hier auf dem englisch-canadischen Schiffe verschwunden. Vor dem Schlafengehen wurden die Soldaten in Reih und Glied auf dem Verdecke gemustert, auf das Commando zum Abtreten klatschten sie alle zugleich in die Hände. Ihr Anblick versetzte mich zurück in die Zeiten des siebenjährigen Krieges, wo die Regimenter aus angeworbenen Soldaten bestanden, die aus dem Dienen ihr ordentliches Handwerk machten.

In der Nacht konnte ich vor Kälte nicht schlafen, und als ich Morgens früh aufsprang, mir Bewegung zu machen, lagen

wir vor Kingston. Die Stadt liegt maleriſch an einer Hügelbai, der Waldwuchs auf ihren Höhen iſt jedoch ſpärlich. Auf den Hügelſpitzen welche in den See hinein treten, erheben ſich hellweiße Forts und ein Leuchtthurm. Die neue Markthalle in Kingston iſt ein großartiges Gebäude und in ſo reinem Styl, wie man ihn in den Vereinigten Staaten nur höchſt ſelten ſieht. Die Stadt liegt am Ausfluſſe des St. Lorenz-Stromes und des großen Rideau-Canals, ihr Handel iſt daher lebhaft, und ſie iſt für einen Theil der Waaren, welche den St. Lorenz hinauf- oder hinabgehen, der Stapelplatz. Sie iſt jetzt nicht bloß Regierungsſitz, ſondern auch, wie das benachbarte Sackett Harbour für die amerikaniſche, der Hauptſtand für die britiſche Flotte auf den Seen und hat geräumige Caſernen für 1500 Mann. An den Befeſtigungen wurde noch gebaut, und es hatte alles das Anſehen als könnte es bald wieder zum Kriege kommen. Auf der gegenüberliegenden amerikaniſchen Seite war ebenfalls ein kekes Fort zu ſehen, und hier wie am andern Ende des Sees bei dem Ausfluſſe des Niagara wehen die engliſche und amerikaniſche Flagge auf entgegengeſetzten Ufern.

Bemerkt man ſolche Anſtrengungen der Engländer, Canada zu behaupten, ſo denkt man unwillkürlich an die ſonderbare Lage, in welcher ſich England dieſer Provinz gegenüber befindet. Materiellen Vortheil bringt ſie ihm durchaus nicht, die Canadier ſchicken weder ihre eigenen Producte wohlfeiler nach England als anderswohin, noch kaufen ſie engliſche Producte theurer als dieß andere Länder thun, ſie ſelbſt aber haben Vortheile dort für ihren Bauholzhandel; jedoch nehmen ſie auch engliſche Waaren in ihre Provinz zurück, ohne dort den Schutzzoll der Vereinigten Staaten zahlen zu müſſen. Dagegen ſind die Ausgaben, welche England für die Verwaltung, Behauptung uſw Verbeſſerung der Canada's machen muß, beträchtlich. Die wirkliche Herrſchaft Englands iſt aber dort nur gering anzuſchlagen. Die regierende Macht der Provinzen liegt in ihrem einheimiſchen Parlamente, dieſem ſind die Miniſter verantwortlich; die Beſetzung der Colonialſtellen hängt hauptſächlich von ihm ab, und ſeine Beſchlüſſe treten ſofort in Kraft, als die Krone, welche den Gouverneur ernennt, ihnen nicht die Beſtätigung verſagt. Trotzdem läuft England fortwährend Gefahr, durch die Canadier mit den Vereinigten Staaten in Krieg zu gerathen, denn bei allen Streitigkeiten mit den Amerikanern — und der Anlaß zu ſolchen bietet ſich auf einer ſo weiten und ungewiſſen Gränze und bei einem ſo eigenmächtigen und auf ſeine Anſprüche ſo eiferſüchtigen Volke, wie die Amerikaner es ſind ſehr leicht dar — ſoll England mit ſeiner ganzen Macht für die Canadier eintreten, ohne daß es einmal das Recht hat, dieſelben zur Beſtreitung der Kriegskoſten zu beſteuern.

Dieſe Mißverhältniſſe treten je länger deſto ſtärker hervor, und es fehlt nicht an Stimmen in England, welche es für das Beſte halten, die Canadas ganz aufzugeben. Die engliſche Regierung ſcheint aber daran nicht zu denken, ſie weiß die politiſchen Vortheile zu ſchätzen, welche aus der Behauptung Canada's entſtehen. Die 2000 Meilen lange Gränze, mit welcher ſich die beiden Provinzen an die Vereinigten Staaten anſchließen, bietet zahlloſe Punkte dar, um engliſche Waaren nach Belieben in die Vereinigten Staaten einzuführen oder einzuſchmuggeln. Die Amerikaner können daher durch hohe Schutzzölle dem engliſchen Handel nicht allzuviel ſchaden, die Engländer aber können eben auf jener langen Strecke die amerikaniſche Induſtrie überwachen, und dem Aufkommen der Fabriken, insbeſondere auch in den weſtlichen Staaten, Abbruch thun. Im Fall eines Krieges mit den Vereinigten Staaten aber bietet der Beſitz der Canadas den Engländern die Gelegenheit, den Amerikanern auch zu Lande zu ſchaden, was ſonſt kaum möglich wäre, und es iſt dann ſchon ein Vortheil, den Feind in ſeinem eigenen Lande angreifen zu können. Geriethe aber Ober- und Unter-canada in die Hände der Amerikaner, ſo würden auch Neuſchottland und Neubraunſchweig, von allen Seiten von Amerikanern umringt, dieſen nicht lange mehr widerſtehen können, auch die pelzreichen Länder der Hudsonsbay-Compagnie würden ihnen zuletzt anheimfallen. Damit wäre dann der Herrſchaft Englands in Nordamerika überhaupt ein Ende gemacht. Daß die Amerikaner darnach trachten, die Engländer ganz vom amerikaniſchen Continent zu vertreiben, verhehlen ſie ſelbſt keinen Augenblick; der ſchöne Hafen von Halifax und der Alleinbeſitz der Neufundlandfiſchereien und der Pelzländer erſcheinen ihnen als höchſt wünſchenswerthe Dinge. Die beſiegten Engländer aber möchten Canada gern ſo lang als möglich halten, bloß um die Ländersucht der Amerikaner einzudämmen, und es iſt daher die Behauptung dieſer Provinzen für England auch ein empfindlicher Ehrenpunkt. Die Amerikaner aber werden mit jedem neuen Jahr einen neuen Zankapfel finden, den ſie England zuwerfen, und ſo oft man ſich des gegenſeitigen commerciellen Vortheils wegen wieder verträgt, ſo iſt es doch ſehr möglich, daß endlich auch den Engländern die Geduld reißt und die Ufer des St. Lorenzſtromes noch einmal vom Kriegsgetöſe wiederhallen.

Der St. Lorenz iſt gewiß einer der ſchönſten Ströme auf der Erde. Er unterſcheidet ſich zu ſeinem Vortheile von ſeinen nordamerikaniſchen Brüdern, er hat klares friſches Waſſer, große langgezogene Wellen und ſehr häufig maleriſche Ufer. Das Gewäſſer von treibenden, oder im Flußbette feſtgehaltenen Baumſtämmen, die kurzen, hochſtuthigen Wellen, die Menge von rohrbuſchigen Inſeln, die vielen gelben Schlammbänke und Untiefen, was alles man auf den übrigen amerikaniſchen Flüſſen unaufhörlich zu ſehen bekommt, fehlen dem St. Lorenz. Er ſtrömt immer ruhig, ſtolz und unbezwingbar, ſeine Geſtade verlieren niemals den wilden Reiz, aber er ſelbſt verliert nie das Helle und Majeſtätiſche. Als wir vom Ontariſee in den St. Lorenz hineinfuhren, war mir deßhalb dieſer Strom eine freudige Ueberraſchung. Eine lange Strecke freilich umgab ihn nur niedriges Felſenufer, von Menſchen und ihrem Anbau war nichts zu erblicken, wir fuhren wie in tiefer Wildniß. Selten einmal zeigte ſich eine arme, halb verfallene Blockhütte, und wo ein Städtchen ſich blicken ließ, ſtand es auf nacktem, ſteinigem Boden, eingeſchloſſen von ſpärlich bebüſchten Felshängen und anſteigender Waldung. Bedeutender nehmen ſich aus Ogdensburg auf der amerikaniſchen und gegenüber Prescott auf der canadiſchen Seite, da hat der Strom ein belebtes Anſehen. Aber erſchrocken iſt noch jetzt, wie viel freundlicher die amerikaniſche Stadt auftritt, als die gegenüberliegende canadiſche. Bei Prescott beginnen bereits die Stromſchnellen, doch ſind die Dampfſchiffe jetzt ſo feſt und zugleich ſo leicht gebaut, daß ſie darüber weggehen. Man merkt aber an dem Ernſt und Eifer, den Capitän und Schiffsleute annehmen, ſobald es in die Stromſchnellen geht, daß die Fahrt hindurch noch nicht ohne alle Gefahr iſt.

Nun kam auch die Fahrt durch den See von Tauſend Inſeln. Ob es gerade ſo viele ſind, weiß ich nicht, gezwiß hat ſie keiner gezählt, denn das wäre eine mühſame Arbeit. Ein paar Meilen weit ergießt ſich der Strom um und durch eine Unzahl von kleinen und großen Inſelbrocken, rings umher ſteht man nichts als dieſe waldbewachſenen Felsbänke, die eine ſteht der

andern ähnlich, und es gehört ein genaues Auge dazu, zwischen ihnen einen Verstoß aufzufinden. Der Rhein oberhalb Straßburg hat auch eine solche Inselmenge, aber die Rheininseln dort zeigen Schlamm und Weidengebüsch, diese St. Lorenz-Inseln nur Felsen und niedrige Bäume. Wer einmal längere Zeit durch die Schären der schwedischen und finnischen Küsten gefahren ist, kann sich den See von tausend Inseln lebhaft vorstellen. Aber die Schären sind wechsellos nur mit Tannen bekleidet, das Meer ist, wenn es nicht arg stürmt, ruhig zwischen ihnen. Die St. Lorenz-Inseln dagegen tragen den verschiedensten Baumwuchs, und der Strom umrauscht sie ohne Aufhören. Die tiefe Einöde, welche sie umgibt, der Wechsel von starrenden, rothen und braunen Felsufern, das Waldgewoge von allerlei Bäumen, einige Felsen wie von einander gerissen und mit tiefen Klüften, in welche das Wasser hineinschäumt, andere bloß mit Moos und Binsen überwachsen, andere wieder wie bloße Waldbüschel oder wie riesenhafte Bouquets und Tafelaufsätze aufragend, das stolze, fluthende Wasser, hier ein Kormoran unbeweglich von einem Aste ins Wasser schauend, dort ein fischender, einsamer Reiher, oder ein Flug wilder Enten auftauchend, dergleichen fort und fort sich wiederholend, machte einen eben so melancholischen als großartigen Eindruck. Immer wieder kamen neue Inseln und neue Felsengestalten. Noch nach hundert Jahren wird der Reisende auf diesem Ste der tausend Inseln sich in einer noch unberührten wilden Wald- und Stromlandschaft Amerika's glauben. Es unterhielt mich, Pistolenschüsse abzufeuern; schoß ich in die Luft vorwärts, so war der Knall matt und sofort verschlungen, zielte ich gegen einen Felsen, so gab es manchmal den merkwürdigsten krachenden Wiederhall. Endlich wurden die Inseln seltener, und nun fanden sich zu beiden Seiten hübsch bebaute Uferlehnen, abwechselnd mit nackten Haiden und Mooren.

Die Gegend zwischen dem St. Lorenz und dem Ottawa ist sehr fruchtbar, aber sie theilt bereits das Schicksal so mancher Landstriche in Amerika: man hat das Fett des Landes zu schnell abgeschöpft, ohne für die Nachbildung von andern durch Düngung und Pflege des Bodens zu sorgen. Unter den Bauernhäusern zeigte sich manches alt und steinern, auch die bloß von Balken aufgeführten waren viel besser als die amerikanischen Blockhäuser; hin und wieder kam auch ein Landhaus in altfranzösischer Art, mit einem Garten von regelrechten Baumgängen, Buchhäuschen, Buchsbaumlauben und Statuen. Alles hatte europäischen Anstrich, man meinte ganz aus Amerika heraus zu seyn. Im Sommer namentlich muß hier am kühlenden Strome herrlich wohnen seyn. Es ist ein merkwürdiges Stück Mittelalter in diese Gegend verpflanzt, welches sich hier im Norden Amerika's theilweise erhalten hat, während es in Europa abkam. Der französische König verlieh große Landstrecken (Seigneuries) an Adelige als Lehen unter der Nebenbedingung, bei jeder Veräußerung ihm ein Fünftel des Grundwerthes zu zahlen. Die Seigneurs geben den größten Theil ihres Landes wieder in kleinen Bauernlehen aus, die Uebernehmer (Habitans) zahlen davon eins Grundrente an Geld, Korn, Schweinen, Gänsen und dergleichen, und müssen als Laudemium geben ein Zwölftel des Kaufpreises bei Besitzveränderungen, welche nicht durch Erbrecht geschehen; der Seigneur hat außerdem freies Jagd-, Fischerei- und Holzungsrecht, sogar der Mühlenbann und das Vorkaufsrecht ist ihm vorbehalten. Gleichwohl leben die Habitans recht vergnügt; es ist ein gutherziges, genügsames und gastfreies Volk, sie arbeiten nicht mehr als sie gerade müssen, und wenn der Winter mit den Schlittenfahrten kommt, dann kutschiren sie von einem Hause zum andern und zehren darauf los, so lange Küche und Keller vorhält. Sie sind eben so sehr dem Auswandern, als Neuerungen und Verbesserungen abhold, und lassen sich nicht gern aus ihrer im Ganzen doch ziemlich trägen und einförmigen Lebensart aufstören.

(Fortsetzung folgt.)

Auszug in das Land der Zulahs.

(Von R. W. Plank.)

(Aus dem Englischen von Zschokke. Hoefer's Journal of Botany, October 1852.)

Nachdem wir von Natal aus den hauptsächlichsten und größten Theil unserer Gepäcks als Provision, Büchsen, Schachteln, Papier und Schießbedarf auf Wagen vorausgeschickt, brachen wir selbst, unsere Ochsen bestiegend, auf; denn diese müssen auf Küstenreisen ganz und gar die Pferde ersetzen, weil die letztern bei der häufig ausgestandenen Hitze und dem dürren Futter nicht aushalten. Die Equipage jedes einzelnen besteht gewöhnlich aus zwei Ochsen, einem zum Reiten und einem andern, dem Saumochsen, zum Tragen der Decken so wie der übrigen Bedürfnisse. Man muß sich zu vergewissern suchen, daß die Thiere inländische oder doch völlig acclimatisirt sind; denn sollte einer von beiden ermatten, so bleibt nur die Alternative, entweder den Rest des Tages zu gehen oder den weniger werthvollen Theil des Gepäcks zurückzulassen.

Am Umvoti entheilte ich in Bezug auf unsern beabsichtigten Weg jede wägliche Instruction. Da dieß die äußerste Missionsstation der Colonie ist, so sagten wir, indem wir sie verließen, all und jeder Civilisation Lebewohl. Zwei Tage brachten uns zum Tugella, der Gränze der Colonie. Die Gegend bot einen hübschen und einladenden Anblick dar, wethalb ich beschloß, einige Zeit zu rasten, sowohl um die Ochsen sich etwas erholen zu lassen, als auch um einen Einblick in die Flora der Gegend zu gewinnen. Das Land ist hier, wie in andern Theilen, hügelig, doch nicht so bedeutend, daß sich Reiz-Aussichten darbieten, und daher auch schön mit Wald bestanden. Die vorzüglichsten Holzarten bestehen aus zwei oder drei Arten Mimosen, Assagai- und Bastard-Stinkholz. In den hier häufig vorkommenden Schluchten finden sich noch viele andere Bäume und Sträuche. Einer der letztern, dem Laurus linus ähnlich, war förmlich mit Blüthen überladen und schwängerte mehrere Schritte weit um sich herum die Luft mit dem köstlichsten Wohlgeruche. Ein hübscher, rein weißer Crocus schmückte stellenweise den Boden; ebenso häufig fanden sich große, mit Cazania unicolor bedeckte Flächen. Ipomoea Nil oder eine dieser sehr ähnliche Art fand sich länge des Waldsaumes, und schwebende Büschel zweier Lycopodien sah man hier und da von den Gipfeln der Bäume herabhängen. Der Tugella-Fluß bildet einen breiten Strom und muß, wenn er während der Regenzeit gefüllt ist, einen furchterlichen Anblick darbieten. Wo wir ihn kreuzten, war das Wasser ungefähr 5—600 Schritte breit. Die Ufer selbst jedoch, zwischen denen aufgetrocknete sandige Flußbett lag, mußten beinahe eine (engl.) Meile weit von einander entfernt seyn. Wir hatten uns bereits vier Tage hier aufgehalten, und die Stelle war uns förmlich lieb geworden, als ich eines Abends, den Fluß hinabgehend, um einige Ibis für den nächsten Tag zum Mittagsessen zu schießen, meine erste Bekanntschaft mit dem Könige des Waldes, einem Löwen, machte, welcher wenige Schritte vor mir meinen Pfad kreuzte. Mit keiner oder doch nur einer schwachen Ladung im Gewehr konnte die geringste Unschlüssigkeit für mich sehr ernstliche Folgen haben. Dieser Vorfall machte unser Aufbrechen am nächsten Tage zur unbedingten Nothwendigkeit, wollten wir nicht den Verlust eines oder zweier Ochsen davontragen. Wir betraten daher am nächsten Tage das Zulah-Land. Ungefähr acht Meilen weit hatten wir eine gänzlich unbewohnte Gegend vor uns, und da das Reisegepäck nicht sobald zum Aufbruch in Ordnung gebracht war, wurde es unwahrscheinlich, daß wir, mit einer Karrenlegerlichkeit zusammentreffen. Es ward nothwendig, die größte Aufmerksamkeit auf den Weg zu verwenden und eine hinreichende Menge Nahrungsmittel mitzunehmen, denn die Kaffern sind das sorgloseste Volk, welches ich je getroffen. Solange noch ein Bissen da ist, wollen sie essen, wenn gleich sie die

Gewißheit vor Augen haben, den nächsten Tag hungern zu müssen; dagegen können sie aber auch eine erstaunlich lange Zeit ohne Nahrung aushalten, und haben, allen andern Wilden darin entgegengesetzt, keine große Leidenschaft für berauschende Getränke. Ihre Hauptleidenschaft ist die Verschleppung der sinnlichen Lust. Erhalten sie Branntwein, so genießen sie ihn; kaufen werden sie sich jedoch solchen nicht. Ich habe gesehen, wie sie Weinessig mit Wasser gemischt unter dem Namen „Zuaie“ (Kaffern-Grog) mit dem größten Wohlbehagen tranken — es kostete nichts.

Beim Eintritt in diesen Landstrich war es meine Absicht, denselben so nahe als möglich der See zu durchwandern. Dem allgemeinen Charakter desselben, so wie dem Umstande nach, daß er zuvor noch wenig besucht worden war, hatte ich Ausbeute genug, manches Neue zu treffen; wenige, sehr wenige Nächte zeigten, daß dieser Weg unausführbar war. Mit jedem zurückgelegten Marsche schien die Zahl der Hyänen und Tiger anzuwachsen, die zuletzt so dreist wurden, daß sie durch unsere Feuer allein nicht zurückgehalten werden konnten, und daß oft drei bis vier Gewehrsalven erforderlich waren, um sie abzuschrecken. Wir lenkten unsere Schritte deßhalb wieder nach der Straße. Das Ueberschreiten von zwei oder drei kleinen Flüssen brachte uns an den Umtilasi, einen schönen prächtigen Strom, entschieden der größte von allen, welche ich gesehen. Seiner Größe und der Nähe der See wegen glaubten wir, daß er unter dem Einflusse der Ebbe und Fluth stände. Da jedoch die Nacht einbrach und auf unserer Seite nur wenig Holz stand, beschlossen wir, sogleich überzusetzen; mein Lastesel weigerte sich ins Wasser zu gehen. Alles Schlagen und Zureden der Kaffern vermochte nicht, ihn dazu zu bewegen. Es begann ein kalter Regen, und da der Rest auch übergesetzt war, blieb nichts übrig als den Ochsen abzuladen und ihn bis zur Mitte des Stromes zu führen; das Wasser reichte bis zur Brust. Die Furcht des Ochsen nahm zu, und durch einen Sturz wurde der Führer ab- und in den Strom geworfen, der ihn der See zutreiben mußte, so daß der Verlust und Untergang beider, des Mannes und des Ochsen, unvermeidlich schienen. Zu ihnen hinüberzuwaten war selbst dann nicht leicht, wenn es die Tiefe des Wassers gestattet hätte; ich war, ehe ich in diese Extreme kam, ein schlechter Schwimmer, und meine Kunst war nie so hart auf die Probe gestellt worden. Wenige schreckliche Stöße brachten mich vor ihn, und durch heftiges Nasen tenkten wir den Ochsen um; der arme Mann, welcher ihn geleitet, war beinahe erschöpft. Er war ebenso oft unter das Wasser getaucht worden als über dasselbe emporgekommen; denn der Strang, an welchem er den Ochsen führte, hatte sich um sein Handgelenk geschlungen. Während dem stürzte der Regen in Strömen herab und durchnäßte alles. Als wir endlich so weit in Ordnung waren, um Kaffee trinken zu können, fanden wir das Wasser salzig, so daß dieß, eine einzige ausgenommen, die trostloseste Nacht für uns war, welche ich während der Reise zugebracht. Von Schlaf war keine Rede. Wir besanden uns dicht am Ufer, und die Seekühe hörten während der ganzen Nacht nicht auf zu brüllen. Der Uebergang über diesen Fluß war für uns in der That sehr unbequem. Wir hätten zwei Tage früher als es geschah, an der Stelle ankommen müssen, an welcher bestimmt werden mag, daß die Wagen den ersten Theil Beschwernen zurücklassen sollten. Glücklicherweise erhielten wir Tags darauf einen ansehnlichen Vorrath von Wildpret, Antilopen, von denen zwei oder drei Arten ziemlich häufig waren. Die größte oder „Gland“ (Strauß?) ist gewiß das schönste Thier, welches ich in diesem Lande kenne, und sein Fleisch das köstlichste von allem Wildpret.

Hier begann die Gegend ein romantischeres Ansehen anzunehmen; die Hügel wurden höher, und in der Ferne erhob sich eine Bergreihe, die wir uns augenscheinlich näherten. Links war wenig oder kein Wald sichtbar, während gegen die See hin die Bäume zu dichten Wäldern vereinigt waren. Auf den Hügeln um uns her gab es ganze Felder blauer, rother, weißer und gelber Blumen zwei oder drei Meilen weit entweder in besondere Flächen und Beeten oder auf die reizendste Weise mit einander vermischt; Fächerpalmen, welche zu Natal nur in verkrüppelten Formen vorkommen, werden hier in ursprünglicher Pracht gesehen. Von krautartigen Pflanzen will ich einer weißen Aster, zwei oder drei heiligeldor, finsterähnlicher, zwergiger Büsche, einer sehr hübschen rothen Poinzala, eines rothen und gelben Immortellenstrauches, der oben genannten Gazania, so wie einer größten derselben Gattung, einiger Arten Asclepias, Gladiolus Psittacinus und einer grünen Varietät derselben, der zwergigen, behaarten Thunbergia, einer großen weißen Linaria, zwei oder drei Lambochicken, eine davon durch ihre großen scharlachfarbigen und gelben Blumen ausgezeichnet, den Cyklendoren Arten vollkommen gleich, dreier oder vier Arten Gnaphalium und eines sehr schönen weißen Bilsenkrautes (Hyoscyamus) Erwähnung thun.

Am Nachmittage des zweiten Tages, seit unserer Abreise vom Umtilasi gerechnet, setzten wir über den Umsalanse und kamen des Nachts bei dem zur Niederlage bestimmten Orte an. Groß war unser Erstaunen und unsere geräuschte Hoffnung als wir fanden, daß der Wagen vorübergefahren war und nichts für uns zurückgelassen hatte. Wir holten uns von dem Zulahs-Kraal Mehl, Milch und eine Ziege, womit wir weiter wanderten, da die Gegend hier zum Rasten wenig einladend war. Indem wir durch eine verhältnißmäßig ebene Gegend kamen, wurden wir am Vormittage des zweiten Tages wieder durch den Seitenarm eines anscheinend zwei oder drei Meilen weit nordwärts gelegenen Flusses aufgehalten, an welchem wir Zulah bemerkten. Einige Wendungen brachten uns plötzlich ein Gebäude zu Gesicht, was in dieser Gegend uns nicht wenig in Erstaunen setzte. Um uns zu überzeugen was es sey, gingen wir darauf zu und fanden eine Missionsstation. Im höchsten Grade überrascht waren wir als wir hörten, daß es Sonntag-Morgen sey — wir hatten uns in unserer Rechnung um einen ganzen Tag verstehen — und daß der Gottesdienst eben beginnen solle. Wir stiegen ab und nahmen in Mitte von mehr als zweihundert um Hrn. Schröder, einen eifrigen Missionär, versammelter Zulahs Platz. In der Mitte dieser wanksemüthigen Volkes, fern von allen Bedürfnissen des civilisirten Lebens erfreut jeder der Zuneigung derer, die ihn umgeben. Wir genossen während des Nachmittags seine Gastfreundschaft, und nachtem er uns einige uns sehr angenehme Geschenke aufgezwungen und uns manche werthvolle Weisung in Bezug auf den von uns deabsichtigten Weg ertheilt hatte, verließen wir ihn am Abend und wendeten uns wieder der See zu. Da unser Wagen bedeutend vor uns voraus war, wurde es für rathsam gehalten, ihm ferner nicht zu folgen, sondern uns lieber auf die Lebensmittel zu verlassen, welche wir in den uns angebotenen Kraals erhalten konnten. Unsere Ochsen bedurften der Ruhe, und ebenso wußte ich darauf bedacht seyn, meine Sammlungen zu vervollständigen. Eine Nacht und einen Tag lang kamen wir durch eine dicht mit Holz bestandene Gegend, ungefähr in der Mitte zwischen dem Umsalanse und dem Umgea. Hier wurden bald zwei Ochsen beladen und zurückgeschickt.

(Fortsetzung folgt.)

Die technische Schule zu Krakau, in welcher außer den gewöhnlichen Lehrgegenständen auch die Theorie der Landwirthschaft, der Buchhalterei u. s. w. gelehrt werden, erfreut sich seit Jahren einer immer größern Frequenz: sie besteht jetzt seit 18 Jahren, hatte aber im J. 1844/45 nur 63 Schüler; diese Zahl hat sich im J. 1851/52 auf 311 gehoben: gegenwärtig sind bereits 376 Schüler eingeschrieben und man glaubt, daß die Zahl auf 400 austeigen werde. Es ist diese Vermehrung in einem so vorherrschend ackerbauenden Lande sehr beachtenswerth; ihre Errichtung datirt weit in die Zeit der Republik Krakau zurück, sie hatte manches Unglück zu bestehen, brannte zweimal ab, so daß sie jedesmal von Grund auf neu gebaut werden mußte, war im Verhältniß zum Umfang ihrer Thätigkeit mit sehr spärlichen Mitteln ausgestattet, und mußte aber, da sie dennoch nicht nur sich erhält, sondern so bedeutend zunimmt, einem sehr lebhaft gefühlten Bedürfnisse der Einwohner des Landes entsprechen. Sie zählt jetzt 29 Lehrer, 19 in der eigentlich technischen Abtheilung, fünf in der Abtheilung der schönen Künste und fünf in der Musikschule. Mehrere der jetzigen Lehrer sind in der Schule selbst gebildet worden. (Czas. 19 November.)

Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 283. 25 November 1852.

Etwas über Jakutsk.

(Aus dem Anzeiger der kais. russ. geogr. Gesellschaft. IV. 2.)

Die ursprünglichen russischen Einwohner von Jakutsk stammen von Ansiedlern, die im Laufe des 17ten und 18ten Jahrhunderts namentlich aus Wologda und aus den Gouv. Archangel und Nowgorod dahingezogen sind. Die vorherrschende Mundart ist die von Wologda, und viele der Einwohner von Jakutsk haben noch verwandte Familien daselbst. Viele Kaufleute und Bürger von Jakutsk feiern auch noch den 18 Oct. als den Jahrestag des wunderthätigen Bildes des Heilandes, zum Andenken von der Befreiung Wologda's von einer furchtbaren Pest. Die angesehenen Kaufmannsfamilien stammen größtentheils von ächt russischen Familien, welche Jakutsk ursprünglich bewohnten. Den zahlreichsten Theil der Bewohner bilden aber gewesene Kosaken mit ihren Familien, welche unmittelbar unter einem Ataman stehen, aber von dem Gouverneur der Provinz völlig abhängen; sie leben indeß großentheils mit gutem Auskommen in eigenen Häusern. Die ursprünglichen russischen Bewohner von Jakutsk sind im Umgang höflich, wie mit höhern so auch mit ihresgleichen, sind sehr vorsichtig im Gespräch und beobachten gern afatisches Ceremoniell, namentlich diejenigen welche in Kiachta waren und durch den Handelsverkehr mit den Chinesen auch deren Ceremoniell kennen lernten. Alle ursprünglichen Bewohner sind sehr gastfrei und für Wohlthaten dankbar, indeß bemerkt man bei einigen eine ungewöhnliche Neigung zu Processen, Intriguen und Klatschereien. Sie sprechen unter sich größtentheils jakutisch, und viele reden das Russische nur schlecht. In der jakutischen Sprache besteht nach der einstimmigen Aussage ihrer Kenner keine Genauigkeit und klare Bestimmtheit im Ausdruck, kein regelmäßiger Wechsel in der Beugung der Nenn- und Zeitwörter; alle göttlichen und geistlichen Gegenstände haben nur Einen Ausdruck: Gott heißt Tagara, Kirche und Kirchengeräthschaften ebenfalls Tagara, selbst ohne Wechsel in den Endungen; manche nennen die Kirche Tagara Dschleta, Gotteshaus, indem Tagara als Haupt- und Nebenwort dient. Von den Schülern die von Kindheit an an diese jakutische Sprache gewohnt sind, kennen nur sehr wenige russisch, und diese unregelmäßig; sie können es nicht lassen, die russische Sprache nach der ihrigen umzuformen. Im Jakutischen ist der Ton stets auf der letzten Sylbe.

Die eigentlichen Jakuten sind tatarischer Abkunft, und gleichen auch in ihrem Aeußern den übrigen Tataren, doch sind sie wegen des nördlichen Klimas weißer als die tatarischen Stämme; sie haben meist schwarze oder schwarzgraue, kleine und schmale Augen, gekrümmte aber meist breite, platte Nasen, pechschwarze, starre, borstige Haare. Sie stehen unter eigenen Aeltesten oder Stammeshäuptern, welche zuweilen vom Kaiser rothe Tuchröcke, goldene und silberne Medaillen an rothen Bändern erhalten. Sie sind noch halbe Heiden und glauben an ihre Schamanen so viel oder mehr als an die christlichen Geistlichen, beten die Elemente an, namentlich das Feuer, und vollziehen mehrfache heidnische Ceremonien.

Ontariosee und St. Lorenzstrom.

(Fortsetzung.)

Unsere Schiffsgesellschaft war ein seltsames Gemisch. Schon bald nach drei Uhr wurde die Luft dunkel, wie bei uns im Winter, wenn die Dämmerung anfängt. Ich begab mich nun aufs Unterdeck und musterte die Bevölkerung. Geltend machten sich vorab die englischen Soldaten in ihren rothen Uniformen, sie vertrieben sich die Zeit mit Trinken, Karten und Würfeln, und zwischen ihnen trieben sich ein paar freche Dirnen umher. Dann kamen die französischen Canadier aus der niedern Volksclasse, feste, gelbe Gesichter, meist trübe aussehend, wenn man sie aber anspricht, werden sie lebhaft und zeigen gefällige Manieren. Es war mir wieder etwas neues, auf eine solche Menge von aetigen und doch wenig gebildeten Leuten zu treffen, nachdem ich so lange Zeit unter den Amerikanern gewesen. Französische Canadier aus den höhern Ständen waren ebenfalls da, und schienen lieber unten mit ihren Landsleuten, als in der Cajüte zu verkehren; sie waren halbmodisch gekleidet, hatten aber bei aller äußern Feinheit doch etwas Freches und Ungestümmes in ihrem Betragen, und einige rauchen mehr Branntwein als die Soldaten. Interessant waren mir besondres die französisch-canadischen Bootsleute. Sie sind seit alter Zeit als die besten Schiffsleute bekannt, der wilde Strom ist ihr Leben; es ist ein kleines aber ein hartsehniges Volk. Die kurzen Thonpfeifen legen sie nur auf Augenblicke ab; wie im Harze heißt es bei ihnen: „noch so und so viel Pfeifen Arbeit.“ Sie trugen meist ein Lederwamms, rothe Mützen, auch wohl einen rothen Shawl um den Leib, und wenn sie ihre braunen Mäntel anhatten mit der Capuze über den Kopf, sahen sie aus wie Mönche oder wie Banditen. Dann waren ferner die Yankees, kurze, gewandte Leute, welche ihre Augen überall hatten, breite, unbehülfliche Schotten, Irländer mit unverwüstlichem Schmutz und Humor, rubige, grobgehauene Engländer. Die deutsche Sprache war durch mehrere Soldaten und durch Juden vertreten. Man kann immer darauf rechnen, Deutsche in fremden Ländern unter den Soldaten zu finden, der Deutsche bleibt ja der ewige Landsknecht; dann kom-

men gleich die deutschen Juden, darauf deutsche Aerzte und Kaufleute, später Handwerker und zuletzt deutsche Ackerbauer. Auf unserm Schiffe fehlten natürlich auch die Indianer nicht, sie halten sich in Untereanada noch ziemlich zusammen, und sind besonders gegen die französischen Canadier zutraulich; diese wissen auch am besten mit ihnen umzugehen. Die französischen katholischen Geistlichen haben es nächst den deutschen Herrenbutern am besten verstanden, die Indianer an Christenthum, feste Wohnsitze, Landbau und Gewerke zu gewöhnen. Der Indianer in Canada ist fröhlicher und arbeitsamer als in den Vereinigten Staaten, das traurige Gefühl des Verkümmerns und Aussterbens überschleicht ihn leise erst nach und nach. Die Indianer auf dem Schiffe trugen sich fast eben so wie die ärmern Canadier, aber sie waren gleich kenntbar an ihren glitzernden unstäten Blicken, stolzen Bewegungen und dem Verziehen der Gesichtsmuskeln beim Sprechen. Unter den indianischen Frauen fiel mir ein besonders niedliches Gesichtchen auf, im schwarzen Sammetkleid und eine Decke von feinem schwarzem Tuch über dem Kopf. Ihre Hände und Füße waren von auffallend feinen Formen, doch war erschtlich, daß auch sie schon in Kälte und Sonnenbrand hatte arbeiten müssen. Diese Völkermischung auf dem Schiffe, die Geräthschaften und Waaren aller Art, die Kohlenfeuer bei denen man sich wärmte, der dunkle Abend auf dem Strome, alles das hatte etwas Abenteuerliches. Es war mir immer als wären wir auf einer Expedition hoch im Norden begriffen, und die Phantasie malte mir Bilder vor von treibenden Eisfeldern, von Kämpfen der Matrosen mit Wallfischen und weißen Bären, von tiefverschneiten Hütten auf unwirthbaren Gestaden.

Des Abends las ich noch lange in den verschiedenen englischen und französischen Zeitungen der Canadas. Die letztern sind meist von wirklichen Franzosen geschrieben, ihre canadischen Landsleute würden zu viel englische und indianische und ganz eigenthümlich canadische Worte und Wendungen einmischen, auch in mancher Beziehung sich in den zopfigen Redensarten aus Ludwigs XIV Zeit ausdrücken. Die Canadazeitungen sprechen so frei und keck wie die amerikanischen, aber nicht so lustig, auch haben sie etwas mehr Gehalt und viel weniger Gemeinheit. Ganz aber schien mir ihnen das jugendliche und stolze Nationalgefühl der Amerikaner abzugehen, welches die ganze Welt erbeten kann möchte. Auf die mächtigen Fortschritte der Union fiel nicht selten ein hämischer Seitenhieb: die Freiheit, hieß es, sey dort eine Gassendirne, in Canada aber eine anständige Gattin. Bei all dem war nicht zu verkennen, daß die Canadas sich doch nur als eine Art Anhängsel zur Union fühlen und dorthin, nicht nach England, ihr Anlig weuden.

Am andern Vormittage kamen wir in die Stromschnellen. Rings sah man wieder Inseln, und die Ufer schimmerten über die weite Wasserfläche oft nur eben herüber. Es war wie eine See, die wohl geht nach dem Sturme. Segelschiffe können die Stromschnellen nicht hinunter, aber das Dampfschiff durchschnitt sie majestätisch. Ging es an der einen Seite über eine Untiefe, so wurde rasch auf die andere Seite ein Kasten mit allerlei altem Eisen geschoben, um diese niederzudrücken und die andere Seite zu erleichtern. War die Wellenbewegung rechts oder links zu stark, so rollte der Räderkasten hin, um das Gewicht des Schiffes dort zu vermehren. Der Steuermann mußte scharf aufmerken, um den Brandungen an den Felsen auszuweichen, denn das Schiff schoß mit gesügelter Eile über die Wellenkämme. Einige Stunden lang wurde, während wir den St. Franzee, eine andere Strombreite, durchschnitten, Luft und Himmel klarer, und da erschienen in den Horizont hinein ragend die hellgrünen Kuppen der Vermontberge, als hätte eine Künstlerhand sie so hübsch gruppirt und mit der hellen Farbe belebtet. Auf dem Strome zeigten sich mehrere unabsehbare Flöße, mit Bretterhütten und Flaggenstöcken besetzt, an denen die Wimpel lustig im Winde flatterten, was ungemein zur Belebung der Landschaft beitrug.

Nach Tische wurde ich mit einem französischen Canadier in ein Religionsgespräch verwickelt, welches sehr bald mehrere Theilnehmer fand. Die Canadier erörterten diese Gegenstände mit vielem Feier, aber ganz in der schoiastischen Weise, wie ich sie in meiner Jugend von Geistlichen gehört hatte, die von Jesuiten erzogen waren. Weil ich öffentliche Gespräche der Art nicht liebe, suchte ich mich unbemerkt zurückzuziehen, jedoch mein Hauptgegner folgte mir und hielt mich noch eine halbe Stunde lang oben auf dem Verdecke fest, bis wir beide vor Frost zitterten. Jedoch benahm er sich darauf den ganzen Nachmittag freundlich und achtungsvoll.

Gegen halb vier Uhr landeten wir auf der Insel von Montreal. Es zieht sich hier ein Wasserfall, la Chine genannt, durch die ganze Breite des Stromes und zwingt auch die Dampfschiffe anzulegen. Eine Anzahl höchst altmodischer Kutschen stand am Ufer, aber es dauerte lange, bis darin die ganze Gesellschaft untergebracht war. Gegenüber lag ein indianisches Dorf, ringsum waren nur Wasser und niedrige Inseln und Uferspitzen zu sehen. Der Wind wehte kalt und schneidend, auch die Kutscher hatten ihre Capuze über den Kopf, und ich begriff, daß dieses Ding, welches ich später an Röcken und Mänteln vielfach angebracht fand, so canadisch es ist, auch so angemessen ist. Endlich ging es die neun Meilen weit zur Stadt. Die langen steinernen Bauernhäuser, die Obstgärten mit Mauern, das Glockengeläut, welches die Stille durchtönte, das altmodische Ansehen der Stadt und die finstern Straßen versetzten mich nach Europa und ins vorige Jahrthundert zurück. Im großen Ottawahotel fand ich jedoch amerikanische Unruhe bei europäischem Comfort, und das Durcheinander von englischen und französischen Worten, von amerikanischen und canadischen Gebräuchen im Gasthofe spiegelte mir deutlich den Uebergangszustand ab, in welchem sich hier Land und Leute befinden.

Glücklicherweise war der nächste Tag ein Sonntag. Ich freute mich wie ein Kind, einmal wieder recht volles Glockengeläut zu hören, und als ich am Morgen aus dem Fenster sah, meinte ich, Amerika läge weit hinter mir; so heimathlich lag die Sonntagsfeier auf den Straßen ohne das Frostige des amerikanischen Sonntags. Die Kirchgänger nickten einander in die Fenster undbegrüßten lachend und scherzend Bekannte auf den Straßen, europäische Kutschen mit gezupften Damen rollten vorüber, und die altmodischen rauchenden Schornsteine erinnerten gar zu lebhaft an die Sonntagsschmäuse mit lieben Freunden und Verwandten.

Mein erster Gang war zum Dome. Es ist ein prachtvolles Gebäude, zu welchem die Baumeister die Pläne der Kathedralen von York, Canterbury und Rouen benutzt haben. Keine andere Kirche in Nordamerika kann sich mit ihm messen, er soll 10,000 Menschen fassen können. Seine graudiosen Massen erschienen mir aber in zu einfachen Formen, etwas gothischer Schmuck würde sie viel herrlicher ins Auge fallen lassen. Das Innere war dunkel wie eine ungeheure Grabeskirche, und angefüllt von Menschen. Ich fand da alle mögliche Trachten vereinigt, vom irländischen Lump und canadischen Bauer bis zum bepelzten Bürger, englischen Officier und französischen Modedamen. Die Landleute standen und saßen zusammen in malerischen Gruppen,

über welche sich durch die farbigen Hochenster ein mattes, rosiges Licht ergoß. Die Musikmesse hätte ein besseres Orchester nöthig gehabt, auch der Gesang kam mir etwas bäurisch vor, und der Prediger auf der Kanzel gesticulirte so heftig und heraussorderend, daß man sich kaum übergezogte, er predige über die Liebe. „Was ist die Liebe?“ rief er. „Besteht sie im Beten? Nein, im Kirchenbauen, in Hospitalbauen. Was ist die Liebe? Besteht sie in Seufzen und Händeringen? Nein, im Brodbacken und den Armen geben. Ein Christ ohne Liebe ist ein Geschöpf ohne Herz, dieses kann nicht leben für die Erde, jener nicht für den Himmel. Wollt ihr nicht lieben, so seyd ihr für die Hölle reif.“ Die canadischen Damen, die sie sich zu den Ausgangsportien drängten, traten auf wie geputzte Pariserinnen, sie sind etwas zu tief gefärbt, mit vollem sprechendem Munde, aber die Augen sind feurig, und jede Bewegung und Gebärde verräth eine südliche Gluth. Aus einer andern Kirche marschirten Soldaten hervor mit überaus schlechter Musik. Der Platz in der Nähe hieß ganz europäisch Paradeplatz. Auf dem budenbesetzten Marktplatze erhob sich eine Nelsonssäule, angeblich ein Geschenk der canadischen Bewunderinnen des Seehelden. An die aus genauen Bruchsteinen aufgeführten Häuser, die gewundenen und winklichen Straßen, die Trottoirs, die alten Häuser, Burghöfen gleich, mit eisernen Fenstergittern, die auffallend vielen Bedachungen von bleichem Zink an den Häusern und Läden kann, wer aus den Vereinigten Staaten kommt, sich sogleich nicht gewöhnen. Am Quai wie überall in der Stadt wurde viel gebaut, um ihr ein modernes Ansehen zu geben; Montreal ist ganz in demselben Uebergange begriffen, wie die alten europäischen Städte, jedoch wird noch eine lange Zeit darüber hingehen, ehe Montreal sein hartes und finsteres Aussehen verliert.

Am Quai lagen Seeschiffe in Menge; 500 Meilen von der See können Schiffe mit 15 Fuß Tiefgang hier dicht am Ufer anlegen, und löschen und einladen. Die kleinen Flußboote, welche die Producte der ganzen Umgegend hieher bringen und Manufacturwaaren minehmen, waren unzählig. Montreal hat den Haupthandel für beide Canada's und eine höchst beriebsame Bevölkerung, aber auch einen Pöbel, so roh, ruchlos und leidenschaftlich, wie man ihn nicht schlimmer findet in Marseille oder Rouen. Vorzüglich der Holzhandel beschäftigt eine große Anzahl dieser Leute auf den weiten Holzhöfen mit Fahren und Zurichten des Holzes. Nachmittags sah ich sie haufenweise in und vor den Schenken lärmen und zechen. Mich interessirte besonders der Pelzhandel, der hier einen Hauptsitz hat, und ich besuchte zwei Pelzläden, in welchen die kostbarsten Waaren in Fülle ausgebäuft waren. Ich fand aber auch manches Pelzwerk bayrischen, welches vom Leipziger Markt herüber gekommen war. Eine der hier ansässigen Pelzhändlergesellschaften hat an 3000 Waldläufer (Coureurs de Bois), französische Canadier, welche, um Pelzthiere zu erlegen und Häute von den Indianern einzuhandeln, unglaubliche Reisen und Gefahren bestehen.

(Schluß folgt.)

Die Handschriften der kasanischen Bibliothek.

Die Zahl der Handschriften welche diese Bibliothek in verschiedenen Sprachen besitzt, ist allerdings nicht groß, denn sie beläuft sich nur auf 663; bei weitem die Mehrzahl derselben bildet die orientalische Abtheilung, und namentlich die Handschriften in westasiatischen Sprachen. Unter diesen Handschriften finden sich sehr viele durch ihr Alterthum und ihren Inhalt wichtige Werke. Ohne Zweifel werden sie demnächst den Orientalisten durch eine von dem kasanischen Universitäts-Bibliothekar Gottwald abgefaßte Beschreibung bekannt gemacht werden. Auch ist zu erwarten, daß der Sinolog der kasanischen Universität, W. P. Wassiljeff, nicht zögern wird, wenn nicht alle, doch die von ihm selbst aus Peking mitgebrachten chinesischen, tibetanischen, mongolischen und mandschurischen Handschriften und Holzdrucke zu beschreiben. Die Zahl der Handschriften in europäischen Sprachen beträgt nur 190, und von diesen sind 131 slawische oder russische. Keine reicht über das 14te Jahrhundert hinauf. (Journal des Minist. der Volksaufklärung. September.)

Ausflug in das Land der Bulahs.

(Fortsetzung.)

So sonderbar es klingen mag, so konnte ich keinen Eingebornen dazu bewegen, Insecten, Muscheln u. dgl. zu sammeln; sie konnten oder wollten es nicht begreifen, wie jemand so thöricht seyn könne, so werthvolle Dinge als Perlen u. s. w. für solch nutzloses Zeug, wie ich es suchte, zu geben. In Bezug auf die natürliche Beschaffenheit scheint zwischen diesem Volke und den Kaffern wenig Unterschied zu herrschen; sie sind ebenso wohl gebaut, behende, thätig und unermüdlich, wenn sie aufgemuntert werden, aber auch von Natur zum Müssiggange und zur Trägheit geneigt. Die Zeit hat für sie keinen Werth, und wenn sie auch außer der Besorgung ihres Viehs nichts zu thun haben, so suchen sie doch nicht ihre müßigen Stunden im Dienste der Weißen gegen Lohn zuzubringen. Dankbarkeit für früher empfangene Wohlthaten herrscht bei ihnen durchaus nicht, davon bin ich überzeugt; zur Furcht oder Unsicht auf Gewinn sind sie für Alles zu Thätigkeit. Aehnlich den Kaffern sind sie feig, hinterlistig und habsüchtig, doch manchmal auch offen und ehrlich. Im Kraal besorgen die Weiber alle Geschäfte mit Ausnahme der Abwartung des Viehs. Jung sind jene zuweilen ganz hübsch, im Alter aber werden sie runzelig und unbeschreiblich häßlich. Sie sind sauber und reinlich, lieben Schmuckſachen sehr, doch in einigen ihrer Gewohnheiten sind sie sehr schmutzig und unreinlich. Sie verfertigen sehr zierliche Körbe, ebenso irdene Kochtöpfe; letztere haben jedoch plumpe Formen. Ihre Ausgabe und Schmuckſachen, wie Perlhalsbänder, Schnupftabaksdosen u. s. w. sind alles das Werk ihrer Hände. Noch muß ich einer dreibeinigen Stuhlart, dessen Sitz aus einem ganzen Stück Holz geschnitten ist, und des Schnupftöffels gedenken; der letztere, gewöhnlich aus Knochen verfertigt, hat drei Zähne wie eine Gabel, welche theils als Griff, theils dazu dienen, ihn in ihr wolliges Haar festzustecken. Das entgegengesetzte Ende ist mit einer kleinen Höhlung, ähnlich einem Salzlöffel, versehen, und damit schöpfen sie, so viel damit zu fassen ist, Schnupftabak auf, und verrichten damit die weitern Operationen, die Nase damit zu versorgen.

Der zwischen dem Umsatense und dem Umgeu gelegene Landstrich ist nach der Küste hin dicht bevölkert. Große Mengen Mais, süße Kartoffeln, Tabak und Kafferkorn, eine Art Hirse, werden zu ihrem eigenen Bedarfe gebaut. Der Mais wird in einer Art rohem Mörser germalmt, gekocht und mit geronnener saurer Milch gegessen. Für den Europäer ist er zwar ungenießbar, doch gewöhnt man sich daran, und während der übermäßigen Hitze in der Mitte des Tages gewährt es gelegt in der That eine Labung. Aus dem Kafferkorn bereiten sie eine Art schwarzes Brod, indem sie jenes zwischen zwei Steinen zerreiben, und dann ohne Gährungsmittel im heißen Asche backen. Aus demselben Korn bereiten sie ein scharfes, saures, berauschendes Getränk „Jualo“ genannt. Wie andere Getreide gebraunt, liefert jenes einen dem gewöhnlichen Cavbranntwein sehr ähnlichen Spielius. An den Ufern der Flüsse wird auch eine süße Binse gefunden und von ihnen roh oder gekocht als Würze ihrer Speisen gegessen. Eine kleine Labiate wird gebaut und als Tabak benutzt; wahrscheinlich ist es ein Nicotianblus.

Die Bäume erreichen hier eine majestätische Größe. Es treten darunter viele neue Formen auf; Mimosen und das Elinkholz herrschen stets vor. Die Hochgewächse sind hier häufiger als zuvor, haben eine Höhe von 50 oder 60 Fuß und tragen Früchte in Ueberfluß. Zwei oder drei Arten Pinus treten in Zwischenräumen auf und bieten gewöhnlich einen grotesken Anblick dar. Cicadien ist selten. Unter den krautartigen Pflanzen herrscht dagegen eine große Mannichfaltigkeit, auch

finden sich viele neue Formen darunter. Als besonders überwiegend erwähne ich folgende Gattungen: Commelina, Justicia, Sparaxis, darunter einige neue, Tritonia, drei Arten — wo es Sümpfe gibt, Gladiolus, nur hier und da, Chironia, Campanula, Lobelia, Rhus, Veltheimia, Ornithogalum, Asparagus, zwei schöne Arten, Aponogeton in allen kleinen Flüssen, Gnidia, selten, Schottia, Oxalis, häufig, Hibiscus, Indigofera, Senecio und Cineraria. Die Landverkehren verdienen mehr als eine flüchtige Beachtung; sie sind zahlreich und sehr schön. Meiner Meinung stehen hier wenige den prächtigsten epiphytischen Arten nach; ich trage Sorge, eine ansehnliche Anzahl Wurzeln mitzunehmen, damit die Blumenzüchter Gelegenheit haben, selbst zu urtheilen. Vorläufig mag eine freilich unvollkommene Beschreibung Veranlassung geben, die Aufmerksamkeit, welche sie so sehr verdienen, auf sie hinzulenken. Man denke sich einen eine Pflanze von dem allgemeinen Charakter von Ophrys mit einem Stengel Blüthen, so groß und dichtstehend wie die von Saccolabium guttatum, häufig zwei Fuß hoch, von heller Lachsfarbe mit etwas Hellgelb untermischt. Eine andere mit gefalteten Blättern, einem niederhängenden Büschel von einigen zwanzig hellgrünen Blüthen mit einem dunkelrothen Flecken auf der kappenförmigen Lippe in Form und Größe eines Dendrobium; dann wieder eine Art mit fleischigen, bleibenden Blättern und gradem Stengel von ungefähr zwei Fuß Höhe, fünfzehn bis dreißig große gelbe Blüthen tragend, deren Lippe blaß, purpur gefleckt und gefranzt ist, das Ansehen eines großen Epidendron bietend, und noch andere, deren weiße und rosarothe Blüthen von ferne leicht für Hyacinthen gehalten werden können. Mit diesen untermischt findet sich eine nicht weniger merkwürdige und schöne Pflanze, welche ich für eine Orobanche (Harveya Capensis, Hook. Ic. plant. t. 118) halte. Ihr Habitus stimmt mit dem dieser Parasiten außerordentlich überein; sie treibt einen Stengel von ungefähr einem Fuß Höhe, fünf oder sechs sehr große, rein weiße Blüthen tragend, welche durchschnittlich drei Zoll Durchmesser haben. Gewöhnlich findet man sie auf einer Distel aufsitzend.

Hinsichtlich der Cultur der afrikanischen Erdorchideen will ich bemerken, daß der Boden, wie ich glaube, die mehrste Aehnlichkeit mit dem schwarzen Alluvium unserer Sumpfgegenden und Wiesen hat; doch ist er etwas mit reinem Sand vermischt. Letzterer findet sich bei der Zusammensetzung aller Bodenarten, hier wo wir nichts dem Torfboden Englands ähnliches haben. Auch abgestorbene Pflanzenstoffe sind nicht in Menge in dem Erdreich enthalten, wo die Orchideen gewöhnlich gefunden werden. Längs der Küste ist alles einer lang anhaltenden Trockenheit unterworfen, und werden jene nicht ausdrücklich als Bewohner von Sümpfen bezeichnet, so gilt dieß auch für sie. Die trockne Jahreszeit währt vom April bis zum October; wenn sind die beiden letzten Monate dieser Periode vollständig regenlos. Die Oberfläche würdegen äußersten Dürre unterworfen seyn, wäre sie nicht einigermaßen durch die sie bekleidende dichte Pflanzendecke geschützt.

Im October beginnt der Regen jedoch zuerst spärlich; der Thau dagegen fällt häufig und stark. Im November und December wird der Boden gesättigt. Im Januar und Februar herrscht das trockne Wetter gewöhnlich vor; dann folgt aber wieder mehr Regen als früher. Die Mehrzahl der Erdorchideen blühen beim Beginn jeder Regenperiode, gegen Ende Mai verwelken ihre Blätter wieder und sterben ab. Die mittlere Jahrestemperatur ist für sie nicht sehr hoch erforderlich, denn ich habe häufig Küstenpflanzungen in einer Höhe von 2—300 Fuß gefunden, und in dieser Höhe sind während unserer Wintersyeit scharfe Fröste sehr gewöhnlich. Ich glaube, daß sie im Kalthause recht gut anzubauen, wenn man sie zu Anfang ihrer Wachsthume in geschlossenen Kästen zieht, so wie daß man sie, während sie abgestorben sind, etwas weniger feucht zu halten hat als dieß bei Zwiebelgewächsen zu geschehen pflegt.

Nachdem wir die beiden Osten, wie ich oben erwähnt, abgeschickt, überschritten wir den Umgoa und fanden die Gegend dichter mit Holz bestanden als zuvor, trafen Bäume von gigantischer Größe und kamen mehrere Tagereisen weit durch Buschland. Bulimus Kraussii ist hier gemein; auch eine dunklere Art, welche ich für specifisch verschieden von jener halte, ist ziemlich häufig. Einige Tage hindurch bemerkte ich höchst geringe Abwechslung in der Vegetation; deßhalb trieb ich zur Eile. Das Zurücklegen von drei oder vier Tagereisen brachte, indem wir den Umpongo überschritten, einen auffallenden Wechsel im Charakter der Gegend hervor. Sie wurde so eben, daß Lagunen sehr zahlreich getroffen wurden; dabei war der Busch in einzelne Gruppen zertheilt. Hier mußten epiphytische Orchideen entschieden vorkommen, und ich glaube, hätte ich einige 50 Meilen weiter vordringen können, so wären einige neue Formen dieser Familie das Resultat gewesen; unglücklicherweise zeigten jedoch unsere Ochsen unzweideutige Zeichen ihrer Ermattung. Wir hatten hinreichende Ladung, so viel sie eben nur zu tragen vermochten.

Indem ich am Umpongo zwei Ochsen ließ, die unsere Habseligkeiten zu hüten hatten, und das Vieh zurückließ, damit dieser ausruhen und sich erholen konnte, brach ich auf, um wo möglich die Randebene dieser Ebene zu bestimmen, und nahm die übrigen Kaffern zum Tragen der nothwendigsten Gegenstände mit mir. Drei Tage brachten uns zu einem andern ansehnlichen Flusse und noch zwei an die St. Lucia-Bay. Bei meiner Abreise hatte ich mit selbst das Versprechen gegeben, diesen Platz erreichen zu wollen, da mit darüber einige verschiedene Schilderungen über die Seenerie u. s. w. zu Ohren gekommen waren — und in der That, die Wirklichkeit bleibt nicht dahinter zurück. Die Bay selbst ist ungefähr so groß als die von Natal. Die Einfahrt ist durch eine Barre so dicht verschlossen, daß es möglich ist, auf derselben hinüberzuwaten. Die Gegend steigt nach und nach zu dem anschreinend einige 30—40 Meilen entfernten Hochlande an; der zwischenliegende Landstrich ist entweder eben oder sehr allmählich sich erhebend. Hier steht viel Holz, jedoch nicht so dicht als am Umgoa; die kleineren Pflanzen stehen sehr üppig. Das Wetter ist heiß und feucht. In dieser Gegend scheinen Elephanten sehr zahlreich zu seyn, da wir häufig Heerden derselben sahen. Im Ganzen bewohnen sie diesen Landstrich wenig, da derselbe ihrer Gesundheit nachtheilig ist, obgleich die Seemünde auf angenehme Weise die außerordentliche Hitze zu mäßigen scheinen. Orchideen sind, wie ich erwartete, häufig, und ich war außerordentlich betrübt darüber, daß ich mich nur so kurze Zeit an einem Orte aufhalten konnte, wo die Gegenstände zum Sammeln in solcher Fülle vorhanden waren; da aber die Ochsen nicht zum Vorschein kamen, hoffte ich nicht, daß sie sich jetzt in besserem Zustande befinden würden, und je früher wir deßhalb in kühlere Breitengrade zurückkamen, desto besser. Einige sehr schöne Muscheln belohnten die zweitägigen Mühseligkeiten, welche die Seeküste verursachte, und mit ihnen brachen wir Tags darauf des Morgens auf, um zu den Ochsen zurückzukehren. Es schien geradezu unmöglich, genau die Zeit zu merken; ich hatte förmlich gar keine Idee, an welchem Tage wir reisten. Da mir die Kaffern sagten, wir wären beinahe drei Monate auf der Reise, so mußten wir ungefähr Anfang September haben; die Regenzeit mußte binnen kurzem anfangen, und jedenfalls war es gut gethan, die großen Flüsse zu überschreiten, ehe sie zu bedeutend angeschwollen waren. Ein Lebewohl dann der St. Lucia-Bay!

(Schluß folgt.)

Die Zahl der Tschuktschen. Dieß Volk scheint nicht so schwach, als man in einem so oden Lande vermuthen sollte. Nachrichten von russischen Missionsgeistlichen zufolge zählt man 52 Ulusse ansässiger Tschuktschen (Eskalen) mit 1568 Jurten und 10,000 Einwohner. Die übrigen Tschuktschenstämme kann man auf nicht weniger anschlagen, so daß man etwa eine Volkszahl von 20,000 vor sich hat. Uebrigens ist von Eskan aus über das Meer hin Land zu erblicken, und von Tschutnen aus sieht man die Insel Imäli, von welcher aus man weiter im Meer abermals Land erblickt, das von dem zahlreichen Stamme der Ekyrwaili bewohnt ist. Von Nexkan aus stehen die Tschuktschen übers Meer — doch kann über die Behringsstraße — und treiben Tauschhandel mit diesem Volke. (Journal des Minist. der Volksaufklärung. September.)

Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 284. 26 November 1852.

Zeitbetrachtungen.

Zum erstenmal seit eilf Monaten haben wir bezüglich Frankreichs von einer durch die Regierungshandlungen zwar hervorgerufenen, aber nicht beabsichtigten Erscheinung zu sprechen, nämlich von einer maaßlosen Börsenspeculation. Es ist dieß, man kann wohl sagen, die erste unverkennbare Folge des Regierungssystems, und deßhalb gar nicht ohne Interesse Ihr zu folgen. Es möchte jetzt kein billiger Zweifel sich mehr erheben lassen gegen das, was wir bei frühern Veranlassungen bloß als Vermuthung ausgesprochen haben, daß nämlich der Staatsstreich des vorigen Monats December im Einverständniß mit einer Anzahl Bankiers entworfen und ausgeführt worden sey; daß die Verbündeten alsbald nachdem der Streich gelungen, die Fonds und sonstigen Creditpapiere, theils um ihres eigenen Vortheils willen, theils um den hohen Stand der Curse als ein Ergebniß des Vertrauens in das jetzige Staatsoberhaupt Frankreichs erscheinen zu lassen, in die Höhe trieben. Das Bestreben, Frankreich rasch mit Eisenbahnen zu bedecken, kam hinzu, wie in den Jahren 1846 und 47, so fiel auch jetzt die Speculation darüber her, und das Treiben hat sich seit einigen Monaten in geometrischen Verhältnissen gesteigert. Ein guter Beobachter schildert dasselbe im Journal du Commerce d'Anvers in wahrhaft plastischer Weise, und fügt dann hinzu: „das Börsenspiel ist die herrschende Leidenschaft des Augenblicks, und um so heftiger, als sie so ziemlich die einzige ist, der man sich ohne Zwang überlassen kann. Mehreremale vor 1848 sahen wir die Gräben und den Sturz am Ende des Kirchthumrennens von Hausse und Baisse, aber damals war der Platz nicht wie jetzt überfüllt mit Papieren und die Eisenbahnactien hatten nicht die fabelhaften Curse erreicht wie gegenwärtig. Der Appetit nach Prämien hat sich in höchst pantagruelischer Weise entwickelt. Außer den laufenden und schon im Parquet notirten oder im Schlunde der Coulisse circulirenden industriellen Unternehmungen spricht man von einer Menge großer und kleiner Geschäfte, die auf den Platz strömen und die Capitalisten anlocken sollen. Es gibt keinen Bankier in Paris, dem man nicht täglich Vorschläge macht, Actien von allen möglichen Dingen auszugeben, von Salz, von Kupfer, Eisen, Schwefel, Erzen aller Art, von chemischen Producten, von Kohlen, von Soda u. s. w. Diese ganze Schöpfung wird in Papiergeld an der Börse von Paris circuliren, all der Lug und Betrug aus der Zeit Laws, worüber Voltaire seine beißenden Bemerkungen gemacht hat, waren ein Kinderspiel gegen die Papierschätze, die jetzt dem Spiel auf Hausse und Baisse Nahrung geben. Man erschrickt über die unermeßliche financielle Katastrophe, die hereinbrechen könnte, wenn auch nur ein Wölkchen am Himmel erschiene. So furchtbar die Krise von 1848 war, so ist die Bank doch mit der Furcht davongekommen, denn sie hat nichts verloren; bräche aber jetzt eine Krise herein, jetzt hat sie für 80 Mill. Eisenbahnactien im Depot, die bei einer ernsten Krise nicht viel mehr Werth hätten, als die Assignaten von 93. Was die Bank verlöre, davon würden alle Privatbanken, alle Handels- und Industrieetablissements in mehr oder minder bedeutendem Grade den Rückstoß erfahren. Ich spreche nicht von den Einzelnen, die als reiche Leute sich niederlegten und als Bettler aufwachten: ihre Zahl wäre Legion, denn in solcher Krise wirkt der Rückschlag ins Unglaubliche fort. A bon entendeur salut.“

Dieser Brief ist vom 28 October datirt, und seitdem ist manches vorgegangen, was eine Aufmerksamkeit verdient. Der Report, d. h. die Uebertragung eines abgeschlossenen Geschäfts von einem Monat auf den andern, was nur gegen Bezahlung gewisser Procente geschieht, war durch die wahnsinnige Speculation auf $8^1/_2$ Proc. des Monats, d. h. auf 100 Proc. des Jahres, hinaufgetrieben worden, namentlich bei Geschäften in Eisenbahnactien, allein er hatte auch bei Geschäften in Staatsrenten eine Höhe von 30 Proc. des Jahres erreicht. Die Abhülfe die man traf, ist charakteristisch: man erzählt, Se. kais. Hoheit Prinz Ludwig Bonaparte habe sich gegen mehrere Capitalisten über die unmäßige Steigerung der Eisenbahnactien, selbst solcher, die im Augenblick gar keine oder sehr geringe Zinsen tragen, beklagt, indem dieser Schwindel einerseits gefährlich sey, andererseits den Aufschwung der Staatsrenten hemme; man kam überein, daß ein Mittel dagegen ergriffen werden müsse, und fand daß bei allen Käufen von Eisenbahnactien der Käufer einen Besitz von 150 Fr. per Actie nachweisen müsse. Der Einfall war so übel nicht, die Ausführung hatte aber den Fehler, daß sie ganz unvorbereitet verkündet wurde; die Käufer, welche nicht die nöthigen Mittel besaßen, mußten nun ohne Verzug ihre Geschäfte abwickeln, was nur den wirklich vermöglichen Börsenspeculanten Gelegenheit gab, sie vollends auszuziehen. Man war indeß keineswegs gesonnen, der Speculation selbst Einhalt zu thun, sondern um diese zu erleichtern, wurde beschlossen, eine Report-Bank zu errichten, in der diejenigen, welche ein im laufenden Monat abgeschlossenes Geschäft auf den nächsten Monat überzutragen wünschten, zu einem Zins von 6 Proc. Geld finden könnten. Diese Maaßregel ist eine directe Begünstigung der Speculation, und sie fand deßhalb Widerspruch nicht nur bei mehreren größeren Capitalisten, vorzugsweise bei der Bank, die sich ohnehin schon gegen ihre bessere Ueberzeugung viel weiter hat fortreißen lassen als sie beabsichtigte, sondern selbst bei dem knechtischen Senat;

aber der Wille Foulds und des Prinzen überwog: die Reportbank soll errichtet werden mit einem Capital von 20, später von 60 Mill. [1], unter dem Patronat der Bank, d. h. mit andern Worten: diese soll die Gelder liefern, wenn sie der Reportbank selbst ausgehen. Damit noch nicht genug will man auch die Fundamentalregeln der Bank ändern, um den Geschäften einen Schwung zu geben: bisher waren drei Unterschriften eines Wechsels nöthig, wenn die Bank ihn escomptiren sollte, künftig — dieß ist wenigstens bis jetzt im Vorschlag — sollen zwei ausreichen; früher escomptirte sie nur Wechsel, welche höchstens 90 Tage zu laufen hatten, jetzt soll dieser Termin auf 120 Tage ausgedehnt werden. Die Bank wurde gegründet, um durch die in ihr vereinigte Geldmacht dem Handel und der Industrie unter die Arme zu greifen; der Großhändler, der Fabrikant, der ein Geschäft mit einem Detailhändler abschließt, und dafür statt der Zahlung einen Wechsel auf zwei oder drei Monate erhält, sollte diesen an der Bank escomptiren lassen können; da aber diese Anstalt unmöglich die Verhältnisse der einzelnen Kaufleute und Fabrikanten kennen konnte, so wurde eine dritte Signatur, die eines bekannten Bankiers-Hauses, für nöthig erachtet; man nahm an, daß dieß Bankierhaus einerseits der Bank eine Sicherheit gewähre, andererseits mit den Geschäftsverhältnissen der Kaufleute vertraut sey, und sie für zahlungsfähig halte, indem es sonst seinen Namen nicht unter den Wechsel setzen und diesen dadurch garantiren würde. Aehnlich verhält es sich mit der Beschränkung auf 90 Tage; man wollte dadurch die Bank der Verpflichtung überheben, transatlantische Wechsel in Geschäften, in welche sie keine Einsicht haben konnte, auszuzahlen. Man begreift leicht, wie gänzlich verändert die commercielle Stellung der Bank ist, sobald man diese Beschränkungen aufhebt. Noch ist dieß nicht geschehen, die Bank wird sich einer solchen Zumuthung erwehren so lange sie kann, und bis jetzt hat dieser Widerstand noch angehalten.

Diese Forderungen, welche man an die Bank gestellt hat, nachdem man ihr die Annahme der Eisenbahnactien als Depot schlechterdings gegen ihren Willen aufgedrungen [2], zeigen mehr als der gegenwärtige Börsenschwindel den bodenlosen Leichtsinn, mit welchem die Regierung in diesen Angelegenheiten verfährt. Solcher Schwindel mag einem Hr. Fould, der schon vor 1848 durch die Contremine Millionen gewann, und jetzt im Besitz der Staatsgeheimnisse um so eher befähigt ist alle Chancen des Spiels zu berechnen, sehr zu statten kommen; aber ein solches Verfahren ist einer Regierung nicht bloß unwürdig, sondern positiv schädlich. Man kann geradezu sagen, Ludwig Bonaparte erscheint als ein Werkzeug der Börsenspieler, welche Pleisen schneiden so lange sie im Rohr sitzen; werden sie herausgejagt, so ist der Schade nicht groß, sie haben ihr Schäfchen im Trockenen. Aber im Interesse des Landes und der Regierung ist ein solches Treiben, das sich über kurz oder lang furchtbar rächen kann, gewiß nicht. Die englischen Blätter, namentlich die Times, sagen über das Börsentreiben geradezu, man werde wenigstens bis zur Proclamation des Kaiserthums ein Zusammenbrechen des Schwindels (a collapse) zu hindern verstehen; nachher also mag es gehen wie es will. Ludwig Napoleon mag sich geschmeichelt haben, diese Bankierwelt zu seinen Zwecken zu benutzen, um das Endziel seiner Wünsche, den Kaisertitron, zu erlangen; es wird sich aber am Ende noch fragen, ob er nicht ihr Werkzeug gewesen. Sehr allgemein ist in Frankreich die Ansicht verbreitet, daß Ludwig Napoleon, ganz abgesehen von diesem Börsentreiben, mit dem Staatsvermögen so verschwenderisch umgehe, daß die ernstesten Verlegenheiten nicht lange ausbleiben können, und nach dem alten Spruch

regis ad exemplum totus componitur orbis,

machen es die andern nach: so soll die Stadt Paris für die Feste bei der Kaiserproclamation 4 Millionen Fr. votirt haben. Welche Urtheile laut werden, kann man aus der boshaften Bemerkung über den in Lyon bestellten Kaisermantel, welcher 110,000 Fr. kosten soll, ersehen: „der des Onkels hat nur 40,000 gekostet, aber seitdem hat die Industrie Fortschritte gemacht, und Frankreich ist reich; man betrachte nur die Börse und das Steigen der Fonds.“ Der Hohn und die Nichtachtung, die in diesen Worten liegen, geben hinreichenden Fingerzeig für die Stimmung, aus der die Bemerkung hervorging.

Müssen wir diese finanziellen Zustände für eine fatale Einweihung des Kaiserreichs halten, das wohl in wenig Tagen verkündet werden wird, so sind andere Umstände eben so wenig geeignet Vertrauen zu erwecken. Dazu gehört namentlich die Aeußerung in der Botschaft vom 4 Nov. an den Senat, worin es heißt, daß die Wiederherstellung des Kaiserreichs „dem gerechten Stolze des Volks Genüge leistet, indem es mit Freiheit und Vorbedacht wieder erhebt, was ganz Europa vor 37 Jahren mitten unter den Unfällen des Vaterlandes umgestürzt hat.“ Man stellte diese Aeußerung neben die Friedensrede von Bordeaux und fand sie sehr unerfreulich; consequent ist sie allerdings und stimmt namentlich ganz zu dem Namen Napoleon III, welchen der neue Kaiser annehmen will. Napoleon selbst war als Kaiser nie von allen Mächten, wenigstens nicht von England, anerkannt, und Napoleon II hat nie regiert, viel weniger, daß er von irgend jemand jemals anerkannt worden wäre. Der Name Napoleon III. ist also geradezu eine der damaligen Coalition hingeschleuderte Drohung [1], die noch überdieß ganz nutzlos ist, somit eine wahre Thorheit: denn er hätte völlig denselben Zweck erreicht, wenn er sich ganz einfach Ludwig Napoleon genannt hätte, wie Ludwig Philipp sich weder Ludwig XIX, noch Philipp VIII nannte. Die Verzuicklung der Volkszahl und des Legitimismus ist überhaupt ziemlich sonderbar, mag aber in seiner speciellen Lage, bei der Absicht an die Ideen und Grundlagen des alten Kaiserthums anzuknüpfen, von seinem besondern Standpunkt aus als gerechtfertigt anzusehen sein, aber die bloße Wiederherstellung des Kaiserreichs in ähnlicher Art und Weise, wie im J. 1804, that ganz dieselben Dienste, folglich ist der Name Napoleon III überflüssig. Man kann sich die Wahl dieses Namens, so wie den oben erwähnten Ausdruck in der Botschaft des Senats, kaum anders als mit dem Wunsche erklären, jetzt den Leidenschaften des Volks und der Armee, jetzt den Bedürfnissen des Handels und der Industrie zu schmeicheln, und durch entgegengesetzte Manifestationen Europa über seine Absichten völlig im Ungewissen zu lassen und zu erhalten. Ob dieser Zweck im übrigen Europa erreicht wird, ob diese Widersprüche nicht in Frankreich selbst alle Vernünftigen beunruhigen müssen, mag hier völlig unerörtert bleiben.

Indeß können wir auch einen Zwischenfall nicht außer Acht

[1] So lange das Capital 20 Mill. beträgt, soll sie für 100 Mill. Obligationen, sobald es 60 Mill. beträgt für 600 Mill. Obligationen ausgeben dürfen. Wie enthalten uns die Folgen zu schildern, und verweisen vorerst nur auf die genauern Details über diese Bank im Journal des Debats vom 23 Nov.

[2] Sie hat nach ihrem letzten Ausweis 54 Mill. Fr. gegen deponirte Eisenbahnactien ausgeliehen.

[1] Als solche und somit als Beleidigung scheint auch der Titel von den die Coalition repräsentirenden Mächten jetzt aufgenommen zu werden.

laſſen, der eine Zeitlang viel zu reden gab, und weniger um ſeiner ſelbſt als um dieſes Gerüchtes willen Aufſehen erregte, wir meinen die Ausſchließung der Familie Jerome von der beſtimmt und geſetzlich ausgeſprochenen Erbfolge. Man hat ſich viel darum geſtritten, ob die Erklärung des Senats gegen Jerome und ſeinen Sohn Ludwig Napoleons Machtwerk ſey oder nicht, ob er die Ausſchließung veranlaßt habe, um freie Hand zu behalten und die kaiſerliche Familie deſto leichter beherrſchen zu können, ob die ehemalige Verbindung von Jeromes Sohn mit den Männern vom Berg Anſtoß gegeben habe u. dgl.; ſo gewichtig auch dieſe Fragen unter Umſtänden ſeyn könnten, ſo ſcheinen ſie doch eher geeignet, die eigentliche Bedeutung, die man der Frage zu geben geſucht, zu verdecken; dieſe ſoll darin beſtanden haben, „den künftigen Kaiſer inmitten der verſchiedenen Parteien zu iſoliren, jede Uebertragung der Krone ſo viel möglich zu hemmen, kurz ihn bloß zu einem gekrönten Cromwell zu machen, ohne Ahnen und ohne Nachkommen, ohne Familie und ohne Dynaſtie.“ Wenn dieß die Abſicht war, ſo iſt ſie nicht erreicht worden, und Ludwig Napoleon hätte den Plan ſchon durch die Annahme des Titels Napoleon III vereitelt. Darin würde denn auch allerdings eine Erklärung für die Annahme eben dieſes Titels liegen.

(Fortſetzung folgt.)

Ontariosee und St. Lorenzſtrom.

(Schluß.)

Montreal liegt am Abhange eines Berges, der mit ſeinen ſtattlichen Maſſen in die Straßen hinabſchaut. Ich dachte ihn geraden Weges zu erſteigen, kam aber übel an. Es traten mir ſo viel Felsbänke, Sümpfe, Schlingkraut und dichtverworrenes Gebüſch in den Weg, daß ich erſt nach mehrſtündiger Arbeit, zerriſſen und blutend an Händen und Geſicht, auf ſeinem Gipfel anlangte. Hier oben war es eiſig kalt, aber eine unendliche Ausſicht. Man ſieht in die Straßen von Montreal hinein, auf ſeine bieichen Zinkdächer, Plätze, Spaziergänger, Kutſchen, auf die Schiffe am Ufer, die Boote auf dem Strome, und auf das Arſenal auf der Inſel mitten im Waſſer. Jenſeits des Stromes erſtreckt ſich eine ſchimmernde Ebene bis an die blauen Bergmaſſen, welche den Horizont umſäumen. Wendet man ſich nach der entgegengeſetzten Seite, ſo verſchwinden die kleinen Häuſer am Fluſſe in den endloſen Waldungen und Landſteppen dahinter. Was aber dieſe Ausſicht vor allem herrlich macht, das ſind die Ströme und Seen des St. Lorenz, welche von allen Seiten hell aufglänzen. Ich hätte mein Reiſegluck gefegnet, wenn es mir hier oben einen halben Tag milden Sonnenſchein gegönnt hätte; ſo aber mußte ich mich freuen, daß ich dort ein Haus fand, in welchem ich mich etwas wieder erwärmen und erquicken konnte.

Bei den Beſuchen, die ich in Montreal machte, fand ich beſtätigt, was man von dem eigenthümlichen Charakter der Canada-Franzoſen erzählt. Es läßt ſich gewiß heiter bei ihnen leben. Ihre Bildung iſt zwar durchaus einheimiſches Gewächs, aber auf dem was ſie wiſſen, machen ſie alles mögliche. Die Geſellſchaft iſt lebendig, bewegt ſich in angenehmen Formen, und hat nichts Steifes oder Geziertes. Die Frauen ſchienen mir bedeutender als die Männer; man ſagt ſie ſeyen ſchlau, gewandt, feurig, könnten nicht leben ohne Putz und Intrigue, und hätten ein beſonderes Wohlgefallen daran, zu ſtichlen und Bekannte ſcharf durchzuhecheln in der gutmüthigſten Weiſe, als wenn ſich das ſo von ſelbſt verſtände. Die Männer ſchienen mir im Ganzen träge und zurückhaltend, aber einmal angeregt, ſollen ſie eben ſo heiß, zornig und kräftig, als grauſam und rachſüchtig ſeyn. Es wird beiden nachgeſagt, daß ſie noch eitler wären als ihre europäiſchen Vorfahren, und bei jeder Beleidigung außer ſich geriethen. Ich ſprach auch einige in Montreal anſäſſige Deutſche, darunter einen alten, vornehmen Arzt, der ſo vollſtändig canadiſirt war, daß er nur mit Mühe und Aerger noch ein paar deutſche Worte hervorbrachte.

Dieſe canadiſche Nation, denn ſie nennen ſich ſelbſt „la nation canadienne“, hat in ihrer Lage manche Aehnlichkeit mit den alten Pennſylvanier-Deutſchen. Wie dieſe, waren die Franzoſen in Canada eine ſo lange Zeit von ihrem Mutterlande abgeſchnitten, daß ihnen deſſen Zuſtände und Literatur fremd geworden ſind. Auch bei ihnen hat ſich, wie bei den Pennſylvanier Deutſchen, eine ſonderbare Sprache gebildet, ein alterthümliches Franzöſiſch mit engliſchem und indianiſchem Gemenge. Sie ſtehen jetzt ganz vereinzelt, und ſind überall umzingelt und durchſetzt von den Engliſchen. Wären die letztern ihnen nicht zu übermächtig, ſo möchten ſie noch auf eine lange Zeit hinaus ein eigenes und nicht unkräftiges Volk bilden. Jetzt aber ſind für ſie die Energie, die Kenntniſſe und Capitalien der Engländer unwiderſtehlich, und drängen ſie raſch auf allen Punkten zurück. Ihr geiſtiges Leben hat viel zu wenig ſchöpferiſche Kraft in ſich ſelbſt, und ſo müſſen ſie auch ihre geiſtige Nahrung von den Engländern annehmen. In den Städten lernen die Kinder franzöſiſch-canadiſcher Abkunft meiſt ſchon engliſch ſprechen; damider kann es nichts mehr helfen, daß einzelne Wohlhabende ihre Kinder auf eine Zeitlang nach Frankreich ſchicken. Das geiſtige Uebergewicht der Engländer macht ſich aber gerade deßhalb fühlbarer, weil die Canadier wirklich in einem auffallenden Grade in der Bildung zurückgeblieben ſind. Unter dem Landvolke iſt noch jetzt die Kunſt des Leſens und Schreibens gar ſelten, ſelbſt mehrere Schullehrer und Schulvorſteher ſollen weder das eine noch das andere verſtehen. In Louiſiana zeigt ſich dieſe Erſcheinung bei den Franzoſen ebenfalls. Ihre geſellige Bildung haben ſie auch dort beibehalten, aber das Büchereien ſchien ihnen dort wie hier eben ſo unangenehm als überflüſſig. Die Gaſtfreiheit, der geſellige Tact, die ewige Vergnügungsſucht, die Scheu vor dem energiſchen Denken und Verbeſſern ihrer Umſtände, die Hülſenheit und Nachſucht ſind bei den Franzoſen in Louiſiana noch heimiſcher als bei ihren Landsleuten in Canada, welche in ihrem nordiſchen Klima noch weniger erſchlafft ſind als jene im heißen üppigen Süden. Die ſchlechten Charakterzüge wie die guten eines Volkes treten immer in das hellſte Licht, wenn es vom Mutterlande entfernt in fremde, wilde Länder verſetzt wird, wo alles weit und offen iſt, Sitte und Zucht der Heimath nicht mehr zurückhält und die fremde Natur alle Eigenſchaften, die in einem Menſchen ſtyen, herauslockt. Die Franzoſen haben in ihren Colonien den ſchlimmſten aller Mängel gezeigt, nämlich einen Mangel an Energie, praktiſchem Verſtand und Ausdauer; ihre geſelligen Sitten ſind dagegen überall liebenswürdig geblieben, ſelbſt wo ſie lieber leidene Lumpen als ein reinliches Hemde trugen.

Würden nun die Canadas an die Union übergehen, ſo würden die franzöſiſchen Canadier gleich ihren Landsleuten in der Louiſiana noch jehnmal ſchneller von dem Looſe ereilt werden, mit ihrer Nationalität zu vergehen. Sie ſchließen ſich deßhalb jetzt mehr an die engliſche Regierung an, und werden von ihr zum Theil mehr begünſtigt als ſelbſt die engliſchen Bewohner der Canadas; denn die letztern ſprechen ernſtlich vom Anſchluſſe an die Union, ſeitdem die Kornzölle fielen und das canadiſche Korn in England ſeinen beſſern Markt mehr fand, als was von andern Ländern dorthin eingeführt wurde; dagegen bieten die Ver-

einigten Staaten ihrer Industrie und ihrem Handel reelle Vortheile. Die Politik der englischen Regierung sucht deßhalb nun auch eine Stütze in den französischen Canadiern, während sie nach dem Aufstande der letztern im Jahre 1837 das englische Element auf alle Weise förderte. Ueberhaupt scheint das System der englischen Regierung schon lange in Bezug auf die Canadas ein Schaukelsystem; sie läßt diese Provinzen möglichst frei schalten und walten, und sich durch Handelsverträge oder sonstwie Vortheile von der Union verschaffen; aber die englische Regierung verfolgt unverrückt das eine Ziel, den Beitritt der Canadas zu den Vereinigten Staaten wenigstens noch so lange hinzuhalten, bis, was die Engländer erwarten, durch die Sklavenfrage die Union zerrissen wird und dann sich die Neuengländstaaten mit den Canadiern vereinigen.

Die Tour auf den Montrealberg war mir schlecht bekommen: ich war durch und durch erkältet, das Dampfboot nach Quebek ging nur des Nachts ab und bot kein warmes Zimmer. Ich gab daher die Reise nach Quebek auf, was mir später leid that, denn Quebek soll herrlich liegen wie ein Gibraltar auf seinem Kap unter Felsklippen und hohen Bergwäldern. Das Dampfschiff setzte mich über nach La Prairie. Die Ueberfahrt dauert lange, der eine Meile breite Strom ist voll reißender Wirbel und Stromschnellen, gegen welche die Räder schzend und schnaubend anstämpfen. Man verweilt aber gern, weil ringsum das helle, rauschende Wasser und der herrliche Rückblick auf Montreal mit seinen Thürmen und seinem Hochberge erfreut. Die Eisenbahn führte uns weiter nach St. Johns. Junge Advocaten und Kaufleute aus Montreal saßen im Wagen wie Gleichzaren in ihre Büffelröcke, Capuzen und Faustfandschuhe eingehüllt, die Schnappsflasche aber war zwischen ihnen in unaufhörlicher Wanderung. Auf der Strecke zwischen La Prairie und St. Johns wohnt ein Ueberrest einer merkwürdigen Volksart, welche rasch ihrem Verschwinden entgegengeht. Es sind Nachkommen der französischen ersten Ansiedler auf der Halbinsel, welche jetzt Neubraunschweig, damals Akadien hieß. Durch die Engländer wurden die armen Franzosen von dort mit fürchterlicher Härte vertrieben, und ein Theil wandte sich hieher. Es ist ein rohes, trübsinniges, aber körperkräftiges Volk, welches zu Zeiten hart arbeitet, sonst aber noch gern unterschweift. Die Amerikaner verachten dieß akadische Volk und hatten es für taul und dornirt. St. Johns ist ein Hauptort der Akadier und hat noch einen hohen alten Kirchthurm und ein Fort, welches harte Belagerungen bestand. Noch jetzt ist es ein wohlbewaffneter Gränzposten. Dort sah ich die letzten rothröckigen Soldaten, denn auf dem Dampfboote ging es jetzt in den Unionsstaat Vermont hinein.

Auszug in das Land der Zulahs.

(Schluß.)

Bei unserer Ankunft an der Stelle, wo wir die Ochsen zurückgelassen hatten, war ich im höchsten Grade betrübt, einen todt zu finden, die beiden andern aber entkräftet als bei unserer Abreise. Die Nothwendigkeit erheischte es daher, daß wir den weniger werthvollen Theil unserer Sammlungen zurücklieferen. Wir suchten aus, was wir bis zur nächsten Ansiedlung hoffen bringen zu können, und beluden damit die Thiere, welche und geblieben waren. Zwei davon schickten wir in der Richtung ab, den Wagen zu suchen, damit dieser, sobald er gefunden wäre, mit dem Reisegepäck beladen würde und dann die Ochsen an einen bezeichneten Ort zurückkehren könnten; oder andernfalls, daß diese den besten Weg nach Natal einschlügen, während ich mit den Zurückgebliebenen dem Wege nach den Hügeln folgte; dieß wurde in 14 Tagen bewerkstelligt. Verminderung der drückenden Hitze an der Küste war sowohl den Menschen als den Thieren willkommen; ich schlug diesen Weg ein, da ich wünschte zu Anfang des Frühlinge, wo möglich, in dem Hochlande zu seyn. So konnte ich dann, den Sommer vor mir, langsam nach Natal zurückkehren. Während wir auf friedliche Weise in der großen Werkstatt der Natur thätig gewesen waren, hatte unsere Nachbarschaft ganz anderes vor. Wir fanden, als wir in dem bevölkerten Theile der Gegend anlangten, daß zwischen Vandu und einigen Stämmen, welche nahe am Drachenberg an jene gränzten, ein blutiger Krieg ausgebrochen war. Von den streitenden Parteien eingeschlossen, waren wir damit unbekannt geblieben. Jetzt wurde das Zurücklassen der fortbarsten Gegenstände, der Frucht vielfältiger Mühen, durch die Nothwendigkeit geboten; ich wünsche nicht, auf diesen Gegenstand zurückzukommen. Es mag hinreichen, wenn ich sage daß wir durch einen Schlag, wie er nicht härter seyn konnte, nämlich den Verlust eines andern Ochsen, welchen wir schlachteten, um leben zu können, getroffen, saß mit ebenso leeren Händen zurückkehrten als wir die Gegend beleten hatten. Der Tod der beiden Ochsen verursachte auch zu Hause einige Bestürzung. Als den bedeutendsten Verlust dieses unfeligen Vorfalls schätze ich den der Insecten, da wir in der Mitte des Winters die Zulahs-Gegend betreten hatten, mithin nur zu Ende der Reise ihm in Stande gewesen waren, unsere Sammlungen jetzt bei uns in Bezug auf jene zu berichtern. Wir hatten die schönsten Schäpe, wo wir einzig und allein darauf denken mußten, unser Leben zu retten. Wir waren jedoch nicht sobald aus dem Bereiche des Kriegsschauplatzes, als wir auch wieder im Sammeln thätig waren, und da sich nichts anderes darbot, so brachte ich sehr bald eine schöne Sammlung Zwiebeln zusammen, welche sich ebenso zahlreich als prächtig fanden.

Als wir den Umpongo überschritten hatten, und um den bequemsten Weg von der Küste nach den Hügeln einzuschlagen gezwungen waren, die Spitze des St. Lucia-Bay zu umgehen, berechnete ich, daß der entfernteste Punkt der Drachenbergkette etwa unter dem 27° läge, und durchschnittlich die Höhe, bis zu welcher wir unsere Sammlungen gemacht hatten, das 5000 Fuß betrug. Höher hinauf zu gehen wäre unnüß gewesen, denn so oft wir höher kamen, hatten wir harte Nachtfröste auszustehen, und waren am Tage häufig so vollständig von Wolken umhüllt, daß es gefährlich wurde, sich weit vom Lager hinweg zu wagen. Außerdem waren die Löwen hier so zahlreich, daß sie eine Ursache fortwährender Besorgniß wurden. Indem wir unsern Weg, so schnell es die Unebenheit der Gegend gestattete, fortsetzten, trafen wir einige Eingeborne. Von diesen erfuhren wir, daß wir uns in der Nähe der Tuzello-Quelle und somit 100 Meilen von Peters-Maritz-Burg befänden. Das erheiterte unsere Lebensgeister, die jetzt etwas abgesunnt zu werden begannen, während eine gute Mahlzeit Milch und Mehl unsern Körpern neue Kräfte verlieh. Ich setzte mit dem Gepäck die Reise fort, bis wir auf eine Landstraße kamen, auf welcher wir glücklich nach Hause gelangten.

1852. Den 27 Februar. Von der in den Bergen zurückgelassenen Abtheilung habe ich gehört, daß sie vom Wasser zurückgehalten worden ist. Ich werde daher Weiteres von derselben sobald nicht erfahren.

Arbeiternoth in Australien. Man wird über die erneuerte Auswanderungswuth nach Australien nicht mehr sich wundern, wenn man die Klagen hört, die von den Arbeitgebern dort herüberschallen; die Schiffe liegen zu Dutzenden da, und können aus Mangel an Mannschaft nicht fort. Die schlauen Amerikaner schickten einst ihre ausrangirten Schiffe ab, die in San Francisco bloß um bei Shipp. Gaz. vom 19 November schreibt, daß ein nach London bestimmtes Schiff seine Leute mit 50 Pfd. für die Fahrt bezahlt habe. Das ist etwa 12 Pfd. im Monat. Ein gewöhnlicher Arbeiter ist nicht unter 10 Sch. (6 fl.) des Tages zu bekommen und arbeitet dafür nur nach Stunden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 285. 27 November 1852.

Die vierte Ballonauffahrt aus den Vauxhallgärten

fand, nachdem sie wiederholt wegen schlechter Witterung verschoben worden war, am 10 Nov. statt. Man hatte zu dem Ende ein ungewöhnlich leichtes Gas bereitet. Hr. Green, der bekannte Luftschiffer, bestieg mit Hrn. Welsh die Gondel, und in der That bedurfte es dießmal die ganze Erfahrung eines Mannes wie Green. Der Ballon wurde um 2 Uhr 25 Minuten Nachmittags losgelassen, stieg dann langsam bis zur Höhe von 2000 Fuß, worauf die Luftströmungen ihn rasch gegen SO und OSO trieben. Er stieg auf bis 3 Uhr 15 Minuten, wo er eine Höhe von 23000′ über dem Meere erreichte. Die Temperatur an der Erde war 50° F. (8° R.) und in der größten Höhe fiel sie auf — 10½ F· (— 19° R.) also ein Unterschied von 60½ F. oder 28° R. Das Athemholen wurde sehr schwierig, und da die Luft unterhalb allmählich wolkenfrei geworden war, sah man daß der Ballon rasch gegen den englischen Canal losstreute. Da er nicht Ballast genug hatte um mit Sicherheit die Fahrt nach dem Continent wagen zu können, beschloß Hr. Green, selbst auf die Gefahr hin die Instrumente zu beschädigen, den Ballon rasch fallen zu lassen, um dem Meere auszuweichen. Er öffnete die Klappe was bei dem Hinabfahren selten geschieht, und ließ rasch Gas ausströmen. Bei der Annäherung an die Erde wurde der übrige Ballast ausgeworfen, und der Hals des Ballons möglichst aufwärts gewendet; da der leere Theil der Seite durch das Netzwerk zusammengehalten wurde, bildete derselbe gewissermaßen einen Fallschirm. Dennoch schlug die Gondel ziemlich heftig an den Boden und mehrere Instrumente zerbrachen, es war aber hohe Zeit daß sie niederkamen, denn sie waren nur noch vier Meilen vom Meere entfernt, die der Ballon, wäre er noch in der Höhe gewesen, in vier oder fünf Minuten zurückgelegt hätte. Die obern Luftströmungen gingen wahrscheinlich mit einer Schnelligkeit von mehr als 60 Meilen in der Stunde. Die Ergebnisse der letzten Auffahrten zeigen, daß London wegen seiner Nähe am Meere und der heftigen westlichen Strömungen in den obern Gegenden der Atmosphäre als Ausgangspunkt für solche Experimente nicht sehr geeignet ist.

Zeitbetrachtungen.

(Fortsetzung.)

Es sind vor mehrern Monaten ähnlich lautende Manifestationen in halboffiziellen Blättern erfolgt, daß man den neuen Kaiser als fait accompli annehmen werde, wie man die Republik anerkannt habe, aber nicht weiter. Hatten diese Manifestationen eine solide Grundlage, so muß allerdings der Schritt des demnächstigen Kaisers sehr unangenehm berühren, um so unangenehmer, als das Beleidigende, was darin liegt, geradezu berechnet ist. Gestützt auf die Macht Frankreichs kann er sich allenfalls eine solche Beleidigung erlauben, die an sich zu unschädlich ist um einen Bruch zu veranlassen, die aber nicht verstehen wird einen Stachel zurückzulassen, den er gelegentlich noch empfindlich fühlen könnte. Sichtlich kann man aus manchen halboffiziellen Erzeugnissen der Presse die Ansicht herausliesen, daß die neueste Phase der französischen Evolutionen eben auch nur als eine Phase zu betrachten sey, und noch keineswegs als Endabschluß der Revolution betrachtet werden könne. Ludwig Napoleon scheint sich indeß, was die fremden Mächte betrifft, auch für diesen Punkt vorgesehen zu haben, und indem er in der Botschaft an den Senat vom 4 Nov. den Ausdruck gebraucht, daß die Wiederherstellung des Kaiserreichs auch den Eroberungen von 89 das Siegel aufdrücke (consacrer), zu verstehen geben zu wollen, daß er jeden Augenblick dem parlamentarischen Element, dessen Formen er bestehen ließ, auch wieder einen Geist und eine Bedeutung einhauchen könne. Das wäre möglich, wenn es ihm gelänge mit seiner jetzigen unbeschränkten Gewalt mehrere Jahre zu regieren, und in dieser Zeit die große Masse des Volks insoweit zufrieden zu stellen, daß dieses zu keinem Aufstand geneigt wäre, und nicht einmal durch eine passive Haltung die Bestrebungen der alten Parteien unterstützen würde. Dazu gehört freilich viel Glück, viel Klugheit und Besonnenheit und mehr praktische Staatsweisheit als seine Räthe bis jetzt gezeigt haben. Alle Koryphäen der alten Parteien ohne Unterschied, alle die, welche seit 30 Jahren direct oder indirect Frankreich regierten, haben sich bis jetzt von ihm entfernt gehalten, und ohne eigentliche Verabredung ist um ihn die Leere entstanden, die von diesen intriganten Schlauköpfen angerathen wurde; niemand der eine politische Reputation zu verlieren hatte, wollte sich zu seinem willenlosen Werkzeug hergeben, denn niemand konnte wissen, welche Bewrife von Ergebenheit man von ihm verlangen werde.

Von ältern bekannten Persönlichkeiten treten fast nur Leute auf, welche die „ames damnées“ aller Regierungen waren, und außerdem eine Menge Namen, die, wenigstens auf dem politischen Gebiete, sehr neu sind, und vielleicht großentheils mehr hören und sehen als handeln wollen. Alles politische Wirken umgiebt sich mit einem dichten Schleier, und man ist auf Vermuthungen angewiesen, die aber, gleich manchen falschen Gerüchten, nicht darum Bedeutung haben weil sie wahr sind, sondern weil sie überhaupt auftauchen. Die Legitimisten spielen jedenfalls eine bedeutende, wenn auch nicht sehr klare Rolle; sie haben in 20 bis 30 Generalräthen ein entschiedenes Uebergewicht, sie sind im Senat und im legislativen Körper stark vertreten, und ihre

enge Verbindung unter ſich und mit den vornehmſten Familien Europa's macht ſie furchtbar. Die Regierung iſt augenſcheinlich hinſichtlich ihrer nicht ohne Beſorgniß, was aus der gelegentlich gegen ſie geübten Strenge hervorgeht. Das Manifeſt des Grafen von Chambord wurde in Hunderttauſenden von Exemplaren an Einem Tage über ganz Frankreich verbreitet, ein Beweis für ihre zahlreichen Einverſtändniſſe und feſt geſchloſſene Verbindung. Die Regierung veröffentlichte das Manifeſt, weil es doch ſo bekannt wurde, daß ſie ihre Schwäche kund gegeben hätte, wenn ſie es ignorirt hätte; aber während ſie es ſelbſt bekannt machte, verfolgt ſie die Verbreiter mit auffallender Strenge. Das Manifeſt hat mannichfache Tadler gefunden, wie uns bedünkt, mit Unrecht: es iſt nichts als eine in milden Formen gehaltene Erklärung, daß Frankreich nach den Stürmen der Revolution und Republik wieder die Monarchie ſuche, aber unter der, welche man jetzt wieder aufrichte, ſeine Ruhe und ſeinen Frieden nicht finden werde. Keine, nicht die mindeſte Appellation an die Gewalt, denn die Gewalt iſt gegenwärtig, das wiſſen die Legitimiſtenführer nur zu wohl, ganz in den Händen Ludwig Napoleons. Viele glauben, die Veröffentlichung des Manifeſtes durch die Regierung habe den Legitimiſten bedeutend geſchadet, wenigſtens würden viele dadurch genöthigt werden, aus den Generalräthen und auch ähnlichen Stellungen, wo ſie Einfluß üben, und unter gewiſſen Eventualitäten bei der Hand ſeyn könnten, zu ſcheiden. Das klingt ſehr plauſibel, aber wir müſſen den Legitimiſtenführern, die ſich in Frankreich ſelbſt befinden, und von denen doch wohl das Manifeſt hauptſächlich ausging, ſo viel Kenntniß der innern Verhältniſſe Frankreichs zuſchreiben, als den allzeit fertigen Tadlern. Ein Urtheil hierüber würde dem Fernerſtehenden nur dann geſtattet ſeyn, wenn die öffentliche Meinungsäußerung in Frankreich frei, und dadurch die Vorbedingungen eines Urtheils gegeben wären. Die Regierung ſelbſt, gegen welche das Manifeſt gerichtet iſt, wird wohl das richtigſte Urtheil fällen können, und dieſe gibt das ihrige durch die eifrige Verfolgung der Verbreiter zu erkennen, während man von Verfolgung der Verbreiter der revolutionären Manifeſte wenig oder nichts vernimmt.

Dieſe letztern ſind größtentheils ſo fanatiſch und abſurd, ſie können dermaßen nur dem Intereſſe Ludwig Napoleons dienen, daß fremde Blätter, z. B. die Times, ſtarke Zweifel an der Aechtheit dieſer Actenſtücke erhoben haben, und man wird zu ſolchen Zweifeln gewiſſermaßen berechtigt, wenn man hört, daß ein augenſcheinlich gefälſchter Brief von Barbès, der die Aufforderung an Ledru Rollins wo möglich noch übertreibt, frei in Paris ausgeboten wird. Wenn Victor Hugo und Genoſſen die Wähler auffordern nicht zu wählen; da es ja doch nichts fruchte, und die Zahl der beſahenden Zettel ſchon zum voraus von der Regierung beſtimmt ſey, ſo ſtanden ſie augenſcheinlich mit der Mehrzahl der Wähler, und ſelbſt ihrer Geſinnungsgenoſſen, der Republikaner, nicht auf gleichem Boden: es haben in Paris etwa 260,000 Wähler geſtimmt, ſomit gure drei Viertheile der Wähler, wenn wir dieſe nach den frühern Angaben aus der republikaniſchen Zeit auf 350,000 anſetzen. Bezeichnend und für die Regierung, welche die Ja-Zettel ſo freigebig vertheilte und die Nein-Zettel zu drucken verbot; nicht ſehr erfreulich iſt der Umſtand, daß trotz aller Vollzeimacht und Regierungsgewalt in Paris wie in Straßburg ein Viertheil der abſtimmenden Wähler mit Nein ſtimmen. Die Partei der blauen Republikaner ſcheint damit kund gegeben zu haben, daß ſie noch nicht todt ſey. Eine augenblickliche Wirkung kann dieſe Abſtimmung nicht haben, doch dürfte ſie für die Zukunft von Bedeutung ſeyn, und namentlich die Maßregeln verſtärken helfen, mit denen man Paris und andere große Städte im Zaum zu halten gedenkt. [1]

So unklug die revolutionären Manifeſte in ihrem wahnſinnigen Fanatismus ſind, ſo zeigen ſie doch, welchen Haß Ludwig Napoleon auf ſich geladen; wie man einſt das Schreiben des General Charras in vielen Tauſenden von Abſchriften im Lande verbreitete, ſo riß man ſich jetzt um den Moniteur, man lechzte gleichſam darnach, eine Oppoſitionsſtimme gedruckt zu leſen. Eine Zeitung ging das Gerücht, die Prinzen von Orleans wollten eine ähnliche Proclamation, aber ſchärfer noch als der Graf von Chambord erlaſſen. Das iſt jedoch ſehr unwahrſcheinlich, denn die Prinzen von Orleans können ſich weder auf das legitime Princip berufen, noch gegen die Volkswahl geradezu auftreten; ſie müſſen der Sache ihren Lauf laſſen und haben den großen Vortheil, daß ihr Name in Frankreich gleich bedeutend iſt mit conſtitutioneller Freiheit. Möglich wäre auch, daß die Fuſion jetzt factiſch vollendet wäre, ohne daß man dieſe Nachricht an die große Glocke hienge, und daß beide Theile einander in die Hände arbeiteten; ſie haben indeß jedenfalls ſchwere Arbeit, und die Regierung iſt keineswegs ohne bedeutende Stützen: die ſtärkſte findet ſie wohl in der feindſeligen Stellung, welche ſelt der Februarrevolution zwiſchen der Armee und der liberalen, oder eigentlich richtiger geſagt, der Civilpartei im Staate beſteht: ihr Point d'honneur iſt gewiſſermaßen dabei verpfändet, die von ihr geſchaffene Autorität aufrecht zu erhalten. Dieſer Punkt iſt wichtiger und folgenreicher, als ſelbſt der Beſtand der Geiſtlichkeit, ſo wenig wir dieſen in Frankreich zu unterſchätzen geneigt ſind: denn in Bezug auf letztern darf man nicht vergeſſen, daß derſelbe keineswegs allgemein iſt, daß mehrere angeſehene Geiſtliche ſich geweigert haben, Standeserhöhungen von Ludwig Napoleon anzunehmen, und ein Biſchof ſelbſt durch eine legitimiſtiſche Correſpondenz ſehr compromittirt ſeyn ſoll. Die Maſſe des Volks, gewöhnt an eine derbere politiſche Koſt, ſcheint indeß an dieſen gebelmen Bewegungen wenig Antheil zu nehmen, und verharrt, namentlich die der Städte, in einer Gleichgültigkeit, welche von der Regierung ſchtlich als ihr ſchlimmſter Feind betrachtet wird.

Zu dieſer Gleichgültigkeit trägt freilich der Umſtand weſentlich bei, daß Handel und Induſtrie in Vergleich mit den frühern Jahren günſtig gehen, und die Mehrzahl der Arbeiter, beſonders in Paris, genügend und mit gutem Lohne beſchäftigt iſt. Während auf der einen Seite eine ſtets gerüſtete Waffenmacht den mindeſten Anſchein von Inſubordination niederzuſchlagen bereit iſt, andererſeits die Geſchäfte gut gehen und die Lebensmittel wohlfeil ſind, iſt die Ruhe der großen Maſſe der ſtädtiſchen Bevölkerung ein ſehr natürliches Ergebniß, ſie mag ſonſt über die Regierung denken was ſie will. Bei dieſer Gelegenheit können wir nicht umhin eines Umſtandes zu erwähnen, der auf das Verfahren der franzöſiſchen Regierung ein helles Licht wirft, und wenn er ſich beſtätigt, die weitgreifende politiſch-finanzielle Berechnung derſelben zeigt. Der Economiſt vom 24 Julius d. J. enthielt folgende auffallende Stelle: „wir müſſen eines merkwürdigen Umſtandes gedenken, von dem wir ſeit einiger Zeit hörten, und deſſen Erwähnung vielleicht Erklärungen hervorrufen wird. Seit mehrern Monaten, ſelbſt in der Zeit, wo Weizen gewöhn-

[1] Selbſt viele der öffentlichen Banten ſind hierauf berechnet: die prachtvolle Rivoliſtraße z. B. welche die Tuilerien mit dem Hotel de Ville verbindet, und an einer paſſenden Stelle mit einer Caſerne, die mehrere tauſend Mann faſſen kann, verſehen wird, iſt nahezu fertig, und hat neben dem Zweck der Verſchönerung auch den der ſtrategiſchen Anlage, um die Hauptpunkte der Stadt leichter zu ſchützen.

lich auf unserem (dem englischen) Markt gekauft und nach Holland und Belgien mit Vortheil gesendet wurde, wurde Weizen fortdauernd aus Holland eingeführt, und auf unsern Märkten mit Verlust verkauft. Anfangs glaubte man, es geschehe dieß in Vollzug von Contracten oder sey eine falsche Speculation, aber es erregt fortwährend große Verwunderung in Marklane (der Kornbörse in London). Woche um Woche wurde Monate lang Weizen aus Holland eingeführt und verkauft, obwohl er nach dem Marktpreis in beiden Ländern nur Verlust ergeben konnte. Einige unserer Leser, die mit politischen Geheimnissen vertraut sind — denn das Geschäft ist ganz gegen alle Handelsregeln — mögen vielleicht die Sache zum Behuf der Uneingeweihten erklären.* Gleich in der nächsten Nummer vom 31 Julius suchte ein „Observateur" unterzeichneter Correspondent die Sache aus den Zeitläufen in Deutschland und Holland zu erklären, wurde aber in der zweitnächsten Nummer (vom 7 Aug.) zurechtgewiesen. Schon damals tauchte der Verdacht auf, die Sache sey von dem protectionistischen Ministerium in England angeregt, um durch die niedrigen Preise die Nothwendigkeit eines Schutzzolls zu beweisen, allein der letzte Correspondent widerlegte auch diese Ansicht, indem er bemerklich machte, daß die sonderbare Verschiffung von Getreide aus Holland nach England schon lange vor der politischen Krise, durch welche das Ministerium Derby herbeigeführt wurde, begonnen habe. Die Sache blieb räthselhaft, der Economist vom 13 Nov. kömmt indeß darauf zurück, und schildert vorerst den Verlauf der Operation folgendermaßen: „diese Geschäfte begannen im Februar. Ankäufe von Weizen wurden zu gleicher Zeit in Rotterdam, Amsterdam, Hamburg und Petersburg, und von Mehl in Newyork gemacht. Die Preise waren so hoch, als man sie in England erhalten konnte, die Ladungen wurden deßhalb mit Verlust aller Kosten, die mit Einschluß des Zolls mindestens fünf Schilling vom Quarter und vier Schilling vom Faß Mehl betrugen, verkauft. Diese Ankäufe im Ausland und Verkäufe in England dauerten von Februar bis Junius, im Junius und Julius schienen sie ihren Climax zu erreichen, im August dagegen allmählich zu Ende zu gehen, und anfangs September wurde angekündigt, daß Hr..... in Amsterdam und andere Agenten an andern Orten angezeigt hätten, daß ihre Mission zu Ende sey. Man berechnet, daß der wirklich und absichtlich erlittene Verlust nicht unter 100,000 Pfd. St.[1] betragen kann, und dafür sucht man natürlich nach verständlichen Gründen."

Der Economist, welcher ursprünglich, wie es scheint, nicht abgeneigt war, die Sache Hrn. Disraeli und dem Protectionistenministerium in die Schuhe zu schieben, hat endlich doch gefunden, daß sich kein genügender Grund dafür anführen läßt, und sucht nun die Erklärung in der Lage und den Interessen der französischen Regierung. „Mit Anfang dieses Jahrs, sagt er, war es von der größten Wichtigkeit, niedrige Getreidepreise in Frankreich zu erhalten, da diese auf die Lage der großen Masse des Volks so wie auf den Werth der Staatspapiere einen wichtigen Einfluß ausüben. Blicken wir auf die politische Lage Frankreichs im laufenden Jahre, auf die finanziellen Operationen der Regierung, auf die ungeheuren Eisenbahnspeculationen, in welche die mit der Regierung unmittelbar verbundenen Personen verstrickten sind, und die indirect einen höchst bedeutenden Einfluß auf die Aussichten der Regierung, wie auf das Vermögen ihrer einzelnen Glieder ausgeübt haben, so ist das Bestreben die Kornpreise in Frankreich niedrig zu halten, leicht begreiflich. Man wird sich erinnern, daß am Schluß der vorigen Ernte, als man allgemein glaubte, daß sie sehr ungünstig ausgefallen sey, ein Artikel im Moniteur erschien, der in fast seidenschaftlichen Ausdrücken widersprach. Der Artikel that eine Zeitlang seine Wirkung; es zeigt sich aber jetzt, daß das allgemeine Gerücht damals Recht und der Moniteur Unrecht hatte, denn die Kornpreise sind seit dieser Zeit in Frankreich bedeutend gestiegen. Uebrigens ist es ein bemerkenswerther Umstand, daß die Anordnungen zu bedeutenden Aufkäufen sich auf alle Hauptausfuhrländer erstrecken, Frankreich ausgenommen. Bei den ungeheuern politischen Interessen, die auf dem Spiele standen, bei den großen finanziellen Maaßregeln und den Eisenbahnspeculationen kam freilich ein Verlust von 100,000 Pfd. keineswegs in Betracht." Noch erklärt sich der Economist über das Mittel, um zu dem beabsichtigten Zweck zu gelangen, und zeigt, daß diese Einfuhr in England nicht nur sehr sinnreich ausgedacht, sondern auch das einzig praktische Mittel war; seit drei Jahren ist die Einfuhr von Getreide und Mehl auf Frankreich in England sehr bedeutend; wenn man nun den Preis in England drückte, so hinderte man die Ausfuhr aus Frankreich dahin, und zudem hätte das directe Mittel der Einfuhr von Korn in Frankreich wegen der Zölle noch bedeutendere Kosten verursacht. Wir unterlassen es, das Unternehmen näher zu charakterisiren, und machen nur darauf aufmerksam, welche Mittel von der Regierung und den mit ihr verbündeten Bankiers in Bewegung gesetzt werden.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Dann müßten diese unregelmäßigen Geschäfte auf mehr als eine Mill. Pf. St sich belaufen haben, was auch manche sonderbare Erscheinungen im Wechselverkehre dieses Jahres erklären mag.

Manifest.[1]

Die Ständekammer der Provinz Buenos Ayres an die Regierungen und Bürger der Schweſterprovinzen der argentiniſchen Bundesſtaaten.

Die Provinz Buenos Ayres erscheint heute vor der Welt und ihren Schwestern in der nämlichen feierlichen und entschlastenen Haltung, welche sie am 25 Mai 1810 annahm, als sie die Herrschaft des Volkswillens und der Gerechtigkeit, und die Wiederanerkennung der in den Staub getretenen Menschenrechte proclamirte.

Eine große politische und sociale Revolution, oder vielmehr eine Wiedereroberung der Rechte des Volkes, hat sie eben in Buenos Ayres stattgefunden.

Diese Revolution, gerecht durch ihre Ursachen, ruhmvoll durch ihre Mittel, groß durch ihren Zweck, größer noch durch ihren Erfolg und unbesiegbar durch die mächtigen Elemente, welche ihr zu Gebote stehen — ist nur die Fortsetzung der unsterblichen Erhebung vom Jahre 1810, die den zerrissenen Faden der Freiheitstraditionen wieder zusammenknüpfte und die gesunkenen Grundsätze derselben vom Boden aufnahm.

Diese Revolution, durch das Volk und für dasselbe gemacht, will alle Verbrechen sämmtlicher früherer Revolutionen sühnen, die alle durch das Blut, welches die Tyrannei, oder dasjenige, welches die Anarchie vergoß, unfruchtbar wurden. Rein von jedem Einfluß von Ehrgeiz, fremd allen Partei-Interessen und kleinlichen Leidenschaften, und ohne weiteres Ziel endlich als den Triumph des Gesetzes und die Ehre des Vaterlandes, verhielt sie allen, welche sie feindselig begrüßen, die festesten und bestimmtesten Garantien, welche je eine Revolution hier gezeigt hat. Und in Folge eines glücklichen Zusammentreffens von Umständen ist sie dazu noch die erste Revolution, welche zum Volke spricht — nicht mit der Stimme der empörten Soldaten, der siegenden Heere führer, des auf öffentlichem Markte zusammengerafften Volkes, noch

[1] Wir haben dies unseres Wissens noch durch keine deutsche Zeitung mitgetheilte Document aus Buenos Ayres gesendet erhalten, und erwarteten nicht, es einzurücken, da es trotz des theoretischen Tons eine Uebersicht und Erklärung der neuesten Vorfälle enthält. A. d. R.

mit der Stimme der durch die Bajonnetspitzen erhobenen Regierungen — nein, mit der ruhigen und erhobenen Stimme der gesetzmäßig durch das Volk erwählten Vertreter und von der Höhe der Ständetribüne herab.

Im Namen der Provinz, welche sie vertritt, und im Interesse und zur Ehre des Vaterlandes richtet die Ständekammer von Buenos Ayres heute das Wort an die Schwesterprovinzen, um sie durch das gegenwärtige Manifest mit der Gerechtigkeit, welche in der Sache, die sie proclamirt und unterstützt, und mit den Grundsätzen bekannt zu machen, welche ihre Politik leiten werden, sobald die Ruhe wiederhergestellt seyn wird.

Die Revolution von Buenos Ayres entsprang nicht dem Zorne, und ebenso wenig dürftet sie nach Rache. Das ganze buenosayrische Volk hat mit der Entschiedenheit und Reine der Apostel die Hand zum Degen geführt, um seine verletzten Rechte wieder zu erkämpfen und sie nach dem Siege in das republikanische Diadem zu fetzen, welches die Schläfe der argentinischen Republik in den gesegneten Tagen des Friedens schmücken soll. Die Thatsachen reden mit der beredten Stimme der Augenscheinlichkeit, und ein jeder Sohn der großen argentinischen Familie kann sie, die Hand auf dem Herzen, bezeugen, so daß die Ständekammer von Buenos Ayres, um ihre gegenwärtige Haltung zu rechtfertigen, nur Erinnerungen aufzufrischen braucht, die in jedem Gedächtniß leben, Erinnerungen an Maaßregeln von unbestreitbarer Wahrheit und an Dokumente, die überall verbreitet sind.

Wie die Provinz Buenos Ayres durch die verbündeten Waffen, welche bei Cepeda siegten, von der Tyrannei des Rosas befreit war, glaubte sie und mußte sie glauben, daß ihre Freiheit, welche man ihr verspradh, eine Thatsache, daß der Bundesrath, den man proclamirte, eine Wahrheit sey und die feierlichen Verträge zwischen den Verbündeten endlich, das Volk in vollkommener Freiheit lassen zu wollen, um sich zu organisiren, zuletzt ihre gerechte Vollziehung haben würden, denn die Dictatur des Rosas ward nicht allein durch die verbündeten Waffen, sondern auch durch die ihm abholde öffentliche Meinung gestürzt. Die ersten Worte des Generals Urquiza nach der Schlacht bestärkten diesen Glauben, indem er bei Einsetzung des provisorischen Gouverneurs, Doctor Don Vicente Lopez, demselben in seiner Note vom 4 Februar sagte: „In dieser Ernennung gebe ich dem edlen Volke von Buenos Ayres eine Bürgschaft der vollwichtigsten Art, daß seine Gesetze geachtet bleiben werden ....., denn der General an Chef des verbündeten Befreiungsheeres, nachdem er Don Juan Manuel Rosas von der öffentlichen Bühne vertrieben hat, will dem Volke, welches unter dessen Tyrannei gestuft hat, die vollste Freiheit lassen, um über sein ferneres Geschick zu verfügen."

Das hoffnungskranke Volk bob seine noch von den Ketten zerrissenen Hände dankend gen Himmel und gab dem siegenden General den Titel des Befreiers.

Wenige Tage später wurden 200 der auf dem Schlachtfelde genommenen Gefangenen ohne alle Gerichtsform in der Nähe der Wohnung des Befreiers erschossen, und die blutigen Leichen bleiben mehrere Tage unbestattet in den Gräben um Palermo liegen, oder hingen an den Weiden, um dem befreiten Volke als Schauspiel zu dienen. Das Volk suchte seine Blicke durch den Staub des Schlachtfeldes zu verdunkeln, um in dieser Hekatombe nicht die Wiederaufstehung der Tyrannei zu erblicken, die das abgethumpfte Beil der gefallenen Dictatur sogar auf den Steinen des Freiheitsaltares schlisf.

Inzwischen blieben gegen 4000 Gefangene, die auf dem Schlachtfelde genommen waren, ohne daß sie einen Schuß thaten, im Lager des Befreiers, und 700 von ihnen, sämmtlich Bürger von Buenos Ayres, den ärmern Classen der Gesellschaft angehörend, wurden gefangen nach der Provinz Entre-Rios abgeführt, wo sie noch als Sklaven im Elende seufzen. Das befreite Volk stürbe zwar mit Schmerz diesen Theil seines Körpers, den man ihm im Namen des Sieges auertiß, doch noch immer wollte es nicht daran zweifeln, frei werden zu können.

Zu gleicher Zeit wurden alle Geschütze und Kriegsgeräthe der Provinz Buenos Ayres für Beute des Siegers erklärt, alle ihre Waffen und Munition in größter Eile nach Entre-Rios geschafft, als sey der feige Plan, uns zu entwaffnen, schon im voraus gefaßt gewesen. Das Volk beobachtete dieses Verfahren ächter Plünderung mit großer Unzufriedenheit, doch noch zögerte es, an der Ehrlichkeit der Absichten des Generals Urquiza zu zweifeln, denn es glaubte hiemit einen Theil des Preises seiner Freiheit zu bezahlen. Ebenso als es die Einnahmen der Provinz saß ganz in dessen Hände übergehen sah, damit er sie nach Gutdünken benutze, ohne irgend jemand Rechenschaft abzulegen, wie er es auch mit den bedeutenden Summen gethan hatte, die Brasilien ihm als eine Nationalanleihe nur gelehnt hatte.

Das alte und großmüthige Betragen der Buenosayrer nach gegen dieses unserer Civilisation unwürdige Verfahren groß aß. Während der argentinische Befreier sich in unserem Blute badete, unsere Bürger zu Sklaven machte, uns gleich Bewohnern eines eroberten Landes plünderte und über unseren Staatsschatz nach Gutdünken verfügte, zogen die Orientalen und Brasilianer sich von hier zurück, indem sie ihre Todten auf dem Schlachtfelde ließen, ihre eigenen Waffen auf den Schultern teugen, vom Siege gekrönt und von den Segenswünschen eines dankerfüllten Volkes geleitet.

Nachdem der General Urquiza die Gerechtigkeit durch die Erschießungen in Palermo mit Füßen getreten, die Menschheit durch das Fortsenden unserer gefangenen Mitbürger geschändet, die Gesetze der Civilisation durch die Beschlagnahme unseres gesetzmäßigen Eigenthums gebrochen, nachdem er unsere provinziellen Institutionen endlich durch die willkürliche Benützung unserer Staatsgelder verhöhnt hatte, verging er sich zuletzt noch gegen die Menschenwürde, indem er die Proclamation vom 21 Februar an das Volk von Buenos Ayres richtete, welche eine Schande für die Welt ist; diese Proclamation, die wilde Eingebung eines Hauptlings und Erinnerungen des Hasses und der Vertilgung hervorrufend, legte den Bürgern im Namen einer erlogenen Verschmelzung der Parteien eine Livree der Unsamie an, indem sie dieselben zwang, an ihrer Stirn das rothe Hutband zu tragen, welches sie am 4 Februar in den Staub getreten hatten, da sie sich seel und ihrer eigenen Würde wiedergegeben glaubten; dieses Band als Kriegsabzeichen für die befreienden Soldaten ein ehrenhaftes, bedeutete für das Volk von Buenos Ayres 20 Jahre der Sklaverei, der Trauer und der Agonie. Von nun an verschwanden alle Hoffnungen, welche sich für einen Augenblick um den Besieger des Rosas geschaart hatten: jetzt hoffte das Volk nichts mehr als von sich selbst. Es sah sich gleich einem verlornen ohne alle Rücksicht behandeln, und nicht gleich einem befreiten Volke, und in der Stille verließ es sich dazu vor, sich von diesem unheilvollen Einflusse, der bereits wie ein Joch auf allen lag, zu emancipiren.

Die Wahlen der Vertreter für die provinzielle Ständekammer gaben die erste Gelegenheit, wo sich die Unbeliebtheit des Generals Urquiza offen zeigen konnte. Die Listen des Volkes fegten in sämmtlichen Kirchsprieln mit einer großen Stimmenmehrzahl, indem sie den durch General Urquiza unterstützten Candidaturen tapfer widerstanden, obschon dieser mit schamlosem Hohne gegen unsere Wahlvereinbarungen sein ganzes Heer zum Stimmen zur Stadt gesendet hatte.

Die Ständekammer von Buenos Ayres ward unter den Auspicien des Volkssieges und mit dem Kranz der allgemeinen Sympathien geschmückt eröffnet, und war so das Ziel der Unzufriedenheit des Generals Urquiza, der ihr den Zorn wegen seines Geschlagenwerdens bei den Wahlen ohnehin schon nachtrug, und dazu noch später in ihr sich den eisernen Schuhwall der öffentlichen Meinung erheben sah. Der General Urquiza glaubte in der einfachen Maaßregel der Kammer eine directe und offen gegen ihn gerichtete Feindseligkeit zu erblicken, denn er ist gewohnt, in Entre-Rios diktatorisch zu herrschen, ist dem Geschäftsgange einer geregelten Staatseinrichtung, den er hier zuerst in seinem Leben sah, durchaus fremd, denn er sieht nicht ein, daß ein Volk sich selbst zu regieren vermag, und ahnt nicht, daß der Mensch einen anderen Willen haben kann als derjenige, welchen die rohe Gewalt in Händen hat.

Dieses waren die ersten Schritte der Politik des Generals Urquiza in Bezug auf die Provinz Buenos Ayres.

(Zerstörung folgt.)

Die Expedition gegen Japan soll im Anfang December von Nordamerika aus abgehen. (Ungl. Bl.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 286. 29 November 1852.

Die französischen Patois.

Das Decret des Prinzen-Präsidenten hinsichtlich der Sammlung der Volkslieder in Frankreich in Nachahmung der germanischen Völkerstimmen von Firmenich bietet eine Menge Schwierigkeiten dar; wir haben vor ein paar Tagen erwähnt (s. Nr. 281), daß ein Hr. Breuiier einen Aufsatz darüber in die Revue Archéologique (Nov.) hat einrücken lassen, und entheben demselben nun einige Bemerkungen. Breuiier sagt geradezu, das Decret des Prinzen habe die logische Ordnung des Verfahrens umgestürzt, denn man kenne die Patois noch viel zu wenig, um mit irgend einer Aussicht auf Erfolg zu Werke gehen zu können; die südlichen, die verschiedenen Zweige der Langue d'Oc, sind noch am mannichfachsten behandelt; aber manche des Nordens und der Mitte liegen noch ganz brach, und dabei herrscht in Frankreich noch vielfach die Ansicht vor, ja sie wurde in der Akademie selbst ausgesprochen, diese Dialekte seyen nichts als verdorbenes Französisch. Es fehlt indeß nicht an Leuten, welche den Werth des Studiums der Patois in historischer, philologischer und geographischer Hinsicht sehr wohl begreifen. Breuiier schlägt deßhalb vor 1) allenthalben Local-Gesellschaften zu errichten, welche die ungewöhnlichen Wörter, alte Druckschriften, und wo möglich die Eigenthümlichkeiten der Grammatik eines jeden Districts sammeln; 2) eine Centralgesellschaft zu bilden, welche dieß Material verarbeitete, und namentlich nach dem Vorbild Ducange's ein Glossar entwürfe. Dann erst, wenn dieß geschehen, würde das Decret, welches eine Sammlung der in den verschiedenen Patois vorhandenen Lieder und deren Erklärung und Uebersetzung vereine, ausführbar, gegenwärtig aber sey dieß noch nicht der Fall.

Zeitbetrachtungen.

(Fortsetzung.)

Die Größe dieser Mittel und die kluge Berechnung derselben lassen erwarten, daß man in Frankreich selbst mit gleich kalter Berechnung vor sich geht, und ein neueres Ereigniß, der Ankauf des Constitutionnel, zeigt den Weg den man gehen will. Daß der Ankauf mittelbar durch die Regierung geschehen, und Hr. Véron zum Dank für seine geleisteten Dienste ziemlich rücksichtslos bei Seite gesetzt wurde, nachdem man durch die Preismäßigung des Moniteur und des Pays seine Stellung untergraben, möchte schwerlich einem gegründeten Zweifel unterliegen. Was damit beabsichtigt wird, ist unschwer zu errathen: die Macht der Journale in Frankreich, namentlich der Pariser, war in der That furchtbar, und Hr. Dr. Véron mochte, als er sein bekanntes Bündniß mit dem Prinzen Ludwig Napoleon einging, darauf gerechnet haben, eine sehr einflußreiche Rolle zu spielen, und durch halbe Opposition sich unentbehrlich und gefürchtet zu machen, was zu manchen Dingen gut und brauchbar seyn mochte. Seine Berechnung hat ihn getäuscht, das jetzige System verträgt keine halbe Unabhängigkeit, und er wird beseitigt. Mehrmals und selbst noch in der letzten Zeit ging das Gerücht, die Regierung gebe mit Maaßregeln um, sämmtliche Blätter in Paris zu unterdrücken; daß solche Pläne besprochen wurden, ist ziemlich gewiß, aber man scheint erwogen zu haben, daß die Franzosen und namentlich die Pariser, wenn sie sich auch an der jetzigen politischen Literatur nicht sonderlich ergötzen, doch die laufenden historisch politischen Nachrichten nicht mehr missen können, daß diese ein zu großes Bedürfniß der modernen Gesellschaften geworden sind. Diese Ermäßigung mag von dem Entschluß einer gewaltsamen directen oder indirecten Unterdrückung abgehalten haben, und man versucht es jetzt auf andere Weise: Pays und Patrie waren schon lange in den Händen der Regierung, der Constitutionnel mit seiner übermäßig großen Verbreitung (43,000 Abonnenten), welche mit Einrechnung des Stempels nur bedeutenden Versatz abwarf, konnte sich nicht halten, und mußte die dargebotenen zwei Millionen noch als ein sehr gnädiges Aequivalent annehmen; Dr. Véron soll, wahrscheinlich im Aerger so unceremonios bei Seite geworfen zu werden, sich anfangs gesträubt, die Actionäre aber die Abtretung sehr willig unterzeichnet haben. Jetzt sollen die andern Journale an die Reihe kommen: man spricht nicht bloß vom Siecle und der Presse, sondern selbst vom Journal des Debats, dem gleichfalls Anträge gemacht worden seyen. Dieß kluge und einflußreiche Journal der durch ihr Vermögen sehr unabhängig gestellten Hrn. Bertin gilt für besonders unbequem, nicht als ob es directe Opposition machte — dazu konnte man ihm die Luft schon vertreiben — sondern es opponirt durch sein Schweigen, durch hingeworfene Winke, und repräsentirt durch seine Haltung die der vorerst gänzlich geschlagenen parlamentarischen Partei. Ließe sich auch das Journal des Debats erkaufen, so wäre dieser bedeutsame Parteiausdruck verloren, und der Verkauf, geschähe er nun aus was immer für Motiven, würde jedenfalls ein verzweiflungsvolles Aufgeben einer bedeutenden Stellung bezeichnen. Das ist indeß nicht zu erwarten, und der neuliche Artikel, worin das friedliche Kaiserthum begrüßt wird, beweist gerade daß die Stellung behauptet werden soll.

Der Zweck der Regierung scheint nun dahin zu gehen, durch den Besitz der verschiedenen Journale, die jetzt zu einer gewaltigen Monotonie verurtheilt sind, den öffentlichen Geist zu beherrschen, de le façonner, wie der Kunstausdruck lautet, und in den verschiedenen Blättern in Baß und Discant, in Tenor und Alt,

immer nur dieselbe Grundmelodie mit allerhand Variationen aufspielen zu lassen.[4] Der Plan dürfte schwerlich gelingen, denn er würde mit einemmal zeigen, daß alle Parteien nicht bloß durch die Regierungsgewalt zum augenblicklichen Schweigen gebracht seyen, sondern auch abdicirt hätten. Da dieß nicht zu erwarten, so wird es immer Mittel geben, die eigentlichen Parteijournale zu halten, falls nicht die Regierung, durch das Mißlingen des Plans erbittert, mit ihren indirecten Verfolgungen der Presse weiter geht und den widerspenstigen Blättern endlich alle Lebensluft entzieht. Man sieht deutlich, die Regierung ist von ihrem endlichen Ziel, der gänzlichen Vernichtung der ihr grundsätzlich entgegenstehenden Parteien, noch weit entfernt, und wird durch die Gewalt der Dinge zu größerer Gewaltthat fortgetrieben, als sie vielleicht selbst ursprünglich gewollt und beabsichtigt hatte. Das ist die schiefe Fläche, auf der sie sich befindet, und welche gleich im Anfang ihrer Herrschaft als ihre größte Verlegenheit bezeichnet wurde. Sehr vorsichtig ausgedrückte Correspondenzen aus den französischen Provinzen in den belgischen Journalen sprechen von einem Wiedererwachen des politischen Geistes selbst unter demjenigen Theile der Bourgeoisie, welcher den Staatsstreich aufs eifrigste willkommen hieß. Diese große Classe erwartet, daß der Prinz, nachdem er sein Ziel, das Kaiserthum, erreicht, den strengen Baum, der auf aller politischen Bewegung liegt, lockere und einige Freiheit gestatte. Diese Classe wird der Regierung eben dadurch, daß sie nicht sehr weitsichtig ist, gefährlich; sie begreift nicht, daß die Regierung, welche mit so außerordentlicher Macht ausgerüstet ist, nicht den leisesten Tadel ihrer Handlungen zugeben kann; sie erwägt nicht, daß die mindeste Lockerung des straff gespannten Systems von den feindlichen Parteien zu einer der großen Masse nicht merklichen, aber für die Regierung tief verletzenden Opposition benützt werden würde. Die gänzliche Concentration der Regierungsgewalt tritt hier wieder mit ihren verderblichen Folgen auf: jede Opposition richtet sich nicht gegen Theile des Systems, sondern gegen das System selbst, gegen das Lebensprincip. Ludwig Napoleon muß unbeschränkter Herr bleiben oder er ist nichts, weniger als nichts. Darin liegt die Gefahr für ihn selbst, für Frankreich und für Europa, eine Gefahr, die viel größer ist als sie der Bestand einer ungeliebten, nur als Nothwendigkeit geduldeten Republik bringen konnte, so wenig man auch auf vielen Seiten dieß einzugestehen geneigt war, und vielleicht noch ist.

Wir sind gegenwärtig genöthigt, uns der belgischen Journale statt der französischen zu bedienen, und so farblos auch ihre Nachrichten aus Frankreich sind, so geben sie doch jedenfalls mehr als die französischen Blätter selbst. Es wäre nicht schwer, aus denselben eine schlimme Lehrenlese für die Zustände in Frankreich zu machen; wir vermeiden dieß aber, um nur auf Einen Umstand aufmerksam zu machen, den nämlich, daß die französische Regierung sehr wohl die ungeheure Verantwortlichkeit eines europäischen Kriegs fühle; es ist wiederholt in den Correspondenzen ausgesprochen, daß man die unabsehbaren Folgen eines europäischen Kriegs nicht verkenne, und darum keineswegs leichtsinnig in einen solchen sich stürzen werde. Es hieße an der Urtheilskraft der französischen Regierung zweifeln, wenn wir dieß für unrichtig erklären wollten; wir kommt es aber, daß der Glaube an die Erhaltung des Friedens stetig abnimmt, und nicht nur Belgien und England, sondern selbst das sprüchwörtlich sparsame und vorsichtige Holland auf kriegerische Eventualitäten sich gefaßt macht? Will man Ludwig Napoleon nicht geradezu der ausgeleugneten Hinterlist bezüchtigen; will man nicht annehmen, Lord Derbys neuerliche Rede, worin er das Unternehmen eines muthwilligen Kriegs als das schwärzeste Verbrechen bezeichnet, dessen sich ein Staatsmann schuldig machen könne, sey direct auf Ludwig Napoleon gemünzt, so bleibt nur Eine Annahme übrig, daß er nämlich die Bewegung, wenn er sie im Innern nicht mehr meistern könne, nach außen werfen, also durch seine persönliche Stellung genöthigt seyn werde den Krieg zu beginnen. Diese Annahme schließt aber die schärfste Anwort für diejenigen ein, welche den Staatsstreich vom 2 December mit so maaßloser Freude aufnahmen, und alle, welche diese Freude nicht theilen, ohne Umstände für Rothe erklären. Der Bestand der Republik war freilich für viele nicht sehr erfreulich, aber diese Republik noch immer nicht so schlimm für Europa, als die Monarchie wie sie jetzt errichtet werden soll, und welche — wir berufen uns auf die allenthalben wachsenden Kriegsbesorgnisse — die europäische Krisis aller Wahrscheinlichkeit zum Ausbruch bringen wird, selbst wenn die Regierung Ludwig Napoleons diesen Ausbruch zu verhindern suchen sollte, was von vielen noch bezweifelt wird.

Diese Zweifel beruhen, wenn wir einzelne, nicht unabsichtliche Aeußerungen ganz übergehen, hauptsächlich in dem Verfahren Frankreichs gegen Belgien, das durch die Kriegsfeder Granier's vorgezeichnet, von der französischen Regierung verläugnet und dann doch in Vollzug gesetzt wurde. Der von Granier vorausgesagte Zollkrieg besteht noch, und fällt dem schwächern Belgien natürlich sehr zur Last: die Eisenhütten- und Kohlenbergwerkbesitzer sollen, wie belgische Journale melden, bis jetzt noch nicht gelitten haben, wohl aber Flandern durch die plötzlich abgeschnittene Linnenausfuhr, obwohl diese allerdings in den letzten Jahren schon sehr gesunken war. Haben die Kohlengruben- und Eisenhüttenbesitzer nicht gelitten, so ist jedenfalls der Schaden des höhern Zolls auf Franzosen gefallen, und die verminderte Einfuhr von Luxus- und Modewaaren muß ebenfalls den Franzosen schaden. Commerciell betrachtet war also der Streit bis jetzt nicht günstig für Frankreich, und einen Ersatz dafür könnte man nur in politischen Vortheilen finden. Die belgische Regierung, und wohl sehr speciell der König selbst, benimmt sich mit ausgezeichneter Klugheit; wir haben schon im vorigen Monat erwähnt, daß wir den Verlauf der Dinge in der Kammer für eine Komödie halten: das alte Ministerium hatte die Majorität nicht verloren, wenn sie auch geschwächt war, aber dieß Ministerium war einmal in einen für das kleine Belgien fatalen Streit mit Frankreich hineingerathen, und die Vorsicht gebot, neue Menschen auf den Schauplatz treten zu lassen. Dieß ist der Grund, warum das Ministerium aus Männern der liberalen Majorität nach mehreren vergeblichen Versuchen zusammengesetzt wurde; seine Ernennung datirt vom 31 Oct. und am 3 Nov. hielt Hr. Brouckère in der Kammer eine honigsüße aber sehr nichtssagende Rede, die nicht destoweniger vielen Beifall fand, vielleicht gerade darum weil er die Ministerkrise als eine rein innere Angelegenheit behandelte — was sie nicht war — und in dieser Beziehung sich sehr gemäßigt und versöhnend ausdrückte. Man muß sich in Belgien wohl hüten, die Parteien schroff zu classificiren, so z. B. die katholische oder, wie sie sich selbst gewöhnlich nennt, conservative Partei der Hinneigung zu

[4] Das Aufsehen vom 20 Nov. bringt das Gerücht aus Paris, der künftige Kaiser wolle, um seinen Hof mit den lebenden Illustrationen des französischen Geistes zu schmücken, eine Anzahl kräftiger, wenn auch käuflicher Federn zur Stütze seines Thrones um sich sammeln, und sie mit Pensionen von 4 bis 10,000 Fr. anstatten. Hunger und Verbannung auf der einen, und eine solche Aussattung nebst dem Aufenthalt in Paris auf der andern Seite sind allerdings eine Alternative, vor welcher mancher erliegen möchte.

Frankreich zu beschuldigen; diese Beschuldigung ist nur zu einem sehr geringen Theile war, und die wenigen-Heißsporne, welche die Sache zum Aeußersten treiben möchten, befinden sich mehr außerhalb der Kammer und in einem Theil des Adels, unter welchem allerdings eine sehr hitzige Stimmung gegen die Regierung und für Frankreich herrschen soll, weßhalb auch die Ernennung Hrn. Broukère's mit Ausbrüchen der Erbitterung von einzelnen Personen aufgenommen worden sey. Das wird die Regierung in ihrem Gang nicht hemmen; sie hat bis jetzt Einen Gesetzvorschlag gemacht, der darauf gerichtet ist, Schmähungen gegen befreundete Regierungen zu hindern. Wie der König in der Zusammensetzung seines Ministeriums, zu dem auch der ehemalige Unterhändler des Handelsvertrags, Hr. Liedts, gehört, ohne von seinem bisherigen Gang abzuweichen, sich versöhnlich in den Formen zeigen wollte, so auch jetzt in Bezug auf dieß Gesetz: man will das Recht auf seiner Seite haben, und sagen können, man habe alle mit den Institutionen und der Ehre des Landes verträglichen Maaßregeln ergriffen, müsse aber endlich einen Punkt finden, wo die Nachgiebigkeit ein Ende habe. Dieß Verhalten zeigt deutlich, daß die belgische Regierung sich von der französischen nichts gutes versieht, daß man den commerciellen Streit nur als Vorwand betrachtet, an den bei politische angehackt werden kann. Belgien wird unter diesen Umständen eine rein zuwartende Stellung einnehmen, und nur allenfalls die französische Regierung um Erneuerung der Handelsunterhandlungen angehen.

Diese bildeu einen um so verwickelteren Punkt, als der Vertrag vom 22 August, den die belgischen Kammern ratificiren sollen — welche Ratification durch den Vertrag selbst auf den 13 Dec. verschoben ist — durch die spätern Maaßregeln der französischen Regierung eigentlich factisch aufgehoben wurde, und die französische Regierung durch die Anforderungen der Manufacturstädte Rouen, Lille, Tourcoing, Roubaix, Elboruf und Louviers, die sich alle in umständlichen Schriften an sie gewendet haben, unsicher geworden zu seyn scheint, ob sie auch nur auf dem Vertrag bestehen soll; thut sie es, so kommt sie in Conflict mit einem sehr bedeutenden Theil der Baumwolleninduſtrie; thut sie es nicht, so beginnen die Klagen der Buchdrucker und Schriftsteller, die ohnehin durch den jetzigen Stand der Dinge in Frankreich hart genug heimgesucht sind, über den Nachdruck Belgiens von neuem. Was außerdem die Verlegenheit der französischen Regierung noch steigert, sind die Gerüchte eines Vertrags mit England, Gerüchte welche selbst durch die Erklärung des englischen Unterstaatssecretärs Lord Stanley eine gewisse Bestätigung erhalten haben. Die französische Regierung ist bekanntlich in dem Vertrag mit Belgien vom 22 August von dem Princip des Verbots der Baumwollwaaren abgegangen; ist aber dieß Princip einmal gebrochen, so ist kein Grund, weßhalb nicht ein zweiter Bruch in einem Vertrag mit England geschehen sollte. Wir heben, um die Stimmung zu zeigen welche unter den industriellen Classen herrscht, nachstehende Stelle aus dem Moniteur Industriel vom 21 November aus, wo es heißt: „Alle Reclamationen, die wir seit dem Monat August über den belgischen Vertrag veröffentlichten, zeigen in überflüssigem Maaße die Wichtigkeit, welche die französische Industrie der Lösung dieser Angelegenheit beilegt. In mehrern Manufacturstädten wartet die Arbeit voll Unruhe und Spannung: der Absatz erlahmt, die Speculation schwankt zwischen der Besorgniß einer Ratification und der Hoffnung einer neuen Uebereinkunft. Seit drei Monaten indeß leben unsere Manufacturisten unter dem schwächenden Einfluß dieser Ungewißheiten: die französische Regierung sollte sich beeilen ihm ein Ende zu machen, denn sicherlich ist die jetzige Lage für unsere Arbeiten nicht mehr haltbar.“ Dann folgen Klagen über die gleichgültige Haltung Belgiens und das Schweigen der Kammer und der Regierung, und den Schluß machen Drohungen gegen Belgien und eindringliche Ermahnungen an den „Erben des Kaisers“, der berechneten Langsamkeit des belgischen Cabinets ein Ende zu machen. Kurz man sieht, die Ausstehung des Vertrags von 1845 ist der französischen Industrie noch lästiger als der belgischen, der Minister Turgot hat den diplomatischen Karten gründlich verschoben, und noch weiß man nicht, wie er wieder ins rechte Geleise gebracht werden soll. Die ruhige Haltung der belgischen Regierung deutet an, daß sie diplomatisch entschieden im Vortheil ist.

(Schluß folgt.)

Manifest

der Ständekammer der Provinz Buenos Ayres u. s. w.

(Fortsetzung.)

Die Schwesterprovinzen wissen nur zu wohl, wie seine Politik ihnen gegenüber gewesen ist.

Die ersten sympathetischen Worte, welche er an die inneren Provinzen richtete, waren zu Gunsten der lebenslänglichen Regierungen, nicht des befreiten Volks; zu Gunsten der unverantwortlichen Tyrannei und nicht der durch deren barbarische Tyrannei Gedrückten. So konnten die Völker des argentinischen Bundesstaates mit Schmerz und Schrecken den unumschränkten Herrn der damaligen Bethätigniſſe die Freundeshand den Henkern der Provinzen reichen sehen, welche die Welt mit Schaudern erfüllt hatten. Er äußerte öffentlich den Erschießungen in Tucuman Beifall, und stärkte die unselige Macht des Gouvernours Guiterrez aufs neue. Für lange Zeit theilt er die schmachvolle Administration des Gouvernours Lopez in Cordoba aufrecht und die gesetzmäßige Regierung, welche dort losbrach, wollte er mit Feindesschüssen ersticken. Er leistete dem General Benavides thätige Hülfe und berechtigte diesen somit, die Provinz San Juan zu drücken, deren nahe bevorstehende Emancipation er durch seinen Einfluß und die schriftlichen Drohungen, deren Ueberbringer sein erster Botschafter bei den inneren Provinzen war, aufhielt. Die volksthümliche Bewegung in Mendoza, welche die gesetzliche Regierung dort wieder einsetzte, wurde mit sichtbarer Unzufriedenheit und nur wegen gänzlichen Mangels an Mitteln zu ihrer Unterdrückung anerkannt. Salta, Jujuy und die übrigen Provinzen, welche diesem Beispiele folgten, sahen sich gegen den Willen des Befreiers von ihren Häuptlingen befreit, und wenn das Gesetz in diesen, durch das Unglück tief verwundeten, doch eines besseren Schicksales würdigen Städten seine Herrschaft wieder erlangte, so entstammte dieser Segen wahrlich nicht dem Herzen des Generals Urquiza, sondern dem Muthe und der Vaterlandsliebe der edlen Bürger. Mit einem Worte sey es gesagt, der General hat in seiner Politik gegen die Schwesterprovinzen, in allen Maaßregeln, allen Documenten und jedem seiner Worte gezeigt, daß er für die Regierenden, und nicht für die Regierten, für die Bedrücker, nicht für die Bedrückten, für die Opferpriester endlich und nicht für die Schlachtopfer gesetzt hatte.

Alle mußten einsehen, daß er die gesallene Tyrannei zu ersetzen Willens sey, so wie die argentinische Republik nach seinem Gutdünken zu organisiren, nicht nach dem Volkswillen, sondern nach seiner Laune; nicht nach der Convenienz aller Provinzen und einer jeden von ihnen, sondern nach seinem persönlichen Interesse. An die Stelle der unverantwortlichen Tyrannei wollte er die constitutionelle setzen, an die des Cynismus die Heuchelei, an die der Gewaltthaten einer eingeschränkt rohen. Nacht aber die Posten einer erlogenen Freiheit. Trotzdem soll man im General Urquiza noch immer den mit dem Einflusse des Sieges und den Nationalelementen beliehnten Mann, und obschon man ihm die durch die Sachlage erforderte Intelligenz und die ehrlichen Absichten der Vaterlandsliebe absprach, setzte man noch einige Hoffnung auf einen frei durch das Volk erwählten Congreß, und eine an die öffentliche Meinung gelehnte Constitution, die ihm Gränzen und Pflichten bezeichnen

sollte, indem sie zugleich seine gesetzmäßige Ambition beseitigte und unsere Rechte schützte.

Bei diesem Zustande der Dinge fand in San Nicolas die Zusammenkunft der Gouverneure statt, welche, wie man allgemein glaubte und der Natur der Sache nach annehmen mußte, seinen anderen Zweck haben konnte als eine vorläufige Convention zu berathen wegen der Art und Form, wie die Deputirten gewählt und der allgemeine constituirende Congreß zusammentreten sollte, welchem es vorgeschrieben war, die Republik durch Erhebung der gemeinsam gebilligten Gesetzlosen zu constituiren. Der Gouverneur von Buenos Ayres ward zu dieser Zusammenkunft eingeladen und reiste nach San Nicolas ab, ohne sich Verhaltungsmaßregeln von der Ständekammer zu fordern, und indem er den Zweck seiner Reise kaum durchschienen ließ.

Der General Urquiza wandelte diese Zusammenkunft der Gouverneure, ohne den allgemeinen Willen zu befragen, wie er den unsrigen so auch nie beachtet hatte, in eine Constituante um, indem er auf seine Laune hin dieselbe als eine nationale Ermächtigung betrachtete, der dazu noch das Recht zustände, für eine und alle Provinzen Gesetze zu erlassen. Der Vertrag von San Nicolas gab eine vollständige provisorische Constitution, welche ihn mit einer unbeschränkten Machtvollkommenheit bewaffnete, die der zu wählende Präsident keinenfalls haben durfte. Diese Macht aber, falsch durch den Ursprung und ungesetzlich, unheilvoll durch die Demoralisation, welche sie in die zukünftige Constitution einführen mußte, so wie durch die Gefahren, womit sie die neugeborne Freiheit umgab, war dazu noch unstatthaft, weil sie despotisch und ein Attentat gegen die Menschenwürde war, denn sie schuf eine vollständige Dictatur ohne Verantwortlichkeit, Gränzen und Gegengewicht, und von unbeschränkter Dauer. Nicht zufriedengestellt durch diese Macht, will der er sich hatte bekleiden lassen, ließ der General Urquiza sich durch die versammelten Gouverneure Titel, Belohnungen, Medaillen und nationale Auszeichnungen ertheilen, über welche einzig der Congreß das Recht haben konnte zu verfügen.

Trotzdem und obschon der große Gedanke der argentinischen Organisation für den Augenblick am niedern Ehrgeize eines Mannes scheiterte, der es nicht verstanden hatte sich auf die Höhe der Zeit zu schwingen, verschmähte die Ständekammer von Buenos Ayres auf den Grund der Angelegenheit zu gehen, und begnügte sich damit, das unumschränkte Recht, welches ihr zustand, im Namen des Volkes aufrecht zu erhalten und Theil zu nehmen an der Discussion über diese Angelegenheit, welche für das Schicksal der Provinz maßgebend war und in die Zukunft seiner Institutionen und Interessen direct eingriff. Da sie aber dieses Schicksal und diese Zukunft bedroht sah durch willkürlichen Akte, welche uns, gelinde gesagt, geeignet sind der Laune eines Mannes überliefert, den sein Ehrgeiz vom Volkswillen abstrahiren ließ, bekämpfte die Kammer mit entschlossener Tapferkeit und ihrer Pflicht eingedenk dieselbe, und durch das einstimmig erlassene Gesetz vom 10 Junius d. J. erklärte sie die Uebereinkunft von San Nicolas für nichtig, und verweigerte deren Anordnungen den Gehorsam, bis sie unseren Gesetzen gemäß ihr vorgelegt und von ihr gebilligt worden sey.

Die Gerechtigkeit unseres Verlangens lag so deutlich am Tage, daß die Provinzialregierung, welche sich mit dem General Urquiza gegen die Kammer verbündet hatte, nicht umhinkonnte, ihr einzugestehen, daß sie innerhalb ihrer Befugnisse gehandelt habe; die Verabredungen von San Nicolas wurden nicht erfüllt, und die Uebereinkunft selbst der Berathung der Kammer vorgelegt.

Der General Urquiza flugte einen Augenblick vor der aufhebenden Haltung derselben, welche sich unter dem Schutze ihres unveräußerlichen Rechtes auf die moralische Kraft der öffentlichen Meinung stützte, die sich auf herrliche Weise in einer Bittschrift äußerte, welche Tausende von Bürgern an die Kammer richteten; diese Bittschrift aber verlangte gerade das, was die Kammer in diesem großen, feierlichen Augenblicke that.

Dieselbe eröffnete friedliche Discussionen über die Uebereinkunft von San Nicolas (am 21 Junius), und suchte mit den besten Absichten hier selbe mit den obschwebenden Verhältnissen auszusöhnen und das Uebel zu beseitigen, welches der General Urquiza durch die Ungeduld seines Ehrgeizes gegen die nationale Organisation hervorgebracht hatte. Sie wollte dies als das Resultat des allgemeinen, frei ausgesprochenen Willens haben, sie wollte das, unter Berathung der Zuziehen sämmtlicher Provinzen und jeder einzelnen derselben, ein dauerndes, festes Werk ausgeführt werde, das von allen willkommen geheißen und für alle vortheilhaft sey, und auf einem naturgemäßen Grundstein aufgeführt werde, um so den Uebergriffen der Parteien, den Gefahren der jetzigen politischen Lage und den Stürmen der Zeit mit größerer Festigkeit widerstehen zu können. Der aller Mäßigung entbehrende Schrei der Leidenschaft ward während der Debatte vom Ministerium erhoben, welches die Uebereinkunft von San Nicolas zu vertheidigen suchte, und Folge davon war eine ministerielle Krise, welche auch den Gouverneur mit forttrig.

Derselbe legte mit dem Ministerium sein Amt nieder, vorzüglich sammt seiner Popularität zu fallen, als gemeinschaftlich mit der Kammer für Lösung der obschwebenden, schwierigen Frage zu arbeiten. Jetzt vermehrten sich die Schwierigkeiten und die Kammer, welche den ihm vom Schicksal vorgezeichneten Pfad verfolgte, sah ein, daß man sie allein stellen und so zu Grunde richten wolle, und in ihr das einzige Hinderniß, welches sich der Wirkung einer unverantwortlichen und despotischen Macht, wie der Pact von San Nicolas sie wollte, noch entgegenstellte. Die Kammer nahm den Gang der Dinge geborchend, die Absankung des Gouverneurs an, und übertrug den Provinzialgesetzen gemäß die interimistische Regierung ihrem Präsidenten, General Don Manuel Guillermo Pinto.

Dieser Herr sollte am 24 Junius mit dieser Würde, die ihm nicht die Wahl, sondern das Gesetz zusprach, bekleidet werden, und am 24 Junius ward das Gesetz umgestoßen, eine Ausführung vereitelt, die Ständekammer durch die Gewalt aufgelöst, der Del über Zusammenkunft durch die Hand der Bewaffneten geschlossen, wurden endlich diejenigen Deputirten, welche das Wort genommen hatten, um die Uebereinkunft von San Nicolas zu bekämpfen, verbannt. Nachdem diese unerhörten Gewaltthaten ausgeführt waren, achtete der General Urquiza nichts mehr und handelte sogar gegen die durch ihn selbst hervorgerufene Uebereinkunft. Ueber eine friedliche Stadt, welche nur ihr gutes Recht geltend machte, warf er das Heer, welches und den Genuß unserer Verfassung wieder erobert hatte. Indem er mit dem Degen den Wollewillen, die einzige Basis jeder guten Regierung, unterdrückte, gründete er auf seine Bajonette eine ungesetzliche Macht, das Kind des launenhaften Willens des Eroberers. So machte er sich zum Schiedsrichter und Herrn von allem demjenigen, welches die Gottheit dem Menschen zu seiner Bevölkerung gab, was die Civilisation erobert, um das Glück des Menschengeschlechtes zu gründen, was unsere Revolution endlich proclamirt und geschaffen hatte, da sie die für unsere Gesellschaft geeignete Regierungsform wählte. Buenos Ayres ward ohne Scheu und im vollen Sinne des Wortes gleich einer eroberten Stadt behandelt. Seine provinzielle Unabhängigkeit ward zerstört, seine Souveränitätsattribute geraubt, seine Verfassung mit Füßen getreten, sein Recht auf Vertreter und eine eigene Regierung, das es mit den Schwesterprovinzen theilt, in den Staub geworfen, der Censur und Einschüchterung unterworfen, und ohne das Recht zu reden oder gar sich beklagen zu dürfen, lag Buenos Ayres, eine schmerzerfüllte Gefangene, zu den Füßen des grausamen Siegers, welcher seinen Fuß auf ihren Nacken setzte und zeigt den Schwesterprovinzen ankündigte, daß die Zeit der Nationalorganisation gekommen sey.

Derartig war das erste Auftreten des Directoriums, welches die Bewahrung des Bundesbündnisses übernachten und der constitutionellen Organisation des Landes vorstehen sollte; so wurden die Worte erfüllt: „dem edlen Volke von Buenos Ayres bleibe die volle Freiheit, um über sein ferneres Schicksal zu verfügen!“

(Schluß folgt.)

Die serbischen Schweine sollen jetzt den amerikanischen Concurrenz machen; eine englische Gesellschaft hat sich mit einem Capital von 200,000 Pfd. in Belgrad niedergelassen, um Schinken nach England und selbst nach Amerika zu befördern.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 287. 30 November 1852.

Beitbetrachtungen.

(Schluß.)

Dieser diplomatische Vortheil ist für den Schwächern freilich oft ein Nachtheil, falls dieser Schwächere nicht von andern unterstützt ist, wie hier Belgien durch England und wohl sicherlich auch durch den deutschen Bund. Wie weit indeß die Besorgnisse vor den weitgreifenden Prätensionen Frankreichs gehen, zeigen die Rüstungen Hollands und die neuerliche Scene, wo der neue Minister der auswärtigen Angelegenheiten wegen des Kaiserreichs und der befürchteten Einmischungen Frankreichs interpellirt wurde. Der Minister erklärte es, wie natürlich, für das Beste, wenn die Vertreter der kleinen Staaten über solche allgemeine Angelegenheiten sich nicht aussprächen, und verweigerte zu dem Ende alle Antwort über die Verklärungen zu dem künftigen Kaiserreich. Der Vorfall hat darum seine Bedeutung, weil er zeigt, bis in welche Regionen hinauf sich die Besorgnisse vor möglichen, ja wahrscheinlichen Friedensstörungen bereits verbreiten.

Die Sache hätte wenig zu bedeuten, wenn die Coalition der Jahre 1812 bis 1815 noch lebenskräftig dastünde, die tiefe Uneinigkeit aber, die zwischen Rußland und England herrscht, ist gerade der Punkt, auf den Prinz Ludwig Napoleon seine Hoffnungen und Pläne für die Zukunft bisher gestützt hat, und ferner noch stützt. Diese Uneinigkeit bricht eben jetzt wieder hervor in den dänischen Angelegenheiten, die sich plötzlich auf eine seltsame Art verwickeln, und die schleswig-holsteinische Frage, die nicht leben und nicht sterben kann, abermals auf den Schauplatz rufen. Wie ernst die Frage plötzlich geworden, geht aus dem Umstand hervor daß mehrere Gesandte — gewiß aber nicht alle — je nachdem der Reichstag in einer an ihn gebrachten Frage abstimmt, ihre Pässe verlangen, d. h. allen diplomatischen Verkehr abbrechen wollen. Ohne im Mindesten hier wieder auf den alten Streit einzugehen, bemerken wir bloß, daß die eiderdänische Partei zwei Grundsätze hat, von denen sie nicht abgehen kann, weil sie eben ihr Lebensprincip ausmachen; das erste ist der Grundsatz: Dänemark bis zur Eider, d. h. Einverleibung Schleswigs in Dänemark, und das zweite: demokratisch repräsentative Regierungsform. Man hatte von Seiten der fremden Mächte diese Partei ungestört am Ruder gelassen, so lange sie sich im Kampfe gegen die deutsche Partei in Schleswig-Holstein nützlich erwies, sobald die Unterwerfung Schleswig-Holsteins und die Beendigung des Krieges sie überflüssig machte, wurde sie beseitigt. Aber sie hatte während ihres Machtbesitzes nicht nur an Kraft, sondern an Kenntniß der europäischen Verhältnisse gewonnen und somit eine vorher nicht geahnte Bedeutung erlangt. Eine demokratische Constitution Dänemarks neben der freien Verfassung Norwegens mußte in kurzer Zeit auch dem veralteten Repräsentationssistem Schwedens den Todesstoß geben, und dann constituirten sich die drei Reiche im Sinne des Skandinavismus vereint als eine Rußland feindselige, von England geschützte Macht. Dieß Ergebniß sollte verhindert werden, und zwar durch das System des Gesammtstaats in Dänemark.

Wenn Dänemark für sich, d. h. Jütland und die Inseln, eine Repräsentativverfassung haben, daneben aber Schleswig und Holstein jedes wieder eine eigene Repräsentation, dann hat jede derselben nur die Bedeutung einer Provinzialversammlung, und der König, der Hof, in dessen Händen sich die allgemeine Verwaltung und die der Armee concentriren, haben das entschiedene Uebergewicht. Man wird hieraus schon die Bedeutung des Streits über die Armee erkennen: die Regierung kämpft für die Einheit derselben und will das Bundescontingent für Holstein überhaupt nur der Zahl nach stellen, gleichgültig ob es Dänen oder Holsteiner sind. Die Eiderdänenpartei, welche die Einmischung des deutschen Bundes scheut, will, wie in politischen Hinsicht so auch in militärischer, Holstein ausscheiden, und ihr Dänemark bis zur Eider aufstellen, weil sie in dieser Ausscheidung die Bekräftigung ihres constitutionellen Princips allein zu begründen glaubt. Daß diese Partei zum energischen Handeln entschlossen ist, sieht man an der Abstimmung über die Frage, ob auch dänische Mannschaften im deutschen Bundescontingent verwendet werden könnten. Dieser Antrag der Regierung, das eigentliche Punctum saliens für die Eiderdänenpartei, ward mit der großen Mehrheit von 67 gegen 22 verworfen. Wir können in dieser Abstimmung nur den Entschluß der Eiderdänenpartei sehen, die Frage aufs äußerste zu treiben, und da sie einen bedeutenden Rückhalt hinter sich fühlt, so möchte es von dem Ministerium kaum klug seyn, so offen ihre Geringschätzung gegen das Volksthing zu zeigen.

Wären alle sonstigen Streitfragen abgemacht, so möchte diese Nichtachtung gerechtfertigt seyn, indem die Regierung mit Hülfe der Armee einen gewaffneten Widerstand, wenn er je versucht würde, leicht niederschlagen könnte. Aber die Sachen stehen nicht so, daß man kurzen Proceß mit dem Reichstag machen dürfte; man braucht ihn noch, denn er muß die nach dem Londoner Protokoll festgesetzte Erbfolgefrage sanctioniren, und damit über die Zukunft Schleswigs, d. h. über die strittige Frage seiner Erbfolge entscheiden. Anfangs hatte die Eiderdänenpartei über diese Entscheidung, die dadurch in ihre Hand gelegt war, den Mund etwas voll genommen, später aber scheint sie sich eines andern besonnen und sich verstellt zu haben; man konnte in den eiderdänischen Correspondenzen zur Genüge lesen, daß die Erbfolgefrage

so gut wie abgemacht und an keinen ernstlichen Widerstand gegen das Protokoll der Mächte zu denken sey; so wurden die fremden Gesandten, namentlich der russische, in Schlummer gesungen, und man scheint dem Reichstag in großer Seelenruhe entgegengesehen zu haben. Da erschien plötzlich, wie ein Blitz aus heiterer Luft, die famose Schrift Wegeners, die als Manuscript an die Mitglieder des Reichstags vertheilt wurde. Diese Schrift erhält ihre Bedeutung nur, wenn man sie einerseits mit den Bestrebungen der Eiderdänenpartei, andererseits mit denen der großen Mächte, namentlich Englands und Rußlands, zusammenhält. Der Erbfolgestreit in Dänemark besteht bekanntlich in der Frage, ob, wenn die männliche Linie des dänischen Königshauses ausstirbt, das sogenannte dänische Königsgesetz, nach welchem in Dänemark auch die weibliche Linie succedirt, eben so auf Schleswig und Holstein, wo nach deutschem Fürstenrecht nur die männliche Erbfolge gilt, anwendbar sey. Die Dänen behaupteten dieß, die Schleswig-Holsteiner bestritten es, weil sie von dem dänischen Staatsverband sich losmachen wollten. Deutschlands Interesse und Pflicht war es, die Ansprüche der Cognaten, d. h. des zunächst in Schleswig-Holstein erbberechtigten Hauses Augustenburg aufrecht zu erhalten. Dann aber war Schleswig-Holstein von Dänemark getrennt, und trat ganz in den deutschen Bund, der dadurch im Norden eine Abrundung nach der See hin erhielt, welche ihm früher oder später eine Seemacht sichern mußte. Dem war England und Rußland, eben so auch Frankreich, letzteres jedoch nur in zweiter Linie, entgegen, und die Erhaltung der dänischen Gesammtmonarchie wurde als eine europäische Nothwendigkeit aufgestellt, der endlich auch Oesterreich und Preußen sich fügten.

So weit, als die Sache Deutschland betraf, bestand das „concert européen“, nachdem man aber, so weit dieß durch solche Acte wie das Londoner Protokoll geschehen kann, Schleswig-Holstein von Deutschland losgerissen, war die Einigkeit zu Ende. Dänemark hätte ein durch sich mächtiger Staat seyn müssen, um die Stellung zwischen Rußland und England mit Unabhängigkeit zu behaupten; das war es aber nicht, und so trat mit den widersprechenden Bestrebungen Rußlands und Englands auch der innere Kampf um so greller hervor. Rußland hielt sich an den Adel und das Heer, England an die Partei, welche die demokratische Constitution aufrecht erhalten wollte.[1] Rußland wollte einen herrschenden Hof mit überwiegender Militärmacht, wobei allenfalls die Reichstag noch die Rolle beratherder Provinziallstände spielen mochte, traf also in seinen Bestrebungen völlig mit der Gesammtstaatspartei zusammen. England wollte das Ueberwiegen der demokratischen Constitution, weil es nur durch diese der völligen Uebermacht Rußlands in Dänemark und in dem so wichtigen Sunde entgegenwirken konnte, traf also mit den Interessen der Eiderdänen zusammen. Beide Theile hatten aber bedeutende Hindernisse. Für Rußland und die Gesammtstaatspartei war die Uebermacht des Hofs gehemmt durch das Ehebündniß des Königs mit der Gräfin Danner, weßhalb man auf deren Entfernung, oder, wenn diese nicht zu bewerkstelligen war, auf die freiwillige Abdankung des Königs hinarbeitete; die Eiderdänenpartei und England waren gehemmt durch das bis zur Verkennung des eigenen Interesses rücksichtslose Verhalten gegen Schleswig; der Reichstag konnte also, da die Gesammtstaatspartei und das erbittete Schleswig einen dänischen Staat bis zur Elder unmöglich machten, nur im Namen der Inseln und Jütlands auftreten. Indeß ist hiebei nicht zu übersehen, daß das Hinderniß Rußlands und der Gesammtstaatspartei ein temporäres, vorübergehendes ist, das der Eiderdänenpartei und Englands aber ein bleibendes: Rußland also konnte zuwarten, und brauchte nur bestehende Verhältnisse zu unterstützen, England und die Eiderdänenpartei mußten angriffsweise zu Werke gehen. Dieß geschah durch die Schrift Wegeners.

Diese Schrift, von deren juridischem Werth oder Unwerth wir ganz absehen, hat einen seit bestimmten Zweck, die russischen Erbansprüche zu bekämpfen. Zu Folge des „Concert européen“, das die Einheit der dänischen Monarchie gegen das Interesse Deutschlands aufstellte, wurde nach dem dänischen Königsgesetz die weibliche Erbfolge für das ganze Königreich aufgestellt, und Prinz Christian von Glücksburg, selbst Descendent Friedrichs III, trat für seine Lebenszeit in die Rechte seiner zunächst erbberechtigten Gemahlin und seiner Kinder. Darüber ist man einig, nun aber folgt der Widerspruch. Der russische Kaiser hatte fast ein Jahr vor dem Londoner, vom 8 Mai d. J. datirten Protokoll als Mitglied des Hauses Oldenburg mit dem König von Dänemark eine Uebereinkunft abgeschlossen, der zufolge er für sich und seine Erben auf die Ansprüche des Herzogthums Holstein verzichtete, jedoch nur für so lange, als eine männliche Descendenz des Prinzen Christian von Glücksburg vorhanden sey; sollte diese erlöschen, dann trate das kaiserlich-russische Haus wieder in seine Rechte.[1] Wegener argumentirt nun folgendermaßen: die Entscheidung der Waffen hat dem dänischen Königsgesetz über das deutsche Erbfolgerecht den Sieg verschafft, dieß Königsgesetz muß also besteben bleiben, nicht nur bei der jetzigen Thronfolgefrage, sondern auch bei einer künftigen, wenn der Mannesstamm des Prinzen Christian von Glücksburg ausstürbe, und Rußland verwickelt sich in einen Widerspruch, wenn es jetzt für die weibliche, und in einem später eintretenden Fall für die männliche Erbfolge Partei nimmt. Wegener greift also geradezu die juridische Gültigkeit des Warschauer Protokolls vom 5 Juni 1851 an, und reservirt dem Reichstage das Recht, dieses Protokoll für ungültig zu erklären. Er stellt sich also auf einen radicalen Standpunkt und bestreitet dem König das Recht, die Erbfolge ohne Zustimmung der Repräsentanten der Nation zu ordnen, was allerdings in der dänischen Constitution begründet ist. Die Regierung, welche durch die Person des Hrn. von Reedz das Warschauer Protokoll unterzeichnen ließ, läßt Hr. Wegener vor Gericht stellen, aber das Gericht kann ihn unmöglich verurtheilen. Die dänische Constitution und die russischen Erbansprüche ge-

[1] Man wird hiebei lebhaft an Graf Hahnemanns Schrift erinnert, wo er sich über die Art der Einmischung Englands in die Angelegenheiten fremder, namentlich constitutioneller Länder ausspricht, und wo es (p. 165 ff.) heißt: „wenn ein Engländer mit einer Mission betraut in einem fremden Lande ankommt, so ist es sein erstes Geschäft, sich um die Stellung der Parteien zu erkundigen. Er entscheidet sich für diejenige, welche den Interessen Englands augenscheinlich am nächsten steht; im Falle nun solche nicht existire, wäre er sich bekehren sie zu bilden, sobald aber eine solche existirt, ist seine Thätigkeit unaufhörlich dahin gerichtet, sie zur Macht zu bringen. Die Diplomatie der constitutionellen Länder hat daher die volle Thätigkeit und dieselbe Art der Thätigkeit, welche der Parteigeist erzeugt, und die vom Parteigeiste unterstützte Thätigkeit der Juristen. Da der Zweck des politischen Lebens aber darin besteht, sich mit Interessen zu beschäftigen, welche höher stehen als die der Parteien, so geschieht es, daß man häufig die diplomatische Rivalität sich mehr mit einem Interesse, als mit einem Princip beschäftigen sieht. Die Parteien werden alsdann zu blinden Werkzeugen in der Hand fremder Regierungen. Die Constitutionen sind bloße Fetzenale, welche für das brauchthätige Gefecht die Waffen liefern.“ Die Richtigkeit dieser Bemerkungen erwähnt sich hier in auffallender Weise, nur möchten wir die Eiderdänenpartei kein blindes Werkzeug nennen.

[1] Bei dem durch das „Concert européen“ aufgestellten Grundsatz der Einheit der dänischen Monarchie wäre dann Rußland nicht bloß in Holstein, sondern auch in Dänemark successiven.

raihen alſo hier in völligen Conflict, und der däniſche Reichstag ſoll nun die Entſcheidung geben, der ſich Rußland, falls ſie gegen ſeine Anſprüche ausfällt, gewiß nicht unterwerfen wird. Das däniſche Königsgeſetz, das in der Streitfrage mit Deutſchland eine ſo große Rolle ſpielte, ſcheint nun in dem Streit zwiſchen den beiden europäiſchen Hauptmächten eine nicht minder bedeutende Rolle ſpielen zu ſollen. Nous verrons.

Man kann ſich, wenn man die aller Orten, im tiefen Aſien, in der Türkei, in Tunis, in Italien, in Belgien und in Dänemark ſich erhebenden und nie gelöſten Streitfragen betrachtet, eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren; wie lange wird man noch alle die Fragen unentſchieden laſſen können, wie leicht kann der kleinſte Zufall ſie alle wieder aufs Tapet bringen, und die Löſung zu einer Sache, nicht mehr der Wahl, ſondern der Nothwendigkeit machen.

Literariſche Thätigkeit der Benedictiner in Frankreich.

Die Benedictiner, obgleich bedeutend minder zahlreich und unendlich minder reich als früher, ſind doch fortwährend bemüht, den alten Ruf, den ihr Orden wegen ſeiner Gelehrſamkeit und literariſchen Thatigkeit behauptete, fortzuwahren zu erhalten. Abgeſehen von der neulichen Herausgabe mehrerer Werke, welche von denen, die ſich mit Kirchengeſchichte abgeben, ſehr geſchätzt ſind, ſind ſie gegenwärtig emſig beſchäftigt mit der Vollendung ihres berühmten Spicilegium Solesmense, einer ungeheuren Sammlung noch unerſchienener Urkunden über die religiöſe Geſchichte der frühern Jahrhunderte der chriſtlichen Zeitrechnung. Sie haben kürzlich einen aus ihrer Mitte, Dom Pitra, abgeſchickt, um die öffentliche Bibliothek zu Valenciennes zu beſuchen, ſo wie die des engliſchen Benedictinerkloſters zu Douai, und die andern öffentlichen Anſtalten in Holland und Belgien, um dort alten Urkunden nachzuſpüren. (Liter. Gaz. 20 Covember.)

Manifeſt

der Ständekammer der Provinz Buenos Ayres u. ſ. w.

(Schluß.)

In Verfolg des Grundſatzes, daß Buenos Ayres als Bundesprovinz kein Anrecht auf eine eigene Regierung habe, wurde derſelbe bald ins Extrem geführt, und die Regierung der Provinz, welche ein Dictator geſchaffen, ward durch denſelben dictatoriſchen Willen geſtürzt. Eine eben ſolche Regierung aber trat wieder an den Tag im General-Gouvernement von Entre-Rios, proviſoriſchen Directoren des Bundesſtaates, Herren von Buenos Ayres, der ſein Recht dazu auf die Schlacht bei Caſeros zurückleitete, als wäre dieſer Sieg nicht das Eigenthum der ganzen Nation und ihrer großmüthigen Bundesgenoſſen, und als hätte derſelbe dem Sieger Vorrechte erworben und denſenigen, welche er in ſeiner Verachtung der Menſchenwürde und ſeinem Ehrgeizrauſche frech genug war, die Beſiegten zu nennen, die Pflicht der blinden Gehorſams auferlegt.

Alle geſetzlichſtiften Verträge waren zerſtört, unſere Geſetze mit Füßen getreten, unſere Garantien zerſtört und das Fauſtrecht proclamirt; die Anmaßungen und Demüthigungen folgten einander raſch gegen dieſes unglückliche, edle Volk, welches bisher weder durch das erhabene Opfer des Erbens, noch durch die zahme Hingebung der Erſchlafften, noch durch die würdige Mäßigung des bürgerlichen Muthes im Stande war, ſich das Recht in Frieden leben und in Freiheit denken zu dürfen, zu erkaufen. Der General Urquiza ritte, indem er ſich auf eigne Fauſt zum abſoluten Geſetzgeber des Landes aufwarf, der Nationalorganiſation raſch entgegen, und dieſe war für ihn nichts anderes als die definitive Conſolidirung ſeiner Macht und die letzte Billigung der Eigenthumsrechte, welche ihn zum geſetzmäßigen Herrn der Regierung der Republik machen ſollten.

Trotz aller dieſer Uebergriffe und Vergehen hätte der General Urquiza dennoch vieles für das Glück des Landes thun können, wenn er die Macht zum Diener des Fortſchritts gemacht und die Völker mit kräftiger Hand den Weg des Heiles geführt hätte. Doch weit entfernt dazuu griff er zu Gewaltmaßregeln und Beſtechungen, und beſteckte ſo ſeine Siegerkrone gänzlich, indem er die letzten Hoffnungen, welche man noch auf ihn ſetzte, verſchreckte, auf ihn, den manche Perſonen ſelbſt noch damals für nothwendig hielten. Ein anſehnlicher Theil der Provinzialeinkünfte wurden verſchwendet, um Beſtechungen zu verſuchen, als wäre die öffentliche Meinung käuflich, als könnte man den Werth eines Herzens ſchätzen und die Freiheit gegen eine Handvoll Goldes umwechſeln. Die zukünftige Conſtitution, welche das Land beherrſchen ſollte, wurde im voraus im Cabinet des Directors verfaßt und genehmigt, um dem Congreſſe ſo wie den Völkern aufgedrängt zu werden, und zwar mit dem Rechte des Eroberers, das ſich der Sieger von Caſeros anmaßte, Buenos Ayres bereits octroyirt hatte, und das nunmehr, in größerem Maaßſtabe ausgeführt, der ganzen Republik aufgezwungen werden ſollte. Ueber das Geſchick aller ward oorfügt, ohne einen Einzigen zu befragen, und um dieſer unſinnigen und unmoraliſchen Handlungsweiſe die Krone aufzuſetzen, wurden die Deputirten zum Congreſſe gewählt, ohne daß Stadt und Land an dieſen Wahlen Theil nahmen. Es wurden durch einige Individuen, die an den Wahlliſten erſchienen, zwei Perſonen erwählt und darauf ihm mit ſo hohem Charakter bekleidet, Deputirte, nicht der Nation, ſondern der hohen um abſoluten Abſichten des Generals Urquiza wurden.

Alles wurde verhöhnt, alles verſäſſcht, alles wurde erlogen.

Erlogene Freiheit und erlogener Befreier.

Erlogener Verſchmelzung der Parteien und erlogener Bundesſtaat.

Erlogene Nationalorganiſation, Wahlen, erlogener Nationalcongreß, erlogene Conſtitution und Wiederanfeſichtung des Volkes!

Wahrheit aber blieb nur ihr gegenwärtige Demüthigung und zukünftige Tyrannei, kurz der Fall einer unumſchränkten Macht, die durch eine andere erſetzt werden ſollte, welche ihr ſchnell in denſelben Spurrn folgte.

Bei ſolchen Verhältniſſen war die Revolution nicht allein ein Recht, ſondern auch eine Lebensfrage und Nothwendigkeit. Wir waren bei jenem äußerſten Momente angelangt, wo den Völkern keine Pforte des Heils mehr geöffnet bleibt, und die nothwendigen Uebel einer Revolution tauſendfach denen, welche die augenblicklich Sachlage bedingt, vorzuziehen ſind. Die öffentliche Meinung war mit ſich in dieſem Punkte vollkommen einig, und die Revolution mußte ſomit dem wirklichen Herzen des Volkes entſtehen, welches zu allen Zeiten, im Unglück wie im Glücke, einer innren Stimme Gehorſam leiſtet, die es zum Gipfel des Glückes führt.

Die Revolution, oder, wie geſagt, vielmehr die Wiedererlangung der Volksrechte, fand am 11 September ſtatt, ohne daß ein einziger Schuß fiel, und es nahmen die ganze Stadtbevölkerung, das Heer von Buenos Ayres, die Truppen von Corrientes und ein Theil der in der Stadt befindlichen von Entre Rios Theil daran. An der Spitze dieſer Bewegung ſtanden die HH. Generale Don Joſé Maria Piran und Don Juan Madariaga, und Oberſt Don Manuel Hornos in Verbindung mit anderen verdienſtvollen Offizieren und hervorragenden Bürgern, deren vom Volke geſegnete Namen ſtets im Gedächtniſſe des Volkes leben werden. Die Anführer gaben als Vertreter der öffentlichen Meinung ein ſolches Land neues Beiſpiel, indem ſie erklärten, mit dem Volke und für das ſelbe gekämpft zu haben, und legten den Degen darauf am Altare des Geſetzes nieder, worauf die geſetzmäßige Ordnung der Provinz wiederhergeſtellt wurde. Die Volksſammer, welche durch die Bajonnette geſchloſſen war, ward eröffnet, und aus ihr trat die legale Regierung hervor, ſo daß die Revolution hier die Ordnung gebar. Es iſt dieſes einer der letzten Fälle in der Geſchichte, wo aus den Wirren die Harmonie der ſozialen Elemente entſprang, und ein neuer Beleg für die Verdorbenheit und Unfähigkeit der ungeſetzmäßigen Adminiſtration des Generals Urquiza.

Die Revolution hat ſich über die ganze Provinz verbreitet, ohne Mühe und Widerſtand, und iſt mit dem begeiſtertſten Jubel von allen patriotiſchen Herzen begrüßt worden, die bei dem Namen „Vaterland und Freiheit“ freudig ſchlagen, und die Einigkeit und das Wohlergehen der Regentinen anfrichtig wünſchen.

Die Provinz in ihrer vollſten Ausdehnung hat ſich für die geſetzliche Ordnung erklärt. Die Stadt, der Süden und Norden des Landes, alles

steht unter den Waffen, mit den Besten des Landes an der Spitze. Für die Söhne von Buenos Ayres gibt es keine Parteiungen, keine bittern Verunreinigungen, keine widerstrebenden Interessen mehr: Angesichts der großen Sache, welche vor uns liegt, ist alles Vergangene kürzes Laub, das der Wind verweht. Heute ist die Parteienverschmelzung eine Wahrheit; sie entspringt der richtigen Quelle, dem Volkswillen, welcher einzig im Stande ist, gegenseitige Vergehen der Parteien zu vergessen und zu verzeihen. Nur er ist fähig zur brüderlichen Umarmung aufzufordern, nicht wie einst, wo sie nur ein Mittel der Tyrannei war, um uns zu theilen und zu beherrschen. Die schönen Tage des Vaterlandes sind neu aufgegangen, um für uns in ewigen Strahlen zu erglänzen. Diese Einigung der Willensmeinungen aber ist es, was die Revolution von Buenos Ayres stark macht, und diese, groß, ruhmvoll, unbesiegbar und großmüthig, wird an Erfolg reich seyn und energisch dahin zu arbeiten wissen, die Freiheit mit lichter Majestät zu krönen und auf ihren Ruhmesthron zu erheben.

Jetzt, da sie ihre provinziellen Souveränitätsrechte wieder erlangt hat, hat die Provinz sich, den Degen in der Hand, erhoben, und ist bereit, jeden Angriff zurückzuschlagen, jede Bewegung zu Gunsten der Freiheit zu unterstützen, jede Tyrannei zu bekämpfen und mit allen Kräften das große Werk der Nationalorganisation zu fördern. Und diese soll zur Ausführung gebracht werden, ohne dem Willen des letzten Dorfes, des geringsten Bürgers zu nahe zu treten, denn alsdann wird es keine Häuptlinge mehr geben, sondern Völker; keine Verträge der Regierungen, sondern Verbrüderung der Provinzen; kein tyrannischer Druck, sondern Einigkeit des Willens; keine selbstsüchtigen Interessen endlich, sondern nur hohe, allgemeine der großen argentinischen Vereinigung.

Um dahin zu gelangen, steht die Provinz Buenos Ayres kampfgerüstet da, nicht um die Schwesterprovinzen anzugreifen, sondern um die Rechte sämmtlicher zu vertheidigen, falls es nöthig ist, um so den Bürgerkrieg unmöglich zu machen und selbst die geringste Hoffnung auf einen schwachen Widerstand gegen die feuerne Sache des Volkes zu zerstören. Die Provinz Buenos Ayres, welcher heute 15,000 Bürger unter den Waffen stehen, wird, falls es nöthig ist, ein Heer von 25,000 Mann ins Feld senden, und sind sämmtliche Provinzen frei und ruhig, und ist es der ausdrückliche Wille derselben, sich definitiv nach den ewigen Gesetzen der Gegerechtigkeit, Moral und Gerechtigkeit zu constituiren, dann wird sie zugleich mit ihren Schwestern erklären, daß die Zeit der Nationalorganisation gekommen ist.

Bis zu diesem glücklichen Augenblicke aber erklärt die Provinz Buenos Ayres durch ihre Vertreter, daß sie diese Nationalorganisation wünscht, und zwar bei Gleichheit der Rechte und ohne Gewaltmaßregeln, und ist zur Vollendung derselben eine Uebereinkunft, gleich der von San Nicolas nöthig, so wird sie dieselbe als Bundesgesetz anerkennen, unter keiner Bedingung jedoch irgend eine Nationalbehörde, welche nicht durch den souveränen Congreß geschaffen ist. Sie will die Organisation der Regierung für und durch alle, ohne daß ein einziger Mann oder eine Provinz den übrigen durch seine Macht Gesetze aufzwingt. Sie will einen alle gemeinen Congreß, der der ächte Ausdruck des Nationalwillens sey, die gemeinschaftlichen Interessen ordne, die Einfuhrte vertheile, die freie Schiffahrt der Ströme leite, und den freien Durchzug zu Lande wie zu Wasser bestreite. Kurz, sie will Bürgschaften für die bürgerlichen und politischen Rechte, und Förderung der geistigen und materiellen Bundesinteressen durch die Freiheit, welche einzig fähig ist den Menschen zu erheben und zu beruhigen. Sie will Wohlfreiheit, Preßfreiheit, Tribünenfreiheit, Handelsfreiheit; sie will Rechtsgleichheit in der Administration, Beförderung der öffentlichen Erziehung, fremde Einwanderung, Verbrüderung der politischen Parteien, politische Toleranz, Förderung der Sittlichkeit, Annahme aller guten Ideen, Zulassung aller gesetzmäßigen Bestrebungen; sie will Belohnungen für alle großen Dienste, Unterdrückung aller unedlen Anmaßungen, die Wahrheit des Bundesstaates, Frieden mit allen Völkern, Aufhören der Willkührherrschaft: mit einem Worte, sie will die Volksherrschaft im Sinne des Gesetzes, der Billigkeit und Gerechtigkeit, und auf das Entschiedenste wirft sie die Tyrannei zurück und wird, die Waffen in der Hand, gegen sie protestiren, komme sie, woher sie wolle und in irgend welcher Form.

Kommt aber die Zeit, wo es gilt, die große argentinische Familie zu vereinen mit verschlungenen Händen, wie unser die Stärke in der Einigkeit bedeutendes Wappenschild zeigt, dann wird die Provinz Buenos Ayres — feierlich und angesichts der Welt verspricht sie es ihren Schwestern — ihren vollen Einfluß und ihre ganze Macht der Nationalorganisation zur Verfügung stellen und dafür auftreten, daß sein einziger Wille unterdrückt werde. Sie wird alle Nationalattribute, welche ihr geblieben, abtreten, doch dieses heilige Vermächtniß bewahrt sie, bis der constituirende Congreß zusammentritt, diese einzige Macht, die würdig ist so große Interessen zu bewahren. Buenos Ayres wird seine innere und äußere Souveränität behalten, ohne anders zu handeln als eben jetzt, bis es des Theiles, den es abgeben muß, sich entäußert, um ihn seinen Congreßmitgliedern und denen der andern Provinzen zur Verfügung zu überlassen. Bis dahin aber erkennt es gleich den übrigen Provinzen keine andere Behörde an als die provinzielle. Bis eine Nationalregierung besteht und ein vom Bunde unterhaltenes Bundesheer, bleibt das Heer dieser Provinz, gleich denen der übrigen, unter dem Befehle ihres Gouverneurs und Generalcapitäns, ausgenommen etwa, wenn feigerische Operationen zu Gunsten unserer Sache die Vereinigung der Truppen verschiedener Provinzen verlangten.

Dieß ist das Manifest, daß die Provinz Buenos Ayres an ihre edlen, unglücklichen Schwestern richtet. In ihm sind die Ursachen angegeben, welche ihre glorreiche Revolution gesetzlich belegen, das hohe Ziel, welches sie sich gewählt, und die hohen Verpflichtungen endlich, welche sie angesichts der Welt, freiwillig und aufrichtig, sich auferlegt hat. Sie wird dieselben zu erfüllen wissen.

Die Provinz Buenos Ayres hat sich, den Degen in der Hand, und mit dem männlichen Muthe des Starken erhoben, und schwört, frei sein oder als Märtyrer der Freiheit sterben zu wollen. Die einstimmige Entschlossenheit ihrer Söhne steht ihr bei diesem großen Entschlusse zur Seite. Will die Vorsehung, daß die Provinz Buenos Ayres unterliege, so wird sie unterliegen, doch nicht ohne ihren Schwestern ein Beispiel der Ausdauer und des Heldenmuthes zu geben. Und sie wird sich in ihrem Schutte begraben, bevor sie die Tyrannei wieder einziehen und die ruhmvolle Fahne der Waffenrevolution in den Staub sinken läßt, die sie kaum erhoben hat, damit kein freiheitsmörderischer Häuptling seinen Fuß darauf setze. Sie fühlt es, daß diese Standarte sich stets nur vor den Grundsätzen, welche sie symbolisirt, senken wird, um unter ihrem Schatten sieht und glücklich zu leben, gleich ihr aber der Schwesterprovinzen des argentinischen Bundesstaates, welche sie heute im Namen des Heiligsten, das der Mensch sein eigen nennt, und nur im Interesse und Ruhm des Vaterlandes anredet.

Gestützt auf die Sympathien der allgemeinen Gesinnungen, ruhig wegen des Ausgangs des Kampfes, fest in ihrem Vorhaben, stark in ihrer Gerechtigkeit, bauend auf die Reinheit ihrer Verfassung, und zur Vorsehung um Segen flehend, setzt die Provinz Buenos Ayres das Leben ihrer Söhne für ihre Sache ein. Sie erkennt niemand das Recht zu, sich ihr durch Gewalt aufzudringen, und erklärt ihren Schwestern angesichts der Welt, vor Sache, welche sie proclamirt, treu bleiben und ihre Verpflichtungen erfüllen zu wollen, wie auch das Geschick sey, das die Vorsehung ihr bereitet hat.

Buenos Ayres, 19 September 1852.

Schreiben des Königs von Siam an den Papst. Das Äußerdamer Handelsblad vom 26 November erwähnte eines Schreibens des Königs von Siam, das der bekannte Hr. Pallegoix, Titularbischof von Mallaca, an den Papst überbrachte. Er erklärt darin, daß er zwar noch nicht an Christus glaube, sondern ein frommer Anhänger der Lehre Buddhas sey, daß er aber die ungereimten Fabeln, mit denen die Lehre verdorben sey, verachte. Seine Heiligkeit könne sich versichert halten, daß unter seiner Regierung die Christen in seinem Lande nicht verfolgt werden, sondern überall Schutz erhalten sollen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat November.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 288. 1 December 1852.

Rückblicke.

Unter allen Vorkommnissen der letzten Jahre ist wohl keines von so weitgreifender Bedeutung, als die Auffindung von Gold in Californien und Australien, der minder bedeutenden übrigen Plätze gar nicht zu gedenken. Wer diese Ansicht übertrieben findet, den bitten wir vorerst mit seinem Urtheil zurückzuhalten, da wir den Beweis für unsere Behauptung in vollem Maaße zu liefern wohl im Stande sind. Wer sich erinnert welche bedeutende, tiefeingreifende Wirkung das Herüberströmen der Schätze Amerika's nach Europa im 16ten Jahrhundert äußerte, wie es die Macht des einen Staates hob, die der andern brach, wie es dem durch die Erfindung des Schießpulvers und die stehenden Heere nur erschütterten, nicht gebrochenen Feudalsystem den Todesstoß versetzte, dadurch daß es dem beweglichen Reichthum ein ungeheures Uebergewicht über den alten Territorialbesitz gab, daß es somit die alten Grundlagen der europäischen Staatsverfassungen brach und eine neue gesellschaftliche Ordnung heraufführte; wer sich dieser und so mancher andern geistig noch viel tiefer greifenden Wirkungen jener Fluth von Reichthum erinnert, dem wird die obige Behauptung keineswegs mehr sonderlich übertrieben erscheinen. Solange die Goldausbeute auf Californien sich beschränkte, konnte man allenfalls das Ereigniß noch als eine Sache ansehen, welche der nordamerikanischen vorher schon vorhandenen Bewegung einen neuen Sporn gab, und von welcher nur ferne Wellenschläge an den europäischen Gestaden sich bemerklich machten; seit aber Australien mit einem aller Wahrscheinlichkeit nach noch weit größeren Reichthum auf den Schauplatz trat, seit die Auswanderungssucht das englische Volk wie im Sturm ergriffen, und in wenigen Monaten Hunderttausende fortgetrieben hat, seitdem ist der Goldfund eine weltgeschichtliche Begebenheit von erster Bedeutung.

Der erste Goldstrom aus Amerika ergoß sich auf ein verhältnißmäßig schwaches und armes Reich, auf Spanien, und hob es trotz der damaligen geringen und mühseligen Verbindungen der Völker unter einander in wenigen Jahrzehenden zur ersten und gefürchtetsten Macht Europa's; der zweite Goldstrom aus Australien ergießt sich nach dem sturmerprobten, seemächtigen England, welches nur durch die Wucht seiner Schuldenlasten an der mächtigen Entfaltung seiner Schwingen gehindert wurde, und es ist zu erwarten, daß ihm diese durch das Zuströmen des Goldes wesentlich erleichtert werden wird. Vor wenigen Jahren noch durfte man den Zweifel aufwerfen, ob England nicht unter seiner Last erliegen, und eine innere Erschütterung mit einer langen Schwäche werde bezahlen müssen. Schon jetzt ist dieser Zweifel nicht mehr gestattet, und Alt-England wird seine Einrichtungen, so wenig diese auch manchen modernen Anforderungen entsprechen mögen, behaupten, wenigstens wird es seine Umgestaltungen friedlicher bewerkstelligen, denn sie werden nicht durch eine unter den frühern Verhältnissen so gut wie unvermeidliche ökonomische Revolution verwirrt werden. Schon treten die Anzeichen ziemlich unzweideutig hervor, und der ältere Zweig des angelsächsischen Stammes wird nicht durch die zersetzenden Elemente des jüngern gebrochen werden. Schon dieß eine Ergebniß ist von einer kaum zu berechnenden Tragweite.

Noch vor weniger als hundert Jahren war das stille Meer ein fast unbekannter Ocean, welchen regelmäßig nur die spärlichen Schiffe durchfuhren, welche von der amerikanischen Westküste, namentlich von Mexico aus nach den Philippinen gingen. Die Entdeckungen Cooks und seiner Nachfolger haben allerdings eine mächtige Umgestaltung hervorgerufen; die hiedurch erzeugte Bewegung aber wurde nahezu neutralisirt durch die seit der Emancipation der spanisch-amerikanischen Länder fortdauernd sinkende Wohlfahrt der amerikanischen Westküste; und wenn die Ver. Staaten nach dieser Westküste vorzudringen strebten, so lag vor zehn, ja vor sechs Jahren noch der Grund weit weniger in den entfernten Vortheilen, die daraus den Vereinigten Staaten erwachsen mochten, als in dem Bestreben sich nicht von England auf dieser Westküste umgarnen zu lassen, nachdem derselbe Plan im Mississippi-Gebiet mehrmals versucht worden und mißlungen war. Aber die Entdeckung des zur Zeit der nordamerikanischen Besitzergreifung noch nicht geahnten Goldreichthums gab plötzlich dem Lande eine fast sobeltsche Wichtigkeit, und drohte den Amerikanern ein ungeheures Uebergewicht zu verleihen. Da sollte ein noch reicherer Fund in Australien das Blatt mit Einemmal wenden, und nun ward der Raum zwischen Amerika's Westküste auf der einen, den Ostküsten Asiens, dem indischen Archipel und den südaustralischen Ländern andererseits auf einmal der Schauplatz einer unermeßlichen Thätigkeit und der wichtigsten Erscheinungen der Welt- und Völkergeschichte. Auf der einen Seite sinken schwache Urvölker vor dem Andrang der europäischen Fremdlinge in Nichts und Vergessenheit, andererseits gerathen Völker von uralter, aber morscher Civilisation mit den ungestüm heranbrängenden Europäern und Amerikanern in ein Zerwürfniß, aus dem sie nicht ohne wesentliche Umgestaltung ihrer geistigen Zustände entkommen werden. England hat vor zehn Jahren in einem beschränkten Handelsinteresse die verschlossenen Pforten des himmlischen Reichs aufgesprengt, und Amerika breitte sich an dem gewonnenen Erfolge Antheil zu nehmen; der Zorn der schwachen Chinesen suchte die abgedrungenen Zugeständnisse auf indirectem Wege wieder zurückzunehmen, und jeden Augenblick wußte man nicht, wann diese im Finstern schleichenden Bemühungen einen offenen Bruch

zwischen Chinesen und Engländern herbeiführen und ein anglochinesisches Reich auf den Trümmern der Mandschuherrschaft entstehen würde. Aber ein anderes scheint beschlossen in den Sternen. Californiens Gold wird entdeckt, massenhaft drängt sich amerikanische und europäische Bevölkerung dahin, und schon betrachten die Vereinigten Staaten von Nordamerika den prächtigen Hafen von San Francisco nur noch als den Ausgangspunkt, von welchem aus sie desto leichter sich den Zugang zu den gold- und produktenreichen Ländern Asiens und des indischen Archipels eröffnen können. Um sich einen Anhaltspunkt zu verschaffen, wenden die Amerikaner ihre Blicke nach Japan, und eine mächtige Flotte ist dahin abzugehen im Begriff, mit keinem andern denkbaren Zweck, als sich die Thore dieses Reichs mit Gewalt zu öffnen; selbst nach Hinterindien sollen sie ihre Blicke gerichtet haben, und die Engländer scheinen alles Ernstes zu besorgen, daß die Amerikaner an irgend einem Punkt Asiens mit Gewalt festen Fuß fassen. Die Stellung der Engländer zu China und Japan wird dadurch eine entschieden andere, als vorher: neben und mit den Handelszwecken treten jetzt auch politische hervor, und die Unabhängigkeit der hinterasiatischen Staaten dürfte in Folge der Rivalität der Engländer und Amerikaner minder bedroht seyn als noch vor wenigen Jahren; das minder herbe Auftreten der Engländer in China hat wohl nur in diesen Verhältnissen seinen Grund. Es bildet sich überhaupt in Folge der Goldentdeckung in Californien und Australien ein ganz eigenthümlicher Tummelplatz im Umkreis des stillen Meeres, wobei England und Nordamerika in erster Reihe, von andern europäischen Mächten Rußland, Spanien und die Niederlande in zweiter, endlich, mehr passiv als activ, China, Japan und Mexico in die Schranken treten.

Hieraus erklärt sich das ungeheure Interesse, welches an die Uebergänge aus dem atlantischen ins stille Meer, an die Landenge von Panama, an den Nicaraguaeanal und an den Isthmus von Tehuantepec sich knüpft, sowie an eine Reihe in dieser Beziehung untergeordneter, für sich selbst aber hinreichend bedeutender Fragen, an den Krieg mit Birma, an das kluge Verhalten Siams und die Aussichten auf eine Colonisation in Cochinchina, anderer Fragen in Beziehung auf die niederländischen und spanischen Besitzungen im Archipel gar nicht zu gedenken. Noch mehr tritt andererseits im atlantischen Ocean die Frage über die Zukunft Westindiens und der spanisch-amerikanischen Staaten in den Vordergrund, sowie die Entwicklung Brasiliens, das, ganz dem atlantischen Meer zugekehrt, ein immer bedeutenderes Glied in der Kette wird. Wir sehen hier im atlantischen Meer ein mehrfaches Wechseln des Einflusses: in der ersten Hälfte dieses Zeitraums ist England übermächtig und Nordamerika noch viel zu schwach, um sich seinem Einfluß zu widersetzen; seit fünfzehn, namentlich aber seit zehn Jahren ist der Einfluß Nordamerika's im Steigen, und erst seit den letzten Jahren, ja man kann sagen, erst in diesem Jahre tritt England, durch den Einfluß des australischen Goldes gestärkt und ermuthigt, dem Vordringen der Nordamerikaner, welche der Westk Californiens beinahe übermüthig gemacht, wieder mit größerer Energie entgegen. Der Stand der Dinge ist jetzt der Art, daß keiner von beiden Theilen ein entschiedenes Uebergewicht über den andern erlangen kann, daß beide an der Erhaltung des gegenseitigen Friedens ein zu großes Interesse haben, und daß eben darum die zwischen diesen beiden Weltmächten liegenden Staaten eine gewisse Garantie ihres nationalen Bestandes gewinnen.

Unter all dieser scheinbaren Unabhängigkeit aber gibt sich die gewaltige Uebergegenheit der Europäer über die rothen Indianer und die schwarzen Söhne Afrika's, über die gelben Chinesen vom mongolischen Stamm und die schwärzlichen Australier, so wie über die zahlreichen Mischvölker, welche aus der Durchkreuzung dieser Urvölker hervorgegangen sind, auf die mannichfachste Weise kund: das übervölkerte China wird seine arbeitsamen Söhne außenden über einen großen Theil dieses Gebiets, und bedeutende Anfänge hiezu sind in Hinterindien, dem Archipel, selbst in Californien und Peru bereits gemacht; der herrschsüchtige Angelsachse wird sich dieser dienenden Kräfte bemächtigen, und bereits hat ein Wettlauf der Arbeit und Gewinnsucht begonnen, in welchem die geistigen Kräfte nur in so weit geschätzt werden, als sie materiellen Interessen dienen. Die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, wie die socialistischen Theoretiker sich ausdrücken, wird in einem bisher unbekannten Maaßstab vor sich gehen, und die Goldausbeute Californiens und Australiens die Mittel dazu liefern. Wir werden Pflanzer-Colonien entstehen sehen, wo wenige Europäer auf vorher unbekannten, wenigstens gewiß unbebauten Küsten mit Tausenden fremder Arbeiter erscheinen, um einem fruchtbaren Boden, dessen Reichthum vielleicht erst die jüngsten geologischen Forschungen kundgegeben, überraschende Ernten zu entlocken. Was wir bis jetzt in dieser Beziehung gesehen, der Anbau von Mauritius durch Culis aus Ostindien, die Verpflanzung von Hundertern von Madeirern nach Trinidad und andern Inseln, der Vertrag eines englischen Hauses, 8000 Chinesen als Arbeiter nach Cuba zu liefern, die schlauen Lockungen deutscher Arbeiter auf die großen Fazendas in Brasilien, alles dieß sind nur Anfänge einer maaßlosen Bewegung, eines Speculationsgeistes, welcher seinen soliden Boden in den mit jedem Tag reicher fließenden Goldschächten hat.

Dabei werden aber die Wirkungen nicht stehen bleiben, sondern Europa, die fruchtbare Mutter aller großen moralischen Bewegungen der Neuzeit, wird seinen vollen Antheil daran nehmen. Die Times bemerkte vor kurzem erst in Bezug auf die mächtige Goldgewinnung in Australien mit scharfer Betonung: „ohne im mindesten organische Aenderungen in unsern Institutionen voraussetzen zu werden wenige Jahre, wie das jetzige, Jahre eines steigenden Begehrs nach Arbeitern und einer wachsenden Auswanderung, welche die Arbeiterzahl vermindert, die arbeitenden Classen zu einem Wohlstand, einer Unabhängigkeit und einem politischen Einfluß emporheben, welcher sich geltend machen wird, und ohne Gesahr nicht mißachtet werden kann.“ Das Ideal der Socialisten, welches theoretische Fanatiker auf direktem Wege, oft durch Beraubung der Reichen, ins Leben zu führen versuchten, das wird, so weit dieß möglich ist, durch die steigende Goldmasse erreicht werden; schon hebt sich in England der Arbeitslohn auf eine für die Arbeitgeber fast beunruhigende Weise, und was in England direct und unmittelbar als Folge der reichen Goldgewinnung und Ausbeutung geschieht, das breitet sich fast unmerklich, aber unvermeidlich und mit Naturnothwendigkeit auch auf den Continent aus. Der bereglichen Reichthum, diese Grundlage der Demokratie und der neuen Gesellschaftsverfassung, ist ein Fluidum, ähnlich dem geistigen, dessen Eigenschaften es theilt, weil er selbst geistiger Natur ist, es durchdringt die Adern der europäischen Gesellschaft, und führt sie fort auf bisher unbekannter Bahn; zögernd und widerwillig verfolgen sie manche, aber es gibt keine Wahl mehr, denn man kann die einmal eingeschlagene Bahn nicht verlassen, wenn man nicht sein Volk zur Armuth und sich selbst zur Unmacht verdammen will. Verharrt man aber auf der Bahn, wie man denn trotz alles

Sträubens nicht anders kann, dann werden zahlreiche politische Einrichtungen unhaltbar und Aenderungen unausbleiblich.

Bis jetzt noch scheinen die Folgen des vermehrten Reichthums mehr nur materieller Art zu seyn; aber man täusche sich nicht, sie greifen auf alle geistigen Gebiete hinüber, nicht bloß daß die Bedürfnisse des Reichthums selbst die Uebung vieler intellectuellen Kräfte erfordern, die Wirkung äußert sich bis ins Gebiet der speciell sogenannten Literatur hinein, denn in dem Maaße, als die untern Classen sich heben, und andere, deren fixirtes Einkommen mit den veränderten Geldverhältnissen nicht auch alsbald sich ändern kann, auf eine materiell niedrigere Stufe heruntersteigen, wird das Publicum, an welches die Literatur sich wendet, ein anderes, und das was man gewöhnlich Volksschriften nennt, dieß gefährliche Genre, dessen scheinbare Leichtigkeit so manche verführt, erhält ein Uebergewicht, die Literatur wird massenhaster, breiter, flacher, aber auch die fade Schöngeisterei wird schwinden, weil diese emporgekommenen Classen eine derbere, aber auch eine kräftigere, gesündere Nahrung verlangen. Wer die „libre populaire“, um uns dieses französischen Ausdrucks zu bedienen, gehörig zu treffen weiß, wird fabelhafte Erfolge erringen; man blicke nur nach Nordamerika, wo es an solcher breiten, derben, vielfach oberflächlichen, aber auch praktischen Literatur, und oft an fabelhaften Erfolgen nicht fehlt. Ergebnisse der Wissenschaft, sonst so oft nur das Eigenthum einer Kaste, mindestens einer beschränkten Zahl von Menschen, müssen allmählich das Eigenthum der großen Masse werden; die Tendenz hiezu hat sich schon seit geraumer Zeit in einzelnen Symptomen gezeigt, und die steigende Wohlhabenheit der arbeitenden Classen wird diese Tendenz noch unglaublich vermehren. Man fürchte darum nicht ein Verflachen der Wissenschaft, im Gegentheil: um zum Volke zu sprechen, um diesem die Ergebnisse der Wissenschaft, die Ausbeute arbeitsvoller Jahre mitzutheilen, muß man seine Sache gründlich erforscht haben. Was wird aber diese Verallgemeinerung der Kenntniße, dieses Zusammengemachen der Ergebnisse der Wissenschaft, die sonst nur wenigen zu Gute kamen, für Folgen haben? das wissen wir nicht, nur daran ist kein Zweifel, daß wir in dieser Richtung unaufhaltsam vorschreiten, und daß die Mehrung des beweglichen Reichthums dieser Richtung einen immer größern Sporn geben muß.

Eine der bedeutendsten Folgen derselben ist jedenfalls die, daß der Blick, welcher bisher so vielfach an die Scholle oder an die Werkstatt gefesselt war, sich erweitert. Für jetzt hat sich diese Erweiterung meist nur in der Auswanderung kundgegeben; wer immer die unbesthimmte Sehnsucht nach einem bessern Zustande in sich trug, zog fort; jetzt aber, wo der Goldreichthum Amerika's und Englands eine Auswanderung nach fremden Welttheilen in größerem Maaßstab als vor 300 Jahren hervorruft, wo die mannichfachsten Unternehmungen in fremden Welttheilen Arbeiter jeglicher Art in immer größerer Anzahl erfordern, wo die vermehrten Communicationen das Reisen so sehr erleichtern, jetzt wird sich ein Wechselverkehr zwischen den verschiedenen Welttheilen herstellen, wie er früher in gleichem Grade nie bestanden hat. Vor 300 Jahren war die Bewegung hauptsächlich auf Spanien beschränkt, weil Spanien ängstlich die Vortheile für sich allein ausbeuten wollte. Das ist jetzt nicht mehr möglich, das Colonialsystem, wie es die erste Ausbeutung Amerika's hervorgerufen hat, ist zum Unding geworden; die Nordamerikaner haben einige schwächliche Versuche gemacht, die Ausbeutung Californiens für sich allein zu reserviren, aber umsonst, man mußte nach und nach alle zulassen, selbst die Söhne des himmlischen Reichs, welchen man noch in diesem Jahre den Zutritt wehren oder wenigstens verkümmern wollte. England macht den Versuch nicht, Fremde von den Goldfeldern Australiens auszuschließen, es weiß daß es nie genug Arbeiter haben kann, und bei dem starken Abzug nach den Colonien, ein Abzug der erst in seinem Beginnen ist, wird es bald die Arbeiter aus aller Welt in seinen Schooß einladen. Wenn dann der Continent sich nicht bereitet in aller Weise an dem neuen Aufschwung der Industrie und des Handels Theil zu nehmen, so wird er die Folgen bald in einem Verlust, empfindlicher als der des Geldes, verspüren, in dem Verlust intellectueller geschickter Menschen. Wir müßten uns sehr täuschen, oder die Verlockungen haben schon in nicht unbedeutendem Maaße begonnen.

Die Zeit ist durchaus vorbei wo ein Staat die Vortheile der Goldausbeute für sich allein in Anspruch nehmen könnte, selbst wenn es gelänge alle Fremden von der directen Goldausbeute auszuschließen. Bei dem unermeßlich erleichterten und erweiterten Verkehr gehört eine solche Ausbeute der Welt an, und zwar dem Thätigsten und Klügsten. Das Gold strömt unaufhaltsam dahin, wo es die leichteste und vortheilhafteste Verwendung findet; es läßt sich nicht beliebig anhäufen, wie in einer Schatzkammer, es muß hinaus in die Welt, wenn es nicht wie eine todte Last daliegen soll. Darum sehen wir auch jetzt die Engländer Unternehmungen in fremden Ländern in weit stärkerem Maaße wie früher unterstützen und fördern, und nur darauf bedacht, die Unternehmungen so einzurichten, daß sie vorzugsweise ihren Handelsinteressen, und wohl häufig auch ihren politischen Interessen dienen. Die Folge aber ist allenthalben dieselbe, ein Aufschwung des beweglichen Reichthums, des Handelsgeistes, der industriellen Unternehmungen und damit auch der geistigen Bewegung, welche sich durch alle Hindernisse Bahn bricht.

(Fortsetzung folgt.)

Siam und die Siamesen.

1. Geographie. — Bevölkerung. — Botanik. — Metalle.

(Revue Britannique. October.)

Das gegenwärtige Reich von Siam besteht aus dem Lande Siam im engern Sinn des Worts, aus einem großen Theil der Gebiete von Laos und Kambodscha, und aus einigen tributpflichtigen malayischen Staaten. Siam, in diesen weitern Sinn genommen, erstreckt sich beiläufig von 98° bis zum 105° O. L. und wird auf 190,000 (engl.) geographische Quadratmeilen geschätzt.

Das Land ist von einer großen Zahl kleiner Flüsse durchzogen, es besitzt aber nur drei große schiffbare Ströme: den Menam, den Strom von Kambodscha und den von Martaban. Menam ist zwar der allgemeine Name für Fluß, doch wird der Hauptstrom der Siamesen vorzugsweise so benannt; derselbe durchläuft das Gebiet von einem Ende zum andern, und ist fast in seiner ganzen Ausdehnung schiffbar. Mit Ausnahme des eigentlichen Siam ist das Land gebirgig, und die Bergkette, welche sich von der nördlichen Gränze des Landes bis zu der Südgränze zieht, erreicht an einigen Stellen 5000 Fuß Höhe.

Außer den eingebornen Racen dieser Ländertrecken befinden sich im siamesischen Reich viele Fremde, welche aus Pegu stammen und vor der Tyrannei der birmanischen Regierung hieher flüchteten; eine große Zahl Hindus, meist Mohammedaner, und eine noch größere Zahl Chinesen und Cochinchinesen, welche in Siam durch Handel und Gewerbe ihr Glück machen wollen und, da sie ihre Familien nicht mitbringen, meist gleich hier heurathen und die Landesreligion annehmen. Man trifft auch auf einzelne europäische Abkömmlinge, die fast ohne Ausnahme von den ehemaligen portugiesischen Colonisten abstammen. Jede dieser

Classen von Fremden hat einen eigenen Oberbeamten, an den man sich in allen Vorkommnissen wendet. Die Portugiesen haben einen Consul und Bischof; sie stehen jedoch in bürgerlich politischer Beziehung unter den Siamesen, und ihre religiösen Gewohnheiten unterscheiden sich wenig von den religiösen Sitten der umwohnenden Heiden.

Die Siamesen geben sich selbst den Namen Thai, was in ihrer Sprache „Freie" bedeutet. „Siam" soll in der Pegusprache dasselbe bedeuten, und den Einwohnern dieser Name von den Birmesen, den Malayen und den Europäern gegeben worden seyn, weil man sie wahrscheinlich zuerst durch die Peguaner kennen lernte. Es soll zwei Racen unter den Eingebornen Siams geben, die Thai-Noe, oder Niedersiamesen, welche in der Ebene wohnen, und die Thai-Yai oder Obersiamesen, ein weit kühneres und freiheitliebenderes Geschlecht, welches sich in einer früheren Zeit vor der Knechtschaft, unter der die fruchtbareren schöneren Landtriche seufzten, in die Berge geflüchtet zu haben scheint.

Das eigentliche Siam, das Land der Niedersiamesen, ist eine weite Ebene; sie wird von dem Menam durchschnitten, welcher alljährlich das Land überschwemmt und an dessen Ufer alle wichtigeren Städte liegen. In Folge davon ist das Volk in seinen Gewohnheiten ein wahres Wasservolk, und die Wohnungen desselben sind selten über 100—200 Meter vom Fluß entfernt. Indsia oder Siam, die ursprüngliche Hauptstadt des Reichs, wurde nach der Eroberung des Landes durch die Birmanen verlassen, und Bankok wurde ihr zur Nachfolgerin gegeben, das dem Flusse näher und günstiger für den Handel liegt. Bis in die neueste Zeit war es der wichtigste Handelsplatz und der belebteste Hafen des indischen Continents jenseits des Ganges.

Der Gesammtwerth der Ausfuhr beträgt wenigstens eine Million Pfd St. Die Haupthandelsartikel sind Zucker, Sapanholz, Bauholz, Zinn, Reis, Lack, Gummi, Gummiguit, Elfenbein, Pfeffer, und Baumwolle. Der Ausfuhrpreis des Zuckers beträgt etwa zwei Pence für das Pfund, die hauptsächlichsten Einfuhrartikel sind Waffen, Munition, Anker, kurze Waaren, Messerschmiedwaaren, Porcellan und Spiegel.

Das Klima von Siam und sein Boden in den der Ueberschwemmung ausgesetzten Landestheilen sind der Pflanzenentwicklung außerordentlich günstig und stehen hinsichtlich der Ausbeute, die sie gewähren, hinter Bengalen nicht zurück. Der Reis ist vortrefflich und wohlfeiler als irgend sonst in einem Land; selten steigt der Preis eines Centners über zwei Schillinge. Die Cocosnuß wird hier vielfach gezogen, und die Fruchtbarkeit dieses Baumes ist merkwürdig; er gibt eine Maße Oel, das um sehr geringen Preis ausgeführt wird. Bankok ist von einem Walde von Fruchtbäumen umgeben, deren Ertragnisse ebenso mannichfaltig als ausgesucht sind und die Früchte von Bengalen, Bombay, Ceylon und Java noch übertreffen. Die gesuchtesten Früchte sind die des Mango, des Mangustan, des Durion, die Orangen und Ananas. Einige scheinen von auswärts hereingekommen zu seyn; namentlich scheint Siam seinen Berührungen mit Europäern den Guyavabaum (psidium pomiferum) und den Papala-Feigenbaum (carica papaja) zu verdanken, welche letztere dort der Paradies-Feigenbaum der Franken genannt wird.

Der Anbau des Zuckerrohrs hat beiläufig seit 40 Jahren unter den chinesischen Colonisten begonnen und die Ausfuhr dieses Products übersteigt jetzt 10 Millionen Pfund. Die Siamesen bauen das Rohr, mit dem Raffiniren aber geben sich nur die Chinesen ab. Der Pfeffer scheint einheimisch zu seyn und gibt eine jährliche Ausbeute von ungefähr acht Mill. Pfd. Von diesen nimmt der König von Siam zwei Drittheile an sich, die er dem Pflanzer mit einem Pfd. St. das Pfund (ein Gewicht von 133⅓ Pfd.) bezahlt. Die Cardamomen, ebenfalls ein Product der Küste von Malabar, wächst eben da wo der Pfeffer vorkommt; ihre Kapseln sind dreimal so dick und viel schöner als die von Malabar, und der Kern ist sehr aromatisch. Man findet sie auch in den Bezirken bei Kambodscha, und die Wälder, wo sie wächst, werden als Staatseigenthum strenge bewacht. Sie ist ein in China sehr gesuchtes Nahrungsmittel, und die königliche Majestät von Siam bekommt oft 36 Pfd. St. für das Picul.

Die übrigen wichtigen Producte sind der Tabak, mehrere Arten von Baumwolle, eine Harzart, die dem Benzoeharz gleicht, und das Gummiguit. Letzteres wird aus einer Garcinia-Art durch Einschnitte in die Rinde gewonnen; das Harz fließt seil aus und wird in Gefäßen aufgefangen, welche zu diesem Zweck an den Zweigen aufgehängt sind. In diesen Gefäßen wird es sehr schnell hart und bedarf dann keiner weiteren Zubereitung mehr.

Ein anderes eigenthümliches Product von großem Werth ist das Adlerholz, das sich auf einen großen Waldbaum der Gebirgsgegenden um den Aequator findet. Dr. Roxburgh hat diesen Baum in dem botanischen Garten von Calcutta unter dem Namen aquillaria agolocha gebracht. Er gehört in die Classe Decandria und die Ordnung Monogynia. Die Blüthe ist doldenförmig, die Frucht eine Steinfrucht, die Blätter langettförmig. Das poröse, wohlriechende Holz soll von einer Krankheit des Baums herrühren, und dasselbe kommt je nach Klima und Boden in verschiedener Quantität vor. Unter gleichen Einflüssen ist es doch von sehr verschiedener Beschaffenheit; das beste findet man auf der Ostküste des Golfe von Siam unter einer Breite von 13° 30' und darunter.

Das Sapanholz (sapan caesalpinia) ist wegen seiner rothen Farbe sehr geschätzt; es kommt in den Wäldern des Landes im Ueberfluß vor und ist in Hinsicht der Menge, wenn auch nicht der Werthes, der wichtigste Ausfuhrartikel der Siamesen.

Außerdem gibt es noch einen großen Baum mit schwerm gemaserten Holz, das man in ziemlicher Menge für Kunsttischlerarbeiten ausführt, und ungeheure Wälder voll Teckholz, das großentheils im Lande verbraucht wird.

Die mineralogische und geologische Kunde von Siam wurde bis jetzt fast ganz vernachlässigt, und das wenige, was man weiß, erfuhr man durch die Berichte der Eingebornen, nicht durch eigene Nachforschungen der Reisenden.

Gewiß ist jedoch, daß man das Zinn auf der ganzen Halbinsel findet. So viel man bis jetzt weiß, kommt es fast immer als geschiedenes Zinn oder als Zinnoxyd im Alluvialboden vor.

Gold scheint unter den gleichen geognostischen Verhältnissen vorzukommen, und in Bangatapan soll es über 19 Karat haben; doch wird durch das Gold, das man findet, der Bedarf der Einwohner nicht gedeckt, weil sie dasselbe mit unglaublicher Verschwendung in ihren Tempeln und an den Götzenbildern anbringen. Von allen Metallen kommt das Eisen am häufigsten vor, und wenn gleich die Eisengruben ziemlich tief im Land einwärts sich befinden, so sind sie doch so reichhaltig und liegen den Flüssen so nahe, daß in Bankok ein Picul Gußeisen nicht über 1½ Dollar kostet. Kupfer, Zink, Blei, Spießglanz finden sich auch im Land, das an Mineralien so reich zu seyn scheint, wie an Vegetation.

Miscellen.

Ein Engländer über deutsches Rauchen. Ein Correspondent der Liter. Gaz. (vom 20 November) läßt sich höchst unwillig über das Rauchen in Deutschland aus, und da er seine Bemerkung geradezu in der Absicht geschrieben hat, daß sie in Deutschland bekannt werden sollen, so erfüllen wir seinen Wunsch, indem wir nachstehende Stelle ausheben: „für jeden der, wie ich, das Rauchen haßt, für den ist eine Eisenbahnreise in einer deutschen Gesellschaft ein wahres Elend. Die Deutschen scheinen bemüht zu seyn ihre politischen Sorgen und Klagen mit Tabakswolken zu erhellen, denn gewiß, wenn es mit ihnen gut stünde, würden sie nicht so unablässig rauchen. Die Sitte ist nahezu allgemein geworden, und ich erwarte daß, wenn ich das nächstemal wieder Deutschland besuche, auch die Weiber rauchen. Sie behaupten jetzt ganz Bonbhast, wer nicht rauche sey auch kein Mann."

Ausgrabungen zu Mitrahinny in Aegypten. Nach einer Mittheilung in der sprachgypischen Gesellschaft hat man eine große Anzahl zerbrochener Statuen aufgefunden, darunter die einer Frau aus der Zeit Thotmes IV., so wie eine berühmelte kolende Statue des vierten Sohns von Ramses II. Keine der Entdeckungen reicht über dieß Zeitalter hinaus. (Athen. 20 November.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 289. 2 December 1852.

Der See Lucino.

(Liter. Gaz. 20 November.)

Dieser See liegt im Königreich Neapel an den Gränzen des römischen Gebiets, 15 Lieues von Rom, sieben von der alten Stadt Sora, 15 von Gaëta und gleich weit entfernt vom mittelländischen und adriatischen Meere, mit denen er durch die Flüsse Liri und Pescara verbunden ist. Dieser Landstrich war zu allen Zeiten wegen seiner außerordentlichen Fruchtbarkeit berühmt, aber auch wiederholten Ueberschwemmungen unterworfen, und die Bewohner wandten sich deßhalb schon in alten Zeiten nach Rom um Hülfe. Der umfassende Geist Cäsars erkannte alsbald den Grund und das einzige Heilmittel des Uebels: er entwarf den Plan die Gewässer des Sees nach dem Fluß Liri abzuleiten, sein frühzeitiger Tod hinderte aber die Ausführung. Seltsamerweise nahm der trübsinnige und träge Claudius die Sache wieder auf, und sein Freigelassener Narcissus wurde zur Beaufsichtigung der Arbeiten angestellt. Nach Suetons Sagte sollen schon Caligula den Plan gefaßt, doch der träge Kaiser sollte ihn ausführen: 30,000 Mann arbeiteten eilf Jahre ohne Unterlaß daran, ein ungeheurer unterirdischer Canal wurde gebaut, um den See mit den Flüssen zu verbinden, und erhielt den Namen des Kaisers, der das Riesenwerk ausführte. Es gilt mit Recht als eine der wunderbarsten Arbeiten des Alterthums, namentlich wenn man den Mangel an wissenschaftlichen und die damaligen Unbekanntschaft mit manchen mechanischen Hülfsmitteln in Erwägung zieht. Dennoch wurde das Werk nicht ganz vollendet, Nero ließ es aus gemeinem Neid verfallen, aber Hadrian stellte es wieder her. Von dieser Zeit an ist seine Geschichte unbekannt bis in die Mitte des 13ten Jahrhunderts, wo Friedrich II den Canal ausräumen und wiederherstellen ließ, aber damals war es mit wissenschaftlichen und mechanischen Hülfsmitteln noch schlechter bestellt, wie zur Römer Zeit. Im Anfang des 17ten Jahrhunderts unternahm ein Fürst aus der Familie Colonna die nöthige Ausbesserung, und die benachbarten Gemeinden trugen zu den Kosten bei, dennoch mußte aus Mangel an Geldmitteln die Arbeit eingestellt werden. Unter Karl III sank das Wasser im See so tief, daß die Ruinen der alten Stadt Marruvio hervortraten, und Statuen von Claudius, Agrippina und Nero entdeckt wurden. In der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts wurden aber die Ueberschwemmungen so erschöpflich, daß die fruchtbarsten Ländereien in der Nähe des Sees verloren gingen. Ferdinand I, voll Kummer über dieß Unglück, sprach die Anwohner von Steuern frei, und beschloß auf Antrieb des Peiseste Zolli den mit Schutt verschwollenen Canal wieder öffnen zu lassen. Ignazio Stile begann die Arbeit im J. 1790 und setzte sie zwei Jahre lang fort; aber die politischen Ereignisse führten die Einstellung der Arbeiten herbei, und sie wurden erst im J. 1825 wieder aufgenommen, wo dann der Canal völlig aufgeräumt wurde.

Jetzt ist eine neue Unternehmung im Werk und der Prospect dazu bereits angezeigen: der See soll mit Hülfe aller Mittel, welcher die neuere Land- und Wasserbaukunde an die Hand gibt, abgeleitet werden. Die Führung der Arbeiten soll einem Hrn. Th. Hutton Gregory anvertraut werden. Sollte die Herbeischaffung des Capitals und die Ausführung des Werks gelingen, so würden die untergegangenen Städte Valeria, Penne und Marruvibo ans Tageslicht treten, und ein Hundert von Alterthümern entdeckt werden, der eine Menge für den Archäologen interessanter Gegenstände liefern muß.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

In dieser durch die Vermehrung des beweglichen Reichthums sich entwickelnden Cultur ruht im Wesentlichen der Bestand und die Stätigkeit unserer neuen Staaten, nicht im Grundbesitze, wie vor alter Zeit. Politische Erschütterungen lasten bei weitem weniger den Grundbesitz an, als das für jede Erschütterung so empfindliche bewegliche Vermögen, denn der Handel und das Gewerbe kommen viel rascher ins Stocken als der Ackerbau, welcher nur durch unmittelbare Gewaltthat leidet. England, in so vielen Dingen ein politischer Barometer, erweist sich auch hier lehrreich: nirgends wohl hat der Ackerbau und der Grundbesitz eine bevorrechtetere Stellung; aber Irland hat, als wesentlich ackerbauendes Land, einen nationalen Bankerott gemacht, und zeichnete sich lange durch Turbulenz aus. Jetzt erst bemerken die Engländer selbst mit Staunen, daß der Ton der Gesellschaft sich ändert, daß Müßiggang nicht mehr für vornehm gilt, und man schreibt diese Aenderung wesentlich dem sich ausdehnenden Gewerbfleiß zu, welcher in immer größerem Kreise die Menschen in seinen Bereich zieht, und dem Mangel an Thätigkeit, wie dem Mangel an Arbeit gleichmäßig entgegenwirkt. Nach einer der heftigsten Krisen, welche ein Land durchmachen kann, beginnen Symptome entschiedener Besserung sich zu zeigen, und wenn die Krise des Freihandels für England weit minder heftig war wie für Irland, so dankt man dieß nebst der mächtigen, einen so großen Theil des Volkes beschäftigenden Industrie hauptsächlich dem Zuströmen der edlen Metalle, welches den Zinsfuß drückte, das Sinken des Güterwerthes aufhielt, und Unternehmungen im Landbau, wie in den Gewerben ermöglichte, an welche man früher nicht denken durfte. Riesend war die Wirkung des Zuströmens der edlen Metalle so sichtlich wie in England: es hat die Wirksamkeit der neuen Handelsgesetzgebung befestigt, es hat die Krisen des Geldmarkts, welche periodisch eintraten, verhindert, und dadurch England vor ökonomischen und vielleicht politischen Erschütterungen bewahrt.

Die Geschichte Englands seit den letzten dreißig Jahren ist da, um den Beweis für diese Behauptung zu liefern. Die Maaßregel Peels vom Jahre 1819, wodurch er die Baarzahlungen der Bank wieder einführte, involvirte eine Verminderung

der Circulationsmittel; das Geld wurde theurer, somit sanken die Preise aller Dinge, somit mußten die Capitalisten gewinnen, die Schuldner verlieren. Man kann allerdings sagen, daß die Maaßregel durchaus nothwendig war: denn wenn die Ueberfülle der Circulationsmittel länger beibehalten, und also die Preise in der unnatürlichen Höhe erhalten wurden, so war zu befürchten, daß fremde Waaren in Masse hereingebracht, dafür das baare Geld hinausgezogen wurde, und das im Lande zurückgebliebene Papier der nöthigen metallischen Grundlage entbehrte. So nöthig aber auch die Maaßregel aus allgemeinen Staatsgründen seyn mochte, so schlug sie doch eine Ungerechtigkeit in sich, die unmäßig hoch gesteigerten Preise aller Dinge ließen sich, besonders da Korn und andere Lebensmittel künstlich hoch gehalten wurden, nicht so schnell auf das Maaß der benachbarten Länder des Continents zurückführen, und die Natur der Dinge rebellirte dagegen; so oft durch irgend eine Handelsconjunctur das Geld in größern Massen aus dem Lande strömte, erweiterten die Privatbanken, wie die Bank von England selbst, ihre Papierausgaben, um den Ausfall zu ersetzen, und begreiflicherweise geschah dieß, da keine gesetzliche Scheuke bestand, nicht immer in der klügsten, von Seite mancher Privatbanken vielleicht auch manchmal in betrügerischer Weise. Peel war ganz consequent, wenn er diesem Uebel zu steuern suchte, und im J. 1844 seine Bankacte erließ, wodurch er das Maaß der Papierausgaben nicht nur der Privatbanken, sondern auch der Bank von England, gesetzlich bestimmte; aber erfahrene Geschäftsleute betrachteten die willkürliche Papierausgabe der Bank von England, wenn auch als unregelmäßig, doch als eine nothwendige Sicherheitsklappe bei ungewöhnlichem Geldabfluß. Der Protest einer Anzahl der angesehensten Londoner Bankierhäuser ist ein historisches Document von Bedeutung, dessen Richtigkeit sich bei der ersten großen Geldkrise erwähren mußte. Peel hatte die fatale Gefahrung des Jahres 1839 im Auge, wo die Bank, um ihrer steigenden Verlegenheit sich zu erwehren und die Lücke von baaren Geldmitteln einigermaaßen auszufüllen, von der französischen Bank zwei Millionen Pfund Sterling entlehnen mußte. Seine Absicht war, daß die Bank von England, sowie die Privatbanken, bei dem Herannahen einer Krise, durch den Abfluß des Goldes zeitig gewarnt, ihren Credit beschränken und zu dem Ende den Zinsfuß hinaufsetzen sollten. Aber bei den ungeheuern, über alle Weltheile sich ausdehnenden Handelsunternehmungen der Engländer ließ sich dieß nicht immer so leicht voraus berechnen, und die Operationen weniger „merchant princes“ konnten eine solche Katastrophe herbeiführen. So geschah es, daß die Bank von England im J. 1847 ihre Baarzahlungen einstellen aber — Peels Bankacte verletzen mußte. Natürlich geschah das letztere und der Bankerott wurde vermieden; die Sicherheitsklappe wurde der von Peel aufgestellten Regel zum Trotz geöffnet. Der Fehler in Peels Bankgesetz lag am Tage, ließ sich aber unter den ökonomischen Verhältnissen, in denen sich England befand, nicht so leicht verbessern. Schon am Ende des Jahres 1847 und im ganzen Verlaufe des Jahres 1848 fanden Berathungen über eine mögliche Veränderung von Peels Bankgesetz Statt; noch war man aber über die zu ergreifenden Maaßregeln nicht einig, als die ersten Nachrichten von den Goldfunden in Californien eintrafen. Die Summen, welche aus dem europäischen Continent während des Jahres 1848 nach England geflüchtet wurden, hatten ohnehin die Bank und die Regierung in den Stand gesetzt, die Berathungen über die bisherige Lage mit aller Gemächlichkeit zu betreiben, und als in den nächsten Jahren immer riesenhaftere Summen aus Californien nach England strömten, wich die Nothwendigkeit einer alsbaldigen Aenderung völlig, und man ließ die alte Einrichtung bestehen. England hat seitdem keine Krise, wie die des Jahres 1847, mehr erlebt, obgleich es im vorigen Jahre sehr gefährlich stand, aber die Kosser der Bank waren reich gefüllt, mächtige unverwendete Summen lagen da, und die Krise ging, nicht ohne starke einzelne Verluste, doch ohne allgemeine Erschütterung vorüber. Man behalte diesen Verlauf der Dinge wohl im Auge, denn er hängt mit der Korn- und Freihandelsfrage so wie mit allen übrigen ökonomischen Streitfragen Englands aufs engste zusammen.

Peels Geldbill vom Jahre 1819 war verbunden mit einer Kornbill, und die Kornbill war der Preis, welchen die Landaristokratie sich ausbedang, das Aequivalent für ihre Zustimmung zu Peels Geldbill. Das Geld mochte theurer werden, aber das Korn, die Waare, welche die Landaristokratie auf den allgemeinen Markt lieferte, sollte nicht im Preis sinken. Dieß war nicht nur eine Ungerechtigkeit, sondern auch ein innerer Widerspruch, und von dem Augenblick an, wo Peels Geldbill die Circulationsmittel vermindere, d. h. das Geld theueer machte, begann die Agitation gegen die Korngesetze, erst im Einzelnen, dann immer lautee und allgemeiner, bis die Stimme des Volks zum Sturm wurde, und nicht mehr überhört werden durfte. Mit dieser Agitation gegen die Korngesetzgebung ging natürlich die demokratische Richtung des öffentlichen Geistes Hand in Hand, ja man kann das eigentliche Wachsthum beseiten, wenn sie gleich früher schon sporadisch, zum Theil in sehr heitiger Weise sich kundgab, vom J. 1819 an, dem Jahr der Geld- und Koenbill Peels, datiren und ihre geometrische Progression verfolgen. Noch im J. 1827 konnte Peel im offenen Parlament erklären, die Erhaltung der Kornsetze sey nothwendig, um den Glanz des englischen Adels aufrecht zu halten, heute muß eine überwiegende Mehrheit des Unterhauses die alten Kornsetze für ungerecht und verderblich erklären. Ein deutlicherer Beweis von der Macht des vorgeschrittenen demokratischen Geistes in England läßt sich nicht geben. Peel selbst, der Führer der Tories, hatte im J. 1842 bezüglich der Kornsetze die eeste, aber höchst ungenügende Concession gemacht, und als er im J. 1844 die Bill zur Beschränkung der Notenausgabe der englischen Banken einbrachte, mußte er im Innersten seines Inneen bereits den Entschluß zu gänzlicher Aufhebung derselben gefaßt haben, wenn er gleich damals sich den Entschluß vielleicht selbst noch nicht gestand. Indem er durch die Koenbill den Preis der Lebensmittel in der Höhe hielt, verminderte er die Verbrauchsfähigkeit der großen Masse, welche nahezu allen ihren Ertrag bloß auf die eesten Nothwendigkeiten des Lebens verwenden mußte; er hielt den Taglohn zum großen Nachtheil der zahlreichen Fabrikanten in der Höhe, ohne daß darum die arbeitenden Classen besser daran gewesen wären, und indem er die Bank in ihrer Notenausgabe beschränkte, vertheuerte er, sobald bei einem ungewöhnlichen Koenbedarf viel baares Geld aus dem Lande ging, das Geld auf eine für den Handels- und Fabrikstand unerträgliche Weise; denn sowie das Geld in stärkerem Maaße aus dem Lande abfloß, mußte die Bank, um sich selbst sicher zu stellen, mit Ertheilung von Credit einhalten, sie mußte im Gegentheil ihre Gelder einzuzaffiren suchen, und eine Menge Handelsspeculationen, welche darauf berechnet waren die Waaren bis zur Cezielung eines gewissen lohnenden Preises zurückzuhalten, konnten, wenn die Bank hiezu nicht die nöthigen baaren Mittel lieferte, sich nicht behaupten, und die Waaren mußten in der Noth zu jedem Preis losgeschlagen werden.

War dieß schon vor dem Jahre 1849 der Fall — denn von diesem Jahre an datirt der freie Kornhandel, da Peels Uebergangsmaaßregel an dem alten Stand der Sachen wenig geändert hatte — so mußte dieß mit dem Eintritt des Freihandels, welcher eine ungleich größere Waarenmasse nach England führte, noch weit mehr der Fall seyn. Der Freihandel und die englische Bankeinrichtung konnten nicht neben einander bestehen, die Krisen wären in immer kürzeren Pausen eingetreten, und das Creditsystem hätte von Grund aus umgewandelt werden müssen. Hätte man dann nicht, wie gerauine Zeit hindurch die Amerikaner, zu einem sehr unsoliden Papiersystem greifen wollen, so wäre der Zinsfuß gestiegen, die Staatspapiere und die Güterpreise gesunken, eben damit das Vermögen vieler Tausende von Landbesitzern ruinirt worden; zugleich hätte der Handel sich bedeutend einschränken müssen, denn die Creditanstalten des Landes hätten die für den erweiterten Handelsbetrieb nöthigen Summen nur zu höhern Zinsen, als viele Geschäfte erlauben, liefern können. Dieß ist durch das Zuströmen des Goldes aus Californien und später aus Australien verhindert worden; und so kann man mit voller Bestimmtheit sagen, daß dieses Zuströmen des Goldes die Freihandelsgesetzgebung gerettet, oder wenigstens den erbitterten Kampf, welcher sich aus den Wirkungen desselben erheben mußte, auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben und auf ein anderes Feld verlegt hat. Wenn sich die mächtige Wirkung der angeführten Summen die nach England strömten in keiner Weise wegläugnen läßt, was wird dann aus den Tiraden von der alleinseligmachenden Lehre des Freihandels, Tiraden, die sich schon aus dem Beispiel des immer noch sehr protectionistischen Nordamerika widerlegen, das durch den Zufluß des californischen Goldes gleichfalls zu fieberhafter Handelsthätigkeit angestachelt wurde. Wenn die jetzigen Minister Englands mit ihren protectionistischen Anschten vor dem Erfolg die Segel streichen müssen, darf man sie als bornirte Menschen ansehen, deren Auge sich nur widerwillig dem Licht öffnete, oder gilt der alte Spruch — stultorum magister eventus?

Wir haben oben gesehen, daß die Kornzölle, so wie sie bestanden, national-ökonomisch sich durchaus nicht halten ließen, und unter der Einwirkung des englischen Creditsystems brechen mußten; wir haben gesehen, wie der Kampf gegen die Kornzölle den demokratischen Geist entwickelte und zu seiner jetzigen Stärke gebracht hat, so daß selbst viele Mitglieder des englischen Adels — gewiß nicht alle aus innerer Ueberzeugung von der Unübertrefflichkeit des Freihandelsprincips, sondern um den Kampf der verschiedenen Volksclassen unter einander ein Ende zu machen — sich ohne Rückhalt für den Freihandel erklärten; wir haben endlich gesehen, wie das Einströmen des Goldes die unvermeidlichen übeln Folgen milderte, und das Steigen des Zinsfußes so wie das Sinken der Güterpreise hinderte. Aber wir sind mit den Einwirkungen des freien Kornhandels noch nicht zu Ende: es wäre doch eine sonderbare Erscheinung, wenn so viel Tausende wohlwollender und unterrichteter Männer aus dem Stande der Gutsherren und Pächter bloß aus bornirtem Eigennutz dem Schutzsystem anhingen, wenn sie nicht auch triftige Gründe für ihre Ansichten vorzubringen wüßten. Diese Gründe sind einfach folgende: in England selbst, sowie in einem großen Theile Schottlands und Irlands, herrscht das System großer Güter, welche gewissermaaßen fabrikmäßig betrieben werden; was der Landbauer, d. h. der Pächter, selbst verzehrt, kommt gegen den allgemeinen Ertrag des Guts gar nicht in Anschlag; die Bebauer von neun Zehntheilen des englischen Bodens sind in diesem Fall: alle sind, so zu sagen, Fabrikanten und Großhändler. Nun sollen diese Fabrikanten mit ihrem feuchten, unbeständigen Klima gegen viel glücklicher gelegene Länder concurriren; das ist nicht möglich, und bereits hat sich eines wenigstens unverkennbar herausgestellt, daß der Weizenbau abgenommen hat, dieser Anbau, welcher früher als der einträglichste und vortheilhafteste galt, auch durch die Korngesetze vorzugsweise geschützt war. Der hiedurch verursachte Ausfall in den Einnahmen läßt sich in einem Theil des Landes, namentlich in dem durch Eisenbahnen begünstigten, durch Anbau von Handelsgewächsen und erhöhte Viehzucht allenfalls ersetzen, in einem andern und zwar dem größern Theile des Landes wird dieß aber nicht der Fall seyn, wenigstens wird sich kein Ersatz für ein Viertheil bis ein Drittheil Ausfall am Brutto-Ertrag finden. Das Sinken des Zinsfußes ist mehr den Gutsherren,[1] welche vielleicht jetzt 1—2 Mill. Pf. St. Zinsen weniger zu zahlen haben, als den Pächtern zu statten gekommen. Den letztern ist nur einigermaaßen zu helfen, indem man ihnen die Steuern, und zwar hauptsächlich die Grafschaftssteuern erleichtert. Geschieht dieß nicht, oder nicht in ausreichendem Maaße, so ist der große, fabrikmäßige Güterbau vielfach nicht zu halten, es wird sich herausstellen, daß zehn Pächter von je 100 Acres zusammen eher 1000 Pf. St. zahlen, als ein einziger Pächter der 1000 Acres bewirthschaftet, falls nicht, wie oben erwähnt, der Anbau von Handelsgewächsen im Großen und eine vermehrte Viehzucht ein anderes Resultat ergeben. In sehr vielen Fällen wird man die Güter zerschlagen müssen in Pachthöfe, welche just nur so viel an Gerstelle und Korn ertragen, als der Bauer braucht um zu leben und seinen geringen Pachtschilling zu zahlen. Diese Veränderung ist unvermeidlich, und ohne den bedeutenden Zufluß von Gold aus Californien und Australien wäre die Nothwendigkeit rasch eingetreten im Verlaufe weniger Jahre; jetzt wird sich dieser Gang auf einen größern Zeitraum ausdehnen, weil das reichliche und wohlfeile Capital die Mittel an die Hand gibt, den großen Güterbau länger als es sonst möglich gewesen wäre fortzusetzen.

Aber dieß kann nicht immer dauern: die Abnahme in der Bruttoeinnahme vom Land ist zu stark, als daß sie so leicht zu überwinden wäre, und die Folgen sind erst noch abzuwarten: vier Jahre sind keine Zeit, um eine große Veränderung in den Aeberbauverhältnissen und im Landbesitz zu veranlassen, viel weniger zu constatiren. Einen Umstand aber, der eine Veränderung beschleunigen muß, können wir hier nicht außer Acht lassen, nämlich das Steigen des Taglohns, der den Anbau der großen Güter neuerdings erschweren muß. Bekanntlich hat man an einigen Orten England begonnen, größere Güter anzukaufen und in kleinen Antheilen zu verkaufen, dieß ist aber bis jetzt großentheils zu dem beschränkten Zweck geschehen, die Wählerzahl in den Grafschaften zu vermehren; das jetzige Steigen des Taglohns aber wird die Landarbeiter anspornen und in den Stand setzen, sich selbst Landeigenthum zu erwerben. Die Freihändlerjournale, wie der Economist, haben seit Jahren die Nothwendigkeit hervorgehoben, daß Landbesitz so leicht müsse verkauft werden und aus einer Hand in die andere gehen können, als jede andere Waare, d. h. mit andern Worten, daß das Erbrecht des großen Grundbesitzes, das Law of Entail, aufgegeben werden müsse. Cobden und andere amerikanisirende Engländer haben diese Bestrebungen seit geraumer Zeit und mannichfach bethätigt; fügt man nun hinzu, was oben schon erwähnt wurde, daß die Auswanderung die Zahl der Arbeiter, und zwar namentlich Landarbeiter, vermin-

[1] Die Hypothekerschuld des Grundbesitzes im eigentlichen England wird auf 400 Mill. Pf., die Zinsen auf 16 Mill. angeschlagen. In neuerer Zeit sind die Zinsen vielfach auf 3½ herabgesetzt worden.

dert, und der steigende Zoglohn der Uebrigen die Mittel dieser arbeitenden Classe außerordentlich vermehrt, so ist das nothwendige Ergebniß unschwer zu errathen. Betrachten wir ferner die vieljährigen Streitigkeiten über das Pächterrecht, welche immer auf eine Beschränkung des Eigenthumsrechts hinauslaufen würden, und deßhalb ziemlich fallen gelassen wurden, so erkennt man, daß in den Landbesitz etwas Schwankendes gekommen, eine gewisse Gährung, die sich noch nicht gelegt hat, aber bald in ihrer wahren Gestalt, der Unhaltbarkeit der jetzigen Bewirthschaftung, hervortreten wird. Dann ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der bisherige Güterbesitz weniger auf gesetzlichem Wege durch Umgestaltung des Erbrechts, wozu im Parlament noch keine Aussicht vorhanden, als praktisch durch Ankauf und Zerschlagung der Güter sich ändere, und der neue bewegliche den alten Territorialreichthum des englischen Adels stützen werde. Kurz die gegenwärtige Krise geht dahin, den feudalen Besitz und die allgemein herrschenden Pachtverhältnisse aufzuheben, und den Pachtbesitz in ein directes Grundeigenthum umzuwandeln. Die Nationalkrise in Irland hatte dort den Plan schon zur Reife gebracht, aber die Regierung denselben, wohl mit Rücksichtnahme auf England, wieder aufgegeben. Jetzt drängen die Verhältnisse in England selbst in dieser Richtung. Dazu ist nun freilich ein viel längerer Zeitraum erforderlich, als bis jetzt seit Einführung des freien Kornhandels verlaufen. Aber wenige Jahrzehnte dürften hier eine staunenerregende Aenderung erzeugen. Wird der Landbesitz auf diese Weise angegriffen, und zwar mit Erfolg angegriffen, dann geht die alte Constitution Englands zu Grabe, und eine neue Zeit, die Herrschaft der Städte, beginnt. Wer zurückdenkt, welche Fortschritte der demokratische Geist seit dreißig Jahren gemacht hat, wer erwägt, welches ungeheure Gewicht der neue Reichthum Australiens dem beweglichen Besitzthum geben muß, der wird diesen Verlauf keineswegs so unglaublich finden als er auf den ersten Anblick anstehet.

Indeß, wir wiederholen es, der neue Reichthum führt diese Veränderung vielleicht gründlicher, aber jedenfalls langsamer und minder gewaltsam herbei als sie durch den Freihandel ohne solche Beigabe geworden wäre. Wir haben nicht im Sinne, hier auf die politischen Tagesfragen im Parlamente näher einzugehen, dazu wird sich die Gelegenheit später ergeben, wenn die Parlamentsdebatten selbst den Stoff liefern, hier beschränken wir uns auf die allgemeinen Verhältnisse, und führen nur einen einzigen Umstand in Betreff Cobdens auf, dieses Prototyps des englischen Amerikanerthums und des Vorläufers der englischen Städteherrschaft, der in dieser Parlamentssession wahrscheinlich eine ziemlich schwache Rolle spielen wird. Sein Ansehen ist seit einigen Jahren, d. h. seit seinem Siege in der Kornfrage, im Abnehmen: er ist nicht bloß dem eigentlichen grundbesitzenden Adel verhaßt, er ist der jetzt noch herrschenden, sehr aristokratischen Sinnesart Englands antipathisch, man liebt ihn nicht und sucht ihm gelegentlich eins anzuhängen.[1] Cobden hat bei allem scharfen, praktischen Verstande etwas bornirtes, das ihn für die Leitung der großen englischen Verhältnisse ungeschickt macht, aber er ist ein Anlaus, welcher immer wieder auf die Füße kommt, und neue Kraft aus der mütterlichen Erde schöpft. Das bisherige System des adeligen Grundbesitzes hat die Städte fast mit Gewalt groß und volkreich gemacht, jetzt wollen sie diese ihre Macht geltend machen und stoßen auf die noch immer gewaltige Macht des Territorialbesitzstandes. Der Sieg, welchen Cobden in der Kornfrage errungen — denn niemand wird läugnen, daß dieser bauptsächlich sein Werk ist — hatte ihn berauscht; er glaubte seinen Feind, die englische Aristokratie, zum Nimmerwiederaufstehen besiegt zu haben. Seit dem Antritt des Ministeriums Derby haben er und seine Partei sichtlich mit mehr Aerger als kluger Berechnung, mit allzu großer Nichtachtung der Gegner, sich benommen. Die Aristokratie wird in diesem Parlament das Uebergewicht behaupten, aber es ist nicht unmöglich, daß Cobden furchtbarer als je sich erhebt, trotz und vielleicht wegen seiner Fehler und Mängel, welche ihn zum Vorkämpfer der englischen Mittelclassen besonders geeignet machen. Die Aristokratie steht nicht ohne Grund ihren Hauptfeind in ihm, hütet sich aber wohl ihn besonders hervorzuheben, und dadurch seine Bedeutung zu erhöhen; sie wendet eine Waffe gegen ihn an, welcher er nur sehr unvollkommen gewachsen ist, nämlich das Herkommen, die gewohnten Begriffe des Engländers, eine furchtbare Macht für den, welcher sie zu gebrauchen weiß. Zudem ist die parlamentarische Taktik eigentlich nicht Cobdens Sache; er ist Volksredner wie O'Connell, doch ohne dessen Advocatengewandtheit; sein Geist ist zu derb und zu grdrungen, als daß er in den parlamentarischen Schachpartien sich sonderlich frei bewegen sollte; dagegen wird er vermuthlich einen großen Kreuzzug für Errungung eines andern Wahlrechts, das den Städten eine größere Gewalt gibt, organisiren. Er hat durch den Fall Russells und das Ministerium Derby eine große Schlappe erlitten und argwöhnt geheimes Einverständniß zwischen beiden; ersteren hoffte er immer noch zu einer Wahlreform zu drängen, ihr das Parlament auseinander ging. Das ist mißlungen und das Ministerium Derby hat die Wahlen geleitet; auf einige Jahre ist die Aristokratie, sei es nun Lord Derby oder Palmerston, wieder am Ruder. Diese Erfahrung ist für Cobden nicht verloren, und das Zerfallen der Opposition, die Scheidung ihrer aristokratischen und populären Elemente ist die erste Frucht dieser Erkenntniß; die Mittelpartei wird aufsallen und die gänzliche Niederlage der Peeliten auf dem Wahlfelde deutet ominös darauf hin, daß die Schlachtreihen sich anders formen. Russells Stellung als „Leader of Her Majesty's Opposition" ermangelt der wahren Kraft, und der Eintritt von einem Drittheil neuer Mitglieder ins Parlament ist ein Zeichen, daß neue Elemente auf den Schauplatz treten, deren Wirksamkeit sich für jetzt noch nicht ermessen läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Die russische geographische Gesellschaft eröffnete neuerdings ihre Sitzungen am 23 October (4 November) unter dem Vorsitz des Vicepräsidenten G. E. Murawieff, der in seiner Ansprache zuerst die Unternehmungen hervorhob, welche die Gesellschaft auszuführen im Begriff steht. Die erste ist die nach Ostsibirien und Kamtschatka, wozu man aus Sibirien die Nachrichten über die Hülfsmittel, welche man sich an Ort und Stelle verschaffen könnte, erst einholen mußte; in Moskau werden sich der Expedition mehrere bekannte Gelehrte anschließen, welche namentlich in Bezug auf Landwirthschaft, Naturwissenschaft und Geologie Forschungen anstellen wollen. Zu einer zweiten Expedition, deren Ziel die Einrichtung und die Zustände des russischen Fischfangs auf dem kaspischen Meer ist, hat ein Bürger, Namens Gollilow, 3000 R. S. beigesteuert, und sie dadurch möglich gemacht. Die dritte Expedition, mit der die Gesellschaft beschäftigt ist, betrifft die Festsetzung der vom Helmerfee begonnenen Arbeiten über den devonischen Landstrich im europäischen Rußland. (Nord. Biene. 10 November.)

[1] Die Eröffnung einer öffentlichen Bibliothek in Manchester, Cobdens Werk, wurde mit einer Aufsehen erregenden Ostentation vorgenommen, und mit scharfem Seitenblick auf ihn die einfache Eröffnung in dem benachbarten Liverpool geschildert.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 290. 3 December 1852.

Die Apatschen.

(Nouv. Annal. des Voyages. September.)

Unter den Urkämmen, welche durch die neuerlichen Gebietserwerbungen der Vereinigten Staaten von diesen jetzt umschlossen sind, befindet sich auch die furchtbare Nation der Apatschen, welche mit ihren Stammverwandten, den Navajos, etwa 25,000 Seelen ausmachen. Seit die Europäer sie kennen lernten, wohnten sie in dem Dreieck zwischen dem Rio del Norte, Gila und dem westlichen Colorado; seit langer Zeit scheinen sie sich aber allmählich gegen Süden ausgedehnt zu haben, und jetzt gehen ihre Züge von Westtexas durch die Nordprovinzen Mexico's hindurch bis nach Californien. Sie sind vollkommene Reiter und die gewandtesten Viehdiebe von der Welt, und die Mischung von Grausamkeit und Feigheit, welche die spanische Bevölkerung gegen sie bewiesen hat, reizte sie so sehr, daß die weißen Bewohner von Neumexico, Chihuahua und Sonora fast in ewigem Schrecken vor ihren Einfällen leben. Dieser Stand der Dinge hat sich seit der Besitznahme des Landes durch die Nordamerikaner nicht wesentlich geändert, und erst eine herbe Erfahrung wird diese Wilden lehren, welcher Unterschied zwischen den alten und neuen Herrschern des Landes ist.

Ueber die Verwandschaft dieser Stämme hat man viel gestritten, in neuerer Zeit aber hat Lt. Simpson, der die nordamerikanische wissenschaftliche Expedition nach Neumexico begleitete, eine Anzahl Vocabularien geliefert, darunter auch eins der Sprache der Navajos. Hr. Turner, von dem diese Mittheilungen herrühren [1], besitzt noch einige andere Wörter der Apatschen, und die Vergleichung dieser Materialien veranlaßten ihn, den Ursprung dieses Volkes weit im Norden des Continents zu suchen: er findet, daß die Apatschen, wenigstens ihrer Sprache nach, der großen Familie von Ureinwohnern angehört, welche Gallatin mit dem Namen Athabaskker belegt. Die ungeheure Gebietsausdehnung, welche die Wanderstämme der Athabaskker durchziehen, wurde von Gallatin, namentlich nach den Forschungen Mackenzie's in seiner 1836 erschienenen Synopse folgendermaaßen bezeichnet: „Wenn man von der Mündung des Mississipi, der zwischen 59° und 60° N. B. in die Hudsonsbay fällt, eine Linie an diesem Fluß hinauf bis zu seiner Quelle etwa unter 54° zieht, und sie dann nach den Felsengebirgen und jenseits derselben bis auf etwa 100 (engl.) Meilen am stillen Ocean fortsetzt, unter 52° 30', so gehören alle Stämme im Norden dieser Linie, mit Ausnahme der Eskimos, einer und derselben Familie an und sprechen einerlei Sprachengruppe." Hr. Hor. Hall, der die amerikanische Weltumsegelungsexpedition unter Wilkes begleitete, dehnt in seiner „Ethnography and Philology" das Gebiet dieser Familie noch etwas weiter aus, indem er zeigt, daß dieselbe Sprache auch von einigen andern Stämmen an den beiden Ufern des Columbia nahe an seiner Mündung, und noch durch ein anderes kleines Volk, die Umkwas (am Umkwa-Fluß unter 43° N. B. auf der Westseite der Felsengebirge) gesprochen wird.

Die Entdeckung, daß der Stamm der Apatschen der Familie der Athabaskker angehört, eröffnet gewissermaßen ein ganz neues Feld in der amerikanischen Ethnologie. Die erstaunliche Gebietsausdehnung, über welche dieß Volk zerstreut ist, indem es in Einer Richtung mehr als 40 Breitengrade mißt, seine massenhafte Anhäufung im Norden des Continents, und die Lücken in der Verbindung der Stämme, wie man nach Süden vorrückt, sind höchst interessante Thatsachen, die von großer Bedeutung sind, sobald es sich um die Richtung und Ausdehnung der alten Wanderungen auf diesem Continent handelt. Wir haben aber die Nation der Apatschen und über ihre Gränzen, seit die Spanier Kenntniß von ihnen hatten, keine so genauen Nachrichten als ihre Archive liefern sollten, doch können wir daraus schließen, daß sie gegen Süden vordrangen, indem wir uns auf die Thatsache stützen, daß nach den alten Karten das Land der Apatschen (Apacheria) sich zwar südlich vom Gila ausdehnt, doch im Norden von El Paso endet, während jetzt ihre Züge südlich von diesem Paso durch die Provinz Chihuahua und den Bolson de Mapimi bis Cohahuila gehen. Die jahrelangen zerstörten Niederlassungen von ackerbauenden Indiern und Spaniern, die sich südlich vom Gila ausdehnen, bezeugen die Verheerungen der Apatschen in Ländern, die ehemals nicht von ihnen heimgesucht wurden.

Haben sich die Athabaskker, die jetzt auf einem so ungeheuern Gebietsumfang ausgebreitet sind, von Norden nach Süden, wie es wahrscheinlich ist, oder von Süden nach Norden ausgebreitet? Woher sind sie gekommen, und mit welchen Nationen gerlethen sie auf ihren Zügen in Kampf? Was ist die Ursache der jetzigen Vereinzelung der zwei äußersten Zweige dieser Familie? Wann fand die Trennung statt? Wir können hoffen über diese und ähnliche Fragen nähere Aufschlüsse zu erhalten, sobald die reiche Fundgrube ethnologischer Forschungen, die und in Oregon und Californien eröffnet wurde, vollständig erforscht seyn wird. Auch kann man bald eine softhare Vermehrung unserer jetzigen Nachrichten durch Hr. John R. Bartlett erhalten, der an der Spitze der Gränzregulirungskommission in Mexico steht. Sein Eifer für Ethnologie und Geographie geben die sichere Hoffnung, daß die Veröffentlichung seiner Berichte von hohem Interesse seyn wird.

[1] Sie wurden ursprünglich in der ethnologischen Gesellschaft Nordamerika's vorgelesen.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Gehen diese innern, aus dem Schooß der Gesellschaft sich herausarbeitenden Veränderungen vergleichsweise nur langsam und fast unmerklich vor sich, so ist die Handelsbewegung um so deutlicher. Nimmt man nur an, daß seit der Entdeckung des Goldes in Californien 400,000, seit der Entdeckung des Goldes in Australien 200,000 Menschen nach diesen beiden Ländern gingen, lauter Annahmen, die eher unter als über der Wahrheit sind, so gibt dieser Menschenverkehr allein schon eine Bewegung von 3000 Schiffen. Rechnet man hiezu die ungeheure Zufuhr an Lebensmitteln, Kleidungsstoffen und sonstigen Bedürfnissen jeder Art, so kommen wir auf ein fast fabelhaftes Ergebniß hinaus, welches den Aufschwung der Industrie und des Handels, nicht bloß in Nordamerika und England, sondern auch, wenigstens hinsichtlich einiger Zweige, auf dem Continent erklärt, ohne daß wir im mindesten veranlaßt sind, der innern Vortrefflichkeit des Freihandelssystems alle diese Ergebnisse zuzuschreiben. Eine natürliche Folge dieses wachsenden Aufschwungs von Industrie und Handel ist die, daß England sich nichts weniger als kriegslustig zeigt. Cobden hatte nicht übel Lust, der Aristokratie Schuld zu geben, daß sie das Land in Krieg verwickeln wolle, um dadurch die Nation zu beschäftigen und Herr der Lage zu bleiben, daher seine Diatriben gegen den Krieg und sein Auftreten in der Friedensgesellschaft; daher wohl auch die sehr friedlichen Erklärungen Lord Derby's. Cobden scheint nicht hinlänglich zu erwägen, daß die Handelsstellung Englands großentheils mit den Waffen erworben worden ist, und mit den Waffen geschützt werden muß, ist übrigens in letzter Zeit hinsichtlich der äußern Verhältnisse Englands um ein gut Theil stiller geworden; der Verkehr, in welchen er mit den leitenden Personen Englands getreten ist, scheint seine Ansichten mannichfach mobilisirt und er selbst erkannt zu haben, daß auch die jetzige Regierung Englands nur im äußersten Nothfall, wenn kein anderes Mittel mehr versangen will, zum Schwert greifen wird. Die neue Fluth von Schätzen, welche England zufströmt, setzt die Regierung in den Stand, an die Ermäßigung der Staatsschuld, dieses Alp, der auf der Nation lastet, zu denken, nicht aber diese Last zu vergrößern. Sollte jedoch England zum Kriege gezwungen werden, so wird es ihn auch mit allem Nachdruck führen, und das Geld werden der Regierung aufs reichlichste zufströmen. Die künstlichen Mittel, welche Frankreich gegenwärtig anwendet, den Zinsfuß zu drücken und eine Fülle von Reichthum hervorzuzaubern, kommen gegen die solide Grundlage des englischen nicht in Betracht, dürften sich vielmehr als sehr gewagt herausstellen, und auf die fieberhafte Aufregung eine schmerzliche Erschlaffung folgen lassen. Was im übrigen Europa geschieht, ruht zwar auf minder unsolider Grundlage: es vertheilt, wie das was in Deutschland und Spanien geschieht, große zukünftige Resultate, ist aber noch einer Reihe unberechenbarer Zufälle unterworfen.

Diese veränderte Stellung Englands und der übrigen Welt dürfte bei den vorhandenen und der Entwicklung immer näher rückenden Zerwürfnissen Europa's sehr schwer ins Gewicht fallen; man erwäge nur die ungeheure Veränderung, die, wie wir oben geschildert, in Englands Handels- und Geldverhältnissen vorgegangen ist. Vor vier Jahren war der Freihandel noch ein sehr gefährliches Experiment: zwar ließ sich allerdings erwarten, daß er die Handelsbewegung steigern werde, aber mit der Steigerung des Handels mußten die fehlerhaften Elemente seines Creditsystems desto schärfer hervortreten. Frankreich, welches sich seit dem Jahre 1840 zum Kriege gegen England gerüstet, die Landarmee beschränkt und das Marinebudget erhöht hatte, nahm nach kurzer Unterbrechung während der ersten republikanischen Periode seine Seerüstungen wieder auf, und bereitet sie manchen Nachrichten zufolge in aller Stille auf höchst energische Weise; wie! wenn man mit einem Angriff auf England gewartet hätte, bis eine jener unerwartet hereinbrechenden Geldkrisen die Regierung und die Capitalisten gelähmt hätte? War man denn im Jahr 1847 so weit vom Kriege entfernt, und war nicht ein Continentalbündniß gegen England am Abschluß, wo nicht abgeschlossen! England würde auch in einem solchen Falle sich selbst wieder gefunden haben, aber mit schweren unsäglichen Opfern. In seinen Rüstungen wären unvermeidliche Zögerungen eingetreten, die der Feind benützt hätte, um Vortheile zu erringen, welche England vielleicht ihm nicht wieder hätte entreißen können. Ob der Aufschwung Englands seine europäischen Widersacher zum Frieden stimmt oder um so schneller zum Kriege treibt, kann niemand wissen, da wohl kaum irgendwo ein fester Entschluß in dieser Beziehung gefaßt ist. Wir sehen in ganz Europa gegen die englische Uebermacht, welche nicht durch Landheere und schwerlich durch Flotten zu bewältigen ist, nur Ein ausreichendes Mittel, das die Gewähr seiner Kraft in sich trüge, die Consolidirung Deutschland zu einer Handelsmacht, wie sie gegenwärtig von Oesterreich angestrebt wird. Mit den innern Fragen, welche durch diese Bestrebungen angeregt werden, mit den innern Hindernissen, die ihnen entgegenstehen, haben wir es hier nicht zu thun, hinsichtlich der äußern aber müssen wir bloß Eines bemerken, daß das Gelingen des Plans auf Jahre hinaus den Frieden zu sichern im Stande ist, wie das Mißlingen den Krieg fast unvermeidlich macht. Nur durch eine Entwicklung und Entfaltung der zahlreichen, theils schlummernden, theils gezwungen unthätigen Kräfte Deutschlands ist ein Gegengewicht gegen Englands Handelsübermacht, welche mehr und mehr zur politischen wird, zu erringen. Frankreich ist für England ein fatales Hinderniß auf seinem Wege, aber kein großer Feind mehr, schon darum weil seine Seemacht auf seinem bedeutenden Seehandel beruht. Das Machtverhältniß hat sich seit 40 Jahren sehr geändert: man sehe nur, wie sehr jener Zeit Frankreich, das einzige Algier ausgenommen, in seinen politischen Beziehungen zu den fremden Welttheilen zusammengeschrumpft ist, und vergleiche dieß Zusammenschrumpfen mit der Ausdehnung der englischen Macht und des englischen Einflusses in allen Welttheilen. Vor einigen Jahren noch, zur Zeit als England mit dem Plane umging, die nordamerikanische Union im Westen zu umgarnen, war es möglich, daß die Vereinigten Staaten einem europäischen Krieg gegen England sich anschlossen, jetzt ist daran nicht mehr zu denken: die Amerikaner würden eine Lücke im Handelsbetrieb, welche durch die Anspannung aller Kräfte Englands in einem Kriege entstünde, auf alle Weise benützen, England vielleicht in manchem den Rang ablaufen, aber einem so guten Handelskunden, der ihrer naturgemäßen Entwicklung keine Schranken mehr anlegen will, gewiß nicht den Todesstreich versetzen, der auf ihre eigenen Interessen schwer genug zurückfiele. Zudem hat sich England durch seine neue Stellung in verschiedenen Theilen Amerika's Freunde und Anhänger erworben, welche selbst die rücksichtslosen Yankees nicht so geradezu bei Seite setzen dürfen und können. Kurz England steht durch sein neues Verhältniß zu Amerika in Europa selbst ohne allen Vergleich stärker da, als noch vor wenigen Jahren.

Man kann diese neue Stellung Englands zu Amerika direct auf die Entdeckung des Goldes in Californien zurückführen; von

diesem Augenblick an ergoß sich der Strom der Amerikaner nach Californien und schlug hauptsächlich den Weg nach Panama ein. Die Eisenbahn über die Landenge ward projectirt, eine Unzahl von Dampf- und Segelschiffen ging dahin ab, durchfuhr den mexicanischen Golf und das caraibische Meer in die Kreuz und Quere, und England mußte fürchten daß dieser mächtige Verkehr den durch seine neue Gesetzgebung den Fremden eröffneten Handel ganz an sich reißen werde. Daher die mächtige Anstrengung, um England mit Westindien und Südamerika durch Dampfboote in engere Verbindung zu bringen: bereits vom Jahre 1843 bis 1849 war die Verbindung durch eine Dampfboot-Compagnie vermittelt dreizehn Dampfbooten und durch einen Zuschuß der Regierung von 240,000 Pf. St. unterhalten worden; als aber im Jahre 1849 der Strom der Amerikaner und anderer Auswanderer nach dem Isthmus anwuchs, fand man dieß nicht mehr genügend, und in dem genannten Jahre schloß die Regierung mit derselben Compagnie einen viel weiter gehenden Vertrag ab, vermöge dessen die Verbindung mit der Insel Sanct Thomas, welche durch ihre Lage vorrefflich geeignet ist die Verbindung mit dem übrigen Westindien und mit Südamerika zu unterhalten, zweimal im Monat hergestellt wurde, und von hier aus auch gleich direct nach Santa Martha, Cartagena und Chagres ging. So ist jetzt England in diesen Meeren mit einer mächtigen Dampfflotte zur Stelle, und die Compagnie wird durch die große Geldunterstützung, welche ihr die Regierung gewährt, in den Stand gesetzt, alle fremde Mitbewerbung auf diesen Straßen auszusprechen [1] Als nun vollends das Gold in Australien entdeckt wurde, dehnte sich die englische Dampfschifffahrtsverbindung von Panama durch das stille Meer nach Australien hin aus, wie die amerikanische nach San Francisco. Dieses machtvolle Auftreten der englischen Regierung gab dem englischen Unternehmungsgeist einen neuen Sporn und imponirte den Nordamerikanern, welche nur mit großer Anstrengung die Festsetzung der Engländer an den beiden Ausgängen der Nicaraguastraße (s. Nr. 139 f.) zu hindern vermochten. Dieß gelang jedoch, und die Straße ist jetzt beiden Theilen gleich zugänglich, wie die Eisenbahn von Panama es seyn wird; thatsächlich halten sich beide Theile die Waage, und machen sich darum gegenseitig Concessionen, worin die Engländer — man sehe nur ihre Nachgiebigkeit hinsichtlich San Juan de Nicaragnas, dessen Neutralität sie anerkannten — keineswegs zurückbleiben.

Der rasche Griff der englischen Regierung, indem sie den Briefverkehr mit den atlantischen Staaten fast ganz, den Personen- und Waarenverkehr zu einem nicht geringen Theile in ihren Bereich zog, ist eine Thatsache von großer Wichtigkeit, sowie man erwägt daß die neuen Goldfunde der seit 25 Jahren immer stärker sich entwickelnden Auswanderung von Europa nach den verschiedenen Theilen Amerika's einen neuen Aufschwung geben müssen. In Nordamerika, in Brasilien, in Buenos-Ayres, selbst in Chili wendet man alles an, um den Strom der europäischen Auswanderung auf den eigenen Boden zu leiten, und dieß Bestreben wirkt auf die politischen Parteien in einem bis jetzt unbekannten Grade ein. Wenn die neue Präsidentenwahl in Nordamerika mit einer so überraschenden Mehrheit für den Demokraten Pierce ausfiel, so lag der Grund hauptsächlich darin, daß Scott als ein Mann galt, welcher der Einwanderung einige Schranken entgegenzuwirken wünschte, wenigstens die politischen Rechte der Eingewanderten beschränken wollte, mit Einem Wort, er galt als ein Anhänger des Nativismus. Als Nativist und Whig ist er aufs Haupt geschlagen worden, und es ist sehr ohne Interesse, noch ohne Bedeutung, daß Webster auf dem Todtenbette seinen politischen Freunden die Ueberzeugung aussprach, daß die Whigs als große Nationalpartei künftig nur der Geschichte angehören. Webster war ein zu bedeutender scharfsichtiger Mann, als daß man nicht in einem solchen Wort einen tiefen Sinn suchen sollte, und dieser Sinn liegt auch in der That ziemlich nahe.

Die Whigs, die politischen Nachkommen der alten Föderalisten, an deren Spitze einst Washington selbst stand, hatten allerdings ein Ideal von einer Republik im Kopfe, aber sie wollten doch den Staat nach einem gewissen europäischen Muster modeln: die Regierung sollte einen bedeutenden Einfluß auch auf die innern Angelegenheiten der einzelnen Staaten ausüben, die Auswüchse der Freiheit beschneiden, große nationale Unternehmungen unterstützen können; die Anlegungen der Straßen und Canäle sollte von der Centralregierung ausgehen, kurz diese sollte in allen größern Angelegenheiten, gleichviel ob sie die Union oder die einzelnen Staaten betrafen, die Oberleitung haben. Hiegegen erhob sich eine bedeutende Opposition, welche indeß ursprünglich nur Einen bestimmten Zweck hatte: die Einwirkung der Centralgewalt auf die Verhältnisse der Sklavenstaaten abzuwehren; die übrigen Grundsätze und Ansichten der demokratischen Partei traten nur erst sehr allmählich hervor, und der Streit über den Umfang der der Centralgewalt zustehenden Befugnisse war ein sehr mannichfaltiger.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Die Expedition der HH. Barth und Overweg nach Central-Afrika. [1]

Es ist jetzt drei Jahre her, daß diese Expedition unter der Leitung von Hrn. J. Richardson, der beauftragt war im Namen der englischen Regierung Handelsverträge mit den Fürsten der Länder zwischen Tripoli und dem Tschadsee zu schließen, England verließ. Im ersten Jahr (1850) durchzogen die Reisenden glücklich die ganze Sahara auf einem starken westlichen Umwege, und erforschten auf diese Weise einen großen Theil Nordafrika's, das vorher nie von einem Europäer besucht worden war. Ihr Weg von Ghat nach Kano war namentlich interessant. Längere Zeit hielten sie sich in Ahir oder Asben auf, einem der mächtigsten Königreiche des nördlichen Afrika, dessen Hauptstadt Agadez (Agadez!) ist. Im zweiten Jahr (1851) erforschten die Reisenden einen großen Theil des Sudans in verschiedenen Richtungen, zu welchem Endzweck sie sich beim Eintritt in diesen Landstrich trennten, in der Absicht zu Kuka, der Hauptstadt von Bornu, wieder zusammenzutreffen. Barth und Overweg erreichten sicher diesen Ort, der arme Richardson aber, dessen schwache Constitution die Anstrengungen einer so weiten Reise nicht ertragen konnte, starb auf dem Weg nach diesem Ort, sechs Tagemärsche davon entfernt. Dieß traurige Ereigniß traf die beiden andern Reisenden, die schon vieles Beschwerden erduldet hatten, und deren sehr spärliche Mittel noch durch einen Raubanfall in der Wüste unerwartet vermindert wurden, sehr hart. Indeß ließen sie sich nicht schrecken, und

[1] Selbst die amerikanische Collinslinie, welche die Verbindung zwischen England und Nordamerika erhält, konnte die Concurrenz der englischen Concurrenz nicht aushalten, und mußte endlich den Congreß um Erhöhung der ihr bisher von der Regierung aufgezahlten Unterstützung angehen. Diese wurde auch gewährt, und die Unterstützung verdoppelt, ein Beweis wie die Amerikaner, welche sonst nicht genug auf solche directe Unterstützung in Privatunternehmungen eingehen, sich bemühen, nicht die ganze Dampfschifffahrt zwischen Amerika und England ausschließlich in die Hände der Engländer fallen zu lassen. Sie wissen wohl in welche politische und commercielle Inferiorität sie dadurch kommen würden.

[1] Wir geben diese Skizze, obgleich sie wenig neues enthält, fast eine ganz Zusammenstellung der ganzen bis jetzt gemachten Reise durch Hrn. Aug. Petermann in den Times vom 23 November.

machten in kurzer Zeit zwei sehr interessante Reisen, Barth drang 350 Meilen weit gegen Süden bis Jola, der Hauptstadt des Königreichs Adamawa, und Overweg befuhr den Tschadsee in einem Boot, das stückweise auf einer Anzahl Kamele von Tripoli durch den brennenden Sand der Sahara fortgeschafft worden war. Im September 1851 reisten beide mit einander nach Bornu, einem Bergland gegen Nordosten vom Tschadsee, halbwegs zwischen diesem und Aegypten. Seit dieser Zeit waren keine Nachrichten von den Reisenden nach Europa gekommen, und man begann schon für ihr Leben zu fürchten. Nach den neuesten Briefen sind sie jedoch allen Gefahren entgangen, sind gesund und guten Muths, und machen in ihren Forschungen große Fortschritte.

Der Scheich von Bornu und seine Verbündeten schicken gegen Ende des Jahres 1851 ein Heer gegen die Länder ostwärts vom Tschadsee, und die Reisenden zogen mit, in der Hoffnung unter dem Schutz desselben das Land bis Borgu und Wadai erforschen zu können. In geringer Entfernung vom Tschadsee aber stieß das Heer auf den Feind, wurde geschlagen, und mußte so plötzlich fliehen, daß Barth und Overweg nur durch eiligen Rückzug ihr Leben und ihre Instrumente retteten.

Als sie wieder in Kuka angekommen waren, erfuhren sie daß eine zweite und sehr bedeutende Gbrazzia unter Anführung des Westen von Bornu selbst abgehen sollte, diesmal aber gegen den Sultan von Mandara, südlich von Bornu, wo Major Denham bereits nur mit Mühe und Noth entkam. Die beiden Reisenden ließen sich jedoch hiedurch nicht abschrecken, und begleiteten das aus 10,000 Reitern und ebensoviel Fußvolk bestehende Heer, das einen zahlreichen Zug von Kamelen und andern Lastthieren nach sich zog. Das Heer war diesmal glücklicher, der Feind zog sich zurück, und keine regelmäßige Schlacht erfolgte. Der Zug ging viel weiter südlich als zu Denhams Zeit, und hielt erst am Serbenel, einem bedeutenden Zufluß des Schary. Die Gbrazzia kehrte zurück mit einer Beute von 5000 Sklaven und 10,000 Stück Vieh, nachdem sie zwei Monate (Dezember 1851 und Januar 1852) ausgeblieben war. Die besuchten Gegenden sollen äußerst fruchtbar und reich seyn.

Vom Ende März bis Ende Mai machte Dr. Overweg eine glückliche Reise von Kuka aus in südwestlicher Richtung, und kam bis 150 Meilen von Jacoba, der großen Stadt der Fellatahs, während Dr. Barth südöstlich in das mächtige Königreich Bagherml reiste. Am 26 August, dem Datum des letzten Briefes von Overweg, war Dr. Barth noch nicht zurück. Ihre Absicht war, südwärts vorzudringen nach dem indischen Ocean, der das endliche Ziel ihrer großen Reise ist, die sie innerhalb drei oder vier Jahren zu Ende zu bringen hoffen.

Siam und die Siamesen.

2. Zoologie.

Die Thierwelt von Siam bietet nichts besonderes dar; die Bärenart, die man findet, scheint die gleiche mit der, die auf Borneo und der malayischen Halbinsel vorkommt. In den Flüssen haust eine Flußotterart, die wahrscheinlich von den Rossfeld aufgeführte lontra septonix ist. Der Hund, eine häßliche Fleischerhundrace mit aufrechten spitzen Ohren, ist durch seine starke Vermehrung eine wahre Landplage, und schweift, wie fast überall im Orient, herrenlos als ein Bild des Hungers und der Verkommenheit herum. Nur diese Eine Race kommt vor. Vom Katzengeschlecht gibt es nur die gewöhnliche Katze, den Königstiger und den Leoparden. Man führt nach China nicht blos das Fell, sondern auch die Knochen des Tigers aus, denen man dort medicinische Kräfte zuschreibt.

Siam ist bekannt als das eigentliche Land der Elephanten, denn diese Thiere kommen dort in den vollkommensten Exemplaren vor. Während in der Hauptstadt die Benützung dieser Thiere ein Vorrecht hochgestellter Personen ist, bedient man sich ihrer im ganzen übrigen Reich ungemein zum Transport von Menschen und Lasten. Im Gebiet Laos sind sie so gemein, daß man sie „sogar zum Tragen von Weidern und Brennholz“ verwendet. Der weiße Elephant, der so hoch verehrt wird, ist nur eine zufällige Spielart, die sich auch bei andern Thiergeschlechtern so wie beim Menschen findet; sie sind nichts anderes als Albinos mit allen Eigenthümlichkeiten dieser regelwidrigen Bildung. Doch hat bei diesen Elephanten das Sehorgan seine ganze Stärke und hat nichts vom Licht zu leiden; das einzig auffallende ist, daß auch die Regenbogenhaut weiß ist. Im Jahr 1822 besaß der König von Siam drei solche Thiere, was man als einen außerordentlichen Glücksfall für das Land ansah. Die Siamesen glauben, der Körper eines weißen Elephanten sey der zeitweilige Wohnsitz einer der Tugend und Vollkommenheit geeinten Seele, und deßhalb wird das glückliche Thier fast wie ein König behandelt. Man überdeckt es mit Kostbarkeiten; es hat eine zahlreiche Dienerschaft, und seine Tage vergehen in einem ungetrübten dolce farniente.

Von Wiederkäuern gibt es in Siam Ziegen, Ochsen, Büffel und sieben Arten von Damhirschen; die Kuh gibt nur wenig Milch, und ihre Stelle in dieser Beziehung vertritt das Büffelweibchen. Uebrigens kennen die Einwohner das Buttermachen nicht.

Aus den Ziegen machen sich die Siamesen wenig; Schöps sind ganz unbekannt. Die Affen sind sehr zahlreich und gleichen den Affen des indischen Archipels, welche die Naturgeschichte beschreibt. Im königlichen Palast werden zwei weiße Affen gehalten, welche Gegenstand der allgemeinen Neugierde sind; sie haben die Bildung von kleinen Hunden, und sind vollständige Albinos. Ihr Fell ist so weiß, wie das des weißesten Kaninchens; ihre Lippen, ihre Augen, ihre Füße haben die Todtenblässe der menschlichen Albinos, das Ausehen der Regenbogenhaut, der Augapfel, die Schmerzen, welche ihnen das Licht macht, selbst ihr linisches Ausehen, alles das stellt die Aehnlichkeit mit den menschlichen Albinos vollkommen her. Die Lebhaftigkeit und Bosheit, welche sonst den Affen eigen ist, selbst diesen Affenalbinos fast ganz, und sie erscheinen wie eine Schuhmache bei den weißen Elephanten zur Fernhaltung des böjen Geistes.

Das Land ist reich an Reptilien, und würde in dieser Beziehung der Naturforschung ein weites Feld darbieten. Die Schildkröten und Krokodile sind in dem Menam nicht so zahlreich, wie in dem Ganges; aber bei einigen Inseln des Golfs ist die grüne Schildkröte ausnehmend häufig, und ihre Eier, die ein sehr geschätztes Nahrungsmittel sind, bilden einen beträchtlichen Theil der königlichen Einkünfte. Die Boa Constrictor erreicht in Siam die Länge von 20—22 Fuß; die Schlangen überhaupt vermehren sich daselbst sehr stark. Unter den zahlreichen und schönen Eidechsenarten ist der Gecko von Siam bekannt, der auch auf Java und andern ostindischen Inseln sehr häufig vorkommt. Er ist gern im Dunkeln, und sein scharfer eintöniger Schrei macht in den stillen Nächten einen unheimlichen Eindruck.

Das einzige Insect, das als nützlich Erwähnung verdient, ist der Coccus Lacca, von dem der Gummilack kommt, und mit dem in den letzten 30 Jahren, seit man ihn durch ein wohlfeiles Verfahren zu Farbmaterial zu bereiten versteht, ein sehr wichtiger Handel nach Bengalen getrieben wird. Dieß Erzeugniß kommt in den Wäldern von Laos massenhaft, vor und setzt weit über dem Gummilack von Bengalen und Pegu. In einigen Gegenden von Siam soll dieß Insectenmehl, wie in Mexico der coccus cacti, künstlich gezogen werden und eine nicht minder gute Sorte wie diese liefern; die weißen Ameisen sind höchst unbequem. Die französischen Missionäre wußten ihre Bücher gegen dieses Ungeziefer nur dadurch zu schützen, daß sie die Blätter derselben mit einem Harz, Chyram genannt, bestrichen, das einen durchschlagen glasartigen Ueberzug bildet, und der Gefräßigkeit dieser schädlichen Thiere ein Hinderniß entgegensetzt. Zum Glück für die Einwohner gehen in den periodischen Ueberschwemmungen immer eine Masse Insecten zu Grund.

Actien-Compagnien in England. Vom 1 Januar bis 31 October d. J. wurden zu London 152 neue Gesellschaften errichtet mit einem Capital von 41,739,120 Pfd., wovon 12½ Mill. bereits eingezahlt sind. Es bestehen sich darunter 30 Eisenbahn-Compagnien, 9 englische und 21 fremde. Außerdem wurden von Fremden 7½ Mill. Pfd. als Anlehen in London aufgenommen. (Hamburg. Handelsblad. 25 November.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 291 — 4 December 1832.

Der Handel nach dem Innern von Afrika.

(Aus einem Schreiben von Hr. Aug. Petermann an die Times 23 Nov.)

Der Plan, den Kawara (Quorra, sonst Niger genannt), möglichst weit aufwärts zu befahren, wird gegenwärtig neuerdings von dem Schiffslieutenant M'Leod eifrig betrieben, und gewährt große Aussicht auf einen glücklichen Erfolg. Wenn dieser Plan verwirklicht wird, dann verlohnt es sich wohl der Mühe zu erwägen, ob nicht der Tschadda nach demselben Plan weiter hinauf als bisher befahren werden kann. Dieser Strom, der dem Kawara an Größe nahe kommt, wo nicht ihn übertrifft, vereinigt sich bekanntlich mit demselben nahe an seiner Mündung. Daß dieser mächtige Strom sich weit ins Herz Afrika's hinein erstreckt, hat man schon seit einiger Zeit vermuthet, aber erst voriges Jahr ist diese Vermuthung bestätigt worden durch die wirkliche Erforschung Dr. Barths, der auf seiner Reise nach Adamawa den Benue überschritt, einen prächtigen, eine halbe (engl.) Meile breiten und 10 Fuß tiefen Fluß, welchen er als den Oberlauf des Tschadda ermittelte. Nach allen Nachrichten Dr. Barths in seinen letzten, wie in seinen frühern, Briefen bin ich geneigt zu glauben, daß der Tschadda mit der Zeit die natürlichste und wichtigste Linie bilden wird, um von Westen aus Handel und Civilisation bis ins Herz von Innerafrika zu verbreiten, und den Sklavenhandel auszurotten, indem man europäischen Einfluß bis ins Innere derjenigen Länder trägt, welche die Sklaven hauptsächlich liefern. Das Königreich Adamawa, das mit seiner Hirten- und ackerbautreibenden Bevölkerung am Oberlauf des Tschadda wohnt, wird als eines der schönsten Länder in Innerafrika beschrieben, und wird wahrscheinlich der Schlüssel zu weitern Entdeckungen im Innern werden.

Gegenwärtig ist die Stadt Kano, welche zwischen dem Kawara und dem Tschadsee liegt, der große Markt des Innern; hieher kommen die englischen Waaren aus dem Norden auf sehr mühseligen und unvollkommenen Straßen durch die große Wüste, und treffen mit amerikanischen Waaren zusammen, die den Kawara herauf aus dem Süden kommen, wo, wie bekannt, der amerikanische Einfluß sich rasch ausbreitet. Die große Wüste wird stets eine natürliche Schranke bilden, und die Entwicklung eines bedeutenden europäischen Handels verhindern; der Kawara und der Tschadda, namentlich der letztere, müssen als der Weg betrachtet werden, durch welchen man leichten Zugang zu den jungfräulichen Ländern und den unerschöpflichen natürlichen Reichthümern Innerafrika's erlangt.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Charakteristisch ist im Verlaufe desselben namentlich die Episode über die „internal improvements" d. h. über die Frage, in wie weit die Einfünfte der Union zur Erbauung von Straßen und Canälen in einzelnen Staaten sollten verwendet werden können. Die Frage war höchst kitzlich, denn wenn gegen die Verwendung gelegentlicher Ueberschüsse zu solchen Zwecken wenig einzuwenden war, so doch sehr viel gegen deren Consequenzen: wurde ein Werk unternommen, das mehrere Millionen erforderte, so mußte durch Zölle oder directe Steuern dafür gesorgt werden, daß stets ein Ueberschuß zu diesem Behufe vorhanden war, und was dem einen Staat recht war, mußte dem andern billig seyn; die Unionsregierung konnte und mußte fast in ein System von Auflehen und Steuern hineingezogen werden, das den föderalistischen Charakter des Bundes durchaus geändert hätte. Darum widersetzten sich die Demokraten jedem solchen Beginn aufs entschiedenste. Aber die Whigs, reich und gebildet, setzten trotz dieser Niederlagen den Kampf fort, und haben seit 1828 die Demokraten nicht weniger als dreimal geschlagen, was man als einen Beweis ihrer geistigen Ueberlegenheit ansehen kann.

Die Whigs hätten definitiv siegen müssen, wenn die Union auf das Land zwischen den Alleghannies und dem atlantischen Meer eingeschränkt geblieben wäre, aber in dem Maaße als sich der Westen bevölkerte, gewann die demokratische Partei, d. h. diejenige, welche ein möglichst lockeres Unionsband wollte, das Uebergewicht. Die tiefste Spaltung lag in dem Verhältniß des Einwandererwesens, das erst seit 30 Jahren bedeutsam, seit 15 von überwiegender Wichtigkeit ward: die Whigs, ihren überlieferten Grundsätzen von Staatseinheit, so weit sie auf amerikanischem Boden möglich war, getreu, sahen die seit 15 Jahren riesenhaft anwachsende Einwanderung mit Besorgniß; wohl erkannten sie welchen Aufschwung die Vermehrung arbeitender Hände dem Ganzen geben müsse, aber sie erkannten darin auch eine Störung der nationalen politischen Verhältnisse durch die Einwanderung von Fremden, namentlich auch von Leuten fremder Racen, denn in den Neuengland-Staaten, wo die Whigs ihren eigentlichen Sitz hatten, lebt ein ächt englisch exclusiver Geist. Diese Gesinnung fand ihren bedeutendsten Ausdruck in der Richtung der speciell sogenannten Nativisten-Partei, welche den Einwanderern das Stimmrecht in nationalen Angelegenheiten erst nach sieben Jahren gewähren wollte. Sie erkannten mit vollkommener Richtigkeit, daß der vorherrschende national-englische Charakter ihrer öffentlichen Zustände durch diese fremden Beimischungen nothwendig alterirt werden müsse; kann man ihnen von ihrem Standpunkt aus eine

gewisse Berechtigung nicht abzusprechen, so ist die Schwäche dieser Partei auf der andern Seite sehr erklärlich, da das Mittel, das sie anwenden wollten, eines Theils zu spät kam, andern Theils viel zu schwach in seinen Wirkungen war. Die Verleihung des Stimmrechts an die Fremden, die kaum den Boden betreten hatten, führte allerdings zu demagogischem Treiben und Pöbelwirthschaft, allein die ureingebornen Angloamerikaner hatten daran selbst ihr gemessen Theil, so daß man es den Gegnern der Nativisten nicht verargen konnte, wenn sie die fremde Zuthat als ein kleines, leicht zu ertragendes Uebel ansahen, und sich jeder solchen Maaßregel entschieden, als dem materiellen Fortschritt des Landes schädlich, widersetzten. Die Demokraten sind daher die eigentliche ächt amerikanische Partei, welche vor allem dahin strebt, die unermeßlichen, noch brach liegenden Länderelen zu bevölkern und anzubauen.

War dieß als das vortheilhafteste anerkannt, so folgte alles andere von selbst. Unter den zahlreichen, fast mit jedem Jahre sich mehrenden Staaten war an eine Einheit der Verwaltung nicht zu denken: der Grundsatz, daß die Unionsregierung nichts thun solle, was irgend von den einzelnen Staaten selbst geschehen könne, war eine Sache der Nothwendigkeit, nicht mehr der Wahl; die Wichtigkeit der Staatenregierungen stieg, und in demselben Maaße mußte auch die Wichtigkeit des Senats, welcher aus den Abgeordneten der einzelnen Staaten, als Repräsentanten der obersten Behörden derselben, bestand, im Gegensatz gegen die Repräsentantenkammer steigen — gerade das Umgekehrte von dem was in Europa geschieht, wo die zweiten Kammern bis jetzt noch immer die ersten überflügelt haben; der Senat wurde zu einem wahren Gesandtencongreß der einzelnen Staaten, und was dieser Gesandtencongreß beschlossen hat, das wird durchgesetzt, wenn sich nicht zufälligerweise für das Gegentheil eine sehr entschiedene Mehrheit im Hause der Repräsentanten gebildet hat, was der Natur der Dinge nach kaum oder doch nur höchst selten vorkommen kann. So wurde unter anderm die Compromißacte, die wichtigste Begebenheit im Innern der Vereinigten Staaten seit langer Zeit, durch den Senat dem hoffnungslos gespaltenen Repräsentantenhause aufgedrungen. Der jetzige Sieg der Demokraten ist entscheidend, um so mehr als der Westen, d. h. die Bewohner des großen Mißisippithals und des Landes zwischen diesem Strom und den Seen denselben vorzugsweise errungen haben und auch zukünftig festhalten werden.

Aus diesem Hauptzweck, das weite Land in möglichst kurzer Frist urbar und nutzbar zu machen, aus der bereitwilligen Aufnahme von Menschen jeglichen Stammes und jeglicher Abkunft, aus dem Selfgovernment in seiner äußersten Entwicklung geht unwiderleglich hervor, daß das materielle Interesse im Gegensatz gegen das wirklich oder angeblich nationale in jeder Weise maaßgebend wird, und das öffentliche, wie das Privatleben, einen vorwiegend utilitarischen Charakter annehmen mußte. Von einem nationalen Zusammenhalt ist keine Rede, ja es zeigen sich bereits sehr deutliche Symptome, daß die nationalen Eigenthümlichkeiten der um und neben einander wohnenden Stämme sich bekämpfen. Die englische Nationalität hat politisch in der Union bei weitem das Uebergewicht, aber nicht in gleichem Maaße in den einzelnen Staaten und noch weniger in den einzelnen Districten. Die Berechnungen, welche man in neuester Zeit über die ethnographische Eintheilung der Bevölkerungselemente angestellt hat, führten zu keinem Ergebniß, zeigen aber doch, daß man das Mischverhältniß bereits fühlt und nicht gering anschlägt. Der Streit hierüber hat sich namentlich zwischen Engländern und Amerikanern entsponnen, und scheint etwas stark aus Rassenstolz entsprungen zu seyn, indem die Engländer, auf amerikanische Autoritäten selbst gestützt, den Amerikanern vorwarfen, daß nicht weniger als 7½ Millionen des Volks der Vereinigten Staaten Iren oder irischer Abkunft seyen, also von einem Stamm, welchen man in England sehr über die Achsel anzusehen gewohnt ist. Was die Irländer betrifft, die allerdings jetzenfalls in sehr großer Menge in den Vereinigten Staaten haufen, zum Theil erst in den letzten Jahren hinübergewandert sind, und noch immer hinüberwandern, so möge sie vielleicht durch ihre Denkungsart einen geistigen Einfluß üben, der übrigens sehr schwer nachzuweisen seyn möchte, aber die Mehrzahl spricht wohl von Haus aus englisch, und das Irisch-Celtische, welches in Irland selbst seit Jahrhunderten vor dem Englischen zurückweicht, muß auch in Amerika immer mehr weichen, besonders da es die Worte für eine Menge Bedürfnisse der neuern Civilisation gar nicht besitzt. Anders ist es mit denjenigen Völkern, die eine andere, mit der englischen gleich gebildete Sprache reden, und hier treten die Deutschen, unlängbar zwischen fünf und sechs Millionen Menschen, besonders hervor. Wird das Deutsche untergehen und sich mit dem Englischen verschmelzen? Das ist die Frage; bis jetzt ist das Deutsche, selbst bei den Pennsylvaniern, seit hundert Jahren nicht untergegangen, wenn gleich das Pennsylvanier-Deutsch ein seltsames Gemisch ist, und bei der fortdauernd starken Einwanderung der Deutschen und ihrer massenhaften Ansiedlung an einzelnen Punkten scheint der Untergang dieser Sprache vorerst durchaus nicht wahrscheinlich. Schlägt man die Franzosen, Spanier u. s. w., kurz die romanisch redenden Völker, auf 11—1,200,000 Menschen an, so wird man eher über als unter der Zahl seyn. Auch sie sind zum Theil seit mehr als hundert Jahren da, und werden ihre Sprache so leicht nicht aufgeben, wenn sie gleich nicht so massenhaft ganze Districte einnehmen, wie die Deutschen. Die Erscheinung, daß mehrere sehr verschiedene Stämme Einem Reich angehören und sich der gleichen politischen Sprache bedienen, ist schon wiederholt in der Geschichte dagewesen, und niemals ist ein solches Nebeneinanderbestehen ohne wesentliche Veränderung der ganzen Masse abgelaufen; was aber aus der großen nordamerikanischen Völkermischung bei dem die Eigenthümlichkeiten schützenden Selfgovernment werden wird, das liegt noch über alle Berechnung hinaus, um so mehr als noch nie so feststehende Schriftsprachen mit so massenhafter Verbreitung des Bücher- und Zeitungswesens der Dialektneubildung entgegengearbeitet haben.

Diese Musterkarte von Nationalitäten gibt zu allerhand Erwägungen Anlaß, wir heben indeß nur Einen Umstand als besonders wichtig hier hervor: dieser Mangel an einer Gesammtnationalität und dieß Vorherrschen bloß materieller Interessen gibt einem Nachbar, wie England, ein großes Gewicht; nicht nur bildet die große Anzahl von Engländern, welche sich in den Vereinigten Staaten befindet, ein starkes Band zwischen beiden Ländern, sondern der Mangel an nationalem Zusammenhalt hindert auch ein Gesammtauftreten gegen England, falls nicht starke Provocationen vorkommen, vor welchen sich England wohl hüten wird. Mit Einem Wort, Amerika fühlt sich den Engländern gegenüber nicht als Nation, und während diese durch die übermäßige Auswanderung der Celten ihre Nationalität stärken und befestigen, sinkt der nationale Bestand der Vereinigten Staaten auf Null herab, und nur das politische Interesse bleibt stehen. Daß die Engländer auf diesen Stand der Dinge Rücksicht nehmen, ersieht man aus ihrem Verhalten in Canada. Diese Colonie ist unter englischer Herrschaft jetzt so frei, als eine Colonie

nur immer seyn kann; sie hat fast nur Vortheile, und kaum Einen denkbaren Nachtheil von der englischen Oberhoheit. [1] Dadurch hindert England wirksam das Streben nach einer Verbindung mit den Vereinigten Staaten, und da von den letztern kein actives, angreifendes Auftreten gegen England so leicht zu erwarten ist, da Jägerlogen und Sympathisees so ziemlich schlafen gegangen sind, und der Handelsverkehr beider Theile unter einander gefördert wird, da England wenigstens so viel oder noch mehr Neigung zeigt, ihn zu fördern, als die Vereinigten Staaten selbst, so ist die Stimmung keineswegs gegen England, und kein Grund vorhanden, warum nicht das bisherige Verhältniß zwischen Canada und England noch geraume Zeit fortdauern sollte. Die stets bereite Kriegsmacht in den beiden Canadas muß die Yankees, falls dieß noch nöthig wäre, überzeugen, daß mit Handstreichen gegen eine politisch und militärisch so wohl gerüstete Macht nichts auszurichten ist.

England hat gegen die Vereinigten Staaten seit dem Jahre 1842 eine von der frühern sichtlich ganz abweichende Politik beobachtet, deren wahrer Charakter jetzt erst zu Tage tritt. Bis dahin war es ein Feind, welcher nur darauf auszugehen schien, der großen Republik zu schaden, sie einzuschränken, kurz alles zu thun, sie nicht größer werden zu lassen. Der Aerger, daß dieß Land sich von Englands Herrschaft losgerissen, schien noch in den Engländern zu leben, und hämisch wurden von Seiten der Amerikaner alle feindselig lautenden Stellen in englischen Schriften commentirt. Im J. 1842, zur Zeit als England das Unglück in Afghanistan erfuhr, und der Gang der Dinge in Asien und Europa drohend werden konnte, knüpfte England mit Amerika Unterhandlungen an, welche den Streit über die Nordostgränze der Vereinigten Staaten auf eine für die letztern zufriedenstellende Weise beendigten, und zu nicht geringem Erstaunen der Amerikaner den lange bestrittenen Satz des Seerechts, „frei Schiff, frei Gut“, zugestanden. In den nächst folgenden Jahren machte England eine Reihe von Concessionen: es gab nach hinsichtlich des Oregongebiets, es erhob keine ernstliche Einsprache gegen die Einverleibung von Texas, es mischte sich nicht in den mexicanischen Krieg, obwohl dieser durch die Erwerbung von Californien das schon durch das Oregongebiet begonnene Uebergewicht Nordamerika's an der Westküste vollenden mußte; die Abschaffung der Kornzesetze schien England financiell in die Hände Nordamerika's zu geben, und Canada von England abzuscheiden. Kurz England nahm eine Miene an, als lasse es sich alle Schritte Nordamerika's, wie im Bewußtseyn seiner Schwäche, gefallen; selbst der Streit über Nicaragua und namentlich San Juan scheint mit einem Hintergedanken von Nachgeben unternommen worden zu seyn. Berauscht von diesen Erfolgen glaubte nun der lärmende Theil des amerikanischen Volks, es könne mit Pochen und Drohen alles durchsetzen; England ließ sie ungehindert pochen, befestigte bloß seine Herrschaft in Canada auf die oben angegebene Weise, und schützte Cuba durch die einfachste Hinweisung auf das Völkerrecht. Spanien verkreditirte, wie natürlich, sein werthvolles Besitzthum, und an Cuba hat sich, was man in Deutschland die Bummlerpolitik nennen würde, den Kopf angerannt: die Erschießung von fünfzig Gefangenen schien alles in Feuer und Flammen setzen zu müssen, es geschah aber nicht, der Piratenstreich war zu offenkundig, als daß die Regierung, auch wenn sie willens gewesen wäre, die Ihrigen nicht hätte schützen können.

In diesem Jahre ist England um einen Schritt weiter gegangen: es hat die seit einiger Zeit immer stärker werdenden Uebergriffe der amerikanischen Fischer, wodurch Englands Unterthanen in Neubraunschweig beeinträchtigt wurden, zurückgewiesen. Groß war der Lärmen in Amerika, aber England verfuhr sehr höflich gegen die Amerikaner, gab zu keinen gegründeten Klagen Anlaß, und verwies einfach auf die Verträge. Möglich, daß die Sprache der englischen Journale, namentlich der in der Politik eine so große Rolle spielenden Times, welche das Ministerium Derby anfänglich über die Fischereiangelegenheit hart anließ, nur Verstellung war, um den Glauben nicht aufkommen zu lassen, als stele es England im mindesten ein, etwas den Amerikanern Nachtheiliges zu thun, und um zu zeigen, auch nur der Anschein hievon erregе in der öffentlichen Meinung Englands Widerspruch. Bald wurde auch erschtlich, daß England nicht einmal gemeint sey, streng auf den Verträgen zu beharren, sondern daß es nur gegen die Aufopferung gewisser, Englands Unterthanen vertragsmäßig zustehender Rechte eine größere Erleichterung des Handels der englischen Provinzen mit der Union anstrebe, eine Erleichterung, welche am Ende nur beiden Theilen von Vortheil seyn könnte. Die Aufregung, welche, wie viele glaubten, anfangs gar mit einem Kriege zu drohen schien, legte sich bald und ist jetzt gänzlich verschollen. England hat Recht behalten, und Amerika ist auf vernünftige Unterhandlungen eingegangen. Merkwürdig ist indeß dabei die äußere Haltung der amerikanischen Staatsmänner und namentlich Websters, welcher als Staatssecretär die Unterhandlungen zu führen hatte. Er schien gewaltig in den Ton der Aufregung einzustimmen, sey es, um durch die eitrige Verfechtung amerikanischer Interessen, was man in Amerika sagt, politisches Capital zu Gunsten seiner Präsidentschaftscandidatur zu machen, sey es daß er wirklich dem polternden Geist eines nicht unbedeutenden Theils des amerikanischen Volks Opfer zu bringen sich genöthigt sah. Man ist aus dem etwas eisenfresserischen Ton, den er gegen Europa angenommen, sowie aus seiner Behandlung der Frage über die Lobosinseln berechtigt, letzteres anzunehmen, denn wie wir früher (s. Nr. 259) gezeigt, unterliegt es keinem Zweifel, daß Webster ein wahrhaft piratisches Verfahren in Betreff der Lobosinseln bereits autorisirt hatte, die Vorstellungen des peruanischen Gesandten unberücksichtigt ließ, und nur durch die ernsten Vorstellungen Englands, vielleicht auch Frankreichs, andern Sinns wurde; ja es ist die Vermuthung gestattet, daß der Fischereistreit angehoben wurde, um den Unterhandlungen über Peru einen gewissen Nachdruck zu geben, da man ohne Aufsehen eine größere Anzahl Schiffe in den nordamerikanischen Gewässern unter diesem Vorwande versammeln konnte. Webster mußte nachgehen, und das erste für die übrige Welt sichtbare Zeichen war sein Schreiben vom 21 August an den peruanischen Gesandten, worin das Recht Peru's auf die Lobosinseln ziemlich vollständig, wenn auch widerwillig, zugestanden wurde. Der Kummer über seine Niederlage, über die sichtliche Empfindlichkeit des Präsidenten gegen ihn, die eine Art Desavouirung seines Verfahrens in sich schloß, und über den gänzlichen, unvermeidlichen Ruin seiner Präsidentschaftscandidatur, sowie über die ärgerliche Stellung, in welche die amerikanische Diplomatie England gegenüber

[1] Wie entgegenkommend in allen Beziehungen England ist, kann man unter anderm auch aus dem Umstand ersehen, daß die sogenannten „Clergy reserves“, d. h. die bei der ursprünglichen Vertheilung des Landes, namentlich Obercanada's, für die Geistlichkeit der Hochkirche vorbehaltenen Ländereien jetzt in den Besitz Canada's übergegangen und zur Verfügung des canadischen Parlaments gestellt sind. Man will also seine Hochkirche mehr künstlich aufrecht erhalten. Auch nimmt seit einiger Zeit die Förderung der Eisenbahnen und ähnlichen öffentlichen Werke durch englische Capitalien zu, und die Regierung hat durch die Verleihung der Fischereifänge den Canadiern gezeigt, welche Vortheile sie von der englischen Herrschaft gelegentlich ziehen können

hineingerathen war, scheint auf seine Gesundheitsumstände eingewirkt und seinen Tod beschleunigt zu haben.

Bezeichnend für die Stellung Englands gegen Nordamerika ist der von uns früher citirte Artikel der Times über die zwei Wege, welche Nordamerika offen stünden: der Weg friedlicher Entwicklung und Ausbreitung, der sie seit 60 Jahren so ungeheuer gefördert, oder der Weg des Kriegs und der Eroberung, ein Weg, auf dem ihre Institutionen schwerlich unverletzt erhalten werden würden. England läßt Nordamerika alle Freiheit, sich friedlich im Umfreis seines Gebiets und im Handel nach außen zu entwickeln, aber so wie es die Hand nach fremdem Gebiet ausstrecken will, wird ihm England gewaffnet und mit dem Völkerrecht in der Hand entgegentreten. Die Stellung, welche England in dieser Beziehung einnimmt, ist ihm durch die Natur der Dinge und durch seinen Vortheil geboten, auch muß man gestehen, daß es diese Stellung bis jetzt mit Freiheit und Consequenz, und ohne im mindesten die fast krankhafte Empfindlichkeit des amerikanischen Volkes zu verletzen, durchgeführt hat, und daß sein Ansehen in Amerika, im Gegensatz gegen das der Vereinigten Staaten, bedeutend gewachsen ist. Nordamerika hat im ganzen Verlauf dieser neuen Streitigkeiten keine glänzende Rolle gespielt, und die englischen Blätter sind klug genug, ihnen dieß nicht hämisch vorzuwerfen. Nordamerika steht allerdings, wie die Times bemerkt, an einem häßlichen Scheidewege: es wird gedrüdlich sich ausbreiten, so weit seine Sprache oder wenigstens seine Institutionen reichen können, aber wo es stehende Truppen und Proconsule, sei es unter welcher Form immer, aufstellen müßte, würden seine Institutionen zuverlässig leiden, und ein fremdartiges, verderbliches Element hineinkommen. Welchen Weg es einschlagt, darüber sind die Ansichten allzu getheilt, als daß wir eine Vermuthung aussprechen sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Siam und die Siamesen.

3. Einwohner. — Trachten. — Wohnungen. — Bürgerliches Leben.

Die mittlere Größe der Siamesen beträgt ungefähr 5 Fuß 3 Zoll englischen Maaß; die Arme sind lang, die Unterglieder plump, der Körper zum Dickwerden geneigt. Das Gesicht ist merkwürdig breit und flach, und das ungewöhnliche starke Vorragen der Backenknochen gibt demselben mehr die Form eines verschobenen Vierecks als die des Ovals, welche den europäischen Typus auszeichnet. Die Nase ist klein, der Mund ist breit, die Lippen dick aber nicht vorspringend, und sehr roth, was von der Gewohnheit der Siamesen kommt, fortwährend Arecanüsse und Betelkraut zu kauen. Uebrigens ist ihre Physiognomie schöner als sonst jenseits des Ganges; die Hautfarbe ist nur wenig gelb, wird jedoch durch den Gebrauch eines Schönheitsmittels bis zum vollen Gelbgelb gebracht. Im allgemeinen hat der Gesichtsausdruck wenigstens bei den Männern etwas Düsteres, ja Unheimliches, während zugleich die Haltung träge und der Gang unsicher ist.

Die Kleidung ist bei den beiden Geschlechtern nicht viel verschieden; auch tragen die Siamesen weniger Kleider als andere selbst halbbarbarische Völker des Oriente. Das Hauptstück ihrer Kleidung ist ein Stück Seide oder Baumwolle, ungefähr drei Meter lang, eine Art Megeschärze, welche die Lenden und Schenkel umhüllt, von vorne geschlossen ist, und Knie und Unterbeine frei läßt. Ueber diesem Kleidungsstück tragen die Reichen oft noch einen Chinesischen Flor oder einen indischen Shawl, und das einzige Wesentliche von weiterer Bekleidung ist eine schmale Schärpe von etwa zwei Meter Länge, welche um den Mittelleib geschlungen, oder nachlässig über die Schultern geworfen wird, und den obern Theil des Körpers sich frei bewegen, aber auch fast ganz unbedeckt läßt. Diejtebleingsfarben sind Braun und Dunkel; Weiß wird nur von den Talapoinen, einer religiösen Secte von Klosterbrüdern, und von den Kaiserdienern der Tempel getragen, welches wenig geachtete Classen. Ebenso ist das Weiß die Farbe der Trauer. Männer und Frauen lassen sich die Haare scheren; nur auf dem Oberkopf lassen sie etwa zwei Zoll lang einen Schopf stehen, welcher durch die Biegung, die man ihm zu geben weiß, aufrecht bleibt. Der übrige Theil der Haare wird bei den Männern glatt geschoren, bei den Frauen nur kurz; da aber das Rasiren nicht sehr pünktlich geschieht, so ist es im allgemeinen für einen Fremden schwer, Männer und Frauen zu unterscheiden. Kein Europäer gibt sich so viele Mühe, seine Zähne weiß zu erhalten als der Siamese, sie zu schwärzen. Zu diesem Zweck reibt er sie von der frühesten Jugend mit einer unauslöschlichen Farbe, welche jedoch die Glasur nicht angreift (was die Einwohner des indischen Archipels thun). Die Siamesen entstellen auch nicht, wie die Birmanen und Peguaner, ihren Leib durch Tätowiren. Aber wie die andern Orientalen, lassen sie die Nägel bis zu einer ungebührlichen Länge wachsen, und Personen von hohem Rang lassen sich sogar künstliche Nägel von Metall an.

Die Häuser stehen auf eingerammten Pfahlwerk in dem Fluß oder auf Flößen, welche an das Ufer befestigt sind; die Wohnungen sind von einander abgesondert, und sind eigentlich nur länglichte hölzerne Verschläge, die mit Palmenblättern versehen sind. Auf einer andern angebrachten Leiter kommt man in sie hinein, und bei jedem Haus ist ein kleines Schiff für den Gebrauch der Familie. In diesen schwimmenden Wohnungen finden sich die reichsten Waarenniederlagen der Stadt; die Waaren sind in ansteigenden Absätzen amphitheatralisch ausgelegt, unter denen auf getäfelten Fußboden die Krämer sitzen. Die Häuser bestehen nur aus Einem Stockwerk; dasselbe ist in viele kleine Gemächer abgetheilt, deren mittleres den Hausgottheiten geweiht ist. Der Hausrath ist klein und einfach; er besteht gewöhnlich aus Fleschtwerk, auf welchem sich die Hausbewohner niederlegen und zum Schlafen legen, aus einem Tisch ohne Füße, der einer Trommel gleicht, aus einem Küchengeschirr von Kupfer, Eisen oder Zinn; aus einigen porzellanenen oder thönernen Gefäßen, und anderen Schüsselmern, die aus Bambusrohr so pünktlich gemacht sind, daß sie kein Wasser durchlassen. Die bessern Classen haben eine Schlafkammer, ihre Wände sind mit Polstern zum Ansehnen versehen, und ihre Gemächer sind mit einigen europäischen Artikeln, Lampen und Spiegeln versehen, worauf sie sehr viel halten. Die Masse des Volkes aber ist reich in seiner Armuth, da seine Bedürfnisse höchst geringfügig sind. Die Siamesen leben meist von Reis und Fischen, und was man sich davon um einen Penny kaufen kann, nährt einen Menschen für einen ganzen Tag.

Siam ist also ein Land, dessen Naturschätze denen Indiens nicht nachstehen und das für Handelsunternehmungen noch günstiger gelegen ist; aber sein Volk lebt in fümmerlicher Armuth. Vor zwei Jahrhunderten haben die Siamesen wohl einige Fortschritte in der Cultur gemacht, aber die Wirkungen der letztern waren doch so schwach und langsam, daß die Schilderungen, welche La Loubère und andere im 17ten Jahrhundert von diesem Reich und seinen Bewohnern machten, nur in wenigem nicht mehr auf die Berichte englischer Reisenden aus diesem Jahrhundert passen. Es ist seine Nation, welche rasch und wild durch Gebirge und Ebenen schweift, ohne Ordnung und Gesetz, aber noch weniger eine menschliche Vereinigung, welche sich ansiedelt, aus der Barbarei heraus zu gesellschaftlicher Ordnung und Bildung zu kommen; es ist ein harmloses, ruhiges Volk, das trotz einiger Intelligenz in ewiger Kindheit bleibt, Ordnung hält aus Furcht vor dem Stock, und von bürgerlicher Unabhängigkeit und geistigem Fortschritt nichts weiß.

Der Flußschwamm als Schönheitsmittel. In einer Abhandlung über den medicinischen Gebrauch des Flußschwamms gegen Contusionen von Prof. Baranowski erwähnt derselbe, daß die russischen Bauernmädchen sich desselben als Schminke bedienen; wenn man die Wangen damit reibt, zeigen sie mehrere Tage lang eine lebhafte Röthe. (Zeitn. des Minist. des Innern. November.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widermann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 292. 6 December 1852.

Etwas über Taschkent.

(Circh. für reisk. Kunde von Rußland XI. 4.)

Taschkent ist eine rein-asiatische Stadt. Die Straßen sind krumm und so eng, daß nur ein Wagen durchfahren kann; wenn sich zwei begegnen, so können sie nicht vorbeikommen. Im Frühling ist der Schmutz gränzenlos; die Straßen sind nur für Reiter zu passiren, deren Pferde sich kaum aus den Sümpfen herausarbeiten können, in die sie bis über die Knie versinken. Länge den Straßen zieht sich eine Lehmmauer, die von den Häusern der Einwohner und anderen Gebäuden nicht das mindeste sehen läßt. Die Häuser sind innerhalb des Hofraums, hinter der Mauer, gebaut, und der äußere Anblick der Straßen ist daher höchst monoton. Bei einigen Häusern, deren man in Taschkent gegen vierhundert zählt, befinden sich auch Obstgärten. Die asiatischen Häuser sind nicht groß; es wohnt darin nur der Eigenthümer nebst seiner Familie; Quartiere an Fremde zu vermiethen ist nicht üblich.

Das Leben der Taschkenter, wie aller Asiaten, ist nach unseren Begriffen ärmlich und unbequem. In ihren Lehmhäusern gibt es keine Fenster, der Wind bläst überall herein, und als einziges Mittel, sich zu wärmen, hat man einen im Zimmer auf dem Fußboden zusammengelegten Holzhaufen, welchen man anfackelt, um die Speisen zu kochen, und um welchen sich die Familie kauert. Tische, Stühle, Pritschen oder Bänke sind unbekannt; der Fußboden wird mit Filzdecken oder ordinären Teppichen belegt, auf welchen man schläft, ißt und arbeitet.

Im Essen sind die Taschkenter nicht lecker. Wenn sie Plow (Pilau) mit Hammelfleisch haben, so ist es schon ein großes Fest; in der Regel aber wird Grütze oder Mehl in den Kessel geworfen, etwas Gewürz hineingethan, dann noch ein Hammelknochen eingekocht, und das Mahl ist fertig.

Ihre Kleidung ist dieselbe, wie bei den Bucharen: ein bis unter die Knie reichendes Hemde, nach Art unserer Frauenhemden, aber mit langen, weiten Aermeln und einem Schlitz, durch welchen man den Kopf steckt, und ohne den fallenden Kragen, wie ihn die Tataren und Kirgisen zu tragen pflegen; weite Hosen (Scharawary), um den Leib zusammengebunden; statt der Strümpfe Sandalen (Tschigan, russisch onutschi) aus baumwollenem Zeug, wie die ganze Kleidung; hohe Stiefeln bis ans Knie und stets von schwarzer Farbe, über welche jedoch grüne Schuhe von einer Saur genannten Lederart gezogen werden. Ueber dem Hemde trägt man zuerst einen schlechten, kurzen und schmalen baumwollenen Schlafrock (chalat) mit Täschchen an der Brust und einem Schlitz am Ende der Aermeln, etwa eine halbe Arschin höher, um sie beim Waschen bis an die Ellbogen zurückschlagen zu können. Dieser Schlafrock wird an der Brust mit Bändern von gleichem Stoff befestigt und durch eine hübsche, breite Schärpe zusammengehalten. Dann kommt noch ein zweiter Rock, gewöhnlich halbleiden; er ist länger und breiter als der erste, hat gleichfalls Bänder, wird aber meistens offen getragen oder mit einer zweiten, breiteren Schärpe umgürtet, die aus vier, fünf oder mehreren unaufgeschnittenen Tüchern zu fünf Kopeken das Stück besteht. Im Gürtel steckt immer von der rechten Seite ein baumwollenes Taschentuch, das jedoch bloß zum Staat dient, und von der linken ein kleines Messer. Die Beamten tragen links entweder einen krummen Dolch, oder einen Säbel, oder ein langes Messer mit einem Griff von Knochen oder Stein. Auf den geschornen Kopf wird zuerst ein Kalpasch, d. h. eine spitzige Mütze, und dann ein Sallja oder Turban von Baumwollenzeug gesetzt. Bei kalter Witterung zieht man noch einen Tulup oder Schafpelz mit baumwollenem oder halbseidenem Stoff überzogen an, der gleichfalls mit einer Schärpe umgürtet wird.

Der Beherrscher von Kokan führt den Titel eines Bek; der jetzige heißt Chudojar-Chan. Er ist noch ein junger Mann und seine Macht ist nicht groß. Alle Staatsgeschäfte stehen unter der Aufsicht des Mir-Baschi, dessen Amtsführung jedoch gemeiniglich nur von kurzer Dauer ist. Das stehende Heer des Beks ist nicht sehr zahlreich. Wenn er mit einem Nachbar Krieg führt, so wird ein Aut von Landwehr ausgehoben, und zwar meistens aus den in Kokand herrschenden Kirgisen vom Stamme Kyptschak, indem die eigentlichen Kokaner, besonders die Tadschike, feige sind. Zu Anfang des Krieges werden der Armee Sarpai, d. h. Röcke von rothem Tuch, Beinkleider, Sättel, Stiefeln und ein oder zwei Ducaten (ischerwonzy) pro Mann an Geld ausgetheilt. Die Anführer erhalten, je nach ihrem Range, zehn bis zwanzig Ducaten für die ganze Dauer des Krieges, d. i. auf einen Monat oder sechs Wochen; länger dauert bei ihnen der Krieg nicht, da es an Vorräthen fehlen und der Mannschaft auch die Geduld ausgehen würde. Die gemeinen Soldaten bekommen außerdem noch ein Pferd, wenn sie selbst kein solches haben. Die Armee besteht nur aus Reiterei; Infanterie, wie bei den Bucharen, gibt es in Kokan nicht. Die Ausrüstung der Truppen ist mangelhaft; hat einer eine Flinte, so ist es gut, wenn nicht, so wird nicht viel darauf gesehen, falls er nur einen Säbel oder eine Lanze aufweisen kann. In der Stadt Kokan selbst findet man auch Artillerie: vier oder fünf Kanonen und einige zwanzig Jasaile oder Falkonette. Sie werden auf Karren transportirt, an deren Achsen sie festgemacht und so abgeschossen werden.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Trotz aller Klugheit, welche die Engländer in ihren Verhältnissen zu den Nordamerikanern gezeigt, wäre es doch höchst unwahrscheinlich, daß alle die mannichfachen, nothwendig zwischen ihnen sich erhebenden Streitfragen friedlich abliefen, wenn nicht beide Theile, namentlich aber die Nordamerikaner, durch ein eigenthümliches, gemeinsames Interesse genöthigt wären, Frieden zu halten. Dieses gemeinsame Interesse besteht in dem Verhältniß zu den Negern Amerika's. Die Zeit ist längst vorbei, wo hitzige Engländer davon träumen konnten, mit Negerregimentern in den südlichen Staaten der Union zu landen, die Sklaven in Aufstand zu versetzen, und alles mit Feuer und Schwert zu verheeren; wenn auch nicht die Menschlichkeit, so würde die gemeinste Klugheit sie davon abhalten, da ein solches Beginnen, wenn es gelänge, mit Einem Schlage den mächtigen Baumwollenbau in den

Vereinigten Staaten vernichten, und dadurch mehr als die Hälfte der gesammten englischen Industrie ruiniren würde. Man hat seit geraumer Zeit die Ansicht aufgestellt, daß englische Agenten in Amerika die Abolitionisten des Nordens aufgestachelt hätten; wenn dieß der Fall war, so ging die Absicht sicherlich nicht dahin die Emancipation der Neger, deren bittere Früchte die Engländer in Westindien selbst zur Genüge erfahren haben, und deren nicht minder bittere Früchte in Nordamerika vorerst auf sie selbst eben so hart zurückfallen würden, herbeizuführen, sondern den Norden und Süden zu trennen. Gelegentlich bemerkt erfieht man hieraus, von welcher ungeheuren politischen Wichtigkeit die Compromißacte gewesen ist, welche den Streit zwischen den Abolitionisten des Nordens und den Sklavenhaltern des Südens vorerst beschwichtigt hat, nun ersteht auch daraus, warum diejenigen, welche der Compromißacte sich widersetzen und ihr entgegenhandeln, als Dummköpfe oder — als Verräther betrachtet werden.

Die Flitterwochen der Negeremancipation sind längst vorüber, und die derbe Wirklichkeit, und zwar eine sehr unerfreuliche, an die Stelle rosiger Träume getreten. In Nordamerika, wo sentimentale Weiber und frömmelnde Männer von der Beibehaltung der Sklaverei noch immer als von einer schweren Sünde reden, ist man von Seite aller Denkenden zu einer sehr ernsten Würdigung der Sachlage gekommen. Drei Millionen Sklaven, ein Besitzthum von wenigstens 1000 Mill. Dollars, ist kein Scherz, und die Gefährdung oder vielmehr der sichere Ruin von drei Viertheilen des gesammten Landbaues im Süden noch weniger, wobei wir die Gefährdung des Lebens der Weißen noch gar nicht in Anschlag bringen. Die Sklaverei in den Vereinigten Staaten ist ein Unglück[1] das auf den Herren nicht minder lastet als auf den Sklaven, und welches am schwerlichsten auf alle Verhältnisse der Union selbst drückt, welche es schon mehrmals dem Bruch nahe führte. Wir wissen wenig zuverlässiges über Geist und Denkungsart der Neger in den Vereinigten Staaten, [2] und können durchaus nicht sagen, ob ein Ausbruch der Sklaven gegen ihre Herren wirklich eine drohende Eventualität ist, sind aber geneigt letzteres in Zweifel zu ziehen, da ziemlich competente Beurtheiler, welche gar nicht gut auf die Amerikaner zu sprechen sind, der Art, wie sie ihre Sklaven mit Strenge, aber doch meist ohne Härte, zu leiten wissen, alle Gerechtigkeit haben widerfahren lassen, namentlich nachdem sie gesehen, wie die die emancipirten Neger in Westindien sich benehmen (s. Nr. 253 ff.). Die Engländer selbst sind nämlich mit ihren westindischen Inseln und der Freiheit der Neger kaum minder schlimm daran, als die Nordamerikaner, mit ihren Sklaven. Vor 20 Jahren, d. h. vor der Emancipation bestand die Bevölkerung der Inseln aus einer herrschenden Classe, den weißen Pflanzern und den großen Kaufleuten in den Städten, zu welchen noch die Officiere der Land- und Seetruppen kamen, die Neger waren Sklaven, mußten sich also aus diesem Grunde beugen; die Zahl der freigelassenen Farbigen war gering und sie standen in strenger Unterordnung. Man kann ein solches Bild von äußerer Ordnung entwerfen, ohne ein Jota von den Uebeln der Sklaverei wegzustreichen, wobei wir indeß doch gelegentlich bemerken müssen, daß die Sittenlosigkeit, welche in der Zeit der Sklaverei herrschte, und dieser Schuld gegeben wurde, keineswegs abgenommen hat, und häufig nur noch roher auftritt. Jetzt ist von den alten reichen und gebildeten Pflanzern sicherlich nicht mehr der zehnte Theil in Westindien, an ihre Stelle sind vermöglich gewordene Krämer und Gutsverwalter getreten, die ehemaligen Sklaven sind träge, zügellos, und im Gefühl der Unentbehrlichkeit ihrer Arbeit unverschämt, nur an vergleichsweise wenigen Orten ist aus den Negern eine respectable, ordentliche Classe von Kleinbauern geworden, eine Classe, die ohne fremde Herrschaft gewiß nicht das Ihrige in Ruhe genießen würde. Die Mehrzahl wohnt noch auf dem Grund und Boden der Plantagenbesitzer, und betrachtet den ihnen als Sklaven ehemals zugeschiedenen Bodenantheil als ihr Eigenthum, für den sie kein Entgeld in Arbeit oder Pachtschilling zahlt; der Plantagenbesitzer der sie daraus verdrängen oder einen Pachtschilling ansprechen wollte, wäre von vornherein verloren; sie wissen, daß man ihre Körperkräfte braucht, sind, wenn sie auch arbeiten, höchst launenhaft, und verlassen oft die Arbeit, wann man sie am nöthigsten braucht und ihr Ausbleiben unersetzliche Verluste bringt. Ihren Haß gegen die Weißen suchen sie gar nicht einmal zu verbergen, und sprechen es ohne Scheu aus, daß das Land ihnen gehören müsse; sie können den Boden bauen, sie gedeihen in dem heißen Klima, wie Kaninchen, während der Weiße aller Schattirungen siecht. Ihnen wird also etwas früher oder etwas später das Land gehören, aber es fragt sich: unter welchen Bedingungen? Können die Neger Staaten für sich selbst bilden, oder ist es nicht wahrscheinlich, daß sie, sich selbst überlassen, sich unter einander zerfleischen? Das letztere ist nur allzu wahrscheinlich, und jedenfalls würden sie in Barbarei zurückfinken, wenn nicht eine herrschende Macht die Ordnung unter ihnen mit Gewalt aufrecht erhielte, und ihnen Respect vor einer Autorität einflößte. Bei der geistigen Stumpfheit der Masse der Neger — woran die geistige Begabung einzelner durchaus nichts ändert — würden diese Inseln, von England verlassen, nur einer sehr unregelmäßigen Colonisation und Besetzung durch Weiße aller Länder, namentlich Amerikaner anheimfallen; da aber diese Länder für England politisch und commerziell ein zu großes Interesse haben, ein Aufgeben derselben also gar nicht wahrscheinlich ist, so folgt, daß man in Zukunft hinsichtlich derselben andere Maßregeln ergreifen wird und ergreifen muß.

Die alten reichen Pflanzer waren durch alte Anhänglichkeit und durch Familienbande jeder Art an England gefesselt; seit an ihre Stelle eine viel tiefer stehende Classe von Weißen getreten ist, welche indeß nicht weniger als ihre Vorgänger unter der Arbeitsunlust und dem widerspenstigen, trotzigen Geist eines großen Theils der schwarzen Bevölkerung leidet, ist die Anhänglichkeit an England bedeutend gesunken, und man hat geradezu behauptet, an vielen Orten würde im Fall eines Kriegs zwischen England und Nordamerika ohne weiteres das Sternenbanner aufgepflanzt werden.[3] Wir lassen dieß dahin gestellt, legen auch

[1] Dennoch müssen wir den Artikel über dieselben Nr. 184 ff. besonders hervorheben; er deckt indeß nur einen Zipfel des Schleiers auf.

[2] Hr. Ch. Mill. Day sagt in seiner Schrift: „five years residence in the Westindies", in Bezug auf Trinidad — und dieß gilt im Grunde von ganz Westindien — folgender: „was Trinidad unter der jetzigen Politik Englands werden wird, das mag ich nicht voraussagen: Pflanzer um Pflanzer wird zahlungsunfähig, Kaufmann um Kaufmann wird bankerott, und wie die Ratten ein sinkendes Schiff verlassen, so bestellt ein Händler um den andern seine Waarige ab, und schifft seine Habe, um aus dem Schiffbruch noch zu retten was er kann. Alle weiße in Trinidad auf legend eine Weise Capital angelegt haben, stehen es so rasch wie möglich zurück. Sollen diese schönen Colonien erst dem Neger und dann unserm weniger schönen Nordamerikaner überliefert werden? Wie können Leute, die durch eine unsinnige Politik von Wohlhabenheit zur Armuth herunter gebracht wurden, an das Mutterland anhänglich bleiben? Es ist gegen die menschliche Natur, solches zu erwarten. Wird nicht das Kind sich selbst gegen den Vater vertheidigen, der es ertrosseln will? Wird es nicht Schutz suchen bei denen, die ihn gewähren wollen? Da die Amerikaner notorisch nach diesen Inseln lüstern sind, warum sollte nicht auch England sie etwas darauf verwandte Mühe eine Entschädigung finden? Warum sollte ihr Werth für Nordamerika größer seyn als für uns?"

kein Gewicht darauf, da diese Classe weder politisch noch militärisch viel zu bedeuten hat, und nehmen es nur als ein Zeichen sehr verminderter Anhänglichkeit und gesteigerter widerwärtiger Stimmung. Die Sache gewinnt aber ein ernsteres Ansehen einerseits durch den ökonomischen Ruin, welchem ein großer Theil der Inseln, namentlich die Perle der Antillen, Jamaika, verfällt, andrerseits durch die stetigende Unbotmäßigkeit der Schwarzen und Farbigen. Die Mehrzahl der jetzigen Weißen Westindiens ist überzeugt, daß die Herrschaft der Nordamerikaner ein strengeres System hinsichtlich der Schwarzen und Farbigen im Gefolge haben würde. Die letztern werden von England noch vielfach, nach gutem altem philanthropischem Herkommen, gehätschelt gleich ungezogenen Kindern, und diesenigen Gouverneure, welche ernstliche Maaßregeln vorschlugen und ein strengeres System anriethen, sind nicht gut angesehen worden. Die Herrschaft, wie sie von Seiten Englands in den ersten zehn Jahren nach der Emancipation geführt wurde, muß zum ökonomischen Ruin und zur Anarchie führen; der ökonomische Ruin ist für einen großen Theil Westindiens schon eingetreten, und die Anarchie steht in nicht sehr ferner Aussicht: denn den Negern und Farbigen eine gute Dosis englischen Selfgovernments gewähren, heißt die Perlen vor die Schweine werfen; sie brauchen ein strenges, möglichst gerechtes Polizeiregiment, und das können nur die Weißen führen, aber nicht die jetzigen Pflanzer, sondern die Beamten der Krone. Das jetzige constitutionelle Regiment in den westindischen Inseln dürfte deßhalb in den nächsten Jahren manche Einbuße erleiden, und nicht zum Nachtheil der Inseln, am wenigsten zum Nachtheil der farbigen Classen selbst, die, selbst die Sklaven nicht ausgenommen, nach verschiedenen Berichten in den Vereinigten Staaten ohne Widerspruch gestitzter, verständiger und geistig entwickelter seyn sollen, als in Westindien; die Weißen dürften sich aber am wenigsten zu beklagen haben, wenn gleich über die Beschränkung ihrer „Freiheit und constitutionellen Rechte“ manche Klagen sich erheben werden.

Was den Haß der Schwarzen gegen die Weißen besonders stachelt, jetzt wo die Weißen nicht mehr die Herren der Schwarzen sind, das ist hauptsächlich das Bestreben der Weißen, die Arbeit der Schwarzen nöthigenfalls entbehren zu können, indem sie fremde Arbeiter einführen. Dennoch ist diese Zufuhr, wenn die Weißen und endlich die englische Herrschaft nicht ganz verdrängt und die Schwarzen nicht in Barbarei zurücksinken sollen, unerläßlich, und die englische Regierung hat auch neuerdings wieder sehr bedeutende Summen garantirt, um fremde Arbeiter, namentlich Madeirer, Kulis und Chinesen zu holen, und nach vollendeter Arbeitszeit, d. h. wenn ihr Engagement zu Ende ist, und sie kein anderes neues annehmen wollen, in ihre Heimath zurückzuführen. Die Engländer sind sichtlich entschlossen, die reichen fruchtbaren Inseln nicht ungenützt liegen zu lassen, und die jetzige Fülle von Capital wird noch eine Unzahl von Unternehmungen hervorrufen; der Zuckerbau mit seiner schweren und lästigen Arbeit wird vielleicht noch mehr abnehmen, dagegen ist stark davon die Rede, den Bau der Baumwolle, von welcher am Ende des vorigen Jahrhunderts schon 100,000 Ballen nach England gingen, aufs neue in großem Maaßstab aufzunehmen. Bei den frühern Zollprivilegien und zur Zeit der Sklaverei war der Zuckerbau am vortheilhaftesten, so daß man ihm den Baumwollenbau gänzlich opferte, jetzt stehen aber die Sachen anders: nicht nur ist der Zuckerbau ökonomisch vielfach nicht mehr haltbar, sondern England hat auch politisch und commerciell ein vorwiegendes Interesse, sich von der Abhängigkeit, in der es sich gegenwärtig bezüglich der Baumwolle Nordamerika gegenüber befindet, loszumachen. Man kann nicht wissen, ob nicht eine vorübergehende Erschütterung die Sklavenstaaten Nordamerika's heimsucht, und in solchem Falle würde Englands Industrie einen furchtbaren Stoß erleiden; darum sehen wir die vielfachen Bemühungen in Afrika und Ostindien, den Baumwollenbau auszudehnen. In Westindien empfiehlt sich dieser Anbau auch dadurch, daß die Arbeit minder schwer ist als der Zuckerbau, und leichter durch die schwächeren Culis geleistet werden kann. England erreicht dadurch den doppelten Vortheil, den Anbau Westindiens wieder herzustellen und Nordamerika eine Concurrenz zu machen. Um aber diesen erneuerten Anbau möglich zu machen, sind große Anstrengungen nöthig: bedeutende Arbeiterschaaren müssen herbeigeschafft, und Culturen begonnen werden, welche bei Verwendung solcher fremden Arbeiter sicher lohnen; die Plantagen sind auf Inseln, natürlich auf den großen am meisten, so tief im Preise gesunken, daß das Land sehr wohlfeil zu haben ist. Man muß die Neger, welche nicht arbeiten wollen, möglichst sich selbst überlassen, und nur polizeilich braufstichtigen, daß sie keine Unordnungen anrichten; dieß wird am sichersten dadurch erreicht, daß man diesenigen Neger, welche auf ihrem eigenen Boden wirklich anständig arbeiten und ihren Unterhalt gewinnen, entschieden sicher stellt gegen die Lungerer, von denen es fast allenthalben, namentlich in größern Städten, wimmelt. Erst dann, wenn die Faulen und Unordentlichen den Nachtheil, welcher ihnen durch den entgegenden hohen Taglohn erwächst, empfindlich fühlen, ist Hoffnung vorhanden, daß sie allmählich sich fügen, ihr eigenes Feld bauen und daneben wenigstens manchmal einen guten Taglohn gewinnen: dabei aber wird die Polizei sich oft genug genöthigt sehen, gegen die, welche eingegangene Verpflichtungen nicht gehörig erfüllen, mit Strenge einzuschreiten, und regelmäßige Arbeit zu verlangen. Eine solche äußere Ordnung, welche nur durch ein strenges Polizeiregiment aufrecht zu halten ist, wird sehr gute moralische Folgen nach sich ziehen. Solange der rohe, sinnliche, geistig dumpfe Neger sich gewissermaaßen als Herr fühlt, wird er andern und sich selbst zur Last. Das wird man nicht übertrieben finden bei einer Menschenclasse, die durch Jahrhunderte lange Sklaverei verdorben ist, und auch in ihrem Heimathlande nur schwache Anlagen zeigt.

Die Mehrzahl der Zuckerplantagen, welche jetzt noch im Gange sind, schwanken zwischen Tod und Leben, selbst in dem mannichfach begünstigten Trinidad; ein halber Dollar Unterschied im Preis des Zuckers, welchen Cuba aufführt, kann Dutzende von Zuckerplantagen vollends zum Bankerott bringen, so genau sind die Erzeugungskosten abgemessen. Es erklärt sich hieraus, warum die Engländer mit so scharfsichtiger Eifersucht auf Cuba und die dortige Sklaveneinfuhr blicken, warum sie genau Buch und Rechnung führen über jeden dort aus Afrika neu eingeführten Sklaven; denn die Vermehrung und Unterhaltung der Sklaverei setzt Cuba in den Stand, die englisch-westindische Zuckererzeugung immer mehr herunterzudrücken. Daß die Philanthropie bei dieser arguäartigen Berechnung nicht allein im Spiele ist, bedarf keiner Bemerkung. Die Engländer, namentlich die Philanthropen und die Freihändler, haben zwar einen Schleier über die Zustände Westindiens geworfen, weil überhaupt niemand gerne gesteht, daß man einen radikalen Fehler begangen: man hat durch die Emancipation den ökonomischen Zustand derselben sehr gefährdet, und nachdem dieß geschehen, hat man sie mit einer ungenügenden, übertheuern Arbeit der fremden Concurrenz ohne weiteres ausgesetzt; das eine haben die Philanthropen, das andere

die Freihändler gethan, und hinterdrein die Folgen geläugnet, so lange das Läugnen möglich war. Jetzt ist diese Möglichkeit zu Ende, das Resultat steht nackt da, und nicht einmal die Neger haben die Vortheile geerntet, die man ihnen versprochen. Der Fehler lag indeß bei weitem mehr in der Art der Emancipation, als in der Emancipation selbst, und doch, man sollte es kaum glauben, haben die Franzosen, mit den schlimmen Folgen der englischen Emancipation vor Augen, daßselbe und in noch schroſ-serem Grade gethan, freilich im ersten republikanischen Freiheitseifer; später sind sie sinsorene richtiger verfahren, als sie wenigstens eine bessere Polizei üben. Nichtsbestoweniger haben sie, wie sie dieselbe Thorheit begingen, auch dieselben Früchte geerntet, und der beste Beweis hievon ist, daß eine sehr bedeutende Anzahl weißer Bewohner von Guadeloupe sich an die Regierung der Vereinigten Staaten mit der Bitte wandte, ihnen Land anzuweisen, wo sie sich niederlassen könnten, da sie das Benehmen der Neger seit der Emancipation nicht mehr ertragen könnten; die emancipirten Neger brauchen nicht nothwendig auf den Plantagen zu arbeiten; sie leben von Bananen, Manioc und Gestügel, was sie selbst ziehen, kümmern sich um nichts, solange sie trommeln und tanzen können, und wollen keine harte Arbeit verrichten. Das ist alles gut und schön, sie mögen in ihrer Art recht glücklich seyn, aber — unter diesen Verhältnissen muß die Bevölkerung rasch in einen Zustand von Barbarei zurücksinken.

Neben diesen übereilten Emancipationsmethoden macht es einen fast komischen Eindruck, zu sehen wie die bedachtsamen Holländer in der Sache verfahren. Sie sind verständig genug einzusehen, daß sie sich gegen die Emancipation auf die Länge nicht sträuben können, da sie nicht nur zwischen britisch und französisch Guiana eingeklemmt sind, sondern auch in den Wäldern ihrer Colonie Surinam 5000 Buschneger haben. Dieser letztere Umstand nöthigt sie hauptsächlich mit großer Vorsicht zu Werke zu gehen, damit nicht die Mehrzahl ihrer Neger bald nach der Emancipirung in die Wälder laufe, dadurch die Colonie der Arbeiter beraube, selbst in Rohheit verfinke und der Colonie gefährlich werde. Sie haben vor allem im vorigen Jahr Gesetze über die Behandlung der Sklaven erlassen, die sehr ins Speeielle eingehen, und die Sklaven soweit schützen, als dieß überhaupt in einem solchen Verhältniß möglich ist. Inzwischen hat man sich mit der Art der als unvermeidlich erkannten Emancipation beschäftigt und scheint auf einen Plan hinausgekommen zu seyn, dieselbe im Verlauf von 14 Jahren vollkommen durchzuführen. Das Verfahren ist wahrhaft sinnreich, weßhalb wir es wegen des Gegensatzes gegen die englische und französische Emancipation hier herausheben: Kinder, welche das 14te Jahr zurückgelegt haben, sollen alsbald freigelassen werden, doch unter der Bedingung, daß der 14jährige Junge gegen einen billigen Lohn bei seinem frühern Herrn, wenn solcher es verlangt, im Dienst bleibe. Den Lohn soll der Colonialrath bestimmen. Vier Jahre nach der Freilassung der 14jährigen Jünglinge sollen alle Sklaven, die das sechzigste Jahr erreicht haben, frei erklärt werden, doch unter der Bedingung, daß sie gegen einen geringen, durch den Colonialrath festgestellten Lohn für ihre übrige Lebenszeit bei ihrem Herrn bleiben, der die Verpflichtung hat, sie bis an ihren Tod zu erhalten, wofür ihm von der Regierung eine kleine Entschädigung ausgesetzt werden soll; wollen die alten Leute ihren Herrn verlassen, so soll ihnen dieß freistehen, nur müssen sie nachweisen, woron sie leben wollen. Fünf Jahre später, also neun Jahre nach der ersten Verkündigung des Emancipationsgesetzes sollen alle Sklaven, welche das fünfzigste Jahr erreicht haben, frei erklärt werden, jedoch unter der Verpflichtung bei ihrem bisherigen Herrn noch fünf Jahre, falls dieser es verlangt, zu dienen; für diesen Fall soll der bisherige Herr von der Regierung eine Entschädigung erhalten, dagegen aber auch verpflichtet seyn, den 55 Jahr alt gewordenen Neger, wenn dieser bleiben will, bis an seinen Tod zu unterhalten und ihm den für 60jährige bestimmten Lohn auszubezahlen. Vierzehn Jahre nach der Verkündigung des Emancipationsgesetzes sollen endlich alle Sklaven, gegen eine bestimmte Entschädigung freigegeben, jedoch die 40jährigen noch fünf, die 30jährigen noch sechs, die 20jährigen noch sieben Jahre bei ihrem Herrn gegen einen durch den Colonialrath bestimmten Lohn dienen müssen.

Der Zweck dieses Vorschlags ist einleuchtend: man will die jungen Leute zur Arbeit heranziehen, und die alten nicht in die Welt hinausstoßen; man will die Arbeit auf den Plantagen ihnen zur Gewohnheit machen, und da die Freien eben sowohl, wie die Sklaven, noch arbeiten müssen, den Schimpf, der auf der Arbeit liegt, hinwegnehmen; denn die Holländer haben aus der Erfahrung der Engländer zu wohl entnommen, daß der Neger Freiheit und Nichtsthun für gleichbedeutend hält. Wir sind nicht im Stande, ein Urtheil über die Wahrscheinlichkeit des Gelingens des vorliegenden Plans abzugeben; darum handelt es sich aber auch gar nicht, sondern nur darum, die Erfahrung eines so bedächtigen Volks, wie die Holländer, dem übereilten Verfahren der Engländer und Franzosen entgegenzustellen. Wer sich der alten Emancipation der Sklaven unter der ersten französischen Republik erinnert, der weiß, daß man die „schwarzen Bürger“ so lange und so scharf maaßregelte, bis man sie wieder als Sklaven erklären konnte. Das ist jetzt auf seiner Seite mehr möglich: die Emancipation hat in Amerika schon zu große Fortschritte gemacht, als daß man noch einmal einen solchen Rückschritt machen könnte; aber Rückschritte müssen auf den englischen Inseln noch geschehen, und sind bereits auf den französischen Inseln ergriffen worden, wo man eine immer schärfere Polizei einführt. Aehnliches müssen die Engländer gleichfalls thun, die Holländer wollen sich aber durch ihr methodisches Verfahren so harte Uebergänge, wie die englischen und französischen Bestimmungen erfahren haben, ersparen; ob es ihnen gelingt steht dahin. Jedenfalls ist es aber von großem Interesse dem Fortgang des Plans zu folgen; denn trotz aller Einfuhr fremder Arbeiter wird doch die schwarze Race in ganz Westindien, sowie im tropischen Südamerika — natürlich mit Ausnahme Peru's — das überwiegende Volk bleiben. Schon haben die Fortschritte einzelner Glieder der schwarzen Race zurückgewirkt auf Afrika, und es wird zum Nutzen der schwarzen Race in Afrika und Westindien seyn, wenn sie im letztern noch eine scharfe Lehrzeit durchmachen.

(Fortsetzung folgt.)

Zunahme des Tabakverbrauchs in England. Im J. 1821 betrug die Bevölkerung Englands 21,262,960 S., und der Verbrauch an Tabak 15,598,152 Pfd., somit auf den Kopf etwa ¾ Pfd.; im J. 1821 war die Bevölkerung 27,452,262 S., und der Tabakverbrauch 28,062,978 Pfd. als etwas mehr als 1 Pfd. auf den Kopf, wobei die nicht unbedeutende Schmuggelei noch nicht mit eingerechnet ist. Das Staatseinkommen aus dem Tabak beträgt jetzt 4,485,768 Pfd. St., obgleich vom Pfd. jetzt nur noch 3 Schill. bezahlt werden — freilich immer noch eine ungeheure Steuer — im J. 1821 aber betrug sie noch 4 Schill. vom Pfd. (Aus einer Vorlesung Hrn. J. Crawfords in der Kattlischen Gesellschaft vom 15 November.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 293. 7 December 1852.

Die Polygamie der Mormonen.

Wir staunen über den Strom von Goldsuchern, die nach Californien und Australien ziehen, aber eine viel erstaunlichere Erscheinung ist die Wanderung von Tausenden nach dem neuen heiligen Land von Utah, um das irdische Paradies in den Wildnissen von Deseret, und das neue Jerusalem in der Stadt des großen Salzsees zu suchen. Schiffe fahren ab aus Liverpool, beladen mit „Heiligen des letzten Tages", die fest an die göttliche Sendung von Joe Smith, an die buchstäbliche Eingebung des Mormonenbuchs und an die Prophetengewalt des Gouverneurs Brigham Young glauben. Wohlhabende Pächter und kleine Grundeigenthümer verlassen ihre Heimath, geben die Verbindung mit der Kirche ihrer Väter auf und trotzen den Gefahren der weiten Reise um eines groben Betrugs, um einer der fadenscheinigsten Täuschungen willen, welche je die menschliche Leichtgläubigkeit verführte. Der merkwürdigste Zug in der Einrichtung der Mormonen bleibt indeß immer die Polygamie, die man auf der einen Seite mit den Ausschweifungen der Wiedertäufer vergleichen, auf der andern ganz geläugnet hat. So lebendig wir überzeugt sind daß gerade die Polygamie, wenn der erste brennende Eifer der Secte vorüber ist, zur Auflösung führen muß, so scheinen doch die verbreiteten Nachrichten von zuchtlosem Leben unrichtig, und wir entheben deßhalb aus der Schrift eines nüchternen, und wie es scheint unbefangenen Beobachters, aus Howards Stansburys „An expedition to the Valley of the Great Salt Lake of Utah" nachfolgende Stelle.

„In seinen häuslichen Verhältnissen zeigt dieß seltsame Volk die größte Abweichung von den Sitten und Gewohnheiten aller andern, die sich Christen nennen, hauptsächlich durch „das System der geistlichen Frauen", das man ihnen schon in Illinois schuld gab, und was namentlich die öffentliche Meinung gegen sie aufreizte. Damals wurde es, so viel ich weiß, von ihnen selbst geläugnet, und auch jetzt ist es nicht offen anerkannt oder als eine durch ihre Lehre sanctionirte Sache betrachtet. Daß aber Polygamie wirklich besteht, das muß auch der allergewöhnlichste Beobachter, der einige Zeit unter diesen Leuten zubrachte, erkennen, und ich habe von dem Sprechplatz aus den Vorsitzer der Kirche selbst erklären hören, daß er, wenn er es für passend halte, das Recht habe tausend Weiber zu nehmen, und er fordere jeden auf aus der Bibel zu beweisen, daß er das Recht nicht habe. Indeß weiß ich von keinem einzigen Mitglied der Gemeinde, welches gestanden hätte, daß es mehr als Eine Frau habe, obgleich dieß eine wohlbekannte und gar nicht abzuläugnende Thatsache ist.

„Wenn ein schon verheuratheter Mann eine zweite Frau nehmen will, so muß er zuerst die Zustimmung der Dame selbst, dann die ihrer Eltern oder Vormünder und endlich die des Seher's oder Präsidenten erhalten, ohne welche die Sache nicht stattfinden kann. Die Frau wird ihm dann „besiegelt" unter der feierlichen Sanction der Kirche, und steht in allen Beziehungen zu ihm in demselben Verhältniß, wie die zuerst angetraute Frau. Die Verbindung gilt für vollkommen ehrenhaft, und die Dame behält ohne Makel dieselbe Stellung in der Gesellschaft, zu der sie berechtigt wäre als die einzige Gattin ihres Mannes. Da die Verbindung unter der Sanction der einzigen wahren Priesterschaft stattfindet, so gilt sie für unendlich heiliger und bindender als irgend eine Heurath unter der Heidenwelt, nicht allein wegen ihrer höhern und heiligern Autorität, sondern auch weil sie auf das zukünftige Leben von Mann und Frau direct einwirkt, denn nach der Ansicht der Kirche kann keine Frau zu himmlischer Glorie gelangen ohne den Mann, noch er zu ganzer Vollkommenheit in der nächsten Welt ohne mindestens Eine Frau, und eine je größere Zahl er mit sich nehmen kann, desto höher wird sein Sitz im himmlischen Paradies seyn. Jeder Gedanke an Sinnlichkeit, als Beweggrund solcher Verbindungen, wird mit Unwillen zurückgewiesen, der eingestandene Zweck ist, so rasch wie möglich dem Herrn ein heiliges Geschlecht, das sein Königreich auf Erden aufbauen soll, zu erzielen. Reinheit des Lebens in allen häuslichen Verhältnissen wird streng eingeschärft, und sie nehmen keinen Anstand zu erklären, daß, sobald die Gewalt haben ihre eigenen bürgerlichen Gesetze zu erlassen — was der Fall ist, sobald sie ein Staat der Union sind — sie eine Abweichung von der Keuschheit aufs strengste, selbst mit dem Tod bestrafen werden. Da der Seher oder Präsident allein die Macht besitzt solche Verbindungen zu billigen, so wie auch sie wieder aufzulösen, wenn die Umstände seiner Ansicht nach solches zu irgend einer Zeit nützlich oder nothwendig machen sollten, so ist leicht einzusehen, welch einen furchtbaren Einfluß der Besitz einer solchen Macht geben muß, und welche Klugheit und Festigkeit von einem Manne erfordert werden, der in dem Verhältniß als vertrauter Rathgeber sowohl wie als bürgerlicher und geistiger Regent dieser seltsamen Gemeinde dasteht.

„Ueber die praktischen Wirkungen dieses Systems von Polygamie kann ich kaum mehr als eine bloße Ansicht aussprechen. Da ich selbst ein „Fremder" (outsider) und ein Heide bin, so ist nicht anzunehmen, daß man mich mehr als die Oberfläche dessen sehen ließ, was in Wahrheit bis jetzt bloß ein Experiment ist, dessen Einzelnheiten man eifrigst dem öffentlichen Blick entzieht. Soweit mir mein Verkehr mit den Bewohnern Gelegenheit gab zu urtheilen, war die praktische Wirkung ganz anders als ich sie erwartete. Friede, Einigkeit und Heiterkeit schienen vorzuherr-

schen, wo meine vorgefaßten Ansichten nichts als kleinliche Eifersucht, Neid, Zank und Unfriede mich erwarten ließen. Vertrauen und schwesterliche Zuneigung unter den verschiedenen Mitgliedern der Familie traten in besonderem Grade hervor, und freundlicher Verkehr unter Nachbarn, Bälle und Lustpartien bildeten einen hervorstechenden und angenehmen Zug der Gesellschaft. In diese freundlichen Zusammenkünfte mischte sich häufig der Präsident mit seiner zahlreichen Familie, und war stets ein gerngesehener, willkommener Gast, der durch seine Anwesenheit die übermäßige Heiterkeit der Jungen mäßigte und nicht selten einen heiteren Abend mit frommen Uebungen schloß."

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Die Arbeiterfrage ist in Amerika weit aus die wichtigste, um so mehr als die Auswanderung aus Europa seit einigen Jahren riesenhafte Dimensionen angenommen hat, und andererseits die Geldfülle Englander und Amerikaner in den Stand setzt, große Unternehmungen mit Hülfe fern hergeholter Arbeiter zu beginnen. Wer arbeitet und den Boden baut, dem wird in Zukunft auch der Boden gehören, nicht den Zugvögeln. Dieß gibt den Angelegenheiten der schwarzen Race zwischen den Tropen, und selbst noch über diese hinaus, eine so große Wichtigkeit. Für die Europäer handelt es sich in diesen Strichen um den Handelsgewinn und um die Herrschaft, nicht um den Bodenbesitz, welcher für sie nur einen vorübergehenden Werth hat. Die Auswanderung aus Europa und namentlich aus Deutschland besteht indeß wesentlich nur aus der arbeitenden Classe, und dieser muß man durchaus von allen tropischen Gegenden, mit sehr geringen Ausnahmen, abrathen. Der Berliner „Verein für Centralisation deutscher Auswanderung und Colonisation" erwirbt sich in dieser Beziehung durch die Sammlung und Verbreitung aller der Nachrichten, welche für die Auswanderer von Interesse seyn können, ein großes Verdienst, denn wenn es auch an Nachrichten für Auswanderer durchaus nicht fehlt, so werden sie oft durch ihre Masse und Mannichfaltigkeit unnütz, und die Ausscheidung des wahrhaft Wissenswerthen und Nützlichen ist eine verdienstliche Arbeit. Dieser Verein begünstigt die Auswanderung nach den außertropischen Ländern, und redet denen in Mexico nur unter sehr bestimmten Bedingungen und Voraussetzungen der Worte. In ihrem Bericht vom 12 Mai gibt sie über die Auswanderungsverhältnisse, namentlich in Südamerika, sehr interessante und beherzigenswerthe Andeutungen, und sagt unter anderem in Bezug auf Brasilien: „Unter allen Einwanderungsländern macht Brasilien die meisten Anstrengungen, deutsche Auswanderer hinüberzuziehen; so sehr sich aber auch mehrere Provinzen Brasiliens zur deutschen Ansiedlung eignen, so ist doch das System, wonach dabei verfahren wird, im allgemeinen ein durchaus verwerfliches. Die brasilianische Regierung scheint es noch nicht begriffen zu haben, daß zur gedeihlichen Entwicklung Brasiliens vor allem ein kräftiger Stand freier, einen mäßigen Grundbesitz mit eigenen Kräften bebauender Colonisten gehört, und daß sich auch Deutschland nicht dazu verstehen kann seine Söhne ihm zuzuführen, wenn denselben nicht ein solcher freier Grundbesitz in Aussicht gestellt wird. Anstatt dessen wendet man große Summen auf, um Lohnarbeiter, Gesinde, kurz abhängige Einwanderer als Surrogat für die jährlich theurer werdenden Sklaven zu erlangen, und sucht die wenigen Ansiedlungen, wo die Colonisten zum Grundbesitz gelangen, so zu placiren, daß sie von einander getrennt bleiben, und zugleich zum Schutz der Gränzen von den wilden Indianern, zum Lichten der Wälder und zum Herstellen öffentlicher Straßen verwendet werden können. So lange dieß System nicht verlassen wird, kann der Verein zur Auswanderung nach Brasilien nur sehr bedingt rathen. Die deutsche Colonie Dona Francisca und die nach denselben vernünftigen Grundsätzen geleiteten wenigen Ansiedlungen sowie die bereits hinreichend erstarkte deutsche Colonie San Leopoldo möchten bis jetzt die einzigen Punkte seyn, wohin Deutsche mit Aussicht auf eine gedeihliche Zukunft gehen können." Außerdem erließ dieser Verein noch eine besondere Verwarnung gegen die Verlockungen einiger brasilischen Gutsbesitzer, welche deutsche Arbeiter anzuwerben suchten, und wies nach, daß die ganze Tendenz dieser Bestrebungen dahin gehe, hörige Familien auf die meilengroßen Güter zu locken, da der Sklavenhandel nicht mehr eine hinreichende Anzahl Arbeiter liefert. Uns selbst scheint auch die Colonie Dona Francisca in der Provinz Santa Catarina manches gegen sich zu haben, obgleich es an Anpreisungen durchaus nicht fehlt. [1] In Brasilien ist man noch zu keinem bestimmten Entschluß über ein ausgiebiges Ansiedlungssystem gelangt, indeß sind, wie wir hören, von bedeutender Stelle Vorschläge gemacht worden, daß man theils zur Hebung der Finanzen, welche indeß, gelegentlich bemerkt, in neuerer Zeit nicht schlecht stehen, theils zur Ausbeutung der ungeheuren brach liegenden Hülfsquellen des Reichs als Grundsatz aufstellen soll, daß die Regierung die für Colonien bestimmten Ländereien nicht mehr verschenke, sondern verkaufe, daß man die Colonisten das Land nach ihrer Convenienz auswählen lasse, daß ihnen der Grund und Boden zu bestimmtem Eigenthum überlassen und ihnen die nöthigen Municipalfreiheiten gewährt werden. Ehe nicht diese Vorschläge als Gesetze festgestellt sind, möchten außer der, wie oben erwähnt, bereits erstarkten Colonie San Leopoldo wenig Orte zu empfehlen seyn.

Ein gewisses Mißtrauen gegen die brasilianischen Anpreisungen darf man auch aus dem Umstand schöpfen, daß zwischen Brasilien, der Banda Oriental und den Laplataſtaaten eine offenkundige Eifersucht vorwaltet, und die Agenten des einen Theils die der andern herabzusetzen suchen. Die Banda Oriental und die Laplataſtaaten bieten jedoch hinsichtlich des Klima's mehr Sicherheit als die brasilianischen Provinzen, von welchem allgemeinen Urtheil man allenfalls nur die südlichste Provinz Brasiliens, Rio Grande do Sul, ausnehmen möchte. In den Laplataſtaaten hat sich bereits eine ziemlich respectable Colonie von etwa 3000 Deutschen gebildet, welche freilich von etwa 30,000 Franzosen, Italienern und Spaniern weit überboten wird. Die Aussicht auf ruhigere Verhältnisse in diesen Staaten, sowie in der Banda Oriental, läßt ein baldiges Steigen der deutschen Colonie mit Sicherheit erwarten. [2] In Brasilien scheint indeß gegen die größere

[1] Wir haben im Augenblick deren nicht weniger als zwei vor uns liegen: 1) Mittheilungen betreffend die Colonie Dona Francisca. Von Hübe, Secretär des Colonisationsvereins in Hamburg. 2) Die deutsche Colonie Dona Francisca. Dargestellt von Mittenberg.

[2] Die neuesten Bewegungen in den Laplataſgebiet dürften kaum absherckender Art seyn; das neuerlich von uns mitgetheilte, durch einen Freund unserer Blatter aus Buenos Ayres zugesandte Manifest der Provinz Buenos Ayres gibt trotz seines Bombastes manchen willkommenen Aufschluß. Man kann den Gang der Begebenheiten in der argentinischen Republik folgendermaßen bezeichnen: zuerst Ausbruch gegen Spanien, das sich nicht vortheilhaft kann, Advocatenregiment, Streitigkeiten mit Montevideo, Soldatenherrschaft, dann Ueberwiegen eines Anführers der Gauchos, die man hauptsächlich als Soldaten benützt hatte. Rosas Herrschaft war auf das rohe Landvolk und — auf die Bevorzugung der Hauptstadt in commercieller Beziehung zum Nachtheil der andern Provinzen gegründet. Dieser Druck, der auf den innern Provinzen lastete, und die Banda Oriental, wie Brasilien und Paraguay belästigte, machte endlich der Herrschaft von Rosas ein Ende. Das

Anhäufung von Deutschen ein gewiſſes Mißtrauen vorzuherrſchen, das ſich zum Theil aus der Schwäche der Regierung erklärt, welche beſorgt, eine anwachſende deutſche Bevölkerung, welche die Waffen zu führen verſteht, nicht mehr meiſtern zu können. Dieſe Beſorgniſſe ſind noch auf lange Jahre durchaus eitel, da dieſe Colonien kein politiſches Intereſſe beherrſcht, ſondern nur das ökonomiſche ihres Vorkommens, wofür noch auf Jahrhunderte Raum genug vorhanden iſt. Es iſt indeß jedenfalls eine ſeltſame Frage, welche Rolle die deutſchen Colonien unter einer faſt weſentlich romaniſchen Bevölkerung in Braſilien, den Laplataſtaaten und Chili noch mit der Zeit ſpielen werden. Dehnen ſie ſich mit derſelben Fruchtbarkeit aus, wie in Nordamerika, ſo werden ſie jedenfalls ein bedeutendes Bevölkerungselement werden. Es iſt in dieſer Hinſicht ein eigener Umſtand, daß die deutſche Reiterei, welche ſich unter den braſilianiſchen Truppen befand, in der Schlacht von Cafero, welche das Schickſal des Präſidenten Roſas entſchied, die einheimiſche Gauchoreiterei niederwarf, und dadurch hauptſächlich zur Entſcheidung des Tages beitrug. Für Braſilien möchte es freilich, beim Lichte betrachtet, vortheilhaft ſeyn, ſelbſt wenn die deutſchen Colonien in den ſüdlichen Provinzen ein völliges Uebergewicht bekämen, wozu indeß noch keine Ausſicht vorhanden; es würde ſich durch ſie einen großen Einfluß in den Laplataſtaaten ſichern und ſeine Südgränzen decken können, während ſeine Schwerkraft mehr nach Norden hin liegt, namentlich in den ungeheuern Stromgebieten des San Francisco und Tocantins, wo die Hauptmaſſe der Bevölkerung ſich findet, und wohin auch die Bemühungen der Regierung wie der Privaten hauptſächlich gerichtet ſind. Hier handelt es ſich darum, die Sklaven zu erſetzen, deren Zahl jetzt nach Aufhebung des Sklavenhandels nothwendig abnehmen muß, da man, wie wir früher ſchon wiederholt zu bemerken Gelegenheit hatten, in der Sklavenein fuhr zu wenig auf ein richtiges Verhältniß der Geſchlechter Rückſicht nahm; ſo ſterben jetzt die Männer weg, und werden nur langſam durch die Geburten erſetzt werden. In der Zwiſchenzeit werden die Bemühungen, namentlich deutſche Arbeiter nach Braſilien zu führen, fortdauern, und dem Berliner Colonisationsverein oft genug Gelegenheit geben die Deutſchen zu warnen. So gewiß die Colonie San Leopoldo von urſprünglich 80 deutſchen Auswandererfamilien, die im Jahre 1824 den Anfang machten, jetzt auf 2000 angewachſen ſind — nach andern Nachrichten ſogar auf weit mehr — ſo gewiß werden alle die Anſiedlungen, die in Folge von Contracten, welche meiſtens in Hamburg abgeſchloſſen wurden, ſich auf Kaffeeplantagen niederließen, mißlingen, und zum Verderben der Anſiedler ausſchlagen. Es iſt ſehr zu beſorgen, daß die wegen ihrer günſtigen Lage ſo geprieſene Colonie Dona Francisca dieß Schickſal theile, denn ſie liegt allzu ſehr in den Tropen; ein ungünſtiges Prognoſtikon läßt ſich ſelbſt aus den oben angegebenen Schriften, die zur Aufmunterung der Auswanderer geſchrieben ſind, ohne Mühe herausleſen. Nordiſche Naturen ſollten, wenn ſie nicht in ſehr hoher Lage ſich anſiedeln, niemals in tropiſche Länder gehen.

Die Bemühungen, deutſche Arbeiter hinzuziehen, was wir entſchieden als verderblich verwerfen müſſen, zeigen nur die Nothwendigkeit, das Land möglichſt raſch in Anbau zu bringen, und es dürften bald die Blicke des großen Handels und der großen Capitaliſten weit mehr noch als bisher auf Braſilien ſich richten. Weſtindien iſt für die großartige Erzeugung von Colonialwaaren, mit Ausnahme Cuba's, halb verloren, und ſelbſt Cuba vor allen Erſchütterungen nicht ganz ſicher. Dann wird die Erzeugung der Colonialwaaren, ſalls ſie nicht in der Hauptſache nach Aſien wandern ſoll, in Braſilien geſchehen müſſen, und es iſt nie genug ins Auge zu faſſen daß Amerika, trotz der theurern Erzeugung, für Europa in commerciellet Hinſicht immer wichtiger bleiben wird als Aſien, theils wegen der dort herrſchenden europäiſchen Bedürfniſſe, theils wegen der größern Nähe und leichtern Erreichbarkeit; die Schifffahrt von Europa nach Südamerika iſt beinahe leichter als die nach Nordamerika wegen der ruhigen See, welche man gewöhnlich trifft, ſobald man unter den Tropen von der afrikaniſchen Küſte ſich entfernt. Die ganze Küſte von Cap San Roque bis hinauf nach Trinidad iſt ein im Innern kaum betretenes Land, wo es nur an Händen fehlt, um die ganze Welt mit den Waaren der tropiſchen Zone zu verſorgen, aber dieſe Hände können hauptſächlich nur Negerhände ſeyn: die Indianer ſind zur harten Arbeit zu ſchwach und die Europäer durch ihre Körperconſtitution unfähig. Wir ſollten uns ſehr wundern, wenn nicht Plane zur Anwerbung freier Negerarbeiter ſchon im Werk wären, und gewiß wird man auch in England bald darauf zurückkommen, nachdem die Regierung die Sache lange zurückgewieſen. Der Plan der Holländer, ihre Neger zu tüchtigen freien Arbeitern heranzuziehen, iſt gewiß nicht bloß auf den augenblicklichen Anbau ihrer Plantagen berechnet; „Surinam“, ſagt das Amſterdamer Handelsblad, „umfaßt noch manchen ungekannten, jedenfalls nicht genug gewürdigten Schatz, welcher nur Handarbeit und Transportmittel bedarf, um ans Licht gezogen zu werden. Außerordentlich groß iſt die Productionskraft des Bodens, unermeßlich die Wälder, unſchätzbar die Reichthümer der Minen.“ In dem Maaße, als die außertropiſche Bevölkerung Amerika's zunimmt, wird auch das Bedürfniß nach Waaren der europäiſchen Induſtrie ſteigen, und die Träger dieſer Induſtrie, ſo wie die geſteigerte Bevölkerung des außertropiſchen Amerika's werden die Nachfrage nach den tropiſchen Producten vermehren. Dieſer Wechſelverkehr wird in den nächſten Jahrzehenden zuverläſſig anhalten, und man wird vieleuſpalte Anſtrengungen ſehen, dieſen Mangel an Arbeitern zu überwinden. Die Mittel dazu liegen in den Schätzen Californiens und Auſtraliens, der leitende Verſtand in der Bevölkerung Europa's und der europäiſch gebildeten Bevölkerung Amerika's, die arbeitende Kraft in Chineſen, Culis und namentlich Negern. Das Bedürfniß und der Drang der Noth wird manche Schranke, welche eine falſche Philanthropie gezogen, durchbrechen, denn warum ſollte man die Schwarzen, die auf dieſem Boden arbeiten können, nicht dazu anhalten, da man in Europa die Bevölkerungen gleichfalls zu den ſchwerſten Arbeiten anhält, allerdings durch die Triebkraft des Hungers und des Eigennutzes. Gleiches wird wohl am Ende auch bei den Negern ſeine Wirkung nicht verfehlen.

Welche Hinderniſſe man bei jedem großen Unternehmen hinſichtlich der Herbeiſchaffung der Arbeiter in den tropiſchen Gegenden zu überwinden hat, das zeigt der Fortgang der Arbeiten an der Eiſenbahn von Panama zur Genüge. An Ort und Stelle konnte man die Leute nicht finden, denn einerſeits iſt das Land ſehr ſchwach bevölkert, anderſeits ſind ſie zu ſchweren Arbeiten gar nicht geneigt, und gewinnen auch als Schiffer auf

---

Werkzeug dazu war aber gleichfalls ein Gaucho-Häuptling, Urquiza, der nur die Herrſchaft von Roſas in ſeiner Perſon fortſetzen wollte. Die liberale Partei war aber in der langen Kerkerſchaft unter Roſas allmählich erſtarkt, und machte den Planen Urquiza's bald ein Ende. Das iſt die Revolution, welche Urquiza vertrieb. Die liberale Partei erkennt aber ſehr wohl, daß ſie die commerzielle Herrſchaft über die andern Provinzen nicht mehr fortſetzen kann, ohne alles gegen ſich aufzubringen, und deßhalb hat ſie folglich erklärt, daß die Freiheit der Ströme gewährleiſtet bleiben ſolle. Dieß wird ihr die Stimmen im Innern ſichern.

dem Chagres oder als Maulthiertreiber auf der Straße nach Panama einen Taglohn von 4 bis 5 Piaster, was die Compagnie nicht zahlen konnte. Diese sah sich deßhalb genöthigt, Leute aus dem Südwesten Nordamerika's anzuwerben, die gewohnt sind in den dortigen feuchten Wäldern zu arbeiten. Man gewann eine gewisse Anzahl, doch nicht hinreichend, obwohl man für bloße Handarbeit einen Piaster täglich, für Schmiede und Zimmerleute das Doppelte zahlte.[1] Außerdem ward man auf Jamaica 300 Neger, und zu Cartagena 300 Eingeborne der Provinz. Letztere welche sich schon durch Canalarbeiten in Neugranada an solche Arbeiten gewöhnt hatten, zeigen sich sehr nützlich, die Neger aber zu jeder regelmäßigen Arbeit unfähig, und man mußte sie großentheils zurückschicken.[2] Durch ein möglichst strenges Regime in Bezug auf Lebensmittel und Lebensweise überhaupt gelang es erträglich mit den Arbeiten vorwärts zu kommen: nach viermonatlicher Arbeit mit 600 Menschen, worunter nur 100 Neger und Landeseingeborne, zählte man nur 30 Todte und 100 Reconvalescenten, die nach den Vereinigten Staaten zurückgeschickt wurden; doch starben mehrere auf dieser Reise. Eine nicht unbedeutende Zahl hatte nach längerer oder kürzerer Krankheit die Arbeit wieder aufgenommen. Es ist indeß zu bemerken, daß über Krankheiten und Sterbfälle keine allzu genauen Listen geführt wurden; und vielleicht wollte auch die Compagnie, um keinen Schrecken zu erregen, mit der wahren Zahl der Todten nicht herausrücken. Nach neuern Nachrichten soll die Sterblichkeit jetzt größer geworden seyn, und auf der andern Seite darf man nicht vergessen, daß Anfeldler in tropischen Gegenden während des ersten Jahres sich ziemlich gut gehalten haben, und die nachtheiligen Folgen des Klimas sich erst im nächsten Jahre einstellen, wenn kein erfrischender Winter die Kräfte wieder hergestellt hatte. Man müßte also, um solche Arbeiten mit Erfolg und ohne zu großen Menschenverlust zu unternehmen, die Mannschaft jedes Jahr erneuern.

Immerhin ist diese Eisenbahnarbeit höchst wichtig als erste Probe dessen, was unter den Tropen in dieser Beziehung ausgeführt werden kann. Die Bahn ist jetzt etwa zur Hälfte fertig; man rechnet die Gesammtkosten, die bis zur gänzlichen Ausführung erlaufen werden, auf höchstens fünf Millionen Dollard, den Bruttoertrag auf 860,000, den Nettoertrag auf 10 bis 12 Proc. G. Chevalier bemerkt darüber mit Recht: „was auch der Erfolg des Unternehmens in financieller Hinsicht seyn mag, die Herstellung von sehr vervollkommneten Verkehrsstraßen in einem Lande, wo man vorher nur elende Fußpfade gefunden hatte, wird nichts desto weniger ein wichtiges Ereigniß unserer Zeit bleiben, ein neues Denkmal der Energie und Ausdauer der angloamerikanischen Race. Vielleicht ist auch dieß Beispiel nicht ganz verloren für die Bevölkerungen dieser Länder, welche, seit sie von Spanien unabhängig wurden, dem Beispiel, welches ihnen das Mutterland gegeben, nur allzu getreu blieben, und die Hülfsmittel, welche die Natur zu ihrer Verfügung stellte, so wenig benützt haben." Das Wichtigste bleibt indessen, daß die Schwierigkeiten, welche einer so großen Arbeit in einem tropischen Lande entgegenstehen, glücklich besiegt wurden, und somit Aussicht vorhanden ist, daß sie auch an den andern Punkten, am Uebergang über die Landenge von Nicaragua und von Tehuantepec werden besiegt werden. Diese sind indeß, wie wir an einem andern Orte gezeigt haben (s. Nicaragua 2. der Canal Nr. 142 f.), weit bedeutender als bei der Eisenbahn von Chagres nach Panama, und trotz des zwischen einigen amerikanischen Unternehmern und den Behörden von Nicaragua am 27 August 1849 abgeschlossenen und im nächsten Jahre etwas veränderten Vertrags zur Herstellung des Canals zwischen beiden Meeren wird derselbe wohl schwerlich im Verlaufe der hiezu bestimmten Zeit — zwölf Jahre — hergestellt werden. Die Vorstudien sind inzwischen mit großer Sorgfalt gemacht worden und sollen im allgemeinen günstiger ausgefallen seyn, als man nach frühern Angaben hätte vermuthen sollen. Man behauptet die Unternehmer hätten unter gewissen Voraussetzungen von englischen Capitalisten das Versprechen erhalten, daß sie die Hälfte des Capitals unterzeichnen würden, wenn die Entwürfe ihnen genügend schienen; Arbeiten haben bis jetzt noch keine begonnen, indeß ist durch alle die Untersuchungen das Land so genau erforscht und im Ganzen so angenehm befunden worden, daß ein großer Theil der Reisenden, namentlich solche, welche aus Californien zurückkommen, den Weg über Nicaragua nehmen, da ein Transportvortheil für Reisende und Waaren eingerichtet ist und eine Dampfbootlinie von Neuyork nach San Juan de Nicaragua, eine andere von San Francisco nach San Juan del Sur geht. Der San Juanfluß wird mit eigens gebauten Dampfbooten befahren, denen es gelungen ist die Schnellen zu überwinden, wenigstens bis auf eine einzige. Vom See nach San Juan del Sur ist es nur 12 Meilen, und ein Amerikaner hat es unternommen, eine fahrbare Straße auf derselben anzulegen. Die Schwierigkeiten scheinen nicht groß, doch wird auch hier die Arbeiterfrage deren am meisten darbieten. — Der dritte Weg, der Isthmus von Tehuantepec, der auf einem Viereck seiner Ausdehnung bereits fahrbar ist durch den Fluß Goazacoalco, bietet vorerst die meisten politischen Schwierigkeiten dar: Garay, der die Concession von der mexikanischen Regierung erlangt hatte, verkaufte diese an eine amerikanische Compagnie, da aber diese Concession auch das Recht auf eine bedeutende Strecke Landes zu beiden Seiten eines Canals oder einer Eisenbahn in sich schließt, und die Compagnie nach Belieben Colonien auf denselben anlegen dürfte, so hat der mexicanische Congreß Hrn. Garay's Recht, seine Concession abzutreten bestritten. Der nordamerikanische Senat hat den Vertrag aber für gültig anerkannt; die Gelegenheit mit Mexico einen Streit anzufangen fehlt also nicht, und Mexico ist bekanntlich in seinem Innern zerrütteter, wie je, somit nach außen gänzlich machtlos.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Denselben Lohn zahlt man aber auch in Canada.

[2] Emile Chevalier, der über diese Arbeiten Bericht erstattet hat (s. Revue des deux Mondes 1 Janiv.), sagt über sie, „es ist dieß eine außerordentlich träge Race, welche die Emancipation die jetzt keineswegs gebessert hat. Die Reisenden, welche auf der Fahrt von Neuyork nach Chagres in Jamaica anhalten, können sehen, bis zu welchem Grade die Neger und die Farbigen jeder Art von Arbeit abgeneigt sind. Die amerikanischen Schiffe nehmen gewöhnlich zu Kingston Kohlen ein; man sollte glauben, diese Arbeit werde durch Männer verrichtet; keineswegs, die Arbeit geschieht durch Weiber. Diese Unglücklichen haben fast immer mehrere Kinder, die ihnen ganz allein zur Last fallen; um nur etwas zu gewinnen, übernehmen die Weiber diese harte Arbeit, die schlecht bezahlt wird. Aus Noth und Elend treiben sie die Prostitution fort, wie dieß allenthalben geschieht. Deßhalb sind auch die Sitten der Neger auf Jamaica und ohne Zweifel auch auf den übrigen Inseln sehr verdorben." Eher haben noch nicht Einen, der die Neger Weltweisheit in der Nähe sah, gefunden, welcher nicht im Ganzen dasselbe urtheilt über sie gefällt hätte.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 294. 8 December 1852.

Russische Jäger auf Spitzbergen.

(Wiedtsche Blätter, 9 November.)

Spitzbergen wird wohl von keinem Volke so zahlreich besucht als von den Russen, auch haben wir kürzlich aus den Mittheilungen Hrn. Petermanns ersehen, daß sie oft jahrelang sich dort aufhalten; indeß gelingt es nicht immer so gut durchzukommen, und manchmal ist der Menschenverlust bedeutend. Im Junius 1851 fuhr ein Schiff aus Archangel mit 18 Mann ab, bekam schon am zehnten Tage (7 Julius) Spitzbergen zu Gesicht, da aber die Küste von Eis eingeschlossen war, so mußten sie die Insel umfahren, und konnten erst am 19 Julius an der Nordwestküste, gerade der rauhesten, ans Land steigen. Dieß war ihr Unglück. Sie legen ihr Schiff auf den Strand, bauen eine Wohnung, und machten sich nun daran, die alten von früheren Jägern erbauten Wohnungen aufzusuchen; sie fanden deren in einer Entfernung von hundert Werssen fünf, darunter eine nach einer Inschrift, 18 Jahre alt. Sie theilten sich jetzt, je drei und vier Mann, in Jägerabtheilungen, hatten eine glückliche Jagd, namentlich an Füchsen, und brachten damit 17 Wochen zu. In der Mitte Novembers sank die Sonne unter den Horizont und am 5 December hatte man nur Morgen- noch Abendröthe mehr. Nun sammelten sich die Leute in der gemeinsamen, anfangs erbauten Wohnung, aber das Wetter wurde stürmisch und bald brach der Scorbut aus, alle Mittel halfen nichts und von 18 Mann lagen zwölf krank. Man mußte ihnen frisches Fleisch zu verschaffen suchen, und die drei Stärksten machten sich auf, um Rennthiere zu erlegen, was ihnen aber erst nach drei Wochen gelang; zum Glück traten weder Schneestürme, noch heftige Kälte ein, sonst wären die kühnen Jäger unvermeidlich verloren gewesen. Als sie in die gemeinsame Wohnung zurückkamen, fanden sie nur noch Einen Gesunden, der mit Mühe die Speisen für die Kranken kochte. Das feuchte Wetter verschlimmerte noch die Krankheit; am 29 Januar starb der erste, und am 19 Mai der zwölfte. Von den sechs übrigen waren nur noch drei im Stande zu arbeiten. Im Junius begann der Schnee zu schwinden, aber das Eis wich nicht vom Ufer, und eine Bahn durchs Eis zu bauen und das Schiff hinauszuziehen, war für die drei Männer eine Unmöglichkeit. Ihr Unterhalt schien unvermeidlich, da wurden sie glücklicherweise von einigen Norwegern entdeckt, die regelmäßig im Junius und Julius herüberkommen, um auf dem Eis Robben zu schlagen. Diese halfen ihnen, das Schiff eine Wasser zu bringen, der größte Theil der Jagdbeute mußte zurückgelassen werden; am 12 Julius fuhren sie ab, und am 23sten gelangten sie nach Hammerfest.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Es ist eine undankbare und verlorene Mühe in die Einzelnheiten der innern merkwürdigen Zerrüttung einzugehen, da den Unruhen größtentheils sehr specielle, oft persönliche Ursachen zu Grunde liegen; wir heben deßhalb nur Einen Punkt hervor, das Verhältniß der Vereinigten Staaten zu Mexico. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Besitz Mexico's die Macht der Vereinigten Staaten — ob zu ihrem Heil ist eine andere Frage — auf eine außerordentliche Weise steigern würde, der Besitz und die Ausbeutung der zahlreichen Silberminen würde die Hülfsmittel Nordamerika's ungemein vermehren, und zuverlässig sind sehr viele Nordamerikaner nach diesen Schätzen nicht wenig lüstern, aber — unmittelbar zugreifen kann man nicht. Ein neuerlicher Artikel des Newyork Courier and Enquirer drückt wohl den Stand der Dinge möglichst richtig aus, wenn er sagt: „Unser Volk kann nichts thun, als den Gang der Ereignisse in der benachbarten Republik mit Aufmerksamkeit verfolgen, wird aber nicht ernstlich an eine Einmischung denken, als wenn irgend eine fremde Macht sich bemühen sollte, die Leitung der Angelegenheiten zu erlangen. Ein solcher Versuch wird wahrscheinlich gemacht werden, denn ohne solchen wird das Land aller Wahrscheinlichkeit nach bald seine Bundesorganisation verlieren, sich in seine Theile auflösen, und so den fremden Gläubigern die letzte Aussicht nehmen, je etwas für ihre Schuldbriefe zu erlangen. Die Vereinigten Staaten haben, gegenwärtig wenigstens, zuverlässig nicht die Absicht ihre südwestlichen Gränzen auszudehnen; wenn aber Mexico in Stücke geht, so werden seine nordöstlichen Staaten ohne Zweifel die Aufnahme in unserer Union nachsuchen.“ Das ist sehr deutlich und bedarf keines Commentars; wenn es je eines solchen bedürfte, so würde die Nachricht, daß kürzlich die Nationalgarde von Matamoras sich empörte, und die amerikanische Seite des Rio Grande hinübergieng, sich hier organisirte, und den General Avalos, der mit 1500 Mann zusammengerafften Truppen ihr entgegenzog, aufs Haupt schlug, zur Erklärung des Standes der Dinge hinreichen. Ob auch andere Aufstände im Innern der jämmerlichen Republik in ähnlicher Weise von außen her angefeuert sind, können wir natürlicherweise nicht wissen.

Man hat wiederholt behauptet, die Amerikaner übertrieben die Noth der innern Zustände Mexico's, und in der That sind ihre Berichte sehr trüb gefärbt, aber die Botschaft, mit welcher Präsident Arista den zu einer außerordentlichen Sitzung versammelten Congreß eröffnete, ist selbst trüb genug daß wir keines weitern Zeugnisses bedürfen; er erklärte daß die Republik sich in einer furchtbaren Krise befinde, und daß alle Mittel, welche die Gesetze in die Hand des Congresses gelegt hätten, nothwendig seyen um ihr zu begegnen; das heißt wohl so viel, als daß Präsident Arista dictatorische Gewalt verlangt, die ihm auch ohne Zweifel übertragen werden wird. Ob er den Staat aus seiner Verwirrung herausreißen kann, steht sehr dahin, indeß sind ohne Zweifel fremde Hände bereit zu helfen, wenn irgend noch zu helfen ist, und

fremde Hände können im Wesentlichen die Sache leiten, ohne daß die Vereinigten Staaten im mindesten einen palpablen Anlaß hätten, dagegen einzuschreiten. Darauf muß also in der nächsten Zukunft die Aufmerksamkeit gerichtet seyn; England und Spanien sind beide gleichmäßig dabei betheiligt, daß die Vereinigten Staaten nicht Herren in Mexico werden, denn geschähe dieß, so bekäme Spanien Cuba nur noch on sufferance, d. h. so lange es den Nordamerikanern gefiele, und die englisch westindischen Inseln würden unvermeidlich diesem Schicksal folgen. Es wäre somit gar nicht unmöglich, daß die vereinten Bemühungen dieser beiden Staaten Mexico in den Stand setzten, seine Unabhängigkeit zu behaupten. Seltsam Geschick, daß nach einem to kurzen Zeitverlauf Spanien selbst, nicht aus Wahl, sondern aus Rücksicht für sein eigenes Interesse diese Unabhängigkeit stützen muß.

Von Mexico gingen einst unter der spanischen Herrschaft die größten Silberflotten aus, sowohl nach Westen als nach Osten, und käme Nordamerika in den Besitz derselben, so würde es den Silbermarkt der Welt nahezu beherrschen, und seinem Handel nach Asien eine unbegränzte Ausdehnung geben; die Tehuantepeclinie käme dann ganz unter die Gewalt der Vereinigten Staaten, und bei dem Einfluß und der Macht, die sie jetzt schon in Nicaragua und auf dem Isthmus von Panama üben, wäre es vergleichsweise leicht, den Handel Ostasiens und des Archipels, so weit er über Manila getrieben werden kann, ganz in ihre Hände zu bringen. Der Traum ihres Ehrgeizes, sich zum Vermittler des Handels zwischen Europa und Asien zu machen, würde dann der Erfüllung um ein gut Theil näher gerückt seyn. Bekannt ist es, wie sehr bereits die Engländer sich beklagen über einen Streich, den ihnen die Amerikaner gespielt, und der dem Waarentransport der Engländer, selbst auch dem von ihnen beherrschten Indien nach England, bedeutenden Abbruch gethan hat: Nordamerika erklärte den Handel zwischen seiner Ostküste und seiner Westküste für Küstenhandel und also den amerikanischen Schiffen reservirt: englische Schiffe können in keinem Hafen, von Boston bis herab nach Neuorleans, laden, um mit dieser Ladung nach Californien zu gehen. Amerikanische Schiffe, welche diese Fahrt unternehmen, verdienen eine gute Fracht nach San Francisco, fahren von dort, wenn auch in Ballast, nach China, Singapore oder Indien, nehmen hier zu unglaublich wohlfeilem Preise eine Fracht ein und führen sie nach England, wo sie stets und um so leichter eine Fracht nach den Vereinigten Staaten finden, da die amerikanischen Kaufleute aus freien Stücken eine Art Navigationsacte ins Leben führen, indem sie ihren Geschäftsfreunden in Liverpool, Bristol, Glasgow u. s. w. gewöhnlich die Weisung zuschicken, die an sie adressirten Waaren nue in amerikanischen Schiffen zu verladen. Was würde es vollends werden, wenn die mexicanischen Häfen gleichfalls in diesen Kreis von Geschäften hineingezogen und der Handel mit denselben an der Ost- und Westküste als Küstenhandel der Vereinigten Staaten behandelt würde? Man sieht, welche mächtigen Interessen, ganz abgesehen von der Ausbeutung der mexicanischen Silberminen und der reichen Producte des Landes, sich für England an die mexicanische Frage knüpfen.

Dieß Interesse steigt noch, wenn wir erwägen daß die Nordamerikaner darauf bedacht sind, ihren Verkehr, selbst mit Gewalt, in Asien auszudehnen, und daß in diesem Augenblick eine wohl ausgerüstete Flotte [1] bereits auf dem Wege nach Japan ist, mit Aufträgen die für jedermann außer für die Eingeweihten ein Geheimniß sind. Wir haben früher (s. Nr. 235) schon angegeben, daß bedeutende Männer Nordamerika's, wie General Gaß, diese Expedition „als eine der wichtigsten, die je aus amerikanischen Häfen abgegangen", bezeichnet haben. Die Größe der Expedition und ihre schwere Ausrüstung lassen erwarten, daß kriegerische Maaßregeln wenn nicht beabsichtigt, doch sehr wahrscheinlich sind. Daß die Engländer die Bewegungen dieser Flotte mit sehr aufmerksamem Auge verfolgen, ersieht man auch aus den zahlreichen Artikeln über Japan, welche in neuerer Zeit in englischen Zeitschriften, militärischen und andern, erschienen sind. Einer der neuesten und bestgeschriebenen ist der im Octoberheft des Edinburgh Review, aus dem wir hier, so weit derselbe das Verhältniß zu den Amerikanern berührt, eine Stelle ausheben wollen, da sie ziemlich alles enthält, was sich bis jetzt noch über die Sache sagen läßt: „Es ziemt sich nicht für uns die Ergebnisse voraussagen zu wollen, welche aus der Expedition, die gegenwärtig aus den Häfen der Vereinigten Staaten nach Japan abgeht, hervorgehen können. Ehe wir dieß thun könnten, müßten wir ein wenig mehr wissen von der Ausrüstung der Expedition, sowie über die Widerstandsmittel der Japanesen. Es wäre Thorheit einen Zweifel über den Erfolg auszudrücken zu wollen, wenn die militärische Geschicklichkeit und Disciplin Europa's oder Amerika's einmal regelrecht gegen die Hülfsmittel einer asiatischen Macht geordnet stehen. Der kriegerische Geist und die kräftigen Körper der Bergstämme Oberindiens konnten sie nicht von einer Niederlage retten, als sie den geschlossenen Reihen und der mächtigen Artillerie der britischen Armee gegenüberstanden. Gleiches mag geschehen in dem Falle Japans. Alle gewöhnlichen Annahmen scheinen darauf zu deuten, daß wenn Commodore Perry's Expedition in demselben Geist von Klugheit und Muth, der bisher in den kriegerischen Operationen der Vereinigten Staaten sich zeigte, geleitet wird, die Tage der japanesischen Abschließung bereits gezählt sind. Indeß können wir uns auf die Autorität englischer Officiere, welche mit großer Auszeichnung in jenen fernen Meeren gedient haben, berufen, wenn wir sagen daß sie zwischen einem Angriff auf Japan und einer ähnlichen Expedition gegen China oder irgend ein anderes Land der indischen Meere einen sehr bedeutenden Unterschied annehmen. Die Japanesen sind ein stolzer, kriegerischer Stamm; sie achten keine Gefahr und sind gegen den Tod völlig gleichgültig: wo ein Kämpfer fällt, nimmt ein anderer seinen Platz ein, dann wieder einer und wieder einer, als ob der einzige Zweck ihres Angriffs wäre, die Munition ihrer Feinde zu erschöpfen, und sie dann durch ihre Zahl zu überwältigen. Wir können, wenn Commodore Perry mit der kleinen, ihm zur Verfügung stehenden Macht sich entschließen sollte ins Innere vorzurücken, kaum glauben daß der erste Versuch zu Gunsten der Expedition ausfallen werde. Das Heer von Japan besteht, den neuesten Nachrichten zufolge, aus 300,000 Fußsoldaten und 50,000 Reitern. In der Artillerie steht es ihnen begreiflicherweise kläglich, und ihr Pulver ist von sehr geringer Qualität. Indeß haben sie eine ungeheure, auf ihre Ueberlieferungen und ihr Heimathland stolze Bevölkerung, die entschlossen seyn soll, sich gegen die Angreifer von jenseits des Meeres bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Vielleicht — doch ist dieß eine bloße durch nichts besonders gestützte Vermuthung — vielleicht hat sich die Regierung von Jedo von der Unmöglichkeit eines ausdauernden Widerstandes überzeugt, und versucht es, sich mit dem Angreifer möglichst gut zu vertragen. Es leidet keinen Zweifel, daß sie den raschen Erfolg

[1] Zehn Kriegsschiffe und drei Transportfahrzeuge mit beiläufig 4000 Mann Besatzung.

der brittischen Waffen in China kennen, und wohl mögen sie einen ähnlichen Ausgang in ihrem eigenen Falle erwarten. Die Erfahrung kann ihnen somit vorsichtiges Nachgehen anrathen, so lange es noch Zeit ist. Daß kluge Unterhandlungen das richtige Verfahren für diejenigen sind, welche die Unabhängigkeit Japans aufrecht erhalten wollen, wird niemand bezweifeln. Daß man aber diesen Weg einschlagen werde, ist eine Annahme, die leider mit allem, was die Geschichte uns von dem Gange menschlicher Angelegenheiten lehrt, gänzlich in Widerspruch ist."

Es ist in diesen Sätzen ziemlich unverblümt den Nordamerikanern eine Niederlage prophezeit, und diese kann auch, wenn eine der großen Inseln des Reichs angegriffen werden sollte, kaum ausbleiben, denn wenn die Japanesen gleich der Flotte keinen Widerstand entgegenzeigen können, so möchten doch die Amerikaner sich auch kaum auf das Land wagen dürfen, ohne sich einer ziemlich sichern Vernichtung auszusetzen, wenn irgend wahr ist, was man von der Tapferkeit und Todesverachtung der Japanesen sagt. Allein es läßt sich noch eine andere Aushunft denken, welche für Japan wie für die Engländer bedenklicher ist, nämlich die Besetzung einzelner kleiner Inseln z. B. der Lu-tschu, welche offiziell halb unter chinesischer, halb unter japanischer Hoheit stehen, in Wirklichkeit aber ganz von Japan abhängen und, durch ihre Lage begünstigt, vor einigen hundert Jahren [1] einen sehr bedeutenden Handel getrieben hatten. Solche Inseln lassen sich nicht nur ohne Mühe besetzen, sondern auch mit einer stets bereiten Flotte behaupten, und England kann nicht viel Einsprache erheben, da es ja selbst in seinen Streitigkeiten mit China sich den Besitz einer Insel, Hongkong, ausbedang. Die Sache wird um so wahrscheinlicher, als die amerikanische Expedition eine gedoppelte ist, nämlich die anscheinend allein kriegerische unter Commodore Perry und eine angeblich ganz friedliche unter Lt. Commandant Ringgold. Ist die benachbarten Meere und Küsten nautisch untersuchen soll, und nur im Nothfall von Commodore Perry beigezogen würde. Er könnte sehr wohl, während letzterer gerade nach Nangasaki oder Jedo führe, an den Lu-tschu-Inseln anlegen, wo an einen Widerstand nicht zu denken ist. Die amerikanische Expedition hat eine militärische Bedeutung nur so weit ihre Schiffskanonen und allenfallsigen Befestigungen reichen, ins Innere des Landes einzudringen kann ihr nicht beifallen. Mit dem Besitz von San Francisco, und wenn Mexico in ihre Hände fiele, Acapulco und Magatlan, sowie bei der wahrscheinlich nicht mehr fernen völligen Besitznahme der Sandwichinseln wäre dann die Reihe der militärischen und commerciellen Posten im Stillen Meer bis nach Asien hinüber vorerst geschlossen, Amerika würde in alle Verhältnisse Ostasiens ganz anders eingreifen, als es dieß bis jetzt thun konnte, es würde im Fall eines Krieges zwischen Rußland und England eine gewichtige Rolle spielen, und einen sehr bedeutenden Theil des hinterasiatischen Handels an sich ziehen. Der Ausspruch des General Cass, daß die Expedition nach Japan eine der wichtigsten sey, welche je aus nordamerikanischen Häfen abgegangen, ist also jedenfalls sehr berechtigt.

Es ist unvermeidlich, daß ein solcher Schritt, wie die Festsetzung der Nordamerikaner in Ostasien, nicht ohne bedeutenden Einfluß auf dessen Verhältnisse bliebe, vor allem muß hervorgehoben werden, daß Japan selbst und China, wo die Abschließungstheorie neuerdings wieder die Oberhand erhalten zu haben scheint, in eine Menge von Berührungen mit England, Nordamerika und Rußland hineingezogen würden, wobei die Abschließungstheorie nothwendig immer größern Schaden leiden muß. Man hat allen Grund zu vermuthen, daß die japanesische Regierung durch die Holländer von allen wichtigen Vorgängen auf der politischen Weltbühne möglichst genau unterrichtet wird, und die Correspondenz, welche die holländische Regierung mit der japanesischen über die Zulassung der Fremden anknüpfte, gibt dafür so ziemlich den Beweis an die Hand, denn was in solchen Staatsschriften nur in sehr allgemeiner und formeller Weise verhandelt wurde, ist zweifelsohne viel eindringlicher mündlich verhandelt worden. Man darf allen Umständen und Nachrichten zufolge die Japanesen für keine aus Unwissenheit übermüthigen Barbaren halten; das Holländische ist für sie die geehrte Sprache, durch welche europäische Kenntnisse und Wissenschaften, wenigstens theilweise, Eingang im Reich fanden; ohne Folgen auch für die politische Beurtheilung der allgemeinen Weltlage kann dieß nicht geblieben seyn, und um so mehr darf man mit Aufmerksamkeit den Gang der Dinge in jenen Gegenden verfolgen. China und Japan werden die Europäer nicht mehr los werden, und ist dieß der Fall, dann ist auch eine tiefe Umgestaltung aller Verhältnisse dieser Länder nicht zu bezweifeln; sollen doch bereits nicht unbedeutende Versuche gemacht worden seyn, sich der theographischen Schrift der Chinesen zu entschlagen und der Sprache europäische Alphabete unterzulegen. [1] Dann wird europäisches Wissen rasch eindringen und vieles umgestalten; man erwäge nur, daß die literarische Continuität unterbrochen, und der gesammte Literaturschatz, der sich im Laufe der Jahrhunderte aufhäufte, bald nur noch ein von wenigen verstandenes und mehr und mehr in Vergessenheit gerathendes Bildungsmittel wäre. Daß die innere Schwäche und Haltlosigkeit, welche eine solche Umgestaltung zu begleiten pflegt, nicht in eine völlige Herrschaft der Fremden übergingе, dafür würde aber der Umstand bürgen, daß es nicht Ein Staat, sondern mehrere wären, von welchen diese Einwirkung ausginge; jeder dieser fremden Staaten hätte ein Interesse, die andern einzu überwiegenden und ausschließlichen Vortheil erringen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Siam und die Siamesen.

4. Regierung. — Bürgerliche Einrichtungen. — Handel und Steuerwesen.

Die Verfassung des Reichs Siam ist die reine Despotismus. Es gibt wohl eine Art von Adel, aber, mit einigen Ausnahmen in den abgelegenern Provinzen, hat dieser Adel seinen Ursprung nur in gewissen Amtsfunctionen, deren Uebertragung im Belieben des Königs steht, und hört mit diesen Aemtern auch wieder auf. Es gibt auch Gesetze; aber der König bestimmt sie, nicht das Land, und oft genug kommt es vor, daß ein neuer Herrscher bei seiner Thronbesteigung das Gesetzbuch völlig willkürlich abändert. Das Volk ist dort ganz um des Monarchen willen da; der König ist absoluter Herr über das Eigenthum, die Freiheit und selbst das Leben seiner Unterthanen. Die natürliche Folge davon ist, daß kein Mensch daran denkt, sich durch Fleiß oder Talent aufzuschwingen, weil er weiß, daß eine räuberische Regierung alle Frucht seiner Anstrengungen an sich zieht. Je mehr man in Dunkel und Verborgenheit lebt, desto eher ist es möglich frei zu seyn und etwas zu besitzen.

Einer der widerlichsten Züge aus dem Reglimente von Siam ist die häufige Anwendung körperlicher Strafen; der Stock ist die große Arznei

[1] S. die Nachrichten von J. de la Gravière Nr. 52 ff.

[1] Es würde dann in China erfolgen, was in Aegypten vor sich ging, nachdem die mehrtausendjährige Abgeschlossenheit durch die Griechen und dann durch die Römer gebrochen wurde; die Hieroglyphenschrift dauerte freilich noch Jahrhunderte lang fort, bis weit in die Römerzeit hinein, sank aber doch immer mehr.

für alle moralischen, politischen und gesellschaftlichen Schäden. Die höchsten Angestellten sind ihm unterworfen, wie Knaben, sobald der König es will, und jeder höher Stehende hat die gleiche Gewalt über seine Untergebenen. Die öffentliche Meinung ist so an diese Art von autheilender Gerechtigkeit gewöhnt, daß gar keine Schande auf dieser Strafe haftet, und ein Würdenträger nach einer solchen Züchtigung wieder in seinem Amte fortwacht, als ob nichts geschehen wäre.

Die Person des Königs ist ganz besonders heilig. Wenn sie Fremmen aller Orten den Namen der Gottheit nicht aussprechen, ohne sich zu verneigen, so verlange die Sitte in Siam eine noch größere Verehrung für die leibliche Majestät, indem der Name des Fürsten gar nie ausgesprochen werden darf; ja es scheint, daß der König niemand als seinen Hofleuten bekannt ist. Man darf auch nicht nach seinem Befinden fragen, weil das voraussetzen hieße, daß er die körperlichen Schwächen mit andern Menschen theilt. Solange der König lebt, gibt es keinen Thronerben, denn sich die Möglichkeit denken, daß der König stürbe, wäre Hochverrath. Man wirft sich in seiner Gegenwart zu Boden, und alle Vorträge an ihn müssen ungefähr so eingeleitet seyn: „Allerdchtbarer Herr, Beherrscher der Fürsten, möge der Herr alles Lebens auf das Haupt seines Sklaven treten, der hier liegt, um den verzeihenden Staub von seinen göttlichen Füßen zu küssen und ihm unterthänigst zu wissen zu thun, daß er ihm eine Sache vorzutragen hat."

Das wichtigste Geschäft der Regierung ist die Conscription, welche auf allen Unterthanen lastet, und wornach jeder Mann über 20 Jahren verpflichtet ist, vier Monate im Jahr dem König als Soldat oder in einem Civilamt zu dienen. Man kann ihn zu den niedrigsten Palastdiensten ohne irgend eine drehbare Einrede zwingen. Ausgenommen vom Dienst sind die Talapoinen oder Priester, die chinesische Bevölkerung, welche zum Ersatz eine Kopfsteuer zahlen muß, alle Slaven und jener Familienvater, welcher drei Söhne von dem zum Dienste nöthigen Alter hat. In früheren Zeiten, nach den französischen Berichterstattern noch am Ende des 17ten Jahrhunderts, dauerte die Dienstzeit sechs Monate.

Die ganze solcher Gestalt in den Staatsdienst aufgenommene Bevölkerung theilt sich in zwei Classen, die Adtheilung der rechten und die der linken Seite; diese Abtheilungen gerfallen wieder in Unterabtheilungen von 1000, von 100, von 10 Männern, deren jede unter einem Befehlshaber steht, dessen Titel und Rang sich nach der Zahl der Untergebenen bemißt.

Die Könige von Siam gehen immer den höchsten Staatsbeamten Abends und Morgens 10 Uhr Audienz. In demselben richtet der Herrscher an jeden einige Fragen über sein Departement, und gibt sogleich die Entscheidung über die leichten und einfachen Punkte, die ihm vorgelegt werden. Manchmal prüft er sie auch, wie es mit ihrer Kenntniß des Buche Pra-Tam-Ma steht, worin die Pflichten eines jeden auseinandergesetzt sind, und läßt diejenigen strafen, deren Antworten nicht genügend sind. Findet eine Berathung statt, so geben sich die Minister weit mehr Mühe die Gesinnung des Königs zu erforschen als ihre eigene geltend zu machen, da ihnen, im Fall einer Meinungsverschiedenheit gegenüber Seiner Majestät, Strafe droht.

Da jeder öffentliche Beamte über seine Untergebenen summarischer Justiz üben kann, so wird er nicht selten auch für ihre Fehler verantwortlich gemacht. So müssen oft die Eltern die Strafen ihrer Kinder theilen, weil sie dieselben nicht besser erzogen haben. Le Loubère sah einen Beamten, der den Kopf eines schweren Verbrechers drei Tage lang an seinem Hals tragen mußte, weil er den betreffenden, der unter seiner Gerichtsbarkeit gestanden war, nicht besser brauchtigt hatte.

Denunciation ist allgemeine Pflicht, und wer sie unterläßt, wird aufs strengste bestraft, sobald ein Verbrechen durch andere doch zu Tage kommt. Der König unterhält eine Menge Spione, die im Geheimen über alles berichten, was aber doch nicht hindert, daß Seine Majestät hinter das Licht geführt wird, da seine Hofleute aus Kriecherei unangenehme Wahrheiten, wenn es nur irgend ohne Gefahr von Strafe geschehen kann, verschweigen.

Nicht den Feinden des Reichs, sondern den Unterthanen Furcht einzujagen, scheint der Zweck dieser Regierung zu seyn, und sie muß darum auch vorzüglich von Mißtrauen gegen ihr Volk und von Angst vor Aufständen erfüllt seyn; daher auch die Scheu, mit der man europäische Reisende betrachtet, und die seinesweges ungegründet ist. Für die Person des Herrschers hat das Volk geringe Zuneigung, wenn es gleich denselben als Abgesandten des Himmels ansieht und ihm eine himmlische Seele zuschreibt. Gelänge zufällig ein Aufstand, so würden die übrigen Unterthanen glauben, die Gunst des Himmels sey auf die Rebellen übergegangen. Die Autorität, der sich alles beugt, ruht auf dem königlichen Siegel; allein, was diesen Stempel trägt, wird gehorcht; aber um die Person, die es in der Hand hält, kümmert man sich nicht viel; das weiß auch der König recht gut, denn er läßt dieß lombare Machtinstrument nie in andere Hände kommen.

Der Palast hat drei Ringmauern, die sehr weit von einander entfernt sind; die erste ist unübersteiglich, und das diese Mißtrauen ist so groß, daß selbst der Leibwache des Herrschers seine Waffen gelassen werden. Mit Ausnahme der Stunden, wo Staatsrath gehalten wird, darf der König die ganze Zeit unter seinen Weibern und Priestern. Alle Dienstleute in den königlichen Gemächern sind Weiber; sie kleiden den König an und aus, bereiten ihm das Mahl und warten bei der Tafel auf; doch bringen dieselben die Vorräthe ins Schloß und geben dieselben an die Verschnittenen ab, die ihrerseits dieselben den Frauen übermachen. Für die Garderobe sind auch männliche Diener angestellt; die höchste Stelle unter ihnen hat derjenige, welcher den Hut des Königs berührt.

Die Einkünfte der siamesischen Regierung haben folgende Quellen: Steuer auf die geistigen Getränke, welche im ganzen Königreich aus dem Reis gezogen werden, und die jährlich etwa 57,500 Pfd. St. beträgt; die Steuer auf die Spielbänke, die ungefähr gleichviel abwirft; die Steuer auf die Fischereien in dem Menam — 8000 Pfd. St.; die Steuer auf die Kaufbuden, die nach einem sehr willkürlichen Maaßstab aufgelegt wird und ungefähr 15,235 Pfd. St. erträgt. Endlich ist auch noch der Handel bestimmt, werden Zölle erhoben, deßgleichen Abgaben von den Fruchtbäumen, von Grund und Boden wertern Frohndienste geleistet; dazu die Kopfsteuer der Chinesen und die Tribute.

Der König ist Monopolist und Handelsmann. Auf gewisse Erzeugnisse, wie Zinn, Elfenbein, Cardamomen, Adlerholz, Sapanholz, Gummigutt, die ebenen Schwalbennester und die Eier der grünen Schildkröte hat er sich das ausschließliche Recht vorbehalten; bei andern Waaren, wie Zucker und Pfeffer, bestimmt er den Preis willkürlich, um von denselben seinen beliebigen Vortheil zu nehmen; bei noch andern beginnt er sich mit einer Geld- oder Naturalabgabe. In dieser Weise werden auch die Ein- und Ausfuhr behandelt. So wie ein Schiff ankommt, nehmen die Beamten der Krone von der Ladung einen ansehnlichen Theil der gangbarsten Artikel weg und verlassen sie zu beliebigen Preisen. Bei schwerer Geldbuße oder Körperstrafe ist den Kaufleuten verboten, ihre Waaren anzubieten, ehe die Agenten der Krone ihren Theil haben. Ebenso kaufen dieselben die Waaren des Landes zu niedern Preisen und verkaufen sie wieder nach beliebigen Preisansätzen an den, der dieselben ausführt. Nur die anßässigen Chinesen haben sich, Dank ihrer achtungsbietenden Zahl und ihrem Einfluß von dieser lästigen Abgabe frei gemacht, wofür auch selbstverständlich ihr Handel zugenommen hat und in Blüthe ist. Die Eingebornen scheuen auch, wie die alten Perser, das Meer und schwerlich würden sie, selbst wenn Vortheile dabei in Aussicht ständen, sich mit Fremden in Speculationen einlassen. Von jeher aber war das willkürliche Eingreifen der Regierung das Hauptbindeniß für den europäischen Handel mit Siam; denn die Einzelgangsbahnen wären nicht zu groß, das Land strebt von Erzeugnissen, die sich zum Handel eignen, und das Eigenthum ist ziemlich sicher.

(Schluß folgt.)

Auswanderung aus Liverpool. Im Monat October segelten 42 Schiffe ab mit 17,243 Menschen, im Monat November 36 mit 12,188 Menschen. (Shipp. Gaz. 2 Decembre.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Gd. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 295. 9 December 1852.

Reisebemerkungen über Litthauen.

(Nordische Biene. 31 Oct.)

1. Troki.

Wer in der Erinnerung die vergangenen Zeiten Litthauens erneuen, seine Ruinen, Kurgane, seine einst heiligen Eichen, finstern Wälder, zahllosen Seen sehen, die ächte litthauische Sprache hören, und den Typus des litthauischen Stammes kennen lernen will, der muß in den Kreis von Troki gehen. Will man von Wilno nach Druskaniki reisen, so schlage man von Troki aus die sogenannte Königsstraße ein, und besuche auf dem Wege Stoklischki, Jezno, Pune, Olita und Meretsch. Dieser Weg ist zwar länger, lohnt aber durch reizende Landschaften, so daß man fortwährend gleichsam ein Panorama durchwandert. Eichenwälder, üppige Hie und da mit Kurganen und Hügeln besetzte Felder, und zahlreiche Seen führen den Reisenden gleichsam irre.[1] Sieben Werste von Wilno betritt man die vonarischen Berge, und auf einem Gipfel steht man eine kleine Capelle die noch aus der Heidenzeit stammt. Troki, die älteste Hauptstadt Litthauens, liegt unter 54°,38',7" N. B. Die Stadt hat nur 2 steinerne und 106 hölzerne Häuser, von denen die Hälfte in Trümmern liegt; hier wohnen außer den Behörden 526 Karaiten, die privilegirten Bewohner dieser Stadt, die von dem litthauischen Großfürsten Witlof, 393 Familien stark, im Jahre 1398 hier angesiedelt wurden.

Vor sich hat man nun einen weiten See, in der Ferne die Trümmer eines einst prächtigen Schlosses: ein dienstfertiger Karaite bietet seinen Nachen an. Die glänzenden schwarzen Augen, die schwarzen Haare, die dunkle Farbe, die schönen Gesichtszüge, alles mahnt an den Süden. Er spricht rein polnisch, hat aber die Sprache welche seine Vorfahren im Reiche Ghirei's sprachen, nicht vergessen. Das Kind des Südens liebt die Trägheit, das Wohlleben, aber es ist ehrlich; schon sind seit seiner Verpflanzung mehr als vier Jahrhunderte verflossen, und noch hat man kein Beispiel, daß ein Karaite wegen Diebstahl, Raub oder Mord angeklagt worden wäre. Man fährt im Nachen auf dem dunklen tiefen See hin, der den Namen Galwa führt, muß aber manchmal laviren, um den uralten Stämmen, den Resten einer ehemaligen Brücke, auszuweichen. Bald hält man vor einem Bau, der im reinsten gothischen Styl des 13ten Jahrhunderts ausgeführt ist: zwei großartige runde Thürme überragen den übrigen Bau, der dritte ist halb eingestürzt und dem steinernen Wall, der das Schloß umgab, gleich gemacht. Es ist dieß die ehemalige Wohnung des tapfern Fürsten Keistut. Gegen Norden liegt das Schloß selbst; die Hand der Zeit konnte zwei Stockwerke desselben noch nicht zerstören; es ist mit Moos, an einigen Stellen mit Bäumen überwachsen, und in der Mitte gegen Süden erhebt sich wie ein Riese der Hauptthurm mit einer Menge enger Fenster und Oeffnungen und mit einer steilen Treppe im Innern. Aus dem Hausaale tritt man in eine Capelle, wo man noch Spuren von Malerei sieht. Das Schloß wurde im J. 1320 von dem Großfürsten Gedimin gebaut; wahrscheinlich auch zugleich ein anderes Schloß in der Stadt selbst am Ufer des Sees, wo man noch Trümmer, zwei gut erhaltene Thürme und einen Eingang in ein unterirdisches Gewölbe, sieht. Hier erhebt sich ein steiler, mit einem Graben und noch bemerklichen Spuren ehemaliger Befestigungen umgebener Berg; mitten in den Trümmern ist ein Dominicanerkloster und eine Kirche gebaut. Andern Juden als den Karaiten war der Aufenthalt in Troki verboten; daher auch die auffallende Reinlichkeit in der Stadt und in den Häusern. Die Luft ist hier sehr gesund, und soll namentlich gut für Schwindsüchtige seyn, die in großer Zahl hieher kommen. Auch sind die Einwohner frei vom Weichselzopf, im J. 1831 hat die Cholera die Stadt ganz verschont, im J. 1848 nur sehr schwach betroffen.

[1] Von 685.374 Deßjätinen Landes im Kreise von Troki sind 167,876 von Gärten und Feldern eingenommen, 29,174 von Wiesen, 447,000 von Wald und 30,524 von Wasser, das übrige von Sümpfen und Buschwerk. Die ausschließlich litthauische Bevölkerung beträgt 136,350 S.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Je weniger es zweifelhaft ist, daß die Amerikaner auf irgend einem Punkte des japanesischen Gebiets sich festsetzen werden, desto mehr müssen die Engländer auf der Hut seyn, denn der Verdacht ist bereits ausgesprochen worden, daß die Amerikaner nur Vorrechte für sich, keine allgemeine Zugänglichkeit des japanesischen Reichs zu erzwingen suchen werden. Mag dem indeß seyn wie ihm will, so viel ist gewiß, daß die Engländer, seit die Amerikaner den Plan zu einer Expedition nach Japan gefaßt haben, viel stärker auf eine Besetzung Birma's dringen. Die Aeußerungen der anglo-indischen Presse sind hierüber sehr unzweideutig, wie wir gelegentlich (s. Zeitbetrachtungen, Monat September) schon bemerkt haben. Die Frage, ob Birma den englischen Besitzungen einverleibt werden soll oder nicht, scheint zum Theil die Unsicherheit und die Zögerungen in die Kriegsoperationen gebracht zu haben. Der Besuch des Generalgouverneurs bei dem in Birma stehenden Heer hat wohl Gelegenheit gegeben, die Verhältnisse des Landes näher zu besprechen, und die anglo-

indischen Blätter bemerkten dabei geradezu, das Cabinet Derby sey gegen die Annexation Birma's, der Generalgouverneur aber, Lord Dalhousie, solle sich nicht durch die Befehle eines vorübergehenden Cabinets die Hände binden lassen. Diese Sprache ist charakteristisch, denn sie gleicht in ihrer Rücksichtslosigkeit der Sprache der annexationslustigen Amerikaner auf ein Haar. Aber der Mensch sieht ja bekanntlich leichter den Splitter im Auge des Nachbars als den Balken im eigenen. Die Indian News (vom 20 Sept.) sind bei einer Besprechung der amerikanischen Expedition gegen Japan so ehrlich, die Sache ziemlich unverblümt zu besprechen; sie ermahnen die Amerikaner bloß nicht zu hitzig zu verfahren, und nicht eigentliche Eroberung anzustreben, „da ohnehin die angelsächsische Herrschaft rasch genug über die Erde hin sich ausbreite, daß man nicht nöthig habe, dieselbe muthwillig zu beschleunigen.“ Die angelsächsischen Völker scheinen also die Erde, wenn nicht gerade brüderlich, doch so zu theilen daß der eine nicht allzu scheel dazu steht, wenn der andere sich auch seinen Theil nimmt.

Die Besetzung Birma's hat indeß ihre eigenen Schwierigkeiten, worüber sich die Engländer nicht näher auslassen, welche indeß aus der Lage der Sachen deutlich genug hervorgehen. Birma ist bei weitem kein so volkreiches Land wie Indien es vor der indischen Eroberung war; auch scheint das Volk überhaupt nicht so bildungsfähig wie die Inder zu seyn; die Birmanen sind roh und grausam; ihre Herrschaft, welche noch kein Jahrhundert alt ist, war noch bis in die neuesten Zeiten von den blutigsten Gewaltthaten begleitet; und ihr Eindringen in Pegu hat gleich anfangs einen großen Theil der Bewohner aus dem Lande verscheucht; auch sind die Peguer, d. h. die Bewohner des Irawaddy-Delta, noch keineswegs mit der birmanischen Herrschaft versöhnt, hassen sie vielmehr gründlich, und haben sich sehr eifrig dem englischen Invasionsheer angeschlossen, so daß man einen Hauptgrund für die Annexation Birma's, oder wenigstens Pegu's, darin findet, daß die Bewohner dieses Landes nicht wieder der rohen, rachgierigen Herrschaft der Birmanen überliefert werden dürfen. Was man vorerst verlangt, ist die Losreißung Pegu's vom birmanischen Reiche; allein dieß ist ein Unding, denn das birmanische Reich kann nicht mehr leben, wenn das Irawaddy-Delta ihm entrissen würde, und dieß Wort kann man nicht bloß im figürlichen, sondern selbst im physischen Sinne nehmen, weil der Reisbau in Pegu die obern Provinzen nährt. Pegu dem birmanischen Reich entreißen, und ihm dann für den übrigen Theil die Unabhängigkeit lassen ist also ein Hohn; man muß, wenn man irgend ehrlich zu Werke gehen will, gleich ganz Birma einverleiben. Dieß ist aber ein ziemlich schwer und nur mit großen Kosten zu erhaltendes Land. Birma liefert keine Reichthümer wie Indien, und die Verwaltung möchte ziemlich kostspielig werden; die Birmanen sind ein kräftiger Menschenschlag, und hat man auch in geordneten Schlachten von ihnen wenig zu fürchten, so sind sie jedenfalls sehr unruhige Unterthanen. Auf einer andern Seite stößt man dann auf einer weiten, gar nicht zu erwachenden Gränze an China, oder wenigstens an ein Gebiet, welches für chinesisch gelten kann. Wir haben schon früher die Vermuthung ausgesprochen, daß der Hof von Birma auf Eingebung China's gehandelt haben möchte, vielleicht ohne es selbst recht zu wissen. Wird ganz Birma eine englische Provinz, so werden die Reibungen mit den wilden rohen Bergstämmen kein Ende nehmen, und um so lästiger seyn, als das Land zum Theil ganz undurchdringlich ist. Könnte man von Ostassam aus nach dem Mittellauf des Irawaddy, welchen man, gelegentlich bemerkt, noch nicht einmal mit Bestimmtheit kennt, eine Gränzlinie ziehen, so möchte es noch angehen; denn dann hätten die Engländer nur eine verhältnißmäßig kurze Gränze zu besetzen, sie könnten nach und nach Straßen durch die unwegsamen Distriete ziehen, und das Volk, im Rücken und vorn von englischen Truppen eingeschlossen, würde sich nach wenigen Jahren zur Ruhe geben; allein der Versuch von Assam aus nach Birma vorzudringen, ist gemacht worden und gänzlich mißlungen, weil zwischen den wilden Bergen und Sümpfen nicht fortzukommen war. Die Birmanen, an das Klima und das Land gewöhnt, sind vor 30 Jahren nach Assam gekommen, aber mit Truppen, von denen jeder einzelne so zu sagen nur mit sich zu thun hatte, für die „impedimenta“ eines europäischen Heers war bis jetzt kein Weg ausfindig zu machen; die Engländer würden also von Ostassam bis zum Mittellauf des Irawaddy und noch über diesen hinaus eine völlig unbekannte und pfadlose Gegend haben, wo ihnen die hinterlistige chinesische Regierung jeden Augenblick wilde Stämme auf den Hals schicken könnte, ohne daß es möglich wäre an die Quelle solcher blutigen und für die Engländer höchst kostspieligen Neckereien zurückzugehen, deren sie an der Westgränze ihres Reichs ohnehin schon vollauf genug haben.

Die Gründe gegen eine Annexation Birma's sind deßhalb nicht so unbedeutend, als man nach den anglo-indischen Journalen vermuthen sollte; dennoch dürften diese wohl Recht behalten, und die Regierung die Annexation aussprechen müssen, vielleicht fürs erste nur des Landes bis Prome, wohin man von Arracan aus auf einem ziemlich gangbaren Wege, durch den sogenannten Aengpaß, gelangen kann. Das übrige Birma mit der Hauptstadt Amerapura ist dann freilich nichts als eine in jeder Beziehung abhängige Provinz; doch muß sie ihr Leben noch einige Jahre fristen und als Gränzland dienen, welches die Einbrüche roher Horden abhält, bis die Engländer sich vielleicht von Assam aus einen Weg nach dem Irawaddy gebahnt haben. Möglich auch, daß sie dem birmanischen Reiche völlig ein Ende machen, und in den nördlichen Provinzen einen neuen Fürsten einsetzen, wie sie im Norden des Vendschab den Ghulab Singh eingesetzt haben, augenscheinlich aus keinem andern Grund, als weil sie die Beherrschung der Bergstämme nicht selbst übernehmen und der Nachbarschaft mit den Chinesen sich entschlagen wollten. Von Dauer könnte freilich eine solche Schöpfung nicht seyn, und eine Verlegenheit für die Engländer wäre hauptsächlich der Umstand, daß sie, einmal in Hinterindien zu Hause, kaum mehr werden stille stehen können, bis die ganze hinterindische Halbinsel direct oder indirect unter ihrer Herrschaft stünde. Ein Glück noch für sie, daß der neue Herrscher von Siam seine Lage den Europäern gegenüber sehr klar zu erkennen scheint, und sich bereit zeigt dem Handel und Verkehr der Europäer, selbst den Predigern des Christenthums, Thüre und Thor zu öffnen. Aber Cochinchina sträubt sich noch hartnäckig gegen ein ähnliches System, und schon ist die Rede davon, daß England Handelsniederlassungen, d. h. militärisch-commercielle Posten, in dem Lande errichten soll. Eine solche Ausdehnung würde politisch und finanziell höchst lästig, besonders da man immer tiefer mit China verwickelt würde.

Die Frage, ob man beginnen soll die Herrschaft Englands auch über Hinterindien auszudehnen — allerdings gehören schon Arracan und Tenasserim zu Hinterindien, doch kann man diese eher noch als Handelsposten bezeichnen — verdient eine ernste Erwägung in einem Augenblick, wo man nicht weiß ob die Westgränze Indiens nach Persien hin nicht wieder überschritten wer-

den muß. Der Entſchluß muß indeß bald gefaßt ſeyn, ja iſt höchſt wahrſcheinlich ſchon gefaßt, wenn auch nicht ausgeſprochen — denn der Krieg neigt ſich zum Ende, und in wenigen Monaten muß die Nachricht der Beendigung eintreffen. Eine bedeutende Entſcheidung ſteht alſo auf dem Spiel, und wenn Birma oder wenigſtens Pegu nicht zur engliſchen Provinz gemacht wird, dann muß man annehmen daß die Angelegenheiten im Weſten einen ſo drohenden Anſchein gewinnen, daß man ſich nicht getraut ein Land zu beſitzen, das die engliſchen Truppen noch weiter entfernen würde; ſchon jetzt ſtehen ſie, Hongkong und Aden gar nicht mit eingerechnet, faſt dreißig Längengrade weit auseinander. Im Weſten ſtehen die Sachen noch immer ziemlich auf dem alten Flecke: Doſt Mohammed dringt gegen Norden und Weſten vor; er will an den Orus gelangen und Herat einnehmen. Dieſe lange andauernden Kriegszüge ſind kaum ohne engliſches Geld möglich. Weitere Nachrichten beſagen, daß ein ruſſiſcher Agent in Balkh eingetroffen ſey, wahrſcheinlich um ihn abzuhalten weiter zu gehen. Niemand kann wiſſen, ob nicht dieſe Angelegenheiten die angloindiſche Regierung nöthigen abermals Truppen nach Afghaniſtan und gegen Perſien zu ſchicken. Die Indian News ſprechen ſogar von einer Prophezeihung, daß der Tag bevorſtehe, wo die angloindiſchen Armeen an dem Mittelmeer erſcheinen würden. Dieſe angebliche Prophezeihung bewieſt wenigſtens, daß man ſich in Indien und England mit ſolchen Gedanken trägt; um jedoch ſo weit zu kommen, muß man ſich lange vorher entſchloſſen haben, den Krieg in Europa zu beginnen. Das aber ſteht in einem andern Buch. Die aſiatiſchen Ausſichte, deren äußern Anſchein man nicht in gleichem Maaße in der Gewalt hat wie den der europäiſchen Fragen, können höchſtens als Barometer dienen, ſo lange es nicht wirklich zum Bruche gekommen; iſt dieß aber geſchehen, dann dürften ſie allerdings ziemlich gigantiſche Verhältniſſe annehmen, und von Indien bis zum Mittelmeer, vom indiſchen Ocean bis zum Jaxartes kein Land von den Erſchütterungen frei bleiben. Es hat ſich ein Brennſtoff von Feindſeligkeiten angeſammelt, von deſſen Umfang man ſich nur ſchwer einen Begriff machen kann, deſſen Entzündung aber ganz Vorderaſien in Flammen ſetzen muß.

Vorerſt haben wir es mit dieſen nordweſtlichen Eventualitäten nicht zu thun, und wenden uns gegen Süden, in das weite Gebiet des indiſchen Archipels, wo die Engländer mit den Holländern und bald vielleicht auch mit den Spaniern zuſammenſtoßen, wenigſtens hat der Streit mit den erſtern in letzter Zeit wieder an Bitterkeit zugenommen. Erwägt man, daß der Archipel auf dem Wege auf den auftraliſchen, jetzt das Gold in ſolcher Fülle ſpendenden Beſitzungen Englands nach den aſiatiſchen unter engliſcher Herrſchaft oder engliſchem Einfluß ſtehenden Ländern liegt, ſo zeigt ſich ſchon hieriu, ganz abgeſehen von den großen natürlichen Reichthümern des Archipels, eine Veranlaſſung ſich innerhalb deſſelben anzuſiedeln; Mittelſtationen ſind ein großes Bedürfniß. Zudem wirft das Vorrücken der Amerikaner von der Weſtküſte Amerika's her als Reizmittel ein. Es iſt von Intereſſe die Anſichten der Engländer mit ihren eigenen Worten zu geben, und wir heben deßhalb aus einem Artikel des Edinburg Review [1] (Julius 1852), welcher ſich mit großer Bitterkeit über die holländiſche Herrſchaft und die Prätenſionen der holländiſchen Diplomatie bezüglich Englands, ſowie über den durch Holland nicht gehörig unterdrückten Seeraub in den dortigen Gewäſſern ausſpricht, nachſtehende bezeichnende Stelle aus: „Das holländiſche Handelsſyſtem und die Seeräuberei haben ſeit langer Zeit die volle Entwicklung des indiſchen Archipels gehindert. Die Niederlaſſung auf Labuan, von der wir neulich ſo günſtige Nachrichten erhalten haben, iſt wahrſcheinlich nicht der einzige Punkt, den wir am Ende zu beſetzen nöthig finden werden. Die Entdeckung guter und reichlicher Kohlenlager auf dieſer Inſel und dem benachbarten Feſtland von Borneo iſt eines der Ereigniſſe, welche in dieſen Weltgegenden Epoche machen, denn eine gute Kohlenſtation iſt einer der nöthigen Punkte, um die Beſchiffung der indiſchen Meere in ausgedehntem Maaßſtab zu ſichern. Noch mehr, die Nothwendigkeiten der Verbindung werden mit jedem Tag dringender. Die Uiſer Nordamerika's nach dem ſtillen Meere hin füllen ſich mehr und mehr mit Leben, energiſchen Maſſen von Menſchen, die entſchloſſen ſind ſich den Weg zum Reichthum auf die eine oder die andere Weiſe mit Gewalt zu erzwingen. Eine ſchöne Waſſerſtraße trennt ſie von den Ufern des himmliſchen Reiches. Werden ſie ſtill ſitzen in den ſo ſehr dem Zufall unterworfenen Stellen ihrer jetzigen Thätigkeit, wenn ſie die Hoffnung größerer Vortheile anderswo winken ſehen? Die nördlichen und öſtlichen Küſten Auſtraliens bedürfen gleichfalls eines raſchen Verkehrs mit unſerem indiſchen Reich und mit dem Mutterlande. Vor kurzem erſt kam uns die Nachricht zu von der Expedition gegen Japan unter Commodore Perry; wahrſcheinlich wird nach wenigen Monaten uns die Nachricht zugehen daß die eherne Mauer, welche bisher dieſe ungeſelligen Inſulaner von dem Verkehr mit civiliſirten Menſchen abſchied, kraftvoll niedergebrochen wurde. Unſere engliſchen Kaufleute zu Singavore werfen voll Spannung ihre Blicke nach Siam und Cochinchina. Nicht lange wird es mehr dauern, ſo wird die Schiffahrt durch den Iſthmus von Panama hergeſtellt ſeyn. Alles ſcheint eine allgemeine Bewegung der Menſchheit nach dieſem Theile der Welt anzudeuten. Stehen wir bloß darum auf dem Vordergrund, um am Ende dahinten zu bleiben? Der Archipel liegt in der Mitte der kommenden Aufregung und der Handelsunternehmungen, eine Lockung und eine Belohnung für den entſchloſſenſten Abenteurer. Augenſcheinlich ſollte unſere erſte Sorge dahin gehen, uns nicht durch die abſurden Prätenſionen der holländiſchen Diplomaten von einem rechtmäßigen Verkehr mit den eingebornen Stämmen abhalten zu laſſen. Durch unſere Verträge ſind wir gebunden, und an dieſen wollen wir feſthalten, das heißt an ihrem wirklichen Wortlaut und ihrer wahren Bedeutung, nicht an der künſtlichen Auslegung der einzelnen Artikel welche es den Miniſtern im Haag aber zu Batavia zu geben beliebt. Wir können darauf rechnen, daß die Holländer geſchäftig ſind, während wir ſtill ſitzen. Die Exiſtenz Hollands, als ein Land von ſeiner jetzigen europäiſchen Bedeutung, hängt nach den Traditionen im Haager Miniſterium von der Erhaltung ſeines indiſchen Reiches ab. Es iſt natürlich daß die holländiſchen Staatsmänner mit furchtbarer Hartnäckigkeit daran feſthalten, ſobald ſie ſehen daß andere Nationen um den goldenen Preis ſich herumtummeln. Wir wollen Sorge tragen, daß das verhaßte Seeräuberunweſen aus den indiſchen Meeren ausgerottet werde. Als erſter und natürlicher Zweck ſteht vor uns, daß wir den Raum um unſere Niederlaſſung Labuan her ſowie auf dem unmittelbaren Wege unſeres chineſiſchen Handels ſäubern. Viel iſt bereits durch die Wirkſamkeit Sir J. Brookes geſchehen, und ein wenig Aufmerkſamkeit wird die Küſte von Borneo bis zur Straße von Balambangan in Ordnung halten. Alles was den Frieden und die Wohlfahrt der inländiſchen Stämme fördern und ihren

[1] Auf dieſen Artikel im Julihefte folgt dann im Octoberheft der Artikel über Japan, deſſen wir oben gedachten. Der Zuſammenhang iſt ſehr deutlich, und zeigt wie aufmerkſam die Engländer auf jene Punkte ſind.

innern Streitigkeiten einen Damm entgegensetzen kann, ist im höchsten Grade wünschenswerth. Von der großen Insel Celebes und der noch größern Borneo, von Gilolo und vielen andern wissen wir sehr wenig. Ueber ihren Reichthum und ihre Fruchtbarkeit wissen wir genug, damit ist aber unser Wissen zu Ende. Ohne die Anwesenheit der Holländer und ihre verkehrten Ansprüche wäre es nicht schwer uns über die innern Zustände von Celebes hinreichenden Aufschluß zu verschaffen. Borneo bietet allerdings größere Schwierigkeiten dar, wir hoffen aber daß die fast abergläubische Ehrfurcht, womit die eingebornen Stämme Sir J. Brooke betrachten, im Laufe weniger Jahre die Arbeiten einer Entdeckungspartei begünstigen werden.[4]

Das ist eine Sprache, die dem besten amerikanischen „Annexationist“ Ehre machen würde, so rücksichtslos ist sie gegen das schwächere Holland. Indeß sind die Bemühungen der Engländer nicht ohne Gefahr von innen und außen: vor einigen Jahren drang Hr. Erskine Murray am Kotisluß aufwärts ins Innere und ward mit allen seinen Gefährten erschlagen, worauf sich die Eingebornen unter holländische Herrschaft stellten, um gegen die Rache der Engländer geschützt zu seyn: solche Fälle können Vorsicht lehren, und zeigen daß das vorsichtige Verfahren der Holländer doch nicht so ohne Grund ist, wie die Engländer und manche, die nur ihre Schriften lesen, glauben. Die Holländer bemühen sich jetzt nicht mehr mit Widerlegung der englischen Ansprüche und Bestrebungen von der Rechtsseite aus, das ist längst zur Genüge geschehen, sondern ihre Schriftsteller, namentlich die Jydschrift voor Neerlands Indie, nehmen daraus Veranlassung ihre Landsleute anzuspornen, das sie leibst sich anstrengen, um den goldenen Preis zu erringen, der, wie das Edinburgh Review sagt, „dem entschlossensten Abenteurer“ zufallen wird. „Wir fürchten nicht, sagt ein Artikel im Arnheimschen Courant, Kriegsgefahr und Waffengewalt von Seite Englands, wir fürchten etwas viel gefährlicheres, niederländische Trägheit und englische Energie, wir fürchten Niederlands übertriebene Vorsicht bei Englands raschem Vorwärtsdringen.“ Und in der That, Krieg und Gewalt sind von Seite Englands nicht wohl zu fürchten, denn England hat gegen das europäische Holland zu mancherlei Rückfichten zu nehmen, als daß es in Indien mit roher Gewalt auftreten könnte. Ein gleicher Fall ist es mit den spanischen Besitzungen der Philippinen. Die Verhältnisse Spaniens zu England scheinen durch die Macht der Umstände immer enger zu werden, und die zu Frankreich sich mehr zu lösen. Das bourbonische Familienband hält diese beiden Länder nicht mehr zusammen, und je weniger Frankreich sich der Gefahr aussetzen kann, in seinem Rücken einen Feind bekämpfen zu müssen, wenn es auf seinen Ostgränzen möglicher Weise in Krieg verwickelt wird, desto weniger wird es versucht seyn, mit Gewalt das bisherige enge Bündniß aufrecht zu erhalten. Dieser Stand der Dinge kann Spaniens Neutralität sichern, und wird es um so mehr thun, als Spanien wegen Cuba und des Vordringens der Amerikaner gegen Mexico Englands bedarf. Eben dieser Umstand wird auch auf Spaniens ostindische Besitzungen zurück. Von Krieg hat Spanien in jenem Meere wohl nichts zu fürchten, wohl aber von dem umsichgreifenden ziemlich gewaltthätigen Handelsgeist der Engländer und Nordamerikaner, welche letztere sich bekanntlich auch in neuerer Zeit auf niederländischem Grundgebiet versucht haben, und mit Energie zurückgewiesen werden mußten

(Fortsetzung folgt.)

Siam und die Siamesen.

4. Regierung. — Bürgerliche Einrichtungen. — Handel und Steuerwesen.

(Schluß.)

Die Conscription und die Frohndienste sind die schwerste Last des Volks, sie geben aber auch den größten Theil der königlichen Einkünfte. In Geld geschätzt, kann man noch einem sehr mäßigen Durchschnitt den Betrag dieser Art von Einkünften auf 1,200,000 Pfd. St. schätzen. Die Ziffer bezeichnet aber mehr den Grad des Unrechts, das durch Anwendung solcher Mittel geschieht, als den wirklichen Werth der erzielten Leistung. Die Kopfsteuer, welche die Chinesen bezahlen, wird auf mehr als 2500 Pfd. St. geschätzt. Der Gesammtbetrag der Staatseinkünfte läßt sich ungefähr zu 3 Mill. Pfd. St. anschlagen, von denen ungefähr 550,000 Pfd. St. in Geld oder leicht umsetzbaren Waaren geleistet werden; eine unbedeutende Summe für ein Land, das dem innern und äußern Handel so überaus reiche Gelegenheit bietet. Diese Annahmen wurden von dem englischen Gesandten, der im Jahr 1823 Siam besuchte, festgestellt, und von spätern Residenten bestätigt. Wenn sie sich der Wahrheit auch nur einigermaßen nähern, so zeigen sie doch einen bedeutenden Aufschwung des Landesreichthums seit der Gesandtschaft von Lo Loubère, der die königlichen Einkünfte auf 2 Mill. französische Livres schätzte. Man muß diese Steigerung der langen Ruhe zuschreiben, welche das Land seit der Austreibung der Birmanen genoß, nicht minder aber der beträchtlichen Einwanderung der fleißigen und funfzinnigen Söhne China's und den ihnen gewährten Privilegien.

Die siamesische Regierung hat keine abgesonderte Finanzverwaltung. Das Departement des Handels, der Zölle und Monopole steht unter einem Minister, der Phra-Klang genannt wird; seine Agenten aber sind keine andern als die, welche die übrigen Theile der Verwaltung unter sich haben. In den einzelnen Provinzen scheinen die Distrikte in diesen Dingen auf eigene Verantwortung zu handeln, indem sie bloß die von ihnen erhobenen Steuern in die Hauptstadt senden. Als Bezahlung für ihre Mühe bekommen sie den zehnten Theil des Gesammtbetrags und dürfen einen Theil der Conseribirten in ihrem Dienste verwenden.

Die Einnahmen und Ausgaben des Staats sollen sich fast die Waage halten, so daß der öffentliche Schatz selten mehr als 30,000 Pfd. St. einheimischen Geldes, einige spanische Dollars und eine Anzahl Stangen chinesischen Silbers enthält, die zum Prägen bereit liegen.

Es gibt drei königliche Siegel, die große Wichtigkeit haben. Dasjenige, welches zum Verkehr mit den auswärtigen Mächten dient, hat das Bild eines Löwen; das zweite, welches für Angelegenheiten von geringerer Wichtigkeit gebraucht wird, trägt eine menschliche Gestalt, die eine Lotusblume hält; das dritte für die laufenden täglichen Angelegenheiten zeigt nur eine Lotusblume. Das Banner des Reichs ist ein weißer Elephant in carmoisinrothem Feld.

Das Wetter in Irland. Die Witterung dieses Jahres, welche so unbegreifliche Anomalien darbietet, würde ein eigenes Studium, und namentlich vor allem eine spezielle Aufzeichnung der localen Witterungsverhältnisse verdienen. Gegen Ende October brach im Norden Europa Kälte und Regen ein; in Petersburg fror die Newa zu, in Schweden war völliger Winter eingetreten, in England und Irland viel Regen. Während in Rußland nun die Kälte anzuhalten scheint, soll in Schweden wieder Thauwetter eingetreten seyn. Aus Irland meldet man vom Ende Novembers (s. Shipp. Gaz. 2 December), daß in den sechs vorhergegangenen Wochen während 26 Tagen nicht weniger als 6½″ Regen fiel, ein Viertheil dessen, was sonst im ganzen Jahre fällt. Die größte Menge fiel an einem einzigen Tage, den 11 November nämlich, beinahe 1½″, und in den drei nächstfolgenden Tagen ebenso viel; in Irland, wie auch in England waren die Felder furchtbar überschwemmt, und alle Heuarbeit gehindert. Am 29 November trat endlich in Irland Schneefall ein, begleitet von einem schneidenden Nordwestwind, und am folgenden Morgen war die Kälte scharf, während ein größter Theil Deutschlands namentlich im Süden frühlingsartiges Wetter fortdauert.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 296. 10 December 1832.

Merkwürdige alte Tempel in Südindie

In einer Versammlung der Londoner asiatischen Gesellschaft am 20 November legte ein Lt. Biggs von der Bombay-Armee ein Portfolio mit schönen Zeichnungen vor, die er zu Dschwolli (Jmullie) im Distrikt von Belgaum (oberhalb Goa) entworfen hatte. Dschwolli ist ein Dorf am Malpurbaffluß, ziemlich entfernt von den Straßen die nach den europäischen Stationen führten, und darum selten von Engländern besucht. Es besteht ganz aus Höhlen und Tempeln in jedem Stadium des Verfalls, und einige sind nur vermittelst Lehmwände und Blätterdächer bewohnbar gemacht. Der schönste Tempel, und der am mindesten verfallene ist der der großen Göttin Lakschmi (Maha Lakschmi Devi). Es finden sich hier viele Inschriften in canaresischen Schriftzügen, aber im ältern Dialekt der Sprache, den jetzt das gemeine Volk nicht mehr versteht. Diese Tempel, deren sich länge des Flusses in Gruppen von 20—30 aus. Jeder besteht aus einer Art Vorhof oder Portico, ist auf drei Seiten offen, und das Dach ruht auf Säulen mit Sculpturen. Gewöhnlich findet sich ein Schiff mit einer hohen reich sculpirten Decke, und dasselbe ist durch Säulenreihen von den Seitenflügeln getrennt; alles, auch die Seitenwände sind künstlich sculpirt. Eine kleine Abtheilung jenseits des eigentlichen Tempels enthält gewöhnlich den Lingam, über dem ein schön verzierter Dom erbaut ist. Diese Tempel sind ohne Cement aus ungehauenen Steinen erbaut, von denen die, welche das Dach bilden, 12' lang und 18" dick sind. Das Dach besteht aus Steinen, die der Länge nach quer über den Tempel gelegt sind, und ist durch ein sinnreiches Verfahren wasserdicht gemacht. Wo die Steine an einander stoßen, haben sie erhabene Ränder, über welche ein wohl ausschließender Stein gelegt ist, so daß die Fuge verdeckt wird. Die Höhlen sind gewöhnlich eng und enthalten wenige Sculpturen. Viele ähnliche Bauten sind in der Nähe, namentlich zu Bundsal, 10 Meilen entfernt, auch findet sich eine bemerkenswerthe Inschrift nicht weit von Dschwalli, welche Lt. Biggs wegen dringender Geschäfte und Krankheit nicht copiren konnte. Bei der Stadt Bedomi, dem Hauptort des gleichnamigen Distrikts, etwa 15 (engl.) Meilen von Dschwalli fand Lt. Biggs an einem Felsenabhang, dem Rücken der Stadt gegenüber, drei sehr große Höhlen mit gut erhaltenen Sculpturen, zum Theil in riesenhaften Verhältnissen. Die Bilder in allen drei Höhlen gleichen einander, und sind die von Wischnu in seinen verschiedenen Gestalten. Die Eingebornen zeigen keine Verehrung für diese Höhlen, und benützen die eine um Kohlen darin zu brennen. Auf einem Pfeiler befindet sich eine Inschrift mit einer Zeitangabe, welche Dr. Bird dem J. 933 n. Chr. gleichstellt. Der allgemeine Styl der Sculpturen ist derselbe, wie zu Ellora, und scheint dieselben Mythologien darzustellen, denn es sind viele Gestalten Wischnu's in seinen verschiedenen Jncarnationen; auch findet sich Siwa mit seinem Nandi. Die asiatische Gesellschaft drückte ihren Wunsch aus, daß wo möglich Maaßregeln zur Erhaltung dieser Alterthümer getroffen würden.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Alle diese Verhältnisse in Amerika und Hinterasien, wie wir sie in den vorhergehenden Blättern geschildert, können sehr friedlich verlaufen, wenn dieß gleich einzelne Thaten der Gewalt, namentlich gegen die Völker und Länder, deren Ausbeutung der Zweck aller dieser Bestrebungen ist, nicht ausschließt. Wir haben oben gesehen, welches Interesse England an der friedlichen Entwicklung Nordamerika's hat, die Frage über Mexico ist ein häklicher Punkt, und doch ist das Friedensbedürfniß für beide Theile zu groß, als daß sie darüber so leicht mit einander in Krieg gerathen sollten. Die amerikanische Expedition nach Japan wird sicherlich von England mit nicht sehr günstigen Augen angesehen; aber was kann am Ende der Erfolg seyn, als daß Japan von dem strengen Absperrungssystem zu Gunsten Nordamerika's und zugleich der übrigen Mächte mehr abgeht, und daß Nordamerika irgend eine wohlgelegene Jnsel besetzt, um sie als Handelsstation zu benützen, und ihrem Verkehr eine sichrere Grundlage zu geben. Das ist für England kein Grund zum Kriege, sondern nur ein Sporn mehr — falls es eines solchen noch bedürfte, seine Handelsposten auszudehnen und zu vervielfältigen. Mit Ausnahme des übervölkerten China's sind alle die Länder, Mittelamerika und Südamerika so gut wie Cochinchina, Borneo, Celebes und eine Menge anderer Jnseln höchst unvollkommen angebaut; den Reichthum dieser Länder zu entwickeln und die Vortheile dieses Reichthums durch den Handel an sich zu ziehen, ist am Ende das Ziel aller dieser Bestrebungen, ein Ziel, das durch den Krieg nicht gefördert, sondern aufgehalten würde. Wir begreifen recht wohl, wie ein Elliu Burrit, der sein Lebenlang an die Anschauung dieser Verhältnisse gewöhnt war, sich in seinen gottseligen Friedenspredigten verrannt hat, und in Europa mit gleicher Weisheit auskommen zu können glaubt; wir begreifen auch, wie Cobden und seine Manchester Freunde, gewöhnt an die Kämpfe der Handelsrivalität, diesen Bemühungen gerne Zeit sich anschließen; in Amerika und Hinterasien handelt es sich vorzugsweise um Anbau des Bodens, um Gewinnung der reichen Mineralschätze und um Herbeischaffung der Hände zu diesen friedlichen Zwecken. Auf die Eingebornen freilich wird dabei just nur so viel Rücksicht genommen, als man sie braucht, oder die Hindernisse beseitigt, die sie, gewöhnt an ein träges Leben oder an Raub, den Europäern und Amerikanern entgegensetzen können und mannichfach auch entgegensetzen werden, da sie die Fremden als Eindringlinge hassen, und vielfach dem sauern, nüchternen Geschäfte des Ackerbaues nur widerwillig sich unterwerfen wer-

den. Das sind aber für Europäer und Amerikaner untergeordnete Rücksichten und untergeordnete Hindernisse, die erst dann in nähere Betrachtung werden gezogen werden, wenn der Einfluß der Europäer die Eingebornen geistig und zum Theil auch physisch umgewandelt hat.

Der sicherste Beweis für die unglaublich gesteigerte Thätigkeit, die bald auch nach allen Richtungen im stillen Meer, wie jetzt im atlantischen, sich ausbreiten wird, ist die Zunahme der Dampfschifffahrt. Wenn man sich erinnert, daß die erste Fahrt über den Ocean von England nach Nordamerika sich erst vom Jahr 1838 herschreibt, daß diejenige damals von mehrern namhaften Gelehrten für unausführbar gehalten wurde [1] und jedenfalls noch den bis dahin nur kurzen Fahrten ein außerordentliches Wagstück war, so kann man nicht umhin über den Fortgang zu staunen. Nicht nur sind die Dampfschiffe nach Neu-York, nach Westindien, nach Südamerika jetzt so regelmäßig im Gang wie nur je ein Postschiff; nicht nur ist die Fahrt nach Alexandrien, und von Suez nach Bombay, Calomba, Singapore und Canton fast bis auf Stunden berechnet, sondern andere Dampfschifffahrtsunternehmungen sind im Gang, die noch viel mehr versprechen. Die nach der Westküste Afrika's ist nur ein Anfang für ein viel größeres Unternehmen, die der Eastern Steam Navigation Company, welche von England aus direct, ohne auf Zwischenstationen Kohlen zu laden, nach Australien und Calcutta fahren will, und letztere Fahrt in etwa 32 Tagen zu machen gedenkt, der dritte oder vierte Theil der Zeit, in welcher man bis jetzt in ununterbrochener Fahrt mit Segelschiffen dahin gelangte. Wir müssen vor allem den politischen Grund dieses Unternehmens, das Schiffe von mindestens 6 bis 8000 Tonnen erfordert, hervorheben, um zu zeigen daß dieß kein einzler Plan ist, sondern daß, abgleich bis jetzt bloß Privatpersonen hervortreten, ohne Zweifel die Regierung im Hintergrund steht, und nöthigenfalls mit bedeutenden Summen nachhelfen wird. Die Regierung kann die Möglichkeit nicht aus dem Auge verlieren, daß bei dem Ausbruch eines Kriegs die Verbindung mit Indien über Aegypten, wenn auch nur momentan, unterbrochen würde; sie will sich also die zweite Möglichkeit offen erhalten, diese Verbindung ohne Unterbrechung fortzusetzen, und zwar in einer wo möglich eben so kurzen Zeit. Gegenwärtig braucht die Ueberlandpost zwischen Bombay und England 20 bis 25 Tage, zwischen Calcutta und England um mindestens zehn Tage mehr; gelingt also das oben bezeichnete Unternehmen, so kann Englands rasche Verbindung zur See mit Indien nur noch durch eine bedeutende Seemacht im atlantischen aber indischen Meer unterbrochen werden, wogegen England ahne Zweifel gute Vorsorge treffen wird.

Eine ganz neuerliche Versammlung der Directoren dieser Compagnie (am 1 Dec.) setzt namentlich die Handelsvortheile auseinander, welchen ungeheuren Menschenverkehr eine solche Dampfbootslinie veranlassen werde, deren Schiffe 1500 bis 2000 Reisende auf einmal befördern könnten. Die Sache hat übrigens noch eine andere, in der Versammlung nicht erwähnte Seite: eine regelmäßige Linie von Dampfbooten, von denen wahrscheinlich, sabald die ersten Praben glücklich ausgefallen seyn werden, monatlich zwei nach Indien abgehen würden, müßte eine ganze Menge anderer Schiffe aus dem Handel nach Indien verdrängen. Schon jetzt besteht in England und auf dem Continent ein Mißverhältniß zwischen den Ladungen die aus Europa abgehen und solchen, die von den transatlantischen Ländern zurückkommen; der Grund ist einfach: die Waaren, welche aus Europa nach Asien und Amerika gehen, sind größtentheils Erzeugnisse der Industrie, und nehmen verhältnißmäßig wenig Raum ein, während die Rückfrachten aus Bodenerzeugnissen, Baumwolle, Zucker, Kaffee u. s. w. bestehen und sehr viel Raum einnehmen; aus diesem Verhältniß entsprang schon seit Jahren das Bestreben der verschiedenen Seestädte den Transport der Auswanderer an sich zu ziehen; die Schiffe, welche Auswanderer nach Amerika führten, waren der europäischen Auswanderer nach Amerika; die Schiffe welche dahin gehen, werden, da die Mehrzahl der Auswanderer die theure Dampfschifffahrt nicht bezahlen kann oder mag, fortwährend mit Auswanderern besetzt werden, aber die Fahrt so ungeheurer Dampfboote, wie die jetzt vorgeschlagenen nach Indien, muß die von Europa nach Indien gehenden Schiffe wesentlich beeinträchtigen; da jedoch die schweren Waaren, die aus China und Indien kommen, nicht mit den Dampfschiffen gehen können, so werden in jenen Meeren immer eine Anzahl Segelschiffe nöthig seyn, und diese muß entweder Asien liefern, indem es die Schiffe baut und bemannt, oder die europäischen und amerikanischen Schiffe müssen Frachten nach Zwischenstationen suchen oder auf schwerere Ausfuhrgegenstände Bedacht nehmen, als bisher in größerer Masse nach Amerika und Indien geliefert wurden. Es wird jetzt z. B. eine sehr wichtige Frage für den Schiffahrtsverkehr werden, welche Eisenzölle Nordamerika aufrecht erhalten wird, ab man etwa ein hunderttausend Tonnen mehr oder weniger dahin verladen kann; es ist bereits eine viel angeregte Frage, ab die ostindische Regierung das Salzmonopol aufrecht erhalten kann, denn wenn dieß aufgehoben aber wesentlich modificirt wird, können vielleicht einige tausend Schiffe jährlich mit Salz dahin gehen.

So werden die Verhältnisse des Handels durch die Einwirkung von Staatseinrichtungen auf die industriellen Unternehmungen mit jedem Tag verwickelter, aber auch umfangreicher und großartiger. Wer den Personen- und Briefverkehr beherrscht, übt einen ungeheuren Einfluß auf den Welthandel aus, und es muß sich in kurzem eine Concurrenz mit England in dieser Versendung bilden, wenn dessen Macht nicht im höchsten Grade drückend werden soll. Alles, was geeignet ist die Dauer der Handelsoperationen abzukürzen, die Menschen einander näher zu bringen, den Tausch und die Verwerthung von Wechselbriefen und Zahlungsanweisungen zu beschleunigen, muß durch die damit verbundene Zeit- und Geldersparniß ungeheure Summen einbringen, reißenden den Verkehr verwohlfeilen; wer also im Besitz dieser Beschleunigungsmittel ist, hat Vortheile voraus, die sich im Handel auferordentlich geltend machen müssen. Die Holländer haben sich wiederhalt über die Engländer beschwert, daß die Briefpakete, die mit der englischen Ueberlandpost nach Java befördert werden sollen, das einemal vergessen, das anderemal auf Verlesen mit nach China genommen wurden, kurz es haben sich bei dem großartigen Verkehr Hollands mit seinen Colonien, einem Verkehr, um den England schon lange Holland beneidet, so bedeutende Nachtheile durch den Umstand, daß diese Correspondenz in den Händen einer fremden Macht ist sich herausgestellt, daß Holland im Begriff stehen

[1] Zu diesen gehört Hr. Lardner, der, nachdem die Fahrt gelungen, und bald vielfach wiederholt wurde, plötzlich mit seinen Aeußerungen über die Dampfschifffahrt überhaupt verstummte. Die Aufklärung eines von ihm für unausführbar erklärten Unternehmens hatte ihn schwer getroffen. In neuerer Zeit hat er sich indeß wieder bemerklich gemacht, und zur Entschuldigung seiner damaligen Ansichten hervorgehoben, daß er seine Schlüsse aus dem Bau der damaligen Dampfschiffe gezogen habe, von denen jetzt keines mehr im Dienst sey, indem sie theils, wie der President, untergingen, theils als unbrauchbar verändert und zum Theil stark umgebaut wurden, wie der Great Britain.

soll, eine eigene Dampfbootfahrt nach Ostindien einzurichten, wenn sie auch fürs erste nur alle zwei oder drei Monate abgehen sollte. Eben so ist in Holland die Sprache von einer Dampfschifffahrtverbindung mit Neuorleans, mit Veracruz und Panama, und da die Verhältnisse gegenwärtig zwischen Holland und Belgien sehr freundschaftlicher Art sind, beide Länder auch jetzt durch eine Eisenbahn mit einander in Verkehr treten, so steht vielleicht auch eine Dampfbootverbindung mit Neuyork durch eine Verbindung Antwerpens und Rotterdams in Aussicht. Daß man in dieser Beziehung zu wirken beabsichtigt, geht auch aus den erneuten Bestrebungen Hollands hervor, den Strom der Auswanderer, die aus Deutschland nach Nordamerika ziehen, in die holländischen Häfen zu leiten. [1] Man erwacht in Holland zu größerer Thätigkeit, und fühlt daß man nicht mehr die zahlreichen großen Seeschiffe, weil sie schon im ostindischen Handel reiche Frachten verdient, darum ungenutzt in den Docks liegen lassen darf. Diese gesteigerte Thätigkeit unseres wichtigen Vorlandes wird nicht ohne Einfluß auf Deutschland bleiben, und man sollte den dortigen Bestrebungen wohl mit freundschaftlich entgegen kommen. Die Geldmittel finden sich in Holland in reichlichem Maaße, und dürften hier eine vortheilhaftere und sicherere Verwendung finden als in manchen Sorten von Staatspapieren. Die Zeit, wo in diesen sehr große Vortheile zu erzielen waren, möchte ohnehin fürs erste vorüber seyn und Verluste näher stehen als Gewinn.

Die Bestrebungen Bremens und Hamburgs, sowie der deutschen Vorlande, Holland und Belgien, sind nicht außer Acht zu lassen; sie zeigen daß man mehr und mehr die drückende Handelsübermacht Englands fühlt und alle Kräfte anstrengen will, sich den schlimmen Folgen derselben zu entziehen. Nordamerika wird sie darin nach Möglichkeit unterstützen, und zwar, wie wir gleich sehen werden, aus sehr traurigen Gründen. Frankreich hat mehrere unfruchtbare Versuche gemacht, einen regelmäßigen Dampfbootdienst zwischen Havre und Neuyork herzustellen, aber wegen der verhältnißmäßigen Schwäche des Verkehrs zwischen beiden Ländern noch weniger reussirt als bis jetzt die durch den Hermann und Washington unterhaltene Verbindung. Allerdings kann und wird keine deutsche Regierung eine Unterstützung von 240,000 Pf. St. zu geben im Stande seyn, aber was die Regierungen nicht thun können, kann vielleicht durch eine Verbindung von Antwerpen, Rotterdam, Amsterdam, Bremen und Hamburg, die alle dabei ein directes Interesse haben, zu Stande kommen. Welchen Werth solche Verbindungen haben, erkennt man am deutlichsten aus den Summen welche England zu dem Ende aufwendet, und wenn gleich die Vortheile, um derentwillen es geschieht, zum Theil politischer Art sind, so sind doch die merkantilischen nicht unbedeutend. Jetzt gerade, wo England durch die Goldentdeckung von Australien außerordentlich in Anspruch genommen ist, wo seine Schiffe und seine Auswanderer vorzugsweise diesen Weg einschlagen, dürfte es an der Zeit seyn, die mancherlei neu geweckte Thätigkeit in Amerika, namentlich das Bestreben der amerikanischen Regierung die Collinslinie nicht der englischen Cunardinie gegenüber ganz aufzugeben, nicht ungenützt vorüber gehen zu lassen, und durch ein Zusammenwirken der deutschen, holländischen und belgischen Häfen eine Unternehmung zu Stande zu bringen, die sich durch sich selbst hielte. Eine solche Errungenschaft würde mancher ändern die Wage halten, und den Zunächstbetheiligten, wie den Entfernterliegenden, ungeahnte Vortheile gewähren. Der Plan einer Eisenbahnverbindung zwischen Hamburg und Holland ist ein deutlicher Beweis, wie sehr die niederdeutschen Uferstaaten das Bedürfniß einer Verbindung fühlen, und wenn Niederland wirklich die Bahn betritt, die es betreten zu wollen scheint, so werden alle Theile wohl thun an einer solchen Entsaltung der Nationalthätigkeit Theil zu nehmen. Die Zeit kleinlichen Neides ist aber sollte wenigstens vorüber seyn.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu den Bestrebungen Englands zurück, seine Verbindungen in dieser Weise auszudehnen, wollen aber nur noch Eins, die Eisenbahnen in Indien, herausheben, weil die Einwirkung derselben auf den innern Zustand Indiens und auf den Verkehr dreier Weltheile sehr groß seyn wird, und ein schlagendes Beispiel bieten wird was durch solche Bestrebungen erreicht werden kann. Wenn wir sehen daß in unsern Ländern die Eisenbahnen durch den wohlfeileren Transport den Austausch erleichtern, so haben sie doch nur vermehrt was früher schon bestand, Straßen und Canäle hatten bereits einen bedeutenden Verkehr unterhalten; aber in Amerika, wo es gilt den Boden umzubrechen, in Indien, wo es so zu sagen gar keine Straßen gab, mußte und muß die Einwirkung eine viel gewaltigere seyn: in Amerika hat man Urwälder durchbrochen, Wüsten und Sümpfe durchschnitten, um in Gegenden zu gelangen, die zum Anbau des Bodens, zum Betrieb großartiger Industrien geeignet sind; in Amerika sind die Eisenbahnen ein großes Förderungsmittel der Colonisation geworden: sie vertheilen die Hunderttausende, welche die europäische Auswanderung jährlich an die Ufer Nordamerika's führt, rasch über den weiten Raum. Indien hat, wie Amerika, ungeheure, fruchtbare aber unangebaute Striche, das Innere des Landes ist von den Seehäfen durch Hindernisse getrennt, welche in Amerika entweder gar nicht vorhanden waren, oder die der menschliche Fleiß vor der Einführung der Eisenbahnen bereits beseitigt hatte; in Indien fehlt es nicht an Menschen um den Boden zu bauen und große Arbeiten auszuführen, weil hier Millionen von Eingebornen froh sind, wenn sie nur arbeiten und ein sehr mäßiges Tagelohn gewinnen können. Sechzig Stunden von Bombay, jenseits der Ghats, dehnt sich ein Land aus von mehr als 200 Stunden Länge und 130 Stunden Breite, ein Land, das England einen Theil der ihm nöthigen rohen Baumwolle liefert, und den ganzen Verbrauch Englands liefern könnte. Alle diese Baumwolle wird jetzt auf Büffeln aus dem Innern nach Bombay geschafft, denn der Mangel an Straßen läßt kein anderes Transportmittel zu. Ein Hr. Chapman [2] hat berechnet, daß zu dem Handelsverkehr aus dem Innern nach Bombay 1,800,000 Büffel nöthig sind, davon mindestens der zehnte Theil für den Transport der Baumwolle. Die Länge und Schwierigkeit des Weges, sowie die häufig ausbrechenden Epidemien raffen Tausende dieser Thiere hin, die an der Straße liegen bleiben und die Luft verpesten. Die Eröffnung eines Weges zwischen Bombay und dem Innern des Deccan würde den jetzigen stets unsichern Transport der Baumwolle um mindestens ein Drittheil, vielleicht die Hälfte, ermäßigen, und da das Deccan die Baumwolle zu 1½ Penny das Pfund in fast beliebiger Menge liefern könnte, so würde der Anbau sich sehr schnell ausdehnen, und Hunderttausende, die jetzt fast nackt sind und am Hungertuch nagen, würden hier die Mittel finden sich anständig zu ernähren und zu kleiden, wie die Erfahrung in einzelnen Beispielen bereits gezeigt hat. Dieser Vortheil ist aber nicht der einzige: die Haupsteuer Indiens ist die Grund-

[1] Rotterdam wird ein so bequem und bequemer als Havre zu erreichender Hafen seyn. Man spricht davon, daß große Häuser, ähnlich denen in Bremen, zur Unterkunft der Auswanderer eingerichtet werden sollen.

[2] In seinem Werke: The Commerce and Cotton of India.

steuer, der erweiterte Anbau des Bodens würde rasch die Grundsteuer steigern und so die Einkünfte der Regierung erhöhen. Das ist aber noch nicht alles: die Bewohner im Innern, die hauptsächlich von Vegetabilien leben, bedürfen Salz in bedeutender Menge und können es jetzt nicht bezahlen, der Salzverbrauch würde unglaublich steigen, und die anglo-indische Regierung sich in den Stand gesetzt sehen, nicht nur diese Steuer zu ermäßigen, sondern auch die Zufuhr aus England zu gestatten, die Tausenden von Schiffen eine Hinfracht nach Indien und in der Baumwolle eine Rückfracht nach England gewähren würde. Wir haben hier bloß der Baumwolle gedacht, und Zucker, Reis, Indigo, Wolle und Getreide gar nicht erwähnt, so wenig als die wahrscheinlich gar nicht unbedeutende Vermehrung des Absatzes von Manufacten nach Indien. Wir legen aber auf die Baumwolle ein besonderes Gewicht, weil die Ausfuhr derselben nach England gegenwärtig zwischen 100,000 und 200,000 Ballen schwankt, und nach Herstellung der Eisenbahn in einigen Jahren auf das sechsfache steigen kann, da sie, als wohlfeiler, die mittlere und geringere Baumwolle Nordamerika's vom Markte verdrängen würde. Man ermäße die Folgen, wenn Nordamerika von 2,700,000 bis 3 Millionen Ballen Baumwolle, die es jetzt erzeugt, und von denen es 12 bis 1,400,000 Ballen nach England absetzt, in wenigen Jahren 800,000 bis eine Million Ballen verlöre. Man begreift die Annäherungen Nordamerika's, um mit Deutschland einen engern Handelsverkehr anzuknüpfen, um seine Baumwolle mit der Zeit hieher absetzen zu können, da ihm ein solcher Absatz nach England, in einem Werth von 5 bis 6 Mill. Pfd. St., in wenigen Jahren entgehen kann.

Der Vortheil für England würde in Indien unermeßlich seyn durch die sichere Besserung des Zustandes der untern Volksclassen, die sich bekanntlich großentheils in einem sehr elenden Zustand befinden. Indien ohne Straßen ist jetzt noch in einem Zustand wie Europa im Mittelalter und noch jetzt in einzelnen Theilen Rußlands: in dem einen Districr kann die Hungersnoth im furchtbarsten Grad herrschen, während kaum hundert Stunden davon die Leute im Ueberfluß erfliehen, ihre Ernte nicht absetzen und darum ihre Steuern nicht zahlen können. Vor einigen Jahren herrschte eine Hungersnoth in Agra, und die Regierung mußte in dieser Stadt und in der Umgegend gegen 100,000 Menschen mit großen Kosten ernähren, während 150 Stunden davon in Gondwana das Sidr Gerste 1 Rupie kostete, das man in Agra mit acht bezahlte. Aber die Kosten des Transports auf Büffeln, welche die Hälfte ihrer Last unterwegs verzehren, gestalteten trotz der ungeheuren Preisdifferenz nicht, von Gondwana aus das unglückliche Agra mit Getreide zu versorgen. Es ist ganz überflüssig diese Beispiele zu vermehren, um zu zeigen welche Vortheile Indien und die anglo-indische Regierung aus der Anlegung von Eisenbahn zögen. Indeß sind jetzt bedeutende Anfänge gemacht, das Eis ist gebrochen, und wenige Jahre werden, namentlich bei der jetzigen Fülle von Capitalien, sehr bedeutende Aenderungen zum Bessern herbeiführen.

Man wird vielleicht bemerken, wenn die Vortheile so bedeutend seyen, so sey unbegreiflich daß die Engländer nicht früher Hand ans Werk gelegt. Es ist allerdings fast unbegreiflich, doch ist es eine allgemeine Bemerkung daß die Engländer, so klug als Regenten und so tapfer als Krieger sie sich erwiesen haben, im Verwaltungswesen eine fast unbegreifliche Langsamkeit zeigten. Erklären läßt sich der Widerspruch nur dadurch, daß die Engländer, an Selfgovernment gewöhnt, ohne Zustimmung und Beihülfe der Eingebornen gar nicht handeln zu können glaubten. Diese Zustimmung und Beihülfe sind aber vorerst in Indien nicht zu erwarten: die Engländer haben die höheren, vorher regierenden Classen gebrochen und mußten sie zum ihrer eigenen Sicherheit willen brechen; die vorher in knechtlicher Unterwerfung lebenden industriellen und ackerbauenden Classen sind aber damit noch nicht gehoben worden. Die Engländer mußten in dem eroberten Lande ganz nach Römerart verfahren, der Impuls zu allen öffentlichen Arbeiten, zu Straßen, Canälen u. s. w. mußte von dem herrschenden Volk ausgehen, und dieß war geraume Zeit um so weniger möglich, als man andere Engländer, als Beamte, Soldaten und Kaufleute, methodisch von dem Boden Indiens entfernt zu halten suchte. Kein Wunder daher, daß sich das Princip des englischen Selfgovernment in keiner Weise entwickeln und entfalten konnte; die Engländer mußten das despotische Herrschaftsprincip nicht bloß bezüglich des Kriegs und der Politei, sondern auch in Bezug auf Handel, Industrie und selbst Ackerbau entwickeln, und überall leitend, ordnend, anregend eingreifen. Das ist ihrer innern Natur zuwider, und so haben sie sich dabei ungeschickt angestellt und getzögert; in England haben sie das Eisenbahnwesen als eine Privatsache emsig und bis zum Uebermaaß betrieben, in Indien hat man anglaublich lange gezögert, und nur der endliche Entschluß der Regierung, fünf Procent Interessen zu garantiren, hat am Ende das Eis gebrochen. Der Einfluß auf die materielle und geistige Entwicklung Indiens dürfte bedeutender seyn als man es sich jetzt noch träumen läßt, und was die Rückwirkung auf den Welthandel betrifft, so mag die Probe, die wir oben in Bezug auf die Baumwolle gegeben, vorerst ein hinreichender Wink seyn daß sie nicht gering ausfallen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Eine neue arktische Expedition, aber nicht zur Aufsuchung Franklins, ist im Werke und soll unter die Leitung des durch seine Expeditionen in jenen Gegenden wohl bekannten Dr. Rae gestellt, und von der Hudsonsbay-Gesellschaft ausgerüstet werden. Der Zweck ist etwa 3—400 Meilen der Küste Nordamerika's aufzunehmen, die von Hrn. Kennedy in seiner letzten Reise übergangen worden. Dieser Gelehrte fand nämlich, daß die vermeintliche Bernstordt-Bay eine Meerenge sey, die von Ost nach West laufe, sehr hindurch und setzte seine Forschungen in westlicher Richtung quer über Prince Wales-Land fort, statt die Küsten aufzunehmen. Diese Lücke soll jetzt ausgefüllt werden, und abgesehen von den geographischen Forschungen soll Dr. Rae auch eine Reihe astronomischer, meteorologischer und magnetischer Untersuchungen anstellen, zu welchem Ende er mit den nöthigen Instrumenten ausgerüstet werden wird. Man erwartet namentlich, daß die magnetischen Beobachtungen sehr interessant ausfallen, da der Weg, den er einschlagen soll, nach der Stelle hinführen wird, welche Sir J. Roß in seiner arktischen Expedition 1830/31 als den magnetischen Pol bezeichnet hat, der aber jetzt nach den Gesetzen des Magnetismus an einer ganz andern Stelle zu suchen ist. Es sollen namentlich die Windungen der Westküste von Boothia die 72° N. B., die man jetzt als den äußersten Nordpunkt des amerikanischen Continents ansieht, genau erforscht werden. Stellte die See zur Rückkehr nicht offen genug seyn, so will Dr. Rae den Rückweg, den er auf 6—800 (engl.) Meilen schätzt, zu Land machen, wobei er Wild in Menge zu finden hofft, obgleich man sich natürlich auf diese ungewisse Aussicht nicht verlassen will.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 297. 11 December 1832.

Reisebemerkungen in Litthauen.

2. Leläny, Jeano, Pune, Olita, Mereitsch.

Fünfzehn Werste von der Stadt Troki liegt das Kronstädtchen Stoklischki, das seinen Namen von dem Starosten Stoklicgek hat, der unter August II hier die Mineralwasser entdeckte, welche jetzt allmählich die Besucher anlocken, obwohl noch keine Vorbereitungen irgend einer Art gemacht, noch Bequemlichkeiten, ja nicht einmal ein Arzt, zu finden sind. Stoklischki ist der Sitz einer alten litthauischen Ansiedlung, und die Umgegend ist reizend. Nur drei Werste davon liegt das Gut Leläny, nahe an dem See Lelis, in den die Litthauerinnen noch jetzt Kränze am zweiten Pfingsttag werfen zu Ehren der Göttin Lelis Volelis. Etwas weiter hin liegt Jesno mit dem einst berühmten mächtigen steinernen Palast der Familie Pac, über welchem die stolze Inschrift stand:

Wart Pac palaca,
A palac Paca!

„Pac ist dieses Palastes und der Palast des Pac würdig.“ Dieses Gebäude, das manchmal außer der Familie und sämmtlichen Restdenten [1] von Pac gegen 2000 Mann Truppen in sich schloß, ist nun verödet. Vor einigen Jahren stand ein Brand der Zeit in ihrem Zerstörungswerke bei, aber auch jetzt noch kann man sich von dem ehemaligen Glanz und der Ueppigkeit seiner Bewohner einen Begriff machen, denn in einem Theile des Baues sind noch bewohnte Zimmer. In der Nähe ist eine im J. 1643 von Chr. Pac erbaute Kirche mit dem Familiengrab dieser einst berühmten litthauischen Magnaten. Unterhalb der Kirche ist eine Capelle, in welcher an den Seiten die Gräber der Pac stehen, und hier wird jeden Sonntag Messe für die Ruhe ihrer Seelen gehalten.

Nun kommen wir nach Pune oder dem in der litthauischen Geschichte denkwürdigen Pilten. Am steilen Ufer des Niemen auf einem Berg voller Schluchten steht man noch die Spuren von Befestigungen. Im J. 1336 zogen die Kreuzritter mit einem starken Heere unter dem Großmeister Dietrich im Februar gegen Pune, wo Fürst Marger befehligte; lange dauerte die Belagerung, die Gräben füllten sich mit den Leichen der Litthauer; erschöpft von Hunger gaben sie endlich alle Hoffnung auf, und beschlossen zu sterben. Bloß an Kriegern fielen 3000 Mann, im Ganzen wurden 12,000 Menschen erschlagen, darunter 4000, welche aus der Umgegend in der Veste Schutz gesucht hatten. Die Kreuzritter drangen ein, und ganz Pilten (Pune), von den Flammen ergriffen, wurde zerstört. In der Folge wurde das Schloß wieder hergestellt, und im 15ten Jahrhundert hauste hier ein Tatarenchan. Die Einwohner sollen in den Bergschluchten manchmal alte Waffen finden.

In Olita, bei den Kreuzrittern Aliten, 56 Werste von Troki, bestand zu den Zeiten Olgerds gleichfalls ein Schloß, von dem man aber jetzt keine Spuren mehr sieht. Von hier, wie von Pune, hat man eine schöne Aussicht. Geht man von Olita aus 28 Werste weit, so trifft man auf das Städtchen Mereitsch (Merken Pille oder Merken), das an der Einmündung des Mereitsch in den Niemen auf einem hohen Berge liegt und eine reizende Aussicht gewährt. Das Städtchen Mereitsch, von Wilno 84, von Grodno 77, von Druskeniki 40 Werste entfernt, an der Gränze des Königreichs Polen, von dem es, wie Pune und Olita, nur durch den Fluß getrennt wird, hat in Handelsbeziehungen eine sehr vortheilhafte Lage. Es ist dieß eine der ältesten Ansiedelungen in diesem Lande. Der bekannte isländische Reisende Snorro Sturleson aus dem 13ten Jahrhundert nennt diesen Ort Mistril, und sagt, daß er hier Leute gefunden habe, mit denen er ganz gut in skandinavischer Sprache habe reden können. Unter dem litthauischen Fürsten Witenas zerstörten die Kreuzritter dieß Schloß, das auch nach seiner Wiederaufbauung der Schauplatz blutiger Kämpfe blieb. Da es mitten in großen Wäldern liegt, wurde es stets von den litthauischen Großfürsten und den polnischen Königen besucht, um hier die Jagd zu betreiben. Wladislaus IV starb hier im J. 1648. Bemerkenswerth ist das alte Rathhaus mit Thurm und Uhr, wahrscheinlich aus dem 16ten Jahrhundert. Noch stehen zwei Säulen, welche die Gränze des Städtchens bezeichneten. Die von Jagello erbaute Kirche zeichnet sich durch ein schönes Bild von Tintoretto aus, das die Himmelfahrt Mariä darstellt und im Jahr 1596 von Sigismund geschenkt wurde.

[1] Im alten Polen herrschte die Sitte, daß die reichen Aveligen oder Pane in ihren Häusern eine Menge armer Edelleute mit ihren Frauen aufnahmen, die weiter keine Obliegenheit hatten; man nannte dieselben Restdenten.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Wir stoßen hier, indem wir das Verfahren der Engländer in Indien aus ihrer Gewöhnung an Selfgovernment und einer gewissen Unbehülflichkeit in der Administration erklären, auf ihre eigenthümliche Ansicht vom Staat überhaupt, ihre Auffassung öffentlicher Verhältnisse, auf das sprüchwörtlich gewordene „help yourself“ der Amerikaner. Es ist gewiß eine höchst merkwürdige Fügung des Schicksals, daß die Entdeckung Amerika's und

das erste Einströmen der Schätze desselben in den Anfang der modernen Zeit fiel, als die Idee der Staatseinheit noch sehr schwach festgestellt war, und daß sie einem Volk zu Theil wurde das durch seine innern Zustände genöthigt war die Staatseinheit selbst mit Härte festzuhalten. [1] Das 16te, 17te und 18te Jahrhundert bilden auf dem Continent die Idee der Staatseinheit unter der monarchischen Form, die Idee der Obergewalt des Staats über seine Angehörigen bis zur Schroffheit aus; erst nach Verlauf dieser drei Jahrhunderte beginnt in Frankreich die Reaction, aber unter einer großentheils verkehrten Form, nämlich in einem Kampf gegen die Monarchie, während man die eigentliche materia peccans, die schroffe Oberherrschaft des Staats über seine Glieder, nur noch schärfer und unerträglicher macht. Jetzt kommt ein neuer Goldstrom aus Californien und Australien und ergießt seinen Reichthum gerade über die beiden Völker, in denen das Selfgovernment unverwüstlich wuzelt. Wir brauchen hier in keine teleologischen Untersuchungen einzugehen, um auf die Wichtigkeit dieses Umstandes aufmerksam zu machen: der neue Goldstrom wird Nordamerika und England zu den mächtigsten Staaten der Erde machen, was übrigens England schon gewesen, und wird diese Macht stärker befestigen als alle bisherigen zum Theil künstlichen Mittel sie zu stützen vermocht hätten. Ein maaßloser Unternehmungsgeist, aber ein Unternehmungsgeist mit solider Basis entfaltet sich, und der Engländer, vor einigen Jahren über seine innern Zustände ziemlich stutzig geworden, weist jetzt triumphirend auf die Stärke seiner Institutionen hin, kraft deren er viele Stürme überdauert hat, vor denen andere erlegen sind. Es mischt sich in dieß Triumphgeschrei nicht wenig Selbstüberhebung und Nationaleitelkeit, aber einen guten Grund können wir demselben doch nicht absprechen. England ging einer Krise entgegen, deren Verlauf nicht gut zu bemessen war, und leicht mochten seine innern Einrichtungen aus derselben nicht ganz ungeschädigt hervorgehen; diese Krise ist verschwunden, und die ganze Schwungkraft des Selfgovernments kann sich wieder entfalten, das Gefühl der Freude hierüber ist also sehr verzeihlich, auch wenn sich etwas Selbstüberschätzung mit hineinmischt. Die Engländer halten sich jetzt alles Ernstes für die einzigen Träger gemäßiger politischer Freiheit, und blicken namentlich auf die Franzosen mit ziemlich unverhehlter Nichtachtung herab.

Die Verschiedenheit des gesellschaftlichen Baus in England und auf dem Continente hat schon zu sehr mannichfachen Erörterungen und historischen Ausführungen Anlaß gegeben; es ist völlig überflüssig, hier näher darauf einzugehen, und wir bemerken bloß daß ein centralisirtes, geordnetes Beamtenregiment, wie es der größte Theil des Continents aufweist, in England nicht besteht, daß die Unabhängigkeit des mittelalterlichen Feudaladels sich fortpflanzte und allmählich auf die reichen besitzenden Classen sich ausdehnte, daß selbst das Militär kein unbedingtes Werkzeug in den Händen der Regierung ist, sondern unter der Leitung und der Befehlshaberschaft der in England regierenden reichen, unabhängigen Volksclasse steht. Mit der wachsenden, durch die Staatsgewalt nur unterstützten, nicht geleiteten Thätigkeit des Volks hebt sich auch der Reichthum und die Macht des Staats; diese reichere, durch Vermögen unabhängige Classe würde jeden Eingriff in das was sie als Recht und Besitz ansieht, zurückweisen, und hat auch die Macht dazu, da die Niedergezeichne wesentlich vom Volk aufgehen, und selbst bestochene höhere Richter nur eine vorübergehende Macht ausüben könnten; in die Leitung der Gemeindeangelegenheit könnte die Regierung vollends nicht eingreifen. Die Wichtigkeit dieses letztern Punkts erkennt man namentlich aus den unabsehbaren Streitigkeiten, welche auf dem Continent, besonders in Frankreich und Deutschland, die Frage über das Gemeindegesetz erweckte. Hier liegt die Grundverschiedenheit der Anschauungen vom Staate: die Selbstbestimmung von unten oder die Entscheidung von oben. Die Scheidelinie ist sehr scharf, wenn sie gleich in der Praxis vielfach zu verschwimmen scheint. Das Ergebniß dieses Verhältnisses ist sehr deutlich in der Geschichte: in England steht die alte individuelle Freiheit aufrecht, und muß mit den neuen Staatsideen verbunden, in Frankreich ist die neue Freiheit gefallen, weil es an der Grundlage gefehlt hat, in Belgien und Holland behauptet sie sich, in Deutschland flecht sie, und der Kampf zwischen beiden Elementen ist schwebend. In Amerika hat sich vollends der Geist der Gemeinfreiheit und der Selbstbestimmung unbändig entfaltet, und zeigt sich mannichfach in kecken Thaten und Unternehmungen; die fabelhaften Züge zur neuen Entdeckung und Besetzung des noch so wenig bekannten Continents lassen sich, freilich unter Abscheidung der veränderten Formen, kaum mit etwas anderem als mit den alten germanischen Wikinger Zügen vergleichen; ebenso die abenteuerlichen Fahrten und Reisen mancher Engländer in Amerika, Australien, in Asien und im Archipel. Allerdings hat es bei andern Völkern unter ähnlichen Verhältnissen, z. B. bei den Spaniern und Portugiesen im 15ten und 16ten Jahrhundert, bei den Franzosen im 16ten und 17ten Jahrhundert an ähnlichen Thaten nicht gefehlt, aber sie waren minder durch den allgemeinen Volksgeist getragen, und ihre Erfolge sind jetzt größtentheils dem angelsächsischen Stamme zugefallen, der gegenwärtig eine Stelle in der Geschichte einnimmt, deren Großartigkeit ihm selbst seine entschiedensten Gegner nicht absprechen. Mitten in den Siegesfaust der beiden angelsächsischen Zweige hinein fällt jetzt die Goldentdeckung, und noch läßt sich in keiner Weise absehen wohin dieß führen wird. Hierin liegt die Erklärung eines früher von uns ausgesprochenen Satzes, daß Frankreich für England noch immer ein großes Hinderniß auf seinem Wege, kein großer Feind mehr seyn wird. Der angelsächsische Stamm ist in einer Entwicklung begriffen, welche die des romanisch-französischen weit überflügelt hat.

Frankreich hat seit sechzig Jahren sich bemüht einen ähnlichen Weg wie England zu betreten, es hat ähnliche Regierungsformen, wie die Engländer und Amerikaner, aufgestellt, da aber die Grundlage fehlte, so ist der Bau einmal um das andere über den Häufen seiner Gründer zusammengestürzt. Ein Heer von 6 — 800,000 Beamten, die über das ganze Land verbreitet sind, und dem Winke dessen, der in dem Centrum sitzt, gehorchen müssen, weil es sich um ihren Lebensunterhalt handelt, ist eine furchtbare Maschine, um so furchtbarere wenn ihr ein stets bereiteter Heer zur Seite steht. In England ist jede Grafschaft für sich, verwaltet sich selbst nach den allgemeinen Regeln durch von der Krone bestimmte, aber nicht bezahlte Beamten, die augenblicklich den Gehorsam verweigern würden, sobald man ihnen etwas zumuthen wollte was mit dem Gesetz und Herkommen streitet. In Frankreich steht der Präfect an der Spitze eines Beamtenheers, das er in strenger Unterordnung hält, wie er selbst in Unterwürfigkeit durch seine Oberen in Paris erhalten wird; eine Schaar von der Regierung bezahlter Gendarmen steht ihm zur Seite und nöthigenfalls zur Aushülfe da, er ist fast allmächtig, aber — wenn der Herr und Gebieter in Paris fällt, hat auch seine Herr-

[1] Hält man die damaligen innern Zustände Spaniens im Auge, so muß man erkennen, daß die Idee der Inquisition ursprünglich bei weitem mehr eine politische als eine religiöse war.

schaft ein Ende. Jede Gewalt hat ihre unbewachten, schwachen Stunden, jede unbeschränkte Regierungsgewalt ruft ihren Gegensatz unvermeidlich hervor, und der dümmste Zufall kann einem solchen geheimen Feinde den Sieg verleihen, dann ist alles umgestoltet, und der Beamte, vorher noch laut und eifrig im Dienste des Herrn, muß nun dem neuen eben so gehorchen oder seinen Platz und damit auch in den meisten Fällen seine Unterhaltsmittel aufgeben. Dieß anscheinend so starke, tegelrechte System hat zu den zahlreichen Erschütterungen geführt, während die scheinbare Ohnmacht der Krone in England, die vielfache Regellosigkeit der Verwaltung Stand gehalten haben in zahlreichen Stürmen. Der Einfluß dieses Sachverhalts auf den Nationalcharakter ist nicht ohne Bedeutung. Der Engländer ist thätig wie seine Verhältnisse, ausdouernd in seinen Ansichten und Meinungen, der Franzose vielfach wankelmüthig, warum? weil die äußern Verhältnisse und die Noth ihn oft genug den Wankelmuth aufdringen. Woron liegt der Fehler? an den Menschen oder an den Institutionen? Die Frage ist täglich, denn sie greift viel weiter als es den Anschein hat: sind die Institutionen ein Ergebniß des Nationalgeistes oder eines Geschicks, worüber weder die Eingebornen, noch die Nationen selbst eine sonderliche Macht ausüben können? Ist der Nationalgeist das Resultat der Nationalgeschichte, oder umgekehrt die Nationalgeschichte ein Resultat des Nationalgeistes?

Wollte man die letztere Frage bejahen, was vielfach geschehen ist, so käme man auf ein Chaos hinaus, und endlich auf die Frage über den Unterschied der Nationalcharaktere, über die Racenverschiedenheit; damit aber gerade stößt man an die Klippe, denn welche Race in Europa ist noch rein und unvermischt? Es gibt wohl allenfalsen einzelne Stellen, wo die Racen sich ziemlich ungemischt erhalten haben, aber die Nationen im Großen sind aufs merkwürdigste durcheinander gewürfelt. Es kann sich nur noch um das Mehr oder Minder handeln, denn die Mischung der ehemaligen europäischen reinen Stämme ist die Regel. Man kann den Racenunterschied nicht läugnen, er ist aber eine höchst unsichere Grundlage geworden, die sich in ihren Einzelntheilen nur schwer und unsicher verfolgen läßt. Dagegen bietet die Geschichte der Institutionen einen viel sicheren Haltpunkt dor. Man kann in Frankreich die Elemente des römischen Municipalwesens, die kirchlichen Einrichtungen, den germanischen Adel mit seinem Unabhängigkeitsprincip und die Entwicklung der königlichen Macht sehr deutlich verfolgen und daraus vielfach sehr augenfällige und treffende Schlüsse für die Anschauungskreise und den politischen Charakter des Volks ziehen. Man wird daraus Gründe zu einer milden Beurtheilung schöpfen, und nicht ohne weiteres in das Verdammungsurtheil einstimmen, das jetzt von verschiedenen Seiten über die Nation ergeht, namentlich, wie wir oben bemerkt haben, von Seite der Engländer.

Diese Bemerkungen sind nicht ohne ein gewisses praktisches Interesse. Es ist unverkennbar, daß sich allenthalben die untern Schichten des Volkes heben, natürlich aber bringen sie in ihre neue Stellung zwar einen ausgebildeteren Verstand in ganz materiellen, ihre nächsten Lebenskreise umfassenden Dingen mit, aber auch ihre alten Vorurtheile, wenn sie auf fremden Völkern sehr schroff gegenüber stehen. Die unterrichteten Classen müssen es sich angelegen seyn lassen, das nationole Selbstgefühl, dessen vortheilhafte Folgen wir durchaus nicht in Abrede stellen wollen, nicht in einen beleidigenden Ton gegen fremde Völker ousorten zu lassen. England, dem man gewiß Mangel an nationalem Selbstgefühl nicht absprechen kann, geht in dieser Beziehung mit einem sehr beachtenswerthen Beispiel voron, denn man befleißigt sich im Parlement, wo niemond selbst heftige Ausfälle hindern könnte, mehr und mehr einen anständigen Tons gegen fremde Völker, wenn gleich die Einzelnen oft herber Tadel trifft und die Thaten nicht immer den Worten entsprechen. Die Aspekten in Europo sind nicht so friedlicher Art, daß man so unbesorgt Nationalhaß und Nationolübermuth hervorrufen und steigern dürfte. Dorum werden gesetzgebende Versammlungen auch in dieser Beziehung eine moralische Macht, denn der Anstand verbietet in solchen Zusammenkünften sich einer zügellosen Sprache zu überlassen, die man höchstens einem Pöbelredner vergeiht.

Was für die legislativen Versomnlungen gilt, gilt auch für die Presse, und hier wird die Frage noch wichtiger, weil sie unmittelbarer ins tägliche Leben eingreift. Graf Ficquelmont hat in seiner bekannten Schrift über England (s. Nr. 52 ff.) das Bedenkliche des Umstandes hervorgerufen, daß die Presse jedes Landes die Angelegenheiten auch der fremden Länder mit einer Umständlichkeit und Kritik bespricht, die sehr häufig dem Betroffenen nicht angenehm seyn kann. Volle Preßfreiheit in Europa setzt einen Zustand der Dinge voraus, wo alle Regierungen in ihrem Innern gleichmäßig der Controle einer stets wachsamen Presse ausgesetzt sind, denn sonst werden ongregrissene Regierungen nicht lange einem Angriff widerstehen, gegen den sie sich nicht vertheidigen können. Dieser Sachverhalt hat in diesem Jahre, wie G. Ficquelmont fast prophetisch, oder wenn man will aus alter, der frühern Retrolution entnommener Erfahrung gefogt hat, zu mnnchen fatolen Erörterungen geführt. Mon erinnert sich der Maaßregeln, welche die französische Regierung gegen die englische Presse verfucht hatte; sie sind mißlungen und mußten mißlingen, weil sich die englische Presse nichts von der französischen Regierung vorschreiben lassen wollte, und letztere mußte von ähnlichen Schritten abstehen, und sich mit dem Resultat begnügen, daß der gewissermaaßen officielle Correspondent seiner Blotes eine gemäßigte Sprache führte. Die Wirkung ist namentlich in den Zimeß sichtbar, wo der osficielle Correspondent eine gemäßigte Sprache führt und hauptsächlich nur seinen Sommelzeiß zeigt, während die leitenden Artikel des Blotes oft die schneidendsten und verletzendsten Kritiken der franzöfischen Regierung und ihres Oberhauptes enthalten. Was aber der englischen Presse gegenüber nicht gelang, das gelong wenigstens zum Theil der belgischen und piemontesischen gegenüber, da die Blätter dieses Landes theils aus Rücksicht auf ihren eigenen Vortheil, theils um nicht ihr Bond zu compromittiren, sich mit sehr geringen Ausnahmen einer mehr als gemäßigten Sprache befleißigten, was freilich um so nöthiger war als die belgischen Journale größtentheils und die piemontesischen wenigstens einzeln französisch geschrieben sind. Man drohte die Regierungen der beiden Länder für die Sprache ihrer Blätter verantwortlich zu machen, obgleich sie den Gesetzen des Londes zufolge dafür nicht verantwortlich seyn konnten. Die Conflicte, welche Graf Ficquelmont voraussah, sind zum Theil schon eingetreten, und was wir gesehen haben, ist vermuthlich nur der Anfang dessen was noch kommen wird. Die Frage bleibt freilich immer: gibt es ein Mittel diese Conflicte zu lösen? Wir sagen nein, und müssen uns auf das berufen was wir schon früher (s. Nr. 63) darüber bemerkt haben, daß die neuere Zeit nur in größerem Umfange und in stärkerem Maaße thut was schon seit langen Jahrhunderten üblich war, daß verschiedene Parteien und Regierungen sich durch Schriften bekämpfen und auf die öffentliche Meinung einwirken wollen.

Wenn unter Ludwig Philipp und selbst in den ersten Zeiten der französischen Republik eine gewisse Principienallianz bestand, so ist diese immer nur von kurzer Dauer gewesen, und nicht bloß äußere Staatsinteressen, sondern auch der principielle Widerspruch in der Art, wie sie politische Verhältnisse auffassen, hat, wie Graf Flocon wohl sehr richtig bezeichnet (s. I. p. 209 f.), das Bündniß immer wieder gelöst. Als freie constitutionelle Staaten halten sie bis zu einem gewissen Punkte gemeinsame Interessen gegen die militärischen Mächte des Ostens; sowie Frankreich zur Republik überging, mußte das Band zwischen ihm und England lockerer werden, sowie es zum Kaiserthum überſprang, mußte das Band reißen, und eben darum die Verbindung Frankreichs mit Rußland angebahnt werden. Das ist noch keineswegs der Krieg, aber ein feindseliges Verhältniß. Die straffe Centralisation, die man während der Zeit der Republik nach und nach zu lösen versuchte, ist wieder straffer angezogen worden, und dem Imperator mit seiner Friedens- und Kriegsarmee, die auf den Wink gehorchen, steht jetzt ein Volk gegenüber, in welchem die freieste Entwicklung Naturanlage und jetzt auch politische Nothwendigkeit ist. Hatte die Republik, freilich in höchst verworrener Weise, eine gewisse Decentralisation angestrebt, die dem Volke eine politische Selbstthätigkeit zur Pflicht und zur Nothwendigkeit machte, war allerdings aus diesem innern Zwiespalt eine gewisse äußere Schwäche hervorgegangen, so fragt sich sehr, ob nicht jetzt nun der äußerlichen in der vollen Wiederherstellung der Centralisation liegenden Stärke eine innere Schwächung hervorgeht. Dem mag indeß seyn wie ihm wolle, jedenfalls bezeichnet die neue Regierung in Frankreich eine Epoche abermaligen Kampfes zwischen der germanischen und romanischen Staatsidee, wie man sich neuerdings ausgedrückt hat, zwischen der individuellen Freiheit und natürlichen Entwicklung der Völker auf der einen und dem Princip einer Autorität, welche das Volk nur als Mittel zur Erreichung bestimmter, sehr häufig keineswegs aus dem Volk und seinen Strebungen hervorgegangener Staatszwecke betrachtet. Wir kommen somit jetzt zur nähern Darstellung dieser neuen Phase der Geschichte Europa's, die obwohl schleichbar, das heißt den äußern Umrissen nach, vollendet, doch noch in den ersten Stadien der Entwicklung steht, und deren Verlauf ein felsfames Gegenstück zu dem unbändigen Individualismus bildet, wie er sich neuerdings verstärkt in den angelsächsischen Völkern ausspricht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Amerikaner auf Hayti.

Englische Blätter (Shipp. Gaz. 22 Nov.) entlehnen folgende Nachricht aus der Tuel's Island Gazette, die mit unsern frühern Mittheilungen über die Pläne der Amerikaner auf Westindien alles gut zusammenstimmt, daß wir sie nicht herausheben sollten. „Seit einiger Zeit gehen Gerüchte von einer dritten Expedition, welche aus den Vereinigten Staaten nach Cuba abgehen soll. Diese Gerüchte haben endlich eine greifbare Form erhalten, und die Nachricht, daß eine abermalige große Expedition sich mit Macht rüstet, die Ufer der Vereinigten Staaten zu verlassen, um nach St. Domingo zu gehen, bestätigt sich. Diese mächtige Expedition wird in den Vereinigten Staaten ausgerüstet unter dem Vorwand, das Emigrationsdecret zu benützen, das der dominicanische Congreß — d. h. die Mulatten im spanischen St. Domingo, die von Kaiser Faustin I bedroht sind — erlassen hat. Der Präsident der dominicanischen Republik, Baez, hatte bei diesem Decret schlechtlich nicht die Amerikaner, sondern die Franzosen im Auge. Er hat aber jetzt die Thüre den amerikanischen Abenteurern geöffnet, welche festen Fuß in St. Domingo zu fassen suchen, um daselbst ihre Expedition sammeln zu können, und desto bequemer sich zu einem Angriff auf Cuba zu rüsten. Ihre Absicht geht dahin, als Einwanderer zu landen unter dem Schutz des Gesetzes, und gelegentlich auch den Dominicanern gegen Soulouque beizustehen. Ihr Zweck ist aber die Dominicaner und Haytier zu unterjochen, alle Schwarzen nach dem alten Code rural zur Arbeit zu zwingen, und das Land mit einer weißen Bevölkerung zu überschwemmen. Cuba soll in derselben Weise behandelt werden, und die Amerikaner hoffen dadurch ein Monopol der tropischen Punkte zu gewinnen, wie sie es bereits in der Baumwolle haben. Ohne Zweifel würde eine große Anzahl von Schwarzen nach der Insel transportirt werden. Die Auswanderer sollen von 4—5000 Texanern, Kentuckiern u. s. w. begleitet seyn, um die Anfeder gegen die Angriffe Soulouque's zu schützen, der zu einem Einfall entschlossen schient."

Miscellen.

Wasserleitung in der Nähe von Dschiddah. Das Athen. vom 4 December ertirt aus dem Portefeglio Maltese eine Nachricht, die von einem gewissen Paolo Anino mitgetheilt wurde, der als Arzt der Expedition Hussein Pascha's nach Yemen beiwohnte, und über dieß Land manche merkwürdige Dinge seit unbekannte Nachrichten besitzen soll. Er war der erste Europäer, der die alten Wasserleitungen in den Wüsten von Dschidda entdeckte, und ist der Ansicht daß die Hauptquelle, woraus sie versorgt wurden, auf der bisher unbekannten Ostseite der Farala- und Gosberge entspringt. Ein edelmüthiger und menschlichgesinnter türkischer Kaufmann, Faraisch Ibn Jussur, verwendete mehr als 2 Mill. (wahrscheinlich Piaster), um dieß prächtige Werk wieder herzustellen. Groß war natürlich der Zorn der Araber, welche das Wasser aus ihren Cisternen in Dschidda zu unmäßigen Preisen verkauften, und nun auf einmal um diesen großen Gewinn sich betrogen sahen. Auch plünderten sie auf diese Weise die armen Pilgrime aus, die nach Mecca zogen. Die Regenwasser-Cisternen sind jetzt geschlossen, und Faraisch wird von allen Bewohnern Dschiddahs gesegnet.

*

Die Maremi in Yemen, nordwärts von Sana, sind nach derselben Quelle ein sehr interessantes, bis jetzt noch halb heidnisches Volk. Ihr Scheich soll ihrer Ansicht nach die Pforten des Paradieses nach Gefallen öffnen können, wehhalb er natürlich sehr reichlich beschenkt wird. Die Maremis stellten vorigen Jahr zu dem Zug der Scheiks Hassan und Ali gegen Lubedscha, eine Expedition die von den kaiserlichen Truppen geschlagen wurde, nicht weniger als 8000 Mann. Das südliche Arabien birgt noch vieles, von dem wir sehr wenig zuverlässig wissen: auch Ritters Nachrichten über die Maikami, was zuverlässig die obigen Maremi sind, scheinen noch manches Zusätze zu bedürfen. Seinen Nachrichten zufolge stammt die Herrschaft der Scheiks der Maremi oder Maikami aus verhältnißmäßig neuerer Zeit, und da er hier nur als Anhängsel zweier andern Scheichs vorkommt, während er sonst als Eroberer auftrat, so scheint die ganze Sache schon wieder im Abnehmen.

*

Industrielle Unternehmungen in Australien. Die Goldfülle ruft rasch Unternehmungen ins Leben, die man noch vor kurzer Zeit gar nicht für möglich gehalten hätte. Nach den Times vom 23 November liegt vor der Legislatur von Victoria eine Bill wegen Anlegung einer Eisenbahn von Melbourne nach Mount Alexander, deren Kosten auf 1 Mill. Pfd. St. veranschlagt sind. Melbourne soll mit dem Hafen an der Hobsons-Bay durch eine kurze Eisenbahnlinie verbunden und ein Damm aufgeführt werden, an dem die größten Schiffe ausladen können; das Capital hiezu ist auf 100,000 Pfd. veranschlagt. Ebenso ist in Victoria eine neue Bank mit einem Capital von 1 Mill Pfd. im Werk, und die Legislatur in Sydney ist mit dem Plan einer Eisenbahn von Sydney nach Melbourne, 600 (engl.) Meilen weit, beschäftigt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 298. 13 December 1852.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Das französische Kaiserthum.

So wunderbar und den meisten unerwartet sich der Verlauf der Dinge seit dem 2 December vorigen Jahrs gestaltet hat, so war derselbe doch tiefer blickenden, mit Personen und Verhältnissen innigere Beziehungen habenden Männern, wie Thiers, der dieß Ereigniß schon am 28 Januar 1851 mit seinem berühmten Wort: l'empire est fait, anfündigte, keine so unerwartete Erscheinung. Fassen wir diese Thatsache wohl ins Auge, so müssen die innern Zustände Frankreichs Elemente dargeboten haben, welche das Ereigniß wesentlich erleichterten, Elemente, die nicht auf der Oberfläche lagen. Wir wissen außer den im Laufe des letzten Jahres vielfach besprochenen nur Einen anzuführen, und dieß ist die Stellung der zahllosen Beamtenschaar. Die Republik mit ihrem allgemeinen Stimmrecht, das die Quintessenz aller möglichen Freiheit mit sich führen sollte und wie zum Hohn dazu angewendet wurde, um alle Freiheit zu vernichten, war mit der vollständigen, bisher aufrecht erhaltenen Centralisation unverträglich. Nach dem Centralisationssystem ernannte das Staatsoberhaupt die Maires aller bedeutenden Orte, die Präfecten ernannten die Maires selbst der kleinsten Ortschaften, die Republik aber sprach die Ernennung der Maires durch die Gemeindeglieder aus. Das war neben dem beibehaltenen durchgreifenden Beamtensystem ein innerer Widerspruch, der manche Verlegenheiten mit sich führte, und oft zu tragikomischen Auftritten Anlaß gab. Die Ordnungspartei mußte, um nur einigermaßen ihren Namen zu verdienen, so viel möglich die ehemalige Prärogative der Regierung wiederherstellen, und die Regierung benützte dieß, um die Mairien möglichst mit ihren Anhängern zu besetzen. So arbeitete erstere mit sehendem Auge ihrem Gegner in die Hände, und die republikanische Partei hatte insoweit ganz recht, der Ordnungspartei fast mehr als dem bonapartistischen Regiment zu mißtrauen; nur verfah sie selbst es wieder kläglich in der Ueberschätzung ihrer eigenen Kraft. Das Gemeindegesetz, welches Ordnung in das Chaos der Gemeinderegierung bringen sollte, wurde theils aus Thorheit, theils absichtlich verschleppt, und kam in der Nationalversammlung nicht mehr zur Sprache. So weit hatte also die Regierung noch gewonnen Spiel, und die Beamten wußten, woran sie sich zu halten, aber zwei andere Gegenstände drohten dem Centralisationssystem verderblich zu werden; das eine war die unabhängigere Gestaltung des Unterrichtswesens, das der Regierung großentheils entzogen und localen Behörden unterstellt wurde, das andere lag in der steigenden Bedeutung der Departementalräthe, welche durch die Revolution selbst gewissermaßen wider Willen zu politischen Organen gemacht wurden, und nahe daran waren, wichtige Zweige der Verwaltung ganz unter ihren Einfluß zu stellen.

Durch diese Umstände kam eine Unsicherheit in die ganze Stellung des Beamtenstandes, und es ist nicht ohne Interesse, daß ein neuerer Berichterstatter die Bemerkung macht, die Disciplin und Unterordnung der Beamten sey jetzt musterhaft, während sie vor dem December 1851 sehr erschüttert gewesen sey. Es war ein Schwanken in ihre politische Haltung gekommen, welche sich durch die beeilig ins Leben geführte Aenderung des Unterrichtswesens und die projectirte Aenderung der Gemeinde- und Distrikteverwaltung zur Genüge erklärt. Die Mehrzahl zog die sichere Rolle der Unterordnung unter das Gebot eines Herrn der sehr schwankenden Aussicht vor, welche eine ungewisse politische Stellung ihnen gewährte. Das centralisirte Beamtenthum mit dem Rückhalt der Armee ist also die wesentliche Stütze der Regierung, und mit allem Selfgovernment, das sich unter dem Drang und den Nöthen zu bilden anfing, hat es natürlich ein Ende. Man wird von keiner Seite vergessen haben, daß die Departementalräthe in den letzten Jahren von mehr als Einer Partei zu einer gewissen politischen Bedeutung erhoben wurden, um in den Departements nöthigenfalls Opposition gegen eine neue Pariser Revolution machen zu können. Dieß Bestreben war vorzugsweise gegen die Rothen gerichtet, die von jeher auf die Handstreiche in der Hauptstadt so viel hielten. Die damalige Ordnungspartei, besonders die Legitimisten, sowie Ludwig Napoleon suchten dieß Element zu ihren Zwecken zu benützen, und nicht ohne Erfolg, denn die Legitimisten hatten in einem guten Drittheil der Departementalräthe das Uebergewicht. Mit dem allem ist es nun vorbei, der neue Kaiser wird von diesem Punkte aus sich seine Opposition machen lassen, und seine Präfecten sind ohne Zweifel in dieser Beziehung mit gehörigen Instructionen und Vollmachten versehen. Zum mindesten hören wir von diesen Departementalräthen nichts mehr, als wenn sie gelegentlich eine Glückwunschadresse beschließen, von ihrer Verwaltungsthätigkeit ist es stumm, obgleich vielleicht der neue Kaiser nicht geradezu unklug handelte, diesen Elementen in dem Umkreise ihrer Befugnisse einen ziemlich weiten Spielraum zu gestatten, um ein Gegengewicht gegen den blinden Diensteifer und die Gewaltthätigkeit mancher Beamten zu finden, deren wirksame Beaufsichtigung durch die Centralregierung unter die Unding zu rechnen ist.

Irgend einen Zügel muß die unbeschränkte Gewalt haben, und wenn der Parlamentarismus, d. h. die Controle der obersten Gewalt, in Frankreich so sehr in Mißcredit gefallen ist, so ist die

Controle der untergeordneten executiven Gewalten unerläßlich. Wenn man einem Repräsentativkörper die Luft Opposition zu machen nicht austreiben kann, da für in seinem Wesen liegt, wenn es unvermeidlich ist, daß der Repräsentativkörper eines ganzen Landes die Grundsätze einer Verwaltung in Frage stellt, die Regierung aber eine solche Opposition nicht zulassen will und, gerade herausgesagt, auch nicht zulassen kann, so ist das einfachste und nothwendigste, diesen Repräsentativkörper zu cassiren und heimzuschicken, statt ihn als Schemen dastehen zu lassen und dem Volk einen Schein für die Wirklichkeit zu bieten. Es ist ganz wahr was ein bekannter Schriftsteller schreibt, „es muß Gehalt in den Formen seyn, welches auch die Formen seyn mögen, das Kunstwerk einer absoluten Monarchie muß sich aus sich selbst heraus vollenden und nicht von vornherein Elemente des Versalls in sich ausnehmen.“ Tausendr, welchr den Verlust der Repräsentativregierung in Frankreich beklagen, ohne im mindesten gegen die Fehler derselben blind zu seyn, würden sich über diesen Verlust trösten, wenn in den Departements Behörden bestanden, welche dem Despotismus einer centralisirten Verwaltung eine auf die Interessen der Verwalteten gestützte Opposition entgegensetzen könnten. Das politische Leben, das für die Nationen in ihrer modernen Entwicklung unerläßlich ist, würde sich da entfalten, wo es bis jetzt in Frankreich zum großen Nachtheil des gemeinen Wesens nicht bestand, und viele, sehr viele, würden diesen Ersatz hinnehmen, und den Verlust der eigentlichen parlamentarischen Rechte vorerst als eine billige Strafe für den Mißbrauch derselben ansehen. Die Blicke der Mehrzahl, und namentlich der Bauern, auf welcher Ludwig Napoleon so sehr sich stützt, reichen ohnehin nicht über ihre Gemeinde, ihr Canton, ihr Departement hinaus, und die Besiedigung, welche diese Classen in einer Besprechung und Vertheidigung ihrer Localinteressen finden würden, dürfte gegen die, welche den Verlust des parlamentarischen Lebens in der Hauptstadt so sehr beklagen, ziemlich schwer in die Wagschale fallen. Zudem wären diese Organe verhältnißmäßig leicht in den Schranken ihrer Befugnisse zu halten.

Die Römer, welche man in Titeln und Symbolen nachahmt, und sich dadurch dem Wechselspiele der Vernünftigen und dem Spott der Frivolen aussetzt, die Römer, welche sich doch gewiß auf die Herrschaft verstanden, hatten in Gallien wir anderswo eine Municipalfreiheit gegeben, die man jetzt selbst in England für ausschweifend halten würde. Moreau sagt in seinem „Discours fur l'histoire de la France“: „zur Zeit der Eroberung Galliens hatte Cäsar das allgemeine System der römischen Politik befolgt; er hatte den Städten ihre Gesetze, ihre Magistrate, ihre Verwaltung gelassen, er hatte namentlich eine volksthümliche Regierung begünstigt, die aus allen Städten kleine Republiken machte, deren Ehrgeiz es war, die Hauptstadt des Reichs nachzuahmen. Als August nach Gallien kam, war er bemüht dieß Werk zu vervollkommnen, er sicherte den Städten nicht bloß ihre Municipalrechte, sondern ließ sie auch frei unter einander correspondiren, so daß sie im allgemeinen Interesse sich vereinigen konnten, was allen Bewohnern ein gemeinsames Vaterland gab. Seit dieser Zeit regierten sich alle die Städte selbst, wie eben so viele kleine aber freie Staaten; sie wählten ihre Magistrate, die Aufsehrr ihre kleine Militärmacht, schickten sich gegenseitig Abgeordnete zu, und versammelten sich in den ihnen angewiesenen Metropolen, um über die großen Interessen des Vaterlandes zu verhandeln.“ Diese Verhältnisse bestanden, bis in den schlechtesten Zeiten des römischen Kaiserthums unter Theodosius II diese Rechte theils sehr beschränkt, theils, unter dem Vorwand, den Provinzen Kosten zu ersparen, ganz aufgehoben wurden. Jetzt kannte die Willkür und Raubsucht der Beamten keine Gränze mehr, und bald kam es so weit, daß man die Barbaren herbeiwünschte, um vor den Erpressungen der kaiserlichen Beamten sicher zu seyn. Glaubt man etwa, jetzt stünde die Sache anders, weil die Verhältnisse feiner und abgeschlissener sind? Der Präfect wird nicht mehr gewaltsam erpressen, aber er wird willkürlich und sehr häufig nach seinem Privatvortheil, jedenfalls unbedingt nach dem Wink von oben, nicht nach den Wünschen von unten verfahren.

Auch in spätrer Zeit führte die Ausbehnung der Localverwaltung zum Verderben. Von dem Augenblick an, wo Frankreich unter Karl VIII und Franz I die Bahn der Eroberungen und des Strebens nach der Uebermacht in Europa betrat, wurden die Generalstaaten kaum mehr berufen, und die Provinzialstaaten waren nur noch ein Hinderniß für die — wohlthätigen Maaßregeln der centralisirenden Verwaltung. Letztere war allerdings nicht ganz ohne Grund, aber nur darum weil keine Generalstände mehr mit ihrem Ansehen über den Provinzialständen standen. Richelieu beseitigte die letztern fast alle, und unter Ludwig XIV gab es deren nur noch in vier Provinzen. In der Zeit, unmittelbar vor der großen Revolution, als man das Gewicht der durch die Centralisation entstandenen Mißbräuche zu fühlen begann, traten einzelne Männer auf, welche die Wiederherstellung der provinzialständischen Rechte bevorworteten, und im J. 1779 wurden auch einzelne Versuche gemacht, aber die Revolution stand bereits vor der Thüre; die von der alten Monarchie groß gezogene Centralisation war ein Moloch geworden, dem die Monarchie selbst zum Opfer fiel. Energische Protestationen gegen die antimonarchischen Schritte der Constituante kamen nur von denjenigen Provinzen, in denen noch Stände bestanden; die Constituante antwortete mit der Aufhebung der bisherigen Provinzialeintheilung, die großgezogene Centralisation verschlang den letzten Rest von Provinzialfreiheit, und die Monarchie fiel mit derselben. In der Geschichte liegt eine unerbittliche Nemesis: die Monarchie hatte im Interesse ihres Ehrgeizes und ihrer Herrschsucht die Provinzialfreiheit vernichtet, und das Mittel, dessen sie sich dazu bediente, wurde ihr selbst verderblich. Die modernen Gegner des Parlamentarismus haben nur halb Recht, wenn sie sagen, die Monarchie könne mit der Repräsentativgewalt nicht bestehen; dieß ist nur dann wahr, wenn die Monarchie in einer centralisirten Beamtenherrschaft aufgegangen ist. Dieser Herrschaft gegenüber ist die Repräsentation nichts oder alles; nichts, wenn sie nicht den Monarchen zwingen kann, nach ihrer Majorität sein Ministerium zu wechseln, alles, wenn dieß der Fall ist, wenn die schärfste Opposition ins Ministerium gelangen kann und die Gewalt über das Werkzeug, den centralisirten Beamtenstaat, erhält. Hierin liegt die Erklärung der aufeinander folgenden Katastrophen in Frankreich, der raschen Uebergänge so wie der Charakterlosigkeit, die man den Franzosen nicht ganz mit Unrecht, aber viel zu häufig vorwirft. Frankreich war nicht immer ein solcher mechanischer Staat, wie jetzt, es hatte einst einen Organismus; in der alten Monarchie warrn die Elemente noch in reichlichem Maaße vorhanden, die Revolution, welche sich mit der Centralisation verbunden hatte, zerstörte sie, und es ist nicht zu verwundern, wenn wir unter Napoleon nur mathematische Köpfe hervortreten sehen: in seinem mechanisch construirten Staat konnte er andere auch nicht brauchen.

Darum war auch das erste Kaiserthum eine durchaus persönliche Erscheinung: Napoleon hatte die Maschinerie ausgesonnen,

geschaffen, geleitet und beherrscht, mit seinem Fall bezweckt man zwar die Form bei, und setzte nur die Controle daneben in der Repräsentativverfassung; was diese aber einer so centralisirten Verwaltung gegenüber seyn konnte, haben wir oben gezeigt: alles oder nichts; zwischen diesen beiden Extremen schwankte der Staat bis zum Jahre 1848. Der Sturz, der in diesem Jahre erfolgte, und durch das allgemeine Stimmrecht die individuelle Freiheit und Selbstbestimmung hervorrief, mußte eben darum eine chaotische Reaction gegen den rein mechanischen Staat erzeugen. Statt diese chaotische Reaction sich entwickeln zu lassen, und die Entwicklung selbst zu fördern, wie es augenscheinlich der Zweck der Ordnungspartei war, hat man es einfacher und passender gefunden, den reinen Mechanismus wieder herzustellen, der somit nur als eine traurige Parodie des alten Kaiserthums erscheint. Mit so viel List und Klugheit bisher die Sache geleitet wurde, so ist doch im ganzen Verfahren auch nicht Ein schöpferischer Gedanke. Man hat die vor 40 Jahren beseitigten Formen wieder hergestellt, das ist alles; man hat den Namen Napoleon III angenommen, da die Kammern des Jahres 1815 den Sohn Napoleons als Erben anerkannt hätten und eine provisorische Regierung auf einige Tage in seinem Namen aufgetreten sey; weil Ludwig XVIII der Nation aufgedrungen, und Ludwig Philipp ihr aufgecamotirt wurde, so kehrt von Rechtswegen die kaiserliche Familie zurück, und die Nation erneuert im J. 1852 die Wahl, die sie schon im Jahre 1804 vorgenommen. Wir hätten gegen diese Vereinfachung, die so oft schon in der Welt vorgekommen, gar nichts einzuwenden, wenn nur nicht auch dem ganzen Verfahren die völlige Nichtachtung der Erfahrungen hervorginge, welche eine zahlreiche, geweckte Nation während eines vollen Menschenalters durchgemacht hat. Dieser Nation statt des Brodk geistiger Bewegung den Stein einer ganz mechanischen Staatsordnung bieten, ist ein Verstoß gegen das Recht der Geschichte, wie man ihn nicht ärger begehen kann. Schlimm für Europa, wenn er sich rächt, schlimmer noch, wenn er sich nicht rächt!

Wir haben von den Franzosen oft genug, doch in neuerer Zeit etwas seltener wie sonst vernommen daß Frankreich das Herz Europa's ist, dessen Schläge im ganzen Körper pulsiren. Finden wir auch die Metapher, gleich so mancher andern, bedeutend übertrieben, so ist doch ein gewaltiger moralischer Einfluß unverkennbar. Vor allem hat Frankreich das übrige Europa nach und nach genöthigt jede Regierung Frankreichs anzuerkennen, mag ihr Ursprung seyn welcher er will; wenn man sich einen Begriff machen will, welchen Weg Europa seit 60 Jahren durchlaufen, darf man nur das Manifest des Herzogs von Braunschweig neben die Anerkennung der Republik von 1848 und die des neuen Kaiserreichs stellen. Der allmählich angenommene Grundsatz ist völlig der republikanische Nordamerika's, und contrastirt seltsam mit den monarchischen Gewohnheiten und Förmlichkeiten unserer Diplomatie, die sehr geneigt ist, eine neue Regierung als eine Abaisache, aber nicht eine neue Dynastie als gleich berechtigt mit den alten hinzustellen. Aber Frankreich ist ein zu mächtiges Glied in der europäischen Gesellschaft, als daß man um jeder neuen Revolution willen, deren wir seit 22 Jahren bereits die dritte erlebten, jedesmal Krieg anfangen könnte. Der moralische Zusammenhang, die Solidarität der europäischen Monarchien, ist also durch die Umwälzungen Frankreichs fast völlig zerrissen worden, und begreiflicher Weise hat man eben darum den Gang der französischen Zustände seit einer Reihe von Jahren mit einer besondern Spannung verfolgt; man hat die dortigen Parteien auf der diplomatischen Wage gewogen, inwieweit sie zu dieser oder jener Combination passen, und hat dadurch nicht wenig dazu beigetragen das französische Parteiwesen von dem heimathlichen Boden loszureißen und in eine europäische diplomatische Sphäre zu versetzen, die endlich ein recht Sterich allem dem abgenützten Parteitreiben ein Ende gemacht und die Regierung eines einzelnen an die Stelle des Parteiwesens gesetzt hat. Es fragt sich ob diese schroffe Unterbrechung der bisherigen naturgemäßen Entwicklung des französischen Parteiwesens von Dauer seyn kann, denn wir nennen diese Entwicklung naturgemäß, weil sie trotz aller Entartung auf sehr deutlich erkannten Zuständen und Verhältnissen Frankreichs beruht.

(Fortsetzung folgt.)

Siam und die Siamesen.

5. Die buddhistische Religion. — Priester. — Tempel. — Cultus.

Die Regierung und bürgerlichen Verwaltung steht die herrschende Religion des Königreichs zur Seite. Der Buddhismus ist fast der allgemeine Cultus aller Länder, die zwischen Bengalen und Cochinchina liegen; der hinterindische Buddhismus scheint Eine zu seyn mit dem von Ceylon, von wo er gekommen seyn soll; aber wesentlich unterscheidet er sich von dem Buddhismus der Tatarei, von dem Hindostans, von dem in Annam, in China, in Japan. Sein Hauptdogma ist überall die Seelenwanderung. Nach ihm ist die ganze Natur nicht nur belebt, sondern auch beseelt, so daß durch Abschneidung eines Baumzweigs das allgemeine Leben ebenso getödet wird, wie der menschliche Körper durch das Abschneiden eines Gliedes. Die Buddhisten lassen die materielle und geistige Welt von Ewigkeit her bestehen, und schreiben ihr auch weiterhin eine ewige Dauer zu. Alle Seelen sind gleichgeartet, sie mögen die Hülle eines menschlichen, eines thierischen oder eines Pflanzenkörpers haben, und zu dieser Verbindung mit der Materie verurtheilt zu seyn ist ihre Strafe und böses Schicksal, da das höchste Glück darin bestehe, mit nichts verbunden und im Zustand vollkommener Ruhe zu seyn. Sie glauben, nach Durchlaufung einer gehörigen Zahl von Verwandlungen und nach Erfüllung der Pflichten in jeglichem Stand werden die Seelen der Guten in eine Stufenordnung von Himmeln aufgenommen und am Ende in einen Zustand von Vollkommenheit versetzt, wo es weder Gebuet noch Tod mehr gibt, und wo man alle Sorgen und Leidenschaften ledig ist, die mit allen andern Lebenszuständen verbunden sind. Diese vollkommene Ruhe heißt gewöhnlich Nieb-wan, wahrscheinlich eine verdorbene Ableitung von dem Pali-Wort, welches „alles ist zu Ende", „allgemeines Aufhören" bedeutet. Andererseits glauben sie zwar an das Daseyn von mehrern Stufenhimmeln außerhalb dieser Welt, aber die Hölle, welche die ewige Qual der Schlechten ausmacht, besteht in einer niederdenden Reihe von Wanderungen, ohne Aussicht, je in das Nieb-pan zu gelangen.

Die Siamesen glauben nicht an ein höchstes Wesen, und den abstracten Begriff einer immateriellen unsterblichen Seele können sie nicht fassen. Allen Seelen schreiben sie menschliche Gestalt und eine, wenn auch die zur Unsichtbarkeit und Unstaffbarkeit seine Leiblichkeit zu; diese Seelen — eine Vorstellung etwa wie die Manen und Schatten der Griechen und Römer, sind Gegenstand religiöser Verehrung. Buddha scheint der allgemeine Name für die Menschwerdung der Gottheit zu seyn; wahrscheinlich war es ursprünglich der Name einer bestimmten Person. Es hat vier Buddhas in der Welt gegeben; auf den letzten, Gautama, der hoch verehrt wird, soll in einigen Jahrtausenden ein neuer folgen, Arimadaeyh. Gautama war der Sohn eines Königs und hatte vor seiner letzten Geburt schon eine außerordentliche Zahl von Verwandlungen durchlaufen, in denen er unermeßliches Verdienst erwarb. Bei seinem Tod, der vor 2380 Jahren statt hatte, gebot er, daß sein Bildniß und seine Reliquien angebetet, und zu seinem Andenken Tempel errichtet werden bis zur Zeit des künftigen Buddha. Dann ging er zur ewigen Ruhe ein.

Die Siamesen setzen jedes Glück als Belohnung früherer Tugend,

jedes Unglück als Strafe einstiger Sünden an. Ein großer Theil der Verehrung der königlichen Person kommt von der Annahme, daß schon seine hohe Stellung ein unzweideutiger Beweis des hohen Verdienstes ist, das er in seinen früheren Lebenszuständen erlangt hat, und daß er dem Nirvipan sehr nahe ist. Einen höchsten Richter, welcher die Grade des Verdienstes schätzt und ihnen die entsprechenden Belohnungen zutheilt, nehmen sie nicht an: alles das, glauben sie, geschehe durch die natürliche Verkettung von Ursachen und Wirkungen.

Eine Consequenz der Grundlehren des Buddhismus ist eine Scheu vor Blutvergießen; doch hat diese Ansicht wenig zur Vermenschlichung der Sitten ihrer Bekenner beigetragen, denn die Geschichte von Ceylon, Birma, Pegu wimmelt von Grausamkeiten. In keinem Lande Asiens ist das Menschenleben so wenig geachtet. Es ist die nothwendige Folge einer so enormen Uebervölkerung in der Türkei, daß man am Ende das Wichtige vom Falschen nicht mehr unterscheiden kann. Einen Menschen tödten, ist nach der Buddhalehre freilich eine Sünde, aber die Vernichtung eines Insects oder Tödtung einer giftigen Schlange wird ebenfalls als Mord angesehen; ja jeder Schnitt der Sense auf einem Aehrenfeld wird als ein 1000facher Mord betrachtet. Die strenge Durchführung dieser Ansicht ist natürlich eine Unmöglichkeit, und der Ungehorsam ergibt sich von selbst. Die Priesterkaste jedoch weiß, wie wir sehen werden, diese Schwierigkeit zu schlichten, und die üblen Folgen einer Ueberschreitung des Gesetzes zu verhindern.

Die sämmtlichen Priester heißen Talapoinen. Jeder Talapoine muß einen Theil seines Lebens dem Dienst der Gottheit widmen; gewöhnlich ist das 14te Jahr die Zeit wo man zum Priester geweiht wird. Sie leben in einer Art von Klöstern, welche in einer oder zwei Reihen getrennter Wohnungen bestehen, die sich um den Tempel herumziehen. Das Ganze heißt ein Wata und kann 10—100 Priester und darüber fassen. Es gibt keine Frauenklöster, doch können alte Frauen die Gelübnisse erlangen, sich in die Wata's zurückzuziehen, wo eine besondere Reihe von Zellen ihnen bestimmt ist; diese Klausnerinnen sind weiß gekleidet, und thun die niedern Dienste in dem Wata.

Bei dem Eintritt in den Priesterstand heißen die Talapoinen Rens, was so viel als Novizen ist. Je nach Verdienst und Dienstalter rücken sie in höhere Grade vor. Bei jedem älteren Priester wohnen ein, zwei oder drei Rens, welche bei den gewöhnlichen Cultusacten seine Stelle vertreten können, und es gibt Rens, die als solche alt werden, ohne aus dem Priesterstand auszutreten, oder weiter in demselben vorzurücken. Jedes Kloster hat einen Obern, etwa dasselbe wie die Aebte in unsern Klöstern; die bekenntnißlosen Klöster stehen unter einem Würdenträger, der unsern Priors entspricht. Ueber diesem ganzen religiösen Personal steht der Sanskrat oder Oberpriester, der vom Könige ernannt wird und stets im Palaste verweilt. Er ist Gegenstand der höchsten Ehrenbezeugungen, und ohne seine Zustimmung kann kein Talapoine in den Priesterstand aufgenommen werden; außer diesem Vorrecht besitzt er jedoch keine weitere weltliche oder geistliche Autorität. Abgesehen von der Ehrfurcht, die jeder Talapoine dem Obern seines Klosters zolle, gibt es in Siam keine organisirte Hierarchie mit kirchlicher Disciplin.

Das ganze Geschäft dieser religiösen Klasse besteht in Almosensammeln, in Enthaltung von den Sünden der Lüsternheit, und in Sühnungen zu Gunsten der Verwandtungsschicksale derer welche ihnen Liebesgaben zusammen lassen. Sie essen nicht gemeinschaftlich, und wer etwas empfängt ist nicht gehalten mit einem Bruder zu theilen. Aber Fremde nehmen sie gastlich auf, und jeder von ihnen hält zwei Lager zur Seite des seinigen für Beherbergung Reisender bereit. Statt halb nackt zu gehen, wie die Laien aller Stände und Rangstufen, sind die Talapoinen sehr anständig mit weiten gelben Gewändern von Seide oder Baume wolle bekleidet, wie die buddhistischen Priester von Boa oder Ceylon; der bloße und geschorne Kopf wird durch einen kleinen Schirm geschützt, den sie in der Hand halten. Der Sack, welcher die Gaben aufnehmen muß, ist ein eiserner mit einem rothen Tuch bedecktes Becken, welches an der linken Schulter angehestet ist. Eine Stunde vor dem Frühstück ist bestimmt, die Runde zum Einsammeln zu machen; der Priester zeigt sich an jeder Thür und wartet einige Minuten. Er nimmt nur ganz unbereitete Speisen oder Kleidungsstücke und darf dem Geber nicht danken. Wenn er nichts erhält, so geht er schweigend seinen Weg fort; dieser Fall ist jedoch selten.

Zum Volke reden, Gözendiener einweihen, bei Leichenbegängnissen und anderen Ceremonien mitwirken, sind die gewöhnlichsten Pflichten der Talapoinen, für deren Erfüllung sie von denen, die sie bestellen, ein Geldgeschenk erhalten. Auf diese Art werden viele unter ihnen reich. Sie genießen hohe Verehrung, und überlassen jede körperliche Arbeit den weltlichen Beamten und den Novizen, welche sich in den Wata's befinden. Alle weltlichen Beamten bis zum siebenten Rang müssen ihnen gehorchen; sie grüßen nie, und selbst die Eltern müssen sich vor ihren Söhnen im Priesterkande verneigen. Einen Talapoinen darf der weltliche Arm nur ergreifen wenn er vorher aus dem Priesterstand geschoßen ist. Sie sind frei von jeder Steuer, so wie von der Conscription. Aber die Einförmigkeit ihres Lebens, die Entfernung aus der Gesellschaft ihrer Verwandten und Freunden, die strenge Ehelosigkeit und die Enthaltung von jedem weltlichen Geschäft lassen bald genug diese Ehren und Freiheiten als ihnen erkauft erscheinen. Auch tritt die überwiegende Mehrzahl dieser Männer nach einigen Jahren, ja schon nach einigen Monaten in die Gesellschaft zurück, was ihnen keine Vorwürfe zuzieht. Aeltere Männer, welche die an ihr Ende im Priesterstand bleiben, sind meist solche, welche aus Lebensunfähigkeit zum zweitenmal das Priestergewand nehmen und nun nicht mehr austreten dürfen.

Der König ist das eigentliche Haupt der Nationalreligion; die Talapoinen haben weder Rang noch Einkommen ohne seinen Willen. Sie sind nicht eine erblicht Kaste, also nicht mit einander zur eifersüchtigen Ueberwachung ihrer Interessen verbunden. Sie haben aber auch keinerlei Zusammenhang mit den Interessen des Volks, und sind der Mehrzahl nach eher geneigt durch ihre geistliche Gewalt den Ehrgeiz gegen den Monarchen noch passiver, seine Gewalt noch despotischer zu machen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Leichardts Tod. Was man schon lange befürchtet, der Tod Leichardts scheint sich zu bestätigen. Das Bulletin de la Soc. de Géogr. (October) berichtet, ohne die englische Quelle näher zu bezeichnen, daß Briefe von einem Hrn. Boyd-Horsburgh, Magistrat zu Brisbane-Water in Neusüdwales, in London eingelaufen seyen, denen zufolge die von diesem Hrn. Horsburgh und einem Hrn. Holy beschligte Expedition zur Aufsuchung Leichardts 900 Meilen weit ins Innere vorgedrungen, und dort von den Eingebornen vernommen habe, daß Leichardt etwa 300 Meilen weiter im Innern mit seinen Gefährten von den Eingebornen erschlagen worden sey. Die Expedition scheint im Sinne zu haben, bis an den Ort des Unglücks vorzudringen, indeß werden die Eingebornen des dortigen Districts als sehr feindselig geschildert. Alle Mitglieder der Expedition mit Ausnahme Hrn. Holy's litten sehr an einer Augenkrankheit (ciselle).

Die Bewohner Oberägyptens. Hr. Bayle St. Johns macht in seinem „Village Life in Egypt“ die Bemerkung, daß die Farbe der ägyptischen Fellahs gerade so grau-braun aussehe, wie der Thon oder Nilschlamm. Diese Farbe geht auf den Wangen manchmal in ein Dunkelroth über. Indeß ist das Volk Oberägyptens viel dunkler als das Unterägyptens. Etwa 15 engl. Meilen nördlich von den Katarakten sind die Bewohner so schwarz wie die Nubier, haben aber noch ägyptische Züge, sprechen arabisch, und wollen durchaus nicht von Beduinen abstammen. Aus dieser Provinz kommen die meisten der Matrossen, die man gewöhnlich auf den Nilbarken findet, und welche wegen ihrer dunkeln Farbe von den Fremden als Nubier oder Barabras bezeichnet werden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 299. 14 December 1852.

Reisebemerkungen über Litthauen.

8. Druskienniki.

Kaum hat man von Meretsch aus den Fluß überschritten, so breitet sich eine ungeheure Sandebene aus, die eine Strecke von 40 Wersten bis vor Druskienniki hinzieht. Wie zum Widerspruch mit der traurigen Localität heißt das erste Dorf jenseits der Meretsch der Trost, Uciecha, und das letzte die Belustigung, Weselovo. Man hat in der That Ursache lustig zu seyn, wenn man das Ende dieser Sandsteppe erreicht hat. Hier befinden wir uns in dem litthauischen Baden-Baden. Der Name Druskienniki kommt von dem litthauischen Werke „druskas", welches Salz bedeutet, ein Beweis daß die alten Litthauer die Eigenschaft dieser Quellen kannten, wenn auch nicht in ihrer Heilkraft, so doch um Salz daraus zu gewinnen. Doch kennt man auch die heilende Kraft dieser Quellen schon seit dem 17ten Jahrhundert, wenn gleich die Verwendung derselben zum Trinken und Baden erst seit dreißig Jahren allgemein geworden. Der Ort liegt 120 Werste von Wilno und 42 von Grodno. Jetzt ist er ein Kronstädtchen mit hübschen hölzernen Häusern, breiten mit Sand bestreuten Straßen, einem ungeheuern freien Platze und einem umfangreichen Garten am Ufer des Niemen, hinter welchem die polnische Ebene sich ausbreitet. Die Eigenschaften des Wassers hat Professor Ignaz Vonberg, jetzt Professor der Chemie an der Universität zu Kiew, untersucht; es soll sich namentlich bei Hömorrhoidal-, Leber- und Gichtleiden bewähren; die Curzeit dauert gewöhnlich 6 bis 10 Wochen. Polnische und russische Große haben hier eigene Häuser.

Bei meinem Aufenthalt hier traf ich auch den bekannten Archäologen Graf Eust. Tyszkiewicz, der hieher kam um Linderung für seine Leiden zu suchen, dessen forschender Geist aber auch hier Mittel fand, seine reichen Sammlungen von Landesalterthümern zu bereichern. Grodno, Lida, Meretsch und das in der litthauischen Geschichte bemerkenswerthe Kloster Leszkow, dessen Thürme man von einigen Gebäuden Druskienniki's aus sehen kann, lieferten ihm viele neue und interessante Gegenstände. Namentlich in Grodno entdeckte er viele bis jetzt unbekannte Actenstücke und Handschriften, die eine nicht gewöhnliche historische Bedeutung haben sollen. Graf Tyszkiewicz bietet ein seltenes Beispiel uneigennütziger Liebe für die Wissenschaft und den von ihm gewählten Gegenstand, die Archäologie. Fast das ganze litthauische Rußland hat er die Kreuz und Quere durchforscht, und allenthalben Reste von Alterthümern gesammelt. Zu demselben Zwecke bereiste er auch die ganze skandinavische Halbinsel und gab nach seiner Rückkehr über die Resultate seiner Reise ein musterhaftes Werk in polnischer Sprache heraus.

Rückblicke.

Das französische Kaiserthum.

(Fortsetzung.)

Die legitimistische und orleanistische Partei haben namentlich den oben bezeichneten europäischen Charakter angenommen und neigten sich die eine mehr zu England, die andere mehr zu den absoluten Mächten des Ostens; ihr trat als neutrale französische Partei die republikanische entgegen, welche gegen das Königthum auftrat, nicht bloß aus theoretischer Abneigung gegen dasselbe, sondern aus dem sehr praktischen Grunde, weil die dynastischen Parteien zu tief in diplomatische Intriguen verflochten waren, als daß sie dem Interesse Frankreichs gemäß ganz frei hätten handeln können. Hierin liegt auch der Grund des raschen Emporsteigens der Neurepublikaner und ihrer baldigen Verbindung mit den alten Blauen. Es war die Partei, welche sich durch gar keine dynastische Rücksichten mehr binden wollte und in Folge dessen der Republik wenn auch mehr aus Nothwendigkeit als aus Neigung huldigte. Faßt man die Sache von dieser Seite auf, so werden manche Erscheinungen in der republikanischen Zeit klar, und man kann nur die Thorheit der theoretischen Republikaner anklagen, daß sie glaubten aus dem allgemeinen Stimmrecht könne bei einem geistig so verwahrlosten Volke, wie die Masse des Landvolks in Frankreich ist, etwas anders hervorgehen als die Repräsentation der Leidenschaften, welche sich nach sehr vorübergehender Herrschaft der blauen Republikaner in einer unmäßigen Verstärkung der Legitimisten und der sogenannten Rothen zeigte, während die vernünftigern Mittelparteien sehr schwach zum Vorschein kamen. Wir stellen diese beiden einander darum gegenüber, weil man die Legitimisten als diejenigen betrachten muß, welche gern die volle monarchische Solidarität Europa's durch Zurückberufung der alten Bourbonen wiederhergestellt hätten, die Rothen als solche, welche die Abneigung gegen den Einfluß des monarchischen Europa's gern bis zur Kriegserklärung gegen dasselbe getrieben hätten.

Frankreich ist ein mächtiger Staat, doch nicht so mächtig, daß er die Verhältnisse Europa's geradezu beherrschen könnte. Die alte, durch die erste Revolution geschaffene Lage wirkt noch nach: die Republik des Jahres 1793 mußte in Europa siegen oder untergehen, sie siegte durch Napoleon, der ihr Leiter und Beherrscher wurde. Nach seinem Sturz wollte man das Wagstück, ganz Europa zu bekriegen, nicht noch einmal unternehmen, und dieß rief die vermittelnden Parteien hervor, die Legitimisten, welche sich mit dem alten Europa völlig aussöhnen, die Orleanisten, welche dynastisch vermitteln, und die Neurepublikaner,

welche ungehemmt durch äußere Einflüsse zuwarten wollten. Alle drei hatten Berührungspunkte, wichen aber in den Mitteln zum Zweck allzu sehr von einander ab, als daß sie hätten zusammengehen können. Die Rothen und das kaiserliche Regiment stehen trotz der Trennung in den äußern Formen in einer viel tiefern Wahlverwandtschaft: die Staatsomnipotenz und die Uebermacht Frankreichs in Europa ist beiden gemeinsam, und man darf sich nicht verwundern, wenn Leute wie Montagnard Chavoix und Genossen mit der kaiserlichen Regierung Frieden schließen. Die schroffe Centralisation ist eine vortreffliche Kriegsmaschine in den Händen eines Carnot und eines Napoleon, aber ein schlechtes Friedensinstrument. Wenn nun der neue Kaiser, wie die Assemblée Nationale meldet, und wie es durch die Erklärungen im englischen Parlament bestätigt wird, die Verträge anerkennt und deßhalb den verschiedenen Mächten die bündigsten Versicherungen gegeben hat, so ist er aus seiner natürlichen Stellung herausgetreten, und hat in Bezug auf die äußern Verhältnisse die der Legitimisten, der Orleanisten und der Neurepublikaner eingenommen. Kann er die Rollen tauschen, ohne eine schreiende Inconsequenz zu begehen? und kann er eine solche Inconsequenz begehen, ohne seine Stellung zu gefährden?

Als das erste Kaiserthum fiel, sah man es als eine nicht bloß französische, sondern europäische Nothwendigkeit an, die Nation durch Gewährung constitutioneller Freiheiten mit ihrer neuen Lage zu versöhnen, und was man auch sonst an den innern Zuständen Frankreichs auszusetzen haben mag, so kann doch niemand läugnen, daß es in den Jahren von 1816 bis 1848 an innerer Wohlfahrt bedeutend zugenommen, niemand kann läugnen, daß die Gewohnheit constitutioneller Formen dem Lande auch in der chaotischen Zeit der Republik sehr wesentliche Dienste geleistet hat, und daß, was die innere Verwaltung betrifft, die legitimistische, orleanistische und neurepublikanische Partei in ihren Compromissen, die das eigentliche Wesen constitutioneller Regierungen sind, bereits sehr bedeutende Fortschritte gemacht hatten. Dem Menschen „taugt einzig Tag und Nacht“; weder die göttliche Autorität, auf welche Legitimismus und Kirchenthum sich berufen, noch die freie Selbstbestimmung, auf die der Republikaner pocht, lassen sich rein durchführen: die erste nicht, weil die Werkzeuge, durch welche die göttliche Autorität wirken soll, Menschen und darum gebrechlich und dem Irrthum unterworfen sind, die freie Selbstbestimmung nicht, weil sie zu leicht ins Maaßlose schweift und den festen Boden verliert; in dem natürlichen und nothwendigen Kampf dieser beiden Elemente bewegen sich unsere Staaten, und es ist ein großer Fortschritt, wenn sie durch den Kampf der Geister, nicht der rohen Gewalt, zu Compromissen gelangt sind, namentlich in einem Lande wie Frankreich, wo die Omnipotenz des Staates leitender Grundsatz war, und jede Partei, wenn sie ans Ruder gelangte, ihre Grundsätze durch Erziehung und Unterricht der Jugend, d. h. dem künftigen Geschlecht einprägen wollte, um dadurch die Dauer ihrer Herrschaft zu sichern. Nicht die Art des Compromisses, das Compromiß selbst ist das Wichtige, und an die Stelle desselben soll nun nach vierzigjährigem Kampfe, in welchem ein ganzes Geschlecht ins Grab hinabsank und ein neues heraufstieg, mit einemmal wieder das sic volo, sic jubeo treten. Das ist eine Unnatur, die keinen Bestand haben kann, und es ist bezeichnend, daß selbst die Häupter derjenigen Partei, welche anfangs bei dem Tausche zu gewinnen vermeinte, nach kurzer Täuschung sich zurückgezogen haben.

Wenn der neue Kaiser jetzt, für den Augenblick, in Bezug auf die äußern Verhältnisse des Landes in die Stellung eingetreten ist, welche vormals Legitimisten, Orleanisten und Neurepublikaner eingenommen haben, wenn er in dieser Beziehung folglich dem Gebot einer zwingenden Nothwendigkeit folgte, so ist nichtsdestoweniger deutlich, daß, seiner ursprünglichen Ansicht zufolge, seine Regierung gleich nach dem 2 December in die Fußstapfen der alten kaiserlichen Regierung eintreten sollte. Der herrische Ton, den sie gegen die Nachbarstaaten, namentlich gegen Belgien, die Schweiz und Piemont annahm, zeugt zur Genüge für die ursprüngliche Ansicht, sowie für die Erkenntniß, daß die friedliche Stellung, welche die alten Parteien Europa gegenüber einnahmen, nicht die natürliche der kaiserlichen Regierung sey. Man braucht gar nicht in die diplomatischen Unterhandlungen eingeweiht zu seyn, um mit Zuverlässigkeit behaupten zu können, daß die neue Regierung nur vor sehr entschiedenen Erklärungen der Mächte zurückgewichen ist, und in die vorläufige friedliche Stellung wider Willen hineingedrängt wurde; daß sie somit sich selbst Zwang anthat, und wohl fühlte, daß sie damit in eine ihrer eigentlichen Natur nicht angemessene Rolle eintrete. Die Rüstungen in England und so manche Erscheinungen auf dem Continent zeugen zur Genüge dafür, daß man diese Rolle nicht für aufrichtig hält, wir können aber aus dem Verhalten der französischen Regierung vorerst nur den Schluß ziehen, daß sie ihre Stellung in Europa nicht sonderlich richtig aufgefaßt und das Europa des Jahres 1852 für das Europa von 1815 — minus der Einigkeit der damaligen Coalition — gehalten hat, ein bedeutender Irrthum, in welchen weder die Restauration, noch die Julius-regierung, sogar nicht die Republik verfallen ist. Indem die neue kaiserliche Regierung den mit ihrer Stellung im Innern und mit ihren thatsächlich documentirten Strebnissen nach außen so sehr in Widerspruch stehenden Satz aufsprach, „das das Kaiserreich der Friede sey,“ hat sie sich dem Vorwurf der Doppelzüngigkeit und der absichtlichen Täuschung ausgesetzt, während der Satz in ihrer Lage kaum etwas anders als ein Nothbehelf war. Die Kritik ist aber nicht stumm gewesen, und hat es geradezu ausgesprochen, daß ein friedliches Kaiserthum ein Unding sey. Das heißt im Wesentlichen nichts anders, als was man während der letzten Jahre so oft in französischen Zeitschriften lesen konnte, daß man die Bewegung, wenn man ihrer im Innern nicht mehr Meister werden könne, nach außen werfen müsse; es schließt also die Frage in sich, ob die Regierung sich im Innern behaupten werde? Man kann darauf wohl mit Zuversicht antworten: gegen offene Gewalt allerdings, aber nicht gegen innern Zerfall.

Wir haben oben die Ansicht ausgesprochen, daß sich in den Handlungen der Regierungen auch nicht ein schöpferischer Gedanke kund gebe. Dieß drückt sich in allem aus, in den römischen, dem alten Kaiserthum entlehnten Titeln, in den fast sklavisch befolgten ehemaligen kaiserlichen Einrichtungen, in der Einrichtung der Polizei als wesentlichen Regierungselemente. Doch in einer andern scheinbar minder bedeutenden Sache zeigt sich dasselbe Plagiat, nämlich in den großen Anstrengungen zur Verschönerung und Verherrlichung von Paris: wie zu den Zeiten Ludwigs XIV, wie zu Zeiten Napoleons, wird auch jetzt Paris vorzugsweise und selbst zum entschiedenen Nachtheil des übrigen Landes begünstigt. Furcht vor der mächtigen Hauptstadt, die so oft als ein Vulcan sich erwies, dessen unerwarteter Ausbruch ringe umher Verwüstung anrichtete und die Macht der Regierung knickte, wie ein schwaches Rohr, hat an diesen Bestrebungen jedenfalls eben so großen Antheil, als die Eitelkeit: man will die Arbeiter, die industriellen Classen, die Künstler beschäftigen und bereichern, man will sie insgesammt durch ihr eigenes Interesse an den neuen

Hof feiten, man wendet ohne Rücksicht auf die Finanzen des Staats ungeheure Summen auf, um die Tuilerien mit unerhörter Pracht herzustellen, man will die Stadt Paris selbst zu einem Anlehen von mehreren hundert Millionen veranlassen, um den Bauten und Verschönerungen neue Impulse zu geben, kurz man überbietet die Restauration und Ludwig Philipp, um mit den Verschönerungen und Bauten unmittelbar aus alte Kaiserreich sich anzuschließen, und durch die materielle Prachtentfaltung für die verlorene geistige Bewegung zu entschädigen. Das alles wird gelingen, aber nur bis auf einen gewissen Grad. Die Franzosen sind durch die lange Erfahrung ihrer innern Stürme zu gründlich ernüchtert, um sich in einen dynastischen Enthusiasmus versetzen zu lassen, und wenn irgend die Nachrichten, die auf Umwegen aus Paris ertönen, richtig sind, nimmt man hin, was geboten ist, ohne Dank und ohne Glauben an die Zukunft.

Es ist kaum ein Jahr vorüber, daß die öffentliche Meinung in Bezug auf Ludwig Bonaparte in Paris sehr tief stand. Hat er sich seitdem in der öffentlichen Achtung gehoben? Das wird wohl niemand behaupten: die Mittel wodurch er sich den Weg zur öffentlichen Gewalt bahnte, lagen niemand offener vor Augen als den Pariesn; so wie der Schlag vom 2 December vorigen Jahr gefallen war, wußte jedermann wohin sein Streben gehe; jeder Schritt, den er dem Kaiserthum, dem Ziel seiner Wünsche, näher that, war voraus berechnet, aber auch vom Publicum voraus gekannt, und ging deßhalb ohne Eindruck vorüber; selbst der letzte Act, die Proclamation des Kaiserthums ließ die Massen gleichgültig, welche nur das Unerwartete mächtig ergeizt. Man hat zwar im Laufe des Jahres eifrig dafür gesorgt, die aufregungslustige Menge durch Feste anzuregen, aber wer an geistige Anregungen gewöhnt ist, langweilt sich bald an solchen Festen, und die Unzahl derselben hebt obndem die Wirkung auf. Die Stimmung in Paris kann man wohl mit wenigen Zügen geben: man läßt über sich ergehen was man nicht ändern kann, man sieht der Zukunft ohne sonderliche Hoffnung, aber auch insofern ohne sonderliche Furcht entgegen, als von Seite der Regierung gegen Aufstände gute Vorsorge getroffen ist. Aber so hatte auch die Restauration erklecklicke Fürsorge getroffen, so und noch mehr die Julusregierung, die, was eine militärische Beherrschung von Paris betrifft, der jetzigen Regierung mit einem guten Vorspiele vorangeing; dennoch haben sie ihren Tag erlebt und die Meinung ist verzeihlich und erklärlich, daß auch die jetzige Regierung, etwas früher oder etwas später, ihren Tag erleben werde. Was die Bevölkerung des übrigen Frankreichs betrifft, so ist auf diese nur zu zählen, wenn ihr ausgiebige Erleichterungen in den Steuern gewährt werden; ob dazu bei der jetzigen Verschwendung Aussicht vorhanden ist, mag sich jeder von selbst sagen. Tritt aber die Erleichterung nicht ein, so wird die große Masse der Landbevölkerung, die sich bis jetzt zum Theil wirklich enthusiastisch gezeigt hat, und das Kaiserthum für ihr Machwerk im Gegensatz gegen das der gehaßten Städter hält, wieder in ihre alte Gleichgültigkeit versinken.

Alle Regierungen haben ihre schwache Stunde, und für jede kommt die Zeit wo sie sich auf das Vertrauen, die Zuneigung und vor allem auf die Gewohnheit des Gehorsams in den Massen, sowie bei den einflußreichen Theilen des Volks müssen verlassen können. Der Mangel an diesen Requisiten ist die Ursache der Schwäche revolutionärer Regierungen, und zu diesen gehört die jetzige kaiserliche Regierung gleichfalls, da sie durch ganz revolutionäre Mittel in den Besitz der Gewalt gelangt ist. Wenn Talleyrand, als er den Brand von Moskau erfuhr, den berühmt gewordenen Ausspruch that: „c'est le commencement de la fin," so war der Sinn dieses Witzworts kein anderer, als daß eine neue noch nicht durch den Glauben der Völker gestützte Gewalt keine bedeutendere Unfälle erleiden dürfe, wenn nicht das Gebäude wieder zusammenbrechen solle. Wer wird der jetzigen Regierung Frankreichs ein stetes Glück in ihren Unternehmungen verbürgen? Ein erfahrener englischer Beobachter sagt über den jetzigen Stand der Dinge in Frankreich, „die Sache könne nur mit dem Bürgerkrieg oder mit einem äußern Krieg enden;" zum Bürgerkrieg wird man es wohl nicht kommen lassen, aber zum äußern wird es dann wohl kommen müssen. Das ist die Folge, wenn die Nation die ihr aufgelegte Herrschaft nicht erträgt, und sich ihrer zu erwehren sucht; der äußere Krieg, und zwar durch Frankreich hervorgerufen und veranlaßt, ist dann wohl keinem Zweifel unterworfen, und die Folgen nicht abzusehen. Das Gegentheil, wenn die Nation dieß Herrschaftssystem über sich ergehen läßt, und es hinnimmt, ohne sich dagegen aufzulehnen, selbst wenn die Regierung durch erlittene Unfälle schwächer würde, ist noch schlimmer, sie wird sich dann auch jedem glücklichen Feldherrn mit ziemlich gleicher Bereitwilligkeit unterwerfen, und der Zauber des Namens Napoleon seinen Inhaber nicht lange vor Nebenbuhlern schützen. Eine rohe Militärherrschaft wäre dann die Folge, unter welcher Frankreich und das übrige Europa gleich schwer leiden, und Frankreich mit seiner Militärmacht ein Spielball fremder Intriguen werden würde. Das klingt freilich anders als die Lithyramben des neunapoleonischen Dichterkreises, ob aber die Geschichte diesen letztern Recht geben wird, müssen wir erst abwarten.

(Fortsetzung folgt.)

Siam und die Siamesen.

5. Die buddhistische Religion. — Priester. — Tempel. — Cultus.

(Schluß.)

Die Buddhisten von Siam lassen ohne Widerrede Proselyten aller Stände und von allen Nationen zu; sie setzen sogar eine Ehre in gelungene Bekehrungen. Doch haben sie nicht Fanatismus genug, um die Proselytenmacherei zum Geschäft zu machen, und noch weniger wollen sie jemanden seiner religiösen Ansichten wegen verfolgen. Ihre Moral besteht aus fünf Verboten:

1) Tödte nicht. Dieß Verbot erstreckt sich auf Thiere, Pflanzen und Samen, und zwingt die Gläubigen sich von Früchten zu nähren, die man als leblos ansieht, und die im Zustand der Reife, wie man glaubt, ohne Schmerz von der Mutterpflanze abgelöst werden können; doch dürfen sie Nüsse und Fruchtkerne nicht essen. Wer einen Zweig von einem lebenden Baum abbricht, verletzt die Seele desselben; das hindert sie aber nicht das Holz für alle Bedürfnisse des Lebens zu brauchen. Auch essen die Talapoinen ohne Gewissenserregung Fleisch, ohne sich darum zu kümmern wer den Mord begangen hat. Tödten durch Einschneiden, so daß Blut nachfließt, ist eine größere Sünde als Tödtung ohne Blutvergießen.

2) Stehle nicht.

3) Beflecke dich nicht. Die Ehelosigkeit ist allein das Reine, die Ehe ist eine Sünde.

4) Lüge nicht. Das bürgerliche Gesetz unterstützt dieß Gebot, indem es den Lügner dem Betrogenen auszuliefern befiehlt, damit er die Bastonnade erhalte. Trotzdem ist der Betrug an der Tagesordnung.

5) Unhalte dich berauschender Getränke. Dieß Verbot verpönt nicht nur die Trunkenheit, sondern auch den mäßigen Genuß von Getränken, die im Uebermaß genossen trunken machen.

Der Ungehorsam gegen eine dieser Vorschriften wird den Laien so gut wie den Priestern als Sünde angerechnet. Aber den Weltlichen

kommt es zu, zu sündigen, den Talapoinen, nicht bloß sich selbst zu heiligen, sondern durch diese Heiligkeit auch die Sünden des Volks zu sühnen. Die Priester machen sich jedoch kein Gewissen daraus, einen andern für sich sündigen zu lassen, sobald ihnen die Sünde nützlich ist. Sie kochen kein Reis, weil das Reis ein Same ist, der durch das Sieden getödtet wird; aber sie lassen sich von den Novizen und Weltlichen Reis bereiten, und essen es ohne Scrupel. Die Laien müssen fortwährende Sünden begehen, und um ihnen los zu werden, haben sie bloß die Priester mit Nahrung und Kleidung zu versehen, und diese erlangen nur für jene die Gnade. Die Siamesen wundern sich, daß das Christenthum jedem ohne Unterschied die Uebung der Tugend zur Pflicht macht, und wenn man ihnen sagt worin die christliche Heiligkeit besteht, so sagen sie daß alle Christen Gahats seyen (d. h. Leute, die sündigen müssen), und daß es außer ihren Talapoinen keine Greeng (Heilige) gibt.

Außer diesem Sittengesetz, das für alle gilt, gibt es für die Talapoinen noch ein besonderes Gesetzbuch; daselbst verbietet ihnen Nachmittags zu heiten, die öffentlichen Versammlungen zu besuchen, Musik zu hören oder Schmuck zu tragen, in einem Bette zu schlafen das höher ist als Ellbogenlänge, auszuleihen oder Schulden zu machen, Silber oder Geld anzurühren (sie sammeln sich zwar oft beträchtliche Schätze, aber ihre Laiendiener müssen das empfangene Geld für sie eincassiren); ihre Speisen über Nacht aufzubewahren statt sie den Thieren zu geben, in der Erde zu graben, sich in Staatssachen zu mischen, laut zu lachen, beim Gehen Lärm zu machen, Beleidigungen auszußeßen, zu verleumden oder zu drohen, zu fußen um Aufmerksamkeit zu erregen, mit ausgespreizten Beinen zu ßen, und so noch eine Menge weiterer ähnlicher Vorschrift, 144 an der Zahl, worin wie in den vorhin aufgezählten Punkten Moral und Ceremoniell neben einander stehen.

Die Wata's werden auf den höchsten Punkten erbaut, und viele nehmen einen großen Raum ein. In jeder Wata findet sich ein Tempel mit den Bildnissen des Gautama, eine große Ringmauer, ein oder mehrere Thürme, eine Bibliothek und die Wohnungen der Talapoinen. Im allgemeinen ist der Styl dieser Bauten mehr oder weniger chinesisch, mit einem Hinüberspielen ins Aegyptische, was sich namentlich an den abgeknickten Winkeln der Fenster und Thüren zeigt. Während die Bremanen ihre Pagoden und Klöster enorm groß, ihre Tempel aber nur klein und unbedeutend machen, ist es bei den Siamesen umgekehrt. Bei ihnen sind die Tempel von ungeheurer Ausdehnung, und sie schmücken dieselben aufs reichste mit Säulen, Vergoldungen, historischen Malereien und chinesischem Flittergold; die meisten sind aus Ziegeln erbaut, außen mit Gyps, im Innern mit gesparigen Mosaiks bedeckt, die aus Schalen, Tellern, Platten von chinesischem Porcellan bestehen, oder aus Stücken von solchem von jener Größe und Farbe, die in dem Gyps festsitzen und allerhand Blumen und Figuren bilden. Die meiste Arbeit und die größte Aufwand jedoch sind auf die Giebel, die Karniese, die Thore, die Fenster und die Dachwölbung verwendet. Da ist alles in Holz geschnitzt, gemalt, gesirnißt und vergoldet. Die Tempel bestehen entweder aus Einem im Mittelpunkt des Gebäudes liegenden geräumigen Saal, der eine kolossale Bildsäule des Buddha enthält, die von Tausenden anderer viel kleinerer Bildsäulen umgeben ist, oder, was häufiger ist, in einem solchen Saal, welcher das Hauptbild enthält, und zahlreichen Gemächern, welche um ihn herumliegen und zur Aufnahme all der Bildnisse dienen, die von den Frommen im Volke gestiftet werden. Die größte Wata von Bankok soll 14—1500 solcher Bildnisse von allen Größen von einem Zoll bis zu 30 Fuß enthalten, und das Inströmen solcher Bildnisse soll so massenhaft seyn daß die Priester von Zeit zu Zeit eine große Menge davon vernichten.

In allen diesen religiösen Orten dürfen, wie es scheint, einer oder mehrere Prachabhi, heilige Thürme, nicht fehlen. Es sind feste Bauten von 12—18 Quadratfuß in der Grundfläche ohne irgend eine Oeffnung. Sie sind nicht ein Gegenstand der Verehrung oder für irgend einen Cultusact bestimmt; wahrscheinlich waren es ursprünglich Grabmäler. Der Prachabhi des Hauptempels von Bankok ist ungefähr 250 Fuß hoch; er ist elegant und leicht gebaut.

Die Bibliothek, welche letzterem beigegeben ist, ist gleichfalls so reich wie möglich mit Schnitzwerk, Vergoldungen oder Malereien in glänzendem Roth verschen. In der Mitte ist eine Art Tabernakel, über welchem eine Thüre erbaut ist; dort sind die heiligen Bücher, 50 an der Zahl, niedergelegt. Die alle Palisseiten dieses Landes bestehen sie aus langen, schmalen Streifen von Palmblättern, die mit jedem Ende an einer Schnur angefaßt sind; der Schnitt ist reich vergoldet, und das Ganze macht einen hübschen Eindruck.

In jeder Wata nehmen die Wohnungen der Talapoinen den hintersten Platz ein, und das Ganze ist mit einer Ziegelmauer oder mit einer Palisade von Bambusrohr umgeben. Wenn gleich diese siamesischen Tempel vielleicht nicht weniger kosten als die Tempel der Hindu und der indischen Mohammedaner, so sind sie doch weniger ansprechend und achtunggebietend; das erklärt sich theils aus der geringen Haltbarkeit des Baumaterials, dem erbeglen Styl der Verzierungen, und dem gänzlichen Fehlen von Alterthümlichkeit. Das angeschwemmte Land an dem Menam liefert ein schlechtes Material und die Siammen, mit welchen man gutes Material herbeischaffen könnte, werden an vergänglicke Zierrathen verschwendet. Auch ist das ganze System nicht geeignet, dauerhafte Kunstbauten zu fördern. Jede Wata ist durch Meritve persönlicher Frömmigkeit oder Eitelkeit entstanden, und die Regierungsweise läßt dem Stifter nicht zu, die Mittel zur Unterhaltung der Bauten zu hinterlassen; darum sind auch eine Menge von Prachtbauten, welche französische Berichterstatter gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts erwähnen, jetzt vergessen und in Trümmer zerfallen.

Gläubige beiderlei Geschlechts und jeden Alters besuchen an den Festtagen die Tempel, meist Siamesen, doch kommen auch Chinesen und Besucher aus den nachbarreichen Laos, Pegu, Cochinchina und Kambodscha. Vergebens sucht man da den feierlichen Ernst, der einem religiösen Cultus zukommt; man sieht lebiglich die leichteste Furcht, wie sie in den Audienzen des irdischen Monarchen sich kundgibt. Gedränge voll und leichtgesinnt ist das Benehmen des Volks, während es vor den Bildnissen sich niederwirft, aber irgend einen einsönigen Reim singt, und neben all dem werden die allerdings Pfeifen geteilen. Da kann man einen sehen, wie er kaltblütig seine Cigarre an einer der riesenhaften Fackeln anzündet, welche der fromme Eifer der Gottheit dargebracht; dort Einen, der ruhig vor einem Götzenbild ßt und mitten unter den Personen, welche bei dem nämlichen Altare anbeten, auf einer Pfeife spielt. Kein Priester ist da, der den Gottesdienst begeht, nur Fromme, welche den Götzenbildern Gaben bringen und sie mit wohlriechenden Dingen umräuchern; diese Gaben bestehen in wohlriechenden Fackeln, die angezündet sind, in Blumen, in Zuckßücken meiß von gelber Farbe, und in Gerichten von künstlichen Blumen. Darin besteht fast ausschließlich das Geschäft der Frommen, und im allgemeinen sind die Frauen, die ohne Schleier zwanglos im Gewühl sich umtreiben, noch eifriger dabei als die Männer.

Einer der wichtigsten Liebesdienste bei feierlichen Festen besteht in der Freilaßung von Thieren, die man zu diesem Zwecke gekauft hat.

Regenfall in England. Die Times vom 4 December enthält nachstehendes Schreiben an einen Hrn. H. Beiville aus Greenwich: „die Regenmasse, welche seit der Dürre des vorigen Frühjahres gefallen, ist so außerordentlich, daß eine Angabe der zu Greenwich gefallenen Menge vielleicht für die Leser Ihres Journals interessant ist: im Mai fielen nur 2,25 Zoll, im Junius 4,76, mehr als seit vielen Jahren aufgezeichnet wurden; im Julius 2,22 in einem einzigen großen Gewitterſturm, im August 4,55, im September 4,00, im October 4,18, und im November die ungeheure Masse von 6,08 Zollen, was im Ganzen eine Wassermasse von 28" Zoll, oder 2' 4" auf der Erdoberfläche macht; die Wirkung dieser ungewöhnlichen Wassermasse waren die zahlreichen Ueberschwemmungen, Dammbrüche u. s. w. welche die Jahresale gemeldet haben. Seit dem J. 1800 ist an keinem Orte eine solche Regenmasse verzeichnet worden." So eben melden die Blätter (Shipp. Gaz. 7 Decbr.) wieder den Durchbruch eines solchen Reservoirs bei Bury in Lancaster.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widermann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 300 15 December 1852.

Der Gräberbau Aegyptens.

(Aus einem Vortrag Hr. C. Erbkam's in der Versammlung deutscher Architekten)

In den ältesten Zeiten scheint die sarkophagartige Form für freistehende Grabmonumente die einzig gebräuchliche gewesen. Selbst die Pyramiden scheinen aus ihr erst hervorgegangen. Das gewaltige Grab unweit Daschur, etwa 300 Fuß lang, 200 Fuß breit und 30 Fuß hoch, nach heutzutage „mastabat el pharaun“[1] genannt, gehört ohne Zweifel einem Könige an, und den Kern der Stufenpyramide von Saccara bildet ebenfalls ein längliches Rechteck. Diese kolossalen Steinsarkophage enthalten über dem Erdboden keine zugängliche Kammer, ebenso wenig wie ihre Nachfolger, die Pyramiden. Aber erst mit der Aufnahme dieser scheint eine regelmäßigere Anordnung der ägyptischen Todtensäle eingetreten zu seyn.

Wir finden in jenen Zeiten im allgemeinen eine zwiefache Art von Gräbern: die auf der geebneten Fläche der Wüste von mächtigen Steinblöcken in Gestalt unserer Rasenhügel erbauten, und die an senkrechten Wänden eingearbeiteten Felsengräber. Das Princip in der Anlage beider ist im Grunde ein und dasselbe. Die ersteren stehen in Reihen geordnet, wie zu Gizeh, rings um die Pyramiden ihrer verschiedenen Herrscher geschaart. Sie enthalten meistentheils eine kleine zugängliche Kammer zu ebener Erde, nicht zur Aufnahme, sondern zur Verehrung des Verstorbenen bestimmt, in gewissem Sinne eine Capelle über seinem Grabe. Mit Darstellungen und Inschriften ausgeschmückt, diente sie den Ueberlebenden zu einem Orte stiller Trauer und zur Darbringung von Gaben und Opfern für den Hingeschiedenen. Mitten durch den Steinhügel aber senkt sich ein etwa 30 bis 40 Fuß tiefer Schacht in den Felsen hinab, an dessen Ende die eigentliche Sarkophagkammer befindlich, meist roh bearbeitet ohne eine Spur von Inschrift. Bei den Felsengräbern findet sich dieser Schacht unmittelbar in der größern zu Tage liegenden Kammer, selten aber hinter derselben. Im Laufe der Zeiten sehen wir, theils durch die Vergrößerung der Familien bedingt, theils durch den veränderten Ritus bei der Bestattung hervorgerufen, die Anzahl der Kammern zunehmen, selbst größere Säle, deren Decke von Pfeilern getragen wird, sind angelegt, um reichhaltige Versammlungen darin aufzunehmen. In der 6ten und 7ten Dynastie, wo diese Anordnung Sitte wird, sind gegen den sonstigen Gebrauch sogar die kleinern Kammern selbst, durch horizontale Wände getheilt, zur Beisetzung von Mumien eingerichtet. Auch die Felsengräber gewannen je länger je mehr an Ausdehnung. Von den kleinen unansehnlichen Gemächern des Königs Cheops bis zu den tempelartigen Gräbern der 12ten Dynastie bei Beni Hassan ist eine stufenartige Entwicklung derselben wahrzunehmen, und die letztern gewinnen für die Architektur der Aegyptier noch dadurch an ganz besonderem Interesse, als in ihnen fast einzig und allein verschiedene Säulenformen aus dem alten Reiche aufzuweisen sind.

Betrachten wir das einfache, architektonische Detail, wie es und in den ursprünglichen Kammern der ersten Gräber entgegentritt, so ist dieß entschieden aus dem Holzbau hergenommen. Die Eingangsthür, meist so schmal, daß nur ein Mensch hineinschlüpfen kann, zeigt unter dem graden Sturze einen runden tragenden Balken, desgleichen die Steinecke der Kammer ist nicht selten in der Art ausgebildet, als bestehe sie aus neben einanbergelegten Baumstämmen. Es ist eine typische Anordnung, daß in dem Innern der kleinen Cella eine blinde Thür sich angebracht findet, welche symbolisch auf den Eingang zu der unterirdischen Gruftkammer deutet, die den Körper des Todten enthielt; auch diese Thür erscheint in ihrer Ausbildung dem Lattenwerk nachgahmt; das umrahmende Gliet bildet ein mit Bändern umwundener Stab, und die bekrönende Hohlkehle scheint ihren Ursprung entweder nebeneinander gesteckten überhängenden Palmblättern oder auch dergleichen Straußfedern zu verdanken. Ueberall tritt es einem entgegen, daß die Architektur der Aegyptier aus dem Pflanzenreiche ihres Bodens aufgewachsen und nur in seltenen Fällen aus dem todten Steinreiche der Wüste.

Es könnte scheinen, als fände dasjenige was bisher über die Anordnung der Privatgräber gesagt ist, auf die Gräber der Könige, die Pyramiden, keine Anwendung, und dennoch ist der Unterschied kein wesentlicher. Die zugängliche eingebaute Kammer jener seben wir hier in einen abgesonderten, dem Grabe vorliegenden Tempel umgewandelt; der senkrechte tiefe Schacht mit der unbeschriebenen Gruftkammer an seinem Ende wechselt hier in einen schräg geneigten, theils um das Einbringen des schweren Steinsarkophages zu erleichtern, theils um der wachsenden Größe des Baues keinen Eintrag zu thun. Der Unterschied liegt vorzugsweise in der äußern Form, und zu dieser mögen die vielfachen, besonders in den nubischen Wüsten aus dem flachen Felsboden isolirt auftauchenden pyramidalen Bergkegel Anhalt und Muster gegeben haben. Die Sarkophagkammern der alten Pyramiden sind ursprünglich ganz oder doch zur Hälfte in dem gewachsenen Boden angelegt; die Wände des rohen Steins erscheinen mit scharf zusammengefügten, sauber bearbeiteten Quadern bekleidet, und die Decke, wenn nicht wie die älteste Form stufenartig sich zusammenziehend, ist aus schräg gegen einander

[1] D. h. das Pharaonengrab.

gestemmten oder auch horizontal liegenden Granitplatten gebildet. Ich brauche kaum darauf hinzuweisen, in wie gewaltigen Dimensionen diese Platten oft gearbeitet sind; es finden sich deren in der sogenannten Königskammer der großen Cheops-Pyramide von 16 F. Länge, 4 bis 5 F. Dicke und gegen 4 F. breite Steinmassen, welche wenigstens 400 Zentner betragen. Eine sechsfache Decke steht man angeordnet, um die Last der darüber getürmten Pyramide abzuhalten. Es ist eine Ausnahme von der Regel, wenn, wie hier, Sarkophagkammern in dem mittlern Theile derselben angelegt sind, und nur die von jenem Könige gleich anfrünglich intendirte riesenhafte Ausdehnung seines Grabmonumentes mag Veranlassung gegeben haben, den zur unterirdischen Felskammer abwärts leitenden Gang in einen aufwärtsführenden abzuzweigen, und die erstere Kammer unvollendet zu lassen.

Die Construction der Pyramiden ist gemäß des dazu verwendeten Materials eine verschiedene. Entweder waren sie vollständig aus Kalksteinblöcken zusammengesetzt, oder es bestand der Kern aus an der Sonne getrockneten Nilziegeln mit einer Umhüllung von Stein; oder auch war der Kern von Stein, dann folgte ein Bau von Nilziegeln und die Bekleidung war wiederum von massivem Material. Die scharfsinnige, und an vielen Pyramiden nachgewiesene Hypothese von Lepsius, daß die Bauweise sämmtlicher massiven Pyramiden in etwa 40 Fuß hohen Stufenabsätzen geschah, und zwar so, daß durch schichtenartiges Umlegen solcher Stufen das Wachsthum derselben bedingt wurde, bis der erbauende König starb, und der Plan der Hinterbliebenen der Abschluß des Werkes zuließ, möchte, selbst bei den großen Pyramiden von Gizeh und Saccara, keinem Zweifel mehr unterliegen, ja sogar einige der Nilziegel-Pyramiden mögen nach demselben System erbaut seyn. Die Mächtigkeit dieser Schichten beträgt etwa 10 bis 15 Fuß, und diese Breite reichte zur Aufstellung der Maschinen hin, die, wie Herodot angibt, zur Förderung der Blöcke verwandt wurden. Welcher Art dieselbea gewesen seyen, ist schwer zu entscheiden, doch sind krahnartige Windevorrichtungen den Aegyptiern sicher nicht unbekannt gewesen, wenn sich auch in Betreff der oben erwähnten gewaltigen Steinmassen lieber annehmen möchte, daß dieselben mittelst Walzen auf schiefer Ebene aufwärts bewegt wurden. Zu der Vollendung einer Pyramide gehörte aber die Ausfüllung der breiten Absätze zu regelrechter pyramidaler Form, und wenn diese hergestellt war, folgten die wohl zusammengefügten Steine der Bekleidung, die nach außen zuerst in rohen Bossen stehen gelassen, zuletzt im Ganzen ihre genaue Abarbeitung und fast Politrung erhielten. Der steil nach Norden gerichtete Eingang zur Sarkophagkammer wurde durch diese Bekleidung spurlos überdeckt.

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

Das französische Kaiserthum.

(Fortsetzung.)

Ist die französische Nation so verkommen, daß sie auf die Länge eine so rein mechanische, materielle Herrschaft, wie sie ihr jetzt aufgelegt ist, ertragen kann? Wir müssen dieß sehr stark bezweifeln. Ein wohlgesinnter Mann, der über die inneren Schäden Frankreichs sehr reiflich nachgedacht, und seine Ansichten sehr skizzenhaft, aber nicht unrichtig in dem bekannten Buche „de la décadence de la France“ niedergelegt hat, äußerte sich im Jahre 1851 über den Zustand des Landes folgendermaaßen: „erschreckt durch die Grundsätze und Plane der Socialisten und wilden Republikaner neigt sich die Mehrzahl der Ordnungspartei, ehrliche und genügsame Republicaner, Liberale der Restauration und der Quasirestauration, Legitimisten und hitzige Katholiken zum Despotismus hin; überdrüssig der Freiheit wegen ihrer Ausschweifungen, ruhebegierig nach den sieberhaften Aufregungen der Demokratie und der Unruhe über die unabsehbare Zukunft reicht eine große Anzahl Franzosen zurück bis zu dem Gedanken, daß nur die Beseitigung jeder berathenden Versammlung, das gänzliche Stillschweigen der Presse und die unbeschränkte Gewalt Frankreich Ruhe und Wohlfahrt zurückgeben würden. Ich bin gewiß kein fanatischer Verwerfer legislativer Versammlungen, ich studire sie seit langer Zeit, ich gehöre ihnen selbst an, aber Corpsgeist und Gesetzgebereleelkeit täuschen mich nicht über ihre Schwächen und Fehler; nichts besonneiger aber bin ich überzeugt, daß die unumschränkte Gewalt nur ein Halt und nicht eine Ankunft am Ziel wäre, daß sie selbst revolutionär seyn und unfehlbar neue und fürchterlichere Katastrophen herbeiführen würde, sowie ein Damm, der das Wasser des wilden Stroms eine Zeit lang aufhält, nur um seine Verheerungen desto fürchterlicher zu machen.“ So urtheilte Raudot im Vorgefühl dessen was kommen würde, und so urtheilen die ersten Männer Frankreichs noch jetzt, nachdem die That vollbracht ist, und geben ihre Mißbilligung und ihre Besorgniß vor der Zukunft durch ihre Entfernung von aller Theilnahme an der Regierung kund. Ein solches Verdammungsurtheil hat eine Bedeutung, die man kaum hoch genug anschlagen kann.

Wir beurtheilen Frankreich und seine geistige Befähigung zu sehr nach Paris und den dort das große Wort führenden Literaten; eine Nation aber, bei der sich seit zwanzig Jahren im großen Umkreise des Landes so viel geistige Thätigkeit entfaltete, selbst so viel politischer Verstand ausgebildet hat, wird sich die geistige Nahrung um so weniger abschneiden lassen, als ein großer Theil ihrer literarischen Thätigkeit sich dem Arme selbst der ausmerksamsten Polizei entzieht. Die literarischen Associationen haben sich über einen bedeutenden Theil Frankreichs ausgebreitet, sie bearbeiten die Geschichte und die Statistik ihres Landes, andere Gesellschaften besprechen die Zustände und Verhältnisse des Ackerbaues, und alle diese mit geistigen und materiellen Interessen verknüpften Arbeiten unterhalten ein reges Leben, das die augenblickliche Niederhaltung desselben in Paris und einigen andern großen Städten weit überdauert. Die Legitimisten haben in den letzten zwanzig und namentlich in den letzten vier Jahren wohl die meisten Forschritte gemacht; durch sie wurden die Ideen der Decentralisation und des Föderalismus hauptsächlich verbreitet und ausgearbeitet, und man darf nur Bechards Schrift „über die innere Verwaltung Frankreichs“ lesen, um sich zu überzeugen, daß man hier nichts weniger als eine Grille einer verkommenen Partei vor sich hat. In der Widmung an den Grafen von Chambord sagt derselbe: „durch die Befreiung der Gemeinden haben Ihre Vorältern das Uebel der Feudalität und der absoluten Monarchie wieder gut gemacht. Frankreich, durch die Gesetze des Convents und des Kaiserreichs unter einen härtern Verwaltungsdespotismus gebeugt als je zu irgend einer Zeit seiner Geschichte, sucht seine alten Municipalfreiheiten wieder zu erringen, welche eine Quelle des Glücks für die Völker, die Stütze der Regierungen, das Complement und das Correctiv der politischen Freiheit sind.“ Damit ist das Streben der Partei, das weit über den Tag hinausreicht, das während des ganzen Verlaufs der Julimonarchie durch das Zurückziehen des Adels von der Regierung und die Annäherung an das Landvolk vorbereitet und unter der Republik mit Hülfe des allgemeinen Stimmrechts merklich geför-

dert wurde. Man kann Bechards Werk nicht lesen, ohne zu finden daß das System sehr durchdacht und von den unterrichteten Personen der Partei bis ins Einzelne hinein ausgearbeitet wurde, ein System, wovon die Entwürfe über die Gemeinde-, Cantonal- und Departementalverfassung sehr zahlreiche Spuren an sich tragen, und dessen Durchführung den Despotismus der Centralisation wirksam brechen müßte. Ein solches System ist dem innersten Wesen des kaiserlichen Regiments schnurstraks entgegen, und das sehr feindselige Auftreten der Regierung gegen die Lebenszeichen der legitimistischen Partei zeigt zur Genüge was man von ihr befürchtet. Die Bauern, seit langer Zeit gegen die Städter erbittert, und jetzt an vielen Orten entschieden für den Kaiser eingenommen, werden sich, sobald sie hier in ihren Erwartungen sich getäuscht finden, sehr vielsach an die Gutsbesitzer halten, mit denen sie mehr Interessen gemein haben als mit den Städtern. Dieser Bewegung im Innern Frankreichs hat freilich das kaiserliche Beamtenthum vorerst einen Riegel vorgeschoben; verloren ist aber der Samen, welcher ausgestreut worden, um so weniger, als der Partei des französischen Adels indirecte Mittel genug zu Gebot stehen, einer allzuschroffen Entfaltung des kaiserlichen Systems mannichfach im Einzelnen entgegenzuwirken. Noch immer enthält der französische Adel Namen von genügendem Glanze, daß die kaiserliche Regierung sich geschmeichelt fühlt, wenn sie sich ihr anschließen. Ob dieß nicht unter gewissen Bedingungen des Einstusses auf der einen, der Nachsicht auf der andern Seite geschieht, kann man freilich nicht sagen, es ist aber keineswegs unwahrscheinlich. Die langen und sehr consequenten Bestrebungen der legitimistischen Partei oder richtiger gesagt, des großen französischen Adels — denn den Legitimismus schreinen manche Glieder desselben ziemlich wohlfeil zu geben — dürften darum keineswegs verloren seyn.

Außer diesen politischen Bestrebungen, welche beweisen daß man in Frankreich nicht bloß Intriguen spielte, darf man auch das in neuerer Zeit so sehr geschmähte parlamentarische Treiben nicht allzu gering anschlagen. Allerdings war das politische Gezerre oft sehr widerlich, aber auf dieß politische Gezerre war auch die parlamentarische Thätigkeit nicht beschränkt. Die deliberirten Verfammlungen zeigten selbst in den schlimmsten Zeiten eine ihnen sehr zur Ehre gereichende Thätigkeit; die Berichte der zahlreichen Commissionen, gewöhnlich aus den sachkundigsten Männern aller Parteien zusammengesetzt, enthalten einen wahren Schatz politischer Erfahrungen. Nur in sehr wenigen Fällen theilten die Journale diese Berichte mit, kaum einzelne Artikel der Zeitschriften deuteten darauf hin, nur der Moniteur enthielt diese oft sehr umfangreichen Berichte, die für Kenntniß der innern Zustände Frankreichs, seiner finanziellen und administrativen Verhältnisse geradezu unentbehrlich sind, aber wer las den Moniteur! Diese Berichte, minder breit als die englische „Blue Books“, aber viel lesbarer geschrieben, liefern den Beweis daß die französischen Kammerromite's nicht minder gründlich als die englischen Committee's und oft klarer und deutlicher die Ursachen und Folgen der Gesetzesentwürfe entwickelten, aber wem kamen sie hauptsächlich zu gute? In Folge des bureaukratischen Regiments den Beamten mehr als den Bevölkerungen, aber es hätte nur wenig guter Wille von Seite der Regierung dazu gehört, um vermittelst dieser über alle Gesetzesentwürfe abgefaßtem Berichte die Departementairäthe zu einer sehr großartigen und nützlichen Institution umzuschaffen, und eine von allen Vernünftigen begehrte, natürlich aber von den Beamten selbst übel angesehene Decentralisation der Verwaltung zu beginnen. [1] Es leidet gar keinen Zweifel, daß bei einer Fortdauer der parlamentarischen Thätigkeit die Minister selbst zu diesem Schritte gegriffen hätten, um sich einer erdrückenden und völlig überflüssigen Geschäftslast und einer fatalen und noch dazu unnützen, weil unmöglichen Verantwortlichkeit zu entschlagen. Wie die Sachen stehen, ist an einen solchen Schritt von Seite der Chefs der Verwaltungen jetzt nicht zu denken, und die Beamten werden nun einige Jahre an den Schätzen gehoren, welche in den Berichten der ehemaligen Repräsentativkörper aufgehäuft sind, aber von dem jetzigen Corps législatif, das seine bedeutungsloie Stellung bereits sehr gründlich satt hat, nicht wird aufgehäuft werden. Wer eine Einsicht, nicht in die Einzelnheiten, wohl aber in den Geist und die Tendenz der französischen Verwaltung erhalten will, lese Raudots Schriften, Raudots, der sich als einen unfreiwilligen Republicaner bekennt, und vergleiche damit Bechards, des Legitimisten, Werk, er wird ohne Mühe daraus den Schluß ziehen, daß die Wiederherstellung des kaiserlichen Systems, weit entfernt Frankreich zu stärken und die Ruhe zu sichern, es geradezu schwächen und neuen Katastrophen entgegenführen muß.

Wir können auf diese Gegenstände nicht näher eingehen; einen einzigen aber können wir, hauptsächlich um zu zeigen wie die Parteien während der Republik sich gegen einander stellten, sowie wegen der sich daran knüpfenden Frage über die Kirche, nicht unsgehen. Wenn die Philosophie des 18ten Jahrhunderts die Revolution gerade nicht gemacht hat, so hat sie solche doch geleitet, und ihr den Stempel aufgedrückt; sie hat namentlich, in der ausgesprochenen Absicht die Jugend für die neuen Ideen heranzuziehen, sich der Leitung des Unterrichts bemächtigt, und indem Napoleon die Universität mit ihrem Lehrmonopol hinstellte, hat er ganz in demselben Geiste, nur mit dem besondern Nebenzweck, den Unterricht im Sinne der kaiserlichen Macht zu leiten, gehandelt. Seit seinem Sturze hat die Geistlichkeit den Kampf gegen das Universitätsmonopol, gegen die ausschließliche Leitung des Unterrichts durch die von der Universität gebildeten Lehrer geeifert, und unter der Julidynastie drohte der Streit mehrmals ernsthaft zu werden. Die Regierung suchte ihre Prärogative möglichst milde zu handhaben, wollte aber von dem Grundsatz der alleinigen Oberleitung nicht abgehen. Da kam die Republik mit ihrem allgemeinen Stimmrecht, und verstärkte den Einfluß der Geistlichkeit und der Legitimisten bedeutend, während zugleich viele der von der Universität zum Unterricht zugelassenen Lehrer, wie wir dieß bekanntlich auch in Deutschland vielfach erlebten, sich der Verbreitung sehr extremer Ansichten hingaben. An diesen mußte die Geistlichkeit, wie die weltlichen Glieder der Ordnungspartei, gleichen Anstoß nehmen, und nun kam das Unterrichtsgesetz auf das Tapet. Vorerst ward dem Regierungsbedürfniß Genüge gethan und der Regierung die provisorische Gewalt verliehen, Lehrer, die sich durch ihre exaltirten Meinungen hervorgethan, und sich nicht innerhalb des Kreises ihrer Pflichten gehalten hatten, ohne weiteres abzusetzen. Dann kam es an die Grundsätze des Unterrichtsgesetzes selbst, das, als es vor die Nationalversammlung kam, von Hrn. Thiers und dem Grafen Montalembert gleichmäßig vertheidigt wurde. Das wahre Wesen des Gesetzes liegt in dieser einzigen Thatsache; das Gesetz ist ein Compromiß zwischen der Staatsomnipotenz und der freien Selbstbestimmung, welche hier durch die Geistlichkeit in Anspruch genommen und vertheidigt wurde.

Der Rath der Universität ward nicht aufgehoben, er sollte

[1] Man lese nur Raudots Schrift: de la Décadence de la France. 4ème édit. p. 32 ff.

als verwaltende Behörde stehen bleiben, aber über ihm stand ein höherer Rath des öffentlichen Unterrichts, in welchem vier Bischöfe oder Erzbischöfe nach der Wahl ihrer Collegen, ein Geistlicher der reformirten Kirche, einer der Augsburgischen Confession und ein Mitglied des israelitischen Centralconsistoriums sitzen sollten, ferner drei Mitglieder des Cassationshofes, drei Mitglieder des Institute, drei von dem Präsidenten der Republik gewählte Mitglieder des freien Unterrichts und acht Mitglieder des höhern Unterrichts, welche letztere permanent seyn sollten, während die andern immer nur auf sechs Jahre gewählt waren. Es geht aus dieser Einrichtung hervor, daß das Gesetz in einem Geiste gegenseitiger Toleranz abgefaßt war, indem man möglichst alle in Frage kommenden Elemente in diesem obern Rath des Unterrichts vereinigen wollte. Bedeutsamer noch wird dieser Grundsatz, indem er auch auf die Departements ausgedehnt, und dort für die Decentralisation des Unterrichts entscheidend wurde. In jedem Departement sollte ein akademischer Rath bestehen, in ähnlicher Weise wie der obere Rath in Paris zusammengesetzt, mit dem wichtigen Zusatz von vier Mitgliedern, die der Departementalrath ernennen würde, und von denen mindestens zwei aus seinem Schooße genommen seyn sollten. Zugleich wurde der Grundsatz der Unterrichtsfreiheit unter bestimmten Beschränkungen gegen den Mißbrauch mit in das Gesetz aufgenommen. In der Berathung des Gesetzes gab kein Theil seine ursprünglichen Grundsätze auf, im Gegentheil Thiers und Montalembert bekannten sie offen, aber sie erkannten auch, daß kein Theil den andern beseitigen und eine unbeschränkte Herrschaft üben könne, und daß man sich deßhalb über eine bestimmte Verfahrungsart einigen müsse, indem man das Unterrichtswesen nicht sich selbst überlassen könne. Thiers war der Repräsentant der Staatsgewalt, Montalembert der eines der wichtigsten natürlichsten Elemente des Staats, eines Elements, das der Staat nicht schaffe und also auch nicht nach Gefallen beseitigen kann, sondern das er nehmen muß wie er es findet. Thiers erkannte sehr wohl, daß das allgemeine Stimmrecht diesem Element in der Republik eine Gewalt gegeben hatte, welche es unter der Monarchie mit dem sehr beschränkten Stimmrecht nicht besessen hatte; als ein Mann, der nicht gegen Thatsachen ankämpft, welche er nicht hinwegläugnen kann, und als Mann der Regierungsgewalt, die, wenn sie sich nicht verirren will, jede wahre Macht anerkennen muß, bot er die Hand zu diesem Compromiß, wie er kurz darauf auch in der noch weiter gehenden Frage über das Gemeindegesetz der Decentralisation der Verwaltung jede bedeutende Concessionen gemacht hat. Es geht aus diesen Bemerkungen unwiderleglich hervor, daß in den Kämpfen, welche die Republik mit sich führte, noch etwas ganz anderes, eine viel tiefer greifende Bewegung sich entwickelte, als das in so widerlicher Gestalt und Licht tretende Gezänke um die oberste Macht. Die verschiedensten, in ihren Grundsätzen aufs schroffste einander gegenüberstehenden Parteien trafen sich auf einem gemeinsamen Boden, auf dem Boden der wahren Bedürfnisse der Nation, und verglichen sich über die Art, wie die innere Verwaltung geleitet werden sollte. Wie man auch über den Hader im Innern der Nationalversammlung denken mag, von diesem Gesichtspunkt aus, dem der Compromisse der eigentlichen Parteien des Landes, ist der Streich vom 2 December und das Kaiserreich keine Lösung, und kann nur alle Parteien, welche eine selbständige Entwicklung von Grundsätzen und Ideen anstreben, gegen denjenigen vereinigen, der allen das Gebot schweigenden Gehorsams auflegt.

Die Frage über den öffentlichen Unterricht ist für die Geistlichkeit nur Eine Seite der kirchlichen Frage, eine sehr wichtige, doch nicht die wichtigste: die Geistlichkeit muß sich hinsichtlich dieses Gegenstandes mit der weltlichen Macht verständigen, denn sie kann ohne dieselbe nicht wirken. Der Compromiß, den die Kirche und der Staat in Bezug auf den Unterricht durch das Organ der Nationalversammlung abgeschlossen, war geeignet die zwischen beiden bestehenden Streitpunkte zu vermindern und ihren Verkehr freundlicher zu machen. Andere, das Verhältniß der Kirche zum Staat betreffende Gegenstände kamen nicht zur öffentlichen Besprechung, obgleich die Geistlichkeit, wenigstens ein Theil derselben, das bisherige Verhältniß umgestalten und die Kirche unabhängiger zum Staate stellen wollte. Mehr als Eine Partei scheint sich um den Beistand der in die Nationalversammlung gewählten Geistlichen beworben zu haben, und so kam es, daß ein Comité niedergesetzt wurden, dessen Arbeiten der Nationalversammlung nicht vorgelegt wurden, wohl aber öffentlich erschienen sind.[1] Die Geistlichkeit war mit der sie vorzugsweise schützenden Restauration Hand in Hand gegangen, mit der Julusdynastie aber wiederholt in Streit gerathen. Das Aufsichtsrecht, das der Staat über sie übte, drückte manche, und die Republik mit ihrem allgemeinen Stimmrecht schien die rechte Zeit, um die Kirche unabhängiger vom Staat zu stellen, namentlich verlangte man die Besetzung der Bischofsstellen durch Wahl, statt durch die Regierung und die Abschaffung der sogenannten appels comme d'abus. Die alte Revolution war nach dem Vorgang der Amerikaner und nach den philosophischen Zeitansichten der gänzlichen Trennung des Staats und der Kirche günstig gewesen; dabei war die Kirche, namentlich in den Zeiten der Unruhe, schlecht gefahren, und darum nahm sie mit Vergnügen das Concordat an, das ihr der erste Consul bot, und hyperte sich wenig gegen die sogenannten „organischen Gesetze", worin die im Jahre 1682 aufgestellten gallicanischen Freiheiten aufgenommen waren. Das Oberaufsichtsrecht des Staats war auch im Anfang des Jahrhunderts, als man eben aus einer furchtbaren Erschütterung hervorging, unerläßlich für die weltliche Gewalt. Unter Napoleon dem Obrim war nichts zu erreichen, nach seinem Sturz befand sich die Geistlichkeit unter der freundlichen Obhut der alten Bourbonen sehr wohl, und erst nach dem Jahre 1830, als die belgische Geistlichkeit unter dem allgemeinen Titel von Freiheit und Unabhängigkeit sich von aller Obergewalt der weltlichen Macht losgeschält hatte, als Hirtenbriefe und päpstliche Breven keinem Regierungsplacet mehr unterworfen waren, traten auch einzelne Feuerköpfe in Frankreich auf, um daßelbe zu fordern. Der Streit zwischen Geistlichkeit und Regierung wurde einigemal ziemlich bitter, aber die Mehrzahl der Bischöfe war zu gemäßigt, um in diesen Ton einzustimmen. Gleiches geschah nach der Revolution von 1848.

Fortsetzung folgt.

Die Bevölkerung von holländisch Guiana wird officiell (s. Ausserdeutsche Handelsblad 13 December) zu 12,401 Freien, 39,679 Sklaven, dann 8000 Buschnegern und gegen 1000 Indianern angegeben.

[1] Von dem Secretär des Comité's, Hrn. Prahic, unter dem Titel: la question religieuse de 1652, 1790, 1802 et 1848 et historique complete des travaux du comite des cultes de l'assemblee constituante de 1848. Der Titel schon zeigt, daß man die ganze Stellung des Staats zur Kirche in Erwägung zog.

Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 301. 16 December 1852.

Die Karte des Ngami-Sees.

Hr. Oswell, der mit dem Missionär Livingston den Ngami-See entdeckt hat, erhielt deßhalb von der geographischen Gesellschaft zu Paris die silberne Medaille, und dem Dankzagungsschreiben dafür an den Secretär fügte er eine Karte bei, die freilich nicht bloß das enthält was er und Livingston gesehen, sondern auch die Erkundigungen, die er von den Eingebornen eingezogen. Die Karte ist also ein Phantasiebild und hat somit nur einen sehr zweifelhaften Werth, indeß lassen sich doch aus derselben einzelne nicht uninteressante Punkte für die allgemeine Geographie des Landes entnehmen. Der Ngami selbst liegt nach der Karte zwischen 20° und 20° 20' S. B. und zwischen 23° und 24° O. L. — wir wissen nicht ob von Paris oder Greenwich, denn die Karte enthält hierüber keine Angabe. Dieser See ist nur das Auftreten eines von NW her kommenden Flusses, der dann als Zouga weiter südöstlich fließt, und in Seen und Sümpfen sich endet. Nach den Angaben der Karte zu schließen muß das Land von 22° bis 17° S. B. und von 20° bis 28° O. L. sehr sumpfig, folglich hier eine Senkung seyn, die um so auffallender ist, da der Limpopo unmittelbar südöstlich von diesem Strich von SW nach NO fließt, und wahrscheinlich nicht sehr entfernt vom Zambeze in das Meer fällt. Der Zambeze selbst kommt mit seinen oberen Zuflüssen gerade von N., etwa von 10° bis 12° S. B., fließt beinahe rein südwärts bis 18°, und wendet sich dann durch einen Gebirgszug aufgehalten gegen Osten, um ins indische Meer auszumünden. Sind diese Zusammenstellungen richtig, so werden unsere Karten von Südafrika nicht nur sehr bereichert, sondern auch sehr umgewandelt.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Kirchliche Verhältnisse.

Diese Uneinigkeit unter der Geistlichkeit selbst hinderte einen Ausbruch des Streits zwischen der Geistlichkeit und dem Staate; die Versuche Concilien abzuhalten ohne den Staat zu fragen, waren das einzige, was in dieser Art an die Oeffentlichkeit drang; aber die Geistlichkeit hatte durch das allgemeine Stimmrecht und den Einfluß, den sie auf dasselbe üben konnte, ihre Macht erst recht kennen gelernt, und es fehlte nicht an Mitgliedern derselben, welche diese Macht benützen wollten. Ein in Paris versammeltes Concil erließ ein „Decret über das Benehmen der Geistlichkeit in politischen Angelegenheiten", das durch den Erzbischof von Paris im Januar vor. J. vermittelst eines Hirtenbriefs veröffentlicht wurde. Im J. 1848 waren viele Priester Mitglieder der Nationalversammlung geworden, andere hatten als Schriftsteller an der periodischen Presse theilgenommen. Der Erzbischof rieth ihnen sich nicht mehr bei den Wahlen zu zeigen und sich vom Kampfplatz der Presse zurückzuziehen. Dieser Hirtenbrief wurde von manchen Geistlichen sehr bitter kritisirt, unter anderm von dem Bischof von Chartres, Hrn. Pariset, der sich so ungemeiner Ausdrücke bediente, daß der Erzbischof sich nach Rom wandte, von wo aus der Bischof von Chartres die Weisung erhielt, die verletzenden Ausdrücke zurückzunehmen. Indeß schwieg die kirchliche Presse nicht, und nicht nur der Erzbischof von Paris, sondern auch mehrere andere Bischöfe erklärten sich in öffentlichen Hirtenbriefen dagegen. Sie erkannten wohl, daß eine solche Polemik der Kirche nicht fromme, und hätte sie keine andern Nachtheile gehabt als den, dem Publicum zu zeigen daß in der Kirche selber die Uneinigkeit aufgebrochen sey, so wäre schon dieß genug und übrig genug gewesen.

Dabei blieben indeß die Streitigkeiten nicht stehen: auch die kirchliche Literatur gerieth unter sich selbst in Streit; die mildere Partei suchte in ihren religiösen Abhandlungen eine Versöhnung der kirchlichen Lehren mit den Ansichten der modernen Gesellschaft durchzuführen, die andere Schule hielt mit Hartnäckigkeit an der äußern Tradition fest, verdammte alles, was sich als weltliches Wissen zeigte, und brach mit einem wahren Ingrimm gegen die ganze moderne Bildung los; das Buch Abbé Gaume's „le Ver rongeur" verdammte alles was seit der Wiederbelebung der classischen Studien in der Literatur geleistet worden war. Man erkennt in diesen Ausfällen den wachsenden Einfluß der Congregationen [1], dem sich indeß nicht alle Bischöfe beugten. Bereits haben 44 einem Hirtenbrief beigestimmt, den der Abbé Dupanloup, Bischof von Orleans, zu Gunsten der classischen Studien herausgegeben hat, aber die, welche nach dem Beispiel

[1] Sie sind sehr verschiedener Art: von Frauencongregationen zum Behuf des Unterrichts zählt man 319 Mutteranstalten mit 1836 Schulen; von Männercongregationen zählt man 13—14 mit 1760 Schulen. Auch nehmen diese im Grundsteinlegen eine bedeutende Stelle ein, namentlich die Schulen der Jesuiten. Das Annuler des brag mundes (1851—52) bemerkt hierüber: „Die Männercongregationen haben am Strandsteinlegen einen bedeutenden Antheil, der sich unter Begünstigung des Gesetzes vom 15 März 1850 unbemerklich vermehrt. Dieses Gesetz war im Sinne eines Theils seiner Urheber ein einfaches Compromiß zwischen Universität und Kirche, aus welche beide Stärken, indem es sie verstärkte. Dieß Gesetz hat den Congregationen der Jesuiten mehr als den Laienanstalten gedient; es hat diesen unsichgerissenen Vortheil der Kirche gestattet, in der modernen Gesellschaft Stellungen wieder einzunehmen, welche sich zerdrückten befestigen und wohl eines Tags nicht ohne Gefahr für den öffentlichen Geist seyn dürften. So haben die Jesuiten seit dem Erlaß des Gesetzes 16 freie Anstalten errichtet, die sie theils erzbischöflicher theils unrechtmäßiger Weise leiten." Außer diesen Lehrcongregationen bestehen noch eine Menge enger geistiger Verbindungen unter den Laien, die wohlbekannten Bruderschaften, die ihre Mitglieder nach Tausenden zählen. Die Gesellschaft von St. Vincent de Paul zählt in Paris allein 50 sogenannte Conferenzen von 40—45 Mitgliedern, und breitet sich immer mehr aus. Ihr Zweck ist durch Beistand in der Noth, durch Pflege der Kinder, Gründung von Schulen und Besserung gesetzlicher Uebelthäter die untern Classen zurückzuführen zu den kirchlichen Gebräuchen.

des Bischofs von Arras sich unter die Fahne der Congregationen gereiht haben, ersetzen, was ihnen an Zahl abgeht, durch ihre eifrige Thätigkeit und durch die geheime Macht, die sie sowohl in der französischen Gesellschaft, als auch zum Theil in Rom wieder zu gewinnen verstanden haben.

Es zeigt sich hier, wie die aus der Philosophie des 18ten Jahrhunderts theils hervorgegangene, theils durch sie geleitete Revolution und die aus ihr entsprungenen Regierungen den vorherrschend katholischen Geist Frankreichs niederhielten, und wie seit einigen Jahren unter Begünstigung des allgemeinen Stimmrechts dieser Geist sich wieder zeigte, und in seinem altpuritschen Eifer, die aus der Revolution entsprungenen gesetzlichen Bestimmungen zu beseitigen, mühsam durch den besonnenern Theil des Clerus in Schranken gehalten wird. Die offene Spaltung zwischen den beiden Parteien des Clerus ist deßhalb nicht ohne politische Folge, weil der Kaiser hauptsächlich auf das katholische Landvolk sich stützt, das weit mehr in den Händen der untern Geistlichkeit und der Congregationen sich befindet, die, indem sie sich an die Regierung anschließen, durch die Ernennung weniger Bischöfe, die in ihrem Sinne denken und handeln, die Majorität in dem französischen Episcopat erlangen können. Dieß kann, da nach dem Laufe der Natur von den meist alten Männern, welche die Bischofssitze inne haben, eine ziemliche Anzahl in wenig Jahren absterben muß, sehr wohl der Fall seyn, und dann wird sich erst zeigen, wie weit die heftigere Partei des katholischen Clerus sich mit den Anforderungen der Zeit und selbst mit denen der kaiserlichen Machtvollkommenheit verträgt; die Kirche ist eine Macht, die nicht stirbt, das weltliche Regiment ist aber manchen Wechseln unterworfen, so daß die kirchliche Macht, welche seit 30 Jahren so auffallend gewachsen ist, sehr wohl aufrecht dastehen könnte, wenn die kaiserliche darniederliegt, oder daß sie der letztern Concessionen abnöthigte, welche mit ihrem System in Widerspruch stehen. Daß im Sinne dieser letztern die Kirche nur dazu dienen soll, ihr als Fußschemel und Stütze zu dienen, ändert an diesem Verhältniß nichts. Ludwig Napoleon will als Nachfolger Carls des Großen der Schirmherr der Kirche seyn, diese Stellung scheint ihm der Masse der Nation gegenüber nothwendig, und als sichtbares Zeichen dieser Verbindung mit der Kirche, um welche die französischen Herrscher, und namentlich Napoleon, mit so vieler Consequenz gebuhlt, soll der Kaiser durch den Papst gesalbt werden. Unsere Zeit ist nur zu sehr geneigt solchen Ceremonien eine zu geringe Bedeutung beizulegen, bei dem Bildungsstande der großen Masse des französischen Landvolks aber ist die Sache keineswegs gleichgültig. Schon Napoleon I verband damit die Bedeutung eines durch den Völkerglauben geheiligten Imperators des Westens, und Napoleon III will in seine Fußstapfen treten. Ja für ihn hat diese Salbung ein noch höheres Interesse als selbst für Napoleon I. Dieser war groß schon durch die Gewalt der Waffen, und die Kirche sollte nur auf das bereits Gewonnene das Siegel drücken. Napoleon III ist Herr eines mächtigen, aber keines überwiegenden Staats in Europa; die Salbung durch den Papst soll ihm kirchlich einen Anspruch geben, den er in Wirklichkeit noch nicht besitzt. Der Papst scheint mit italienischer Feinheit den Unterschied scharf herausgefühlt zu haben, denn bis jetzt soll er sich noch unter dem Vorwand weigern, Pius VII habe Napoleon I gesalbt, weil er der Erste seines Geschlechts war, und dadurch eine Dynastie eingeweiht wurde; wenn jetzt Pius IX Napoleon III, den legitimen Nachfolger Napoleons I und II salbe, so könne er mit gleichem Rechte angegangen werden, jeden katholischen Souverän, der neu den Thron besteige, zu salben, und der Papst müßte sich dann einen großen Theil seines Lebens hindurch auf Reisen befinden. Der Einwurf ist fein ausgedacht und richtig, denn selbst Pius IX Napoleon III, so gibt er diesem dadurch eine kirchliche Bedeutung, wie sie kein anderer katholischer Fürst Europa's hat.

Es fragt sich freilich, in wie weit diese kaiserlichen Prätensionen von der katholischen Welt unterstützt werden, und ob nicht, ganz abgesehen von der Spaltung, die sich jetzt noch im französischen Episcopat zeigt, die kirchliche Welt, wie in den Zeiten des Costanzer Concilliums, nach Nationen abzustimmen verlangt. Sey dem wie ihm wolle, die Bewegung in der kirchlichen Welt Frankreichs ist an sich ernst genug, und sie wird um so ernster, da sie gegen einige protestantische Bewegungen im Innern Frankreichs des Arms der weltlichen Macht bedarf und auch nicht ohne Erfolg angerufen hat. Es ist gewiß von Bedeutung, daß wir in derjenigen Literatur Frankreichs, welche sich noch einen Theil ihrer Unabhängigkeit bewahrt hat, gerade jetzt merkwürdige, auf die Stellung der verschiedenen Culte und die Religionsfreiheit bezügliche Artikel finden, so von Viennet unter dem Titel „Etudes administratives", worin neben einer ganz leidenschaftslosen Darstellung der rechtlichen Stellung der verschiedenen Religionsparteien sehr spitzige Bemerkungen gegen den jetzigen Inhaber der Regierungsgewalt vorkommen. Hr. Viennet, ehemaliger Staatsrath, ist vollkommen der Mann die Sache von der politischen und juridischen Seite zu beleuchten. Man unterschätzt die Kräfte nicht, welche die katholische Kirche entfaltet, und A. de Broglie schildert ihren Standpunkt folgendermaßen: „unter allen Meinungen, welche Frankreich vor wenigen Jahren aufregten und theilten, haben die religiösen Ueberzeugungen allein Fegreich die Krisen überstanden, welche wir durchzumachen hatten. Der Sturm, welcher rings um sie alles auslöschte, hat sie nur noch mehr entzündet. Die übermäßige Stille, welche auf unsere Aufregungen gefolgt ist, hat ihnen nichts von ihrer Lebhaftigkeit genommen: sie sind seit geblieben in der allgemeinen Beweglichkeit, stark inmitten unserer gemeinsamen Schiffbrüche, voll Thätigkeit und Hoffnung, während allenthalben Entmuthigung herrscht. Das ist das Geheimniß der unerwarteten Rückkehr ihrer Popularität und der Huldigungen, welche Skeptiker und Gläubige ihnen darbringen. Die Männer, welche sich dem Dienst und der Vertheidigung der katholischen Kirche widmen, wissen wohin sie gehen, woher sie kommen, was sie suchen und was sie erwarten; ihre Bemühungen haben einen ganz bestimmten Zweck, eine gemeinsame Leitung verdoppelt ihre Kräfte, indem sie solche vereinigt; eine hochgeachtete Autorität hält sie im Zaum und leitet sie ohne sie zu bemühigen oder ihnen Zwang anzuthun — ein unschätzbarer Vortheil inmitten einer ermatteten Gesellschaft, die alles versucht hat, ohne an irgend etwas festzuhalten." Und dabei darf man nicht vergessen daß diese Kräfte in einer Staatsgesellschaft wirken, die unter 35 Millionen nur 1½ Millionen Protestanten zählt, deren Masse oasenartig über ein weites Gebiet zerstreut ist, und eben darum des Staatsschutzes in hohem Grade bedarf. Die Zahl der Protestanten ist gerade groß genug den Eifer anzuspornen, nicht aber demselben einen Zügel anzulegen.

Hr. Albert de Broglie behandelt in seinem oben erwähnten Artikel die Schriften dreier Männer, des Abbé Ventura, des bekannten Spaniers Donoso Cortes, Marquis de Valdegamas, und endlich die des Abbé Gaume. Er zeigt, wie alle drei auf ein entschiedenes Lob des Mittelalters hinauskommen, das die wenn auch nur unvollkommene Verwirklichung des katholischen Ideals gewesen sey, daß man also, um zum Katholicismus zurück-

zukehren, ſich wieder möglichſt den Ideen, Gefühlen und Gewohnheiten des Mittelalters nähern müſſe. Wir haben in Deutſchland ſeit geraumer und ſelbſt noch in neuerer Zeit ganz ähnliche Erſcheinungen geſehen, und es iſt nicht ohne Intereſſe, wie Hr. A. de Broglie den obgenannten Predigern des Mittelalters antwortet: „betrachtet man, ſagt er, kaltblütig den Zuſtand der modernen Geſellſchaft in Frankreich, und ſelbſt in Europa, ſo kann man unmöglich verkennen, daß er in allem der Gegenſatz der Geſellſchaft des Mittelalters iſt. Sitten, Geſetze, Begriffe, nichts iſt gemein zwiſchen dem 13ten und 19ten Jahrhunderts, die ganze Kette der Ueberlieferung iſt zerriſſen, und jeder Verſuch der Aſſimilation iſt chimäriſch. Will man deßhalb die vollſtändige Solidarität, die abſolute Gleichheit des Mittelalters und des Katholicismus als Glaubensartikel aufſtellen, ſo ſpricht man über den jetzigen Zuſtand der Welt einen unaufhörbaren Bannſtuch aus, man verlangt daß die moderne Geſellſchaft nicht bloß ihre Irrthümer abſchwören ſoll, ſondern alle ihre Begriffe ohne Unterſchied. Dieſer Folgerung kann man nicht entgehen: wenn die Geſellſchaft des Mittelalters die katholiſche Geſellſchaft par excellence iſt, ſo muß, da die jetzige Geſellſchaft toto coelo, tota terra davon abweicht, der Satz ausgeſprochen werden, daß ſie radical, weſentlich antikatholiſch iſt, und nichts beſſeres zu thun hat, als ſich ſelbſt zu vernichten, wenn ſie ſich nicht umgeſtalten kann. Dann ändert die katholiſche Propaganda vollſtändig ihren Charakter, ſie bringt nicht mehr den Frieden, ſondern den Krieg, nicht jenen ewigen, ſittlichen Krieg gegen die Leidenſchaften und Laſter der Menſchheit, den das Evangelium fordert und deſſen Palme nicht in dieſer Welt gewonnen wird, ſondern jenen manchmal blutigen und ſtets haßvollen Krieg, der nach Erfolgen und zeitlichen Vortheilen haſcht, und den die verſchiedenen menſchlichen Syſteme und Parteien einander liefern.“ Hält man die Schriften eines Fanatikers, wie Gaume, und eines Phantaſten, wie Donoſo Cortes, mit der nüchternen Wirklichkeit zuſammen, ſo begreift man erſt ganz, welchen wichtigen Schritt Männer wie Sibour und Dupanloup gethan haben, man muß aber auch fürchten, daß der gehäſſige Krieg, wie ihn A. de Broglie prophezeit, nicht mehr weit entfernt, ſondern ſchon da ſey, wenn wir ſehen, daß nur eine ſchwache Majorität, die durch wenige Ernennungen zur Minorität werden kann, ſich einem ſolchen Treiben entgegenſetzt. Je unmöglicher ein dauernder Erfolg iſt, deſto gehäſſiger wird der Krieg entbrennen, und deſto mehr iſt zu befürchten daß dieſe Partei, welche kein erreichbares Ziel vor ſich hat, einen ſchlauen weltlichen Macht als Mittel dient, das man aber wegwirft wenn man es nicht mehr braucht, und wohl auch wegwerfen kann unter dem Beifall der übrigen Staatsgeſellſchaft, die durch ſolches Treiben in ihrem Innerſten angegriffen wird. Graf Montalembert und ſeine Freunde haben erkannt, daß auf dem jetzt eingeſchlagenen Wege ihr Ideal von Kirchenfreiheit nicht verwirklicht, ſondern geradezu verſehlt wird.

Wenn an den Schriften von Ventura, Donoſo Cortes und Abbé Gaume etwas in Erſtaunen ſetzen darf, ſo iſt es nicht ihr grotesker Inhalt, ſondern der Umſtand, daß Männer wie Sibour und Dupanloup in Hirtenbriefen ſich dagegen ausſprechen müſſen, daß erfahrungsreiche und geſchäftsgewandte Männer, wie A. de Broglie, ſich die Mühe geben ſie ernſthaft zu widerlegen. Es überſteigt die erlaubten Gränzen, wenn Pater Ventura nicht bloß einen Philoſophen wie Descartes abſangelt, ſondern auch Hrn. von Bonald keineswegs tadelsfrei findet, und ihm eine tüchtige Strafpredigt hält. Der Boden, aus dem ſolche Früchte aufwachſen, iſt eine arge Verſchrobenheit des Kopfes oder der Fanatismus; ſind Schriften, wie die von Abbé Gaume, wirklich der Ausdruck eines großen Theils der franzöſiſchen Geiſtlichkeit, ſo hat dieſe aller modernen Cultur den Krieg angekündigt, und will verſuchen, wie weit ſie es bringen kann ſolche wieder zu vernichten. Man hat es ſeit einer Reihe von Jahren der geiſtlichen Erziehung in Frankreich zum Vorwurf gemacht, daß ſie die künftigen Seelſorger in ſolcher Abgeſchloſſenheit vom öffentlichen Leben erziehe, und dann ſie hinausſende, um dieß Leben zu leiten; der Erfolg konnte kein anderer ſeyn, als daß die Begabteren, die Einſichtsvollern die Feſſel ſprengten, und wenige Jahre nach ihrem Eintritt in die Welt eine richtigere Anſicht von ihren Verhältniſſen faßten; die Mehrzahl blieb in ihrem engen Kreiſe, und man erkennt jetzt die Früchte in einem feuchtloſen Kampfe gegen den ganzen geiſtigen Beſtand der Neuzeit. Aber ſie werden ohne es zu wiſſen das Gewebe der Penelope, denn eine unſichtbare Macht trennt immer das Gewebe wieder auf, weil die geiſtige Beweglichkeit unſerer Zeit großentheils auf materiellen Bedürfniſſen beruht, die ſich nicht hinwegräumen laſſen. A. de Broglie ſchließt ſeine Widerlegung der oben genannten Schrift mit den eindringlichen Worten: „die neuen religiöſen Streitigkeiten haben den Vortheil einer gemäßigten Beſprechung im Schooße der Kirche ſelbſt, ſowie den Nachtheil der Uebertreibungen, die aus dem hartnäckigen Beharren auf einer exclaſſiven Meinung entſpringen, gezeigt. Iſt der Streit über die Claſſiker, welcher für ſo viele gute Köpfe ein Warnungszeichen geweſen, nur ein einzelner Zwiſchenfall? iſt er nicht als äußerſte aber natürliche Conſequenz aus einer Reihe falſcher Begriffe hervorgegangen, denen man ſich allzu leicht hingegeben hat? entſprang er nicht aus einer Art Götzendienſt für die Erinnerungen des Mittelalters, einer ſubtilern und gefährlichern Krankheit, als der eigentliche heidniſche Götzendienſt? Wenn man das Mittelalter nachahmen will, ſo muß man den Geiſt nachahmen, der in vergangenen Zeiten die Größe und den Einfluß der Kirche begründet hat und allein noch jetzt begründen kann. Dieſer Geiſt iſt ein Geiſt der Verſöhnung mit allen berechtigten Entwicklungen der menſchlichen Geſellſchaft. Der Buchſtabe tödtet, der Geiſt macht lebendig. Man muß die Rolle der Kirche im Mittelalter nachahmen, nicht wörtlich ihre philoſophiſchen, literariſchen und politiſchen Methoden, ſondern die geiſtige Ueberlegenheit, die ihr allenthalben ein Uebergewicht ſicherte. Ueberall hatte ſie ſich auf den Bahnen der Civiliſation vorangeſtellt, und von dieſen Vorpoſten aus beherrſchte ſie leicht die ganze Geſellſchaft. Im Beſitz aller Bildung ihrer Zeit, erfahren in der Leitung der Völker, trug ſie weſentlich dazu bei der Wiſſenſchaft, der Literatur und der Politik einen religiöſen Stempel aufzudrücken. Dieſe Eigenſchaften laſſen ſich unter andern Formen noch jetzt nachahmen, und wir haben lebende Beiſpiele davon. Das ſind die wahren, ächten Ueberlieferungen des Mittelalters, das iſt der ſtets thätige Geiſt des Chriſtenthums, der aus der Aſche ſich wieder erhebt, ſo oft man ihn erloſchen glaubt.“ Dieſen Geiſt athmen in der That die Hirtenbriefe des Erzbiſchofs Sibour, die auch außerhalb des geiſtlichen Kreiſes nicht bloß Anerkennung, ſondern Bewunderung gefunden haben. Er räth den Geiſtlichen ſich der Einmiſchung in die Politik möglichſt zu enthalten, wobei er aber doch nicht verſäumt, über die Lehren, wie ſie manche Socialiſten zur Schau tragen, ſich mit Ernſt und Strenge auszuſprechen. Aus den beiden Hirtenbriefen des Erzbiſchofs, die im Januar und Junius des vorigen Jahres erſchienen, erſieht man daß er vollkommen die Gefahr erkennt, welche der Kirche droht, wenn ſie ſich hinreißen läßt eine politiſche Partei zu unterſtützen, und er ſchweigt ſeit einem Jahre, gewiß

nicht sehr erbaut über die Rolle, welche ein Theil der Geistlichkeit in der letzten Zeit gespielt hat. Zu der Rolle, welche ihr zukommt, bedarf sie keiner besondern Begünstigung der weltlichen Gewalt, und wenn sie vorübergehende Zwecke verfolgt, wozu sie der Gemeigtheit der weltlichen Gewalt bedarf, so wird ihr diese gewiß nicht ohne Gegenleistungen zu Theil werden. Allerdings hat schon die Regierung der alten Bourbonen und selbst die Julisdynastie den geistlichen Einfluß und die geistlichen Verbindungen zu sehr weltlichen Zwecken benützt, und jetzt scheint eine neue Aera dieser Bewegungen anzugehen; in der Schweiz, in Piemont und in Belgien scheint man die geistlichen Verbindungen benützen zu wollen in ähnlicher Art, wie man sie bereits in Frankreich selbst benützt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gräberbau Aegyptens.

(Schluß.)

Wenden wir uns von den Steinpyramiden zu den von Ziegeln erbauten, so weichen die letztern von jenen zuvörderst darin ab, daß der sonst isolirt stehende Tempel hier unmittelbar mit dem Grabmal verbunden erscheint als eine ihm vorliegende größere Kammer. Die eine der Ziegel-Pyramiden von Daschur, wie auch die Labyrinth-Pyramide von Howara, die aber überdieß auf der entgegengesetzten Seite noch einen freistehenden Tempel besaß, zeigen die Ueberbleibsel solcher Kammern. Es ist wahrscheinlich, daß dieß nicht die einzigen Beispiele sind; aber wie die leicht beweglichen Steine der Bekleidung im Laufe der Zeiten zu fremden Zwecken verschwunden sind, so sind es auch diejenigen der Kammern, und der verwitterde Schutt der schwarzen Ziegel überdeckt die letzten Spuren derselben, so daß die Untersuchung nicht ohne bedeutende Ausgrabungen bewirkt werden kann. Der heutige Anblick der meisten Ziegel-Pyramiden bietet dem Auge unförmliche dunkle Erdmassen dar, deren einstige Orientirung nach den Himmelsrichtungen nur mit Mühe zu erkennen ist.

Wenn es den großartigen Bemühungen des Architekten Perring gelang, bei den meisten Stein-Pyramiden die Eingänge, welche zu den Grabkammern führen, aufzufinden, so hat dieß bei den Ziegel-Pyramiden bisher nicht glücken wollen; keine einzige derselben ist uns zugänglich geworden. Es bleibt unentschieden, sowohl an welcher Seite, als auch ob ein senkrechter oder geneigter Schacht zu der unterirdischen Kammer leitet. Im allgemeinen ist die Bauweise dieser Pyramiden von der Art, daß auf eine allmählige Vergrößerung derselben nicht Rücksicht genommen wurde. Ein quadratisches Bassin 4 bis 5 Fuß hoch, mit Sand angefüllt und horizontal abgeglichen, diente zur Beseitigung der Unebenheiten des Felsbodens als regelrechte Unterlage, und auf ihr wurden die etwa 1½ Fuß langen, halb so breiten und gegen 5 Zoll dicken, an der Sonne getrockneten Erdziegel in abwechselnden Lagen aufgethürmt, die Zwischenräume bildete trockener Sand und das Ganze erhielt eine Bekleidung von festem Stein, so daß nach ihrer Vollendung kein Unterschied von den massiven Pyramiden zu erkennen war. Andere, wie die Ziegel-Pyramide zu Abu-Roasch, sind aus gewaltigen, schichtenartig nebeneinander oder umeinander gelegten Mauermassen gebildet, und bei ihnen scheint allerdings auf ein allmähliches Wachsthum Bedacht genommen. Eine solche Bauweise, sich anschließend an diejenige der Stein-Pyramiden, ist ohne Zweifel die ältere von beiden; aber es kann nicht geläugnet werden, daß in der Errichtung von Ziegel-Pyramiden selbst sich schon die schwindende Kraft des alten Reiches documentirte. Das leicht zu beschaffende, aber auch leicht zerstörbare Material der Miethe ward gewählt, um in möglichst kürzester Zeit bei schwankenden Zeitumständen Bauwerke herzustellen, die wenigstens äußerlich sich mit denen der Vorfahren zu messen vermöchten; übertünchte Gräber im eigentlichen Sinne des Wortes. Der zweiten Hälfte der Dynastien des alten Reiches muß vorzugsweise der Bau der Ziegel-Pyramiden zugeschrieben werden, und faſt die einzige, deren Erbauer wir mit Bestimmtheit anzugeben wissen, die Pyramide des Labyrinths bei Howara, gehört der zwölften letzten Dynastie zu. Nach dieser Periode, mit der Eroberung des Landes durch die Hykſos, scheint der Pyramidenbau als Gräber von Königen aufzuhören. Zwar erblicken wir in spätern ramesseischen Zeiten auf dem Todtenfelde von Theben noch kleine pyramidale Grabmäler von Ziegeln erbaut, aber ihre Inhaber waren erſtchtlich Privatleute; eine gewölbte, verhältnißmäßig bedeutende Kammer zu ebener Erde füllt den größten Theil des etwa nur 20 bis 30 Fuß hohen Gebäudes aus. Die Anlage von Felsengräbern ist die faſt allein vorherrschende geworden, und Könige wie Privatleute wetteiferten in Großartigkeit derselben. Nur einmal noch, in der späten Epoche des meroitischen Reiches, sehen wir die alte Sitte zurückkehren, Pyramiden als Grabmäler von Herrschern anzuwenden. Ich komme nach der gegebenen Rundschau der Gräberstelder des alten Memphis noch einmal zu der großen Pyramide des Cheops zurück, deren Anblick jeden Reisenden Aegyptens mit staunender Bewunderung erfüllt. Wir sehen die äußere Hülle der Bekleidung dieses Kolosses nicht etwa durch die darüber hinweggeschrittenen Jahrtausende, sondern durch die zerstörende Hand der Menschen herabgerissen, und die 2 bis 3 Fuß hohen gewaltigen Blöcke roh mit Mörtel verbunden, treten stufenartig dem Auge entgegen. Mühsam beginnen wir den schwindligen Weg nach dem noch fast mehr als 450 Fuß hohen Gipfel; bald ausruhend, bald wieder mit erneuten Kräften emporklimmend, ist endlich die lustige Höhe erreicht, und nun bietet sich uns ein Anblick dar, der durch seine Großartigkeit mit dem Gefühle der Ehrfurcht zusammenstimmt, welche uns bei dem Betreten eines Menschenwerkes aus so grauer Vorzeit ergreift. Dicht unter uns sehen wir rings umher die wohlgeordneten Reihen der Gräber, kaum noch auftauchend aus dem darüber gewehten Sande; der Kopf der rielenhaften Sphinx, aus dem natürlichen Felsboden gehauen, gewissermaßen der geheimnißvolle Wächter dieser Friedhöfe, schaut mit dem verwitterten Antlitz aus ihm hervor, dem Aufgange der Sonne zugewendet. In kurzer Entfernung ragt die mächtige Pyramide des Schafra, deren obere Hälfte noch ihre glatte Bekleidung trägt, in den Horizont hinein, an ihrem Fuße in senkrechten Wänden die Felsengräber der gleichzeitigen Geschlechter bergend. Sie verdeckt unserm Auge die dritte große Pyramide des Königs Mencheres. Aber nach Norden und Süden den Wüstensaum verfolgend, zeigen sich uns in langer Reihe die Pyramiden von Abu Roasch, Riga, Abusir, Saccara, Daschur — still redende Zeugen uralterer Geschichte! Nach Westen hinaus ist endlose Wüste.

Durchwanderung Afrika's von Mozambique nach Angola. Das Bull. de la Soc. de Géogr (October) enthält einen uns von London zugekommenen Auszug aus einem Schreiben in der Gazetta de Loando, dem zufolge drei mauische Kaufleute den Weg quer durch Afrika von Mozambique zurückgelegt und auch bereits wieder den Rückweg angetreten hatten. Nähere Nachrichten stehen noch aus.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widermann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 302. 17 December 1852.

Der Champlain- und Georgs-See.

(Von Franz Löher.)

Vermont! Staat der grünen Berge, so heißt der mittlere der vier nördlichsten unter den Vereinigten Staaten, ein schöner Name und keinen passenderen hätte man finden können. Der Staat besteht wirklich aus Berggruppen, hier ein Haufen und dort ein Haufen, und jedesmal liegen weiche bebaute Thäler dazwischen. Und diese Berge haben wirklich ein auffallend helles Grün, schon von weitem erkennt man sie daran, bis über ihre Gipfel wogt und rauscht der frische grüne Wald. An diesen Bergen steht auch noch gutes Wild, jeder kann sagen, aber seine Büchse findet immer noch ein Stück Rothwild. Denn, eine Merkwürdigkeit in Amerika, das Gesetz gewährt im Staate Vermont dem Rothwild eine Hegezeit. Den Farmern in andern Staaten kommt ein solches Gesetz vor wie ein unerträglicher Eingriff ins Eigenthum; was ich auf meinem Grundstücke finde, denken sie, das gehört mir, und das kann keiner mir wieder nehmen. Dafür wird es auch nicht mehr lange dauern, daß sie keinen Hirschkopf mehr zu sehen bekommen; die grünen einsamen Berge von Vermont aber werden vielleicht noch hundert Jahre und darüber einen hübschen Stand von Rothwild hegen. Das schönste aber in diesem Staate sind seine Seen, auf deren immer klarem Spiegel sich die Bergränder abzeichnen. Der bedeutendste dieser Seen ist der Champlain und fast so herrlich wie ein See im Hochgebirge. Wunderbare Schönheit aber entfaltet der benachbarte Georgssee. Des Reisenden Erinnerung wandert gern nach diesen Plätzen zurück, man hat ja in dem weiten Gebiete der Vereinigten Staaten verhältnißmäßig so wenige Stellen, denen die Natur den ewigen Stempel der Schönheit und Erhabenheit aufgedrückt hat.

Die Brust des Amerikaners aber hebt freudig, wenn er den Namen Champlain hört. Er denkt nicht an den Naturzauber des Sees, sondern an die Thaten, welche sich an seinen Gestaden und auf seinen Wellen begaben. In den Kriegen mit England war dort stets ein Tummelplatz der Streifcorps. Gegen eine europäische Schlacht und die Summe von Heldenthaten, welche sie verschlingt, nahmen sich zwar die meisten Kriegsvorfälle in Amerika wie kleine Scharmützel aus; aber es ist das Zeichen eines jugendlichen und strebenden Volkes, daß es sich so genau auch die kleinen Glanzpunkte seiner Geschichte merkt.

Der Champlainsee hat nach dem St. Lorenz hin einen Ausfluß, welcher vielerlei Namen hat und gewöhnlich St. John oder Soresstrom heißt. Sowie man Vermont sich nähert, nimmt dieser Strom an Breite zu, und da erst eine Landzunge sich zwischen die beiden Seebuchten im Norden tief hineinstreckt und darauf in derselben Richtung gestreckte Inseln sich folgen, so gelangt man auf den See, während man noch immer auf einer Strombreite zu seyn glaubt; nur das Wasser ist klarer und ruhiger. Die Nähe der Vereinigten Staaten scheint solchen Einfluß auszuüben, daß Felder und Wohnungen der Canadier nahe der Gränze ein freundlicheres Aussehen gewinnen. Da zahllose Landzungen in den See hineineingehen, so kommt man alle Augenblick in ein neues Wasserbecken mit neuen Windungen der Ufer. Da wo letztere oder die Inseln enger zusammenrücken, steht man die Felsen in allen Farben, am meisten grünroth und blau, und oben darauf dichtes Nadelholz, auf dessen dichtem Gezweig der Schnee sich kräuselte. Die Berge erhuben sich rings in prächtigen Massen, aber sie blieben zu fern, als daß man sie das Gestade des Sees hätte nennen können. Es war etwa wie wenn man auf dem Rheine die Vogesen und den Schwarzwald sieht. Ein höchst mannichfaltiger Pflanzenwuchs entfaltete sich schon an der obern Hälfte des Sees, breitblättrige Sumpfpflanzen und hoch darüber riesige Sykomoren mit hangenden Schling- und Flechtgewächsen, auf den Inseln und Uferstreifen farbiges Moos, blühende Ginster, Strauppeleichen und Zwergtannen, auf einigen Punkten stolze Gruppen von schöngeschwungenen Waldbäumen und finstern hochragenden Tannen und Fichten. Südlicher hinab hörte der Schnee auf, und Berge und Waldungen traten näher zum Ufer. Alles war überhaucht von den feurigen Farben des amerikanischen Herbstes, und ich genoß auf diesen Seen ein paar Herbsttage so schön als sie irgendwo auf der Welt zu haben sind. Bei uns nehmen die Bäume, wenn die Winterschauer sich nähern, eine bleiche traurige Farbe des Verwelkens an, nur wenn die Sonne recht kräftig durch unsere alten Eichen-, Buchen- und Birken-Waldungen oder auf Kastanienbäume im Herbste strahlt, erweckt sie hier und da braunes und rothes Glänzen längs der Baumwipfel. In Amerika aber scheinen die Blätter noch zu viele Säfte zu haben, und wenn die kalten Nachtfröste sie zu schnell überfallen, dann verdichtet sich das Leben in ihnen ehe es verschwindet, zur stärksten Farbe, zum Roth. Als wären blutige Wolken über die Wälder gezogen und als spiegelte sich die Sonne in Millionen rother Thautröpfchen, so sieht es aus. Die amerikanischen Maler haben es sich viele Farbe kosten lassen, jenes eigenthümliche Wälderroth ihres Landes treulich darzustellen. Es machen aber schon die rothen Dächer einem Maler Mühe, wenn sie ihm nicht die Harmonie seines Gemäldes stören sollen, und man kann sich daher vorstellen, welche rothe Kleckfereien jene Anfänger in der Malerkunst liefern. Der beste amerikanische Landschafter, den ich traf, Durant in Neuyork, brachte nur sehr vorsichtig in seinen hübschen Waldgruppen das Herbstroth an. Aber

man kann nicht zweifeln, daß ein tüchtiger Maler auch das eigenthümliche Rothglänzen der amerikanischen Wälder geistvoll auffassen und ohne grelle Töne wiedergeben kann.

Allerliebst nehmen sich die Städtchen aus, welche vom Seeufer ansteigen. Sie sind so säuberlich weiß und der Seespiegel ist so hell, daß man an Mädchen denkt, die ihren weißen Staat gern im Spiegel betrachten. Aber der tiefen Ruhe, welche auf dem See herrscht, thun diese Ortschaften keinen Eintrag. Die Wasservögel, die Reiher, Kraniche und Wasserhühner schlichen durch die Sumpfpflanzen und Binsen am Ufer, auf den Felsspitzen saßen unbeweglich die Habichte und Fischadler oder schrammen hoch in der Luft. Auch ein Schuß, der dann und wann aus den Felsen zum See niederhallte, störte die Ruhe nicht. Nur einmal wurde der Frieden der Natur auf eine grotteske Weise unterbrochen. Wir fuhren unter einem Felsen her, dessen Dach mit kurzem Grase bedeckt, abschüssig in den Wald lief. Auf einmal brach grunzend und schreiend eine Heerde Schweine aus den Bäumen hervor, machte wie bedonnert am Felsrande Halt, und suchte nun durch die lächerlichsten Bewegungen die Wendung wieder nach dem Walde zu gewinnen. Zweien mißglückte es und sie polterten schreiend ins Wasser. Der Jäger, welcher die bewaldeten Bergufer durchstreift, wird oft die Schinkenhieberchen verwünschen, sie grunzen und stören überall, und können laufen wie Hunde. So lange die Amerikaner noch in den Wäldern stecken, werden sie immer von Schweinen umringt seyn. Je gebildeter ein Volk ist, desto mehr verschwinden bei ihm die Schweine und leider auch die Wälder. Ich hatte auf meinen Wanderungen in Amerika das Schweinefleisch bald übersatt. Schon in England, wo der ewige Ham (Schinken) gekocht oder gebraten, gebraten oder gekocht, einem nicht vom Tische kommt, hatte ich einen Vorschmack davon, und ich mußte noch oft an einen alten Italiener denken, der mir in London sagte: „Schneiden Sie mich auf, wenn ich halb schon bin Schweinefleisch.“

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Verhältnisse zur Schweiz und Italien.

Die Lage der Schweiz gegenüber Frankreich ist seit einigen Jahren ganz eigenthümlich gewesen. Gleich nach der Julusrevolution begannen die Bewegungen in der Schweiz, und eine der alten Cantonsregierungen fiel nach der andern. Das Ziel dieser Bewegungen war, aus dem bisherigen Staatenbund der Schweiz einen Bundesstaat zu machen, ein Bestreben, das mit den Verträgen von 1815 nicht übereinstimmte. Frankreich hatte nach dem Jahre 1830 eine solche Vormauer allzu nöthig und stand mit den übrigen Continentalmächten auf einem zu unsichern Fuße, um diese Bestrebungen ohne weiteres geschehen zu lassen. Die Ansicht, welche in der ältern Zeit der Julusdynastie hervortrat, lautete anders, und ist von d'Haussonville in seiner Geschichte der äußern Politik Frankreichs während der Julusdynastie folgendermaaßen gezeichnet: „Um jederzeit zwischen ihren furchtbaren Nachbarn eine vollkommene Unparteilichkeit zu behaupten, um nicht wider Willen in den Kreis ihrer Thätigkeit hineingerissen zu werden, muß die Schweiz das bleiben was sie stets war, d. h. ein Bund souveräner, unabhängiger, oder wenigstens fast unabhängiger Staaten; sie darf nie, ich will nicht sagen, eine Eine und untheilbare Republik werden, wie Frankreich, sondern auch nicht einmal eine Bundesrepublik nach Art der Vereinigten Staaten.“ Eine bedeutende Zahl der einflußreichsten Schweizer dachte ganz entgegengesetzt: sie glaubten, die Unabhängigkeit besser durch eine verstärkte Bundesgewalt zu wahren, und sobald eine Mehrzahl der Cantone sich für diese Ansicht entschieden hatte, schritten sie ans Werk, zertrümmerten den Sonderbund, und benützten dann im J. 1848 die Verwirrung der europäischen Verhältnisse, um den Staatenbund definitiv in einen Bundesstaat umzuwandeln. Ob dieß ohne die Ereignisse des Jahres 1848 gelungen wäre, da schon am Ende des J. 1847 Verabredungen zwischen Frankreich und den östlichen Mächten dagegen getroffen waren, müssen wir dahin gestellt lassen. In Frankreich waren die Parteien dinstchtlich der Schweizer Angelegenheit sehr getheilt: die Regierung war, wie aus dem Obigen erhellt, über den Schlag gegen den Sonderbund sehr aufgebracht: die katholische Partei, Graf Montalembert an der Spitze, gleichfalls, weil die Jesuiten zugleich verjagt wurden und die Macht, welche sie bereits in verschiedenen Theilen der Schweiz errungen hatten, verloren ging. Dagegen jubelten die Liberalen und Republikaner, mit welchen letzteren mehrere Schweizerrepublikaner, wie die französischen Regierungsblätter behaupteten, in enger und der französischen Regierung gefährlicher Verbindung gestanden haben sollen. Als mit dem Februar 1848 die Republikaner in Frankreich ans Ruder kamen, war an einen Einmarsch in die Schweiz nicht mehr zu denken, und die Unitarier benützten diese augenblickliche Lage Frankreichs, so wie die Verlegenheiten Oesterreichs, um ihren alten lange gehegten Plan endlich ins Leben zu führen.

Doch das Jahr 1848 brachte für die Schweiz nicht bloß die Möglichkeit ihre Angelegenheiten im Innern ohne Besorgniß von fremden Einsprüchen zu ordnen, sondern dieselbe Partei Frankreichs, welche dem Erfolge gegen den Sonderbund zugejubelt hatte, wollte ihr in dem europäischen Drama noch eine ganz andere Rolle zuweisen. Aufmunterungen von Seite der republikanischen Minister in Paris, und officielle Zuschriften des diplomatischen Agenten Sardiniens forderten die Schweiz auf, 20,000 Mann nach Italien zu schicken, sich mit den Piemontesen zu verbinden und die Oesterreicher völlig aus Italien zu verjagen. Die Folgen eines solchen Schrittes ließen sich nicht ermessen, aber die Schweiz ließ sich auf kein so unsicheres Feld verlocken: nach zweitägigen geheimen Debatten entschied eine Mehrheit von 15 Ständen dahin sich nicht auf diese Einladung einzulassen, und die Versuche der Lombarden, Truppen in der Schweiz anzuwerben, wurden mit Erfolg unterdrückt. Die Vorwürfe, daß die Schweiz gegen das republikanische Frankreich undankbar gehandelt habe, rührten niemand; die Schweiz hatte gegen die französische Republik keine Verpflichtungen übernommen; sie handelte in Bezug auf Italien eben so wie sie in Bezug auf Deutschland gehandelt hatte, von wo aus man sie gleichfalls in die damaligen Bewegungen hineinziehen wollte, und sie erwarb sich durch dieß kluge Benehmen das Recht, auch anderer Seite ihn abschlägige Antworten zu ertheilen, als der Strom der Revolution zu ebben begann. So behaupteten sie nicht ohne Mühe, aber mit Ehren, ihre unabhängige Stellung, und der Bundesstaat besteht jetzt schon seit vier Jahren: die Republik Frankreich konnte natürlicher Weise keine Einsprache gegen denselben erheben, da sie sonst ihr eigenes Prinzip, daß es jedem Volk frei steht, seine Verfassung zu wählen, angegriffen hätte.

Die durch den Staatsstreich vom 2 Dec. 1851 gegründete Regierung stand auf demselben Boden; nichts destoweniger schlug sie einen Ton an, der für die Schweizer Regierung geradezu beleidigend war. Der französische Minister, Hr. Salignac-Fenelon, verlangte in einer vom 24 Januar d. J. datirten Note, daß die Schweizer

Regierung jeden Flüchtling, den ihr die französische Regierung bezeichnen würde, ausweisen sollte. Einer solchen Zumuthung konnte sich die Schweiz nicht fügen, ohne ihre Selbständigkeit geradezu aufzugeben. Sie antwortete in einer Note vom 9 Februar mit Anstand und Ruhe, aber mit Festigkeit. Der Vorfall hätte geringes Aufsehen erregt, wäre er nicht von Aeußerungen der unter strengem Zügel gehaltenen Pariser Presse begleitet gewesen, die darauf hinwiesen, daß man die alten Parteien in der Schweiz aufreizen, und die katholischen Kantone, namentlich Freiburg, gegen die Schweizer Regierung benutzen wolle; man könne, hieß es in einigen ultrakatholischen und bonapartistischen Blättern, die Schweizer nicht in ihre Beege verfolgen, aber man könne Waadt und Genf besetzen, und Contributionen erheben, um Solothurn und Freiburg für die Aufhebung der Klöster zu entschädigen. Solches Gerede hieß den Feuerbrand in die Schweiz werfen, und munterte alle ächten Freunde des Vaterlandes auf, sich um die Regierung zu schaaren. Die Aufhetzungen von französischer Seite sind noch nicht zu Ende, wie man aus dem Umstande sieht, daß das katholische Landvolk im Jura und namentlich in Freiburg die Wiederherstellung des Kaiserthums in Frankreich mit einer auffallenden Freude feierte. Der polternde Ton ist aufgegeben, die Sache ist geblieben, und wie man in den Jahren 1848 und 1849 von Frankreich aus Revolutionsemissäre nach der Schweiz schickte, um die Schützen aufzumuntern nach Italien den Lombarden gegen Oesterreich und den badischen Insuegenten gegen Preußen zu Hülfe zu eilen, so durchstreifen jetzt ultrakatholische Emissäre die katholischen Kantone, welche noch an den Nachwehen des Sonderbundkriegs leiden, um das Landvolk gegen die Regierungen aufzustacheln. Für jetzt wird die Sache wohl keine Bedeutung haben, aber unter andern Umständen könnte sie schnell von Bedeutung werden.

In Italien, namentlich in Piemont, spielen dieselben Mittel und in noch erhöhtem Grade. Der Streit, in welchen Piemont mit dem Papst durch die Siccardischen Gesetze hineingerathen ist, scheint seiner Ausgleichung so ferne, wie sonst, obgleich der neue Premierminister Cavour den Marchese Spinola, welchen Azeglio wegen zu großer Nachgiebigkeit aus Rom zurückgerufen, wieder dahin gesandt hat. Die Sachen verschlingen sich in Italien auf die seltsamste Weise: der neue Kaiser der Franzosen möchte um jeden Preis die Salbung durch den Papst durchsetzen, und soll ihm als Preis für seine Nachgiebigkeit die Aufhebung der vier Grundsätze der gallicanischen Kirche angeboten haben, für welche bekanntlich noch in neuester Zeit die bedeutenden Juristen Frankreichs und selbst ein großer Theil des Episcopats in die Schranken getreten sind. Aber die Richtung, in welche die französische Geistlichkeit seit geraumer Zeit eingetreten, läßt erwarten, daß der Widerspruch gegen die Aufhebung der gallicanischen Freiheiten von letzterer Seite aus immer schwächer weeden wird, während man unter den gegenwärtigen Umständen auf den der Juristen schwerlich Rücksicht nehmen möchte. Der neue Kaiser sucht auf diese Weise die römische hohe Geistlichkeit für seine Plane zu gewinnen, soll aber immer noch, was die Salbung betrifft, auf bedeutenden Widerstand unter einem Theil der Cardinäle stoßen, da man die Tragweite einer solchen Handlung sehr wohl erkennt und, namentlich in Bezug auf Italien, fürchtet. Die Thätigkeit der Mazzinisten in Italien, der vor kurzem wieder in Mantua fünf Personen aus den mittlern Ständen zum Opfer fielen, während eine Menge anderer auf die erste Nachricht von der Entdeckung einer Verschwörung die Flucht ergriffen haben sollen, scheint nicht abzunehmen, aber in Folge des schlechten Erfolgs immer weniger Anklang zu finden. Dagegen wenden jetzt viele, die ehemals mehr oder minder mazzinistisch gesinnt waren, aber theils aus Furcht vor einer Republik, theils aus Furcht vor Entdeckung sich nicht zu äußern wagten, ihre Augen auf Frankreich, und viele hegen die ziemlich chimärische Hoffnung, daß eine französische Armee die Alpen übersteigen und das ehemalige Königreich Italien wieder aufrichten werde. Andere blicken immer noch mit Hoffnung auf Piemont, das unter all den Wirren der letzten Zeit wenigstens seine constitutionellen Formen gerettet hat. So wenig sichern Boden alle diese Bestrebungen haben, so zeigen sie doch daß die öffentliche Meinung einer bedeutenden Veränderung der öffentlichen Zustände günstig ist, so wenig auch die Ansichten über die Art dieser Veränderungen harmoniren mögen. Aus der sichtlichen Annäherung Piemonts an Oesterreich sollte man schließen, daß die Besorgnisse vor italienischen Planen Frankreichs nicht gering sind, und in diesem Fall wäre die Sendung des Marchese Spinola als ein Zeichen, daß man sich mit Rom zu versöhnen willens ist, von Bedeutung. Gelingt diese Versöhnung, was bei den sichtlich gespaltenen Ansichten in Rom noch ungewiß ist, dann wird der französischen Regierung das Mittel abgeschnitten, durch Hülfe der jetzt gegen die piemontesische Regierung eingenommenen Geistlichkeit in diesem Lande zu wirken, und zugleich ist dann auch anzunehmen daß der Papst den Forderungen Frankreichs wegen der Salbung sich nicht fügen werde. In einem solchen Falle ist eine Verbindung Oesterreichs mit dem Papst und mit Piemont gegen den französischen Einfluß wahrscheinlich, was aber der neue Kaiser von Frankreich dann thun wird, wenn ihm seine Nachgiebigkeit gegen den römischen Hof nichts hilft, das muß man erst abwarten. Gegenwärtig sind sichtlich die Unterhandlungen schwebend und sehr delicater Natur.

Die Lage Piemonts ist unter diesen Umständen, so wenig es den Anschein haben mag, ziemlich vereinfacht: es darf den Kampf gegen die Kirche nicht in dem bisherigen Geiste fortsetzen, denn es verliert dadurch gegen Frankreich und gegen Oesterreich wie gegen Rom; darum ist auch schon die Vermuthung ausgesprochen worden, Cavour, der endlich das Ziel seines Ehrgeizes, die Präsidentschaft des Conseils, erlangt hat, lasse diejenigen, welche die Einziehung der Kirchengüter fordern, vorerst nur darum gewähren, um den römischen Hof desto eher durch das Einschreiten gegen diese Bewegung zu einer Uebereinkunft zu stimmen. Diese Uebereinkunft ist um so dringender als man den Ausgang der Bestrebungen Ludwig Napoleons in Rom nicht kennt; sollten diese günstig für ihn ausfallen, dann würde er, unterstützt von der römischen Geistlichkeit, seinen Einfluß in Italien ausbreiten, und Piemont, durch den kirchlichen Geist von innen und außen gedrängt und von Frankreich militärisch bedroht, würde dann ein willenloses Werkzeug in der Hand des letztern. Die Erklärung, weßhalb Oesterreich und Piemont sich nähern, liegt also nicht fern, die Entscheidung über die nächste Zukunft aber steht bei dem Papst und dem Cardinalecollegium. Diese müssen sich erklären, ob sie von nun an Oesterreich oder die Plane Frankreichs auf Italien begünstigen wollen. Die Entscheidung ist eine sehr ernste für Italien, für Frankreich und für ganz Europa.

Diese heikliche Stellung des Papstes wirft ein großes Licht auf die politische zerrüttete Lage Italiens, und namentlich auf die Absichten welche bei der römischen Expedition vorgewaltet. Nachdem die französische Regierung unter Guizot doppeltes Spiel in Italien gespielt, ein Spiel dessen Verlauf nur durch den Ausbruch der Revolution unterbrochen worden ist; nachdem die provisorische Regierung die Schweizer durch die Erinnerung an

die alten Schlachten von Marignano u. s. w. auf den italienischen Boden zu locken versucht hatte, um dadurch die Macht Oesterreichs in Italien völlig zu brechen, und hintennach als Schiedsrichter unter den kämpfenden Parteien, die sich nach einem Siege unmöglich hätten einigen können, aufzutreten; nachdem dieß mißlungen, die Oesterreicher ihre Herrschaft wieder hergestellt, und in den Marken, wie in Toscana Besatzungen eingelegt, war jede Aussicht auf das Gelingen einer italienischen Revolution, wobei Frankreich nur die Absicht hatte, Oesterreich von Italiens Boden zu entfernen, verloren, und darum mußte die französische Republik der römischen den Garaus machen, um nicht Oesterreich ganz in Italien Herr werden zu lassen. Dazu hatte die Ausrufung der Republik in Rom und die Verjagung des Papstes den willkommenen Anlaß gegeben. Indem die Republicaner unter Ledru Rollin die römische Republik in Schutz nahmen, handelten sie zwar in ihrer Weise sehr consequent, aber gar nicht im Geiste der alten französischen Politik, wurden darum auch schon im J. 1849, wenn gleich nicht ohne einige Mühe, bei Seite geschoben, und durch die Eroberung Roms, dieser geistigen Hauptstadt Italiens, eine Stellung eingenommen, welche den Fortschritten der Oesterreicher ein wirksames Gleichgewicht hielt. Indeß hatten diese durch ihren Besitz Oberitaliens und das Schutzbedürfniß der benachbarten italienischen Fürsten einen gewaltigen Vortheil, den die Franzosen durch die Befestigung Roms, Civitä Vecchiae und einiger Zwischenposten umsonst auszugleichen suchten, zudem hatte die Republik, namentlich bei ihrem unsichern Bestand, bloß schwache Berührungs- und Haltpunkte bei dem Vatican; anderö aber gestaltete sich dieß durch die Proclamation des Kaiserthums, ja wie durch das enge Bündniß, in welches die neue Regierungspartei mit der Geistlichkeit trat, und zwar gerade mit derjenigen, die sich mehr zu Rom hinneigte, und die gallicanischen Freiheiten aufzuopfern wenig Bedenken trägt. Jetzt sind die politischen und kirchlichen Interessen in einen Knäuel verwickelt, dessen Lösung nicht abzusehen ist.

Neuere Ereignisse, namentlich in Oberitalien, haben gezeigt daß ein nicht unbedeutender Theil der niedern Geistlichkeit sich den nationalen Ideen zuneigt. Jetzt bietet der neue französische Kaiser dem Papst Schutz und Unterstützung, er verspricht ihm eine höhere Gewalt über die westliche katholische Welt, als er seit Jahrhunderten besessen, alles unter der Bedingung ihn zu salben und sich mit ihm gegen den österreichischen Einfluß zu verbinden. Weigert er sich dessen, so wird man die alten napoleonischen Ideen eines Königreichs Italien wieder hervorsuchen und fördern, man wird Piemont, so lang es dienstwillig bleibt, gegen Rom unterstützen, man wird ähnlich wie Mazzini, nur zu andern Zwecken, die Aufregung in Italien unterhalten, und dadurch die Stellung Oesterreichs und des Papstes, der ohnehin in französischem Gewahrsam ist, erschweren; kurz Oesterreichs Kräfte sollen in Italien beschäftigt werden, daß es weder wirksam gegen Osten noch gegen den Nordwesten auftreten kann. Man wird jetzt vollkommen verstehen was ein neuerer Correspondent der Times sagt, wenn er sich über die italienischen Zustände folgendermaßen vernehmen läßt: „Privatbriefe aus den verschiedenen Theilen Italiens melden übereinstimmend den großen Eindruck, den die Wiederaufrichtung des Kaiserreichs gemacht, wie denn überhaupt Ereignisse in Frankreich einen bedeutenden Einfluß in der italienischen Halbinsel üben. Vor dem Staatsstreich des zweiten Decembers war die liberale Partei Italiens in zwei große Abtheilungen, Constitutionalisten und Republicaner getheilt, mit überwiegender Zahl der erstern, namentlich in Piemont und den beiden Sicilien. Seit dem zweiten December hat sich eine dritte Partei erhoben, die der Bonapartisten, welche seit der Wiederherstellung des Kaiserreichs stark anwächst und die republicanische Partei allem Anschein nach verschlingt. Trotz der Circulare der Londoner und Schweizer-Comités scheinen die Anhänger der Republik alle Hoffnung zu verlieren ihre Lieblingsregierungsform in Italien zu begründen. Schon wenden viele in Ober- und Mittelitalien ihre Augen auf Frankreich, und hegen die Hoffnung daß eine französische Arme die Alpen übersteigen werde, um das alte Königreich Italien herzustellen, und die eiserne Krone mit dem kaiserlich französischen Diadem zu vereinigen, während diejenige Partei im Königreich Neapel von einer Wiederherstellung der Murat'schen Herrschaft träumt. Es besteht indeß in Italien eine nationale und constitutionelle Partei, welche sehr viele der aufgeklärten Classen in sich vereinigt, und das italienische Element in den Regierungen zu stärken sucht. Diese Partei sympathisirt mit Piemont, wo das Repräsentativsystem sich behauptet durch die Loyalität des Königs, so wie die Klugheit und den Patriotismus der Staatsmänner dieses Landes. Piemont und Frankreich sind die Fahnen, um welche sich die Italiener zu schaaren scheinen. Die Partei, welche sich national und unabhängig nennt, wünscht diese beiden Mächte zu vereinen, indem sie Savoyen und Nizza an Frankreich gibt, und die ganze italienische Halbinsel in zwei verbündete Reiche, Oberitalien unter dem Hause Savoyen, und Süditalien unter der Familie Murat umgestaltet. Diese Anordnung gründet sich bis jetzt nur noch auf Strebungen und Hoffnungen, gewiß ist aber, daß die Wiedererrichtung des Kaiserreichs in Frankreich unter dem italienischen Volke große Erwartungen, und darum bei fremden Regierungen unbehagliche Empfindungen rege gemacht hat."

Diese Stellung in Italien zu erringen wäre dem republicanischen Frankreich nicht möglich gewesen; die Juliusmonarchie verfolgte dasselbe Ziel seiner unter Guizot, dagegen die kaiserliche Monarchie herber im Andenken an ihre alte Stellung in Italien. Das republicanische Element weckte stets die Abneigung und den Haß der monarchischen Regierungen, eines großen und einflußreichen Theil des Volkes und natürlich auch der Kirche. Die republicanische Regierung hätte nur durch einen sehr unsichern Revolutionskrieg siegen können, die kaiserliche kann sich bei den Laien und Geistlichen einen mächtigen Einfluß gewinnen, dem die Abneigung gegen Oesterreich Vorschub leistet. Es möchte gleich schwer zu sagen seyn wohin sich Rom und wohin sich Piemont bei dieser Gestaltung der Sache wenden werden. Die Zukunft Italiens ist durch das Kaiserthum, und die Stellung, welche der neue Kaiser der Franzosen zur Geistlichkeit und der katholischen Kirche eingenommen hat, unsicherer, die Bemühungen den Status quo aufrecht zu erhalten, schwieriger als je geworden, und die Frage der Salbung des Kaisers durch den Papst läßt keinen langen Aufschub zu.

(Fortsetzung folgt.)

Die industrielle Universität in London ist jetzt, wie das Londoner Athenäum vom 11 December sagt, nicht mehr bloß im Plane, sondern so gut als eine vollendete Thatsache, indem der Kanzler der Schatzkammer am 6 December ein Votum von 150,000 Pfd. St. zur Unterstützung dieser Anstalt vorschlug, das auch alsbald genehmigt wurde. Hiezu kommen noch die 160—170,000 Pfd. St., welche von der großen Weltindustrie-Ausstellung übrig sind, und zu diesem Zwecke bestimmt wurden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 303

18 December 1852.

Mesopotamische Alterthümer.

In der Versammlung der Londoner asiatischen Gesellschaft vom 4 December wurden Auszüge aus Briefen Oberst Rawlinsons verlesen, die mehrere wichtige historische Entdeckungen aus dem Bereich seiner Studien der verschiedenen Keilschriftarten enthalten. Der erste Brief ist vom 4 September, der letzte vom 15 October d. J., zu welcher Zeit Oberst Rawlinson wegen schlechter Gesundheit Bagdad verlassen, und sich in die Nähe von Kletzthon begeben hatte. Die beiden Nachrichten, die er aus seinen Studien mittheilt, möchten indeß wohl noch nähere Erläuterung, wenn nicht Berichtigung, erfordern. Die erste geht dahin, daß die Namen der sechs Könige, welche in den Inschriften von Wan aufgeführt sind, gleichzeitig seyen mit den assyrischen Königen von Sardanapal bis Sanherib. Demnach wäre also das Reich, dessen Sitz Wan war, gleichzeitig mit dem zweiten assyrischen Reiche, während bisher, unserer Wissens, die Inschriften von Wan für bedeutend älter gehalten wurden. Die zweite Nachricht wäre noch interessanter und in antiquarischer Beziehung folgenreicher. Der Oberst spricht seine Ueberzeugung aus, daß die Aera Nabonassars mit der Einführung der assyrischen Schrift in Babylonien, wo früher eine Art von Hieroglyphik im Gebrauch gewesen, zusammenfalle. Er glaubt Beweise gefunden zu haben, daß die Hieroglyphenschrift 11 oder 12 Jahrhunderte vor Chr. nach Assyrien gebracht, dort verbessert, zum Theil phonetisch gemacht, und in ihrer veränderten Gestalt zu der eben erwähnten Zeit wieder zurück nach Babylonien gebracht worden sey. Er führt einen Fall an, wo der Uebergang vom Bild in den Buchstaben augenscheinlich, und 20 Fälle, wo er höchst wahrscheinlich sey. Diese Hieroglyphenschrift in der alten babylonischen Zeit würde mit dem ausschließlichen Charakter des Reichs und der Stammverwandtschaft mit den Aegyptiern gut zusammenpassen.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Kirchliche Verhältnisse in Belgien.

In Belgien hat die französische Regierung aus ihrer Stellung zur katholischen Geistlichkeit keine so großen Vortheile gezogen als in Italien, doch immerhin bedeutendere als in der Schweiz, wo der protestantische Geist überwiegt. Indeß dürften auch in Belgien die Vortheile mehr scheinbar als wirklich seyn, da die dortige Geistlichkeit bei weitem nicht mehr von dem exclusiven Geist beseelt ist wie vor der belgischen Revolution; die Erfahrungen, die sie selbst als regierende Gewalt gemacht hat, haben sie geläutert, und wenn es an Leuten nicht fehlt, die sich zu Frankreich aus religiösen Gründen hinneigen, so möchten sie in der Geistlichkeit nur eine bedeutende Minderzahl seyn, und weit eher in dem ganz französirten Adel, der dem bestehenden, sehr bürgerlichen Regimente in Belgien nie sonderlich hold war, als in der Geistlichkeit sich finden. Die Geschichte der beiden Parteien in Belgien, der kirchlichen und liberalen, läßt sich, wenn man nicht auf das Einzelne ihrer Streitigkeiten eingehen will, sehr kurz zeichnen. Zur Zeit der belgischen Revolution oder eigentlich vor dem Ausbruch der französischen Julusrevolution standen sie vereint gegen die holländische Regierung, und je nachdem die Entscheidung in Frankreich ausfiel, mußte die liberale oder geistliche Partei in die Regierung kommen. Der Ausgang der Julusrevolution entschied für die erstere, welche sich bis zum J. 1834 erhielt, dann aber der intensiv und numerisch stärkern geistlichen Partei weichen mußte. Diese behauptete sich, so lange die äußere Frage über den Bestand Belgiens schwebend war, vollkommen; im J. 1840 aber kam die liberale Partei ans Ruder, welche indeß einer kirchlich gesinnten Mehrzahl in der Kammer gegenüberstand, und sich deßhalb, da der König eine Auflösung verweigerte, nicht halten konnte. Nun trat ein gemischtes Ministerium ein, das aber durch die Wahlen von 1841 und 1843 erschüttert, durch die von 1845 gestürzt wurde. Jetzt mußte entweder ein rein kirchliches oder ein rein liberales Ministerium errichtet werden; die Entscheidung fiel für ersteres aus, und Graf de Theux trat an die Spitze. Indeß fiel auch er durch die Wahlen des Jahres 1847, und nun kam ein rein liberales Ministerium unter Ch. Rogier ans Ruder. Als im folgenden Jahr die französische Revolution ausbrach, schritt man zu entscheidenden Maaßregeln, um die liberale Partei zu stärken, und der schwachen republikanischen und annexionslustigen Partei allen Vorwand zu benehmen; der Wahlcensus ward herabgesetzt, der Siempel auf Journale und periodische Schriften aufgehoben und die Bürgergarde reorganisirt. Die Herabsetzung des Wahlcensus war den Städten günstig, und dadurch wurde das Uebergewicht der liberalen Partei bei den folgenden Wahlen entschieden. Dieß Wahlgesetz ist also der Hauptstreitpunkt zwischen beiden Theilen, weil der beiderseitige Einfluß dadurch bedingt ist. Angesichts der drohenden Entwicklung in Frankreich schlossen sich am Ende des Jahres 1851 die Reihen der gemäßigten Parteien fester, aber eine seit langem schwebende Streitfrage zwischen der Regierung und der Geistlichkeit störte die Eintracht, welche sonst in einem sehr bemerkenswerthen Grade in Belgien herrschte.

Es galt dem mittlern Unterricht, dessen Leitung durch den Staat die Geistlichkeit nicht wollte. Gegen ein Staatsmonopol wie in Frankreich, konnte hier die Geistlichkeit nicht eifern, denn sie selbst besaß mindestens 45 Collegien unter ihrer ausschließlichen Leitung; es handelte sich bloß um etwa 15 Athenäen oder Collegien, die theils ganz vom Staate, theils von den Gemeinden mit Unterstützung der Regierung gehalten wurden. Der Religionsunterricht in diesen Athenäen mußte natürlich von der

Geistlichkeit geleiten werden, sie verweigerte aber diese Mitwirkung, wenn ihr nicht ein bestimmter Einfluß auf die Ernennung der Professoren und die Wahl der Bücher gewährt würde. Inzwischen ging das von dem Ministerium über den mittlern Unterricht vorgelegte Gesetz in der Kammer der Repräsentanten mit 73 Stimmen gegen 25, im Senat mit 32 gegen 19 durch. Die Geistlichkeit wandte sich nach Rom, und in der bekannten päpstlichen Allocution vom 20 Mai 1850 wurden die Gefahren, von denen die katholische Religion in Belgien bedroht sey, herausgehoben; der Moniteur Belge enthielt bald darauf eine Antwort, und der Streit dauerte fort. Das Ministerium wandte sich, um das Gesetz über die Abhenäen in Ausführung bringen zu können, an die Geistlichkeit, überließ dieser die Ernennung der Religionslehrer, die nur das Exequatur der Regierung bedürfen sollten, und schlug vor, hinsichtlich des Religionsunterrichts eine geistliche Aufsichtsbehörde gemeinsam durch die Regierung und die Bischöfe einzurichten; sollten die Professoren nicht in angemessenem Geiste ihre Lehrgegenstände behandeln, so stehe es der Geistlichkeit frei, sich deßhalb an den Unterrichtsrath und an die Regierung zu wenden. Der Erzbischof von Mecheln entgegnete im Namen der Geistlichkeit, daß wenn diese ihre Mitwirkung zusagen solle, die Regierung ihr hinreichende „Garantien hinsichtlich der Professoren und der Bücher" gewähren müsse, da es nicht genüge sich an die Verwaltungsbehörden zu wenden, in denen die Religion nicht repräsentirt sey, und deren Personal hinsichtlich der Religion keine Sicherheit bieten könne, so wenig als das der Professoren. Dieser Schritt des Erzbischofs von Mecheln fand keinen großen Beifall, namentlich wegen des ausgesprochenen Mißtrauens gegen den Administrativrath. Dieser ist nämlich nicht, wie entsprechende Behörden in Frankreich, aus Beamten zusammengesetzt, welche die Regierung nach Gefallen ernennt und absetzen kann, sondern er besteht aus dem Bürgermeister der Stadt, den Schöffen oder Stadträthen, und vier bis sechs Mitgliedern, welche die Regierung aus einer doppelten, von dem Gemeinderath vorgelegten Candidatenliste auswählt. Die geistliche Gewalt hatte es also hier weniger mit der Regierung als mit den Gemeindebehörden zu thun, und die Folgen machten sich auch in den Gemeinderathsien sehr fühlbar. Wohl mochten manche Geistliche den Gedanken hegen, daß ihre Ansprüche geschmälert seyn dürften unter einem von der Regierung ernannten, und vom Präfecten in allen Stücken beaufsichtigten und im Schach gehaltenen Maire. In Belgien werden zwar Bürgermeister und Schöffen vom König ernannt, aber sie müssen Mitglieder des Gemeinderaths seyn, die aus freier Wahl hervorgehen, und keinen Gehalt beziehen. Die Stellung der Regierung zur Geistlichkeit ist also hier eine ganz andere als in Frankreich; die erstere braucht sich nur auf die Gemeinden zu stützen: was diese den geistlichen Anforderungen gegenüber gut heißen, das kann die Regierung nicht ändern, wenn sie auch wollte, und die Gemeinden werden in Belgien am wenigsten geneigt seyn, sich hinsichtlich der Wahl der Municipalbeamten unbedingt den Befehlen eines Präfecten oder der Regierung zu unterwerfen. Diese Gemeindeverfassung hat zwischen Frankreich und Belgien eine tiefe Gränzlinie gezogen, und die starke Abneigung welche sich seit vier Jahren und noch mehr seit einem Jahre gegen Frankreich kund gibt, hat einen viel festern Boden als die bloße Anhänglichkeit an den Staat.

Uebrigens würde man der Geistlichkeit und namentlich der höhern sehr Unrecht thun, wenn man ihr im Allgemeinen pfäffische Beschränktheit Schuld geben wollte. Die gänzliche Freiheit des höhern Unterrichts hat auch hierin Früchte getragen. Die Universität Brüssel ist von der liberalen Partei, Löwen ausschließlich von der Geistlichkeit begründet worden, und wenn in der letzten einzelne Uebertreibungen statt finden, so fehlt es daran auch in der ersten nicht. Lüttich und Gent sind die Staatsuniversitäten. Begreiflicherweise ist die Lehre in Löwen streng nach den Dogmen der katholischen Kirche eingerichtet, doch im Ganzen weit unparteiischer und minder exclusiv, als manche zu glauben geneigt seyn möchten. Diese Geistlichkeit, namentlich die höhere, erkennt, daß man mit der modernen Welt leben muß, übrigens übt sie allerdings im mittlern und namentlich im Primärunterricht eine Gewalt aus, die sie beseitigen muß, und die um so sicherer ist, als sie nicht bloß unter den allgemeinen Schutz der Gesetze und der Constitution gestellt ist, sondern auch in dem katholischen Geist der Bevölkerung ihre Grundlage hat. Diese Macht steht also fester, als sie durch irgend eine unbeschränkte Regierung werden kann, darum ist kaum zu besorgen, daß ein allzugroßer Theil der Geistlichkeit sich nach Frankreich hin neigen sollte, wie man gesagt hat; namentlich warf man ihnen bitter vor, daß sie den Lockungen Frankreichs, das durch die Handelsverhältnisse den Gridsafel nach Belgien schleudern wollte, nicht widerstanden hätten.

Man hat auch den jetzt abgetretenen Ministern vorgeworfen, daß sie zu starr an den Grundsätzen des Liberalismus festhielten, daß sie die nationalen Traditionen, denenzufolge das religiöse Gefühl sich noch vor kurzem mit dem Geiste der Freiheit verschmolz, aufgegeben und systematisch daran gearbeitet hätten, einen Abgrund zwischen dem Liberalismus und Katholicismus zu graben, deren Vereinigung im J. 1831 die Unabhängigkeit des Landes begründet habe. Diese Vorwürfe sind namentlich in einer Schrift enthalten, welche von einem Hr. de Decker, einem der angesehensten Mitglieder der katholischen Partei, herrührte, indeß sind dieß im Grunde leere Tiraden; die Katholiken und die Liberalen stehen auf ganz verschiedenem Boden, ihre Verbindung vom Jahre 1828 bis 1831 war gegen Holland gerichtet, und hatte also einen ganz bestimmten Zweck; sowie dieser erreicht war, mußten beide Parteien ihren eigenen Weg gehen. Das ist nicht zu ändern; ob der Vorwurf gegründet ist daß das Ministerium Rogier zu herb aufgetreten, ist hier überflüssig zu untersuchen, und wir bemerken bloß daß der Vorwurf de Deckers empfindlich traf, so daß einer der betroffenen Minister selbst, Hr. Frère Orban, unter einem angenommenen Namen in einer Broschüre antwortete. Auch haben einige liberale Mitglieder der Repräsentantenkammer bei den letzten Wahlen erklärt daß sie kein Mandat mehr annehmen würden, und man hat dieß gleichfalls dem zu herben Auftreten des Ministeriums zugeschrieben. Wie dem indeß seyn mag, so hätten diese untergeordneten Streitigkeiten keine Bedeutung gehabt, und auch sehr wenig Aufsehen erregt, wenn nicht eben das Verhältniß Belgiens zu Frankreich den Streit vergiftet hätte. Die Wahlen, welche in der Mitte des Jahres vorgenommen wurden, waren von ziemlicher Aufregung begleitet, um so mehr, als einerseits die Geistlichkeit einen etwas gar zu thätigen Antheil an denselben nahm, andererseits weil die liberale Presse sehen, der nicht für die Candidaten des Ministeriums stimme, beinahe als einen verkappten Verräther bezeichnete. Solche Erscheinungen, in größern Ländern unschädlich und durch das gewöhnliche Treiben bei den Wahlen hinreichend erklärt, erhielten einen sehr bittern Beisatz, weil gerade in demselben Augenblick Schriften aus Frankreich hereingebracht und den Wählern zugestellt wurden, worin man aufs schärfste in sie drang, den Candidaten der Geistlichkeit den Vorzug zu geben, denn nur diese setzen im Stande, den mit Frankreich

ausgebrochenen Handelsſtreit zu einem günſtigen Ende zu führen. Die Geiſtlichkeit war ſicherlich nicht ſehr über dieſe ungebetene Hülfe, deren Herkunft alsbald laut wurde, erbaut, da ſie eher geeignet war ihren Einfluß und ihren Erfolg zu ſchwächen als zu erhöhen. Wir müßten uns ſehr täuſchen, oder die Geiſtlichkeit, ſo wenig ſie mit dem Miniſterium Rogier zuſammenſtimmte, erkennt, daß ſie in Belgien eine geſchlettere, ehrenvollere Stellung einnimmt als man ihr von Frankreich aus je bieten könnte, ſie wird den Eifer unbefonnener Freude zügeln, gegen welche man ſchon den Vorwurf laut werden ließ, daß ſie „die Wiederherſtellung der Kaſten und die Wiedererrichtung der Privilegien“ wolle, und ſie muß erkennen, daß man bei dem jetzigen Standpunkt der öffentlichen Meinung in Belgien durch eine Begünſtigung franzöſiſcher Plane bei weitem mehr zu verlieren als zu gewinnen hat. Freilich wird, und nicht mit Unrecht, die Entſcheidung, welche der Papſt bei der gegenwärtigen häßlichen Lage der Dinge hinſichtlich der Salbung des Kaiſers gibt, nicht ohne Einwirkung bleiben. Tritt er auf die franzöſiſche Seite, ſo könnte die Sache eine ſehr ungünſtige Wendung nehmen.

Die Plane, welche der franzöſiſche Kaiſer mit den kirchlichen Bewegungen verfolgt, ſind nur allzu deutlich, und finden eine Erklärung in der Stellung ſeines großen Oheims. Dieſer war der Imperator der weſteuropäiſchen Welt, und ſuchte ſie im Völkerglauben durch die Weihe des Papſtes zu heiligen, der Neffe will zu gleicher Stellung den Grund legen. Das Plagiat liegt auf offener Hand, und da die Copie immer ſchwächer iſt als das Original, ſo hegen wir hinſichtlich des Gelingens eben keine große Sorge. Dieſe Sorge wäre vollends ſehr gering, wenn es ſich dabei bloß um die Thatkraft des neuen Imperators handelte, aber er findet mit ſolchen Planen in Frankreich ſelbſt auf allen Seiten nur allzu viel Anklang. So viel man immer von der jetzigen Friedensliebe des franzöſiſchen Volkes ſagen mag, ſo iſt es doch auf der andern Seite nicht minder gewiß, daß die große Mehrzahl der Franzoſen es als etwas ſehr natürliches anſieht, wenn ihre Regierung wieder nach derſelben Stellung in Europa ſtrebt, welche das ehemalige Kaiſerreich inne hatte. Die gemäßigſten der Franzoſen drücken ſich dahin aus, daß ſie keinen Krieg wünſchen, wenn aber ein „remaniement de la carte de l'Europe“ eintrete, ſo müſſe Frankreich Schritte thun, wieder zu ſeinen natürlichen Gränzen zu gelangen. Dahin ſtrebten die alten Bourbonen, und auch ſie haben ſich der geiſtlichen Mittel, namentlich am Rhein und in Belgien, bedient, dahin ſtrebte, wenn auch in vorſichtigerer Weiſe, Ludwig Philipp, und auch er hat die kirchliche Propaganda nicht verſchmäht, wie manche Ereigniſſe in den Jahren 1837 bis 1840 ſehr deutlich bewieſen haben. Bereits nun, wie es kein Zweifel iſt, der neue Kaiſer der Franzoſen denſelben Weg, ſo hat er dabei viele Bohrer und wenige Tadler in Frankreich, und an thätigen Werkzeugen jenſeits der Gränzen Frankreichs wird es ihm ſo wenig wie ſeinen Vorgängern fehlen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Champlain- und George-See.

(Schluß.)

Nachmittags hörten wir eine Stunde lang in den Bergen Baum auf Baum niederkrachen; es waren Wallnußbäume, welche man, um das Nußſammeln bequem zu haben, gleich niederhaut. Die herrlichſten Bäume müſſen deßhalb in den Grund. Wo ein Baum liegt, denken die Leute, kann auch noch ein anderer liegen. Noch ſind freilich die ſchönen Nußbäume in dieſen Wäldern zahllos, aber wenn dieſe Waldverwüſtung ſo fortgeht, werden ſie doch mit der Zeit aufhören, und dann hören auch die Nüſſe auf. Doch daran denkt der gewöhnliche Amerikaner nicht. Indianer und Waldbäume vertilgt er ſchonungslos, als wenn er einen angeerbten Haß dagegen hätte.

Burlington iſt der Glanzpunkt und nicht bloß die lebhafteſte Stadt am See. Ein Gewirr von Caps und Landzungen ſtreckt ſich vor und um die Stadt in den See, als wenn noch nicht waſſerumfloſſenes Land genug da wäre, prunken auch noch zahlloſe Felsinſeln mit prächtigen Fichten, die doch in die Lüfte ſtreben. Da der See mit ſeinen Zu- und Abflüſſen einen ſo anſehnlichen Landſtrich durchſchneidet, hält er auch ſeine eigenen Handelsfahrzeuge. Es ſind kleine, feſte Boote mit dreieckigem Segel, aber auch zugleich für Ruder eingerichtet. Burlington iſt nun der Stapelplatz für die Umgegend, von da gehen die Producte und Waaren entweder durch den Champlain und Sorel zum St. Lorenz, oder ebenfalls zu Waſſer über Whitehall auf dem Canal bis Albany, wo ſie der Hudſon aufnimmt. Mit den neuen Häuſern in Burlington waren auch neue Kirchen im Entſtehen. Zu Beiträgen für dieſelben werden die Einwohner förmlich gepreßt, und man erzählte mir darüber eine ſchnurrige Geſchichte. Zu einem Schottländer, und bekanntlich iſt Sparſamkeit eine Nationaltugend der Schotten, kam eine Frau und ſetzte ihm zu, mehr zu geben zum Unterhalt der Kirche und des Predigers. Frauen machen in ſolchen Dingen die beſten Geſchäfte, und der Schotte erklärte endlich auf ihr Andringen: er könne durchaus keinen Cent mehr aus ſeinem Haushalt entbehren. „Nun gut“, ſagte ſie, „raſirt Ihr Euch ſelbſt?“ — „Nein.“ — „Was koſtet Euch die Woche der Barbier?“ — „Vier Cents.“ — „Dann kennt Euch ſelbſt ſchneren und gebt das Geld dem Prediger.“ — „Richtig, das macht des Jahrs etwas über 2 Dollars; jedoch ich bin zu alt zum Lernen, ich will Euch aber was ſagen, wenn euer Prediger kommen will mich zu ſchneren, ſoll er die 4 Cents wöchentlich haben.“

Wenn das Dampfboot von Burlington wieder in den See hinausverdet, hat man zum erſtenmal offenes Waſſer von gehöriger Weite vor ſich, aber nach einiger Zeit vereinigt ſich der See wieder zu einem breiten Fluſſe. Die Berge rücken jetzt näher, und bei Crownpoint bilden ſie eines der erhabenſten Landſchaftsbilder. Ringsum ſteigen ſie an wie ein Amphitheater von ungeheurer Ausdehnung, ihre Zacken hoch oben in der Wolkenhöhe tief eingeſchnitten wie eine Krone. Bald darauf glänzen über den See die weißen Baſteien von Ticonderoga; näher gekommen ſieht man, daß die Feſtung in Ruinen liegt. Aber ſo wie ſie jetzt iſt in ihrer Verlaſſenheit, die noch ſtehenden Mauern und Thürme mit Schießſcharten, überdeckt von Schutt und Geſtrüpp, die Wälle überſchattet von hohen Acazien, gewährt ſie einen düſterſchönen, zumal in Amerika ſeltenen Anblick. Ticonderoga's Wälle wurden vor Zeiten mit vielem Blut begoſſen: die Engländer machten ſich auf langem Umwege eine Bahn bis zum gegenüberliegenden Berg Defiance, brachten Kanonen hinauf und ſchoſſen die Feſtung zuſammen. Auch auf dem Independenceberg und andern nahen Bergen, ſo wie bei Crownpoint und Plattsburg ſieht man noch Reſte von Batterieswällen und kleinen Forts, die Zeugen, wie viel Schweiß und Blut einſt in dieſen Buchten und Engpäſſen vergoſſen wurde. Auf dem See lieferten ſich die Flottillen von kleinen Kriegsfahrzeugen ebenfalls heftige Kämpfe, und die Amerikaner, welche dabei ganz in ihrem Elemente waren, verrichteten bewunderungswürdige Thaten.

Bei Ticonderoga verließ ich das Dampfſchiff. Es war niedlich eingerichtet und hatte gute Tafel, es brachte die Reiſeluſten

von St. Jehn hieher, bei einer Fahrt von 4 Stunden am ersten Abend und dann noch einen ganzen Tag, für einen halben Dollar; das geschah, um ein anderes Dampfschiff mitzunehmen. Von Ticonderoga geht ein tiefer Durchlaß des Champlain zum Georgssee, das Wasser stürzt sich schäumend hinab, die Felsen ringsum prangen in allerlei Farben und Waldgrün. Wer an den Georgssee kommt, kann sich des wahrlich Eindrucks nicht erwehren, den auf ihn die eigenthümlich wilde Größe und Schönheit des Sees macht. Das Wasser ist so wundervoll klar, daß man die Fische und Muscheln tief auf seinem Grunde sieht, und die kleinste Blüthe und rothe Beere, welche an den Felsen hängt, mit jedem Blättchen sich in ihm abspiegelt. Die Gebirge aber erheben sich ringsum hoch und ernst, eine Felswand ist auf die andere, ein Pik über den andern gethürmt, durchbrochen von finstern Schluchten, weithin bedeckt von wallenden Wäldern. Wer auf der Reise von München nach Innsbruck die stille Majestät des Achensee geschaut hat, der wird am Georgssee im Staate Neuyork etwas ähnliches wieder finden. In diesem spiegeln sich zwar nicht die Hochalpen des ewigen Schnees, aber tausend Fuß hohe Gebirge in seltsamen Spitzen und Zacken, und glatte ungeheure Felsbänge und zahllose Waldbüsche auf seligen Eilanden. Eine erhabene Trauer liegt über den See ausgegossen, und prachtvoll war das Farbenprangen der Wälder, als die Sonne nahe daran war, mit ihren Strahlen hinter die Bergkuppen zu verſinken. Feste dichte Schatten fielen über die Berge, es flimmerte dazwischen bläulich der dunkelröthlich, so weit die Schatten reichten, unmittelbar an diesen aber glänzte und funkelte der weite Waldmantel des Gebirges vom tiefſten Dunkelroth bis zum brennenden Gold.

Caldwell am Ende des Sees wimmelte von Gästen aus dem nahen Bade Saratoga; denn wer dürfte dort es wagen, sich der Mode, einen Ausflug an den Georgssee zu machen, zu entziehen? In Saratoga steht man nicht allein die Langeweile handgreiflich, sondern es scheint dort auch zum guten Ton zu gehören, Langeweile zur Schau zu tragen. Die Gesellschaft in Saratoga hat allerdings etwas Vornehmthuhles, aber darin beſtand auch hauptsächlich das Aristokratische, alles übrige schien mir weder sehr fein noch besonders glanzvoll zu sein. Gewiß haben auch die Gäste von Saratoga den früheren wilden Namen „Hurricanse“ in den sashionablen „Georgsee“ verwandelt. In der umgegend sind noch mehrere klare Seen wie Diamanten ausgestreut in die grünen Wälder, und man kann darauf rechnen, daß in jeden Sommer belebt zu sehen von niedlichen Amerikanerinnen. Abgesehen von den Wolken von Watte, in denen diese schweben, kleiden sie sich zu einer solchen Landpartie allerliebſt, das Hütchen kann gar nicht reizender stehen, und ihr Wiegen und Wenken des Kopfes von feinem Künſtler hübſcher gedacht werden.

Eine Scene aus Texas.

(Von B. Scheit.)

Auf unserem Marsch nach El Paso bei Norte lagerten wir am 13 November vorigen Jahres in ziemlich hoher Lage, etwa 5—6000' über dem Golf von Mexico. Es war an den Quellen des Limpia, in deſſen Bereich wir drei Tage marschirt und kein Wasser gesehen hatten, bis wir jene Quellen erreichten; diese waren nichts weniger als malerisch oder interessant und glichen eher bloßen Pfützen, fleckweise von Mieth und Moder dem Auge entgegen, und bald gänzlich von der Oberfläche verschwindend, ihrem unterirdischen Laufe zu folgen. Die ganze Umgebung derselben ist nackt und kahl, grasarmer Grund oft auf Meilenweite, theils von den sogenannten Prairiehunden oder vom dürren Klima selbst alles Pflanzenlebens beraubt; Heerden flüchtiger Antilopen sind das einzige Wild, welches hier dem Reisenden zu Gesichte kommen mag. An den Straßen durch Wüsteneien, wie sie den größten Theil des Nordwestens von Texas ausmachen, sind der Seltenheit der Quellen wegen alle Lagerplätze mehr oder weniger voraus bestimmt. Spuren und hinterlassene Zeichen hievon sind darum an solchen Plätzen nicht selten, und bestehen gewöhnlich in abgebleichten Knochenüberresten gefallener oder geschlachteter Thiere, zuweilen ein Grab, Feuerstätten, verworfene Kleidersetzen oder Lumpen aller Wäsche, Eisen und Holzstück gebrochener Wagen, oder alte vom Regen ausgelaugte Leverüberbleibsel. Was mir aber als besonders charakteristisch auf unserem Marsche durch diesen Theil von Texas auffiel, sind die vielen einzelnen am Wege verlornen Spielkarten, die ich hier gewöhnlich einzeln an der Straßenseite liegen sah. Bei den Limplaquellen fanden wir aber heute einen Menschenschädel, der blank und weiß zwischen den Lebensdenkmälern tag; der Zufall wollte die Geschichte dieses gefundenen Menschenüberbleibsels aufbewahren, und ein noch mehr überraschender Zufall ließ uns dieselbe an Ort und Stelle seines Lebensendes durch den Mund des Führers unserer Reisekarawane vernehmen. Letzterer hatte im vorigen Winter die Reise von El Paso del Norte nach San Antonio de Berar zurückgemacht und erzählte uns, wie hier folgt:

Wir waren kaum aus dem Sattel und andere aus ihren Wagen, um auszuspannen oder abzuzäumen, als wir sahen daß der Platz nicht menschenleer war. Wir gingen daran vorsichtig mit bereit gehaltenen Gewehren vor und fanden zwei Neger, einen Mann und ein junges Weib von 14—15 Jahren, beklagbar gelagt eines der hübschesten, die wir je von Schwarzen zu Gesicht bekommen. Sie hielten bei unserer Annäherung mit ihrer Beschäftigung inne, Fleisch zu dünne Platten zu schneiden und auszubreiten, um es an der Luft trocknen zu lassen. Alle Reisenden in diesen Ländern sind gewöhnlich auch Jäger und darum kein Wunder, wenn wir sogleich darnach sahen, was für Wild die Neger hier bekommen haben mochten, wo somit nichts als Antilopen vorkommen, deren aufterordentlicher Scheue und Flüchtigkeit die Kunst und Gewalt selbst geübtester Jäger zu Schanden macht. Sofort mit Schädel entdeckten uns bald genug, wem das zerschnittene, halb trockene Fleisch angehört haben mußte, und daß die Neger hier Menschenfleisch bearbeiteten. Schon die Umstände hatten sie uns als Flüchtlinge verrathen und wir nahmen sie darum als Gefangene, wie sich natürlich machtlos wie sie waren leicht ergaben. Auf unsere Fragen, um das hier liegende Gebein und den Schädel gestanden sie schnell und ohne Rückhalt, daß sie ihrer drei, das Weib und zwei Männer, ihrem Herrn entlaufen seyen, um auf mexicanischem Gebiet ihre Freiheit zu erlangen. Bis zu den Quellen des Limpia hatten sie alle Mühen, Drangsale und Entbehrungen ertragen, wie sie die Natur der durchwanderten Wüsteneien mit sich bringt, nun aber war seit einigen Tagen kein Wissen mehr über ihre Lippen gekommen, und dumpfe Verzweiflung hatte sie überkommen, so daß einer der Neger dem andern den Vorschlag machte, in in der Nacht das Weib zu tödten, um sich mit ihrem Fleisch aus ihrem Elend fortzufristen und ihr Leben fristen; der andere lehnte aber den fürchterlichen Vorschlag ab und meinte eher ihn, den Rathgeber, umzubringen, als ein Stück von diesem Weibe zu essen. Jener ließ sich indessen nicht beirren, sprach mehr davon, ein Wort gab das andere, bis endlich beide übereinkamen, daß der, welcher am nächsten Morgen den andern schlafend finden würde, denselben erschlagen solle, daß wenigstens die zwei übrigen ihren Weg zur Freiheit verfolgen könnten. Bei der Lage, in welcher sich die Unglücklichen befanden, hatte diese Uebereinkunft nichts Unnatürliches, aber daß der eine, welcher zuerst den Antrag gestellt, schlafen konnte, ginge ins Unglaubliche, wenn nicht solcher Schlaf überhaupt Folge von Erschöpfung und fortgesetzter vergeblicher Empörung des Magens wäre. Es war als ob die Vorsehung ihre Rechnung mit dem Gemordeten für seinen eben entsetzlichen Antrag löschen wollte. In tiefem bleiernem Schlaf verfunken war er von seinem Gefährten erschlagen, und schnell sein eigener Antrag an ihm selbst resüllt. Sein Fleisch zerhauen und geschnitten trieſne an sengiger kalter Winterluft, mit hatte bereits theilweise den rasenden Hunger der Unglücklichen gestillt, als sie von unserer Rage überrascht wurden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widermann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 304. 20 December 1852.

Ergebnisse von Galtons Reise in Südafrika.

Wir haben vor einigen Tagen (s. Nr. 301) etwas über die Umgebungen des Ngami-Sees nach der von Dowell an die Pariser geographische Gesellschaft übersendeten Karte mitgetheilt, und können jetzt nach dem Londoner Journal of the royal geogr. Soc. Vol. XXII eine weitere Erläuterung mittheilen. Hr. F. Galton ist kürzlich mit den Resultaten seiner zweijährigen Wanderungen nach England zurückgekehrt. Da er zwischen der Walvisch-Bay im Süden, und Ondonga im 17° 58' S. B. weiter nordwärts gegen 1800 engl. Meilen zurückgelegt hat, und landeinwärts bis 21° O. L. (v. G) vordrang, so hat er die Kenntnisse von der Geographie Südafrika's bedeutend erweitert. Durch diese Reise erhalten wir eine Beschreibung der Damaras, die, obgleich eine mohrgebildete Race, doch einen tiefen moralischen Standpunkt einnehmen, und wahrscheinlich durch die mächtigen und unternehmenden Namaquas werden unterdrückt werden. Das hohe Tafelland, das er durchzog, um die Ovampo zu erreichen, ist von tiefen Schluchten durchschnitten, deren bedeutendste als Abzugsgräben für die periodischen Anschwellungen der Ströme dienen. Wie auf der Ostseite der afrikanischen Wasserscheide, so fand Hr. Galton auch hier zu einer großen Salzniederlage ähnlich dem Nebedschag eines ausgetrockneten Sees, und fand eine drastische, eine laue und eine sehr heiße Quelle.

Bei der Schilderung des moralischen Charakters, wie der physischen Gestaltung der verschiedenen Stämme Südafrika's, erstellt man aus den Beobachtungen Galtons mit großem Interesse, wie ihr Unterschied mit der Gestalt, dem Boden und der Vegetation ihrer verschiedenen Ländereien zusammenhängt. Die dürren Inland-Hochflächen, die nur mit dichten Dschungeln und kurzem Gestrüpp bedeckt sind, liegen die zwerghaften und sehnigten Buschmänner, in dem offenen, bergigen, undulirenden Weidland hausen die Damaras, eine Nation unabhängiger Hirten, wo jedes Familienhaupt in seinem kleinen Kreise oberster Herr ist; auf den reichen Kornländereien im Norden dagegen wohnt die civilisirteste und am weitesten vorgeschrittene Race, die Ovampos. Ondongo, die Hauptstadt dieses Volks, dessen König Hrn. Galton nicht weiter nordwärts reisen lassen wollte, wird etwa 70 bis 80 (engl.) Meilen südlich von dem großen Strom Anorongo Nchtinanda, dem Nonrse unserer Karten, gesetzt.

Diese Reise nebst andern Ausflügen ins Innere von Südafrika, mögen sie nun von Süden oder von Westen her unternommen worden seyn, führen uns zu dem Schlusse, daß zwar die Hochflächen die Küsten einfassen und eine Strecke weit ins Innere vordringen — das Damara-Land steigt nach Galton bis auf 5 bis 6000 Fuß über dem Meere an — daß aber das innere Land keineswegs ein bezüger Strich ist, sondern nur eine Wasserscheide von kaum gesteigerter Höhe, während die mittlere Gegend gar nicht sehr hoch, vielmehr durch eine Reihe von Seen eingenommen wird, von denen der Ngami der südlichste ist.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Die Folgen für Frankreich.

„Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen", leicht sind solche Plane im Kopfe wieder aufgebaut, aber die Ausführung stößt oft auf unerwartete Hindernisse. Eben darum, weil der Gedanke schon da gewesen, weil er jetzt ein Plagiat ist, nicht selbständig hervorgegangen aus einer gewaltigen Bewegung der Völker, sondern aufgewärmt aus älterer Zeit, gerade deßwegen muß und wird er mißlingen, so günstig sich auch einzelne Umstände dafür anlassen mögen. Der ursprüngliche, wahrhaft originelle Plan hat die Gegner und die Gegenmittel wachgerufen. Eben darum, weil die Mittel, durch welche der neunopoleonische Plan ins Werk gesetzt werden soll, schon sämmtlich zum voraus gekannt sind, eben deßhalb kann man ihm auch um so leichter entgegenwirken. Untergrabung Belgiens durch französische Emissäre, Verlockungen der Geistlichkeit, politische und religiöse Sendlinge in den Rheinlanden, eventueller Rheinbund, Mediation in der durch französische Aufhetzungen entzweiten Schweiz, nordtalienisches Königreich, Schmeicheleien des Papstes neben factischer Knechtung der Kirche — das ist alles schon da gewesen; was indeß noch nicht da war und schwer ins Gewicht fallen dürfte, das ist die ungewöhnlich enge Verbindung Belgiens mit England, die Sicherheit einer schnellen Hülfe, das belgische Nationalgefühl, die Stellung Preußens am Rhein und die Ueberzeugung der Rheinländer, daß sie dauernd nie zu Frankreich gehören können, endlich die moralische Unmöglichkeit eines Rheinbundes und die feste Haltung der Schweiz.

Selbst im Rücken Frankreichs droht diesen Plänen eine nicht unbedeutende Gefahr. Man weiß, welche Wichtigkeit Spanien für Frankreich hat, welche Mühe Ludwig Philipp sich gab, um Spanien auf seine Seite zu ziehen. Das ist ihm auch, was die leitenden Personen betrifft, so gut gelungen, daß selbst die Errichtung Frankreichs zur Republik das Bündniß beider Staaten nicht zu lösen vermochte, weil die Existenz bedeutender Personen an dasselbe geknüpft scheint. Indeß hatte das Bündniß doch eine seiner Hauptstützen, das Familienband, verloren, welches Christine vergeblich durch eine Heurath des Präsidenten mit einer ihrer Töchter wieder herzustellen strebte. Als der Staatsstreich des 2 Decembers 1851 fiel, wuchs die Entsendung Spaniens, das für die Napoleoniden sein sonderlich gutes Andenken bewahrt hat, und eben damit auch für die Königin Mutter die Nothwendigkeit, das Bündniß trotz alles Widerstrebens zu halten. Daher der Plan die Constitution umzustürzen, und eine mehr oder minder unumschränkte Herrschaft wieder herzustellen; war der Streich

in Frankreich gelungen, warum sollte er in dem ungleich monarchischern, an constitutionelle Formen weit weniger als die Franzosen hängenden Spanien nicht auch gelingen! Indeß stieß der Plan auf Widerspruch: ein Minister nach dem andern dankte ab, und wenige schienen geneigt, so weit zu gehen als Königin Christine verlangte. Selbst eine gute Anzahl der ersten Granden erklärte sich einem solchen Staatsstreich abgeneigt, und dieser scheint denn auch definitiv aufgegeben. Freilich war das Zurückweichen von den so offenkundig an den Tag gelegten Plänen auch nicht leicht, doch fand sich ein Ausweg. Als die Cortes zusammenkamen, und die Gegner eines Staatsstreichs den Präsidentschaftscandidaten des Ministeriums verwarfen, wurden sie zwar alsbald aufgelöst, allein die veränderte Verfassung nicht mit Gewalt octroyirt, sondern — einer neu zu erwählenden Cortesversammlung zur Beschlußfassung vorbehalten. Das heißt mit guter Manier sich aus der Schlinge ziehen, zum mindesten ist Zeit gewonnen und damit für einen Staatsstreich alles verloren gegeben. Dieß Ereigniß muß den Bund mit Frankreich lockern, und den mit England anbahnen, der ohnehin durch die amerikanischen Verhältnisse geboten ist. Dann ist Frankreich plötzlich schwächer gegen den Osten, als es im ganzen vorigen Jahrhundert war.

Spanien für sich zu gewinnen, und die Hand auf Italien zu legen, das war seit Ludwig XIV Frankreichs Streben, und die Revolution wie Napoleon haben den Gedanken nur vollständiger ausgebildet. Er involvirt eine Schwächung Englands, eine Vernichtung Deutschlands und eine Verdrängung Oesterreichs aus Italien. Ludwig XIV wendete dazu alle Mittel der diplomatischen Intrigue neben der Gewalt an, die Revolution und Napoleon hauptsächlich nur die letztere. Beides konnte bei der Willenlosigkeit der Völker bis zu einem gewissen Punkte gelingen, aber das Nationalgefühl der Spanier brachte dem Plane den ersten Stoß bei, und seitdem ist, wie niemand wird läugnen wollen, das Nationalgefühl in Italien und Deutschland bedeutend gestiegen, während in Frankreich die Ansprüche nicht gesunken sind. Die alten Bourbonen und die Julusmonarchie hatten stets mit diesen Ansprüchen zu kämpfen; die leitenden Personen theilten sie zwar selbst, waren aber zu klug und zu erfahren, um eine gewaltthätige Bahn einschlagen zu wollen, sie suchten nur die europäischen Verhältnisse so zu lenken, daß ihnen der Preis am Ende mit geringer Anstrengung wie von selbst zufallen sollte; darin waren sie durch den gebildeten, vernünftigern und durch Industrieinteressen für den Frieden gestimmten Theil der Nation unterstützt; setzt aber hat Ludwig Napoleon diesen letzten Theil von seinem Rath und vom politischen Einfluß ausgeschlossen, und steht somit nur noch den ziemlich blinden Ansprüchen der durch Jahrhunderte genährten Nationaleitelkeit gegenüber. Diese wird von ihm erwarten, was die viel geschmähten Regierungen der Restauration und der Julusmonarchie nicht gethan haben, und dieß ist der Sinn, wenn man sagt, ein friedliches Kaiserthum sey ein Unding. Er hat den zum Fanatismus geneigten Geist der Masse heraufbeschworen, er hat ihn statt des kalten berechnenden Geistes, der in der bisherigen regierenden Classe lag, zum Regierungselement gemacht, und wird den Folgen dieses Schrittes, seine Privatansicht über Krieg und Frieden mag seyn welche sie will, nicht entgehen. Frankreich war durch die Niederlage im Jahre 1815 politisch in einer Lage, wo es seinen Ehrgeiz bezähmen, seine Wünsche beschränken mußte; das war nur möglich indem man die gebildeten Classen zur Mitregierung heranzog, d. h. ein Repräsentativsystem bewahrte; sowie diese Scheidewand niedergebrochen ist, dadurch daß man in der kaiserlichen Constitution das Repräsentativsystem zum leeren Schemen macht, steht die Regierung ohne Schutzwehr den Volksleidenschaften entgegen, die sie nicht immer wird bemeistern können. Sie steht auch augenscheinlich diesen Augenblick voraus, und darum soll ihr der nur von Neigungen und Gefühlen beherrschte Geist der Massen vorerst im kirchlichen Gebiete den Weg bahnen. Wir wollen sehen wie weit es ihr gelingt, den unkenfsamen Geist der Massen zu leiten.

Aus dem was wir oben bezüglich der äußern Politik über die Dienste der gebildeten, bisher eigentlich regierenden Classe bemerkten, geht hervor, daß sie im wesentlichen nicht populär seyn konnte; die Menschen lieben die Schranke nicht, die sie in ihrem Streben aufhält, auch wenn diese bei kalter Ueberlegung für nöthig erkannt wird. Eine neuerliche Abhandlung in einem englischen Blatte, dem Economist vom 4 Dec., welcher den Engländern den ihnen ziemlich unbegreiflichen Stand der öffentlichen Meinung in Frankreich begreiflich machen soll, enthält sehr viel wahres, weßhalb wir ihn als eine Probe der neuern Beurtheilung französischer Verhältnisse in England hier mittheilen: „Es ist ein Mißgriff zu glauben daß Kaiserreich sey nur populär bei den unwissenden Bauern und der ehrgeizigen Armee. Aus verschiedenen Gründen und in verschiedenen Graden ist es populär bei allen Classen, ausgenommen die Rothen und die Doctrinäre, die natürlich und vielleicht mit Recht mürhend sind, daß man sie betrogen, geschlagen, zum Schweigen gebracht und zur Unbedeutenheit verurtheilt hat. Die Feindseligkeit dieser letztern wiegt in der Ansicht des Engländers am stärksten gegen Ludwig Napoleon und das kaiserliche Regime, und dieß ist auch ganz natürlich: dieser Theil des Volks enthält beinahe alle die Staatsmänner, deren Namen in England bekannt sind; er umfaßt die dynastische Opposition, wie die angesehensten Minister Ludwig Philipps, er enthält die meisten Schriftsteller, deren Ruf über den Canal gedrungen ist, und die Mitglieder dieser Fraction bewunderten fast alle die parlamentarische Constitution Englands und bevorworteten mit Ausdauer die Einführung eines ähnlichen Systems in Frankreich. Alles dieß gibt natürlich den Ansichten dieser Partei überwiegenden Einfluß in England, und man kann schwer daran glauben, daß eine Regierung welche Leute wie Guizot, Thiers, Jocqueville, Beaumont, Broglie, Molé und Dufaure ignorirt, verbannt und zurückweist, wirklich der französischen Nation willkommen seyn, und sie in Wahrheit repräsentiren kann. Wir sind lange gewöhnt gewesen, diese Leute als die geschicktesten und aufgeklärtesten Staatsmänner Frankreichs, als die Vertheidiger und Förderer eines constitutionellen Systems ähnlich dem unsrigen zu betrachten, wir haben ihre Schriften bewundert und von ihnen unsere Ansichten über französische Interessen und französische Meinungen entlehnt. Sie bildeten eine Masse politischen und literarischen Talents, das in den Augen fremder Nationen mit einem Glanz leuchtete, welcher alle geringern aber mehr nationalen Lichter verdunkelte. Wir glauben aber, daß alle diese ausgezeichneten Männer mit all ihrem Glanze nie einen sehr festen Halt in der Nation hatten, daß sie eher über ihr, getrennt von ihr, standen, als ihre Führer oder Repräsentanten waren; ihre Ansichten und Meinungen waren eher englisch als französisch, ihre Talente als Schriftsteller und Redner gaben ihnen mächtigen Einfluß, so lange die parlamentarische Regierung herrschte, aber sie haben nie dem Volke ihre Ansichten eingeimpft; ihre Partei war eine ausgewählte, aber ihrer Anhänger nur wenige, wovon der Grund theils in ihren Verdiensten, theils und noch mehr

in ihren Fehlern lag, theils in ihrem Parlamentarierthum und somit dem Unfranzösischen ihrer Ansichten, theils in dem intriganten Charakter eines Theils derselben, theils in der notorischen und furchtbaren Corruption der Regierung, die sie abwechselnd leiteten, theils in der kläglichen, schimpflichen und plumpen Katastrophe, in der sie ihre Laufbahn endeten; sie sind nun bei fünf Sechstheilen der Franzosen die geschlagenste, discreditirteste und unpopulärste Partei, und würden sie sich mit dem Kaiser vereinigen und seine Minister werden, so möchte wohl dieser Schritt, den wir in England als ein Mittel zu seiner Befestigung und Sicherheit betrachten würden, ihm eher verderblich werden. Diese Stellung der doctrinären Partei in ihrem eigenen Lande muß man vollständig verstehen, ehe man die jetzige Lage der französischen Angelegenheiten beurtheilen kann.“

Ohne von diesem Urtheil über die Stellung der doctrinären Partei der Minister ein Jota abzuschneiden, wäre man doch versucht, die darin liegende Argumentation geradezu umzudrehen. Die Unpopularität, welche sich an die parlamentarischen Regierungen, die seit 30 Jahren in Frankreich bestanden, heftete, lag hauptsächlich in der äußern Stellung Frankreichs zu Europa; wenn nun aber diese Stellung seine freiwillige, wenn sie durch die Nothwendigkeit geboten war, wenn der neue Kaiser nach den ersten Anläufen bereits selbst in diese Stellung einlenken mußte, so wird man dieser doctrinären Partei, die so viele ausgezeichnete Männer in sich schloß, doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen, daß sie diese äußere Lage, welche sie mit sichtlichem Unwillen ertrugen, richtig zu beurtheilen verstanden, und wir wollen sehen wie weit die jetzige populäre Regierung kommt, und ob man mit dieser Popularität in Frankreich regieren kann. Man muß die Stimmen wägen und nicht zählen; wenn fünf Sechstheile der Franzosen diese doctrinäre Partei so sehr verwerfen, so muß ein längerer Verlauf als der eines Jahres beweisen, ob das letzte Sechstheil nicht die Lage Frankreichs und seine Bedürfnisse sicherer und richtiger beurtheilte, als die übrigen fünf Sechstheile. Ludwig Napoleon hat jetzt in Frankreich ein Regiment eingerichtet, so autokratisch als das russische, es fragt sich aber nur, ob die Franzosen einem solchen Regiment sich so geduldig fügen als das russische Volk. Wir zweifeln sehr, schon aus dem einfachen Grunde, weil in Rußland die Intelligenz der Nation zu einem bei weitem höhern Grade innerhalb als außerhalb der Regierung steht, was niemand von dem jetzigen Frankreich sagen wird, er mag so kaiserlich gesinnt seyn als er will. Mit der Masse der Nation, ohne ein starkes bajwischen stehendes Element, kann man nicht regieren, außer wenn man die Leidenschaften und Vorurtheile dieser Masse theilt und danach handelt, oder sie mit Gewalt im Zaume hält. Theilt sie der neue Kaiser, so können Conflicte mit andern Mächten unmöglich lange ausbleiben; theilt er sie nicht, und widersteht er sich ihnen mit Gewalt, so wird es mit der Popularität bald zu Ende seyn, und dann ist ihm der Schemel unter den Füßen weggezogen. Man kann die neuern Nationen sehr wohl ohne jene vitiegewiesene ephemere Popularität, aber man kann sie nicht auf die Dauer ohne die offene oder schweigende Zustimmung des intelligentesten Theils der Nation beherrschen.

Der Kaiser hat also jetzt den Wunsch der Nation erfüllt, diese hat ein einziges, mit großer Machtvollkommenheit ausgestattetes Oberhaupt, und dieß ganze Jahr wurde aufgewendet, um diese Stellung zu erreichen, sonst ist wenig wesentliches geschehen; das Regiment fängt eigentlich jetzt erst an. Die Stütze besteht in der Popularität bei der größern Masse und dem hitzigen Theile der Geistlichkeit, in der dankbaren Erinnerung der industriellen Classen und des Handels, daß er einem Zustande der Unsicherheit ein Ende gemacht hatte, in der Ueberzeugung der großen Menge beerr, welche glauben, daß man nur zwischen ihm und der Anarchie zu wählen habe, endlich in dem vorläufigen Gehorsam der Armee, — wir sagen dem vorläufigen, weil sich unter der Armee sehr bedenkliche Symptome von Widerspenstigkeit gezeigt haben sollen. Gegen ihn steht die Unzufriedenheit der gebildeten Classen, denen er das Recht bei den öffentlichen Angelegenheiten mitzusprechen genommen hat, und das entschiedene Mißtrauen der benachbarten Völker, denen ein solcher Zustand der Dinge Besorgnisse einflößt. Unwillkürlich wird man getrieben, diesen Stand der Dinge mit den Ergebnissen des englischen Herrschaftssystems zu vergleichen. Hier herrscht gewaltiger Streit der unter einander kämpfenden Interessen, aber in der Unterordnung unter die Staatsgewalt und das Gesetz sind alle gleich, wenigstens so weit daß die Ausnahmen gar nicht in Betracht kommen. Niemand fällt es ein an den Grundlagen des Staatsbaus zu rütteln, und unter dem Einfluß dieser allgemeinen freien Bewegung hat sich ein so mächtiger Austausch unter den Völkern gebildet, daß manche zwar darauf denken, diese Suprematie zu bekämpfen, daß aber das wichtigste der rivalen Völker, die Nordamerikaner, mit den Engländern durch gemeinsame Interessen dermaaßen verbunden sind, daß an einen Bruch zwischen beiden trotz mancher streitigen Fragen nicht zu denken ist. Fremde Nationen durch das Interesse an sich zu fetten, wenn auch in untergeordneter Stellung, ist die Richtung Englands, dazu aber ist keine Popularitätssucht nöthig, und man braucht keinen Volksvorurtheilen zu schmeicheln, man behandelt das Volk nicht als Halbbarbaren und Kinder, die man mit schimmernden Spielzeug, mit Festen und Schaugepränge abfüttert, sondern man behandelt es als erwachsen, und wendet sich an seinen Verstand, an seine Thatkraft und seinen eigenen Vortheil.

Man sage nicht, die Franzosen wollten nicht regiert seyn wie die Engländer; auch sie haben die Kinderschuhe ausgetreten, und wollen nicht, daß eine unverantwortliche Macht über ihr Eigenthum verfüge. Die „erleuchteten und unabhängigen Männer“, die im Senat sitzen, haben schon zu manchem ihre Zustimmung gegeben, das sich mit einer erleuchteten Unabhängigkeit nicht verträgt, aber den Vorschlag, daß sie auch den Abschluß von Handelsverträgen ohne weiteres, d. h. ohne Zustimmung der Kammern der Regierung überlassen sollen, scheint ihnen denn doch etwas zu viel verlangt. Die Frage ist auch in der That höchst häflich: man setze den Fall, ein fremder Staat habe ein besonderes Interesse einen Tarifsatz hoch oder nieder stellen zu lassen, und lasse es sich ein gutes Geld kosten, auf Umwegen eine Veränderung durchzusetzen, deren Tragweite dem Kaiser so wenig als irgend einem andern nicht mit den industriellen Verhältnissen genau bekannten Manne in die Augen fallen kann, und welche selbst von dem großen Publicum als eine höchst gleichgültige Sache hingenommen wird. Aber an diesem Tarifsatz hängt das Vermögen von vielleicht fünfzig Fabrikanten mit 20,000 Arbeiterfamilien, die durch einen Federzug des Kaisers, der möglicherweise keine Ahnung der Folgen hat, brodlos werden. Man begreift unter diesen Umständen den Widerstand des sonst so dienstbereitwilligen Senats; die Macht und Befugniß, welche die Regierung mit der Berechtigung, Handelsverträge ohne Zuziehung der Kammern abzuschließen, verlangt, sind nicht nur juridisch zu groß — das möchte mit so manchem andern hingehen — sondern sie sind auch zu gefährlich, gefährlich nicht bloß für die einzelnen,

welche von den Folgen betroffen werden, sondern für den Bestand der Regierung selbst. Indeß ist nicht zu erwarten, daß der Kaiser in dieser Beziehung nachgeben wird, es liegt nicht in seiner Natur, und wahrscheinlich hat er eine solche Vollmacht zu seinen Plänen nöthig. Es leidet kaum einen Zweifel, daß, wie der jetzige Kaiser den Plan sich zum Ruhm aufzuschwingen, nachdem er ihn in aller Stille zur Reife gebracht, mit einer seltenen Berechnung und Ausdauer verfolgte, er auch hinsichtlich der auswärtigen Politik großartige Pläne entworfen hat, zu deren Ausführung er seine Zeit abwarten wird, wie er sie für die Plane im Innern Frankreichs abgewartet hat. Zu diesen Plänen ist ihm die Vollmacht, Handelsverträge abzuschließen, unerläßlich, denn Handelsverträge sind ein zu wichtiges Werkzeug für polische Plane gewordem. Der Senat wird also nachgeben und sich mit der Versicherung begnügen, daß vorkommenden Falls die Betheiligten gehörig zu Rathe gezogen werden sollen. Die Forderung aber, die der Kaiser gestellt hat, darf man nicht als eine Grille ansehen, um größere Gewalt an sich zu reißen, sie ist nur ein Beweis, daß er durch die Handelsverträge politische Zwecke verfolgen und sich nicht durch einzelne Einsprüche aufhalten lassen will.

Aufmerksome Beobachter und Leute, die den Kaiser aus längerer Erfahrung kennen, sind der Ansicht, daß er die politische Geschichte Europa's, namentlich zur Zeit des Kaiserreichs, so wie alle die Verhältnisse dieses letztern aufs gründlichste studirt habe. Das mag wahr seyn, aber die ganze Schule, die er hier durchmachte, konnte ihn nicht sonderlich befähigen in das Labyrinth der modernen Handels- und Creditverhältnisse einzudringen, die oft rasch unglaublich wechseln. Diese Handels- und Creditverhältnisse spielen gegenwärtig in der politischen Welt eine Rolle, von der man sich zu Napoleons Zeiten noch nichts träumen ließ. Im Studium der Geschichte seines Ohrims, dem man mit Mühe die Bedeutung und den Gang mancher Geldoperationen begreiflich gemacht haben soll, konnte also der neue Kaiser die Vorbilder für sein Verhalten nicht suchen, und während man in seinem politischen Verfahren während des laufenden Jahres mit einer beachtenswerthen Klugheit und Berechnung zu Werke ging, zeigt sein Benehmen in Handels- und Creditfragen Blößen, welche für die spätere Entwicklung der Dinge nicht ohne Folgen seyn können. Ebenso ist nicht ohne Bedeutung, daß sich gerade auf diesem Felde eine nicht ganz unansehnliche Opposition geltend macht. Nachstehender Auszug aus dem Moniteur Industriel zeigt, daß mehrfache Handelsunterhandlungen im Gange sind, daß somit die Forderung des Kaisers, Handelsverträge ohne Genehmigung der Kammern abzuschließen, sobald sie gewährt ist, auch zur Anwendung kommen soll. Der Artikel lautet: „Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß Handelsunterhandlungen mit Preußen, Belgien und namentlich mit England mehr oder minder weit vorgeschritten sind. Einer Nachricht zufolge soll der Vertrag mit England bereits festgestellt seyn, und eine starke Ermäßigung der Zölle für Gußeisen, Kohlen, Linnengrase und Linnengarn letzterem gewährt seyn. Da diese Unterhandlungen einmal bestehen, so ist augenscheinlich, daß sie zu ihrem Abschluß kommen würden, ohne daß die Industrie und die sie repräsentirenden Körperschaften daran Theil nähmen oder zu Rathe gezogen würden. Wir hoffen, daß die Regierung über diesen Punkt, wenn auch nicht unsere demüthigen, obscuren Bemerkungen, so doch wenigstens die ernsten, mit Gründen belegten Reclamationen, die ihr von mehreren Handelskammern vorgelegt wurden, hören wird. Wir werden nichtsdestoweniger aufhaben, denn wir lieben unser Land zu sehr, als daß wir es nicht vor den größten Gefahren, die es laufen kann, warnen sollten, vor der Gefahr, der Arbeit, dem Taglohn, diesen Grundlagen unserer Stabilität, unabsichtliche, aber darum nicht minder tödliche Schläge zu versetzen. Allerdings wollen wir die Fähigkeiten und Kenntnisse von niemand in Zweifel ziehen, aber niemand ist universell in dieser Welt, niemand soll die Prätention haben alles zu wissen, im Handel, in der Fabrication, in den Tarifen, in der Art sie zu umgehen, in den Erzeugungs-, Verkaufs- und Ankaufspreisen der Rohstoffe und Manufacte. Die gründliche Kenntniß dieser Einzelnheiten ist nöthig, um rasch und richtig die Tragweite einer Concession oder eines Vorschlags zu bemessen, und davon hängt fast immer der Vortheil oder der Nachtheil eines Handelsvertrags ab. Diese ins Einzelne gehende Kenntniß ist eine Sache der Männer von Fach. Das wissen die Engländer, und darin liegt die Ueberlegenheit ihrer Diplomatie: bei jeder industriellen Frage, die zu verhandeln ist, wenn sie nicht ihrer eigenen Einsicht, sondern holt sie an der Quelle.“ So schätzten gehalten diese Opposition ist, so einschneidend ist sie; während der Unterhandlungen mit Belgien hat das Blatt wiederholt diesen Ton angestimmt, den im August abgeschlossenen Vertrag geradezu getadelt, und die Regierung scheint auch zur Einsicht gekommen zu seyn, daß sie in der Leitung der Unterhandlungen ernste Fehler begangen. Jetzt hat sie durch ein geschicktes Manövre sich wieder in den alten Status quo versetzt, und kann eine neue Bahn einschlagen. Darum, und weil die französische Regierung aus den Handelsverträgen einen bedeutenden Hebel ihrer Politik zu machen gedenkt, ist es von besonderem Interesse, was in Bezietung Belgiens bisher geschehen ist, näher zu beleuchten.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die sogenannte Seebrücke (havbroe), die sich längs der Küste von Norwegen hinzieht, ist in neuerer Zeit genau aufgenommen worden, und es hat sich gezeigt, daß die Annahme als sey Jütland und Norwegen früher vermittelst dieser Bank zusammengehangen, falsch ist. Denn die Jütland-Bank, welche sich die 61° N. B. erstreckt, ist durch einen fast 200 Faden tiefen Canal von der norwegischen Bank getrennt. Dadurch ist auch der Fischfang zwischen Stat und Christiansand von dem auf der Jütland-Bank gänzlich geschieden. (Journal of the Geogr. Soc. Vol. XXII.)

Dr. Thomsons Himalaya Reise. Dr. Thomson untersuchte das Thal des Schetuk bis Jafarbo, besuchte dann Rondu am Indus, und durchzog die ganze Kette über Kaschmir bis Dschamu im Pendschab. Auf seiner zweiten Reise durchzog er den Himalaya auf einer bis jetzt unbekannten Straße nach dem tibetanischen Thal Zanskar und von da nach Leh, von wo aus er den Rubra-Fluß hinaufging, und dann ins Thal des Schetuk bis Sassar (15,000') hinabstieg, wo mächtige Eisströme aus Höhen von 28,000' herabkommend den Fluß Schetuk durchkreuzen und aufhämmen. Von diesem Punkte zog er fünf Tage lang durch ein unbewohntes Bergland nach dem Karakorum-Paß in den Kuenlun-Bergen, etwa 18,800' über dem Meere. Dieser Bergzug trennt die Besitzungen Gulab Singhs von der chinesischen Provinz Jarkend. Dr. Thomson hat nachgewiesen, daß der Kuenlun nur die Nordseite des Himalaya ist. (ibid.)

Regenfall in den Khassya-Bergen. Professor Oldham meldet aus Tscharra Punnschi in den Khassya-Bergen, nördlich von Calcutta, daß der Regenfall hier etwa 600" oder 50 Faden im Jahr betrage. 350 Zoll fallen in den sechs Regenmonaten dir im Mai beginnen; er muß an einem Tag 23,5 Zoll. (ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 305. 21 December 1832.

Geographische Erforschung von Arabien.

Wir entheben aus der Rede, womit Sir Rod. Murchison am 24 Mai dieses Jahr die Feier des Jahresstages der königl. geographischen Gesellschaft eröffnete (s. Journal of roy. geographical Society Vol. XXII.) die Mittheilung über die Erforschung Arabiens, welche manches Interessante zusammenstellt.

„Die Südküste dieses Erdtheiles, der in frühern Perioden so reich und mächtig war, und jetzt so verödet ist, hat manche werthvolle Aufklärungen durch die Forschungen von Capitän Haines empfangen, dessen Memoiren in frühern Bänden des Journals der geographischen Gesellschaft niedergelegt sind; die Aufnahme der übrigen Theile derselben Küste ist jetzt vervollständigt durch Capitän Saunders und Lt. Grieve von der indischen Marine, und Hr. Carter, der als Arzt sie begleitete, hat die geographische und geologische Beschreibung abgefaßt. Die geologische und vorhistorische Abhandlung erläutert, wie außer dem granitischen und anderem vulcanischen und krystallinischem Gestein, das in so starkem Maaße in Arabien vorherrscht, der Verfasser auch eine aufsteigende Ordnung von im Wasser erfolgten Niederschlägen entdeckte, dessen unterster ein fester glimmerhaltiger Sandstein ist, der durch Schichten aus der Kreideperiode überlagert wird, auf welche sodann eine sehr dicke Nummuliten- oder untere Tertiärformation folgt, welche ihrerseits durch jüngere Tertiärablagerungen, voller Korallen, Muscheln und Muscheln die bis in die jetzt lebenden Arten hereingehen, überlagert wird. Es ist interessant, [1] wie in Arabien sowohl als auch auf der gegenüberliegenden Küste von Afrika, in Cabul, Sind, Nordhindustan, dem Himalaya, Persien und Aegypten das Nummulitengebirg die hauptsächlichste und hervortretendste Masse bildet, und wie es als ächter Repräsentant der untern Tertiär- oder eocenischen Reihe hier dieselbe Stelle einnimmt, welche ich ihm schon vor einigen Jahren in den Alpen und Apenninen angewiesen habe.

In der geographischen Abhandlung Hrn. Carters findet man einen klaren Bericht über die physische Gestaltung dieser Theile der Küste, die kürzlich auf Befehl der ostindischen Compagnie aufgenommen wurden, und sie ist um so besser gezeichnet, als er mit dem geologischen Bau derselben bekannt ist; auch enthält sie eine lebendige Schilderung derjenigen Bewohner, die er besuchen konnte, und eine Notiz über die Höhen, darunter über eine bemerkenswerthe Senkrechte, 1900' über das Meer anstürzende Klippe, in deren Höhlen die Eingebornen leben. Gelehrte Geographen werden erfreut sein über die Vergleichung der jetzigen Eigenthümlichkeiten mit denen, die der Verfasser des Periplus und Ptolemäus aufgezeichnet haben, so wie über die genaue Uebereinstimmung in den Entfernungen, wie sie namentlich von Ptolemäus angegeben und von unseren Ingenieur-Geographen gemessen wurden. Die Fischverphagen Arriens sind noch jetzt die von Schildkröten sich nährenden Araber von Masira. Einige der Weihrauchhäfen der alten Kaufleute lassen sich noch jetzt verfolgen, und aus dem was über die Aehnlichkeit des Bodens und Klimas dieser Küste Arabiens mit der gegenüberliegenden der Somalikküste Afrika's angegeben ist, kann man den Schluß ziehen, daß Hr. Carter und Hr. Cooley, welcher letztere die hauptsächlichste aromatisirende Gegend der Alten nach der Somaliküste verlegte, gleichmäßig Recht haben, und daß Weihrauch, Myrrhen und Zimmt früher von beiden Ufern ausgeführt wurden.

Nach manchen Angaben über heilige und Profangeschichte endet Hr. Carter seine interessante Abhandlung mit einem Rückblick auf die furchtbaren Veränderungen, welche die Araber in frühern Zeiten erfahren haben: auf die Sabäer folgten die Homeriten oder Himyariten, die Perser, Macedonier und Römer; mit dem Sturz der himyaritischen Dynastie im siebenten Jahrhundert wurde dieß Volk, nachdem es den Islam angenommen, eine der mächtigsten und reichsten Nationen der Erde. Eine einzige geographische Entdeckung, die Fahrt ums Cap, zerstörte diese Größe, öffnete den Handel Indiens den Europäern auf einem andern Weg und beraubte die Araber ihres alten Antes. „Aden, schreibt Hr. Carter, wurde genommen, die alte Handelsstraße zwischen den östlichen und westlichen Nationen wieder hergestellt, aber die Araber sind nicht länger die Vermittler dieses Handels; sie sind arm geworden und uneinig unter einander, die Religion Mohammeds nimmt unter ihnen rasch ab, und sie kehren zum Heidenthum und zur Barbarei ihres frühern Zustandes zurück."

Professor Wallin, der bekannte Finnländer, hat eine außerordentlich genaue Kenntniß des Innern dieses heiligen Landes gewonnen; wir kennen immer noch von dieser Kenntniß, und einige Früchte derselben vom höchsten Werthe werden in der nächsten Nummer dieses Journals erschinnen; daher ging das Bestreben des Rathes dieser Gesellschaft dahin, diesen gründlichen Gelehrten in den Stand zu setzen, Arabien nochmals auf mehrere Jahre zu besuchen, und dadurch eine genauere Kenntniß von dem wahren Zustand sehr ausgedehnter innerer Striche zu erlangen, die der civilisirten Welt bis jetzt noch völlig unbekannt sind. Eine Uebereinkunft mit den kaiserlich russischen Behörden war schon getroffen, und man hoffte in Gemeinschaft mit der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft den gelehrten Finnländer in den Stand zu setzen, die Reise zu unternehmen. Da wir selbst keine Fonds besaßen, so konnten wir blos 200 Pfd. versprechen, welche die Regierung und die ostindische Compagnie uns vorschossen, unterzeichnete Instrumente hinzufügen, und dem Reisenden freie Ueberfahrt, Päße und Schutz verschaffen. Großt. Constantin, der Präsident der k. russ. geographischen Gesellschaft, ging freundlich auf unsere Wünsche ein, Wallin erhielt Urlaub sechs Jahre lang zu reisen und sollte auch in dieser Zeit seinen Gehalt fortbeziehen. Eine Summe von 400 Pfd. sollte von Rußland vorgeschossen werden, und man glaubte alles in Ordnung, als sich erst zeigte, daß Wallin eine Vermüthigung von 400 Pfd. jährlich oder im Ganzen 2600 Pfd. erwartet hatte; eine solche Ausgabe hatte die russische geographische Gesellschaft nie beabsichtigt, und der Plan ist vorläufig eingestellt. Doch wird wohl die ostindische Compagnie und die englische Regierung es noch für angemessen erachten, die Kosten einer solchen Expedition ins Innere von Arabien zu bestreiten, denn Hr. Wallin ist durch lange

[1] Sir Rod. Murchison sagt eigentlich „erstreulich", weil es seine früher aufgestellten Ansichten bestätigt. A. d. U.

Gewohnheit ein wahres Kind der Wüste und vielleicht der einzige Europäer, der durch Uebung und Kenntniß vollständig befähigt ist, unsere Unwissenheit in Bezug auf ein für die älteste Geschichte der Menschheit so interessantes Land aufzuklären."

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Handelsunterhandlungen mit Belgien.

Bekanntlich haben seit dem Abschluß des deutschen Zollvereins im J. 1833 in Frankreich Plane bestanden, eine ähnliche Verbindung mit den benachbarten in seine politische Sphäre gehörigen Staaten anzuknüpfen; alle diese Bemühungen aber sind, abgesehen von der Handelseifersucht und der politischen Wachsamkeit fremder Mächte theils an dem französischen Zoll- und Steuersystem, namentlich in Betreff des Tabaks, theils an dem Widerstande zahlreicher Industriellen in Frankreich gescheitert, indem diese einerseits in manchen Stücken keine Concurrenz mit Belgien halten konnten, andererseits den Schmuggel über eine nicht ganz unter französischer Controle stehende Gränze fürchteten. Indeß wurde der Gedanke nicht ganz aufgegeben, und das Ziel verfolgt, durch sperielle Verträge, worin Belgien in einzelnen Gegenständen vor andern Staaten bevorzugt wurde, dieses stets bis zu einem gewissen Grade in der Hand zu behalten. Die beste Veranlassung lieferte hiezu eine neue Erfindung, welche in der Fabrication der Linnen einen ungeheuren Umschwung hervorbrachte: im Anfang der dreißiger Jahre wurde die mechanische Flachsspinnerei in England auf eine großartige Weise ins Leben geführt, und die Erzeugnisse derselben überschwemmten, wie Deutschland, so auch Frankreich und, wiewohl in etwas minderem Grade, Belgien. Die französische Regierung ergriff schon in den Jahren 1837 und 1838 energische Gegenmaßregeln durch Erhöhung des Zolls auf Maschinengarn, und diese Maaßregeln waren auch so wirksam, daß die Einfuhr von englischem Linnengarn, welche im Jahre 1833 kaum hunderttausend Pfund betragen hatte, im J. 1842 aber auf mehr als 22 Mill. Pfd. gestiegen war, eben so schnell wieder abnahm, und in den letzten Jahren auf den Stand im Anfang der dreißiger Jahre zurückging. Durch diesen Kampf der beiden großen Länder litt Belgien bedeutend, und die Bevölkerung Flanderns, welche seit Jahrhunderten durch Spinnen und Weben des Flachses sich einen hohen Wohlstand erworben hatte, aber schon durch die mechanische Spinnerei bedeutend litt, kam durch die Abjperrung des französischen Gebiets gegen belgische Linnen und Garne in die bitterste Noth. Das ist der Ursprung des bekannten Linnenvertrags zwischen Belgien und Frankreich in den J. 1842 und 1845. Belgien erhielt gegen nicht unbedeutende Aequivalente, namentlich eine Bevorzugung der französischen Weine und Seidenwaaren auf dem belgischen Markt, eine Bevorzugung seines Linnengarns und seiner gereben Leinenstoffe auf dem französischen Markte. Obwohl dieser Vortheil durch den mächtigen Fortschritt der durch starke Zölle geschützten französischen Linnenindustrie von Jahr zu Jahr sich verminderte, so wünschte die belgische Regierung doch sehr, den Linnenvertrag, von dem der Bestand der flandrischen Linneninduſtrie zum Theil abhing, zu erneuern, und obwohl der Vertrag noch einige Jahre zu laufen hatte, begann doch die belgische Regierung schon im November 1848 Unterhandlungen über einen umfassenden Handelsvertrag. Die Antwort auf die erste Anfrage ließ über ein halbes Jahr auf sich warten, lautete dann sehr ausweichend über die Tariffragen, und der Erfolg der Unterhandlungen bestand nur in einem, im November 1849 abgeschlossenen Schifffahrtsvertrag.

Das geringe Entgegenkommen Frankreichs veranlaßte die belgische Regierung mit neuen Unterhandlungen zu zögern; dazu kam sie sich auch um so mehr veranlaßt, als das Interesse am Linnenvertrag mit jedem Jahr abnahm, und die Ausfuhr von Linnenwaaren während der sechs Jahre 1845 bis 1851 um mehr als zwei Drittheile gesunken war; überhaupt zeigte der Ausweis der Ein- und Ausfuhrlisten, daß in dem Vertrage von 1845 Frankreich sich den Löwenantheil zugeeignet hatte; die Gesammteinfuhr belgischer Waaren in Frankreich hatte in dem genannten Zeitraum um 30 Proc. ab-, die Einfuhr französischer Waaren in Belgien um 16 Proc. zugenommen. Die Geneigtheit Belgiens, nach Ablauf des Vertrags von 1845 Frankreich dieselben Concessionen wie damals zu machen, konnte also nicht groß seyn; und wenn Frankreich namentlich, wie in seiner Note vom Juliu6 1849 bemerkt war, auf der Unterdrückung des belgischen Nachdrucks und auf der gänzlichen Umgestaltung der Accise- und Octroisteuern bezüglich der französischen Weine und Branntweine bestand, so war Belgien zu nicht geringen Gegenconcessionen berechtigt. Auf diese Sachlage gründeten sich die sehr gewäßigten Vorschläge, welche Belgien im Mai vorigen Jahres der französischen Regierung machte; dabei ist noch zu bemerken, daß sich die belgische und französische Regierung hinsichtlich der Auslegung eines wichtigen Punkts des Vertrags von 1845 in Widerspruch befanden; nach der belgischen Auslegung war die französische Regierung durch den Vertrag zur Aufrechthaltung des Zonensystems bezüglich der Kohleneinfuhr verpflichtet, d. h. die Einfuhr der Kohlen zu Lande zahlte nur die Hälfte wie die zur See; die französische Regierung stellte diese Verpflichtung in Abrede, und schlug auch das Versprechen, dieses Zonensystem in Zukunft aufrecht erhalten zu wollen, in seiner Antwort auf die erste belgische Note vom 12 Mai 1851 geradezu ab.[1] Da diese vorläufigen Eröffnungen zu keinem Resultat geführt hatten, standen, als die Unterhandlungen in der Mitte Februars eröffnet wurden, beide Theile einander völlig frei, ungebunden durch frühere Vorschläge gegenüber. Hiebei müssen wir bemerken, daß das Norddepartement, wo ein großer Theil der mechanischen Flachsspinnereien sich befindet, der Erneuerung des Vertrags von 1845 nicht sehr günstig war, wie eine schon am Ende des Jahres 1851 dem französischen Handelsminister eingereichte Vorstellung der Handelskammer zu Lille beweist; zugleich erkannte letztere aber wohl, daß die Nichterneuerung Repressalien zur Folge haben müßte, die auf manche französische Interessen schwer zurückfallen könnten. Es zeugt dieß frühe Auftreten der Handelskammern für die große Bedeutung, welche der französische Gewerbsstand dem Vertrag und den Verhältnissen zu Belgien überhaupt beilegt.

Uebersieht man den Gang der Verhandlungen, wie ihn das belgische Ministerium bei Eröffnung der Kammern vorlegte, und worin es sich in Anbetracht der politischen Lage der Dinge vor jeder unrichtigen Darstellung sehr gehütet hat, so kann man sich kaum der Ansicht erwehren, daß die französische Regierung vor allem einen offenen Streitgegenstand haben wollte, denn die belgische Ausstellung ward nicht nur in fast allen Punkten zurückgewiesen, sondern die französischen Forderungen noch gesteigert, namentlich

[1] Die Antwort hatte ebenfalls sehr lange auf sich warten lassen; sie datirte vom 19 Januar 1852. Zur Orientirung bemerken wir folgendes: Belgien führt in Frankreich etwa für 120 Mill. Fr. Waaren ein, darunter Kohlen, Eeks, Wolle, Flachs, Pferde, Rindvieh u. s. w., kurz Rohstoffe, für 75 Mill. Die französische Einfuhr beträgt 100 Mill., welche mit Ausnahme des Weins (5,7 Mill.) und der Rohseide (0,7 Mill.) nur Industrieproducte sind. Dieß zeigt, auf welchem Boden die diplomatischen Schachzüge hin- und hergehen.

lich das Aufgeben des belgischen Nachdrucks als unerläßliche Vorbedingung jeder neuen Uebereinkunft erklärt, und zwar nicht nur die zukünftige Abstellung derselben, sondern auch eine rückwirkende Bestimmung gefordert. „Die belgischen Unterhändler vertheidigten energisch das absolute Princip der Nichtrückwirkung, vergebens aber setzten sie den Kampf mehrere Conferenzen hindurch fort; an der Schwelle der Unterhandlungen befanden wir uns in der Alternative abzubrechen oder nachzugeben.“ Unter solchen und ähnlichen Verhältnissen schleppten sich die Unterhandlungen fort bis zum Juliuß, wo das belgische Ministerium wegen des ihm nicht sehr günstigen Ausgangs der Wahlen zurücktrat, und nun eine so wichtige Unterhandlung nicht fortsetzen konnte. Deßhalb machte dasselbe der französischen Regierung den einfachen Vorschlag, den Vertrag, welcher am 10 August ablief, um einige Monate zu verlängern. Der französische Minister, Marquis de Turgot, anwortete sogleich, der Vertrag werde nicht um einen Tag verlängert, wenn nicht der (bereits entworfene aber vorerst nur bedingungsweise zugestandene) Vertrag über den Nachdruck so wie der über die wechselseitige Zollbeaufsichtigung zugestanden wurde. Das schlug die belgische Regierung geradezu ab, denn namentlich der Vertrag über die Unterdrückung des Schmuggelhandels betraf wichtige Hoheitsrechte, und man hatte sich darüber noch gar nicht verständigt. Die französische Regierung flugte, Ludwig Napoleon war eben abreisend, und man nahm bloß zum Vorwand eine Antwort zu verschieben; am 22 Juliuß war er zurück und am 28sten erhielt die belgische Regierung eine Antwort, worin nur noch auf dem Vertrag über den Nachdruck bestanden wurde. Auch das schlug die belgische Regierung ab, denn wenn sie auch das Princip zugestanden hatte, so war sie doch nicht genetzt, weder dem Gesetz eine rückwirkende Kraft zu geben, noch auch die zahlreichen, mit dem Buchdruckergewerbe in Verbindung stehenden Industrien ganz schutzlos und ohne Entschädigung zu lassen. Dennoch wurde nichts unversucht gelassen, um einen Bruch der Unterhandlungen und ein momentanes Aufhören des Vertrags von 1845 zu verhindern. Belgien schlug vor 1) den Vertrag bis auf den 1 Jan. 1853 zu verlängern, 2) die Uebereinkunft über den Nachdruck mit einigen Aenderungen anzunehmen, und 3) eine Erklärung abzufassen, daß, im Falle beide Parteien sich über keinen definitiven Vertrag verständigten, man von beiden Seiten in das alte Verhältniß vor 1845 zurücktrete, ohne zu weitern feindseligen Maaßregeln zu schreiten. Man kam über die beiden ersten, rein commerciellen Punkte überein, über den dritten, der eine nicht unbedeutende politische Tragweite hatte, konnte man sich nicht verständigen; der Vertrag lief ab, und wurde nicht erneuert.

Auch jetzt noch wollte sich die belgische Regierung verschönlich zeigen; die einfache und die bedingte Verlängerung des Vertrags war von Frankreich verworfen oder an unannehmbare Bedingungen geknüpft worden, und der Abschluß eines definitiven Handelsvertrags war gänzlich in die Ferne gerückt; so schlug denn endlich die belgische Regierung vor, bloß den Vertrag über den Nachdruck „als ein Zeichen guten Einverständnisses“ abzuschließen. Dieß geschah, und im Eingang des Vertrags ward deßhalb gesagt, daß die beiden contrahirenden Theile „die Erhaltung der bestehenden guten Verhältnisse zwischen beiden Ländern sichern und befestigen wollten.“ Um diesen Ausdruck war es der belgischen Regierung zu thun, denn die französische Regierung hatte, als Regier ihr einen Vertrag über den Nachdruck „unter der Bedingung guter Nachbarschaft“ zugelagt hatte, in der officiellen Antwortsnote diese Worte ausgelassen. Man sieht auf welche Spitze die Unterhandlungen getrieben waren, und auch ferner noch getrieben werden sollten, denn nachdem die französische Regierung den Vertrag über den Nachdruck als gute Prise eingesteckt, und in dem damit verbundenen Nebenvertrag, mit Ausnahme einer Gattung Baumwollenwaaren, nur ganz unbedeutende Concessionen gemacht hatte, traf plötzlich unter dem 9 September bei dem belgischen Gesandten von Paris eine Note des Ministers der öffentlichen Angelegenheiten ein, worin die Convention vom 22 Auguß, wodurch Belgien die Unterdrückung des Nachdrucks fast ohne Gegenleistung gewährt hatte, als ein Beweis des verfänglichen Geistes der französischen Regierung dargestellt und erklärt wurde, die Zeit sei gekommen, wo Frankreich das ihm zustehende Recht, das Zonensystem hinsichtlich der Kohlen und des Gußeisens aufzuheben, geltend machen müsse. Unter dieser Bedingung, der auch noch eine Herabsetzung der Seidenwaaren angehängt gewesen sein soll, wolle Frankreich den Vertrag vom Jahre 1845 erneuern, die übrigen Fragen sollten später erörtert werden. Die belgische Regierung wollte auf diese unerwartete peremptorische Forderung noch einen Versuch machen, auf die Grundlage derselben Punkte, über welche man früher einig geworden war, einen Vertrag abzuschließen, aber die französische Regierung erklärte, vor allem müsse in die einfache Fortdauer des Vertrags auf sechs Monate eingewilligt werden. Das verweigerte die belgische Regierung, und nun erschien das französische Decret, welches die Bevorzugung der belgischen Kohlen und des belgischen Gußeisens aufhob. Die Denkschrift des belgischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten endigt mit nachstehender Erklärung, welche die Widersprüche der französischen Regierung heraushebt: „Was verlangte das Cabinet von Paris noch vor wenigen Tagen von uns? Die allbaldige und provisorische Inkraftsetzung des Vertrags von 1845. Diesen Vorschlag hatten wir selbst am 9 Juliuß und am 18 August gemacht. Damals wies man ihn zurück, jetzt haben die Rollen gewechselt: die französische Regierung machte den Vorschlag und die belgische lehnt ihn ab. Aber zwischen den beiden Zeitpunkten liegt eine Thatsache, die Aufopferung der Nachdruckerindustrie. Vor dem 22 Auguß will man die reine und einfache Verlängerung des Vertrags von 1845 nicht, nachher fordert man sie. Wenn die belgische Regierung verlangt, daß der Vertrag vom Jahre 1845 mindestens stillschweigend die Aufrechthaltung des französischen Tarifs über die Kohlen und das Gußeisen garantire, so antwortet man ihr mit einem kategorischen Nein. Und wenn der Vertrag von 1845 erlischt, so antwortet man ihr, der Fall dieser Uebereinkunft ziehe auch den Sturz des Zonensystems nach sich. Wenn wir diese letztere Schlußfolgerung zugeben, und sagen: gut! das Zonensystem fällt mit dem Vertrag von 1845, es versteht sich also, daß, wenn wir den Vertrag wieder aufleben lassen, ihr uns den nämlichen Zollsatz für Kohlen und Gußeisen verschert, so anwortet man uns, daß der Kohlenzoll in keinem diplomatischen Actenstücke Platz finden könne!“

Man kann die Doppelzüngigkeit nicht wohl heller ins Licht stellen, und doch hat die Darstellung des belgischen Ministers nur einen Theil des Schleiers, der die Verhandlungen deckt, aufgezogen; es finden sich mehrere Stellen darin, wo auf Gegenstände hingewiesen ist, „die nicht allein ins Gebiet der materiellen Interessen gehören, und deren ausschließliche Beurtheilung wir nicht einer fremden Regierung überlassen können.“ Ein anderer beachtenswerther Umstand ist die Bezugnahme auf die Unterhandlungen mit dem deutschen Zollverein; der Minister geht nicht darauf ein, sondern erwähnt die Sache nur, und verspricht nähere

Aufklärungen, wenn sie verlangt würden. Diese Verlangen ist leidem in der belgischen Kammer nicht gestellt worden, weil die Repräsentanten vorschützig genug sind, die Regierung nicht noch mehr in Verlegenheit zu setzen als sie bereits ist. In neuester Zeit ist die Sache vorläufig ausgeglichen: man wollte bei der Proclamation des Kaiserthums sehr friedlich erscheinen, auch hatte das englische Ministerium, wie man sagt, den Wunsch eines freundschaftlichen Verfahrens gegen Belgien ausgedrückt; wenn aber behauptet wird, wie manche öffentliche Blätter geiban, die französische Regierung habe bloß deßhalb eingewilligt, weil die belgische Regierung durch Erlassung des Preßgesetzes zu erkennen gegeben habe, daß sie die französische Regierung gesichont wissen wolle, so möchte man sich in einem starken Irrthum befinden. Ueber das neue belgische Preßgesetz, das mehr eine Höflichkeit als eine Concession ist, haben wir hier nichts zu sagen, und die französische Regierung weiß in dieser Beziehung wohl recht gut woran sie sich zu halten hat. Die Wahrheit ist, daß der französischen Regierung selbst daran gelegen seyn mußte, aus der Sackgasse, in die sie sich unkluger Weise verrannt hatte, herauszukommen. Allem Pochen und Drohen hatten die belgischen Unterhändler nur einen sehr höflichen, in den Hauptsachen aber sehr festen Ton entgegengesetzt; indem die französische Regierung es bis zur Aufhebung des Vertrags von 1845 trieb, schnitt sie in ihr eigenes Fleisch, bereits ertönten mannichfache Klagen von Kaufleuten und Fabrikanten, namentlich aus Lyon und Paris, und die Weinhändler in Bordeaux begannen sich gleichfalls zu rühren. Schlimmer war noch die Maaßregel gegen die belgischen Kohlen und das Gußeisen. Dieser Rohstoff und dieß Halbfabricat war den französischen Industriellen unentbehrlich, und mindestens in den ersten Monaten nach dem Erlöschen des Vertrags war trotz der erhöhten Zölle keine Abnahme in der Ausfuhr nach Frankreich zu bemerken; die Franzosen und nicht die Belgier hatten also unter den erhöhten Zöllen zu leiden, und die belgische Regierung brauchte jetzt nur zu warten bis Frankreich den ersten Schritt thue. Dieser übein diplomatischen Stellung machte man, wahrscheinlich durch offizielle Vermittlung, bei Gelegenheit des Kaiserreichs ein Ende. Jetzt steht man wieder auf demselben Punkte, von dem im Anfang des Jahres 1852, oder wenn man will im J. 1851 ausgegangen wurde.

Was der französischen Regierung diese Unterhandlungen und ihren Verlauf noch unangenehmer machen mußte, war der Vorfall mit Holland, wo sie gleichfalls mit der Regierung einen Vertrag über den Nachdruck eingegangen hatte, diesen aber von den Generalstaaten fast einstimmig verworfen sehen mußte. Die holländische Regierung sträubte sich nicht gegen das Princip, wohl aber gegen die Ausdehnung, die man dem Vertrag zu geben beabsichtigte; sie sollte nicht bloß den Nachdruck verbieten, der schon verboten ist, und gegen den sich jeder Fremde durch Erfüllung gewisser Formalitäten schützen kann, sondern sie sollte auch noch allen und jeden Verkauf von Nachdrucken, selbst fremden, verbieten, also für die französische Regierung die Polizei handhaben, die nothwendigerweise sehr vexatorisch hätte werden müssen, und jeden Augenblick dem französischen Gesandten Gelegenheit zur Einmischung in die Verwaltung gegeben hätte. Die bedächtigen Holländer, bei denen das französische Präfectenregiment noch in gutem Andenken steht, dachten: principiis obsta, und da der Minister der auswärtigen Angelegenheiten ohnehin eine sehr unbeliebte Persönlichkeit war, so wurde der von ihm eingegangene Vertrag auf eine Art zurückgewiesen, daß er nicht im Amte bleiben konnte. Dieser schlechte Erfolg der bisherigen Bestrebungen der französischen Regierung rechtfertigt wohl ein Mißtrauen in die Geschicklichkeit derselben, wenn noch größere Interessen zur Sprache kommen. Schon der Entwurf eines Vertrags mit Belgien, worin gewissen Baumwollenzeugen der Eingang gestattet wurde, hob das jetzt noch bestehende Verbot gegen alle fremde Baumwollenwaaren — die feinern Twiste ausgenommen — auf, und die Fabrikanten geriethen in lebhafte Unruhe, was sich in einer ziemlichen Zahl von Remonstrationen der Fabrikhäute kundgab. Das Gerücht eines mit England abzuschließenden oder gar schon abgeschlossenen Vertrags kam hinzu, und obwohl der Moniteur (vom 15 Sept.) diese ersten Gerüchte desavouirte, tauchten sie dennoch wieder auf, und noch in diesem Monat wurden sie in französischen und englischen Journalen wiederholt. Stets ist von den englischen Kohlen und dem Gußeisen die Rede, und es hat allen Anschein als ob diese Dinge stets hervorgehoben würden, um den Belgiern mit dieser Concurrenz zu drohen und ihnen weitere Concessionen abzunöthigen; ob bezüglich Englands durch solche Unterhandlungen besondere Absichten erreicht werden sollen, müssen wir vorerst dahin gestellt seyn lassen. Wir können allen diesen Schachzügen keinen andern, als einen politischen Zweck beilegen, denn einen commerziellen konnten diese seltsamen Winkelzüge, die man durch die Uebereinkunft vom 9 Dec. völlig fallen ließ, unmöglich haben.

Da die beiden am 22 August abgeschlossenen Verträge bis zum Abschluß eines allgemeinen Vertrags aufgeschoben sind, so müssen also die Unterhandlungen in kurzem wieder beginnen, und da die gegenseitigen Forderungen aufgestellt sind, da beide Theile wissen wie weit der Gegner gehen wird, so ist ein baldiger Abschluß zu erwarten, falls nicht der Kreis der Unterhandlungen sich erweitert, und man immer die eine gegen die andere spielen läßt. Es ist also ganz erklärlich, daß der Kaiser jetzt die Gemüthigung sucht, Handelsverträge ohne Zustimmung der Kammern abzuschließen; er hat sie für die Unterhandlungen nöthig, die fremden Mächte müssen überzeugt seyn, daß jeder Vertrag, der einmal von den französischen Unterhändlern unterzeichnet und vom Kaiser ratificirt ist, auch Gültigkeit hat. Eben dieß aber ist es, was die französische Industrie beunruhigt: der Moniteur Industriel verschert einmal über das andere seine Leser, daß er in die guten Absichten der Regierung das größte Vertrauen setze, aber die Unruhe über den möglichen Verlauf der Unterhandlungen verräth sich in jedem Blatte. Keinem Zweifel dürfte es unterliegen, daß die Handelsunterhandlungen Frankreichs in der nächsten Zeit eine bedeutende Rolle spielen werden. Sicherlich aber finden die französischen Unterhändler in Belgien und in England Leute, die ihnen gewachsen sind, und wenigstens im Laufe dieses Jahres ist die Rolle, die sie gespielt haben, nicht die glänzendste gewesen. Das Resultat war bis jetzt eine gewisse Unruhe unter den Betheiligten und ein Symptom von Widerstand im Senat: ob der letzte Stand halten und ob die erstere an Bedeutung gewinnen wird, möchte bis jetzt noch schwer zu sagen seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Die geographische Vertheilung der Pflanzen im Himalaya. Sir Rod. Murchison (s. Journal of the roy. Geogr. Soc. Vol. XXII.) bemerkt hierüber, daß Dr. Hooker Baumartige Rhododendrons in einer Höhe von 17,500' gesammelt habe, Grasarten, Compositä und andere krautige Kräuter in einer Höhe von 18,000', und Moose unter 18,500'.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 306. 22 December 1852.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Creditvorhaltnisse in Frankreich.

Minder unbestimmt dürfte das Urtheil über die Leitung der Geldangelegenheiten in Frankreich ausfallen, denn niemand stellt in Abrede, daß in Paris gegenwärtig ein Schwindel herrscht, der nichts gutes weissagt. Wenn die Actien eines Unternehmens wie die Landbank, welches Geld auf Grundstücke zu einem mäßigen Zins ausleihen soll, ein halb Jahr nach dem Beginnen des Unternehmens auf mehr als das Doppelte gestiegen sind; wenn die einer andern Unternehmung, die conessionirt ist, aber kaum begonnen hat, bereits zum Dreifachen ihres ursprünglichen Werthes verkauft wurden; wenn die größte Geldmacht Europa's an einem solchen Unternehmen als offenbar schwindelhaft sich zu betheiligen verweigert; wenn darüber trotz der gegenseitigen honigsüßen Erklärungen eine Art Kampf der Geldmächte ausgebrochen ist; wenn die Regierung, nachdem sie durch allerlei Mittel selbst das Börsenspiel gestachelt, endlich dessen Gefährlichkeit einzusehen scheint, zum mindesten Maßregeln ergreift, welche es zu verringern geeignet sind, dann ist man jedenfalls berechtigt, den ganzen bisherigen Verlauf mit mißtrauischem Auge zu verfolgen.

Man thut Ludwig Napoleon gewiß nicht Unrecht, im Gegentheil man läßt seinem berechnenden Charakter Gerechtigkeit widerfahren, wenn man annimmt, daß die wichtigsten Schritte seiner bisherigen Selbstherrschaft im voraus erwogen und entworfen waren; sie tragen auch zu sehr den Stempel eines innern Zusammenhanges, und man kann nicht abläugnen, daß er sein Ziel mit einer Consequenz verfolgt, die auf seinen Charakter ein merkwürdiges Licht wirft. Der Verlauf der Credit-Operationen im verflossenen Jahre ist so auffallender Art, und im gegenwärtigen Augenblick in ein so eigenthümliches Stocken gerathen, daß es gerade jetzt von besonderem Interesse ist einen Blick auf das ganze Jahr zurückzuwerfen, da man außerdem die Erklärung der jetzigen Lage vergebens sucht. Ludwig Napoleon konnte in diesem Punkte unmöglich allein handeln, er brauchte auch nicht bloß Werkzeuge, er brauchte Verbündete, die sich natürlich ihrer Freiheit nie ganz begeben, und nach dem alten Rechtsspruche „do ut des“ für ihre Dienste auch Gegenleistungen verlangten. Fould hat schon während der Präsidentherrschaftszeit für den Mann gegolten, der den Prinzen mit seinen reichen Hülfsmitteln unterstützte, zur Ausführung des großen Staatsstreichs aber, um diesen in der Handels- und industriellen Welt recht als die Rettung aus der Noth erscheinen zu lassen, bedurfte er noch mehr Verbündete, und fand auch diese ohne sonderliche Mühe durch Fould's Vermittlung in den großen, namentlich jüdischen Banquiers und Capitalisten. Kaum war der Staatsstreich gefallen, so begannen die Fonds und die Actien unmäßig zu steigen, und zur selben Zeit wurden auch große Waarenankäufe gemacht, um das Steigende Vertrauen sich auf alle Zweige der Geschäfte ausdehnen zu lassen.

Das Steigen der Fonds und Eisenbahnactien hatte indeß noch andere Zwecke, nemlich das nöthige Geld zu weiteren Unternehmungen, namentlich Eisenbahnen, herbeizuschaffen. Da die Minist, wie man die Fonds und Actien in die Höhe trieb, ziemlich offen vor jedermanns Augen legen, aber dem größern Publicum nicht bekannt werden sollten, um nicht ihre Wirksamkeit zu schwächen, so wurden die raisonnirenden Börsenartikel mehrerer Journale unterdrückt, und der Constitutionel, der etwas von einer Umwandlung der fünfprocentigen Rente hatte fallen lassen, erhielt ein officielles Dementi, da die Banquiers, welche eben mit der Regierung über die Verwilligung der Eisenbahn von Paris nach Lyon unterhandelten, nicht durch solche Gerüchte die Fonds und Actien drücken lassen wollten. Die Unterhandlungen kamen noch in den letzten Tagen Decembers 1851 zu Ende, und sind ein schimpflicher Beweis, daß Ludwig Napoleon Dienste, die ihm und seinen politischen Planen geleistet wurden, überreichlich mit Staatsgeldern bezahlte. Der Handel war um so auffallender, als er ohne Concurrenz abgeschlossen wurde — die drei vorher concurrirenden Gesellschaften hatten sich in eine einzige vereinigt — während zu gleicher Zeit die Bahn von Lyon nach Avignon an den Wenigstnehmenden vergeben wurde. Man kann sich denken, daß es an Gerüchten von bedeutenden „pots de vin“ nicht fehlte; indeß waren diese jedenfalls Nebensache, und das Wichtigste war, daß diese großen Häuser, deren es über zwanzig waren, mit den Geldoperationen der französischen Regierung solidarisch verbunden werden sollten. Unglaubliche Summen müssen gewonnen worden seyn, wenn man bedenkt daß die Fünfprocentigen binnen eines Monats von 90 auf 106, die Dreiprocentigen von 56 auf 67 stiegen, die Eisenbahnactien natürlich im Verhältniß und zum Theil noch stärker.

Die Regierung hatte indeß mit der Verwilligung der Eisenbahnen noch einen speciellen Zweck; wie bei der Paris-Lyoner und bei der Lyon-Avignoner mußten die Compagnien, welche die Verwilligung erhielten, bedeutende Zahlungen an die Regierung machen, und man erleichterte ihnen diese, indem man bloß Verschreibungen auf mehrere Jahre hinaus von ihnen verlangte, die dann von der Bank escomptirt wurden. [1] So sorgte die Regie-

[1] So erhielt unter anderem die Paris-Straßburgerbahn eine Ver-

rung dafür stets baares Geld in genügender Menge in Vorrath zu haben, ohne zu neuen Anleihen oder gar, wie die provisorische Regierung, zur Ausschreibung von Extrasteuern schreiten zu müssen. Das hat gerade Jetzt fortgedauert, wenigstens so lange, als die Regierung eine dictatorische Gewalt ausübte, und die schwache Repräsentantenkammer die Eisenbahnunternehmungen ohne weiteres billigte. Nachher kam diese Quelle des Einkommens ins Stocken, und um sie nicht versiegen zu lassen, soll es nun dem Kaiser freistehen, große Werke öffentlichen Nutzens ohne Dazwischenkunft der Kammern zu sanctioniren. Das ist wenigstens einer der Gründe für diese Forderung, obwohl es auch an andern, wie wir später sehen werden, durchaus nicht fehlt.

War die Verleihung der Lyoner Bahn an eine Gesellschaft kosmopolitischer Bankiers eine schon vor dem Staatsstreich beschlossene und wohl auch in den Hauptzügen festgestellte Sache, so war es gewiß die Convertion der fünfprocentigen Renten nicht minder. Ludwig Napoleon war sicherlich darauf bedacht, eine Sache durchzuführen, die von den vorangegangenen Regierungen mehrmals versucht, aber nie durchgesetzt worden war; er hatte indeß noch andere Gründe, als diesen nackten Ehrgeiz: das Geld sollte wohlfeiler werden, und das war nicht möglich, solange der Staat selbst fünf Procent bezahlte; um aber die Umwandlung möglich zu machen, mußte der Preis der fünfprocentigen über Pari hinaufgetrieben werden. Das war schon im ersten Monat nach dem Staatsstreich geschehen, und somit stand von dieser Seite dem Unternehmen nichts im Wege: eine Verzögerung erlitt die Sache nur dadurch, daß, ehe man den Geldmarkt durch eine solche Maaßregel in Unruhe versetze, die Actien der Lyoner Bahn möglichst untergebracht seyn mußten; dieß war bald geschehen, denn sie standen schon am Anfang März fast 20 Proc. über Pari. Nun geschah der erste Schritt darin, daß man die Bank, wenn auch nur unter großem Widerstreben, dahin brachte, den bisher gewöhnlichen Zinsfuß von 4 auf 3 Proc. herunterzusetzen, und Vorschüsse auf Eisenbahn-Actien und Obligationen zu ertheilen.[1] Einen nachtheiligen Erfolg für die Bank konnte dieß insofern nicht haben, als sich etwa 600 Mill. Fr. baar Geld in ihren Kassen befanden, und sie darauf denken mußte, diesen ungeheuren Vorrath nutzbringend zu verwenden. War so der Zinsfuß der Bank herabgesetzt, und diese veranlaßt, auf Staatsrenten und Eisenbahnactien größere Summen vorzuschießen, es war der Weg zur Rentenumwandlung schon mehr geebnet, und so erschien, wie ein Blitz aus heiterer Luft, am 14 März das Decret über die Rentenumwandlung. Die Herabsetzung des Zinsfußes der Bank hatte in den letzten zehn Tagen der Speculation neuen Schwung gegeben, Jetzt aber fiel die Rente plötzlich auf und unter Pari. Wenn man erwägt welche große Anzahl kleiner Rentiers in Paris lebt, denen ein Verlust von einem Zehntel ihres Einkommens sehr schmerzlich fallen müße; wenn man bedenkt, wie sehr die Rentenbesitzer durch die officielle Abläugnung des Moniteurs in Sicherheit gewiegt waren, so kann man sich den Schrecken sehr wohl erklären; zugleich aber auch die Entrüstung, da man aus mehreren unmittelbar vorhergegangenen Geldoperationen an der Bank sehr deutlich entnahm, daß Leute die ins Geheimniß eingeweiht gewesen, sich dasselbe zu Nutze gemacht hatten.

Indeß war Ludwig Napoleon nicht der Mann an solche Aufwallungen sich zu kehren; ernster wurde aber die Sache, als das Sinken des Fonds die ganze Unternehmung mit Gefahr bedrohte. Starke Hebel wurden nun in Bewegung gesetzt, und man will wissen, daß geraume Zeit hindurch die Regierung täglich eine halbe Million Renten aufkaufte, d. h. zehn Millionen Capital aufwandte; das konnte nicht lange dauern, und die Regierung verband sich nun mit einer Anzahl Bankiers, welche den Auftrag erhielten gegen angemessene Entschädigung alle Fünfprocentigen, die auf den Markt geworfen würden, aufzukaufen. Die Mehrzahl dieser Bankiers soll sich anfangs geweigert haben, aber die Vorstellung wirkte, daß dann eine financielle Krise unvermeidlich sey, und sie selbst darunter am meisten zu leiden haben würden. Dieß wirkte: der Vertrag ward geschlossen, die Bank mit beigezogen, welche die nöthigen Gelder zu liefern versprach, und es sollen nun im Ganzen, sowohl von der Regierung als von den Bankiers und der Bank, 300 Millionen aufgewendet worden seyn, um die an den Markt gebrachten Renten nicht zu tief sinken zu lassen. Die Berechnung, auf welche das Manöver gegründet war, trog nicht: die Hunderte von Millionen, welche plötzlich an den Markt kamen, brannten den Capitalisten in den Händen, sie wußten nicht wo sie damit hin sollten, und so wanderten sie wieder auf die Börse, um ihr Geld, in andern Papieren, namentlich in Eisenbahnactien, anzulegen. So stiegen diese letztern, die Zeit der Anmeldungen zur Rückzahlung verfloß, und die 74 Millionen, welche der Staat wirklich zurückzuzahlen hatte, konnten das allgemeine Gelingen der Maaßregel nicht mehr hindern. Uebrigens hatte sich die Regierung bezüglich der Rückzahlung eine Hinterthüre offen gelassen, indem sie Staatsobligationen zu fünf Procents ausgeben und serienweise zurückbezahlen wolle. Zugleich wurde den bejahrten kleinen Rentiers ein Aufweg eröffnet, um für ihre Lebenszeit noch die vollen 5 Proc. zu beziehen.

Man erwartete von Tag zu Tag noch eine andere Maaßregel, nämlich eine Herabsetzung des gesetzlichen Zinsfußes bei gewöhnlichen Anlehen von fünf auf vier, und bei Handelsschulden von sechs auf fünf; indeß erschien diese Verordnung nicht, und ist auch bis auf den heutigen Tag nicht erschienen; man mochte erkennen, daß mit gesetzlichen Bestimmungen dieser Art nichts gethan ist, daß die Schuldner, wenn sie Geld brauchen, darum doch denjenigen Zins zahlen müssen, den der Geldmarkt und ihr Credit mit sich führen, und daß er dann nur unter anderer Form, nämlich durch Abzug am Capital selbst, gezahlt würde. Man erkennt in diesem Schwanken deutlich den Widerspruch zwischen dem von allgemeinen Sätzen ausgehenden Staatsoberhaupt und den praktischen Geschäftsmännern, die ihn umgaben, und ihn von der Nutzlosigkeit solcher directen Mittel überzeugten. Dagegen sollte indirect alles mögliche geschehen, um den Zinsfuß zu drücken, und wie man bereits die Bank von Frankreich dahin gebracht hatte den Zinsfuß bedeutend zu ermäßigen, so sollte jetzt auf dem Lande bezüglich der Hypothekenschulden das daselbe geschehen, um zu verhindern daß sich nicht das Geld, das in Paris auf der Börse flüssig wurde, aufs Land ziehe. Da-

[1] Die Bank veröffentlichte einige Zeit später ihr Regulativ für Gelvorschüsse auf Eisenbahnactien: es wurden nämlich die Actien in Classen eingetheilt, und die Orleans-, Nouen-, Nord-, Centralbahn-Straßburg- und St. Germain-Actien in die erste. Bordeaux, Nantes, Havre und andere unter Pari stehende, aber Dividende zahlende Actien in die zweite Classe versetzt. Auf die erste Classe wurden 60 Procent des Marktpreises, auf die zweite 50 vorgeschossen; nicht zinstragende Actien sollten keine Vorschüsse erhalten, dagegen auf Eisenbahnobligationen 80 Procent vorgeschossen werden. Dieser Umstand ist nicht außer Acht zu lassen, weil die Bank später sich im Fall sah, diese Bestimmungen herabzusetzen.

ker der Plan einer Hypothekenbank (banque du crédit foncier), die schon Ende März autorisirt wurde, und sich später über ganz Frankreich ausbreiten sollte. Der Bestand ähnlicher Einrichtungen in Deutschland, und die lästigen Hypothekengesetze, die dem Landmann das Geld vertheuern, verschaffen dem Plan eine große Anerkennung[1]; allein es haben sich hinsichtlich der Möglichkeit eines raschen günstigen Erfolgs sehr ernste Einwürfe in Frankreich selbst erhoben — Einwürfe, welche namentlich auf herrschende üble Gewohnheiten und die große Unwissenheit des französischen Landvolks gebaut sind[2], — und wer in Deutschland das mühselige langsame Emporkommen und Gedeihen solcher Anstalten gesehen hat; wer weiß, daß es sich dabei um eine solide Capitalanlage handelt, nicht um großen Gewinn, der muß schon an dem Umstand stutzig werden, daß die Actien dieser Anstalt, jetzt nach kaum halbjährigem Bestand, auf mehr als das Dappelte ihres ursprünglichen Werthes gestiegen sind. Von einer Einwirkung auf die acht Milliarden Hypothekschulden kann nach unmöglich eine Rede seyn, die Anstalt ist, wie alle andern, dem Börsenschwindel verfallen, und scheint von der Regierung nicht einmal sonderlich unterstützt zu seyn: denn wäre sie es, so müßte der Abzug der Capitalien aus dem unsichern Treiben der Hauptstadt nach der Provinz zur sichern Anlegung auf Grund und Baden sich bereits stark, vielleicht empfindlich fühlbar machen. Das scheint bis jetzt in keiner Weise der Fall zu seyn.

Die große Angelegenheit der Rentenumwandlung hatte nicht nur für den Augenblick die großen Bankiers solidarisch gemacht, sondern diese Solidarität mußte auch so lange dauern, bis die Nachwehen der Umwandlung beseitigt waren. Zu diesen Nachwehen gehörte der Umstand, daß sich in den Händen der Bankiers, welche die Regierung unterstützt hatten, noch eine Masse von 4,475,655 Fr. Fünfprocentiger oder eigentlich jetzt nur noch fünfthalbprocentiger Renten befanden. Da diese ein Capital von nahezu 100 Millionen Fr. repräsentirten, lagen sie wie Blei ihnen in der Hand, um so mehr als die neuen Fünfthalbprocentigen sich einige Zeit durchaus nicht heben wollten; um den Markt beleben zu erleichtern, wandelte man diese ganze Rentenmasse in Dreiprocentige um, und gab sie diesen Bankiers zum Preise von 66,60, obwohl sie an der Börse beinahe zu 71 standen. Die betheiligten Bankiers gewannen an dieser Operation allein über 6 Mill. Fr., und rechnete man die Fünfthalbprocentigen zu Pari, sogar über vierzehn. Das war indeß noch nicht genug: denn am Ende Julius stiegen die Dreiprocents auf 76, und die Fünfthalbprocentigen auf 105, so daß sie dem Preis der Fünfprocentigen, wie sie vor 1848 standen, nämlich 116, gleich kamen. Das Mittel, wodurch man sie in die Höhe trieb, war sehr einfach; da es immer ein Spiel zwischen Hausse und Baisse war, so brauchte man nur die Haussiers mit Geld zu unterstützen, so daß sie ihre Zeitkäufe von einem Monat zum andern übertragen, oder, wie man sich ausdrückt, reportiren konnten. Nun mußten die Baissiers, welche Papiere in Masse verkauft hatten, entweder starke Differenzen zahlen oder die Renten ankaufen, um sie ablieferu zu können. Das hielt die Fonds in der Höhe, und es fragte sich nur, wie weit dieß Spiel getrieben werden könne.

[1] Auf dem Grundbesitz in Frankreich liegen nach der mäßigsten Berechnung 7 Milliarden, nach andern 10 Milliarden Schulden, die, gleichfalls sehr mäßig gerechnet, den Schuldnern mit allen Nebenkosten auf 8 Proc. zu stehen kommen. Das ist also eine Last von 6—700 Millionen, die jährlich auf dem Grund und Boden lastet. Würde eine Ermäßigung dieser Last nur um ¼ durchgeführt, so würden dem Lande 150—180 Mill. erspart.

[2] S. Annuaire des deux Mondes 1851/52 p. 130.

Im Anfang Augusts verlautete, Rothschild habe, um den Gewinn der Hausse einzustreichen, seine sämmtlichen Renten, namentlich die Dreiprocentigen, an denen er mindestens 7—8 P. gewinnen mußte, verkauft, und Fould habe sich genöthigt gesehen, die Bank um bedeutende Ausbülfe anzugehen, denn wären alle diese Renten wirklich auf den Markt geworfen worden, so mußte ein Rückgang, wo nicht eine Katastrophe erfolgen. Indem Fould sie vom Markt wegschaffte, hab er die Rente, die während der Abrechnung am Ende Julius zu sinken begann, aufs Neue. Der alte Widerstreit zwischen den beiden Häusern Israel begann also hier wieder aufs Neue, und was in letzter Zeit verlautete, ist nur ein Beweis, daß der Antagonismus seit dieser Zeit nicht abgenommen hat, sondern gesteigert ist. Ob Rothschild wirklich den Schritt that, weil er glaubte daß die Sache nicht weiter getrieben werden könne und falle, kann uns hier gleichgültig seyn, und genügt es zu bemerken, daß am Anfang Augusts in die bisherige Bewegung ein Stocken kam, und die bisher vereinigten Kräfte sich zu spalten begannen. Man würde sich sehr täuschen, wenn man glaubte, hier herrsche eine Caprice Rothschilds vor, und er sey in seinem Verfahren allein gestanden; die Gründe desselben sind vielmehr ziemlich einleuchtend. Das ungeheure Steigen der Fonds in den letzten Monaten hatte eine Menge zum Theil sehr schwach mit Mitteln ausgerüstete Leute auf die Börse gezogen, welche alle an dem reichen Goldregen theilnehmen wollten; sie hatten gewaltige Ankäufe gemacht, während die klügern und wirklich reichen Bankiers ihre Fonds und Actien verkauften. Dieß drückte die Preise, und nun wußten die Spekulanten nicht was sie thun sollten; in ihrer Verlegenheit trugen sie ihre abgeschlossenen Geschäfte auf den nächsten Monat über, mußten aber dafür bereits 1½ bis 2 Proc. Report bezahlen, was 18 bis 24 Proc. im Jahre ausmachte. Es waren an Eisenbahnactien allein für mehr als 50 Millionen abgeliefert worden, die nun auf dem Markt lasteten und in der ersten Hälfte Augusts die Preise nicht unbedeutend drückten. In der Mitte Augusts war die Krise vorüber, allein eine gute Anzahl Geldleute hatte sich daraus eine Lehre genommen: statt ihr Geld an den ungewissen Stand der Fonds zu wagen, warfen sie sich auf den Report, d. h. sie unterstützen die geldarmen Spekulanten mit Fonds, um ihre Käufe auf den nächsten Monat übertragen zu können, und gewannen dabei 20 bis 30 Proc. des Jahrs. Das war für Fould ein gefährlicher Stand der Dinge, aber eine nothwendige Folge der Lage: die geldarmen Spekulanten waren bald ausgezogen, und dann eine Krise unvermeidlich. Man setzt wie der Gedanke einer Reportbank sich von selbst aus dem Stand der Dinge entwickelte, denn man mußte den Spekulanten das Geld wohlfeiler liefern, wenn die Spekulation fortdauern sollte. Fürs erste aber war der Gedanke noch nicht reif, und Fould hatte zu einem andern Mittel gegriffen.

Sollte, was für die weitern Plane Foulds und des Prinzen-Präsidenten nothwendig war, die Sache noch weiter getrieben werden, so war Rothschilds Beistand unerläßlich. Rothschild mußte das weitere Steigen aus Interesse befördern, und um dieß zu bewirken, erhielten er und einige mit ihm verbündete Bankiers eine neue Eisenbahnconcession. Man hatte den Plan der Bordeaux-Cette-Bahn dem legislativen Körper vorgelegt und dessen Bewilligung erhalten, obwohl sich nicht wenige Stimmen gegen die übermäßige Anhäufung der Plane und die Ueberschwemmung des Geldmarkts mit Actien erhoben hatten; indeß stand der Prinz-Präsident im Begriff seine Reise nach dem Süden anzutreten, und um einer günstigen Aufnahme gewiß zu seyn, wurde nicht

nur die Bahn Bordeaux-Cette, sondern auch Zweigbahnen nach Bayonne, Mont de Marsan und Dax, so wie von Narbonne nach Perpignan bewilligt, zu welchen der legislative Körper seine Zustimmung noch nicht gegeben hatte, allein man vertraute der Stärke der Regierung so sehr, daß man auch die von dem legislativen Körper noch nicht vermilligten annahm. Damit war Rothschild gewonnen, denn nun mußte er, um die Actien der Bahn Bordeaux-Cette nebst ihren Zweigbahnen mit Prämie auf den Markt bringen zu können, das Steigen der Staatsrenten und der Eisenbahnactien begünstigen. Das geschah denn auch, und in der ersten Hälfte Octobers stiegen die Dreiprocents auf 82, die Fünfthalbprocentigen auf 107. Dazu hatte Fould freilich auch das Seinige beigetragen, indem er die Zinsen der Schatzkammerscheine bedeutend ermäßigte: Scheine die 3 bis 5 Monate zu laufen hatten, sollten nur 1¼ Proc., und solche, die ein Jahr zu laufen hatten, 3 Proc. tragen. Diese Herabsetzung des Geldes machte sich in allen Zweigen des Handels, namentlich aber in dem mit Fonds und Actien fühlbar. Wer solche oder Grundeigenthum besaß, wer Handel trieb, hatte bereits ungeheuer gewonnen oder Aussicht auf bedeutenden Gewinn, und dieser Stand der Dinge versöhnte viele mit der despotischen Herrschaft Ludwig Napoleons. Er kannte diese Stimmung und suchte sie möglichst zu fördern; seine Rede in Bordeaux allein trieb die Fonds um 3 Proc. in die Höhe. Die Regierung dachte einerseits an neue Eisenbahnplane, andrerseits war sie emsig beschäftigt sämmtliche Eisenbahngesellschaften durch Amalgamation in fünf oder sechs große Gruppen zu verschmelzen; große Fortschritte sind schon auf diesem Wege gemacht worden, und andere neigen sich bereits zur Amalgamation, während nur wenige noch widerstreben. Wir führen dieß, obgleich es hier von gar keiner Bedeutung scheint, nur an, um eines Projects zu erwähnen, das man der Regierung zuschreibt, und das sie — man muß gestehen — recht sehr in ihrem Charakter liegen würde, den Plan nämlich sämmtliche Eisenbahnen, wenn sie in wenigen Gruppen vereinigt wären, auf einmal als Staatseigenthum zu erklären, und mit dreiprocentigen Renten zum Tagescurse zu bezahlen.

(Fortsetzung folgt.)

Siam und die Siamesen.

6. Die Sprache.

Die siamesische Sprache ist außerordentlich einfach, und zweifelsohne eine Ursprache; sie hat keine Endungen, welche die Geschlechter, Zahlen, Personen, Zeiten u. s. w. anzeigen, sondern alles dieß ist durch Partikeln erlegt, und selbst diese werden noch ziemlich allgemein ausgelassen, nicht nur in der Conversation, sondern in den besten Schriftstellern, eine Eigenthümlichkeit, welche das Studium der Siamesischen leicht (?) macht. So lernen die Fremden es auch bald in hinreichendem Umfange, um sich beholfen in allen gewöhnlichen Lebensverhältnissen zu bedienen. Diese Sprache ist aber auch eben dadurch der Undeutlichkeit ausgesetzt, und man muß hier vollständig Meister seyn, um mit Leichtigkeit eine Unterhaltung zu führen. Abgesehen von den aus andern Sprachen entlehnten Worten ist die siamesische Sprache einsylbig und folglich von einer unendlichen Mannichfaltigkeit in Betonung und Accent. Das Sylbenbett besteht aus 34 Consonanten, und wird von links nach rechts geschrieben, wie das der andern Völker zwischen Indien und China. Die zahlreichen Vocale sind, wie im Hebräischen, bloß orthographirsche Zeichen, die bald über, bald unter den Consonanten gesetzt werden, bald ihnen vorangehen, bald folgen. Die Sprache hat eine gewisse Fülle des Tons, und die Spuren der politischen Knechtschaft des Volks sind ihr sehr deutlich ausgeprägt; auch ist sie sehr reich an speciellen und unterschiedenen Ausdrücken, welche die gegenseitige Stellung zwischen Höheren und Niederen bezeichnen.

Die Literatur ist nach allgemeinem Geständniß arm und ohne Interesse; sie besteht in Liedern, Romanen und einigen Chroniken. Bezüglich der Phantasie, der Kraft und der Correctheit soll sie der arabischen, persischen und indischen sehr nachstehen. Die prosaischen Schriften bestehen nur in gewöhnlichen Briefen; eigentliche Drama's gibt es nicht, was deren Stelle vertritt, sind Stücke, die auf Romane gegründet sind, aus denen die Schauspieler ihre Rollen selbst abfassen und so einrichten, daß der Gegenstand verträglich dialogisirt ist.

Die Hauptbedeutung legen die Siamesen der heiligen Literatur bei, die, wie in den andern buddhistischen Ländern, in Pali-Sprache abgefaßt ist, die manchmal auch Pasa Magnetha, die Sprache von Magnetha (Magadha), dem Geburtsort Gautamos, heißt. Diese Sprache ist dieselbe wie in Ceylon und den andern transgangetischen Ländern. Darum weichen, wie es scheint, die literarischen Werke, die man in diesen buddhistischen Ländern trifft, sehr wenig von einander ab, aber die Schriftzeichen von Ceylon gleichen denen, deren man sich in Siam bedient, so wenig, daß die Pali-Manuscripte des einen Landes nicht leicht von den Priestern der andern zu entziffern sind.

Fast alle Pali-Bücher, so wie die in der Landessprache, denen man irgend einen Werth beilegt, werden mit einer eisernen Spitze auf Palmblattfasern geschrieben, und diese dann mit einem schwarzen Pulver bestreut, so daß die Buchstaben vollkommen lesbar sind. Diese Streifen haben 12" bis 18" Länge, und sind in kleinen Packen, die je einen Band bilden, zusammengebunden; jeder Band ist gewöhnlich reich vergoldet, und in ein Seidentuch eingeschlagen. Für Werke von geringerer Bedeutung bedienen sich die Siamesen einer Art steifen Papiers, das aus einem schwarzen Teig bereitet ist, so daß man mit Speckstein darauf schreiben und das Geschriebene auch wieder auslöschen kann, wie auf einer Schiefertafel. Das Papier, dessen man sich zu briefflichen Correspondenz bedient, ist schlecht und rauh; man schreibt mit einem Bleistift, da die Dinte in Siam fast unbekannt ist. Seit sich im J. 1833 die amerikanischen Missionäre zu Bankok niedergelassen haben, ist für die siamesische Literatur ein neuer Tag angebrochen. Seit 15 Jahren ist die Presse fortwährend beschäftigt, und man hat mehrere Eingeborne im Gebrauch der Druckerei unterrichtet. Der Zweck dieser frommen Arbeit ist, Stellen aus der heiligen Schrift, so wie Werke für den Unterricht u. s. w. in der Landessprache zu drucken. Tschau-Fah, der Thronerbe[1] hat englisch gelernt, und besitzt eine Presse, die er selbst nach dem Muster der Presse der Missionäre gemacht hat, so wie cömische Lettern, deren man sich seit einiger Zeit in Siam häufig bedient.

Miscellen.

Ein neuer Oelbaum acclimatisirt. Man stellt gegenwärtig im südlichen Frankreich Versuche an, einen neuen aus der Provinz Mogador stammenden Baum, den Hr. Molfenneuve, Commandant der Dampfer-Corvette Newton eingesendet hat, anzupflanzen. Dieser Baum liefert ein vortreffliches Oel, und seine Blätter dienen zur Nahrung des Viehs. Seine mittlere Höhe ist fünf Metres, und sein Umfang drei Metres; die Ausdehnung seiner Zweige ist so groß, daß 40 Reiter unter seinem Schatten sich schützen können. (Revue de l'Orient. Decembr.)

Der Korallenfang ist im Laufe dieses Jahres an der algerinischen Küste viel reichlicher gewesen als seit langer Zeit: man hat durchschnittlich 230 Kilos Korallen per Schiff gefangen, was bei 156 Schiffen, welche den Uferstrich bei Bona und La Calle ausbeuteten, 34,800 Kilos ausmachte, die meiß zu Neapel um 60 Franken das Kilo verkauft wurden, und somit über 2 Mill. abwarfen. Auch an den Küsten der Provinz Oran hat der Korallenfang allmählich eine bedeutende Ausdehnung gewonnen, da man kürzlich Bänke entdeckt hat, welche eine reiche Ausbeute versprachen. (ibid.)

[1] Der jetzige König.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 307 — 23 December 1852

Forschungen des Consul Place in Ninive.

(Revue de l'Orient, Decembet.)

Hr. Place hat sich namentlich mit der Untersuchung desjenigen Theiles des Hügels von Khorsabad beschäftigt, der noch nicht untersucht worden war. Seine in eine große Tiefe getriebenen Einschnitte haben zu einer Reihe merkwürdiger Entdeckungen geführt. Diese bestehen nicht blos in kolossalen Statuen, in wunderbar gut erhaltenen Basreliefs aus Marmor und Basalt, von denen einige noch mit den lebhaftesten Farben bedeckt waren; es sind nicht nur Töpfergeschirre, große beschriebene Cylinder, Geschmeide u. s. w. an das Tageslicht gekommen, sondern man hat dadurch auch Aufklärungen über die Architektonik des gesammten Palastes gewonnen, und ist zu der Ueberzeugung gelangt, daß den Assyrern keine hülfsmittel der Architektur unbekannt waren. Außer einigen Gewölben und einem Thor von 12 Metres Höhe, welcher eines der Thore der assyrischen Stadt gewesen zu seyn scheint, die der Palast von Khorsabad beherrschte, entdeckte Hr. Place auch unter den Umwallungen der Ebene am Fuße des Hügels Marmorbauten, die zu dieser alten Stadt gehörten, und im Innern des Gebäudewurfes zwei Reihen Säulen die in Sectionen von sieben getheilt und von einem doppelten Pilaster eingeschlossen waren. Hr. Place arbeitet daran diese Colonnade frei zu machen, die sich über einen großen Raum auszudehnen scheint, und von der vier Sectionen oder 28 Säulen schon frei gemacht sind. Man kann hiernach die Pracht dieser assyrischen Paläste beurtheilen. Das Magazin von Töpfergeschirren, das Hr. Place nebst dem Keller entdeckt hat, wird das Museum des Louvre ungemein bereichern, das bis jetzt auch nicht ein Stück assyrischer Töpferkunst besessen hat.

Eine Forschungsreise, die Hr. Place in einem Umkreise von zehn Lieues um Khorsabad nach den Hügeln des linken Tigrisufers gemacht hat, war nicht minder fruchtbar. Hr. Place besuchte und durchsuchte mehr als 30 dieser Hügel, fand in den meisten von ihnen alte Bauten, oft selbst alte Denkmale, er hat Sculpturen, Vasen, Schmuckwerk und viele kleine Gegenstände in Metall, hartem Stein und zum Theil in Gold eingesammelt. Hr. Place weist namentlich zu Dgigan, einem Hügel, dessen eine Seite der Tigris bespült, auf ein Denkmal hin, das vielleicht die Bedeutung des Palastes von Khorsabad hat.

Hr. Place hat auch, vermittelst des Photographen, die zahlreichen Basreliefs von Mattai und Barrian aufgenommen, von denen einige in einer Höhe von 150 Metres über der Ebene in den Felsen eingegraben sind. Die auf diesen Basreliefs dargestellten Personen sind in kolossaler Größe und zeigen eine gewisse Analogie mit den Sculpturen von Khorsabad. Sie umfassen auch eine merkwürdige Reihenfolge von ganzen Bildern assyrischer Könige in Lebensgröße. — Hr. Place hat auch merkwürdige Einzelnheiten über die Ausgrabungen geliefert, welche die Engländer seit fünf Jahren zu Kujundschik und Nimrud mit so merkwürdiger Ausdauer verfolgen, und welche so prachtvolle Resultate geliefert haben. Er erbittet von Ob. Rawlinson die Gefälligkeit, auf den noch nicht erforschten Punkten dieser Hügels Gräben zu ziehen, und die zahlreichen bereits bloßgelegten mit Sculpturen belegten Marmorplatten vermittelst des von Lottin de Laval erfundenen Verfahrens abzudrucken.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Creditverhältnisse in Frankreich. (Schluß.)

Wir können freilich nicht wissen ob Ludwig Napoleon wirklich sich mit diesem Gedanken trägt, der allerdings die nicht üble Folge hätte, die Eisenbahnen mit einem Schlag unter die Controle des Staats zu bringen, aber auch den Staat mit einer Schuldenlast von mehreren Milliarden belasten würde. Die Klagen über die Eisenbahncompagnien, über die Parteilichkeit, die sie zeigen, über die indirecte Herrschaft, welche sie über ganze Handelszweige ausüben, sind nicht gering und wiederholt schon vor der Revolution in Vorstellungen der Handelskammern ausgesprochen worden. Ein solcher financieller Staatsstreich würde zum Charakter und zum System des Kaisers sehr wohl passen: er könnte mit einemmal in ganz Frankreich ein gleichförmiges und sehr wohlfeiles Transportsystem einführen, und dadurch dem Handel tüchtig unter die Arme greifen, so wie der Masse des Volks, insoweit dieß reist und reisen muß, einen großen Vortheil verschaffen, würde aber auch höchst wahrscheinlich die großen Geldmächte ziemlich unversöhnlich beleidigen. Wenn die großen Banquiers, die an der Spitze der Eisenbahngesellschaften stehen, wirklich einen solchen Plan argwöhnen, so können sie Allerdings nichts besseres thun, als die Preise der Eisenbahnactien in die Höhe treiben; denn je höher sie stehen, desto größer müßte die Masse dreiprocentiger Renten ausfallen, wogegen der Kaiser ein Interesse hätte, die Renten verhältnißmäßig eben so hoch, als die Eisenbahnactien, steigen zu lassen, weil dadurch das Geld wohlfeiler gemacht, der Handel gehoben, der Landmann außerordentlich erleichtert würde. Geht man von diesem Gesichtspunkt aus, so erhält der im Anfang Novembers gegen die schwindelhaften Actienkäufe geschehene Schritt seine besondere Bedeutung.

Ludwig Napoleon soll im Anfang Novembers gegen mehrere der großen Bankiers sich über das unmäßige Steigen der Eisenbahnactien beschwert haben, da dieß ein Hinderniß gegen den Aufschwung der Rente sey, und eine financielle Krise befürchten lasse; die Actien mehrerer kleinen Linien, die noch gar kein Erträgniß lieferten, stünden unnatürlich hoch, bloß in der Hoffnung einer künftigen Amalgamation; er habe erklärt, eine Note an den Moniteur einsenden zu wollen, dahin lautend, daß die Regierung keine neue Amalgamation von Eisenbahncompagnien zugeben werde. Ein anwesender Bankier habe bemerkt, dieß werde eben die Krise, die man vermeiden wolle, herbeiführen. Der Vorstand der Sensale

(agents de change) wurde gerufen und beschlossen, daß von nun an bei allen Zeitkäufen von Eisenbahnactien 150 Fr. pr. Stück hinterlegt werden müßten. Da eine Menge Speculanten nicht in dem Fall waren diese Sicherheit zu leisten, so mußten sie rasch ihre Geschäfte abwickeln, und die Actien sanken in Folge der großen Menge der auf den Platz geworfenen Actien nicht unbedeutend. Die Bank wurde besorgt, und soll ihre Vorschüsse auf Eisenbahnactien einigermaaßen beschränkt haben. Jetzt war die Zeit für die Reportbank gekommen: die Besorgnisse der Bank waren wach geworden, und die Art, wie eine große Anzahl Bankiers die Speculanten durch unmäßige Reports ausbeutete, mußte in kurzer Zeit diejenige Classe von der Börse entfernen, welche im guten Glauben fortdauernden Steigens ihr Geld dahin trug; verschaffte man diesen durch die Reportbank wohlfeiles Geld, so wurde nicht nur das Zuströmen der kleinen Capitalien an der Börse erhalten, sondern auch die Bankiers, welche selbst bis jetzt ihr Geld auf solche Vorschüsse verwendet und damit bis hundert Procent im Jahre verdient hatten, wurden genöthigt, wenn sie ihr Geld nicht müßig haliegen lassen wollten, sich wieder an der Börsenbewegung zu betheiligen. Man sieht also, wie der Gedanke der Reportbank ganz natürlich aus dem Stand des Geldmarkts entsprang, man sieht aber auch, daß er viele Interessen verletzen mußte. Mag es nun mit der Feindschaft zwischen Fould und Rothschild stehen wie es will — und sie geht sicherlich nicht um ein Haar breit über den eigenen Vortheil hinaus — so ist Rothschild hier jedenfalls der Repräsentant der Unabhängigkeit des Geldmarkts von der Regierung, und hat dabei zuverlässig außer seinem eigenen ungeheuren Vermögen und dem Gewicht seines Namens noch eine ganze Schaar anderer Geldmänner in seinem Rücken.

Die ungeheuren Vorrechte, welche man der Reportbank ertheilt, sind deßhalb eine nothwendige Sache: indem die Regierung derselben das Recht ertheilt, bei eingeschlossenen 60 Mill. Fr. für 600 Mill. Papiergeld auszugeben, das höchstens nach 45 Tagen oder nach dreimaligen Börsenabrechnungen zahlbar ist, behält sie das Heft in der Hand und sichert sich gegen alle gewöhnlichen Wechselfälle der Börse. Man hat behauptet Rothschild habe alle Anerbietungen sich bei der Reportbank zu betheiligen abgelehnt; wenn dieß wahr ist, so kann dieß Verhalten nur aus dem Umstande hervorgehen, daß er die Unabhängigkeit des Geldmarkts wahren will. Von diesem Punkte aus erhält die Sache eine allgemeine politische, wahrhaft europäische Bedeutung: es ist allbekannt, welche Rolle die Geldmacht in den letzten 40 Jahren gespielt, sie war eine Macht für sich, die sechste oder nicht die letzte neben der europäischen Pentarchie, sie war von keinem einzelnen Staat abhängig, und kaum hat sich England — und auch dieß nicht ganz — ihrem Einfluß, um nicht zu sagen, ihrer Herrschaft entzogen. Diese Geldmacht hat aus tiefste in alle Verhältnisse der Zeit eingegriffen, jeder Staat, der nicht finanziell auf eigenen sichern Füßen stand, war ihr tributbar, und mußte für seine politischen Fehler Strafe an die großen Geldmächte zahlen, denen er durch seine Bedürfnisse verfiel. Es ist nicht ohne Interesse, daß schon im Jahre 1841 und 1842 ein Vorspiel des jetzigen Kampfes in Frankreich bestand: es handelte sich um die Frage, ob die Eisenbahnen Privatunternehmung oder Sache des Staats seyn sollten. Die republikanische Partei, den National an der Spitze, entschied sich ohne weiters für das letztere, und den in Frankreich herrschenden Begriffen von Staatseinheit und Staatsomnipotenz war dieß auch ohne Zweifel weit angemessener; die Regierung theilte in ihrem Innern gewiß diese Ansicht, aber sie vermochte nicht sie durchzuführen; sie hätte ein Anlehen von mehr als 1000 Millionen unternehmen und selbst bauen müssen. Dazu wollten sich die Geldmächte nicht verstehen, sie hatten die ungeheuren Gewinnste vor Augen, welche die ersten Eisenbahnunternehmer in England sowohl durch den Ertrag der Bahnen selbst als durch das Spiel an der Börse gemacht hatten, und darum bevorworteten sie in aller Weise den Privatbau. Die Unterhandlungen scheinen sich damals über ein Jahr hingezogen zu haben, und endlich kam das Mischsystem zu Stande, das die Geschichte des französischen Eisenbahnbaus so auffallend unterscheidet.

Es würde dem Charakter und der Denkweise Ludwig Napoleons keineswegs widersprechen, wenn er den Plan gefaßt hätte, den Beistand dieser Geldmächte zu benützen, sich aber dann nach und nach selber zu stellen, um diese Stütze entbehren zu können. Die europäischen Geldmächte haben sich mit ihm verbunden, um der drohenden Verwirrung zu begegnen und allenfalls ihm zur Herrschaft, aber nicht zur Unabhängkeit von ihnen selbst zu helfen. Er hat ihnen feigezhig ihren Lohn gezahlt, damit sollen sie sich aber auch begnügen: „der Mohr hat seine Arbeit getban, der Mohr kann gehen.“ Das ist aber nicht ihre Absicht, und wohl auch nicht die Absicht derer, die hinter diesen Geldmächten stehen; Frankreich war durch die Republik zur Unthätigkeit gegen außen, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, verurtheilt; es hätte nur im allerdringendsten Falle den Degen gezogen. Ludwig Napoleon will die Ellenbogen frei haben. Die Nachricht, daß Rothschild Ende Julius seine sämmtlichen Renten verkaufte, ist bezeichnend; er steht dadurch weit freier da, und die Eisenbahnen werden remiren, auch wenn der Nominalpreis der Actien, den man hinaufgeschwindelt hat, sehr stark fällt. Es ist gewiß nicht ohne Grund, daß Rothschild jetzt so geschmeichelt und zu den Festen gezogen wird; eben so hatte das Gastmahl, das er den europäischen Geldmächten in Paris gab, seinen Grund: es war eine Art diplomatisches Diner der großen unabhängigen Capitalisten, somit eine gewisse Demonstration. Das ungeheure Schwanken der Reportbankactien ist gleichfalls bezeichnend: sie wurden im ersten Anlauf auf 1750 hinaufgetrieben, sanken dann auf 1200 zurück, vom 15 Dec. an standen sie auf 1365, und am 18 Dec. auf 1000. Das Schwanken gründet sich wohl je auf die Meinung, die man von der Ausführbarkeit und wirklichen Durchführung des Plans hegt; wird er durchgeführt, so ist die Regierung vorerst Meister des Platzes und kann die Curse bestimmen, wird er nicht durchgeführt, so bleiben die europäischen Geldmächte einigermaßen Meister der Regierung. Bis jetzt ist keine Entscheidung erfolgt, und sie möchte wohl auch nicht so schnell erfolgen. Man wird, wie im August, Rothschild durch neue Eisenbahnconcessionen zu gewinnen suchen, und sein Interesse an ein ferneres Steigen der Fonds knüpfen. Dazu ist es für die Regierung nöthig, solche Unternehmungen zu concessioniren, ohne den geiegzebenden Körper zu befragen. Kein Theil, weder Rothschild noch die Regierung, haben das geringste Interesse mit einander zu brechen, vielmehr, so weit es ohne Aufgeben der eigenen Unabhängigkeit möglich ist, mit einander zu gehen. Es fragt sich nur, wie weit Rothschild gehen kann, ohne daß die Regierung so erstark, daß sie seiner und der übrigen unabhängigen Geldmächte entbehren kann. Das läßt sich natürlich nicht sagen, jedenfalls aber ist das Schauspiel, das jetzt in Paris aufgeführt wird, höchst interessant und folgenreich.

Der Kaiser hat die politische Opposition des Senats und die des Staatsraths hinsichtlich der Reportbank und der Aus-

dehnung der Landescreditbank gebrochen [1], ob er aber den Widerstand der Bankiers brechen wird, iſt ſehr die Frage; bis jetzt ſehen die Aſpecten nicht darnach aus, und damit erhält das ganze napoleoniſche Regiment einen nicht unbedeutenden Stoß. Es beſtand, was auch die officielle Ableugnung dagegen ſagen mag, der Plan, die Fünftelbprocentigen auf eine die Intereſſen nicht verletzende Weiſe in Dreiprocentige umzuwandeln, indem man den Inhabern für ihre 4½procentigen Dreiprocentige zu einem Curſe, der 3⅛ abwarf, und eine zehnjährige Annuität von 1 Proc. gab, nach deren Erlöſchen die Umwandlung beendigt geweſen wäre. War einmal in dieſer Art die Maſſe der franzöſiſchen Staatsſchuld in Dreiprocentige umgewandelt, ſo ſollten ſie über 90 und wo möglich, wie die engliſchen Dreiprocentigen auf Pari hinaufgetrieben werden. Die allgemeine Ermäßigung des Zinsfußes folgte dann von ſelbſt. Was damit beabſichtigt war, zeigt das Verfahren in Betreff der Landbank. Dieſe war urſprünglich mit 25 Millionen gegründet, und ſollte ihre Geſchäfte nur auf das Departement der Seine und ſeine nächſten Umgebungen, d. h. auf den Umkreis des Pariſer Appellhofes, beſchränken; jetzt iſt ſie bedeutend erweitert, und ohne ihre Beſtimmung zu ändern, in eine Centralbank umgeſchaffen; ſie iſt ermächtigt ihre Operationen auf ganz Frankreich auszudehnen, ihre hypothekariſchen Anleihen auf 200 Millionen auszudehnen, ja noch darüber, obgleich die eingeſchoſſene Capitalſumme nur 60 Millionen beträgt; ſie ſoll Succurſale in allen Departements errichten, und die Zinſen auf fünf Procent mit Einſchluß der Amortiſation, die das Capital in fünfzig Jahren tilgen ſoll, feſtſetzen.

Dieſer Plan, deſſen Nützlichkeit man nicht verkennt, hat zu manchen nicht ſehr günſtigen Commentarien Anlaß gegeben, und namentlich beklagt man, daß auf dieſe Weiſe auch der Credit des Landbeſitzes in Paris concentrirt werden ſoll. Der Einwurf iſt nicht unbedeutend, und wir entnehmen der Revue des deux Mondes (1 Dec.) die betreffende Stelle, welche auf dieſen Punkt aufmerkſam macht: „Wir verkennen nicht einige der bedeutenden Vortheile, welche dieſe Umgeſtaltung der Pariſer Landbank mit ſich führt. Der gleichförmige und mäßige Zinsfuß iſt eine augenſcheinliche Wohlthat; kann man aber hoffen, mit 200 Mill. den geſammten Grundbeſitz, auf dem 6 bis 7 Milliarden Hypothekſchulden laſten, zu erleichtern? Das iſt eine ernſte Frage, aber abgeſehen davon bietet noch die Maaßregel eine politiſche Seite dar, die von Wichtigkeit iſt. Die Departements haben hier abermals eine Gelegenheit verloren durch ſich ſelbſt zu leben und zu handeln, ſich ſelbſt zu helfen. Der Landcredit centraliſirt ſich, wie alles andere, in Paris. Im Anfang der Februarrevolution hatte ſich auf allen Punkten Frankreichs eine Bewegung kundgegeben, welche den Provinzen eine gewiſſe Selbſtthätigkeit vindiciren wollte. Vorſichtige und praktiſche Köpfe ſahen wohl, daß dieß zum Theil nur die Abneigung gegen eine Revolution ſey, der man ſich wider Willen unterworfen hatte, wenn auch zu einem andern Theil ein billiges und legitimes Bedürfniß zum Grunde liege. Sie wußten, daß die Bewegung nicht ſo weit gehen könne, der politiſchen Einheit des Landes zu ſchaden, glaubten aber daß es möglich ſey das locale Leben zu nähren, die Befugniſſe der Departements in Verwaltungsſachen und in den materiellen Intereſſen zu erweitern. Man behauptet allerdings, aus der Unfähigkeit der Departements, ſich ſelbſt Inſtitutionen für den Grundcredit zu geben, ſey der Gedanke einer einzigen Centralbank entſproſſen. Denkt man indeß etwas näher nach, ſo dreht man ſich hier in einem falſchen Cirkel. Dieſe Unmacht kann vorhanden ſeyn; ſie iſt die Frucht eingewurzelter Gewohnheiten, es langen Uebermaaßes der Centraliſation in allen Dingen; ſie iſt ſo weit gediehen, weil bei jeder neuen Schwierigkeit, bei jeder neuen Schöpfung dieſer Art dieſelben Gründe, wie jetzt, vorgebracht wurden. Soll man ſich beſtändig noch weiter in dieſen Weg vertiefen? Die Frage iſt, ob Creditinſtitutionen, die dem Grundeigenthum näher liegen, nicht beſſer bekannt wären mit der Lage und den Bedürfniſſen dieſes Grundeigenthums, ob mehrfache Anſtrengungen in verſchiedenen Sphären nicht am Ende beſſer geweſen wären als ein einziges Etabliſſement. Jedenfalls hätten die Intereſſen ſich in natürlicherer Weiſe gruppirt. Das iſt es was wir ſagen wollten, der Nutzen der Anſtalt an und für ſich ſelbſt iſt unbeſtreitbar; was den Grad des Zutrauens und der Popularität betrifft, ſo kann man dieſen ſchon an dem Credit bemeſſen, den die Landbank erhält, noch ehe ſie irgend einen der möglichen Vortheile verwirklicht hat." Man erſieht aus dieſer mit Sammtpfoten auftretenden Oppoſition, daß man befürchtet, die Landbank möchte in den Strudel der Pariſer Börſenwirren hineingezogen werden. Der Gedanke dieſer Bankbanken, an dem man ſchon ſeit Jahren ſich abgemüht, ohne zum Ziele kommen zu können, iſt ohne Zweifel richtig, ſelbſt großartig, aber er hängt allzu innig mit allen den andern Finanzplanen der Regierung zuſammen, [2] als daß die Gefährlichkeit dieſer letztern nicht auch auf den Plan der Landbanken zurückfallen ſollte, und bricht der Bau der andern Pläne zuſammen, ſo iſt auch der Sturz der Landbank faſt unvermeidlich, und die Zerrüttung verbreitet ſich in allen Theilen des Landes. Es iſt wohl kaum die bloße Haſt einen Gewinn einzuſtreichen, die einen in ſolchen finanziellen Dingen ſo erfahrenen Mann, wie Leon Faucher, vermocht hat, ſobald die Ausdehnung der Pariſer Landbank auf eine Centralbank entſchieden war, alle ſeine Actien zu Gelde zu machen.

Die Aufmerkſamkeit wendet ſich alſo wieder zurück auf die allgemeinen Geld- und Finanzverhältniſſe Frankreichs überhaupt; wir wollen hier nicht die Budgets nachrechnen, und die Deficits aufzählen, das iſt ſchon oft geſchehen, und thut hier wenig zur Sache. Dieſen Deficits läßt ſich durch ein Anlehen, von dem neuerdings wieder die Rede iſt, abhelfen. Die eigentliche Frage dreht ſich um das finanzielle Gebäude, das an der Börſe aufgezimmert wurde. Es gleicht ſehr einem Gerüſte, hinter dem die ſoliden Mauern erſt aufgeführt werden ſollen, für jetzt aber ſtehen dieſe noch nicht, und ein einziger heftiger Windſtoß reißt das Gerüſte nieder. Die Reportbank iſt nur ein Baumaterial, kein bleibendes Inſtitut; ſie ſoll dazu helfen die Fonds und Eiſenbahnactien zu einer bis jetzt nicht gekannten Höhe zu heben, dadurch Anlegung von Straßen und Canälen zu erleichtern, Anleihen zu ermöglichen, den Zinsfuß herabzuſetzen u. dgl. Hätte die Regierung Landbanken in den Departements errichten laſſen, ſo war zu fürchten, daß das Geld dahin ſtröme und in der Anleihe auf Grund und Boden eine Sicherheit ſuche, die ihm das Börſenſpiel in Paris verweigerte. Dieſe Centralſtrung iſt alſo keineswegs zufällig oder eine Laune, ſondern ſie gehört ins Syſtem des Kaiſers; ob nicht eben deßhalb die Bankbanken ſcheiten werden, und der Zweck vereitelt wird, iſt eine andere Frage. Jedenfalls kommt in dem Intereſſe und in der Aufmerkſamkeit der Regierung die Landbank vorerſt hinter der Reportbank. Dieſe

[1] Der Staatsrath hatte anfangs die Ausdehnung der Landbank entſchieden verneinet.

[2] Dieß war niedergeſchrieben, und zum Drucke bereit, als die Nachricht einging, daß die Landescreditbank und die Reportbank verſchmolzen ſeyen. Dieß beigert noch mehr die Verwerfung zweier ſo ſehr verſchiedener Theile die Gefährlichkeit des ganzen Plans.

ist unerläßlich, wenn die neuen Eisenbahnlinien, die der Kaiser ohne Zuziehung des legislativen Körpers concessionien will, und die sich im Ganzen auf nicht weniger als 7000 Kilometers mit einem berechneten Aufwande von zwei Milliarden belaufen, Unterkunft finden sollen. Rechnet man dazu die bereits im Bau befindlichen Linien, alle andern zahllosen Unternehmungen, die sich gegenwärtig bilden, so kann man sich nicht der Besorgniß entschlagen, daß hier die Elemente einer furchtbaren financiellen Krise sich ansammeln. Hat Rothschild nicht Recht, wenn er erklärt, die Fonds und Actien stünden bereits auf einer gefährlichen Höhe? kann er nicht seine anderweitige Opposition sehr wohl hinter diesen Vorwand — wenn es ein solcher ist — verstecken? Er soll erklärt haben, die Obligationen der Reportbank seyen reine Affixgnaten, und er würde sein Vermögen nicht durch dieselben aufs Spiel setzen. Wie weit die Feindseligkeit der sich bekämpfenden Parteien bereits geht, kann man aus dem Umstand abnehmen, daß an der Pariser Börse im Anfang Decembers das Gerücht ging, Rothschild habe einen Wink erhalten, wenn er nicht fortdauernd die Regierung in ihren financiellen Planen unterstütze, so würde er einen Paß zugeschickt erhalten und Frankreich verlassen müssen. So lächerlich das Gerücht ist, da ein solcher Streich gerade geeignet wäre eine Krise herbeizuführen, so zeigt es doch wie man von dem Verhältniß Rothschilds denkt. Der Kaiser soll namentlich über den Umstand, daß die Fonds gerade zur Zeit der Kaiserproclamation wichen, höchst ungehalten gewesen; so viel scheint sicher, daß man gegenwärtig nur mit Mühe die Fonds in der Höhe, in die man sie hinaufgeschraubt hat, erhält, und das bloße Stocken des seit Monaten anhaltenden Steigens ist ein ernster Umstand, da die gierigsten Speculanten flutzig werden, und sich ihre Fonds und Actien zu entlassen anfangen. Indeß ist jetzt die Reportbank eröffnet, und man wird ihre Wirkungen bald sehen; vorerst dürften sie sich in einer größern Steigkeit der Fonds und Actien äußern, denn ein besonderes Steigen scheint sich erste nicht beabsichtigt, möchte sich auch kaum mit der Klugheit vertragen. Gelingt es sie einige Zeit in der jetzigen Höhe, wenn auch mit schwacher Tendenz zum Steigen zu erhalten, so ist für das jetzt herrschende System schon viel gewonnen.

Die Hauptfrage aber, die sich immer wieder erhebt, ist die: haben Ludwig Napoleon und seine Verbündeten ihre Kräfte richtig bemessen, und sind sie im Stande ihre Plane bis zum Ende durchzuführen? Kann es gelingen, das Geld, das noch vor wenig mehr als einem Jahre zu 6 Proc. stand, in Wirklichkeit auf drei herabzudrücken und die Dreiprocentigen auf Pari zu treiben? Wir wollen diese Frage nicht näher untersuchen, für jeden aber, der sie mit Nein beantwortet, ist das ganze Treiben, wie es sich seit einem Jahre entwickelt hat, eine colossale Schwindelei, bei welcher einige der Eingeweihten gewinnen müssen und schrecklich auch schon bedeutend gewonnen haben, die Mehrzahl aber, wenn der Tag der Abrechnung kommt, wenn eine Katastrophe eintritt, bedeutend verlieren müssen. Ob eine solche financielle Katastrophe nicht auch zu einer politischen würde, läßt sich zwar nicht mit Gewißheit sagen, ist aber sehr wahrscheinlich. Indeß werden schließlich alle Segel aufgesetzt, und das bedeutendste ist, daß man allem ausbietet, um den sehr wenig willfährigen alten Grafen d'Argout, einst die arge Zielscheibe des Spötters Cham, der sich aber seit fünf Jahren mit einer allen Lobes würdigen Umsicht und Redlichkeit benommen hat, von seiner Bankgouverneursstelle zu entfernen, und durch ein willfährigeres Werkzeug, etwa Hrn. Bineau, zu ersetzen. Die Bank hat noch immer über 500 Millionen baar Geld in ihren Kassen, und nur 650 Mill. Zettel im Umlauf; ein willfähriger Gouverneur kann also der Regierung und der Reportbank jeden Augenblick mit einigen hundert Millionen baar Geld beispringen, und das System gegen manche Wechselfälle schützen. Ludwig Napoleon hat mit diesem gefährlichen, aber bis jetzt mit großer Kühnheit und Sicherheit gespielten Spiel sicherlich allgemeine Plane: er will England den Vortheil des wohlfeilen Capitals nicht allein lassen, und durch Begünstigung der zahlreichen Unternehmungen den Goldstrom aus Californien und Australien auch nach Frankreich leiten. Die Frage wiederholt sich: ist der eingeschlagene Weg der richtige?

(Fortsetzung folgt.)

Die Alterthümer von Syracus.

(Aus Bartlett's Pictures from Sicily.)

Unter den wenigen Resten des Alterthums ziehen die innerhalb der neuen Stadt zurück die Aufmerksamkeit auf sich. Von dem berühmten Diantempel sind nur noch unbedeutende Spuren übrig. Die neue Kathedrale steht auf der Stelle des alten Minervatempels, und die Nordseite zeigt eine Reihe schöner dreifacher Säulen. Der Bau war nach der Normannen-Eroberung noch ganz, im Jahr 1100 fiel aber während der Messe das Dach ein, und ertödtete die Anwesenden. Die berühmte Quelle der Arethusa, einst mit hrilgen Fischen angefüllt, ist zu einem Waschteich herabgesunken, der von den Nymphen des neuen Syracus viel besucht wird, deren Sitten und Aussehen nichts weniger als poetisch sind. Das Schloß an der äußersten Spitze der Insel wird gewöhnlich dem byzantinischen Heerführer Maniakes zugeschrieben, aber die große Halle und das Portal sind wahrscheinlich das Werk der Normannen.

Geht man zur Stadt hinaus, so betritt man einen theilweise angebauten Landstrich, welcher früher das Quartier der Neapolis war, und nach Ortygia und Acradina gehaut wurde. Das erste Denkmal, das hier die Aufmerksamkeit auf sich zieht, ist das Amphitheater, das ziemlich gut erhalten ist, aber viel zu beschränkt war für die schwellende Bevölkerung der Stadt in ihrer Blüthezeit, weßhalb man es mit großer Wahrscheinlichkeit in die Zeit des Verfalls unter den Römern setzt. Nicht weit entfernt ist das griechische Theater, das Cicero „sehr großartig" nennt, und es auch wirklich hat gewesen sein müssen ist. Hier sprach Timoleon zu den Bürgern der neuesten Republik, und die Volksversammlungen zu den Zeiten von Agathokles wurden hier abgehalten. Sein Ursprung ist sehr alt. Es hat die Huiseinsenen, etwa 116 Fuß im Durchmesser, und würde 80,000 Zuschauer fassen. Es steht auf festigem anstrigendem Grunde, und dem es zum Theil ausgehauen ist, und der Urbrdlick über die alte Stadt in ihrem früheren Glanze muß in der That prächtig gewesen seyn. In Verbindung mit diesem Theater stand eine Wasserleitung, die von den karthagischen Gefangenen gebaut wurde. Wie steigen jetzt zur Tyche und Epipolä hinauf, auf einem malerischen durch den festen Fels gehaunen Pfad; rechts davon ist das Nymphäum, das durch die oben erwähnte Wasserleitung versorgt wurde, während sehr der Felsenwände in kleine Gräber ausgehöhlt ist.

Die neu eröffneten öffentlichen Bibliotheken in Manchester, Liverpool und andern Oertes finden sehr starken Zuspruch, und in Liverpool z. B. werden täglich etwa 600 Bände abgegeben. Nichtsdestoweniger sind die andern Lesesälen der Stadt stärker als bisher besucht. Man bemerkt dagegen mit Verwunderung, daß das Mechanics Institute und ähnliche Anstalten in London abnehmen, während dieselben in den Provinzialstädten blühender werden. (Liter. Gaz. 11 December.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widrnmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 308. 24 December 1852.

Die Länder und Völker der Erde in Gedichten und Reden, zusammengestellt und mit einem erläuternden Vorwort herausgegeben von Dr. Rudolph Nagel, Lehrer an der höheren Bürgerschule zu Remscheid. Remscheid 1852. Im Verlag des Verfassers.

Das genannte kleine Buch enthält zwar auf XXVIII und 242 Seiten hauptsächlich nur eine der Compositionen, wie sie uns, von verschiedenen Zwecken ausgehend, in den Sammelwerken poetischer Blumenlesen oft genug geboten werden. Indessen macht es durch einige Eigenthümlichkeiten sich bemerklich, die eine kurze öffentliche Anzeige desselben um so eher rechtfertigen dürften, als die Sammlung im Verlage des Verfassers erschienen ist, und daher leicht ziemlich unbekannt bleiben könnte.

Der Verfasser, ein Theolog, in dem zugleich ein früherer begeisterter Zuhörer Karl Ritters nicht zu verkennen seyn wird, streift im Vorworte, unter Beifügung vieler unterrichtender Anmerkungen, die auch im Buche selbst nicht gespart sind, über das gesammte Relief der Erde hin, und sucht dadurch für eine poetische Auffassung derselben Raum zu gewinnen. Er sammelt wenige für die Jugend als für reifere Freunde der Erde, und hält sich bei seiner Auswahl alter und neuer Gedichte nicht sowohl an die unmittelbare Schilderung der ausgehobenen Länder und Völker, als an einzelne Züge des Lebens und selbst der Geschichte, die auf deren Eigenthümlichkeiten hinweisen. So lenkt er unsere Blicke auf die Länder und Völker des israelitischen, hellenischen und römischen Alterthums ebenso wie auf die der Gegenwart. Psalmen und Propheten nehmen für das heilige Land und auserwählte Volk das Wort neben Novalis, Lenau und Albert Knapp, Hölderlin und Schiller (in den Göttern Griechenlands) für Alt-Griechenland u. s. w., während die neueren Länder und Völker (außer Deutschland), theils durch (verdeutschte) Nationalgedichte, theils von deutschen Dichtern gefeiert werden. Mignons Sehnsuchtslied: „Kennst du das Land“ u. s. w., Geibels: „Fern im Süd das schöne Spanien“ u. s. w., „Mein Herz ist im Hochland“ u. s. w. von Robert Burns und Fritzhofs Abschied fehlen so wenig als (für Deutschland) Arndt's deutsches Vaterland, Beckers: „Sie sollen ihn nicht haben“ u. s. w. — Haschka's monarchisches: „Gott erhalte Franz, den Kaiser“ u. s. w., und ebenso das preußische: „Heil dir im Siegeskranz“ u. s. w., von Schumacher finden sich in Einem Hefte mit der (in der Ursprache gegebenen) Marseillaise, „Schleswig-Holstein, meerumschlungen“ u. s. w., erhielten ebenso ihre Stellung wie: „Noch ist Polen nicht verloren“, ein Kosfuthlied von Hador, das Rule Britannia (in der Ursprache und Uebersetzung), und das nordamerikanische Yankee-Doodle. Auch Adolph Schultsische Auswanderterlieder, nordamerikanische Häuptlingsreden u. s. w. könnten noch erwähnt werden, wenn es sich gegenüber von einem solchen Zusammentrag überhaupt von einem Inhaltsverzeichnisse handelte.

So viel ist vielleicht aus dem bisherigen erschtlich: es pulsirt viel Leben in dem bei aller Beschränkung ziemlich reichhaltigen Büchlein, und es dürfte dadurch immer manche eingeschlummerte Erinnerung geweckt, mancher Genuß gewährt oder erneuert werden.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Oekonomische Verhältnisse Englands.

Eine solche Macht, wie sie Ludwig Napoleon über die finanziellen Verhältnisse des Landes ausübt, ist für den Engländer ein wahres Unding, und freilich auch in Frankreich nur durch die gänzliche Knebelung der Presse erklärbar. Wie in der Verwaltung, so geht auch in solchen Geldverhältnissen der Engländer von einer ganz andern Grundlage aus; es ist auch hier das Spiel der Kräfte gegen einander, aber ein offenes vor den Augen der Nation, deren Vortheil und deren Aufschren mit in Rechnung gezogen werden müssen. Wir haben so eben wieder einem großen Kampfe beigewohnt, in welchem die Parteien ihre Kräfte maßen, und wo man in jedem Zug erkennt, daß diese Parteien auf Interessen fußen, und daß hierin ihre Stärke liegt. England ist in einem seltsamen Kampfe begriffen: der Freihandel auf der einen, der Goldzufluß auf der andern, der Wechsel in den gesellschaftlichen Zuständen auf der dritten, und die laufenden Staatsbedürfnisse auf der vierten Seite bilden ein so seltsames Gemisch von Nöthigungen, die sich durchkreuzen und gegeneinander abwägen müssen, daß allerdings die rechte Mitte hier zu treffen eine höchst schwierige Aufgabe ist. So sehr wir dieß anerkennen, so wenig können wir unser Erstaunen bergen, daß Disraeli bei all seinem scharfen Verstande so wenig hausbackenen Verstand zeigte; wenn der Freihandel auf der einen Seite die Preise aller Erzeugnisse drückt, somit den Werth des Geldes herunterseyt und auf directe Steuern hindrängt, so hat auf der andern Seite der Goldstrom bereits so sehr ein Fallen der Preise gehindert, und verspricht so sehr die unsern Classen durch Steigen des Taglohns zu heben, daß man indirecte Steuern, wenn sie nicht besonders ungerecht und unbillig sind, sehr wohl belassen kann. Hiezu trägt der Zwang der laufenden Staatsbedürfnisse gleichfalls das Seinige bei: dieser schreibt vor, an bestehenden und durch die lange Dauer erträglicher gewordenen Abgaben so wenig wie möglich zu ändern. Fast sollte man glauben, Disraeli habe sich bei Entwerfung seines

Budgets mehr von seiner Einbildungskraft als von dem einfachen Haushaltsverstand leiten lassen, daß er so vieles umkehren wollte. Der Grundgedanke und der Grundfehler seines Budgets war freilich der, daß er, seinen freihändlerischen Bekenntnissen entgegen, allzu offenkundig die Pächter begünstigte und die Städter belastete.[1] Das hat seinen und seiner Partei Sturz herbeigeführt, und dieser Sturz kann von viel ernstern Folgen begleitet sein als es jetzt den Anschein hat.

Niemand läugnet daß der Fall des Budgets und des Ministeriums seinen Grund in der Haussteuer hat, und die Sache ist um so bedeutender als auch Hr. Disraeli's Vorgänger gerade über diesen Punkt geschlagen wurde und sein Budget völlig ändern mußte. Es ist höchst charakteristisch, wie sich die Times über diesen Punkt ausdrückt, in welchem eigentlich der wahre Grund des Streits liegt, der vor unsern Augen aufgeführt wurde. „Es gibt", heißt es in der Nummer vom 9 Dec., „wahrscheinlich nicht zehn Leute im Unterhaus, welche nicht der Ansicht sind, daß die Häusersteuer ein sehr angemessener Zweig der Einkommensteuer ist, daß mehr durch dieselbe erhoben werden sollte als die elenden 700,000 Pf., die wir unter Sir Ch. Wood erhielten, und daß ein Mann, der das Stimmrecht besitzt, weil er ein jährlich 10 Pf. St. werthes Haus besitzt, nicht für allzu arm gelten sollte, daß er nicht hievon auch Steuer zahle. Indeß gibt es kaum ein von einem Borough gewähles Mitglied im Hause, das seinen Parlamentssitz in Gefahr bringen möchte, indem es für eine Vergrößerung und Erweiterung der Häusersteuer stimmt. Die kleinen Hausbesitzer sind als Masse betrachtet viel mächtiger als das Haus der Lords, wir hätten bald gesagt, als die Krone selbst; sie fühlen sich als die herrschende Körperschaft des Landes, und wie die privilegirten Classen Frankreichs vor der Revolution sich von Steuern frei machten, so betrachtet sich auch diese neue, durch die Reformbill geschaffene privilegirte Classe als berechtigt sich von der Zahlung jeder directen Abgabe und so vieler indirecten wie möglich loszumachen. Das ist so weit gegangen, daß ein Mann mit 120 Pfd. jährlich recht gemächlich, selbst mit einem gewissen Luxus leben kann, und zu den Nationallasten nicht mehr als 3 bis 4 Pfd. St. beiträgt. Die Zölle auf Kaffee, Zucker und Thee sind ziemlich alles, was er zahlt, wenn er nicht gegohrene Getränke trinkt. Die Steuern fallen hart auf die Classe unter und die Classen über diesen allgewaltigen kleinen-Hausbesitzern, von welchen die Steuern links und rechts abgewehrt werden. Dieser Zustand der Dinge ist weder billig noch angemessen. Die Gerechtigkeit verlangt, daß directe Besteuerung mit dem Wahlrecht beginne, und daß wenn ein Mann Wähler ist, er auch für dieß Recht zahlen sollte. Wenn wir eine vernünftige Haussteuer haben sollen, die der Mühe und des Namens werth ist, so muß sie auf die Zehnpfund-Hausbesitzer ausgedehnt werden. Es ist aber ganz eitel zu erwarten, daß Mitglieder, die von Flecken gewählt sind, sich selbst den Hals abschneiden, indem sie für eine solche Besteuerung stimmen. Jeder Flecken wird sich empören, wie Marylebone es gethan hat, und dem Parlamentsglied, das sich dieß nicht beugt, die Thüre weisen. So haben wir also über diesen Gegenstand einer endlosen Heuchelei entgegen zu sehen." Fügen wir hinzu, daß auch das Morning Chronicle, dieß Peeliten-Blatt, in seinen ersten Bemerkungen über das Budget sich für eine solche Ausdehnung der Hausbesteuer erklärt, und daß die radicalen Blätter nicht die Gerechtigkeit derselben in Abrede stellen, sondern nur theils die dem Landbesitz zugedachte Erleichterung angriffen, und den großen Widerstand in Aussicht stellten, so haben wir deutlich den ersten Keim zu der von der Landaristokratie geführten und von der radicalen Partei, wie Cobden und Bright, erstrebten Städteherrschaft in England vor uns, und der Classenstreit, den man durch die Annahme des Freihandels beendigt glaubte, beginnt von neuem, wenn auch jetzt auf einem andern Felde, auf dem der allgemeinen Besteuerung.

Ertragen die englischen Zustände jetzt schon ein entschiedenes Ueberwiegen der Städte, ein Ministerium, in welchem Cobden und Bright figurirten? Wir zweifeln sehr. Ja wenn man England nivellirte, wie Frankreich, wenn man ein allgemeines Stimmrecht aufstellte, wenn die Ungleichheit des bisherigen Wahlrechts aufgehoben würde, und jeder Mann von mehr als 25 Jahren, der sich selbst erhält, gleich jedem andern seine Stimme abgeben könnte, so wäre bei dem Verhältniß der städtischen zur ländlichen Bevölkerung ein solches Ergebniß unvermeidlich. Das große Güthersystem, das möglichst wenig Hände beschäftigt, das die ganze Landbevölkerung in 60,000 Gutsherren und 130,000 Pächter theilt — wenigstens im eigentlichen England — und den 900,000 beschäftigten ländlichen Arbeitern gar keine Stimme läßt, dieser Zustand der Landbevölkerung steht nun den herangewachsenen, mächtigen Städten gegenüber, und diese Städte haben bereits zwei Finanzminister zum Fall gebracht. Der Sturz des letztern hat auch den des Toryministeriums, wenn man der Partei überhaupt noch diesen Namen geben kann, nach sich gezogen. Was wird nachkommen? Eine Coalition, die den Keim des Todes schon zum voraus in sich trägt; wie auch das Ministerium ausfallen mag — bis jetzt ist die Nachricht von seiner Bildung noch nicht eingetroffen — es kann nur ein Coalitionsministerium sein, und da weder Lord Aberdeen, noch Lord John Russell, noch Sir James Graham trotz ihrer unläugbaren Vorzüge hinreichend persönliches Ansehen besitzen, so wäre es wohl möglich, daß die ganze Geschichte auf eine halbe Ministerveränderung hinausliefe, wobei Lord Derby am Ruder bliebe, wenn auch Disraeli fallen sollte, der sich nicht durch sein Budget, wohl aber durch seine unfluge Gereiztheit am Ende der Debatte seine Stellung ziemlich gründlich verdorben hat. Erwägt man die große Minorität, welche die Torypartei schon im vorigen Parlament hatte, die nicht unbedeutende Vermehrung, die ihr durch die letzten Wahlen erwuchs, und die große Anzahl neuer, noch unverrichter Mitglieder des Unterhauses, so erscheint eine völlige Systemsänderung geradezu unmöglich, und das projectirte Ministerium als ein trauriger Lückenbüßer, traurig, weil diese Stellung zwischen den beiden eigentlich kämpfenden Parteien mit dem höchst einflußreichen Peel zu Grabe gegangen ist. War diese Partei schon zu Lebzeiten desselben halb aufgelöst, so ist sie mit seinem Tode nahezu völlig zu Grunde gegangen, und in den letzten Wahlen hat keine Partei eine so entschiedene Niederlage erlitten wie die Peeliten. Die Times hat diesen Stand der Dinge klar voraus gesehen, indem sie schon am 8ten bemerkte: „mit einer klugen Taktik kann man allerdings die Minister schlagen, und binnen einer Woche können wir uns mitten in einem Interregnum befinden: die Zügel der Regierung werden dann von einer Hand in die andere gestoßen, und keine Partei ist stark genug sie ohne fremden Beistand zu ergreifen. Daher zahlloser Plane von Coalition, so unvermeidlich vielleicht, aber so gefährlich und verdächtig, wie der Haufen von Amalgamationsbills, der jetzt vor dem Par-

[1] Er hätte wahrscheinlich weit besser gethan, wenn er vor allem die alte sogenannte Landsteuer aufgehoben hätte. S. über die Verhältnisse derselben Nr. 266. Er hätte dann wahrscheinlich das lärmende Marylebone und die meisten der alten Flecken für sich gehabt, und wegen der ungerechten Umlage dieser Steuer hätten wenige sich beschweren können.

lament liegt.“ Wenn man die Katekaten im englischen Parlament zu hundert annimmt, so gibt man ihnen wahrscheinlich mehr, als worauf sie mit Sicherheit rechnen können, die Tories sind nahezu 300, und die übrigen 250 stehen in allen möglichen Schattirungen zwischen beiden Theilen. Den Sieg hat jetzt die Opposition erfochten, aber „mit einander zu fechten und mit einander zu leben“ sind zwei ganz verschiedene Dinge. Wenn Lord John Russell sich mit Cobden und Bright in Einem Ministerium vereinigen könnte, so würde dieß vielleicht eine kurze Zeit ausdauern, aber eine Wiederherstellung des Russell'schen Cabinets, bloß mit einigen Peeliten verstärkt, ist ein Unding, und nur die dringendste Noth könnte das Parlament bewegen, einer solchen Combination, die in den Jahren 1850 und 1851 so kläglich abgenützt wurde, sich zu unterwerfen. Die Verlegenheit unter der regierungsfähigen Partei ist groß, aber mit dieser haben wir es nur insoweit zu thun, als sie ein Licht auf die augenblickliche Lage wirft; unsere Aufmerksamkeit nehmen hier mehr nur die allgemeinen nationalökonomischen Zustände in Anspruch.

Im Laufe der langen, höchst verworrenen Debatte wurde viel über die nothwendige Ausdehnung der directen Steuern im Gegensatze gegen die indirecten geredet, aber eben nicht viel sichrer Boden damit gewonnen. In der That, hätte nicht die Debatte einen so entschiedenen politischen Zweck gehabt, nämlich den, ein Mißtrauensvotum gegen das Ministerium auszusprechen, das der Manchesterer Schule noch immer als ein unauslöschlicher Flecken am Ehrenschild des allein seligmachenden Freihandels erscheint, so hätte man sie als eine „very desultory conversation“ über die Vorzüge der indirecten und directen Steuern ansehen können. Von mehreren Seiten wurde der Satz aufgestellt, daß mit den directen Steuern diejenigen Classen verschont werden sollten, welche durch die indirecten sehr in Anspruch genommen seyen; wir haben gegen diesen Satz nichts einzuwenden, als daß es sich um die Gränze handelt, wo die indirecten Steuern zu schwer werden, als daß man auch die directen hinzufügen könnte. Wenn aber Disraeli die Eigenthumssteuer von Leuten erheben will, die fünfzig Pfd. St. aus wirklichem Besitz beziehen, und die Erwerbssteuer erst von Leuten, die 100 Pf. erwerben, so wird man nicht gerade sagen können, daß er gegen eben diese Regel verstoßen habe; wenn die Debatte der letzten Nacht, wo es sich um die Feststellung der eigentlichen Frage handelte, über welche zunächst abgestimmt werden sollte, ungereiztheit nach einstündigem Hin- und Herreden den Satz herausstellte, daß über die Erhöhung der Hausteuer und deren Ausdehnung auf die Besitzer von Häusern die 10 Pf. St. jährlich werth sind, abgestimmt werden müsse, und bei dieser Abstimmung derselbe Finanzminister, nämlich Sir Ch. Wood, welcher er das Jahr zuvor denselben Vorschlag gemacht, und ebenfalls dabei hinaus votirt worden war,[1] „Nein“ sagte, so braucht man sich über die Consequenz mancher Mitglieder der Majorität eben nicht zu wundern, sonder.n bloß mit den mehr dem Ministerium zuneigenden Blättern anzunehmen, daß es sich um alle diese Fragen gar nicht, sondern um ein Mißtrauensvotum gegen das Ministerium gehandelt habe. Die Times geißelt die Verhandlung in höchst sarkastischer Weise, und sagt gleichfalls, damit sey über die Frage, in welcher Ausdehnung directe und indirecte Besteurung stattfinden solle gar nichts entschieden, und jedes Mitglied sey frei, bei kommenden Debatten über jeden einzelnen Punkt Punkt zu sagen, was er Lust habe, ohne daß man ihm just einen Widerspruch mit sich selbst nachweisen könne. Die Grundverschiedenheit der Ansichten, von der die meisten Oppositionsredner ausgehen, ist ohnehin schlagend, und weissagt eben darum für die Zukunft dieser Opposition nichts Gutes. Geschehen ist in der eigentlichen Frage gar nichts, als daß die politischen Gegner des Ministeriums in Verbindung mit denen, welche die kleinen Wählzer vor den Kopf zu stoßen sich scheuten, indem sie für die gesetzgette Haustaxe stimmten, den Ministern eine Schlappe beigebracht haben.

Die babylonische Verwirrung der Ansichten, die gegenwärtig in England über die Besteuerung herrscht, erklärt sich natürlich, sobald man etwas weiter ausholt: in England bestand von jeher, d. h. seit etwa 150 Jahren nur eine schwache directe Steuer, eine Steuer die mit dem steigenden beweglichen Reichthum der Nation immer unbedeutender und, beiläufig bemerkt, immer ungleicher wurde, so daß es zu einem Glaubenssatz der Engländer geworden, so wenig wie möglich directe Steuer zu zahlen, indem hohe directe Steuern ein Merkmal der politischen Knechtschaft seyen, wie sie auf dem Continent herrsche. Wie weit diese Ansicht gegründet, brauchen wir hier nicht auseinander zu setzen, genug diese Ansicht war ziemlich herrschend, und die Einkommens- oder Eigenthumssteuer, wie sie Pitt auflegte, galt durchaus nur als eine Kriegssteuer; wer sich der Verhandlungen des Parlaments im J. 1816 erinnert, wird wissen, welches entsetzliche Geschrei gegen die auch nur einjährige Fortdauer der Einkommensteuer, die damals freilich 10 Proc. betrug, sich erhob; sie mußte abgeschafft werden, so sehr auch die Minister gewünscht hätten sie nur noch auf ein Jahr beizubehalten. Seit jener Zeit bestanden keine directen Steuern, als die alten „Assessed taxes“ die etwa zwei Millionen betrugen und die Haus- und Fenstersteuer. Zoll und Accise betrugen jedes über zwanzig Mill. Pf. [1], und bildeten bei weitem das Hauptreinkommen. Erst nachdem Sir Robert Peel im Jahre 1819 seine Geldbill durchgesetzt, durch die Wiedereinführung der Baarzahlungen das Umlaufscapital vermindert, durch die Kornzölle aber die Ausgaben für die Lebensmittel auf der alten Höhe zu erhalten gesucht hatte, begann die Nothwendigkeit der Steuerveränderung sich zu zeigen. Zuerst ging es ans Sparen, und das Ministerium Peel-Wellington in den J. 1828 bis 1830 machte schon bedeutende Einschränkungen; als die Whigs im J. 1830 ans Ruder kamen gingen sie noch weiter und suchten namentlich an Armee und Marine zu sparen, bis diese auf einen Betrag herabgesetzt worden waren, der sich kaum mehr mit der Sicherheit des Reichs vertrug, als in den Jahren 1837—40 ein Krieg jeden Augenblick ausbrechen konnte. Jetzt mußten die Ausgaben für Heer und Marine wieder gesteigert werden, und so kam das Deficit, das die Whigs zuerst mit einer Vermehrung der Zölle um 5 Proc. decken wollten, was fehlschlug, indem der Ertrag sich nicht hob, sondern theils stehend blieb, theils zurückging. Dann versteten sie endlich, als ihr Ministerium in extremis war, auf die Erleichterung durch Freihandelsmaaßregeln, an denen sie, wie bekannt, im J. 1841 vor Sir R. Peel erlagen, der aber gleich im Jahre 1842 in ihre Fußstapfen trat, zuerst die Kornzölle ermäßigte, gleich den Whigs eine Anzahl Accisegegenstände aufhob, und dann, „weil das System indirecter Steuern erschöpft sey,“ und als temporäres Mittel, bis die Einfünfte sich wieder gehoben hätten, die Einkommensteuer vorschlug.

[1] Darans erklärt sich Disraelis spitziger, fast beleidigender Ton gegen Sir Ch. Wood.

[1] Im J. 1816 war die Accise noch 24 Mill., im J. 1829 noch 21, und im J. 1840 noch 12 bis 13, ein Beweis, wie sehr man die Nothwendigkeit einer Erleichterung des Volks in dieser Beziehung fühlte. Indeß ist zu bemerken, daß die Accise war mehr als 3 Mill. Pf. im J. 1834 von der Accise auf die Zölle übergeng.

Theils Maaßregeln erwiesen sich gleich in den ersten Jahren sehr wohlthätig; nicht nur war der Druck, der auf einigen Industrien lastete, gemindert, sondern das Volk selbst ward einigermaßen erleichtert, und die Einkommensteuer, die nur vom Einkommen über 150 Pfd. erhoben wurde und dennoch 5½ Mill. einbrachte, somit ein großer Beweis des gesteigenen Reichthums im Lande war, ergab einen Ueberschuß, mit welchem man jedoch jedes Jahr nicht schnell genug fertig zu werden wußte. Er hatte jedes Jahr eine ganze Menge höchst dringender Aspiranten. Damit aber eben, daß die Aspiranten so dringend waren daß kein Finanzminister widerstehen konnte, machte man auch die directe Einkommensteuer nothwendig und unvermeidlich. Was ursprünglich nur ein temporäres Auskunftsmittel war, vielleicht auch nur so erscheinen sollte, wurde eine bleibende Steuer, und der blühende Stand der Finanzen in den Jahren 1845 und 1846 weckte eine Menge finanzieller Pläne; damals tauchten zweierlei Parteien auf: die eine wollte sich der Accise, die andere der Zölle ganz entledigen, und die Nützlichkeit beider Wege ward sehr ernsthaft erörtert, indeß wußte doch niemand ein Mittel anzugeben, wie man die Abgabe von Malz und gebrannten Wassern, zusammen zwischen 9 und 10 Mill., ersetzen sollte, so wenig als jemand ein Ersatzmittel für die Zölle auf Zucker, Thee, Tabak, Wein, Kaffee u. dgl. anzugeben vermochte. Darum blieb trotz der hochfliegenden Pläne die Sache beim Alten, und diese Pläne verflogen um so schneller, als im J. 1847 ein Deficit eintrat, das durch ein Anlehen gedeckt werden mußte. Seitdem hat zwar die steigende Verbrauchsfähigkeit des Volks den Ertrag der Zölle sowie einiger Accisegegenstände wieder gehoben, doch nie so sehr, daß man große Veränderungen im Finanzwesen hätte vornehmen können. Seit vier Jahren, die Freihändler sagen seit der Einführung der Freihandelsprincipien ist die Wohlfahrt der arbeitenden Classen sichtlich im Steigen; die Arbeit hat sich nicht nur vermehrt, sondern wird auch zum Theil schon viel besser bezahlt, und da sich in Folge dessen der Verbrauch steuerbarer Artikel gehoben hat, so ist ein Grund die Zölle und Accise zu vermindern — dieser Satz freilich nur im allgemeinen, nicht in speciellem Sinne genommen — nicht vorhanden, und die Nothwendigkeit einer bedeutenden Ausdehnung der directen Steuern ist entschieden gemindert. Daß eine solche nicht leicht durchgehen wird, hat Sir Ch. Wood vor vierthalb Jahren, als er ohne Umstände die Einkommensteuer von 3 auf 5 Procent setzen wollte, erfahren.

So stehen die Sachen, wie bemerkt, im Allgemeinen, im Speciellen kommen widerstreitende Parteien genug vor, man kämpft seit Jahren fort um die sogenannten Inteiligenzsteuern, d. h. die Abgaben auf Papier und Ankündigungen, aber bis jetzt hat kein Finanzminister Hand anlegen wollen. Die gleichmäßige Besteuerung des Einkommens vom Eigenthum und vom Erwerb ist eine Ungerechtigkeit, die man sich gefallen ließ, so lange die Steuer nur als eine temporäre betrachtet wurde, an der aber die Erneuerung auf neue drei Jahre gescheitert ist. Disraeli hat eine mit Beifall aufgenommene Veränderung vorgeschlagen, indem er die Steuer aus Eigenthum auf 7 d. vom Pfund (etwa 3 Procent) belassen, die vom Erwerb auf 5 d. (etwas über 2 Proc.) herabsetzen wollte. Wenn er zugleich die Malzaccise zur Hälfte abschaffen und die Hausesteuer verdoppeln wollte, so hatte er mit dem letzten Vorschlag nach dem Zeugniß der bewährtesten Financiers Recht, mit dem ersten aber eben so gewiß Unrecht, falls es wahr ist, wie mehrere Redner zu beweisen suchten, daß die Herabsetzung mehr den Brauern als den Bäckern oder den Consumenten zu Gute kommen würde. Jedenfalls hatte die Aenderung den sehr übeln Anschein, die ehemals durch die Korngesetze bevorrechtete Classe entschädigen und die liberalen Städtemähler belasten zu wollen. Die Feindseligkeit und Macht dieser letztern hat, wie wir oben bemerkt, den Ausgang entschieden. Disraeli hat in seiner Rede den Satz ausgesprochen: „wenn das Parlament beschlossen hat, daß niedrige Preise herrschen sollen, so muß seine Politik auch dahin gehen, sobald wie möglich den hohen Taxen ein Ende zu machen.“ Dieß war die Einleitung zur Herabsetzung der Malztaxe auf die Hälfte, die aber den großen Nachtheil hatte, daß sie die verabredete Erhebung stehen lassen mußte, und somit jedenfalls den Zweck nur höchst unvollkommen erreichte, ein Einwurf, dessen Gewicht er selbst nur allzu gut fühlte. Wenn Disraeli in der Anwendung seines Satzes fehlte, so hat er gewiß im Grundsatz Recht, und die englischen Ministerien sind seit 22 Jahren nach demselben Grundsatz verfahren. Zuverlässig kann man sagen, daß die Classe, welche durch die gewaltsam rasche Ermäßigung der Kornpreise am meisten leiden mußte, auch am ehesten zu einer Entschädigung berechtigt war. Aber der Classenstreit ist noch heftig, und die ungezügelste Heftigkeit ist gerade auf Seite derer, die den Sieg errungen haben.

Peel legte, um seinen großen finanziellen Aenderungen den Weg zu bahnen, die Einkommensteuer auf, aber weil damals die weniger bemittelten und namentlich die mittlern Classen außerordentlich litten, so hat er sie von der Einkommensteuer befreit, und nur die, welche über 150 Pf. Einkommen haben, derselben unterworfen. Im welchem Lande würde eine solche Steuer, die nur Leute trifft, welche gegen 1000 Thaler Einkünfte haben, einen großen Ertrag liefern? Man hat seit vier Jahren den Mittelclassen die Lebensmittel außerordentlich wohlfeiler gemacht, das wird allenthalben anerkannt ist es nun nicht billig, daß diejenigen, welche seit dieser Zeit so sehr gewonnen haben, und ferner noch bedeutend gewinnen werden, nämlich die Leute von 100 bis 150 Pfd. Einkommen, auch das ihrige zu einer großen allgemeinen Last beitragen? Der Grund, weßhalb Peel die Classe unter 150 Pf. Sterling Einkünfte frei ließ, ist jetzt weggefallen, folglich muß auch diese relative Steuerfreiheit aufhören. Dieß gilt von der Einkommensteuer, wie von der Häusersteuer. Der Erweiterung der Einkommen- und der Erhöhung der Häusersteuer muß eine Verminderung der Erwerbsteuer entsprechen, aus dem angeführten und billigen Grunde, daß der Erwerb nicht dieselbe Sicherheit gewährt, wie das Einkommen aus Vermögen. In der Anwendung seiner Grundsätze mag Disraeli geirrt und fehlgegriffen haben, in den Grundsätzen gewiß nicht, das zeigt ein flüchtiger Blick auf den Gang der englischen Finanzgeschichte.

(Fortsetzung folgt.)

Das gelbe Fieber, welches gegenwärtig Westindien heimsucht, scheint diesmal von einer eigenthümlichen Bösartigkeit zu seyn. Man meldet aus den französischen Antillen (l Revue de l'Orient, Decembre), daß das gelbe Fieber somit die auf der Insel gebornen Colonisten, so wie die Leute afrikanischer Abstammung verschonte, und nur die neuerdings auf der Insel angekommenen Europäer ergriff. Diesmal ergriff aber die Krankheit ohne Unterschied alle, Creolen, Europäer und Schwarze. Sie bricht zu gleicher Zeit an mehreren Orten aus, ohne hervorstechende spezielle Ursache und schont die Land-Distrikte so wenig als die Städte. Die Geißel ist zuerst in Brasilien ausgebrochen, und hat dann das französische Guiana dort mitgenommen. Sie tritt sehr plötzlich und heftig auf, doch bleibt sie selten lange an einem Orte.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 309

25 December 1852.

Etwas über die Insel Milo.

(Nach dem Bericht Lt. Spratt's im Journal of the roy. geogr. Soc. Vol. XXII.)

Man hat bekanntlich nachgewiesen, daß die Inseln des griechischen Archipels Santorin, Thera und Aphroessa einst nur eine einzige Insel gebildet haben, ein gleiches läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit von Milo, Kimolo, Antimilo, Polino und einigen noch kleineren Inseln sagen. Die unterirdischen Kräfte, welche die Oberfläche derselben zerrütteten, waren ohne Zweifel vulcanischer Art, und obgleich die Geschichte nichts von Kratern u. dgl. berichtet, so läßt doch der runde Hafen, die kraterähnliche Senkung auf dem Wege nach Gastro und die Masse vulcanischen Tuffs mit eingelagertem Obsidian an der Thätigkeit vulcanischer Kräfte in vorhistorischen Zeiten nicht zweifeln. Segelt man von Athen mit starkem Nordostwind gegen Milo, so kommt man rasch an den kleinen Inseln St. Georg d'Arbora und Antimilo vorbei, und nähert sich dem Ufer von Milo, wo die weiße Brandung heftig an die schwarzen basaltischen Klippen schlägt. Bald liegt man in einem ruhigen Hafen vor Anker, in den man von NzW her einläuft.

Innerhalb des Hafens, nahe am Landungsplatz steht ein kleines Dorf, das jetzt von einem kräftigen Stamme Skatioten aus Greta bevölkert ist. Streift man mit den Augen umher, so ist der Anblick, namentlich im Frühjahr, gefällig, denn das Land ist weithin mit Korn und an einigen Stellen mit Weinreben bedeckt. Gegen SzW ist eine Ebene, in welcher die mittelalterliche Stadt steht, die zur Zeit Tournefort's 5000 Einwohner zählte, zur Zeit Olivier's, hundert Jahre später, nur 40 Familien, und jetzt sind nur wenige zerlumpte Menschen unter den weiten Ruinen zerstreut. Die aus mittelalterlichen und neuen Gebäuden bestehen. Gegen Süden nimmt das Land einen bergigen zerrissenen Charakter an, und gegen Südwesten steht man eine Bergkette, unter der der Elladberg 2545′ über das Meer empor ragt.

Die Küstenlinie von Milo mag etwa 35 (engl.) Meilen Ausdehnung haben, vom Cap Ebitadhe an der Ostseite der Hafenmündung bis Cap Vani oder Varni an der Westseite. Der Hafen hat eine Küstenausdehnung von 15 Meilen, was eine Gesammtlinie von 50 gibt. Nach Tournefort und Olivier hat sie eine Ausdehnung von 60, was sich vermuthlich aus den zahlreichen Landvorsprüngen erklärt.

Am 28 Mai erstiegen die Wanderer den Elladberg, um eine allgemeine Uebersicht über das Land zu gewinnen. Wir zählten 33 Inseln, denn unser Blick streifte über den Archipel hin bis zum Peloponnes und Attika. Creta gegen Süden schloß die Aussicht. Der Ida und die höhern Theile von Sikelia, die weißen Berge Staudo's, waren zum Theil mit Schnee bedeckt. Der Elladberg, obwohl an sich unbedeutend, ist doch für eine so kleine Insel, wie Milo, und von seinem Gipfel aus schreint der benachbarte Pic von Antimilo gleichsam damit zusammenzuhängen. Die Insel Milo selbst liegt wie ein Panorama vor Augen, in der Richtung von NzW nach SO von ihrem Hafen fast durchschnitten, denn die Entfernung von Provato-Bay nach dem Hafen von Milo beträgt kaum eine Meile. Auf dem Gipfel des Elias ist eine kleine, diesem Heiligen geweihten Kirche; überhaupt gibt es kaum einen hohen Pic auf dem Archipel, der nicht diesen Namen trägt. Von dem Elias von Milo aus kann man den Elladberg von Santorin sehen in einer Entfernung von 57 Meilen gegen OSO. Beide Inseln sind in ihrem Bau ziemlich ähnlich, da sie größentheils aus vulcanischen Stoffen gebildet sind; inzwischen Santorin Erhebungscrater, Milo nicht. Die Westhälfte von Milo besteht hauptsächlich aus Kalk, ist sehr gebirgig und steil, nur geringen Anbaues fähig, und ohne menschliche Wohnungen, mit Ausnahme eines Klosters am Skadhang und einigen Hütten. Der östliche Theil enthält eine große fruchtbare Ebene mit der oben erwähnten Stadt.

Bei dem Hinabsteigen vom Elladberg besuchten wir das Kloster Santa Marina am Skadhang; es ist jetzt fast eine Ruine. Rings herum sind viele Orangen-, Oliven-, Cypressen- und Arbutusbäume, und zwei sehr gute Wasserbehälter. Es ist kurz das unterste von zwei Gebäuden, das obere wird als Vorrathshaus benützt, war aber früher auch ein Kloster und noch in Oliviere's Zeiten blühend; die Ursache des Verfalls kennten die Reisenden nicht entdecken. Etwa eine halbe Meile davon ist eine Gypsader, aus der beträchtliche Massen dieses Artikels gewonnen und nach Athen transportirt werden; man braucht ihn dort zum Klären des Weins, und in einigen Ländern als Düngungsmittel.

Alte Schriftsteller erwähnen nur Einer Stadt in Milo, deren Ruinen am östlichen Ufer unmittelbar dem Cap Kalamaria gegenüberliegen. Olivier, Ds. Leake und in neuester Zeit Prof. Roß haben sie beschrieben. Der Weg dahin führt über weißen, mit Obsidian mächtig übersteuten Trachytconglomerat, an einer tiefen runden Senkung, welche schreinlich einem erloschenen Krater, vorbei. Binnen 40 Minuten von der Ortschaft der Skatioten aus betritt man das Dorf Tripiti und stößt bald darauf auf Spuren alter Mauern, die aus roh zusammengepaßten Polygonen aufgeführt sind. Steigt man höher hinauf, so stößt man auf Spuren alter Grundmauern. Dieser Hügel, der Vereadi heißt, ist fast auf allen Seiten steil, und war vermuthlich die Akropolis der Stadt. Von dieser Höhe aus überschreit man fast den ganzen alten Umfang derselben. Gegen SzW ist das Dorf Tripiti, und dazwischen läuft eine tiefe Schlucht, in deren Seitenwänden zahllose Gräber sich finden.

Gegen SW hat man den Elladberg voll im Gesicht an der entgegengesetzten Seite der Bay von Milos, deren Gewässer sich hart unter der Stelle der alten Stadt ausbreiten. Milos, wie Delphi und viele andere griechische Städte, war größtentheils terrassenartig um und an den Abhängen eines Berges gebaut, der jetzt noch Apollon heißt, und im SW der eigentlichen Akropolis lag. Auf seinem Gipfel sind die Reste einer alten Kirche des Hagios Elias, und da viele Bruchstücke von Marmorsäulen an dem Berge sich finden, so ist zu vermuthen, daß hier einst ein Tempel stand.

Nichts in Milo ohne dem gesammten Archipel ist merkwürdiger als die ungeheure Ausdehnung der Gräber und Katakomben an der Seite des Berges unter dem Dorfe Tripiti, so wie an den Meeresklippen von Kalamaria gegenüber. Die ausgedehntesten, welche die Reisenden maßen, hatten mehrere hundert Fuß lange Gänge und Kammern. Der Bau dieser Gräber fällt den Inschriften zufolge erst in die christliche Zeit. Inschrift-

ten fanden sie wenige in Milo, obgleich sie sorgfältig darnach forschten. Außer den bereits erwähnten Alterthümern, nämlich den Mauern, dem Theater und den Gräbern, findet sich jetzt wenig in Milo, aber unter dem vulcanischen Boden, der die Stadt deckt, werden ohne Zweifel noch viele interessante Dinge liegen. Könnte man die Thatsache nachweisen, daß auf der Insel ein Vulcan zwei oder drei Jahrhunderte nach Christum bestand, so wäre man versucht zu behaupten, daß das alte Melos einst zum Theil unter Asche begraben worden sey. Etwa anderthalb Meilen südöstlich von der Scala ist eine niedrige Hügelkette, die von SW nach NO läuft; ihr höchster Gipfel heißt Hiera Petra, und er mag 555 Fuß über das Meer ansteigen. An den Abhängen dieses Berges finden sich zwei oder drei der kleinen Kirchen des Landes, und näher dem Hafen entdeckte man in dieser Kette einige gegen SW gewendete Höhlen, die jetzt als Ziegenställe dienen; auch sind zwei Windmühlen in der Nähr. Zu einer dieser Höhlen rechts am Eingang ist eine viereckige Höhlung, die zu einer Treppe führt, über die man in zahlreicht, in den Felsen gehauene Kammern hinabsteigt. Viele Reisende haben schon diesen unterirdischen Aufenthalt betreten, und verschiedene Vermuthungen über deren frühere Verwendung aufgestellt. Die Einwohner nennen den Ort die Grotte des Zopyrus; zuverlässig waren sie ihrer ganzen Anlage nach nicht zu Grabstätten bestimmt. Nach der Sage diente der Platz in allen Zeiten als Rückzugsort für die Melioten, wenn sie von ihren Feinden bedrängt waren.

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Oekonomische Verhältnisse Englands. (Schluß.)

Sir R. Peel hat durch seine Geldbill im Jahr 1819 das Geld theuer gemacht, und diese Theurung des Geldes hat langsam, aber mit Naturnothwendigkeit auf eine Erleichterung der großen Masse des Volks in Accis- und Zollabgaben, und endlich auf Ersetzung eines Theils der letztern durch eine directe Steuer hingeführt; jetzt strömt das Geld in Masse herzu, es wird wieder wohlfeiler, und eben damit die Nothwendigkeit, auf dem Wege der directen Besteuerung fortzuschreiten, geringer. Die Vertheurung des Geldes hat die Verminderung der Steuern und den Freihandel in ihrem Gefolge gehabt, die Verwohlfeilung desselben muß jetzt, wo der Freihandel befestigt, dessen ursprünglicher Zweck nichts war als die Lebensmittel wohlfeil zu machen, den Handel der früher flechte, heben, weil das Volk in den Stand gesetzt ist, jetzt andere Bedürfnisse als bloß die Lebensmittel sich zu kaufen. Die Einwirkung des Geldes auf den jetzigen Stand der Dinge in England ist der öffentlichen Aufmerksamkeit nicht entgangen, und auch diese Frage ist zur Parteifrage geworden, aus dem natürlichen Grunde, weil die Gegner des Freihandels das Gelingen dieser Handelsgesetzgebung dem Einströmen des Goldes zuschreiben, die Vertheidiger desselben aber die unzweifelthümliche Vortrefflichkeit ihrer Grundsätze nicht verkümmern lassen wollen. Die Sache kam in beiden Häusern des Parlaments zur Sprache: Villiers, der bekannte Antikornegesetzmann, griff gleich die Sache auf, und erklärte sich in der ersten Nacht der Finanzdebatte dahin: „ich fordere den sehr ehrenwerthen Herrn auf, deutlich zu erklären, was Graf Derby unter dem Einfluß meint, den die Goldentdeckungen in Australien und die Auswanderung in Bezug auf die Förderung der Wohlfahrt gehabt haben. Man werfe hier nicht bloß unbestimmte Vermuthungen hin; ich verlange von dem sehr ehrenwerthen Herrn uns deutlich zu erklären, welchen Einfluß das Goldeinströmen in England oder in Europa auf die gegenwärtige Lage des Landes gehabt habe. Ich bin vollkommen zu dem Zugeständniß bereit, daß die Entdeckung von Gold, wie die Erzeugung jeder andern Waare den Handel belebt hat, aber nicht in größerer Ausdehnung als jede andere Waare. Es war ein werthvoller Tauschartikel, brauchbar in manchen Ländern, wo er vorher nicht war, und nichts weiter." Man ist so unböflich gewesen diese Erklärung geradezu einen Unsinn zu nennen, lassen wir aber den Satz stehen, wie er steht, so möchten wir fragen: welche Waare, die in einem Zeitraum von vier Jahren zu einem Belauf von 80 Mill. Pfd. St. (nahezu eine Milliarde fl.) auf den Weltmarkt geworfen werden konnte, ohne augenblicklich fast werthlos zu werden, und die Erzeugung geradezu zu verhindern?

Daß Gold ist allerdings auch eine Waare, wie eine andere, aber es ist auch noch etwas mehr, es ist das Medium, vermittelst dessen alle Waaren auf der Erde ausgetauscht werden, und die Fülle dieses Mittels muß eben darum den Handel bedeutend erleichtern. Ist aber der Satz, wie ihn Villiers aufsprach, schon darum vollkommen schief und falsch, so kommt noch ein anderer Umstand hinzu; hat die Hinschaffung von 4 bis 500,000 Menschen nach Californien, die Hinschaffung von wenigstens 200,000, die Versorgung dieser ungeheuern Menschenmenge mit Lebensmitteln, die noch nicht im Lande gewonnen wurden, mit Kleidungsstücken und allen möglichen Luxuswaaren nicht den Handel und die Industrie noch auf eine ganz andere Weise beleben müssen, als es die bloße Vermehrung des Goldes, das nicht ohne harte Arbeit gewonnen wurde, je hätte thun können? Der Economist mischte sich pflichtschuldigst gleichfalls in den Streit (s. Nr. vom 11 Dec.) und spricht in einem besondern Artikel unter der Ueberschrift: „was hat unsere Wohlfahrt verursacht? Gold oder Freihandel?" seine Ansicht dahin aus: „sehr geringes Nachdenken wird jeden Unparteilichen überzeugen, daß für die von Lord Derby ausgesprochene Lehre kein genuglamer Grund vorhanden ist. Die Entdeckung von Gold in Australien fand erst in der Mitte des Jahres 1851 statt, und wurde in England nicht viel vor Ende desselben Jahres bekannt; erst in der Mitte Mai und Junius dieses Jahres fand eine beachtenswerthe Auswanderung in Folge dieser Entdeckung statt. Was den Zufluß von Gold betrifft, so war bis zum Schlusse vorigen Jahrs die Masse desselben in der Bank nicht größer, als sie sehr häufig vor der Entdeckung des australischen und californischen Goldes war." Wir können dem Nachdenken des Economist einigermaßen nachhelfen: jedermann weiß, wie es im J. 1847 in England stand, welche furchtbare Krise die übermäßige Zufuhr von Korn, abgesehen von andern Gegenständen, hervorgebracht hatte. Die Erfahrung verschiedener Krisen, wie die vom J. 1825 und vom J. 1839 bewiest, daß zur wirksamen Wiederaufnahme der Geschäfte und zur Belebung des Credits jedesmal einige Jahre erforderlich waren, weil die Maaßregeln der englischen Bank das Zurückfließen des Geldes in ihre Kasser erst nach einem ziemlichen Zeitverlauf ermöglichte. Nach dieser Gefahrung hätte eine Wiederbelebung des Handels und der Industrie, welche durch das Ereignis des Jahres 1847 so hart betroffen waren, erst in den Jahren 1849 und 1850 wieder eintreten können, aber ein Ereigniß, das niemand vorhersehen konnte, die Revolutionen des Jahres 1848, trieben mehr als 20 Millionen Pfd. St. Geld nach England, um es dort vor den Stürmen des Jahres 1848 sicher zu stellen. Der Partolus begann also für England zu fließen, ehe der Goldreichthum in Californien entdeckt war, und die Zertrümmerung des Continents trug dazu bei, die englische Industrie zu steigern. Als im J. 1850 und 1851 allmählich das Geld des Continents aus England wieder mehr zurückgezogen wurde —

obgleich dieß jetzt noch nicht in vollem Maaße geschehen ist — hatte Californien schon begonnen seine Wirkungen zu entfalten. Es ist also ganz falsch, und eine pure Parteiausflucht, den Einfluß des Goldstroms zu läugnen, weil die Goldentdeckungen Australiens erst in das J. 1851 fallen. Man hat bereits im Jahre 1850 berechnet, daß Nordamerika in die Unternehmungen nach Californien 100 Millionen Dollars gesteckt habe; nehmen wir für England nur den vierten Theil an, so ist die Vermehrung des Handels schon nicht unbeträchtend, und an jenen hundert Millionen Dollars oder 20 Mill. Pf. hatte England schon darum seinen gemessenen Antheil, weil es die Kleidungsstücke und Luxuswaaren wohl zum größten Theil geliefert hat. Uebrigens spricht der Economist wie seine Anhänger offenbar gegen sich selbst, wenn er sagt, daß die Ausfuhr Englands von 1842 bis 1851 von 47 Mill. auf 75 gestiegen, und der Fortschritt stetig gewesen sey; der Fortschritt bestand also schon vor den Freihandelsmaaßregeln, und ist durch diese nur, wie jedermann wird zugestehen müssen, vermehrt worden. Nur ist nie aus der Acht zu lassen, daß der Freihandel mit seinem größern Geldbedarf, ohne das vermehrte Zuströmen von Gold, die gelährlichsten Geldkrisen herbeigeführt, und dadurch die Industrie und den Handel selbst wieder ins Stocken gebracht hätte. Wenn der Economist bemerkt, daß trotz des Zuflusses aus Californien am Ende des J. 1851 nicht mehr Gold, als sonst häufig auch, in den Koffern der Bank gewesen sey, und dieß als Beweis dienen soll, daß der Zufluß wirkungslos gewesen, so muß man vielmehr den Satz umkehren: wenn trotz des unläugbaren bedeutenden Zuströmens keine ungewöhnlich große Masse Gold vorhanden war, so hätte das Ausbleiben dieses Zuströmens einen empfindlichen Mangel herbeiführen müssen.

Da man namentlich auf dem Continent, verführt durch das Wort „Freiheit", hauptsächlich nur den Journalen, welche den Freihandel predigen, Beifall zollt, so wollen wir aus einer Zuschrift, welche ein wohlbekannter Parlamentsglied, Hr. Cayley, bei Gelegenheit von Hrn. Villiers neuerlicher Motion an die Pächter erließ, einige Stellen mittheilen. „Der Grundsatz des freien Handels, heißt es daselbst, wurde im Allgemeinen nie von uns bestritten; gebt uns wohlfeiles Geld, sagte man im J. 1830, und der Freihandel ist das beste was wir haben können, wenn andere Länder uns nur ihn haben lassen wollen. Seit 1849 haben wir wohlfeiles Geld erhalten, und werden es wahrscheinlich immer wohlfeiler haben. Wenn das Gold im bisherigen Verhältniß an Masse wächst, so wäre es meiner Ansicht nach höchst unklug, das Protectionssystem wieder herzustellen, auch wenn wir könnten. Das ist aber eine ganz andere Ansicht, als die, daß die Gesetzgebung des Jahres 1846 „weise, gerecht und wohlthätig" war zur Zeit als sie beschlossen wurde, wo niemand die Entdeckung der unermeßlichen Goldreicher vorhersah. Ohne die Goldentdeckungen in den Jahren 1848 und 1851 wäre der ganze Bau des Freihandels, der in den Jahren 1848 und 1849 bereits wankte — und viele seiner wärmsten Anhänger sprachen Zweifel aus und gaben ihre Niedergeschlagenheit kund — zusammengefallen wie ein Kartenhaus. Niemand läugnet die bestehende Wohlfahrt, aber unparteiische Beurtheiler der Handelsverhältnisse werden auch sagen, daß sie vor anderthalb Jahren nicht bestand. Warum bestand sie damals nicht, und warum besteht sie jetzt? Weil damals das neue System vergleichsweise ununterstützt dastand, und seitdem unterstützt wurde durch die beispiellose Anhäufung des Goldes in den Koffern der Bank mit einer entsprechenden Vermehrung der Reserve von Banknoten. Dieß hat den Zinsfuß und den Discontо erniedrigt; dieß hat die Speculation genährt, und diese ihrerseits die Beschäftigung gehoben mit den natürlichen Begleitern von Steigen des Taglohns, vermehrtem Verbrauch und bessern Preisen; halter das Einströmen des Goldes zurück, hemmt die Ausvanderung, und in sehr kurzer Zeit wird der Freihandel seine Wirkungen äußern. Wir genießen der Wohlfahrt, nicht kraft einer Parlamentsacte, sondern, mit aller Demuth sey es ausgesprochen, kraft einer Acte der Vorsehung. Um die Behauptungen der Ultra-Freihändler und zugleich den Erfolg des Freihandels zu beweisen, hätte erstens Hrn. Villiers' Motion dahin lauten müssen, daß die Wohlfahrt des Landes ausschließlich der neuen Gesetzgebung zuzuschreiben sey, daß das Einströmen von Gold und die Ausvanderung nichts damit zu thun habe. Zweitens hätte bewiesen werden müssen, daß die Wohlfahrt nie unter dem Protectionssystem bestanden habe. Dieß war unmöglich und wurde deßhalb auch gar nicht versucht. Man hätte leicht beweisen können, daß eine eben so große Prosperität wie jetzt, was Einfuhr, Ausfuhr, Staatseinkommen und die allgemeine Zufriedenheit des Volks betrifft, drei- oder viermal seit dem Frieden bestand, und daß der Fortschritt sogar rascher gewesen ist. Nur war die Wohlfahrt in jenen Zeiten nicht anhaltend, weil das Gold die Koffer der Bank verließ. Die gegenwärtige Wohlfahrt wird gerade so lange dauern, als die Koffer der Bank mit Gold gefüllt bleiben. Auf diesem Goldvorrath ruht der riesenhafte Ueberbau von Credit, mit dem unser Handel und unsere Manufacturen geführt werden. Wird diese Basis schmal, so stürzt der Oberbau zusammen." Hr. Cayley weist dann noch auf die Vereinigten Staaten, auf Frankreich, Holland, Belgien u. s. w. hin, wo ohne eine solche Gesetzgebung die Prosperität so groß und zum Theil größer als in England sey, um zu beweisen daß nicht der Freihandel, sondern „eine allgemeinere Ursache" diese Prosperität hervorgerufen habe.

Hierauf brauchen wir indeß nicht näher einzugehen, die ungeheuren Wirkungen der Entdeckungen in Californien und Australien liegen vor jedem sehenden Auge, das nicht absichtlich blind seyn will. Diese Wirkungen sind erst in ihrem Beginnen, und die nächsten Jahre werden noch weit mächtigere zeigen. Darum haben wir in den „Rückblicken" dieses Jahrs die Goldentdeckungen vorangestellt, und einzelne der jetzt schon hervorgetretenen Wirkungen, so wie der künftigen zu bezeichnen versucht. Wir haben jetzt nur noch auf die seltsam abspringende Reihenfolge unsere Bemerkungen einen Blick zu werfen, um zu zeigen daß, so regellos diese Sprünge scheinen mögen, sie doch in einem innern Zusammenhang stehen, und daß selbst Ereignisse, wie das französische Kaiserthum, welche gänzlich außerhalb des Kreises liegen den wir uns vorgezeichnet haben, doch durch die zuströmenden Goldmassen eine Richtung genommen haben, die sie außerdem nicht genommen hätten, und außerdem gar nicht hätten nehmen können. Der Gegensatz selbst, den die Ereignisse und ihr Verlauf darbieten, weist auf tiefe, wesentliche Unterschiede im Charakter und im Zustand der Völker hin. Während in Nordamerika, in England der Reichthum der Privaten die Grundlage ist, und die Richtung, wohin diese streben, die Richtung und Politik der Regierungen bedingt, sehen wir in Frankreich die beispiellose Erscheinung, daß eine Regierung sich an die Spitze der ausschweifensten Creditoperationen stellt, und eine Bahn einschlägt, die, wahrhaft socialistischer Art, mit reißender Schnelligkeit zu einer fabelhaften Prosperität führen, aber, wenn der Plan mißlingt, auch das Land in einen Strudel finanzieller Verlegenheiten hineinreißen kann, von dem man sich nur mit Mühe einen Begriff

macht; auf welchem gänzlich verschiedenen Boden müssen Nationen stehen, von denen die eine durch die Entwicklung der national-ökonomischen Zustände die Regierung auf eine Bahn hindrängt, der sie nur mit dem äußersten Widerstreben folgt, während in der andern die Regierung selbst die Leitung dieser national-ökonomischen und Creditverhältnisse übernimmt, um wie mit einem Zauberschlage ein Riesenwerk aufzuführen, von dem man immer noch nicht weiß, ob es ein Blendwerk oder ein fester Bau werden wird.

Amerika hatte das unerwartete Glück, mit seinem ersten gewaltigen Vorschritten ans stille Meer jene Goldlager Californiens zu entdecken, und rüstete sich mit Macht diese auszubeuten, um den Traum seines Ehrgeizes zu realisiren, und der Vermittler des asiatisch-europäischen Handels zu werden. Das geldstarke England zog zwar gleich anfangs den größten Theil des gewonnenen Goldes an sich, und in mehr als Einem Jahr ist nicht viel weniger Gold aus Nordamerika nach England gegangen, als aus Californien nach der Oststüste Amerika's ging. Aber die Amerikaner verzagten nicht. Immer eifriger förderten sie die Uebergänge über Mittelamerika, und mehr als einmal standen sie auf dem Punkte, mit England, das sie hindern wollte, sich dieser Uebergänge allein zu bemächtigen, handgemein zu werden. Der Streit stand immer auf dem Bruch, und doch erfolgte der Bruch nie, weil beide Theile einander allzu nöthig haben. Jetzt entdeckt England in seinen eigenen Besitzungen noch reichere Goldlager, und der Traum der Amerikaner, den Engländern die Uebermacht des Geldwesens zu entreißen, zerrinnt wieder in Nichts. Desto unmäßiger ist die Concurrenz auf dem neutralen Boden: in Westindien, in Mittel- und Südamerika begegnen sie sich, und auch in dem stillen Meer stehen sie auf dem Punkte zusammenzustoßen. Mächtig reißen sie alle Länder, die auf ihrem Wege liegen, in ihre Bewegung hinein, und Colosse, wie das chinesische Reich, welches Provinzen hat die bevölkerter sind als England und Nordamerika zusammengenommen, müssen der Bewegung folgen. Man kann sich nicht leicht ein großartigeres Schauspiel denken, und steht an, ob man der materiellen Bewegung oder der dadurch hervorgerufenen geistigen eine größere Wichtigkeit beilegen soll. Im stillen Meer, auf dem man noch vor 70 und 80 Jahren die nichtigsten Entdeckungen der Länder erst machen mußte, regt sich jetzt, von den Europäern und ihren amerikanischen Söhnen aufgestachelt, ein unglaubliches Leben, ein Leben, in dessen Strömung schwache Völker untergehen, und stärkere, zahlreichere, zu neuer Kraftanstrengung werden gestachelt werden. Das trotz seines Producteureichthums verarmte Asien, in welchem große Völker von ehemaliger materieller und geistiger Blüthe in Elend und Barbarei zurückgesunken sind, wird aufgerüttelt aus seinem Schlummer. Der unermeßliche Handel, der sich seit Alexander dem Großen, ja wahrscheinlich schon in früherer Zeit aus Indien und dem indischen Archipel durch Mesopotamien, Syrien und Aegypten nach dem Mittelmeer und Europa zog, und bis zum 16ten Jahrhundert diese Länder unter den wechselndsten Verhältnissen belebte, war durch die Entdeckung des Wegs um das Cap wie mit einem Zauberschlag brach gelegt, und seitdem haben diese Länder entsetzliche Rückschritte in materieller und geistiger Cultur gemacht; ja die Verheerung ging noch weiter, denn der alte Handel, der aus Centralasien und Indien durch Rußland nach dem nördlichen Europa ging, und der durch den Mongolenreinbruch schon sehr gelitten hatte, sank völlig, so daß ihn ein Peter der Große erst wieder erfinden mußte. Seitdem ist er wieder im Zunehmen, jene Länder, Jahrhunderte lang der Verödung preisgegeben, leben wieder auf, nur die zwischen dieser Land- und dieser Meerstraße gelegenen Länder Persien und Mesopotamien liegen noch verödet da, und warten der Hand, die sie zu neuem Leben wecken soll. Diese Frage im westlichen Asien wird nur das Schwert lösen, jene in Ostasien kann sich auf ziemlich friedlichem Wege entwickeln, und nur der alte Weg auf Indien und dem indischen Archipel über Aegypten nach dem Mittelmeer wird weder so friedlich entschieden werden, wie die ostasiatische Frage, noch so entscheidend durch europäische Verhältnisse bestimmt werden, wie die nordasiatische, denn hier werden die Araber zu neuem Leben erwachen, und nach und nach ihre alte Stellung einzunehmen suchen. Afrika liegt in dieser Bewegung noch fast brach da, aber man bringt jetzt von Norden und Süden ein und hat in dieser Beziehung neuerdings Fortschritte gemacht, welche zu den größten Hoffnungen berechtigen. Niemand kann zweifeln, daß die unermeßlichen Schätze, die jetzt den thätigsten Völkern des Erdkreises zuströmen, allen diesen Richtungen und Strebungen mächtigen Vorschub thun werden, und daß wir im Beginn einer Periode stehen, deren Größe und Erfolge sich noch nicht absehen lassen.

Doch, wie wir schon Eingangs bemerkt haben, nicht bloß die fremden Welttheile werden durch die Ausbreitung des europäischen Geistes und der europäischen Thätigkeit die Folgen sehen, auch auf Europa selbst wird die Rückwirkung nicht ausbleiben, und sich nicht auf erhöhten Handel und Industrie beschränken. Der Demokratie werden neue Kräfte zugeführt werden, und die Regierungen werden genöthigt seyn, dem Thätigkeitstrieb der Massen neue Bahnen zu eröffnen. Das jetzige Herrschaftssystem des Continents, die Bureaukratie, wird in ihren jetzigen Formen unhaltbar, aus dem sehr einfachen Grunde, weil man die Masse der Beamten nicht mehr wird entsprechend bezahlen können. Die Besoldungen, wie man sie vor dreißig und vierzig Jahren geschöpft hat, sind bereits unzulänglich geworden, und dieser Umstand wird den Staatsregierungen mehr und mehr bedeutende Kräfte entziehen. Noch mehr aber, wie im Mittelalter die Schwärme der nachgebornen Söhne des Adels sich in die umfassendsten Unternehmungen einließen, so wird man genöthigt seyn der mit allen Mitteln der Bildung ausgerüsteten aber in ihren Aussichten höchst kümmerlich bedachten jungen Mittelclasse neue Wege zu eröffnen, wenn man nicht will, daß alle diese jungen strebsamen Kräfte sich gegen den Staat wenden, wie man die Erfahrung bereits mannichfach gemacht hat. Die Polizeimittel sind gegen dieß Uebel nur ein Froschmäuslerkrieg, mit dem gar nichts gewonnen, möglicherweise aber sehr viel verloren wird. Doch dieß ist ein Gegenstand, in dessen nähere Verhältnisse wir uns weder einlassen können, noch wollen. Zum Schlusse aber wenden wir noch unsere Aufmerksamkeit einer Frage zu, welche in neuerer Zeit vielfach besprochen wurde, hinsichtlich deren man aber noch immer zu keiner Klarheit gelangt ist. Da sie unmittelbar aus dem überströmenden Goldreichthum hervorgeht, so können wir nicht umhin, hier etwas näher darauf einzugehen.

(Schluß folgt.)

Kunstausstellung in Madrid. Das alte Land der Kunst teilt auch mehr und mehr in die neuere Bewegung ein. Eine Ausstellung der Werke lebender Künstler ist gegenwärtig in Madrid eröffnet. (Liter. Gaz. 18 December.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 310. 27 December 1832.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Gold und Silber.

Es gibt noch immer Leute, welche die zuströmende große Goldmasse als unbedeutend in Vergleich mit der bereits vorhandenen ansehen, und nur die Ausdehnung ins Auge fassen, welche die Anwendung von Gold als Münze in verschiedenen Ländern noch zuläßt; sie sind immer noch geneigt, keine Veränderung in dem relativen Werthe der edlen Metalle für wahrscheinlich zu halten. Man darf billig über diese Ansicht erstaunen, denn es handelt sich gar nicht um die größere oder geringere Masse Gold oder Silber, welche in diesem oder jenem Lande vorhanden ist, sondern darum, ob das Werthverhältniß der beiden Metalle, wie es in den Gesetzen der verschiedenen Staaten ausgedrückt ist, mit dem, wie es der Handel annimmt, in Uebereinstimmung ist, oder ob das Werthverhältniß, wie es im Handel besteht, dauernd mit den Gesetzen der verschiedenen Staaten in Widerspruch ist. Ist der Widerspruch momentan, allenfalls aus dem Wechselcurs erklärbar, so ist keine Gefahr für die Staaten bei der Sache; ist er aber dauernd, dann muß das Staatsgesetz sich ändern, wenn nicht einzelne Länder den schwersten Verlusten ausgesetzt seyn sollen. England, für sich allein, hat von einem Wechsel fürs erste gar nichts zu fürchten, denn da es sein Silber um mehr als 8 Proc. schlechter schlägt als andere Staaten, so kann es Jahrzehnte dauern, ehe für England die Zeit kommt, wo es sein Münzsystem ändern müßte. Anders ist es mit Nordamerika, wo die Münze ein Verhältniß von 1 : 15,988 zwischen Gold und Silber annimmt. Seit geraumer Zeit wird das Silber, welches theils aus dem spanischen Amerika, theils aus Europa durch die Einwanderung in großen Massen dahin kommt, rasch wieder ausgeführt, und man bezahlt für gute, in den nordamerikanischen Münzstätten geschlagene Silbermünze 3 bis 4 Procent Agio. Das Silber wandert also aus, und anders ließe es sich auch gar nicht erklären, daß England dem Continent, wie sich aus officiellen Angaben entnehmen läßt, in den letzten vier Jahren mehr als 40 Mill. Unzen Silber (etwa 120 Mill. fl.) zugeschickt hat. Es ist nun von dem Schatzsecretär der Union, Hrn. Corwin, in seinem unter dem 26 Dec. vor. Jahrs vorgelegten Bericht, der Vorschlag gemacht worden, dem von England im J. 1816 gegebenen Beispiel [1] zu folgen, die Silbermünze nur als Ausgleichungsmünze zuzulassen, sie um etwa 5 Proc. schlechter als vorher zu schlagen, und Gold zum alleinigen Zahlungsmittel über eine bestimmte mäßige Summe hinaus zu erklären. Dieser Vorschlag ward in einer Committee erörtert, die ihn sogar noch verstärkte, und die Verschlechterung der Silbermünze auf etwa 6 Proc. setze, allein es ist vom Congreß kein Beschluß in dieser Sache gefaßt, sondern dieselbe auf das nächste Jahr verschoben worden. Die Frage, die der Congreß zu beantworten haben wird, geht dahin, ob Amerika Gold oder Silber als Werthmesser anerkennen will; daß nicht beides zugleich in seinem Preise festgestellt werden kann, das hat die neuere Münzwissenschaft, wie die Erfahrung der letzten Jahre bewiesen.

Wenn das Agio für Silber in Amerika zwischen 3 und 4 Proc. schwankt, so stimmt dieß vollkommen zusammen mit dem jetzigen Stand der Dinge in Frankreich. Die Werthung des Goldes in Amerika ist 1 : 15,988, die in Frankreich 1 : 15,5. Vergleicht man diese beiden Zahlen, so ergibt sich, daß das Silber in Amerika um 3 Proc. niedriger gewerthet ist als in Frankreich. Hier zahlte Gold früher immer Agio, jetzt steht Gold und Silber im Handel fast genau der gesetzlichen Werthbestimmung gleich, d. h. das Agio für Gold ist verschwunden, das Silber muß noch keines zahlen. Vor drittehalb Jahren, als Holland und Belgien ihre Goldmünzen rasch nach einander zur Handelswaare erklärten, hatte das Silber Agio gezahlt, d. h. das Gold war auf dem Markte weniger werth geworden als es nach der gesetzlichen Bestimmung seyn sollte. Die Folgen gaben sich sogleich durch eine vermehrte Goldausmünzung und durch Abzug des Silbers zu erkennen. Die Rechnung ist leicht gemacht: der Staat erkannte ein Verhältniß des Goldes und Silbers wie 1 : 15,5 an, im Handel war ein Verhältniß wie 1 : 15 eingetreten. Der Unterschied betrug über 3 Proc. Ein Beispiel wird erläutern, wie man sich dieß zu Nutzen macht. In Frankreich, wie anderswo, kann jeder Gold münzen lassen, und darf nur die nöthige Menge Gold, mit Zuschlag von 1/3 Proc. oder 20 Centimes für 100 Fr. in die Münze schicken. Wer um 1 Million Fr. in Gold aus der Münze beziehen wollte, brauchte nur diesen Betrag in Barren, der ihn 970,000 Fr. kosteten, mit Zuschlag von 2000 Fr. für Prägekosten an die Münze zu schicken, und erhielt am andern Morgen eine volle Million, d. h. 50,000 Stücke in 20 Fr., die im Handel und Wandel eine Million galten. Er hatte also ohne alle Mühe und Gefahr in Einem Tage 28,000 Fr. gewonnen. Darf man sich verwundern, wenn die Summe des geprägten Goldes, die im Jahr 1846 nur 2 Mill. betragen hatte, im J. 1850 auf 115, im J. 1851 auf 260 Mill. stieg? In diesen beiden Jahren mußte der Staat wenigstens 10 Mill. an den Goldmünzen verlieren. Dieß einfache Beispiel kann zei-

[1] In England wurden nach der Acte vom J. 1816 auf einmal aus dem Münzpfund Silber 66 Schill. statt wie vorher 62 geschlagen; dieß ist also stark 6 Proc. schlechter wie vorher.

gen, mit welcher mathematisch genauen Schärfe sich die Werthverhältnisse abwiegen, und welch ein geringes Schwanken der Preise es bedarf, um eine große Veränderung hervorzubringen.

Die Erklärung der Goldmünzen zur Handelswaare in Holland und Belgien und die darauf erfolgte kurze Entwerthung des Goldes auf dem Weltmarkt um etwas mehr als 3 Proc. gegen die Münzwährung in Frankreich war ein Warnungsruf: die Periode ging vorüber und der Staat kam in dieser Krise mit einem Verlust von etwa 10 Millionen davon, ganz anders gestaltet sich aber die Sache jetzt, wo die Masse des Goldes bleibend, nicht bloß temporär, wie vor zwei Jahren durch eine Münzmaaßregel Hollands, sich vermehrt. In Hamburg und Amsterdam steht das Gold gegenwärtig in einem Verhältniß wie 1:15,3, in England bezahlte man die Unze Silber vor wenigen Wochen mit 62 Pence, jetzt mit 61,5 Pence, ersteres entspricht einem Verhältniß von 1:15, letzteres einem Verhältniß von 1:15,17; ersteres gibt für Frankreich einen Verlust des Silbers von etwas mehr als 3 Proc., letzteres von etwas mehr als 2. Hält auch nur ersterer Silberpreis in London eine Zeitlang an, so beginnt wieder das starke Ausmünzen von Gold in Paris mit einem Verlust von 28,000 Fr. bei jeder Million für den Staat. Oesterreich hat sein Gold im Verhältniß von 1:15,28, Preußen im Verhältniß von 1:15,331 ausgeprägt. An diese beiden Staaten kommt also die Nothwendigkeit einer Münzveränderung erst, wenn sie für Frankreich bereits entschieden ist, denn ihr Silber ist höher, oder umgekehrt ihr Gold niedriger als in Frankreich gewerthet, um beinahe 1,6 Procent.

Es ist somit interessant, zu vernehmen wie sich ein diesem Gegenstand vollkommen gewachsener Franzose, Hr. Michel Chevalier, über diesen Punkt vernehmen läßt. Derselbe ließ in das Dictionnaire de l'économie politique einen (vom Journal des Debats 7 Dec. mitgetheilten) Artikel einrücken, worin er seine Ansicht über die Unvermeidlichkeit eines sinkenden Goldpreises auseinandersetzt, und sich über die Nothwendigkeit einer Münzveränderung in Frankreich also erklärt: „Einer der Umstände, welcher das Sinken des Golds auf dem Weltmarkt am meisten aufhalten könnte, wäre ohne Widerspruch die Behauptung des jetzigen Münzsystems in Frankreich. Kraft des Gesetzes vom 7 Germinal des Jahrs XI. schlägt man in Frankreich Münzen von 20 Fr., auf denen selbst die Worte 20 Franken aufgezeichnet sind, nachdem das Grundgesetz unseres Münzsystems den Franken zu 4½ Grammes Silber (mit Zusatz von ½ Gramme Kupfer) festgesetzt hat, mit andern Worten, die in einem 20 Fr.-Stück enthaltene Menge Gold von 5,806 Grammes ist 90 Grammes Silber gleichgestellt. Das Verhältniß zwischen beiden Quantitäten 1:15½, bestand wirklich auf dem französischen Markte im J. XI., aber dieß Verhältniß ist seiner Natur nach wandelbar. Wenn der Gesetzgeber unser Münzsystem vom J. XI. dennoch aufrecht erhalten wollte, so ist die Folge leicht vorauszusehen; das Gold aus den Minen würde in unsern Münzstätten geschlagen, und ginge in unsere Circulation über, wo kraft des Gesetzes jedes Goldstück von 20 Fr. gleich 20 Franken in Silber wäre. Die Folge eines solchen Zustandes der Dinge wäre, daß unser Silbergeld durch das Goldgeld verdrängt und unser Silbergeld durch die geschickten Speculanten, welche das andere Metall eingeführt hätten, hinausgeführt würde. Da das Gold auf dem Fuße von 1:15½ angebracht werden könnte, so ist klar, daß es diesen Werth im Verhältniß zum andern Metall behielte bis zu dem kritischen Augenblick, wo das Gold das Silber, soweit dieß irgend möglich ist, verdrängt hätte, d. h. bis nur so viel Silbergeld übrig bliebe, um als Ausgleichung zu dienen in Geschäften von weniger als 20 Fr. Einmal auf diesem Punkte könnte Frankreich von keinem Nutzen mehr seyn, um den Fall des Goldes zu hindern, bis dahin aber würde es als Fallschirm für dieß Metall dienen. Man erkennt aber leicht, daß Frankreich das Sinken des Goldpreises bis dahin nur auf seine eigenen Kosten aufgehalten hätte, indem es sein Silbergeld, eine Waare, die man bis jetzt als von ziemlich festem Werthe zu betrachten genugsam berechtigt ist, gegen Goldstücke austauschte, eine Waare, die aller Wahrscheinlichkeit nach bestimmt ist eine starke Entwerthung zu erfahren. Frankreich wäre der betrogene Theil, und es scheint uns angemessen, zu nothwendig, daß es sich ohne Zeitverlust vorbereite, diesen wahrscheinlichen Schaden abzuwenden."

Man ersieht aus dieser Auseinandersetzung ganz genau den nothwendigen Verlauf der Dinge, sobald das Gold auch nur schwach im Preise sinkt. Für Frankreich ist der Stand der Dinge schon ungünstig, wenn in England der Silberpreis über 60 Pence die Unze steigt, wenn in Hamburg die Mark Gold unter 430 fällt, und beides ist seit geraumer Zeit der Fall. Der Wechselcurs kann vorerst den Unterschied ausgleichen oder so unbedeutend machen, daß kein Vortheil herauskommt, Gold in die französische Münze zu schicken. Steht England mit seinem Goldcurs allein, so hat es einen nicht unbedeutenden Theil seines Geldeinflusses auf dem Continent verloren, und dieß mag mit an dem Eifer Antheil haben, Geld in nutzbringenden Unternehmungen auf dem Continent anzulegen, und durch die nothwendigen Rimessen nach England den Curs in der Höhe zu halten. Früher hatte England ein besonderes Interesse daran, den Curs niedrig zu halten, weil dadurch der Bezug englischer Manufacte sehr erleichtert wurde, und der Unterschied des Curses nicht selten den Zoll ausmog. Jetzt wo ihm daran liegen muß, eine der Waaren, die es in reichster Fülle besitzt, das Gold, nicht im Werth sinken zu lassen, sind seine Bemühungen dahin gerichtet den Curs hoch zu halten; aber eine starke Mißernte, welche die Sendung großer Getreidemassen aus dem Continent nach England veranlaßte, würde den Curs zum Sinken bringen, und die Umwandlung der Münzgesetze auf dem Continent, die Umwandlung der Goldmünzen in Handelswaare, bedeutend erleichtern. Ein einziges Beispiel kann dieß erläutern. Der Wechselcurs auf England regelt sich hauptsächlich durch die Getreideausfuhr. Wenn eine Mißernte in England eine Getreideausfuhr nöthig macht, die um 10 Mill. Pf. oder 250 Mill. Franken über das gewöhnliche Maaß der Einfuhr hinausgeht, so wird man von England aus, um dem Verlust des ungünstigen Wechselcurses zu entgehen, Gold nach Paris schicken, um es dort münzen zu lassen, und das Getreide, das aus Frankreich, Antwerpen, Amsterdam, Hamburg so wie aus den Häfen der Ostsee und des schwarzen Meeres bezogen wird, mit Wechseln auf Paris bezahlen; für diesen Wechsel wird man in den besagten Häfen aus Frankreich Silber und nicht Gold beziehen, weil man dieß nur in sehr geringem Grade brauchen kann. Steht das Silber in England nur zu 62 Pence die Unze, wie es vor kaum drei Wochen gestanden ist, so gewinnen die Engländer an jeder Million Franken 28,000 Fr. oder an 250 Mill. Fr. nicht weniger als 7 Millionen, die der französische Staat zahlt. Steigt in Folge solcher Maaßregel der Silberpreis in Frankreich und wird dafür Agio gegen Gold bezahlt, so wird dasselbe Manöver von Seite der englischen Goldbesitzer sich wiederholen, bis Frankreich so gut wie kein Silber mehr hinauszusenden hat. Treten derlei Operationen ein — und fast scheint es als sey gegenwärtig eine solche im Gang — so sinkt in

Deutschland und den östlichen Ländern der Curs auf Frankreich, statt des Cursес auf Englands sinken, und Frankreich muß das Gold hinaussenden. Dieser Stand der Dinge muß sich in allen den Ländern, die einen ganz gleichen Münzfuß mit Frankreich haben, nämlich Schweiz, Piemont und Belgien, empfindlich fühlbar machen, denn in dem Maaße, als Frankreich sein Silber hinaussenden muß, wird seine Bank alle Hebel ansetzen, um die Fünffrankenthaler, die piemontesischen, schweizerischen und belgischen eben sowohl, wie die französischen, wieder an sich zu ziehen.

Nordamerika muß, wie wir oben gesehen, Schritte thun und sein Münzsystem ändern, das zeigt der Umstand, daß man für Silber Agio in Amerika zahlt, zur Genüge; daß es im Entschlusse schwankt, zeigt der Umstand, daß Gouwins Vorschlag auch in der von der Committee amendirten Form noch nicht zum Gesetz erhoben wurde. Erst wenn die Frage in Nordamerika zur Entscheidung gebracht ist, kommt sie ernstlich an Frankreich. Wie schnell oder wie langsam dieß gehen wird, läßt sich freilich mit keinerlei Art von Bestimmtheit sagen, indeß sind doch einige Andeutungen aus schon bestehenden Thatsachen möglich.

Rußland bedarf seines im Ural und Sibirien gewonnenen Goldes nicht ganz, denn es schickt fast fortwährend seine Imperiale hinaus, ein gleiches ist mit Nordamerika der Fall; man kann die Ausziehung von Goldmünzen aus den Vereinigten Staaten in den letzten Jahren auf monatlich 2 bis 3 Millionen Dollars anschlagen, also jährlich zwischen 24 und 36 Millionen Dollars oder 5 bis 7 Mill. Pf. St. Amerika hat also wie Rußland seinen Bedarf von Goldmünzen vorerst erreicht, und wenn auch der Bedarf an solchen fortdauernd noch im Steigen ist, so ist derselbe durch den Zufluß aus Californien, der nicht unter 80 bis 100 Mill. Dollars anzuschlagen ist, bereits überholt; die Vermünzung für den eigenen Gebrauch kann also vorerst nicht mehr groß seyn. Nach der mäßigsten Berechnung liefern Rußland, Californien und Australien 40 Mill. Pf. St. oder eine Milliarde Franken jährlich an Gold; die Masse des Geldes in Frankreich wird zu 1700 bis 2000 Mill. Fr. angenommen, die von England ist wegen des größern Gebrauchs von Creditpapieren aller Art eher geringer als größer, und mit Nordamerika, wo die Papiercirculation noch weit verbreiteter ist als in England, ist es derselbe Fall. Man kann also nicht umhin, anzunehmen, daß eine Goldproduction von 40 Mill. Pf. St. jährlich, welche sich leicht auf 50 steigern dürfte, allmählich, jedenfalls in einer Reihe von wenigen Jahren, eine solche Goldmasse anhäufen wird, daß weder Frankreich noch England, weder Nordamerika noch Rußland sie nutzbringend verwenden können. Dann muß das Gold im Verhältniß zum Silber wesentlich sinken; man darf indeß nicht glauben, daß noch einige Jahre verfließen werden, ohne daß irgend eine Aenderung eintritt: wir haben gesehen, daß Nordamerika mit der Aenderung nicht mehr zögern kann, und daß Frankreich an der Gränzscheide steht, wo die Aenderung zur Nothwendigkeit wird. Welche Folgen dieß für England, für den Weltbandel haben muß, läßt sich vorerst noch nicht berechnen, gering aber können sie auf keinen Fall seyn.

Wir stehen also durch die Goldentdeckungen an der Schwelle der weitgreifendsten materiellen, geistigen und politischen Aenderungen; die wichtigste von allen aber, von welchen die andern Veränderungen erst getragen werden, ist die Hebung der untern Classen der civilisirten Völker, und ihre immer stärkere Verbreitung über den Erdboden, und die neue Belebung heruntergekommener oder erstarrter Völker; jetzt wird die Bewegung mehr nur als eine höchst materielle aufgefaßt, die Erfahrung wenniger Jahre wird aber zeigen, daß sie auch ein geistiges Capital erfordert, das nur mit großer Mühe und Anstrengung erworben wird, und das allein Ordnung und Leitung in die vorerst noch ziemlich chaotische Bewegung bringen kann. Patet via!

Etwas über die Insel Milo.

(Schluß.)

Die beachtenswerthesten Quellen sind an der Seeküste, im Umkreis des Hafens, etwa zwei Meilen südöstlich von der Scala. Einige dieser Quellen steigen ganz am Rande des Meeres auf; die Felsen umher haben eine rothe eisenschüssige Farbe. Die Reisenden gruben Löcher in den Kies, und stellten den Thermometer in die Quelle; das Quecksilber stieg auf 126° F. (also 42° R.), die Temperatur der Atmosphäre war 68° F., die des Seewassers 94°, wahrscheinlich wegen der zahlreichen auf dem Grunde aufsteigenden heißen Quellen. In einigen Quellen scheint das Wasser noch heißer als 126°, die französische Expedition gab 55° C (= 44° R.) an. Diese Quellen sind salzig und herb. In geringer Entfernung landeinwärts sind mehrere kalte Quellen, aber gleichfalls salzig. An der Südseite der niedern Hügelkette nahe an den kalten Quellen ist eine Höhle, in der wir einen vier Fuß tiefen Wasserpfuhl fanden, der 84° F. (33° R.) zeigt, während die Temperatur der Luft nur 74° (18⅔° R.) hat. Steinland fand im J. 1844 die Luft in dieser Höhle 85° F., das Wasser merkwürdig genug nur 82°, die äußere Luft 63°. Je weiter wir in der Höhle vorwärts gingen, desto schwefliger wurde der Geruch. Die Heilkraft des Wassers soll sehr groß seyn, namentlich in Hautkrankheiten; Tournefort und Olivier erwähnen dieser Quellen, welche den Namen Lutra führen. Tournefort erwähnt eines Mannes aus Cephalonia, der durch 24tägiges Baden in den Bädern von Milo sich von einer sehr eingewurzelten Krätze heilte; Hippocrates rühmt einen ähnlichen Fall.

An dem kleinen Hafen von Paleili, auf der der Scala gegenüberliegenden Seite, ist eine Schlucht, in welcher bis spät im Frühjahr süßes Wasser herabkommt; im Sommer ist sie vollkommen trocken. In der großen etwas über eine Meile von Paleili entfernten Lagune, ist eine Quelle süßen Wassers, die aber im Sommer saß vertrocknet. Die Bewohner schienen sich ganz auf ihre Cisternen zu verlassen; sie werden im Anfang jedes Winters gereinigt, und eine ungeheure Menge Niederschlag herausgenommen, wahrscheinlich weil der Regen den Schlamm von den Dächern herabschwemmt, die sämmtlich einen Estrich von Thon haben. Im Umfang der alten Stadt fanden wir mehrere alte Cisternen mit gutem reinem Wasser. Eine derselben, die viele tausend Gallonen fassen kann, ist mit einem schönen Cement ausgelegt und liegt dort an einem Bruchstück einer cyclopischen Terrassenmauer, etwa 200 Schritt von dem Apollotempel. Auch unter den Ruinen von Palaeochori auf der Ebene sind viele Cisternen und Brunnen.

Minino erwähnt des Alaun von Milo, und zwar zweierlei Arten von Alaun, aber die einzige Alaunmine, von der ich auf der Insel hörte, liegt etwa eine halbe Meile OND von Palaeochori oder der verfallenen mittelalterlichen Stadt auf der Ebene, an der Seite einer niedrigen Hügelkette. Nahe dabei ist eine kleine Kirche des heil. Georg; die Reisenden stiegen am 28 April in die Grube hinab: der Abstieg war steil und die Höhe im Vergleich mit der äußern Luft ziemlich groß, nämlich 96° F. (28⅔° R.). Anfangs wurden wir durch den starken Schwefelbrand, der aus der Höhle aufstieg, fast überwältigt, und in kurzem waren wir in Schweiß gebadet. Von der Mündung bis zum Grunde der untersten Kammer mag die Entfernung 150 Fuß betragen, und es ging in einem Winkel von 45° hinab, an manchen Stellen wegen der niedrigen Decke auf Händen und Füßen. Wir hatten Lichter bei uns, um die Höhle zu untersuchen, und kamen in zwei oder drei kleine Kammern, die zu verschiedenen Zeiten bearbeitet worden waren. Diese Kammern waren sehr schön, schimmerten wie Krystall, und waren an manchen Stellen wie mit einer Art krausen Silbers bedeckt. Wir schlugen mit Hämmern an die Seitenwände, und brachen schöne krystallähnliche Stücke Spicului ab, an andern Stellen bestand der Alaun aus feinen

granlichen Felsen, wie Rebeß. Diese Spiralß schreiten reiner Alaun; der fehrige Alaun verlor seine Schönheit, sobald man ihn aufs Schiff gebracht hatte. Quarz in verschiedenen Stadien iſt mit dem Boden am Eingang gemiſcht.

Berg Kalamo liegt an der Südküſte, nahe am gleichnamigen Cap, und iſt 505' hoch. Man kann ihn die Solfatara von Milo nennen. Caſtro liegt im NNW etwa zehn Meilen von dieſer bemerkenswerthen Stelle, und ragt keck über alles umliegende Land hervor. Nahe am Gipfel dieſes Berges iſt eine ſehr bemerkenswerthe Stelle von zerriſſenem, röthlichem, eiſenſchüſſigem Geſtein, wo wir viele Spalten fanden, aus denen Rauch mit ſtarkem Schwefelgeruch hervordrang und viel Schwefel umhergeſtreut iſt. Dieſe Schwefelmine Milo's ſcheint ein halbthätiger Vulcan. Auf den Gipfeln der andern Berge nördlich von Kalamo ſoll gleichfalls Schwefel gefunden werden.

Zur Zeit Tournefort's ſcheint die vulcaniſche Bewegung ſtärker geweſen zu ſeyn, denn nach ſeiner Angabe brachen aus den Felſen an der Küſte Flammen hervor. Olivier ſcheint in Gefahr geweſen zu ſeyn, in die weiche brennende Erde einzuſinken, als er ſich dem angeblichen Krater bei Kalamo zu ſehr näherte. Leycefter und ſeine Gefährten hatten keine ſolche Gefahren zu beſtehen, und ſahen keine Flammen, weder an den Felſen, noch in der Nähe der Küſte, noch auf dem Gipfel. Allerdings aber kamen Stöße, die man in den Boden ſtieß, ſo heiß heraus, daß man ſie nicht mit der Hand anfaſſen konnte. Dieß iſt an mehreren Stellen der Inſel der Fall, z. B. in einer Schlucht in der Nähe riniger Höhlen, anderthalb Meilen öſtlich von Scala. Die Schpfannen von Milo ſind im Hintergrunde der Bay oder des Hafens, und befinden ſich in der Nähe eines peſtilentialiſchen Sumpfes, der ſich fortzieht bis an die auf der Ebene gelegene Stadt und deren jetzige Entvölkerung wahrſcheinlich erklärt.

Auf der Weſtſeite der Bay von Paläochori und nahe am Kalamo- oder Schwefelberg ſind Reſte einer neuen oder mittelalterlichen Stadt, die auf einer Menge kleiner aber ſehr ſteiler Hügel erbaut iſt, und wahrſcheinlich von den Venetianern aufgeführt wurde. Unter den zerſtörten Häuſern und in der Umgegend ſindet ſich fein gutes Waſſer. Gegenwärtig iſt Caſtro der Hauptort der Meliotes. Die Bewohner der meiſten Inſeln des griechiſchen Archipels, wie Syra, Zea, Skyros u. ſ. w. wählten unzugängliche Stellen für ihre Wohnungen, um ſich gegen ihre Feinde und die Seeräuberhorden zu ſchützen, von denen ſeit undenklicher Zeit das ägäiſche Meer wimmelte. Caſtro iſt eine prächtige Probe von einem um einen ſpitzigen Gipfel gebauten Dorfe. In der Ferne ſieht es recht hübſch und romantiſch aus, und von der Höhe herab kann man den größten Theil der Inſel überſehen; am hellen Tage hat man einen weiten Blick übers Meer, namentlich nach dem Eingang in den Archipel, wohin manche gierige Blicke von den meliotiſchen Lootſen geworfen werden, welche auf Beſchäftigung in ihrem Berufe ſehen. Die Bewohner von Caſtro, namentlich die Männer, ſind mehr oder minder mit vielen europäiſchen Sprachen, namentlich Franzöſiſch, Italieniſch und Engliſch bekannt, da ſie auf den Schiffen dieſer Nationen häufig als Piloten dienen. Trotz dieſer Verkehrs mit civiliſirten Völkern iſt Caſtro ein höchſt ſchmutziger Ort, und ein Glück, daß die Lage hoch iſt, und die Winterregen allen den Schmutz abwaſchen, der ſich im Sommer anhäufte, ſonſt möchte Caſtro das Schickſal von Paläochori in der Ebene theilen und entvölkert werden.

Die Geologen nennen dieſen Kegel trachytiſch, und ich glaube auch daß er in einer der poſtrieiſchen Erſchütterungen, denen Milo ausgeſetzt war, durch vulcaniſche Kraft emporgetrieben wurde. Hart unter dem Kegel gegen S und W ſind einige zerſtreute Häuſer, und in geringer Entfernung die Dörfer Trio Vaſola und Tripiti. Beide liegen in einer Entfernung von etwa ½ Meilen und letzteres hart an den Ruinen der alten Stadt. Die Scala iſt, wie ſchon erwähnt, von Skaſioten bewohnt, welche unvollkommene Gäſte und der Schrecken der ganzen Inſel zu ſeyn ſcheinen; ihr kräftiges Ausſehen und kecke Weſen verrathen den kühnen Bergbewohner. Die Bevölkerung von Milo beträgt über 2000 Seelen. Die Häuſer von Caſtro ſind hauptſächlich aus dem vulcaniſchen Stein der Inſel gebaut, aus dem auch die Mauern der alten Stadt aufgeführt ſind. Tournefort ſagt: „er ſieht aus wie Bimsſtein, iſt aber hart, ſchwärzlich, leicht, den Einwirkungen der Luft nicht unterworfen, und ſehr tauglich eiſerne Werkzeuge zu ſchärfen.“

Milo hat 21,000 Stremmata Land, von denen 10.000 angebaut ſind. Der Ertrag reicht aber für den Innerbedarf der Inſel nicht zu. Indeß werden auch Wein und Baumwolle gewonnen, und von letzterer einige hundert Centner ausgeführt. Die hieſige Baumwolle iſt die Pflanze, nicht der Baum „gossypium arboreum.“ Oberſt M'Adam meint, unter beſſerer Pflege könnte die ſüdliche Hälfte der Inſel viel produktiver gemacht werden. Er erwähnt unter andern dortigen Pflanzen der Roccella tinctoria und des Omithogalum, das zur natürlichen Ordnung des Kopheleren gehört. Letzteres wird noch in Smyrna und andern Orten verkauft, und iſt in unſern Gärten als der Stern von Bethlehem bekannt, in der Levante, ſchon in der heil. Schrift, als Taubenmiſt, da ſeine Wurzel dieſe Form hat. Eine Art davon hat einen Knollen ſoll ſo dick, wie einen Menſchenkopf. Bäume, die Bauholz liefern könnten, fahren die Reiſenden auf der Inſel nicht.

Die Bewohner von Milo ſind eine hellere und ſchönere Race als die der andern griechiſchen Inſeln. Man ſieht ſehr reizende Frauen, die aber durch ihr felſiſames Geblüm entſtellt ſind. Die Frau des engliſchen Conſuls erſchien an einem Feſttag in einer ſcharlachrothen, mit Perl verbrämten und die zur Hüfte reichenden Sammtjacke, einem weißen Hemd, das die auf die Knöchel reichte, einen zweiten darüber, das die an die Knie ging, und in Strümpfen. In der alten Stadt auf der Ebene tragen die Frauen den Rock nur bis an die Kniee, weiter hinab iſt das Bein mit einer dicken Filzgamaſche bedeckt, und über den Strümpfen, die unten am Fuße ebenfalls Filz haben, tragen ſie einen rothen oder ſchwarzen Schuh. Ihre Jacke iſt weiß mit weiten Aermeln und ihr Kopfputz von demſelben Steff geſchmackvoll um den Kopf gebunden. Dieſe letztere Kleidung gleicht der, wie ſie zu Tournefort's Zeit üblich war. Es hat viele Verwunderung erregt, daß die Miloten ſo weiß ſind, aber der Hafen von Milo war ſeit undenklicher Zeit ein Sammelplatz aller europäiſcher Seefahrer, und wohl mögen dieſe hier, wie ihr Geld, ſo etwas von ihrer Stammeseigenthümlichkeit zurückgelaſſen haben. Tournefort beſchreibt die Frauen von Argentiera als „Erzcoquetten.“

Miscellen.

Baumwollenbau in Algier. Die Berichte, welche das Decemberheft der Revue de l'Orient über den Zuſtand der nordafrikaniſchen Beſitzungen Frankreichs bringt, lauten mit Ausnahme des in den Zeitungen erwähnten Kampfes am Laghuat ſehr friedlich, und ſelbſt die Verbindungen mit den ſonſt ſo ſtörrichen Kabylen um Schercheli ſollen immer freundlicher werden. Aus Oran meldet man, daß der Aſchur ohne die mindeſte Widerſetzlichkeit eingeht. Aus Conſtantine wird gemeldet, daß alles ſich zum Frieden neigt. Der Steuern leicht eingehen, und der Ackerbau in Schwung geräth, daß die Stämme, aus Furcht vor den Franzoſen, einige unverheirathete Männer ſelbſt austieſern, und die Scherifs ſich möglichſt im Guten verbergen. Unter dieſen Umſtänden iſt es nicht ohne Intereſſe, daß die Baobabſtämme mehr und mehr anfangen ſich auf Handelsſpitzen zu verlegen. Der Stamm der Gesſels, in der Nähe von Tlemſan, hat ſehr glückliche Verſuche mit dem Baumwollenbau gemacht. Das Erzeugniß ſoll ſehr ſchön ſeyn, namentlich bei dem Aghe Abdelſalem Ben Unui; die erſten Verſuche haben guten Abſatz gefunden, und man hofft daß der Anbau ſich ausdehnen werde.

* * *

Die künſtliche Fiſchzucht in Frankreich macht Fortſchritte. Hr. Coſte iſt kürzlich von einer Reiſe zurückgekommen, auf der er das Syſtem der künſtlichen Fiſcherzeugung zu Comacchio in den römiſchen Staaten und zu Venedig im Königreich Neapel unterſuchte; letzteres ſcheint auf Muſcheln ebenſo anwendbar, wie auf Fiſche. (Liter. Gaz. 18 Decemb.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 311. 28 December 1852.

Zeitbetrachtungen.

Dom Pacifico, Minister des Innern von England, weiland Lord Feuerbrand als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Lord John Russell, vormaliger Minister des Innern, der als Haupt des vorigen Whigministeriums Lord Palmerston abkanzelte, jetzt Minister der auswärtigen Angelegenheiten! Das ist jedenfalls eine höchst groteske Zusammenstellung. Wir wollen es der Times auf's Wort glauben, daß Lord Aberdeen und Lord John Russell sich erhaben über bloße Parteibewegründe gezeigt haben, daß namentlich der letztere eine lobenswerthe Selbstverläugnung fundgab, daß er, vorher das Haupt der Regierung, jetzt eine untergeordnete Stelle einnimmt, so wichtig auch diese seyn mag, allein das vermindert die Schwäche des Ministeriums nicht im mindesten. Eine gute Anzahl Peeliten ist ins Ministerium getreten, aber nicht darum ist dasselbe wesentlich peelitisch, sondern der Grundgedanke desselben ist es, diese Vermittlung zwischen der conservativen und radikalen Partei, die Sir R. Peel in den letzten Jahren seines Lebens erstrebte und erstreben mußte. Es herrscht die Ansicht vor, daß die Tories nicht mehr regieren können, und die radikale Partei noch nicht regierungsfähig ist, daß also eine Anzahl erfahrener Geschäftsmänner das Ganze leiten müsse. Hier tritt die Wichtigkeit des schon vor Jahren gesprochenen Satzes hervor: measures, not men. Wenn sonst in England eine Partei unterlag, so kam die andere ans Ruder; diese Partei wählte aus ihrer Mitte die fähigsten aus, allenfalls auch die, welche am meisten Einfluß hatten, aber welche Maaßregeln sie vorschlagen, welche Richtung sie einhalten würden, das wußte man jedenfalls voraus. Seit die Reformbill das Wesen des alten Staats angriff, indem sie die aus dem alten System hervorgewachsenen Mißbräuche wegschnitt und damit den neuerwachsenen Elementen der Gesellschaft Rechnung trug, herrscht mehr oder minder dieß jetzige Vermittlungssystem vor. Die Frage ist immer wieder: wie weit soll man den neuen Gesellschaftselementen, die wesentlich demokratisch sind, nachgeben? Das weiß man nicht, deßwegen stellt man den Satz auf: measures, not men, und über die Richtung, in welcher das neue Ministerium steuern soll, wird und kann, darüber weiß wohl niemand, vielleicht die Mitglieder des Ministeriums selbst nicht, etwas bestimmtes zu sagen; nur die einzelne Maaßregel, nicht der Gesammtcharakter einer Regierung soll in Betracht kommen. Das Ministerium Derby hatte einen Charakter, das neue nicht. Lord John Russell hat vor sechzehn oder achtzehn Jahren im Parlament erklärt, die Reform-Maaßregel vom Jahre 1831/32 sey eine finale, was ihm den Spottnamen Finality-John zuzog. Er hat faktisch diese Ansicht aufgegeben, indem er Anfang dieses Jahrs eine neue Reform-Maaßregel vorschlug, eine Maaßregel, die weder den einen Theil noch den andern befriedigte, indem sie zwar die Ausdehnung auf ein allmählich verändertes Wahlsystem gab, im Ganzen aber die Sache vorerst beim Alten ließ. Das mag theoretisch und vom Standpunkt eines allmählichen sehr sachten Uebergangs ganz plausibel erscheinen, nur hat es den großen Nachtheil, daß man im Parlament und in der Nation zwischen zwei Stühlen niedersitzt. Eine solche Stellung mag in deutschen Kammern gehen, wo die königliche Gewalt über die Hauptpunkte entscheidet; sie ging auch zum Theil in Frankreich, wo dem König viele indirecte Mittel zu Gebot standen ein Ministerium zu halten, in England aber, wo man an die Parteiherrschaft seit so langen Jahren gewöhnt ist, mißglückte sie bis jetzt immer, und selbst die große Persönlichkeit eines Peel war nicht im Stande ihr einen dauernden Halt zu verschaffen. Ob das neue Experiment glücklicher ausfallen wird als die frühern, möchten wir bezweifeln.

Die öffentliche Stimme hat im Laufe des Sommers Lord Palmerston als das Haupt eines künftigen Ministeriums bezeichnet, und jetzt ist er Minister des Innern, er hat also die von seinen Neigungen und seiner bisherigen Wirksamkeit entfernteste Stellung. Bei den großen Eigenschaften Lord Palmerstons, seiner hervorragenden Stellung ist diese Thatsache gewiß nur aus sehr wohl erwogenen politischen Convenienzen hervorgegangen, denen sich Lord Palmerston selbst, so wie die andern leitenden Staatsmänner Englands, gebeugt haben. Seinen diplomatischen Gewohnheiten gemäß hatte er im Anfang der Session den Friedensstifter zwischen den streitenden Parteien gemacht, und sich damit den Spitznamen Dom Pacifico erworben — ein humoristischer Einfall, der Lord Derby alle Ehre macht, und dem Lord Palmerston in der Meinung seiner Landsleute so wenig schadet, als ihm einst der Spitzname Cupido geschadet hat, den er sich, gelegentlich bemerkt, selbst geschöpft haben soll; wäre die Entwicklung der politischen Lage Europa's hinreichend vorgerückt, um mit einer größern Bestimmtheit einen Krieg in nicht ferner Zeit erwarten zu lassen, dann wäre sicherlich Lord Palmerston als Haupt der Regierung aufgetreten, und dieß wäre die Anzeige gewesen, daß die Kräfte der Nation jetzt zum Kriege sich wenden und der äußern Thätigkeit die innere untergeordnet seyn würde; so weit ist es aber noch nicht, selbst nicht so weit, daß man Lord Palmerston an die Spitze der Admiralität hätte stellen können, ohne Anstoß zu geben; aber Lord Palmerston an der Spitze des Ministeriums des Innern bedeutet so viel, daß die Nation bereit seyn soll und wird, den Kampf aufzunehmen, so-

bald er unvermeidlich geworden. Eine Veränderung leidet die englische Politik darum nicht, im wesentlichen leitet Palmerston immer noch das auswärtige Amt, und Lord John Russell ist nur Verwalter desselben, wie es Lord Malmesbury gewesen; selbst Lord Redcliffe (Viscount Canning) ward, als eine zu bestimmte Richtung bezeichnend, noch nicht für passend gehalten.

England scheint sich somit völlig auf einem beobachtenden Standpunkt zu halten, und nur das ist auffallend, daß es sichtlich nicht mit den östlichen Continentalmächten geht, wie sich dieß in der Frage der Anerkennung des neuen Kaisers der Franzosen deutlich herausgestellt hat. Es scheinen, wenn nicht gerade Verabredungen, doch Verwechungen stattgefunden zu haben, daß England mit den übrigen Großmächten zugleich und gemeinsam handeln soll: dieß ist wenigstens daraus zu schließen, daß man auf dem Continent die und da sein Erstaunen über die rasche Anerkennung des Kaisers und die Beglaubigung des Gesandten bei demselben ausgedrückt hat; indeß wurden von Seite Frankreichs nach der Angabe Graf Malmesbury's im Oberhaus bestimmte Zusicherungen gegeben, daß „der Titel Napoleon III keine kaiserlichen Erbansprüche begründen solle, und daß der Kaiser seine Ernennung durch das französische Volk als den einzigen Anspruch auf die kaiserliche Würde betrachte;“ somit konnte, da diese Versicherungen zugleich die Aufrechthaltung der Verträge nicht bloß stillschweigend, sondern ausdrücklich, in sich schlossen, England nicht wohl zögern die Anerkennung auszusprechen, da jede Zögerung als eine nutzlose Beleidigung angesehen werden konnte. England, das sich von den Mächten der heiligen Allianz schon seit dem J. 1825 entschieden losgesagt, und seitdem in allem was Frankreich betraf, seinen eigenen Weg gegangen, war auch jetzt in einer andern Stellung als diese Mächte, deren Verbindung seit jener Zeit wohl hie und da gelockert, doch nie in der Art, wie von Seite Englands geschehen, gelöst worden; bei diesen Mächten war eine Berabredung über die Art der Anerkennung und somit eine Verzögerung derselben ganz natürlich. und wenn sich eine offiziöse Correspondenz dahin äußerte, „der Kaiser brauche sich um die eiteln Scrupel der europäischen Diplomatie nicht zu kümmern, auf Frankreich gestützt könne er die Sache ruhig abwarten, es handle sich jetzt nicht mehr um den Buchstaben der Verträge, sondern um das souveräne Recht Frankreichs,“ so waren dieß Anwandlungen übler Laune, die, wie die Sachen stehen, von keiner Consequenz seyn können. Empfindlicher mochte das Abbrechen der Heurathsunterhandlungen seyn, die jedenfalls begonnen hatten, und bis zur Oeffentlichkeit gediehen waren; am empfindlichsten aber war wohl die Zögerung des Papstes, die freilich gegen die wahrhaft unanständige Eile des neapolitanischen Hofs grell genug abstach, und den Bemühungen Napoleons sich durch den Papst halten zu lassen, kein sonderlich günstiges Prognostikon stellt. Freilich stehen beide, der König von Neapel und der Papst, auf sehr verschiedenem Boden; in Neapel scheint der vulkanische Grund zu wanken, und man hat die Eile, mit der die Anerkennung Napoleons III ausgesprochen wurde, noch ehe die officielle Anzeige nach Neapel gelangt seyn konnte, vielfach den Besorgnissen vor Muratischen Umtrieben zugeschrieben; Muratisch gesinnte Leute sollen sich auch in so großer Anzahl in Marseille befinden, daß sich der neapolitanische Consul über die auffallende Nachsicht der französischen Behörden beschwerte.

Der Papst, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, und dessen weltliches Besitzthum theils von Oesterreichern, theils von Franzosen beschützt werden muß, steht, obwohl persönlich in der Gewalt der Franzosen, ganz anders denselben gegenüber. Kann er das Verlangen Napoleons III, ihn zu salben, erfüllen? Wir sind sehr geneigt diese Frage geradezu mit Nein zu beantworten: denn warum sollte der Papst ihm eine feierliche Weihe ertheilen, die er den andern katholischen Fürsten nicht zu Theil werden läßt? soll der Papst durch die Salbung öffentlich aussprechen, daß die Kirche dem Kaiser der Franzosen einen Rang über allen andern katholischen Fürsten gibt? Indeß ist die Forderung einmal gestellt worden, und ihre Nichterfüllung wird empfindlich aufgenommen werden. Das zeigt schon die gemeldete, wenn auch noch nicht gehörig bestätigte Abberufung Graf Rayneval's, eines Mannes, der Italien besser kennt als alle andern französischen Diplomaten, dem man aber das Mißlingen der Unterhandlung schuld gibt. Möglich daß er eine Forderung, deren Nichterfüllung er bei seiner klaren Kenntniß der italienischen und zweifelt der römischen Verhältnisse wohl voraus sah, nicht mit dem Nachdruck betrieb, den man von ihm erwartete. Will sich aber der Kaiser mit den gewiegtesten Diplomaten Frankreichs eben so in Widerspruch setzen, wie mit diesen gewiegtesten Staatsmännern im Innern? Die Zeit ist noch nicht da, wo man Briefe vom kaiserlichen Steighügel aus datiren und statt der diplomatischen Unterhändler Adjutanten schicken kann. die freilich die Sache viel kürzer abmachen. Bis dahin indeß muß man Zeit gewinnen, und darf sich nicht diplomatisch schlagen lassen, wie fast zuverlässig in der römischen Geschichte; geschieht dem also, dann — manet alta mente repostum, der neue Kaiser hat ein gutes Gedächtniß.

Lord Palmerston soll besonders viel mit dem Grafen Walewski und dem sardinischen Gesandten unterhandeln. Das ist sehr bezeichnend für die Stellung Frankreichs und Englands: am Rhein und in Belgien haben England und Frankreich ganz widersprechende Interessen, denn das linke Rheinufer kann nicht verloren gehen, ohne auch Belgien gänzlich zu untergraben, und zur leichtesten Beute jedes Angriffs zu machen. Dagegen haben beide Theile in Italien bis zu einem gewissen Punkte gemeinsame Interessen. Das Vorschieben des österreichischen Einflusses ist dem einen so wenig angenehm als dem andern, denn Englands Handel wird durch die Ausbreitung desselben eben so eingengt, als Frankreichs Plane. Es können deßhalb sehr wohl zwischen beiden Theilen Maaßregeln gegen Oesterreich vorbereitet werden, die auf eine selbstständigere Stellung Italiens hinauslaufen. Zwei Umstände, der fortdauernd anhaltende Streit zwischen Rom und Turin auf der einen und die mächtigen Befestigungen, die Oesterreich, wie einst Venedig, im adriatischen Meere vornimmt, deuten darauf hin, daß manches im Werk ist, was jetzt noch nicht ans Tageslicht hervortritt. Daß unter diesen Umständen der österreichische Gesandte nicht länger von Turin abwesend seyn will, und daß Hr. Prokesch von Osten nach Rom bestimmt seyn soll, zeigt deutlich, daß es sich dort gegenwärtig um sehr wichtige Interessen handelt. Palmerston, den man „wegen seiner Vorneigung für Ludwig Bonaparte's System“ vom Amte entfernte, scheint diese Eventualitäten zu besprechen, während die offizielle Regierung Belgien bewacht.

Hier hat die Regierung der Kammer den Vertrag, der am 9 Decembet mit Frankreich abgeschlossen wurde, vorgelegt, derselbe wurde aber in geheimer Sitzung besprochen; natürlich verlautete aus dieser geheimen Sitzung wohl manches, was die commerciellen Verhältnisse betraf, die politischen aber haben die Mitglieder für sich behalten, und die Journale waren, wenn sie auch etwas erfuhren, vorsichtig genug, die Sache nicht an die große Glocke zu hängen. Indeß auch das was in commercieller Hinsicht verlautete, ist bezeichnend genug. Die abgetretenen Minister,

namentlich Hr. Rogier, sollen sich entschieden gegen den Vertrag vom 9 Dec., der den sogenannten Linnenvertrag vom Jahr 1845 einfach wiederherstellte, erklärt haben, indem die Zeit dennoch komme, wo Belgien suchen müsse, Frankreichs zu entbehren, oder mit andern Worten: aus dem Verhältniß herauszutreten, in welches Belgien durch eine besondere Bevorzugung seiner Linnenwaaren hineinkam. Die Verträge vom 22 August d. J., denen zufolge der Nachdruck aufgehoben und verschiedenen belgischen Erzeugnissen, einigen Baumwollenwaaren, Hopfen, Vieh ꝛc. Erleichterungen bei der Einfuhr gewährt wurden, zeichnen die Stellung, welche nach der Ansicht des alten Ministeriums Belgien gegenüber von Frankreich einnehmen sollte. Interessant ist, daß am Ende der geheimen Sitzung 14 Mitglieder den Vorschlag machten, daß die provisorische Convention vom 9 Dec. am 1 Jul. 1853 von Rechtswegen ablaufen solle, wenn gegen alle Erwartung die contrahirenden Theile sich bis dahin nicht über einen definitiven Vertrag verständigten. Dieser vermittelnde Antrag ward verworfen mit 64 gegen 16 Stimmen und der ursprüngliche Antrag des Ministeriums, den Vertrag vom 9 Dec. einfach zu genehmigen, endlich mit 62 gegen 8 Stimmen angenommen; 16 Mitglieder, dieselben die den vermittelnden Vorschlag gemacht und dafür gestimmt hatten, enthielten sich bei der Schlußabstimmung ihrer Stimmen. Das heißt sehr deutlich zu verstehen geben, daß der Vertrag dem Interesse Belgiens nicht sonderlich vortheilhaft sey, daß man aber, um auch nur provisorisch Frieden zu haben, einstimmen müsse. Da der Vertrag gegen den Nachdruck zugleich mit gesallen ist, so glaubt man, daß Frankreich sich beeilen werde, die Unterhandlungen zu erneuen. Die Discussion in der geheimen Sitzung soll gegen das Ende sehr heftig geworden seyn, schwerlich aber die Einzelnheiten, sondern wohl über die Tendenz des Vertrags. Hinsichtlich Frankreichs ist noch ein besonderer Umstand hervorzuheben, der die Aufopferung des Vertrags gegen den Nachdruck erklärt; die französische Regierung hatte in dem zweiten Vertrag vom 22 August d. J. Belgien Erleichterungen hinsichtlich einiger Baumwollenwaaren gewährt, und dagegen waren die Handelskammern des Nordens, wie wir früher schon bemerkt haben, sehr entschieden aufgetreten, vielleicht weniger, weil sie sehr schlimme Folgen von der Concurrenz Belgiens befürchteten, als weil sie das Aufgeben des Systems, das gerechte Baumwollstoffe ganz verbietet, mit Besorgniß betrachteten; denn war einmal das System aufgegeben, so konnte es auch sehr leicht in irgend einem Handelsvertrag mit England, von dem damals so viel die Rede war, aufgegeben werden; die französische Regierung war vielleicht gerade in dem Augenblick, wo sie das Recht Handelsverträge ohne Zustimmung des legislativen Körpers in Anspruch nahm, nicht sonderlich abgeneigt diese Besorgnisse zu beschwichtigen.

Noch ein anderer Gesichtspunkt muß bei der Berathung über den Vertrag vom 9 Dec. in der belgischen Kammer auffallen. Es sind hauptsächlich die Mitglieder der sogenannten klerikalen Partei, die ihn hervorworfen und das jetzige Ministerium stützen. Der Gedanke, der diesem Ministerium zu Grunde liegt, ist der, eine versöhnliche Sprache gegen Frankreich zu führen, und diesem durchaus keinen Anlaß zu Einmischungen zu geben. In dieser Richtung wird es von der klerikalen Partei unterstützt, und diese gibt dadurch zu erkennen, daß wenn sie das liberale Ministerium Rogier, das allmählich in eine ziemlich herbe Stellung gegen Frankreich hineingerathen war, bekämpfte, sie darum einem andern liberalen Ministerium — denn das ist das Ministerium Brouckère immerhin — ihre Mitwirkung, wo es die Unabhängigkeit Belgiens gilt, nicht versage. Das zeigt sich auch in der Berathung des Gesetzes, welches gegen Beleidigung fremder Souveräne gerichtet war; die geringe Bedeutung desselben haben wir früher schon erwähnt, aber die Debatte bietet noch einen interessanten Punkt dar: Graf de Theux, ehemaliger Minister und einer der Häupter der klerikalen Partei, sprach in der nichts weniger als sehr hitzigen Debatte sich über den Punkt, ob im Fall einer Beleidigung fremder Souveräne durch die Presse das Ministerium von Amtswegen einzuschreiten habe, dahin aus: wenn das belgische Ministerium sich die Entscheidung vorbehalte, ob eine Klage vorgebracht werden solle oder nicht, so würde man es jedesmal, wenn es die Klage anstellen lasse, der Schmähe anklagen, weigere es sich aber die Klage anstellen zu lassen, so enstehe daraus sogleich eine internationale Streitfrage; es bleibe also nichts übrig als die Klage durch die fremden Mächte selbst anstellen zu lassen, und den Spruch der einheimischen Justizbehörde ankeim zu geben. Dieß Verhalten der großen Mehrzahl und der wichtigsten Personen der klerikalen Partei ist unter den gegenwärtigen Umständen von Bedeutung; denn es zerstreut die auf manchen Seiten gehegten Befürchtungen, sowie die anderseits gehegten Hoffnungen, durch Vermittlung der katholischen Partei in Belgien dem französischen Einfluß den Weg zu bahnen, und es wirft auf das Verhalten des gemäßigten Theils des französischen Klerus ein sehr merkwürdiges Licht: im J. 1829 und 1830 standen die Sachen bedeutend anders.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Norwegen.

(Nach dem Englischen von Dr. E. Z.)

1. Eine Mittagsmahlzeit.

Ein norwegisches Diner ist eine sehr gemüthige Affaire. Es beschränkt sich nicht wie in England auf einige Stunden am Abend, wo die Geschäfte der meisten Leute beendet sind; in Norwegen dinirt die feine Welt von zwei bis drei Uhr, und wenn die Gesellschaft zahlreich ist, pflegen Tanz, Gesang und Spiel darauf zu folgen, so daß das Ganze meistentheils nicht vor zwei oder drei Uhr Morgens schließt. Die norwegischen Sitten haben etwas ungemein Eigenthümliches und Ursprüngliches, und nach unsern Begriffen herrschen dieselben Eigenthümlichkeiten auch in der Kleidung und in der Physiognomie der Bewohner dieses Landes vor. Die letztern sehen den Engländern ähnlich, allein nicht den Engländern der Gegenwart, sondern den altwendischen Porträts unserer Vorfahren.

Zu dem Diner, welches ich schildern will, wurden etwa 20 bis 30 Gäste erwartet. Bis zum letzten Augenblicke blieb die genaue Zahl der Kommenden unentschieden, da in Norwegen, dem ächt freien Lande, die Gewohnheit herrscht, alle Einladungen in einer sehr allgemeinen und unbestimmten Weise zu beantworten, und ohne Bedenken einen zufällig angelangten Gast mitzubringen.

Nachdem ein großes Zimmer von allen unnöthigen Mobilien befreit worden war, wurden die Speisetische in der Gestalt eines nach einer Seite offenen Carrés aufgestellt, so daß zwischen diesen und der Mauer nur ein Durchgang für die Aufwärter frei blieb. Ein anderes Zimmer ward zur Aufnahme der Gäste und ein drittes für die Raucher der Gesellschaft hergerichtet; außerdem öffnete man die großen Flügelthüren der Halle, und stellte innerhalb und außerhalb derselben Stühle auf für diejenigen in der Gesellschaft, welche dem Ceremoniell in den andern Räumen zu entgehen wünschten. Der Thorweg ward mit Blumengnirlanden geschmückt, eine frische grüne Matte von jungen Fichtenzweigen davor hingelegt und der Sand, welcher die Stelle des Kieses vertritt, sorgfältig mit dem Rechen glatt gestrichen.

Bald nach zwei Uhr kamen die Gäste in Wagen von jeder denkbaren Gestalt und Größe angefahren; die Vornehmen saßen in sehr

hohen altmodischen Halbchaisen, die vom langen Dienst schon gewaltig mitgenommen waren, und deren eigentliche Farbe sich vor monate- und jahrealtem Schlamm und Staub nicht erkennen ließ. Einige fuhren in zweispännigen und einige in einspännigen Wägelchen; nur sehr wenige kamen zu Fuß. Die Wagen folgten einander so schnell, daß man bald in ein Labyrinth von „Frau's“ und deren „Fröken“, Töchter, von „Mador mo's“ mit ihren „Domfru's“, von Prästen, Pastoren und Vikars oder vielmehr Standesbezeichnungen ohne Zahl hineingeschwirrt wurde. Die eigentlichen Titel wurden vor einigen Jahren durch einen Beschluß des Storthing aufgehoben, welcher trotz des Königs Weigerung, denselben zu bestätigen, von drei auf einander folgenden Storthinge angenommen ward, und der norwegischen Verfassung gemäß dadurch Gesetzeskraft erhielt. Obgleich demzufolge die Adelsklasse nicht mehr existirt, so wird dafür jetzt jedermann mit dem Titel beehrt, welcher seinen Beruf oder sein Geschäft bezeichnet. So wird ein Diener der Kirche, der etwa dem englischen Dechant auf dem Lande entspricht, Probst und seine Gattin Pröbstin genannt; ein Rechtsgelehrter heißt Advocat, ein Ladeninhaber Kaufmann u. s. w. Das ist die Regel, welche beim Schreiben zu beobachten ist; im Gespräche pflegt man nur den Zunamen zu gebrauchen.

Als die Gesellschaft sich versammelt hatte, reichte man sogleich Wein und Kuchen herum, welche Erfrischungen vor dem Beginn eines guten Diners nicht fehlen dürfen. Der Sopha wird als der Ehrenplatz betrachtet, und zu demselben führte man die vornehmsten Damen mit dem unablässig wiederholten: „voer saa god“ (haben Sie die Güte), welche Phrase bei jeder förmlichen Gelegenheit gebraucht wird. Die Versammlung bot eben keinen glänzenden Anblick dar, weil die Farbe für Pracht- und Staatskleider die schwarze ist. Eine Kleiderordnung bestimmt, daß die bei Hofe Erscheinenden Schwarz tragen sollen, damit die größern Ausgaben für farbige Kleider vermieden werden; daher ist Schwarz denn auch fast buchstäblich die zu einem Ballanzuge erforderliche Farbe.

Sobald als die Speisen aufgetragen worden waren, begaben wir uns paarweise in das Eßzimmer. Wirth und Wirthin hatten ihren Platz gegen die Mitte des Tisches, auf welchem nur das Couvert für jede Person und die süßen Schüsseln in hübschem Blumenschmucke zu sehen waren. Beim Herumreichen der Schüsseln schien man durchaus keine Ordnung zu beobachten. Auf Fisch folgte Braten und nach demselben kam Fisch-Pudding (d. h. Fisch im Mörser zerstampft, bis derselbe die Gonsistenz der Sahne erreicht). Die Gemüse waren in der That rechte Raritäten: junge Kartoffeln schwammen mit einigen kleinen Mohrrüben vermischt in Petersilie und Butter. Die Erbsen wurden in ihren Hülsen aufgetragen, und verstecken sich gleichfalls in einer Masse von Brühe. Alle Gemüse ob man als Hauptgerichte und nicht wie in anderen Ländern als Nebengerichte zum Fleische.

Bald nachdem wir Platz genommen hatten, begannen die Toaste; der Wirth eröffnete die Reihe derselben indem er sein Glas erhob und sagte: „Velkommen til bords“ (Willkommen am Tische!), worauf bald einer dem andern folgte. Obgleich die Toaste in den Städten und den fashionablen Orten in guter Gesellschaft fast ganz abgekommen sind, so scheint man in den Provinzen Norwegens dennoch allgemein an dieser Sitte festzuhalten; bei dem Diner, welchem ich beiwohnte, wurde in den wenigen Stunden, die wir bei Tische zubrachten, ein bedeutende Anzahl von Gesundheiten getrunken. In Norwegen pflegen sich die Damen nicht früher zurückzuziehen; alle erhoben sich zugleich. Äußerdem wird das Zeichen zum Aufstehen nicht von der Dame vom Hause gegeben, denn das würde man als eine ungeziemliche Rohheit und Ungastlichkeit betrachten. Der Schwanz wird von den Gästen selbst geschlossen und zwar von dem vornehmsten derselben, welcher sein Glas erhebt und ruft: „Tak for Maden“ (Dank für die Mahlzeit), und nachdem dieser Toast von allen getrunken worden, verkündigt das wunderbare Scharren der Stühle auf dem bloßen Fußboden, daß die Sitzung vorüber ist. Nicht so verhält es sich mit den Ceremonien, welche dazu gehören; jeder Herr geleitet seine Dame ins Empfangszimmer zurück und darauf beginnt ein allgemeines Händerücken. Jeder reicht zuerst dem Wirth und der Wirthin die Hand, wobei er wiederum „Tak for Maden“ sagt, und dann allen übrigen. Dieß ist eine sehr schwierige Förmlichkeit für einen Fremden, welcher unter so vielen Personen seinen ganzen Scharfsinn aufbieten muß, um sich zu erinnern welche Hände er schon gedrückt hat und welche Hände noch gedrückt werden müssen.

Als diese Ceremonie beendet war, feierte man den Kaffee, und wir gesellten uns nach allen Richtungen in Garten und Feld, nach Fuß und Beliehen herumspazierend. Bei Anbruch der Dämmerung versammelten sich die meisten wieder in dem großen Zimmer, in welchem wir gespeist hatten. Hier ward ein freier Platz zum Tanzen geschaffen und viele neu ankommende Gäste hier herringesührt. Als ich so dastand und plauderte, ward mein Arm plötzlich von der gewichtigen Person des Rectors der Universität Christiania ergriffen, welcher mich ohne ein Wort zu sprechen, nach dem großen freien Platze vor dem Hause führte und mich mitten in einen Kreis von Gästen stellte, welche ein Spiel spielten, das viel Aehnlichkeit mit dem englischen „Puss in the corner“ hatte. Er ersuchte mich dann seinem Beispiel zu folgen und Theil an dem Spiel zu nehmen. Es gewährte mir viel Vergnügen zu sehen, wie diese gesunde Beinstigung von Alt und Jung mitgemacht wurde. Auf dieß Spiel folgte ein anderes, Enkemand oder der Wittwer genannt, welches in nachstehender Weise gespielt ward; mehrere Paare stellten sich in einer Reihe auf, alle Damen zur Rechten der Herren. Ein Herr — der Enkemand — stand an der Spitze der Colonne und rief aus. „Sidste par ud!“ („letztes Paar vor!“) worauf dieß nach vorn rilte, rmwieder in gerader Linie vorwärts lautend oder die Colonne durchbrechend, um den Enkemand zu täuschen, dessen Bestreben dahin ging, die Dame zu haschen, ehe ihr Partner sie erreichen konnte, in welchem Fall er sie als die seinige davonführte und dem überlistelen Herrn seine Stelle als Enkemand überließ. Dieß Spiel schien außerordentlich beliebt zu seyn und gab Veranlassung zu großer Fröhlichkeit.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Etwas über die Mandschurei. Einiges Licht ist auf diesen großen Landstrich im Norden der chinesischen Mauer durch französische Missionäre geworfen worden, die von dem Hauptquartier der christlichen Gemeinde in der Provinz Liaoutong (Mukden) ausgesendet wurden. Einer derselben, Hr. de la Brunière, wurde ermordet, aber seine Spur ward nachher verfolgt durch Hrn. Benault, der wüste Landstriche durchzog und den Sungari und Amur hinabfuhr durch das Land der langhaarigen Tataren nach dem Distrikt der Kiliimi, wo La Brunière ermordet worden war, nicht weit von der Mündung des großen Amurstroms, wo die Mussen im 17ten Jahrhundert ein Fort hatten. Nach Hrn. Benault kommen die Mussen noch oft zu den Kiliimi und den langhaarigen Tataren, um mit ihnen Handel zu treiben, und einige derselben sollen zu Paolo eine Stadt bauen wollen. (Journal of the geogr. Soc. Vol. XXII.)

Der Gowwa. In der Londoner zoologischen Gesellschaft wurde am 23 November eine Reihe Schädel von Gowwa's (Bos frontalis) vorgelegt, den die Engländer in Indien gewöhnlich „Ulfen“ nennen. Ein Capitän Wheliße Thompson hatte dieselben in den westlichen Ghats oder Sahyadri-Bergen zusammengebracht. Die Schädel gehören einem ausgewachsenen Stier, einer Kuh und einem Jungen an. Der Jäger hatte sie erlegt, als er einigen Heerden nachzagte, in der Absicht, wo möglich zwei Junge lebend zu fangen. Der Gowwa erreicht eine ungeheure Größe; alte Stiere sollen an der Schulter 19 Faus hoch und bedeutend schwer seyn; dennoch brechen sie, wenn man sie erschreckt, sehr rasch durch das Dickicht, und die Zweige knacken von dem Durchbruch des starken Thieres wie schwaches Rohr zusammen. Merkwürdigerweise ist der Gowwa auf die westlichen Ghats beschränkt, einen schmalen Strich wildru zerrissenen dichtbewachsten Landes, der das Hochland des Dekkan von dem Niederland trennt, welches das Meeresufer bildet. (Liter. Gaz. 18 December.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 312 29 December 1852.

Die geologische Gestaltung Afrika's in den Urzeiten und in neuerer Zeit.

Wir haben schon mehrere Bruchstücke aus Murchisons Rede, womit er die dreißigjährige Jahresfeier für die Londoner afiatische Gesellschaft eröffnete, mitgetheilt, und geben hier noch seine Ansicht über den alten Bau Innerafrika's, da er als Geologe hauptsächlich die geologischen Verhältnisse aus allen Reiseberichten zusammenfaßt.

„Zur Unterstützung der allgemeinen Ansicht von Afrika, die ich jetzt vorlegen werde, muß ich anführen, daß mir der erste Gedanke dazu hauptsächlich eingeflößt wurde durch die Erklärung der geologischen Erscheinungen der Cap-Colonie durch Hrn. A. Bain.[1] Dieser bescheidene aber entschlossene Mann, der viele Jahre hindurch Wegaufseher in der Colonie gewesen war, hatte auf allen seinen Ausflügen Proben von Gesteln und den darin enthaltenen organischen Ueberresten gesammelt, sich allmählich mit den richtigen Grundsätzen der Geologie bekannt gemacht, die Formationen verfolgt, und sie endlich auf eine Karte verzeichnet, die demnächst durch die HH. Cooley und Arrowsmith herausgegeben werden soll. Auf diese Weise hat er gezeigt, daß das älteste Gestein — sey es nun krystallinischer Gneis oder Thonschiefer, die und da durch Granit durchdrungen — die Colonie von der Spitze an nach den westlichen und östlichen Küsten hinauf umsäumt und von Sandstein überlagert ist, der nach den darin enthaltenen Fossilien zu schließen das Aequivalent des flurischen oder ältesten fossilienführenden Gesteins ist. Diese Urschichten, welche die höhern Stellen einnehmen, und von allen Seiten gegen das Binnenland zu abfallen, sind von kohlenführenden Schichten überlagert; wenn auch bis jetzt noch keine guten Kohlen gefunden wurden, so hat man doch ihre wahre Lagerung nachgewiesen, und da Hr. Bain mehrere Arten fossiler Pflanzen der Kohlenperiode entdeckt hat, so darf man immer noch hoffen, ächte brauchbare Kohlen zu finden.

„Unter allen diesen alten Schichten, die somit ein großes, centrales Baisin einnehmen, kommen Schichten vor, die sich dadurch auszeichnen, daß sie nur Land- und Süßwasserüberreste enthalten, und in einem Theil dieser großen Anhäufung hat Hr. Bain fossile Knochen höchst seltsamer Wirbelthiere entdeckt. Einer dieser Typen, den Professor Owen Dikynodon nannte wegen seiner mit zwei Zahnreihen versehenen Oberkiefer, ist in einer sehr fernen Secundärperiode ein Repräsentant der eidechsenartigen Gefährten der Flußpferde in den gegenwärtigen Seen und fließenden Gewässern. Die Betrachtung der auf diese Weise hergestellten Karte hat mich bewogen darauf hinzuweisen, wie weit der Ideenkreis ist, den die Arbeiten eines einzigen arbeitsamen Geologen anregen können, und wie sehr ich die Verdienste dieses Mannes anerkenne, der, wenn auch noch unvollkommen, und in den Stand setzte, die völlig neue und großartige geographische Entdeckung herauszuheben, daß Südafrika in seinen Hauptzügen noch jetzt ist, was es zahllose Jahrhunderte hinturch vor der Erschaffung des Menschen gewesen. Denn das alte Gestein, das den äußern Kranz bildet, schloß unzweifelhaft ein sumpfiges, seenreiches Land ein, wo der Dikonodon zu einer Zeit sich tummelte, als noch nicht ein einziges Thier, das den jetzt auf der Oberfläche der Erde lebenden Thieren geglichen hätte, vorhanden war. Die gegenwärtige centrale, dem Meridian folgende Zone von Gewässern, seyen es nun Seen, Sümpfe oder Flüsse, die sich vom Tschad-See bis zum Ngami ausdehnen, und an deren Ufern Flußpferde hausen, sind also nur der moderne Ueberrest der Gewässer eines mesozoischen Zeitalters. Dennoch sind die Verschiedenheiten zwischen der geologischen Vergangenheit Afrika's und seinem jetzigen Zustand ungeheuer. Seit jener Urzeit hat sich das Land beträchtlich über den Meeresspiegel erhoben, vulcanische Felsen sind stellenweise durchgedrungen, tiefe Risse und Spalten haben sich plötzlich in den einschließenden Ketten gebildet, durch welche jetzt einige Flüsse ablaufen, während andere landeinwärts fließen und sich im Sande oder in Seen verlieren: mit diesen großen und alten Veränderungen sind ganz neue Geschlechter geschaffen worden.

„Reisende werden in Zukunft ermitteln, ob der bassinartige Bau, der hier als der große Charakterzug der ältesten, wie der gegenwärtigen Geographie Südafrika's dargestellt ist, sich auch auf Nordafrika ausdehnt oder nicht. Betrachtet man diesen viel breitern Theil des Continents, so haben wir einigen Grund zur Vermuthung, daß die höhern Berge im allgemeinen genommen gleichfalls nur die Seiten bilden. Wo man auch am Ende die Quellen des Nils finden mag, jedenfalls ist es bereits ziemlich gewiß, daß sie in hohen Bergen nicht weit von der Ostküste liegen. Aus Mangel an bestimmten Nachweisungen können wir zwar noch nicht zuverschlich uns darüber aussprechen, aber nach den Beobachtungen der Missionäre Krapf und Rebmann und der Stellung der schneebedeckten Berge Kilimandscharo und Kenia, die nur 300 (engl.) Meilen von der Küste des indischen Meeres entfernt liegen, kann man wohl sagen, daß kein Forschungsziel von Afrika jetzt werthvollere Resultate liefern kann, als ein Ersteigen dieser Berge von der Ostküste her. Der kühne Reisende, der zuerst diese unter dem Aequator liegenden Schneeberge er-

[1] Hrn. Bains Forschungen wurden ausführlicher dargelegt in der geologischen Gesellschaft am 17 Nov. d. J.

forscht und uns überzeugt, daß sie nicht bloß die Gewässer des weißen Nils gegen Norden senden, sondern andere gegen Osten; der Reisende der die Frage beantworten kann, ob van demselben nicht auch andere Gewässer nach einem Binnensee aber einer Sandwüste ausgehen, wird mit Recht als einer der größten Förderer der geographischen Wissenschaft betrachtet werden.

„Die große Ost- und Westkette des Atlas, welche in einem ähnlichen allgemeinen Sinne die Nordgränze Afrika's bildet, ist in der That bereits in so weit bekannt, daß man sagen kann sie bestehe aus Urgestein und vulcanischen Felsen, ähnlich denen welche die Cap-Colonie im Süden einschließen, und sie sey gleichmäßig durch Querrisse gespalten. Ob die Berge an der Westküste, durch deren Oeffnungen der Niger und Gambia entströmen, auch ähnliches altes Gestein darbieten, und so die Analogie van Nord- und Südafrika vervollständigen, das müssen wir erst erfahren. Dennach wage ich es die Annahme aufzustellen, daß Afrika ursprünglich haifmarrig gestaltet gewesen sey, und daß ein großer einschließender Gürtel alten Gesteins varhanden ist, der zwar von den jetzigen Ufern alt ziemlich entfernt liegt, in Vergleich zu der ungeheuern Ausdehnung des Innern aber immer nach ein äußerer genannt werden muß.

„Mögen daher die Reisenden, die irgend einen Theil von Afrika besuchen, stets eingedenk seyn, daß ihre Forschungen an Werth bedeutend steigen werden, wenn sie auch nur die kleinste Probe van Gestein, das sollte Ueberreste enthält, zurückbringen, und dadurch über die allgemeine Richtung und Neigung der Schichten Aufschluß geben.

„Mit keiner Gegend der alten Welt sind wir bis vor kurzem noch so schlecht bekannt gewesen, als mit Afrika. Jetzt beginnt es aber von allen Seiten zu tagen, und ich zweifle nicht, daß viele Glieder in der Kette des Indicienbeweises hinsichtlich der Geschichte der nach und nach untergegangenen Geschlechter dieses Theils des Erdballs van den ältesten erkennbaren Spuren animalischen Lebens durch die secundäre und tertiare Periode der Geologen hindurch werden bekannt werden. Geht man van diesen Perioden aus fort bis zur Schöpfung des Menschen und den spätern Anhäufungen im großen Nildelta, so lernen wir erkennen, wie groß die Zersetzung des im ahern Lande liegenden Gesteins war, und welchen Zusatz die große Alluvial-Ebene Unterägyptens erhielt, seit der Mensch diese fast heilige Region bewahnte und in ihr einige seiner ältesten Denkmale aufführte. Wie lange wird es aber nach dauern, bis wir im Stande sind mit unserem beschränkten Zeitmaaß rückwärts zu rechnen bis in jene fernen Perioden, wo dieser Continent einer seiner größten physischen Charakterzüge erst aufgedrückt wurde, wo die hahen Berge, von denen der Nil herabkommt, erst erhaben, und die Mitte Afrika's — gewiß wenigstens sein ganzer südlicher Theil — ein großer See und Marast voll Binsen und Gestrüpp war, in welchem das Dikynodon und andere untergegangene Geschlechter van Thieren hausten!"

Zeitbetrachtungen.

(Fortsetzung.)

Was Frankreich betrifft, so sind wir hinsichtlich seines Zustandes noch immer mehr auf Raisonnements als auf Thatsachen hingewiesen, wenigstens muß man diese Raisonnements auf Thatsachen van selbst bestreitbarer Bedeutung gründen, da die Presse in Frankreich, mit Ausnahme der offeiellen, nur in Andeutungen sprechen darf, und den fremden Blättern, namentlich den französisch geschriebenen belgischen, die gleiche Vorsicht auferlegt ist. Es scheint, wie wir früher auseinandergesetzt haben, seinem Zweifel unterworfen, daß der Kaiser die Krönung bnrch den Papst mit Aufopferung der sogenannten organischen Artikel, mit andern Worten, durch Aufopferung der gallicanischen Freiheiten erkaufen will, denen ein nicht unbedeutender Theil des Klerus noch immer einen hahen Werth beilegt. Auch sall sagar versprochen worden seyn, wenn der Papst die Krönung und Salbung verrichte, das Unterrichtsministerium, das jetzt Hr. Fartaul inne hat, einem Cardinalerzbischof zu übergeben, kurz es sall kein Opfer gescheut werden, um das gewünschte Resultat zu erreichen. Die Kirchenhäupter sind indeß von Allerst her in ihren Aeußerungen sehr schreigsam und vorsichtig gewesen, sie können nicht, wie ein Weltlicher, ihrem Amt den Rücken wenden, um ihre Gesinnung zu zeigen, sandern müssen auch unter widerwärtigen Umständen auf ihrer Stelle ausharren. Darum werden wir über die unter der Geistlichkeit vorgehenden Bewegungen nichts erfahren, als bis sie völlig var die Oeffentlichkeit treten. Was diese Männer sicherlich am meisten beschäftigt, ist die Sarge daß das sittlich herrschende Mißverständniß in der Kirche selbst zu keinem Ausbruch komme; sie haben bereits mit Hrn. Veuillat Scandal genug gehabt, und werden gewiß das Feld desselben nicht noch ausdehnen wollen. Van geistlichen Dingen ist es daher möglichst still.

Lauter schan geht es in Bezug auf die Legitimisten her; das Schreiben des Grafen von Chambord ist nicht ohne Folgen geblieben, und ein Artikel Granier's im Constitutionnel (vom 20 Dec.) gibt selbst 70 Demissionen zu, die der Brief des Grafen Chambard veranlaßt habe. Andere Berichte sprechen van 167, und selbst diese Zahl scheint kaum zu genügen, da z. B. in neuester Zeit das gesammte Corps Municipal zu Bourgneuf (Mayenne) seine Entlassung gab; der Präfect hatte nämlich, da dasselbe ganz aus Legitimisten bestand, einen Maire außerhalb des Corps Municipal ernannt, ein zwar nicht ungesetzliches, aber sehr ungewöhnliches Verfahren. Nimmt man dazu die weit zahlreichern Demissionen, welche schan im Januar dieses Jahrs in Folge der Instructionen des Grafen van Chambard eingetreten, so wird man finden daß die Zurückhaltung etwas mehr bedeutet, als manche ihr zugestehen wollen. Der Aerger, den die offeiellen Blätter kundgeben, ist ein Zeichen daß man über diese Zurückhaltung sehr empfindlich ist; man sall sagar im Unmuth darüber den Orleanisten sehr entschiedene Eröffnungen gemacht haben, und als vollends die Zögerungen der nardischen Mächte auffallender wurden, durch Hrn. Bethmont bei den gemäßigsten Republicanern angefragt haben. Beide hätten jedach sehr wenig ermunternde Antworten gegeben. Was aber nach empfindlicher ist, die Verbannten drängen sich keineswegs um die versprochenen Gnaden, und die Amnestie, unter der Bedingung daß man den Kaiser anerkenne und sich dem Ausspruch der Nation unterwerfe, hat nach sehr wenig Candidaten gefunden: der ehemalige Volksrepräsentant Chavoir hat gegen die Rechtheit des Schreibens, warin er um Gnade gebeten haben sallte, remonstrirt, Lamartine, dem man sehr lange eine Senatorerie zugesagt, und dessen zerrütteten Vermögensverhältnisse 30,000 Fr. sehr wohl zu statten kämen, hat noch nicht angenammen, macht vielmehr fortwährend in seinen Schriften indirect Opposition gegen das Kaiserthum; Dupin, den man schon als Präsidenten des Cassationshofes bezeichnet hatte, nahm die wahrscheinlich ihm zugedachte und versprochene Stelle nicht ein, und jetzt ist in sehr schnellem Avancement Hr. Troplang dahin gelangt, der durch seine eifrigen Dienste im Senat, namentlich durch seinen letzten etliche viergig Seiten langen Bericht über die Veränderungen in der Constitution zur

Erweiterung der kaiserlichen Machtvollkommenheit gewiß ein so schnelles Avancement verdiente. Aber die ehemals ausgezeichneten Civilisten und Militärs halten mit den Aeußerungen ihrer Unterwerfung unter die kaiserliche Majestät zurück. Ist das die Leere, die man rings um ihn her machen wollte?

Das ist kein sehr günstiger Beginn der kaiserlichen Machtvollkommenheit. Man wirft ihm nicht mehr, wie im Anfang, die gröbsten Schmähungen ins Gesicht — V. Hugos schwülstiges Buch hat davon das Maaß erschöpft — aber man zieht sich kalt zurück, und gibt dadurch seinen Groll über die Vergangenheit und seinen Unglauben an die Zukunft klar zu erkennen. Muß nicht dieß Verhalten der intelligentesten und einflußreichsten Classen — natürlich mit Ausnahme der Banliers — auf Ludwig Napoleons äußere Stellung einwirken, und hat er das Recht, diejenigen welche ihm widerstehen, schlechte Franzosen zu nennen, weil der Mangel an Einigkeit Frankreich schwächte? Nach seinen pomphaften Erklärungen hat ja die Aera des Glücks und der Größe Frankreichs mit seinem Regierungsantritt begonnen; er kann also die paar Tausend Menschen, die ihm ihre Abneigung und ihren Haß kund geben, keineswegs als so bedeutend hinstellen, daß von ihnen das Glück und die Größe Frankreichs abhänge; diese sollen ja ein bloßer Ausfluß der kaiserlichen Machtvollkommenheit seyn. Indem die Correspondance Générale (vom 20 Dec.) ihr Erstaunen über die zögernde Anerkennung von Seite Oesterreichs und Preußens ausdrückt, und ganz stolz der Ansicht ist, daß ein Land wie Frankreich überhaupt sich um die Anerkennung der Regierungsform, die es sich geben will, nicht zu kümmern brauche, verräth sie unwillkürlich den Aerger, den das lange Ausbleiben der Anerkennung erweckt, und die neuliche Broschüre über die natürlichen Gränzen Frankreichs, die mit Begünstigung der Polizei stempelfrei circulirte, so wie die Rede, die der Präsident eines militärischen Banquets in der Militärschule (am 3 Dec.) hielt, worin er auf die Wiedereroberung der Gränzen des französischen Reichs einen Toast ausbrachte, sollen wohl von Seite der Regierung nichts als Hindeutungen seyn, daß Frankreich, wenn man fortfahre es so mißgünstig zu behandeln, wohl wieder an den Degen schlagen könne. Allein den hochfliegenden Plänen hängt sich ein bleiernes Hinderniß ein. Trotz aller eifrig betriebenen Seerüstungen fühlt man sich England gegenüber sehr schwach, und ein Angriff auf den Rhein, wie auf Belgien, würde von England als ein Angriff auf sich selbst betrachtet; deßhalb sucht England Frankreichs Bewegungen gen Italien zu lenken, es soll dort in Englands Interesse auftreten, und den österreichischen Einfluß brechen, mit Einem Wort das stolze Kaiserthum soll ein Werkzeug in der Hand Englands seyn — quantum mutatus ab illo!

Die veränderte Stellung Frankreichs gegen Europa muß unter diesen Umständen dem Kaiser bald vollkommen klar werden, und wenn neuerlich ein französischer Gesandter in Deutschland von der Dankbarkeit sprach, die man von gewisser Seite dem Kaiser Napoleon und seiner Familie schulde, so zeigt sich darin nicht nur ein starker Anachronismus in den Ansichten, sondern es klingt auch fast wie Klage, daß man die alten Zustände nicht mehr finde. Als der alte Napoleon den Frieden von Luneville schloß, da herrschte noch in Deutschland die alte Ansicht von „deutscher Freiheit," d. h. Unabhängigkeit von Kaiser und Reich; auch galt es noch geistliche Besitzungen und Reichsstädte unter fürstliche Landeshoheit zu bringen. Von letzterem ist nicht mehr die Rede, und wenn man die Unabhängigkeit von „Kaiser und Reich" noch nicht fahren lassen will, so hat man doch auch die Unannehmlichkeiten sowie die Unsicherheit dieser Stellung schon mannichfach erfahren, und in den Völkern lebt fast nur noch der Gedanke an die Unbilden jener Zeit. Von Dankbarkeit hier zu reden ist ein Anachronismus, der einem Diplomaten nicht passiren sollte, denn es zeigt, daß man hinsichtlich des öffentlichen Geistes, wie er sich dieselben des Rheins seit 30 Jahren und noch mehr seit den letzten fünf Jahren entwickelt hat, sehr in der Erkenntniß zurückgeblieben ist. Will man etwa darum, weil in dieser Beziehung jetzt, wo man an der Praxis ist, etwas unerwartete Entdeckungen gemacht werden, nicht nur an die Orleanisten, sondern selbst an die blauen Republicaner Frankreichs sich wenden? Die beiden letztern Parteien haben sich abgewendet, wohl in der einfachen Erkenntniß, daß sie durch einen Anschluß an die neue Gewalt in der Lage der Sachen nichts bessern, sondern nur sich selbst zu Grunde richten könnten. Es würde an allen diesen kleinen Einzelnheiten sehr wenig liegen, wenn man nicht aus allem den Schluß ziehen müßte, daß für die neue Gewalt die Zeit der Enttäuschungen begonnen hat, während sie doch auf der andern Seite, namentlich im Innern Frankreichs, selbst eine Bahn betrat, auf der sie nicht umkehren kann, auf der sie vorwärts muß, mag kommen was da will.

Die nach innen und außen immer mehr zur Isolirung sich hinneigende Stellung Frankreichs erfordert nun auch aus dem Verlauf der innern Politik der Nachbarstaaten. Wir haben früher schon erwähnt, wie in Spanien das System des Decembrismus durch die Wahl des oppositionellen Candidaten zur Präsidentschaft des Landes und durch die von dem Ministerium Bravo Murillo verkündigte, aber nicht octroyirte neue Verfassung einen wesentlichen Stoß erhalten. Seitdem ist das Ministerium Bravo Murillo unter den Verwünschungen der öffentlichen Meinung vollends abgetreten, und Bravo Murillo hat so zu sagen die Flucht ergriffen. Das Journal des Debats hat diesen Sieg des constitutionellen Systems mit unverhehlter Freude angekündigt, ein Umstand, der genügend beweist daß es seine oppositionelle Stellung gegen die neue Regierung nicht aufgegeben. Die der Regierung ergebenen Blätter haben ihren Verdruß so wenig, als das Journal des Debats seine Freude, verbergen können. Der französische Einfluß, wenn auch vorerst nur der der kaiserlichen Regierung, wird dadurch in Spanien wesentlich geschwächt. Letzteres Land ist durch die Beseitigung eines so wichtigen Streitpunkts, der seit einem Jahre wie eine drohende Wolke über dem Horizont schwebte und alle Kräfte in Athem hielt, bedeutend gestärkt worden, und namentlich hat seine politische Unabhängigkeit, die seit einigen Jahren langsam aber Schritt für Schritt vorwärts ging, einen abermaligen Schritt gethan. Es ist so leicht nicht zu fürchten, daß Spanien in künftigen Störungen des europäischen Friedens wieder als ein bloßes Anhängsel Frankreichs oder Englands auftrete, und dieser Gewinn ist an und für sich selbst bedeutend genug.

Belgien und Holland haben, vielleicht durch die finanziellen Unternehmungen Frankreichs indirect begünstigt, in ihren ökonomischen Zuständen eine nicht unwesentliche Verbesserung zu Stande gebracht; ersteres hat einen Theil seiner 5procentigen Schuld auf 4½ Proc., letzteres seine 4procentige auf 3½ Proc. herabgesetzt, und belde diesen wichtigen Schritt ohne sonderliche Anstrengung gethan: Belgien hat dadurch 14 bis 1500,000 Fr., Holland 1200,000 fl. jährlich gewonnen, nicht unbedeutende Items in der jetzigen Lage der Sachen. Minder günstig gestalten sich diese auf der andern Seite der Alpen in Piemont; freilich trägt dieß noch die

Schuld seiner Kriege in den Jahren 1848 und 1849. Vor dem Jahre 1848 hatte Piemont nur eine schwache Schuld, jetzt erbrobt se sich auf mehr als 500 Mill. Fr., und das jährliche Deficit steigt auf 20—30 Mill. Es ist also ganz natürlich daß man neue Schulden machen muß, und man spricht auch von einer Anleihe von 2 Mill. Renten, also einem Nominalcapital von 40 Mill.; wie viel man wirklich hereinbekommen wird, steht dahin, und kann einen Maaßstab abgeben für das Vertrauen, das der Bestand der piemontesischen Verhältnisse den großen Geldmächten einflößt. Cavour selbst scheint der Sache nicht sonderlich zu trauen, denn er hat die piemontesischen Capitalisten vermocht an den frühern Anleihe in London sich sehr stark zu betheiligen, so daß sie jetzt so ziemlich von Mitteln entblößt sind, und selbst der Handel aus Mangel an verfügbarem Capital in Verlegenheit ist.[1] Diese Zustände scheinen denjenigen, welche auf eine Einziehung der geistlichen Güter, und damit auf eine noch größere Spaltung zwischen Rom und Turin hinarbeiten, neuen Muth gegeben zu haben, indeß hat die piemontesische Regierung bereits genugsam gezeigt, daß sie sich auf dieser Bahn nicht weiter fortdrängen lassen will. Sie kann es auch aus äußern politischen Gründen nicht, da sie, vorerst wenigstens, weder im Osten noch im Westen eine Unterstützung für solche Maaßnahmen zu erwarten hätte. Die Lage Piemonts bleibt somit verlegenheitsvoll im Innern, und je klarer in äußerer Beziehung die Wahl vorliegt, desto schwerer wird sie. Palmerstons nicht offizielle Unterhandlungen mit dem sardinischen Minister bleiben ein höchst verdächtiger Umstand. Oesterreichs überwiegender Einfluß soll eingeschränkt, aber der Frankreichs nicht allzu groß werden; dabei soll Piemont als Mittel dienen, hat aber diese Rolle schon ziemlich theuer bezahlt.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Norwegen.

1. Eine Mittagsmahlzeit.

(Schluß.)

Musik und Tanz waren unsere nächsten Unterhaltungen; die erstere jedoch nur insofern als sie das Tanzen vermittelte, denn die Leute konnten oder wollten nicht singen oder spielen; die Tänze bestanden meist aus Walzern. Man versuchte auch eine Art von Contretanz auszuführen, zeigte aber wenig Gewandtheit und Behaftlichkeit dabei. In einigen Theilen Norwegens, hauptsächlich aber in Schweden haben die Lohndiener eine Pflicht zu erfüllen, welche manche englische Dame, die ihre Gastmähler mit Hülfe des Obdhändlers oder eines Gendiers arrangirt und exercitirt, in das größte Erstaunen setzen würde. Man erwartet nicht allein von einem Aufwärter, daß er im Stande ist die ankommenden Gäste mit sonorer Stimme anzumelden, schnell die Schüsseln herumzureichen und die Teller zu wechseln, gewandt Wein einzuschenken, und in der Küche ein gesalztes und würdiges Benehmen zu zeigen — nein, er soll auch ein guter Musicus seyn! Nachdem die Schüsseln abgetragen und das Tischtuch abgenommen worden, und jener die Delicatessen der Jahreszeit — im Winter Kaffee und im Sommer Eis — herumgereicht hat, erscheint er abermals mit einem Notenbuch in der Hand, um zum Tanze aufzuspielen. Die norwegischen und schwedischen Dilettanten halten es unter der Würde der „erhabenen Kunstmusik", welcher sie nachjagen, sich mit gemeinen terpsichoreischen Weisen abzugeben; deßhalb ist die Tanzmusik den Aufwärtern überantwortet, von denen einige Muserdsche Quadrillen, Strauß'sche und Lanner'sche Walzer, und Julien's Polka's in einer Weise spielen, welche in England beträchtliches Staunen erregen würde.

Nach dem Tanzen nahm man seine Zuflucht zu einem oder dem andern Gesellschaftsspiel. Blindekuh und Ringspiel mit Begleitung der Musik fanden vor allem Beifall, und vereinigten so viele von den Gästen als der Kreis aufzunehmen vermochte. Ein wohlgebrauter Punsch eicentirte unablässig und brachte außerordentlich erheiternde Wirkungen hervor.

Gegen 11 Uhr wurden wir in einen großen Saal im obern Stock geführt, wo das Abendessen in derselben Weise wie das Mittagsmahl serviet war. Der Verlauf war ebenfalls derselbe, nur daß wir kürzere Zeit bei Tische saßen; dann fing man zum zweitenmal an zu tanzen, und wie früher Tanz nach einem Souper mit großer Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit gepaart ist, so war es auch hier. Statt der frühern trägen und schwerfälligen Bewegungen sah man jetzt nichts als Kraft und Behendigkeit und Freude. Vor dem Abendessen war es in der That eine schwere Aufgabe gewesen in einem Zimmer bei Tageslicht zu tanzen. Da die Abende in diesen nördlichern Gegenden um die Mittsommerzeit so heil sind, so hatten wir erst als wir uns zu Tische setzten Lichter nöthig.

Während der größere Theil der Gesellschaft sich auf diese Weise belustigte, ward meine Aufmerksamkeit durch die Töne eines vollen Chores nach außen gelenkt. Ich wanderte sogleich hinaus und fand eine Gruppe von Leben oder acht jungen Männern, welche zu der Gesellschaft gehörten, und mit großer Fertigkeit norwegische und dentsche mehrstimmige Lieder sangen. Sie standen unter einem landigen Kastanienbaum neben dem Thorwege, und das Licht aus einem Fenster des Saales, in welchem getanzt ward, warf einen wunderbaren Schein auf die kleine Gruppe.

Das Singen mehrstimmiger Lieder ist ein Talent, welches man in Norwegen sehr hoch schätzt. In Christiania gibt es verschiedene Clubs oder Gesellschaften, die sich ausschließlich zu dem Zweck gebildet haben, vierstimmige Lieder singen zu lernen — eine unter den Studenten, eine andere unter den Kaufleuten u. s. w. Das norwegische Nationallied: „For Norge Kaempers Födeland", ward mit großem Beifall gesungen. Es ist eine sehr kräftige, feurige Weise neuern Ursprungs, die Composition ist von Mohul. Unser englische Nationallied ward ebenfalls vorgetragen, und ich erfuhr, daß sowohl Schweden als Deutschland auf den Ursprung desselben Anspruch machen.

So war es allgemach Mitternacht geworden und einige aus der Gesellschaft, welche mehrere englische Meilen zu fahren hatten, ehe sie ihre Heimath erreichten, hielten es für hohe Zeit, sich zu verabschieden. Die Wirthin ward abermals mit Danksagungen bestürmt; jetzt aber lautete der Refrain des Complimentes: „Tak for idag" (Dank für heute). Die Pferde wurden vorgespannt, die wunderboren Fuhrwerke, die in dem ungewissen Zwielicht außerordentlich sauber und respectabel aussahen, rollten vor die Thür, und die Gesellschaft zerstreute sich nach allen Richtungen hin, nachdem „Vaertens Skaal" (des Wirthes Gesundheit) von dem oben erwähnten Chore gesungen worden war.

Beschiffung des arktischen Oceans. Capitän Moore, der so eben aus der Behringsstraße, nachdem er vier Winter im Eise zugebracht, nach England zurückgekehrt ist bringt die Nachricht, daß der Mowee, mit Vorräthen wohl versehen, und geführt von Capitän Maguire, bis Point Barrow vorgedrungen ist, einem für ein Dampfschiff sehr wohl gelegenen Punkte, da es der erste Platz ist, den eine aus der Behringsstraße kommende Abtheilung suchen müßte. Sollten Capitän Collinson oder Capitän M'Clure den Versuch, Melville-Insel zu erreichen aufgeben müssen, so könnten sie sich aus dem bis Point Borrow stationirten Schiffe mit neuen Vorräthen versorgen. Es ist zu hoffen, daß man die Admiralität bewegen wird, einen tüchtigen Dampfstender dorthin zu senden, der die Schiffe rascher vorwärts bringen kann. (Athen. 18 December.)

---

[1] Dazu mag der Zeitbandel durch die übermäßige Aufmunterung zum Import und die Wirksamkeit der französischen Bank, welche das Geld aus den auliegenden Ländern an sich zieht, nicht wenig beitragen; kleinere Länder sind dabei übel daran, denn sie können sich einer solchen Einwirkung nicht erwehren, und die baaren Mittel zerrinnen ihnen unter den Händen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 313. 30 December 1852

Ein Ballonaufsteigen in Frankreich.

Das Aufsteigen in Ballons zu wissenschaftlichen Zwecken wird immer häufiger. Am 2 December stieg zu Paris Hr. M. A. Lannoy auf, und theilte am 13ten seine Bemerkungen darüber der Akademie mit. Der Ballon stieg auf unter dem seltsamen Accompagnement des Kanonendonners zu Ehren des Einzugs des neuen Kaisers in der Stadt. Es regnete damals, doch in einer Höhe von etwa 400 Metres hörte der Regen für die Aeronauten auf, und hundert Metres höher vernahm er nicht bloß den Lärm der Kanonen, sondern bemerkte auch nach jedem Schuß eine leichte zitternde Bewegung in den Seiten des Ballons. Bei 800 Metres vernahm er noch einen Schuß, gefolgt von einem sehr gedämpften Echo. Dann vernahm er, obwohl alle 20 Secunden ein Schuß abgefeuret wurde, anderthalb Minuten lang nichts mehr, in der Höhe von 900 Metres aber vernahm er die Schüsse wieder. Es muß also eine Zeitlang ein ungünstiger Luftstrom den Ton weggeführt haben. In der Höhe von 1600 Metres bemerkte er, daß der obere Theil des Ballons in einer scharfen östlichen Luftströmung, der untere in einer nordwestlichen sich befinde, so daß der Ballon aus seiner senkrechten Lage kam. In 2000 Metres Höhe befand er sich über den Wolken, dem vollen Glanz der Sonne ausgesetzt. Das Schauspiel soll prachtvoll und die Stille höchst feierlich gewesen seyn. Was seine Aufmerksamkeit am meisten auf sich zog, war, daß das Bild des Ballons durch die Sonnenstrahlen ganz genau auf den Wolken reflektirt war, und als sie die Klappe öffneten, faßen die Luftschiffer ihre eigene Person ebenso genau abgebildet. In einer Höhe von 3000 Metres verschwanden die Umrisse der Wolken, und diese erscheinen nur wie ein Ozean, auf das die Sonne mit außerordentlichem Glanze schien. In der ganzen Zeit, während sie sich über den Wolken befanden, war die Temperatur 12° C., während der früheren Fahrt 4° bis 9°. Ein merkwürdiges Ergebniß dieser Fahrt soll seyn, daß die große Zahl der Strömungen, welche vorherrschen, doch, trotz der zahlreichen Wechsel in ihrer Richtung, allgemeinen und bleibenden Gesetzen folgen.

Zeitbetrachtungen.

(Fortsetzung.)

Während im Westen über einem scheinbar ganz ruhigem Aeußern sich eine neue und eigenthümliche Stellung der Mächte vorbereitet, gehen die Ereignisse im Osten mit beschleunigten Schritten ihren Gang. Die Türkei scheint an der Gränze eines kindlichen Alters angelangt zu seyn, wenigstens begeht sie Albernheiten, die man in jetziger Zeit am wenigsten von ihr erwarten sollte; daß sie auf einmal den fremden Dampfschiffen verbietet, die Fahrten zwischen den türkischen Häfen zu betreiben, möchte noch hingehen, obwohl das Verbot seinen Zweck schwerlich erreichen und nicht ohne Widerspruch der fremden Mächte bleiben wird. Was sie aber in Bezug auf die Finanzen thut, ist geradezu albern. Wir haben im vorigen Monat (s. das türkische Anleihen Nr. 281) den Grund angegeben, weßhalb die Pforte zu einem Anleihen hatte greifen müssen. Ein Fehler hatte hier immer den andern erzeugt: man hatte zuerst schlechtes Geld geschlagen, und weil die fremden Kaufleute sich nicht in so schlechtem Geld bezahlen lassen wollten, so war man auf den barocken Einfall gekommen, eine Bank zu errichten, welche den durch die schlechte Münze entstehenden ungünstigen Wechselcurs verhindern und ausgleichen sollte; man sollte bei dieser Bank das englische Pfund Sterling, den französischen Franken stets zu demselben Preis ankaufen können. Da die Bank nur schlechtes türkisches Geld oder gar türkische Kaimes, d. h. Papiergeld erhielt, hingegen in Marseille und London mit gutem Geld auszahlen mußte, so war ein fortlaufender Verlust unvermeidlich. Von Rechtswegen hätte diesen stets die türkische Regierung decken sollen, da sie ja am schlechten Gelde ihren Vortheil gezogen, allein dieser Vortheil war längst vergeudet, und nur der Nachtheil geblieben, daß sie jetzt bei den Abgaben statt des guten Geldes schlechtes herein bekam. So konnte sie den Verlust der Bank nicht auf die Länge ersetzen, die Bank gerieth in Marseille, Paris und London in Schulden, und um diese Schulden, die im November, December und Januar fällig waren, zu decken, wurde das famose Anleihen gemacht, aber im Anfang October, nämlich zu einer Zeit, wo man schon die erste Einzahlung empfangen, für unzulässig erklärt. Nun sollte der türkische Patriotismus helfen, alles wurde angespornt, die Großen unterzeichneten bedeutende Summen, allein die böse Fama will wissen, daß es mit den Einzahlungen viel minder rasch als mit den Unterschriften gegangen sey. Ohne die doppelte Tributzahlung Aegyptens, dessen Pascha die Sünde, bei den Unglaubigen Geld zu entleihen und ihnen gute Zinsen zu zahlen, dem Padischah ab- und auf seine Seele nahm, wäre die Rückzahlung der ersten Rate des Anlehens gar nicht möglich. Ob jetzt diese erste Rate zurückgezahlt ist, weiß man nicht gewiß, mehrmals verlautete von angekommenem Gelde, aber das Journal des Debats sagt geradezu, es sey noch nicht ein Heller bezahlt; nun geht natürlich der Jammer in Konstantinopel erst recht an.

Das Verhältniß zwischen der Bank und der Regierung konnte nicht das freundlichste seyn, denn wurde auch mit Mühe und Noth so viel Geld zusammengescharrt, daß man die empfangene Rate zurückzahlen könnte, so mußte doch für die Zukunft der Bank Rath geschafft werden, da ihre Operationen fortdauernd Verlust abwarfen und die Regierung zu dessen Deckung rechtlich verpflichtet war. Das Vertrauen in die financiellen Kräfte der Pforte mußte natürlich bei niemand stärker sinken als bei den Leitern der Konstantinopolitaner Bank, die hinreichend hinter die Coulissen sehen; so erfuhr man mit einemmal im Anfang dieses

Monats, daß die Bank der Regierung das Papiergeld der Regierung (die Kaimes) zurückweise. Große Bestürzung unter den Kaufleuten, denn das hieß eigentlich nichts anders, als daß die von der Regierung geſtiftete Bank die Regierung ſelbſt für bankerott erklärte. Ehe die Bank einen ſolchen Schritt that, mußten faſale Erklärungen zwiſchen ihren Directoren und den Pfortenbeamten gefallen ſeyn, und die erſtern mußten geradezu geſagt haben, daß ſie ohne beſtimmten ſichern Beiſtand der Regierung ihr Geſchäft nicht fortſetzen könnten; auch war das Gerücht gegangen, daß die Bank ihre Geſchäfte abwickeln wolle. Die Pforte muß ſich in Folge hievon zu Conceſſionen an die Bank verſtanden haben, da dieſe erklärte, die Kaimes wieder mit dem gewöhnlichen Abzug von 3 Proc. anzunehmen. Allein damit ſtehen wir weder am Ende der Geldwirren, noch iſt die Bank geſichert, vielmehr iſt anzunehmen daß dieſe dennoch ihr Geſchäft einſtellt, oder wenigſtens die europäiſchen Directoren abtreten und, was ſie allenfalls an Geld darin ſtecken haben, herausziehen, denn es läßt ſich nicht annehmen, daß europäiſch gebildete Bankiers den albernen Befehl der Pforte, demzufolge die fremden Münzen verboten ſind, und wer ferner noch Handel damit treibt, ſey er türkiſcher Unterthan oder Franke, als Falſchmünzer behandelt werden ſolle, gutheißen. Wäre die Sache wegen der Folgen nicht ſo ernſthaft, man möchte ſie höchſt poſſierlich nennen, beſonders wenn es in der türkiſchen Verordnung heißt, daß fremde Münzen bei ihrem allenfallſigen Einlauſe in die türkiſchen Staatscaſſen gegen türkiſches Geld ausgewechſelt, und dieß nur nach ſeinem nominellen Werth ausgegeben werden ſolle. Gewiß wird niemand die fremden Münzen, die um 12 bis 20 Proc. mehr werth ſind als die türkiſchen, in die türkiſche Staatskaſſen liefern; und den Handel mit fremden Münzen verbieten, heißt den türkiſchen Handel verbieten, denn die fremden Länder werden die ſchlechte türkiſche Münze doch nicht nach ihrem Nominalwerth nehmen, ſondern die Kaufleute werden nach dem Maaße der Werthloſigkeit der türkiſchen Münze den Preis erhöhen, ſomit gerade das herbeiführen, was die türkiſche Regierung ſeit mehrern Jahren mit ſo viel Mühe und Koſten durch die Bank vermeiden wollte, nämlich ein unmäßiges Steigen des Wechſelcurſes zum Nachtheil der Türkei. Die bisherigen Maßregeln, um dem Uebel abzuhelfen, ſind geradezu kindiſch, anders ſtellt ſich aber die Sache, wenn es wahr iſt, daß England wie Rußland der türkiſchen Regierung Geld zu ſehr mäßigen Zinſen angeboten habe.

Daß die Zinſen an Geld ſehr mäßig ſeyn werden, iſt glaublich, politiſch aber dürften ſie ziemlich unmäßig ſeyn, denn ein bankerotter Schuldner muß jüdiſche Zinſen zahlen, ſey es auf die eine oder die andere Weiſe. Die Türkei hat ſich jedenfalls in eine Lage verſetzt, wo ſie nicht mehr unabhängig handeln kann, und dieß iſt um ſo ſchlimmer, als die Nachrichten aus Süden und Weſten gleich fatal lauten. In Syrien und Meſopotamien geben die Sachen immer ſchlechter. Die Paſchas von Moſſul und Bagdad ſollen ſo von Araberhorden eingeſchloſſen ſeyn, daß ſie ſich nicht aus den Mauern entfernen können, und in Syrien hat der Paſcha einen ſehr ſchlecht ausgefallenen Herbſtfeldzug gegen die Druſen gemacht, die jetzt den Winter benützen, um zu plündern und das Land in Unruhe zu erhalten. Kommt nicht bald eine ſtarke Macht aus Europa an, ſo möchte es im nächſten Frühjahr in Syrien und Meſopotamien ſehr trüb ausſehen; zum Glück ſollen die Wahabiten noch unter ſich uneins ſeyn, ſonſt wären wohl die Kriegszüge aus dem Nedſchd heraus nach dem Euphrat und Tigris, wie zu Suuds Zeit vor 50 Jahren ſchon gehörig im Zuge; allein wenn es gilt die türkiſche Macht zu beunruhigen, ſo werden die hadernden Stämme oft ſchnell einig. Mit der Hinſendung von Truppen aus Konſtantinopel ſieht es ſchlecht aus, denn man kann weder die Stadt, noch Kleinaſien, und am allerwenigſten Rumili entblößen, und mit der Werbung von Albaneſen geht es nicht mehr wie ſonſt. Vor zehn Jahren machte man in Salonichi und in Theſſalien viel Lärmen von einem bevorſtehenden Zuge gegen Griechenland, und Arnauten, die ſich früher gern dort Sold und Beute geholt hatten, ſtrömten ziemlich zahlreich herbei, um in dem nahgelegenen Griechenland ihrer Beutelluſt freien Lauf laſſen zu können; als ſie aber in gehöriger Anzahl verſammelt waren, war der zum Schein angeregte Streit mit Griechenland beigelegt, und man ſchiffte die Betrogenen nach Syrien ein; zum zweitenmal möchte das Manöver kaum gelingen und zu dem fehlt das Geld.

Jetzt iſt ganz Albanien mißvergnügt, der Süden zwar durch das in Monaſtir aufgeſtellte Heer genugſam in Zaum gehalten, aber die nördlichen zum Theil nie ganz bezwungenen Stämme ſind in großer Aufregung, ja in Aufſtand, beſonders die katholiſchen Stämme der Mirditen, Clementi und Malaſoren. Ein Blick auf die Karte zeigt, was das zu bedeuten hat. Dieſe Stämme wohnen ſüdlich und nördlich vom Drin, deſſen Thal der einzige Landzugang nach Montenegro von der Südoſtſeite her iſt. Auf der Oſt- und Nordſeite ſchützen Montenegro faſt unzugängliche Gebirge, wo an Fortbringung einer Armee kaum zu denken iſt. Daraus erklärt ſich die neueſte Nachricht aus Konſtantinopel, daß die Expedition gegen Montenegro ausgelaufen ſey; man muß ſie nämlich zur See ſchicken, um nach Scutari zu gelangen, gegen welches die Montenegriner in Bewegung ſind. Die Feſte Spuſch liegt etwas links an der aus den Bergen Montenegrino's herabkommenden Bojana, und ſollte als Vorpoſten dienen gegen die unbändigen Bergſtämme; ſchon weiter gegen Süden gleichfalls auf dem linken Ufer der Bojana liegt Podgoriza, wo die Montenegriner kürzlich ein glückliches Treffen beſtanden. Auf dem Wege von Podgoriza — welcher Name die unter dem Berg gelegene Stadt bedeutet — gegen Scutari haben nun die Montenegriner rechts Cettinje, wohin die Türken ſeit Jahrhunderten nicht mehr vorgedrungen ſind, links die Clementi und Malaſoren, und noch ſüdlicher die Mirditen. Da dieſe im Aufſtand ſind und den Türken den Landweg verſperren, ſo iſt Scutari abgeſchnitten, und der Paſcha auf ſeine eigenen Kräfte beſchränkt, bis die Seeexpedition kommt: daraus läßt ſich ſeine Bereitwilligkeit erklären, einen Waffenſtillſtand einzugehen. Dieſer Waffenſtillſtand — bis der Sultan die Entſcheidung gegeben habe — iſt ſchließlich eine Liſt der Montenegriner, welche Zeit gewinnen wollen, um ihre Kräfte zuſammenzuziehen, denn daß die Entſcheidung des Sultans gegen ſie ausfallen muß, falls er nicht aus politiſchen Gründen bewogen wird, im Augenblick zu temporiſiren, iſt von ſelbſt klar. Gelänge es den Montenegrinern Scutari zur Uebergabe zu nöthigen, ſo wäre die türkiſche Herrſchaft in ganz Oberalbanien bis Durazzo hinab vernichtet, und die Montenegriner könnten ihre Kräfte nordoſtwärts wenden, um die Herzegowina in Aufſtand zu ſetzen. Dann brauchten die Slavenſtämme, für welche, wie wir in allen Zeitungen leſen, die Serben außerordentlich enthuſiasmirt ſind, nur nach Novibazar zu nehmen, und der ſchmale Weg, der jetzt noch Macedonien und die übrige europäiſche Türkei mit Bosnien und der Herzegowina verbinket, iſt geſchloſſen, die beiden letztern Provinzen alſo factiſch verloren. Es handelt ſich ſomit bei der jetzigen Bewegung um nichts mehr und nichts minder als Bosnien, türkiſch Croatien, Herzegowina, Montenegro und Nordalbanien vom türkiſchen Reich abzureißen,

ein Bündniß zwischen diesen verschiedenen Ländern zu stiften, und dann wieder auf dem Amselfelde (Kossowo Polje), wo einst die große Serbenschlacht geschlagen wurde, den Türken entgegenzutreten. Die Macht, welche der Türkei aus eigenem Interesse Bosnien und die Herzegowina hätte erhalten können, die Macht der großen Cavetanie, überhaupt des slavisch türkischen Adels von Bosnien, hat die Pforte selbst gebrochen, und er würde einem Aufstand der Rajahs ohne türkische Hülfe jetzt kaum widerstehen.

Das ist gewiß eine sehr ernste Krise der Türkei, aber noch nicht das Ende. Lord Malmesbury hat im englischen Oberhaus von der alten Unabhängigkeit Montenegros gesprochen, was so viel heißen will, als daß England aus dieser Frage keinen Kriegsfall machen und sich nicht auf die zweifelhafte Abhängigkeit Montenegro's von der Pforte stützen will. Das alte griechische Reich hat sich Jahrhunderte in einem weit engern Umkreis gehalten, als jetzt das türkische Reich einnimmt. Der Zustand dieser fernen Provinzen ist ein Gegenstand ernster Berathung für die Nachbarn der Türkei, wozu auch England durch seinen Besitz der jonischen Inseln zu zählen, aber entscheidet nicht über das Leben und den Tod derselben. Diese Frage liegt in Konstantinopel, das sich nicht theilen läßt, und wo jetzt noch das Leben des türkischen Reichs, das in den Extremitäten mehr und mehr erkaltet, oft fieberhaft pulsirt. In dieser Beziehung ist es viel wichtiger zu fragen, erstens was aus den ganz russisch exercirten und uniformirten molde-walachischen Truppen wird, zweitens, was die Bestimmung der neulich vom Kaiser inspicirten russischen Flotte seyn soll, die, im schwarzen Meer eingeschlossen, eigentlich keinen Feind vor sich hat, und ihre Bedeutung nur entfalten kann wenn sie ins Mittelmeer hinausfegelt, was jetzt kraft der Verträge, die keinem fremden Kriegsschiffe den Durchgang durch die Dardanellen gestattet, nicht möglich ist, und drittens, welcher Einfluß in Konstantinopel überwiegen wird, der englische oder der russische, denn die Zerrüttung des Reichs im Süden und Westen macht auch wie natürlich den Parteienkampf in der Hauptstadt reizbarer und schwankender, weil man nach allerlei Rettungsmitteln haſtet. Die Angelegenheiten des Ansehens, das Verbot der Küstenschifffahrt für die fremden Dampfboote und die Verordnung über die Münzen gehen sämmtlich Veranlassung zu Einmischungen und internationalen Streitigkeiten. Ueber die letztere Angelegenheit sagt das Journal des Debats (vom 27 Dec.), nachdem es über die Ansehensfrage ein strenges, aber nicht übertriebenes Urtheil gefällt, folgendes: „Einmal auf diesem falschen Weg, ist es schwer inne zu halten; so hat der Diwan im Widerspruch mit den Capitulationen dem fremden Handel verboten, in seinem Verkehr fremde Münzen zu gebrauchen. Dieß freche Verbot, das die Verträge verletzt, würde, wenn es sich aufrecht erhalten ließe, die allerdürftigste Lage, die man sich denken kann, hervorrufen. Die seit langer Zeit vorgegangene Verschlechterung der türkischen Münzen hat die guten fremden Münzen in ihrem vollen Werth erkennen lassen, jeder fremde Unterthan aber, der dieje guten Münzen ins Land einführt, soll als Falschmünzer betrachtet und bestraft werden, denn von jetzt an soll man nur die schlechten Münzen Sultan Selims und Sultan Mahmuds anwenden; da aber die Verträge der Pforte mit den fremden Mächten deren Unterthanen das Recht geben, die Münzen ihres Landes zum Behuf ihres Handels einzuführen, so wird die Diplomatie ihre Bemerkungen über dieß seltsame Decret zu machen haben, und die türkische Regierung sich endlich genöthigt sehen, dasselbe zurückzunehmen.“ Also abermals Einmischung der Fremden und Demüthigung der türkischen Regierung. Mit dem Ansehen des Pascha's von Aegypten an England hat man sich vollends dem fremden Einfluß verpfändet, und das Decret der Pforte, das dem Pascha verbietet zur Erbauung der Eisenbahnen fremdes Capital herbeizuziehen, ist dadurch factisch aufgehoben; England hat also im südlichen Theile des Reichs ein wahres hypothekarisches Recht und wenn es ihm gelingt, ein ähnliches Recht in der europäischen Türkei zu erwerben, so wird es Rußland bald nicht an einem Vorwand mangeln, seiner Flotte im schwarzen Meer Beschäftigung zu verschaffen, und Einen der beiden Ein- oder Ausgänge seines Reichs zu besetzen, nämlich den Bosporus; wie die Sachen mit dem zweiten Eingang, dem Sund stehen, wollen wir zum Schluß noch betrachten.

(Schluß folgt.)

Bilder aus Norwegen.

2. Der Sommer auf dem Lande.

In einem Lande wie Norwegen, welches eigentlich nur zwei Jahreszeiten, Sommer und Winter, besitzt, muß man „Den machen, während die Sonne scheint.“ Der Frost bleibt gewöhnlich vom October bis zum Mai oder bis zum Anfang Junius in der Erde, und kein vorübergehendes Thauwetter vermag die Oberfläche des Bodens zu durchdringen, wenn dieselbe einmal fest gefroren ist. Häufig tritt der Winter so schnell ein, daß die Früchte nur mit genauer Noth eingeerntet werden können und keine Zeit zum Pflügen übrig bleibt. Hat die Sonne aber im Frühling einmal das Eis gesprengt, so ist sie durchaus nicht müde, und ihr Gepflanzter erhebt sich in der Gestalt von Pflanzen und Kräutern überall mit wunderbarer Schnelligkeit. Ein zweifelhafter Sommer bringt dem Landmann sichern Beetust, denn die schöne Jahreszeit ist so kurz, daß jeder verlorene Tag nicht zu ersetzen ist. Selbst in gemäßigten Jahren wendet der Ackerbauer manche kleine Kunstgriffe an, welche in mehr begünstigten Ländern nicht allein unbekannt, sondern auch unnöthig sind.

Die Heuernte dauert vom Ende des Juliius bis zum Ende des August oder Anfang des September; alle arbeitsfähigen Hände sind dann in Anspruch genommen, und das Pferd, welches der Bestreisende verlangt, wird nur mit Mühen und Großen beregeben. Die Wiesen gleichen den englischen nicht; das niedrige Gras ist dicht mit Unkraut und wilden Blumen durchwachsen. Weiber sowohl als Männer sind mit Mähen beschäftigt; das geschnittene Gras wird gemeiniglich auf Gerüste im Felde gelegt, damit es von jedem Sonnenstrahl und von jedem Lüftchen Vortheil zieht. Sobald dasselbe trocken genug ist, wird es auf Heuschleiten eingefahren — Karren, welche einer auf hölzernen Schlittschuhen ruhenden Krippe gleichen und hinten zwei kleine Räder von der Größe einer gewöhnlichen Tellers haben; diese vermögen nur eine sehr geringe Ladung fortzuschaffen und entsetzlichen sehr mit den großen, starken englischen Heuwagen.

Das Heu wird nicht in Schobern aufgestapelt, sondern es wird auf den Boden der großen Scheune gebracht, welche einen Theil jeder Hausstätte bildet. Man schafft es vermittelst einer geneigten Ebene hinauf, die gewöhnlich von kreuzweise gelegten Stämmen gemacht und so stark ist, daß Pferde und Karren dieselbe passiren können. Auf der Höhe angelangt, wird das Heu abgeladen und auf den Boden über dem Stall niedergelegt. Zur Ernährung des Viehes während des langen Winters heimst man nicht allein Heu und Stroh ein, sondern auch noch die Blätter verschiedener Bäume (z. B. die der Erlen, Pappeln u. s. w.), welche zur Ergänzung der übrigen Vorräthe dienen. Wenn der Herbst herannaht, sieht man Weiber und Kinder überall beschäftigt, die Blätter von jenen Bäumen abzupflücken und in Bündeln auf dem Kopfe heimzutragen. Für die Erlaubniß, auf diese Weise ihre Wintervorräthe zu vermehren, bezahlen manche Leute den Eigenthümern der Bäume sogar einen gewissen Zins.

Unmittelbar auf die Heuernte folgt die Kornernte. Weizen wird wenig gebaut; nur hie und da erblickt man kleine Felder mit dieser Getreideart, und was ich davon gesehen habe, war so dünn und ärmlich, daß kaum die Kosten des Bestellens gedeckt werden konnten. Gerste,

Roggen und Hafer sind die Feldfrüchte, die am meisten gebaut werden. Beim Mähen entwickeln die Frauen fast durchgängig eine ebenso große Thätigkeit als die Männer. Um so viel Stroh als möglich zu gewinnen, schneidet man die Halme unmittelbar über der Erde ab. Nachdem die Schwaden einige Tage gelegen haben, werden sie zum Trocknen und Nachreifen aufgehäuft, jedoch nicht ganz in derselben Weise wie das Heu. Das ganze Feld ist in regelmäßigen Zwischenräumen mit Stacken, 10 oder 12 Fuß hohen Pfählen besetzt; diese werden von oben bis unten mit Garben bebunden und zwar so, daß die Spitzen der letztern sich sämmtlich gegen Süden der trocknenden Sonne zuwenden. Diese Einrichtung verleiht einem Kornfelde ein höchst seltsames Ansehen, namentlich gegen Abend, wenn die Sonne sich dem westlichen Horizonte zuneigt und die beladenen Pfähle seltwärts lange dunkle Schatten werfen; es ist als ob auf den weiten Feldern hohe Riesen Wacht hielten. Mitunter wird das Getreide so grün abgemäht, daß es in dieser Weise sogar während der ersten Frostlage stehen bleibt. Hie und da steht man daselbst auch auf horizontal gelegten Balken hängen, welche durch ein Dach theilweise vor der Kälte geschützt sind, während der Wind frei durch das Gebäude streichen kann. Manchmal geschieht es aber, daß alle diese Mittel fehlschlagen; so war es z. B. im Herbste des Jahres 1851, wo der Roggen sehr grün und feucht blieb, und da Roggen ein Hauptnahrungsstoff der Bewohner Norwegens ist, so veranlaßte dieß manche Krankheiten.

Den Hafer benutzt man vielfach zur Bereitung von Flodrods (Fladen), welche die größte Aehnlichkeit mit dem schottischen Haferkuchen (Bannock) hat. Man rollt einen Teig aus Hafermehl so dünn als möglich aus, legt die einzelnen Fladen vermittelst eines Paares eiserner Stöckchen auf eine runde eiserne Platte, welche auf einem Dreifuß über einem hellen Holzfeuer ruht, und läßt dieselben drei ungefähr fünf Minuten backen, während welcher Zeit man sie zwei oder dreimal umwendet. Später schichtet man dieß Gebäck auf einem Lattengerüste auf, ähnlich dem, welches in den innern Grafschaften Englands zum Aufhängen der Speckseiten und Schinken gebraucht wird. Frisch gegessen ist dieser Haferkuchen wirklich vortrefflich und bekundet schmackhafter als Fladen von Weizenmehl, denn dieser ist widerlich fade.

Einen höchst vergnüglichen Anblick gewährt auch das Heimtreiben des Viehs von den Sommerweiden auf dem Gebirge, wohin die Heerden beim Beginn der schönen Jahreszeit geführt zu werden pflegen. Um die Mitte des Septembres holt man dieselben zurück, theils um sie zu verkaufen und dadurch die Kosten ihrer Unterhaltung während der langen Winters zu vermeiden, theils um sie für die nächsten acht oder neun Monate in die Ställe einzuschließen. Nach der Freiheit auf den Gebirgsweiden ist eins wie das andere eine traurige Veränderung für die armen Thiere.

Die Hirten, die Mitkreisgenossen tragend oder die mit demselben beladenen Pferde am Zügel führend, eröffnen den Zug; die Kuh mit der Glocke schreitet hinter ihnen her, und die übrigen Kühe folgen sämmtlich ihrer Leitung. Sobald die Cavalcade am Ufer eines Flusses anlangt, beginnt eine höchst ergötzliche Scene — ein forcirter Stromübergang sämmtlicher Kühe. Einem solchen Uebergange wohnte ich einst in der Nähe einer Fähre bei. An der Stelle wo die letztere sich befand, bildete der Fluß eine Krümmung; in dem tiefen, ruhigen Wasser pflegelten sich die benachbarten Uferhügel und die fernen Berge mit wunderbarer Klarheit. Einige Fuß Bauholz waren in ihrem Laufe nahe bei dem Landungsplatze auf dem einen Ufer hängen geblieben, und auf denselben tummelten sich die Dorfkinder herum, lachten und scherzten in dem hellen Sonnenschein, und setzten sich endlich mit vielem Lärm nieder, um den Uebergang der Heerde mit anzusehen.

Die Fähre selbst war nichts weiter als ein Floß, welches durch ein Seil über den Fluß gezogen wurde; da dieser jedoch an dieser Stelle ziemlich niedrige und sumpfige Ufer hatte, so war auf beiden Seiten eine kleine Landungsbrücke von Zimmerholz errichtet.

Als der erste Trupp der Heerde auf der Höhe des gegenüberliegenden Hügels erschien, setzte der Fährmann über den Fluß, und nachdem er den größten Theil der Hirten, die Pferde und die Leitkuh eingenommen hatte, zog er sein Fahrzeug wieder quer über den Strom und brachte seine Ladung ans Land. Nun folgte eine chaotische Verwirrung. Die Kühe, welche den Anblick der breiten Wasserfläche vor ihnen nicht sonderlich zu lieben schienen, hoben nach allen Richtungen aus einander; darauf gab es ein Hin- und Herrennen der Hirten, ein Schreien und Schimpfen und Schlagen nach hochvorstehenden bavengalopvirenden Kuhschwänzen, bis es endlich einem glücke, zwei oder drei Kühe in den Strom zu treiben. Diese schwammen eine kurze Strecke vorwärts, als sie aber bemerkten, daß ihre „Schwestern" ihnen nicht folgten, ruderten sie triefend und brüllend wieder zurück, und brachten die ganze Heerde aufs neue in unendliche Verwirrung.

Nach einiger Zeit gelang es indessen den Hirten abermals einige Thiere in den Fluß hineinzudrängen, und damit schienen sie gewonnen Spiel zu haben; die Kühe stürzten nun alle dem Wasser zu und schoben einander mit solcher Heftigkeit vorwärts, daß sie, ohne es zu gewahren, den Strand der kleinen Landungsbrücke erreichten, welche einige Schuh über dem Ufer in den Fluß vorsprang. So verloren die Vorderfüße natürlicherweise plötzlich Grund und Boden, und Kuh auf Kuh verschwand mit einem unfreiwilligen Purzelbaum, den Kopf voran, in den Wellen, so daß nur der äußerste Büschel des Schweifes sichtbar blieb. Glücklich war die Kuh, die, wieder emportauchend und das Gleichgewicht wieder gewinnend, nicht sofort von den nachstürzenden Schwestern von neuem niedergeschmettert und in die Tiefe gedrückt wurde. Einmal von den Wellen getragen, kämpfte sie Heerde mit aller Macht, das jenseitige Ufer zu gewinnen. Die Schwimmer warfen sämmtlich ihre Köpfe zurück und ruderten kühn vorwärts, dann und wann ein kläglich Gebrüll erhebend; da nur der oberste Theil ihrer Köpfe sichtbar war, so starrte die ganze Oberfläche des Wassers von Hörnern. Die Bewegungen der Kühe, das jenseitige Ufer zu erklimmen, waren äußerst plump und unbehülflich, und centrifugalen sehr gegen das anmuthige Emporsteigen der Pferde.

Nachdem die letztern wieder beladen worden waren und die Kühe sich nach besten Kräften gesichtet hatten, setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Die denselben begleitenden Hirten holten einen sehr malerischen Anblick dar, da sie die Nationalkleidung der verschiedenen Districte trugen, denen sie angehörten; diese Nationaltracht gleicht in mancher Beziehung der tyrolischen, nur daß die Norweger häufig silberne Schmuckfachen von beträchtlichem Werth und eigenthümlicher Form tragen, welche mitunter durch Silberketten mit einander verbunden sind. Sie sprechen das ächte alte Norwegische im Gegensatz zu der modernen, isrthümlich so genannten Sprache, welche nichts als das heutige Dänische ist. Sie wissen viele Sagen und historische Ueberlieferungen zu erzählen, mißtrauen sehr dem modernen Dialekt, und zeigen sich nur dann offen und zutraulich, wenn man sich in ihrer MutterSprache mit ihnen unterhalten kann.

Zuweilen 24 Stunden passirten vier oder fünf Heerden jene Fähre, von denen eine 50 und eine andere faß 200 Köpfe zählte; dieß ging mehrere Tage so fort. Später aber war in der ganzen umliegenden Gegend keine Kuh mehr zu sehen; alle befanden sich in den warmen Ställen und lebten unter einem Dache mit den Schafen, Enten, Hühnern u. s. w. ihres Eigenthümers.

Denkmal Peters des Eremiten. Die antiquarische Gesellschaft der Picardie hat angekündigt, daß in Folge eines Decrets des Prinzen-Präsidenten vom 23 Februar d. J. sie ermächtigt worden ist, eine Bronzestatue des bekannten Kreuzzugspredigers Peters des Eremiten auf einem der öffentlichen Plätze von Amiens zu errichten. Die Liter. Gaz. vom 25 Dezember, der wir diese Mittheilung entnehmen, bemerkt dazu, der Styl dieser Ankündigung sey in doppelter Beziehung bemerkenswerth, einmal wegen der Gesta Dei per Francos, wobei immer auf den Ruhm der Franken hingewiesen werde, und dann wegen des religiösen Charakters, den man dem Denkmal speciell zu windeiern bemüht sey, indem herausgehoben werde, daß Peter der Eremite nicht bloß Frankreich, sondern der ganzen Christenheit angehöre, weßhalb alle Freunde der Religion aufgefordert seyen Beiträge zu unterzeichnen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 314. 31 December 1852.

Das westliche Tibet.

(Aus Capitän Strachey's Mittheilungen über die geographischen Resultate seiner Expedition nach Westtibet. Athen. 25 Dec.)

Dieß Land führt den Namen Nari und begreift die chinesische Provinz Narichorsum und die Fürstenthümer Ladak und Balti. Dieß Tafelland hat eine Länge von 600 (engl.) Meilen und eine Breite von 150, so daß es etwa 90,000 (engl.) geogr. Quadratmeilen umfaßt. Obwohl mit einzelnen Bergen und Thälern durchzogen, bietet es doch dem Auge im Ganzen genommen eine ungeheure horizontale Fläche dar, die 14 bis 15000′ hoch über dem Meere liegt; die höchsten Gipfel liegen 20 bis 23000′ hoch, die niedrigsten Striche 5 bis 10,000′. Die Anhäufung der alten Alluvialniederschläge in den Einsenkungen der Berge bis zu einer Höhe von 16,000′ bilden die vielen offenen Thäler oder Ebenen der Hochweiden, namentlich im östlichen Theil der Provinz Narichorsum, und die Zerstörung oder der Mangel dieser Alluvialniederschläge die tiefen engen Thäler der bebauten Niederlande, namentlich in Ladak und Balti unter 14,000′. Die vorherrschende Richtung der Hauptbergketten ist SSO gegen NNW, die durchschnittliche Höhe ihrer Gipfel etwa 20000′, die der Pässe 18 bis 19000′, und die höchsten gemessenen Gipfel erreichen eine Höhe von 22000 bis 25500′. Die Thäler sind meistentheils sehr eng, namentlich in den Niederlanden, wo sie kaum eine Viertelmeile breit sind, einige der breitesten haben 1 bis 3 Meilen, die schmalsten kaum 5 bis 600 Fuß. Die obern Thäler sind manchmal offener, selbst hier aber sind breite Thäler eine Ausnahme. Die Thalgründe haben sehr verschiedene Höhen — von 4500′, — der niederste Punkt der Schlucht, wo der Indus Tibet verläßt, — bis 16000′, wo sie zu bloßen Bergschluchten werden.

Das bemerkenswertheste von allen diesen Thälern und eine Ausnahme von der gewöhnlichen Formation ist Guge im Südwesten von Narichorsum, wo an die Stelle der gewöhnlichen dichten Bergmassen ein großes Alluvialplateau von 90 bis 120 Meilen Länge und 15 bis 60 Meilen Breite tritt, so daß es eine dreieckige Fläche von 4500 Quadratmeilen in einer Höhe von 15 bis 16,000′ bildet. Aber diese Ebene ist unterbrochen durch eine Menge großer Schluchten, welche vom Fuß der benachbarten Berge in einer Tiefe von 2 bis 3000′ herkommen, um sich mit der großen Centralschlucht des Setledsch zu vereinigen, die an ihrem untern Ende wahrscheinlich eine senkrechte Tiefe von 4500 bis 5000′ hat. Der Wasserablauf des westlichen Nari theilt sich in den Setledsch und Indus. Aber der Wasserablauf von nicht weniger als 12,000 □. Meilen von Westnari findet in Seen statt, von denen diejenigen, welche einen Abfluß nach Strömen haben, süß, die andern salzig sind. Die bedeutendsten Süßwasserseen sind Mapham und Langaß, oder Manasarovar und Rakas Tal, in einer Höhe von 15,200′ in Kangri im SO. von Narichorsum; beide sind nahe bei einander, der erstere ergießt sich in den letztern, und dieser durch einen sumpfigen Grund zuweilen, aber nicht immer, in den Oberlauf des Setledsch. Jeder dieser Seen hat einen Umfang von 150 □. M., und entwässert einen Landstrich von 4 bis 5000 □. M. Der größte Salzwassersee ist der Pangong, der einen Landstrich von 6 bis 7000 □. M. entwässert im NW. von Narichorsum; der See, welcher 14,000′ hoch liegt, hat eine Fläche von etwa 300 □. M., ist aber 100 Meilen lang und nur 3 oder 4 breit, hat im Sommer einige Einflüsse von Bedeutung, aber keinen Ausfluß, da er von den Zuflüssen des Indus durch eine Wasserscheide getrennt ist; sein Wasser hat eine starke Auflösung von Bittersalz.

Gletscher sind auf dem tibetanischen Tafelland nicht so häufig als im indischen Himalaya, kommen aber doch an der nördlichen Wasserscheide vor, im Norden von Ladak und Balti; einige derselben sind an der Quelle des Indus und periodischen Aenderungen unterworfen, wodurch Fluthen entstehen, welche die Thäler dieses Stroms auf 300 Meilen weit zerstören. Eine solche Fluth zerstörte im J. 1835 ganze Dörfer, stieg, wo das Thal 5 oder 6 Meilen breit war, zehn Fuß hoch, und rückte bis 200 Meilen von ihrem Ursprung 25 Meilen in der Stunde vor. Das Klima von West-Nari, zwischen 30° und 35° N. B., hat ungefähr eine Temperatur, wie das nördliche Europa zwischen 55° und 70°. Die Stadt Leh, in 12,000′ Höhe unter 34° N. B., kann für die bewohnten Thäler als ein Durchschnitt dienen, es hat in den kältesten Monaten eine Temperatur von 15° F. (gleich — 7 bis 8° R.), im ganzen Jahr 38° F. (2²/₉° R.). Die äußerste Kälte im Winter mag etwa 0° F. (— 14 bis 15° R.) die größte Hitze im Sommer 70° F. (17° R.) betragen. Die Erde friert selbst in der Mitte des Winters unter der Oberfläche nie zu. Die Stärke der Sommerstrahlen ist sehr groß, und der der Sonne ausgesetzte Thermometer stieg oft um 80° F. (35¹/₉° R.) gegen die Temperatur der Luft im Schatten. Das Klima ist außerordentlich trocken: Regen fällt sehr wenig, Schnee nur 20′, im Jahr, und niemals über 4″ an 12 Stunden. Die Schneelinie hat in den mittlern und nördlichen Theilen des Tafellandes eine Höhe von 20,000′ auf dem Abhang nach Indien 18,000′.

Zeitbetrachtungen.

(Schluß.)

Wir haben in den Zeitbetrachtungen des Monats Novembers gesehen, in welcher Art Rußland und England einander in Dänemark gegenüberstehen, wie ersteres durch sein eigenes Interesse genöthigt ist die Gesammtstaatspartei zu unterstützen und die Constitution zu vernichten, oder doch zu einem eitlen Scheinbild zu machen, während dagegen England die Eiderdänenpartei unterstützen muß, um seine Herrschaft auf das Spiel der Parteien zu gründen, wobei es noch den Vortheil hat, daß die eiderdänische Partei Holstein abgesondert vom übrigen Dänemark behandeln will, um nicht mit dem deutschen Bunde in Conflikt zu kommen, während Rußland nur einen Gesammtstaat anerkennt, und deßhalb auch die Zollinie an die Eider verlegen will, um jedem deutschen Versuch, die Zolleinheit des Bundesgebiets herbeizuführen, vorweg die Mittel dazu abzuschneiden. England und die Eiderdänenpartei haben den Kampf eröffnet durch Wegeners famole Schrift, welche das Warschauer Protokoll angreift, und dessen Ungültigkeit zu beweisen sucht. In neuerer Zeit ist auch der bekannte eiderdänische Diplomat Dirckinq-Holmfeldt in gleicher Weise aufgetreten, und soll sich auf die aus dem Lehenrecht gezogenen Deductionen seines Hrn. Oheims, den das geheime Archiv des Staats offen stand, gestützt haben. Man sieht, die Sache wird immer interessanter, und statt sich zu lösen, schürzt sich der Knoten immer fester. Die Minister scheinen unter den widersprechenden Prätensionen und der ziemlich übermächtigen Partei der Eiderdänen im Reichstag gegenüber, ziemlich — wie die Engländer sagen — at their wits end, und die Christfeiertage dürften ihnen kaum einen Helfer in der Noth zur Bescherung gebracht haben.

Die Eiderdänenpartei scheint ihre Sache hinsichtlich der Wahlen sehr schlau eingefädelt zu haben; sie widersetzte sich den Wahlen der Bauernfreunde nicht, förderte sie vielmehr, überzeugt daß die aus solchen Wahlen hervorgehenden Leute der deutschen Aristokratie in Dänemark, als deren Haupt der Prinz Christian von Glücksburg hingestellt wird, nicht sonderlich günstig seyn würden. Wie wir früher schon erwähnt, machte das Ministerium mit seinem pochenden Auftreten einen großen Fehler, und der „Waiche von den drei Bundesschreiben", wie man den Kriegsminister Hansen nannte, mit seinem Schrit, die holsteinischen Truppen nach Kopenhagen zu ziehen, wohl den größten. Obwohl dieser Schritt höchst wahrscheinlich nur im allgemeinen aus seiner Ansicht vom Gesammtstaat und aus einem affectirten Zurschautragen seiner antideutschen Gesinnung hervorging, so lag doch die Beschuldigung sehr nahe, daß man diese dem Kopenhagener Volke antipathischen Truppen, die auch vom Pöbel infuirt wurden, dahin berufen habe, um sich derselben zu Gewaltstreichen zu bedienen. Diese Beschuldigung fündete, und nun ward das ganze Ministerium verdächtigt, nichts als Staatsstreiche im Schilde zu führen. Der Thronfolger, den man als das Haupt und das Werkzeug des deutschen Adels betrachtet und hinstellt, ist nicht beliebt, und das Wort „heffische Camarilla" ist ein Schlagwort geworden, das zu den angeblichen Staatsstreichplanen und dem hochfahrenden Wesen des Kriegsministers vortrefflich paßt, um auf dem Reichstag und in der Hauptstadt eine sehr allgemeine und nicht sehr freundliche Stimmung gegen das Ministerium und seine Vorschläge zu erzeugen. In diese Stimmung hinein fiel die Wegener'sche und nun auch die Dirckinq-Holmfeldsche Schrift. Ueberlegt man diese beiden auf der juridischen Sprache in die der Straßenpolitik, so heißen sie nichts anders, als: wir sind in Dänemark auf dem Wege eine russische Provinz zu werden, erst verdeckt durch die hessische Camarilla, dann offen durch die vorbehaltene russische Erbfolge. Man muß gestehen, die Eiderdänenpartei und die Engländer haben sehr wirksam operirt, um den Ministern zwischen den Ansichten der Eiderdänen auf der einen, der russischen Ansicht von einem Gesammtstaat auf der andern, und der preußisch-österreichischen — durch die neuerlich bekannt gemachten Actenstücke des österreichischen und preußischen Ministeriums hinsichtlich Holsteins documentirten — Bundespolitik auf der dritten nicht auf Rosen zu betten.

Man begreift daher recht gut, weßhalb die Eiderdänenpartei jetzt über die „europäische Nothwendigkeit" spottet, auf welche sich das Ministerium beruft, denn diese europäische Nothwendigkeit ist jetzt ein Trugbild: die europäischen Mächte sind zwar über ein Protokoll gegen Deutschland übereingekommen, aber England und Rußland haben sehr verschiedene Dinge darunter verstanden. Sie waren nur in der Negation einig, nicht in der Position; jetzt wo diese an die Reihe kommt, tritt der Streit hervor, und die europäische Nothwendigkeit spaltet sich in ein Hinneigen zu England oder zu Rußland. Als am 7., 8. und 9. d. die Frage über die Zollvereinigung zwischen Dänemark und Holstein zur Sprache kam, stegte die Eiderdänenpartei, von welcher der vermittelnde Theil wenigstens Aufschub wollte, mit 58 gegen 53 Stimmen; als es einige Tage später zur Abstimmung kam ob Dänen verwendet werden könnten statt des deutschen holsteinischen Contingents, blieben die Minister mit 60 Stimmen gegen 12 in der Minderheit. Kurz das Ministerium ist völlig geschlagen, und nach dem constitutionellen Gebrauch sollte nun die Eiderdänenpartei ans Ruder kommen, ob man aber Rußland gegenüber diesen Versuch machen wird, steht sehr dahin. Die Minister stecken zwischen Thür und Angel: vorwärts können sie nicht, denn der Reichstag steht entgegen, und wollte man ihn auflösen, so wäre man gewiß, daß der neue Reichstag nicht besser ausfiele. Einen Staatsstreich zu führen, wird der König, den die Gräfin Danner in seinem Entschluß bestärkt, sich weigern. Abtreten können sie auch nicht wohl, denn wer wird unter den gegenwärtigen Umständen die Stelle einnehmen wollen? Der Plan den dänischen Reichsteag auf die Stufe einer Provinziakversammlung herabzusetzen ist vorerst mißlungen, und ruft man die Stände von Schleswig und Holstein zusammen, so ist zu erwarten, daß die Verwirrung wo möglich noch etwas größer wird, denn beide werden sich weder eiderdänisch, noch den russischen Gesammtstaatsplanen sehr geneigt zeigen. So steht man im Augenblick keinen Ausweg, und das Ministerium hat seine Schwäche bereits gezeigt, indem es den geheimen Archivar Wegener zwar anklagte, aber nicht entließ; es stehen zu bedeutende Männer hinter ihm. Derselbe hat eine ziemlich lahme Schrift gegen ihn geschrieben, die eigentlich nur eine Threnodie ist, daß ein Beamter so gegen das Ministerium auftrete, und man hat ihm in der eiderdänischen Presse vorgeworfen, daß er stets von Deutschthum durchdrungen gewesen sey, während der alte Minister Siemann, der hinter Wegener steht, sich stets als einen ächten Dänen gezeigt habe.

So weit stehen die Aspecten Rußlands hinsichtlich des zweiten Aus- und Eingangs zu seinem Reiche nicht eben sehr günstig, und die mächtige Ausbreitung des englischen Handels in der Nordsee vermittelst der dänischen und schleswigischen Eisenbahnen droht die Sache für Rußland noch schlimmer zu machen. Die Bestrebungen des letztern gingen stets dahin, die Ostsee zu einem russischen See zu machen, wie das schwarze Meer; es hat auch, da seine Flotte überwiegend über die Schwedens und Dänemarks

ist, von der preußischen gar nicht zu reden, dieses Zweck erreicht, soll aber das Uebergewicht fruchtbar seyn, so muß es den Sund beherrschen, und dieß Ziel hat Rußland noch nicht erreicht. Die Sachen stehen im skandinavischen Norden sehr seltsam: die Eiderdänenpartei fürchtet nichts mehr als den Tod oder die Abdankung des Königs, weil dann mit dem Prinzen Christian von Glücksburg die russische Partei am Ruder käme; andererseits war die Krankheit des Königs von Schweden, die zwar für den Augenblick gehoben scheint, doch aber demselben kein langes Leben verspricht, für Rußland eine sorgenvolle Sache: denn kaum läßt sich erwarten, daß ein jüngerer und, wie man sagt, durchaus unbeliebter Fürst, wie der Kronprinz von Schweden, dem Antrag der Reformpartei widerstehen sollte. Die Reformpartei aber ist Rußlands Feindin, und steht mit der Eiderdänenpartei in engster Berührung. Durch alles dieß erhalten die Bewegungen des skandinavischen Nordens für den Augenblick ein besonderes Interesse.

Ueberseht man den ganzen Zustand Europa's in diesem Augenblid, so kann man nicht umhin die Ansicht auszusprechen, daß die Sachen am Ende dieses Jahres unendlich gespannter stehen als im Anfang desselben. Thiers soll neuerlich gesagt haben man habe ihm nicht geglaubt, als er im Januar vorigen Jahrs das Kaiserthum für eine entschiedene Sache erklärt habe, und man werde ihm wohl auch nicht glauben, wenn er jetzt erklärte daß im Grunde der jetzigen Zustände der Krieg liege; Thiers ist ein zu guter Beobachter, um nicht seine Autorität gelten zu lassen, falls die Aeußerung wirklich wahr ist, und so viel wenigstens muß man zugeben, daß die Aspecten für den Frieden unendlich schlechter sind, als vor einem Jahre. Der Krieg aber ist ein gefährlicher Probstein für die Erhaltung der gegenwärtigen europäischen Zustände, und noch hat niemand gewagt, die Folgen eines solchen zu berechnen.

Bilder aus Norwegen

3. Winterscenen.

Nach den Angaben eines Engländers ist der Winter in Norwegen merkwürdiger als der Sommer. Die Kälte ist hier viel stärker als in England, obgleich sie nicht einen so hohen Grad erreicht als in andern Ländern, die unter derselben Breite liegen, und die Mittel, die man anwendet, um sich dagegen zu schützen, sind sehr mannichfaltig, denn die Norweger lieben die Wärme. Die geoßen Oefen, welche ebenfawohl in den Schlafzimmern wie in den Wohngemächern stehen, werden auf eine wahrhaft verschwenderische Weise mit Holz genährt und bringen eine so hohe und trockene Temperatur hervor, daß ein Engländer in Gefahr kommt bei lebendigem Leibe gebraten zu werden. So oft ich irgend ein heißes Zimmer betrat, besonders nach einem Spaziergang oder einer Spazierfahrt, war es mir immer als ob mein Kopf in siedendes Wasser gerathen sey. Die Kälte wird aber nicht allein durch Feuer vertrieben, sondern auch durch doppelte Glasfenster abgehalten, welche, einmal befestigt, so lange sie dicht geschlossen bleiben, die man sie im Frühling wieder entfernt. Auf diese Weise kann während des Winters sehr wenig frische Luft in ein norwegisches Haus eindringen.

Zum Reisen bedient man sich nun fast der Carriole des Schlittens — ein sehr angenehmer Tausch, denn eine rasche Fahrt mit dem Schlitten über den weißen Schnee, der wie eine Diamantwüste im Sonnenschein flimmert und blitzt, ist eine sehr vergnügliche Motion. Wenn der Schnee sehr tief ist, wird vermittelst eines Schneepfluges eine Bahn für die Schlitten geöffnet. Der letztere ist ein hölzernes Gestell, welches fast die Gestalt eines lateinischen V hat. An die Spitze desselben wird ein Pferd gespannt, das langsam dahinschreitend eine breite Furche im Schnee aufwirft. Die Reisekleidung ist auch höchst eigenthümlich, aber dem Klima sehr angemessen. Die äußere Hülle der Männer besteht in einem Rock von Wolfsfell, dessen rauhe Seite nach außen gekehrt ist; derselbe ist dick wattirt und hat einen hohen Kragen, der zum Schutze des Nackens und Kopfes aufgeschlagen werden kann. Mit einer gefrischten und gewebten Binde, die gegen sechs bis sieben Ellen lang ist, gürtet man den Rock fest an den Körper. Zuerst wird diese um den Hals geschlungen und dann zwei oder dreimal um die Taille gelegt und hier verschürzt. Man nennt dieß eine Reisefchärpe und betrachtet diese selbe als einen unumgänglich nothwendigen Theil des Winteranzuges. Die Männer tragen außerdem eine Pelzmütze, die meistens aus Otter- oder Seehundsfell gemacht und mit einem breiten Schirm und Seitenklappen versehen ist, welche über die Ohren gebunden werden. Zur Bekleidung der Hände dienen große gestrickte wollene Handschuhe, die der größeren Wärme wegen nur zwei Abtheilungen haben: eine für den Daumen und die andere für die übrigen Finger. Ein paar Lederstiefel, welche bis an's Knie aber noch weiter hinaufreichen und gemeiniglich mit Schafspelz gefüttert sind, vollenden die Ausrüstung der Männer. Diese Stiefel sind so weit, daß sie über die gewöhnlichen Stiefel gezogen werden können, und beim Durchschreiten des tiefen Schnees ganz unentbehrlich. Die Winter-Oberkleidung einer Dame ist weniger bemerkenswerth, obgleich die dickwattirte grabwollene Mütze ein seltsames Aussehen hat. Die Stiefel sind denen der Männer ähnlich, aber nicht ganz so hoch und so schwer, wiewohl sie eine ziemliche Solidität besitzen. Wenn die Dame in den Schlitten steigt, so findet sie dort einen großen, mit Wolfs- oder Schafspelz gefütterten Sack, welcher vorne etwas länger ist als hinten. Der Diener hüllt sie sorgfältig darein ein, sie zieht das Oberfell so hoch empor wie es ihr beliebt und ist so vollkommen gegen die Kälte geschützt. Die Kleidung des Burschen, welcher die Pferde lenkt, bildet einen eigenthümlichen Gegensatz zu dem warm eingehüllten Paar im Schlitten. Derselbe speingt auf seinen lustigen Sitz hinten am Schlitten ahne weitern Schutz als den, welchen ein paar Lederstiefel, eine Mütze und ein Schawl um den Hals ihm gewähren. Aber der glückliche Bursche ist in beständiger Bewegung, indem er bald nebenher läuft, wenn es bergauf geht, bald wieder hinten aufspringt, um durch sein Gewicht den Schlitten am allzuschnellen Bergabwärtsgleiten zu verhindern.

Die Winterlandschaft gewährt einen großartigen und erhabenen Anblick. Der Schnee liegt in blendender Pracht auf den hohen Föhrenbäumen und drückt so schwer auf die starken dicken Zweige, daß dieselben sich unter der Last biegen. Um diese Jahreszeit steht die Sonne so tief am Himmel, daß sie sich nicht über die mächtigen schroffen Felsen erhebt und den engen Thälern nur wenig Licht spendet. Darum ist der plötzliche Anblick der Ebene nach langer Fahrt durch düstre Gründe denn auch doppelt prachtvoll. Der Sonnenschein fällt in zauberischem Glanz auf den flimmernden Schnee und bricht sich in mannichfachen Farben auf den belasteten Zweigen und Stämmen, während die fernen Felsen im Hintergrunde einen dunklen Schatten über die Ebene werfen und so das Meer von Licht und Glanz noch stärker hervorheben. Bei Nacht scheint der Mond so hell als ob es Tag wäre, und dann und wann, obgleich nicht sehr oft, strahlen auch Nordlichter am Himmel. Dieselben sind in mancher Beziehung von denen verschieden, welche in England erscheinen; namentlich haben sie sehr selten die prächtige Rosenfarbe, die bei uns so sehr bewundert wird. Sie beginnen im Norden mit ziemlich schwachem Licht, nehmen aber an Glanz zu, je mehr sie sich dem Zenith nähren; hierauf wird dann der Mittelpunkt, von dem sackende Streifen ausstrahlen, welche den Säulen eines Riesendomes gleichen. Quer durch diese Strahlen schwebt ein horizontaler Lichtstraum, welcher bald hellaufglüht und bald ganz verschwindet; mitunter kreuzen sich auch zwei solche Lichtbrücke und ergeugen die schönsten Regenbogenfarben; sonst aber ist Alles farblos wie Mondschein. Es ist eine Thatsache, daß das Nordlicht mit seltenen Ausnahmen nur in Mondschinnächten sich zeigt und nur selten im Süden gesehen wird. Bei mildem Wetter betrachten die Norweger das Erscheinen desselben als ein Anzeichen von Regen, bei starker Kälte aber als ein Anzeichen von Schnee.

So ergötzlich das Schlittenfahren in Norwegen ist, so muß dasselbe dennoch mehr Vergnügen in Ländern gewähren, wo sich weite Ebenen nach allen Richtungen hin ausbreiten. Dieß empfindet man in Norwegen besonders dann, wenn man im Schlitten mit Windseile über die glatte Oberfläche der zugefrornen Flüsse dahinfliegt, welche im Winter als Landstraßen benutzt werden. Zäune werden niedergerissen und Thore aus den Angeln gehoben, um einen Weg nach dem Fluß zu eröffnen und dadurch einen Umweg über Berg und Thal zu ersparen. An den Orten, wo das Eis wegen eines nahen Wasserfalles oder anderer Ursachen halber nicht so fest ist, daß man sicher hinüberfahren könnte, erbaut man eine Winterbrücke; diese besteht aus gleich langen, horizontal gelegten Baumstämmen, welche auf beiden Seiten an querüberlaufende Balken befestigt werden. Dieß Gerüst schwimmt wie eine Schiffsbrücke so lange auf den Wellen, bis das Eis demselben einen festen Halt gibt.

Die Fußgänger haben gleichfalls ein Mittel, schnell von einem Ort zum andern zu gelangen, in der Gestalt eines Mittelmeerschiffleins, welche Kölke heißt. Ein solcher zum Gebrauch eines Erwachsenen eingerichteter Schlitten ist ungefähr zwei Fuß lang und gegen 15 Zoll breit. Er besteht nur aus einem flachen Brett, welches auf zwei großen hölzernen, mit Eisen beschlagenen Schlittschuhen befestigt und vorn mit einem zur Handhabe dienenden Strick versehen ist. Diese kleinen Schlitten sind so leicht, daß man sie leicht dreggauf oder in der Ebene hinter sich herziehen kann; sobald der Besitzer des Kölke aber einen Bergabhang erreicht, setzt er sich auf und saust mit der Schnelligkeit eines Dampfwagens hinab, wobei er sich an dem vorn angebrachten Stricke festhält und mit den Füßen steuert. Von den Kölke's wird in einer umsassenden Weise Gebrauch gemacht. So oft ein klarer Frost ohne Schnee auf Thauweiter folgt, ist es fast unmöglich, ohne eiserne Spitze Nägel, welche vermittelst eines Riemens unter die Stiefel geschnallt werden, festen Fuß zu fassen. Schlittschuhe werden nicht viel gebraucht, da das Eis durch den vielen Verkehr, der auf demselben herrscht, sehr bald rauh und holperig wird.

Ein bei weitem nützlicheres und allgemeineres Wintervergnügen gewähren die Ekier oder Schneeschuhe. [1] Die in Norwegen gebräuchlichen sind einfacher als die, welche von Nord-Amerika nach England gebracht werden. Sie bestehen nur aus einem drei Zoll breiten und vier bis sechs Fuß langen dünnen Brett, welches vorn nach der Art eines Schlittschuhes zugespitzt und gekrümmt ist. In der Mitte befindet sich ein Bügel von geflochtenen Zweigen, in welchen der Fuß des Besitzers der Ekier hinein paßt, in ähnlicher Weise wie bei den gewöhnlichen Ueberschuhen. Man schlüpft mit den Füßen hinein, schiebt sich mit einer langen Stange, welche später zum Steuren dient, kräftig vorwärts, und fort geht es mit Steuermöglichkeit; bergab eben so rasch wie mit dem Kölke und in der Ebene noch bedeutend schneller. Die beiden kleinen Furchen, welche die Schneeschuhe zurücklassen, sieht man auf unzugänglichen Felsen und auch auf dem Eise der Flüsse in schnurgerader Linie dahinlaufen, welches beweist, mit welcher Eile der Weg zurückgemacht worden ist. Aus einer kleinen Entfernung gesehen, gleichen die auf Schneeschuhen einen Berg hinabstiebenden Männer mehr Vögeln als menschlichen Wesen. Diese Art von Motion ist nicht immer nur ein Zeitvertreib gewesen; in Norwegen und Schweden hat es frühreihin Regimenter, welche auf Schneeschuhen exerciren mußten, und zu Anfange dieses Jahrhunderts während des Krieges zwischen beiden Ländern wurden dieselben auch zum activen Dienst gebraucht. Im Winter von 1812 auf 1813 überschritt ein Detachement eines jener schwedischen Regimenter die Gränze, ergriff einen norwegischen Bauern und zwang ihn durch die härtesten Drohungen den Hinüber, zu einigen Barposten seiner Landsleute zu spioniren, welche das Detachement überfallen sollte. Er willigte ein; da er aber ein guter Patriot war und bemerkte, daß die Schweden nicht wußten, welche Richtung sie einzuschlagen hätten, so beschloß er, sie irre zu führen. Er ergriff eine Fackel, bat sie, ihm zu folgen und schoß auf einen Schneeschuhen davon, die über Berg und Thal nach einer ganz entgegengesetzten Richtung führend, während sie, ohne an Verrath zu denken, blindlings seiner Leitung folgten. Als der Zug aber am Rande eines Abgrundes anlangte, warf der Bauer seine Fackel zum jenseitigen Felsen hinüber, schlenderte seine Schneeschuhe von sich und verbarg sich im tiefen Schnee. Die Schweden, von dem langsamen Hinabsinken der Fackel, ihres Leitsterns, geäuscht, meinten, daß sie auf einem Hügel ständen, dessen Abhang nicht steiler sey als diejenigen, welche sie bereits passirt hatten, und da sie der grossen Dunkelheit halber die Bewegungen ihrer Führere nicht wahrgenommen, so eilten sie mit denselben Schnelligkeit weiter. Auf diese Weise stürzten alle in den tiefen Abgrund, und fanden ihren Tod beunten auf den breiten Felsen.

[1] Dänisch: Skötter; schwedisch: Skid. Anm. d. Uebers.

Miscellen.

Die Bevölkerung von Sarawak, wo Rajahsch Sir J. Brooke residirt, soll seit den letzten zwei Jahren nach Versichtung der Piratenflotte von 8000 auf 50,000 S., die Schiffahrt von 2000 auf 22,000 Tonnen gestiegen sein. In der neuen Stadt bei dem Fort James und an dem Fluß Batang Lupar ist jetzt eine Bevölkerung von mehr als 200,000 S., das Feld wird gebaut, das früher jahrelang brach lag, und alle sollen nur von dem Rajahsch Schutz erwarten. Nach der Schilderung Captian H. Keppels in „A Visit to the Indian Archipelago" scheint sich dort allerdings viel Leben zu entwickeln.

Entdeckung eines gallorömischen Gemäldes. Bei einigen Ausgrabungen, die vor kurzem zu Nizy le Comte, bei Laon, geschahen, machte man eine seltsame Entdeckung, nämlich Fragmente eines Mauergemäldes, die wahrend legend einer Geschäftierung durch den Einsturz der Mauer begraben wurden. Das Gemälde schreint aus einer Anzahl Figuren bestanden zu haben, was man aber fand, war nur Gesicht, der Arm und ein Theil der Kleidung einer Frau. Die Zeichnung des Gesichts ist augenscheinlich von einer geübten Hand. Eben daselbst fanden sich auch Bruchstücke von Marmor mit Inschriften, und auch ein sehr merkwürdiges Gefäß. (Liter. Gaz. 25 December.)

An die Abnonenten des Auslandes.

Die Verlagshandlung hat sich entschlossen diese Zeitschrift in der Zukunft als Wochenblatt erscheinen zu lassen, da ohnehin fast sieben Achtheile des Abonnements in wöchentlichen Lieferungen versendet werden. Es wird hiedurch nicht nur das vielfache Abbrechen der Artikel größtentheils vermieden, sondern auch dem Wunsche vieler, namentlich älteren Leser des Auslandes entsprochen, statt der kleineren Schrift eine größere einzuführen, ohne deßhalb an Stoff bedeutend weniger zu geben. Da die Titel von fünf Tagesnummern wegbleiben, so beträgt der Unterschied trotz der bedeutend größern Schrift in sechs Tagesnummern oder einem Wochenhefte nur wenig über eine Spalte. Die unterzeichnete Redaction hofft deßhalb, das diese neue Einrichtung von den Lesern mit Vergnügen wird aufgenommen werden, und da die Verlagshandlung sich bereit zeigt, Rede neue Hülfsmittel der unterzeichneten zur Verfügung zu stellen, so wird sie um so mehr bemüht seyn, dem bekannten Zwecke des Auslandes gemäß, solches nach Kräften zu bearbeiten.

Augsburg den 28 December 1852.

Die Redaction.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Umschlag zum Monat December und Jahresregister.)

8100
BUCHBINDEREI
OBERMEIER
Benzstrasse 2
84056 Rottenburg
Telefon 08781/5 50